Encyclopädie

der

deutſchen Nationalliteratur

oder

biographiſch-kritiſches

LEXICON

der deutſchen

Dichter und Proſaiſten

ſeit den früheſten Zeiten;

nebſt

Proben aus ihren Werken.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. O. L. B. Wolff,

Profeſſor an der Univerſität zu Jena.

Zweiter Band.

C bis F.

Q 832

ELBINGER STADTBIBLIOTHEK

FRIEDRICH BUCHNER.

Leipzig,

Verlag von Otto Wigand.

1837.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

847

~~BIBLIOTEKA [illegible] UNIWERSYTETU~~

Andreas Calagius,

ein zu ſeiner Zeit um die Cultur der deutſchen Sprache verdienter Mann, ward am 30. November 1549 zu Breslau geboren, wurde nach vollendeten Studien Magiſter der Philoſophie, Rector der Schule zu Glatz und ſpäter Profeſſor am Maria Magdalenengymnaſium in ſeiner Vaterſtadt, und kaiſerlicher gekrönter Poet. Er ſtarb daſelbſt am 21. November 1609.

Er ſchrieb:

Suſanna, eine zumal luſtige und gar newe Comoedia. Geſtellet von M. Andrea Calagio Vratisl. Görlitz, 1604. 8.

zwar in den damals gewöhnlichen Verſen aber nicht ohne dramatiſches Leben und Talent.

Johann Heinrich Caliſius

ward im Jahr 1633 in Wohlau bei Rheinsdorf geboren, ſtudirte Theologie, erhielt nach vollendeter akademiſcher Laufbahn ein geiſtliches Amt zu Limburg und ſpäter zu Sulzbach, wo er 1670 ſtarb.

Von ihm erſchien:

Kloridans blauer Kornblumen dreifaches Bündlein. Ulm, 1655.
Andächtige Hauskirche. Ulm, 1655.

Von dem damaligen ſchlechten Geſchmack befangen verſuchte er ſich meiſt in ſüßlichen und gezierten Schäfergedichten, die weder Talent verrathen noch ſonſtigen Werth haben.

Franz Callenbach,

ein Jeſuit, der in der zweiten Hälfte des 17. und zu Anfange des 18. Jahrhunderts lebte und von deſſen näheren Verhältniſſen durchaus nichts bekannt iſt.

Er gab heraus:

Wurmland. Ohne Ort und Jahreszahl.
Eclipses politico-morales. O. O. u. J.
Quasi, sive mundus quasificatus. O. O. 1715.
Quasi vero, der hinkende Bott hat ſich wohl. O. O. 1715.
Genealogia Nisibitarum. O. O. 1715.
Puer centum annorum. O. O. u. J.
Almanach. Welt- Sitten- Staat- Marter-Calender. O. O. u. J.

C's ſämmtliche Schriften ſind dramatiſirte Satyren, zuweilen mit lateiniſchen Verſen und Redensarten untermengt, grob und plump, im Geſchmack der katholiſchen Geiſtlichen jener Zeit und in keiner Hinſicht ein Muſter des Styls, aber ſie verrathen eine genaue Welt- und Menſchenkenntniß, einen tüchtigen, redlichen Willen und große Lebendigkeit, ſo daß ſie einen getreuen Spiegel, der Ausartung und Uebertreibung in den damaligen geſellſchaftlichen Verhältniſſen gewähren und deshalb in mehr als einer Hinſicht merkwürdig und wichtig ſind.

Wir laſſen hier einige Proben folgen:

Lied.

Ach liebſter Gott, wie geht es zu,
Wie ſeynd wir doch betrogen,
Die Warheit liegt ſtill in der Ruh
Mit quasi überzogen.
Es iſt kein Gold, was nur ſo glanzet
Es iſt kein Freud, was ſpringet und danzet,
Was ſo glantz, was ſo dantz,
Es iſt nur Gold vel quasi,
Es iſt nur Freud vel quasi.

Gekröntes Haupt der Sonnen gleich,
Doch hat es ſeine Mackel,
Verdunkelt wird in ihrem Reich,
Die ſchönſte Himmels-Fackel,
Den man ſo nennt, iſt kein Regent,
Der Nahm allein, iſt nur zum Schein,
Den man nennt, kein Regent,
Regirt doch nur ſo quasi,
Cron, Scepter, nur ſeynd quasi.

Ach wohl persona publica,
Sic tantum titulata,
Pro forma magna nomina,
Praecedit res privata,
Ein groß Geſchrey pro publico
Cum interesse proprio,
Publiciſt Mammoniſt,
Pro publico vel quasi
Nichts in der That als quasi.

Ein geiſtlich oder weltlich Wahl
Gehet aus ihren Schranken.
Majora Vota an der Zahl,
Muß man dem Simon dancken.
Si multum fit pecuniae
Emuntur duae tertiae
Wer Gold zehlt, wird erwählt,
Electus est vel quasi
Wird installirt vel quasi.

So gehts in Academiis
Da giebt es viel Doctores,
Plus tamen est in titulis,
Sunt sine fructu flores,
Gelehrte wenig, Doctoren viel
Das laß mir ſeyn im Quasi-Spiel,
Freche Stirn, ſchwaches Hirn
Doctores sunt vel quasi,
Sie lehren nur ſo quasi.

So ſeynd Ecclesiastici,
Wohl auch Religiosi,
Pro interesse Clerici,
In Claustris otiosi,
Nachdem Praesentz im Beutel klingt,
So mancher auch in Choro ſingt,
Louis d'Or macht den Chor.
Macht Clerium vel quasi
Macht Monachum vel quasi.

Foeminei sunt Generis
Jam plurimi Virorum,
Jus habet gens muliebris
Vir habet nihil horum,
Vir quasi Frau, Frau quasi Mann
Der Mann der duckt, ſo gut er kann
Quasi Mann, quasi Frau.
Sie Mann, er Frau vel quasi,
Sie Frau, er Mann vel quasi.

Ach quasi hat ſchon alle Ständ
Nach ſeiner Art gezogen,
Das quasi Gifft hat ganz behend,
Das Kind in Milch geſogen.
Man iſt vergnügt mit bloſem Schein
Und ſolt es auch ein Derwiſch ſeyn.
Quid pro quo, lähres Stroh.
Jetzt lebt man nur ſo quasi
Und kommt in Himmel vel quasi. *)

Zweite Staats-Tortur. **)

Mademoiselle Amouretge Mademoiselle Hardiesse, Mademoiselle Agreable, Mademoiselle Douceurge, Monsieur Allegro klagen über ihre Modimarter.

Amouretge. Pfui Teuffel Douceurge, was leyden wir der Modi zu lieb! Wir ſeynd ja veritable Teuffels-Martyrer. Der Welt, der Eitelkeit, der Modi, dem Staat zu lieb plagen wir uns Tag und Nacht. Meine Pariſer Modi-Schuhe drücken mich, daß ich manchmal vor Schmertzen möcht überlaut ruffen. Es friert mich am Halß und an der Bruſt, daß ich zittere und Zähnklappere. Doch weils die Modi iſt, muß ich mich alſo expectoriren. Wir tragen gleichſam ein weiß Pergament als ein charta pianca offenhertzig. Modi hin, Modi her, es iſt ſehr ungemächlich, man ſage was man wolle.

Douceurge. Amouretge, du haſt recht. Ich wollte, die Donners-Modi wäre, wo der Pfeffer wächſt. So gehts uns auch mit unſern Raifröcken. O daß doch alle Raifröck in Schweitzer Bumphoſen verwandelt würden! Der Kleider-Laſt iſt unten zu ſchwehr, und oben zu leicht. Wir ſpreitzen uns in dieſen Schantz-Körben, wie eine Krott auf der Hechel. Wir werden ja täglich ausgelacht, ſo offt wir in der Kirchen uns Zwerg in die Stühl müſſen eindringen. Jüngſt konnte ich kaum wieder heraus kommen, ſo breit hat ſich mein Rock gemacht.

Hardiesse. Und mich irrt, mich quält mein Aufſatz im Kopff. Die mehreſte Früh-Zeit geht mir drauf, biß ich alles mit meinem Spiegel collationirt hab, wirds gemeiniglich Mittag. Die Spiegel-Conferenz fängt an nach acht Uhr, offt auch ſpäter, nachdem ich den Abend zuvor mich in der Geſellſchafft hab aufgehalten.

Agreable. à propos, Hardiesse, vergeß deine Red nicht. In Geſellſchafften iſt mein gröſte Plag. Da ſteht Monsieur Allegro, der wird mir Zeugnus geben, wo es nöthig wäre. Ich hab die Ehr, daß er mich wohl kan leyden. Darüber piquiren und ſtichlen andere N N daß ich mich offt kaum mehr kan einhalten. Bald ſpiele ich nicht recht, bald bin ich ihnen zu Wetterleuniſch, bald tantze ich zu offt, bald finden ſie was in meiner Anſprach, bald irren ſie meine Mouſchen. Das kan ich nicht, und thue es nicht: Dann es geht über mich. Ich, ſagen ſie, verderbe die Compagnyen. Ich wäre zu hochmüthig, opiniastre, wiſſe nicht zu leben, und dergleichen Spott-Reden mehr. Auf ſolche Weis hat man in Geſellſchafft keine Diversion, ſondern Mortification, und möchte man wohl gar die Bleichſucht darüber bekommen. Bleibt man draus, iſts wieder nicht recht. Da heiſſt es, man wiſſe ſich nicht zu ſchicken unter die Leuth, man ſey Holtzböckiſch. Ich ſag gut rund, wegen vieler Verdrießlichkeit, die man in der Welt zu leyden hat, kommen mir manchmal Nonnen-Gedancken, wiewol man einen ebenmäſſig auf Polſter nicht ſetzt; ſo ſieht man mirs auch an meinem veritablen Cloſter-Geſicht ſchon an, daß ich zu einer qualificirten Nonnen geſchickt genug wäre. So bald ich aber meinen lieben Monsieur Allegro mercke, verſchwinden alle Cloſter-Concepten wie Rauch im Wind.

Mons. Allegro. Pardonnè moy Mademoiselle, ich bin derjenige nicht, der ſie von ſo H. Gedancken ſollte oder wollte abwendig machen. Was ihr aber beliebt von Staats-Chagrin und Verdrießlichkeiten zu melden, hat ſie gantz recht. Ich hoffe auch ſchon ſo viel ausgeſtanden zu haben, daß ich ebenfalls meritire, ins Marter-Regiſter geſetzt zu werden. Ich befleiſſe mich, jedermann nach Standes-Gebühr zu bedienen, werde wiſſentlich gegen niemand jemalen den Respect vergeſſen. Mit aller dieſer Bemühung, mit all meiner Höflichkeit kan ich vieler Hertz nicht gewinnen. Sie mocquiren ſich meiner, ſie affrontiren mich, wo ſie können. Die Fräuleins ſeynd ziemlich jaloux unter einander. Mach ich einer ein Reverentz, ſo verdrieſts die andere. Ruff ich dieſe auf zum Tantz, murrt jene. Iſt dann eine oder andere, die mich gern ſieht, hie und dort ein Schuß-Affection auf mich wirfft mit den Augen. Oder wann ich dieſe oder jene bediene mit Heimführen, gibts ſo gar unter uns junge Herren, die ein ſcheeles Aug auf mich laſſen funckeln, ja wohl gar vom Leder ziehen, unter dem Vorwand, es gereiche ihm zum prejudiz, was ſoll ich thun? Gar abstract leben, ce n'est pas la mode. Iſt auch gegen mein Naturelle. Die Natur hat mich zu keinem Eremiten gemacht. Ich liebe honette Compagny, wo treue Hertzen den Vorzug haben.

Hardiesse. Mon Dieu, Ich glaube, der Herr vexirt ſich und uns. Est il possible, daß jemand ſollte gefunden werden, einen ſo lieben obliganten Monsieur Allegro Tortur zu thun.

Amouretge. Sollte ich wiſſen, daß der Herr meinetwegen was müſte leyden, wollte ich gern (ſo lieb er mir auch iſt) auf alle amitié renunciren. Sein Wohlſeyn iſt mir lieber, als meine ſo empfindliche Freud ob ſeiner Conduite.

Allegro. Ich ſehe wohl, ſie mißgönnen mir die Glorie der Marter, deren ſie ſich doch ſelbſt rühmen.

Douceurge. Au contraire, er ſolle ſich deßwegen conserviren, uns in unſerer unumgänglichen Marter deſto länger zu consoliren.

Allegro. Aber ohne Scherz, ich leide mehr, als ſie ſich etwan können einbilden. Ich werde manchmal tranchirt vom Kopff an biß zu den Füſſen. Ich ſchnupp und rauche kein Toback; da begehe ich nun nach der Welt-Kinder Meinung ein groſſen Modi-Fehler. Dem iſt mein Perucken nicht recht, jenem der Hut Handtätzlein, Handſchuh. Ein anderer lachet über mein Kleid. Bald findet einer was an Schuhen. En fin, man contracarirt mich bald da, bald dort. Bey itziger Welt-Beſchaffenheit iſt nicht wohl mehr auszukommen.

Hardiesse. Hätte mir nichts weniger traumen laſſen, als die Ehre zu haben, den Herrn in der Gedult-, Schuld- und Marter-Banck für ein Collegen zu erkennen. Ich war der ungezweiffelten Meinung, der Himmel hange immer bey jungen Herren voll Geigen.

Allegro. Darum ſagt man, es ſey nicht alles Gold, was glänzt. Auch in ſo jungen Jahren finden wir unſere Marter-Portion. Es iſt nicht auszuſprechen, was ich in Univerſitäten ausgeſtanden. Ich hatte ſcharffe Ordre von meinem Hrn. Vatter, der war ein ſtrenger Mann, pur meinen Collegiis publicis und privatis abzuwarten, nicht zu debauchiren. Ich frequentirte anfänglich ſo gar die privatissima, die man wegen des Gewinns mehrentheils in Univerſitäten inventirt. Siehe, da wurde ich ordinari in die Compagny geruffen, zu Wein-Bier-Toback-Spiel-Caresse-Debauche. Blieb ich aus, ſo hatte ich ein Naſenſtüber über den andern; Ich muſte allerhand Spott-Praedicata hören, ich wäre ein Filz-Laus, ein Küſſenpfenning ꝛc. Wann ich zu Zeiten gantz vertiefft war in meinem Corpore juris, überfiele mich ein Compagny. Da konnte ich kein Mittel finden, ſie zu contentiren. Bald war der Wein nicht gut gnug, bald murrten ſie übers Freſſen. Summa, ich werde um mein gut Geld bald da, bald dort Modimäſſig cujonirt. Mein Wechſel bliebe aus. Meine Creditores klagten beym Retori Magnifico, der lieſſe mir per pedellum Universitatis ein Zahl-Termin ſetzen, bey Straff ad carcerem academicum geführt zu werden. Mein Hr. Vatter disputirte mir die Rechnung. Ich konnte ihm nicht genug vorlügen. Er war mir zu ſchlauch, alle Poſten unterſuchte er ſehr genau, ich ſtunde vor ihm gantz confuß. Mein Credit war hin. Man borgte mir kein Pfeiffen Toback mehr. O wie manche Nacht lage ich ohn Schlaff; titulum de praxi acquirendi hatte ich noch nicht ausſtudirt.

Duceurge. O mein lieber Allegro, das wären bittere Pilulen. Das gieng auf Studenten-Panquerot. Wie gieng es dann mit den Collegits?

---

*) Aus Quasi, sive Mundus quasificatus etc. Gedruckt in der Quasi-Welt.

**) Aus Almanach. Welt-Sitten-Staat-Marter-Calender u. ſ. w. S. 64 flg —

Allegro. Ach da wär nichts zu thun. Gantze Nächt ware ich manchmal gegen mein Willen auf der Debauch-Beitz. Andern Tags war ich kranck. Es ſchiene, ich wäre geſchickt auf die Univerſität nur das Frauenzimmer zu bedienen, Ducaten zu ſchmeltzen, Geſundheit Leibs und der Seelen zu hazardiren. O wie manch ſchön Buch verſoff und vertantzte ich, und ſollte es auch die H. Bibel geweſen ſeyn, mit Vorgeben, als wären ſie mir geſtohlen worden. Jetzt ſchauen ſie, meine hochgeehrteſte Fräuleins, das ſind Academiſche Modi-Marter, wodurch Eltern, ja gantze Familien biß zum Verderben torquirt werden.

Amour. So höre ich wohl, unſer Monsieur Allegro iſt ein Ertz-Martyrer. Der hat was ausgeſtanden. Wir alle müſſen ihm dißfalls das prae laſſen.

Allegro. Es hat würklich noch kein End. Ich gehe noch herum ohne accommodation. Ich bin allamodiſch gereiſt, bin graduirt. Es iſt zwar anitzo alles feyl, es mangelt aber mir an Speeſen. Den Schaden hab ich, den Spott zum postscripto. O mein liebſte Fräuleins, wie mancher galante homme ſtellt ſich allért, macht ſein Figur, und liegt indeſſen an einer peinlichen Folter, die doch äuſſerlich nicht in die Augen fällt. Amis je vous en pris, was ich hier aus ſonderbaren Vertrauen geredt, wird hoffentlich hier bleiben, ohne weiter zu ſpatziren. Es thät ja nur unſere Torten vermehren.

Agreable. Mons. Allegro, ſey ohne Sorg dißfalls. Ich guarantire in aller Namen, daß alles werde secretirt bleiben. Es liegt uns allen dran. Mit dieſer allerſeits Verſicherung machen wir dieſem Marter-Discours ein End. Hat der Herr Luſt, uns in die Opera zu accompagniren, wird er uns obligiren.

Hardiesse. Es iſt allerdings nöthig, Monsieur; Es dient uns in etwas nach ſo traurig kläglichem Discours zu soulagiren.

Amouretge, Douceurge. Wir bitten ja gantz dienſtlich, uns ſämbtlich dieſe plaisir zu machen. Sollte es auch ein oder andere verdrieſſen, n'import.

Allegro. Sie haben mit mir zu ſchaffen nach ihrem Begeben; Zu befehlen, nicht zu bitten. Es iſt mir ein ſonderbahre Ehr; Bitte mir nur aus, mich jederzeit bei deren Amitié zu erhalten. Je suis vostre Serviteur de tout mon coeur.

Joachim Heinrich Campe

ward im Jahre 1746 zu Deenſen im Herzogthum Braunſchweig geboren, erhielt ſeine Vorbildung auf der Schule zu Holzminden und ſtudirte dann in Halle und Helmſtädt die Theologie. Im Jahre 1773 wurde er Feldprediger bei dem Regimente des Prinzen von Preußen in Potsdam, verließ aber dieſe Laufbahn, um ganz ſeiner Neigung für das Erziehungsfach zu leben, ſchon 1777, und ging als Fürſtlich Deſſauiſcher Educationsrath und Vorſteher des Philanthropins, nachdem Baſedow dieſe Stelle aufgegeben, nach Deſſau. Er verweilte hier jedoch nur kurze Zeit und errichtete 1783 ein Inſtitut bei Hamburg, deſſen Leitung er 1783 dem Profeſſor Trapp übergab, um ungeſtört in Trittow bei Hamburg zu privatiſiren. Im Jahre 1787 ward er Herzogl. Braunſchweigiſcher Schulrath, Kanonikus und Eigenthümer der bisher mit dem Braunſchweigiſchen Waiſenhauſe verbundenen Buchhandlung, welche unter der Firma Schulbuchhandlung fortbeſtand und von ihm ſpäter an ſeinen Schwiegerſohn Vieweg abgetreten wurde. Nachdem er 1805 Dechant des Kyriakſtifts und von der theologiſchen Facultät zu Helmſtädt mit dem Doctordiplom beehrt worden, zog er ſich von allen Geſchäften zurück und lebte im Kreiſe der Seinigen in einer Gartenwohnung bei Braunſchweig, wo er am 22. October 1818 in ſeinem zwei und ſiebenzigſten Lebensjahre ſtarb.

Seine Schriften ſind in alphabetiſcher Ordnung:

Briefe aus Paris, zur Zeit der Revolution geſchrieben. Braunſchweig, 1790.
Commentar über die Worte des Plutarch; Die Tugend iſt eine lange Gewohnheit. Berlin, 1774
Ueber Empfindſamkeit und Empfindelei. Braunſchweig, 1779.
Die Empfindungs- und Erkenntnißkraft der menſchlichen Seele. Braunſchweig, 1779.
Die Entdeckung von Amerika. 3 Thle. Hamburg, 1780. — 14. Aufl. Braunſchweig, 1831.
Sammlung einiger Erziehungsſchriften. 2 Thle. Braunſchweig, 1778.
An meine Freunde. Wolfenbüttel, 1780.
Gemälde des Nordens. (Aus einer Sammlung merkwürdiger Reiſebeſchreibungen). Leipzig, 1823.
Philoſophiſche Geſpräche. Berlin, 1773.
Geographiſches Kartenſpiel von Deutſchland. Hamburg, 1784.
Kleine Kinderbibliothek. 12 Bdchn. Hamburg, 1779 — 84. 14. Aufl. in 6 Bdn. Braunſchweig, 1833.
Sämmtliche Kinder und Jugendſchriften. 38 Thle. Braunſchweig, 1806 — 22.
Klugheitsregeln für Jünglinge. Braunſchweig, 1806. 6. Aufl. 1821.
Verſuch eines Leitfadens beim chriſtlichen Religionsunterricht. Braunſchweig, 1791. 8. Aufl. 1813.
Neue Methode Kinder auf eine leichte Art leſen zu lehren. Hamburg, 1778.
Ueber einige u. ſ. w. Mittel zur Beförderung der Induſtrie u. ſ. w. Wolfenbüttel, 1785.
Moritz. Braunſchweig, 1789.
Die Muſen in dem Gefolge würdiger Regenten. Helmſtädt, 1767.
Väterlicher Rath an meine Tochter. Braunſchweig, 1789. — 10. Aufl. 1832.
Reiſe durch England und Frankreich. 2 Thle. Braunſchweig, 1803: N. Aufl. 1814.
Reiſe von Braunſchweig nach Carlsbad. Braunſchweig, 1806.
Sammlung merkwürdiger Reiſebeſchreibungen. 12 Thle. Hamburg, 1783 — 93. 6. A. 1831.
Neue Sammlung merkwürdiger Reiſebeſchreibungen. 7 Thle. Hamburg, 1802 — 6. 3. Aufl. 1831.
Robinſon der Jüngere. 2 Thle. Hamburg, 1779 — 80. 25. Aufl. Braunſchweig, 1833.
Rückreiſe von Paris nach Braunſchweig. Braunſchweig, 1804.
Der Schutzgeiſt von Berlin. 1768.
Kleine Seelenlehre für Kinder. Hamburg, 1780. 9. Aufl. 1830.
Sittenbüchlein für Kinder. Deſſau, 1777.
Proben einiger Verſuche deutſcher Sprachbereicherung. Braunſchweig, 1781 — 92.
Theophron. 2 Thle. Hamburg, 1788. 9. Aufl. 1832.
Auszug aus Theophron. Braunſchweig, 1760. N. Aufl. 1799.
Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutſchung der unſerer Sprache aufgedrungenen fremden Wörter. 2 Thle. gr. 4. Braunſchweig, 1801. N. Aufl. 1813.
Wörterbuch der deutſchen Sprache. 5 Bde. gr. 4. Braunſchweig, 1807 — 11.
Ueber das Zweckmäßige und Unzweckmäßige in Belohnungen und Strafen. Braunſchweig, 1788. u. ſ. w. u. ſ. w.

Campe hat ſich vorzüglichen Ruhm durch ſeine pädagogiſchen und beſonders durch ſeine Kinderſchriften erworben, einer Gattung in welcher ſeine Leiſtungen noch immer als unvernichtete Vorbilder gelten. Eine ſeltſame Gabe ſich zu dem Faſſungsvermögen der Jugend herabzulaſſen und dieſe eben ſo ſehr anzuregen und zu unterhalten als zu belehren, ein leichter, gefälliger, klarer und reiner Styl, warmes Gefühl und Lebendigkeit und Anſchaulichkeit der Darſtellung, ſo wie ſtets eine treffliche Wahl des Gegenſtandes, ſind nicht geringe Zierden derſelben und haben ihrem Verfaſſer unſterbliche Verdienſte um die Bildung unſerer Jugend erworben. Dies iſt jedoch jederzeit willig und dankbar anerkannt worden und Bücher wie der Campe'ſche Robinſon, die Entdeckung von Amerika, die Kinderbibliothek, fanden eine faſt unglaubliche Verbreitung und wurden vielfach benutzt und in die meiſten europäiſchen Sprachen überſetzt;

auch ſind dieſe Schriften unbedingt die beſte Lecture die man Kindern in die Hände geben kann. Die höheren Erziehungsſchriften des vortrefflichen Mannes athmen ebenfalls einen reinen Geiſt der Liebe und zeugen von ſeltſamer Umſicht, Vorſicht und Erfahrung. Als Sprachforſcher kommt ihm endlich auf gleiche Weiſe gerechte Anerkennung zu; Deutſchland verdankt ihm manche Belehrung und Bereicherung ſeiner Sprache, nur ließ er ſich durch ſeinen Eifer, dieſelbe von allem Fremdartigen zu reinigen, mitunter zu weit führen und gerieth zu Zeiten in einen Superpurismus, der ihn, da er an Uebertreibung ſtreifte, nicht immer vor dem muthwilligen Spott ſeiner Gegner bewahrte.

Seine Schriften ſind ſo allgemein zugänglich und bekannt, daß wir Mittheilungen aus denſelben für überflüſſig halten und den ohne dies beſchränkten Raum für anderweitige Auszüge ſparen. — Wo gäbe es wohl einen einigermaßen gebildeten Deutſchen, der in ſeiner Jugend nicht mit Entzücken den Robinſon Cruſoe, die Eroberung von Amerika, und in reiferem Alter den Theophron u. ſ. w. mit Nutzen und Dankbarkeit geleſen hätte.

Friedrich Rudolph Ludwig, Freiherr von Canitz

ward am 27. April 1654 zu Berlin geboren und erhielt, da er ſeinen Vater ſchon früh verlor, durch die Fürſorge ſeiner Großmutter, der Oberkammerräthin von Burgsdorf, einer in jeder Hinſicht ausgezeigneten Frau, die vortrefflichſte Erziehung. Im Jahre 1671 bezog er die Univerſität zu Leiden und begab ſich von hier im folgenden Jahre nach Leipzig, wo er die Rechtswiſſenſchaft ſtudirte und die Tüchtigkeit der erworbenen Kenntniſſe durch die öffentliche Vertheidigung einer akademiſchen Diſſertation bethätigte. Nach vollendeter akademiſcher Laufbahn kehrte er 1675 nach Berlin zurück und machte dann zu ſeiner Ausbildung eine große Reiſe durch Deutſchland, Frankreich und Italien. Familienverhältniſſe unterbrachen jedoch dieſelbe und riefen ihn wieder nach Berlin, wo er Kammerjunker und Legationsrath und von dem Churfürſt Friedrich Wilhelm während der Jahre 1681 bis 88 wiederholt in Staatsangelegenheiten verſandt ward. Dem Congreſſe zu Haag wohnte er 1698 als Miniſter ſeines Fürſten bei und ward vom Kaiſer Leopold mit dem Reichsadel beehrt. Nach einer ſehr glücklichen funfzehnjährigen Ehe (ſeit 1681) mit Dorothea von Arnim, welche durch den Tod der Gattin getrennt wurde, vermählte er ſich 1696 zum zweiten Male mit einem Fräulein von Schwerin, ſtarb aber bereits am 11. Auguſt 1698 als wirklicher geheimer Staatsrath in Berlin.

Seine Gedichte erſchienen erſt nach ſeinem Tode in folgenden Ausgaben:

Nebenſtunden unterſchiedener Gedichte, herausgegeben von Lange. Berlin, 1702. Neueſte Aufl. 1719.
Des Freiherrn von Canitz Gedichte, herausgegeben von J. U. König. Berlin, 1727. N. Aufl. 1765.
Dieſelben, herausgegeben von Bodmer. Zürich, 1737, mit Kupfern von S. H. G. (Geſtner) Bern, 1770.

C's Gedichte waren zu ihrer Zeit außerordentlich beliebt, was auch ſchon die vielen Ausgaben derſelben beweiſen. Dies rührte vorzüglich davon her, daß er ſich von dem ſchlechten Geſchmack jener Zeit frei zu erhalten wußte und im Verhältniß zu der damaligen Bildung der Sprache und des Verſes äußerſt correct und elegant ſchrieb. Seine dichteriſchen Leiſtungen ſind jedoch meiſt ein Erzeugniß des Verſtandes, und obwohl es ihnen nicht an natürlicher Wärme reiner Empfindung fehlt, ſo entbehren ſie doch des Glanzes der Phantaſie und der belebenden ſchöpferiſchen Kraft, auch leiden ſie hin und wieder an unerträglicher Breite und rhetoriſchem Ueberfluß. Die Trauerode auf den Tod ſeiner Gemahlin, welche u. A. hier mitgetheilt iſt, wird mit Recht als die gelungenſte Arbeit der ganzen Sammlung betrachtet.

Vgl. Königs Leben des Freiherrn von Canitz, in der von ihm beſorgten Ausgabe.
Charaktere der vornehmſten Dichter aller Nationen. Bde. 3. St. 2. S. 448 — 467.
Varnhagen von Enſe's biographiſche Denkmale. Bde. 4.

Klag-Ode

über den Tod ſeiner erſten Gemahlin.*)

Soll ich meine Doris miſſen**)?
Hat ſie mir der Tod entriſſen?
Oder bringt die Phantaſey
Mir vielleicht ein Schrecken bey?
Lebt ſie? Nein, ſie iſt verſchwunden;
Meine Doris deckt ein Grab.
Schneid, Verhängniß, meinen Stunden
Ungeſäumt den Faden ab!

Sollt ich dich noch überleben!
Der ich mehr, als mir ergeben,
Die ich in mein Herz gedrückt:
Die, die du mich ſo beglückt;
Daß die Welt mit Kron und Reichen
Mich zu keinem Neid gebracht,
Weil ich ſie, dir zu vergleichen,
Niemahls groß genug geacht?

Doris, kannſt du mich betrüben!
Wo iſt deine Treu geblieben,
Die an meiner Luſt und Gram
Immer gleichen Antheil nahm?
Du eilſt zur beſtirnten Straſſen,
Und haſt nun zum erſten mahl
Mich und unſern Bund verlaſſen;
Deine Wonne ſchafft mir Qual!

Was für Wellen und für Flammen
Schlagen über mich zuſammen!
Unausſprechlicher Verluſt,
Wie beklemmſt du meine Bruſt!
Und wie kömmts? da ich mich kränke,
Werd ich gleichſam wie ergötzt,
Wenn ich nur an die gedencke,
Die mich in dieß Leid geſetzt.

Möchte mir ein Lied gelingen,
Sie nach Würden zu beſingen:
Doch ein untermengtes Ach
Macht mir Hand und Stimme ſchwach;
Worte werden mir zu Thränen,
Und ſo muß ich mir allein,
In dem allergrößten Sehnen,
Der betrübte Zeuge ſeyn.

Ihr, die ihr mit Schrifft und Dichten
Könnt die Sterblichen vernichten,
Singt die Angſt, die mich verzehrt,
Und der Doris ihren Werth;
Daß man ſie, nach langen Jahren,
Mag bedauern, und auch mich.
Doch ihr könnt die Arbeit ſpahren
Wer kennt beydes ſo, wie ich?

---

*) Aus des Freyherrn F. R. L. von Canitz Gedichten. Herausgegeben von J. U. König. Berlin und Leipzig, 1750. 3. Auflage.

**) Die erſte Gemahlin des Herrn v. Canitz hieß Dorothea Emerentia, und war eine geborne von Arnim.

Ihrer edlen Seelen Gaben
Hielt ſie zwar nicht als vergraben;
Nein, ſie waren Stadt und Land
Meiſtens, mir doch mehr, bekannt.
Manches Weib wird hoch geprieſen,
Das kaum ſo viel Tugend zehlt,
Als die Seligſte von dieſen
Aus Beſcheidenheit verhehlt.

Daß ſie wohl mit Gott geſtanden
Sieht man, da ſie von den Banden
Dieſes Lebens wird befreyt;
Seht, wie ſie der Tod bedräut,
Aber ſelbſt beginnt zu zittern!
Denn ſie zeigt ihm lächelnd an,
Daß, der die Natur erſchüttern,
Ihren Schlaf kaum hindern kann.

In dem eitlen Welt-Gedränge,
Ward von der verführten Menge,
Die man allenthalben ſpührt,
Doris dennoch nie verführt,
Niemahls hatte ſie erkohren
Einen Gifft, der Zucker hieß;
Weil ihr etwas angebohren,
Das ſofort die Probe wieß.

Doch, in Worten und in Werken,
Ließ ſie einen Umgang merken,
Der nicht fremdes Thun verhönt,
Und das Seinige beſchönt.
Was für kluge Tugend-Sätze
Macht indeſſen nicht ihr Mund,
Und für ungemeine Schätze
Noch vielmehr ihr Wandel kund!

Gütig, jedermann begegnen,
Lieb und Wohlthat laſſen regnen,
Das war ihre beſte Kunſt.
Auch der höchſten Häupter Gunſt *).
Und ihr innerſtes Vertrauen,
Hat ſie nie zum Stolz bewegt.
Wir und das, worauf wir bauen,
Sprach ſie, wird in Staub gelegt.

Durch verſtelletes Beginnen,
Fremden Beyfall zu gewinnen,
War ein zu verächtlich Spiel,
Das ihr niemals wohl gefiel.
Und was war es ihr vonnöthen?
Ihre Stirn, die nie betrog,
Machte ſo den Neid erröthen,
Als ſie Hertzen an ſich zog.

Von der Anmuth ihrer Sitten
Fand ich mich ſchon längſt beſtritten;
Doch in unſerm Eheſtand
Ward ich heftiger entbrannt:
Weil ich ſo ein Herz erleſen,
Das, wenn Unglück auf uns ſtieß,
Eben ein ſo ſanftes Weſen,
Als im Glücke ſpüren ließ.

Bei der liebſten Kinder Leichen **)
Gab ſie kein verzagtes Zeichen.
Hof und Haus verging in Glut ***).
Aber nicht ihr Helden-Muth.
Regung, Sinn und Muth zu brechen,
Nach des weiſen Schöpfers Rath,
Und mir tröſtlich zuzuſprechen,
Das war alles, was ſie that.

Mit was lieblichem Bezeigen
Gab ſie ſich mir gantz zu eigen!
Und wie ſehr war ſie bemüht,
Bis ſie meine Neigung rieth.
Alles das hab ich verlohren!
Ach! wie werd' ich Traurens-voll!
Hat mein Unſtern ſich verſchworen,
Daß ich ſterbend leben ſoll?

Selbſt das Pfand von unſerm Lieben,
Das von allem übrig blieben,
Wenn ichs in der Unſchuld ſeh,
Machet mir ein neues Weh;
Weil ſein aufgeweckt Geblüte
Seiner Mutter froher Geiſt,
Und ſein unverfälſcht Gemüthe
Ihren wahren Abdruck weiſt.

Was mir ehmals wohlgefallen,
Schmeckt itzund nach lauter Gallen,
Und mich beugt der kleinſte Wind,
Weil er mich verlaſſen findt;
Mir erweckt das Schau-Gerüſte
Großer Höfe nur Verdruß,
Und mein Haus ſcheint eine Wüſte,
Weil ich Doris ſuchen muß.

Ich durchirre Land und Seen,
In den Thälern, auf den Höhen,
Wünſch ich, wider die Gewalt
Meines Schmertzens, Aufenthalt.
Berg und Thal, ſamt See und Ländern,
Können auch zwar mein Geſicht,
Aber nicht mein Leid verändern;
Denn ich finde Doris nicht.

Euch ihr Zeiten, die verlaufen,
Könnt ich euch mit Blut erkaufen,
Die ich offt aus Unbedacht,
Ohne Doris zugebracht!
Sonne, ſchenck mir dieſe Blicke!
Komm, verdopple deinen Schritt!
Eilt, ihr Zeiten, eilt zurücke,
Bringt mir aber Doris mit!

Aber nein: Eilt nicht zurücke!
Sonſt entfernen eure Blicke
Mir den längſt begehrten Tod,
Und benehmen nicht die Noth.
Doch, könnt ihr mir Doris weiſen?
Eilet fort! Nein, haltet ſtill!
Ihr mögt warten. Ihr mögt reiſen.
Ich weiß ſelbſt nicht, was ich will.

Helfte meines matten Lebens,
Doris! iſts denn gantz vergebens,
Daß ich kläglich um dich thu?
Kannſt du noch, in deiner Ruh,
Die getreuen Seufzer hören?
Rührt dich meiner Schickung Grimm?
Ach, ſo laß dein Schlummern ſtören!
Sieh dich einmahl nach mir um!

Zeige dich mit den Geberden,
Die ſo manches mahl auf Erden
Mich von Sorgen loß gemacht.
Gieb mir noch, zu guter Nacht,
Nur mit Winken zu verſtehen,
Daß du meinen Jammer kennſt,
Wenns der Himmel ſo verſehen,
Daß du dich auf ewig trennſt.

Laß in der Geſtalt dich ſchauen,
Wie dich in den ſeel'gen Auen
Eine Klarheit nun erleucht,
Der die Sonne ſelbſt nicht gleicht.
Oder ſcheint der Engel Freude
Nicht durch grober Sinnen Flohr;
Wohl! ſo ſtell in meinem Leide,
Dich auf andre Weiſe vor.

Dürft ich küſſend dich umfaſſen,
So, wie ich dich ſah erblaſſen,
Wie der werthen Augen Paar
Dir zuletzt gebrochen war,

---

*) Churfürſt Friedrich erwählte ſie einsmahls, aus eigener Bewegniß, um mit Sr. Durchlaucht. Gemahlin nach Hannover auf den Carneval als Oberhofmeiſterin, zu reiſen. Von beiden aber ward ſie jederzeit eines ganz beſondern Vertrauens gewürdigt.

**) Von ſieben in ihrer Ehe erzeugten Kindern blieb ihr nicht mehr als ein einiger Sohn im Leben.

***) Sein ſchönes Landgut Blumberg, welches 1695 faſt ganz in Aſche gelegt ward.

Und der Angſt-Schweiß deiner Wangen,
Als mit Perlen angefüllt!
Denn ſo wäre mein Verlangen,
Sollt ich meinen, ſchon geſtillt.

Ja, obgleich die Träume trügen,
So will ich mich doch vergnügen,
Wenn du in der ſtillen Raſt
Meinen Wahn befriedigt haſt.
Iſt denn dieſes auch verboten,
Ey! ſo ſteht die Hoffnung feſt,
Daß der finſtre Weg der Todten
Mich zu dir gelangen läßt.

Dann will ich, nach langem Schmachten,
Dich in Sions Burg betrachten.
Brich, erwünſchter Tag, herein!
Und mein ſterbliches Gebein
Soll, bis künftig unſre Seelen
Wieder in die Cörper gehn,
Nechſt bey dir, in einer Höhlen,
Die Verweſung überſtehn.

Wie geſchieht mir? Darf ich trauen?
O du angenehmes Grauen!
Hör ich meine Doris nicht?
Die mit holder Stimme ſpricht:
Nur drey Worte darf ich ſagen;
Ich weiß, daß du traurig biſt;
Folge mir! Vergiß dein Klagen,
Weil dich Doris nicht vergißt.

Der drey und ſiebenzigſte Pſalm.

Gott wird Iſrael erfreuen,
Wenn es Ihn von Hertzen meint;
Und ſein Volk noch benedeyen,
Ob es gleich in Aengſten weint.
Das iſt ſicher; Unterdeſſen
Hätt ich es beynah vergeſſen,
Und gezweifelt: ob Er ſieht,
Was auf dieſer Welt geſchieht.

Denn ich konnt es nicht ergründen,
Daß wer dich, o Schöpfer, höhnt,
In dem höchſten Grad der Sünden
Wird mit lauter Glück bekrönt.
Daß er, wenn er mit Vergnügen
Seiner Jahre Zahl erſtiegen,
Endlich bläſet ohne Graus
Den verfluchten Athem aus.

Er erhebt ſich, gleich den Zinnen,
Die von Marmor aufgethürmt,
Und verzärtelt ſeine Sinnen,
Wenn ſonſt eitel Unglück ſtürmt.
Wenn ſein Wanſt von Hoffart ſchwillet,
Wird ſein Wünſchen gleich erfüllet;
Ja was er zuweilen träumt,
Wird ihm alles eingeräumt.

Er verläſtert alle Sachen,
Die nicht ſein Gehirn gebiert,
Und darf ſelbſt darüber lachen,
Wie dein Arm den Scepter führt.
Wer mag ſeine Thorheit ſchelten?
Was er ſchaffet, das muß gelten,
Und ſoll, bildt er ſichs nur ein,
Uns gleich ein Orakel ſeyn.

Weil ihn nun kein Ziel beſchrencket,
Wird der Pöbel irr gemacht,
Daß er bey ſich ſelber denket:
Gott giebt nicht auf Menſchen acht,
Er ſchläft in dem Himmel oben,
Und läßt den Tyrannen toben.
Was hilft uns die Frömmigkeit?
Wir ſind arm, und er gedeyht.

Herr, ich muß die Wahrheit ſagen:
Mich verdroß der Lauf der Welt;
Darum hätt ich dieſen Klagen
Bald mein Ja-Wort zugeſellt,
Und geglaubt, daß, die dich preiſen,
Sich mit leerer Hoffnung ſpeiſen.
Zwar, ich dachte fleißig nach,
Doch war die Vernunft zu ſchwach.

Endlich ward in deinem Tempel
Mir eröffnet dieſer Schluß:
Daß der Böſen ihr Exempel
Nicht zur Folge dienen muß.
Denn, o Gott! du läßſt ſie wallen,
Daß ſie deſto härter fallen;
Es iſt eine Zeit beſtimmt,
Da ihr Stoltz ein Ende nimmt.

Schrecklich werden ſie verſtieben,
Leichter, als ein Traum, vergehn,
Und was etwan übrig blieben,
Wird in keinem Segen ſtehn.
Du vertilgeſt ihren Saamen,
Und es wird auf ihren Nahmen,
Den man erſt ſo hoch geſchätzt:
Nun ein ſteter Fluch geſetzt.

War es möglich? konnt ich wancken?
War ich ſchlafend oder blind?
Durch was thörichte Gedanken
War ich dümmer als ein Rind?
Daß ich, was du gut gefunden,
Zu beklügeln mich erwunden;
Dieſes, was ich ausgeübt,
Macht mich ſchamroth und betrübt.

Künftig werd ich nicht mehr gleiten,
Weil ich dich zur Seiten hab;
Herr, du ſelber wirſt mich leiten,
Dein Rath iſt mein Wander-Stab
Endlich nach viel Dornen-Hecken,
Wirſt du mir den Ort entdecken,
Da ich, aller Ehren voll,
Deine Wohlthat rühmen ſoll.

Könnte dieſes Rund der Erden,
Und ſein helles Sternen-Dach,
Meinem Willen dienſtbar werden,
Fragt ich warlich nichts darnach.
Mag mir doch der Cörper ſchwinden,
Und die Seele Schmertz empfinden;
Du bleibſt doch, o Gott, mein Heyl,
Meines Herzens beſter Theil.

Ich will mit der Böſen Haufen
Nicht auf einen fremden Pfad,
Noch dem Fall entgegen laufen,
Den ihr Thun verdienet hat.
Nur an dich will ich mich halten,
Dich laß ich in allem walten,
Und, ſo lang ich ſprechen kann,
Zeig ich deine Wunder an.

Die dritte Satyre.

Von der Poeſie.

Auf! ſäume nicht, mein Sinn, ein gutes Werck zu wagen,
Und aller Dichterey auf ewig abzuſagen;
Gieb weiter kein Gehör, wenn die Syrene ſingt,
Und ſuch ein ander Spiel, das beſſern Nutzen bringt.
Wie? ſprichſt du, ſoll ich ſchon den Zeitvertreib verſchwören
Dadurch ich bin gewohnt die Grillen abzukehren,
Der mir, in Sicherheit, bisher die Stunden kürtzt?
An ſtatt, daß mancher ſich, aus Luſt, in Unluſt ſtürtzt,
Und, weil ein ſchwartzer Punct im Würfeln ausgeblieben,
Zuletzt aus dem Beſitz der Güter wird getrieben.
Ich thu mir ſchon Gewalt, wenn ich viel Thorheit ſeh,
Die ich beſcheidentlich mit Schweigen übergeh;
Das aber ding ich aus, nicht zu des Nechſten Schaden,
Nein, ſondern nur mein Hertz der Bürde zu entladen,
Daß ich durch einen Reim, was ich den gantzen Tag
Geduldig angemerckt, mir ſelbſt vertrauen mag.
Da ſchenk ichs keinem nicht, kein Ort iſt, den ich ſchone,
Von ſchlechten Hütten an, bis zu des Königs Throne.
Ein bärtiger Heyduck, der, wie ein Cherubim,
Die Streit-Axt in der Hand, die Augen voller Grimm,

Der Auserwehlten Sitz verſchleußt für meines gleichen,
Muß, wie ein ſchüchtern Reh, von ſeiner Wacht entweichen,
Wenn mein gerechter Zorn erſt anzubrennen fängt,
Und ſich bis in den Schooß des blinden Glückes drängt,
Die Larve vom Geſicht des Laſters wegzureiſſen.
Weh dem, der thöricht iſt, und dennoch klug will heiſſen!
Denn wo ſein Nahme nur ſich in die Verſe ſchickt,
So wird er alſofort dem Mayer beygerückt,
In meinem Schüler-Stand, auf den beſtaubten Bäncken
Hub ſich die Kurtzweil an. Sollt ich auf Sprüche dencken,
Die man gezwungen lernt, und länger nicht bewahrt,
Als bis der kluge Sohn, nach Papagayen-Art,
Sie zu der Eltern Troſt, dem Lehrer nachgeſprochen,
So ward mir aller Fleiß durch Reimen unterbrochen,
Da mahlt ich ungeübt, in meiner Einfalt, ab,
Wenn Meiſter und Geſell mir was zu lachen gab;
Bis, nach und nach, die Zeit den Vorhang weggeſchoben,
Und mir, was ſcheltens-werth, hingegen was zu loben,
Was Hof und Kirch und Land und Stadt für Wunder hegt,
Und was mir ſelber fehlt, getreulich ausgelegt.
Das mach' ich mir zu Nutz, und durch des Himmels Güte,
Werd ich je mehr und mehr beſtärckt, daß ein Gemüthe,
Wenn es der Tyranney des Wahnes obgeſiegt,
Und ſeine Freyheit kennt, gantz Peru überwiegt:
Das iſts, was offt mein Kiel ſchreibt in gebundnen Sätzen.
Was mich nun dergeſtalt in Unſchuld kann ergetzen,
Wozu mich die Natur... Halt ein, verführter Sinn,
Drum eben ſtraf ich dich, weil ich beſorget bin,
Es möchte, was itzund noch leicht iſt zu verſtören,
Sich endlich, unvermerkt, in die Natur verkehren,
Wo hat Juſtinian das ſtrenge Recht erdacht,
Durch welches ein Phantaſt wird Vogel-frey gemacht?
Und, da ein weiſer Mann dieß für was Groſſes ſchätzet,
Daß man noch keinen Zoll auf die Gedanken ſetzet,
Iſt wohl der beſte Rath, man ſeh und ſchweige ſtill,
Und ſtelle jedem frei, zu ſchwärmen, wie er will;
Indem es faſt ſo ſchwer, die rohe Welt zu zwingen,
Als mancher Prieſterſchafft das Beicht-Geld abzubringen.
Ein Spiegel weiſet uns der Narben Heßlichkeit,
Doch wird er offtermahls deswegen angeſpeyt.
Du meinſt zwar, was du ſchreibſt, ſoll nie das Licht erblicken,
Wie bald kann aber dieß auch dir eins misglücken?
Von deinem ſchönen Zeug, entdeck ich, wie mich deucht,
Schon manch geheimes Blatt, daß durch die Zechen fleucht;
So wirſt Du ein Poet, wie ſehr Du es vermeineſt;
Wer weiß, ob du nicht bald in offnem Druck erſcheineſt?
Vielleicht wird dein Gedicht, des Müßigganges Frucht,
Noch bey der ſpäten Welt einmahl hervor geſucht,
Und mit dem Juvenal in einem Pack gefunden,
Wenn man ihn ungefähr in Löſchpapier gewunden.

Schreibt dir dein beſter Freund, der deinen Rath begehrt,
So ſcheints, als hielteſt du ihn keiner Antwort werth;
Bringt jemand ein Gewerb, das auf dein Wohlergehen,
Auf Ehr und Vortheil zielt; du läßt ihn drauſſen ſtehen;
Triffſt du Geſellſchafft an, die ein Geſpräch ergetzt,
Wo der Bekümmertſte ſein Lied beyſeite ſetzt,
So runtzelſt du die Stirn in ſo viel hundert Falten,
Daß du offt für ein Bild des Cato wirſt gehalten.
Ein jeder wollte gern erfahren, was dich quält;
Indeſſen ſchleichſt du fort, weiſt ſelbſt kaum, was dir fehlt.
Dein Haus wird zugeſperrt, die Schlöſſer abgeſpannet,
Wie es ein Zaubrer macht, wenn er die Geiſter bannet;
Und da die halbe Welt von aller Arbeit ruht,
Weckſt du den Nachbar auf, den des Camines Glut
Und ſpäte Lampe ſchreckt, die dich im Fenſter zeigen,
Als wolltſt du Thurm und Dach, aus Mondſucht, überſteigen.
Warum? Was ficht dich an? Was iſts? Was macht dich toll?
Ein Wort. Was für ein Wort? Das hinten reimen ſoll.
Verdammte Poeſie! Mein Sinn, laß dich bedeuten,
Eh ich die Nieſewurtz darf laſſen zu bereiten.
Greiff erſt die Fehler an, die du ſelbſt an dir ſiehſt,
Eh du der andern Thun durch deine Hechel ziehſt;
Dann ſollt ich hier die Müh, dich zu erforſchen, nehmen
Wir müſten, iſts nicht wahr? uns vor einander ſchämen,
Kurtz: Wer das Richter-Amt auf ſeine Schultern nimmt,
Der ſeh, ob ſein Geſetz mit ſeinem Wandel ſtimmt.
Wird doch die Cantzel roth, wenn ein erhitzter M..
Der geilen Heerde ſchwatzt, von Sodom, Rach und Feuer,
In Cloris Gegenwart, die noch verwichnen Tag
In dem verliebten Arm des treuen Hirten lag.

Iſts möglich, kann dir noch die Dichter-Kunſt gefallen?
Gieb Achtung, bitt ich dich, wie unſre Lieder ſchallen,
Und was für eine Brut man allenthalben heckt,
So weit ſich das Gebieth des Teutſchen Bodens ſtreckt.
Durch Opitz ſtillen Bach gehn wir mit trocknen Füſſen,
Wo ſieht man Hofmanns Brunn, und Lohnſteins Ströme flieſſen?
Und, nehm ich Beſſern aus, wem iſts wohl mehr vergönnt,
Daß er den wahren Quell der Hypocrene kennt?
Wer itzt aus Pfützen trinckt, tritt in Poeten-Orden,
So, daß der Helikon ein Blocksberg iſt geworden,
Auf welchem das Geheul des wilden Pans erthönt,
Der ſeine Sänger-Zunft mit Haſen-Pappeln krönt.
Vor Alters, wo mir recht, ward nie ein Held beſungen,
Wenn er nicht durch Verdienſt, ſich in die Höh geſchwungen;
Und eine Redens-Art, die Göttlich ſollte ſeyn,
Ward zu derſelben Zeit den Sclaven nicht gemein.
Wo lebt itzt ein Poet, der dieß Geheimniß ſchonet?
So bald er einen merckt, der ihm die Arbeit lohnet,
Wird ſeinem Pegaſus der Sattel aufgelegt,
Der ein erkaufftes Lob bis an den Himmel trägt?
Den wir mit ſolcher Poſt ſo offt zum Zorne reitzen,
Und öffter noch vielleicht, als ſich die Sterne ſchneutzen.
Daß groſſentheils die Welt in träger Luſt verdirbt,
Und ſich, um wahren Ruhm, ſo ſelten mehr bewirbt,
Iſt der Poeten Schuld. Der Weyhrauch wird verſchwendet,
Und manchem Leib und Seel, um die Gebühr verpfändet,
Daß die Unſterblichkeit ihm nimmer fehlen kann,
Der, wie ein Erden-Schwamm, ſich kaum hervor gethan,
Und den doch anders nichts vom Pöbel unterſcheidet,
Als daß ein blöder Fürſt ihn an der Seite leidet;
Da er für jedes Loth, das ihm an Tugend fehlt,
Ein Pfund des eitlen Glücks und ſchnöden Goldes zehlt.

Man denckt und ſchreibt nicht mehr, was ſich zur Sache ſchicket,
Es wird, nach der Vernunft, kein Einfall ausgedrücket,
Der Bogen iſt gefüllt, eh man an ſie gedacht,
Was groß iſt, das wird klein, was klein iſt, groß gemacht;
Da doch ein jeder weiß, daß in den Schildereyen
Allein die Aehnlichkeit das Auge kann erfreuen,
Und eines Zwerges Bild die Artigkeit verliehrt,
Wenn er wird in Geſtalt des Rieſen aufgeführt.
Wir leſen ja mit Luſt Aeneas Abentheuer.
Warum? Stößt ihm zur Hand ein grimmig Ungeheuer,
So hat es ſein Virgil ſo glücklich vorgeſtellt,
Daß uns, ich weiß nicht wie, ein Schrecken überfällt.
Und hör ich, Dido, dich von Lieb und Undanck ſprechen,
So möcht ich deinen Hohn an den Trojanern rächen.
So künſtlich trifft itzund kein Dichter die Natur,
Sie iſt ihm viel zu ſchlecht, er ſucht ſich neue Spur:
Geußt ſolche Thränen aus, die Lachens-würdig ſcheinen,
Und wenn er lachen will, ſo möchten andre weinen.
Ein Teutſcher iſt gelehrt, wenn er ſolch Teutſch verſteht.
Kein Wort kömmt für den Tag, das nicht auf Steltzen geht,
Fällt das geringſte vor in dieſen Krieges-Zeiten;
So, dünckt mich hör ich ſchon die Wetter-Glocke läuten:
Ein Flammen-ſchwangrer Dampf beſchwärtzt das Lufft-Revier,
Der Strahl-beſchwäntzte Blitz bricht überall herfür,
Der grauſe Donner brüllt, und ſpielt mit Schwefel-Keilen.
Der Leſer wird betrübt, beginnet fort zu eilen,
Bis er ins Trockne kommt; weil doch ein Wolcken-Guß
Auf ſolchen harten Knall nothwendig folgen muß,
Und läßt den armen Tropf, der Welt zur Strafe, reimen,
Wie ein Beſeßner pflegt, in ſeiner Angſt, zu ſchäumen.
Geht wo ein Schul-Regent in einem Flecken ab,
Mein Gott! wie raſen da die Dichter um ſein Grab;
Der Tod wird ausgefiltzt, daß er dem theuren Leben
Nicht eine längre Friſt, als achtzig Jahr, gegeben;
Die Erde wird bewegt, im Himmel Lerm gemacht.
Minerva, wenn ſie gleich in ihrem Hertzen lacht,
Auch Phöbus und ſein Chor, die müſſen, wider Willen,
Sich traurig, ohne Troſt, in Flor und Boy verhüllen.
Mehr Götter ſieht man offt auf ſolchem Zettel ſtehn,
Als Bürger in der That mit zu der Leiche gehn.
Ein andrer, von dem Pfeil des Liebens angeſchoſſen,
Eröffnet ſeinen Schmerz mit hundert Gauckel-Poſſen,
Daß man geſundern Witz bey jenem Täntzer ſpührt,
Den die Tarantula mit ihrem Stich berührt.
Was er, von Kindheit an, aus Büchern abgeſchrieben,
Das wird, mit Müh und Zwang, in einen Vers getrieben.
Die Seufzer, wie er meint, erweichen Kieſelſtein,
Die voll Gelehrſamkeit, und wohl beleſen, ſeyn,
Des Aetna Feuer-Klufft muß ſeiner Liebe gleichen,
Und aller Alpen Eis der Liebſten Kälte weichen.
Indeſſen aber wird das arme Kind bethört,
Und weiß nicht, was ſie fühlt, wenn ſie dergleichen hört;

Ja, wenn ihr Coridon, gebückt vor ihren Füſſen,
Der Klage Bitterkeit ein wenig zu verſüſſen,
Nichts anders als Zibeth und Ambra von ſich haucht,
Und ſie kein Bibergeil zum Gegenmittel braucht;
So mag des Mörders Hand, was ihm von ſeinem Dichten
Noch etwan übrig bleibt, auf ihre Grab-Schrifft richten.

Doro Caro s. Gerber.

Friedrich Wilhelm Carové

ward am 20. Juni 1789 zu Coblenz geboren, ſtudirte die Rechte und erhielt, nachdem er 1809 Licentiat geworden, im Jahre 1811 eine Anſtellung als Conſeiller-Auditeur bei dem Appellationshofe zu Trier. Nachdem er ſpäter mehrere Aemter bei der Rhein-Octroi bekleidet, wurde er 1816 Schiffzoll-Einnehmer zu Andernach und kurz darauf penſionirt. Jetzt ſtudirte er von Neuem Philoſophie in Heidelberg, Berlin und Breslau, trat dann in letzterer Stadt als Privatdocent auf, entſagte jedoch ſchon im folgenden Jahre dieſer Laufbahn und lebte ſeit dieſer Zeit als Privatgelehrter zu Frankfurt am Main.

Er gab heraus:

Taſchenbuch für Freunde altdeutſcher Zeit und Kunſt. Mit C. v. Grote. Köln, 1816.
Romantiſche Blätter. Eiſenach, 1818.
Ueber das Recht und die Gegenſtände der öffentlichen Beurtheilung. Trier, 1825.
Religion und Philoſophie in Frankreich. Göttingen, 1827. 2 Thle.
Ueber die allein ſeligmachende Kirche. Göttingen, 1827 2. Abth.
Was heißt römiſch-katholiſche Kirche? Altenburg, 1828.
Die letzten Dinge des römiſchen Katholicismus in Deutſchland. Leipzig, 1832.
Ueber das Coelibatgeſetz des römiſchen Klerus. 2 Thle. Frankfurt, 1832—33.
Kosmorama, eine Reihe von Studien u. ſ. w. Frankfurt a. M. 1831.
Moosroſen zum Chriſtgeſchenk. Frankfurt a. M. 1831.
Der Saint-Simonismus und die neuere franzöſiſche Philoſophie. Leipzig, 1831.
Reden an und Abhandlungen über die Burſchenſchaft. Eiſenach 1817. (Einzeln erſchienen.)
Die beiden Freunde. Leipzig, 1821.
Der Meſſianismus, die neuen Templer u. ſ. w. Leipzig, 1834.
Das römiſch-katholiſche Coelibatgeſetz in Frankreich und Deutſchland. Offenbach, 1834.
Rückblick auf die Urſachen der franzöſiſchen Revolution u. ſ. w. Hanau, 1834.
Ueber kirchliches Chriſtenthum u. ſ. w. Leipzig, 1835.
Zur Beurtheilung des Buchs der polniſchen Pilgrimme u. ſ. w. Zürich, 1835.
Einzelne Abhandlungen in Zeitſchriften u. ſ. w. u. ſ. w.

Carové iſt einer von den wenigen Schriftſtellern, welche mit ungetrübtem Blicke, ruhiger Beurtheilung, Scharfſinn und Geiſte, dem Laufe der Begebenheiten während der letzten Zeit folgten und ihre Einwirkung auf Kirche und Staat, ſo wie die daraus entſpringenden bereits eingetretenen, aber noch zu erwartenden Folgen, freimüthig und unpartheiiſch zu entwickeln ſuchten. Er hat vorzüglich auf die Forderungen und Aeußerungen des Katholicismus ſein Augenmerk gerichtet und ihnen, unterſtützt von gründlichen und hiſtoriſchen Kenntniſſen, die ihm gebührende Stellung angewieſen, ſtets Bezug auf die übrigen mehr oder weniger hervortretenden religiöſen Erſcheinungen des Tages nehmend und dieſe von dem Standpunkte eines klaren und unbefangenen Denkers aus würdigend. Eine gewandte, allgemein verſtändliche und beredte Darſtellung herrſcht in ſeinen ſämmtlichen Leiſtungen vor, und macht ſie um ſo empfehlenswerther. —

Jakob Carpov,

ein zu ſeiner Zeit geſchätzter Redner, ward am 29. September 1699 zu Goslar geboren, beſuchte die hohen Schulen in ſeiner Vaterſtadt und zu Gotha, ſtudierte darauf während der Jahre 1721 — 1725 in Halle und Jena, und trat nach Ablauf dieſer Zeit an letzterer Univerſität als Privatdocent auf. Streitigkeiten, in welche er verwickelt wurde, bewogen ihn jedoch dieſe Laufbahn zu verlaſſen und 1736 nach Weimar zu gehen, wo er 1737 Rector, 1742 Profeſſor der Mathematik und 1745 Director des Gymnaſiums wurde. Die Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin ernannte ihn ferner zu ihrem Mitgliede. Er ſtarb am 9. Juli 1768.

Von ihm erſchienen in deutſcher Sprache:

Trauerreden. Jena, 1736.
Der geſegnete Neujahrswechſel. Weimar, 1742.
Die glückſelige Einſamkeit. Weimar, 1743.
Feierliche Rede bei dem Regierungsantritt des Herzogs zu Sachſen-Weimar, Ernſt Auguſt Konſtantin. Weimar, 1756.

Carpov's Reden zeichnen ſich für jene Zeit vortheilhaft durch Einfachheit und Geſchmack aus. Seine theologiſchen Schriften und ſeine Bemühungen die Wolfiſche Philoſophie zu verbreiten, erwarben ihm damals jedoch noch größeren Ruhm.

Friedrich Auguſt Cartheuſer

ward am 6. Auguſt 1734 zu Halle geboren, ſtudirte Medizin zu Frankfurt an der Oder, erhielt 1753 das Doctordiplom und trat 1765 eine ordentliche Profeſſur der Arzneiwiſſenſchaft zu Gießen an. 1767 wurde er Heſſen-Darmſtädtiſcher Bergrath, 1772 Aufſeher des botaniſchen Gartens und 1778 Fürſtl. Naſſau-Ufingenſcher Kammerrath, doch mußte er bereits im folgenden Jahre wegen Kränklichkeit ſeine Aemter aufgeben. Er lebte von nun an als Privatmann auf einem ihm gehörigen Freigute bei Idſtein dann ſeit 1790 zu Birkenbach an der Bergſtraße und ſeit 1793 zu Schierſtein im Oberamte Wisbaden, wo er am 12. December 1796 ſtarb.

Von ihm erſchienen:

Sinngedichte von F. A. Cartheuſer. N. A. 1768. O. O.

Der Herbſt, eine Ode. Frankfurt a. d. O. 1762. 4.

Einzelne Gedichte in Zeitſchriften.

C. iſt als Dichter durchaus unbedeutend; ſeinen Epigrammen fehlt es an Witz, Kraft und Schärfe.

Franz Xaver von Caspar,

am 15. October zu München geboren, trat nach vollendeten Studien in Staatsdienſte und ward K. Baierſcher Regierungsrath zu Straubingen — 1801 in Ruheſtand verſetzt, lebte er ſeitdem als Privatmann zu München.

Er gab heraus:

Der Sturm. Singſpiel. München, 1798.

Der 13. Julius. München, 1799.

Maximilian I. Kurfürſt von Baiern. Bamberg, 1820.

Aventin. Hiſtoriſches Drama. Leipzig, 1825.

v. C. hat das hiſtoriſche Drama mit Erfolg cultivirt und ſich, da es ſeinen Leiſtungen nicht an Wärme, Wahrheit und Leben fehlt, günſtigen Beifalls erfreut.

Johann Wilhelm Christian Gustav Casparson

ward am 7. September 1729 in Ginſten geboren, erhielt ſeine Ausbildung im Halle'ſchen Waiſenhauſe und ſtudierte dann Theologie, Geſchichte und ſchöne Literatur. Nachdem er eine Zeitlang Erzieher bei dem Staatsminiſter von Canegießer in Kaſſel geweſen und ſich durch einige poetiſche Verſuche ausgezeichnet hatte und demzufolge Mitglied der deutſchen Geſellſchaft zu Göttingen (1751) und (1753) der Geſellſchaft der freien Künſte zu Leipzig geworden war, beſuchte er, von ſeinem Landesherrn Ludwig Wilhelm VIII. unterſtützt, die Univerſität Göttingen, um ſich zu einer Profeſſur der ſchönen Wiſſenſchaften vorzubereiten. Der ſiebenjährige Krieg zwang ihn jedoch zwei Jahre darauf dieſelbe bereits wieder zu verlaſſen und dem fürſtlichen Hofe nach Niederſachſen zu folgen. 1758 ward er Mitglied der deutſchen Geſellſchaft zu Bremen, und 1759 Profeſſor der Geſchichte und ſchönen Literatur am Collegium Carolinum zu Kaſſel, um deſſen Verbeſſerung er ſich ſehr verdient machte. Nachdem er ſtets wiſſenſchaftlich thätig, noch Profeſſor am Kadettencorps und Mitdirector des Lyceum Fridericianum, ſo wie beſtändiger Secretair der Geſellſchaft der Alterthümer und Fürſtl. Heſſiſcher Rath daſelbſt geworden, ſtarb er im hohen Alter, allgemein verehrt und geachtet, am 3. September 1802.

Er gab heraus:

Ankündigung eines epiſchen Gedichts der altſchwäbiſchen Zeit. Kaſſel, 1780.

Wilhelm der heilige von Oranſe. — Erſter Theil von Heinrich Turheim. Kaſſel, 1781. Zweiter Theil von Wolfram von Eſchenbach. Kaſſel, 1784. 4. Der dritte Theil iſt nicht erſchienen.

Gedichte. Kaſſel, 1797.

Die unbewohnte Inſel. Singſpiel. Kaſſel, 1762.

Jahnhilde. Trauerſpiel. Kaſſel, 1768.

Theutomal. Trauerſpiel. Kaſſel, 1771.

Aſkonius und Irene. Allegoriſches Drama. Kaſſel, 1794.

Geſchichte ſämmtl. Heſſen-Caſſel. Franzöſ. Colonieen. Kaſſel, 1785.

Geſchichte der alten Zeiten und Völker. Kaſſel, 1787.

Einzelne Abhandlungen und Gedichte in Zeitſchriften u. ſ. w.

Als Dichter iſt C. nie von Bedeutung geweſen; er huldigte dem gereinigten Geſchmacke der ſogenannten Zweiten Sächſiſchen Schule zu ſeiner Zeit und ſuchte ſich in ſeinen Beſtrebungen den Koryphäen derſelben anzuſchließen, doch ſind ſeine lyriſchen und dramatiſchen Poeſieen längſt der Vergeſſenheit übergeben und verdienen es auch nicht, derſelben wieder entriſſen zu werden. Als deutſcher Alterthumsforſcher erwarb er ſich jedoch manches Verdienſt, das ſeinen Namen der Nachwelt würdig aufbewahren wird. —

Johann Ludwig Casper,

Dr. und Profeſſor der Medicin, Königl. Preuß. Medicinalrath und Ritter des rothen Adlerordens dritter Klaſſe in Berlin, ward daſelbſt am 11. März 1796 geboren, ſtudierte in ſeiner Vaterſtadt und in Halle die Arzneiwiſſenſchaft, machte von 1820 — 22 eine größere Reiſe durch Frankreich und England und habilitirte ſich nach ſeiner Rückkehr als Docent an der Berliner Univerſität.

Außer einer Reihe ſehr verdienſtvoller mediciniſcher Schriften, deren Nennung hier nicht an ihrem Platze wäre, ſchrieb er unter dem angenommenen Namen Till Baliſtarius:

Die Karfunkelweihe. Romantiſches Trauerſpiel. Leipzig, 1817,

eine geiſtreiche und witzige Verſpottung der falſchen Romantik, ſo wie mehrere einzelne, in Zeitſchriften verſtreute Gedichte, welche ein ſchönes und glückliches Talent beurkunden.

Johann Friedrich Castelli

ward am 6. März 1781 zu Wien geboren, privatiſirte daſelbſt bis zum Jahre 1812 und bekleidete ſeit dieſer Zeit die Aemter eines K. K. Ständiſchen Officials, Hofoperndichters und Redacteurs des Wiener Converſationblattes.

Seine Schriften ſind:

Bären. Eine Sammlung Wiener Anekdoten 1 — 12. Wien, 1825 — 32.

100 vierverſige Fabeln. Wien, 1822.

Gedichte in niederöſtreichiſcher Mundart. Wien, 1828.
Poetiſche Kleinigkeiten. 5 Bdchen. Wien, 1816—1826.
Wiener Lebensbilder. Skizzen. Wien, 1828.
Lebensklugheit in Haſelnüſſen. Wien, 1825.
Logogryphen-Ungeheuer. Wien, 1829.
Gedichte. Einzige vollſtändige Sammlung. Berlin, 1835. 6 Bdchen.
Opern, größtentheils nach dem Franzöſiſchen: die Scheidewand; die Schweizerfamilie; die Familie auf Isle de France; Demophron; Alle fürchten ſich; Franciska de Foix; Ferdinand Cortez; Roderich und Kunigunde u. ſ. w.
Dramatiſche Dichtungen, größtentheils nach dem Franzöſiſchen: die Waiſe und der Mörder; Domeſtikenſtreiche; Guſtav; Raphael; Salmonio; der Marſchall von Luxemburg; der König und der Narr; die Waiſe aus Genf; der Schickſalsſtrumpf von den Brüdern Fatalis u. ſ. w.

C. gab ferner noch in Verbindung mit Anderen heraus:

Dramatiſches Sträußchen. Wien, 1816 fgde.
Huldigung der Frauen. Wien, 1822 fgde.
Wiener Converſationsblatt u. ſ. w. Außerdem lieferte er Gedichte und Aufſätze in die Abendzeitung, Zeitung für die elegante Welt, Almanache u. ſ. w.

Caſtelli's Muſe kann die Behaglichkeit genannt werden. Gewandtheit und Anmuth, ein gefälliges Spiel auf der Oberfläche des Lebens, leichte und glückliche Behandlung der Sprache wie der Gegenſtände, harmloſer Scherz und gemüthliche Freundlichkeit, Witz und Verſtand ſind ihm eigen; es fehlt ihm ſelbſt nicht an jener Würde als Dichter, welche Redlichkeit und Wohlwollen immer verleihen, aber Tiefe und Begeiſterung, ſo wie überhaupt alle höheren Eigenſchaften, welche Anſpruch auf die Verehrung und Bewunderung von Seiten der Zeitgenoſſen geben und ein Recht auf Ruhm bei der Nachwelt erwerben, vermißt man gänzlich bei ihm. Er iſt daher am glücklichſten im Komiſchen und Naiven, und ſeine öſtreichiſchen Lieder ſind Muſter von glücklicher und volksthümlicher ſchriftlicher Behandlung eines Idioms. In ſeinen dramatiſchen Arbeiten, die ſich mit wenigen Ausnahmen eines guten Erfolges auf der Bühne erfreuten und meiſt Nachahmungen und Bearbeitungen franzöſiſcher Vorbilder ſind, hat er leider zu ſehr dem ſchlechten Geſchmack des Tages gehuldigt und mehr den ſceniſchen Effect zu erreichen als die eigentlichen Anforderungen der Kunſt zu befriedigen geſucht.

Sankt Martin. *)

Eine Legende.

Sankt Martin mit viel Rittersblut'
Wohl über's Feld zum Jagen reit't,
Und als ſie kamen an einen Hag,
Ein nackter Mann an der Straße lag,
Dem klapperten vor Froſt die Zähne
Und an der Wimper fror ihm die Thräne. —
Er rang die Hände und bat mit Beben:
Sie möchten ihm ein Almoſen geben. —
Und alle die Ritter zogen fürbas,
Dem nackten Armen gab keiner was;
Sie wendeten von ihm das Angeſicht,
Die Jammergeſtalt zu ſchauen nicht. —
Der Martin aber ſein Roß hielt an:
„Von mir, du Armer, ſollſt was ha'n!“ —
Er nimmt ſein Schwert und alſogleich
Haut er ſeinen Mantel — geſticket reich
Mit Gold und Silber — entzwei in Eil'
Und giebt dem Nackten einen Theil,
Die andre Hälfte er ſelber behalt't
Und reitet den Andern nach in den Wald. —

Und wie den Martinus erblicket die Rott',
Ueberhäufen ſie ihn mit Hohn und Spott:
„Da ſeht nur einmal den Narren an,
„Theilt ſein Kleid mit dem Bettelmann;
„Der halbe Mantel ſteht ihm gar ſchön,
„Er kann damit zum Banquette gehn,
„Damit ihn künftig mag Jeder kennen,
„So woll'n wir den halben Ritter ihn nennen.“
Sie lachten und witzelten noch gar viel,
Martinus war all' ihres Spottes Ziel. —

Doch wie der Abend zu dämmern beginnt,
So wehet ein kalter, ſchneidender Wind;
Die Ritter hüllten ſich alle fein
In ihre großen Mäntel ein,
Und wollten reiten ſogleich von hinnen,
Doch konnten ſie keinen Ausweg gewinnen,
Nur immer tiefer kommens in den Wald
Und pfiff der Wind noch einmal ſo kalt,
Sie jammerten ſehr und vermeinten ſchier,
Sie müßten vor Kälte heut' ſterben hier;
Martinus nur mit dem halben Kleid,
Empfindet's nicht, daß der Wind ſo ſchneid't,
Er lächelt über ihr Schnappern und Bangen
Und ſitzt auf dem Roß mit glühenden Wangen. —

Und jetzo ein roſenfarbiges Licht
Hervor aus der dunkelen Wildniß bricht,
Und unter die Starrenden tritt heran
Herr Chriſt, mit dem halben Kleid angethan,
Das jenem Armen Martinus gegeben,
Und um ihn herum ſeine Engelein ſchweben.
Und Jeſus ſich zu Martino wendet:
„Ja, warlich, was Ihr den Armen ſpendet,
„Das habet Ihr mir ſelber gegeben,
„Und Früchte trägt's Euch im Tod' und im Leben;
„Jedwede Wohlthat — noch ſo klein, —
„Wird Euch erwärmen und lohnend ſeyn.“ —

Sie fielen All' auf ihr Angeſicht
Und Jeſus verſchwand; — doch des Glaubens Licht,
Es leuchtete über dem heidniſchen Haufen,
Sie ließen ſich alle zu Chriſten taufen.

Des Bauerknaben Beſchreibung der Stadt.

Vater! laßt mich zu Athem kommen,
Das war was Prächtiges in der That.
Mein Pathe — ihr wißt — hat mich mitgenommen
In die große, herrliche Stadt. —
Es iſt ja da drinnen gerad' wie im Himmel,
Im Kopf geht's mir immer noch um und um,
Man wird in dem ſchrecklichen Lärm und Getümmel,
— Ihr könnt mir es glauben — ordentlich dumm. —

Das iſt ein Thurm, — potz Donner und Hagel! —
Der reicht euch faſt in die Wolken hinein,
Der unſrige iſt gegen den nur ein Nagel,
Und inwendig ſoll er noch höher ſeyn. —
Die Häuſer ſeh'n alle aus wie die Schlöſſer,
Sie ſind — ſo war ich kein Lügner bin —
So groß als unſer Schloß, — wo nicht größer —
Da wohnen gewiß nur Verwalter darin. —

Doch hat mich gewundert, — daß muß ich euch ſagen, —
Die Thüren von manchem Haus ſind ſo klein,
Da kann ja kein heubeladner Wagen,
Nicht einmal ein rechtſchaff'ner Ochſe hinein;
Auch hab' ich keine Gärten geſehen,
Nicht Wieſen, noch Aecker bei einem Haus:
So eingeſperrt, Vater, könnt' ich nicht beſtehen,
Sie ſehen auch alle ſo bleichwangig aus. —

Die Wagen ſind prächtig, mit Gold auch beſchlagen,
Doch Eins iſt närriſch, — das klärt mir mal auf, —
Die ſchlecht Gekleideten ſitzen im Wagen,
Und die Goldenen und Silbernen ſteh'n hinten auf, —
Und entweder müſſen's den Hafer ſparen,
Oder ſo ein Herr muß gewichtig ſeyn,

Aus J. F. Caſtelli's Gedichten.

Denn will er nur durch ein Paar Gaſſen fahren,
So ſpannen's ihm oft gar vier Pferde ein. —

Und Leute giebt's, Vater, in allen Straßen,
— Sie ſtoßen einen bald her, bald hin, —
Das hab' ich mir einmal nicht nehmen laſſen,
Es iſt ein ewiger Kirchtag da drin.
Jedoch erſchrack ich bei jedem Blicke,
All' Schritte kam mir ein Schulmeiſter im Lauf,
Sie tragen in Wien zwar keine Perücke,
Doch haben — wie unſ'rer — ſie Brillen auf. —

Ich bin mit dem Pathen im Wirthshaus geweſen,
Da hat man Speiſen und Braten vollauf,
Kein Menſch kann den ganzen Zettel durchleſen,
Doch das Beſte — die Knödel — ſteh'n doch nicht drauf. —
Der Wein, lieber Vater, war ſchwer zu genießen,
's war der, den Ihr heißt den Drei=Männer=Wein,
Wo zwei den dritten hübſch halten müſſen,
Damit er ihn bringt in die Gurgel hinein.

Kurzum! die Stadt hat mir gut gefallen,
Doch bin ich wie närriſch, zum Wagen gerannt,
Als ich hörte des Peters Peitſche knallen
Und als er rief: „Es iſt angeſpannt!"
Und wie hinter mir war der Häuſerhaufen,
Da ſchrie und jauchzte ich laut vor Luſt.
Jetzt, Vater, jetzt laßt auf die Wieſe mich laufen,
Denn immer noch iſt es mir eng' um die Bruſt.

Der Leibarzt des Fürſten.

Eine Anekdote.

Im Städtchen — ja der Nahm' entfiel mir ganz —
Ward von dem klugen Rath gebothen:
„Daß in dem Buch' — in dem der Todten
„Nahm', Sterbetag und Krankheit aufgezeichnet war —
„Des Arztes Nahm' auch eingezeichnet werde,
„Der ſie durch ſeine Kunſt befördert in die Erde." —
Und dieß geſchah auch ſtets mit Pünktlichkeit,
— So, daß zu jeder Zeit
Dieß Sterb'regiſter auswies, wie viel Kranke
Ein jeder Arzt in dieſer Stadt
Zum Himmel ſchon befördert hat. —
— Fürwahr, nicht gar zu ſchlecht war der Gedanke! —

Einſt kam ein fremder Fürſt auf ſeiner Reiſe
Durch dieſes Städtchen; nach der Großen Weiſe
Hat er den eig'nen Leibarzt auch bei ſich; —
Der aber — 's iſt doch wunderlich,
Die Herrn vermögen auch ſich ſelbſt nicht zu curiren —
Ging ſchnell hinüber in das beſſ're Land,
— Wo er viel' ſeiner Patienten fand,
Die vor ihm durch ihn mußten abmarſchieren —
In Proſa ſeys geſagt: Es ſtarb der Medicus;
Das machte nun dem Fürſten viel Verdruß:
— Denn der Verblichne kannte ſchon
Die kleinen Uebel alle auf ein Haar,
Womit der Fürſt behaftet war,
Und wußt' ihm — wenn auch nicht ganz zu befrey'n —
Doch mindeſtens ſie ihm aus den Sinn zu ſchwatzen. —

Bevor der Fürſt nun weiter reiſte,
Wollt' er die Leibarzt=Stelle neu beſetzen,
Er hörte von dem Buch und welchen Dienſt es leiſte,
Und gab Befehl, es ſchnelle zu durchſehn,
Und Jener, welcher von den Herren Doctoren
Durch Tod die wenigſten der Kranken noch verloren,
— Der Braune alſo unter dieſen Mohren —
Der ſollte künftig ihm zur Seite ſtehn, —

Man ging — man blätterte — man las die Nahmen,
Oft hatten Alle ſchon des Todes Thor
Den Leidenden geöffnet — wen'ge kamen
Nur unter tauſendmal im Buche vor,
Und unter Allen Einer nur erſchien,
Der zweimal erſt im Buche ſtand. —
Man ſtaunte — lief herum, bis man ihn fand,
Und führte vor den Fürſten ihn. —
Mit Huld empfing ihn dieſer, trug die Stelle
Des Leibarzt's dieſem Wundermann
Mit tauſend Thaler Jahrgehalte an. —
Der Arzt ergriff das Angebothne ſchnelle,
Und fragte nur, wie Er dazu denn käme,
Daß ihn der hohe Herr in ſeine Dienſte nähme?
„Weil Sie" — verſetzt der Fürſt — „ſo wie man ſagt —
„Der beſte Arzt im Städtchen ſind,
„Der weiß, was er beginnt, und nicht bloß wagt,
„Und weil im Sterbebuch Ihr Nahm nur zweimahl ſteht."
Da ſprach — verwirrend ſich — der Arzt geſchwind:
„„Ach, Durchlaucht! — welch ein Glück für mich, mit Danke
„„Erkenn' ich's, ach, wie ſchnell es mit mir vorwärts geht,
„„Erſt geſtern kam ich von der Univerſität,
„„Behandelte im Städtchen erſt zwei Kranke.""

Schwarz und Roſenfarben.

Schwarz.

Das Leben, ha! welch ein erbärmlich Spiel,
Es lohnt ſich kaum, vom Vater es zu erben,
Was iſt denn ſein erhab'nes letztes Ziel? —
Zu eſſen und zu ſchlafen, dann zu ſterben,
Um eine Hand voll Freuden
Unendlich viele Leiden,
Ein unerſättlich Ringen
Nach unerreichbar'n Dingen,
Ein dürrer Stamm, gefärbt durch Hoffnungs=Grün.
Ich will dies Spielwerk nicht und werf' es hin. —

Roſenfarben.

Liebliches Leben! herrliche Welt!
Wo ſich die Luſt ſtets erneuet,
Bahn, überſchattet vom Himmelsgezelt,
Rings um mit Blumen beſtreuet,
Wo Erd' und Wellen,
Lüften und Quellen,
Blüthen und Bäumen
Freuden entkeimen,
Schöpfer! dies Himmelsgeſchenk dank' ich dir,
Gönn' es, ach gönn' es noch lange mir. —

Schwarz.

Durchwandeln muß in dieſem Thränenthal
Der Sterbliche vier traurige Epochen,
Mit Recht iſt Weinen ob der künft'gen Qual
Sein erſter Laut, wenn er an's Licht gekrochen,
Er ringt in ſeiner Kindheit;
Mit einer ſteten Blindheit,
Den Jüngling wird mit Lügen
Die Phantaſie betrügen,
Jetzt tritt er in des Wiſſens Kreis ein Mann, —
Bald Greis, führt er nicht aus, was er begann. —

Roſenfarben.

Der glückliche Lebenspilger durchläuft
Vier ſegenbringende Länder,
Im Ländchen der Kindheit, wohin er nur greift,
Hat alles goldene Ränder,
Die Phantaſie ſtrahlet
Dem Jüngling und mahlet
Ihm ſchöner und milder
Die häßlichen Bilder,
Den Mann leitet Hymen zum ſüßeſten Glück,
Der Greis fährt in's Ländchen der Kindheit zurück. —

Schwarz.

Was dienet uns in Nöthen denn zum Stab,
Was ſind es denn für hochgeprieſ'ne Triebe,
Die uns das Schickſal hier zu leiten gab?
Der Glaube iſt's, die Hoffnung und die Liebe:
Der Glaub'! — gemaltes Feuer!
Die Hoffnung! — Nebelſchleier!
Die Liebe, — ha! — die Liebe!
Der ſchrecklichſte der Triebe.
Biſt du denn toll, — verblendet Menſchenherz, —
Daß du die Wonne ſucheſt in dem Schmerz?

Roſenfarben.

Ein Dreigeſtirn blinckert vom Himmel herab,
Erleuchtet die Bahn, wenn ſie trübe,
Uns freundlich vorſchreitend bis hin zu dem Grab:
Der Glaube, die Hoffnung, die Liebe.
Der Glaube, — die Säule
Vom ewigen Heile;

Die Hoffnung — der Schimmer
Durch Grauen und Trümmer;
Die Liebe, — die Liebe! die Seele der Welt,
Die Götter und Menſchen zuſammen hält. —

Schwarz.

Für ein Metall, das ihr der Erd' entwühlt,
Verhandelt ihr die Gunſt, das Recht, die Würde,
Der Reiche mit dem Armen frevelnd ſpielt,
Und dieſer trägt allein des Lebens Bürde.
Sind denn nicht alle Weſen
Zu gleichem Theil erleſen? —
Soll jener ſä'n und graben.
Und der die Ernte haben?
Natur erließ an Alle gleichen Ruf,
Die Habſucht nur ſich Zaun und Gitter ſchuf. —

Roſenfarben.

Laſſe die Thoren im irrigen Wahn
Um Länder und Schätze ſich raufen,
Viele der Freuden bieten ſich an,
Die darf man und kann man nicht kaufen:
Die ſchmeichelnden Lüfte,
Die würzigen Düfte,
Die labende Quelle,
Des Tages Helle,
Der grüne Teppich mit Blümlein geſtickt,
Dies wird dir von keinem Reichen entrückt. —

Schwarz.

Was iſt das Ende dann von aller Laſt,
Von dieſem inn= und äußerem Gedränge?
Ein Fleckchen Erde, welches uns umfaßt,
Kalt, finſter, dumpf, verſchloſſen, ſtumm und enge,
Wohin kein Licht mehr dringet,
Wohin kein Ton mehr klinget,
Wo ſich kein Puls mehr reget,
Kein Fiberchen beweget. —
So lohnt dem Schöpfungskönig ſich der Sieg,
Daß er ſo kämpfte, duldete und ſchwieg. —

Roſenfarben.

Nach langer ſtürmiſcher Reiſezeit gab
Natur uns den ſicherſten Hafen.
Iſt gar ein liebliches Plätzchen, das Grab,
Wo man ungeſtört ruhig kann ſchlafen;
Da winket dem Müden
Ein ewiger Frieden,
Da winket nach Kummer
Der ſüßeſte Schlummer,
Gar ſanft drückt der Tod uns die Aeuglein zu,
Nach harter Arbeit lohnt uns die Ruh'.

Troſtgedicht für die Kleinen.

Es hat mich immer ſehr verdroſſen,
Wenn man mich nur die Kleine hieß,
Viel Thränen hab' ich ſchon vergoſſen,
Daß Gott ſo klein mich bleiben ließ;
Doch jetzt hab' ich mir Zeit genommen,
Und überdachte mir es recht,
Da bin ich endlich d'rauf gekommen,
Es ſey denn doch nicht gar ſo ſchlecht. — —

Ihr Leidensſchweſtern! die der Himmel
Nicht hoch zu ſich empor geſtreckt,
Die darum, — weil ihr im Getümmel
Nicht vorragt, Mancher höhnt und neckt,
Bleibt hübſch am Boden, ſeyd beſcheiden,
Erhöhen ſoll euch dies Gedicht;
Hört an, was euch zum Troſt im Leiden,
Und um euch zu vertheid'gen ſpricht. — —

Es ſagt ein Wahrwort aller Zeiten:
Daß alles Kleine herzig iſt,
Weil man die Liebenswürdigkeiten
Ja niemals nach der Elle mißt. —
Ein jeder Menſch wird gut geboren,
Das Böſe ſchleicht ſich ſpäter ein,
Da ſind die Großen ganz verloren,
Bei kleinen iſt der Platz zu klein. — —

Uns kümmern Wetter nicht und Stürme,
Wir können immer ruhig ſeyn,
— Der Blitz ſchlägt öft'rer in die Thürme,
Als in die niedern Hütten ein. —
Mama Natur gab uns ganz weiſe
Im Duodezformat heraus,
Und ſchmückt auf dieſer Lebensreiſe
Gleich einem Taſchenbuch uns aus. — —

Wir wiſſen beſſer zu gefallen,
Wir ſchmiegen leichter uns in's Joch,
Und wenn wir Kleinen etwa fallen,
So fallen wir ja nie ſo hoch. —
Wie oft geſchieht es bei dem Großen,
Daß er nicht g'rade gehen kann,
Wir haben's beſſer, — denn wir ſtoßen
Uns nicht ſo leicht die Köpfe an. — —

Die undankbaren Männer klagen:
Ein Weib ſey eine Laſt ſogar,
D'rum wird ein Jeder lieber tragen
Die klein're Laſt, das iſt doch klar; -
Die Kleine macht nur kleine Schmerzen,
— Der Mann iſt ſicher vor Betrug, —
Denn in der Kleinen kleinem Herzen
Iſt nur für Einen Raum genug. — —

Wir ſind nur Miniaturgeſchöpfchen,
— Und darum lieblich anzuſeh'n; —
Zwar iſt es wahr, — daß kleine Töpfchen
Gewiß viel leichter übergeh'n;
Das kommt daher: Es ſind die Flammen
— Mehr theilend ſich im größern Haus —
Bei uns im engern Raum beiſammen,
Da brennt's denn gleich zum Dach hinaus. — —

Von all' den kleinen großen Leuten,
— Die ſchon gelebet, — red' ich nicht,
Und auch das Sprüchwort alter Zeiten:
— Was groß iſt, das iſt — ſag' ich nicht, —
Sonſt könnte man den Text mir leſen,
Und ſagen: Macht die Kleine da
Von Kleinigkeiten nicht ein Weſen,
Als wäre gar kein Großes da. — —

Nur Eines drängt's mich noch zu ſagen,
— Das ſoll auch nicht verſchwiegen ſeyn;
Ich muß die Großen alle fragen:
Wen lud Gott ſelber zu ſich ein? —
Uns hat ſein Sohn in Schutz genommen,
Sprach nicht der Spender alles Lichts:
Die Kleinen laſſet zu mir kommen!
Doch zu den Großen ſprach er nichts.

Lebensklugheits=Regeln.

Eine poetiſche Caprice.

Wenn dir's am Geld
fehlt; —
Wenn du nicht Raſt
haſt; —
Und dir dein Herz
Schmerz
Grauſam zerfleiſcht, —
heiſcht
Troſt dein Geſchick. —
Blick'
Bauend auf mich,
ich
Bleibe nicht fern; —
gern
Drückt Freundesarm
warm
Dich an die Bruſt; —
Luſt
Kündet dein Mund
und
Flieh'n wird der Gram
am
Buſen des Freund's. —
Scheint's
Leben dir grau,
ſchau'

Stets unter dich;
ich
Bürge dafür,
dir
Wird dann nicht ſchwer
mehr
Scheinen dein Loos; —
groß
Iſt ja die Welt, —
fehlt
Eins dir zum Glück,
pflück'
Dir in dem Hain'
ein
Andere Blum'
zum
Duftenden Schmaus
aus.

Nichts und Etwas.

Wenn ich ein Liedchen mach' auf Nichts,
So mach' ich denn doch immer Etwas, —
So manch Gedicht enthält ja Nichts
Und doch ſchreit man es aus für Etwas;
Von andern wieder ſagt man Nichts,
Obſchon daraus zu lernen Etwas,
D'rum gilt mir Lob und Tadel Nichts
Und alle Tage dicht' ich Etwas.

Das Beiſpiel lehrt: Der tauge Nichts,
Der plötzlich kommt von Nichts zu Etwas. —
Der Eine macht aus Etwas Nichts,
Der Andre macht aus Nichts ſchnell Etwas.
Man ärgert oft ſich über Nichts,
Wird wieder gut auch ohne Etwas.
Gott ſchuf die ganze Welt aus Nichts,
Und — Menſch! — Du glaubſt, Du ſeyeſt Etwas?

Biſt arm Du und beſitzeſt Nichts,
So giebt Dir keine Seele Etwas;
Im Gegentheil, bedarfſt Du Nichts,
So bietet alle Welt Dir Etwas; —
D'rum hoffe von den Freunden Nichts,
Und lege Dir bei Seite Etwas;
Ich meine Geld nicht, das iſt Nichts,
Doch Wiſſenſchaften, die ſind Etwas.

Wer alles Andre hält für Nichts,
Die Tugend nur allein für Etwas,
Den kümmert und dem ſchadet Nichts,
In ſeinem Buſen flüſtert Etwas:
Du thateſt hier des Böſen Nichts,
Doch thateſt Du des Guten Etwas,
Und wirſt Du einſtens hier zu Nichts,
So hoffe, Jenſeits iſt ein Etwas.

Der Pfeil und der Adler.

Eine Fabel.

Ein Pfeil, — der eben abgedrückt —
Schnell, wie der Blitz, die Luft durchzückt,
Sprach ſtolz zu einer Vögelſchaar,
Die neben ihm im Fluge war:
„„Seht her, und laßt mein Lob erſchallen,
„„Ich kann, wie ihr, die Luft durchwallen.““ —
Da lächelte ein alter Aar,
Erwiederte: „Du dauerſt mich,
„Wirſt deinen Stolz noch theuer zahlen —
„Durch einen andern hobſt du dich,
„Und durch dich ſelber wirſt du fallen!“ —

Wohlthätigkeit.

Bedarf ein Armer der Hülfe dein,
So laß dir nicht erſt ſeinen Lebenslauf leſen;
Für's Erſte muß man wohlthätig ſeyn,
Dann prüfen, ob man's mit Rechte geweſen.

Das Portrait des Schwätzers.

Der Schwätzer Garull zeigt ſein Conterfey
Und ſchmält, daß er gar nicht getroffen ſey; —
Wir aber danken dem Maler ſehr,
Denn Augen und Ohren büßten es ſchwer,
Wenn dieſer zum Sprechen getroffen wär'.

Celadon von der Donau s. Negelein.

Adalbert von Chamisso,

oder wie ſein ganzer Name lautet, Louis Charles Adelaide de Chamiſſo de Boncourt, ward auf dem Schloſſe Boncourt in der Champagne am 27. Januar 1781 geboren. Die franzöſiſche Revolution trieb ihn, noch ſehr jung, aus ſeinem Vaterlande nach Berlin, wo er 1798 als Page in Königl. Preuß. Dienſte trat und zwei Jahr ſpäter Lieutenant im Regimente Goetz ward. Mit großem Eifer wandte er ſich der Wiſſenſchaft und beſonders dem Studium der deutſchen Sprache, in welcher letzteren er, eine ſeltene Meiſterſchaft errungen hat, zu. Der Friede von Tilſit mit ſeinen Folgen löſte ſeine Dienſtverhältniſſe; er kehrte nach Frankreich zurück und ward auf kurze Zeit Profeſſor am Lyceum zu Napoleonville. Dieſer Beruf ſprach ihn jedoch nicht ſonderlich an, weshalb er ihm bereits 1812 wieder entſagte und ſich in Berlin dem Studium der Naturwiſſenſchaften widmete. Im Jahre 1813 ſchrieb er hier ſeinen „Peter Schlemihl“ ein höchſt eigenthümliches Buch, das 1814 von La Motte Fouqué herausgegeben wurde und in das Franzöſiſche, Engliſche, Holländiſche und Spaniſche überſetzt worden iſt. Von 1815—1818 begleitete er den Capitain von Kotzebue auf einer Reiſe um die Welt als Naturforſcher und ließ ſich darauf nach ſeiner Heimkehr gänzlich in Berlin nieder, wo er noch als Beamter bei den dortigen botaniſchen Sammlungen und Anſtalten lebt.

Seine Schriften ſind:

Muſen-Almanach auf das Jahr 1804 (gemeinſchaftlich mit K. A. Varnhagen. — Leipzig, 1804. — 2. und 3. Jahrgang. Berlin, 1805—6.
Peter Schlemihls wunderſame Geſchichte. Herausgegeben von de la Motte Fouqué. Nürnberg, 1814. 3. A. 1835.
Bemerkungen und Anſichten auf einer Entdeckungsreiſe unternommen in den Jahren 1815—18. Weimar 1821 (bildet den dritten Band von Kotzebue's Entdeckungsreiſe.
Gedichte. 2. A. Leipzig, 1834.
Einzelne Abhandlungen, Aufſätze, Gedichte u. ſ. w. in Zeitſchriften.
Deutſcher Muſenalmanach. Gemeinſchaftlich mit G. Schwabe. Leipzig, 1829—35.

Adalbert von Chamiſſo iſt einer der ausgezeichnetſten lebenden deutſchen Lyriker. Tiefer Ernſt, hervorgerufen durch Zorn über den Wahn und die Thorheiten der Welt, herrſcht in ſeinen Dichtungen vor, verherrlicht durch eine glühende Liebe für alles Edle und Große, und oft gemildert durch heiteren Scherz, der jedoch zu Zeiten, wo es gilt Aberwitz und Schlechtigkeit zu bekämpfen, in ſchneidenden, bitteren Spott übergeht. Die Herrſchaft, welche er über Sprache und Vers ausübt, iſt bewundernswürdig, um ſo mehr, als ſie nur eine Zugabe ſeiner Leiſtungen iſt, in welchen eine glänzende Phantaſie, Tiefe und Gedankenreichthum den erſten Rang einnehmen. Etwas Mittelmäſſiges iſt nie aus Chamiſſo's Feder gefloſſen. Der einzige Tadel, der ihn treffen möchte, beſteht darin, daß er ſich vorzüglich bei epiſchen Stoffen zu ſehr in Contraſten gefällt, und das Grauſenhafte mit Vorliebe behandelnd, mehr dem Anſcheine nach auf den Effect hinarbeitet, als eines ſo großen und glücklichen Dichters würdig iſt, um ſo mehr als er vielfach bewieſen hat, daß er auch die zarteſten und geheimſten Saiten des Gefühls, mit gefälliger und ſicherer Hand anzuſchlagen verſteht. —

Das Schloß Boncourt.*)

Ich träum' als Kind mich zurücke,
Und ſchütt'le mein greiſes Haupt;
Wie ſucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang' ich vergeſſen geglaubt.

Hoch ragt aus ſchatt'gen Gehegen
Ein ſchimmerndes Schloß hervor,
Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
Die ſteinerne Brücke, das Thor.

Es ſchauen vom Wappenſchilde
Die Löwen ſo traulich mich an,
Ich grüße die alten Bekannten,
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter dieſen Fenſtern,
Verträumt' ich den erſten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle
Und ſuche des Ahnherrn Grab,
Dort iſt's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch leſen umflort die Augen
Die Züge der Inſchrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So ſtehſt du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und feſt in dem Sinn,
Und biſt von der Erde verſchwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich ſegne dich mild und gerührt,
Und ſegn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenſpiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchſchweifen,
Und ſingen von Land zu Land.

Tragiſche Geſchichte.

's war Einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf ſo hinten hing,
Er wollt' es anders haben.

So denkt er denn: wie fang' ich's an?
Ich dreh' mich um, ſo iſt's gethan —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink ſich umgedreht,
Und wie es ſtund, es annoch ſteht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er ſchnell ſich anders 'rum,
's wird aber noch nicht beſſer drum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht ſich links, er dreht ſich rechts,
Es thut nichts Gut's, es thut nichts Schlecht's —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht ſich wie ein Kreiſel fort,
Es hilft zu nichts, in einem Wort —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und ſeht, er dreht ſich immer noch,
Und denkt: es hilft am Ende doch —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Kleidermacher-Muth.

Und als die Schneider revoltirt, —
Courage! Courage!
Haben gar grauſam ſie maſſakrirt
Und ſtolz am Ende parlamentirt:
Herr König, das ſollſt du uns ſchwören.

Und drei Bedingungen wollen wir ſtell'n: —
Courage! Courage!
Schaff' ab, zum Erſten, die Schneider-Mamſell'n,
Die das Brod verkürz'n uns Schneider-Geſell'n;
Herr König, das ſollſt du uns ſchwören.

Die brennende Pfeife, zum Andern, ſei —
Courage! Courage!
Zum höchſten Aerger der Polizei,
Auf offnener Straße uns Schneidern frei;
Herr König, das ſollſt du uns ſchwören.

Das Dritte, Herr König, noch wiſſen wir's nicht, —
Courage! Courage!
Doch bleibt es das Beſte an der ganzen Geſchicht,'
Wir beſteh'n auch darauf bis an's jüngſte Gericht;
Das Dritte, das ſollſt du uns ſchwören.

Minnedienſt.

Während dort im hellen Saale
Luſtberauſcht die Gäſte wogen,
Hält ein Ritter vom Gedränge
Einſam ſich zurückgezogen.

Wie er von dem Sopha aufblickt,
Wo er ruhet in Gedanken,
Sieht er neben ſich die Dame,
Der er dienet ſonder Wanken.

Sind es Sterne, ſind es Sonnen,
Die in meiner Nacht ſich zeigen?
Sind's die Augen meiner Herrin,
Welche über mich ſich neigen?

Schmeichler, Schmeichler! Sterne, Sonnen
Sind es nicht, wovon ihr dichtet;
Sind die Augen einer Dame,
Die auf euch ſie bittend richtet. —

Herz und Klinge ſind euch eigen,
Schickt mich aus auf Abenteuer,
Heißt im Kampfe mich beſtehen
Rieſen, Drachen, Ungeheuer. —

Nein, um mich, mein werther Ritter,
Soll kein Blut den Boden färben;
Um ein Glas Gefror'nes bitt' ich,
Laſſet nicht vor Durſt mich ſterben. —

Herrin, in dem Dienſt der Minne
Wollt' ich gern mein Leben wagen,
Aber hier durch das Gedränge
Wird es ſchwer, ſich durchzuſchlagen.

---

*) Aus Adelbert von Chamiſſo's Gedichten. 2. Aufl. Leipzig, 1834.

Und ſie bittet, und er gehet, —
Kommt zurück, wie er gegangen:
Nein! ich konnte, hohe Herrin,
Kein Gefrorenes erlangen.

Und ſie bittet wieder; wieder
Wagt er's, immer noch vergebens:
Nein! man dringt durch jene Thüre
Mit Gefahr nur ſeines Lebens.

Ritter, Ritter, von Gefahren
Sprachet ihr, von Kämpfen, Schlachten;
Und ihr laßt vor euren Augen
Ohne Hülfe mich verſchmachten.

Und in's wogende Gewühle
Iſt der Ritter vorgedrungen,
Dort verfolgt er einen Diener,
Hat den Raub ihm abgerungen.

Und die Dame ſchaut von Ferne
Wie mit hochgehalt'ner Schaale
Er ſich durch den Reigen windet
In dem engen, vollen Saale;

Sieht in eines Fenſters Ecke
Glücklich ſeinen Fang ihn bergen,
Sieht ihn hinter die Gardine
Ihren Augen ſich verbergen;

Sieht ihn ſelber dort gemächlich
Das Eroberte verſchlingen,
Wiſchen ſich den Mund und kommen,
Ihr betrübte Kunde bringen:

Gern will ich mein Leben wagen,
Schickt mich aus auf Abenteuer,
Heißt im Kampfe mich beſtehen
Rieſen, Drachen, Ungeheuer.

Aber hier, o meine Herrin,
Hier iſt alles doch vergebeus,
Und man dringt durch jene Thüre
Mit Gefahr nur ſeines Lebens.

Der Bettler und ſein Hund.

Drei Thaler erlegen für meinen Hund!
So ſchlage das Wetter mich gleich in den Gruud!
Was denken die Herrn von der Polizei?
Was ſoll nun wieder die Schinderei?

Ich bin ein alter, ein kranker Mann,
Der keinen Groſchen verdienen kann;
Ich habe nicht Geld, ich habe nicht Brot,
Ich lebe ja nur von Hunger und Noth!

Und wann ich erkrankt, und wann ich verarmt,
Wer hat ſich da noch meiner erbarmt?
Wer hat, wann ich auf Gottes Welt
Allein mich fand, zu mir ſich geſellt?

Wer hat mich geliebt, wann ich mich gehärmt?
Wer, wann ich fror, hat mich gewärmt?
Wer hat mit mir, wann ich hungrig gemurrt,
Getroſt gehungert und nicht geknurrt?

Es geht zur Neige mit uns zwei'n,
Es muß, mein Thier, geſchieden ſein;
Du biſt, wie ich, nun alt und krank,
Ich ſoll dich erſäufen, das iſt der Dank!

Das iſt der Dank, das iſt der Lohn!
Dir geht's, wie manchem Erdenſohn
Zum Teufel! ich war bei mancher Schlacht,
Den Henker hab' ich noch nicht gemacht.

Das iſt der Strick, das iſt der Stein,
Das iſt das Waſſer, — es muß ja ſein.
Komm her, du Köter, und ſieh mich nicht an,
Noch nur ein Fußſtoß, ſo iſt es gethan.

Wie er in die Schlinge den Hals ihm geſteckt,
Hat wedelnd der Hund die Hand ihm geleckt,
Da zog er die Schlinge ſogleich zurück,
Und warf ſie ſchnell um ſein eigen Genick.

Und that einen Fluch, gar ſchauderhaft,
Und raffte zuſammen die letzte Kraft,
Und ſtürzt' in die Flut ſich, die tönend ſtieg,
In Kreiſe ſich zog und über ihm ſchwieg.

Wohl ſprang der Hund zur Rettung hinzu,
Wohl heult' er die Schiffer aus ihrer Ruh,
Wohl zog er ſie wieſelnd und zerrend her, —
Wie ſie ihn fanden, da war er nicht mehr.

Er ward verſcharret in ſtiller Stund',
Es folgt' ihm winſelnd nur der Hund,
Der hat, wo den Leib die Erde deckt,
Sich hingeſtreckt und iſt da verreckt.

Abba Gloſk Leczeka.

Es ſchallen gut im Liede der Purpur und das Schwerdt,
Doch hüllt ſich oft in Lumpen, der auch iſt preiſenswerth;
Ich führ' euch einen Juden und Bettler heute vor,
Den Abba Gloſk Leczeka, verſchließt ihm nicht das Ohr.

Er harrte vor der Thüre von Moſes Mendelsſohn
Gelaſſen und geduldig vor Sonnenaufgang ſchon;
Wie hoch in Himmelsräumen zu ſteigen ſie begann,
Trat erſt aus ſeiner Wohnung der weitberühmte Mann.

Ihn grüßt der fremde Bettler, in polniſch jüd'ſcher Tracht,
Sein Gruß den Schriftgelehrten dem andern kenntlich macht,
Er aber geht vorüber: an Zeit es mir gebricht! —
Der Fremde weicht zurücke, doch von der Schwelle nicht.

Und Mittag ward's und Abend, und als zur Nacht es ging,
Die Stadt in ihren Straßen die Schatten ſchon empfing,
Kam heim zu ſeinem Heerde der weitberühmte Mann,
Da grüßt' ihn noch der Bettler, wie Morgens er gethan.

Er ſucht in ſeiner Börſe nach einem Silberſtück,
Ihm hält der fremde Bettler die milde Hand zurück:
Das nicht von dir begehr' ich, nur dein lebend'ges Wort,
Mich führt der Durſt nach Wahrheit allein an dieſen Ort. —

Du ſcheinſt der kleinen Gabe bedürftig mir zu ſein. —
Du hältſt mich für unwürdig der größern! — Tritt herein!
Suchſt redlich du die Wahrheit, die vielen ſo verhaßt,
So ſei dem Gleichgeſinnten ein liebgehegter Gaſt.

Beim wogenden Geſpräche, beim häuslich trauten Mahl,
Beim Becher edlen Weines, dem flüſſ'gen Sonnenſtrahl,
Erblüht dem fremden Bettler die Rede wunderbar,
Ein Gläub'ger und ein Denker, wie nie noch einer war.

Er hat des Wortes Feſſel geſprengt mit Geiſtes-Kraft,
Er hängt am Guten, Wahren ſo recht mit Leidenſchaft,
Er ſprühet Lichtgedanken ſo machtvoll vor ſich hin,
So eig'nen Reiz verleiht ihm ſein heit'rer froher Sinn.

Und ob dem ſeltnen Manne verwundert und erfreut,
Der ſeine Neigung feſſelt und Ehrfurcht ihm gebeut,
Fragt Mendelsſohn ihn traulich: wie haben Schul' und Welt
So ſeltſam dich erzogen und deinen Geiſt erhellt?

D'rauf er: du lenkſt vom Lichte die Blicke niederwärts,
Zu forſchen nach dem Menſchen und ſchauen ihm in's Herz;
Ich zeige mich dem Freunde, und meinen Weg und Ziel,
Und melde, wie die Binde mir von den Augen fiel.

Mein Forſchen und mein Trachten, das bin ich ſelbſt und ganz;
Minuten, ſo wie dieſe, ſind meines Lebens Glanz;
Ich trage ſechzig Jahre, noch friſch und wohlgemuth,
Noch ſchmilzt den Schnee des Alters des Herzens inn're Gluth.

Zu Gloſk in unſern Schulen bekam ich Unterricht;
Der Talmud und der Talmud! ſie wußten And'res nicht;
Verhangen und verfinſtert das göttliche Gebot,
Das leiſ' aus tiefſtem Herzen ſich doch mir mahnend bot.

Wie hab' ich oft mit Schmerzen die ſtumme Mitternacht
Auf ihren todten Büchern verſtört herangewacht;
Wie hätt' ich from und willig den Lehrern nur geglaubt,
Und wiegte doch verneinend mein ſorgenſchweres Haupt.

Und nun ich ſollte lehren, ſo wie ich ſelbſt belehrt,
Da hat ſich mir die Rede gar wunderſam verkehrt;
Da ſchalt aus mir die Stimme auf Satzungen und Trug,
Dem Blitze zu vergleichen, der aus den Wolken ſchlug.

Sie haben ſich entſetzet, ſie haben mich fortan
Bedrohet und gefährdet und in den Bann gethan;
Ich hatte mich gefunden, ich war, der ich nun bin,
Ich folgte meiner Sendung mit leichtem, freud'gen Sinn

So wallt' ich, in der Heimath ein Fremder, nun hinfort
Verſtoßen, fluchbeladen, unſtät von Ort zu Ort,
Und forſchte, ſprach und lehrte, und trachtete doch nur,
Das arme Volk zu leiten auf eine beſſ're Spur.

Und dreizehn Bücher hatt' ich verfaßt mit allem Fleiß,
Die Bücher, ſie enthielten das Beſte, was ich weiß;
Zu Wilna, o! da waren faſt grauſam allzuſehr
Die Aelteſten des Volkes, wie nirgends anders mehr.

Sie haben meine Bücher zerriſſen insgeſammt,
Und haben zu den Flammen ſie ungehört verdammt;
Sie ſchichteten den Holzſtoß beim alten Apfelbaum
Vor ihrer Synagoge im innern Hofesraum.

Da ſtanden in dem Rauche die Alten blöd und blind,
Den ſchlug auf ſie hernieder ein mächt'ger Wirbelwind,
Gereinigt ſchwang die Flamme ſich zu dem höhern Licht;
Den Geiſt, das Licht, die Sonne vernichten ſie doch nicht.

Ich ſelbſt ich ſollte ſterben, kaum heimlich war der Rath;
Doch fand ſich ein Rabbiner, der um mein Leben bat,
Ich wurde bloß gegeißelt, und wie man frei mich gab,
So griff ich heitern Sinnes zu meinem Wanderſtab.

Der freud'ge, rüſt'ge Waller zieht über Berg und Thal,
Ihm ſcheinet, ihn erwärmet der lieben Sonne Strahl,
Der Schooß der grünen Erde empfängt mit rechter Luſt
Sein müdes Haupt am Abend, er ruht an Mutterbruſt.

Wer je von ſeinen Brüdern den Hunger ſelber litt,
Theilt ihm vom letzten Brote gern einen Brocken mit,
Er zieht durch Land und Städte und rühmt ſich reich und frei,
Und weiß von keiner Armuth und keiner Sklaverei.

Vor Sprach= und Stammverwandten entquillt an jedem Ort
Aus übervollem Herzen ihm das lebend'ge Wort,
Zu lehren und zu beſſern, zu ſichten ſonder Scheu
Den Glauben von dem Wahne, den Waizen von der Spreu.

Iſt Felſen auch der Boden, die Saat verſtreue nur!
Es träufelt auf den Felſen, wie auf die grüne Flur,
Des Ew'gen milder Regen. Beharrlichkeit! Geduld!
Du zahleſt deinem Schöpfer ſo deines Lebens Schuld.

Und herwärts zog mich mächtig und ahnungsvoll mein Herz,
Von deines Namens Klange gelockt, du reines Erz;
Du biſt, den ich geſuchet, du, der vom Wahne fern
Zerbricht die hohle Schaale und ſucht nach ihrem Kern.

Das will auch ich, ſo reiche mir deine liebe Hand,
Wir ſchaffen hier und knüpfen ein gottgefällig Band;
Das Licht, das iſt das Gute; die Finſterniß, die Nacht,
Das iſt das Reich der Sünde und iſt des Böſen Macht.

Dir ſtrömet von den Lippen ein ruhig klarer Born,
Es leiht gewalt'ge Worte mir oft ein heil'ger Zorn;
So laß vor unſerm Volke zerreißen uns vereint
Des Aberglaubens Schleier, bis hell der Tag ihm ſcheint.

Nicht träge denn, nicht läſſig; die Hand an's Werk gelegt!
Verſammle du die Jünger, es tagt, die Stunde ſchlägt!
Wir hammern an den Felſen, bis hell der Stein erklingt,
Und an das Licht der Sprudel lebend'gen Waſſers ſpringt.

Darauf mit Rührung lächelnd der Wirth zu ſeinem Gaſt:
Genügt dir nicht, du Guter, was du erduldet haſt?
Soll wiederum ſich ſchichten ein Scheiterhaufen? kann
Die Geißel' nicht dich lehren? du lehrbegier'ger Mann!

Du forſcheſt nach der Wahrheit; erkenne doch die Welt,
Die feſter als am Glauben am Aberglauben hält;
Was je gelebt im Geiſte, gehört der Ewigkeit,
Nur ruft es erſt in's Leben die allgewalt'ge Zeit.

Bleib' hie und lerne ſchweigen, wo ſprechen nicht am Ort
Du magſt im Stillen forſchen, erwägen Geiſt und Wort,
Und magſt das Korn der Furche der Zeiten anvertrau'n;
Vielleicht wird einſt dein Enkel die gold'nen Saaten ſchaun.

D'rauf er! du ſchweigſt, du Kluger, und ſchweigen ſoll mein Mund!
So ſprich: wer ſoll den reden und thun die Wahrheit kund?
Du helles Licht des Geiſtes ſollſt leuchten freundlich mir;
Die Hand darauf! — wir ſcheiden! mein Pfad, der trennt ſich hier.

Er ging; dem Flammengeiſte, dem Flammenherzen galt
Für Feigheit jede Vorſicht, und freundlich zürnend ſchalt
Ihn Mendelsſohn vergebens; er ging und lehrt' und ſprach,
Bis über ihn auf's Neue das Ungewitter brach.

Die Aelteſten des Volkes entrüſtet, luden ihn
Vor ihre Schranken: rede, was machſt du in Berlin? —
Ich forſch' in dem Geſetze, darüber ſprech' ich auch
Mit andern Schriftgelehrten, nach hergebrachtem Brauch. —

Du ſtehſt in keinem Dienſte? haſt kein Gewerbe? — Nein!
Ich kann und will nicht handeln, und mag nicht dienſtbar ſein! —
Und wir, nach hieſ'ger Ordnung, verbieten dieſe Stadt
Dem ärgerlichen Neu'rer, der hier geläſtert hat.

Darauf erhob ſich Abba und ſprach: Hartherzigkeit,
Du biſt zur Ordnung worden, du herrſcheſt hier zur Zeit;
Und kennt ihr den Propheten Jeremia denn nicht,
Der ſo aus meinem Munde zu euch, ihr Starren, ſpricht:

„Die Miſſethat der Tochter von Sion, unerhört!
Verdunkelt Sodom's Sünde, die doch mein Grimm zerſtört.“
Die Schrift und die Propheten, die leſ' ich Tag und Nacht,
Und hab' auch andre Worte zu eigen mir gemacht!

„Du ſollſt dich nicht entſetzen, und ſollſt, du Menſchenkind,
Vor ihnen dich nicht fürchten, die mir abtrünnig ſind;
Du wohnſt bei ſcharfen Dornen und Skorpionen dort,
Doch ſollſt du dich nicht fürchten, verkündeſt du mein Wort.“

Sie holten ihn am Abend wohl mit der Polizei,
Ihn auf die Poſt zu bringen, er rief den Freund herbei,
Der ſchafft' ihm einen Dienſtſchein, geſchirmet war er ſo
Vor ſeinen Widerſachern, ſie waren deß nicht froh.

Und eine Rechnung reichten zur Zahlung ſie ihm dar,
Wo Poſtgeld nebſt der Bütteln Gebühr verzeichnet war;
Er aber ſprach und lachte: geduldet euch, ihr Herrn,
Hier paßt wohl ein Geſchichtchen, und ich erzähl' es gern:

Den Unſern wird zu Lemberg ein kummervolles Loos,
Die jungen Herrn, die Schüler ſind ganz erbarmungslos,
Den armen Unterdrückten mißhandeln ſie und ſchmäh'n,
Und werfen ihn mit Steinen, wo immer ſie ihn ſeh'n.

Als einer, den ſie ſchlugen, nah' am Verſcheiden war,
Vermaß ſich die Gemeinde, bedrängt von der Gefahr,
Den Jeſuiten Obern zu klagen ihre Noth;
Die haben unpartheiiſch erlaſſen ein Verbot:

Es dürfen nicht die Schüler aus eitlem Zeitvertreib
Die Juden ſo mißhandeln, daß ſie an ihrem Leib
Beſchädigt werden möchten; es wird auch unterſagt,
Blutrünſtig ſie zu ſchlagen, wie eben wird geklagt.

Ein arglos Schimpfen, Werfen, ein Stoß und ſolcherlei,
Das müſſen ſie erdulden und ſteht den Schülern frei,
Weil mancher unter dieſen iſt guter Eltern Kind,
Und Juden doch am Ende nur eben Juden ſind.

Ein Jud' in dieſen Tagen, der her die Straße kam,
Bemerkte, daß ein Schüler ihn recht zum Ziele nahm,
Er bückte ſich bei Zeiten, und wich dem Stein noch aus,
Der klirrend flog in's Fenſter dem nächſten Bürgerhaus.

Die Scheibe war zerbrochen; der Bürger ſäumte nicht,
Und zog, Erſatz zu fordern, den Juden vor Gericht:
Denn hätteſt du geſtanden dem Wurf, wie ſich's gebührt,
So wurde von dem Steine mein Fenſter nicht berührt.

Ihr habt den Stein geworfen, ich habe mich gebückt,
So hat der Wurf die Scheibe des Nachbars nur zerſtückt,
Ich ſoll die Scheibe zahlen, das Recht, das eure, ſpricht's,
Doch hat das Recht verloren, denn, ſeht! ich habe nichts.

Als jene ſich entfernet, verblieben noch die Zwei
Im traulichen Geſpräche, ſie dachten laut und frei;
Begegnen ſich die Geiſter verwandt im Lichtrevier,
Das iſt des Lebens Freude, das iſt des Lebens Zier.

Und Abba zu dem Freunde: bin friedlich ja geſinnt,
Du ſiehſt, daß aller Orten ſich Hader um mich ſpinnt;
Frei muß ich denken, ſprechen und athmen Gottes Luft,
Und wer die Drei mir raubet, der legt mich in die Gruft.

Von hinnen will ich ziehen, den Wanderſtab zur Hand
Ein Land der Freiheit ſuchen, nach Holland, Engelland;
Der Druck hat hier den Juden Bedrückung auch gelehrt,
Wohl wird der Duldung üben, wo Duldung er erfährt.

Und Mendelsſohn dagegen und ſchüttelte das Haupt:
Du liebewerther Schwärmer, der noch an Duldung glaubt,
Zeuch hin, dich bloß zu geben auch dort der Eulenbrut!
Dein zugewog'nes Glückstheil, das iſt dein froher Muth. —

Mein zugewog'nes Glückstheil, das iſt die Liebe mein
Zu meinem Volk; mein Glaube, zu beſſern müſſ' es ſein;
Mein Hoffen, mitzuwirken dazu mit Gut und Blut;
Du nennſt die drei zuſammen, das iſt mein froher Muth.

Und frohen Muthes nahm er den Wanderſtab zur Hand,
Und zog wohl in die Fremde, nach Holland, Engelland;
Den blut'gen Welterob'rer verfolgt die Sage nur,
Vom Menſchenfreund und Bettler verlieret ſich die Spur.

Zurück nach manchen Jahren gleich frohen Muthes kam
Er nach Berlin gewandert; ſein rechter Arm war lahm;
Und blind ſein and'res Auge, vernarbt ſein Angeſicht,
Sein Herz allein, das alte, verändert war es nicht.

So trat er freundlich lächelnd vor Moſes Mendelsſohn:
Wie dort es mir ergangen, du Kluger, ſiehſt es ſchon;
Sie haben mich geſchmähet, mißhandelt und verbannt,
War ihnen Macht gegeben, ſie hätten mich verbrannt.

Und wieder frohen Muthes, da ihn Berlin verſtieß,
Zog er nach ſeiner Heimath, die Haß ihm nur verhieß,
Da wallt' er rüſt'gen Schrittes, ein Fremder, fort und fort,
Verſtoßen, fluchbeladen, unſtät von Ort zu Ort.

Einſt ſucht' er wohl vergebens ſeit manchem Tag vielleicht,
Wer ihm von ſeinem Brote das dürft'ge Stück gereicht;
Der Schooß der Mutter Erde empfing zur letzten Ruh'
Sein graues Haupt, ihm fielen die müden Augen zu.

Die Verbannten.

1.

Woinarowski.

— 1740 —

Nach dem Ruſſiſchen des Relejeff.*)

Ein Reich des Winters ſtarrt das öde Land,
  Durch welches ſich die breite Lena windet
  Zu einem ewig eisumthürmten Strand.
Auf Schnee, auf froſterſtarrter Rinde findet
  Sich wegbar nur das ausgeſpannte Moor,
  Von dem die weiße Decke kaum verſchwindet.
Im weiten Kreiſe blickt daraus hervor
  Ein ſchwarzer Föhrenwald, und ſcheinet ſchier
  Auf kaltem Leichentuch ein Trauerflor.
Aus Balken grobgezimmert reihen hier
  Sich dunkle Jurten längs dem Fluß: die Stadt
  Des Schreckens in der Schreckniſſe Revier, —
Jakuzk, an Kerkers und an Grabes Statt
  Beſtimmt, die Unglückſeligen zu hegen,
  Die ſchon das Leben ausgeſpieen hat.
Wer iſt, der dort auf unbetret'nen Wegen
  So heimlich düſter durch die Nebel ſchleicht,
  Die kalt am Morgen auf das Moor ſich legen?
Mit kurzem Kaftan, Gurt und Mütze gleicht
  Er dem Koſacken von des Dniepers Auen;
  Das Alter nicht hat ſo ſein Haar gebleicht.
Und die zerſtörten Züge! welch ein Grauen
  Flößt dieſes Antlitz ein! des Henkers Maal
  Iſt aber auf der Stirne nicht zu ſchauen. —
Und dort am Walde hält er auf einmal,
  Er hebt gen Weſten ſchmerzensüberwunden
  Zugleich die Arme mit der Augen Strahl;
Und ſo wie Blut aus tiefen Herzenswunden,
  Entquillt ein Schrei: „o du mein Vaterland!"
  Er iſt in Waldesdickicht ſchon verſchwunden.
Wer iſt, wer war er, eh' der Unbeſtand
  Ihn des Geſchickes in den Abgrund raffte?
  Wie heißt der Waldbewohner? — unbenannt.
Wen her das ſchwarzverdeckte Fuhrwerk ſchaffte,
  Ein Sarg lebend'ger Todten, iſt verſchollen,
  Und ſtumm verhüllt ſich dieſer Räthſelhafte.
Um Opfer edlem Wiſſensdurſt zu zollen
  Hat Müller zu der Zeit dies Land bereiſt
  Und zu Jakuzk den Winter dulden wollen.
In dürft'ger Hütte lebt' er und verwaiſt,
  Ein Menſchenfreund und Prieſter der Natur,
  Wofür die Nachwelt ſeinen Namen preiſt.
Erholung war die Luſt der Jagd ihm nur;
  Oft lockten in den Forſt ihn ſeine Hunde
  Auf leichtem Schneeſchuh auf des Rennes Spur.
Des Weges einſt vergeſſen und der Stunde,
  Fand er am ſpäten Abend ſich allein,
  Verirrt, erſchöpft, erſtarrt in Waldesgrunde.
Die Kälte frißt am Leben, ohne Schein
  Hat über ihm der Himmel ſich bedeckt,
  Er hüllt gefaßt zum letzten Schlaf ſich ein;
Und bald hat ein Geräuſch ihn aufgeſchreckt:
  Ein flüchtig ſcheues Renn durchfliegt den Tann,
  Ein Schuß — es liegt zu Boden hingeſtreckt.
Und dort erſcheint er, der den Schuß gethan,
  Der Sträfling, deſſen Anblick ſonderbar
  Den Unerſchrockenſten verwirren kann.
Er ſtarrt ihn an und zweifelt, ob ſich dar
  Errettung bietet, oder ihn bedroht
  Vom wilden Schützen andere Gefahr?
Und ſchnell beſtimmt den Zweifelnden die Noth:
  Blick' her und übe du Barmherzigkeit,
  Ein Menſch wie du erwartet hier den Tod.
Gieb auf den Weg zur Stadt mir dein Geleit,
  Ich bin verirrt. D'rauf jener: hör' ein Wort:
  Die Nacht wird dunkel und der Weg iſt weit.
Nicht aber fern iſt meine Jurte dort;
  Geſchlagen hat auch dich des Schickſals Tücke,
  Es bietet dir mein Elend einen Port,
Da ruheſt du und hoffſt und träumſt von Glücke,
  Ich aber ruhe, hoffe, träume nicht,
  Und ſcheint der Morgen, führ' ich dich zurücke.
Und ob den Worten ſtaunend, die der ſpricht,
  Erhebet Müller ſich und folgt dem Alten,
  Der durch die Wildniß ihm die Bahnen bricht.
Beſchwerlicher wird ſtets der Pfad zu halten;
  Sie ſchreiten ſchweigend zu, der Urwald ſchweigt,
  Nachhallend nur von froſtgeriſſ'nen Spalten.
Die Nacht hat ſich geſenkt, die Kälte ſteigt,
  Und Müller unterliegt den Mühen faſt,
  Als ſpät und einſam ſich die Jurte zeigt.
Sie treten ein; der Jäger ſorgt mit Haſt
  Des Feuers Macht auf's Neue zu beleben,
  Die kniſternd bald das dürre Reiſig faßt.
Und wie die Flammen lodernd ſich erheben,
  Erſchimmern an den Mauern Waffen blank,
  Die ringsher Wiederſchein der Lohe geben.
Der Wirth beſchickt die Lampe, rückt die Bank
  Dem Heerde näher und den Tiſch herbei,
  Den er verſorgend deckt mit Speiſ' und Trank.
Er grüßt den Gaſt; es ſetzen ſich die zwei,
  Der Wärme ſich zu freuen und der Speiſe,
  Und aus dem Herzen quillt die Rede frei.
Gar inhaltſchwere Worte läßt der Greiſe
  In dieſer weltvergeſſ'nen Wildniß hallen,
  Die Nachklang wecken möchten aus dem Eiſe:
Du biſt ein Deutſcher; alle Schranken fallen,
  In denen ich vor Ruſſen mich verbaut,
  Die Sprache meines Herzens darf erſchallen.
Und nun erſchreckt mich meiner Stimme Laut,
  Der halbvergeſſen ſpät herauf beſchwört
  Den Traum, dem jung und gut ich einſt vertraut.
Dich hat nicht ſo wie mich der Traum bethört,
  Doch träumt ihr auch im Schlaf, wann mächt'gen Klang,

---

*) Das Gedicht Woinarowski von Relejeff, ſeinem Freunde Beſtujeff zugeeignet, erſchien zu St. Petersburg im Jahre 1825. Relejeff beſtieg bald darauf als Verſchworener und Empörer das Blutgerüſt und Beſtujeff ward nach Sibirien verbannt.

Ihr Deutſche ſolches Wort erdröhnen hört.
Du wirſt mich faſſen. Freiheit! Freiheit! klang es
Am Dnieper durch die Eb'nen wundervoll;
Der Ton erweckte mich, mein Herz verſchlang es.
Des manngeword'nen Jünglings Buſen ſchwoll;
Ich fand dem Heldenfürſten mich geſellt,
Aus deſſen Mund der mächt'ge Ruf erſcholl.
Erkenne, den das Elend ſo entſtellt, —
Ich war Mazeppa's Freund in meinen Tagen,
Und Woinarowſki nannte mich die Welt.
Nicht langſam ſchmerzlich will ich wieder ſagen,
Was in das Buch mit eh'r'nem Griffel ſchon,
Der Genius der Zeiten eingetragen.
Man weiß genug, wie Karl, des Sieges Sohn,
Verwegen unſern Zwingherrn lang bekriegte,
Und faſt erſchütterte der Zaren Thron.
Wie noch mit unſerm Blut der Schwede ſiegte,
Als wir Ukrainer ſchlugen ſeine Schlachten
Und falſch die Hoffnung kurze Zeit uns wiegte.
Weh' über uns! daß wir an Fremde dachten,
Wo eig'ne Kraft für eig'nes Recht nur galt;
Ein Bund der Sünde war es, den wir machten.
Pultawa, deine Donner ſind verhallt,
Ein Flüchtling iſt der Schwede, wir vernichtet,
Erliegen zähneknirſchend der Gewalt.
Kein Kreuz ſteht auf dem Hügel aufgerichtet,
Worunter du, Mazeppa, moderſt nun,
Dem Türken um die Spanne Grund verpflichtet.
Mir ward es nicht zu Theil, bei dir zu ruh'n;
Der deinen letzten Hauch ich eingeſogen,
Ich hatte nichts bei'm Türken mehr zu thun.
Als ſich gelegt des wilden Krieges Wogen,
Wollt' ich zu meinem Weibe heim mich ſchleichen,
Von namenloſer Sehnſucht hingezogen.
Mein armes Land! ein Anblick ſonder Gleichen!
Rings lagen ausgeſtellt zum Fraß den Raben
Der Beſten meines Volks zertheilte Leichen.
Wie Wuth ich bei dem Anblick weinte, haben
Die Schergen mich ergriffen, fortgeführt,
In dieſe Wüſtenei mich zu vergraben.
Ich glaube, daß du weinſt, du biſt gerührt;
Ich habe ſolchen Thau ſeit vielen Jahren
In dieſen dürren Höhlen nicht verſpürt.
Als ich gewürfelt mit dem großen Zaren,
Und Lieb' und Haß im Buſen noch geſtrebt,
Da hab' ich wohl gewußt, was Thränen waren.
Ich bin erſtorben nun, und kaum erhebt
Sich ſchweifend noch mein Blick nach Weſten hin,
Das Land begehrend, wo ich einſt gelebt.
Und doch, wie immer ich gebrochen bin,
Wie meine Bruſt erkaltet und zerriſſen,
Es glimmt der heil'ge Funken noch darin.
Du, Guter, haſt in meinen Finſterniſſen
Theilnehmend und gerührt auf mich geſehen;
Du ſollſt mein heimlich Heil'gſtes noch wiſſen.
Komm mit hinaus. — Dort, wo die Föhren ſtehen,
Des Mondes Sichel wirft den blaſſen Schein,
Dort wirſt das dunkle Kreuz du ragen ſehen.
Ich lade dich zur Luſt des Schmerzens ein,
Die letzte, heil'ge, ſo ich treu erfunden;
Du biſt am Ort, hier ruhet ihr Gebein.
Als von der Heimath ſpurlos ich verſchwunden,
Hat ſich mein Weib mit Liebes Heldenmuth
Mich in der Welt zu ſuchen unterwunden.
Und irreſchweifend hat ſie nicht geruht,
Zwei Jahre ſind der Dulderin verſtrichen,
Bis ſie gefunden ihr verlor'nes Gut.
Doch ihre ſchon verzehrten Kräfte wichen,
Und als der Winter kam, da ging's zu Ende,
Da iſt in meinen Armen ſie erblichen.
Hier haben aufgeriſſen meine Hände
Den harten durchgefror'nen Schooß der Erde,
Und ihr gegeben meine letzte Spende.
Und hier, bei meinem Lieb- und Lebensheerde,
Hier iſt es, wo ich dir auf heil'gem Grunde
Mein and'res Heiligthum vertrauen werde.
Die letzten Worte, die mit blaſſem Munde
Mazeppa vor dem ſtaunenden Genoſſen
Prophetiſch ausrief in der Sterbeſtunde:
„Was wir geträumt, noch war es nicht beſchloſſen;
Laß eine Zeit noch laden Schuld auf Schuld,
Sich dehnen und entkräften den Koloſſen.
Umfaſſen eine halbe Welt — Geduld!
Im Spiegelſchein der Sonnen eitel ſchimmern
Das Herz von Uebermuth geſchwellt — Geduld!
Ihn wird der Zorn des Himmels doch zertrümmern.
Gott heißt Vergeltung in der Weltgeſchichte
Und läßt die Saat der Sünde nicht verkümmern.“
Der Alte ſchwieg. Auf ſeinem Angeſichte,
Dem ſchaurig wiederum erſtarrten, ſchwand
Der Strahl, der es erhellt mit flücht'gem Lichte.
Und Müller, wunderbar ergriffen, ſtand
Gedankenvoll zur Seite dem Gefährten,
Und drückte ſtumm dem Schweigenden die Hand.
Die Beiden endlich ſich beſinnend, kehrten
Zur Siedelei zurück, wo halbverglommen
Des Heerdes letzte Gluthen ſich verzehrten.
Da ſprach der Greis: laß itzt den Schlaf dir frommen,
Der mich vergeſſen hat ſeit langen Jahren.
Die Nacht verſtreicht, der junge Tag wird kommen;
Der führt zurück dich zu der Menſchen Schaaren,
Wo dieſer Nacht Erinn'rung dir verbleicht;
Ich werd' im wunden Herzen ſie bewahren.
Vergeſſen mochte Müller nicht ſo leicht;
Er hat ihn oft beſucht, und oft dem Sohne
Der Schmerzen lindernd mildern Troſt gereicht;
Hat vor der Zarin Anna's höchſtem Throne
Für ihn gebeten, und für ſich begehrt
Des Alten Gnade nur zu eig'nem Lohne.
Als wiederum der Winter wiederkehrt,
Wird Antwort von der Zarin ihm zu Theile:
„Dir iſt, was du gebeten haſt, gewährt.“
Die Luſt des Glücklichen kennt keine Weile,
Nach jenem Walde hin! er hält ſich kaum,
Betreibend ſchnell die Fahrt mit freud'ger Eile.
Die Narte rennbeſpannt durchfliegt den Raum,
Sie macht im Walde vor der Jurte Halt.
Er überläßt ſich noch dem ſüßen Traum.
Er ruft dem Freunde zu; der Ruf verhallt —
So ſchaurig ſtumm, die Thüre dort verſchneit! —
Er tritt hinein: das Inn're leer und kalt. —
Kein Feuer brannte hier ſeit langer Zeit!
Er ſpäht umher: des Jägers Waffen hangen
Vollzählig, wohlgeordnet dort gereiht.
Wo iſt, der hier gehauſet, hingegangen? —
Er ſuchet ihn mit düſtrer Ahnung Schauern
Am Grab, das ſeines Herzens Herz empfangen.
Wie Bilder auf der Fürſten Gräbern trauern,
So ſieht er ſonder Regung dort gebannt
Ein Jammerbild am Fuß des Kreuzes kauern.
Geſtützt auf beide Hände, hingewandt
Im Weſten, ſtarr das Angeſicht, das bleiche:
Das war, den Woinarowſki man genannt.
Schon halb verſchüttet hat der Schnee die Leiche.

2.

Beſtujeff.

— 1829 —

Ihn wird der Zorn des Himmels doch zertrümmern.
Gott heißt Vergeltung in der Weltgeſchichte,
Und läßt die Saat der Sünde nicht verkümmern.
So klang es zu Jakuzk beim Sternenlichte
In kalter Nacht. Ein rüſt'ger Jäger ſang,
Gar ſelt'nen Reiz verleihend dem Gedichte.
Ein fremdes Ohr belauſchte den Geſang,
Ein Mann, der jüngſt, der Wiſſenſchaft zu fröhnen,
Bis hierher in das Reich des Winters drang:
Wer biſt du; der die Nacht belebt mit Tönen? —
Wer du, der du mich fragſt? das Lied iſt mein,
Du wirſt es nicht zu ſingen mich entwöhnen. —
Gefraget hat ein Fremder dich allein,
Weil ihn des Liedes mächt'ger Klang erfreute;
Es lag ihm fern, unfreundlich dir zu ſeyn. —
Sei mir gegrüßt, und nicht zum Argen deute
Der ungemeſſ'nen Rede flücht'ge Haſt,
Dieweil mir ſtolz zu ſein geziemet heute.
Komm in mein Haus, ſei des Verbannten Gaſt;
Ich werde dir berichten ſonder Säumen,
Was du zu wiſſen Luſt bezeuget haſt.
Ich bin in dieſes meines Grabes Räumen
Ein freier Mann, und bin die Nachtigall,
Die hier allnächtlich ſingt von ihren Träumen.
Mir bleibt der freien Stimme voller Schall,
Die volle Luſt des ungebroch'nen Muthes,
Und der ich bin, der bin ich überall.
Die Erde lehrt mich und der Himmel thut es,
Die Sterne, welche kreiſend zu mir ſagen:
Es treibt uns unabläſſig, nimmer ruht es.

Sieh' ſcheitelrecht dort über dir den Wagen,
Noch lenkt er aufwärts, ſtrebet noch hinan,
Um zu der Tiefe jenſeits umzuſchlagen.
Ich bin zur Tiefe kommen meiner Bahn,
Ich oder And're müſſen wieder ſteigen,
Und was ich träumte, war kein leerer Wahn.
Das wird am Tag der Völker bald ſich zeigen,
Denn hält die Wage ſchwankend ſich noch gleich,
So muß die volle Schaale doch ſich neigen.
Gewürfelt hab' ich um ein Kaiſerreich;
Noch einmal iſt der kühne Wurf mißlungen, —
Er bot die Bruſt entblößt dem Todesſtreich!
Ich bin Beſtujeff, welchen viele Zungen
Relejeff's Mitverſchworenen genannt,
Dem er ſein hohes Schwanenlied geſungen;
Das Lied von Woinarowſki, wo entbrannt
Für Freiheit er ſein Heiligſtes gegeben,
Weil, ſcheint es, er ſein Loos vorausgekannt.
Noch hallt das Lied, zur Nachwelt wird es ſchweben,
Er aber hat das Blutgerüſt beſtiegen;
Ich muß ihn zu Jakuzk noch überleben!
Dein Woinarowſki ſah dich unterliegen,
O mein Mazeppa, und bewahrt dein Wort
In ſeines Herzens Schreine goldgediegen.
Du and'rer Müller ſtehſt am ſelben Ort,
Um wieder gleiche Bilder zu betrachten,
Die nimm du im Gedächtniß mit dir fort;
Und wenn die guten Götter heim dich brachten,
So gieb den Stoff dem Dichter zum Gedicht,
Er leb' im Lied, den ſie zu tödten dachten.
Das wird der and're Sang, der letzte nicht;
Heil aber, dem der dritte vorbehalten!
Der dritte heißt Vergeltung und Gericht.
Wie drohend noch Beſtujeff's Worte hallten,
Ward Licht am nord'ſchen Himmel ausgegoſſen
Und einen Bogen ſah man ſich geſtalten;
Und aus dem Bogen blut'gen Lichtes ſchoſſen
Gen Süden wunderſame Funkengarben,
Die neigend ſich zum Horizont verfloſſen;
Mit Zitterſcheine wechſelten die Farben;
Die Sterne, wie der Lohe Säulen ſtiegen,
Verloren ihre Strahlen und erſtarben.
Nach Norden ſtarrten beide hin und ſchwiegen.

Don Juanito Marques Verdugo de los Leganes, Spaniſcher Grande *).

Wie noch in ſeinem Stolz Napoleon
Den König Joſeph zu erhalten rang
Auf Spaniens unerhört geraubtem Thron,
Und durch die Lande unter hartem Zwang
Ein meuchleriſcher Volkskrieg ſich ergoß,
Der unabläſſig ſchnell ſein Heer verſchlang;
War einſt ein Feſt, ein Ball auf Menda's Schloß.
Marques de los Leganes! heut' ein Ball,
Und Spaniens Feind, du Grande, dein Genoß?
Bei rauſchender Muſik und Cymbeln-Schall
Beengten Victor dieſes Schloſſes Mauern;
Der Boden wankt in Spanien überall.
Ihn ließ ein Blick von Clara tief erſchauern,
Und um ſich ſchauend in der Gäſte Reihen,
Sah er Verrath aus Aller Augen lauern.
Den Saal verlaſſend ſchrie er auf im Freien:
O Clara, Clara! ſoll auch uns das Herz
Verbluten in dem Kampfe der Parteien?
Von der Terraſſe Rand ſah niederwärts
Er düſtern Muthes in das tiefe Thal;
Gedanken waren fern, er war nur Schmerz.
Die Felſenwand, die Gärten allzumal,
Die Stadt, das Meer darüber ausgeſpannt,
Erſchimmerten im klaren Mondesſtrahl.
Da weckt' ihn eine Stimme: Commandant,
Ich ſuche dich; befiehl, die Zeit iſt theuer,
Bevor uns die Empörung übermannt.
Es iſt im Rabenneſte nicht geheuer,
Sie feiern trotzig die Johannisnacht,
Und wider Ordnung brennen ihre Feuer.
Sieh dort, was ſie ſo übermüthig macht.
Er wies hinaus auf's hohe Meer und ſchwieg:
Her ſegelten die Schiffe, Englands Macht.
Und ziſchend von des Schloſſes Zinnen ſtieg
Ein Feuerball, der rief mit argem Munde:
Auf, Spanier, auf! es gilt Vertilgungskrieg!
Ein Gegenruf erſcholl aus Thalesgrunde,
Und plötzlich ſtiegen wirbelnd Rauch und Flammen
Von allen Bergesgipfeln in der Runde.
Es fiel ein Schuß: Gott möge ſie verdammen!
Schrie taumelnd auf und ſterbend der Soldat;
Das Blei ſaß in der Bruſt, er ſank zuſammen.
Die Stadt iſt jetzt ein Schauplatz grauſer That;
Victor, der Pflicht gehorchend, die ihn band,
Will hin im Flug, es bleibt der einz'ge Rath.
Da hält ihn ſanften Druckes Clara's Hand:
Entfleuch! die beiden Brüder folgen mir;
Dort hält ein Roß am Fuß der Felſenwand.
Sie ſtößt ihn fort, er hört ſie rufen: hier!
Hier, Juanito, Philipp, hier! ihm nach!
Die Stieg' hinab entfleucht der Offizier.
Die Kugeln ſauſ'ten, während ſie noch ſprach,
Und trieben ſeine Flucht ihn zu beflügeln,
Ihm folgten auf den Ferſen Tod und Schmach.
Er endlich ſitzt zu Pferd' feſt in den Bügeln,
Dem Hauptquartier zujagend ſonder Raſt
Mit blut'gen Sporen und verhängten Zügeln.
So kommt er vor den General mit Haſt:
Ich bringe dir mein Haupt, mein Haupt allein,
Sonſt keines, das du mir vertrauet haſt. —
Mag minder Schuld vielleicht, als Unglück ſein;
Dem Kaiſer bleibt das Urtheil vorbehalten,
Der kann erſchießen laſſen und verzeih'n.
Nun iſt's an mir, die Rache zu verwalten.
Man ſah, wie erſt der and're Morgen graute,
Vor Menda die Colonnen ſich entfalten.
Die jüngſt auf's Meer ſo übermüthig ſchaute,
Die Stadt war eig'ner Ohnmacht überlaſſen,
Und nicht erfolgt die Landung, der ſie traute.
Die Tags zuvor ſo aufgeregten Maſſen
Der ſtolzen Bürger, ſtarr vor Schrecken, ließen
Den Rächer einzieh'n durch die ſtillen Gaſſen;
Und Blut begann ſogleich um Blut zu fließen;
Es boten ſelbſt die Schuldigen ſich dar,
Zweihundert ließ ſofort er niederſchießen.
In jenem Tanzſaal auf dem Schloſſe war
Sein Hauptquartier, umringt von ſeinem Stabe,
Befahl von dort er Blut'ges ſeiner Schaar.
Was ſchwer Leganes auch verſchuldet habe,
Er ſelbſt ein Greis, ſein Weib, die Kinder alle,
Zwei Männer, zwo Jungfrauen und ein Knabe,
Ein Jammerbild des Stolzes nach dem Falle;
Geknebelt ſind ſie mit unwürd'gen Stricken,
Gefeſſelt an die Säulen dort der Halle;
Mit ihnen acht Bediente; die erſticken
In tiefſter Bruſt der eig'nen Klage Laut,
Wie voller Ehrfurcht ſie auf jene blicken.
Und blut'gen Werkes Vorbereitung ſchaut
Man auf der Schloßterraſſe mancherlei,
Da wird aus Balken ein Gerüſt erbaut;
Und der's vollſtrecken wird, der ſteht dabei,
Er ſcheint ſich ſelber ſchaudernd zu verachten,
Daß aufgeſpart er ſo Verruchtem ſei.
In ſtummer Haltung ſteh'n umher die Wachten,
Und hundert Bürger werden vorgeführt,
Verurtheilt, ſolches Schauſpiel zu betrachten.
Wohl ſieht man einen Franken, der gerührt
Und bleich und zitternd zu den Opfern ſchleicht,
Verachtung findend, wo er Mitleid ſpürt.
Ruft Clara nicht: Victor, du haſt's erreicht!
Doch nein, ſie ſpricht mit ihm, ſie flüſtern leiſe,
Indem ſie bald erröthet, bald erbleicht.
Mit Ingrimm ſchaut auf ſie der ſtolze Greiſe,
Es trübt und ſenkt ſich ihrer Augen Licht,
Sie winkt dem Freund auf würdevolle Weiſe.
Der tritt nun vor den General und ſpricht:
Ich bin, der deine Gnade hier begehrt. —
Du Gnade? — Ja! die letzte traur'ge Pflicht;
Laß richten die Leganes mit dem Schwerdt,
Nicht aber mit dem Strange. — Zugeſtanden. —
Der Beiſtand eines Prieſters ...? — Wird gewährt. —
Befreien laſſe ſie von ihren Banden;
Sein Wort, mein Wort wird Sicherheit dir geben. —
Biſt Bürge du, ſo bin ich einverſtanden. —
Noch wagt ein Gnadenruf ſich zu erheben:
Sein ganzes Gut, zu ſühnen, was geſchah!
Schenk' einem ſeiner Söhne nur das Leben! —
Des Königs iſt das Gut, was will er da
Noch feilſchen? Alle ſterben, alle. Nein! —

---

*) Das ſpaniſche Wort Verdugo bedeutet: „Henker."

Und auch das Kind, der zarte Knabe? — Ja!
Wir ſind in Spanien. Wein her! ſag' ich, Wein!
Ihr Herrn, dem Kaiſer! laßt die Becher klingen! —
Und ſoll das harte Wort dein letztes ſein? —
Das iſt's, und ... nein! Mag Gnade ſich erringen
Und Leib und Gut erwirken, der es wagt
Den Blutdienſt an den Andern zu vollbringen.
Das iſt mein letztes Wort. So wie er's ſagt,
Da ſträubet Manchem ſich das Haar empor,
Der doch für tapfer gilt und unverzagt.
Man ſchweigt, er winkt gebietend, und Victor
Verläßt den Saal; er tritt, und möchte weinen,
Zu den Gefang'nen in der Halle vor.
Man ſchaut auf ihn, und Mancher dürfte meinen,
Daß nicht unmenſchlichen Befehl er brächte;
Entfeſſelt wird Leganes und die Seinen.
Er ſelber löſet zitternd das Geflechte,
Das Clara's zarte Hände hält gebunden;
Man übergiebt dem Henker dort die Knechte.
Du, Armer, ſage nun mir unumwunden,
So fragt die hohe, herrliche Geſtalt,
Hat deine Stimme kein Gehör gefunden?
Und er, ſich neigend, kaum vernehmlich lallt
Ihr Worte zu, die ſchauerlich empören
Sein tiefſtes Herz, es überläuft ihn kalt.
Sie aber ſcheint ihm ruhig zuzuhören
Zum Vater ſie: laß deinen Sohn und Erben
Dir Unterwerfung und Gehorſam ſchwören.
Gebiete du; ihn trifft es zu erwerben,
Was du begehrt, durch Thaten .... ſchauderhaft!
Wir haben's gut, wir haben nur zu ſterben.
O Juanito! du verjüngter Schaft
Der Lilien, die Leganes Schild beſchatten,
Steig auf in unſ'rer Väter Heldenkraft!
Rings um den hochergrauten Vater hatten
Sich ahnungsvoll gedrängt des Hauſes Glieder,
Geſtützt die Mutter an die Bruſt des Gatten;
Ihr Aug' erhellte ſich, ſie hoffte wieder;
Da ſprach die Maid das Gräßliche zu Ende;
Sie ſank entſetzt, erſchöpft, ohnmächtig nieder.
Der Vater rief: o Juanito, wende
Die Schmach von uns, die ärger, als der Tod!
Er ſchüttelte das Haupt und rang die Hände.
Biſt du mein Blut, erfülle mein Gebot!
Du biſt des Hauſes Stamm. Er aber ſchrie:
Wer färbt in Vatersblut die Hände roth?
Und Clara warf vor ihm ſich auf die Knie:
O Bruder, wenn du mich zu lieben meinſt,
Berühre jener Schreckliche mich nie!
Du biſt ja, der zu mir geſprochen einſt:
Bevor du angehören ſollſt dem Franken,
Vor dem du nicht zurückzubeben ſcheinſt,
Vertilget den unwürdigen Gedanken
Mein eigner Dolch in deiner falſchen Bruſt;
Nun laß den Tod mich deiner Liebe danken.
Und Philipp ſprach: du, armer Bruder, mußt,
Du mußt des Hauſes Schild empor noch tragen.
Daß ſonſt er untergeht, iſt dir bewußt.
Die jüng're Tochter und die Mutter lagen
Sich weinend in den Armen; zürnend ſchalt
Der Knabe ſeiner Schweſter weibiſch Klagen!
Die Stimm' erhob der Alte mit Gewalt:
War der von ſpan'ſchem Adel, der allein
Das eig'ne Leid erwog, da's Thaten galt?
Du warſt mein Sohn nicht, darfſt es nimmer ſein,
Und dich verleugn' ich in der Sterbeſtunde.
Die Mutter ſtönte: ſtill! er willigt ein.
Ein Prieſter zeigte ſich im Hintergrunde;
Sie führten ihn zu Juanito gleich,
Und Clara gab ihm ſchnell von allem Kunde.
Wie ſonſt dem Sünder zu dem Todesſtreich,
Sprach Muth ihm ein zu leben jener Bote:
Er ſagte: ja! und wurde leichenbleich.
Die Friſt verſtrich, die Trommel rief und drohte
Von der Terraſſe her; ſie traten vor
Auf ihren Ruf dem Tode zu Gebote.
Sie hielten Schritt und blickten feſt empor,
Nicht Stolz und Haltung hatten ſie verlaſſen;
Da war nur Einer, der die Kraft verlor,
Der ſollte leben! Den nur mußte faſſen
Der Beichtiger und führen. Dort bereit
Der Block, das Schwerdt, ein Anblick zum Erblaſſen
Da ſtand auch Einer, nicht vom Blocke weit,
Den zu vollſtrecken hier die blut'ge That
Das ſchauerliche Machtgebot befreit.
Und zu dem blutgewohnten Manne trat
Nun Juanito, leiſe flüſternd, leiſe
Sprach der ihm zu, und gab ihm ſeinen Rath.
Und ſieh', die Kinder knieten ſchon im Kreiſe,
Zunächſt der Mutter ſtand der Kapellan,
Und ſtolze Blicke warf umher der Greiſe.
Zum Bruder Mariquita nun begann:
Ich bin nicht ſtark, mein Bruder, wie ich ſollte;
Erbarme dich und fange mit mir an.
Es pfiff das Schwerdt, getrennt vom Rumpfe rollte
Ihr lock'ges Haupt, der Mutterbruſt entquoll
Ein Schrei, den ſie umſonſt erſticken wollte.
Kam Raphael, der fragte liebevoll,
Wie er das Haar ſich aus dem Nacken ſtrich:
Bin ich ſo recht, du Guter, wie ich ſoll?
Da fiel der Streich, und Clara ſtellte ſich;
Wie er in's Antlitz ſah der bleichen, ſchönen:
Du weineſt! ſprach er. Sie: ich denk' an dich.
Er ſchwang das Schwerdt, da hörte man ertönen:
Halt! Gnade! Gnade! — Wird der Ruf auch wahr?
Wird er den Muth der Sterbenden verhöhnen? —
Hervor trat Victor aus der Franken Schaar
Und ſtellte bleich ſich, bebend und verſtört
Dem Auge des geliebten Mädchens dar:
Du, deren Herz, ich weiß es, mir gehört,
Sei mein, mein Weib! das eine Wort, o ſag' es;
Die Macht, die dich verfolgt, hat aufgehört!
Das Leben nur, o ſüße Maid! ertrag' es,
An meinem Arm, an meiner treuen Bruſt,
Zu weinen ob den Gräueln dieſes Tages.
Vertraue mir und trage den Verluſt;
Dir biet' ich zum Beſchützer mich und Leiter,
Ich träume ſelbſt von keiner ſüßen Luſt.
Sie ſah ihn hellen Blickes an und heiter,
Und wandte ſich, nicht ſchwankend ob der Wahl,
Dem Blocke zu, und: Juanito, weiter!
Da fiel ihr Haupt und ſprang ein rother Strahl,
Das Herzensblut, dem mocht' er nicht entweichen;
Den Wankenden verbarg der Freunde Zahl.
Und Philipp nahm, nach weggeräumten Leichen,
Den Platz der Schweſter ein, und ſtarb zuletzt,
An Stärke nur den Andern zu vergleichen.
Vor trat Leganes ſelbſt der Vater jetzt,
Um ſich betrachtend ſeiner Kinder Blut,
Und Juanito ſprang zurück entſetzt.
Doch er: ermanne dich und faſſe Muth!
Hört's, Spanier, hört's! und ſagt's dem Vaterlande!
Er iſt der Sohn, auf dem mein Segen ruht.
Marques de los Leganes, ſpan'ſcher Grande,
Triff ſicher nur! du biſt des Tadels bar;
Dem Feinde deines Landes bleibt die Schande.
Wohl traf er gut; im Röcheln ſonderbar
Hat aus der athemloſen Bruſt bezeugt,
Daß ſeine letzte Kraft geſchwunden war.
Wie nun die Mutter vortrat, tief gebeugt,
Doch würdevoll, er ſie ins Auge faßte,
Da ſchrie er laut: ſie hat mich ja geſäugt!
Der Schrei erweckte Nachhall, es erblaßte
Im weiten Kreiſe jegliches Geſicht,
Das Mahl verſtummte, wo der Franke praßte.
Sie ſprach ihm zu, er aber hörte nicht;
Da ſchritt ſie zu der Bruſtwehr und vollſtreckte
Hinab ſich ſtürzend, ſelbſt das Blutgericht.
Er lag in Ohnmacht.
Dort, der Blaſſe weckte
Wohl deine Neugier; deine Augen ſah'n es,
Wie Gramesnacht die hagern Züge deckte.
Die Furchen ſind die Spuren nicht des Zahnes
Der allgewalt'gen Zeit, das ſiehſt du ſchon;
Verdugo, heißt der Mann, de los Leganes.
Bewundert und bedauert und gefloh'n,
So ſchleicht und wird er ſchleichen allerwegen,
Bis ihm geboren wird der erſte Sohn;
Dann wird er zu den Uebrigen ſich legen.

Bogislaus Philipp von Chemnitz,

ein Enkel des bekannten ſtreng lutheriſchen Theologen Martin Chemnitz, ward am 9 Mai 1605 in Stettin geboren, ſtudierte in Roſtock und Jena und nahm dann holländiſche Kriegsdienſte, die er ſpäter mit ſchwediſchen vertauſchte, wo er bis zum Hauptmann vorrückte. Die Königin Chriſtine ernannte ihn darauf zum Rath und Hiſtoriographen und erhob ihn in den Adelsſtand, auch ſchenkte ſie ihm das Landgut Hallſtädt, auf welchem er 1768 ſein Leben beſchloß.

Er ſchrieb:

Schwediſcher Krieg. Stettin und Stockholm 1648 u. 1653. 2 Bde. Folio.

ſo wie unter dem Namen Hippolytus a Lapide, das berühmte Buch: De ratione status in imperio nostro Romano-Germanico, in welchem er Oeſtreichs Principat heftig bekämpfte.

Als Geſchichtſchreiber hat ſich Chemnitz mannichfaches Verdienſt erworben, doch iſt ſein Styl nach dem damaligen ſchlechten Geſchmacke rauh und hart, und wegen den vielen eingemiſchten fremden Wörtern und Redensarten keinesweges frei von Geſuchtheit.

Wilhelmine Christine von Chezy,

Schriftſtellerin bekannter unter dem Namen Helmina von Chezy, eine Enkelin der berühmten Karſchin (ſ. d.) *), ward am 26. Januar 1783 in Berlin geboren, und bereits, nachdem ſie eine vortreffliche Erziehung genoſſen, im 16. Jahre ihres Alters an den Freherrn von Haſtfer verheirathet. — Ihre Ehe war jedoch keine glückliche und wurde bald wieder gelöſt. Sie lebte darauf, jedoch nicht in den angenehmſten Verhältniſſen, eine Zeitlang bei der Frau von Genlis in Paris, und vermählte ſich hier (1803) mit dem kürzlich verſtorbenen ausgezeichneten Orientaliſten de Chezy. Mit Bewilligung ihres Gatten kehrte ſie indeſſen nach Deutſchland (1810) zurück, und verweilte nun abwechſelnd in Heidelberg, Berlin, Dresden und Wien. — Nach dem Tode ihres Mannes begab ſie ſich wieder nach Paris, wo ſie ſich gegenwärtig noch befindet.

Sie gab heraus:

Leben und Kunſt in Paris. Weimar, 1805—1807. 2 Bde.

Gedichte. Aſchaffenburg, 1812. 2 Thle.

Gemälde von Heidelberg. Mannheim u. ſ. w. N. A. Heidelberg, 1821.

Neue auserleſene Schriften. 2 Thle. Heidelberg, 1817.

Emma's Prüfungen. Heidelberg, 1817.

Aurikeln. Berlin, 1818.

Idunna. Chemnitz, 1820.

Erzählungen und Novellen. 2 Thle. Leipzig, 1822.

Stundenblumen. Wien, 1824 fgde. 3 Thle.

Der Wunderquell; dramatiſche Kleinigkeit. Wien, 1824.

Euryanthe von Savoyen; Oper. Wien, 1824.

Jugend Leben und Anſichten eines papiernen Kragens. Wien, 1830.

Herzenstöne auf Pilgerwegen. Sulzbach, 1833.

Einzelne Auſſätze Gedichte u. ſ. w. in Zeitſchriften und Almanachen,

Helmine von Chezy iſt eine der talentvollſten deutſchen Schriftſtellerinnen. Wärme des Gefühls, Reichthum der Phantaſie und ſeltene Anmuth der Sprache characteriſiren ihre ſämmtlichen Leiſtungen, unter dieſen aber vorzüglich ihre lyriſchen Gedichte. Als Erzählerin zeichnet ſie ſich ſowohl durch glückliche Erfindung, wie durch gewandte Ausführung höchſt vortheilhaft vor der Menge ihrer ſchreibenden Mitſchweſtern aus. —

Haugwitz und Contarini *).

Es war bei Anbeginn des Winters 1675, als der tapfere Oberſtlieutenant von Haugwitz mit ſiebenhundert Schleſiern in die Citadelle von Dachſtein im untern Elſaß einrückte, die durch den Anmarſch der Franzoſen, vom klugen und braven Marquis von Vaubrun angeführt, nahe und furchtbar bedroht war.

1633 hatten die Schweden den Ort erſtürmt, früher hatten ihn wechſelweiſe Straßburger und Lothringer eingenommen. 1640 hatten ihn die Schweden den Straßburgern beim Friedensſchluß wieder zurück gegeben, und er ſtand nun wieder unter des Stiftes Obhuth. Seine frühern Mißgeſchicke bewieſen, daß er ſchwer zu vertheidigen ſey; jederzeit nur der würdigſten Obhuth anvertraut, hatte weder Klugheit noch Tapferkeit ihn vor dem Feinde ſchützen können. In einem Sumpf, von ſchlammichten Gräben umzogen, tief, öde und dumpf lag die Citadelle. — Haugwitz war es unheimlich zu Muth, als er ſeinen Einzug hielt; doch bald erheiterte ihn der fröhliche Bewillkommungsgruß, womit der lebensfreudige Girolamo Contarini, ſo wie Frescobaldi, Clercy und Rothkirch dem neuen Commandanten entgegen eilten.

Luſtig, mein ſchleſiſcher Kriegsheld! rief ihm der ſchöne Contarini entgegen, die trüben Sümpfe hier ſollen die Gruft der Feinde unſers Herrn und Kaiſers werden! Laßt ſie nur anrücken, die luftigen Franzoſen! Wir ſchicken dem ſtolzen Ludwig auf's Höchſte Einen heim, der gut laufen kann, ihm zu verkünden, daß die Uebrigen geblieben ſind.

Herr Camerad, fiel Haugwitz ein, ich meine, blinde Zuverſicht iſt kein guter Bundesgenoſſe, und der gefährlichſte aller Feinde iſt der, deſſen wir nicht achten! Die Franzoſen haben leichten Sinn, aber das Herz am rechten Flecke; der Augenblick iſt ihre Gottheit; und was iſt dem Soldaten erſprießlicher, als ſich dem Augenblick hinzugeben?

Die Wahrheit dieſer Bemerkung machte Contarini einleuchten, er ſagte ablenkend: Herr Bruder, die Franzoſen ſind noch nicht da; treffen ſie ein, und ſchlagen ſich gut, deſto mehr Ehre für uns, wenn wir ſiegen; jetzt aber wollen wir auf angenehmere Feindſeligkeiten bedacht ſeyn — wir alle gehen dieſen Abend nach Straßburg zu dem Hof des Herzogs von Lothringen, es wird dort getanzt; wie wär's, wenn Ihr mit kämt, edler Haugwitz?

Noch heute will ich die Feſtungswerke beſichtigen, ſagte Haugwitz, ernſt, und nur unvollkommen eine Regung des Unmuths verhehlend, und ſetzte hinzu: Mir ſcheint es, daß wir die Freude nicht als Nahrung, ſondern nur als Würze des Lebens betrachten dürfen, die mit Sinn und Maß angewandt ſeyn will. Gleichwohl will ich meinen Antritt nicht damit beginnen, Freuden zu ſtören; der Commandant vergönnt ſeinen jungen Freunden den Ausflug nach Straßburg, und wünſcht ihnen viel Vergnügen und ſchöne Tänzerinnen!

Somit neigte ſich Haugwitz gegen die Officiere und zog ſich raſch in ſeine Zimmer zurück.

Ein Stock! rief der feurige Rothkirch ihm nach. Ein Bär aus dem deutſchen Norden! murmelte Frescobald; doch Contarini fiel ein: Nein, er iſt ein Ehrenmann und läßt mich heute mein Mädchen ſehn! Alle lachten. Sie eilten, um ſich zum Feſte zu ſchmücken, und der glühende Haß gegen franzöſiſche Macht und Nation, von dem ſie ſo viel ſprachen, hinderte ſie nicht, ſich mit Pariſer Eſſenzen zu beſprengen, und mit niedlichen Tändeleien von Paris auszuſchmücken, ſo, daß

---

*) Nicht aber wie fälſchlich in der neueſten Ausgabe des Brockhauſiſchen Converſationslexicon ſteht, (Th, 1. S. 595) „eine Tochter Friedrich von Klenkes aus Bremen und der berühmten Karſchin." — Die Karſch ſtarb am 12. October 1791 und hätte demzufolge in ihrem 61 Jahre die Welt noch mit einer unehlichen Tochter beglücken müſſen, denn ſie war nie mit Friedrich von Klenke vermählt, wohl aber ihre (der Karſchin) Tochter, die auch als Schriftſtellerin bekannte Karoline Luiſe von Klenke geſchiedene Hempel. (S. d. A.)

*) Aus Stundenblumen. Eine Sammlung von Novellen und Erzählungen v. Helmina v. Chezy, geb. Freyin v. Klenke. Wien, 1825.

ſie duftend und prangend in die hell erleuchteten Säle traten, wo der Herzog von Lothringen ein prachtvolles Feſt gab.

Agnes, die ſchönſte und jüngſte der Hoffräulein der edlen Herzogin, war franzöſiſcher Abkunft, aus altem, durch trübe Mißgeſchicke gebeugtem Geſchlecht, die letzte ihres berühmten Namens. Leuchtend in eben aufgeknoſpter Jugendfülle, ſchien ſie ein mit überirdiſchem Reiz begabtes Weſen, da ihr Geiſt, ihre Anmuth, ihre Talente ſich in ihr zu einem Ganzen vereinigten, deßgleichen jene Zeit kaum aufzuweiſen hatte. Reich geſchmückt mit den Geſchenken der Herzogin, die ihr mütterlich vor Allen hold war, überglänzte ſie alle anweſenden Damen, und nichts war der Grazie zu vergleichen, welche ſie beim Tanz entfaltete. Doch ſie ſchien nicht zu wiſſen, wie wunderlich ſie ſey, und ihre anſpruchloſe Beſcheidenheit war der entzückenſte ihrer Reize.

Wer den hochſchlanken, feurigen Contarini neben Agnes in den Reihen hinſchweben ſah, der hielt Beide für einander geſchaffen. Auch war Contarini als ein kühner, verwegner Kriegsheld berühmt, und alle Schönen blickten ihn günſtig an, denn Tapferkeit iſt der Schmuck des Mannes.

Auch Agnes ſchien dem ſchönen Italier Contarini den Vorzug vor allen Andern zu geben, die ſich um ihre Huld bewarben. Contarini mußte ſich für begünſtigt halten, da er der Einzige war, den Agnes nicht zurück ſtieß. Sein ganzes Weſen athmete ſelige Trunkenheit der befriedigten Liebe. Seine Ritterlichkeit machte ihm ſtrenge Ehrfurcht gegen die Dame ſeiner Gedanken zur Pflicht; je mehr er ſich für ausgezeichnet von Agnes ſah, je zarter und ernſter benahm er ſich gegen ſie. Reine Frauen haben Sinn für ein ſolches Bezeigen, und verſtehn es gar wohl; Agnes hielt deßhalb den Grafen nur höher; noch liebte ſie ihn nicht, allein er gefiel ihr beſſer, als die Uebrigen, und ſie wollte es ihm nicht verhehlen.

Contarini fand Agnes an dieſem Abend trübe geſtimmt, er wagte ſie zu fragen, was ſie beunruhige.

Meine Landsleute nahen ſich dem deutſchen Boden, ſprach Agnes, ſie werden dieß ſchöne Land mit Mord und Verwüſtung überziehn; ſie werden hier zu Grunde gehn, oder ſiegen, an einen milden Ausgang iſt nicht zu denken. Wie nun die Looſe auch fallen, ſo fällt mir das Meine nur zu Leid; denn hier habe ich eine zweyte Heimath gefunden, und mein Herz hängt zugleich an Frankreich und ſeiner Waffen Ruhm. Wie ſollt' ich das gute, ſchöne Deutſchland nicht lieben? Es nahm mich Verlaſſene auf, es war die Wiege meiner fröhlichen Jugendtage, es gewährte mir Ruhe, Glück, Hoffnung, und alle Wonnen der Freundſchaft und Herzlichkeit. Während meine Landsmänninnen in düſtern Kloſtermauern ihre Kindheit und Jugend fern von Verwandten und Freundinnen durchſeufzen, bis eine Heirath, oft eine unglückſelige, ihnen die Pforten der großen Welt öffnet, habe ich hier glücklich meines Frühlings genoſſen, in Unſchuld und Frieden, von Liebe und Freude umringt. Doch im tiefſten Innern wünſche ich meinen Landesgenoſſen den Sieg über die Deutſchen. Ich höre oft rühmend von deutſchen Frauen ſagen, ſie haben ein deutſches Herz — wie nun, wenn ich ſtolz darauf wäre, ein franzöſiſches Herz zu haben?

Wohl, entgegnete Contarini, doch Frankreich hat dieſen Krieg ungerechterweiſe begonnen. — Mag es ſeyn, unterbrach ihn Agnes mit Lebhaftigkeit, ſind doch meine Landsleute außer Schuld! Sollen ſie darunter leiden? O, nein! Möge ihr Heldenmuth, ihre Ausdauer, ihr Gewinn die Flecken der Unternehmung austilgen, denn zuletzt hat doch das Recht, wer das Glück hat!

Hoch glühte Agneſe bey dieſen Worten. Seltſames Mädchen, flüſterte Contarini. Doch, ihr ſelbſt ſcheint mir heute nicht fröhlich, fiel Agnes ein. Ich bin ſeltſam verſtimmt, ſagte Contarini, weil unſer neuer Commandant heut, wie ein Geſpenſt in meine freudige Erwartung hineingeblickt hat; Er konnte heute ſo glücklich ſeyn, wie wir, und er hat es ausgeſchlagen! Indeß wir hier in dem lieblichſten Kreiſe aus allen Hefen der Kriegsnoth und Qual unſerm Leben einen reinen Tropfen Honig abgewinnen — was ſag' ich, Honig? Lethe! allen Harm zu vergeſſen, windet ſich der arme Commandant mit Fackeln durch die engſten Schluchten des moraſtigen Dachsbaues und macht Berechnungen und Anſchläge, die alle ſo gut wie gar nichts ſind! Alles Grübeln iſt vergeb'ne Mühe, nichts können wir im Voraus berechnen; jedes Ereigniß, was da kommen ſoll, tritt unerwartet, und ganz anders, als wir es uns gedacht, vor uns hin, und des Augenblickes Eingebung iſt höher, als alle Grübeley.

Das iſt ja recht franzöſiſch gedacht, Girolamo, lächelte Agnes. Sie bot ihm nun freundlich die Hand und ſchwebte mit ihm durch die langen Reihen. Contarini blieb den Abend über ernſt und bewegt, denn tief hatten Agneſens Aeußerungen ihn ergriffen, doch fühlte er ſich glücklich in ihrer Nähe zu ſeyn. Die Nacht verging flügelſchnell.

Der nächſte Sonntag war zu einem neuen Ball angeſetzt. Denn der Herzog ließ ſich's angelegen ſeyn, dem Feinde zu zeigen, daß ſeine Annäherung den frohen Muth der Elſaſſer nicht beuge. Agnes hatte der Herzogin erläutern müſſen, warum ſie ſo lange und angelegentlich mit Contarini geſprochen, und dabey von Haugwitz berichtet, deßhalb rief die Herzoginn den Dachſteinern zu: Ihr Herren, bleibt uns am Sonntag nicht aus, und bringt dem Commandanten unſern gnädigen Gruß und Einladung zum Tanz! Wir lieben die Schleſier! Sie ſind ernſt und ſittig, feſt und treu, hochherzig, wie ihre Felſen, und klar und kräftig, wie ihre Quellen! Und wie ſollte ein Haugwitz ſeinen edeln Landsleuten nicht an Trefflichkeit gleichen?

Wörtlich verhieß Contarini den ehrenvollen Gruß auszurichten; er ſchied, glühend von Hoffnungen, die Agnes ſanfter Blick in ihm entzündet.

Die fröhlichen Genoſſen ritten ſcharf zu, daß ſie die beſchneyten Thürme der alten Citadelle noch geröthet vom Morgenſchein ſahen, als ſie eintrafen; ſie eilten ſogleich zu Haugwitz.

Ernſt und trübe kam ihnen der Commandant entgegen.

Eine ſchwere Aufgabe, rief er aus, dieß Neſt zu vertheidigen! Von allen Seiten iſt ihm beyzukommen, und wir haben die Erfahrung, daß der Entſchloſſenheit und Uebermacht hier Alles gelingen muß. Weh jeder Feſtung, die in einer Ebene liegt, und nicht wenigſtens von einer Seite mächtig geſchützt wird!

Laßt doch, Commandant! jubelte Contarini. Unſre Herzen ſollen die Anhöhe ſeyn, auf deren unüberwindlichen Wällen die Feſte thront! Ihr müßt die Schwierigkeiten nicht ſo hoch anſchlagen! Der Feind hat Arbeit unterwegens, die deutſchen Kriegsheere halten ihn in Maſſe auf, einzeln ſchlagen ihn die Bauern todt. Hier hält ihn die Müdigkeit, dort der Hunger feſt, halb aufgerieben kommt er vor unſre Baſtionen, hier wollen wir ihm zu ſchaffen machen! Sonntag iſt wiederum ein Feſt in Straßburg, wir alle ſind geladen, von der gnädigen Herzoginn ſelbſt, und auch Ihr, Commandant! Ich kann Euch unmöglich die allerliebſten Sachen wieder berichten, welche mir die Herzoginn an Euch aufgetragen, denn ich bin ganz eiferſüchtig darauf. Wir Alle haben ſeit Monden mit unſern Beeiferungen nicht den zehnten Theil von der Huld erlangt, die Ihr durch ein einziges Wegbleiben. Was ſagte die edle Herzoginn? fragte Haugwitz geſpannt. Was hilft's! entgegnete Contarini, ihr kommt nun einmal nicht! Ho, ho! rief Haugwitz, Ihr bildet Euch wohl ein, weil ich beherzt bin, hab' ich kein Herz? Dieſe Woche muß hier die dringendſte Arbeit gethan ſeyn, und dann geh' ich gern nach Straßburg an den Hof, und erhohle mich von der Mühe an ſchönen Blicken, denen ich Zeit meines Lebens nicht feind geweſen!

Ihr ſeyd vermählt, Commandant? fragte Contarini.

Wittwer bin ich, lieber Graf, und nie werd' ich meines Weibes vergeſſen, entgegnete Haugwitz, und ſein flammendes Auge funkelte feucht. Nie werd' ich ihres gleichen wiederfinden, nirgend lebt ſolch' ein hohes ſüßes Geſchöpf voll Anmuth und Klarheit, voll Gluth und Schüchternheit, kindlich und heldenmüthig, wie meine Agnes — Agnes? unterbrach Contarini, hocherröthend. Kennt ihr eine Agnes? liebt Ihr eine? forſchte Haugwitz. — Ja, rief Contarini, ich kenne eine! Sie iſt die Blume von Lothringens Hof, ſchlank und hoch, wie die Lilie, und wie das Veilchen ſüß; ihre dunkeln Locken, Zauberſchlingen, in denen die Seele ſich fängt, umweben das blühende Angeſicht, des feinen zartgeaderten Halſes Schnee. Ihr Wuchs iſt wonniglich und prachtvoll zugleich. Ihr kleiner Fuß ſcheinet kaum die Erde zu berühren; ihre Hand iſt eine Frühlingsblüthe; doch, wovon kann man noch ſprechen, wenn man ihre Augen geſehn? kann man ſich ſchwarze Sonnen denken? Nein! doch das ſind ihre Augen. O, in dunkeln Augen wohnt das tiefſte Geheimniß der Schönheit!

Ihr werdet ganz zum Dichter, lächelte Haugwitz; doch das nimmt mich nicht Wunder, denn Ihr liebt!

Die jungen Officiere wurden durch ihres Commandanten Geſchäftigkeit ſo angeregt; daß ſie Straßburg und des Balls darüber bald vergeſſen hätten; bis zu ſeiner Ankunft in Dachſtein war die Sache mechaniſch betrieben worden, jetzt kam Geiſt und Leben in die Thätigkeit der Beſatzung der Citadelle, und Form und Norm in die Mithülfe der Bewohner des Städtchens. Eine unüberwindliche Schwierigkeit both die Weſtſeite der Citadelle dar, tiefer liegend, als die übrigen Werke, war das der Weſtſeite zugleich von weit ſeichterer Fluth umſpühlt; es zu erhöhen, hätte einen Zeitraum erfordert, den der nahe Anmarſch der Franzoſen nicht geſtatten konnte, und die Beſatzung, welche hier an dieſen Punct geſtellt werden mußte, war ſo gut wie aufgeopfert.

Hätten wir hier den Niemandsfreund von Breyſach, rief ein ſilberlockiger Greis dem Commandanten zu, er würde uns gute Dienſte leiſten! — Wer war der Ehrenmann? fragte Baron Rothkirch, und woher kennſt du ihn, alter Freund? — Das war, berichtete der Greis, der Bruder vom Ketterlein von Enzheim, ſo die Feſtung Breyſach vor vierzig

Jahren gegen den mannhafteſten Bernhard von Weimar vertheidigen half, und ich bin mit dabey geweſen. Die Stücke hättet Ihr ſehen ſollen, edle Herren! Solche koſtbare Feldſchlangen, Hagelſtücke, Falkonetlein, Scharfethürnlein, Quartierſchlangen und Feuermörſer, deren etliche über hundert Pfund warfen, macht man jetzt nicht mehr, es war eine Luſt, ſie ſpielen zu laſſen! Ueber 80,000 Mann hat dem Feind und dem Freund zuſammen die Belagerung gekoſtet; 1,100,000 Rthlr. ſind allein auf die Belagerungswerke verwendet worden, doch nach der Eroberung wurden ſie alle zerriſſen, verſprengt und abgeſchleift. — War es nicht die entſetzliche Zeit, fragte Banner mitleidig, wo die Hungersnoth ſo groß geweſen? — Das wollt' ich meinen, fiel der Alte ein; und mit Gottes Hülfe könnt' es in Dachſtein auch noch ſo weit kommen, wenn wir die ſchönen Stücke hätten! Eine Ratte kam einen Gulden, eine Kühhaut fünf Gulden; es ſind mehr als zweitauſend dergleichen Felle verſpeiſ't worden; kein armer Hund war ſeines Lebens mehr ſicher, und keine Katze wurde verſchont; für ein dreypfündiges Brot wurden Kleinodien hergegeben. Der Kalk wurde von den Mauern gekratzt und verzehrt; acht Kinder an einem Tage verſchwanden, und Niemand hat ſie wiedergeſehn — ja, zu Titus Belagerung von Jeruſalems Zeiten ſind nicht ſo jämmerliche Tage geſehn worden, als in meiner unglücklichen Vaterſtadt 1638 vom Junius bis October!

Wie konnte ein ſolcher Hauptplatz nicht beſſer proviantirt ſeyn, fragte Haugwitz.

Er war es über die Maßen wohl, berichtete der Alte, und nur durch allzugroße Vorſicht iſt er in das Elend gekommen. Die Breyſacher wußten, daß der Bernhard nicht zur Kurzweil Belagerung hielt; ſie gingen allzuknapp mit dem Proviant um, und die Soldaten hatten Hunger und Langeweile. Es beredeten ſich mehrere, in das Magazin einzubrechen und ſich privatim zu proviantiren. Sie kamen auch glücklich hin, und tappten, ſich mit Schwefelhölzern leuchtend, in den Gewölben umher; hier nahmen ſie etliche Fäſſer wahr, von denen ſie glaubten, es ſey Mehl darin; ſie öffneten eines derſelben, es war Schießpulver; ein Funken flog hinein, das Schießpulver fing, und ſprengte das ganze Magazin mit 80 Tonnen Pulver und 400 Viertel Korn in die Luft. Der Schade war unermeßlich, vierhundert Menſchen waren das Opfer, vierzig Häuſer ſprangen in Stücke; zwölf der unglücklichen Soldaten, welche das Magazin eröffnet, wurden durch die Exploſion getödtet, zwey retteten ſich, doch der Commandant, Oberſt Steinach, ließ ſie hinrichten. Wenn die vierzehn armen Schelme gewußt hätten, daß ſie nur noch zwey Tage leben ſollten, ſie würden nicht ſo beſorgt um Proviant geweſen ſeyn. Ich habe noch ſelten größeres Uebel entſtehn ſehen, als durch übertriebene Vorſicht!

Das iſt's ja, rief Contarini beyfällig, was ich immer und immer ſage! — Und was mich nicht irre macht, fiel Haugwitz ein. Jene handelten pflichtvergeſſen, daher kam ihre Strafe ihnen gerechterweiſe zu; wir, die wir unſre Pflicht erfüllen, indem wir nichts aus der Acht laſſen, und keine Stunde verlieren, mögen nun ſiegen oder zu Grunde gehn, ſo geſchieht es mit Ehren. Nur hungern ſoll mir Niemand, darin tadle ich die Breyſacher, und dieß ſcheint mir die rechte Moral von des Alten Erzählung zu ſeyn. Wir ſind auch noch nicht umzingelt, bemerkte Frescobaldi. — Wohl! entgegnete Haugwitz, darum friſch an die Vorräthe, und neue herbeygeſchafft, damit die Arbeiter gutes Muthes bleiben!

So tief ſchien Haugwitz in ſeine Geſchäfte verſenket, ſo ganz von ſeinem Eifer hingenommen, daß ſeine jungen Waffengenoſſen erſtaunten, ihn am Sonntag recht angelegentlich mit den Zurüſtungen zum Ritte nach Straßburg beſchäftigt zu ſehn. Aus dem Wuſt der Rawelinen und dem Schlamme der Caſematten ging der hohe Mann ſchön und freudig hervor, als hätte die helle Stirn nie eine Wolke getrübt. Seine Heldengeſtalt leuchtete in der ſchönſten Reife männlicher Kraft, und mächtig gebietend und unwiderſtehlich hinreißend ſtrahlte ſeines Geiſtes Feuer aus den großen tiefblauen Augen hervor. So trat er, kriegeriſch und würdevoll, mit früh erkämpften Ehrenzeichen geſchmückt, in des herzoglichen Schloſſes hellglänzenden Saal. Ein Flüſtern ging bey ſeinem Eintritt durch die Verſammlung, alle Blicke blieben auf der herrlichen Erſcheinung haften.

Agnes hatte vor ſeinem Eintritt ſchon oft nach der Thür hingelauſcht; ſie geſtand es ſich ſelbſt nicht, daß ſie Contarini erwarte, und fühlte ſich, da ſie den Fremdling ſtatt ſeiner kommen ſah, mächtig betroffen. Bald nach ihm ſah ſie Contarini und deſſen Freunde eintreten; die Vergleichung drängte ſich ihr unwillkührlich auf, alles um ihn her wurde durch Haugwitz verdunkelt. Agnes ſah ſeinen raſch umherirrenden Blick auf ſie verweilen, und ſein hochaufleuchtendes Auge ſchien zu ſagen: Dieſe, oder keine.

Haugwitz nahte der Herzoginn, der ihn der Kämmerling vorſtellte; er bezeigte ihre dankbare Verehrung für die Huld ihrer Einladung, und die Ausdrücke gefälliger Sitte floſſen, wohlklingend von dem ernſten Munde, wie wenn ein friſcher Weſtwind, der gewaltigen Eiche Wipfel melodiſch durchſäuſelt.

Agnes ſtand innerlich bangend vor ſeinem Blick an ihrer hohen Pflegemutter Seite. Ihr ſeyd mir ein theurer Gaſt, edler Haugwitz, ſprach die Herzogin, und ich wünſche, daß es Euch hier in Straßburg behage. Möchtet Ihr hier Eures Dachſteines vergeſſen.

Wie wäre das möglich, Euer hochfürſtliche Gnaden? entgegnete Haugwitz, da Ruhm und Ehre, Leben und Heil an jenem Platze haften, da ich dort den erſten Kranz meiner Laufbahn erringen — oder — untergehen muß — ſetzte er dumpf hinzu, und ein Schauder durchzuckte ihn.

Welche Ahnung, rief unwillkührlich die Herzoginn, da ſie ihn plötzlich erbleichen ſah; auch Agnes wurde blaß. Haugwitz entging dieß nicht, und plötzlich, wie von einem Blitzſtrahl durchzuckt, hocherglühend rief er aus. Ja, edle Fürſtinn; Ihr habt Recht, zur ſchönen Stunde ſoll man der ganzen Welt vergeſſen, oder wünſchen, daß es die letzte Lebensſtunde ſey; denn was ſoll noch das Leben, wenn ſchale hinterdreinkommen! Freudig blickt man, ausgerüſtet mit Erinnerung und Hoffnung den Feuerſchlünden entgegen, aus welchen uns die Looſe zu Glück oder Weh fallen. Der Krieg iſt das trefflichſte Hazardſpiel, und das Einzige, das nicht verboten iſt!

Und augenblicklich wandte ſich Haugwitz gegen Agnes, ſie um den erſten Tanz zu erſuchen; hocherröthend reichte ſie ihm die Hand. Es konnte ihm nicht unbemerkt bleiben, welch ein freudiges Gemurmel durch die Menge der Zuſchauer flog, als ſie an des Herrlichen Seite leicht, wie ein zartbewegtes Roſenblatt durch die Reihen ſchwebte. Wie hochſchlank Agnes auch war, mußte ſie noch hoch zu ihm hinaufblicken, ſein ſtrahlendes Auge ruhte feſt und innig auf ihrer Huldgeſtalt. Er ließ ſie für den Abend nicht mehr frey; u. gleichſam als riſſe eine unſichtbare Gewalt ſie unwiderſtehlich hin, blieb ſie gefeſſelt an ſeiner Seite. Sie fühlte ihr Herz an ſeinem Blicke ſich erſchließen, wie die Knoſpe im Sonnenlichte. Schmerz und Wonne, nie geahnt, durchzuckten ſie ſtürmiſch, das ganze Leben war ihr neu, ſie war, wie aus tiefem Schlaf erwacht, in eine Wunderwelt verſetzt, und wußte nicht wohin mit dem Andrang von mächtigen Gefühlen in dem jungen Herzen, das bis dahin ſo ſanft nur geſchlagen. Contarini hielt ſich, ſtreng ſie beobachtend, verborgen; Agnes gedachte ſeiner nicht mehr, als hätte ſie ihn nie gekannt.

Beym Scheiden nahm Haugwitz Agneſens Hand, hielt ſie in der Seinigen und ſprach: Euer Name, zartes Fräulein? — Agnes — flüſterte ſie und ſah ihn haſtig erſchrecken. — Agnes! wiederholte Haugwitz. Der Name iſt mir in die Seele geprägt; Leben, Liebe, Tod, Schmerz und Wonne haben ihn mit Flammenzügen in meine Bruſt geſchrieben. Ich hatte ein Weib, ſie war Euch ganz ähnlich, ſie hieß Agnes — auf Wiederſehn, Engelbild! — er drückte ihre Hand an die glühenden Lippen, an das hochſchlagende Herz, und enteilte; träumerlich blickte ſie ihm nach.

Schweigend eilten die Krieger nach Dachſtein zurück durch die ſternbeſäte, ſtille Winternacht. Contarini ſuchte Haugwitz zu vermeiden, doch dieſer lenkte geflieſſentlich ſein Roß zu ihm heran.

Camerad, flüſterte er ihm zu, ich habe Euch nicht mit der Schönen geſehn, die ihr ſo feurig geſchildert hattet. — Den Spott duld' ich nicht! rief Contarini ganz empört. — Verſteht mich recht, fiel Haugwitz begütigend ein, ich habe beym Abſchiednehmen vernommen, daß meine holdſelige Tänzerinn Agnes heiße, doch der Agneſen gibt es mehr; und, wenn ich mich irgend heut nach Schönen umgeſehn, hätt' ich vielleicht noch eine ſchönere erblicket, als dieſe.

Aeußerſt verbindlich für ſie, höhnte Contarini, es würd' ihr ſchmeichelhaft zu hören ſeyn.

Ihr meint, ihre Schönheit habe mich angezogen, Contarini? Nicht doch, es war eine wunderbare, ganz vollendete Aehnlichkeit mit meiner Agnes, es war, als ſäh' ich ſie ſelbſt, lebendig vor mir ſtehn.

Die Aehnlichkeit, rief Contarini, iſt nicht ſchwer zu erklären, Agneſens Mutter war, wie ich mich erinnere, eine Elſaſſin aus dem Stamme der Hz., und Ihr habet mir geſagt, daß Eure Gattinn eine Hz. geweſen.

Der Name Agnes, den ſie mir nannte, als ich ſie beym Scheiden fragte, durchzuckte mich, wie ein Blitz; ich erinnerte mich alſo gleich Eurer Schilderung einer Agnes, die Euch theuer geworden, und die unverkennbare Aehnlichkeit mit meinem verklärten Engel machte mich wünſchen, daß ſie nicht dieſelbe ſey, die Ihr gemeint, Contarini. Seht! wenn ſie Euch jemals Hoffnung gegeben, ſo tret' ich zurück.

Wenn Ihr ſanfte Blicke, holde Worte, minder ſtrenge als gegen Andere, Hoffnungen nennt, ſo dürft' ich mich rühmen, daß ſie mir viele gegeben, doch mehr nicht, als das, denn nie habe ich ſie, wie heut', geſehn außer ſich ſelbſt geſetzt, alles vergeſſend, allen entfremdet, glühend, bebend, hingenommen. Ich war in Verzweiflung, ich ſchwor Euch Untergang; doch, wenn Ihr ſo herzlich, treulich Rechenſchaft gebt, und es ſo ehrlich meint, wo ſoll ich denn hin mit meinem Groll?

Haugwitz ergriff Contarini's Hand, ſchüttelte ſie kräftig, und rief: Ihr habt, meiner Treu, ein deutſches Herz, und ich muß Euch lieben! Laßt uns eine ritterliche Abrede ſchließen! Keiner von uns ſage dem herrlichen Mädchen von Liebe, und ſtrebe ein Jeder, ihrer werth zu ſeyn. Ganz frey ſey ihre Wahl dereinſt, wenn die Stunde ſchlägt, wo man mit Ehren wieder an ſeine Herzensangelegenheiten denken kann! — Es ſey! rief Contarini, und ein Handſchlag beſiegelte den Bund.

Haugwitz faßte den Entſchluß, Agnes nicht fürder aufzuſuchen, bis der Feind bezwungen. Näher rückte die verhängnißſchwangre Wolke.

Am 14. Januar lud der Herzog den Commandant und ſeine Gefährten ſo angelegentlich zum Feſte, daß es unmöglich fiel, auszuſchlagen. Er wollte vor der völligen Annäherung des Feindes noch einmal fröhlich ſeyn; ein köſtliches Banquett, wozu der ganze Adel der Stadt und Umgegend geladen, ſollte Zeugniß von dem frohen Muth der bedräuten Gegend ablegen. Nur allzugern geſtand ſich Haugwitz, er müſſe erſcheinen.

Schon gegen Mittag ging es nach Straßburg; Haugwitz wurde ſein Platz neben Agneſen angewieſen. Kaum wagte er, mit ihr zu ſprechen; doch ſein Erröthen, ſeine ſichtliche innere Bewegung, der milde Laut ſeiner Stimme, der von innerer Seligkeit Kunde gab, ſprach mehr, als Liebesworte.

Agnes war ſehr ernſt; ihr Weſen ſchien in allen Tiefen erſchüttert zu ſeyn; ſie war bleich, ihr Blick war beraubt ſeines himmliſchen Feuers. Wie ein ſchönes Marmorbild ſaß ſie unbeweglich, und ihr inneres Leid verklärte ſie wunderbar.

Haugwitz konnte ſich nicht enthalten, ſie zu fragen, was ihr widerfahren.

Sie flüſterte ihm zu: Nur Euch möcht' ich es ſagen, edler Mann. In Kurzem ſteht für mich Alles auf dem Spiele. Frankreichs Ruhm iſt nicht minder, als Deutſchlands Heil meinem Herzen theuer. Weh' den deutſchen Landen, wenn Frankreich obſiegte, gräßlich werden ihre Vertheidiger den unnützen Widerſtand entgelten müſſen, und unheilbare Wunden werden dem Lande geſchlagen werden, für welches ich gern mein Leben zum Opfer brächte. Weh' hingegen Frankreich, wenn die Deutſchen ſiegen, denn alsdann iſt ſein Ruhm dahin. Wie ſoll ich diejenigen lieben, die Schmach über meine Heimath bringen?

Eine edle Jungfrau, entgegnete Haugwitz raſch, gehört keinem Boden eigenthümlich zu; wo ſie auch ſeyn mag, gehört ſie der Tugend und der Pflicht. Der Mann muß oft furchtbar kämpfend mit Herz und Pflicht eine Wahl treffen; des Weibes mildere Beſtimmung iſt, ſich in die Nothwendigkeit zu fügen; wer ſich fügen muß, der geht nicht fehl, holde Agnes!

Was hilft jede Beſchwichtigung, ſeufzte Agnes, wenn ich fühle, daß ich ſterben muß ja, ich muß in Gram vergehen, wenn nicht der Friede in Kurzem ohne Blut, ohne Schmach, das Entſetzliche löſt, das Friedliche einigt.

Ernſt und faſt mißbilligend betrachtete Haugwitz die immer mehr zum Marmorbild erbleichende Agnes.

Kaum hörbar flüſterte er endlich: Und die Ergebung einer kindlich frommen Seele in den Rathſchluß des Ewigen?

O, Gott! entgegnete Agnes, und ihre Lippen zuckten krampfhaft, noch vor wenigen Monden ſchien es mir möglich, mich zu fügen, nun nicht mehr!

Betroffen blickte Haugwitz ſie an, ſie war zur Purpurroſe umgewandelt; ihr Auge ſtrahlte einen Himmel von Lieb' und Schmerzen auf ihn hin. Er verſtand dieſen Blick, doch von nun an war es um ihn geſchehen. Eben rauſchten vom Singchor her, betäubend hinreißend, gewaltige Harmonieen; Haugwitz neigte ſich näher zu der Stillgeliebten und flüſterte: Süße Agnes, laßt doch das Geſchick walten, laßt die Welt zu Trümmern gehn, aber Herz ſey dem Herzen eigen. Himmliſcher Engel, ſey mein, und dann laß kommen, was kommen muß!

Höher noch flammten des Mädchens Wangen, ihre Augen ſtrahlten in Thränen, ihr Herz klopfte ſichtlich ungeſtüm; ſie wollte die Augen am Boden geheftet halten, aber ſie fühlte die Gluth des Blickes, der den ihrigen ſuchte; ſie hob die Augenlieder auf und ihr ganzes Weſen ſchwam hin im feuchten Liebeblick.

Agnes, flüſterte Haugwitz, der Feind iſt ganz nah, wir ſehen uns heut' vielleicht zum letzten Male — ich will bis morgen in der Dämmerung hier verweilen — du kennſt am Wall die kleine Kirche? Kannſt du das Schloß auf eine Stunde verlaſſen? Erſt am Altare mein Weib, dann, in ruhigern Zeiten vor der ganzen Welt. Sage mir, wer unſern Bund ſegnen kann, ich ſuche ihn auf, ich bring' ihn herbey! die Minuten ſind uns zugezählt, entſchließe dich, mein himmliſches Mädchen! O, wenn du mein biſt, dann klügelſt du nicht mehr, dein Geſchick und das deiner Liebe gibſt du Gott anheim, und in dir wird es Frieden.

Pater Bernhardus! flüſterte Agnes, und mit Beben wendete ſie ſich ab von Haugwitz. Ihm preßte ein unbekanntes Etwas die Bruſt zuſammen; er vermeinte, es ſey ſein Glück, doch es war ſein Wortbruch, die innere Stimme, die der Menſch ſtets belauſchen ſollte, ſprach durch den Sturm ſeiner Leidenſchaft hindurch, aber er verſtand ſie nicht. Alles um ihn her ging, wie ein verworr'ner Traum an ihm vorüber, er gedachte nur der Morgendämmerungſtunde.

Sobald Haugwitz ſich unter einem ſchicklichen Vorwand entfernen durfte, eilte er zum Hofcaplan. Fern und einſamlich gen Oſten lag das Erkerzimmer des Pater Bernhards, weit hinausſchauend über das Gefild, das im Strahl der Abendſonne mit der hellgrünen Winterſaat glänzte; der ſchöne Jüngling war eben mit ſeinen Pfleglingen, den Blumen, beſchäftigt, die ſeine Fenſter umrankten; frey und fröhlich hüpften Vöglein in den Zweigen blühender Gewächſe, aus deren Schimmer das hohe ſchwarze Kreuz mit dem weißen Marmorbilde des Erlöſers ſo bedeutſam als mild hervorblickte.

Wohl umfing Haugwitz der Frieden dieſer Zelle mahnend und warnend, doch der heilſame Eindruck ging bald vorüber.

Er eröffnete dem Geiſtlichen ſeine Wünſche. Agnes ſelbſt ſendet Euch? fragte Bernhardus; wohl, ſo geſchehe, was ſie verlangt. Ich preiſ' Euch glücklich, ein ſolches Weib errungen zu haben.

Die Bereitwilligkeit des milden Geiſtlichen überraſchte Haugwitz, die Nähe ſeines Glückes berauſchte ihn. Er ſandte ein Entſchuldigungsſchreiben zur Herzoginn, worinn er einer Unpäßlichkeit wegen um Urlaub bat, nicht mehr erſcheinen zu dürfen, und zog ſich in ein Zimmer zurück, in welches Bernhardus ihn führte.

Die Stunde ſchlug. Mit klopfendem Herzen, feſt in ſeinen Mantel gehüllt, nahm Haugwitz den Weg zum Kirchlein. Eine Ampel erhellte ſanft den einſamen Ort, und, ein Bild des Friedens und der Liebe, ſtand die Gnadenmutter am Altar.

Hier zum erſten Male ſeit der verhängnißvollen Stunde, wo er wie von unſichtbarer Gewalt hingezogen, Agnes im Sturm für ſich gewonnen, durchzuckte ihn der Gedanke an Contarini, an ſein Verſprechen ſtrafend und zerſchmetternd, ihm war zu Muth, als müßt' er aus der Kirche ſtürzen, und im Rheinſtrom ſein Wort durch ſeinen Tod löſen. Da ſchlug die dritte Stunde. An Bernhardus Hand trat verſchleyert die holde Agnes, deren unverholene mächtige Neigung ihn in dieß Labyrinth hinabgeriſſen. Er ſtürzte zu ihren Füßen und bedeckte mit Küſſen ihre bebende Hand, er hörte ſie durch den Schleyer leiſe ſchluchzen.

Wie kannſt du noch trauern, meine Agnes, rief er ihr zu, da du dein Geſchick der Liebe anheim geſtellt?

Mein Freund, mein mir wunderbar geſchenkter Gemahl, ſprach Agnes, verzeiht, wenn ich unſer Geheimniß in eine theure Hand gelegt. Ich bin nicht allein hergekommen, meine zweyte Mutter hat mich zum Traualtar geleiten wollen, ſie wird ſogleich eintreten, um Zeuginn unſeres Bundes zu ſeyn — o, mein Haugwitz, ſie pries mein künftiges Glück! — Um ſo viel ſchöner dieſe Stunde, entgegnete Haugwitz. — Da iſt ſie ſchon, rief entzückt die junge Braut, und eilte, die Knie ihrer Wohlthäterin zu umfaſſen.

Hoch und mild, wie ein überirdiſches Weſen, die Augen leuchtend von wehmuthvoller Theilnahme, trat die edle Herzoginn in die Kirche. Sie hauchte einen Kuß auf der knieenden Agnes Stirn, und wendete ſich, die beiden Hände auf den Schultern des holden Mädchens ruhen laſſend, raſch zu Haugwitz. Ich komme ſelbſt, ſprach ſie, denn ohne mich wäre die Braut nicht hier erſchienen; ſie iſt mir mit Kindestreue ergeben, keine Regung ihres lieben Herzens blieb mir je verborgen. Alles hat ſie mir geſagt; und ſo ſeltſam und unbegreiflich raſch ſich alles zwiſchen Euch geſtaltet, erkenn' ich doch in Eurem Eifer zur Beſchleunigung Eures Glückes, ſo wie in Agnes hingebender Zärtlichkeit eine höhere Fügung. Haugwitz, Ihr ſeyd von edelm Geſchlecht, und habt den angebornen Glanz Eures Namens durch Eure Thaten erhöht; Ihr ſeyd makellos, redlich, ernſt und treu. Nehmet hier mein Liebſtes auf der Welt mit meinem beſten Segen; ſie folge Euch zum Altare, ſie reiche Euch den Trauring und den Kuß der Liebe; keine Macht der Erde entreißt ſie Euch mehr, deß ſeyd Ihr gewiß; ſie aber folgt ihrer Mutter zurück in die ſichre Obhuth, und nach abgeſchloſſenem Frieden führt Haugwitz ſein holdes Ehgemahl heim.

Haugwitz neigte ſich tief; liebevoll und ergeben zog er die milde Hand, die ihm in dieſer Stunde ſo liebend gab und ihn ſo weiſe beraubte, an ſeine Lippen.

Edle Fürſtinn, ſprach er, ich verſtehe Euch, ihr ſeyd mir wie ein guter Engel erſchienen. Ihr ſeyd der Schutzgeiſt meines beſſern Ichs. Mit Gott dann, ſüße Braut! ſprach er weiter, raſch zu Agnes gewendet, und führte ſie zum Altar.

Mit tiefer Rührung ſprach Bernhardus den Segen, die Ringe wurden gewechſelt, alles war ſtill umher, nur ein leiſes

Schluchzen verrieth die Gegenwart der heiß und innig bewegten Herzoginn.

Nach der Trauung ſchloß Haugwitz ſeine Agnes an die Bruſt und gab ihr den erſten Kuß. Es war, als könnte Herz vom Herzen, Mund von Mund nicht ſcheiden; doch plötzlich entriß ſich Haugwitz ſelbſt den Lilienarmen, die ihn umſtrickten, führte ſein ſüßes Weib zur Herzoginn und ſprach: Hier, erhabene Fürſtinn iſt Euer Pflegekind, bewahrt ſie mir treu, betet für mich — und wie ein Blitz war er verſchwunden.

Er iſt mein, rief bethend und dankend Agnes; die Thränen der Herzoginn floſſen nun unaufhaltſam dahin. Wohl dem Daſeyn, flüſterte ſie, Agnes umfangend, dem ein Stern ſchöner Liebe leuchtet, wenn auch nicht lange.

Durch Sturm und Dämmerung war Haugwitz auf ſeinem Roß ganz allein nach Dachſtein zurückgekehrt; nicht lange nach ihm trafen die übrigen Officiere der Beſatzung ein.

Contarini's Blicke vermochte Haugwitz nicht zu ertragen, zumal da er den vormals ſo lebenfreudigen Jüngling nun bleich und düſter ſah. Auch konnt' er deutlich bemerken, daß Contarini ihm auswich; er ſelbſt würde ſich ihm genähert haben, wenn er ſich keiner Schuld gegen ihn bewußt geweſen wäre; doch es thürmte ſich eine unſichtbare Scheidewand zwiſchen ihm und demjenigen, welchem er ſein Wort gebrochen, und er mußte ſich als die Urſache der Zerſtörung ſeines Liebesglückes betrachten. Daß Agnes Contarini geneigt geweſen, war Haugwitz bekannt, und er wußte, daß in einem ſchönen Herzen von der Neigung zur Liebe nur noch ein Schritt iſt.

Gleichwohl war es nicht Eiferſucht, nicht Argwohn, was Contarini trübte und bedrängte; es war der Anblick der leidenden Agnes, die zarte Sorge um ihre Ruhe. Er hatte ſie bleich, tief erſchüttert, von Gram verzehrt angetroffen; er kannte die Quelle ihres Harms und ſeine Lage war ihm entſetzlich. Er ſollte gegen die Landsleute ſeiner Geliebten in den Kampf? Oder ſollte er in Schmach untergehen, fruchtlos und rettungslos?

Kein Ausweg bot Heil und Rettung dar, eine dumpfe Muthloſigkeit bemächtigte ſich ſeiner; er haßte ſein Leben und wünſchte, es möchte ihn der Tod noch vor dem Kampf ereilen; denn eben ſo wenig vermochte er den Ruf der Ehre und Pflicht ſich zu verſagen, als Agnes betrüben, indem er gegen die Franzoſen focht, die, das fühlte er klar, all ihre ſtillen Wünſche für ſich hatte.

Haugwitz hingegen betrieb mit verdoppeltem Eifer die Maßregeln zur Sicherheit des Platzes, zur Vorſicht gegen den Feind; ſeine unermüdete Thätigkeit half ihm die innere Stimme übertäuben, die ihn bey Contarini's Anblick ſtrafend mahnte; wohl nöthig war dieſe Eil der Geſchäfte, denn Vaubrun hatte jedes Hinderniß beſiegt, und rückte am 18. Januar in Eilmärſchen vor der Feſtung an.

Da ſitzen wir nun im ſchlammigten Sumpf, rief Rothkirch erbittert, als er die Stellung der Franzoſen rings um Dachſtein her von der ſüdlichen Sternſpitze des äußern Vorwerks erkannte.

An einen Ausfall iſt nicht zu denken, fiel Banner ein; wir müſſen uns, wenn das grobe Geſchütz zu ſpielen anfängt, niederſchießen laſſen, wie die geſtellten Hirſche! Welcher Höllengeiſt hat nur zuerſt den Einfall gehabt, in dumpfigen Tiefen durch Schlammgruben die Wohnſitze der Menſchen zu verpeſten und zu Kerkern zu machen? Ich frage Euch, ob nicht ein ehrlicher Piſtolenſchuß, wobey man ſchnell und ſicher hinüber gelangt, ſolchem langweiligen Abquälen bey Hunger, Durſt, Kummer und Sorge vorzuziehen! So wahr der Himmel über mir, eh' ich hier Mondenlang an meinem eigenen Grimme zehrte, möcht' ich lieber hinaus, mich gegen dreyßig allein ſtellen.

Es kann eine Zeit kommen, entgegnete Haugwitz, wo die Herren und Bewohner ſolcher Feſten Eurer Meinung ſind, wo man all die mühſam aufgehöhten Schluchten ausfüllt, die peinlich aufgeſchichteten Maulwurfhügel der Baſteyen abträgt, und auf dem geebneten Boden luſtige Gärten hinpflanzt; denn jede Zeit will ihre eigne Ruh', und es iſt die Neigung des Menſchen, leicht zu zerſtören, was mühſam aufgerichtet. — Das ſoll mich gar nicht befremden, fiel Rothkirch ein, wenn einmahl die geſammte Menſchheit anfängt, ſich nach freyer Luft zu ſehnen, und lieber im Kriege friſch dreinhauen will, als ſich, wie der Fuchs, einbauen!

Der Langenweile bey der ganzen Sache nicht zu gedenken, ſetzte Banner hinzu. Komm ich an ſolch ein umſumpftes Neſt mit Zugbrücken und Einfahrtthoren, wie die Kirchen groß, endlos und dunkel, was habe ich für Mühe, Schutz und Befragung zu überwinden! Wie luſtig reitet es ſich dagegen ein in eine heitre, durchſonnte, friſche Stadt, wo Luſt, Licht und Freude durch und durch ziehen können! die Menſchen müſſen ja zu Thieren werden, wo weder Mond noch Sonne ſie beſcheint!

Wer weiß, was Banner noch alles geſagt hätte, wenn nicht der Donner des feindlichen Geſchützes ihn unterbrochen hätte. Dieſer Klang wirkte auf Contarini ſo gewaltig, daß er mit beflügelter Haſt nach ſeinem Poſten ritt, und alles Uebrige vergeſſend, ihn vertheidigte, wie ein Held.

Vaubrun fand ſich in der Wirkung getäuſcht, die er von der Heftigkeit der erſten Attaque erwartet hatte. Seine Stücke hatten vergebens geſpielt, die Kugeln waren größtentheils in die Felder gefallen, und die doppelte Waſſerumgebung von der Nordſeite, allwo er den Angriff begonnen, hatte die Wirkung der Kugeln geſchwächt.

Erbittert über die Nutzloſigkeit des erſten Unternehmens beſchloß der franzöſiſche Feldherr Sturm zu laufen; doch die Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit des tapfern Haugwitz vereitelte des Feindes Mühe; mit voller Kraft hatte er geſtürmt, mit beſonnener Verzweiflung ward er zurückgeſchlagen, die Leichen ſeiner Krieger füllten die Gräben.

Gleichwohl wagte Vaubrun noch am dritten Tage einen neuen Angriff. Da zog ihm Haugwitz unerſchrocken aus der Feſtung entgegen, und ſchlug die Franzoſen in die Flucht Die Beſatzung feyerte jubelnd ihren Sieg, der Name Haugwitz erfüllte die Lüfte, die Soldaten erglühten vor Liebe und Bewunderung für ihn; was unmöglich ſchien, war durch ihn wahr geworden.

Wie wird Agnes trauern und leiden, ſprach Contarini, als er das Auge ſeines Nebenbuhlers in Siegesluſt leuchten ſah.

Das mein' ich nicht, entgegnete Haugwitz; ihr ganzes Herz gehört nun der deutſchen Sache.

Das glaubt Ihr zu wiſſen? Woher wißt Ihr das? forſchte Contarini. — Ich meine es nur, ſagte Haugwitz, einlenkend. Deutſchland iſt ihre zweyte Heimath; an dem Sieg unſrer Waffen hängt das Heil ihres Wohlthäters; ihr reines Herz iſt mir Bürge dafür, daß dieſe Rückſichten ihr heilig ſind; und zudem, wenn ein Mädchen auch weint, darf uns Männer das in unſerer Freudigkeit der erfüllten Pflicht trüben?

Barbar! Ihr liebt ſie nicht, rief Contarini erglühend.

Ja, wie meine Seele lieb ich ſie, fiel Haugwitz ein, ich würde mein Leben für ihre Rettung einſetzen; aber die Pflicht ſteht am höchſten, und ich begreife nicht, wie nur der leiſeſte Zweifel obwalten kann, wo dieſe gebietet. Mein Herz weiß nichts von ſolchen Kämpfen, wie Dichter ſie ſchildern und zu verherrlichen ſtreben. Stimme der Pflicht, Stimme Gottes. In der Pflicht iſt das Licht; jeder Moment des Zweifels iſt Frevel und Sünde.

So liebt ihr auch nichts, als die Pflicht, fiel Contarini ein.

Eben, weil ich Agnes unausſprechlich, ewig, unendlich liebe, entgegnete Haugwitz, bin ich ſo feſt und klar in mir ſelbſt. Wie könnt' ich durch mein Schwanken, meine Ehrvergeſſenheit, die Makel meines Thuns auf ihre reine Seele laden? Je ſchöner ich zu handeln ſtrebe, je würdiger fühl' ich mich, ſie zu lieben: denn das iſt edele Mannes Art, daß er durch Strenge und Reinheit der Geſinnung ſich der Ehre würdig zeigt, ein reines Frauenbild liebend im Herzen zu hegen.

Ich aber, unterbrach Contarini, halte Alles, was zarte Regungen in der Geliebten Seele verletzen kann, für eine Schmach, die man ihr und der Liebe zufügt. Iſt Liebe meine Gebieterinn, ſo muß ſie allwaltend jede meiner Handlungen lenken; denn ſie iſt höher, als irdiſche Rückſichten, und legt edlere Pflichten auf, als unſere Verhältniſſe uns auflegen können.

Ihr würdet alſo — forſchte Haugwitz.

Ja! ſprudelte Contarini heraus, ich würde, wenn Agnes geböte, ganz nach ihrer Stimme handeln!

Die Prüfung wird euch erſpart werden! äußerte Haugwitz aufgeregt durch eine eiferſüchtige Sorge, und nicht ganz ohne Hohn! doch kaum war das Wort entſchlüpfet, als er es tief bereute.

Contarini legte ſchon die Hand an den Degen, um Rechenſchaft zu fordern, doch plötzlich rief ihn der Adjutant zum Recognosciren ab. Er mußte fort; er fühlte wohl, daß dieß nicht der Moment ſey, die Sache auszumachen. Sinnend ſtreifte er auf den Wällen umher, als plötzlich ein Pfeil durch die Luft rauſchte und unweit vor ihm niederfiel. Er blickte hin, an den Pfeil war ein Brief, ganz ohne Aufſchrift, befeſtigt, er glaubte, dieſe Botſchaft könne nur an ihn gerichtet ſeyn, er brach den Brief und las:

> „Der behutſamſten Sorge ſind dieſe Zeilen vertraut, mein edler Freund, möge ſie der Allgütige ſchnell und glücklich in Eure Hand gelangen laſſen. Ich ſchreibe Euch in Eil mit zitterndem Herzen; an wen, als an Euch

könnt' ich mich wenden in meiner höchſten Noth? Wiſſet denn, es lebt mir ein geliebter Bruder im franzöſiſchen Heer, wiſſet, daß er mit Vaubrun vor Dachſtein ſteht! Er lebt noch, ich habe davon gewiſſe Kunde; er weiß nicht, daß er mein Bruder iſt, und führt den Nahmen d' Aimery, doch die zärtlichſte Freundſchaft verknüpft unſere Herzen ſeit der frühſten Jugend, und mein Leben hängt an dem Seinen. Er iſt die Frucht einer zweyten, geheim gebliebenen Ehe meiner edeln, guten, herzlichen Mutter, ihr wehmuthsvolles Bild umſchwebt mich in Nächten, ſie fleht mich an, ihr den Sohn zu retten, ſo wenigſtens glaube ich ihren leidenden Blick zu verſtehen. O, rettet mir ihn, wenn Eure Agnes leben ſoll. Mir blieb auf dem Schloſſe niemals Zeit, Euch dieß zu enthüllen; auch wußt' ich nicht, daß mein Bruder beſtimmt war, gegen Euch zu kämpfen? Ihr vermögt Alles — was Ihr für meine Wünſche thun könnt, weiß ich nicht, aber mein Herz ſagt mir, daß Ihr Alles thun werdet. Ich ſchreibe Euch mit voller Zuverſicht der Gewährung. Tod und Leben rangen in mir einen bittern Streit, eh' ich die Feder anſetzte, nun bin ich ruhig, denn ich habe mein Wohl und Weh in die Hand der Liebe gelegt."

A. v. Hz.

Mit H. begann Agneſens Famliennahme; daß ſie ſich hiemit als Vermählte von Haugwitz bezeichne, konnte Contarini nicht wiſſen. Er zweifelte keinen Angenblick, daß das Billet an ihn gerichtet ſey. Der Jäger, dem Agnes die Beſorgung anvertraut, war in der Entfernung durch eine gewiſſe Aehnlichkeit in der Geſtalt und durch die Gleichheit der Uniform getäuſcht worden, und hatte den Brief, vermeinend Haugwitz ſtehe auf dem Wall, zu Contarini's Füßen hingeſchnellt.

Ihn alſo, nicht Haugwitz liebte Agnes? Ihn hatte ſie zum Retter ihres Bruders erkohren? Und ernſt und feyerlich bekennt ſie ſich zu ihrer Wahl? Trunken von ſchmerzlicher Wonne nahm Contarini den Boten ſeines vermeinten Glückes, den Pfeil, vom Boden auf, ſteckte ihn in ſeinen Buſen und eilte in ſeine Wohnung, Gott aber, wenn er nun alles überdachte, was war es, das Agnes von ihm verlangte? Was konnte ihm frommen, als Meineid und Verrath?

Gräßlich erſchienen war der Augenblick, den ſeine frevelhaften Worte vor einer Stunde herbeygerufen; war es doch als hätten feindliche Gewalten um ihn her gelauſcht, und wollten ihn nun beym Worte faſſen! Wie ſo anders ſtand es um die ſchnell dahin gewagte Aeußerung, und wie ſo anders um die That! Aber Agnes ging unter, wenn er nicht Rettung bot, ſie mußte ihn ewig haſſen! Was war die Feſtung, was die Welt gegen Agnes und ihre Liebe? Dieſe Vorſtellung überwog und Contarini ſchrieb:

„Euer Leben, Chevalier, iſt einem Engel theuer. Schont es, denn auch mein Leben iſt fortan mit dem Eurigen verknüpft. Entzieht Euch dem neuen Angriff auf die Feſtung, die ich vertheidigen muß. Die Vertheidigung der Belagerten, von aller Beſonnenheit der vorausgefaßten Anſchläge, von aller Wuth der höchſten Verzweiflung beſeelt, wird verheerend ſeyn. O, rettet Euer Leben! Eure bisher unter dem Namen einer Freundinn von Euch ſo innig geliebte Schweſter fleht mich an, es ſchützen zu helfen; dieſer Befehl legt mir die Pflicht auf, für Euch noch mehr zu thun, als zu ſterben, wenn es ſeyn muß — die Weſtſeite iſt die ſchwächſte — Gott ſey mit Euch!"

Durch einen treuen Boten wurden dieſe Zeilen ſchnell in d' Aimery's Hand überliefert. Er eilte beſtürzt und ergriffen wie er war, Vaubrun die wichtige Nachricht zu geben, die ihm von unbekannter Hand gerathen worden. Gebieteriſch und dräuend erheiſchte der Feldherr den Brief, d' Aimery, ſeine Uebereilung wohl fühlend, mußte gehorchen. Vaubrun erkannte auf der Stelle Contarini's Hand, von welcher er bereits mehrere unterſchriebene Briefe aufgefangen hatte. Erfreut, einen mit einem ſo wichtigen Poſten bekleideten feindlichen Officier gleichſam zum Bundesgenoſſen zu haben, und deſſen Geſchick in ſeiner Hand zu wiſſen, traf nun Vaubrun ſeine Anſtalten, die Weſtſeite der Feſtung mit voller Gewalt anzugreifen. Durch einen blinden Angriff beſchäftigte er nördlich mit Anbruch der Nacht die Belagerten, und ließ unterdeß den Anfall auf die Weſtſeite für den folgenden Tag vorbereiten. — Die Beſatzung, ganz mit Zurückſchlagung der feindlichen Truppen beſchäftigt, wurde über die eigentliche Abſicht der Belagerer getäuſcht, und mit dem erſten Morgenſtrahl gingen urplötzlich acht halbe Karthaunen los, die eine ſolche Breſche ſchlugen, das die Belagerten gleich, wie in offenem Felde, ſtanden.

Mit dem höchſten Entſetzen ſah Haugwitz ſich und ſeine Mannſchaft vorloren. Ohne Zweifel war Verrath mit im Spiel geweſen; nur durch Kundſchafter konnte Vaubrun erfahren haben, daß die übrigen Kanten ſtärker beſetzt und an und für ſich dauerhafter gebaut und beſſer ausgeſtattet waren, als die Weſtſeite, auf welcher nach der urſprünglich angenommenen Stellung des Feindes kein Ueberfall zu befürchten geweſen. In höchſter Eil berief der Commandant ſeine Ingenieurs und Minirer, und ließ das Stadtthor untergraben, und durch eine Menge Musketen eine gräßliche Exploſion vorbereiten. Als die Franzoſen das Thor geöffnet ſahen, drangen ſie in voller Eil hinein, da wurde die Mine angezündet, die Musketen zugleich thaten ihre Wirkung, urplötzlich ſtand der Boden in Flammen und der offene Schlund empfing das taumelnde Heer. d' Aimery, kenntlich an der purpurnen Feldbinde und blau angelaufener Rüſtung, mit Gold ausgelegt, ſank mit ſeinen Genoſſeu dahin; er war bereits weit vorgedrungen geweſen, als die Gewalt der Exploſion ihn erreichte. Einige Companien Arrieregarde der Franzoſen wollten ſich, da plötzlich Haugwitz ihnen den Weg durch die Gluth abſchnitt, über ein feſtgefrornes Gewäſſer retten; doch das Eis brach unter ihnen, ſie ſanken unter und nur wenige entronnen dem Verderben, daß Fluth und Gluth, wie zum Heil der Deutſchen verbündet, dem Feinde bereitet.

Contarini hörte unter den Wehklagen, die bei mehreren Gefangenen laut wurden, den Namen d' Aimery ſchallen. Er klagte ſich als ſeinen Mörder an; hätte er auf der ſchmalen Bahn der Pflicht ſeinen Weg verfolgt, und alles dem Himmel anheimgeſtellt, ſo durfte er ſich nicht als den Urheber dieſer furchtbaren Ereigniſſe anſehn.

Muthlos war Vaubrun mit dem Reſt ſeiner Truppen nach Molsheim gegangen; ſchon glaubten Dachſteins Bewohner ihrer entledigt zu ſeyn, ſie ſchöpften Odem, und wollten ſich ſchon ſorgloſer Ruhe überlaſſen. Das kaiſerliche Heer, zum Entſatz geſchickt, konnte nicht mehr fern ſeyn, doch Haugwitz trieb zu friſcher Thätigkeit an. Mögen ſie kommen oder nicht, rief er aus, möge der Feind fern bleiben, oder neue Angriffe wagen, wir wollen uns rüſtig halten; und ſollten wir zu Grunde gehen, ſo rufen wir wie Franz der Erſte, als ihn Carl der Fünfte gefangen nahm: **Tout est perdu, fors l'honneur!**

Das Heldenfeuer des edlen Haugwitz entflammte die Gemüther, mit friſcher Thatkraft regten ſich Herz und Hände; ſelbſt Contarini in ſeiner dumpfen Verzweiflung nahm ſich vor, den Tod zu ſuchen, da ihm das Leben nichts mehr zu bieten hatte.

In dumpfer Erwartung, bey anhaltender Thätigkeit, vergingen zehn Tage. Alles ſchien ruhig; die Nachricht von der Annäherung des kaiſerlichen Heeres beſchwichtigte die Gemüther ganz. — Da, plötzlich, beym Anbruch des Tages am 28. Januar, während ein trüber Nebel die Landſchaft verhüllte, vernahmen die Dachſteiner das Blaſen der Fanfaren; mit ungeheurer Macht hatte Vaubrun den Sturm begonnen, mit Aufbieten der höchſten Kraft ſchlug die Beſatzung den Sturm znrück. Wie ein Löwe hatte Contarini gekämpft; doch es bewährte ſich an ihm der Spruch, daß der Tod die am eifrigſten flieht, die ihn ſuchen; er blieb, und groß war ſein Antheil an der Herrlichkeit des Tages.

Einen Tag widmete der franzöſiſche Feldherr der Ruhe, dann wollte er einen neuen Angriff beginnen; ſein ganzer Ruhm ſtand auf dem Spiele. Dieſem Angriff entgegenſehend, und mehr als je des Lebens müde, redete Contarini dem Commandanten zu, durch einen fürchtbaren Ausfall den Feind zu überraſchen und zu entkräften. Haugwitz hatte dieſen Gedanken ſchon gehabt und wieder verworfen: denn die Ueberlegung rieth ihm, die erſchöpften Kräfte ſeiner Mannſchaft zum Widerſtand aufzuſparen, und mühſam hatte er ſich, im Drang, den Feind anzufallen, bekämpft. Contarini machte ſeinen Entſchluß wieder ſchwankend, und riß ihm mit ſiegender Beredſamkeit zur That mit fort. Anfänglich begünſtigte das Glück den Ausfall; die Entſchloſſenheit der Schleſier brachte die Linien der Feinde zum Weichen; ſchon neigte ſich der Sieg den Deutſchen zu, ſchon drang Haugwitz, alles um ſich her vernichtend, wie ein Wetterſtrahl auf Vaubrun ſelbſt ein, und rief ihm zu, ſich zu ergeben: da traf eine Kugel ſein unbehelmtes Haupt und lautlos ſank er nieder auf die Leichen der Feinde. Dieſer Fall beugte den Muth der tapfern Schleſier; alle Herzen fühlten ſich getroffen von der Kugel, die den edlen Haugwitz in den Sand geſtrecket. Seit dieſem Moment nahm die Verwirrung überhand; alles ſtürzte in fürchterlicher Unordnung durch einander, und was dem Schwert entrann, floh, wie ſinnlos, in die Citadellen zurück. Der Jubelruf der Franzoſen bey des ſiegreichen Haugwitz Fall war das Grabgeläute des Muthes der Beſatzung geweſen; entſchieden war das Loos des Tages, wahrſcheinlich auch das der Citadelle.

Vergebens hatte Contarini in dieſem Gewühl ſeine Stimme erhoben, die Truppen zu ſammeln, zu ordnen, zur Rache zu befeuern; ſein Ruf verhallte fruchtlos; der Schmerz war zu furchtbar, das Ereigniß zu überraſchend geweſen. Nun aber, als des Commandanten mühſam dahin genommener Körper, mit Staub und Blut bedeckt, im Saal der Citadelle lag, als alte Krieger ſein Gewand küßten, und ſeine tapfere Hand mit Thränen netzten, nun vernahmen die Getreuen wieder die Stimme, die ſie zur Rache, zur Rettung der deutſchen Ehre aufrief; der alte Muth wurde wieder rege, und an der Gruft des edeln Haugwitz wurde Contarini einmüthig zum Commandanten der Feſtung erwählt. Tief beſchämt empfing er dieſe Ehre; der Glanz aller Freude und alles Ruhms war von ihm gewichen, und er wollte nur noch leben, um ſein Leben mit Ruhm aufs Neue zu wagen.

Am Morgen nach Haugwitz Leichenbeſtattung verlangte ein Mann, der ſich für einen Mosheimer Bauer ausgab, beſonders Gehör beym Commandanten; es wurde geſtattet.

Graf Contarini, ſagte der Unbekannte, ſeht in mir den für todt gehaltenen d' Aimery, den Ihr retten wolltet. Meiner Schweſter dringendes Flehn hatte mich bewogen, eine unſcheinbare Rüſtung anzuziehen, und der die Meinige trug, war ein Lanzenknecht; ſie weiß, daß ich lebe, und auch Euch wollt' ich dieſe Beruhigung gönnen; denn ich kann nicht von Euch denken, was alle meine Cameraden, was der Feldherr denket, daß Ihr uns mörderiſch in die Falle locken wollen?

Ich? glühte Contarini hoch auf, und mein Schreiben? forſchte er plötzlich — Iſt in allen Händen, belehrte ihn d' Aimery; und glaubt mir, ſo weh es mir thut, ich konnte nicht anders, und jeden Augenblick bin ich bereit, Euch Genugthuung zu geben.

Agneſens Bruder, an dem ihr Leben und Heil geknüpft iſt, d' Aimery, Euer Wort genügt mir; Euer offenes Auge verbürgt es mir, die Mittheilung des Briefes wurde Euch abgezwungen.

Und dieſer Beſuch bey Euch nicht minder, fiel der Chevalier ein; glaubt mir, ich bin hier, weil ich muß, und nur gezwungen richt ich meinen Auftrag aus. Commandant! verwechſelt nicht Agneſens Bruder mit dem Feind, den ſein Oberer an Euch geſendet! Glaubt mir, in meinen Augen ſeyd ihr kein Verräther; doch Verrath habt Ihr geübt, und darum müßt ihr ihn wieder üben. Der Feldherr kennt Eure Handſchrift, die mir völlig unbekannt war. Ihr ſeyd verloren, wenn Ihr Euch nicht unzweydeutig uns ergeben zeigt! O, Contarini, Eure Todesbläſſe, Euer rollendes Auge ſagt mir Euren Schmerz! Möcht' ich doch lieber vor Euren Leichnam ſtehen, bedecket mit Wunden und Kränzen, wie Euer bewieſener Heldenmuth ſie verdient, als vor dem verrathenen Verräther Contarini! Doch, es iſt geſchehen, Eure That ſpricht gegen Euch; denn wie kommt ein guter Beweggrund in Anſchlag, wo Böſes verübt wird! Vaubrun erheiſcht, Ihr ſollt für uns handeln; ich hab' es Euch ſagen müſſen. Gott mit Euch!

Erſtarrt ſah Contarini dem Unbekannten nach; er ſtürzte auf ihn zu, ereilte ihn noch und rief: Und Agnes? — Agnes hat ein franzöſiſches Herz, entgegnete d' Aimery, entwand ſich dem Verfolgenden und entwich. Auf der entſetzlichen Folter von Gewiſſensqualen, Hoffnungen und Zweifeln blieb Contarini zurück. Dräuend vor ihm ſtand das Bild der Geliebten, vergehend in troſtloſem Jammer, und die Schmach der Enthüllung ſeiner That. Lockend winkte ihm die Hoffnung, ſie durch Ergebenheit für Frankreichs Sache zu gewinnen; ſchmerzlich mahnte ihn die Ehre an Pflicht und Eid, und rief ihm zu, eine augenblickliche Vergehung durch fortdauernden Heldenmuth zu ſühnen, und wenn auch dadurch zu Grunde zu gehen, doch ſein beſſeres Selbſt zu retten.

Noch ſchwankte Contarini zwiſchen all dieſen Vorſtellungen, als die Offiziere hereindrangen und forſchten, was der Unbekannte berichtet? In Verwirrung durch dieſen Andrang geſetzt, ſtammelte Contarini eine Lüge, und keiner ſetzte Mißtrauen in ſeine Worte.

Der Tag verging ziemlich ſtill, der Feind ſchien ſich zum Abzug zu bereiten; doch des 30. Januars Morgenhimmel war nicht durch Sonnenaufgang ſo hoch geröthet, ſondern durch die Flamme der brennenden Stadt, die der Feind angezündet. Durch die dampfenden Straßen drang ſiegjubelnd das franzöſiſche Heer, und pflanzte neun halbe Carthaunen dicht an die Mauern des Caſtells, ohne daß es die Beſatzung hindern konnte.

Zwey Stimmen wurden in dieſem entſetzlichen Augenblick in Contarini laut; die eine rief: Hier handle als Mann, hier ſtirb als Held! die andere aber, ſtürmiſch und lockend, übertäubte den Ruf, ſchmeichelnd mit Hoffnung, dräuend mit dem Unwillen und dem Haß der Geliebten, wenn im verzweifelten Kampf Agneſens Bruder fiel.

Ergriffen von dieſen Vorſtellungen berief Contarini den Kriegsrath. Er ſtellte die Unmöglichkeit einer ſiegreichen Vertheidigung, die Pflicht vor, Menſchenblut zu ſchonen; mächtig unterſtützten ihn ſeine nähern Freunde, Freſcobaldi, Clercy Banner und Rothkirch. Ueberdem waren die Vorräthe erſchöpft, das kaiſerliche Heer ſchien noch entfernt. Die Ergebung wurde beſchloſſen.

Die Beſatzung, obwohl im Stillen murrend, ſo hohen Muth, ſo ausdauernde Tapferkeit und ſo edles Blut fruchtlos verſchwendet zu ſehn, fügte ſich in den Willen des Commandanten. Die Friedensfahne wurde unter heißem Schmerz auf die Thürme der Citadelle geſteckt, und ein Herold zu Vaubrun geſendet, um ihm die Erhebung der Belagerten kund zu thun. So leichten Sieg hatte Vaubrun nicht erwartet. Triumphirend zog Vaubrun in die Citadelle ein, geſenkten Blikkes trat ihm Contarini entgegen.

Ihr habt viel Bravour bewieſen, Commandant, lächelte ihm der franzöſiſche Feldherr zweydeutig und höhniſch zu, und reichte ihm gleichſam heimlich, doch ſo, daß es keinem entging, ein Blatt. Contarini erblaßte; es war ſein Brief an d' Aimery. Schnell entwand ihn Vaubrun wieder ſeiner bebenden Hand, und warf ihn in die Kaminflamme. Eine Ahnung von Verrath durchzuckte die Gemüther, und ſtrafende Blicke verkündeten ſie dem gefolterten Contarini. d' Aimery ließ ſich nicht ſehn, und er wagte nicht, nach ihm zu fragen.

Jetzt zeigte ſich der Sieger im vollen Uebermuth des vom Glück endlich Begünſtigten, der für langen Verzug Rache zu nehmen ſinnt. Die nämlichen Schleſier, die unter Haugwitz wie die Löwen gekämpft, wurden ruhmlos entwaffnet; einzeln wurde ihnen freyer Abzug gewährt; mit hohem Löſegeld mußten die Officiere ihre Freyheit erkaufen, nur Contarini und ſeine vier verbündeten Freunde, die für die Uebergabe geſtimmt, wurden unbedingt frey gelaſſen.

Contarini, wie zerriſſen ſein Herz, wie verwirrt ſein Sinn, da ihm nicht anders zu Muth war, als trüge er ſeine Ehre als Leichnam auf den Schultern zur Schau, kannte jetzt gleichwohl einen Gedanken, einen Wunſch allein, er wollte Agnes ſehn, für die er ſo überſchwenglich viel gethan. Haugwitz war dahin, und ihm hatte ſie, wie er vermeinte, Liebe geſtanden; ihren Bruder hatte er gewarnt, der franzöſiſchen Sache Dienſte geleiſtet; Vaubrun mußte ihn ſchützen, ihn befördern, und ihm mußte der Lohn ſeines Strebens werden.

In dieſer Stimmung erfuhr Contarini, daß der Herzog heut' ein Banquett in Straßburg gäbe. Er konnte hier Agnes ſprechen! Sein Herz rang nach Gewißheit; ſelbſt die gräßlichſte war ihm erwünſchter, als dieſer Erwartung Qual.

So wahrſcheinlich es Contarini und ſeinen Freunden dünkte, daß man in Straßburg von der ſchönen Uebergabe der Feſtung noch nichts wiſſe, wollten ſie doch nichts dem Ohngefähr anvertrauen; eine Nachricht konnte hingelangen, der gedemüthigte Commandant durfte ſich nicht im Schloſſe zeigen. So beſchloß er denn, ſich mit ſeinen Gefährten vermummt unter die Zuſchauer zu miſchen, wie es zu jener Zeit thunlich war. Er nahm weite ſpaniſche Mäntel, Federhüte mit tiefen Krempen und Masken mit, ſo ritten die Freunde da kein Augenblick zu verlieren war, durch Schneegeſtöber und Sturm der herannahenden Nacht nach Straßburg, wohl bewaffnet, und Lederkoller und Bruſtſchilde unter dem Mantel tragend.

Nicht ſo eilig war dieſer Ritt, nicht ſo ſtürmend die Pein der Erwartung, daß nicht Contarini, indem er von fern die Lichter der Stadt flammen und den hohen Münſter vom Wiederſchein der Fackeln leuchten ſah, der Zeiten gedacht hätte, wo er mit reinem Herzen eilte, ſein Mädchen zu ſehen, und wie damals Alles ſo anders, ſo beſſer war. Was ihm nun das Glück auch noch zu bieten hatte, er fühlte es klar, dieſe Wonne der unſchuldigen Liebe bey freyem Bewußtſeyn konnt' ihm nichts mehr wiederſchenken, ſie war unwiederbringlich dahin. Seine Wehmuth ſtieg mit jedem Schritt, der ihn näher an das Ziel ſeiner Wünſche brachte.

Im Hirſch, wo ſie ſtets abzuſteigen pflegten, kehrten die Freunde auch dießmal, doch durch die Hinterthür, ein; nur der Wirth, der ihnen zugethan war, erfuhr um ihre Ankunft. Dieſe war um ſo leichter geheim zu halten, da ſchon ſein Hausgeſinde nach dem Schloſſe geeilt war, um das Feſt zu ſehn.

Der redliche Elſaſſer bewillkommte fröhlich die düſtern Krieger. Meine Freude iſt um ſo größer, ſprach er treuherzig, als ich Euch berichten kann, daß vier kaiſerliche curpfälziſche Regimenter, vom glorreichen Herrmann von Baden angeführt, morgen den Rhein paſſiren, um Dachſtein zu entſetzen. Wie ſeyd Ihr nur unbemerkt aus der Citadelle entkommen, und wie können Euer Gnaden ſich ſo wagen? — Alle wurden blaß und ſahen ſich höchſt verlegen an. Der Wirth hielt es für unbeſcheiden, weiter in ſie zu dringen, er ſprach: Es kommt zuletzt auf die Paar Stunden nicht an; Mitternacht iſt nicht weit, und gewiß waren Euer Gnaden wohl eſcortirt! — Wir müſſen eilen! rief Contarini, und die Freunde, nicht minder als er beklemmt und erſchüttert, eilten mit ihm hinaus.

Befremdet ſah der Wirth ihnen nach, und eilte dann, in ihrem Zimmer ein Kaminfeuer anzuzünden, und die Betten zu bereiten, da er vorausſetzte, ſie möchten vom Schloſſe kommend eine Stunde der Ruhe und einen Morgentrunk genießen wollen.

Contarini's Herz ſchlug freyer, als er das Schloß wieder ſah; ſüße Erinnerungen ſchwebten ihm entgegen, und die Hoffnung rief ihm zu: Hier wohnt dein Glück!

Langſam zögernd in der Nähe des Schloſſes hielt Contarini, Clercy und Frescobaldi an der Hand, und blieb mit ihnen auf dem freyen Schloßplatze, Angeſichts der erleuchteten, von den Schritten der Tänzer erbebenden Fenſter ſtehn.

Sie wiſſen in Straßburg noch nichts, noch ſteht es in unſerer Macht, uns zu retten, flüſterte Contarini, indem er Banner und Rothkirch näher herbey winkte.

Darauf ſind wir auch ſchon bedacht, fiel Banner ein, und es wäre ein Leichtes, wenn deine tolle Liebesgluth uns nicht zuvor noch recht gefliſſentlich in das Netz führen wollte! Du weißt, was unſer mit Anbruch des Tages wartet; du kennſt des Prinzen Herrmann von Baden unbezwinglichen Sinn. So wie er um unſere That erfährt, iſt unſer Urtheil ſchon geſprochen; er iſt der großmuthvollſte Feind, doch der furchtbarſte Richter. Ehre iſt ſein Licht und ſein Geſetz; er athmet nur für ſie; unſer Loos wird entſetzlich ſeyn!

Freunde! rief Contarini, ich habe Euch in das Verderben hinabgeriſſen, mein Gut und Blut iſt Euer zur Rettung. Brechen wir uns eine neue Lebensbahn! Ich bin reich, wir alle haben Jugend, Kraft und Muth, noch ſteht die Welt uns offen; wir flüchten zum franzöſiſchen Heere — Und kämpfen gegen Deutſchland? fiel Banner ein. O, nimmermehr; lieber den qualvollſten Tod erwählen! — Nein, wir haben Anſpruch auf Belohnung, auf Schutz, ſie müſſen ihn uns gewähren; doch ohne Agnes geh' ich nicht von hier.

Du biſt ein Thor, rief haſtig Rothkirch; erſt ſtell dich ſicher, dann denk' an das Freyen!

Alſo der Ungewißheit ſoll ich mein einziges Glück vertrauen, entgegnete Contarini? Nein, wahrlich, ich werde mich beſſer berathen! Schon längſt war ich im Stillen darauf bedacht, die Lage von Agneſens Zimmer und deren Umgebungen auszukunden. Sie bewohnt einige Zimmer im erſten Stockwerk, von denen ein Altan in den Garten hinab führt. Eine Niſche, von Pfeilern verdeckt, iſt auf dem abgelegenen Corridor ihrer Wohnung befindlich, und ſie wohnt allein mit ihrer freundlichen Kammermagd, deren Gunſt ich durch viele Geſchenke erworben. Wir warten unten den Zuſchauern verborgen, bis Agnes den Tanzſaal verläßt. Sobald wir ſie in ihren Zimmern wiſſen, benachrichtigt ein Zeichen, das ich Lisbeth geben will, dieß ſchlaue Mädchen von unſrer Ankunft. Lisbeth wird an die Thür kommen; wir dringen ein, wir bemächtigen uns beyder Frauen und führen ſie durch den Garten in den Wald. Einer von uns eilt zurück, unſere Pferde zu holen; wir flüchten und finden in Turennes Lager Schutz und Frieden.

Gewiß, doch am beſten, wenn die Weiber nicht dabey wären, fiel Clercy ein; denn ſie verderben Alles! Wie nun, wenn Fräulein Agnes, die Haugwitz ſo unverhohlen geneigt war, ſich um ſeinen Tod härmt und von Dir nichts wiſſen will?

Gleichwohl wird ſie mein, erwiederte Contarini dumpf. Haugwitz hat nun ſeine rechte Braut, die Kugel, von der kann ihn nichts mehr ſcheiden.

Will Agnes nicht, meinte Frescobaldi, nun, ſo iſt nur zu wünſchen, daß ſie in die tiefſte Ohnmacht fällt, um ſich den Widerſtand, uns die Mühe zu ſparen.

Wenn du nicht überzeugt biſt, daß ſie dich liebt, fiel Rothkirch ein, ſo laß um des Himmels Willen ab, du machſt uns alle elend!

Wenn auch ein Mädchen nicht liebt, entgegnete haſtig Contarini ein, ſo wird ſie durch einen ſolchen Sturm, durch ſolche Gluth geneigt und gewonnen! Laßt ſie in meiner Gewalt ſeyn, und jede ſchlummernde Regung für mich erwacht von Neuem! Sie muß die Meinige werden, ich habe zu viel für ſie gethan, um ſie zu laſſen.

Und du mußt mit uns, Tollkühner! rief Frescobaldi. — Ja, er muß! riefen einmüthig die Uebrigen. — Wir dürfen uns nicht zu Grunde richten laſſen, und dich ſelbſt durch deine Tollkühnheit, äußerte Carl von Clercy.

Contarini wurde todtenbleich; ein haſtiges Zittern, ein gräßliches Funkeln ſeiner wildrollenden Augen, die Verzerrung ſeiner Geſichtszüge, und die krampfhafte Zuckung der Lippen entſetzte die Uebrigen, da ſie beym Fackelſchein wahrnahmen, was in ihm vorging. Er ballte die Fauſt, und wollte in ſinnloſer Verzweiflung ſeine Bruſt zerſchlagen; Banner fiel ihm in den Arm, Alle flehten ihn an, ſein zu ſchonen. Mitleid und Liebe bewegten nun die Gemüther der Freunde ausſchließlich; ſie baten ihn, ſich auf ihre Treue zu verlaſſen und über ſie zu gebieten. Nur ſchwer gelang es Allen, ihn zu beruhigen; zu allem Glück war der Platz menſchenleer und blieb es, da ſich jedermann in das Schloß zu drängen verſuchte.

Nachdem Contarini von ſeinen Freunden Handſchlag und Wort empfangen, ihn in Allen, was er vornehmen würde, getreulich Beyſtand zu leiſten, hüllten ſich die fünf Verbrüderten dichter in ihre Mäntel, drängten ſich durch die Menge und gelangten in die feſtlich erleuchteten Gallerien, von welchen man dem Tanze zuſehen konnte.

Hier ſchien die heitere Freude für immer ihren Sitz aufgeſchlagen zu haben; junge Schönen prangten im leuchtendſten Schmucke, ſchwebend in Strömen von Duft und Licht und in Weihrauchwolken begeiſterter Huldigungen. Süße ſchmelzende Töne begleiteten die Tänze; alles Liebliche, Hohe und Schöne aus Stadt und Umgebung war hier auf einen Punkt hingezaubert in den Bann der geſelligen Luſt. Agnes war nicht zu ſehn.

Zerſtreut Euch unter die Zuſchauer nach verſchiedenen Richtungen, flüſterte Contarini ſeinen Freunden zu, zieht Nachricht von Agnes ein, oder ſeht, wo ſie ſeyn mag; hier wart' ich Euer!

Die Freunde eilten, ſeinen Wunſch zu erfüllen. Kaum waren ſie fort, als es ihm gereute, nicht ſelbſt den Ausweg genommen zu haben, den er ſeinen Gefährten angewieſen; er ſtand wie auf glühendem Eiſen, das Harren wurde ihm unerträglich. Auch hatte er kaum zehn Minuten lang ſein Herz bezwungen, ſo eilte er fort. Die Maſſe der Zuſchauer, welche glaubte, er wollte ſich ganz entfernen, machte dem Davoneilenden willig Platz; und ohne in ſeiner Betäubung zu wiſſen, welchen Weg er genommen, befand er ſich plötzlich in einem abgelegenen Corridor des Schloßgebäudes, das ganz einſam war. Hier blieb er, aufathmend, horchend ſtehn. Er vernahm nichts, als die Tritte einer fernen Schildwacht, die auf den Steingängen und in den Wölbungen wiederhallte, die nur ſpärlich von hängenden Lampen erhellt waren.

Ein Schauder durchzuckte Contarini, als er ſich hier ſo einſam, ſo trüb umgeben aus dem Gewühl in den tönenden Schloßſälen, wie durch einen Zauberſchlag verſetzt ſah. Sein forſchendes Auge begann nach und nach die Gegenſtände um ihn her zu unterſcheiden, er entdeckte mit glühendem Bangen ahnungsvoller Wonne, daß er im Coridor ſich befand, der dicht vor Agneſens Zimmer lag. Hieher alſo hatte ihn die dunkle Gewalt geleitet? Oder hatte ihm ſein Herz den Weg zum Ziele gewieſen? Er hatte Agnes nicht beym Feſte geſehen — wie, wenn Ahnung ſie auf ihrem Zimmer zurückgehalten? Wie, wenn er ſie fände?

Kaum hatte ihn dieſer Gedanke durchzuckt, ſo war er auch ſchon an der Thür von Agneſens Vorzimmer; ſie war nicht verſchloſſen. Contarini ging, den Odem an ſich haltend, weiter; auch die Thür ihres Vorzimmers war unverſchloſſen, doch herrſchte tiefe Stille ringsum. Ein helles Licht ſtrömt ihm entgegen; Agnes war alſo daheim. Entſchloſſen und dennoch von unbeſchreiblichem, unerklärbarem Schauer durchzuckt, trat er hinein; ein gewaltiger Lichtſtrom blendete ſein Auge; er ſah, und blickte zweifelnd von Neuem hin, einen Sarg mit einer Purpurdecke verhangen, darauf das Wappen der von Haugwitz vereint mit dem Familienwappen Agneſens geſtickt war, über beide Wappen ſchwebte eine Sternenkrone.

Von Todeskälte durchrieſelt hob Contarini die Decke auf, da erblickte er Agnes in der Myrthenkrone, im weißen Todtengewande.

In dieſem Augenblicke erhob ſich der Prieſter, der zum Haupte der Leiche gebetet, von den Knieen. Er erſchrack heftig denn er ſah Contarini's ſtumme Verzweiflung. Gleichwohl wußte er ſich zu faſſen, und fragte mit ſanfter Stimme, was Contarini begehrte?

Seyd Ihr es, Pater Bernhardus, fragte Contarini mit ſchwankender Stimme. O, ſagt mir, ſagt mir Alles, meine Sinne verwirren ſich bey dieſem entſetzlichen Anblick.

Ihr ſeht, Graf Contarini, entgegnete Bernhardus ſanft und mitleidvoll, die entſeelte Hülle der edlen Frau Agneſe von Haugwitz. Der Tod ihres Gatten brach ihr das Herz.

Ihres Gatten! rief Contarini, und der würdige Bernhardus fiel ein: Ja dieß war ein ſeltſames und machtvolles Walten der Liebe, dunkel und verhängnißreich. Faßt Euch, Graf, nehmt Eure Verhüllung ab, und betet vereint mit mir um den Frieden ihrer Seele.

Ein gellendes Lachen unterbrach des frommen Bernhardus Rede. — Beten? rief Contarini, Frieden? und er nahte ſich mit Ungeſtüm der im Tode noch ſo unausſprechlich ſchönen Geſtalt. Er faßte ihre Hände und drückte ſie an Bruſt und Lippen; er wollte ihren bleichen Mund berühren — Frevler! donnerte Bernhardus, zurück! Zurück von dieſer unentweihten Lilie, deine Berührung iſt Makel für ſie! — Contarini ließ Agnes los, und ſprach hohl und dumpf Läſterworte vor denen der ſchaudernde Bernhardus ſein Haupt verhüllte. Jetzt ſtürzte Contarini fort, und eilte durch die Nacht allein in ſein Gaſthaus zurück, hier ſchloß er ſich ein, nahm zwey Piſtolen, ſetzte die eine an den Mund, die zweyte auf das Herz, drückte beyde zugleich los, und er war dahin.

Eben ſchlug die Glocke vom Münſter die vierte Morgenſtunde und die ſchmetternden Trompeten des kaiſerlichen Heeres, das mit fliegenden Fahnen über den Rhein kam, tönte durch die blaue Morgenluft. Heller Jubel empfing die wackern Oeſtreicher, die treuen Pfälzer, den ritterlichen Fürſten Herrmann von Baden; ſchon freute ſich Alles des nahen Abzugs Vaubruns, noch wußte Niemand, daß der bis dahin ſo kühn und ruhmvoll behauptete Platz übergeben ſey, doch die entſetzliche Botſchaft traf in Straßburg mit der Ankunft des Heeres zuſammen.

Contarini's Freunde wurden bey des Unglücklichen Leichnam gefunden, wo ſie jammernd und unentſchloſſen ſtanden, als Prinz Herrmanns Trabanten dort eindrangen. Ihre Degen wurden ihnen abgenommen, und ſie wurden zur Unterſuchung nach Freyburg geführt.

Der Prinz von Baden wollte an Contarini's entſeelter Hülle, zum Beyſpiel und Schrecken für Verräther, noch entehrende Strafen üben laſſen; doch Alle, die ihn gekannt, baten für ihn, und das edle Herz ließ ſich zur Milde für den Verirrten bewegen. Am andern Morgen in der Dämmerung trugen ihn vier Männer vor das Thor der Rheinbrücke, allwo er in aller Stille in eine Gruft verſenkt wurde, ohne Ehrenzeichen, Prieſter noch Gebet; doch vernahmen die Anweſenden vom Münſterthurm her, der eben die vierte Stunde ſchlug, gleich darauf das Todtengeläut, welches die Leichenbeſtattung Agneſens verkündete. Dem Leichenzuge folgten die Edelfrauen und Fräulein des Lothringiſchen Hofes unter Thränen und Gebet, und mochte manche ſanfte Seele, eingedenk, daß nun eben auch des unglücklichen Contarini irdiſche Hülle zurückkehrte in der Mutter Schoß, eingedenk ſeiner blühenden Jugendherrlichkeit, und ſo mancher durch ihn und ſeine Freudigkeit belebten Stunde und ſeines gräßlichen Endes hinüberblicken vom Lilien umduftenden Sarge Agneſens nach der Gruft an der Rheinbrücke, und für den Frieden ſeiner Seele beten.

Wilhelm von Chezy,

ein Sohn der eben genannten Frau von Chezy, ward 1804 in Paris geboren, ging mit ſeiner Mutter nach Deutſchland, ſtudierte in Heidelberg und München, und ließ ſich darauf als Privatmann in Baden = Baden nieder.

Er gab heraus:

Waeda Wielopolska oder das Recht der Gewaltigen. Stuttgart, 1831.
Der fahrende Schüler. Roman. Zürich, 1835. 3 Bde.
Einzelne Erzählungen u. ſ. w. in Spindlers Damenzeitung und Zeitſpiegel u. ſ. w.

W. v. C. hat in den beiden von ihm verfaßten Romanen, ein ſchönes und gefälliges Talent als Erzähler entwickelt, das bei größerer Ruhe und Reife, Vollendetes mit Recht erwarten läßt, da es mit reichen Gaben ausgeſtattet ſich jetzt noch zu ſehr in ſchneidenden Gegenſätzen gefällt und zu deutlich den Einfluß franzöſiſcher Vorbilder verräth.

Georg Karl Claudius

ward am 21. April 1757 in Zſchopau geboren, lebte nach vollendeten akademiſchen Studien als Doctor der Weltweisheit und Privatgelehrter in Leipzig und ſtarb daſelbſt am 20. November 1815. Er pflegte ſich als Schriftſteller auch wohl Franz Ehrenberg zu nennen.

Seine Schriften ſind:

Unterhaltungen. Leipzig, 1780—83. 2 Thle.
Neue Unterhaltungen. Leipzig, 1799. 1800. 3. Thle.
Kindertheater. Frankfurt, 1782—84. 2 Thle.
Nachſpiele. Frankfurt, 1784.
Leonore Schmidt. Leipzig, 1789—91. 2 Thle.
Der Laubthaler. Leipzig, 1789—92. 3 Thle.
Juſtus Graf von Ortenburg. Leipzig, 1792—1799.
Geſchichte Ewalds von Trimberg. Leipzig, 1795. 4 Bde.
Familienſcenen des Grafen Ortenburg. Leipzig, 1797.
Kinderwelt. Leipzig, 1794.—1801. 4 Thle.
Peter der Große. Riga, 1805. 3 Thle.
Kleine Romane. Leipzig, 1806.
Des alten Jakobs Reiſebüchlein. 2 Thle. Leipzig, 1799.
Eduard, der Zögling der Natur. Leipzig, 1801—4. 2 Thle.
Kleine Erzählungen aus der Kinderwelt. Leipz. 1805—1807. 4 Bde.
Kinderſchriften, Sammlungen, Beiträge zu Zeitſchriften und Almanachen u. ſ. w. Er war auch Herausgeber des Taſchenbuchs für Frauenzimmer. Leipzig, 1786—1816.

C. war eine Zeitlang, vorzüglich als Erzähler nicht unbeliebt; er hatte ſich nach engliſchen Muſtern gebildet und baute das Feld des Familienromans, in Lafontaine's (ſ. d.) Weiſe, nicht ohne Erfolg und Geſchmack an. Ein leichtes und angenehmes Darſtellungstalent, Kenntniß des menſchlichen Herzens und Erfindungskraft ſind ihm nicht abzuſprechen, doch arbeitete er zu viel und flüchtig, und ſo hat ſich keines ſeiner Bücher, ſelbſt nicht ſein beſtes „Graf Ortenburg," lange im Andenken der Menge erhalten können. — Seine Kinderſchriften ſind leicht und faßlich und erfüllen ihren Zweck. —

Matthias Claudius,

bekannter unter dem Namen Asmus, der Wandsbecker Bote, ward am 15. Auguſt 1740 zu Reinfeld im Herzogthum Holſtein geboren, ſtudierte in Jena und lebte nachher als Privatmann in Wandsbeck, wo er unter dem eben angeführten Namen die äſthetiſchen und kritiſchen Artikel für die Zeitſchrift „der Wandsbecker Bote" lieferte. Im Jahre 1776 ward er nach Darmſtadt als Oberlandcommiſſair berufen, mit dem Auftrage eine Volkszeitung herauszugeben; die dortigen Verhältniſſe ſagten ihm aber nicht zu, und er kehrte bereits 1777 nach ſeinem früheren Wohnorte zurück. 1778 erhielt er das Amt eines erſten Reviſors bei der Schleswig = Holſteiniſchen Bank zu Altona, ohne daß er jedoch nöthig hatte ſeinen Aufenthalt deshalb zu verändern. Er ſtarb in hohem Alter bei ſeinem Schwiegerſohn dem Buchhändler, Friedrich Perthes, zu Hamburg am 21. Januar 1815.

Seine Schriften ſind:

Asmus omnia sua secum portans oder ſämmtliche Werke des Wandsbecker Boten. Hamburg, 1775—1812. 8. Th. N. A. 1819. 4 Bde.
Terraſſons Geſchichte des Königs Sethos. 2 Thle. Breslau, 1777—1778.
Ramſay's Reiſen des Cyrus. Breslau, 1780.

Fenelons Werke religiöſen Inhalts. Hamburg, 1800—1811. 3 Thle.
Das heilige Abendmahl. Hamburg, 1809.
Mehrere Flugſchriften wie: An den Naber mit Raad. 1801. — Predigt eines Layenbruders 1814. Urian, von der neuen Aufklärung u. ſ. w.

Ein höchſt talentvoller und origineller Schriftſteller, der unbekümmert um Regel und Form danach ſtrebte volksthümlich zu ſeyn, und dieſes Ziel mit ſeltenen Gaben ausgeſtattet, leicht erreichte. Tiefes Gefühl verbunden mit großer Einfachheit und Kunſtloſigkeit zeichnet vorzüglich ſeine lyriſchen Dichtungen aus, unter denen manche, wie z. B. das Abendlied ein wahres Meiſterſtück iſt. Bewußtſeyn der Würde des Menſchengeſchlechtes, Rechtſchaffenheit und Frömmigkeit, gehoben durch köſtliche Laune, glänzenden Witz, drollige Naivetät, und ſchlichter aber ſcharfer Verſtand herrſchen in ſeinen übrigen Leiſtungen, welche faſt alle Gattungen der Poeſie wie der Proſa berühren, vor. — Seine Sprache iſt zwar nicht immer correct, ſein Styl mitunter ſeicht und ſonderbar, Fehler die eben aus ſeinem Beſtreben den Volkston zu treffen, entſtanden, alle dieſe Mängel werden aber durch ſeine übrigen glänzenden Eigenſchaften, unter denen ſeine herzliche Natürlichkeit keine der geringſten iſt, verdeckt. Leider gab er ſich gegen das Ende ſeines Lebens zu ſehr einem befangenden Myſticismus hin, der ihn auf Abwege führte, doch hat er in dieſer Periode nur Weniges durch den Druck veröffentlicht.

Abendlied.*)

Der Mond iſt aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
  Am Himmel hell und klar.
Der Wald ſteht ſchwarz und ſchweiget,
Und aus den Wieſen ſteiget
  Der weiße Nebel wunderbar.

Wie iſt die Welt ſo ſtille,
Und in der Dämmrung Hülle
  So traulich und ſo hold!
Als eine ſtille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
  Verſchlafen und vergeſſen ſollt.

Seht ihr den Mond dort ſtehen? —
Er iſt nur halb zu ſehen,
  Und iſt doch rund und ſchön!
So ſind wohl manche Sachen,
Die wir getroſt belachen,
  Weil unſre Augen ſie nicht ſehn.

Wir ſtolzen Menſchenkinder
Sind eitel arme Sünder,
  Und wiſſen gar nicht viel.
Wir ſpinnen Luftgeſpinnſte
Und ſuchen viele Künſte,
  Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott laß dein Heil uns ſchauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
  Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
  Wie Kinder froh und fröhlich ſein!

Wollſt endlich ſonder Grämen
Aus dieſer Welt uns nehmen
  Durch einen ſanften Tod!
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
  Du unſer Herr und unſer Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
  Kalt iſt der Abendhauch.
Verſchon uns, Gott! mit Strafen,
Und laß uns ruhig ſchlafen!
  Und unſern kranken Nachbar auch.

Der glückliche Bauer.

Vivat der Bauer, Vivat hoch!
  Ihr ſeht es mir nicht an;
Ich habe nichts, und bin wohl doch
  Ein großer reicher Mann,

Früh Morgens, wenn der Thau noch fällt,
  Geh ich, vergnügt im Sinn,
Gleich mit dem Nebel 'naus aufs Feld,
Und fliege durch ihn hin;

Und ſehe, wie er wogt und zieht,
  Rund um mich nah und fern,
Und ſing dazu mein Morgenlied,
  Und denk an Gott den Herrn;

Die Krähen warten ſchon auf mich,
  Und folgen mir getreu,
Und alle Vögel regen ſich,
  Und thun den erſten Schrei;

Indeſſen ſteigt die Sonn' herauf,
  Und ſcheinet hell daher —
Iſt ſo was auch für Geld zu Kauf,
  Und hat der König mehr?

Und, wenn die junge Saat aufgeht;
  Wenn ſie nun Aehren ſchießt;
Wenn ſo ein Feld in Hocken ſteht;
  Wenn Gras gemähet iſt ꝛc.

O, wer das nicht geſehen hat,
  Der hat des nicht Verſtand.
Man trifft Gott gleichſam auf der That —
  Mit Segen in der Hand;

Und ſiehts vor Augen: wie er friſch
  Die volle Hand ausſtreckt,
Und wie er ſeinen großen Tiſch
  Für alle Weſen deckt.

Er deckt ihn freilich, Er allein!
  Doch hilft der Menſch, und ſoll
Arbeiten, und nicht müßig ſein.
  Und das bekömmt ihm wohl.

Denn, nach dem Sprichwort, Müſſigang
  Iſt ein beſchwerlich Ding,
Und ſchier des Teufels Ruhebank,
  Für Vornehm und Gering.

Mir macht der Böſe keine Noth;
  Ich dreſch' ihn ſchief und krumm,
Und pflüg' und hau' und grab' ihn todt,
  Und mäh ihn um und um.

Und wirds mir auch bisweilen ſchwer,
  Mags doch! Was ſchadet das?
Ein guter Schlaf ſtellt alles her,
  Und Morgen bin ich baß!

Und fange wieder fröhlich an,
  Für Frau und Kind. Für ſie,
So lang' ich mich noch rühren kann,
  Verdrießt mich keine Müh'.

Ich habe viel, das mein gehört,
  Viel Gutes hin und her. —
Du droben! haſt es mir beſcheert;
  Beſcheere mir noch mehr.

Gib, daß mein Sohn dir auch vertrau,
  Weil du ſo gnädig biſt;
Lieb' ihn, und gieb ihm eine Frau,
  Wie ſeine Mutter iſt.

Nachricht von meiner Audienz bei'm Kaiſer von Japan.

Vorrede.

Der geneigte Leſer weiß aus dem erſten und zweiten Theile meiner ſämmtlichen Werke, was zwiſchen mir und dem Kaiſer von Japan für eine Connexion iſt, und wie ſich das angeſponnen hat. Wer hätte es aber denken ſollen, daß eine Art von Romanze, die ich hier oben auf der Weltkugel geſchrieben habe, mich Hunten nach der andern Seite bringen würde? und da liegt doch Jedo, des Kaiſers ſeine Reſidenz, hier gerade unter Wandsbeck, und da bin ich geweſen. Wie geſagt, wer hätte das denken ſollen? Ich für mein Theil hab's nicht gedacht, wie ich auch damals in der Zueignungsſchrift geäußert habe. Aber, wenn etwas ſein ſoll, ſo muß ſich alles danach haben und fügen, und ſo ging's auch hier.

---

*) Aus den ſämmtlichen Werken des Wandsbecker Boten.

Mein Vetter kam auf'm Morgen zu mir; „Hört Vetter, ich hab's auf dem feſten Lande ſatt; wollt ihr mit zur See gehen?" Ich hatte eigentlich keine Luſt, aber ich kann ihm nichts ausſchlagen, und ſo zog ich mich an und ging mit ihm zur See. Als wir nun auf die Höhe von China kamen, ſie nennens nur Höhe, iſt aber eigentlich flache See, und einige Tage in den Zimmet- und andern Specerei-Gerüchen hin und her geſchifft waren, kam mein Vetter wieder: „Gelt, ſo was wird Euch zu Hauſe nicht geboten? aber hört Vetter, wir ſind nun nicht weit von Japan; der Kaiſer iſt ja Euer Patron; wollen wir nicht vollends hinfahren?" ich ſagte wieder ja und wir fuhren hin, und auf dieſe Weiſe bin ich nach Japan gekommen, das die Einwohner Nipon nennen.

Ich mag die Leſer mit den Abentheuern unſrer Reiſe nicht aufhalten, 's wird auch ſchon in andern Reiſebeſchreibungen alles viel beſſer ſtehen. Die Hauptſache iſt, daß wir unterwegs gewaltig viel Waſſer angetroffen haben und mir für Freude der Schweiß ausbrach, als ich wieder Land unter'n Füßen fühlte. In einem Wirthshauſe unterwegens, Capſpranz genannt, iſt der Wein ſehr gut, recht ſehr gut, das muß ich ſagen.

Die Schildwache in Japan hielt uns nicht lange auf und wir kamen bald in die Stadt. Sie liegt am Hafen und heißt auf Japanſch Nagaſacki. Wir blieben acht Tage da und ſahen alles, was merkwürdig war, den Tag über an, ich habe auch noch verſchiedenes davon aufgeſchrieben und ordentlich die Conterfey's dazu gemacht, und des Abends ſtudirte mein Vetter die Japanſche Mythologie und Philoſophie, und in den Japanſchen Calender.

Unterdeß kam ein Gerücht in der Stadt aus, ich weiß nicht durch wen, ich will aber wohl glauben, daß mir mein Vetter ſelbſt dieſen Streich geſpielt habe, er hat ſeine Luſt an ſolchen Dingen, diesmal wäre es aber bald übel für uns abgelaufen; ich hab's ihm auch auf dem Rückwege oft recht ernſtlich zu Gemüthe geführt, und rund heraus zu ihm geſagt: Pamphile, Pamphile: es wäre bald übel abgelaufen. Er gab mir aber zur Antwort: „es wäre bald — alſo iſts doch gut abgelaufen. Wie kann denn etwas übel ablaufen? Ihr habt doch Japan gerne geſehen, nicht wahr Vetter!"; darin hat er nun recht, Japan hab' ich gerne geſehen, aber es kam alſo ein Gerücht aus, daß ein großer Gelehrter und Polyhiſtor aus Europa, der alle Schriften geleſen und geſchrieben, mit ſeinem Famulus in Japan angekommen ſei. Das Gerücht iſt vermuthlich weiter ins Land gegangen, und wir erhielten Ordre nach Hofe zu kommen.

Mir ahndete bei dem allen nicht viel Gutes, aber mein Vetter lachte dazu, und nannte mich von nun an gewöhnlich, Ihre Magnificenz! Ich wollte mit ihm Abrede nehmen, was ich bei der Audienz, und was er ſagen wollte; er ließ ſich aber auf nichts ein, und ich mußte ihm ſehr lange gute Worte geben, bis er endlich noch d'rein willigte, daß, wenn der Kaiſer etwas fragte, was der große Polyhiſtor nicht wüßte, ich ihn dann anſehen und er mir die Antwort ins Ohr ſagen ſollte; „aber, ſetzte er hinzu, Ihre Magnificenz müſſen's höchſtens nicht mehr als zweimal thun, ſonſt ſag ich's dem Chan, warum Dieſelben mich anſehen." Ich hab's auch nur Einmal gethan, und alles lieber ſelbſt beantwortet, ſo gut ich denn gekonnt habe. Vieles von dem, was ich bei der Audienz vorgebracht habe, hatte ich vorher gelegentlich von meinem Vetter gehört, oder aus ſeinen Papieren behalten, und das übrige iſt zum Theil ſchlecht genug; aber bei dem allen war's doch nicht anders, als wenn ſein Geiſt bei der Audienz in mich gefahren wäre. Denn ſonſt hätt' ich das auch nicht vorbringen können, was ich noch vorgebracht habe.

Wir hatten ſchon in Nagaſacki gehört, daß der Chan ein guter Herr ſei, aber von lauter argen Schmeichlern umgeben, und daß ſonderlich ein gewiſſer Albiboghoi, der dem Chan ſeine Serailangelegenheiten beſorgte, und ohngefähr ſo viel als Hofjunker oder Hofmarſchall titulirt ward, von allen den argen Schmeichlern der ärgſte, und 'n rechter Ausbund und böſer Mann ſei, und gerade der introducirte uns bei der Audienz.

Auf dem Wege von Nagaſacki nach Jedo ſahen wir verſchiedene ſonderbare Japanſche Thiere, als Kirim's, Kattſu's, Tatsdria's, Tatsmaki's, und gewaltig viel Hunde, die in Japan größtentheils keine Herren haben, und als Privatperſonen für ſich leben. Bei einem Walde, nicht weit von Jedo, trafen wir von den grünen Fibakarri's an, aus denen eine berühmte Arznei gemacht wird, und weiterhin auf einigen Bäumen am Wege verſchiedene Affen. Einer von dieſen hatte einen Menſchenſchädel und ſpielte damit. Mein Vetter warf einen Stein auf den Affen, und der Schädel fiel herunter; der Unterkiefer fehlte daran, ſonſt war er ganz. „Steckt ihn bei," ſagte mein Vetter zu mir, „wir wollen ihn begraben, wenn wir heimkommen, daß er wenigſtens nun Ruhe habe; der arme Junge iſt vielleicht genug in ſeinem Leben gehudelt worden." Das freute mich ſehr. Mein Vetter iſt 'n großer Liebhaber von Naturalien, und ich dachte gewiß, er würde den Schädel in ſeinen Muſchelſchrank legen wollen, und das wäre mir nicht recht geweſen. Aber ſo gehts mir immer, wenn ich ſeine Abſichten errathen will, er hat mich allemal zum Narren, und darum hab ich ihn eben ſo lieb. Ich ſteckte alſo den Schädel bei, und wir gingen vollends nach Jedo. Gleich den andern Tag holte uns der Albiboghoi ab zur Audienz, wie folget.

Ich habe zuweilen das Japanſche mit beigeſetzt, damit man die gewaltige Energie dieſer Sprache ſehe, und ſonderlich des x und der: wegen, ſamt wie ſo überall der spiritus asper ſteht, und nirgends ein kleines n ꝛc. ꝛc.

Es könnte zwar der Zweifel aufgeworfen werden: wie ich ſo geſchwind Japaniſch gelernt hätte; 's giebt aber bei dem ganzen Vorgang noch mehr Zweifel zu löſen, wer daran ſeine Luſt hat. Das iſt aber bei dieſer Nachricht meine Abſicht nicht geweſen, und ich bin überzeugt, daß um ihretwillen der Kaiſer von Japan ſelbſt, wenn ihm die Nachricht zu Geſicht kommen ſollte, mir nicht würde ungnädig werden; hab's auch nicht verdient, und ſo kann ſie der Leſer, dünkt mich, ſich auch gefallen laſſen. Uebrigens hatte ich bei der Audienz meine rothe Weſte an und ein langes Japaniſches Kleid, und mein Vetter trug mir die Schleppe.

Die Audienz.

Der Hofmarſchall Albiboghi.

'LimaNeli 'Haschmu 'WaNschbok.

Ich habe die Ehre, Ew. Majeſtät den Sieur Asmus aus Wandbeck unterthänigſt zu präſentiren.

(Ich machte hier eine tiefe Verbeugung vor dem Chan; er iſt lang und ſchön, und ſah gegen den Albiboghoi aus wie'n Engel.)

Der Chan.

'Tame, 'Haschmu. ;'Portolabi 'Paschu.

Sei Er willkommen, Sieur Asmus.

(In der Grundſprache nannte der Chan mich eigentlich nicht Er, ſondern Sie, vermuthlich, weil er mich für'n Gelehrten hielt, und wenn ich das wäre, hätte ich auch gerade zu Sie überſetzt, denn 'n Gelehrter muß immer Sie heißen und nicht Er; ſo aber habe ich lieber Er ſagen wollen, damit man nicht meine, ich wolle groß damit thun, daß mich der Kaiſer von Japan Sie genannt hat.)

Es iſt mir angenehm, ihn in meinem Lande zu ſehen. Aber wie iſt er auf den Einfall gekommen, mir eine Romanze zu dediciren?

Asmus. **'Mui 'PiaNeti.**

Ich habe von Natur einen beſondern Reſpect für die Potentaten, die weit weg ſind.

Der Chan.

'Tamiba 'Temibo.

Kommt er durch Norden oder durch Süden zu uns?

Asmus. **'TemibaNu 'Karuzu.**

Wird wohl durch Süden ſein, Sire, denn es iſt ſehr heiß geweſen.

Der Chan.

'HaifatuNeti.

Hat er eine vergnügte Reiſe gehabt?

Asmus. **'Haifatusolum 'RofuNo.**

Man hat allemal eine vergnügte Reiſe, wenn man hingeht, einen guten Fürſten und ein glückliches Volk zu ſehen.

Der Chan.

'Hoi Lirwimme 'Ratosta. 'Healobe 'Kepipi.

Ja, Künſte und Wiſſenſchaften werden hier im Lande geehrt. Ich liebe und belohne ſie. Er hat ſich, wie ich höre, beſonders der Poeſie gewidmet?

Asmus. **'Schamfufu.**

Ich-bit-te-E.-Maj.-unter-thä-nigſt um Vergebung.

(Ich ward bei dieſer Frage ganz verlegen, und wußte nicht, was ich dem Chan antworten ſollte. Sagſt du Nein, dacht ich, ſo könnte Er die Dedication ungnädig nehmen; und ſagſt du Ja, ſo iſts eine Reservatio mentalis, und ich hatte keine

Luſt auf Aſiatiſchem Grund und Boden zu faſeln. Und in ſolchen Fällen iſt's wirklich recht gut, daß es Redensarten giebt, die weder Ja noch Nein ſagen.)

Der Chan.

'ANoti 'Pipruse. 'WaNschbock 'Heomo.

Ich habe mir ſeine Romanze überſetzen laſſen, und ſie mit Vergnügen geleſen. Das Wandsbeck muß ein angenehmer Ort ſein.

Asmus. 'Heomeo.

Ganz angenehm, Sire.

Der Chan.

'Hussiput 'Pipis.

Giebt es viele Poeten in Europa?

(Ich ſah meinen Vetter an.)

Mein Vetter (mir in's Ohr.)

Poeten genug, große und kleine; und Ihr ſeid einer von den kleinen.

Asmus. 'Pipise 'Bramme 'Miosc 'Mioseti.

Poeten genug, große und kleine; und ich bin einer von den kleinen.

Der Hofmarſchall.

'NipoNpi 'GaboNe 'FereNuzzi 'SchumfusiNu.

Der Japanſche Poet Gabon iſt ohne Zweifel der größte von allen Poeten, denn er hat ſich an den größten Gegenſtand gewagt, und Ew. Majeſtät erhabenes Lob und Dero Serails und Hofes Glanz und Herrlichkeit allerunterthänigſt beſungen.

Mein Vetter (mir in's Ohr).

Gabon heißt er, merkt Euch den Namen. Ihr könnt ihn künftiges Jahr in den Leipziger Muſenalmanach ſchicken, oder an das ſeel. C. G. Jöchers Erben.

Der Chan.

'Helmore 'Misssi.

Was ſind in Europa für Anſtalten ſich in der Poeſie zu perfectioniren?

Asmus. 'SchemiNa 'Bonte 'SchemiNto.

Wir haben da einen ſchönen Himmel und eine ſchöne Erde, Sire, und eine heilige Religion.

Der Chan.

'Habuse 'Pipi.

Wie hängt das mit den Poeten zuſammen?

Asmus. 'Timsch.

Ich meine, eigentlich ſehr nahe.

Der Chan.

'KermeiNe 'Lumpipi.

Was verſteht er denn eigentlich unter Poeten?

Asmus. 'WaruNe 'SchemiNa 'BoNte 'ScemiNto 'Hazitzit.

Helle reine Kieſelſteine, an die der ſchöne Himmel, und die ſchöne Erde, und die heilige Religion anſchlagen, daß Funken herausfliegen.

Der Chan.

'Pizotto 'Borei 'Haquirla. 'Tim 'HaquirlirumaNo.

Er wird am beſten wiſſen, was er ſagt. Aber wie ſtehts mit der Philoſophie? Man ſagt hier, daß die Philoſophen in Europa auf allen Vieren gehen.

Asmus. 'Hubu:Kipuffer.:.

In ihren Schriften vielleicht; die hab ich nicht geleſen. In natura iſt mir doch eben noch keiner ſo begegnet. Es ſoll zwar vor einiger Zeit einer dieſen Gang in Vorſchlag gebracht haben; bei unſrer Abreiſe war er aber, ſo viel ich weiß, noch unter ihnen nicht eingeführt.

Der Chan.

'Laila 'Haquirla 'Putosi, 'BumoNe. 'SchemiNto.

Es iſt ein gut Ding um die Philoſophie! Sie klärt ein Land auf, und iſt vortrefflich gegen Alfanz und Aberglauben, ganz vortrefflich. In meinem Lande ſteht ſie oben an, neben der Religion. A propos, macht man in Europa viel aus Religion?

Asmus. 'Priprasai.

Viel und wenig, Sire, wie man's nimmt.

Der Chan.

'Ruzzi 'Haquirli 'BudsdoNe.

Hier machen die Philoſophen den Prieſtern viel zu ſchaffen.

Der Hofmarſchall.

'Atulamai: 'MemiNolulu:, CramaiNe 'Ritozzo.

Ich muß bei dieſer Gelegenheit einen allerunterthänigſten Gedanken äußern, den ich ſchon oft gehabt habe: Ob nemlich Ew. Majeſtät einmal daran gehen wollen, eine neue brauchbare Religion zu machen? Die Zeiten ſcheinen da zu ſein. Der alte Aberglauben mekkert wie ein Ziegenbock im Dunkeln, und ihm ſcheint ſelbſt nach Ew. Majeſt. erhabnen Lumieres die Zeit lang zu werden.

(Es lief mir eiskalt über den Leib, als ich ihn ſo leichtfertig von ſeiner Religion ſprechen hörte; und ich that heimlich einen Seufzer zu Gott, daß er ihm ſeinen Unverſtand nicht zurechnen wolle.)

Der Chan.

'Aika 'RumNa 'SemNilo 'Potokai Jettasch.

Wahr iſt es, die alten Fabeln von dem Geſchlecht der drei und ſieben himmliſchen Götter, die zuerſt, und von den fünf Halbgöttern, die nach ihnen Japan ſo viele tauſend Jahre regiert haben, von den zwölf Jettas oder Himmelszeichen u. ſ. w. ſind wirklich wider alle geſunde Vernunft.

Asmus. 'Rambasito: 'Fitosai 'PuN::.

Es iſt der Weltlauf, Sire, daß einige Leute Fabeln und Anordnungen machen, und andre Leute darüber lachen und ſie wieder abſchaffen. In Europa hat man aber viele Beiſpiele daß die letzten nicht immer die klügſten geweſen ſind. Die Mißverſtändniſſe in der Welt kommen gewöhnlich daher, daß einer den andern nicht verſteht.

Der Hofmarſchall.

'Ormito Isitataki.

Ah! der Vogel Iſitataki! das iſt ein gar vernünftiger Vogel geweſen.

(Was der Chan da ſagte von den drei und ſieben himmliſchen Göttern, das ſagte er nicht ſo aus ſeinem Kopf her; das iſt wirklich die alte Tradition der Japaneſer; mein Vetter hat das alles in ihrer Mythologie gefunden. Es wird aber ſo erzählt: der erſte von dieſen Göttern ſei ein Sohn des Chan geweſen, ſeine allerſubtilſte Kraft, als es zuerſt anfing ſich zu bewegen und hernach habe immer ein Gott den folgenden durch Hülfe der über- und unter-himmliſchen Elemente auf eine verborgene Weiſe generirt, bis endlich der ſiebente, Iſanami, in ein leibliches Weſen übergegangen ſei, und die unter Menſchen gewöhnliche Art, ſein Geſchlecht fortzupflanzen, von dem Vogel Iſitataki gelernet habe. Weiter kamen nun fünf Halbgötter ꝛc.

Das iſt freilich dunkel; ich denke aber, wenn's deutlicher hätte ſein ſollen, hätten's die Leute ja wohl deutlicher geſagt.)

Der Chan.

'BisiNami 'Burro.

Aber der Iſanami muß ein gar einfältiger Herr geweſen ſein!

Der Hofmarſchall.

'Aio 'Roosi 'Sete.

Freilich Rooſi's Scharfſinn ſcheint ihm nicht beigewohnt zu haben.

(Rooſi iſt Stifter der einen berühmten Philoſophiſchen Secte in Japan, und Sjaka der andern. Sjaka lehrte, daß die Seele unſterblich, und die Tugend der Weg zur Glückſeligkeit ſei in dieſer und jener Welt. Rooſi aber war'n Bruder Studio; er lachte über die Tugend und über jene Welt, und ſtatuirte, daß man nichts klügers thun könne, als ſich's in dieſer recht gut ſchmecken zu laſſen, und daß Leute von Verſtand und Bon Ton es von jeher auch ſo gehalten hätten. Der Narr hat auch den Stein der Weiſen geſucht, damit er und ſeine Geſippſchaft recht lange liederlich ſein könnten.)

Der Chan.

'BoNoNte 'Roosi 'Matoddo.

In Europa kennt man vermuthlich den Rooſi und ſeine Lehre nicht. Hier findet ſie allgemeinen Beifall, Sieur Asmus.

Asmus. 'Hogsutj'o 'Rosoli.

Den finden ſie überall, Sire! und man wird ihn finden, ſo lange die Welt ſteht, denn ſie leuchtet jedem gar zu natürlich ein.

Der Chan.

'SomeNto 'Filete 'Oschsa PituNi 'QuirlischemiNto.

Die Welt iſt, wie ich höre, ſich überall gleich. So wird's auch wohl in Europa an Einwendungen und Zweifeln gegen die Religion nicht fehlen.

Asmus. **‘LeschschoNg ‘BalmaNeraku ‘Tif.**

Herr Leſſing hat noch ganz neuerlich in ſeinem vierten Beitrag verſchiedene Zweifel eines Unbekannten bekannt gemacht, davon einige recht gelehrt und artig ſind. Er hat ſie aber widerlegt.

Der Chan.

‘Tif.

Hat er ſie widerlegt?

Asmus. **‘Hairo ‘Pulote.**

Nicht eben förmlich; denn er iſt unpartheiiſch.

Der Chan.

‘Butoquirle.

Herr Leſſing gehört doch auf die Bank der Philoſophen?

Asmus. **‘Ruto: Habussi ‘Ruf.**

Ich wollte aber doch rathen, daß Ew. Maj. ihm lieber ſeinen eigenen Stuhl ſetzten. Die gewöhnlichen Bänke paſſen nicht für ihn, oder vielmehr er paßt nicht für die Bänke, und ſitzt ſie alle nieder.

Der Chan.

‘LamaiNowe.

Wie hat er’s denn eigentlich bei den Zweifeln gemacht?

Asmus. **::Xipulxo:.**

Wie er’s immer macht, Sire. Er meint, wer Recht hat, wird wohl Recht behalten; der ſoll’s aber auch behalten, und darf das freie Feld nicht ſcheuen! und alſo läßt er die Zweifel mit Ober= und Untergewehr aufmarſchieren: marſchiert ihr dagegen! So’n Trupp Religionszweifel iſt aber wie die Klapperſchlange, und fällt über den erſten und beſten wehrloſen Mann her; das will er nicht haben, und darum hat er gleich jedem Zweifel einen Maulkorb umgethan, oder wenn Ew. Maj. den Maulkorb etwa nicht leiden können, er hat jedwedem Zweifel ’n Felsſtück mit ſcharfen Ecken in den Hals geworfen, daran zu nagen, bis ſich irgend ein gelehrter und vernünftiger Theologe rüſte. Und, ſagt er, ehrlich gegen den Feind zu Werk gegangen! Und ſchreie Niemand Victoria, wenn er ’n alten roſtigen Muſquedonner Einmal mit looſem Kraut abgebrannt hat! Und beſetze keiner ein größer Terrain, als er ſouteniren kann, und als der Fuß der Religion bedarf! ꝛc. ꝛc.

Der Chan.

‘HaleschschoNg ‘Seira. ‘Nipo Nipol.

Herr Leſſing gefällt mir. Sollte er wohl Luſt haben, nach Japan zu gehen?

Asmus. **‘OrpauNex.**

Ich weiß nicht, Sire! wenigſtens müßten Ew. Maj. ihm die Condition ſehr bündig und detailirt vorlegen laſſen, denn er mag gern alles hell und klar mit ſeinen Augen ſehn.

Der Chan.

‘TuNepioNe: ‘Bambalte.

Ich würde ihm gewiß mehr halten, als ich ihm verſprochen hätte, und er vorher vermuthen könnte.

Die förmliche Widerlegung der Zweifel iſt alſo noch nicht gekommen?

Asmus. **‘Sammatta ‘Fammulo.**

Noch nicht, ſo viel ich weiß, wird aber vielleicht noch kommen, vielleicht zögert ſie aber auch noch; das muß man abwarten, Sire.

Der Chan.

‘Repisi.

Ihm ſcheint an dieſer Widerlegung nicht ſonderlich viel gelegen zu ſeyn?

Asmus. **‘I.**

Gar nichts, Sire.

Der Chan.

‘Pipetoi.

Die Poeten ſind gewöhnlich Spötter und ſchlechte Heilige; es geht hier auch ſo.

Asmus. **‘AruNze:: ‘PolPiter ‘BreNbaNum.**

Das iſt nun hier der Fall eben nicht. Ich ſehe aber, nach Herrn Leſſings electriſchen Funken, die Religion als eine Arznei an, und den Zweifler als den Doctor Peter, und den Widerleger als den Doctor Paul, die beiderſeits die Arznei vor ſich auf dem Tiſch liegen haben und darüber ſtreiten.

Der Chan.

‘BrcNzeha.

Und wozu will er die beiden Doctors brauchen?

Asmus. **::‘XanPolPiter: ‘RobeNu.**

Wenn ich nun krank und elend neben dem Tiſch und den beiden Doctors ſtände, und gerne geholfen ſein wollte, und der Doctor Paul behielte Recht, ſo würde ich doch nicht geſund werden, wenn ich die Arznei nicht einnähme; und nähme ich ſie ein und ſie wäre gut, ſo würde ich geſund werden, und wenn auch der Doctor Paul Recht behielte. Und alſo iſt das Rechtbehalten nur für die Herren Auditores, das Einnehmen aber die eigentliche Sache, und ein einziger Patient, Sire, der geſund worden wäre, würde, auch für die Herren Auditores, mehr beweiſen und ſchaffen, als hundert Siege der Paul’s über die Peters.

Der Chan.

‘Aibapirre.

Das iſt wohl wahr, aber das Einnehmen iſt ſo unangenehm und genant.

Asmus. **‘Bugodompo ‘BaloNi.**

Nun ſo bleibt man krank; aber das Gefühl der Geſundheit iſt doch ſo herrlich, Sire! und eines Verſuchs, und, ſonderlich für einen Mann, des bischen bittern Geſchmacks wohl werth.

Der Chan.

‘Soibe Barballa.

Ich habe nichts dagegen. Aber auf etwas anders zu kommen; wie viele Weiber hat ein Mann in Europa?

Asmus. **‘U.**

Nur Eine, Sire.

Der Chan.

‘SoNe‘V.

Nur Eine? Damit kommen wir nicht aus, Herr Hofmarſchall.

Der Hofmarſchall.

‘Hami ‘NaperliNo.

Ich bin glücklich, daß ich einem Herrn diene, dem ich täglich neue Proben meiner Devotion geben kann.

Asmus. **‘Umbatafo ‘RaboNu.**

’s iſt auch ’n Volk in Europa, das nicht damit auskommt; aber wir halten es beſſer, nur Eine zu haben.

Der Chan.

‘Talla ‘Le Sulto.

Und warum denn das? Vier Canarienvögel ſingen doch mehr Töne als einer.

Asmus. **‘Nasul: Xaremo:**

Es iſt uns aber nicht um’s Singen allein bei den Canarienvögeln; ſie müſſen uns auch den ganzen Tag auf Hand und Schultern hüpfen, und aus dem Mund eſſen und aus unſerm Becher trinken. Mit einem Wort, Sire, wir ſehen die Weiber auch als unſre Freunde an, und lieben ſie von ganzem Herzen: und kann der Kaiſer mehr als Eins von ganzem Herzen lieben?

Der Chan.

‘Ip.

Es iſt etwas darin.

Asmus. **‘SpaNaNamube:: ‘Homi.**

Bei den Vielweibern hat auch ſelten ein Mann ſo viel Kinder, als bei uns, und gibt es was Schöneres und Herzlicheres in der Natur, als ’n Vater in einem großen Schwarm von Kindern, und neben ſich das Weib, das ſie ihm alle geboren hat?

Mein Vetter (bei ſich ſelbſt).

—οὐ μὲν γὰρ τοῦ γε κρεῖσσον καὶ ἄρειον,
Ἠ ὅθ’ ὁμοφρονέοντε νοήμασιν οἶκον ἔχητον
Ἀνὴρ ἠδὲ γυνή· πολλ’ ἄλγεα δυσμενέεσσι
Χάρματα δ’ εὐμενέτησι· μάλιστα δέ τ’ ἔκλυον αὐτοί.

Der Chan.

‘Craimi ‘Bugio.

Was ſagen Sie dazu, Herr Hofmarſchall?

Der Hofmarſchall.

‘Puleste ‘Balsanto ‘WerwiNti.

Für den Pöbel mags gelten; aber ein Fürſt muß in allen Stücken groß und frei ſein. Er iſt der Gärtner in ſeinem Garten, und wo er eine ſchöne Blume ſieht, wenn ſie auch ſchon an jemandes Buſen ſäße, da nimmt er ſie mit hoher Hand und geht weiter.

Mein Vetter (bei ſich ſelbſt).

God bless my soul, whas does that rascal say.

(mir in’s Ohr).

Fragt doch den Herrn Hofmarſchall einmal wie er das meint?

Asmus. **‘Saimia ‘Pup.**

Wie meinen Ihre Excellence das?

Der Hofmarſchall.

'Saimo 'Tipo.

Wie ich's meine? — was meint er?

Asmus. **KeturNoba.**

Ja, ob es zum Exempel auch Recht iſt, wie Ihre Excellence zu ſagen belieben?

Der Hofmarſchall.

'JopetiNos 'TurNopa.

Was dem Fürſten gelüſtet, iſt Recht, und ſeine Neigungen ſind Winke der Götter.

Asmus. **'Mui.**

Die armen Unterthanen alſo?

Der Hofmarſchall.

'Amui 'Epurcpez.

Was Unterthanen! die braucht man, wozu ſie gut ſind, und wozu die Götter ſie gegeben haben.

Asmus. **'Saimi 'Repezzo 'Bi.**

Und wozu meinen Sie, daß die Götter ſie gegeben haben, ich bitte Ew. Excellence um Gottes Willen.

Der Hofmarſchall.

'Bialte 'PoluNho.

Wozu? — regiert zu werden; dem Fürſten zu Gebot zu ſtehen. Wozu ſonſt?

Mein Vetter (mir ins Ohr).

Sagt ihm, daß die Götter keine Hofmarſchälle ſind.

Asmus. **'Nepi Bugiosi.**

Die Götter ſind keine Hofmarſchälle, Ihre Excellence.

(Der Chan lachte, aber ich hätte das nicht ſagen ſollen. Es war doch ſpöttiſch, und ich merkt' es dem Albiboghoi auch wohl an, daß er mir deswegen keine Penſion geben würde, wie der geneigte Leſer auch gleich merken wird.

Der Chan.

'BamaNe, Jura.

Aber Sieur Asmus, was ſoll ich ihm für ſeine Dedication für eine Gnadenbezeugung machen?

Der Hofmarſchall.

'Ater 'Sioka 'Mavai.

Dürfte ich unterthänigſt vorſchlagen, ob Ew. Maj. ihm, nach der löblichen Gewohnheit einiger Ihrer großen Vorfahren, die Gnade wollten angedeihen laſſen, daß er ſich in Ihrer hohen Gegenwart den Leib aufſchneiden dürfe.

Asmus. **'Mavai 'Po.**

Den Leib aufſchneiden? ich verſtehe Ew. Excellence nicht.

Der Hofmarſchall.

'Ater 'Amave 'PioNha.

Der Kaiſer will ihm gnädigſt erlauben, daß er ſich hier in Seiner Gegenwart den Leib aufſchneiden darf.

Asmus, **'Ama.**

Was für 'n Leib, Ihr Excellence?

Der Hofmarſchall.

'Blusima 'RomiNo.

Einfältiger Europäer, ſeinen eignen, da unter der ſchönen rothen Weſte.

Asmus, **'Laimi 'Pi 'ZoNti 'Korkuzo.**

Ich bitte Ew. Excellence, nehmen Sie mir das nicht ungnädig. Ich bin ein Königlich Däniſcher Unterthan, und will's mir gehorſamſt verbeten haben.

Mein Vetter.

'Bre 'Misro 'Burro 'Bar.

Hört Herr Hofmarſchall, treibt euern Muthwillen mit den Japaneſern, wenn ihr's nicht beſſer haben wollt, meinem Herrn habt Ihr nichts zu befehlen.

Asmus (leiſe zu meinem Vetter).

Vetter! Vetter! wir ſind in Japan.

Mein Vetter (zu mir).

So ſind wie ja am rechten Ort, närriſcher Kerl. Die Weiber müſſen ſich doch zuweilen den Kaiſerſchnitt gefallen laſſen, ſo werdet ihr wohl nicht bange ſein?

(Mir war gar nicht wohl. Mein Leib war mir lieb und dazu dacht ich: was wird Frau Rebecca ſagen? Der bößliche Kaiſerſchnitt iſt wirklich ſonſt in Japan Mode geweſen. Der Kaiſer Buretz, der im ſechſten Jahrhundert regiert hat, pflegte den ſchwangern Frauen, zur Luſt mit eigner Hand den Leib aufzuſchneiden; er ließ Leute lebendig oben in den höchſten Bäumen aufhängen, und dann mit Pfeilen nach ihnen ſchießen, oder auch die Bäume abſägen. In Siam iſt 1689 ein Prieſter aus Pegu an einen Pfahl geſchloſſen, und lebendig aufgeſchnittten worden, und große Hunde haben ihm die Därme aus dem Leibe freſſen müſſen u. ſ. w. Das alles ging mir im Kopf herum, und mir war, wie geſagt, gar nicht wohl.

In der Angſt fühlte ich, wie man bei ſolchen Gelegenheiten wohl thut, auf meiner rothen Weſte und in allen Taſchen herum, und zog von ungefähr den Schädel heraus, und als ich die Augen darauf ſchlug, fiel mir ein, was mein Vetter von „gehudelt werden“ ſagte, und mir kam eine Empfindung ins Herz, die ich nicht beſchreiben kann, daß ich hätte mögen um mich hauen, und zu gleicher Zeit die Hände ſinken laſſen, und bitterlich weinen. Ich trat mit dem Schädel vor den Albiboghoi:)

Asmus. Wie gefällt er Ew. Exeellence?

Der Chan.

Was hat er da? Sieur Asmus?

Asmus. Es iſt 'n Menſchenſchädel, lieber Kaiſer, der Unterkiefer fehlt daran, ſonſt iſt er ganz. Wie haben ihn auf dem Wege gefunden und wollen ihn begraben, wenn wir heimkommen, daß er wenigſtens nun Ruhe habe. Der arme Junge iſt vielleicht genug gehudelt worden.

Der Chan.

Mir graut, wenn ich ihn anſehe.

Asmus. Mir nicht. Ich habe dem Mann in ſeinem Leben kein Leid gethan.

Der Chan.

Wer war er, Albiboghoi? und leben noch von den Seinen?

Asmus. Es war 'n Menſch, lieber Kaiſer! und ſein Leben und Glück in dieſer Welt war Deiner Hand anvertraut. Alle Japaneſer ſind ſeine Brüder, und alle Siamer, und Chineſen und Malayen, und Moguln, und wir Europäer auch. Ich ſage Dir Dank, im Namen der Europäer, für alles Liebes und Gutes, was Du ihm gethan haſt. Er iſt nun todt, und wenn er tugendhaft und fromm geweſen iſt, hat er's nun beſſer als wir. Wir müſſen aber alle ſterben.

Der Hofmarſchall.

Ihro Majeſtät dürfen ihn nicht länger in dem Ton fortreden laſſen. Die Hofetiquette leidets nicht.

Mein Vetter (bei ſich ſelbſt.)

Damn'd Courtier!

Asmus. Ja du lieber Kaiſer, alle Menſchen ſind Brüder. Gott hat ſie alle gemacht, einen wie den andern, und gab ihnen dieſe Welt, daß ſie ſich darin bis weiter wie Brüder mit einander freun und lieb haben, und glücklich ſein ſollten. Sie konnten ſich aber nicht vertragen, und thaten ſich unter einander allerhand Unrecht und Herzeleid an; da wählte Gott die beſten, die edelſten unter ihnen aus, die demüthig, weiſe, gerecht, reines Herzens, gütig, ſanftmüthig und barmherzig waren, und verordnete ſie, bei den übrigen Vaterſtelle zu vertreten. Und das ſind die Fürſten, Kaiſer und Könige.

Der Hofmarſchall.

Ihro Majeſtät erlauben Sie ihm doch —

Der Chan.

Was denn Herr Hofmarſchall?

Der Hofmarſchall.

Daß er ſich den Leib aufſchneide. Das wird ihn auch auf andre Gedanken bringen.

Der Chan.

Ihr habt ja gehört, daß er keine Luſt hat. Laßt mir aber zwanzig Goldbarren hereinbringen.

Sieur Asmus, ſeine Philoſophie gefällt mir; aber ein Fürſt hat doch Recht und Macht über ſeine Unterthanen, und ſie müſſen ihm gehorchen?

Asmus. Freilich müſſen ſie ihm gehorchen, in allen Stücken, ohne Widerrede, und nicht allein dem gütigen, gelinden, ſondern auch dem wunderlichen. Aber eben weil ſie das müſſen, wählt Gott gute Leute zu Fürſten, die keinem Menſchen etwas zu nahe thun können.

Der Chan.

Aber Zorn und die andern Leidenſchaften, Sieur Asmus! Und überhaupt, wie kann ein Menſch immer wiſſen und thun was Recht iſt!

Asmus. Ein guter Fürſt fürchtet Gott, und bittet von ihm Weisheit, daß er wohl regieren möge, und dann giebt ihm Gott Weisheit und ſalbt ihm ſein Herz mit hoher himmliſcher Geſinnung, und dann kann er alles, und achtet keiner Mühe, vergißt ſich und ſeine eigne Glückſeligkeit ganz und gar, und lebt und webt nur für ſein Volk.

Der Chan.

Aber was hätte man davon, Fürſt zu ſein?

Asmus. Frage die Sonne, was ſie davon hat, Tag und Nacht um die Erde zu gehen. Und ſiehe, ſie geht! fröhlich wie'n Bräutigam, und vom Aufgang bis zum Niedergang triefen ihre Fußtapfen von Segen. Der es ihr geheißen hat, wird ſie auch dafür zu belohnen wiſſen. Stelle Dir ein weites Land vor, lieber Kaiſer, wo in jeder kleinen Hütte vergnügte Leute wohnen, die ihren Fürſten lieb haben, alle Morgen 'n Abendſegen für ihn beten, und gerne ihr Leben für ihn ließen — möchteſt Du nicht der Fürſt ſein? Und das iſt nur ſo 'n kleiner Vorlaut des Lohns. Ein guter Fürſt ſoll und kann von Menſchen nicht belohnt werden; er ſitzt mit den Göttern zu Tiſche.

Der Chan.

Sind die Fürſten alle ſo in Europa?

Asmus. Kaiſer, ich bin zu gut, eine Lüge zu ſagen; ich weiß es nicht. Die aber ſo ſind, die haben ſanften Schlaf, und ſind angenehm im Himmel und auf Erden.

Der Chan.

Er hat wohl Recht, Sieur Asmus! Es muß ein Vergnügen ſein, wenn man den Unterthanen recht und wohlgethan, und bei jedwedem, der einem begegnet, einen Dank zu gute hat. So ein Schädel mag denn auch beſſer anzuſehen ſein. Ich hätte faſt ſelbſt Luſt —

Asmus. Gott ſegne Dich, Kaiſer, und walte über Dich. Du wirſt Dich zum glücklichſten Mann in Deinem Reich machen, das iſt gewißlich wahr! Und denk' an mich lieber Fürſt, wenn Du Dich einmal ſo ruhig und wohlgemuth in den Beinhäuſern Deines Reichs hinſetzen kannſt, als 'n Vater früh Morgens in der Schlafkammer ſeiner Kinder, wenn's kleine Geſindel noch in den Betten herum liegt und ſchläft.

Der Chan.

Aber warum wären denn nicht alle Fürſten ſo, und immer alle ſo geweſen?

Mein Vetter (bei ſich ſelbſt).

ἀλλά σφιν νεφέλη πραπίδεσσι μελαίνη
Ἀμφιπεριπλασϑεῖσα, βαδίζεμεν ἀνϑεμοέντα
Εἰς ἀρετῆς λειμῶνα πολυστέφανόν τε μεγαίρει.

Asmus. Wer kann das ſagen, Sire? Weil ſie's nicht wiſſen, weil ſie's nicht können. Es hält bei jedem ehrlichen Mann ſchwer, klug zu werden, da unſer einer doch täglich und auf mancherlei Weiſe ſeiner Sterblichkeit erinnert, und ſo oft mit der Naſe darauf geſtoßen wird, — und nun dies und das und nun die Kratzfüßer und Schmeichler. O! die haben ſchon manchen guten Fürſten auf ihrer Seele.

Der Chan.

Wie könnte Schmeichelei ſo viel ſchaden?

Asmus. Haſt Du wohl eher eine Katze geſehen? Je mehr man der den Rücken ſtreichelt, deſto höher hält ſie den Schwanz.

Der Chan.

Und weiter.

Asmus. In jedem Menſchen iſt eine ſolche Katze, Sire; und klein und niedrig muß der Menſch zuvor ſein, ſonſt kann er nicht groß und gut werden. Die Schmeichler machen's umgekehrt, und es iſt ſchwer, ihnen zu entrinnen. Wir haben in Europa unter andern einen König, Kanut, den Großen genannt, nicht ſo wohl, weil er Länder erobert, als weil er einmal ſeine Hofleute, die ihm ſchmeichelten, öffentlich und ernſtlich geſcholten, und mit Verachtung von ſich gewieſen hat. Es iſt davon ein eigner Kupferſtich zu haben.

Laß Dich die Schmeichler nicht verführen, lieber Kaiſer, und glaube ihnen nicht. Sie ſagen Dir nicht, was Recht iſt, ſondern was Du gerne hörſt, und es wäre doch Schade um Deine ſchöne Krone, wenn Du ſie je durch Unrecht entehren ſollteſt. Sieh um Dich, und wenn Du einen Mann in Deinem Reich findeſt, lieber Kaiſer, der Dir immer die Wahrheit ſagt, auch wenn Du ſie nicht gerne hörſt, der iſt der rechte Mann, den wähle Du Dir zu Deinem Freund und ehr' ihn hoch, denn er iſt's werth, und achtet und liebt Dich mehr als ſie alle.

(Die Goldbarren werden hereingebracht.)

Der Chan.

Da, Sieur Asmus, ſind zwanzig Goldbarren, nehm er ſie zum Andenken von mir an.

Asmus. Ich danke Dir, Sire. Ich kann ſie nicht fortbringen, und überdem hab' ich Goldbarren genug zu Hauſe.

Der Chan.

Ich kann ihn nicht unbeſchenkt von mir laſſen; ſo bitte er ſich ſonſt von mir eine Gnade aus. Sie betreffe, was ſie wolle, bei meiner Krone! ich will ſie ihm gewähren.

Asmus. Weil der Kaiſer befiehlt, ſo will ich gehorchen. Dieſe Gnade betrifft aber den Albiboghoi, und ich bitte um eins von ſeinen Ohren.

Der Chan.

Er ſolls haben.

(Der Chan klingelte, daß ſein Chirurgus gerufen würde.)

Der Hofmarſchall (zu mir).

'Opupi 'Laipu 'Olemia 'Pipasi 'Piposi.

O du allerweiſeſter Europäer! Du allergrößter Philoſoph! und Poet! und Prophet! Ich bete dich in meinem Herzen an, und habe dich lange in meinem Herzen angebetet. Sei mein Freund, ich habe allerlei Kleinodien, und Diamanten, und ſchöne Mädchen, und Smaragden, und Landgüter, und Perlen. Komm doch, und ſieh es an und wähle.

Asmus. **'Aru Nha 'Terremehu 'Katalba. 'Waita. 'Kirozzi.**

Ich kann von Ew. Excellence nichts brauchen als das Ohr, und das will der Kaiſer mir geben. Uebrigens dauerſt du mich, Albiboghoi, weil du ſo'n ſchlechter Mann biſt, und könnteſt es ſelbſt ſo gut haben! — Das eine Ohr iſt nicht mehr zu retten, mache nur daß du das andere mit Ehren trägſt.

Der Hofmarſchall (ſehr heftig).

Quelle Bète! Cependant il attrapera non oreille, Diable m'emporte. Diable, Diable! Mais mon Dieu, Sa Majestè Japonaise si èclairèe a-t-elle pû accorder une grace comme ça à un Fanfaron d'Europe!

(Er konnte alſo franzöſiſch, und ſprachs recht gut aus, ſo viel ich davon verſtehe; doch kehrte er gleich zu ſeiner Mutterſprache zurück, und fuhr mit Ungeſtüm fort, und ſchlug dabei die Hände über'n Kopf zuſammen.)

'Pairuzzo 'Krapo Nti.

Aber das iſt Unrecht, himmelſchreiendes Unrecht!

Mein Vetter.

'Jobeti Nos 'Tur Noba.

„Was dem Fürſten gelüſtet, iſt recht, und ſeine Neigungen ſind Winke der Götter."

(Der Bediente ſagte an, daß der Chirurgus da ſei, und der Chan ging hinaus und hieß den Albiboghoi nachfolgen.

Der Chan (im Herausgehen).

'Capsu No 'Aschmu.

Will er den Kopf auch, Sieur Asmus?

Asmus. **'A 'Waita.**

Nur das Ohr, Sire!

(Der Albiboghoi ſchien von meiner Antwort mehr erbaut zu ſein, als von der Frage des Kaiſers, und folgte ihm langſam, und wie es anzuſehen war, ſehr ungerne nach. Wie er nun ſo hinausging, dauerte er mich doch faſt; und wenn ich nicht geglaubt hätte, 'n Gotteslohn mit dem Ohr zu verdienen, ich hätte ſelbſt wieder dafür gebeten. Unterdeß war's mir ſehr lieb, daß die Operation drauſſen geſchah. Als ſie hinaus waren ließ mein Vetter die Schleppe fallen und trat vor mich hin: „Aber Vetter, ſo wahr ich Euer Famulus bin, Ihr ſeid „viel geſcheuter in Aſia als Ihr in Europa ſeid! Was doch „das Clima thut! Uebrigens habt Ihr einen Kuß bei mir zu „gut. Kommt, wollen's gleich abmachen." Indem kam der Chan wieder herein, und hinter ihm das abgeſchnittene Ohr in einer Porcellan-Doſe. Er nahm gleich Abſchied, und war ſo gnädig, mir ſeine Hand zu geben.

Der Chan.

Leb er wohl, Sieur Asmus! Er läßt einen Freund in Japan zurück. Grüß er Herrn Leſſing, — und hier iſt das Ohr des Albiboghoi!

Asmus. Lebe wohl, Gott ſegne Dich, und gebe Dir langes Leben!

(Ich ſteckte das Ohr bei, und blieb ſtehen und hielt auch des Chan ſeine Hand.

Asmus. Ich habe noch Eins auf dem Herzen, Sire, Wir haben in Nagaſaki ſo viele Soldaten und Kanonen geſehen: wenn Du irgend umhin kannſt, lieber, guter Fürſt, ſo führe nicht Krieg. Menſchenblut ſchreiet zu Gott, und ein Eroberer hat keine Ruhe.

(Und damit drückte ich ihm ſeine Hand, bückte mich und ging weg, und die Thränen ſtanden mir in den Augen.)

(So bald wir zurück nach Nagaſaki kamen, that ich das Ohr in Spiritus, und band das Glas mit reiner Blaſe zu.)

Briefe an Andres.

Erſter Brief.

Es geht mir eben ſo, Andres, wenn ich in der Bibel von einem Alten und Neuen Bunde, von einer Connexion und einem Verkehr zwiſchen dem HÖCHSTEN Weſen und unſerm Geſchlecht leſe; ich mache auch oft das Buch zu, und falte die Hände, daß die Menſchen vor Gott ſo hoch geachtet und werth ſind!

Es drückt einen das freilich nieder in den Staub; aber man kriegt zu gleicher Zeit Reſpekt für ſich ſelbſt, und wittert Morgenluft — und man kann und kann den Mittler zwiſchen beiden nicht genug anſehen und lieben, und möchte ihn für andre mit lieben, die es nicht beſſer wiſſen.

Der Menſch kann die Wahrheit verkennen, verachten und aufhalten; aber wie umwegs oder verkehrt er es auch treibe, ſo irrt er ſich nur, und mitten in ſolchem Treiben ſuchet und meinet er ſie. Er kann ihrer nicht entbehren; und es iſt nicht möglich, wenn ſie ihm erſcheint, daß er ſein Haupt nicht vor ihr beuge.

Irren iſt menſchlich, Andres! Aber die Wahrheit iſt unſchuldig. Sie iſt immer bereit und werth, und wird auch wohl am Ende Recht behalten.

Aber es macht Dir graue Haare, ſchreibſt Du, unſern Herrn Chriſtus verkannt und verachtet zu ſehen. — Du liebe, gerechte Seele, mag es doch; wer ſie um ihn trägt, der trägt mit Ehren graues Haar.

Zwar ſeinetwegen brauchſt Du Dir keine wachſen zu laſſen. Er wird wohl bleiben, was er iſt. So viele ihrer die Wahrheit nicht erkennen und nutzen, die haben des freilich Schaden; aber was kann es Dir ſchaden, ob ſie erkannt oder genutzt wird, oder nicht? Sie bedarf keines, und es iſt die Größe und Herrlichkeit ihrer Narur, daß ſie immer bereit iſt, von Undank nicht ermüdet wird, und wie die aufgehende Sonne mit den Wolken und Dünſten ringt, um ſie zu reinigen und zu vergolden.

Laß ſie denn ringen, Andres; und brich Dir auch um was Du nicht ändern kannſt das Herz nicht.

Wer nicht an Chriſtus glauben will, der muß ſehen, wir er ohne ihn rathen kann. Ich und Du können es nicht. Wir brauchen jemand, der uns hebe uud halte, weil wir leben, und uns die Hand unter den Kopf lege, wenn wir ſterben ſollen; und das kann er überſchwenglich, nach dem, was von ihm geſchrieben ſteht, und wir wiſſen keinen, von dem wir's lieber hätten.

Keiner hat je ſo geliebt, und ſo etwas in ſich gutes und in ſich groſ̈es, als die Bibel von ihm ſaget und ſetzet, iſt nie in eines Menſchen Herz gekommen, und über all ſein Verdienſt und Würdigkeit. Es iſt eine heilige Geſtalt, die dem armen Pilger wie ein Stern in der Nacht aufgehet; und ſein innerſtes Bedürfniß, ſein geheimſtes Ahnden und Wünſchen erfüllt.

Wir wollen an ihn glauben, Andres, und wenn auch niemand mehr an ihn glaubte. Wer nicht um der andern willen an ihn geglaubt hat, wie kann der um der andern willen auch aufhören, an ihn zu glauben?

Nur eine ſo zarte und überirdiſche Geſtalt iſt gar zu leicht verändert und verſtellt, und ſie kann von Menſchenhänden nicht berührt werden, ohne zu verlieren. Deßwegen iſt auch immer des Zankens und Streitens über ihn unter den Menſchen kein Ende geweſen.

Von allen den Streiten ſind die, welche die Bibel aufrecht halten und doch alles Uebernatürliche natürlich machen und mit ihrer Philoſophie belegen und reimen wollen, unſtreitig die ſchwächſten, denn ſie haben weder Verſtand noch Muth, und ſind nicht Fiſch noch Fleiſch. Dazu ſind ſie immer in Noth und kommen nicht zum Ziel, denn es iſt viel ſchwerer, die Vernunft gegen die Offenbarung als die Offenbarung gegen die Vernunft zu retten; und wenn ſie nicht zum Ziel kommen, ſo haben ſie nichts.

Wer menſchliche Weisheit ſeyn läßt, was ſie iſt, ſich aber beſcheidet, daß es eine größere gebe, und Gott Mittel und Wege haben könne, davon der Menſch nicht weiß, und daß es eine Offenbarung über unſre Einſichten ſeyn müſſe, und das Unbegreifliche an ihr kein Flecken, ſondern, wenn ſie ſonſt das Gepräge göttlicher Liebe trägt, grade ihr Wahrzeichen und ihre Schöne ſey, der iſt beſſer daran, und kann allen den Zänkereien unbekümmert zuſehen, und indeß in ſeine Scheuern ſammeln.

Alles muß allerdings zuſammen hängen, und wird ſich auch wohl reimen laſſen, wenn die data bekannt ſind. Die Spekulanten laſſen es ſich nicht träumen, daß das brillanteſte Feld der Speculation hinter der Kirchmauer liege.

Doch, dem ſey wie ihm wolle, Andres; wir glauben der Bibel auf's Wort, und halten uns ſchlecht und recht an das, was die Apoſtel von Chriſtus ſagen und ſetzen.

Die ihn ſelbſt geſehen und gehört haben, und an ſeiner Bruſt gelegen ſind, die ſind ihm doch näher geweſen, als wir und die Gloſſe. Und was auch bisher unter den Gelehrten erfunden ſeyn mag, und wie gut ſie auch wiſſen und verſtehen mögen, ſo ſcheint es doch, die Wahrheit zu ſagen, daß die Apoſtel es beſſer wiſſen und verſtehen müßten.

Lebe wohl, Andres, und ſchreibe bald wieder.

Dein ꝛc.

Zweiter Brief.

Als die Leute in dem Markt der Samariter, bei denen unſer Herr Chriſtus Herberge beſtellen ließ, ihn nicht annehmen wollten, ſprachen ſeine Jünger Jacobus und Johannes: Herr, willſt du, ſo wollen wir ſagen, daß Feuer vom Himmel falle und verzehre ſie, wie Elias that. — Und das nimmſt Du ſo übel und kannſt es den beiden Jüngern nicht vergeben und vergeſſen! — Du freuſt einen, Andres! Aber ich kann auf meinen Jakobus und Johannes nichts kommen laſſen, und ich muß ihnen bei Dir das Wort reden und ihre Ehre retten.

Vorläufig darf man über das „Feuer vom Himmel fallen laſſen" ſo ängſtlich nicht ſeyn, denn es hat damit gute Wege; und wer es kann fallen laſſen, der wird ſchon wiſſen, was er zu thun und zu laſſen hat. Ueber Handlungen höherer Ordnung können wir nicht urtheilen, und ſo müſſen wir auch nicht darüber urtheilen wollen. Die Sache, wovon hier geredet wird, iſt bloß menſchlich, und da will ich, wie geſagt, verſuchen, die Donnerskinder mit Dir auszuſöhnen.

Erſtlich hatten ſie das Exempel des Elias vor ſich, den ſie noch kürzlich in ſehr glorreichen Umſtänden geſehen hatten; und dann ſuchten ſie ihres Meiſters Einwilligung, und natürlich auch ſeine Kraft. Doch, Du pflegſt zu ſagen: ſchweige von einem andern, oder ſetze dich an ſeine Stelle. Wir wollen uns dann hinſetzen. Es ſitzt ſich ohnedas an der Stelle ſo gut.

Chriſtus war mit den Jüngern auf der Reiſe nach Jeruſalem. Er reiſte hier eigentlich in Angelegenheiten der Samariter, und that dieſe Reiſe, wie alle das andere, um ſie und alle Menſchen ſanft zu betten, und ihnen ewige Herberge zu bereiten. Zwar das mochten die Jünger, ob er ihnen gleich verſchiedentlich darüber geſprochen hatte, doch vielleicht noch ſo ganz nicht begriffen haben. Aber ſie waren doch zwei, drei ganzer Jahre mit ihm herumgezogen, und hatten geſehen, daß er nicht ſeinetwegen umherzog, und nicht gekommen war, ſich dienen zu laſſen; daß er nichts als Gutes lehrte, und Gutes that, links und rechts, und ohne Anſehn der Perſon, und daß er ſich nicht zweimal bitten ließ, und jedem der ſein bedurfte, mit Liebe und Freundlichkeit zuvor kam. Dazu war es itzt das letztemal, daß er ihre Herberge brauchte, denn die Zeit war erfüllt, daß er ſollte von hinnen genommen werden, und er ging hier der Schmach und dem Tode entgegen. — Und nun wird ihm das Nachtlager verſagt, und ſeine Boten werden abgewieſen... Andres, kannſt Du es den Jüngern übel nehmen, wenn ſie da unwillig wurden? Der iſt kein ſchlechter Mann, dem die Galle überläuft, wenn er ſo Gutes mit Undank belohnen, und Recht und Billigkeit mit Füßen treten ſieht!

Und nimm nun noch dazu die Anhänglichkeit und Liebe, womit die Jünger ihrem Herrn und Meiſter zugethan waren und anhingen. Wem alles gleichviel und einerlei iſt, der hat gut ſprechen. Aber, wem es an Etwas gelegen, und in der Bruſt nicht hohl iſt, dem iſt anders zu Muthe, als den Eiszapfen am Dache des Toleranz-Tempels. Das Herz hat auch ſeine Rechte, und läßt nicht mit ſich ſpielen wie mit einem Vogel. Ueberhaupt iſt es nicht Unrecht, Auge um Auge, Zahn um Zahn! Und ſchilt mir den Mann nicht, der für Recht und Billigkeit ſtehen bleibt, und die Hand an's Schwert legt. Etwas von den Drei-Männer-Trotz, der ſich auf nichts in der Welt als auf ſich ſelbſt und ſeine gute Sache ſtützt, und doch vor der Gewalt und Menge nicht beugen will, iſt nicht ſo übel, „Unſer Gott,“ ſagten ſie, „kann uns wohl erretten; und wenn er es auch nicht thun will, ſo ſollt ihr dennoch wiſſen, daß wir das goldene Kalb nicht anbeten wollen.“

Kurz, wie es an den drei Männern edel war, daß ſie an Feuer nicht dachten, ſo war es an den beiden Jüngern nicht unedel, daß ſie daran dachten.

Freilich, Chriſtus bedräuete ſie; und wer das „Feuer vom Himmel“ in ſeiner Hand, unter ſeinem durch und durch gewürkten Rock zurückhalten und verbergen, und ſich vor Freund und Feind wie ein Verbrecher hinführen laſſen konnte, damit der Wille des Vaters im Himmel geſchehe, der konnte dräuen, und vor dem hatten die Jünger ſich zu ſchämen, daß ſie nicht wußten, wes Geiſtes Kinder ſie waren. Aber ich will auch wiſſen, daß ſie vor einem jeden andern Geiſt ſich nicht zu ſchämen hatten, und daß der Geiſt des Chriſtenthums nicht ohne Urſache ein Geiſt der Herrlichkeit genannt wird.

Gut iſt ein ander Ding als edel; und Frei-ſeyn ein ander Ding als an ſeiner Kette reißen und rütteln. Edle Menſchen gibt es von Natur, aber gut iſt Niemand, als der einige Gott, und wen der gut gemacht hat.

Dein ꝛc.

Dritter Brief.

Ich ſoll Dir das weiter aus einander ſetzen. —

Edel iſt: Ahnung der Heimath; das Gute in Feindes Land; der König im Gefängniß. Wer Freude am Guten hat und gerne gut wäre, und mit ſich kämpft und ſtreitet, daß er's ſey, der iſt ein edler Mann.

Was ſoll ich Dir viel aus einander ſetzen? Du weißt ja, beſſer als ich, wie es geht. Man will gern immer — das Eitle nicht lieb haben, unparteiiſch ſeyn, nicht böſe werden, wenn man beleidigt wird, geiſtlich geſinnt ſeyn u. ſ. w.; aber man kann es nicht. Wenn auch auswendig, ſo geht es doch inwendig nicht rein ab. Und wenn auch das Feld behalten wird, ſo iſt darum doch kein Friede. Der Feind bleibt im Lande, und man muß mit dem Gefangenen ſich placken und plagen.

All Fehd ein Ende, und rein Haus machen, das iſt die Weisheit Gottes, welche die Edeln gelüſtet zu ſchauen, die Weiſen wiſſen, und die Thoren verachten.

Edel iſt alſo nicht gut; aber es iſt darum edel und nichts gemeines, und ihm gebührt Ehre und Achtung von Jedermann, wo es ſich ſehen läßt.

Von den Mund-Edeln, die nämlich nur von Edel und Gut ſprechen und ſchreiben, tiefgelehrt oder ungelehrt, iſt hier die Rede nicht. Die werden gar nicht mitgezählt.

Ohne Kampf und Verleugnung gibt es keinen Adel und wahren Werth für den Menſchen, und ohne Kampf kennet er die Kluft nicht, die in unſerm Inwendigen zwiſchen Wollen und Seyn, zwiſchen Edel und Gut befeſtigt iſt, und kann ſie nicht kennen. „Die auf dem Meer fahren, die ſagen von ſeiner Fährlichkeit. — Daſelbſt ſind ſeltſame Wunder, mancherlei Thiere und Wallfiſche; durch dieſelben ſchiffet man hin.“

Erfahrung machet den Meiſter. Und nur die, welche ſich in den Defileen und Labyrinthen jener großen Kluft verſucht, und mit den ſeltſamen Wundern und mancherlei Ungeheuern vor den Thoren des Friedes gekämpft und ſich ſelbſt daran gewagt haben, nur die können wiſſen, ob es dort Mühe und Fährlichkeit hat, und ob man dort eines heiligen Zweiges bedarf oder nicht. Und es wäre ſehr luſtig zu ſehen, wenn ein Stuben-Zeichner einen ſolchen edeln Ritter und Veteran, der unter den Waffen an Ort und Stelle grau geworden iſt, aus ſeinen Landkarten zurecht weiſen und eines beſſern belehren wollte.

Du ſiehſt denn, welchen Leuten die Religion gleichgültig und entbehrlich bedünken kann, und welchen Leuten ſie unentbehrlich und heilig iſt; und daß dieſe, alle Complimente bei Seite geſetzt, ſich ihrer Anhänglichkeit und Achtung nicht zu ſchämen brauchen.

Leb wohl, Andres.

Vierter Brief.

Du möchteſt gern den Sinn der unterirdiſchen Unternehmungen in der Mythologie der alten Völker wiſſen, und warum doch die großen heroiſchen Menſchen, die feurigen Sucher und Liebhaber der Wahrheit, in die Unterwelt herunter geſtiegen ſind. —

Ich denke, Andres, weil ſie, was ſie ſuchten, hier oben nicht haben finden können. Wer hier ſeine Gnüge findet, der muß mit unvollkommner, ſichtbarer, veränderlicher und vergänglicher Natur genug haben. Wenn alſo eine vollkommne, unſichtbare, unveränderliche und unvergängliche Natur der Freund war, den ihre Seele liebte, ſo mußten ſie ihn anderswo ſuchen gehen. Seine Fußtapfen fanden ſie in dem ſichtbaren und vergänglichen wohl, aber ihn fanden ſie da nicht.

Doch, warum grade unter der Erde die Veredelung ſein ſelbſt ſuchen? —

Wird doch nichts in der Luft geſäet! Samen und Thier-Arten legen in der Erde die Schale ab, ehe ſie ihre neue Geſtalt und Exiſtenz erhalten. Gehen doch auch die Menſchen leiblich in die Erde, ihren Staub abzuſchütteln und der Wahrheit näher zu kommen. Vielleicht, daß daher ein Bild genommen iſt; oder weil das Weizenkorn, ehe es Frucht bringet, zuvor erſterben, und alſo einen Schritt rückwärts, herunter, thun muß; oder, weil die Weiſen ſich fügen wollten in die Ideen der Welt, die dort Schätze vermuthet und ſucht; oder, weil der ihrige da gefunden wird, wo es Mühe koſtet, hinzukommen, und wo nicht ein jeder von Hauſe aus hinſehen kann. Vielleicht iſt's auch noch anders, Andres, ich weiß nicht; aber, mich dünkt, wenn wir hätten erfinden ſollen, wir hätten auch, die Schwärmer in der Luft, und die wahren ernſthaften Liebhaber unter der Erde ſuchen laſſen.

Offenbar muß man von Erde und Himmel und von allem, was ſichtbar iſt, die Augen wegwenden, wenn man das Unſichtbare finden will. Nicht, daß Himmel und Erde nicht ſchön und des Anſehens werth wären; ſie ſind wohl ſchön, und ſind da, um angeſehen zu werden. Sie ſollen unſre Kräfte in Bewegung ſetzen, durch ihre Schöne an einen, der noch ſchöner iſt, erinnern und uns das Herz nach ihm verwunden. Aber, wenn ſie das gethan haben, dann haben ſie das ihrige gethan, und weiter können ſie uns nicht helfen.

Der Menſch iſt reicher als ſie, und hat, was ſie nicht geben können. Alles, was er um ſich her Leben haben ſieht, ſtirbt; und er weiß von Unſterblichkeit. Er ſieht in der ſichtbaren Natur nichts als Zeitliches und Oertliches, und er weiß von einem Ewigen und Unendlichen. Er ſieht nur Mannichfaltigkeit, lauter Zerſtreutes und Zerſtückeltes; und doch will er immer einen, unter Eins faſſen, aus Einem herleiten u. ſ. w.

Wie und woher könnten ihm ſolche heterogene und bewundernswürdige Dinge kommen, wenn ſie nicht aus ihm ſelbſt kämen, und in ihm nicht etwas Heterogenes und Bewundernswürdiges wäre.

Selbſt die Weisheit und Ordnung, die der Menſch in der ſichtbaren Natur findet, legt er mehr in ſie hinein, als er ſie aus ihr heraus nimmt. Denn er könnte ihrer ja nicht gewahr werden, wenn er ſie nicht auf etwas, das er in ihm hat, beziehen könnte, ſo wie man ohne Maaß nicht meſſen kann. Himmel und Erde ſind für ihn nur eine Beſtätigung von einem Wiſſen, des er ſich in ſich bewußt iſt, und das ihm die Kühnheit und den Muth gibt, alles zu meiſtern und aus ſich zu rectificiren. Und mitten in der Herrlichkeit der Schöpfung iſt und fühlt er ſich größer, als alles was ihn umgibt; und ſehnt ſich nach etwas anderm.

Andres, der Menſch trägt in ſeiner Bruſt den Keim der Vollkommenheit, und findet außer ihr keine Ruhe. Und darum jagt er ihren Bildern und Conterfey's in dem ſichtbaren und unſichtbaren Spiegel ſo raſtlos nach, und hängt ſich ſo freudig und begierig an ſie an, um durch ſie zu geneſen. Aber Bilder ſind Bilder. Sie können, wenn ſie getroffen ſind, ſehr angenehm überraſchen und täuſchen, aber nimmermehr befriedigen. Befriedigen kann nur das Weſen ſelbſt, nur freies Licht und Leben — und das kann ihm Niemand geben, als der es hat.

Gott befohlen, Andres.

Dein ꝛc.

Fünfter Brief.

„Und es begab ſich darnach, daß er in eine Stadt mit Namen Nain ging, und ſeiner Jünger gingen viel mit ihm, und viel Volks.

„Als er aber nahe an das Stadtthor kam, ſiehe, da trug man einen Todten heraus, der ein einiger Sohn war ſeiner Mutter; und ſie war eine Wittwe, und viel Volks ging mit ihr.

„Und da ſie der Herr ſahe, jammerte ihn derſelbigen, und ſprach zu ihr: weine nicht!

„Und trat hinzu, und rührte den Sarg an; und die Träger ſtunden. Und er ſprach: Jüngling, ich ſage dir, ſtehe auf!

„Und der Todte richtete ſich auf, und fing an zu reden. Und er gab ihn ſeiner Mutter.“

Man kann eine ſolche Geſchichte nicht leſen, ohne die Mutter ſelig zu preiſen, und den Todten und die Träger, und alle Menſchen, die dabei waren! aber doch ſonderlich die Mutter. Du weißt, Andres, wenn man ein Kind ſchwer krank hat, das man gerne behalten will, wie man da geht und die Hände ringt, und immer hofft, auch wenn man nicht mehr kann und ſollte. Man hofft noch immer, und hört auch nicht auf, ſo lange die Kranke noch lebendig und im Bette iſt. Wenn ſie aber auf dem Brett liegt, wenn der Sarg kommt und die Träger, und die Todte hinaus getragen wird, dann muß man wohl aufhören, und bleibt dann nichts übrig, als hinter den Sarg herzugehen und zu weinen.

Die Wittwe zu Nain ſcheint auch keinen andern Rath gewußt zu haben, und ſie hoffte wohl auch nicht mehr, als ſie, hinter der Leiche her, aus dem Statthor ging. Und es würde ihr auch nicht anders, als uns andern ergangen ſeyn, ihr Kind wäre eingeſenkt und mit Erde beſchüttet worden, und ſie hätte allein wieder zurück gehen müſſen, wenn nicht unſer lieber Herr Chriſtus gerade des Weges hergekommen wäre, und ſie ihm mit der Leiche begegnet wären.

Und darum iſt es eben ſo groß und erfreulich, daß er einmal auf Erden geweſen iſt, und Menſchen das Glück haben konnten, ihm zu begegnen.

„Und als ſie der Herr ſahe, jammerte ihn derſelbigen, und ſprach zu ihr: weine nicht.“

Es iſt immer etwas über alle Maaßen zartes und großmüthiges in dem Benehmen Chriſti. Wer nicht helfen kann, hat gewöhnlich Mitleiden, und wer Mitleiden hat, kann gewöhnlich nicht helfen. Auch iſt mancher mitleidig, weil die Reihe auch an ihn kommen kann; weil er den andern braucht, oder ihm Verbindlichkeit hat u. ſ. w. Hier iſt das alles ganz anders. Auch, nach dem erſten Anſehen hatte die Wittwe Recht, Mitleiden von Chriſtus zu erwarten und zu fordern; nach der Wahrheit aber war ein anderes Verhältniß zwiſchen ihm und ihr. Vor ihm war ſie, was wir alle ſind, undankbare Kinder, eine ungerathene Tochter, die ihres Vaters Haus muthwillig verlaſſen und ſich ſelbſt unglücklich gemacht hatte; und Chriſtus war der Vater, der ihr nachgegangen war, um das verlorne Kind aufzuſuchen, und der ſie nun hier in einer elenden Hütte mitten unter den bittern Folgen ihrer Vergehung antraf. Sie mußte ſich ſchämen, ihm vor die Augen zu kommen, und hatte nichts als Vorwürfe zu erwarten und verdient.

Aber, „als ſie der Herr ſahe, jammerte ihn derſelbigen, und er ſprach zu ihr: weine nicht!“

Und das war ihm noch nicht genug. Er wollte nicht allein vergeben und vergeſſen, ſondern auch in der gegenwärtigen Lage und Verlegenheit Rath ſchaffen.

„Und er trat hinzu und rührte den Sarg an, und die Träger ſtunden.“

Vermuthlich kannte die Wittwe den Herrn Chriſtus nicht, und wird alſo in ihrem Schmerz nach dem Rabbi und ſeinem; weine nicht! wohl nicht ſonderlich hingehört haben. Sie hat gewiß den Sarg mit keinem Auge verlaſſen, und von dem Rabbi nichts erwartet — noch nicht, als er hinzu trat, und den Sarg anrührte, und dem Jüngling aufzuſtehen gebot.

Als aber der Kopf aus dem Sarge empor kam, als der einzige Sohn ſich aufrichtete und anfing, zu reden, und ihr wieder gegeben wurde... Andres, wie wird ſie da den wunderbaren Rabbi angeſehen, ſich vor ihm auf die Erde hingeworfen, und ihm Hände und Füße geküßt haben!

Und was meinſt Du von den Umſtehenden? — Lucas ſagt: „es kam ſie alle eine Furcht an, und preiſeten Gott ꝛc.;“ und das ſcheint mir ſehr natürlich. Denn ſo rührend die Scene auch immer ſeyn mochte, ſo mußte doch das höhere Intereſſe die Oberhand gewinnen. Man verliert die Wittwe aus den Augen, und zittert, und preiſet Gott, daß es alſo wahr iſt, daß im Tode nur das Gehäuſe und die Hülſe zerfällt; daß der Geiſt des Menſchen nach dem Tode übrig bleibt, und man wahrhaftig auf Wiederſehen rechnen kann.

Andres, die in den Gräbern ſind, werden die Stimme des Sohnes Gottes hören und herfür gehen...

Aber auch die Todten, die nicht in den Gräbern ſind, werden die Stimme des Sohnes Gottes hören und herfür gehen.

Sein Reich war nicht von dieſer Welt. Ob er gleich Herr und Meiſter der ſichtbaren Natur war, und ſeine Lehre über alles wohlthätig auch für dies Leben iſt, und er ſelbſt, im Leiblichen immer und bei aller Gelegenheit half und diente, o war doch dies eigentlich ſein Feld und Gebiet nicht. Er war geſetzt über das Unſichtbare, und ein Pfleger der heiligen Güter. Und alle ſeine ſichtbaren Werke und Wunder waren ſeine kleineren Nebenwerke, die er verrichtete und that, um die Menſchen über die größeren zu belehren, und ihnen, durch das was ſie ſahen, die Augen zu öffnen über das, was ſie nicht ſahen.

Als er dort zu dem Gichtbrüchigen ſprach: „Sey getroſt, mein Sohn, deine Sünden ſind dir vergeben;“ ſo wird der Gichtbrüchige ſelbſt zwar wohl inne worden ſeyn und gewußt haben, was das ſey, wenn Chriſtus einem Menſchen ſeine Sünden vergibt; aber, die Schriftgelehrten, die umher ſtanden, wußten es nicht, und hatten deswegen ihre Bedenklichkeiten. Und Chriſtus ſagte: „auf daß ihr wiſſet, daß des Menſchen Sohn Macht habe, auf Erden die Sünden zu vergeben, ſprach er zu dem Gichtbrüchigen: „ſtehe auf, hebe dein Bette auf und gehe heim!“ Und er ſtund auf und ging heim.

So auch hier. Die Auferweckung eines Todten iſt freilich ein großes Werk; aber es gibt noch ein größeres. Wie Geiſt und Willkür größer und edler iſt, als Leib und Mechanismus, ſo iſt auch die Auferweckung des geiſtlichen Jünglings zu Nain, oder die Herſtellung unſers Geiſtes in ſeine urſprüngliche Herrlichkeit ein ander Werk. Aber dieß hohe und eigentliche Werk Chriſti iſt unſichtbar. Damit wir aber wüßten, daß er der von der Welt her erwartete, und von allen guten Menſchen begehrte, Held und Helfer ſey, und Macht habe, den erſtorbenen Geiſt des Menſchen zu wecken, ſo weckte er leiblich-todte. Und die das hörten und um die Wahrheit bekümmert waren, die wußten, weil Niemand die Werke thun kann, daß er ſey ein Lehrer von Gott kommen; und gingen zu ihm, um bei ihm Rath und Troſt für ihre Seele zu finden.

Menſchen können keinen geben, was ſie auch ſagen und verſprechen. Sie können von der Leiche wohl reden, können ſie kleiden und mit Blumen ſchücken, ihr den Kopf und die Hände zu recht legen ꝛc.; aber todt iſt todt, und ſie bleibt ſtille und ſtumm im Sarge liegen. Wenn aber Chriſtus den Sarg anrührt, ſo richtet der Todte ſich auf, und fängt an zu reden.

Durch Worte und Floskeln wird aus dürrem Winterholz kein grünes; wohl aber durch ein gleichartiges Leben.

Sechſter Brief.

Es war einmal ein Edler, deß Freunde und Angehörige durch ihren Leichtſinn um ihre Freiheit gekommen, und in fremden Lande in eine harte Gefangenſchaft gerathen waren. Er konnte ſie in ſolcher Noth nicht wiſſen, und beſchloß, ſie zu befreien.

Das Gefängniß war feſt verwahrt, und von inwendig verſchloſſen, und Niemand hatte den Schlüſſel.

Als der Edle ſich ihn, nach vieler Zeit und Mühe, zu verſchaffen gewußt hatte, band er dem Kerkermeiſter Hände und Füße, und reichte den Gefangenen den Schlüſſel durch's Gitter, daß ſie aufſchlöſſen und mit ihm heim kehrten. Die aber ſetzten ſich hin, den Schlüſſel zu beſehen und darüber zu rathſchlagen. Es ward ihnen geſagt, der Schlüſſel ſey zum Aufſchließen, und die Zeit ſey kurz. Sie aber blieben dabei, zu beſehen und zu rathſchlagen, und einige fingen an, an dem Schlüſſel zu meiſtern, und daran ab- und zuzuthun.

Und als er nun ſo nicht mehr paſſen wollte; waren ſie verlegen, und wußten nicht, wie ſie ihm thun ſollten. Die andern aber hatten's ihren Spott und ſagten: der Schlüſſel ſey kein Schlüſſel, und man brauche auch keinen.

Siebenter Brief.

Es iſt immer ſo, Andres, die Hauptpunkte einer Religion ſind verhüllt und zugedeckt, und iſt das heilige Abendmahl allerdings ein Geheimniß. Dafür haben es die Anhänger Chriſti von Anfang an genommen, und dafür nimmt es auch Luther. Auch pflegten die erſten Chriſten es gerne in Geheim zu halten, und noch in den Zeiten des öffentlichen chriſtlichen Gottesdienſtes mußte die übrige Verſammlung abtreten.

Wie es nun überhaupt mit Geheimniſſen iſt; wer ſie nicht weiß, der erklärt ſie, und wer ſie erklärt, der weiß ſie nicht. Erzwingen und mit Gewalt nehmen laſſen ſie ſich nicht; wer ſie aber zu verdienen ſucht, und ſich dem Beſitzer zum Freunde zu machen weiß, der erfährt ſie bisweilen. Darum wollen wir ehrerbietig und demüthig vor der Thür dieſes hochheiligen Geheimniſſes ſtehen bleiben, und die Außen-Seite anſehen, ſchlecht und recht, und wie die Bibel ſie gibt. Sie liegt Jedermann offen, und iſt, ſo wie der ganze letzte Abend und Abſchied, — als in dieſer Welt nichts anders; wie denn auch ein ſolcher Abend und Abſchied in dieſer Welt nur Einmal geweſen iſt.

Wie Chriſtus ſelbſt ſagt, und die ganze Chriſtenheit glaubt, bezieht das Alte Teſtament ſich auf das Neue. So hohe geiſtige Ideen, als die, von himmliſchen Gütern, von einer unſichtbaren Befleckung und einem geiſtlichen Fall, die geſchehen waren, von unſichtbarer Reinigung und einem Wiederherſteller, der verſprochen war und zu ſeiner Zeit kommen werde ꝛc., konnten unter den erſten Menſchen, die den großen Begebenheiten näher waren, wohl von Mann zu Mann fortgepflanzt werden; ſie würden aber mit der Zeit für die Welt erloſchen und verloren geweſen ſeyn, wenn ſie nicht von den alten Weiſen und Propheten unter einer ſinnlichen Hülle öffentlich vor die Augen gebracht und beſtändig gehalten worden wären. Moſes war vor allen andern ein ſolcher Weiſe und Prophet, und er knüpfte dieſe Hüllen, um ihnen deſto mehr Intereſſe zu geben, an die politiſche Geſchichte ſeines Volks, damit es ihnen „ein Zeichen ſey in ihrer Hand und ein Denkmal in ihren Augen, auf daß des Herrn Geſetz ſey in ihrem Munde, daß der Herr ſie mit mächtiger Hand aus Egypten geführt habe.“ — Und man kann den Moſaiſchen Gottesdienſt, außer dem, was er in ſich war, als die allervollkommenſte Prophezeihung anſehen, die wir von Criſtus haben. Die Schrift ſagt auch, daß hinfort kein Prophet aufgeſtanden ſey wie Moſe; und Moſes redete noch auf dem Berge mit Chriſtus über den Ausgang, welchen er ſollte erfüllen zu Jeruſalem.

Die heiligen Schriften des Neuen Teſtaments drücken ſich ſehr beſtimmt darüber aus, daß der Leib und das Blut Chriſti das Reinigung- und Erlöſungs-Mittel für den gefallenen Menſchen ſey.

„Opfer und Gaben haſt du nicht gewollt, aber den Leib haſt du mir zubereitet.“

„Das Blut Jeſu Chriſti, ſeines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde.“

„Nun aber hat er euch verſöhnet mit dem Leibe ſeines Fleiſches durch den Tod.

„Und wiſſet, daß ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöſet ſeyd von euerm eiteln Wandel, nach väterlicher Weiſe, ſondern mit dem theuern Blut Chriſti, als eines unſchuldigen und unbefleckten Lammes.“

„Moſes hat euch nicht Brod vom Himmel gegeben, ſondern mein Vater giebt euch das rechte Brod vom Himmel.“

„Ich bin das lebendige Brod, vom Himmel kommen; wer von dieſem Brod eſſen wird, der wird leben in Ewigkeit. Und das Brod, das ich geben werde, iſt mein Fleiſch, welches ich geben werde für das Leben der Welt.“ —

„Werdet ihr nicht eſſen das Fleiſch des Menſchenſohns, und trinken ſeyn Blut, ſo habt ihr kein Leben in euch.“

Wir mögen nun verſtehen oder nicht verſtehen, was der Leib und das Blut Chriſti ſey, nach der Bibel muß der Menſch ſie genießen und ihrer theilhaftig werden, wenn er geneſen will. Und ſo hatte Moſes ein Oſterlamm angeordnet, das genoſſen werden mußte, und mit deſſen Blut „beide Pfoſten an der Thür und die Oberſchwelle beſtrichen wurden, daß der Würgengel vorüber gehe.“ So waren Opfer, und ein Hoherprieſter, der am Verſöhntage mit Blut in's Heilige ging, u. ſ. w.

Dieſe Hüllen und Schatten der himmliſchen Güter beſtanden noch zu Chriſti Zeiten, und nun war die große Stunde gekommen, wo ſie ausgedient hatten, und das weſentliche Opfer, das durch jene bedeutet war, ſelbſt geopfert werden ſollte.

„Wir haben auch ein, Oſterlamm, Chriſtus für uns geopfert.“

„Am Ende der Welt iſt Chriſtus einmal erſchienen, durch ſein eigen Opfer die Sünde aufzuheben.“

„Chriſtus iſt kommen, daß er ſey ein Hoherprieſter der zukünftigen Güter, durch eine größere und vollkommnere Hütte, die nicht mit der Hand gemacht iſt, das iſt, die, die nicht alſo gebauet iſt. Auch nicht durch der Böcke oder Kälber Blut, ſondern er iſt durch ſein eigen Blut einmal — in den Himmel ſelbſt — eingegangen, und hat eine ewige Erlöſung gefunden.“

Entweder, oder! Wir müſſen die Bibel zerreißen, oder feſthalten an dem Bekenntniß: „Für euch gegeben und vergoſſen zur Vergebung der Sünden;“ wie es auch bisher bei'm Genuß geſagt und geglaubt wird.

Daß die ganze Sache über unſre Einſicht iſt, und wir ſie nicht verſtehen, iſt nicht wider ſie. Denn ſie ſoll nicht Menſchen-Witz und Werk ſeyn; und wird, in unſerer und in den Traditionen aller Völker, wo davon dunkler oder heller geredet wird, als höheren Gehalts und Urſprungs gegeben. Und wenn in dieſer Sache ein Wille erſcheint, der mit unbegreiflicher Erbarmung will, ſo kann es nicht befremden, wenn ſein Verſtand ihm gewachſen iſt.

Uebrigens genießen wir jeden Tag und Augenblick Wohlthaten, die wir nicht verſtehen. Wir werden geboren und geſäuget, und holen Odem und verſtehen nichts. Wir verſtehen auch die leibliche Medicin nicht, die wir einnehmen, und doch hilft ſie uns und rettet uns bisweilen das Leben. Der Kunſtverſtändige verſteht ſie, und weiß ſie zuzurichten. Und darum iſt ein Unterſchied zwiſchen einem Weiſen und einem — Nicht-Weiſen. Die Nicht-Weiſen mögen unwahr und ohne Grund ſeyn; aber die Sache kommt von guter Hand.

Aber ich komme wieder zu dem letzten Abend, wo er ſeinen Vertrauten über das, was bevor ſtand, und über das neue Geſetz und Teſtament die nöthige Auskunft geben, und Abſchied von ihnen nehmen wollte.

Andres, der Abſchied des Socrates aus der Welt war ſehr ſchön und rührend; auch als Socrates mit ſeinen Jüngern ausgeredet hatte und den Giftbecher nun anſetzte und trank, weinten ſie und warfen ſich an die Erde. Aber hier iſt es mehr, als Socrates; hier iſt die Herrlichkeit Gottes; und man will vergehen, ſo wie er, dem Tode geweiht und ſchon geſalbt zu ſeinen Begräbniß, in den großen gepflaſterten Saal herein tritt, und ſich neben dem Oſterlamm hinſetzet.

Mich hat herzlich verlangt, ſagte er zu den Zwölfen, dies Oſterlamm mit euch zu eſſen, ehe denn ich leide.

Wie er hatte geliebt die Seinen, ſo liebte er ſie an's Ende. Man kann ſich nicht ſatt daran leſen, wenn er, der ſolch ein Werk zu vollbringen und ſolch einen Kelch zu trinken vor ſich hatte, noch bei der letzten Mahlzeit den Johannes an ſeiner Bruſt zu Tiſche ſitzen läßt, und den Jüngern Biſſen eintaucht und giebt; wenn er ſo bekümmert von dem Jünger ſpricht, der ihn verrathen werde, den Verräther nicht nennen will, und nur ihn ſelbſt fühlen läßt, daß er ſein Geheimniß wiſſe; wenn er dem Petrus, der ſich vermaß, von dem Hahn ſagt, der nicht zweimal krähen werde; wenn er hingehen will, den Jüngern die Stätte zu bereiten; wenn er ſie ſeine Freunde nennt; wenn ſie ihn wieder ſehen ſollen, und ihr Herz ſich freuen und ihre Freude Niemand von ihnen nehmen ſoll ꝛc.

Doch in dieſem heiligen Kreiſe war nicht bloß von einem Abſchied von Freunden, ſondern von größern Dingen die Rede. Und er unterrichtete ſeine Boten und die künftigen Lehrer der Welt noch einmal von dem Geheimniß des Reiches Gottes. — Eins mit dem Vater, das iſt das Ziel; er ſey der Weg, die Wahrheit und das Leben, und Niemand komme zum Vater als durch ihn; wenn er nicht hingehe zum Vater, ſo komme der Tröſter nicht zu ihnen; wenn er aber hingehe, wolle er ihn ſenden, den Geiſt der Wahrheit, der vom Vater ausgehet und den die Welt nicht kennt und nicht empfahen kann; und der werde bei ihnen bleiben ewiglich, und in ihnen ſeyn, und ſie würden dann alles wiſſen, und ihre Bitten würden geſchehen.

Aber eine Lehre, die ſolche Verheißungen und Macht dem Menſchen giebt, konnte mißverſtanden werden. Damit aber die Jünger wüßten, was ſie meine und wes Geiſtes Kind ſie ſey, ſtand der Herr und Meiſter, als „er wußte, daß ihm der Vater alles hatte in ſeine Hände gegeben und daß er von Gott kommen war und zu Gott ging,“ auf, legte ſeine Kleider ab, nahm einen Schurz und umgürtete ſich, goß Waſſer in ein Becken und wuſch ihnen die Füße.

Wie wird Dir, Andres, wenn Du IHN Fuß waſchen, mit dem Schurz und dem Becken in der Hand von einem Jünger zum andern gehen ſiehſt!

Und wenn man dann an die und jene denkt, die ſich nach ſeinem Namen nennen!

Aber ſie ſind auch nicht ſein, und können ſich nennen, nach wem ſie wollen.

Keiner, und hätte er aller Sternen Lauf erfunden, und trüge Kron' und Scepter und wär' ein Herr der ganzen Welt, wenn er nicht das alles und ſein eigen Leben für ihn vergeſſen kann, der iſt ſein nicht werth.

Seine Lehre war nicht für dieſe Welt, und ihre Hauptſeiten ſind darüber hinaus und unſichtbar. Weil ſie aber doch in dieſer Welt ſeyn ſollte, ſo mußte ſie eine ſichtbare haben, und die Welt wiſſen, wes ſie ſich zu ihr zu verſehen habe. Und der Stifter gab dies Beiſpiel der Demuth und Entäußerung, und ſetzte die Liebe als das Kenn- und Wahrzeichen ſeiner Jünger.

So groß und hehr nun auch alle dieſe Belehrungen und Eröffnungen waren, und ſo viel erfreuliches Licht auch daraus den Jüngern über das neue Geſetz und Teſtament aufgehen mußte, ſo blieb doch der Stein auf ihrem Herzen, und es fehlte noch ein Aufſchluß.

Er hatte in der Schule zu Capernaum, als er von den Kräften ſeines Leibes und Blutes redete, den Genuß derſelben ausſchließlich als das Mittel des Lebens und einer ewigen Vereinigung mit ihm geſetzet; und nun wollte er hin gehen zum Vater, von ihnen weg und wo ſie ihm nicht folgen konnten.

Natürlich war ihr Herz, wie die Schrift ſagt, voll Trauerns worden, weil er ſolches zu ihnen geredet hatte. Und Du kannſt denken, Andres, ſie ſaßen um ihn und ſahen ihn an, und ſehnten ſich nach ſeinem Leib und Blut.

Lege Deine Stirn auf die Erde.

Und „er nahm das Brod, dankete und brach's, und gab's den Jüngern, und ſprach: nehmet, eſſet, das iſt mein Leib.“

„Und er nahm den Kelch, und dankete, gab ihnen den, und ſprach: trinket alle daraus, das iſt mein Blut des Neuen Teſtaments, welches vergoſſen wird für Viele, zur Vergebung der Sünden.“

Das ſagte er, und mehr hat es ihm nicht gefallen zu ſagen.

Und darauf ging er hinaus, den Haß und die Verachtung der Welt zu verdienen und ihnen „das gute Werk zu erzeigen von ſeinem Vater, um welches ſie ihn ſteinigen.“

Clauren s. Hauff, Heun und Herlosſohn.

Christian August Clodius

ward im Jahre 1738 zu Annaberg geboren, wo ſein Vater Rector der dortigen lateiniſchen Schule war, ein Amt das derſelbe jedoch bald nachher mit dem Rectorat zu Zwickau vertauſchte, an welchem Orte ſein Sohn die erſte wiſſenſchaftliche Bildung erhielt. Mit den gehörigen Kenntniſſen und einer vorherrſchenden Liebe zu den Dichtern des Alterthums ausgeſtattet, bezog dieſer 1756 die Univerſität Leipzig um daſelbſt Theologie zu ſtudieren, mußte jedoch zwei Jahre ſpäter, durch eine heftige Krankheit gezwungen, wieder in das elterliche Haus, zu ſeiner Geneſung kehren. Während ſeines diesmaligen Aufenthalts in Zwickau, machte er die Bekanntſchaft des Dichters von Kleiſt, der als Major dort im Winterquartier lag und wurde demſelben ſo werth, daß er ſich faſt beſtändig in ſeiner Geſellſchaft befand. — Clodius glückliche Anlagen veranlaßten Kleiſt ihn lebhaft zum Studium der Dichtkunſt und zur Ausbildung des eigenen Talentes anzuregen, weshalb der junge Mann, als er wieder nach Leipzig ging, von Gellert mit freundlichem Rathe unterſtützt und aufgemuntert, ſich vorzugsweiſe den ſchönen Wiſſenſchaften widmete. Er ward 1759 Magiſter der freien Künſte, bald darauf Privatdocent, und ſchon im folgenden Jahre außerordentlicher ſo wie 1764 ordentlicher Profeſſor der Philoſophie neuer Stiftung zu Leipzig und 1771 Collegiat des großen Fürſtencollegiums daſelbſt. Nachdem er ſeit 1778 dort die Profeſſur der Logik und ſeit 1782 die Profeſſur der Dichtkunſt bekleidet, ſtarb er am 30. November 1784 allgemein verehrt und betrauert.

Von ihm erſchienen:

Verſuche aus der Litteratur und Moral. 4 Stücke. Leipzig, 1767—69.

Medon oder die Rache des Weiſen. Leipzig, 1768. Aus dem Vorigen beſonders abgedruckt.

Neue vermiſchte Schriften. 6 Thle. Leipzig, 1780—87. Die beiden letzten Theile wurden nach ſeinem Tode Tode von ſeiner Gattin herausgegeben, und beſtehen aus dem, mit neuem Titel verſehenen

Odeum. Zwei Theile. Leipzig, 1784.

Gedichte auf die Huldigung Sr. Durchlaucht des Churfürſten zu Sachſen. Leipzig, 1784.

Clodius würde bei großem Wiſſen, reger Phantaſie, und rechtlichem Streben weit mehr geleiſtet haben, wenn nicht die Sucht durch feinen Styl zu glänzen, ihn zu Abgeſchmacktheiten verleitet und nach Prunk und Schwulſt hätte ſtreben laſſen, gerade da, wo er durch Einfachheit und Natürlichkeit weit mehr würde gewirkt haben. Dieſe Uebertreibungen verſpottete nun A. Goethe als Jüngling, in einer Parodie, die er auch in ſeiner Autobiographie (Aus meinem Leben. Goethe's Werke. Ausgabe in 12 Bdn. 25. S. 137 fgde.) nebſt einigen Bemerkungen über Clodius mittheilt.

Vgl. Clodius, neue vermiſchte Schriften Th. 6. wo ſich eine von ſeiner Gattin geſchriebene Biographie deſſelben findet. — Sein Bildniß enthält der Leipziger Muſenalmanach für 1776.

Christian August Heinrich Clodius,

des Vorigen Sohn, ward 1772 zu Altenburg geboren, ſtudierte Philoſophie in Leipzig, habilitirte ſich daſelbſt, und wurde 1800 außerordentlicher, 1811 aber ordentlicher Profeſſor der Philoſophie an dieſer Univerſität.

Seine Schriften ſind:

Gedichte. Leipzig, 1794.

Der Madalenenkirchhof. Leipzig, 1800. 4 Bde.

Entwurf zu einer ſyſtematiſchen Poetik. Leipzig, 1804.

Fedor, der Menſch unter Bürgern. 2 Thle. Leipzig, 1805.

Lafontaine's Fabeln. 2 Thle. Leipzig, 1803.

Baurede. Leipzig, 1805.

Vaterlandshymne. Leipzig, 1807.

Grundriß der allgemeinen Religionslehre. Leipzig, 1808.

Fauſt's Schatten an die Univerſität Leipzig. Leipz. 1809. Fol.

Von Gott in der Natur, in der Menſchengeſchichte und im Bewußtſeyn. Leipzig, 1818—22. 2 Bde.

Klopſtocks Nachlaß. Leipzig, 1820. 2 Thle.

Stammtafel aller philoſophiſchen Hauptanſichten aus dem Bewußtſeyn. Fol. Leipzig, 1823.

Einzelne Cantaten, Gedichte u. ſ. w.

C. iſt ein als Dichter, Kritiker und Philoſoph, wie als Menſch allgemein geachteter und höchſt vortheilhaft bekannter Mann. Warmes Gefühl, Geſchmack, und eine edle Sprache zeichnen ſein poetiſches gründliches Wiſſen, ruhiges und ſcharfſinniges Forſchen, Klarheit und Wohlwollen ſeine proſaiſchen Leiſtungen aus. Als Philoſoph nähert er ſich F. H. Jacobi.

Julie Friederike Henriette Clodius,

des Vorigen Mutter, und Gattin von C. A. Clodius ward 1755 zu Altenburg geboren, wo ihr Vater, der Commiſſionsrath Stölzel lebte. Sie erhielt eine ſorgfältige Erziehung und vermählte ſich ſchon in früher Jugend. Nach dem Tode ihres Mannes gab ſie den fünften und ſechſten Theil von deſſen vermiſchten Schriften heraus, überſetzte Mehreres und hinterließ einen Roman in der Handſchrift, den ihr Sohn, zufolge ihrer ausdrücklichen Anordnung, zur Unterſtützung einiger Hülfsbedürftigen, erſcheinen ließ. — Sie ſtarb auf einer Beſuchsreiſe in Dresden am 3. März 1805, als eine äußerſt wohlthätige, vortreffliche und geiſtreiche Frau allgemein geliebt und beweint.

Von ihr erſchienen:

Gedichte von Eliſabeth Carter und Charlotte Smith. Leipzig, 1784.
Eduard Montrefeuil. Leipzig, 1806.

Warmes Gefühl, Lebenskenntniß, und eine ſeltene Herrſchaft über die Sprache, weiſen der liebenswürdigen Frau einen ehrenvollen Platz unter den deutſchen Schriftſtellerinnen an.

Herrmann Heimart Cludius

ward am 28. März 1754 zu Hildesheim geboren, ſtudierte ſeit 1774 Theologie in Göttingen und erhielt nach vollendeter akademiſcher Laufbahn, eine Anſtellung als Prediger an der St. Georgskirche zu Hildesheim. Im Jahre 1787 ward er daſelbſt Superintendent, und 1827, wo ihm das ſeltene Glück zu Theil wurde, ſein funfzigzähriges Dienſtjubiläum zu feiern, Kirchenrath.

Er gab heraus:

Poetiſche Werke. Altona, 1787. 1r Th.
Perimede oder Hippias und Agathons Klugheitslehre. Gotha, 1803.
Söder, Landſitz des Grafen von Brabeck. Ein maleriſches Gedicht. Hildesheim, 1805.
Der neue Plato. Athen, 1787. (Hannover bei Hahn.)
Grundriß der körperlichen Beredſamkeit. Hamburg, 1792.
Timarete oder von der Freundſchaft. Hamburg, 1802.
Abriß der Vortragskunſt. Hildesheim, 1810.
Zwei Spruchgedichte nebſt einem Anhange. Gotha, 1803.
Betrachtungen über die geſammten Lehren der Religion. 4 Thle. Bremen, 1783—87.
Bibliſch-practiſches Elementarbuch der Religion. Hildesheim und Leipzig, 1786.
Muhammeds Religion aus dem Koran dargelegt und erläutert u. ſ. w. Altona, 1809.
Uranſichten des Chriſtenthums. Altona, 1808.
Wahrheiten der chriſtlichen Religion. Bremen, 1782.
Cleanthes Geſang auf den höchſten Gott. Göttingen, 1786.

C's didactiſche Gedichte gehören zu ſeinen beſten Leiſtungen, da es ihm nicht an Ruhe, Klarheit, Scharfſinn, Fleiß und Herrſchaft über die Sprache, wohl aber an Phantaſie und Lebendigkeit fehlt. — Als theologiſcher Schriftſteller iſt er vortheilhaft bekannt.

Johannes Cochlaeus

hieß eigentlich Johann Dobneck und nahm den erſteren Namen von dem Orte Wendelſtein bei Nürnberg, wo er 1479 geboren wurde, an. Er ging 1509 nach Nürnberg und ward 1511 Rector zu St. Lorenz daſelbſt, gab jedoch bereits 1517 dieſes Amt wieder auf um eine Univerſität zu beſuchen. Nach vollendeten Studien ward er Dechant an der Kirche zu unſerer lieben Frauen in Frankfurt am Mayn, mußte aber wegen Religionsſtreitigkeiten 1525 nach Cöln flüchten. Nachdem er hinter einander mehrere geiſtliche Aemter in Mainz und Meißen bekleidet und ihn die Reformation aus der letztgenannten Stadt vertrieben hatte ward er Canonicus zu Breslau, wo er am 10. Januar 1552 ſtarb.

Außer mehreren lateiniſchen, vorzüglich gegen Luther gerichteten Schriften gab er heraus:

D. Joannis Cochlaei Lutherus Septiceps ubique sive contrarius. Lateiniſch und deutſch. 1529. in 4. ohne O.
Bockſpiel Martini Luthers. Mainz, 1531. — (Dieſe Schrift wird dem Cochläus von Riederer „Nachrichten zur Kirchen- Gelehrten und Büchergeſchichte St. VI. S. 226" beigelegt, doch iſt es nicht erwieſen, ſondern nur wahrſcheinlich, daß er der Verfaſſer derſelben ſei.) u. m. A.

Einer der heftigſten Gegner Luthers und der Reformation, nicht ohne Gelehrſamkeit aber ohne Witz, derb und plump. Seine Schmähſchriften ſind ſelten geworden.

Heinrich Joseph von Collin

der Sohn eines in Wien lebenden Arztes, ward am 26. December 1772 daſelbſt geboren und erhielt ſeit dem Herbſte des Jahres 1782 ſeine Bildung im Löwenburgiſchen Collegium, wo er ſich ſchon früh durch glückliche Anlagen und eifrigen Fleiß vortheilhaft auszeichnete. Später ſtudierte er die Rechte und trat dann 1795, als Practikant bei der K. K. Hofkanzelei ein. Zwei Jahre darauf ward er Hofconcipiſt bei der oberſten Finanz- und Commerzhofſtelle und bekleidete von nun an, als einer der gewiſſenhafteſten und arbeitſamſten Staatsdiener, von ſeinen Vorgeſetzten geachtet und geſchätzt, nach einander bedeutende Aemter, bis er 1809 Hofrath bei der Geheimen-Credit-Hofcommiſſion und Ritter des Leopoldordens wurde. — Sein unermüdlicher Eifer und der Gram über die Leiden welche ſein Vaterland trafen, untergruben ſeine Geſundheit und er unterlag am 28. Juli 1811, zu früh für den Staat, dem er vielfache Dienſte geleiſtet, wie für ſeine Freunde, einem Nervenfieber. Ihm ward ein Denkmal in der Karlskirche zu Wien geſetzt, für welches aus allen Provinzen der öſtreichiſchen Monarchie reichliche Beiträge einliefen, ſo daß aus dem nahe an 6000

Gulden betragenden Ueberſchuſſe, zum Andenken des trefflichen Mannes, ein Stipendium für arme Rechtsbefliſſene geſtiftet werden konnte.

Von ihm erſchienen:

Regulus. Trauerſpiel. Berlin, 1802.
Coriolan. Trag. Berlin, 1804.
Polyxena. Berlin, 1804.
Balboa. Berlin, 1806.
Bianca della Porta. Berlin, 1808.
Mäon. Berlin, 1809.
Die Horatier und Curiatier. Berlin, 1810.
Hoftheater-Taſchenbuch. Wien, 1807.
Wehrmannslieder. Wien, 1809.
Gedichte. Wien, 1812.
Sämmtliche Schriften, herausgegeben von ſeinem Bruder Matthäus von Collin. Wien, 1814. 6 Bde.

Collins poetiſche Leiſtungen zeichnen ſich höchſt vortheilhaft durch Würde, Anmuth, Reinheit der Geſinnungen und Correctheit aus; in ſeinen Tragödien waltet Einfachheit, rhetoriſche Kraft und verſtändige Characteriſtik vor, und wenn der Fleiß allein den Dichter machte, ſo würde er als der Erſten Einer zu betrachten ſeyn. — Dagegen fehlt es ihm an eigentlicher Genialität und Phantaſie: ſeine Schöpfungen ſind zu ſehr Erzeugniſſe des Verſtandes und er wirkt daher mehr durch dieſen, als durch das Gefühl auf das Gemüth des Zuſchauers oder Leſers. Der Schmuck mit dem er ſeine Werke ausſtattet iſt demzufolge auch mehr ein rhetoriſcher als ein eigentlich poetiſcher zu nennen. Unter ſeinen Dramen iſt „Regulus" und nach dieſem „Balboa" wohl das gelungenſte. Seine Oden, zu ſehr antiken Muſtern nachgebildet, ermangeln hin und wieder der Natürlichkeit. Höchſt glücklich aber traf er den richtigen Ton in ſeinen Soldatenliedern. Wir theilen hier, als ihn am geeignetſten characteriſirend, einige ſeiner vorzüglichſten lyriſchen Dichtungen mit. Eine ausführlichere Biographie des vortrefflichen Mannes findet ſich in der von ſeinem Bruder herausgegebenen Sammlung ſeiner Schriften.

Einſamkeit und Welt.*)

Ach, was ſoll der Welt das Feuer,
Das mir hell im Buſen brennt?
Nur den Freunden iſt es theuer,
Die der Feind nun von mir trennt.
Weicht hinweg, unheil'ge Schaaren!
Will das Feuer rein bewahren,
Will's, im Buſen tief verborgen,
Still und prieſterlich beſorgen.

Alſo klagt' ich, und entflohen
Jedem menſchlichen Verein,
Ließ die Dränger ich nun drohen,
Träumte ſchon ein Gott zu ſeyn.
Doch in abgeſchiedner Stille
Schwand mir bald des Herzens Fülle;
Und der Flamme mattes Blinken,
Wollt' in Aſche ſchon verſinken.

Und die Welt, ſo feindlich wüſte,
Wehte kalt mir Schauer zu,
Daß den Tod ich jubelnd grüßte
Als Geleiter zu der Ruh;
Daß ich rief: Ihr Himmelsmächte,
Reicht mir freundlich eure Rechte!
Dort bei euren lichten Thronen,
Nicht im Chaos, laßt mich wohnen!

Durch die goldnen Aetherwogen
Drang mein Sehnſuchtsruf empor!
Meine Muſe kam geflogen,
Leuchtend wie ein Meteor.
Ihre Augen ſtrahlten Feuer;
Zürnend ſcholl die goldne Leier;
Doch ſie zürnt' in Harmonien —
Und ich konnte nicht entfliehen.

Staubvermählter Götterfunken,
— Rief die Göttin mich nun an —
Nicht in Weichlichkeit verſunken
Flieht des Lebenskampfes Bahn!
Erſt vom Stahl herausgeſchlagen,
Fängt der Funke an zu tagen.
Soll er ſeine Macht bewähren,
Muß er feindlich Stoff verzehren.

Ruht auch Zeus, umtanzt von Horen
Ewig unbeweglich ſtill,
Blitzt er doch zu Staub den Thoren,
Der ſich frech empören will.
Als im Wahnſinn die Giganten
Bergeſchleudernd auf ihn rannten,
Hob er höher ſich im Kriege,
Sich allmächtig in dem Siege.

Nicht für ſich der goldnen Sonne
Freuet ſich Hyperion;
Welterleuchten iſt ihm Wonne,
Und er eilt vom Strahlenthron,
Lenket ſeine Flügelpferde
Unermüdlich um die Erde,
In dem Kampf mit Finſterniſſen
Seiner Gottheit zu genießen.

Wenn im grauſen Schlachtgewirre
Ares wilden Kampf erhebt:
Ha, wie ſich bei Schwertgeklirre
Seine Götterkraft belebt!
Strömt ſein Blut in Purpurwellen,
Fühlt der Gott die Adern ſchwellen,
Heißer ſeine Gottheit glühen,
Scheint das Leben ihm zu fliehen.

Mit geſenktem goldnem Speere
Läßt ſich Pallas himmelab;
Dummheit ſtellt ſich ihr zur Wehre,
Rohheit hebt den Knotenſtab;
Trägheit will ſich feig verkriechen,
Böſer Wille kommt geſchlichen:
Sieh im Kampf mit Orkusheeren
Ihre Schimmer ſich verklären!

Nicht zum ſelbſtiſchen Ergetzen
Stimm' ich meiner Lyra Klang;
Menſchenaugen ſanft zu netzen,
Tönt mein ſchmeichelnder Geſang.
Ring' ich ſtoffumfangne Seelen
Mit der Schönheit zu vermählen,
Fühl' ich ſelbſt dann, freudetrunken,
In dem Lichtquell mich verſunken.

Alſo ſchließt ein Promethide
Seiner Götterabkunft werth,
Nicht die Flamme, kampfesmüde,
In des Herzens Opferherd;
Läßt hinaus ins freie Leben
Frei die Himmelsflamme ſchweben,
Daß ſie wärmend um ſich greife,
Holde Götterfrüchte reife.

Daß des Chaos dunkle Maſſe
Licht verkläre ſchön zur Welt,
Geiſt den rohen Stoff umfaſſe,
Bis er liebend ihn beſeelt.
Lodernd zeiget nur die Flamme,
Daß ſie vom Olympus ſtamme,
Hebt ſich aus dem Erdgetümmel
Liebelodernd nur zum Himmel.

Ewig muß das Ew'ge währen;
Darum ſinke nicht dein Muth,
Will den Altar ſelbſt verzehren
Deines Herzens Flammengluth..
Denn gelöſ't vom Sclavenbande
Fliegt ſie auf zum Vaterlande,
An des Lichtes ew'gen Quellen
Sich den Göttern zu geſellen.

---

*) Aus v. Collins Gedichten. Wien, 1812.

Künſtlerentzückung.

Kunſt iſt das Höchſte!
Sieh, es verblüht die Blume der Schönheit
Mit dem Traume der Jugend;
Es zerfällt das Gebäude der Macht,
Und des Reichthums leuchtende Fülle
Woget im falſchen Wechſel umher. —
Herzerhebend, ewig, iſt nichts,
Was täuſchendes Glück aus goldenem Horne
Thöricht lechzender Habſucht verleiht. —
Mir hat die Kunſt
Der Menſchheit ſtrahlendes Siegel
Auf die heitre Stirne gedrückt,
In die getreuen, die liebenden Arme
Mich ſchützend gefaßt.
So ſchreit' ich feſt durch's Leben,
Und frei noch in das Grab. —
Wohlan, begeiſterte Seele!
— Und wären die Völker auch taub —
Hör' es, du Hain und du Fels!
Nachhall! tön' es dem Enkel
In das empfängliche Herz: —
Kunſt iſt das Höchſte!

Die Lyra, die Lyra herab
Reicht mir die Lyra!
Denn nicht länger vermag
Die vor Entzückung wirbelnde Seele
Sich zu verſchließen.
Begeiſterung! ha! treibt ſie mit Herrſchergewalt,
In des Rythmus freieſten Stürmen
Auszubrauſen die Fülle,
Sich mit Kühnheit zu ſtürzen
In der Dichtung unendliches Glanzmeer.

Bilder, wie ſie ſelig die Geweiheten erſah'n
In den beglückteſten Stunden,
Ha, ſie wogen vor mir
Rieſengeſtalten!
Durch die Lüfte den Sternen zu
Zieht mich ihr magiſcher Glanz, und ich ſchwebe
Schon auf den Höhen der Menſchheit!

Hammergetöſe durchſchallt
Wald und Felskluft. Ach, dort ſchmiedet Hephäſtos
Mit dem Stahlgurt grauſam Prometheus hin
An den Rücken der felſigen Wand.
Ihn doch ſtören die Qualen nicht, und er ſinnet
Der Erdumwandlung zum Himmel
Froh nach im ſchaffenden Geiſt.
Schlag auf Schlag zerreißt ihm den Leib; der Heros
Denkt das gelungene Werk.
Keine Klage tönet ſein Mund; verachtend
Straft des Gefeſſelten Blick die Gewalt; —
Die ſchleichet murrend weg,
Verläßt ihn unbezwungen.

Schon des erlittenen Unrechts theilnehmende Zeugen
Ruft er, menſchlich, der Menſchenbefreier,
An die heilige Gäa,
Und Okeanos auch, den liebenden Erdumgürter.
Mächtiger Ruf des Gerechten!
Er dringt durch die Tiefen der Erde.
Jetzt tönt Olympos ihn wieder,
Jetzt brüllt ihn Tartaros nach.

Sieh', den Horizont umzieht der Donn'rer; —
Flammen fahren herauf vom Orkus; —
Die Erde bebt! — noch rufet er laut,
Siegend ruft er empor.

Und es rollt, ſchmettert, kracht,
Näher und immer näher,
Tauſendſtimmiger Donnerhall.
Rings aus flammenden Wolken geſchlängelt ziſcht
Blitz auf Blitz!
Sturmwind heult laut!
Ha, wie ſchäumet und ſiedet und woget und brüllt,
Hochaufſtrudelnd, die Flut am ſteilen Geſtad'!

Weh in der weiten Natur der Lebendigen,
Gibt es kein Ohr für dich, Prometheus,
So hinhorchte deinem gewaltigen Ruf!
Der durch Donnergebrüll, durch Stürmegeheul,
Durch der wogenden Fluth betäubend Gebrüll
Vortönend, den Welterſchütterer Zeus
Anklagt unrecht verübter Gewalt.

Doch aus des Meeres tiefeſtem Grunde
Woget empor, hebet ſich ſchon
Am wildumbrauſten Geſtade
Der Nereiden göttliche Schaar.
Schläft ja nie das heilige Mitleid
In der weiblichen Bruſt!
Und ſie nahen dem Dulder Prometheus,
Mit melodiſcher Laute Silbergeliſpel,
Süßeindringend ins Ohr, warnen ſie ihn:
„Nicht zu läſtern den im Olymp!
„Mächtiger ſey ja Zeus!"
Von Prometheus Felſenbruſt fließt leiſ' ab
Der lockenden Stimmen Getön.
Ungebändigt zürnet er fort:

„Schleudre, Zeus, den ſengenden Strahl
„In die Grau'nkluft ewiger Nacht,
„In des Phlegethons Flammengeſtrudel
„Stürz' mich hinab!
„Laß gethürmeter Felſen Gewicht
„Mir belaſten die Bruſt!
„Elende Macht!
„Kannſt du den Willen mir beugen,
„Daß ich verleugne Wahrheit und Recht? —
„Nimmer! nimmer!
„Vollbracht bleibt Menſchenbeglückung doch,
„Durch Prometheus vollbracht.
„Höre mich, Donnerer Zeus!
„Mächtiger wohl biſt du;
„Aber größer bin ich!"

Und der Nereiden zärtliche Schaar
Ob des Heros Frevelwort
Zittert, ſchaudert, verſtummt;
Aber es hängt der Staunenden Blick
Mitleidſchimmernd, mitleidthauend,
An des gefeſſelten Dulders Geſtalt.
Der Berge Haupt, der wolkenbekrönten,
Wankt, ha! ſtürzt, rollt,

Eichenzerſchmetternd, tempelzerſtörend
In des Meeres Tiefen hinab;
Und himmelan bäumt ſich die Fluth.
Weh! das Geſtade verſinkt.
Aus des Abgrunds gluthrothwirbelndem Pfuhl,
Durch des aufdampfenden Qualmes Gewölk
Steigen die ſchlangenbehaarten Töchter der Nacht
Langſam empor,
Fackelſchwingend, dumpfaufheulend:

„Qual, Thor, dir, der Recht anruft,'
„Wo Gewalt vorherrſcht mit eiſernem Stab,
„Qual und Entſetzen!
„Tief engt, Frevler, dich bald
„Kluft ein in grau'nvoller Nacht.
„Heul', Ohnmächtiger, dort,
„Wo nicht aufdringt des Gefolterten Schrei
„Zu dem ewig heiteren Mahle des Zeus!

Schwer nun hebt Prometheus die Heldenbruſt;
Aber die letzte, die ſterbende Kraft
Rafft er noch auf zum Entſcheidungsruf:
„Stürzt mich hinab!
„Mächtiger preiſ' ich Zeus;
„Aber — größer bin ich!"
Hochempörend praſſelnde Fackelgluth
In grimmig geſchwungener Fauſt
Winken dräuend die Töchter der Nacht
Den Nereiden, zu flieh'n,
Eh' noch einſtürze der Fels, ſie begrab'
In der rauchenden Tiefen Geklüft.

Aber die rufen einſtimmigen Lauts:
„Wo der Gerechte weilt, weilen wir auch,
„Wo die Gewalt herrſcht, laſſet uns flieh'n!
„Abgrund thue dich weit auf!
„Alle verſchling' uns mit!"

Jetzt vom Gipfel zum Fuße reißt,
Weitaufgähnend, die Felſenwand,

Ach, entfeſſelt Prometheus! — Er ſtürzt!
Die Nereiden, ſie folgen!
Und ich allein, weh mir! ich bleibe? —
Nein, verſchlinge mich auch,
Düſtere Nacht, Heldenbegräberin!
O, wie haß' ich das Licht! —

Verſchwunden? Verſchwunden!
War es ein luftiges Bild,
Das zum Gott mich erhob?
Das in empörter Bruſt gewaltig mir weckte
Nie gefühlte ſchlummernde Kraft? —
Rief ich das Schickſal nicht
Trotzend heraus zum Kampf,
Feſtumarmend Wahrheit und Recht? —
Schauernd ergreift mich Jubelgefühl
Ich thats, ich thats! —
Groß iſt der Menſch! —
O ſey geprieſen, göttliche Kunſt!
Du biſt das Höchſte!

Preis der Standhaftigkeit.

Hin auf dornigen Wegen
Wandelt der Menſch.
Schreckengeſtalten
Heben ſich dräuend;
Leiden auf Leiden
Stürmen herbei!
Wolken verhüllen
Nächtlich den Ausgang.

Nie doch wähne der Menſch
Sich von Göttern verlaſſen! —
Faßt er nur Muth,
Zu wandeln die Pfade,
Sieht er den Larven
Kühn in das Auge,
Klimmt er auf Klippen,
Dringt er durch Dunkel
Strebend empor: —
O dann reichen ihm Götter
Helfend den Arm;
Und er findet, entzücket,
Auf der Seligen Inſel,
Unter Heroen ſich wieder;
Ruhe durchſtrömet ſein Herz!

Jedem wohnet die Kraft
In der Tiefe der Bruſt;
Dem nur gehorcht ſie,
Der oft und herrſchend ihr ruft.
Weichlingen ſchwindet die Kraft
Bald im Schlummer dahin;
Dann im Kampfe —
Sinken ſie, heben ſich nicht!
Und es irren die Schatten,
Von den Heroen geſondert,
Traurig und öd' am düſteren Strom.

Herzog Leupold vor Solothurn.
1318.
Romanze.

An Solothurns Mauern ein Herold naht,
Trommetet; dann ruft er die Worte:
„Nahmt Ludwig ihr ein in die Pforte,
„So büßet, Verräther, dem Kaiſer die That!
„Von Mittag und von Mitternacht
„Rückt Leupold an mit Heeresmacht,
„Entſchloſſen, die Wälle zu ſtürmen;
„Und ſollt er zum Himmel ſie thürmen!

Noch ſcholl es, das ſtolze, dräuende Wort,
Schon fluthen der Reiſigen Glieder,
Ein Lanzenwald, von den Bergen nieder,
Und Fähnlein drängen die Fähnlein fort.
Wie Herzog Leupold, ſiegsgewohnt,
Stolz auf dem bäumenden Rappen thront!
Jetzt vorn, jetzt mitten, und jetzt im Rücken,
Blitzt er umher mit wildem Entzücken.

An den Ufern der Aar mit lärmender Haſt
Entſchaaren ſich vielgeſchäftig die Heere,
Und zimmern die Flöße und bauen die Wehre.
Nicht eher gönnen die Mannen ſich Raſt,
Bis wohlgefügt die Brücke ſteht,
Und jauchzend Heer zum Heere geht.
Bald ruft die Trommete mit weckendem Halle:
Auf zu den Waffen! hin zu dem Walle!

Ob ſich die Luft von Pfeilen ſchwärzt,
Steinlaſten die Kämpfer bedecken: —
Der Tod kann Helden nicht ſchrecken!
Wie Schlangen klug, wie Löwen beherzt,
Stehen ſie im Graben auf Leichengrund,
Stoßen mit Widdern das Bollwerk wund;
Und krachend, raſtlos, nimmer müde,
Schleudert den Fels die wüthende Blyde.

Wo ſchützend hoch die Zinne dräut,
Trotzt höher ein Thurm ihr entgegen.
Wer's wagt auf dem Wall, ſich zu regen,
Der hat ſich dem Tode geweiht.
Weh, rings Verwüſtung, Mord und Graus!
Doch ſtehet der Bürger, hält noch aus;
Aber vom Gipfel der Thürme behende
Schwingt der Belagerer flammende Brände;

Auflodern die Dächer, und ſtürzen in Gluth! —
Da faßt Verzweiflung den Bürger.
Soll er die Wälle laſſen dem Würger,
Und dämpfen des Feuers empörte Wuth?
Schwarz qualmt der Rauch in Wolken auf!
Ha, weithin mäht der Tod im Lauf!
Geſchrei, Geheul an dem Wall, in den Straßen —
Daß auch die Tapferſten ſelbſt erblaſſen!

Ernſt blickt Graf Hugo zum Himmel empor,
Vertrauend den ewigen Mächten.
Ihn preiſet die Stadt den Gerechten,
Und weiſe ſtehet der Greis ihr vor.
„Du, Gott, ſo ruft er, beugſt uns ſehr
„Uns kleine Schaar umbrauſt ein Meer;
„Hier würden ſich Helden nicht Sieg erwerben;
„Eins bleibt uns nur: — als Männer zu ſterben.

„Ein Freier, hab' ich in Ehren gelebt;
„Vor Schmach und Kerker und Ketten
„Wird dieſer Stahl mich retten;
„Nie hab' ich dem Tode gebebt!
„Der Kinder, Greiſe, Weiber Loos,
„Das leg' ich, Herr in deinen Schooß;
„Willſt unſerem Fleh'n dich gnädig erzeigen,
„Muß endlich der Stolze ſich dennoch beugen!“

Als gläubig der Greis empor noch ſchaut,
Kommt, Wolk' an Wolke geflogen,
Daher ein Gewitter gezogen —
Daß jeder ſich kreuzt, daß jedem graut.
Hoch flattert die Saat, der Windsbraut Raub,
Und dunkel wirbelt vom Grund auf Staub;
Als wär' in Empörung Erd' und Himmel,
Blitzt es und kracht es in Sturmgetümmel.

Und ehe der Krieger es ſich verſieht,
Da wanken die Thürme; — ſie ſinken, ſie fallen,
Zertrümmert, zerſplittert, mit Donnerknallen.
Vergebens iſt Leupold zu retten bemüht.
Er ruft und ruft: — des Herrſchers Willen
Verhallet vor des Nordwinds Brüllen;
Als hätten die Mannen nicht Augen nicht Ohren,
So ſteh'n ſie geblendet, betäubt und verloren.

Die Wolken brechen, und Fluth auf Fluth
Platzt nieder mit ſauſendem Falle,
Braußt ab mit reiſſendem Schwalle: —
Hoch hebt's der Belagerten Muth!
Die Brunſt erliſcht dem Waſſerfall,
Das Lager reißt mit der Wogen Schwall;
Und Ritter ſelbſt auf hohen Roſſen
Fallen wie Rohr den gewichtigen Schloßen.

„Schickſal, zürnt Leupold, du triffſt mich hart,
„Trotz biet' ich dir doch! die Stadt zu befreien,
„Laut will ich einſt der Ohnmacht dich zeihen.
„Nicht laß ich mir kürzen Haar und Bart,

„Bis die Verfluchten ich hingeſtreckt,
„In Trümmer und Schutt ihr Neſt gelegt!
„Tod und Verderben ſoll ſie ereilen,
„Und müßt' ich hier mein Leben verweilen!"

Nun erbrüllt die Aar in der engenden Kluft!
Wie ſie ringt, die Dämme zu ſprengen,
Wie die Wogen auf Wogen ſich drängen,
Und der Schaum zerſtäubt in die Luft! —
Die neue, dringende höchſte Gefahr
Nimmt Leupold mit Entſetzen wahr;
Denn Bäume, Laſten, Felſenſtücke
Schleudert die Fluth an die wankende Brücke.

Er aber, mit klugem Feldherrnſinn,
Läßt ſchnell ſie mit Steinen beſchweren;
Dem Andrang mit Stangen zu wehren,
Reiht ans Geländer die Mannen er hin.
Doch immer höher ſchwillt der Fluß,
Und pfeilſchnell fährt des Waſſers Guß.
Jetzt, jetzt zerberſtet die Brück' in Trümmer —
Aufſchallt der Armen Geheul und Gewimmer.

Abſtürzt ſich Leupold vom hohen Roß;
In die Fluth hinab ſtracks will er ſpringen,
Mit dem Schwall um die Seinigen ringen:
Ihn läßt der Treuen Gefolge nicht los.
Da ſtarrt er hinaus mit grauſem Schmerz,
Und ſchlägt verzweifelnd an Stirn und Herz,
Fleht: „Gott, mein Gott! o laß dich's erbarmen!
„Mich ſtrafe, mich! Nur rette die Armen!"

Und ſieh! aus der Stadt ſchon Kahn auf Kahn
Beherzt in den Strudel ſich wagen,
Mit Wogen und Scheitern ſich ſchlagen;
Graf Hugo rudert wacker voran.
Er ſchwanket her, er ſchwanket hin;
Ihm glückt's, den Erſten empor zu zieh'n.
Durch Feindeskraft, durch Feindesſorgen
Sind alle gerettet, ſind alle geborgen.

An den Ufern tönt auf ein Freudengeſchrei! —
Doch Leupold blickt dankend nach oben;
Stimmt: „Herr Gott, dich wollen wir loben!"
Gleich fällt ihm das Heer mit Rührung bei.
Kaum war der Jubelchor vollbracht,
Iſt ſchon der Löſung er bedacht:
Knechtſchaft von den Seinen zu wenden,
Will er zum Feinde Rüdigern ſenden.

Befiehlt: „Wenn ſich röthend der Tag erneut,
„Magſt du am Thor als Herold erſcheinen,
„Und fordern ſogleich vom Feinde die Meinen,
„Die ſpäter doch ſonſt mein Arm befreit.
„Er ſelbſt beſtimme das Löſegeld;
„Wie hoch es kommt, wie ſchwer mirs fällt:
„Sie früher zu retten vor Schmach und Qualen,
„Will ich es gern und redlich bezahlen."

„Nur daß ſich die Stadt nicht etwan vermißt,
„Will Freiheit für Freiheit bedingen;
„Ha, dazu ließe ſich Leupold nicht zwingen,
„Der nie geſchworener Rache vergißt!
„Wenn ſie mit unſrer Tode dräu'n,
„Sag' dann, ich könnt' auch grauſam ſeyn.
„Für der Gefangenen Leben und Leiber
„Bürgen mir Greiſe, Kinder und Weiber!"

Als kaum noch der Morgen dämmernd graut,
Da, horch, von der Stadt die Trommet' erklinget,
Und Leupold im Flug aufs Pferd ſich ſchwinget;
Und alles erwacht, und eilet und ſchaut:
Graf Hugo naht der edle Greis,
Der Retter in der Geretteten Kreis;
Die ſtürzen hervor, umarmen die Brüder,
Und jubeln: „O Glück! wir ſehen uns wieder!"

„Feſt ſpricht der Graf den Herzog an:
„Ich ſegne die heilige Stunde!
„Wir ſtehn nicht mit Wogen im Bunde;
„Wehrloſe feſſelt kein Ehrenmann.
„Sie alle zu retten genoß ich das Glück:
„Drum nehmt auch frei ſie alle zurück!
„Was zwiſchen uns bleibt zu rechten,
„Laßt fürder uns Mann an Mann verfechten.

Und mit den Worten wandt' er ſich um,
Und ohne Zögern und Weilen
Sieht man ihn raſch zu den Mauern eilen.
Lang bleibt Leupold wie ein Marmorbild — ſtumm.
Jetzt wird er endlich wieder wach.
Und ſpornt ſein Roß und jagt ihm nach:
„Halt, ruft er, ein Wörtchen laß mich noch ſprechen!
„Ich muß mich an dir, du Stolzer, rächen."

„Du wagſt mir zu trotzen im Uebermuth,
„Willſt mich durch Großmuth bezwingen?
„Das ſoll dir, bei Gott, nicht gelingen!
„In mir wallt Rudolphs erlauchtes Blut.
„Der eignen Rache künd' ich Krieg;
„Und ſchon gewonnen iſt der Sieg!
„Ich ziehe nach Hauſe mit all den Meinen;
„Du bringe Frieden und Freiheit den Deinen!"

Vertrauen.

Fern und tief verborgen
Vor den irdiſchen Blicken
Schwebet die heilige Nacht,
Wo in hochaufwallenden Wogen
Sich, nach Ordnung der Götter
Menſchenſchickſal bewegt,
Wechſelnd und wechſelnd:
Trauriges jetzt,
Daß aus tiefeſter Bruſt
Schreiet der Menſch auf,
Er die Olympier ſelbſt
Grauſam nennet und ungerecht.

Wie des Blitzes flammender Strahl
An dem Aether die Wolken zerreißt,
Oeffnet des Sehers forſchende Seele
Die heilige Nacht,
Auf Augenblicke!
Sieht — o Wunder! —
Sieht, das furchtbare Unglück
War des kommenden Glückes
Liebende Mutter;
Und der Götter Zorn
Flammt nun als Liebe!

Und wenn nun wieder
Wolken ſich thürmen,
Ihn Donner umbrüllen,
Hebt er aus Fluthen des Unglücks
Den Göttern entgegen
Vertrauend die Arme! —
Nennt die Hohen nicht grauſam,
Nimmer ſie ungerecht.
Wenn ihn die Wogen verſchlingen,
Flehet er noch
Den Göttern vertrauend.

Allwaltender Zeus!
Herrſcher der Götter und Menſchen!
Und auch ihr Vater!
Wer dir vertrauet,
Der hebt ſich furchtlos
In Lebensſtürmen,
Schauet ſelbſt dem finſteren Hades
Furchtlos ins Auge.

Maria's Erwachen.

Erde, bedecke
Mich leicht und kühl!
Engel, nicht wecke
Mich zum Gefühl!

Wie leiſ' und ſtill
Fühl ich im Herzen
Es neu ſich regen,
Sich ſanft bewegen,
So leiſ' und ſtill.
Schweigt ihr nun Schmerzen? —
Ins Grab
Hinab

Mußt' ich ja ſteigen;
Ihr wolltet nicht ſchweigen!
Engel, dich ſchauen
Stillet den Schmerz,
Engel, dir trauen
Muß mein Herz!

Was hebſt mich nun in laue Lüfte?
Wie weh'n balſamiſch Roſendüfte!
Wie ſüß melodiſch tönt
Dein goldnes Flügelpaar!
Welch ſanfter Schimmer krönt
Dein lockenreiches Haar!
Wer biſt du, Engel, mild und leicht? —
Wohl kannt' ich einſt dein Angeſicht.

So, Balboa, ſo war dein Angeſicht,
So lieblich ernſt, ſo freundlich licht!
Auch dieſes Lächeln kannt' ich ſchon!
Das iſt dein Seelenton!
Das iſt dein Engelsblick!
O ſüßes Glück!

Engel, erwecke
Sein Bild mir nicht!
Biſt du's? entdecke —
Mein Herz — es bricht!
„Hab dich gefunden,
„Bin dir verbunden,
„Selig, ſo ſelig!
„Ewig, ach ewig!
„Alles vergehet,
„Liebe beſtehet! —

Mutterliebe.

Mit leiſem Laute bricht
Heraus vom tiefſten Hain
Ein Trauerſang,
Der Philomele Sang!
Jetzt ſtrebt er auf,
Und ſchmettert laut,
Daß Fels und Wald erklingt
Dem Trauerſang!

Ihr theures Kind
Erwärmt an ihrer Bruſt,
Ernährt mit Mutterliebe,
Es flog dahin!
Dahin! —
Und ſchmerzlich fragt ihr Klageton,
Dem Fels und Wald erklingt,
Wohin? wohin?

Die Tochter fliegt von Baum zu Baum,
Iſt fröhlich!
Und wieget ſich von Zweig zu Zweig,
So ſelig!
Denn von dem nächſten Baume tönt
Herüber,
Des Gatten gleichgeſtimmter Sang;
Sie liebet!
Wohl iſt ſie glücklich!
Das weiß die theure Mutter nicht,
Und trauert!
Wild ſchmettert auf ihr Klageruf,
Dem Fels und Wald erklingt,
Ihr Klageruf!

Kaiſer Max

auf der Martinswand in Tyrol.

Romanze.

„Hinauf! hinauf!
„In Sprung und Lauf!
„Wo die Luft ſo leicht, wo die Sonne ſo klar,
„Nur die Gemſe ſpringt, nur horſtet der Aar,
„Wo das Menſchengewühl zu Füßen mir rollt,
„Wo das Donnergebrüll tief unten grollt:
„Das iſt der Ort, wo die Majeſtät
„Sich herrlich den Herrſcherthron erhöht:
„Die ſteile Bahn
„Hinan! hinan!
„Dort pfeifet die Gemſe! Ha, ſpringe nur vor;
„Nachſetzt der Jäger, und fliegt empor!

„Gähnt auch die Kluft,
„Schwarz wie die Gruft;
„Nur hinüber, hinüber im leichten Schwung!
„Wer ſetzet mir nach? 'S war ein Kaiſer-Sprung!
„Klimm, Gemſe, nur auf die Felſenwand!
„In die luftige Höh', an des Abgrunds Rand,
„Mach ich mit Eiſen mir doch die Bahn.
„Nur muthig hinauf, und muthig hinan!
„Jetzt ohne Raſt
„Den Strauch erfaßt!
„Wenn tückiſch der Zweig vom Geſteine läßt,
„So hält mich im Fall' die Klippe noch feſt."

Der Stein nicht hält;
Der Kaiſer fällt
In die Tiefen hinab zwei Klafter lang;
Da ward Herrn Maxen doch gleichſam bang;
Ein Felſen hervor ein wenig ragt,
Das nennet er Glück — Gott ſey's geklagt!
Einbrachen die Kniee, doch blieb er ſteh'n,
Und taumelt ſich aus; da mußt er nun ſeh'n:
Hier half kein Sprung,
Kein Adlerſchwung:
Denn unter ihm ſenkt ſich die Martinswand,
Der ſteileſte Felſen im ganzen Land.

Er ſtarrt hinab
Ins Wolkengrab,
Und ſtarrt hinauf ins Wolkenmeer,
Und ſchaut zurück und ſchaut umher,
Da zeigt ſich kein Fleck zum Sprung handbreit,
Kein Strauch, der den Zweig dem Klimmer beut.
Aus harten Felſen wölbt ſich ein Loch
Schroff hinter ihm, wie ein Dom ſo hoch.
Der Kaiſer ruft
In taube Luft:
„Ei doch, wie hat mich die Gemſe verführt!
„Kein Weg zu den Lebenden niederführt."

Er war's gewillt,
Es iſt erfüllt!
Wo die Luft ſo leicht, wo die Sonne ſo klar!
Wo die Gemſe nur ſpringt, nur horſtet der Aar,
Wo das Menſchengewühl zu Füßen ihm rollt,
Wo das Donnergebrüll tief unten grollt,
Da ſteht des Kaiſers Majeſtät,
Doch nicht zur Wonne hoch erhöht.
Ein Jammerſohn
Auf luft'gem Thron,
Findet ſich Max nun plötzlich allein,
Und fühlt ſich, ſchaudernd, verlaſſen und klein.

Im Thalesgrund
Ein Hirte ſtund,
Und ſieht auf der Platte ſich's regen,
Und bücken und heben und ſchreitend bewegen.
„Den bannt' wohl hinauf des Satans Gewalt?
„Das iſt, bei Gott eine Menſchengeſtalt!"
So ruft er, und winkt die Hirten herbei,
Daß jeder ihm ſtaunend das Wunder zeih!
„Gott ſey mit ihm!"
Iſt's Eine Stimm':
„Der ſtehet dort oben in großer Noth,
„Muß arg wohl erleiden den Hungertod."

Auf leichtem Roß
Ein Jägertroß
Kommt nun das Thal hereingeſprengt,
Wo ſich die Menge ſchon gaffend drängt,
Und rufet den nächſten Hirten an:
„Nahm wohl der Kaiſer anher die Bahn?
„Hoch auf den Alpen klomm er empor,
„Daß ihn des Jägers Blick verlor."
Der Hirte blickt
Auf die Wand, erſchrickt,
Hindeutend ſagt er zum Jägerſchwarm:
„Dann ſchaut ihn dort oben! daß Gott erbarm!"

Der Jäger blickt
Auf die Wand, erſchrickt,
Und hebet nun ſchnell ſein Sprecherrohr,
Und ruft, was Menſchenbruſt mag, empor:
„Herr Kaiſer, ſeyd ihr's, der ſteht in der Blend',
„So werft herab einen Stein behend'!“
Und vorwärts nun woget das Menſchengewühl,
Und plötzlich ward es nun todtenſtill.
Da fällt der Stein
Senkrecht hinein,
Wo unter dem Felſen ein Hüther wacht,
Daß, zerſchmettert, das Dach zuſammenkracht.

Des Volks Geheul',
Auf eine Meil',
Im ganzen Umkreis zu hören,
Macht rings das Echo empören.
Und zum Kaiſer auf dringet der Jammerlaut,
Der kaum mehr menſchlicher Hülfe vertraut.
Er ſpannet das Aug', er ſtrecket das Ohr:
„Was wühlet dort unten? was rauſchet empor?“
Er ſieht und lauſcht;
Fort wühl'ts und rauſcht —
So harret er aus, ohne Murren und Klag',
Der edle Herr bis zu Mittag.

Durch Sonnenbrand
Die Felſenwand
Zurück mit glühenden Strahlen prallt;
Da wird unleidlich der Hitze Gewalt.
Erſchöpft von der mattenden Gemſenjagd,
Von Durſt gequält, von dem Hunger geplagt,
Fühlet ſich *Max* ganz matt und ſchwach: —
War's Wunder, daß endlich die Kraft ihm brach?
Das wünſcht er allein:
Gewiß zu ſeyn,
Eh' die Beſinnung ihm verfließt,
Ob Hülfe bei Menſchen noch möglich iſt?

Bald wußt' er Rath,
Und ſchritt zur That,
Und ſchrieb mit Stiften auf Pergament
Die Frag' ans Volk, und wickelt behend'
Mit goldenem Bande das Täfelein
Auf einen gewicht'gen Marmorſtein;
Ließ fallen die Laſt in die Tiefe hinab, —
Und horcht — kein Laut, der ihm Antwort gab —
Ach Gott und Herr!
Man liebt ihn ſo ſehr;
Drum findet vom Volke ſich niemand ein,
Dem Herrn ein Bothe des Todes zu ſeyn.

Der Kaiſer, (wie hart!)
Auf Antwort harrt,
Und ſendet den dritten und vierten Stein,
Doch immer wollt es vergeblich ſeyn.
Bis ſchon am Himmel die Sonne ſich ſenkt,
Und nun erſeufzend der Herr ſich denkt:
„Wär' Hülfe *möglich*, ſie riefen es mir,
„So harrt' ich nun ſichrer des Tod's allhier.“
Da hob ſein Sinn
Zu Gott ſich hin;
Ihm entflammet das Herz der heilige Geiſt,
Daß er ſich ſchnell von dem Irdiſchen reißt;

Wegſtoßt die Welt,
Zum Ew'gen hält.
Jetzt wieder ein Täflein nimmt zur Hand,
Beſchreibt es eifrig. — Weil fehlte das Band,
So band er's am Stein mit dem *goldenen Vließ*:
Was ſollt's ihm? Er war ja des Todes gewiß!
Und aus dem erhöheten luftigen Grab
Wirft er den Stein in das Leben hinab.
Wohl peinlicher Schmerz
Durchwühlet das Herz
Jedem, der nun, was der Kaiſer begehrt,
Weinend vom weinenden Leſer hört.

Der Leſer rief:
So heißt der Brief:
„Viel Dank, *Tyrol*, für deine Lieb',
„Die *treu in jeder Noth* mir blieb.
„Doch Gott verſucht' ich mit Uebermuth;
„Das ſoll ich nun büßen durch Leib und Blut.
„Bei Menſchen iſt keine Rettung mehr;
„Gott's Wille geſchehe! Gerecht iſt der Herr!
„Will büßen bie Schuld,
„Mit Muth und Geduld.
„Mit Einem wohl könnt ihr mein Herz erfreu'n,
„Ich will euch den Dank im Tode noch weih'n.

„Nach *Zierlein* eilt
„Nun unverweilt
„Ein Both' um das heilige Sacrament,
„Nach dem mir dürſtend die Seele brennt.
„Und wenn der Prieſter ſteht am Fluß,
„So kündet's mir, Schützen, durch einen Schuß.
„Und wenn ich den Segen nun ſoll empfahn,
„So deut' es ein zweiter mir wieder an.
„Sehr bitt' ich euch,
„Fleht dann zugleich
„Mit mir zum Helfer in aller Noth,
„Daß er mich ſtärk' in dem Hungertod.“

Der Bothe fleugt;
Der Prieſter keucht
Nun ſchon herbei, nun ſteht er am Fluß;
Schnell kündet's dem Kaiſer der Schützen Schuß.
Der ſchaut hinab, erblickt die Monſtranz;
Denn blitzend erglänzt ihr Demantkranz.
Und wirft ſich vor ihr auf die Kniee hin,
Mit zerknirſchtem Herzen, mit gläubigem Sinn.
Die Menſchheit ringt,
Und ſiegt, und ſchwingt
Auf entfeſſelten Flügeln empor ſich ſchnell
Zu der ewigen Liebe hochheiligem Quell!

Und o wie fleht
Sein heißes Gebet!
„O Gott, du Vater allmächtig am Himmelsthron,
„Du Lieb' aus Lieb' entquollener Gottesſohn,
„Und du hochheiliger Gottesgeiſt,
„Der beide vereint, das Heil uns weiſ't;
„O Gott, deß Lieb' auf jeder Spur
„Verkündet laut die weite Natur!
„O tauchte ſich ſchnell
„Im Liebesquell
„Mein liebender Geiſt, umfaßte die Welt,
„Die liebend am Herzen dein Arm erhält.“

„Vor meinem Tod
„Dein Himmelsbrod
„Wünſch' ich, Unwürdiger, o wie ſehr!
„O ſieh auf mich erbarmend her!
„O Chriſtus Lieb' tritt bei mir ein,
„Und führ' mich zurück in der Gläub'gen Verein,
„Die deine Lieb' ſo feurig beſeelt,
„Daß eines ſie werden mit Gott und Welt.
„Und weil ich nicht werth,
„Was ich begehrt,
„Ein einzig Wort aus deinem Mund
„Macht deinen Knecht auch wieder geſund.“

So will er im Fleh'n
Vor Liebe vergeh'n.
Da kündet ein zweiter Schuß ihm an,
Daß er den Segen nun ſoll empfahn.
Der Herr ſogleich auf Felſengrund,
Wirft ſich die Stirn' und die Hände wund.
Und der Jäger mit lautem Sprecherrohr
Sagt ihm des Prieſters Worte vor:
„Dich ſegnet Gott
„In deiner Noth,
„Der Vater, der Sohn, und der heilige Geiſt,
„Den Himmel und Erd' ohn' Ende preiſ't.“

Nun allzumahl
Im ganzen Thal
Das Volk auf den Knie'n harrt im Gebet,
Und laut für das Heil des Herren fleht.
Den Kaiſer rührt's; der Bethenden Schall
Bringt ihm zu Ohren der Wiederhall.
Auch er bleibt knieen im Gebet,
Und Gott für das Wohl der Völker fleht.
Schon flammt der Mond
Am Horizont,
Und herrlich das grünliche Firmament
Von funkelnden Sternenheeren brennt.

Des Himmels Pracht
Erweckt mit Macht
Die Sehnſucht zum himmliſchen Vaterland:
Ihm löſet ſich jedes irdiſche Band

Wo der Seraphim Harfe Jubel erklingt,
Der Seligen Chor das Heilig ſingt,
Wo das Leiden ſchweigt, die Begierde ſich bricht,
Zur ewigen Liebe, zum ewigen Licht,
Dahin, dahin
Schwingt ſich ſein Sinn,
Und mit hoch empor gehobenen Händen
Denkt er entfliehend ſein Elend zu enden;

Als ſchlank und fein
Ein Bäuerlein,
Wie der Blitz ihn blendend, nun vor ihm ſtund,
Und grüßt' ihn mit lieblich ertönendem Mund:
„Herr Max, zum Sterben hat's wohl noch Zeit,
„Doch folgt mir ſchnell. Der Weg iſt weit.“
Der Kaiſer entſetzt ſich ob dem Geſicht,
Und trauet den Augen und Ohren nicht.
Und wie er ſchaut,
Ihm heimlich graut;
Denn es wallt' um den Knaben gar ſonderlich
Ein dämmernder Schein, der nichts Irdiſchem glich.

Doch der Kaiſer in Haſt
Sich wieder faßt,
Und fragt das Knäblein: „Wer biſt du? — Sprich!“
„„Ein Bothe, geſandt, um zu retten dich.““
„Wer zeigte dir an zur Klippe den Weg?“
„„Wohl kenn' ich den Berg und jeglichen Steg.““
„So hat dich der Himmel zu mir geſchickt?“
„„Wohl hat er dein reuiges Herz erblickt.““
Drauf er ſich dreht,
Zur Höhlung geht,
Und gleitet nun leicht durch den Riß in die Wand,
Den vorher ſein forſchendes Auge nicht fand.

Durch den Riß gebückt,
Der Kaiſer ſich drückt;
Sieh, da hüpfet das Knäblein leuchtend voran,
Durch ſteile Schluchten tief ab die Bahn.
Wo funkelnd das Erz an den Wänden glimmt,
In der Tiefe der Schwaden aufblitzend ſchwimmt;
Am Gewölb ertönt der Schritte Hall,
Fern donnert des Bergſtromes brauſender Fall
Tiefer noch ab,
Meilen hinab:
Da gleitet das Knäblein in eine Schlucht;
Die Fackel erloſch. — Mit den Händen bange nun ſucht

Max ſich den Weg hinvor,
Und dringt empor,
Und ſchaut aufathmend der Sterne Licht,
Und ſucht den Knaben — und findet ihn nicht.
Da faßt ihn ein Schauer. Nicht hat er geirrt.
Wohl war es ein Engel, der ihn geführt.
Und ſchon erkennt er Zierleins Thal,
Hört brauſen der Menge verworrenen Schall.
Mit bebendem Tritt
Er weiter ſchritt,
Wie oft, ermattet, er weilen muß,
Bis er naht dem weit erglänzenden Fluß.

Noch ſtand er weit,
Doch hocherfreut
Schaut er den Prieſter bei Fackelglanz
Stehn unermüdlich mit der Monſtranz.
Und noch die treuen Gemeinden knie'n,
Und heiß im Gebete für ihn glüh'n.
Sein Auge ward naß, ſein Herz hoch ſchwoll,
— 's war ja von tauſend Gefühlen voll.
Schnell tritt er vor,
Ruft laut empor:
„Lobet den Herrn und ſeine Macht!
„Seht! mich hat ſein Engel zurückgebracht.“

An Joſeph Haydn,

bei Aufführung der Schöpfung im Univerſitäts-Saale zu Wien.

Du haſt die Welt in deiner Bruſt getragen;
Der Hölle düſtre Pforten ſtark bezwingen,
Den freien Flug in Himmelsräume wagen
Hört man dich auf der Töne kräft'gen Schwingen:
Drum ſollſt du, theurer Greis, nicht trauernd klagen,
Daß mit dem Alter deine Kräfte ringen.
Zwar weicht der Leib den düſtern Zeitgewalten:
Was du gewirkt, wird ewig nie veralten.

Wie nun in dieſes Muſentempels Hallen
Erwartungsvoll ſich frohe Schaaren drängen,
So ſieht man einſt die ſpäten Enkel wallen
Zu deiner Schöpfung hohen Himmelsklängen,
So hört man noch der Enkel Jubel hallen
Bei deiner Engel Hallelujahſängen.
Was rein der Menſch aus reiner Bruſt geſungen,
Iſt wohl nie leicht in Menſchenbruſt verklungen.

O lauſche lang' entzückt den eignen Tönen,
In deiner Freude dicht gedrängtem Kreiſe,
So wirſt du ſanft der Erde dich entwöhnen,
So froh dich rüſten zu der großen Reiſe.
Die Erde mit dem Himmel zu verſöhnen
War deiner Kunſt erhabne Lebensweiſe.
Noch ſchallt ihr Dank tief von der Erde Klüften,
Empfängt dich Hallelujah in den Lüften.

Ueber die Schauſpielkunſt.

Wenn zart ein Mahler uns die Liebesgöttin,
Auf Elfenbein, in hellem Goldgrund mahlte,
Ein Bildchen, nur vier Zolle hoch und breit;
Und dieſer Mahler hinge nun ſein Bild
Im Pantheon hoch in der Kuppel auf,
Daß jene Venus dann zur Mücke ſchwände:
Wie würde nicht der Arme ausgelacht!

Wie? Lispeling lacht mit? — Er ſehe zu,
Daß er am Ende ſich nicht ſelbſt belache!
Ein Mahler, der ſein zartes Taſchenbild
In hoher Kuppel unſerm Blick entzieht,
Und Lispeling, der auf der weiten Bühne
So leiſe wie im engen Zimmer lispelt,
Sind wohl an Thorheit ſich ſo ziemlich gleich.
Bei jenem ſieht, bei dieſem hört man nicht.
Ich ſoll mit dir jetzt lachen, und jetzt weinen?
Recht gerne, Freund! nur ſag' mir erſt — worüber?
„Der Reitz, der Leichtigkeit, die Wahrheit ſelbſt
„Entflieht erſchrocken vor dem grellen Schallen,
„Der ſchneidend das Gehör verletzt.“ — Mag ſeyn! —
Wenn ihr, wie Stentor, ganz unbändig ſchreit.
Es gibt auch hier, wie überall, ein Maß.
Des Künſtlers feiner Sinn für Schicklichkeit
Vermeidet das zu Wenig, das zu Viel.

Dich, Max, läßt noch die volle Jugendkraft,
Dein Eifer für die Kunſt, der Bruſt nicht ſchonen.
Nur ſorge, daß dir, bei erhöhter Stimme,
Für jeden Stufengang der Leidenſchaft,
Ein reicher Wechſel noch an Tönen bleibe,
Daß dich ſelbſt auf der höchſten Stufe nie
Des Wohllauts ſüßer Zauber ganz verlaſſe.
Die ſchwere Kunſt magſt du von Iffland lernen,
Streng hauszuhalten mit der Töne Reichthum,
Im ſanften Wechſel eines Sylbentanzes
Dahinzuſchweben, durch der Pauſen Kraft
Den leiſern Ton zum ſtärkſten aufzuſteigern.
Dann — hätt' auch deine Stimme keinen Umfang,
Wird man ſie doch im ganzen Haus vernehmen.

Der Geiſt der Rolle, die du geben ſollſt,
Heißt dich den Ton nun zähmen, nun verſtärken.
Wie wankt und bebt des ſchwachen Greiſes Stimme;
Wie klingt des Jünglings Jagdruf durch den Wald!
Wie brauſ't der Zorn von ſchaumerfüllter Lippe!
Wie haucht ſich ſüße Liebe ſchmelzend aus!
Auch ſelbſt der Stand verdienet hier Erwägung. —
Ein Staatsmann, der in ſtiller Einſamkeit
Der Völker Wohl und Weh im Buſen wälzt,
Spricht leiſe, ſanft, und fährt nur ſelten auf.
Der Feldherr doch, gewohnt, in freier Luft
Muth und Befehl den Kriegern zuzurufen,
Spricht mit Gewalt aus offner voller Bruſt;
Und weckeſt du Alcidens Kraft zum Leben:
Dann ſey dein Wort ein Donnerſchlag, der trifft!

Ein weites Feld eröffnet ſich vor dir,
Wo tauſendfach die Pfade ſich durchkreuzen,
Wo tauſend Ziele winken. Willſt du, Freund,
Dein frohes Haupt mit Lorbeern einſt umkränzen,
Beſchränk' auf einen Pfad nicht deinen Lauf,
Und in der Wahl beſtimme dich für jenen,
Der mühſam dir vor allen ſcheint. — Gewiß!
Am Schweren nur kann ſich die Kunſt verſuchen.

Wohl mancher dünkt ein Künſtler ſich zu ſeyn,
Der ohne Müh' getreu nur wiedergibt,
Was die Natur ihm gab. Den eignet ſchon
Ein ſanfter Ton, der Herzensgüte Künder,
Und frohe Laune, die im Auge ſchimmert,
Beweglichkeit und reitzende Geſtalt
Zur Sohnesrolle in Terenzens Brüdern.
Nun wohl; ich will ihn mit Vergnügen ſeh'n,
Und auch im Leben gern die Hand ihm reichen.
Allein, er wage ſich in andre Kreiſe;
Wie Brockmann, wank' er heut' als König Lear,
Verjünge ſich als Klingsberg morgen wieder,
Wenn ich als Meiſter ihn bewundern ſoll.

Was du auch immer darzuſtellen ringſt:
Es ſey in allen Theilen ein's und ganz
Nie wird es deinem Bild' an Einheit fehlen,
Willſt du nur Jedes Denk- und Handlungsart,
Aus letzten Gründen, ſorgſam dir entwickeln.
„Was iſt des Mannes Wunſch, was ſeine Furcht?
„Welch ein Gedanke drängt ſich herrſchend vor,
„Und zieht wie Diener all' die andern nach?
„Durch welche Mittel ſtrebt er nach dem Ziel?
„Mit welchem Maß von Feigheit oder Muth?" —
Wenn ſolche Fragen du dir deutlich löſeſt,
Bald ſpringt ein lebend Bild vor deinen Geiſt,
Das du ſogleich mit glüh'nder Seele faſſeſt,
Das unbewußt dich dann im Spiele leitet,
Und Ton und Gang und jede Regung lenkt.
Wer alſo ſich beſeelet, wird im Spiel
Uns immer wechſelnd, immer neu erſcheinen.

Flink wähnt, als Hofmann, Dank ſich zu verdienen,
Wenn er ſich jetzt auf ſeinen Zehen wiegt,
Die Damen jetzt durch ſeine Gläſer muſtert,
Jetzt tief ſich bückt, jetzt ſtolz ſich wieder hebt.
Nur, leider! fehlt dem allen noch der Halt;
Es fehlt der Lebenspunkt. Und alles liegt
Noch todt und unbelebt, ein Stückwerk, da.
Erſt muß die kleine Furcht, die kleine Freude
Sich des beengten Herzens ganz bemeiſtern,
Und dann verengen ſich von ſelbſt die Schritte,
Die ſo ein Wicht auf heißen Eſtrich ſetzt.

Wer ſeiner Rolle durchaus mächtig iſt,
Zeigt meiſtens ſchon bei ſeinem erſten Auftritt,
Was wir den Abend durch erwarten dürfen.
An Maske, Blick und Ton, und Gang und Haltung
Drückt ſchnell ſein innerſtes Gemüth ſich aus.
Dann tönt ein freudiges Gemurmel auf,
Das ſchöner lohnt, als wildes Händeklatſchen.
So, wenn in Iffland's Spielern unſer Koch
Als General erſcheint, raunt man ſich zu:
‚Sieh' da, ein alter Degen, rauh und gut.
„Wie raſch er ſich bewegt! Sein Auge glüht!
„Sein kurzes Wort befiehlt! Und doch aus Allem
„Strahlt ſeine Güte ſiegend durch." — Ja wahrlich,
So mußte der ſich.künden, der ſodann
Gewaltſam, feurig, kräftig, liebevoll
An ſeine Bruſt den alten Kriegsfreund reißt,
Und dem auch noch, in der Umarmung ſelbſt,
In jedem Finger eignes Leben zuckt.

Sey ja beſorgt, daß nicht ſtatt Glanz und Licht
Dein Feuer wild nur Dampf und Rauch erzeuge,
Zu ſchnell aufpraſſelnd, ſich zu früh verzehre!
Ein Herkules, der, eh' er noch erſchien,
Heraus die Keule auf den Spielraum warf,
Ward einſt von Jung und Alt mit Recht verlacht.
Was will der Prahler in der Folge zeigen,
Der ſich beim Anfang ſchon ſo tönend kündet?
Es kreißt ein Berg, und eine Maus erſcheint.
Vergiß nicht, Freund, daß dich dieſelbe Kraft
Das ganze Stück hindurch beleben muß,
Daß, wenn ſie nicht von Act zum Acte ſteigt,
Der Hörer ſich entfernet oder gähnt

Nur dann verdient dein Eifer Lob und Dank,
Wenn ihn die kältre Einſicht weiſe zügelt.
Ein Gaukler drängt ſich oft in Nebenrollen
Unzeitig vor; — ſoll ich dafür ihm danken
Daß er, anmaßend, uns die Harmonie
Des ſchönen Ganzen frevelhaft zerſtört?
Bis zu dem Winkel ziſchet ihn zurück,
Aus dem er frech ſein leeres Haupt erhob!
Wie in der Welt kein Mißlaut hörbar iſt,
Sich alles ſtimmet zum Zuſammenklang,
Der den Geweihten überraſcht, entzückt:
So öffnet uns die Bühne eine Schöpfung,
In der ein jeder noch ſo ſchwache Laut
Harmoniſch in das Ganze klingen muß.

Es nützt jedoch die tiefſte Wiſſenſchaft,
Die hellſte Einſicht jenem Künſtler nicht,
Dem noch der träge Körper widerſtrebt,
Der, ungerufen, immer, wie von ſelbſt,
In Mienen, Gang, in Haltung und Bewegung,
Sich nach des Spielers Abſicht fügen ſoll.
Wer ängſtlich auf der Bühne ſelbſt noch ſinnt,
Im Wellenſchwung den Arm emporzuheben,
Jetzt mahleriſch den Körper hinzuſtellen,
Verloren iſt er! — Wahrheit und Natur,
Und Grazie — entflieht. Sein Spiel wird ſteif,
Wir wenden mißvergnügt den Blick hinweg.

Darum, mein ſchöner Freund verſchmähe nicht,
Durch Fechten deinen Körper dir gewandt,
Durch höhern Tanz geſchmeidig ihn zu machen.
Oft übe dich, nach Art der Pantomimen,
Die Leidenſchaften alle auszudrücken,
Wie ſie entſtehen, wachſen und verlöſchen.
Und findeſt du den gleichgeſtimmten Freund,
So nehmt bald dieſen, und bald jenen Stoff,
Um aus dem Stegreif frei ihn durchzuführen.
Das lehrt dich ſchnell den Augenblick erfaſſen,
Was man dir gibt, im Nu zurückzugeben,
Die Leichtigkeit, die Harmonie des Spiels;
Und zeigſt du dich auch nur im Lebenskreiſe
Gefällig, artig, fein, als Mann von Welt,
So wird, wenn du die Bühne dann beſteigeſt,
Dich Anſtand nie, dich Schönheit nie verlaſſen.

An der Jaquet hat man es laut gerühmt:
„Sie wäre vor der Gruppe Niobe's
„Entzückt, begeiſtert, lange dageſtanden,
„Um dann in Ayrenhof's Cleopatra
„Als Königin zu ſterben." Gut! Sie that's,
Um ihre Phantaſie mit jener Würde,
Mit jenem hohen Adel zu entflammen,
Der ſelbſt im Tod die ſtarke Seele hebt,
Gewiß doch nicht der bloßen Stellung willen.
Dem Künſtler kann ein Zeitpunkt nicht genügen,
Der Bild auf Bild in ſanftem Fluſſe zeigen,
Bei keinem ſtockend ſich verweilen ſoll. —
Denn einzeln, unverbunden, und zerſtreut,
Verrathen dieſe Bilder nur Gefallſucht,
Die ungeſchickt der Täuſchung uns entreißt.
Wie viele Klippen beut die Kunſt hier dar!
Doch wer ſie klug und feſt, wie Lange, meidet,
Dem ſchielt der Neid vergebens nach dem Kranze,
Der unverwelcklich ihm die Stirne kühlt.

Nur gar zu oft verſinkt in größre Fehler,
Wer allzu ängſtlich die geringern meidet.
Der will natürlich ſpielen, wird gemein,
Der ſtrebt nach Zierlichkeit, vergißt die Wahrheit,
Der, dem Natur ein Ohr für Wohllaut gab,
Behorcht ſich ſelbſt, verfällt in Kanzelton;
Der überläßt ſich ſorglos der Empfindung,
Und ſeine Reue kreiſcht, es brüllt ſein Zorn;
Der, um ſein Spiel mit Feuer zu beleben,
Mahlt mit geſchäft'ger Hand uns Berg und Thal,
Und unbarmherzig klopft er im Affect
Sich Kopf und Bruſt, und auch — die Schenkel wund.
Der endlich, nur auf hohe Würde ſinnend,
Schwimmt wie ein Gaſt im Bade langſam her;
Und ſenkt, und hebt ſich doch ſein Arm zuweilen,
Es iſt, man ſiehts, ein Uhrwerk, das ihn treibt.
Zur Bühne glaubt ein jeder ſich berufen;
Doch ach! — wie Wenige ſind auserwählt!

Ob die Natur den großen Mimen ſchaffe,
Ob er durch Kunſt ſich bilde, wird gefragt.

Viel ſchenkt Natur, mehr noch erwirbt die Kunſt.
Die Wohlgeſtalt, die ſchöne Mittelgröße,
Und edle Züge, die ſich ſtärker heben,
Sich aus der Ferne noch bedeutend zeichnen,
Ein ſprechend Auge, das nun fröhlich glänzt,
Nun feurig rollt, nun düſter ſich verſenkt,
Ein biegſames, helltönendes Organ,
Das rein die ganze Scala hören läßt,
Beweglichkeit und Kraft der Muskeln: — Freilich,
Das alles dankt ein Mime der Natur,
Die eigenſinnig ihren vollen Reichthum,
So, wie an Brockmann, ſelten nur erſchöpft.

Allein, die Kunſt ſiegt über die Natur,
Der hohle Ton, die hagere Geſtalt
Hat uns an Schröder's Helden nicht beleidigt.
Als Adamberger's Reitze ſchon verblühten,
War ſie darum als Gurli und Chatinka
Dem edlen Wiener etwa minder werth?
Die Kunſt verhüllet liebend die Gebrechen;
Wo nicht, umſtrickt ſie uns mit ihrem Zauber,
Daß wir des kleinern Mangels ganz vergeſſen.

Weit ſchlimmer wär's, wenn in des Künſtlers Geiſt
Nicht alles ſich harmoniſch wirkſam fände,
Wodurch der Mimen Werk zum Leben kommt. —
Ein helles Auge, ſo das friſche Leben
Im ſchnellen Fluge ſicher doch erhaſcht;
Die Phantaſie, die all' den ſchönen Reichthum
Vor ihren klaren Zauberſpiegel ruft;
Von Bild zu Bild auf freien Schwingen gaukelt,
Die Dichtungskraft, die Bilder zu verſchmelzen,
Was, abgeriſſen, mager uns erſcheint,
Als voll, als ganz, als lebend vorzuführen,
Zum Ideal die Einzelnheit zu heben,
Das Ideal zur Einzelnheit zu ſteigern,
Und ein Gefühl, das jedem Hauche klingt,
In jedem Ton ſich leicht und zwanglos ſtimmt,
Und dann der ſtrenge richtende Verſtand,
Der, ſich bewußt, das Unbewußte lenkt,
Der Drang nicht nur, der ach ſo viele täuſcht,
Nein, auch das immer rüſtige Vermögen,
Was vor des Mimen Geiſt lebendig wogt,
Im Bilde, jedem ſichtbar, darzuſtellen: —
Wer zählte wohl die Himmelsgaben alle,
Durch die ein Mime zaubernd auf uns wirkt?

O dreimal glücklich, wer mit reinem Sinn,
Mit ganzer Seele ſich Thalien weiht!
Sie bildet liebend ihn zum Menſchen aus.
Die goldne Zeit iſt lange ſchon vorbei,
Wo in des Lebens vielgeſchäft'gem Kreiſe
Der Menſch für jede Kraft den Spielraum fand,
Und alle übend alle auch genoß.
Von Eiſen ſcharfe Zeiten ſind gekommen,
Und ſie zerſtückten frech das Götterbild.
Von jenem heiſcht das Leben Körperkraft,
Von dieſem nur Verſtand, von keinem alles.
Da ließ die Kunſt erbarmend ſich hernieder:
Nur der, den ſanft ihr Odem neu belebt,
Hebt wieder ſich verjüngt als Menſch empor.

So ſegne deinen guten Genius,
Der, in der hellſten deiner Lebensſtunden,
Dir Luſt und Muth und Kraft zur Bühne gab!
Bewahre rein dein Herz! Laß dieſe Gluth,
Die dir für alles Große, alles Schöne
Im Herzen heilig flammt, ja nie erlöſchen!
Dem Tod iſt jedes Menſchenhaupt geweiht;
Wohl dem, der an ſo reiner Himmelsflamme
Sein Leben, ſich und Andern froh, verzehrt!
Was Göttliches im Menſchenbuſen lebt,
Was um die Welt den Sonnenglanz verbreitet,
Ans Licht die ſonſt wohl dunkeln Stellen fördert,
Daß hell und leicht der Lebensweg erſcheine,
Was gegen ein anſtürmend Unglücksheer
Dem Menſchen Muth und Kraft zum Kampfe beut,
Was ſelbſt im Tod' ihn frei noch ſinken läßt,
Das ruft, im Bilde, mächtig deine Kunſt
Aus jeder Zeit, aus jedem Stande vor;
Und ſey's ein König, ſey's ein Bauersmann,
Der nun in dir vor unſern Augen handelt,
Er zeige ſich in allem uns — als Menſch!

„Schon mancher, der als Held uns hoch erhob,
„War in dem Leben ein gemeiner Wicht."
Es ſey; allein wie tief er ſinken mochte,
Er fühlte doch den Gott in ſeiner Bruſt;
Es flammte ſchön in ihm die Sehnſucht auf:
Was ſeiner Phantaſie ſo groß erſchien,
Aus ſich heraus in Wirklichkeit zu bringen,
Und weil die Kraft zum Handeln ihm verſagte,
Wollt' er als Bildner liebend es erreichen. —
Der Unglückſelige! Ihm ſchwanden trüb
Im ew'gen Widerſtreit die Tage hin,
In Luſt und Rauſch blieb doch das Herz ihm leer.
Du, Max, du gleiche jenem Roſcius,
Den auch ein Ehrenmann, wie Cicero,
Vor dem geſammten Volk als Freund erkennt;
Wie auf der Bühne, ſei im Leben groß!

„Nicht Helden nur erſcheinen auf den Bretern;
„Oft hüpft ein Geck uns zum Gelächter hin,
„Oft ſchleichet leiſ' ein Böſewicht daher.
„Wie? holt auch hier der Mime ſich die Kraft
„Aus ſeinem reichen, liebevollen Herzen?"
Was zweifelſt du? Dadurch allein erhält
Zu ſolchem Spiel er Anlaß und den Reitz.
Nur, wer ein Ideal der höchſten Schönheit
Tief in dem ernſten Geiſte mit ſich trägt,
Er ſieht mit feinem Sinn, was unvermerkt
Aus ihren Kreiſen ſich hinaus verliert,
Und ſtellt das Feingefaßte fein uns dar;
Nur der mit Liebe an der Tugend hangt,
Entdeckt an ihrem Strahl mit voller Schwärze
Den Böſewicht, durchblickt ihm ſcharf das Herz,
Und wie er ihn aus voller Seele haßt,
Stellt er ihn haſſenswürdig Allen vor. —
Zeigt Scherz und Haß ſich in der ſchönen Kunſt
Wird Scherz vom Ernſt' und Haß von Lieb erzeugt.
Denn um das Zwergfell zwecklos zu erſchüttern,
Und zum Gefühl den Stumpfen aufzureitzen,
Bedarf man wahrlich nicht der Kunſt.

Wenn ſo daſſelbe höhere Gefühl
Dich jede deiner Masken wählen heißt,
Wird dich der Bühne Wechſel nicht zerſtreuen!
Und wenn du gleich von einer Leidenſchaft
Zur andern ſtürmſt, dich jetzt in dieſe Denkart,
Und nun in jene, wie ein Proteus, fügſt,
Dich auf der Bühne tauſendfach verwandelſt,
Verbleibeſt du im Leben doch ein Mann,
Gerade, feſt, und ohne Trug und Falſch,
Wie ſich Natur im ſteten Wechſel zeigt,
Und ewig doch ein' und dieſelbe bleibt,
Weil ſie nach ewigen Geſetzen wirkt.

Noch eines, Edler, und dann lebe wohl!
Soll dich dein neuer Prieſterſtand beglücken,
So lerne früh den Ueberfluß entbehren.
Dir quillt ein reicher Born von Seligkeit
Im Herzen auf, den Tauſende nicht kennen.
Bei dieſem Reichthum mißt man leicht den Tand,
Mit dem ſich Armuth ſelbſtgefällig ſchmückt.
Stets ſoll ſich frei und ſtolz ein Künſtler fühlen!
Drum, bläht vor dir ein reicher Geck ſich auf,
Und mißt er dich mit ſeinem dummen Blick,
Will er wohl gar als Gönner ſich bezeigen,
So ruf' ihm froh aus voller Bruſt entgegen:
„Behalt' dein Gold! die Kunſt belohnt ſich ſelbſt."

Wehrmannslieder*).

Oeſtreichs Landwehr.

„Habsburg's Thron ſoll dauernd ſtehen:
„Oeſtreich ſoll nicht untergehen!
„Auf, ihr Völker! bildet Heere!
„An die Grenze! fort zur Wehre!"
Solchen Ruf ließ Franz erſchallen
Aus der Ahnen Kaiſerhallen.

„Stolze Fahnen, die euch führen,
„Sorgte meine Hand zu zieren;
„Wo nur Feindeswaffen blinken,
„Laßt zum Siege ſie euch winken!"

---

*) Aus H. J. von Collin's Wehrmannsliedern. Wien, 1809.

Rief Ludwige, hieß dann fliegen
Stolz die Fahnen vor den Zügen.

Franzens und Ludwigens Brüder
Sanken vor dem Throne nieder,
Schwuren: „In des Kampfes Hitze
„Stehn wir an der Völker Spitze."
Schnell zur That ſieht man ſie eilen,
In die Völker ſich vertheilen.

Helden, reichbedeckt mit Wunden,
Haben willig ſich gefunden,
Ordnen raſtlos, kriegserfahren,
Froher Völker tapfre Schaaren:
Wiſſen ihre Kraft zu ſtärken,
Bilden ſie zu Kriegeswerken.

Ihres Muthes Adlerflügen
Will nicht kaltes Wort genügen;
Froh entflammen ſich die Brüder
An dem Klange ſtolzer Lieder;
Was aus tapfrer Bruſt ſie ſingen,
Tapfer werden ſie's vollbringen.

Weſt und Oſt und Süd und Norden
Send' auf uns nun Feindeshorden:
Ha! des Reiches weite Grenzen
Werden Bürger rings bekränzen,
Mit den aufgepflanzten Speeren
Tyrannei den Eingang wehren!

Welches Volk ſich ſelbſt empfunden,
Ward vom Feind nie überwunden;
Welches Volk dem Tod ſich weihet,
Wird vom Siege ſtets erfreuet. —
Alles opfert hohem Streben:
In dem Tode liegt das Leben!

Habsburgs Thron wird dauernd ſtehen;
Oeſtreich wird nicht untergehen!
Auf, ihr Völker! bildet Heere!
An die Grenze! fort zur Wehre!
Daß dem Kaiſer in den Hallen
Siegesjubel einſt erſchallen.

Kriegseid.

Wir ſtehn vor Gott,
Der des Meineids Frevel rächt,
Weiſ' und gerecht,
O hör' uns, Gott!
Wir ſchwören:
Zu löſen die theure Wehrmannspflicht;
Wir bedenken den Eid, und beben nicht,
Und ſchwören!

Wir ſtehn vor Gott,
Der des Urahnherren Thron
Schützet dem Sohn.
O hör uns, Gott!
Wir ſchwören:
Zu folgen des Kaiſers Herrſchermacht
Auf den Feind, in den Tod, zum Sturm, zur Schlacht;
Wir ſchwören!

Wir ſtehn vor Gott,
Der uns heil'ger Obrigkeit
Folgen gebeut.
O hör' uns, Gott!
Wir ſchwören:
Zu folgen der Helden Wink' und Ruf,
Die des Kaiſers Geboth zu Führern ſchuf;
Wir ſchwören!

Wir ſtehen vor Gott,
Der die Treu' in Obhut hat,
Straft den Verrath.
O hör' uns, Gott!
Wir ſchwören:
Auch gefangen in Qual und Feindeshand
Nie verrathen wir treulos Heer und Land!
Wir ſchwören!

Wir ſtehn vor Gott,
Der die Tapfern mächtig hält,
Feige zerſchellt.
O hör' uns, Gott!
Wir ſchwören:
Nie wählen für Tod wir Schmach und Flucht;
Uns beſiege nie feige Lebensſucht;
Wir ſchwören!

Wir ſtehn vor Gott
In der Schlacht, in Noth und Tod
Stehn wir vor Gott.
O hör' uns, Gott!
Wir ſchwören:
Wir halten zur Fahn' in heißer Schlacht,
Bis es Gottes Gewalt durch uns vollbracht;
Wir ſchwören!

Gebet.

Allmächt'ger Gott!
Du hauchſt, und neue Sonnen flammen;
Du winkſt, der Weltbau ſtürzt zuſammen!
O wende hold dein Angeſicht
Auf uns, die für das Vaterland
Ein heil'ger Eid zum Kampf verband;
Geh mit den Feinden ins Gericht!
Erhör' uns, Gott!

Allmächt'ger Gott!
Frech dringt der Feind in unſre Lande,
Hält ſchon für uns bereit die Bande;
Doch du haſt uns mit Muth beſeelt;
Dein Werk iſt unſers Wehrbunds Macht!
Stärk' uns, daß auch in heißer Schlacht
Sich jeder Tod für Knechtſchaft wählt.
Erhör' uns Gott!

Allmächt'ger Gott!
Was auch des Feindes Wuth nun dräuet,
Wie er voraus des Siegs ſich freuet,
Erhören wirſt du mein Gebeth!
Und drängt des Stolzen grimmig Heer
Zahllos heran, wie Sand am Meer,
Ein Hauch von dir: — es iſt verweht!
Erhör' uns, Gott!

Allmächt'ger Gott!
Belohnen wirſt du mein Vertrauen,
Mein froher Muth darf auf dich bauen;
Du hältſt uns — wir verzagen nicht!
Uns ſchenke, Herr, uns ſchenke Sieg!
Gerecht iſt unſer Nothwehrkrieg!
Sie treibt der Stolz, uns führt die Pflicht.
Erhör' uns, Gott!

Allmächt'ger Gott!
In wilder Schlacht, im Kriegsgetümmel
Fleh' ich mit frommem Blick zum Himmel:
O ſende Sieg mir oder Tod!
Wenn Oeſterreich nur glorreich ſiegt,
Der ſtolze Feind nur unterliegt,
Preiſ' ich noch, ſterbend, preiſ' im Tod
Dich, großen Gott!

Allmächt'ger Gott!
Bewahr' mein Herz vor Schuld und Sünden;
Dann darf mein Muth auf dich ſich gründen!
O Gott, o meine Zuverſicht!
Und wenn auch plötzlich Erd' und Welt
Einbrechend auf mich niederfällt;
Noch lebt mein Muth, noch wank ich nicht,
Und hoff' auf Gott!

Und hoff' auf Gott!
Und wenn zur Rechten und zur Linken
Auch tauſend Brüder niederſinken;
Ich hoff' auf Gott, und fechte noch! —
Und fallend hoff' ich, daß mein Blut
Dem Enkel ſichre Thron und Gut;
Ihn rette vor der Feinde Joch. —
Erhör' uns Gott!

Der Greis.

Mein Aug' iſt matt, mein Haar iſt weiß;
Ich ſchwacher, abgelebter Greis
Kann nicht zu Felde ziehn,
Und ſehne mich doch hin.

Scharf iſt dein Aug', und ſtark dein Leib,
Du biſt ein Mann, du biſt kein Weib,
Sohn, ſollſt zu Felde zieh'n;
Stürz' auf die Feinde hin!

Die Flinte halt' in feſter Hand,
Trag' ſie zum Ruhme, nicht zur Schand';
Der Tod nur raub' ſie dir;
Ich ſegne dich dafür!

Grad auf den Feind nur immer an,
Dort ſuche ſchnell dir deinen Mann:
Nur vorwärts ſey dein Blick!
Nie fall' er feig' zurück!

Durch Muth erweck' der Andern Muth,
Dir brenn' im Auge düſtre Glut,
Ein Donner ſey dein Wort!
So jag' die Feinde fort!

O Sohn, ſoll fließen dann dein Blut,
Verkauf es theu'r dein Heldenmuth!
Daß nicht umſonſt du ſtirbſt,
Dir Heldenruhm erwirbſt.

Steh feſt, ein Fels an deinem Ort!
Und jeder Hieb, nun hier, nun dort,
Treff' ſicher einen Feind,
Um den ſein Vater weint.

Und liegſt du todt dann auf dem Feld,
Gewahrt man leicht, du warſt ein Held;
Die Wunden ſind von vorn,
Die Miene zeigt noch Zorn.

Und iſt dann frei dein Vaterland,
Ich kinderlos am Grabesrand,
So ſchwach ich Greis dann bin,
Eil' ich aufs Schlachtfeld hin.

Auf ſeinen Hügeln ruh' ich dann,
Und rufe jeden Wandrer an:
Hier fiel mein wackrer Sohn,
Hier fand er Heldenlohn.

Und ſeufze, weine, klage nicht,
Bis mir das Herz im Leibe bricht;
Und ich vor Gottes Thron
Dann finde meinen Sohn.

Der Bräutigam.

Jetzt iſt es Zeit, die Trommel ruft,
Lieb Mädel, laß mich ziehn;
Die Fahne flattert in die Luft,
Muß zu den Männern hin;

Muß fort, als Wehrmann, in das Feld,
Es iſt beſchworne Pflicht;
Und wer nun Wort und Schwur nicht hält,
Der bleibt ein feiger Wicht.

Was weinſt du dir die Augen aus,
Machſt mir das Herz ſo ſchwer?
Bald dränge dir der Feind ins Haus;
Eilt' ich nun nicht zur Wehr.

Den Aeltern raubt' er dann das Brot,
Tränk' euren guten Wein,
Stürzt' euch in Jammer, Angſt und Noth,
Ins Elend tief hinein.

Vom Schlimmſten red' ich gar kein Wort,
Wenn Schurken mit Gewalt — —
Es treibt mich wie mit Spornen fort,
Und überläuft mich kalt.

Wenn an des leeren Hauſes Thor
Du ſtändeſt jammervoll,
Wohl rückteſt du mir Feigheit vor,
Und riefſt mit tiefem Groll:

„O hätteſt du das Land beſchützt,
„Nicht würd' ich troſtlos ſeyn,
„Nun ſieh, was dir die Feigheit nützt:
„Ich kann dich nimmer frey'n.“

Der Vorwurf bräche mir das Herz,
Weit würd' ich weg dann ziehn,
Mit Scham und Zorn, und Reu' und Schmerz
Durch Berg' und Thäler fliehn.

Und würd' es ohne mich vollbracht,
Und kämen ſie zurück,
Würd' ich dann bitter ausgelacht;
Mich höhnte Aller Blick.

„Schaut,“ riefen ſie, „den Burſchen an,
„Der heim beim Rocken ſaß;
„Iſt an der Dirn' wohl auch nichts dran,
„Die ſich der Wicht erlas.“

Ach, wir ertrügen nicht den Spott,
Und härmten ſtill uns ab,
Bis uns vereinte dann der Tod
Unrühmlich in ein Grab.

So laß mich ziehn. Am Sieges⸗Mahl
Soll unſre Hochzeit ſeyn;
Bei Pauken⸗ und Trompetenſchall
Will ich dich, Liebe, frey'n!

Dann rühmt dich jeder ins Geſicht,
Weil dich ein Held erlas,
Der über ſeiner Liebe nicht
Des Vaterlands vergaß.

Ruf an den Feind.

Feind, ha, du wagſt es, und dräuſt uns verwegen?
Siedend empört ſich mein feuriges Blut!
Nieder gebeutſt du die Waffen zu legen? —
Alſo nicht, Stolzer! noch hebet uns Muth!
Wenn bald der Feldruf ſchallet,
Ringsum der Donner hallet,
Zahlſt du die Frechheit mit ſtrömendem Blut!

Wähneſt du Männer in Feſſeln zu ſchmieden?
Thörichte Hoffnung! Wir ſtehn dir im Krieg;
Kaufen nicht ſchimpflich mit Freiheit den Frieden,
Hoffen nur Rettung von Waffen und Sieg.
Der Stahl in unſern Händen
Soll Oeſtreichs Schickſal wenden!
Sieg oder Tod! Mit dem Ruf' in den Krieg!

Träumſt du, wir würden uns beugen und kriechen,
Küſſen die ſchwere, die eiſerne Hand?
Knechtſchaft verknirſchen in heimlichen Flüchen,
Schalten dich laſſen im köſtlichen Land?
Du ſollſt bei uns nicht wüthen,
Du ſollſt uns nicht gebieten!
Schüttelt die Waffen in tapferer Hand!

Beſſer als Helden nun fechten und ſterben,
Löſen im Tode die heilige Pflicht,
Als in dem Joche des Feindes verderben,
Fühlen ſich Knecht — ein erbärmlich Gezücht!
Wenn wir dem Tod nicht beben,
Dann werden frei wir leben.
Kämpfet und ſterbet, und löſet die Pflicht!

Trommeln gerühret und Fahnen geſchwungen?
Muthig geſtürmet! — So endet die Noth.
Immer gekämpfet, gefochten, gerungen,
Jagt in die Feinde nun Schrecken und Tod!
Ihr Feinde ſollt erliegen,
Bei Gott! wir werden ſiegen!
Sieg nur befreiet; Sieg endet die Noth

Jenſeits der himmelan ſtürmenden Berge
Suchet euch Rettung in ſchimpflicher Flucht!
Wo euch die dräuende Feſte verberge,
Wo euch der rächende Donner noch ſucht,
Hinein, ihr wackern Brüder!
Bald ſingt ihr Siegeslieder.
Nieder mit ihnen! Ha! jagt ſie in Flucht!

Marſch.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Werde bald den Feinden kund!
Wenn die Schanzen, die wir ſchirmen,
Tollkühn einſt die Frechen ſtürmen;
Stürzend von den hohen Wällen,
Sie die Köpfe ſich zerſchellen,
Und die hochgethürmten Leichen
Bis herauf zum Bruſtbett reichen:
Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Macht ſich dann dem Feinde kund.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Werde bald den Feinden kund!
Wenn, umpflanzet von Kanonen,
Sie auf ſichern Höhen thronen,
Wie's auch hagelt, wie's auch knallet,
Was auch ſinket, was auch fallet,
Auf zur Höhe wir uns ſchwingen,
An den Leib dem Feinde dringen:
Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Macht ſich dann dem Feinde kund.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Werde bald den Feinden kund!
Wenn im wilden Schlachtgetümmel
Aus dem dichteſten Gewimmel
Ihre Fahnen wir uns ſuchen;
Unter Heulen, unter Fluchen
Sie nun weichen, ſie nun fliehen,
Immer vorwärts wir dann ziehen:
Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund,
Macht ſich dann dem Feinde kund.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Werde bald dem Lande kund!
Wenn des Feindes Stolz nun ſchweiget,
Tief vor Oeſtreichs Kraft ſich neiget;
Wir geſchmückt mit Siegeskränzen
Heim dann kehren von den Grenzen,
In der Tempel heil'gen Hallen
Lobgeſänge hoch erſchallen:
Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Ward dann auch dem Lande kund.

Schlachtruf

Zur Schlacht! zur Schlacht!
Oeſtreicher beugen nicht ins Joch
Die alte Kraft — ſie lebet noch.
Ob's Ernſt euch war mit euerm Bund,
Macht nun die ernſte Stunde kund.

Zur Schlacht! zur Schlacht!
Ihr Männer, die ihr euch bewehrt,
Zu ſchützen Weib und Kind und Herd.
Ha, jetzo gilt's! „Tod oder Sieg"
Iſt Wehrmannsruf im Wehrmannskrieg!

Zur Schlacht! zur Schlacht!
Mit Heldenmuth, mit Heldenkraft
Befreit das Land aus Feindeshaft!
Auf! Zahlt dem Feinde ſeinen Hohn!
Auf! Knechtſchaft iſt der Feigheit Lohn.

Zur Schlacht! zur Schlacht!
Vertraut der Kraft, vertraut auf Gott!
Entweder Sieger oder todt!
Und kommt der Tod, ſo kommt er gut;
Dir, Vaterland! dir Leib und Blut!

Wachfeuer.

Weib und Kind, ſchlaft wohl zu Haus!
Daß ihr ſchlafet, rückt' ich aus;
Wache hier in kalter Nacht,
Denk' an euch, ruf' ich mit Macht: —
Tod oder Freiheit!

Schon aus weiter Ferne klingt,
Tief ins Herz dem Krieger dringt
Brudergruß, den in der Nacht
Mann dem Manne ruft mit Macht: —
Tod oder Freiheit!

Wo die Wachenfeuer glühn,
Steht der Feind, und trotzt uns kühn;
Ruft hinüber durch die Nacht,
Wach' für Wache ruft mit Macht:
Tod oder Freiheit!

Wenn ihn Schauer dann befällt,
Bänger ſeine Bruſt ſich ſchwellt,
Schiebt er's auf die kalte Nacht,
Doch ihn ſchreckt des Rufes Macht:
Tod oder Freiheit!

Wenn bald Schlachttummult erbrauſt,
Kugelhagel ziſchend ſauſt,
Dann hinab in finſtre Nacht
Stürz' ihn unſers Rufes Macht:
Tod oder Freiheit!

Matthäus von Collin,

ein jüngerer Bruder des Vorigen, der auch auf ſeine Bildung einen vortheilhaften Einfluß ausübte, ward am 3. Mai 1779 zu Wien geboren und zeigte ſchon ſehr früh glückliche Anlage, ſo daß er bereits in ſeinem zwanzigſten Jahr den Text zu der Winter'ſchen Oper Calthon und Colmal lieferte. Er ſtudierte in ſeiner Vaterſtadt, erwählte die Jurisprudenz zu ſeiner Berufswiſſenſchaft, widmete ſich aber nebenbei ſehr eifrig der Philoſophie und Geſchichte und ward 1804 Doctor der Rechte, doch verließ er nach Auflöſung des deutſchen Reichs die juriſtiſche Laufbahn gänzlich und nahm 1809 eine ordentliche Profeſſur der Aeſthetik an der Univerſität zu Krakau an. Die Einnahme Krakaus durch die Ruſſen führte ihn 1810 nach Wien zurück, wo er von 1810 bis 1812 als K. K. Hofconcipiſt, dann aber als Profeſſor der Philoſophie an der dortigen Univerſität angeſtellt wurde. Im Jahre 1815 ward er Erzieher des Herzogs von Reichſtadt und widmete ſich dieſem ſchönen Berufe mit großem Eifer, ſo daß er ſich auch bewogen ſah, die Redaction der Wiener Literaturzeitung, (der nachherigen Wiener Jahrbücher) bald darauf niederzulegen. Ein gaſtriſches Fieber raubte ihn, zu früh für ſeine Freunde, am 23. November 1824.

Seine Schriften ſind:

Dramatiſche Dichtungen. Peſth, 1815—17. 4 Thle. (Enthaltend: der Tod Friedrich's des Streitbaren, der Cid, Marius, Calthon und Colmal, der Tod Heinrich's des Grauſamen, Bela's Krieg mit dem Vater, die feindlichen Söhne, Butes, der Streit am Grabe, die Küninger.) —

Cyrus und Aſtyages. Oper. Wien, 1818.

Nachgelaſſene Gedichte. Ausgewählt und mit biographiſchem Vorwort begleitet von J. v. Hammer. Wien, 1827. 2 Thle. 12. nebſt M. v. C's Portrait.

Einzelne Abhandlungen, Gedichte u. ſ. w. in den Wiener Jahrbüchern, von Hormayr's hiſtoriſchem Taſchenbuch u. ſ. w

M. v. Collin's Talent iſt, wie das ſeines Bruders, ebenfalls nur ein rhetoriſches; er ſteht in ſeinen Erzeugniſſen den Leiſtungen Heinrich Joſeph's von C. nach, obwohl der Dichter, mit Vorliebe vaterländiſche Stoffe zu ſeinen Dramen wählend, ſich vorzüglich nach Shakſpeare zu bilden und dieſem nachzuſtreben ſuchte. Es fehlt ihm nicht an Geſchmack und Würde, wohl aber an Leben und Wärme. Unter ſeinen kritiſchen Arbeiten ſind mehrere ganz vortrefflich, und er hätte hier Bedeutendes hinterlaſſen können, wenn er ſich dieſem Fache hätte hingeben und ihm alle ſeine Kräfte widmen wollen. — Wir theilen folgendes geiſtreiche Bruchſtück über Friedrich von Schlegel, bei dem der treffliche Verfaſſer leider vom Tode überraſcht wurde, als Beweis mit.

Ueber Friedrich von Schlegel.*)

Die in Folge der Ankündigung auf funfzehn Bände beberechnete Sammlung beginnt in den erſten zwey Bänden mit den wichtigen Vorleſungen über die Literatur. Die drey folgenden Bände enthalten des Verfaſſers Studien über das klaſſiſche Alterthum und die Theorie und Kritik der alten und neuen Poeſie. Der ſechste Band gibt die ſo einflußreich gewordenen Anſichten und Ideen von der chriſtlichen Kunſt; der ſiebente romantiſche Sagen und Dichtungen des Mittelalters; der achte und neunte aber die Gedichte: ſeit ihrer erſten Erſcheinung ein theures Eigenthum der Freunde der Poeſie. Der zehnte Band, die vermiſchten Schriften enthaltend, durch die für das Verſtändniß der Geſchichte des Geiſtes des Verfaſſers ſo wichtigen Fragmente einer der intereſſanteſten, iſt noch nicht erſchienen. (Dieſe Erwähnung bezeichnet die Zeit, wo dieſer Anfang geſchrieben wurde. Der zehnte Band iſt bekanntlich jetzt ſchon ſeit einiger Zeit erſchienen.)

Wie dieß bey Werken, welche die Theilnahme der Nation im Ganzen erwarten laſſen, nunmehr herkömmlich wird, erſcheint die Sammlung in mehreren Auflagen: um auch diejenigen zu befriedigen, welche ſich zu ſchämen anfangen, daß die deutſche Literatur, der anſtändigen Ausſtattung fremder Auflagen gegenüber, von dem Auslande als im Schmutze nachläßiger Preſſen groß geworden, ſich darzuſtellen genöthigt iſt. Es ſind nämlich durch die lobenswerthe Sorgfalt der Verlagshandlung fünf verſchiedene Auflagen des Werkes veranſtaltet, worunter drey von vorzüglicher Schönheit; aber auch die wohlfeilſte auf gewöhnlichem Druckpapier empfiehlt ſich noch durch Nettigkeit, und theilt den Vorzug ſtrenger Korrektheit mit den übrigen.

Es haben vielleicht manche, mit der Bildungsgeſchichte des Verfaſſers vertraute Freunde der Literatur gewünſcht, daß in dieſer Sammlung die Zeitfolge der Entſtehung der verſchiedenen Werke beobachtet würde, weil es von höchſtem Intereſſe iſt, einen ſo ſeltenen Geiſt in ſeiner Entwicklung ſelbſt zu beobachten, und die Stufenfolge einer ſo merkwürdigen Ausbildung mit ihm nochmals zu durchwandeln. Allerdings wäre dieß höchſt belehrend, und für die Geſchichte der deutſchen Literatur ſelbſt aufklärend geweſen; der Verfaſſer hat es aber vorgezogen, indem er mit den Vorleſungen über Literatur beginnt, das Reſultat unter ſich oft ſtreitender Anſichten, wie es ſich in ihm bey vollendeter Reife des Geiſtes feſtgeſtellt hatte, voraus zu ſenden, um damit allen Zweifel über das Eigentliche ſeiner Ueberzeugungen im Gebiete des Schönen ſchon im Beginn zu beſeitigen. Der Gewinn, welcher hieraus für das Verſtändniß des Geſammtſtrebens des Verfaſſers hervorging, iſt ſo groß, daß jener Wunſch dagegen billig verſtummt.

Als Friedrich Schlegel vereint mit ſeinem Bruder auf die deutſche Literatur einzuwirken anfing, war dieſe zwar keineswegs arm an rühmlichen Erzeugniſſen einer wahrhaft nationalen Poeſie und Kritik; aber theils ihrer eigenen Schätze unkundig, theils durch ein unziemliches einſeitiges Wohlgefallen an dem bereits erworbnen Beſitzthume in edleren Fortſchritten gehemmt und zu einer oberflächlichen nichtigen Selbſtüberſchätzung herabgeſunken. Das Uebel war durch die Gehaltloſigkeit der damaligen Kunſtkritik herbeygeführt worden, welcher die philoſophiſche Baſis fehlte; denn ſie hatte ſich von Muſterbildern der Poeſie ſowohl des Inlands als des Auslands, der neuern Zeit und des Alterthums willkürliche Begriffe des Schönen abgezogen, nach welchen ſie ſowohl die einheimiſchen Erzeugniſſe des Zeitalters beurtheilte, als auf die Bildung ſelbſt der Kunſtwerke nachtheilig und lähmend wirkte. Doch hatte die Nation, eine ſonderbare Erſcheinung, bey dieſem ſchlimmen Stande der Kunſtbeurtheilung im Allgemeinen, dennoch gerade im Fache der Kritik Heroen einziger Art aufzuweiſen, mit welchen ſich kein geehrter Geiſt der Nachbarvölker vergleichen durfte: Leſſing, Winkelmann und Herder Die Kritik Leſſings hatte edle Früchte getragen, indem ſie manches ſchätzbare Dichtertalent, beſonders im Schauſpiele, auf eine edlere Bahn führte; für die Fortbildung des Geiſtes aber zur Begründung einer umfaſſenden Schönheitslehre blieb ſie aus mancher Urſache unfruchtbar, und die Geſammtheit des Strebens dieſes einzigen Geiſtes blieb, bis Friedrich Schlegel ſeinem großen Vorbilde eine eigene tiefſinnige Unterſuchung widmete, unbegriffen; er ſtand in der deutſchen Literatur als eine Autorität da, aus welcher jeder nach Maßgabe der eignen Einſicht unhaltbare Regeln abſtrahirte, die man als Geſetze aufzwingen wollte, ohne ihre Unanwendbarkeit zu ahnen.

Winkelmann hatte ſeine Anſichten über bildende Kunſt bey dem größten Reichthume gepflogener Studien endlich mehr aus unmittelbarer Anſchauung gewonnen, als philoſophiſch in ſich erzeugt und ausgebildet. Seine erhabenen Ausſagen über das Schöne, welche zunächſt die bildende Kunſt trafen, litten zwar die Anwendung auf die Kunſt im Allgemeinen, oder forderten vielmehr dazu auf; und man darf ſagen, daß durch ihn zuerſt die Ahnung des Weſens der Schönheit wie eine Morgenröthe nach langer Nacht in den Gemüthern wach wurde; die Natur ſeiner Unterſuchungs- und Darſtellungsweiſe ſelbſt aber brachte es mit ſich, daß, ehe nicht andere, vorbereitende oder erklärende Unterſuchungen von anders ausgeſtatteten Geiſtern der Nation durchgeführt und vollendet waren, ſeine Ideen nur von den Ausgezeichnetſten der Nation erfaßt werden konnten, da ſie, eine gleichſam unvermuthete und überraſchende, in ihrem innerſten Weſen iſolirte Erſcheinung mehr durch die Kraft einer edlen und gereinigten Phantaſie, wie die Natur begünſtigten Dichtern ſie mitgiebt, als auf dem Wege der Unterſuchung dem Leſer ſich aneigneten. Zu dieſer ſchwierigen Auffaſſung Winkelmanns, zu welcher ſelbſt Leſſing ſich nicht berufen zeigte, war nun Herder, obwohl in Manchem von Winkelmann abweichend, wahrhaft ausgerüſtet, und im edelſten Sinne reich und glänzend begabt. Wir irren wohl nicht, wenn wir behaupten, daß ohne den Vorgänger Winkelmann, wenn auch der das Denken ſo gewaltig aufregende Leſſing vorausgegangen war, kein ſo die Weſenheit des Schönen erfaſſender Denker, wie wir ihn in Herder beſitzen, zum Vorſchein gekommen wäre.

Die Art aber, wie Herder die Winkelmann'ſche Schönheitslehre in ſich aufnahm und fortbildete, war die eines durchaus ſelbſtſtändigen Geiſtes. Er war ſo weit entfernt von jener Einſeitigkeit, zu welcher Winkelmann durch die ihm natürliche Hinweiſung auf helleniſche Kunſtbildung verführen konnte, daß er vielmehr das Schöne im Umkreiſe der Dichtung der ganzen Erde aufſuchte, älterer deutſcher Poeſie, inſofern ſie ihm bekannt wurde, Anerkennung gewann, und die Unterſuchungen über die Schönheit der Dichtung mit jener über die Schönheit des Lebens ſelbſt verband, deſſen Eigenthümlichkeit er bey den verſchiedenen Völkern der Erde würdigte.. Die Idee der Menſchheit, welche in Folge dieſer rühmlichen Arbeiten in ſeinem Gemüthe ſich bildete, ſtärkte ſeinen Geiſt für die ganze Folgezeit ſeines Lebens zu raſtloſer Bemühung, das menſchliche Daſeyn in deſſen Tiefen zu ergründen. Er hat, dieſen Zweck verfolgend, ſowohl den Weg der Philoſophie als der Geſchichte eingeſchlagen, und die Poeſie der Völker vorzüglich in dieſer Hinſicht gewürdigt. Von einem ſo hohen Standtpunkte aus hätte es, weil der Dichtung der würdigſte Inhalt und eigentliche Seele gegeben worden war, unmöglich bleiben ſollen, die Nichtswürdigkeit leerer Spiele für einen Gegenſtand der Poeſie zu betrachten, oder ſich in leeres Formelweſen zu verlieren. Wenn aber auch ein Kreis edler Geiſter aus dieſem neu aufgegangenen Lichte des Schönen Leben ſog, und andere durch das Studium Klopſtocks und der Griechen, oder dem Scharfſinne Leſſings folgend, gehaltvolle Werke gründeten oder beförderten, ſo war doch noch von den erſten falſchen Beſtrebungen nach einer Kritik der Schönen, der die Philoſophie fremd geblieben war, eine ſolche Maſſe der ſinnloſeſten Begriffe und ein ſolcher Wuſt inhaltsleerer Dichtung durch die Nation verbreitet, daß ihr Zuſtand in Hinſicht auf Poeſie troſtlos genannt werden durfte. Denn da man vor Leſſing und Klopſtock in der Literatur gleichſam nur verſuchsweiſe aufgetreten war, und mit jedem kleinen Produkte der Einbildungskraft einen mächtigen Sieg, des Apollo werth, feyern zu können glaubte, ließ ſich die Gewohnheit, große Freude an kleinen Dingen zu empfinden, nicht ſogleich beſeitigen — — —

Aus: Wiener Jahrbücher. Jahrg. 1824. S. 276.

Georg Friedrich Wilhelm Ferdinand von Cölln

ward 1766 zu Oertinghauſen im Lippe'ſchen, wo ſein Vater Prediger war, geboren, ſtudierte die Rechte und bekam nach vollendeter akademiſcher Laufbahn eine Anſtellung als Kammerreferendar in Minden. Nachdem er 1793 Krigsrath zu Poſen und 1800 Kriegs- und Steuerrath zu Glogau, 1805 aber Aſſeſſor bei der Oberrechnungskammer in Berlin geworden, erhielt er ſeine Entlaſſung weil er ſich geweigert hatte, den von den Franzoſen geforderten Dienſteid zu leiſten. Er kehrte nun nach Glogau zurück, trat als politiſcher Schriftſteller auf und griff die preußiſche Regierung keck und rückſichtslos in ſeinen Schriften an. Deshalb in Unterſuchung verwickelt und nach der Feſtung Glatz gebracht, wußte er ſich, ſeine leidende Geſundheit vorſchützend, die Erlaubniß auszuwirken, die Bäder zu Landeck zu gebrauchen, und entzog ſich von hieraus weiteren Maßregeln durch die Flucht. Durch Vermittelung des Saatskanzlers von Hardenberg ward die Unterſuchung niedergeſchlagen, und ihm der Aufenthalt in Berlin ſo wie eine Penſion bewilligt. Nachdem er noch eine Zeitlang bei der Verwaltung der Kloſtergüter angeſtellt worden, ſtarb er am 31. Mai 1820.

Zu ſeinen Schriften, unter denen viele anonym erſchienen, gehören:

Schleſien wie es iſt. Berlin, 1806. 3 Thle.
Vertraute Briefe über die innern Verhältniſſe am preußiſchen Hofe ſeit dem Tode Friedrichs II. Amſterdam, 1807.
Neue Feuerbrände. 12 Hefte. Amſterdam, 1807.
Wien und Berlin. Amſterdam, 1808.
Der Feldzug der Franzoſen 1806 und 1807. Leipzig, 1809.
Fackeln. Leipzig, 1811.
Die neue Staatsweisheit. Berlin, 1812.
Freimüthige Bätter für Deutſche. 5 Th. Berlin, 1815—18.
Wanderungen im Geiſte der Zeit. Berlin, 1816.
Rückblicke auf die Literatur der Jahre 1816 und 1817. 3 Thle. Berlin, 1819.
Hiſtoriſches Archiv. 5 Hefte. Berlin, 1819—20.
Neue freimüthige literariſche Blätter. Berlin, 1820. 12 Hefte. u. ſ. w.

Ein berüchtigter politiſcher Schriftſteller und Journaliſt der mit ſeltener an Frechheit ſtreifender Kühnheit, und auf eine nichts weniger als gründliche Weiſe die Gebrechen ſeiner Zeit und ſeines Landes angriff, Unwiſſenheit mit Arroganz paarte und wenig Beachtenswerthes leiſtete. Auch ſind ſeine Schriften bereits der Vergeſſenheit übergeben.

Vgl. Actenmäßige Rechtfertigung des Kriegsrathes von Cölln. Berlin, 1811. (Eine Art von Autobiographie des Verfaſſers. —

Daniel Georg Conrad von Cölln,

des Vorigen Neffe, ward 1788 ebenfalls zu Oertinghauſen geboren, ſtudierte in Marburg, Tübingen und Göttingen von 1807 bis 1810, habilirte ſich an der erſtgenannten Univerſität im Jahre 1811 und erhielt 1816 eine außerordentliche Profeſſur der Theologie daſelbſt. Im Jahre 1818 als ordentlicher Profeſſor der Theologie nach Breslau berufen, wirkte er hier mit großem Eifer und reger Thätigkeit. Er ſtarb als Conſiſtorialrath am 17. Februar 1833.

In deutſcher Sprache erſchien von ihm:

Zwei Antwortſchreiben an Schleiermacher. Leipzig, 1831.
Hiſtoriſche Beiträge zur Erläuterung und Berichtigung der Begriffe, Pietismus, Myſticismus und Fanatismus. Halberſtadt, 1830.
Ideen über den inneren Zuſammenhang der Glaubensvereinigung und Glaubensreinigung in den evangeliſchen Kirchen. Leipzig, 1824.
Ueber theologiſche Lehrfreiheit auf den evangeliſchen Univerſitäten u. ſ. w. (Gemeinſchaflich mit D. Scholz.) Breslau, 1830.
Viele einzelne Abhandlungen in theologiſchen Zeitſchriften u. ſ. w.

Ein ruhiger, gründlicher und gemäßigter Rationaliſt, hat ſich von Cölln vorzüglich um die altteſtamentliche Exegeſe und die geſchichtlichen Disciplinen der Theologie Verdienſte erworben, und ſtets mit Kraft und Würde ſich den Bemühungen der Finſterlinge in Sachen des Glaubens, entgegengeſtellt.

Conrad von Würzburg s. Minnesänger.

Carl Wilhelm Salice-Contessa,

ward am 19. Auguſt 1777 zu Hirſchberg in Schleſien geboren, erhielt eine ſorgfältige Erziehung im Vaterhauſe, beſuchte dann das Pädagogium in Halle, wo er ebenfalls ſeine akademiſche Laufbahn begann, die er ſpäter in Erlangen endete. Er widmete ſich jedoch nicht dem Staatsdienſte, ſondern zog es vor, anfangs in Weimar, dann in Berlin und zuletzt bei ſeinem Jugendfreunde Ernſt von Houwald auf Sellendorf in der Niederlauſitz und dann auf Neuhaus bei Lübben als Privatmann zu leben, doch beſuchte er häufig Berlin, wo er an den Folgen eines Lungenübels am 2. Juni 1825 ſtarb.

Er gab heraus:

Das Räthſel und der unterbrochene Schwätzer. Luſtſpiele. Berlin, 1809.
Der Findling und der Talisman. Berlin, 1810.
Der Todesengel; Haushahn und Paradiesvogel. Zwei Erzählungen. Berlin, 1815.
Erzählungen. 2 Bde. Dresden, 1819.

Gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder:
Dramatiſche Spiele und Erzählungen. 2 Thle. Hirſchberg, 1811—1814.
Das Bild der Mutter u. ſ. w. Berlin, 1818.

Mit de la Motte Fouqué und Hoffmann:
Kindermährchen. 2 Thle. Berlin, 1816.
Einzelne Luſtſpiele, Scenen, Skizzen u. ſ. w., in Müllners dramatiſchem Almanach, der Abendzeitung u. ſ. w.

Eine Sammlung ſeiner Werke beſorgte E. von Houwald, Leipzig, 1826 fgde. 9 Bde.—

Conteſſa war als Menſch höchſt liebenswürdig, anſpruchslos und gutmüthig und iſt in ſeiner anziehenden und beſcheidenen Perſönlichkeit vortrefflich von Hoffmann in deſſen Serapionsbrüdern unter dem Namen Sylveſter geſchildert worden. Als Dichter zeichnet er ſich vorzüglich im Luſtſpiel durch Natürlichkeit, Wahrheit, lebendige Auffaſſung und Entwickelung der Charactere und einen raſchen, witzigen und dabei äußerſt feinen Dialog aus. Seine Erzählungen erfreuen ſich einer äußerſt anmuthigen Darſtellung, warmer Empfindung, echten Gefühls und glücklicher Phantaſie. Aus allen ſeinen Schriften leuchtet überhaupt deutlich hervor, daß er den Dichter nicht von dem Menſchen trennte und ſein Inneres eine helle, reiche Quelle wohlwollender und edler Geſinnungen war. Sein Freund Ernſt von Houwald hat ihm ein würdiges biographiſches Denkmal geſetzt in dem fünften Bande der:

Denkmäler verdienſtvoller Deutſcher. Leipzig, 1830.

Der Todesengel.*)

Meiſter Trymms, des Goldſchmidts, Haus ſchaute nach dem freien Platz hin vor dem Dome. Der Wind hatte in der Nacht draußen ſein wildes Spiel, heulte durch die Thurmluken und warf den Regen an die Fenſter. Maria ſaß mit Frau Suſannen, ihrer Amme, beim Spinrad und ſang:

Der Wind fährt über die Haide
Wohl über ein offenes Grab:
Zwei blutige Herzen voll Leide
Die ſchaufeln ſie dort hinab.

„Was habt ihr denn heute mit euerm traurigen Liede?“ unterbrach ſie Suſanne. „Singt was Luſtiges, daß die Zeit vergeht.“

Maria holte tief Athem. „Mir iſt heut ſo bange,“ ſprach ſie, „als ſtünd' mir ein Unglück zu.“

„Es iſt heut der Sterbetag eurer Mutter,“ entgegnete Suſanna, und blickte nach einem Bilde von Mariens Mutter empor, welches an der Wand hing. — „Da ſeid ihr von jeher traurig geweſen. Doch denkt auch daran, daß ihr eine Braut ſeid, ſo mögt ihr wohl fröhlich werden.“

„Eine Braut, die ihren Bräutigam nicht kennt!“ ſeufzte Maria.

Indem trat Meiſter Trymm langſam zur Thür herein, ſtellte die Lampe auf den Tiſch und ließ ſich ſchweigend in den Lehnſtuhl nieder.

„Was fehlt euch, Vater?“ rief Maria: „Ihr ſeht ſo bleich aus.“

Meiſter Trymm antwortete nicht, ſondern ſchaute ſtarr vor ſich hin. „Wieviel iſt es an der Zeit?“ fragte er über eine Weile. — „Acht Uhr vorbei!“ erwiederte Suſanne. — „Acht Uhr!“ wiederholte er nachdenklich. „Vier Stunden alſo noch ſind dieſem Tage gegeben!“

„Wollt ihr nicht zu Nacht eſſen?,“ fragte Suſanne. „Oder ich ſollte wohl ſagen, zu Mittag; denn ihr ſteckt ja ſeit zwei Tagen wieder ohne Unterlaß in dem geheimen Kämmerlein und vergeßt Eſſen und Trinken bei euern über- oder unterirdiſchen Dingen.“

Meiſter Trymm ſchwieg eine lange Weile; endlich ſtreckte er die Hand nach ſeiner Tochter aus und ſprach: „Maria, mein Kind, komm' zu deinem Vater!“

Maria ſtand ſchnell auf und ergriff die dargebotene Hand freudig, obwohl heimlich verwundert über des Vaters ungewohnte Milde und Freundlichkeit.

„Uns ſteht heute Wichtiges bevor,“ hub er hierauf an. „Das Schickſal klopft an unſere Thür; die Zeichen ſtellen ſich wunderbar; doch kann ich nicht erforſchen, ob uns zum Heil oder zum Verderben. Allein halt' ich ſie mit dem Traum in der vergangenen Nacht zuſammen, da ich meinen Tod ſichtbar über unſere Schwelle ſchreiten ſah, ſo kann ich nicht anders glauben, als daß die Sanduhr abgelaufen und hente noch mein Ende nahet. Vielleicht, daß in dieſem Augenblick, wo ich mit dir ſpreche, der Todesengel ſchon zu meinem Haupte ſteht!“

Das bange Gefühl, welches Marien ſchon lange das Herz zuſammenpreßte, brach jetzt in Thränen hervor, und die Amme rief: „Was iſt das denn heute für ein ſchwarzer Tag? Beinahe kommt mir ſelbſt ein Grauſen an vor eurem Todesengel.“

Da ſchellte es draußen an der Hausthür. Maria ſchauderte ſichtbar zuſammen; Meiſter Trymm fuhr erſchrocken auf, und Suſanne nahm zögernd die Lampe und ging, nach dem ſpäten Beſucher zu ſehen. In dem Gemach blieb's todtenſtill, daß man den Holzwurm picken hörte. Die Hausthür ward endlich aufgeſchloſſen, eine fremde Stimme ließ ſich vernehmen, haſtige Schritte kamen die Treppe herauf, und Suſanne trat herein, einen Brief in der Hand.

„Da kommt euch Nachricht,“ rief ſie, „von euerm alten Freunde in Braunſchweig. Der Bote begehrt, euch ſelbſt zu ſprechen.“ Und hinter ihr herein ſchritt ein junger Mann von hohem Wuchs, wohlgekleidet, verneigte ſich und ſprach, zu Meiſter Trymm ſich wendend: „Herzlichen Gruß voraus von euerm werthen Freunde; was ſein und mein Begehr an euch iſt, das werdet ihr in dem Briefe finden.“

Der Alte brach den Brief, und überlas ihn ſchnell; ſein Geſicht erheiterte ſich, ſeine Augen funkelten, er ſprang auf, ging mit großen Schritten ein paar mal hin und her, und las dann wieder. „Das war es alſo,“ rief er aus, „das war's? Nun, Gott ſey geprieſen! Ja, das kann wichtig werden. Die Zeichen ſtanden uns zum Heil. Seid mir willkommen!“

Er hieß Suſannen das Nachteſſen beſchicken, Marien für des Gaſtes Bequemlichkeit ſorgen. „Ihr begehrt bei mir zu arbeiten?“ fuhr er dann wieder zu dem Fremden gewendet fort, doch öfters noch in den Brief ſchauend. „Nun wohl, ſeht zu, ob's euch bei mir gefällt. Meiſter Eckard weiß viel Gutes von euch zu ſagen. Ihr ſeid gern geſehen.“

„Seitdem ich ſoviel von euern kunſtreichen Arbeiten vernommen,“ entgegnete der Fremde, „beſonders ſeit ich den goldnen Becher geſehen, den ihr für Herzog Chriſtian gefertigt, hatte ich nirgend Ruhe: ich mußte euch ſelber kennen lernen.“

„Des werdet ihr nicht ſonderlich Gewinn haben,“ lächelte der Alte. „An einem rechten Kunſtwerk iſt allezeit mehr, als an dem Künſtler ſelbſt. Zudem iſt die Zeit ſchon ziemlich lange vorbei, wo ich mich ſolchem Treiben einzig ergeben hatte. Kinder vergnügen ſich an der Schaale, der reife Verſtand ſucht nach des Lebens goldnem Kern.“

Indeß ſie alſo ſprachen und der Fremde mit Verwunderung des Alten letzte Worte vernahm, ging Maria, ihres Vaters Befehl vollführend, ab und zu, und muſterte mit verſtolenen Blicken den ſpäten Gaſt. Es war ihr, als erhübe ſich ein ſeltſamer Streit in ihrem Innern, ſie fühlte ſich von ihm zugleich angezogen und zurückgeſtoßen; und ſo oft ſie das ſchöne, aber bleiche Geſicht, von dunkeln Locken umgeben, und die düſter glimmenden Augen betrachtete, konnte ſie ſich des Gedankens an den Todesengel nicht erwehren, von dem der Vater erſt geſprochen.

Seine Augen hafteten über Tiſche, wenn er ſich unbemerkt glaubte, einigemal auf ihr. Sie fühlte, wie das Blut ihr nach den Wangen ſtieg, und, gleich als erſchräck' es vor ſeinen Blicken, plötzlich wieder nach dem Herzen zurückfloh.

Meiſter Trymm war zerſtreut und eilte, und hatte kaum das Gebet geſprochen, als er Suſannen befahl, den Gaſt, der müde ſeyn werde von der Reiſe, nach ſeinem Schlafgemach zu geleiten. Er aber griff nach dem Schlüſſelbund, hieß ſeine Tochter zu Bette gehen und begab ſich nach dem Laboratorium.

Der Freund in Braunſchweig war auf höchſt wichtige Entdeckungen, und in der That dem ächten grün und güldiſchen Löwen auf die Spur gekommen, wie er dies vermöge ihres Vertrags und ihrer Freundſchaft in dem Briefe mitgetheilt, und Meiſter Trymmen brannte das Herz vor Verlangen, die Wahrhaftigkeit jener Verſuche durch den Schmelztiegel zu erproben, und vielleicht ſelbſt das Werk zur Auferſtehung zu bringen.

Als Frau Suſanne von der Begleitung des Gaſtes zurückkam, floß ihr Mund über von deſſen Lobe: ſie konnte kein Ende finden, ſeine Schönheit und Freundlichkeit zu preiſen; Maria aber ſeufzte u. ſchwieg, wandte Müdigkeit vor, und ſchlich nach ihrem Kämmerlein. Doch der ſchöne Todesengel hielt noch lange den Schlaf von ihren Augenliedern fern.

Alſo war nun Meiſter Trymms Hausſtand, der ſich ſeit dem Tode von Mariens Mutter immer mehr und mehr ins Enge gezogen hatte, wieder um eine Perſon vergrößert. Meiſter Trymm, der, andern Dingen ergeben, wenig Luſt mehr zur Betreibung ſeiner Kunſt verſpürte und dennoch ihrer bedurfte, war froh, einen willigen und geſchickten Arbeiter gefunden zu haben, deſſen Schultern er die läſtige Sorge für den Lebensunterhalt gänzlich auferlegen konnte; Frau Suſanne freute ſich, daß nun wieder ein neuer Trieb in das abgeſtorbene Leben kommen ſollte; Maria aber, der Einſamkeit und Beſchränktheit ſeit lange gewohnt, fühlte durch die Gegenwart des Fremden ſich in ihrem bisherigen Weſen ſeltſam geſtört und behindert. Das widerſtreitende Gefühl, welches ſie bei ſeinem erſten Anblick ergriffen hatte, wollte auch bei öfterm Beiſammenſeyn nicht von ihr laſſen; und obgleich ſein beſcheiden ehrerbietiges Betragen, ſein ſtiller Eifer, ihr zu dienen und gefällig zu ſeyn, die Neigung, die ſie wider Willen zu ihm hinzog, mit jedem Tage vermehrte, ſo hielt doch die geheime Scheu, die ſich allzeit abwehrend vor ihm ſtellte, mit jener gleichen Schritt; ja es ſchien, als ob beide wechſelſeitig aus einander Kraft und Wachsthum ſchöpften.

---

*) Aus C. W. Conteſſa's Erzählungen. Berlin, 1815.

So kam es denn, daß Wolf, der neue Hausgenoſſe, ſchon geraume Zeit mit Marien unter einem Dache lebte, ohne daß, außer Gruß und Gegengruß, oder etwa einem halblauten Dank für einen ſtumm geleiſteten kleinen Dienſt, irgend ein Wort zwiſchen beiden gewechſelt worden wäre. Ihm auf ſeiner Seite war Maria vom erſten Augenblick an als ein wundervolles Heiligenbild erſchienen, dem in ſtiller Andacht und frommer Ehrfurcht zu dienen, ſein Leben beſtimmt ſey, das ihm nun erſt zum wahren Leben aufgegangen dünkte. Die Vergangenheit, die ihm theils bei einem ſtrengen Vater, theils nach deſſen Tode, in drückender Abhängigkeit von der Außenwelt ziemlich freudenleer verſtrichen, kam ihm jetzt vor, wie ein ſtarrer Winter, ſeine Gegenwart aber wie ein herrlicher Lenz voll ſchwellender Knospen und Blüthen, voll Sehnſucht und heimlicher Ahnung, über dem Mariens Augen wie ein klarer blauer Himmel ſtanden, erweckend und belebend. Es war ihm, als ob ein neues Licht die Welt verklärte, und er wunderte ſich oft ſelbſt über die Bedeutung, die alles um ihn her gewonnen hatte. Beſonders aber ſchien ihm in der Kunſt ein neuer Morgen aufgeſproßt. Die Art, wie er ſie bisher betrieben, genügte ihm nicht länger. Er fühlte, daß ſie höhere Zwecke haben müſſe, als lediglich die Dienerin des armen Lebens zu ſeyn; er ahnte den gemeinſamen Urſprung, das gemeinſame Ziel aller Künſte, und es ergriff ihn ein heißer Trieb, etwas Würdiges hervor zu bringen, und was in ſeinem Innern glühend lebte, auch außer ſich darzuſtellen.

Um deſto verletzender mußten daher jetzt gerade die wunderlichen Reden Meiſter Trymms auf ihn wirken, der an allen Dingen zu tadeln fand, und was jenem das Höchſte dünkte, mit Geringſchätzung anſah, oder ſpottend in den Schlamm irdiſcher Verhältniſſe herabzuziehen ſuchte.

„Das klingt gut,“ — ſagte er einſt, als Wolf einmal ſeine Gedanken laut werden ließ; — „es iſt aber eitel Klang und nicht ein Kind mag ſich daran ſatt eſſen. Und wenn ihr euer ganzes Leben an eure ſogenannte Kunſt ſetzt, kein Menſch bezahlt's euch! Sie danken's euch nicht einmal. — Es iſt aber nur Spielwerk“ — fuhr er fort — „der bunte Staub gleichſam auf den Flügeln der Welt und weit entfernt von dem innerſten Weſen, das freilich nur wenigen Auserwählten gegeben ward zu ergründen.“

Mit ſolchen und ähnlichen Worten erregte er oft in Wolfs Innerm Widerſtreit und Unzufriedenheit, die ſich zuletzt aber allzeit gegen ihren Urheber kehrten, vor deſſen entweihendem Blick jener nun Gedanken und Empfindungen ſorgfältig in ſeiner Bruſt verſchloß, und treu ſeinem Streben und ſeiner Liebe ergeben blieb.

So waren wohl drei Monden hingegangen, als Meiſter Trymm, eines Abends ſich zu Tiſche ſetzend, freundlich zu ſeiner Tochter ſprach: „Nun, Maria, rüſte dich, deinen Bräutigam zu empfangen. Er wird in wenigen Tagen hier ſeyn.“ Maria erbleichte und ſchwieg; und indem ſie nach einer Weile die Augen ſchüchtern emporſchlug, ſah ſie, daß Wolf mit geſenktem Haupt und ſtarrem Blicke regungslos wie ein Steinbild auf ſeinem Stuhl ſaß.

„Du kennſt ihn zwar nicht,“ fuhr der Alte fort, „allein ich kenne ihn und hoffe, du wirſt zufrieden ſeyn mit meiner Wahl. Er iſt von ſtattlichem Anſehn, iſt wacker, und, vor allen Dingen, er iſt reich. Ich denke, einer ſolchen Dreieinigkeit kann der Himmel in der Ehe nicht fehlen.“

Wolf ſtand haſtig auf und verließ das Gemach. Meiſter Trymm fuhr in dem Lobe des Bräutigams fort und ordnete mancherlei zu ſeinem Empfang an. Maria hörte mit gepreßtem Herzen zu; und als ihr Vater endlich, wie er pflegte, gleich nach dem Eſſen hinweggegangen war, umfaßte ſie ihre Freundin Suſanne, legte den Kopf an ihre Bruſt und brach in Thränen aus.

„Armes Kind,“ rief Suſanne, „ich weiß wohl, was dir das Herz bricht. Ach, deine Mutter dort“ — ſie zeigte auf das Bild an der Wand — „ſie wußte auch davon zu ſagen. Gott behüte dich vor ihrem Schickſal!“ — Und damit ſie noch einmal umarmend, ging ſie hinweg. Maria aber, von einem ihr unbekannten Gefühl bedrängt und verwirrt, warf ſich, Troſt und Hülfe ſuchend, vor dem Bilde der geliebten Mutter auf die Knie und ſtreckte die Arme flehend nach ihm aus.

Das Bild ſchaute mit trüben, wehmüthigen Bicken auf ſie nieder, und wie das zitternde Licht der Lampe darüber hinlief, kam es ihr vor, als finge es an zu leben und ſich zu regen, und je länger ſie hinſah, deſto gewiſſer ward es ihr; ja es ſchien endlich die Lippen zu öffnen und mit ihr zu ſprechen, ſo daß ſie ein leichter Schauder überlief. Indem öffnete ſich hinter ihr die Thür; Maria ſprang erſchrocken empor und vor ihr ſtand Wolf, die Blicke zur Erde geſenkt. Maria ſchlug gleichfalls die Augen nieder, als ſie ihn gewahrte; ihr Herz klopfte, als wollt' es aus der Bruſt ſpringen, und ſo ſtanden ſie beide eine Weile ſich gegenüber. Endlich trat Wolf näher und ſprach mit zitternder Stimme: „Ich komme, euch Lebewohl zu ſagen. Ich muß fort und bitte euch, ihr wollet dieſes Kreuzlein, das ich für euch gearbeitet, auch von mir annehmen und meiner zuweilen gedenken.“

Er überreichte ihr dabei ein kleines Crucifix von Silber und Ebenholz und von der kunſtreichſten Arbeit. Maria zögerte, es anzunehmen. „Ich bitte euch, nehmet es doch von mir,“ ſprach er flehend. „Für euch war es von Anfang an beſtimmt; der Gedanke an euch hat ſich unter der Arbeit tauſendfach damit vereinigt und verſchmolzen, ja ihr allein einigen Werth gegeben, und niemand anderm kommt es zu.“

Maria nahm es aus ſeiner Hand; unter ihren geſenkten Augenliedern drängten ſich Thränen hervor, und mit leiſer Stimme ſprach ſie: „Ihr wollt von uns ſcheiden?“

Als er ihre Thränen ſah, ergriff er ihre Hand und bedeckte ſie mit heißen ungeſtümen Küſſen; bei ihrer Berührung aber ſchlug die lang verhaltene Leidenſchaft in unbändiger Flamme empor. Er gebot ſeinem Herzen nicht länger, umfaßte Marien und rief: „Mein biſt du, Maria, mein! Kein anderer ſoll dich beſitzen! Du biſt mein, und ſollt' ich dich durch ein Verbrechen erkaufen!“ — Maria ſah ihn erſchrocken an, und vor der wilden Glut, die aus ſeinen Augen brach, zurückbebend, ſuchte ſie ängſtlich ſich von ihm loszumachen. Da warf er ſich vor ihr nieder und bedeckte ſein Geſicht; und indem Maria von Angſt, Liebe und Mitleid gleich heftig bewegt, ſich in der Verwirrung zu ihm herabneigte, ihn aufzuheben, ſchaute er empor, ihre Lippen begegneten ſich, und im erſten Kuſſe zuckte ihr Leben in einander.

In demſelben Augenblick entſtand an der Wand, wo das Bild von Mariens Mutter hing, ein heller heftiger Schall, wie von einem Schlage. — Maria riß ſich erſchrocken aus Wolfs Armen; auch Wolf ſprang auf und ſchaute mit verſtörten Blicken um ſich. Es war, als ob eine bange Ahnung ſich wie eine Kluft zwiſchen beide würfe: keines wagte mehr den andern zu nahen.

„Das iſt mein Schickſal,“ ſprach Wolf mit Bitterkeit, „das überall ſtörend und zerreißend in mein Leben greift.“

Suſanne kam herein, des Vaters Rückkehr meldend; und da Wolf noch immer wie ein Gebannter auf ſeinem Platz blieb, nahm ſie ihn bei der Hand und zog ihn ſchnell durch eine Seitenthür mit ſich fort.

Meiſter Trymm trat mit ernſter Miene in das Zimmer, und nachdem er ſich geſetzt hatte, ſprach er: „Das war ein ſeltſamer Schlummer, der mich heute beim Leſen überfiel, als ich kaum angefangen. Mir träumte von deiner Mutter.“ Er ſah bei dieſen Worten nach dem Bilde empor. „Was iſt das?“ rief er aus, ſtand auf und trat mit Lampe vor das Bild.

Maria blickte hin und ſah nicht ohne Entſetzen, daß es, auf Holz gemalt, mitten von einander geſprungen war und die geliebten Züge der Mutter in ſeltſamer Entſtellung erſchienen. Meiſter Trymm ſchüttelte bedenklich den Kopf und ſprach: „Das trifft wunderlich zuſammen. Gott wende Unglück von uns!“

Die Ankunft des Bräutigams verzögerte ſich indes von Tag zu Tage; von Wolfs Abreiſe war die Rede nicht mehr, und das Verhältniß der Liebenden ging im Verborgenen den gewöhnlichen Gang und wurde immer vertrauter. Denn obwohl die Scheu, welche Wolfs erſter Anblick erzeugt hatte, Marien auch jetzt noch, oft in ſeinen Armen ſelbſt, überfiel und ſie empor ſchreckte, ja, obgleich das Bild der Mutter ihr jeden Tag mit einer ſtillen Warnung entgegen zu treten ſchien, ſo diente dieß der einmal erwachten Leidenſchaft, weit entfernt ihr ein Hinderniß zu ſeyn, vielmehr nur zu Vergrößerung ihrer Gewalt, und die Liebe drang ſchmerzlich und nicht ohne Kampf aber eben darum nur deſto tiefer in Mariens Herz.

Eines Sonntags, da Meiſter Trymm am Fenſter ſtand und Maria eben aus der Kirche kam, traf es ſich, daß ſie einen Handſchuh verlor, und Wolf, der nicht weit hinter ihr ging, lief geſchwind hinzu, ihn aufzunehmen, und ſo kamen beide neben einander auf das Haus zu. Frau Suſanne aber wollte die Gelegenheit benutzen und ſagte: „Nun, Meiſter, ſchaut! Das gäb' ein feines Paar.“

Meiſter Trymm ſah ſie finſter an. „Nimmermehr!“ fuhr er heraus. „Meiner Tochter ſteht Großes bevor, der Burſche aber iſt zur unglücklichen Stunde geboren.“

Indeſſen waren jene beiden ins Haus getreten und eine alte halb wahnſinnige Frau aus der Nachbarſchaft, die bei dem Volke für eine Wahrſagerin galt, blieb, eben vorbeigehend, unter dem Fenſter ſtehen, richtete ſich an ihrer Krücke empor und rief: „Gebt doch wohl Acht, Nachbar, daß euch der Wolf nicht das Lämmlein frißt!“

Meiſter Trymm ſchwieg; allein er beobachtete von nun an die Liebenden im Stillen und überraſchte ſie eines Tages Hand in Hand im vertraulichen Geſpräch. Sein Zorn entbrannte heftig gegen Marien, und auch Wolf würde ihm nicht entgangen, ſondern auf der Stelle aus dem Hauſe verwieſen worden ſeyn, wenn er nicht ſeiner noch ſo nothwendig bedurft hätte.

Ein reicher Kaufmann der Stadt nämlich hatte, an einer ſchweren Krankheit darniederliegend, dem heiligen Stephan, ſeinem Schutzpatron, ein ſilbernes Altarblatt gelobt und nach ſeiner Geneſung zu Verfertigung deſſelben den Meiſter Trymm erſehen, dieſer aber die ganze Arbeit Wolfen überlaſſen. Wolf war mit Eifer und Liebe daran gegangen, und der Alte hatte ihn noch mehr dadurch aufzumuntern geſucht, daß er ihm mehrmals während der Arbeit verſprach, den Lohn redlich mit ihm zu theilen, die Ehre aber ihm ganz allein zu überlaſſen. Das Werk war jetzt ſchon weit vorgerückt und der Vollendung nahe. Es ſtellte den Märtyrertod des Heiligen in hocherhabener Arbeit dar, und zeigte bei einem großen Reichthum an Figuren eine ſehr geſchickte Anordnung und höchſt kunſtreiche und vortreffliche Ausführung.

Da nun Wolf unter dieſen Umſtänden nicht entfernt werden konnte, ſo mußte ſich Meiſter Trymm damit begnügen, daß er Marien allen Umgang mit ihm unterſagte und Frau Suſannen die ſtrengſte Aufſicht anbefahl. Wolf aber ſtand in der Gunſt der letztern viel zu hoch, als daß ſie den Liebenden in der That ein ernſtliches Hinderniß in den Weg gelegt hätte. So gewann ihr Umgang durch den leichten Zwang und die nöthige Verheimlichung nur neue Reize, und der Frühling der Liebe trieb, mitten unter winterlichen Umgebungen und von Sturm bedroht, in ihren Herzen ſeine üppigſten Blüthen empor, alle Sinne mit ſüßen Duft berauſchend.

Doch nur kurze Zeit war dieſem Frühling gegeben und kein Sommer ſollte ihm folgen. Die Ankunft des Bräutigams fiel plötzlich wie ein tödtender Nachtfroſt in jenen Blüthenhimmel.

Meiſter Trymm trat eines Nachmittags mit einem Fremden herein, in reicher Kleidung, von vornehmem Anſtand, dem Anſehn nach nicht über die dreißiger Jahre hinaus, den er freudig als den lang’ Erwarteten ankündigte. Mariens Herz erbebte bei ſeinem Anblick. Sie zitterte. Der Fremde ſchritt auf ſie zu, und indem er freundlich ihre Hand faßte, ſprach er ſanft: „Ihr ſcheint zu erſchrecken vor mir. Erinnert ihr euch eines Freundes nicht mehr, der euch als ein Kind ſchon liebte und oft auf ſeinen Armen trug? Wahrlich, ſo viel auch die Knoſpe ſchon verſprach, ſo überraſcht mich doch die Anmuth der Roſe, die daraus emporgeblüht.“

Marie war keines Wortes mächtig, und ihr Vater ſprach: Laßt ihr nur erſt Zeit, ſich ſelbſt in dem neuen Verhältniß wiederzufinden. Sie iſt des Umgangs mit Männern nicht gewohnt.“

Der Freund zog einen Ring hervor und ſteckte ihn an ihren Finger. Es war ein Rubin in Form eines Herzens. „So vergönnt mir wenigſtens,“ lächelte er, „daß dieſer Ring durch ſeine Farbe und Geſtalt ein Wörtlein von mir zu euch ſpreche.“ Darauf entfernte er ſich mit ihrem Vater und ließ ſie in großer Verwirrung zurück. So hatte ſie ſich den Bräutigam nicht gedacht.

Herr Walter war ein fürſtlicher Diener und im Beſitz eines anſehnlichen Vermögens. Eine Beſtellung ſeines Herrn hatte ihm Meiſter Trymm bekannt gemacht, der gemeinſchaftliche Hang zu geheimen Wiſſenſchaften beide enger mit einander verbunden. Bei einem Beſuch vor mehreren Jahren ſah er Marien; und obwohl ſie damals erſt acht Jahr alt war, machte doch das wunderſchöne, fromme und freundliche Kind einen ſo lebhaften Eindruck auf ihn, daß ſelbſt eine lange mit ſeinem Herrn unternommene Reiſe denſelben nicht tilgen konnte, und er, nach ſeiner Rückkehr das Bedürfniß einer treuen Genoſſin in Freud’ und Leid verſpürend, ſich geradezu an Meiſter Trymm mit dem Begehren nach ſeiner Tochter Hand wendete, welchen Antrag auch dieſer um ſo freundlicher zu willen geweſen war, da er ſeinem durch alchemiſtiſche Verſuche bereits gar ſehr zurückgekommenen Hausweſen mittelſt eines reichen Schwiegerſohns wieder aufzuhelfen hoffte.

Maria ſtand noch auf demſelben Platze, wo der Bräutigam ſie verlaſſen hatte, als Wolf mit verſtörtem Geſicht und wilden Blicken hereinſtürzte. „Maria,“ rief er, „iſt es wahr!“ — Maria ſchwieg. Er faßte ihre Hand und ward des Ringes inne. Da ließ er ſie plötzlich los, wandte ſich ab und ſprach mit leiſer Stimme: „O ich Unglücklicher, ſo iſt es denn entſchieden! — Fahr’ hin, Seligkeit!“ fuhr er heftiger fort. „Der Himmel iſt verſchloſſen; die Hölle thut ſich auf.“ Er ergriff einen Seſſel, wie um ſich daran zu halten, ſank daran nieder und legte das Geſicht mit beiden Händen bedeckend, ſeinen Kopf auf den Sitz. Maria wußte nicht was ſie beginnen ſollte; ſie bat ihn aufzuſtehen und gab ihm die ſüßeſten Namen; da er immer noch in ſeiner Stellung verharrte, kniete ſie endlich neben ihm nieder, und den Arm um ſeinen Nacken ſchlingend, rief ſie ſchluchzend: „Ich bin ja dein, auf ewig dein!“ — Wolf ſchaute ſie lange an, dann drückte er wild ſeine Lippen auf ihren Mund: „Ja, du biſt mein!“ ſprach er. „Wer will dich mir entreißen?“ — Er ſprang auf und zog ſie mit ſich empor. — „In deinem Herzen iſt mein Leben feſtgewurzelt; und wer dich von mir reißt, der tödtet mich! — Leben um Leben dann! Wohl, es gilt!“

Maria, die aus ſeiner wilden Gebehrde Arges fürchtete, hielt ihn ängſtlich feſt. Er aber ſprach mit einem ſeltſamen Lächeln: „Sey ruhig, mein Kind; ich will bei deinem Vater um dich werben.“ Er küßte ſie noch einmal auf Stirn und Augen, und verließ das Gemach.

Maria zitterte nun vor der Rückkehr des Bräutigams; indeß er kam bloß, um ihr Lebewohl zu ſagen. Ein wichti- Geſchäft rief ihn noch deſſelben Tages von hinnen, doch hoffte er in zwei oder drei Wochen zurück zu ſeyn; der Tag der Vermählung wurde in ihrer Gegenwart feſtgeſtellt, und ihr Schweigen dabei für ihre Einwilligung genommen.

In dieſer Zeit traf es ſich, daß das Altarblatt eben vollendet war, und Wolf überlieferte es ſeinem Meiſter am andern Morgen nach des Bräutigams Abreiſe. „Es iſt gut und wohlgerathen,“ ſprach Meiſter Trymm, nachdem er es lange aufmerkſam betrachtet, und wollte ſich langſam hinwegbegeben; allein Wolf ſtellte ſich ihm düſter in den Weg und hielt um ſeiner Tochter Hand an. „Was ihr dort geſehen,“ fügte er hinzu, „überzeugt euch ſattſam, daß ich ein Weib ernähren kann. Maria liebt mich, und ich vermag nicht ohne ſie zu leben. So ſtehe ich denn nun zwiſchen Himmel und Hölle: ich flehe zu euch, rettet mich von dem Abgrund, den ich zu meinen Füßen ſchaue. Sprecht ihr nein, ſo bin ich verloren — und ich nicht allein!“

Der Alte blickte ihn verächtlich an, ſein Geſicht überlief rothe Glut, dann wurde er wieder bleich. „Man muß in der Welt über manch Ding hinweg,“ ſagte er endlich, ſpöttiſch lächelnd, „ſo werdet ihr auch über mein Nein hinwegkommen. Meine Tochter iſt zu etwas Beſſerem beſtimmt, als die Frau eines armen Goldſchmidts zu werden. Du aber mein Bürſchlein, biſt als ein armer Schlucker geboren, und wirſt nimmer auf einen grünen Zweig kommen, mit all deiner Kunſt! Es war eine unglückliche Stunde, die dich zur Welt kommen ſah!“ Und damit ließ er Wolfen ſtehen, durch deſſen Bruſt ſeine Worte wie glühende Schwerter zuckten.

Von dieſem Augenblick an ſchlich Wolf herum wie ein Träumender, erſchien nicht mehr bei Tiſch, ließ ſich überhaupt wenig im Hauſe ſehen, ſondern ſtreifte außerhalb der Stadt in Sturm und Schneegeſtöber umher; und ſo oft Marie ängſtlich beſorgt ihn fragte, was geſchehen ſey, gab er immer nur zur Antwort: „Sey ruhig, es ſoll alles noch gut werden.“

Indeſſen hatte Meiſter Trymm das Altarbild abgeliefert: es war in der Kirche aufgeſtellt worden; von allen Seiten kamen Leute herbei, es zu beſchauen und zu bewundern, und dem kunſtreichen Verfertiger wurde großes Lob und reicher Lohn zu Theil. Meiſter Trymm aber, ſeines Verſprechens uneingedenk, fand für gut, beides allein für ſich daheim zu nehmen, und Wolfen wie einen gemeinen Arbeiter mit einem geringen Stück Geld abzufinden. Obwohl nun dieſem in ſeiner jetzigen Stimmung weder Ehre noch Geld der Beachtung werth ſchien, ſo konnte ihm doch das unredliche Verfahren nicht entgehen, ſondern ſchärfte den Stachel, den des Alten zurückweiſende Antwort in ſeine Seele geworfen, und trieb den Groll gegen ihn, der in ſeinem Innern glimmend lag, in raſcher Glut empor. — Allein mit einem Male ſollte die ganze Lage der Dinge eine gewaltſame Aenderung erleiden.

Eines Morgens ſtellte ſich Meiſter Trymm nicht zum Morgenimbiß ein, wie er doch ſonſt pflegte; das Bett ſtand noch unberührt in ſeiner Kammer, und ob er gleich wohl öfters ſchon ganze Nächte in ſeinem Laboratorium zugebracht hatte, ſo machte doch jetzt ſein langes Ausbleiben Marien beſorgt, und ſie wagte ſich endlich, da es gegen Mittag ging, in Suſannens Begleitung nach dem Hinterhauſe, in welchem ſich die geheime Werkſtätte befand, und pochte an die Thür. Doch keine Antwort, keine Spur des Lebens innerhalb, wie lange ſie auch horchten, wie ſtark ſie auch klopften. Vergeblich wurde nun das ganze Haus durchſucht, Mariens Beſorgniß wuchs zur Angſt auf, und da auch Wolf nirgend zu finden war, mußte Suſanne endlich den Beiſtand eines Nachbarn erbitten, um die Thür des Laboratoriums mit Gewalt zu öffnen.

Nur einmal in ihrem Leben hatte Maria, faſt noch ein Kind, das Innere deſſelben geſehen, da ihr Vater einſt den Schlüſſel ſtecken gelaſſen; ſie erinnerte ſich, daß der Anblick zweier rieſenhaften Todtengerippe, mit großen Schwertern in der knöchernen Fauſt, ſie damals voll Entſetzen zurückgeſcheucht hatte, und in die bange Erwartung, mit welcher ſie jetzt der Oeffnung entgegen ſah, miſchte ſich ein geheimer Schauder.

Die von innen verſchloſſene Thür wich endlich der Axt, und wurde geöffnet. Unter einem ſchwarzen Vorhang, welcher im Hintergrunde des Gemachs den Eingang zu einem zweiten deckte, quoll ein dicker Rauch hervor, in demſelben Augenblick ſchlug auch die Flamme in die Höh', und die Todtengerippe zu beiden Seiten grinſeten, in Rauch und Feuer gehüllt, den Eintretenden gräßlich entgegen. Der Nachbar trat erſchrocken zurück, Maria bebte und faßte Suſannens Arm. Da kam plötzlich Wolf herbei, ein Gefäß mit Waſſer in der Hand; mit dem Geſchrei: „Feuer! Feuer! um Gotteswillen!“ drängte er ſich bei ihnen vorüber, riß ſchnell den brennenden Vorhang herab, der Nachbar lief auch hinzu, und ſie gewältigten das Feuer mit leichter Mühe. Doch als ſie nun beide in das hintere Gemach drangen, ſtürzte Wolf ſogleich wieder heraus, eilte auf Marien zu, die zitternd an der äußern Thür ſtand, ergriff ihre Hände in höchſter Angſt, und rief mit wild rollenden Augen: „Maria, um Gotteswillen hilf mir, rette mich, bete für mich! Ich kann ihn nicht anſehen!“ — Zu gleicher Zeit vernahm Maria den Angſtruf: „Um Jeſuwillen! er iſt todt!“ ſie hörte das Geſchrei Suſannens, die indeß auch hinzugeeilt war, lief, ſich losreißend, nach der hintern Thüre, ſah ihren Vater mit gräßlich entſtelltem Geſicht leblos am Boden liegen und ſank ohnmächtig nieder. Suſanne und der Nachbar wußten nicht, wem ſie zuerſt beiſpringen ſollten und liefen in der Beſtürzung von einem zum andern, bis endlich dieſer hinwegeilte, um Hülfe herbei zu ſchaffen, und jene Wolfen, der in ſtarrer Betäubung daſtand, ihr beizuſtehen antrieb, worauf er, wie aus einem Traum erwachend, Marien haſtig auf ſeine Arme nahm, ſie nach ihrer Kammer trug und dort zu den Füßen ihres Bettes knieend liegen blieb, bis es Suſannen gelungen war, ſie wieder ins Leben zurück zu rufen.

Als ſie die Augen aufſchlug, ſprang er empor: „Das iſt mein Himmel!“ rief er, „und keines andern bedarf ich weiter!“ Und als Suſanne von ihm verlangte, er ſolle nun ſeinem Meiſter zu Hülfe eilen, ſprach er: „Verlang mein Leben! nur das nicht; ich kann ihn nicht anſehen.“

Alle Bemühungen auch, Meiſter Trymm wieder zum Leben zu erwecken, waren unterdeß fruchtlos geweſen. Er war todt. Nach der Meinung des herbeigerufenen Arztes mußte er erſtickt ſeyn, und die Beſichtigung des Laboratoriums machte es wahrſcheinlich, daß der Tod ihn am Heerde bei Bereitung irgend einer verderblichen Materie getroffen, ſein Fall den Tiſch mit der brennenden Lampe umgeſtürzt und dadurch den darauf liegenden Teppich entzündet habe, an welchem das Feuer nun langſam fort glimmend, ſich bis zu dem Thürvorhang verbreitet und endlich durch den bei der Eröffnung der Thür entſtandenen Luftzug plötzlich in heller Flamme aufgeſchlagen ſey.

An ſeinem Begräbnißtage kehrte Herr Walter, Mariens beſtimmter Bräutigam, von ſeiner Reiſe zurück. Er begleitete wehmüthig ſeinen Freund zur Ruheſtätte, und da er bald inne wurde, wie nun die Sach' im Hauſe ſtand, trat er ernſt, doch freundlich vor Marien und ſprach: „Es war des Vaters Wille, mich mit eurer Hand zu beglücken, nicht der eure, wie ich jetzt erſt ſehe. Fern ſey es von mir, euch Zwang auflegen zu wollen. Das Glück der Ehe gedeihet nur im Sonnenſchein der Liebe. Möge es euch immer wohlgehen! möget ihr allezeit glücklich machend auch glücklich ſeyn!“ — Maria ſah eine Thräne in ſeinen Augen blinken; er reichte ihr noch einmal die Hand und ſchied dann von dannen.

Der Schreck hatte Marien eine Unpäßlichkeit zugezogen. Wolf wich nicht von ihrem Bett, und ſogar am Begräbnißtage hatte Suſanne ihn nicht vermocht, es zu verlaſſen, um ſeinem Meiſter das letzte Geleit zu geben. In dem Gefühl, daß Maria nun ſein, daß nun jedes Hinderniß ſeiner Liebe entfernt ſey, ſchien er allein wie in einem befreundeten Elemente leben zu wollen, und jede Berührung mit der Außenwelt, ja ſelbſt jeden andern Gedanken als feindlich zu vermeiden und zurückzuſtoßen. Ueberhaupt wurde mit jedem Tage auffallender eine ſeltſame Unruhe an ihm bemerklich, die wie ein böſer Geiſt ſich an ſeine Ferſen heftete. Oft mitten im Geſpräch verſtummte er, ſaß in ſich ſelbſt verſunken, die Blicke ſtarr auf einen Fleck gerichtet, ohne Regung da; dann jagte ihn plötzlich wieder irgend ein unbedeutendes Geräuſch empor, er ſchaute mit wild vollenden Augen erſchrocken um ſich, das Entſetzen lag auf ſeinem Geſicht und ſchüttelte ſeine Glieder wie im Fieberfroſt, und in Marien regte ſich wieder das unheimliche Gefühl bei ſeinem Anblick, welches nur eine Zeitlang geſchlummert hatte. Doch in ſolchen Augenblicken flüchtete er allzeit an ihre Bruſt, wie zu einem rettenden Aſyl; in ihrem Armen ſchien er ſich berauſchen, in den Wogen der Liebe untergehend ein gänzlich Vergeſſen ſeiner ſelbſt ſuchen zu wollen, und im Sturm der Leidenſchaft, in halbem Wahnſinn riß er das ſchwache Mädchen mit ſich fort.

Der Winter war indeß vergangen. Ein warmer Morgen lockte einſt Marien mit dem Geliebten aus dem engen Garten am Hauſe ins freie Feld. Der Frühling begann zu erwachen und ſchaute aus tauſend Knoſpenaugen ſchüchtern hervor, zu ihren Füßen und in den Lüften regte ſich überall junges Leben, die blauen Berge traten Marien wie alte Bekannte entgegen, die Bäume, traute Geſpielen ihrer Kindheit, nickten ihr freundliche Grüße zu, und in der Luft, die um ihre Wangen koſte, wehte der leiſe Athem der Erinnerung. Es war noch alles, wie ſonſt, und doch wieder wie ſo ganz anders, als damals, da ſie als fröhliches Kind, als unſchuldige Jungfrau auf dieſen Wieſen ſpielend und träumend ſich erging! Ihr Herz bebte in ſüßer Wehmuth und ſchmerzlicher Luſt. Sie zog den Gefährten zu ihrem Lieblingsplätzchen nieder, das ſchon im neuen Grün prangte, legte den Kopf an ſeine Bruſt und erleichterte das volle Herz in ſanften Thränen. Wolf ſchlang den Arm um ſie, blickte düſter hinaus in die freundliche Gegend und küßte von Zeit zu Zeit heftig ihre Hand.

„Wirſt du mich auch immer lieben?“ fragte Maria endlich leiſe.

„Bis in den Tod!“ entgegnete Wolf.

„Wirſt du auch allzeit bei mir bleiben?“ — fuhr Maria fort.

Wolf ſchwieg und ſchlug die Augen nieder. „Wenn nur dein Vater wollte!“ ſprach er endlich dumpf und leiſe.

Marie hob den Kopf und ſah ihn verwundert an. Indem erſchallte dicht hinter ihnen eine krächzende Stimme: „Laßt euch nicht von ihm anfaſſen, Jungfrau! Er macht euch blutig!“

Wolf ſprang erſchrocken empor. Die wahnſinnige Nachbarin ſtand vor ihm und ſchaute ihm grinſend ins Geſicht. — „Waſche deine Hände,“ fuhr ſie fort, „ſie ſind noch roth!“

„Wahnſinnige Hexe,“ ſchrie Wolf außer ſich, „was willſt du von mir?“

Die Alte zog unter ihrem Bruſttuch einige Veilchen hervor, reichte ſie ihm hin und ſprach: „Ich will dir Blumen ſchenken, die auf einem Grabe gewachſen ſind, daß du mir das Lämmlein da nicht frißſt. Halte ſie wohl unter Gewahrſam, denn ſie plaudern gar wunderliche Dinge. Was der Winter begraben, bringt der Frühling ans Licht. Sieh dich wohl vor!“

Marien überfiel ein Grauen vor der Alten und ihren Worten, Wolf faßte mit verſtörtem Geſicht ihren Arm. „Fort!“ rief er, „laß uns gehn! die Hexe macht mich ſelbſt noch wahnſinnig.“

Mit gellender Stimme hub die Alte an zu ſingen:

„Drei Klaftern in die Erde
Hat ſich der Fuchs verſteckt:
Der Jäger mit den Hunden
Der hat ihn doch gefunden,
Der Jäger mit den Hunden
Der hat ihn doch entdeckt.

Am Himmel ſtehen zwei Augen,
Die ſehen alles klar.
Es kommt ein lichter Morgen
Und was die Nacbt verborgen,
Es kommt ein lichter Morgen,
Wird alles offenbar.“

Wolf zog Marien haſtig mit ſich fort, aber noch lange hörte ſie das gräßliche Krähen hinter ſich drein erſchallen.

Seit dieſem Auftritte ſtieg Wolfs Unruhe mit jedem Augenblicke zu größerer Heftigkeit. Bald lag er zu Mariens Füßen und barg den Kopf in ihren Schooß, bald ſprang er wieder ängſtlich horchend auf, ſchaute aus dem Fenſter, als erwartete er jemand, und lief dann nach der Hausthür, um zu ſehen, ob ſie verſchloſſen ſey, und ſo trieb er es den ganzen Tag. — Am folgenden Morgen war er nirgend zu finden. Auf dem Tiſch in ſeiner Kammer lag ein Zettel mit folgenden Worten: Ich bin nicht mehr ſicher in deiner Nähe. Ich muß fort. Bleibe mir treu, Marie, ſonſt muß ich verzweifeln. Ich kehre bald zurück, dich als mein Weib heim zu führen. Gott beſchütze dich!“ —

Marie erſtarrte in ihrem innerſten Leben, als ihr Suſanne den Zettel überbrachte. Sprachlos, ohne Thränen, ſaß ſie und ſchaute unverwandt das unglückliche Papier an. Erſt als ſich Suſanne in Klagen und Schmähungen gegen Wolfen ergoß, kehrte ihr die Sprache zurück. „Er kommt wieder,“ rief ſie mit ungewöhnlicher Heftigkeit, „ich weiß es, er muß wiederkommen!“ — „Nun wenigſtens,“ fiel Suſane beruhigend ein, „wenigſtens wird er uns doch bald Nachricht von ſich geben.“ —

Allein träge ſchlich eine Woche nach der andern bei der Harrenden vorüber, und Wolf kehrte nicht wieder und gab keine Nachricht. Und da die ſechste vorüber war, mehrte ſich Mariens ſtiller Schmerz und ihre bange Sehnſucht, denn unter ihrem Herzen fing ein junges Leben an ſich zu regen.

Scheu entzog ſie ſich von nun an jedem fremden Blick und hätte ſich gern vor ſich ſelbſt verborgen. Nur am frühſten Morgen verließ ſie täglich das Haus, und ging nach dem nahen Dome, dort zu beten. Und ſo oft ſie an dem Altarblatt von Wolfes Hand vorüber ging, fühlte ſie die Pfeile, die des Heiligen Bruſt durchbohrten, auch tief in ihrem Herzen.

Als ſich ihr Zuſtand nicht länger verbergen ließ, entdeckte ſie ſich Suſannen. Die geringe väterliche Verlaſſenſchaft wurde verkauft, und beide zogen nach der fürſtlichen Reſidenz, wo Suſanne Verwandte hatte. Hier wurde Maria von einem Knaben entbunden und nannte ihn nach ſeinem Vater Rudolph.

In ſtrenger Eingezogenheit lebten die beiden Frauen von dem Ertrag ihres kleinen Vermögens und von der Arbeit ihrer Hände lediglich der Erziehung des Kindes. In Mariens Bruſt war allmählich die Hoffnung auf Wolfs Wiederkehr faſt ganz erloſchen und alle Liebe ihres Herzens, jede Kraft ihres Gemüths von nun an dem Knaben zugewendet, der, in wunderbarer Miſchung des Vaters und der Mutter Züge in ſich vereinend, unter ihrer Pflege und Obhut anmuthig und herrlich emporwuchs. „Das Kind iſt zu ſchön und zu klug,“ ſagte Frau Suſanne manchmal, „als daß es lange leben könnte!“ — „Wenn es Gott zu ſich nimmt,“ entgegnete Marie allezeit, „ſo iſt's zu ſeinem Heil, und ich hoffe zu ſeiner Gnade, daß er mich dann bald wieder mit ihm vereinen wird.“

Oft wenn ſie dem Knaben in die großen blauen, von ſchwarzen Wimpern umſchatteten Augen ſchaute, floſſen die ihren über von ſchmerzlicher Sehnſucht, nur einmal, einmal noch den Geliebten zu ſehn, daß ſie ihm ſeinen Sohn zeigen möchte. Aber er kam nicht. „Hättet ihr doch damals Herrn Waltern Gehör gegeben!“ ſprach Suſanne dann wohl. „Er war doch auch ein ſchöner Mann, und in ſeinen blauen Augen war ſo viel Treue und Gutmüthigkeit, und ſie ſchickten ſich beſſer zu euern, als Wolfs ſchwarze und düſtre. Gleich und gleich! ſo hab' ich mein Lebtag gehört; aus ſo ungleicher Paarung aber konnte kein Heil erwachſen,“ — Maria ſeufzte und ſchwieg.

So waren mehr als drei Jahre ſeit Wolfs Verſchwinden ſtill und ohne beſondres Ereigniß vorüber gegangen, Mariens einzige Geſellſchaft, Suſanne, ihr Kind und die Erinnerung an ſeinen Vater; ihre einzige Erholung, wenn es die Jahreszeit erlaubte, ein Spatziergang nach einer einſam gelegenen Meierei unfern der Stadt.

Hier ſaß ſie einſt auf einem Hügel hinter dem Garten; der kleine Rudolph lief hin und wieder und trug ihr Blumen zu, die ſie ihm in Kränze zuſammenflocht, als er auf einmal mit einem Lilienſtengel auf ſie zugelaufen kam. — „Wo haſt du die ſchöne Blume her?“ fragte Marie verwundert. „Da,“ ſprach der Knabe, „der Mann da hat ſie mir geſchenkt.“ Marie blickte hin und ein jugendliches, aber ſtark von der Sonne verbranntes Geſicht, mit wild um den Kopf hängenden ſchwarzen Haaren, guckte aus den Gebüſchen hervor. Maria erſchrak und ſtand haſtig auf. „Bleibt, Madonna, bleibt!“ rufte der fremde Jüngling — „ihr habt nichts zu fürchten.“ Er trat heraus, kreuzte die Arme über die Bruſt und blieb ſo in demüthiger Stellung ſtehen. Maria betrachtete ihn mit Verwunderung. Es war eine ſchlank aufgeſchoſſene Geſtalt und doch ſchien er kaum den Knabenjahren entwachſen.

„Erlaubt ihr, mich zu nahen?“ ſprach er endlich mit ſanfter Stimme. — Maria lächelte. Da ſchritt er auf ſie zu, ließ ſich vor ihr auf die Knie nieder und ſprach: „In meinem Vaterlande iſt ein Bild der heiligen Jungfrau, auf welchem ſie von Blumen rings umgeben dargeſtellt iſt einen Lilienſtengel in der Hand. Als Knabe habe ich oft zu ihm gebetet. Ich ſah euch unter den Blumen ſitzen, und daß auch die Lilie euch nicht fehlen möchte, hab' ich ſie aus jenem Garten ſchnell geholt.“

„Wer ſeyd ihr denn?“ fragte Maria erröthend und verlegen, und was führt euch hierher?“

„Ich heiße Antonio,“ entgegnete er lächelnd, „und was mich hierher geführt, das war mein Glück: ich habe gefunden, was ich ſuchte. Denn ihr ſeid es oder keine. Ihr ſeyd Maria.“

Indem kam Suſanne langſam den Hügel herauf. Antonio ſprang empor, und einen von Mariens Kränzen ergreifend rief er: das iſt der Oelzweig, den ich heim bringe! Alle Noth hat nun ein Ende. Gehabt euch wohl, Madonna, und wenn ihr glücklich ſeyd, ſo gedenkt meiner!“ Er zog ſich ſchnell in das Gebüſch zurück, Maria ſah ihm voll Erſtaunen nach, und da ſie nach ihrer Heimkehr, der ſeltſamen Erſcheinung nachdenkend, am Fenſter ſtand, glaubte ſie ihn in der Dämmerung noch langſam vor ihrer Wohnung vorbeiſchreitend zu erkennen.

Eine Ahnung regte ſich in ihrem Buſen, die ſie, oft getäuſcht, ſich ſelber geſtehn mochte, und die geheime Hoffnung, ſie vielleicht dort erfüllt zu ſehen, trieb ſie am andern Tage unabläſſig zu einem neuen Spatziergang nach der Meierei an. Doch ſchon um Mittag ſchwärzte ſich der Himmel, ein Gewitter ſtieg auf und löſte ſich in einen anhaltenden Regen.

Es war Abend geworden, Maria mit dem Knaben allein, der heut gegen ſeine Gewohnheit gar nicht zu Bett gehen wollte. Sie hatte ſich einen Augenblick nach einer anſtoßenden Kammer begeben und ihn in der Stube ſpielend zurückgelaſſen, als er ihr ſchnell nachgelaufen kam, ſie bei der Hand ergriff und freudig ausrief: „Komm, Mutter, komm, der Vater iſt da!“ Ein freudiger Schreck durchzuckte Marien. „Was träumſt du, Kind!“ rief ſie; doch der Knabe zog ſie ungeſtüm nach der Thür. Sie erblickte einen Mann von hohem Wuchs und Anſtand, in reicher Kleidung. „Das iſt der Vater nicht, mein Kind!“ ſprach ſie, und ſich gegen jenen wendend: „Wen ſucht ihr und was iſt zu euern Dienſten?“ Doch dieſer breitete die Arme gegen ſie aus und rief mit bebendem Tone: „Maria, du kennſt mich nicht mehr?“ Da erkannte ſie Wolfs Stimme; Gegenwart und Erinnerung, Freude und Leid griffen zu gleicher Zeit gewaltſam an ihr Herz, ihre Knie brachen ein, und ſie wäre niedergeſunken, wenn nicht Wolf hinzuſpringend ſie in ſeinen Armen aufgefangen hätte.

‚Maria!“ rief er ſchmerzlich aus, „kann dein reines Auge meinen Anblick nicht ertragen?“

Maria ſchlug die Augen auf, ſah ihn an, legte dann den Kopf an ſeine Bruſt und weinte heftig. „Du biſt lange geblieben!“ ſprach ſie ſanft.

„Ach, woran erinnerſt du mich!“ rief er. „Das war eine gräßliche Zeit, die hinter mir liegt. Ich habe mit ihr gerungen wie mit einem Tiger. Jetzt aber iſt mein blauer Himmel wieder offen und ein neues Leben beginnt.“

„Nun ſiehſt du, Mutter,“ hub jetzt Rudolph an, „ich wußte wohl, daß es der Vater war. Es hat mir's jemand dieſe Nacht geſagt, daß er heute kommen würde.“

„Und dieſer ſchöne Knabe?“ rief Wolf, „Maria, dieſer Knabe?“ — — —

„Er iſt dein,“ ſprach Maria leiſe und erröthend.

Da ſchloß Wolf den Knaben in ſeine Arme, hob ihn hoch empor und küßte ihn auf Mund und Stirne, und zwei große Thränen perlten über ſeine braunen Wangen. Er umfaßte die Mutter und das Kind zugleich; ſeine Augen, bald hierhin, bald dorthin gewandt, ſchienen ſich in ihrem Anſchaun zu berauſchen und er konnte ſeiner Luſt daran kein Ende finden.

Der Knabe lächelte freundlich und ſchlang, ledig aller Furcht und Scheu, ſeine Aermchen dem Vater und der Mutter um den Hals.

„O ihr Engel, ſprach Wolf, „ihr ſollt und werdet mich zurückführen in mein verlornes Paradies! Daß Gott mir dieſen Knaben ſchenkt, das iſt mir ein Zeichen, daß ich wiederum ſeiner Gnade theilhaftig werden ſoll.“

Suſanne trat jetzt herein und auch ſie erkannte Wolfen nicht; denn mehr noch, als ſeine ſtolzere Haltung, veränderte Kleidung und ſein ſonneverbranntes Geſicht, machte ihn ein ſtarker Knebelbart am Kinn und Oberlippe unkenntlich.

Als die erſten ungeſtümen Wellen der Freude und Ueberraſchung ſich gelegt hatten, begehrte Frau Suſanne zu wiſſen, warum er ſie und auf ſo lange Zeit verlaſſen, und wo er indeß geweſen ſey.

„Es giebt mancherlei,“ entgegnete Wolf mit ſchnell verdüſtertem Geſicht, „was man wohl thun, aber nicht ſobald ausſprechen kann; und wenn jedes Warum eine genügende Antwort aus dem Menſchen zerren wollte, möchte die hölliſche Meute leicht ſein Bischen Verſtand in Fetzen reißen.“

„Ich führte ſonſt Hammer uud Grabſtichel,“ fuhr er nach einer Weile fort, „jetzt führe ich das Schwert. Ich war ſonſt ein armer Schlucker und ſollte es bleiben“ — er ſchlug ein wildes Gelächter auf — „nun, er hat gelogen, denk' ich! — doch weg damit! Ihr zwingt mich Galletropfen in meinen Freudenwein zu gießen.“

„Nun nun,“ ſprach Frau Suſanne, „ich begehre ja nichts weiter zu wiſſen. Wenn ihr nur von nun an bei uns bleibt.“

Er ſchloß von Neuem ſeinen Knaben in die Arme, herzte und küßte ihn und rief: „Gott hat mir hier ein Zeichen ſeiner wiederkehrenden Gnade gegeben. Das wüſte Leben hat nun ein Ende. Ich will mir eine Heimath ſuchen, auf daß ich mein Weib hinführen möge.“

Der lockende Schlag einer Nachtigall ließ ſich dicht unter dem Fenſter vernehmen „Das iſt mein Antonio!“ ſprach Wolf zu Marien. „Du haſt ihn geſtern geſehen. Es iſt ein wackrer Burſch, mir treu ergeben, und auch du kannſt ihm vertrauen. Er ruft mich. Ich muß fort.“

Maria wollte ihn nicht aus ihren Armen laſſen und Frau Suſanne rief: „Noch immer keine Ruh und Raſt!“ — „Noch iſt es mir nicht vergönnt,“ rief Wolf, „zu kommen und zu gehen, wie meinem Herzen gelüſtet. Der Tieger iſt noch nicht todt. Doch morgen Abend bin ich wieder hier und hoffe länger zu bleiben.“

Er nahm Abſchied von Marien und dem kleinen Rudolph; und da er ſchon an der Thür war, wandte er ſich noch einmal, kehrte zurück, küßte den Knaben auf die Stirn, drückte Marien Hand an ſeine Bruſt und an ſeine Lippen und rief: „Ich bin ſolches Glücks nicht werth!“ und verließ darauf eilig das Gemach.

Als Suſanna von ſeiner Begleitung zurückkam, ſprach ſie kopfſchüttelnd: „Er hat ſich viel verändert und will mir nicht recht gefallen; ja wenn ich ſo ſein ganzes Weſen bedenke, wird mir faſt unheimlich zu Muth.“ Aber Maria hörte nicht, was ſie ſprach, denn ſie kniete vor dem Bilde der Mutter Gottes, welches auf einem Hausaltar in der Ecke des Zimmers ſtand, und ſendete heiße Gebete zu der hehren Vertrauten aller nun geendeten Noth und Schmerzen. In dem Gefühl des Dankes und der Freude war in dieſem Augenblick jedes andre untergegangen, und nur wie fernes Wetterleuchten zuckte, von ihr ſelbſt kaum bemerkt, ein leiſes Weh vorbedeutend an dem heitern Himmel ihrer Seele hin.

Wolf kam nun faſt mit jedem Abend. Er war größtentheils ſanft und ſelbſt heiter, und wie nach einem warmen Frühlingstage, nach anhaltendem Sturm und Regen, die Blume freudig ihre Blätter entfaltet und die Strahlen der lange entbehrten Sonne begierig einſaugt, ſo gab ſich ſein Herz der Gegenwart ſeiner Liebe hin. Nur zuweilen ſchien ihm eine ängſtliche Mahnung an ſeine übrigen Verhältniſſe, oder eine ſchreckende Erinnerung aus der Vergangenheit zu überfallen, was ſich dann durch ein plötzliches düſteres Verſtummen, ſeltſame Unruhe, oder auch wohl durch eine wunderlich luſtige Laune und eine Art wilden Schmerz kund gab, die Marie nicht an ihm gewohnt war und ſie jederzeit bis ins Innerſte mit bangem Grauen erfüllte.

Dem kleinen Rudolph ſchloß er ſich mit der innigſten Neigung an, und ſeine Liebe zu ihm wuchs mit jedem Tage. Er ſpielte mit ihm, er erzählte ihm Mährchen und Geſchichten, und der Knabe fand um ſo mehr Gefallen daran, da ſeine geiſtige Entwickelung ſeinen Jahren weit voraus gegangen war.

„Soll ich auch etwas erzählen?“ ſprach er einſt zu ſeinem Vater. „Von dem frommen Knaben, den Gott zu ſich nahm? Oder von dem böſen Räuber? Dem zerbrach eine große Perle, die er geraubt hatte, und ſein Mund that ſich auf zum Fluch; da ſah er in der Perle ein Bild, das ſtellte den Sohn Gottes vor am Kreuze. Du kennſt es doch?“ — Er lief nach der Kammer und kehrte mit einem kleinen Crucifix in der Hand zurück: es war daſſelbe, welches Maria einſt von Wolfen empfangen. — „Sieh, das iſt Gottes Sohn am Kreuze!“ fuhr der Knabe fort. „Und der Räuber ging in ſich und bereuete ſeine Uebelthaten, und betete und that Buße zwanzig Jahr, und Gott hat ihm verziehen um ſeines Sohnes willen.“

Wolf nahm das Crucifix, drückte es an ſein Herz und küßte es; Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, und er ſaß lange Zeit ſtumm in ſich ſelbſt verſunken. Endlich hob er das Kreuz in ſeinen gefaltenen Händen hoch empor, blickte zum Himmel und ſprach leiſe: „Um deines Sohnes Jeſu Chriſti willen!“

„Kennſt du es wohl noch?“ hub Maria nach einer Weile an.

„Ach, das war eine glückliche Zeit,“ entgegnete er, „da ich noch an dem Kreuzlein arbeitete, und Andacht, Liebe und Begeiſterung wie eine heilige Dreieinigkeit in meinem Herzen wohnten! Mit meinem Blute möcht' ich ſie zurück erkaufen; dort aber ſteht der Engel mit dem Flammenſchwert und weigert die Rückkehr dem Gefallenen.“

Frau Suſanne hielt das Geſpräch bei der Vergangenheit feſt, erinnerte Wolfen an manche kleine Begebenheit aus der erſten Zeit ſeiner Liebe, und wollte dabei, ſeine heutige Stimmung benutzend, einen nochmaligen Verſuch machen, ihm einige Erklärung, ſowohl über ſein bisheriges Leben und Treiben, als über die eigentliche Quelle der Geſchenke zu entlocken, die er faſt bei jedem Beſuche mit freigebigen Händen austheilte, die von Marien aber um ſo mehr mit einem geheimen Widerwillen angenommen wurden, da ſie in der That ſehr reich und koſtbar waren. Allein er wich allen Winken, Wendungen und verſteckten Fragen auch diesmal gefliſſentlich aus, und ſogar der Ort ſeines jetzigen Aufenthalts blieb fortwährend ein Geheimniß. Er kam allezeit in der Dämmerung, wohlbewaffnet, und entfernte ſich früher oder ſpäter, doch immer vor Mitternacht. Das Haus, worin Maria wohnte, lag in der Vorſtadt. Als Suſanne beim Weggehen fragte, ob er ſich denn nicht fürchte in der finſtern Nacht über Feld zu gehen, zumal da wieder ſtark von dem ſchwarzen Jäger geſprochen werde, und er ſich ſogar, wie verlauten wolle, in hieſiger Gegend habe ſpüren laſſen, ſah er ſie kopfſchüttelnd an und ſprach: „Mit dem iſt's vorbei! — Auch hat wohl,“ ſetzte er nach einer Weile hinzu, „der Menſch weit minder ſich vor Räubern zu fürchten, als vor den böſen Trieben ſeines eignen Herzens, die wie Gewappnete ihn auf der Straße des Heils überfallen und ihm ſein koſtbarſtes Kleinod den Frieden ſeiner Seele, rauben.“ —

Schon einigemal war bei heiterm Wetter die Meierei vor der Stadt zum Ort ihrer Zuſammenkunft beſtimmt worden, und ſo geſchah es auch heute für den andern Tag, da der Knabe großes Verlangen danach bezeigte. Am folgenden Tage indeß wandelte Marien eine beſondere Abneigung an, mit dem Knaben hinauszugehen, die noch dadurch verſtärkt wurde, daß dieſer ſchon vom Morgen an, ſich beklagt hatte und nur Suſannens Zureden und des kleinen Rudolphs anhaltende Bitten beſiegten endlich dieſen Widerwillen, welchem nicht bloß, wie ſie wohl fühlte, des Kindes Unpäßlichkeit zum Grunde lag, von dem ſie ſich aber ſonſt durchaus keine Rechenſchaft zu geben vermochte.

Wolf und Maria ſaßen auf dem Hügel hinter der Meierei Ein lauer Wind wehte von dem bewölkten Himmel; der Abend ſpielte mit Wolkenſchatten und goldnen Lichtern in dem weiten grünenden Thale, und wiegte ſich auf dem Spiegel des Fluſſes, der ſeine Wogen mit leiſem Rauſchen am Fuß der Anhöhe vorüber trieb. Stiller Friede breitete ſich über die Landſchaft und zog auch in Wolfs Buſen ein. Er umſchlang Marien, der Knabe ſpielte zu beider Füßen. Er theilte ihr ſeine Hoffnung mit, nun bald, wenn auch fern von hier, eine Heimath zu erwerben, wohin er ſie führen könne; er ſprach von ihrer häuslichen Einrichtung, und ſchmückte das Bild der Zukunft mit reichen Farben aus. Da erſchallte ein Geſang über ihnen, wie aus der Luft herab. „Meine Nachtigall!“ ſprach Wolf lächelnd. Maria ſchaute empor und erblickte den Antonio, der ſich ſingend in den höchſten Zweigen einer ſchlanken Tanne ſchaukelte. Er ſank:

Es wehen die Lüfte; wohin?
Es ziehen die Wolken: wohin?
Es ſchlägt die Sehnſucht die Flügel auf,
Gedanken und Wünſche beginnen den Lauf,
Es ſteht nach der Ferne wohl allen der Sinn
Und wiſſen doch alle nicht recht wohin.
Wohin? Wohin?

Bald darauf kam er herunter, begrüßte ſeinen Herrn und Marien und machte ſich mit dem kleinen Rudolph zu ſchaffen, dem er Blumen zutrug, Kränze flocht, in den dichten Laubkronen der Bäume ſchlanke Ruthen ausſuchte, und ſo, bald dahin, bald dorthin laufend, ſich immer weiter mit ihm entfernte. Wolf und Maria, im vertraulichen Geſpräch befangen, bemerkten es nicht. Plötzlich ſah Maria zwei bewaffnete Männer von wildem Anſehn aus dem Gebüſch hervortreten. Sie machte Wolfen aufmerkſam; er wandte ſich rückwärts, und halb erſchrocken, halb erzürnt, wie es ſchien, ſprang er empor und ging ſchnell den beiden Männern entgegen. Obgleich Maria wegen der Entfernung nichts von ihrem Geſpräch verſtehen konnte, ſo merkte ſie doch aus ihren heftigen Gebärden, daß ſie mit einander ſtritten Sie ahnte Schlimmes und wollte aufſtehen, den Antonio herbei zu rufen. Indem erſchallte von dem Ufer des Fluſſes herauf ein ängſtliches Geſchrei. Im ſelben Augenblick vermißte ſie mit Schrecken den kleinen Rudolph. Ihre Blicke flogen ſuchend nach nach allen Seiten. Auch Wolf hatte das Angſtgeſchrei vernommen; ſie ſah, daß er ſich umdrehte, die Hände voll Entſetzen zuſammenſchlug und dann wie ein Pfeil den Hügel hinab nach der Gegend rannte, wo es herzukommen ſchien. Sie folgte ihm eilig und machte ſich Bahn durch das Geſträuch, welches ihr die Ausſicht hinderte. Als ſie ins Freie trat, ſah ſie, wie Antonio ſich aus dem Waſſer ans Ufer emporrang und mit Wolfs Hülfe, der gerade hinzukam, den kleinen Rudolph nach ſich zog. Sie ſchrie laut auf und flog hinab. Der Knabe ſchlug eben unter Wolfs Händen die Augen wieder auf. Sie warf ſich über ihn und hob ihn an ihre Bruſt; Wolf faltete die Hände und ſchaute dankend zum Himmel empor; gleich darauf aber, als würde das Gefühl des Verluſtes, der ihn gedroht, erſt lebendig in ihm, riß er den Dolch aus ſeinem Gürtel und ſah ſich mit funkelnden Augen nach Antonio um. „Unglücklicher,“ rief er, „was haſt du gemacht!“ Erſchrocken fiel ihm Maria in den Arm; Antonio erzählte, wie er mit dem kleinen Rudolph am Ufer nach bunten Steinen geſucht, wie der Knabe plötzlich ausgeglitten und in den Strom gefallen, und wie er ihm auf der Stelle nachgeſprungen ſey und ihn bei den Haaren erhaſcht habe. „Als ich das Kind ſchreien hörte,“ ſetzte er hinzu, „und mich umſahe, war mir's faſt, als ſäh' ich eine ſchwarze Fauſt, die den Knaben in die Fluth hinunter zog; allein hier gab es nicht Zeit ſich zu fürchten, und ich hätte das Kind wohl dem Teufel ſelber abgerungen!“ Maria ſchauderte. Wolf reichte ihm die Hand und Antonio drückte ſie an ſeine Bruſt. Der kleine Rudolph weinte und zitterte vor Froſt in den triefenden Kleidern. Hier war nicht Rath noch Hülfe zu ſchaffen; die Leute in der Meierei waren alle noch auf dem Felde, und es blieb nichts übrig, als ſich ſchleunigſt auf den Weg nach der Stadt zu machen. Wolf zog Antonio'n zur Seite und redete heimlich mit ihm; dann nahm er den Knaben auf den Arm und trat mit Marien die Rückkehr an.

Je näher ſie der Stadt kamen und je mehr der Knabe klagte, deſto haſtiger beſchleunigte Wolf ſeine Schritte, ſo daß Maria ihm zuletzt nicht mehr zu folgen vermochte. Und da er an die erſten Häuſer kam, dachte er nur an ſein Kind und vergaß ſeine bisherige Vorſicht gänzlich und ſchritt die große Straße hinab nach Mariens Wohnung. Alle Leute aber, die ihm begegneten und den ſtattlichen Kriegsmann ſahen mit dem weinenden Kinde auf dem Arme, blieben verwundert ſtehen und ſchauten der fremden Erſcheinung nach.

Als er das Haus erreichte, ſandte er Frau Suſannen ſogleich nach einen Arzt aus, entkleidete ſelbſt den Knaben und brachte ihn zu Bett. Hierauf empfahl er Marien, die indeß auch gekommen war, die größte Sorgfalt, nahm Abſchied von ihr, weil ihn ein wichtiges Geſchäft rufe, und konnte ſich gar nicht von dem Knaben trennen, zu dem er mehrmals wieder zurückkehrte und ihn küßte und liebkoſte. Er verſprach den folgenden Tag wieder zu kommen.

Den kleinen Rudolph überfiel nun nach ſtarkem Froſt glühende Hitze. Der herbeigerufene Arzt erklärte, daß eine bedeutende Krankheit bevorſtehe, die zwar durch den heutigen Unfall nicht veranlaßt, in ihrer Heftigkeit aber ohne Zweifel dadurch vermehrt worden ſey.

Maria erinnerte ſich ihrer Abneigung gegen den Spaziergang, die ſie nun auf eine ſo traurige Weiſe gerechtfertigt ſah und machte ſich ſelbſt die bitterſten Vorwürfe. — Sie brachte mit Suſannen die Nacht ſchlaflos am Bette des kleinen Kranken zu, der in einem ruhigen Schlummer lag und von den ängſtlichſten Träumen gequält zu werden ſchien. Er ſprach im Schlafe und fuhr oft laut ſchreiend in die Höhe, bat dann, auf Augenblicke wachend, ſeine Mutter, ihm die Hand zu geben, und fragte nach ſeinem Vater.

Den andern Tag kam Antonio und brachte die Nachricht, daß ſein Herr nothgedrungen einige Zeit abweſend ſeyn werde, doch hoffe er, nicht länger, als acht Tage. Er ſchien unruhig und traurig, und als er ſcheidend Mariens Hand ergriff und ſie küßte, fühlte ſie eine Thräne darauf fallen.

Die Krankheit des kleinen Rudolph wuchs indeß mit jedem Tage. Ein wüthendes Fieber hatte ſeine ganze verzehrende Glut über ihn ausgegoſſen; er lag meiſt ohne Beſinnung und der Arzt fing an, bedenklich den Kopf zu ſchütteln. In einzelnen hellen Augenblicken verlangte er beſtändig nach ſeinem Vater. „Schicke doch nach dem Vater, liebe Mutter“— ſprach er oft mit matter Stimme — „daß er kommt und ſieht, wie krank ſein Kind iſt.“ — Ein andermal ſagte er: „Iſt denn mein Vater böſe auf mich, daß er nicht mehr zu mir kommen will. Was hab' ich denn gemacht?“

So verging ein Tag nach dem andern in Angſt und Sorge und ſchmerzlichem Verlangen. Schon war der ſiebente verſtrichen und Wolf ſäumte noch immer mit der Rückkehr. Auch Antonio kam nicht mehr. In den bangen Nächten, die Maria abwechſelnd mit Suſannen, bei dem Kranken verwachte, lag ſie oft ſtundenlang auf den Knieen vor dem Bilde der Mutter Gottes und flehte in Thränen und heißem Gebet, daß nur dieſer Kelch vor ihr vorübergehe. Das Leben des Kindes war durch tauſend Adern mit ihrem Herzen verwachſen, und wenn jener ſich losriß mußte dieſes verbluten.

In der Nacht vom achten auf den neunten Tag erwachte der Kranke mit einem Male aus der Bewußtloſigkeit, in welcher er ſeit mehr als acht und vierzig Stunden ununterbrochen gelegen hatte; er verſuchte ſich empor zu richten; Maria unterſtützte ihn. Er ſah befremdet in dem Gemach umher und ſprach: „Bin ich denn noch hier?“ — „Weine doch nicht, mein Mütterlein,“ fuhr er nach einer Weile fort, als er Mariens Thränen ſah — „mir iſt recht wohl; ich bin geſund. Ich war in einem ſchönen Garten, es ſtanden viel herrliche Blumen darin, kleine Engel ſpielten mit mir und pflückten die Blumen für mich: ich wollte ſie dir mitbringen. Wo ſind denn die Blumen?“ — Er ſah ſich darnach um Maria konnte ihm nur durch Schluchzen antworten. Er legte ſich wieder auf ſein Kiſſen zurück. — „Hier iſt's ſo finſter!“ ſprach er. „In dem Garten war ſchöner Sonnenſchein. Komm mit!“ — Er ſchloß die Augen und lag ſtill. Nach einer Weile ſchlug er ſie wieder auf und ſagte: „Wenn der Vater nicht bald kommt, wird er mich nicht mehr finden. Laß ihn doch holen. Er ſoll auch mit gehen.“ — Nun ſchloß er die Augen von Neuem und ſchien einzuſchlafen. Maria ſchöpfte friſche Hoffnung, da ſie ihn ſo ruhig ſchlummern ſah. Allein gegen Morgen zeigten ſich leiſe Zuckungen, die durch ſeine Glieder flogen und bald immer häufiger und ſtärker wurden. Maria weckte Suſannen. Der Knabe lag mit halb offenen Augen, doch, wie es ſchien, gefühl- und bewußtlos. Die Zuckungen ließen allmählig nach; Maria ſaß, von Angſt und Nachtwachen erſchöpft, faſt ohnmächtig im Lehnſtuhl; Suſanne trat von Zeit zu Zeit leiſe an das Bett und horchte auf den Athemzug des kleinen Kranken; alles war ſtill. Da, eben als das Morgenroth den Fenſtern gegenüber ſich entzündete, wurden die halb gebrochenen Augen des Knaben noch einmal lebendig und ſchauten glänzend um ſich. Er ſtrebte ſich aufzurichten; Suſanne wollte ihn unterſtützen, aber er ſank kraftlos zurück. „Iſt der Vater noch nicht da?“ ſprach er mit kaum vernehmlicher Stimme. — „Ich gehe. Komm bald nach, Mutter!“ Maria horchte und eilte an das Bett. Sein Blick hob ſich mühſam nach ihr, um ſeinen Mund flog ein leiſes Lächeln; er athmete tief auf, ſeine Augen brachen. Das Leben war noch einmal empor geflammt, ehe es ſich dem Tode ergab; jetzt aber zog der bleiche Friedensbote ſiegend ein und breitete ſich ernſt und ſtarr über das freundliche Kindergeſicht.

Ein dumpfer Schrei des Schmerzes rang ſich aus Mariens Bruſt; ſie taumelte in den Lehnſtuhl zurück und bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen. Suſanne neigte ſich über den Knaben und drückte ihm ſanft die Augen zu, dann kniete ſie weinend vor dem Bett nieder, faltete die Hände und betete. Maria aber hatte keine Worte und keine Thränen; ein ſchneidendes Weh zuckte durch Kopf und Bruſt, ihr Herz zog ſich krampfhaft zuſammen, doch weinen konnte ſie nicht. — Indem fielen der Morgenſonne erſte Strahlen in das Gemach, Maria hob die Augen empor, und da ſie die Sonne ſo freundlich und doch ſo kalt herein ſchauen ſah in ihrem unendlichen Jammer, konnte ſie den Anblick nicht ertragen, ſprang auf und verhüllte die Fenſter, dann aber warf ſie ſich über den Leichnam ihres Kindes, küßte die bleichen Lippen, und der ſtarke Schmerz löſte ſich endlich in Thränen und Klagen.

„Gott hat ihn zu ſich genommen,“ ſagte Suſanne, „in den himmliſchen Garten, den er ihm ſchon voraus gezeigt. Er wandelt in Licht und ewiger Freude, wir aber ſind noch in Nacht und Trübſal befangen.“

„So bitte Gott mit mir,“ entgegnete Maria, „daß ich meines Kindes letzten Wunſch erfüllen und ihm bald folgen darf!“

Als es gegen Abend ging, entkleideten beide unter tauſend Thränen den Knaben, wuſchen ihn und zogen ihm ein weißes Kleidchen an; darauf ſchnitt Maria alle Blumen von ihren Blumenſtöcken, die ſie ſonſt geliebt und gepflegt, und ſtreute ſie auf ſein Lager, einen Kranz aber von Rosmarin Myrthen und Roſen wand ſie um ſein Haupt. Der Tod hatte das leiſe Lächeln um ſeinen Mund, den letzten Abſchiedsgruß an die Mutter, nicht auszulöſchen vermocht, und ſo lag er nur wie im Schlummer von ſüßem Traum bewegt und mitten unter den Blumen nicht wie eine verwelkte, ſondern nur wie die ſchönſte und zarteſte, die ihren Kelch geſchloſſen vor der rauhen Nacht des Lebens. Da ihn Maria nun ſo liegen ſah, konnte ſie es nicht glauben, daß er wirklich todt ſeyn ſollte; es war ihr jeden Augenblick, als müßte er jetzt die Augen aufſchlagen, und ſie faßte ſeine kalte Hand und beugte ſich über ihn und lauſchte auf einen Athemzug. Aber das Leben und die Liebe, die ſonſt dem mütterlichen Herzen entgegengeklopft hatten in der kleinen Bruſt, waren auf immer hinauf geflohen zu dem ewigen Vater, von dem ſie ſtammten; kein Athem regte ſich mehr darin, keine Wärme kehrte in die ſtarren Glieder zurück, und der Schmerz überfiel Marien von Neuem mit verdoppelter Gewalt.

Da klopfte es leiſe an die verſchloſſene Thür. Suſanna ging zu öffnen, und herein trat Wolf. Maria ſchrie laut auf bei ſeinem Anblick und wandte ſich händeringend ab. „Was iſt hier vorgegangen?“ fragte er beſtürzt. „Was weint ihr? wo iſt mein Kind?“ — Niemand antwortete ihm. „So iſt er wirklich krank?“ fuhr er endlich fort. „Ach! ich wußte es wohl; mir war ſo bange.“ Er ſah in dem Zimmer umher und ſchritt dann auf das Bett zu. Indem erblickte er die Blumen auf dem Bett; eine gräßliche Ahnung zuckte durch ſeine Bruſt, er ſtand und wagte nicht weiter zu gehen; nur ſeine ſtarren Blicke flogen hinüber. Suſanna trat an ihn heran, faßte ſeine Hand und ſprach: „Sey ein Mann, Vater! Dein Kind hat dich verlaſſen. Es iſt bei Gott.“ Da ſtürzte er nach dem Bette hin und ſah die bleiche Lilie unter den Roſen, taumelte ſeitwärts an die Wand und verhüllte das Geſicht in ſeinen Mantel. So verharrte er lange Zeit. Endlich nahte ſich ihm Maria und ſchlang den Arm um ſeinen Hals, er hob den Kopf, ſah Marien an, dann zum Himmel empor, Thränen brachen aus ſeinen Augen, er neigte ſich ſchluchzend auf ihre Schulter, dann zog er ſie mit ſich an das Lager des Kindes und küßte die ſtarren kleinen Hände und die bleichen Lippen unzählige Mal. Maria kniete nieder und betete. Er warf ſich neben ſie und faltete gleichfalls ſeine Hände zum Gebet. Allein plötzlich verſiegten ſeine Thränen, eine wilde Glut loderte in ſeinen Augen auf, er ſchlug ſich heftig mit der Fauſt an die Bruſt und rief mit dumpfer gepreßter Stimme: „Nein, ich kann nicht beten! ich will nicht beten! ich darf nicht beten! Gott hat mich verworfen; er nimmt mir das Kind! Er will nicht meine Reue, noch mein Gebet! — Nun, du unerbittlicher Richter dort oben,“ fuhr er fort und ſprang auf; „ſo laß das Racheſchwert auf meinen Nacken fallen! ich halte ſtill.“ Er trat wieder an das Bett und betrachtete die Leiche. — „Ich hielt das Kind für ein Geſchenk von Gott, für ein Zeichen ſeiner wiederkehrenden Gnade und Verſöhnung. Ach, ich fühl’ es, die Liebe zu dieſem Kinde hätte mich wieder zum Menſchen gemacht, ſie hätte mich gerettet diesſeits und jenſeits! — Ich Wahnſinniger, hätt’ ich’s verdient? Ach, ich habe das Kind getödtet durch meine Nähe! Gott hat es weggenommen aus meinen blutbefleckten Händen, daß nicht mein Hauch ſeine Seele vergifte. Den letzten Stern hat er ausgelöſcht an ſeinem Gnadenhimmel und zeigt mir ſein Antlitz in dunkler Nacht.“

Maria nahte ihm ängſtlich und ergriff ſeine Hand. Er entzog ſie ihr raſch: „Faſſe dieſe Hand nicht an,“ rief er, „du Reine! Ich bin ein Ungeheuer, von Gott verworfen und verflucht. Meine Nähe bringt Verderben. Faſſe meine Hand nicht; ſie zieht dich mit in den Abgrund. Der Himmel iſt verſchloſſen; die Hölle thut ſich jauchzend auf. Sieh, dieſe Hand“ — er faßte Mariens Arm und zog ſie einige Schritte nach dem Fenſter mit ſich fort, ſeine Stimme arbeitete ſich keuchend aus der Bruſt — „dieſe Hand hat deinen Vater umgebracht!“ — „Gott der Barmherzigkeit!“ ſchrie Suſanne. Wolf ſtürzte wie ein Raſender aus dem Gemach.

Marien hatten ſeine letzten Worte bis ins innerſte Leben erſtarrt; ſie ſtand wie ein ſteinernes Bild des Entſetzens. Suſanne näherte ſich ihr endlich beſorgt, und führte ſie nach dem Lehnſtuhl. Sie ließ alles mit ſich geſchehen, ſaß ruhig und ſtumm, nahm an nichts mehr Antheil und antwortete auf keine Frage Suſannens. Eben ſo ließ ſie dieſe am folgenden Tage alle Anſtalten zu dem Begräbniß des Kindes treffen und bekümmerte ſich nicht weiter darum. Nur als der Sarg zugemacht und fortgetragen werden ſollte, ſtand ſie auf, küßte ihr Kind noch einmal, hob dann Augen und Hände zum Himmel empor und ſchien zu beten, bis der Sarg geſchloſſen war; darauf kehrte ſie zu ihrem Sitz zurück. — Dort blieb ſie fortwährend ruhig und ſtumm, die ſtarren Blicke auf einen Fleck gerichtet; jede Verbindung ihrer Seele mit der Außenwelt war abgebrochen, und nur mit Mühe konnte Suſanne ſie bewegen, einige Nahrung anzunehmen.

Wolf ließ mehrere Tage nichts von ſich hören; endlich erſchien Antonio und brachte die Bitte ſeines Herrn, daß es ihm vergönnt ſeyn möchte, Marien noch einmal zu ſehen, wenn ſie anders ſeinen Anblick noch ertragen könne. Da ſchien Maria wie aus einem ſchweren Traum zu erwachen, ein leiſes Roth ging an den blaſſen Wangen auf. „Er ſoll kommen!“ ſprach ſie, „Ich will ihn nicht verlaſſen.“

Und da Antonio, mit ſchmerzerfüllten Blicken ſie betrachtend, noch vor ihr ſtehen blieb, reichte ſie ihm wehmüthig lächelnd die Hand. Sein Mund haftete mit einem langen Kuſſe auf der Hand, dann drückte er ſie an ſeine Bruſt und eilte raſch hinweg.

„So wollt ihr auch jetzt noch nicht von ihm laſſen?“ rief Suſanne aus. „Nach allem, was er euch geſtanden?“ — „Ach, der Unglückliche!“ ſprach Maria. „That er’s nicht um meinetwillen? Drum bin ich feſt an ihn gebunden; der Himmel hat ſich von ihm abgewandt, die Welt ſtößt ihn aus, nirgends auf der weiten Erde iſt ein Plätzchen, da ſein Haupt ruhen könnte, als an dieſer Bruſt; d’rum will ich ihn nicht verlaſſen, ich will bei ihm bleiben, ich will ihn ſchützen vor Verzweiflung und ſeine Seele retten.“

Bald darauf trat Wolf herein. Maria ſtand auf und ging ihm wankenden Schrittes entgegen; doch als ſie ihm in das bleiche und entſtellte Geſicht ſchaute, blieb ſie unwillkührlich ſtehen und bedeckte ihre Augen mit der Hand. — „Auch du wendeſt dich von mir, Maria?“ begann Wolf. „Ach, laß mich nur einmal noch in dieſen Himmel ſchauen, da jener mir verſchloſſen, nur einmal noch laß mich deine Stimme hören, dann will ich ja gehen.“

„Nein, Wolf,“ ſprach Maria leiſe, „wohin du geheſt, ich gehe mit, ich bleibe bei dir, bis ich ſterbe.“ — Sie reichte ihm die Hand: er ergriff ſie haſtig und drückte ſie an ſeine Bruſt; dann ſchaute er zum Himmel empor und rief: „Dank ſey dir, Gott der Gnade, du biſt kein unverſöhnlicher Richter! — Maria, du retteſt mich von Verzweiflung; du wirſt mich auch wieder auf den Weg leiten zu Gott.“ — Seine ſtarren Züge belebte ein Strahl von Hoffnung und Freudigkeit. Er entdeckte Marien, daß ſeines Bleibens nun hier nicht länger ſey; und wenn ihr Entſchluß feſte ſtehe, ihn zu begleiten als ſein rettender Engel, ſo ſolle ſie morgen ſich bereit halten; er werde kommen, ſie abzuholen.

Sie ſprachen noch einige Worte über die Reiſe; er gedachte ſich nach Italien zu wenden. Doch die gewohnte Vertraulichkeit war entwichen; ihre Blicke mieden ſich; eine Hand drängte ſich zwiſchen ihre Herzen. Wolf fühlte ſchmerzlich den bangen Zwang und ſchied bald von dannen.

Maria fragte Suſannen, ob ſie mitgehen oder bleiben werde. „Ich hätte es freilich lieber geſehen, ihr wär’t auch geblieben,“ erwiederte Suſanne, „doch da ihr nun einmal euer Loos gezogen, ſo will ich’s mit euch theilen, gleich viel, ob es ſchwarz oder weiß iſt. Ihr werdet einer treuen Freundin wohl bedürfen.“

Am folgenden Tage war Suſanne geſchäftig, alles zu ordnen und zuzuſchicken zu der Reiſe. Maria half ihr dabei, doch verfiel ſie während dieſes Geſchäfts öfters wieder in denſelben Zuſtand von Geiſtesabweſenheit, der Suſannen ſchon früher geängſtigt hatte. Mitten in dem, was ſie eben thun wollte, hielt ſie plötzlich inne, blieb ohne Regung ſtehen, die Augen ſtarr auf einen Fleck gerichtet, und ſchien, gänzlich in ſich ſelbſt verloren, nichts mehr zu wiſſen von dem, was außer ihr war.

Da alles bereit ſtand, kleidete ſie ſich zum Ausgehen. „Wo wollt ihr hin?“ fragte Suſanne. Heftiger, als ſonſt ihre Art war, rief ſie: „Du fragſt? Soll ich den keinen Abſchied nehmen von meinem Kinde?“ — In dem Augenblick erhob ſich ein großes Getümmel auf der Straße. Suſanne öffnete das Fenſter und ſchaute hinaus. Ein Trupp Bewaffneter, von einer Menge Volk umgeben, bewegte ſich in langem Zuge die Straße herauf; mit jedem Augenblicke mehrte ſich der Haufe, aus allen Fenſtern und Thüren ſchauten Neugierige und weit voraus flog von Mund zu Mund die Nachricht, „Sie bringen den ſchwarzen Jäger! Sie haben den ſchwarzen Jäger gefangen.“ Auch Suſanne wandte ſich zu Marien und ſprach: „Den ſchwarzen Jäger haben ſie gefangen!“ Maria erſchrack, ſie wußte ſelbſt nicht warum. Indeß war der Zug immer näher gekommen; Suſanne lehnte ſich weit zum Fenſter hinaus und immer weiter; auf einmal aber fuhr ſie zurück, ſchlug die Hände über ihrem Haupte zuſammen und ſchrie voll Entſetzen: „Gott ſey uns gnädig! Er iſt’s! er iſt’s! Da bringen ſie ihn!“ — Maria flog nach dem Fenſter; ihr erſter Blick fiel auf Wolfen, der mit gebundenen Händen, von Soldaten umgeben, vorüber geführt ward. Er hob die Augen nach ihr — mit einem gräßlichen Schrei ſtürzte ſie zur Erde nieder.

Maria war, aus der langen Ohnmacht erwachend, in eine ſchwere Krankheit gefallen. Den ſo kurz hintereinander wiederholten Schlägen des Schickſals hatte die Natur endlich unterlegen.

Als der erſte Eindruck des Schreckens vorüber war, fing Suſanne an zu fürchten, daß die öftern Beſuche Wolfs nicht unbemerkt geblieben ſeyn, und deshalb ſie ſowohl als Maria in das gerichtliche Verfahren gegen jenen verflochten werden könnten. Schon vor einiger Zeit hatte ſie Herr Walthern Mariens ehemaligen Bräutigam, auf der Straße begegnet, doch ohne deſſen gegen Marien zu erwähnen; jetzt erfuhr ſie auf ihre Nachfrage, daß er nach einer langen Abweſenheit vor Kurzem zurückgekehrt, und bei Hofe und in der Stadt hoch angeſehen ſey. Sie entſchloß ſich, nach einigen Tagen ihn aufzuſuchen, ihn zu Mariens Schutz, und wenn es möglich, zu Wolfs Rettung aufzufodern.

Herr Walther erſchrack heftig, als er das Schickſal Mariens vernahm. Er befragte Suſannen über alle nähern Umſtände, und verſprach, bei entſtehendem Verdacht ſein ganzes Anſehen zu ihrem Beſten zu verwenden, ja ſich ſelbſt im Nothfall mit Gut und Leben zum Bürgen ihrer Unſchuld zu ſtellen: zu Wolfs Rettung hingegen ſey wenig Hoffnung, doch wolle er ohne Verzug um eine Unterredung mit dem Gefangenen anhalten.

Dies geſchah noch an demſelben Tage. Als Herr Walther in das Gefängniß trat, ſaß Wolf auf ſeinem Strohlager, das Geſicht mit beiden Händen bedeckt. Bei dem Geräuſch des Eintretenden hob er den Kopf und ſah jenen lange ſtarr an, dann legte er die Hand an die Stirn, wie einer, der ſich auf etwas beſinnt: ein Strahl von Freude dämmerte in ſeinen Augen auf. „Seyd ihr nicht Herr Walther?“ begann er mit matter Stimme. „Ach ja, ihr ſeyd es, ich beſinne mich nun auf alles. Es gab eine Zeit, da ich euch nicht gern ſah; jetzt erfreut mich euer Anblick. Euch ſendet Gott. Nun darf ich nicht mehr in Sorgen ſeyn um Marien; ihr habt ſie einſt auch geliebt und werdet euch ihrer annehmen.“ — Herr Walther gab ihm das feierliche Verſprechen, daß er für ſie ſorgen werde, wie für eine geliebte Schweſter, und bezeigte dann ſein Verlangen, ihn zu retten, wenn es möglich ſey. Wolf ſchüttelte den Kopf. „Mein Leben könnt ihr nicht retten,“ ſprach er, „und ſollt es auch nicht verſuchen, wenn euch das Heil meiner Seele lieb iſt. Gott hat es verworfen; es muß vertilgt werden von der Erde. Ich will die Strafe diesſeits dulden, daß der Tod mich rein waſche von meiner Schuld, und Gott mir Barmherzigkeit angedeihen laſſe jenſeits.“

Da er Walthers Wunſch bemerkte, die Geſchichte ſeiner letztern vier Jahre zu vernehmen, erwies er ſich nach einem kurzen Bedenken bereit, ihm zu willfahren, indem er äußerte, daß er ja nun nichts mehr zu verſchweigen habe.

Er erzählte hierauf ſeinen erſten Eintritt bei Meiſter Trymm, das Erwachen ſeiner Leidenſchaft für Marien und ſeiner Begeiſterung für die Kunſt, und wie Meiſters Trymms Geringachtung der letztern und ausſchließende Anbetung des Goldes zuerſt den Saamen des Widerwillens gegen denſelben in ſeine Bruſt geworfen, der ſpäter, da der Alte ſeine Abſicht auf Marien inne geworden, unter deſſen beſtändigen verächtlichen Aeußerungen über ſeine Armuth, ſchnell um ſich greifend, empor gewachſen, ſich bald in Haß verwandelt und endlich das Verbrechen als Frucht getragen habe; wie Walthers Ankunft ihn in Verzweiflung geſtürzt habe, die unerträgliche Vorſtellung von Marien in eines Fremden Armen ihn unabläſſig wie ein böſer Geiſt verfolgt, Mariens weiche Seele, zu jedem Wiederſtand unfähig, ihm ihre endliche Einwilligung als gewiß befürchten laſſen, und wie ihm durch Vorſpiegelung der Hölle, der Tod des Vaters als einzige Rettung erſchienen ſey.

„Der Alte hatte mir,“ fuhr er in ſeiner Erzählung fort, „wie er denn öffters gegen mich mit ſeiner geheimen Wiſſenſchaft zu prahlen pflegte, einſtmals ein ſilbernes Büchslein gezeigt, darin war ein graues Pulver, deſſen Dämpfe, wie er ſagte, auf der Stelle tödteten. Nun mußte es ſich begeben, daß ich in einer Nacht, da ich auf meinem Lager keine Ruhe finden konnte, mich hin und wieder treibend auf den Hof des Hauſes gerieth und in dem Hintergebäude, wo des Meiſters Laboratorium befindlich, durch die halb vermauerten Fenſter noch Licht ſchimmern ſah. Eine Menge wild durch einander wirrender Gedanken erhob ſich alſobald in meinem Kopfe; es war mir, als hört' ich leiſe Stimmen vor meinen Ohren, die mich zu etwas antrieben, ohne daß ich recht vernehmen konnte, zu was; mein Herz klopfte wie ein Hammer, und faſt einem Betrunkenen gleich taumelte ich die Treppe hinan, die zu der geheimen Werkſtatt führte. Der Alte trat eben heraus, einen Korb und eine Laterne in der Hand. Ich drückte mich ſchnell in einen Winkel, und er ging an mir vorüber die Treppe hinab nach dem Kohlengewölbe. Die Thür war offen geblieben: ich ſchlüpfte hinein. Einen deutlichen Willen hatte ich nicht.“

„Da ich bei dem düſtern Schein einer Lampe, die von der Decke herabhing, die wunderlichen Geräthſchaften rings umher an den Wänden und die Todtengerippe mit den blanken Schwertern ſah, da ſtutzte ich; mir däuchte, ich hörte die Gerippe vernehmlich fragen: was willſt du hier? — ein kalter Schauder überlief mich. Doch gegenüber ſtand noch eine Thür offen und es trieb mich mit Gewalt dahin; trotzig wollt ich antworten: was geht's mich an? aber die Stimme blieb mir in der Kehle ſtecken. Ich hätte gern laut gelacht über mich ſelber, aber ich konnte nicht. So ging ich mit ſchwankenden Schritten nach dem zweiten Gemach. Hier war der Heerd. Mancherlei Geräth lag umher: ein kleiner Tiegel, zu irgend einem Verſuche vorgerichtet, ſtand auf dem Heerde, doch war noch kein Feuer darunter. Indem ich nun ſo umher ſchaute, fiel mir plötzlich, auf einem Sims ſtehend, das ſilberne Büchschen in die Augen. Ich fuhr zuſammen bei dieſem Anblicke, eine große Angſt überkam mich, ich hielt mir die Augen zu und wollte fort, und doch ſtatt fortzugehen griff ich im ſelben Augenblick nach dem Büchslein; es war geöffnet, ich wußte ſelbſt nicht wie, und ich ſchüttelte des grünen Pulvers ein gut Theil in den Tiegel. Darauf aber wandte ich mich, und ſo ſchnell ich konnte, denn es war mir dunkel vor den Augen, tappt' ich nach der äußern Thür, ſchlüpfte hinaus und verbarg mich nicht weit davon. Ich hörte den Alten zurückkommen, und hörte wie er die Thür von innen verſchloß: da ſprach ich halblaut zu mir ſelbſt: „Er verſchließt ſein Grab!“ und erſchrack über meine eigene Stimme. Ich ſchlich nach meiner Kammer und warf mich auf mein Bett; doch wie hätte ich zu ſchlafen vermocht? Sobald es Tag war, ſprang ich auf und lief hinaus vor das Thor. Von meinem damaligen Zuſtand erinnere ich mich nichts weiter, als daß ich mich freute, weil die Sonne nicht ſchien. Da ich endlich nach Hauſe kehrte ſah ich ſchon von weitem dicken Rauch aus dem Schornſtein des Hintergebäudes empor wirbeln; ich lief hinzu, löſchte das entſtandene Feuer und fand den Alten mit gräßlich entſtelltem Geſicht todt vor dem Heerde liegen.“

Er erzählte weiter, wie dieſes gräßliche Geſicht ihm allzeit vor Augen geſtanden, ihm nirgend Ruh noch Raſt gelaſſen; wie ſeine Angſt immer unerträglicher geworden und ihn endlich ſogar von Marien weggetrieben. Sich ſelber zu entfliehen war er hierauf in Kriegsdienſte getreten, und das für ihn ganz neue Leben, der tägliche Wechſel der Gegenſtände und Begebenheiten hatten wirklich die Erinnerung des Begangenen, die ihn verfolgte, wenn auch nicht vertilgt, doch wenigſtens betäubt. Bald darauf kam es zum Frieden; der größte Theil der geworbenen Mannſchaft wurde entlaſſen. Dies Loos traf auch Wolfen und ſeine Gefährten. Allein durch den langen Krieg verwildert, an raſtloſe Umherſchweifung und ſorgloſen Erwerb gewöhnt, mochten ſich viele Soldaten nicht wieder in die Schranken des bürgerlichen Lebens fügen und führten daher ihr bisheriges Handwerk auf eigene Fauſt weiter. Wolf fürchtete in der Ruhe die Rückkehr des Zuſtandes, dem er mit Mühe entflohen; er wollte auch ſo arm als er gegangen nicht wieder zu Marien zurückkehren; die verächtliche Art, mit der ihn der alte Trymm behandelt hatte, um ſeiner Armuth willen, ſo wie deſſen Vorherſagung, daß er nie auf einen grünen Zweig gelangen werde, lagen ihm noch oft zu Sinne, und er wollte die letztere durch die That zu Schanden machen. So ſchloß er ſich alſo an einen von jenen Haufen an, machte ſich in Kurzem durch Muth Entſchloſſenheit und Klugheit bemerklich, und ward endlich von ſeinen Gefährten zum Anführer erwählt, in welcher Eigenſchaft er mit ihnen einen großen Theil von Deutſchland durchzog und bald unter dem Namen des ſchwarzen Jägers berüchtigt wurde.

Obgleich er ſelber niemals ſeine Hände mit Raub und Mord befleckte, regte ſich doch ſein Gewiſſen von Zeit zu Zeit und nur indem er ſich noch tiefer in den Strudel des wilden Lebens ſtürzte, vermochte er ſeine leiſen Mahnungen zu beſchwichtigen. Ein alter Mönch, dem er aus den Händen ſeiner Leute Eigenthum gerettet, warf zuerſt wieder den Gedanken an Gott und an die Möglichkeit einer Verſöhnung mit dem Himmel, durch Reue und Gebet, in ſeiner Bruſt. Zugleich erwachte die Sehnſucht nach Marien mit neuer Heftigkeit; er fühlte, daß nur ihre Hand ihn wieder auf den Weg zu Gott leiten könne, und ſo entfernte er ſich endlich in Antonio's Begleitung heimlich von ſeinen Gefährten. In ſeiner Abweſenheit riß wilde Zügelloſigkeit die Zurückgelaſſenen zu Greulthaten fort, wie er ſie nie geſtattet haben würde, die aber dennoch lediglich auf ſeine Rechnung kamen. Der Arm der Gerechtigkeit bewaffnete ſich gegen ihn, und da er um Mariens und ſeines Kindes willen ſeine Vorſicht vergaß, ward es leicht, ihn zu fangen.

„Was ſich noch ſonſt begeben, das mich angeht“ — ſo ſchloß er ſeine Erzählung — „das wißt ihr, oder werdet es von Marien erfahren. Zwei Bitten habe ich nur noch an euch: die erſte, daß ihr euch meines wackern Antonio annehmt, wenn er ſich, wie ich gewiß glaube, noch wieder bei Marien ſehen läßt, und ihn auf den rechten Weg zurück geleitet; daß ihr mir noch einmal euern Anblick gönnt, und mir dann Mariens Verzeihung mitbringt. Ich hoffe zu Gottes Barmherzigkeit, daß ich ſie jenſeits wiederſehen werde und bald, daß weiß ich gewiß.“

Da er hierauf noch großes Verlangen bezeigte, Mariens jetzigen Zuſtand zu erfahren, ſo begab ſich Walther ſogleich auf den Weg zu ihr. — Er fand ſie in der höchſten Glut der Krankheit, ohne Bewußtſeyn; Suſanne hielt ihr Ende für nahe; auch der Arzt gab wenig Hoffnung, und Walther mußte ſich mit ſchmerzlicher Wehmuth geſtehen, die größte Wohlthat, die Gott ihr ſenden könne, ſey allein der Tod.

Bei Gott aber war es anders beſchloſſen. Die Kraft des Lebens beſiegte die Krankheit: ſie genas, doch nur zu einem halben Daſeyn. In ihrer Seele war die Erinnerung alles deſſen, was in den letzten vier Jahren geſchehen, gänzlich ausgelöſcht; nur ihre frühe Jugend und die erſte Zeit ihrer Liebe ſtand ihr in lebhaften Farben gegenüber, und ſie ſprach von Wolfen als von ihrem Bräutigam, der bald kommen werde, ſie abzuholen. Ruhig ſaß ſie den ganzen Tag in ihrem Stuhle, flocht Kränze von Blumen, die ihr Suſanne täglich zutrug, mit welchen ſie ſich dann ſchmückte, und ſang zuweilen Lieder, die ſie oft ſonſt geſungen. Suſanne mußte ſie an- und auskleiden und ſie nähren wie ein Kind. Niemals bezeigte ſie ein Verlangen das Zimmer zu verlaſſen. „Er könnte ja kommen,“ ſagte ſie, „und mich nicht finden.“

Walther hatte, durch ein Geſchäft entfernt, ſeit dem Anfang ihrer Geneſung ſie nicht geſehen. Jetzt kehrte er zurück, und ſein erſter Gang war zu Marien.

Er fand ſie in einem weißen, leinenen Hauskleide mit blaßgrünen Schleifen geziert — ſie litt keine andere Farbe — das reiche, lichtbraune Haar floß aufgelöſt über Schultern und Buſen herab; auf dem Kopf trug ſie einen Blumenkranz, ein anderer lag noch nicht ganz vollendet auf ihrem Schooß; ein Körbchen mit Blumen ſtand neben ihr. Sie ſchaute empor als Walter eintrat, ſah ihn an und dann gleichgültig wieder auf ihre Arbeit nieder. Walther ſtand beſtürzt und erſchrocken. Nach einer Weile hob ſie ſich in die Höhe und ſprach: „Der iſt für meinen Bräntigam, wenn wir zur Kirche gehen.“

„So findet ihr ſie wieder!“ rief Suſanne weinend aus. Walther ſenkte den Kopf auf ſeine Bruſt; ein herber Schmerz ſchnitt tief durch ſein Innerſtes; er hörte nicht, was Suſanne noch weiter zu ihm redete. — Maria hub mit leiſer Stimme an zu ſingen:

Es ſaß ein Mägdlein feine
Verlaſſen an dem Raine,
Bis auf den Tod betrübt.
Es zog der Wind vorüber,
Sie fragt ihn: Kommt mein Lieber?
Doch Wind nicht Rede giebt.

Der Mond ſchlich aus dem Walde,
Sie fragt ihn: Kommt er balde?
Doch ſtumm iſt Mondenlicht.
Sie hört das Waſſer rauſchen,
Sie will auf Nachricht lauſchen;
Doch Nachricht bringt es nicht.

Der Morgen lugt von Bergen
Sie fragt: Siehſt du ihn nirgend?
Doch Morgen ſchweigt vor ihr.
Da kommt der Tod gegangen,
Spricht: Dort iſt dein Verlangen,
Dort oben! Komm mit mir!

„Das iſt nur ſo ein Lied,“ ſprach ſie und ſah Walthern an. „Mein Bräutigam kommt bald. Meint ihr nicht, daß er kommen wird?“ — Walther wandte ſich ab, ihr ſeine Thränen zu verbergen.

Da öffnete ſich die Thür, und Antonio trat herein. „Da bin ich!“ rief er. „Ich konnte es nicht länger ertragen: ich mußte euch ſehen.“ — Er trat mit lächelnden Blicken vor Marien; aber Maria ſah ihm ſtarr an und ſchwieg. Er ſchlug zurückwankend die Hände zuſammen voll Entſetzen. Maria ſenkte die Augen nieder und fing wieder leiſe an zu ſingen:

Der Wind fährt über die Haide
Wohl über ein offnes Grab.

„Aber um Gottes willen,“ ſprach Suſanne, „was wollt ihr hier, Antonio? Sie werden euch fangen und euch thun wie euerm Herrn.“

„Immerhin!“ erwiederte Antonio. „Was ſoll das Leben mir noch jetzt?“

Maria heftete ihre Blicke von Neuem auf ihn, ſchüttelte den Kopf und legte die Hand an die Stirn: dann winkte ſie ihn zu ſich und ſagte: „Du biſt wohl auch ein Verlaſſener auf der Welt? Geh mit dem Mann dort, der ſieht gut und freundlich aus.“

Walther eröffnete ihm den Wunſch ſeines Herrn, daß er für ihn ſorgen und ihn retten möge, und bat ihn, ihm zu vertrauen. Antonio kniete vor Marien nieder, küßte ihre Hand, dann ſprang er auf und wandte ſich zu Walthern: „Auch ſie wünſcht es: ich bin euer. Macht mit mir, was ihr wollt!“ Und da jener Marien in tiefes Nachdenken, wie es ſchien, verſunken ſah und befürchtete, des Jünglings Anblick möchte die Erinnerung ihres entſetzlichen Schickſals aufregen, die Gottes Hand erbarmend mit wohlthätigem Vergeſſen gedeckt, ſo begab er ſich ſchnell mit ihm hinweg.

Er führte ihn zu Wolfen, der ſich freute, ſeinen treuen Antonio noch einmal wieder zuſehen. Antonio fand ſeines Schmerzes kein Maaß. Wolf tröſtete und ermahnte ihn, ſich ſelbſt als warnendes Beiſpiel aufſtellend. Er war ſehr bleich und entſtellt, und der Gefängnißwärter ſagte Walthern, wie ſeine Kräfte mit jedem Tage mehr dahin ſchwänden und er den Urtheilsſpruch, ſo nahe er auch ſey, wohl kaum erleben werde.

Auch Maria wurde, ohne eigentlich krank zu ſeyn, doch allmählich immer ſchwächer. Ihr ſonſtiger Zuſtand blieb derſelbe. So oft Walther ſie beſuchte, nie zeigte ſich die leiſeſte Erinnerung, daß ſie ihn früher gekannt. Ihre Sehnſucht nach dem Bräutigam aber wuchs mit jedem Augenblick, und in der letzten Zeit ſchienen ängſtliche Zweifel in ihrer Seele zu erwachen, ob er wirklich kommen werde. Walther trug bange Beſorgniß, daß ihr vollſtändiges Bewußtſeyn zurückkehren möchte. Allein der Tag der Vereinigung war nahe.

An einem Morgen erwachte ſie ſehr früh, ſtand auf und begehrte von Suſannen ihr beſtes Kleid. Ihr Auge leuchtete mit ungewohntem Glanze; auf ihrem Geſicht ruhte ſtille Verklärung. „Heut kommt mein Bräutigam.“ ſprach ſie; „nun weiß ich es gewiß. Ein Engel war dieſe Nacht bei mir und hat es mir geſagt.“ Suſanne kehrte ſich ab und ſchluchzte; denn heut grade war der Tag, an dem Wolf zum Tode gehen ſollte.

„Ach der kleine Engel war wunderſchön!“ fuhr Maria fort. „Ich habe die goldnen Locken und blauen Augen mit den dunkeln Wimpern wohl ſonſt ſchon geſehn. Er nannte mich Mutter, und mein Herz ſchwamm in Freude und Wonne.“

Sie ließ ſich ſchnell ankleiden, trieb Suſannen, ihr friſche Blumen zu holen und flocht dann emſig an einem neuen Kranze. — Die Sonne ging auf. Maria blickte hin und ſagte: „So ſah ich ſie ſchon einmal durch die Fenſter lugen, aber damals — ach! es iſt wohl ſchon lange her! — damals war mein Herz voll Trauer; heute ſcheint die Sonne in meinen Freudentag.“

Indem ward es laut auf der Straße. Das Geräuſch nahm zu; verworrne Stimmen ließen ſich vernehmen. Maria horchte auf. „Der Bräutigam kommt!“ rief ſie! „Ich bin bereit.“ — Suſanne ſchaute aus dem Fenſter. Der Todeszug, Wolf in ſeiner Mitte, kam eben langſam die Straße herab. — Jetzt war er dem Hauſe ganz nahe gekommen. Da ſetzte Maria den Blumenkranz auf ihr Haupt, ſtand auf, nahm das kleine ſilberne Crucifix vom Tiſche, und mit dem lauten Ruf: Ich komme! eilte ſie zur Thür hinaus, die Treppen hinab auf die Straße, ehe Suſanne ſie aufhalten, ehe ſie ihr folgen konnte. Sie drang durch die Menge; alles wich erſtaunt zurück und machte willig Platz. So gelangte ſie in die Mitte, erſah Wolfen und lief mit freudeglühendem Geſicht auf ihn zu und rief: „Da bin ich, Wolf! nun laß uns gehen.“ Sie ſchlang die Arme um ſeinen Hals. „Sieh, dort ſteht unſer Kind!“ flüſterte ſie. „Es wartet auf uns.“ Ihre Hände gleiteten herab. Wolf fühlte ſie in ſeinen Armen erſtarren. Ihr Haupt ſank zurück; er ſah ſie erbleichen und ſah ihr Auge brechen. Ohne Schmerz, ohne bittre Erinnerung, im Entzücken des Wiederſehns war ihre Seele von dannen geſchieden, und nur im letzten Augenblick erſchien das Bild ihres Kindes, um als ein leitender Engel ſie hinüber zu führen in die Wohnung des Friedens. — Wolf legte ſie ſanft auf den Boden nieder und warf ſich neben ihr zur Erde, den letzten Kuß von ihren Lippen zu nehmen. Rings umher war Grabesſtille. Niemand regte ſich. Nur wenige Augen blieben ohne Thränen. Als endlich Wolf nicht wieder aufſtand, ging einer von den Begleitenden hinzu und wollte ihn aufheben: da ſahen alle, daß auch er kalt und ſtarr war. Gott hatte, verſöhnt im Tode ſie vereinigt.

Walther brachte es durch ſein Anſehn dahin, daß beide neben einander in einer abgelegenen Ecke des Kirchhofs begraben wurden und pflanzte eine Trauerweide auf das Grab.

Christian Jacob Salice-Contessa,

des Vorigen älterer Bruder ward am 24. Februar 1767 zu Hirſchberg in Schleſien, wo ſein Vater als Kaufmann lebte, geboren, erhielt eine vortreffliche Jugendbildung im elterlichen Hauſe, ſo wie auf dem Gymnaſium in Breslau und erlernte dann die Handlung in Hamburg. Im Jahre 1788 machte er eine große Reiſe durch Frankreich, England und Spanien und kehrte darauf nach Hirſchberg zurück, wo er nach dem Tode ſeines Vaters deſſen Geſchäft fortführte. Eine geſetzwidrige Verbindung in welche er von jugendlichem Eifer fortgeriſſen, mit mehreren Freunden getreten war, zog ihm (1797) einjährige Feſtungsſtrafe in Spandau und Stettin zu. Nachdem er ſeine Freiheit wieder erlangt hatte, dirigirte er die Zuckerraffinerie in ſeiner Vaterſtadt und ward Schulvorſteher, ſo wie 1810 erſter Vorſteher der Stadtbehörde, in welcher Eigenſchaft er ſich um die Organiſation der Landwehr große Verdienſte erwarb. Später zog er ſich von allen Geſchäften zurück, ward mit dem Titel eines K. Pr. Commerzienrathes beehrt, und lebte im Sommer auf ſeinem Gute Liebenthal, im Winter in Hirſchberg litterariſchen Beſchäftigungen. Nachdem er ſich auf einer Beſuchsreiſe bei ſeinem Freunde E. v. Houwald eine ſtarke Erkältung zugezogen, ward er von einem hitzigen Fieber ergriffen und ſtarb am 11 September 1825 auf ſeiner Beſitzung.

Seine Schriften ſind:

Das Grabmal. Roman. Breslau, 1792.
Dramatiſche Scenen. Breslau, 1794.
Hermann von Hartenſtein. Breslau, 1798.
Almanzor. 2. Aufl. Breslau, 1808.
Alfred. Hiſtoriſches Schauſpiel. Hirſchberg, 1809.
Der Freiherr und ſein Neffe. Breslau, 1824.
Drei Erzählungen. Frankfurt, 1822.
Gedichte, herausgegeben von Dr. W. L. Schmidt. Hirſchberg, 1826.

Gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder:

Dramatiſche Spiele und Erzählungen. Hirſchberg. 1811—13. 2 Thle.
Das Bild der Mutter und das blonde Kind. Berlin, 1818.

Mit ausgezeichneter Bildung und regem Sinn für alles Schöne ausgeſtattet ging der ältere Conteſſa ſeinen eigenen Weg und folgte in ſeinen poetiſchen Leiſtungen meiſtentheils ſeinem Gefühl, das ihn ſelten irre leitete, wenn es ihm auch keine ſchwunghafte Begeiſterung geſtattete. Am glücklichſten iſt er in ſeinen lyriſchen Dichtungen, welche beſonders durch Klarheit, Gemüthlichkeit, reine Frömmigkeit und Wohllaut characteriſirt werden. Im dramatiſchen Fache erfreute er ſich keines beſonderen Erfolges; ſeine proſaiſchen Darſtellungen zeichnen ſich dagegen durch Scharfſinn, Kraft, glückliche Erfindung und eine muſterhafte Reinheit und Anmuth des Styles höchſt vortheilhaft aus.

Der Schiffbrand.*)

Die Sonne ſpiegelt ſich im Meer,
Der Wind haucht leiſen Athem drüber,
Nach Süden zieht von Norden her
Am Himmel leicht Gewölk vorüber;
Und wie die Wolken oben zieh'n,
Zieht unten flink ein Schiff dahin.
Das Schiff mit Allen, die es faßt,
Das Schiff trägt reiche ſchwere Laſt.

Schwer iſt das Herz, das nothgebeugt
Vom alten Vaterland ſich trennet;
Die Hoffnung, die zum neuen fleugt,
Die Hoffnung hab' ich reich genennet;
Und ſolcher Herzen trägt es viel,
— Das Schiff — zu ſolcher Hoffnung Ziel;
Weit hinten liegt das Vaterland,
Und vorwärts iſt der Blick gewandt. —

So ſtehn ſie — Frau'n und Männer — dort,
Und leichter will das Herz faſt ſchlagen;
Der friſche Wind hat nach dem Port
Die Hoffnung ſchon vorausgetragen;
Die ſchmückt das unbekannte Land
— Weit überm Meer — den fremden Strand
Mit ihren reichſten Farben aus,
Und baut der Lieb' ein neues Haus. —

„Glück auf zur heitern Fahrt, Glück auf!
„Schaut muthig vorwärts in die Ferne!
„Bald winken — grüßend eurem Lauf —
„Der neuen Heimath neue Sterne.“ — —
Glück auf! — Wer ſprach, hat's gut gemeint! —
Gut iſt der Wind, die Sonne ſcheint,
Und fromm zu Willen ſelbſt das Meer; —
Doch anders kommt's von oben her.

„Gut iſt der Wind und fromm das Meer, —
„Glück auf zur Fahrt!“ — — Weh! weh euch Armen!
Hört ihr den Ruf vom Raume her?
„Horch du! Was iſt das? Hab' Erbarmen,
„Herr Gott und Vater ſteh' uns bei!
„Der Ruf erklingt wie Feuerſchrei!
„Ja, Feuer ruft es unten dort —
„Jetzt oben! — Feuer! Schreckenswort!“ —

Das Wort ſchlägt ein in jede Bruſt
Wie Wetterſtrahl aus heiterm Himmel;
Des grauſen Wort's ſich nur bewußt,
Stürzt nach der Treppe das Getümmel;
Da wogt ſchon — wie ein Heer zum Kampf —
Herauf, heran der ſchwarze Dampf;
Da ſtreckt — aus ſchwarzem Graus hervor —
Die Flamm' ihr roth Panir empor.

Zurück! Nicht Rettung mehr iſt hier!
Nach auf dem Fuße raſ't das Feuer,
— Ein losgelaſſ'nes wildes Thier,
Ein hungrig wüthend Ungeheuer!
Hilf, Gott! jetzt wankt der große Maſt!
Jetzt krachend nieder ſtürzt die Laſt — —
Zertrümmert wird das große Boot,
— Der letzte Retter aus der Noth.

Da bricht dem Härteſten der Muth,
Verzweiflung ringt die bleichen Hände,
Ob Tod im Meer, ob in der Gluth;
Die grauſe Wahl nur bleibt am Ende.
„Doch halt! Was zagen, ſtarren wir?
„Zwei Boote ja ſtehn uns noch hier!
„Hinab! hinein! Und faßt der Raum
„Zum dritten Theil die Menge kaum.“

„Hier gilt die Kraft, hier gilt das Glück,
„Gilt's, wer das Leben ſich erränge!“
Und vorwärts wogt und wogt zurück
Im Kampf das wüthende Gedränge,

---

*) Aus Ch. J. Salice-Conteſſa's Gedichten. Hirſchberg, 1826.

Und manchen trifft ſchon hier der Tod,
— Der bleiche Retter aus der Noth —
Durch Zufalls Hand, durch Bruders Hand;
Ein Richter lebt, dem iſt's bekannt. —

Und ſieh' dort! Mann und Weib, die ſtumm
Zum Himmel ihre Hände heben!
Zwölf Kinder halten ſie ringsum,
— Ein blaſſer Todtenkranz — umgeben.
Zwölf Kinder — Herr, haſt du's gehört;
Was dort das ſtumme Fleh'n begehrt?
Gabſt du dem Weib den Muth, die Kraft? —
Aus ſtarrer Angſt emporgerafft.

Sieh', in's Gedränge ſtürzt ſie ſich,
Zwei Kinder hoch in ihren Armen;
„„Barmherzigkeit! ja nicht für mich,
„„Nur mit den Kindern habt Erbarmen!""
Das Mutterherz, es macht ihr Bahn,
Geborgen ſieht ſie in dem Kahn
Die Kleinſten ſtehn, und eilt und faßt
Und trägt herbei die neue Laſt;

Der Vater folgt; das Glück hält Stand;
Die Größern jetzo nach den Kleinen!
Der Schiffsherr beut die Retterhand,
— Denn er gedenkt daheim der Seinen; —
Zwei Kinder nur ſind noch zurück,
Da wendet abwärts ſich das Glück;
Voll ſind die Boote; wild und kalt
Droht neuen Andrang die Gewalt.

„Die zwei" — ruft jener — „rett' ich doch!
„Schnell gebt ſie mir!" — Doch feſter ketten
Die zwei ſich an die Aeltern noch;
„„Mit Euch nur wollen wir uns retten!
„„Nein, Vater, Mutter, nur mit dir,
„„Mit Euch nur leben, ſterben wir!""
Die Boote ſtoßen ab, und ſchwer
Und langſam rudern ſie in's Meer.

„„Fahrt hin! Fahrt wohl! Preis, Herr, ſei Dir,
„„Der ſie doch wahrt vor grauſem Ende!""
— So ruft die Mutter — und nach ihr
Dort ſtrecken weinend ſie die Hände,
Sie hört' der Kleinſten banges Schrei'n:
„Zu mir, zu Dir, mein Mütterlein!"
Brich nur in Todesluſt und Schmerz,
Du reiches, armes Mutterherz!

Doch ſchneller wird der Boote Lauf — —
Ein Segel taucht dort aus den Fluthen,
— Ein weißbeſchwingter Engel — auf!
„Ja, Rettung aus den Todesgluthen
„Trägt es den Brüdern noch heran!
„Setzt euren letzten Athem dran,
„Raſch, raſcher ſchlagt die Ruder drein!
„Sie müſſen noch gerettet ſeyn!"

„Ha, ſeht, es kommt, es fliegt herbei!
„Schon iſt es nah' — — da horch! im Rücken —
„Horch, dumpf und gräßlich war der Schrei!" —
Und als ſie zitternd rückwärts blicken,
Da ſeh'n ſie über'm Schiff mit Grau'n
Den Rauch ſich hoch zur Säule bau'n,
Und gluthroth ſenken ſich zum Meer,
— Und jetzt ſeh'n ſie das Schiff nicht mehr. —

Und unten praſſelt's, ziſcht und brauſ't,
— Wie wenn ſich Gluth und Fluth gefunden, —
Jetzt hoch empor die Flamme ſauſ't,
Und jetzt im Nu iſt ſie verſchwunden —
Da wird es ſtille rings umher;
In weiten Kreiſen bebt das Meer,
Die ſchwarze Säule ſteht allein,
— Hoch über'm Grab der Leichenſtein. —

Und jetzt iſt auch das Fahrzeug nah'.
— Im Flug zur Rettung iſt's gekommen,
Schon hat es hülfreich alle da
Die bleichen Schiffer aufgenommen,
Und nach der ſchwarzen Säule dort
Geht es im raſchen Laufe fort,
Und Furcht und Hoffnung lebt und ſtarrt,
Was hinter'm Vorhang auf ſie harrt.

Da rollt der Wind ihn in die Höh' —
Jetzt — Jetzt! — — Das Schiff, es iſt verſchwunden! —
Ein heit'rer Spiegel ruht die See,
Und keine Spur wird mehr gefunden,
Wohl kreuzt das Fahrzeug auf und ab,
Umſonſt! — Verſchloſſen bleibt das Grab.
— Des nimmerſatten Abgrund's Schooß
Läßt ſeine Beute nicht mehr los. — —

Die reichen Hoffnungen ſie ruh'n
Begraben dort mit Schiff und Habe;
Leicht ſind die ſchweren Herzen nun:
Auch Schuld und Kummer liegt im Grabe. —
Aus Ird'ſchem waren ſie gezeugt,
Und alles Irdiſche verfleugt. —
Die Lieb' allein in deiner Bruſt,
— Du Aelternpaar — das ſich mit Luſt,

Mit Todesluſt dem Tode weiht,
— Auf daß die Kinder nur ihm leben —
Sie wird ſich über Erd' und Zeit
Aus dunkeln Abgrunds Schooß erheben.
Sie kam von Gott, ſie geht zu Gott,
Die ew'ge Liebe ſelbſt iſt Gott;
Und — Herz, laß keinem Zweifel Raum! —
Und Wiederſehn, es iſt kein Traum!

Jugend-Liebe.*)

Eine Zeichnung aus der wirklichen Welt.

„Halt!" rief Wilhelm Wallner dem Kutſcher zu, als ſie einen Bergwald erreicht hatten, an deſſen Saume der Fahrweg hinlief. „Du kannſt nicht fehlen; der Weg führt „ins Dorf, welches du, wenn du um die Waldſpitze herum„biegſt, rechts vor dir liegen ſiehſt. Im Wirthshauſe neben „der Kirche fütterſt du und warteſt auf mich." Und mit dieſen Worten ſprang er vom Wagen und ſchlug einen Fußpfad ein, der ſich in das tiefſte Dickicht hineinwand.

Seine Seele war hochbewegt; er eilte die Thränen, die ſeine Augen netzten, in der grünen Nacht zu bergen. Auf eben dieſem Pfade hatte der Jüngling einſt, vor mehr als zwanzig Jahren, die Heimath verlaſſen, um in eine ihm fremde Welt zu treten, die ſich unermeßlich, wie die blauen Fernen, die er oft von dem Gipfel des Berges ſehnſüchtig überſchaut hatte, vor den Augen ſeines Geiſtes ausbreitete. Eine jugendlich geſchäftige Einbildungskraft hatte ſich bald mit den phantaſtiſchen Geſtalten ihrer Schöpfung bevölkert, und obſchon der Schmerz der Trennung heiß in ſeinem Herzen brannte, gieng er dennoch der Zukunft mit einer nicht ganz unfreudigen Spannung der Erwartung entgegen. Jetzt kam er aus dieſer weiten Welt zurück, reich an Erfahrung, aber arm an Freude, um in der engen Heimath wo möglich einen Reſt des Glückes zu finden, das er auf dem halben Erdenrund vergeblich geſucht hatte. — Wie damals blühte der Lenz über den Fluren, der ſtärkende Harzduft des luſtigen grünenden Waldes zog in ſeine aufathmende Bruſt, und die ſpielenden Sonnenlichter blitzten durch die Bäume und formten mit den wankenden Schatten wunderliche Gebilde. Aber damals waren es morgendliche Erwartungen der Zukunft, die ſich auf den wechſelnden Geſtalten bewegten, und der Schmerz der Trennung ward durch die Ahnungen einer freudemuthigen Jünglingsſeele bekämpft; jetzt wogten dort abendlich wehmüthige Erinnerungen, und die Wonne des Wiederſehens ward durch die Schauer der Vergangenheit getrübt. Sein guter Vater ſchlief neben der vorausgegangenen Mutter ſchon längſt den langen Schlaf, und die Freude, die geliebten Eltern mit dem redlich erworbenen Gute, dem Ziele unruhigen Wirkens und Strebens, erquicken zu können, war ihm nicht beſchieden. Aber auch die Freunde, die Geſpielen ſeiner Kindheit und frühen Jugend: — wo hatten ſie die Stürme des Lebens hingeweht! mit welchen Geſichtern, mit welchen Zügen, welchen Spuren verkohlter oder auch noch brennender Leidenſchaften darauf, werden ſie ihm entgegen treten? werden ſie dem Fremdgewordenen wieder traulich nahen, und wird er die Fremdgewordenen wieder liebgewinnen und unter ihnen die Hütte ſeines Alters hoffend erbauen können? ſpricht nicht alles, ſo bekannt und doch auch ſo fremd um ihn her, von Veränderung zu ſeiner Seele? die Sträucher, die er verließ, ſind zu ſchattigen Bäumen erwachſen, die hohen alten Bäume ſind gefällt, und hoffnungsvoller Anwuchs ſteht an ihrer Stelle. Wie ſollten denn die Menſchen, wie könnten die Gefühle ihrer Bruſt, die Geſinnungen ihres Gemüths dieſelben geblieben ſeyn!

---

*) Aus Ch. J. Salice-Conteſſa's: „Drei Erzählungen." Frankfurt a. M.

In dieſen Gedanken verſunken wandelte er bald raſch, bald zögernden Schrittes nach der Höhe. Von allen Bildern aus jener Lenzzeit ſeines Lebens ſtand das friſcheſte vor ſeiner Seele, die blauäugige ſanfte **Marie**, ſeine erſte unſchuldige Liebe, oder vielmehr die erſte unſchuldige Ahnung der Liebe in ſeinem Herzen. An ihrer Hand allein gelang es ihm, ſich in jene Idyllenwelt zurückzudenken. Er ſah das Kind mit dem Buche unter dem Arme aus der Schule kommen; er ſah das Mädchen fröhlich im Tanze drehen; er fühlte den Scheidekuß der aufblühenden Jungfrau auf ſeinen Lippen, und es däuchte ihm, als wären die Thränen, die ſanft über ſeine Wangen perlten, noch die Reſte jener, welche **Marie** damals an ſeinem Halſe weinte.

Von ihrem ferneren Leben wußte er nur, daß ſie verheirathet war. Leicht hätte er auf der Durchreiſe in dem nächſten Städchen mehr ſowohl darüber, als überhaupt von ſeinem Geburtsorte hören können; aber er ſcheute es, der Enthüllung vorzugreifen und wollte den Kelch, den ihm das Schickſal hier bieten würde, in voller Kraft trinken, was er auch enthalten möge.

Jetzt war er dem Gipfel nahe, und als er aus der Waldung heraustrat, lag der alte ſo wohl bekannte liebe Ruheſitz, von ſeinen jungen Bäumen beſchattet in freundlicher Beleuchtung vor ihm. Hier war das gewöhnliche Ziel ſeiner Knabenſpaziergänge geweſen, hier hatte er die ſeligſten Stunden ſeiner frühen Jugend mit **Marien** und **Heinrich**, dem liebſten ſeiner Geſpielen, verlebt; bis hieher hatten ihn Eltern und Freunde begleitet, als er in die Fremde hinauspilgerte, hier hatte er Abſchied genommen von allem, was ihm damals bekannt und lieb und theuer war in der weit und öde vor ihm ausgedehnten Welt. Seine Augen erhoben ſich ſehnſüchtig wie zum Gruße aller damals dort Verlaſſenen. Alles ſchien ihm unverändert geblieben. Eine ſchlanke weiße Geſtalt ſtand am Abhange und ſchaute in die Ferne. Sein Herz klopfte in raſchen Schlägen. Noch einige Schritte, und es ſtockte, von dem überraſchenſten Zauber berührt. Zwanzig lange Jahre der Abweſenheit waren verſchwunden. **Marie** ſtand vor ihm in ſchlanker Jugendfülle, mit denſelben blonden Locken, mit denſelben ſchwimmenden blauen Augen, die ihn ſo oft freundlich begrüßten. So erſchien Aline, Königin von Golconda, dem Geliebten in den täuſchend nachgeahmten Fluren ihrer Jugendluſt. **Wilhelm** wunderte ſich nur, daß ihre Arme ſich ihm nicht entgegen breiteten zum freudigen Empfange. Er war im Begriff auf ſie zuzuſtürzen; — da hemmte der ſcheue Blick, der leiſe Schrei, der zur Flucht ſich hebende Fuß des Mädchens ſeine Schritte. Der ſüß verwirrende Zauber entfloh, ſeine Beſinnung kehrte wieder, und er ahnte ſchnell die Wirklichkeit. Seufzend und mit einem halb wehmüthigen Lächeln über ſich ſelbſt, näherte er ſich beruhigend dem erſchrockenen Mädchen, ſie als **Mariens** Tochter zuverſichtlich begrüßend. Auch verhehlte er ihr nicht, wer er, der in die ſüße Heimath Zurückkehrende, ſey. Da glätteten ſich die verſchüchterten Züge des holden Kindes lieblich aus. Sie hatte oft von dem Jugendfreunde und Geſpielen ihrer Eltern gehört, wenn dieſe an heitern Feierabenden der Tage ihrer Kindheit und Jugend gedachten. Vertraulich hieng ſie ſich an den Arm des ihr kurz vorher noch ſo befremdlich erſchienenen Mannes, und hüpfte an ſeiner Seite, emſig und freundlich erzählend, in das ſchöne Thal hinab. Noch ehe ſie im Dorfe anlangten, war er bereits über ihre häuslichen Verhältniſſe vollkommen unterrichtet. **Marie** war das glückliche Weib ſeines liebſten Jugendfreundes **Heinrich**, der ſeinem Vater in dem Amte als Oberförſter gefolgt war, und **Wilhelmine** die älteſte Tochter des zufriedenen Paares. Da zog eine ſtille Ruhe mit erquickendem Odem durch ſeine bewegte Bruſt; es war ihm wunderlich zu Muthe, aber er fühlte ſich unbeſchreiblich wohl bei des Mädchens ſüßem Geſchwätz. Die Gleichheit ihrer Züge mit dem Bilde ihrer Mutter in ſeinem Gedächtniß milderte ſich zwar immer mehr, und ward zur bloßen Aehnlichkeit, aber es war ihm doch nicht, als ob ſie durch dieſe ihre verſchiedne Eigenthümlichkeit irgend etwas verlören. Er hatte nicht leicht ein liebreizenderes Weſen geſehen.

Jetzt waren ſie in dem Gärtchen der Förſterei. Unter den Blumen beſchäftigt ſtand eine hübſche ſtattliche runde Frau, in reinlichem Hauskleide, ein wahres erquickendes Bild der Geſundheit und frohen Häuslichkeit; aber es war in dieſer Geſtalt nichts von **Marien**, ſo wie ſie in dem Spiegel ſeiner Erinnerung lebte, und ihm noch ſo eben erſt in ihrem Abbilde erſchienen war. Als ſie aber die hellen blauen Augen aufſchlug, und den vor ihr regungslos ſtehenden Mann befremdlich anſchaute: da blitzten ihm aus den lieben Zügen, die ſich nun auf einmal befreundeten und verjüngten, alle Bilder der Vergangenheit entgegen, und er hatte die Freundin ſeiner Jugend mit ihren Freuden wieder gefunden. Er wollte ſprechen, und konnte nicht. Aber ſeine Mienen, ſeine feuchtglänzenden Augen ſprachen, und **Marie** verſtand ihre Sprache, und fiel ihm mit dem Ausruf: „Gott! „**Wilhelm**! Iſt es möglich?“ um den Hals. So eben trat der Oberförſter hinzu, und betrachtete eine Weile ſtaunend die ſonderbare Gruppe. Bald aber erkannte auch er den geliebteſten Jugendfreund, und begrüßte ihn mit lautem Jubel. Es war eine der ſeligſten Stunden, die das Menſchenleben ſchmücken können. Sie hatten ſich ſo lange nach einander geſehnt, ſo oft an einander gedacht, und endlich der Hoffnung ſchier entſagt: da ſtand mit einmal der ſchöne Traum ihrer Sehnſucht verkörpert vor ihren Augen! Sie hatten ſich ſo viel zu ſagen, zu fragen, und konnten wieder vor den freudigen Ergüſſen ihres Herzens gar nicht dazu kommen. Wer, der einen geliebten Freund lange und ſchmerzlich entbehrte, und nun endlich nach langer Trennung wiederſah, weiß es nicht, welchen Genuß es gewährt, aus dem gealterten Freundesantlitz die lieben bekannten Jugendzüge nach und nach wieder herauszufinden, und in ihren Veränderungen die Geſchichte ſeines Lebens, ſeiner Schickſale und ſeines Herzens wie in einem aufgeſchlagenen Buche zu leſen? — Auch iſt der Moment gewöhnlich entſcheidend für das künftige Verhältniß der Freunde zu einander, ob es ſich wieder herſtellen kann in alter Treue und Herzlichkeit, oder ob fremde Gewalten für immer ſtörend dazwiſchen traten. Im überraſchenden Gefühl der Freude ſteigt die Seele in das unbewachte Antlitz, und eine ſchnelle richtige Ahnung durchfliegt warnend das bewegte Herz, das in dieſen ſchnell vorüber fliehenden Augenblicken gleichſam die Function des Verſtandes vertritt. Ach wie ſo manche treue Freundſchaft ging unter in den entwürdigenden Kämpfen des Menſchenlebens und ſeiner empörten Leidenſchaften, und hielt dieſe Prüfung nicht aus! Wie eine kalte Leiche ſinkt dann der Entwürdigte aus den Armen des Freundes, und der edel Gebliebene muß den kaum Wiedergefundenen als einen Todten ſchmerzlich beweinen. Aber aus den offenen entzückten Geſichtern der drei Glücklichen ſprang keine ſchneidende Diſſonanz hervor. Treue ehrliche Liebe ſah aus den beredten Augen und fand ſich in dem Freundesauge wieder. Ihre Züge waren gealtert und verändert, aber die Seele, die aus ihnen zu einander ſprach, war dieſelbe geblieben. Wohl war manches dunkel darin, aber nichts war fremd, bedenklich oder abſtoßend geworden. So genoſſen ſie denn ganz und ungetrübt das Glück, ſich wieder nahe zu ſeyn, und ſie würden die Zeit und ſich in der Zeit ganz vergeſſen haben, wenn nicht das gute verſtändige **Minchen** geſorgt hätte. Sie hatte in geſchäftiger Stille das Abendbrod beſchickt; die jüngeren Kinder, ein derber pausbackiger Knabe, und ein allerliebſtes kleines Mädchen wurden herbei gerufen, und reichten dem neuen Vetter treuherzig die Hand; der Oberförſter holte die köſtlichſte Flaſche aus dem Keller, und es ſaß eine in ſich ſelbſt ſo frohe und glückliche Geſellſchaft um den Tiſch, als ſich in dieſer beſten Welt nur ſelten zu einander findet. Mit einer ſeligen Beſchaulichkeit giengen die Freunde in die Tage der Kindheit und frühen Jugend zurück, und lebten ſo in der Erinnerung jene Blüthenzeit noch einmal durch. Die zarte geheime in ſich beſchloſſene Jugendliebe **Wilhelms** und **Mariens** mußte dabei oft berührt werden. **Marie** erröthete zuweilen und ſtockte, und auch **Wilhelm** konnte ſich nicht aller Verlegenheit erwehren. Aber **Heinrich** blickte offen und heiter drein, und ſprach mit lachendem Munde: „Scheue dich nicht, gute **Marie**, deine Liebe zu dem Jugendgeſpielen zu bekennen! Deine Seele war immer lauter und und rein, und war ich nicht ſelbſt der Vertraute deiner Liebe zu dem Flüchtling? — Ja, **Wilhelm**, du biſt mehr geliebt worden, als du wahrſcheinlich verdienteſt! Es dauerte lange, ehe ſie ſich von den tiefgeheimen Träumereien ihres Herzens losreißen und einer Hoffnung entſagen konnte, die ſie ſich doch ſelbſt nicht zu geſtehen wagte. Da ich dein liebſter Freund geweſen war, ſo ſprach ſie auch am liebſten mit mir von dir, und ich that ſo tiefe Blicke in ihr Innerſtes, und ward ihr Vertrauter, ohne daß ſie es ſelbſt recht wußte noch wollte. Ich lernte da aus eigner Erfahrung, wie traurig und undankbar die Vertrauten-Rollen, in der Welt, wie im Schauſpiel, ſind. Ich liebte das Mädchen ſchon lange, ehe ich es wußte, aber auch nachdem ich es wußte, hütete ich mich wohl, es laut werden zu laſſen, denn ich hätte ihr Zutrauen verſcherzt, das mir ſo wohl that. Auch betrachtete ich ſie damals ſelbſt noch als dein Eigenthum, und ſo war ſie mir heilig, was ich auch darunter leiden mochte. Da lernte auch ich die Leiden der Liebe kennen, und ſo arg ſie mir auch damals mitſpielten, ſo glaub' ich doch jetzt, daß ſie mir ſehr heilſam geweſen ſind, denn ſie mäßigten die Hitze meines tollen Brauſekopfs. Aber an manchem vergeudeten ſchönen Schuſſe Pulver und Blei ſeyd ihr Schuld, das muß wahr ſeyn. Wenn ich ſo in dem Gedanken an Marien verloren auf dem Anſtande träumte, da geſchah es nur zu oft, daß ich den flüchtigen Haſen zu ſpät gewahr wurde, wie er aus dem Dickicht herausſchlüpfte, und ich knallte dann wohl erſchreckt und unbeſonnen hinter drein. Du, Wilhelm, entwirrteſt endlich den Knoten. Du thateſt ſogar nichts, die alte Zeit feſtzuhalten. Deine wenigen Briefe an deinen Vater ſprachen immer nur im allgemeinen und wie im Vorbeigehen von Marien, zwar freundſchaftlich herzlich, aber ſichtbar kalt und ohne Liebe, und nie erſchien ein erſehntes Brieflein an ſie ſelbſt. Das machte, daß ich mit meinem Gewiſſen fertig wurde, und den Muth faßte, mich um ſie zu bewerben. Aber ſchwerlich wäre ich wohl zum Ziele gekommen, wenn du nicht um dieſe Zeit nach Indien gegangen wäreſt. Da erloſch der letzte Schimmer des Hoffnungsſterns in ihrer Bruſt. Ihre Vernunft ſprach, ihr Herz ermuthigte ſich. Allmälig ſchob ſich der Liebhaber an die Stelle des Vertrauten. Nach dir war ich ihrem Herzen der Nächſte geweſen. Ich war damals meinem Vater adjungirt worden. Unſre Eltern hatten lange den Wunſch genährt. Was iſt da noch viel darüber zu ſagen? Die Abweſenden haben am Ende doch immer Unrecht. So geſchah denn, was geſchehen mußte, und die Folgen ſtehen in ſo leiblichen kräftigen Geſtalten vor dir, daß ſie gar nicht zu läugnen ſind. Auch hat es uns nie gereut. Die Alten ſind nun ſchon alle da drüben verſammelt, und ſind in der Freude an Kindern und Kindeskindern hinübergegangen. Wir aber gehen noch oft mit unſern Kindern zu deinem und unſerm Lieblingsplätzchen auf der Höhe, wo mir Marie den erſten Liebeskuß gab, und danken dem Himmel, daß alles ſo gekommen iſt. Daß dein Andenken dabei immer in Ehren blieb, mag dir der Name der jungen Waldnymphe beweiſen, deren Erſcheinung dich heute auf dieſem unſern Lieblingsplätzchen überraſchte."

Wilhelm war tief bewegt. „O ihr guten Menſchen, rief er aus: Hier ſchlugen noch zwei treue Herzen für mich, als ich vom Schickſal zermalmt allein in der weiten Schöpfung daſtand! — Aber da erinnert ihr mich an den ſonderbaren Eindruck, den jenes Plätzchen auf mich machte. Indem ſich mir faſt alles im Walde verändert zeigte, ſchien jenes Plätzchen allein daſſelbe geblieben zu ſein. Dieſelbe friſche Raſenbank, dieſelben ſchlanken jungen Bäume umher! Es wirkte auf mich mit unwiderſtehlichem Zauber, und hätte mich bald zu einem leichtverzeihlichen Irrthum verführt, als ich Wilhelminen dort erblickte. Wie geht das zu?"

„Das iſt ſo eine von meinen Spielereien," antwortete Marie, die Augen niederſchlagend, „die mein guter Heinrich gütig hätſchelt. Ich wollte doch irgend einen Punkt feſthalten, der mich ſo recht wahr und lebendig an die Tage der Jugend erinnerte, und das war jenes Plätzchen, wo wir ſo oft als Kinder ſpielten, und wo wir von Dir ſchieden, als Du in die Welt, die Dich verſchlungen hatte, hinauszogſt. Da hat denn mein Mann, der unſchuldigen Spielerei nachgebend, das Plätzchen immer alles Fleißes in jener alten lieben und bekannten Geſtalt zu erhalten geſucht, den Raſen alljährlich ausgebeſſert oder erneuert, und die alternden Bäume mit jungen vertauſcht, damit alles dort, wie die liebende Erinnerung in uns, immer ſcheinbar friſch und jung bleiben möge. Auch die Kinder haben die Vorliebe für das Plätzchen geerbt, und nehmen dort ihre liebſten Spiele und wichtigſten Verhandlungen vor."

„Wilhelm beugte ſich gerührt auf ihre Hand. Ihr weckt, ſprach er, ein Leben wonniger Erinnerung in mir auf, dem nichts auf meiner durchwallten Bahn an ſtiller Seligkeit gleicht. — Sagt mir, lebt der gute Pfarrer noch, der Lehrer unſrer Jugend, dem wir nicht nur die erſte Bildung unſeres Geiſtes ſondern auch, was noch unendlich mehr iſt, die Bildung unſerer Herzen verdanken? Was iſt aus ſeinem blonden Knaben geworden, den wir, damals ein blühendes Kind, uns faſt aus den Armen riſſen, um ihn zu liebkoſen?"

„Der Pfarrer lebt," antwortete Marie, „zwar mit gebleichtem Haupt, aber noch grüner friſcher Herzenskraft. Und der Knabe iſt ein trefflicher junger Mann geworden, dem wir, und beſonders unſere Wilhelmine, viel verdanken. Er iſt jetzt Gerichtshalter auf der nahen Herrſchaft Grüuau, vielleicht wohl gar bald Herr der Herrſchaft ſelbſt. Doch davon ein andermal. Für heut mag es uns wohl erlaubt ſeyn, die erſten Stunden unſers Wiederſehns nur uns ſelbſt zu widmen."

Man drang in Wilhelm, um ſeinerſeits zu erzählen, wie es ihm auf dem vielfach bewegten Lebensmeere ergangen ſey.

„Was verlangt ihr von mir, meine Freunde?!" ſprach der Tiefgerührte. „Faſt möcht' ich mit dem frommen Aeneas ausrufen:

„Den ungeheuren Schmerz gebeutſt du zu erneuern!"
„Doch, was könnte ich ſo liebevoller Theilnahme verweigern? — Die Geſchichte meines Lebens, ſo ſchmerzvoll ſie zum Theil iſt, und wie weit umher mich das Schickſal auch führte, gehört dennoch nicht unter die durch verwickelte Abentheuer anziehenden. Was ich von meinen Reiſen an Beobachtungen und Erfahrungen zur Ausbeute davon trug, und was auch wohl anſprechen und ergötzen könnte, kann nur nach und nach der freundliche Austauſch ſchöner geſelliger Abende wie der heutige, werden, und gehört für jetzt nicht hieher. Ich kann, darf und werde alſo kurz ſein."

„Ihr kennt meine einfach glückliche Kindheit. — Ich verlebte ſie hier mit euch, unter euren Augen, in euren Armen. Ihr ward unter den wenigen, die mich am Scheidemorgen geleiteten zu jener vertrauten Berghöhe, von wo aus ich damals, ein kleines Reiſebündel auf dem Rücken, meine einſame ärmliche Wallfahrt antrat in die weite fremde Welt, und von woher mich jetzt der Jugendfreundin liebliches Ebenbild wieder zurückführte in das Thal meiner Heimath. Mein guter Vater mußte es ſich verſagen, meine Erziehung für die Welt zu vollenden, die ihm ſelbſt wenig lächelte. Er übergab mich einem alten Freunde und Verwandten, der für mein Fortkommen zu ſorgen verſprochen hatte. Dieſer beſtimmte mich für den Handelſtand und brachte mich zu dieſem Zweck in ein ſehr gutes und achtbares Haus in Lyon. — Ich befand mich hier wohl, lernte jedoch bald einſehen, daß dieſer Weg nach dem Hafen des Wohlſtandes und der häuslichen Glückſeligkeit lang und unſicher ſey. Die Träume meiner frühen Jugend, in denen Marie allerdings eine große Rolle ſpielte, traten immer mehr in den Hintergrund, und ich hielt es für ſtrenge Pflicht, alles zu vermeiden, was die geliebte Freundin in mein dunkles Schickſal hineinziehen, und ihr Glück an meine ungewiſſen Erwartungen binden könnte. Daher die gefliſſentliche Umgehung aller dahin einſchlagenden Beziehungen, und meine anſcheinende Kälte. Ich gelangte bald dahin, als ein brauchbares Mitglied meines Standes angeſehen zu werden, und in dem ruhigen Gange gewöhnlicher Verhältniſſe würde ich vielleicht früher, als ich es ſelbſt gehofft hatte, zu dem Glücke einet unabhängigen und anſtändigen, wenn auch nicht glänzenden Exiſtenz gelangt ſeyn, die das Ziel meiner Wünſche in ſich ſchloß. Aber die Bewegungen und Ereigniſſe, die gleich einem moraliſchen Erdbeben die halbe Welt erſchütterten, ſtürzten auch den kleinen Anbau meiner Hoffnungen zuſammen. Es war die Zeit des Anfangs der franzöſiſchen Revolution. Faſt jeder Jüngling von Geiſt, Herz und Kraft, der nicht von dem Panzer eines verjährten Standeſegoism umerzt war, ward von ihr ergriffen, enthuſiasmirt und fortgeriſſen, und ſelbſt in den höchſten Klaſſen gab es Edle, die den Vorurtheilen ihrer Erziehung entſagten, um mit reinem Herzen die Ideale allgemeiner Veredelung und Glückſeligkeit zu erfaſſen. Der Menſchenfreund begegnete dem Philoſophen, und jeder wähnte, die Zeit ſey gekommen, die Träume ſeiner Weiheſtunden zu verwirklichen. Es wird euch nicht verwundern, daß auch ich von dem Strudel nicht verſchont blieb. Ich hatte mit glücklicher Leichtigkeit mich der Sprache und der Sitten meines neuen Vaterlandes bemächtiget, und betrachtete mich als völlig nationaliſirt. Auf demſelben Comptoir mit mir arbeitete auch ein junger Mann aus Marſeille, Namens Auguſtin, in deſſen Seele die Flamme der Revolution, in aller ſüdlichen Glut emporloderte. Er wirkte auf mich mit dem Einfluß, den gewöhnlich ſtarke, heftige, leidenſchaftliche Menſchen auf ruhigere, aber tief empfängliche Gemüther haben, und er riß mich oft ohne, ja ſelbſt gegen meine beſſere Ueberzeugung mit ſich fort. Der Herr des Handelshauſes, ein guter, rechtlicher verſtändiger Mann, aber ein entſchiedener Royaliſt, hatte die Richtung, die wir nahmen, mit Unwillen angeſehen, und als keine Vorſtellungen halfen, entließ er uns aus ſeinem Dienſte. Wir faßten ſogleich den Entſchluß, uns in die Reihen der republikaniſchen Heere zu ſtellen, und führten ihn ſofort aus. Nur ein Abſchied ward mir ſchwer, der von Lucien, der liebenswürdigen Tochter des Hauſes. Obſchon nur in weiteren Beziehungen zu ihr ſtehend, hatte doch ihr ſtiller Liebreitz recht wohlthätig auf mich gewirkt. Sie hatte von ihrer verſtorbenem Mutter, die eine Deutſche war, etwas von unſerer Sprache gelernt: dies brachte uns näher; ich verſchaffte ihr deutſche Bücher, erklärte ihr ſchwierige Stellen, und las ihr zuweilen des Sonntags auf der Villa vor, wohin wir jungen Leute vom Comptoir, wenn wir wollten, ein für allemal eingeladen waren, ſo wie wir denn überhaupt in dieſem trefflichen Hauſe als Mitglieder der Familie angeſehen und behandelt wurden, wenn unſer ſittliches Betragen dem gemäß blieb. Lucie war nicht ſowohl ſchön, als angenehm; ich liebte ſie nicht, aber ihr Bild hatte ſich in meiner Phantaſie allgemach neben Mariens Bild geſtellt, wenn ich mir irgend etwas Liebwerthes denken wollte. So hatten ſich zwiſchen unſere Herzen bald einige Fäden derjenigen zarten Freundſchaft angeknüpft, die unter verſchiedenen Geſchlechtern ſtets einigen Reitz von der Liebe erborgt. Auch Lucie war ganz ingeheim dem neuen politiſchen Evangelium zugewandt, ihr Weſen daher unglücklicher Weiſe in Liebe zu dem verehrten Vater und zu der Freiheit getheilt, und ſo gab es nicht leicht ein Ereigniß, das ſie nicht zugleich verletzen und erfreuen mußte. Sie glaubte in mir eine Stütze zu verlieren, und unſer Abſchied war, wie von einer dunklen Ahnung ergriffen, tief bewegt. Wir ſchwuren uns ewige treue unverbrüchliche Freundſchaft, und gelobten uns ſo oft und ſo viele Beweiſe davon zu geben, als es das Schickſal vergönnen würde.“

„Ich gebe euch keine Schilderung meines kriegeriſchen und politiſchen Lebens in dieſer unruhigen, oft gräuelvollen Zeit. Mein Herz ward oft in ſeinen innerſten Tiefen empört. Ich hatte die Freiheit mit der Liebe eines jungen reinen deutſchen Gemüths umfaßt, und es ſchmerzte mich, ihr Heiligthum von den verwerflichſten Leidenſchaften entweiht, und der niedrigſten Selbſtſucht geſchändet zu ſehen. Auch Auguſtin zeigte ſich mir nun in einem ganz andern, ach nur zu wahrem Lichte. Schon früher hatte ich ſeine Neigung zu Lucien bemerkt, der er ſich ſtets zu nähern und gefällig zu machen ſuchte. Da ich damals noch ohne alle Leidenſchaft für Lucien war, war ich auch ohne Eiferſucht gegen Auguſtin in meinem Herzen; vielmehr erhöhte das Mitleid noch meine Theilnahme an ihm, wenn ich mir die Qual hoffnungsloſer Liebe dachte: denn unſinnig ſchien es zu ſeyn, bei der Kluft zwiſchen den beiderſeitigen Verhältniſſen und Glücksgütern ſich mit Luciens möglichen Beſitz zu ſchmeicheln. Jetzt enthüllte ſich mir ſein Inneres und ich ſchauderte zurück. Es war nicht ſowohl Liebe zu Lucien, als vielmehr der unedle Durſt nach ihrem Vermögen, was ihn ſo hartnäckig zu ihr zog, und der Eifer, mit dem er ſich in die Arme der wüthenſten Jacobiner warf, entſprang nicht aus Ueberzeugung, ſondern aus dem durchdachten Plane, auf dieſem Wege dem eingeſchüchterten Royaliſten die Hand der Tochter abzutrotzen. Ich entfernte mich von dem moraliſch geſunkenen Freunde, und unſere einſt feurige Freundſchaft verwandelte ſich nach und nach in kühle Abneigung, und weiterhin ſogar in den ſtärkſten Haß. In den bürgerlichen Verhältniſſen ſtieg der Heuchler, der kein Mittel zum Ziele verſchmähte, bald weit über mich hinauf, und ich ſtand immer noch auf dem früh erreichten Grade eines Sergeantmajor, als er ſchon Capitän in demſelben Bataillon war.“

„Ihr erinnert euch der damaligen Schickſale des unglücklichen Lyon — Der aus Gewerbfleiß fließende Wohlſtand dieſer großen Fabrikſtadt war durch die Folgen der Revolution verſiegt; es war unmöglich, daß ihre Bewohner eine Veränderung der Dinge lieb gewinnen konnten, die ſie zu Bettlern zu machen drohte. Dagegen reitzten die Ueberbleibſel ihrer in beſſerer Zeit erworbenen Reichthümer die Begier und die Wuth der Ohnehoſen. Der Kampf war ungleich. Das republikaniſche Heer drang ſiegend ein, und mit ihm alle lang gereitzten und jetzt losgelaſſenen niedrigen Leidenſchaften, welche die Menſchennatur entwürden. Der Gräuel der Verwüſtung wälzte ſich von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, und ihr werdet mir die Beſchreibung dieſer gräßlichen Auftritte erlaſſen. Das Bataillon, in dem ich ſtand, kam in die Gegend meiner ehemaligen Wohnung. Ich benutzte die Gunſt des Zufalls, dem Hauſe meines Lehrherrn zu Hülfe zu eilen, und war ſo glücklich noch gerade zu rechter Zeit zu kommen, um Lucien vor empörenden Mißhandlungen zu ſchützen. Ermattend ſchlug ich mich mit immer neu herbeiſtrömendem Raubgeſindel herum; da erſchien Auguſtin, der durch ſeine höhere Autorität die Ruhe wieder herſtellte und das Eigenthum in Schutz nahm, aber auch mit anſcheinend republikaniſcher Kälte und Strenge die Verhaftung des alten Menard und ſeine Abführung ins öffentliche Gefängniß anordnete. Lucie beſtand mit bewundernswürdiger Entſchloſſenheit darauf, ihren Vater nicht zu verlaſſen, und ſo ungern er es auch that, mußte Auguſtin doch darein willigen, wenn er ſein Spiel und ſeine Pläne nicht zu früh verrathen wollte. Ich kannte dieſe affectirte Kälte und Ruhe nur zu wohl, und wußte, welches verderblich glühende Lavameer unter dieſer dünnen republikaniſch ſeyn ſollenden Eisrinde kochte. Es kam zu einem heftigen Wortwechſel zwiſchen uns, den nur die Umſtände für den Augenblick in Thätlichkeit auszubrechen verhinderten; aber wir betrachteten uns von nun an als völlig entſchieden erklärte Feinde. Der Schutz und die Freundſchaft des Bataillonskommandanten, dem ich einſt in einem Gefecht das Leben zu retten ſo glücklich geweſen war, hielten den klug berechnenden Auguſtin vor der Hand noch ab, offen gegen mich aufzutreten, aber er wirkte im Stillen durch die Clubbs der Jacobiner, bei denen er ſich in immer größeres Anſehn zu ſetzen wußte.“

„Ich hatte mir Zutritt zu meinem alten Handelsherrn verſchafft, dem man ein nach damaligen Verhältniſſen und Anſichten ſehr leidliches Gefängniß eingeräumt hatte. So groß iſt die Wirkung der Tugend und anerkannter unbeſcholdener Rechtlichkeit, daß ſelbſt die verworfenen Gemüther, welche damals alle Gewalt an ſich geriſſen hatten, es nicht wagten, den ehrwürdigen Mann mit äußerer Härte und Unanſtändigkeit zu behandeln, wenn auch ſein Tod und Verderben in ihrem Innern feſt beſchloſſen war. In dieſen Mauern, wo ſonſt nur Jammer ertönte und die Verzweiflung wohnte, war mir das traurige Glück vorbehalten, der einzige Troſt dieſer Unglücklichen zu ſeyn. Herzen, die ſich im Sonnenſchein des Lebens nur geahnet hatten, fanden ſich in der Nacht des Elends und ſchloſſen ſich in der Weihe des Unglücks aneinander. Lucie entwickelte in dieſen entſetzlichen Tagen einen Reichthum von Liebe, Edelmuth und Standhaftigkeit, der die Unglückliche in meinem Herzen weit über jenes Feenbild ſtellte, das ich im Nimbus des Glücks zwar bewundernd aber gleichgültig angeſchaut hatte. Ihr Vater bemerkte die Vereinigung unſerer Seelen mit ſtillem Wohlgefallen. Er ſah ſein Schickſal mit Beſtimmtheit und Ergebung voraus, und wies alle Hoffnungen von ſich, außer der einzigen, daß ich der Schutzengel ſeiner Tochter ſein würde.—“ „Suche mich nicht,“ ſprach er zu mir, „mit Hoffnungen zu täuſchen, an die du ſelbſt nicht glaubſt, oder die meiner unwürdig ſind. Mein Verbrechen iſt erwieſen, denn ich bin reich. Auch du haſt dich den Phantomen hingegeben, mit denen der Dämon der Finſterniß, die Farben des Lichtes borgend, die Gemüther der Menſchen umnebelt hat, aber deine Seele iſt rein geblieben in der großen Verderbniß. Du wirſt jene Regeneratoren noch beſſer kennen lernen. Ihre Freiheit iſt Zügelloſigkeit, ihre Vaterlandsliebe der Durſt nach fremdem Gut, ihre Tugend Ehrſucht und Wolluſt. Sie zertrümmern Geſetz und Ordnung und der ſchmähligſte Despotismus wird ihr Lohn ſeyn. Doch weg damit! der Blick auf ſie ſoll dieſe Stunde nicht trüben. Ich fühle mich an meinem irdiſchen Ziele, und ich möchte es nicht verlängert wiſſen, um es zu erleben, alles, was mir heilig iſt, geſchändet zu ſehen. Lucie war meine einzige Sorge, ſie unter dieſen Scheuſalen zurücklaſſen zu ſollen, brach mir das Herz. Ein guter Engel führte dich uns zu. Der einſtmalige Millionär hat der Tochter jetzt nichts mit zu geben, als ſeinen Segen, aber der Segen eines unſchuldig Gemordeten iſt nicht ohne Kraft. Nimm ſie hin mit ihm, führe ſie in dein noch unbeflecktes Vaterland und tröſte und verſöhne ſie mit dem Schickſal, wenn ich nicht mehr bin!“ — „Dies war die Feyer unſrer Verlobung, nur von unſern heißen Thränen begangen.“

„Auguſtin hatte geheime Unterredungen mit Luciens Vater. Er bot ihm Leben und Rettung, wenn er ihm Luciens Hand mit allen Anſprüchen auf ſein geſammtes Vermögen übergeben, und überdem zu verſchiedenen Ausſagen, Bekenntniſſen und Eröffnungen ſich verſtehen wolle, die den herrſchenden Jacobinern noch fehlten, um mehrere angeſehene Männer, denen man an den Leib wollte, mit einigem Anſcheine des Rechtes fangen und verderben zu können. In wie weit Auguſtin ſeine Zuſage hätte erfüllen können, wenn Menard auf ſeine Anträge eingegangen wäre, kann ich nicht mit Gewißheit beurtheilen. Ob es auch ſeine Abſicht war, es zu thun, mag Gott richten, der allein die Herzen prüft! Mir, als dem Feinde, kömmt es nicht zu.“

„Lucie war nicht nur ſogleich bereit den Vater zu retten, ſondern ſie drang ſogar in ihn dies Opfer anzunehmen, mit einem Ungeſtüm, der ihn erzürnte. Menard war durch keine Vorſtellungen zu täuſchen, durch keine Hoffnungen zu blenden, durch keine Furcht zu erſchüttern, durch keine Bitten zu gewinnen. Mit Abſcheu verwarf er Anträge, die ſein Gewiſſen empörten. Die Folge blieb nicht aus. Man riß ihn aus den Armen der verzweifelnden Tochter, um ihn unter die Guillotine zu ſchleppen.“

„Auch Luciens Leben war in dringender Gefahr. Auguſtin hatte die Stirn, mit ſeinen Bewerbungen aufs neue hervor zu treten, und ward nun mit der ſchmerzendſten Verachtung abgewieſen. Seine Wuth kannte keine Grenzen. Es erforderte die größte Anſtrengung, ſie zu retten. Daß ich alles aufopfern mußte, was ich beſaß, koſtete mich nicht einen Augenblick Bedenken oder Bedauern; ich gab es hin mit dem Hochgefühl, mit dem es uns beſeligt, etwas für einen geliebten Gegenſtand thun zu können; aber daß ich meine gerade Seele bis zur Verſtellung erniedrigen mußte, ſchmerzte und erbitterte mich tief. Ich war endlich ſo glücklich, Lucien zu befreien, die ſich meiner Führung faſt willenlos überließ, denn der ſchreckliche Tod ihres geliebten Vaters hatte ihre Seelenkräfte in eine Apathie verſenkt, aus der ſie nur nach und nach im Arm der ſorglichſten Liebe erwachen konnte.“

„Wir flohen der Schweiz zu. Zu mehrerer Sicherheit wanderten wir nur in der Nacht und verbargen uns den Tag über in Gebüſchen. Der Fluß, welcher die Grenze machte, war ſcharf bewacht, die Brücken waren beſetzt, und die Furte zu tief, um ſie durchwaten zu können. Ich ließ Lucien mit Anbruch des Tages in einer Höle, die wir in einem Hügel unfern des Fluſſes gefunden hatten, und ging aus, die Gegend zu erkundigen, und einige Lebensmittel für die Erſchöpfte aufzutreiben. Man hatte mich erſpäht, und einige Nationalgarden waren mir, ohne daß ich es gewahr wurde, von weitem nachgefolgt. Kaum hatte ich meiner Gefährtin ein kleines Brod überreicht, als ſich ein Mann am Eingange der Höle zeigte, der uns zurief, uns zu ergeben, und dabei ſeine Flinte auf uns anſchlug. Es war Auguſtin. Mechaniſch riß ich meinen Säbel aus der Scheide: da pfiff die Kugel dicht an meinem Ohre vorbei, und traf die hinter mir auf einer kleinen Erderhöhung ſitzende Lucie in die Bruſt. Der Schreck über den verirrten Schuß mochte den gewandten Auguſtin einen Augenblick beſtürzt haben, während dem ich ihn niederſtieß und gleich darauf zurückeilend neben Lucien hinſank, in der Meinung und Hoffnung, mich mit ihr auf ewig im Tode zu vereinigen. Ach, ich ſollte zu langer herzzerreißender Qual wieder erwachen!"

„Man brachte uns nach Lyon zurück. Lucie ſtarb unterwegs. Ich genaß langſam von einem heftigen Fieber im Spitale. Auguſtin war nicht tödtlich verwundet, aber er ward zum Krüpel geheilt, und ſeine kriegeriſche Laufbahn abgeſchnitten. Die Dankbarkeit meines Oberſten rettete mich vom ſchimpflichen Tode und gab mir ſogar Freiheit und Abſchied. Er wagte es auf ſeine Verantwortung, und konnte es, denn in den Zeiten der Unruhen und der Anarchie iſt das Daſein des Einzelnen von keiner Bedeutung, wo täglich Tauſende preisgegeben werden. Mit tief zerrütteten Sinnen ſchüttelte ich den franzöſiſchen Staub von meinen Füßen und — bettelte mich nach England. Ich ging nach Oſtindien, weil mir Europa verhaßt war. Geſchick, Treue, Fleiß, Ordnung empfahlen mich. Mäßigkeit und Nüchternheit, die ſo manchen wackern Europäer in dieſen zauberiſch lockenden Climaten verlaſſen, bei mir aber vielleicht nur Folge einer tiefen Trauer waren, welche alle Genüſſe gering ſchätzte, erhielten mir nicht nur das Leben, ſondern gaben mir ſogar nach und nach die Geſundheit wieder. Mit ihr aber erwachte wieder die ſtille Freude des Daſeins in meiner Seele. Ich dachte nun milder über den dunklen Gang der Schickſale, und reſignirte mich gläubig in die Hand der allwaltenden Vorſehung. Ich fand Gelegenheit thätig zu ſeyn, und mir nach und nach ein Vermögen zu erwerben, das zwar für jenen Welttheil nur unbedeutend, aber doch groß genug war, um damit in meinem armen Vaterlande faſt für reich zu gelten. Mit der dortigen Art zu leben konnte ich mich indeſſen nie befreunden. Die Contraſte der ausſchweifendſten Ueppigkeit und Vergeudung neben dem hartherzigſten Geize und der empörenſten Sklaverei; Geiſtesarmuth neben Geldreichthum und Sinnengenuß, und die Sehnſucht nach meinen deutſchen Eichen ergriff mich unter den reichen Düften und Lebensbäumen des Orients. Ich erhielt keine Antwort auf viele meiner Briefe mit kleinen Geſchenken in die Heimath, die wahrſcheinlich verloren gegangen, oder von den habſüchtigen Ueberbringern unterſchlagen worden ſind; und ſo entſchloß ich mich denn, ſelbſt zuzuſehen, wie die Sachen hier ſtünden. Gottlob! Ich finde alles beſſer, als ich hoffen durfte. Zwar die guten Eltern ſchlummern ſchon lange im Frieden ihres Gottes; aber die Freunde meiner Jugend umſtehen mich liebend und treu, und der Odem der Heimath weht mir erquickend entgegen. Zwar bewahre ich wehmüthig heilige Erinnerungen in meiner Bruſt, und der Schmerz hat früh mein innerſtes Weſen vielleicht zu tief erfaßt: aber dennoch blieb mir ein Herz für die Menſchheit, und der Sinn für des Lebens einfache und vorwurfsfreie Genüſſe, die ſich mit jenen Erinnerungen recht wohl vertragen. Unter euch werd' ich völlig geſunden, und ihr duldet gern und liebreich den Schwachen, wenn auch wohl noch hie und da einmal eine wunde Stelle in ihm zuckt."

So endigte Wilhelm die Erzählung ſeiner Schickſale, welcher der kleine Kreis der Freunde mit der innigſten Theilnahme zugehört hatte. Beſonders in Wilhelminens jugendlich offenen Zügen hatten ſich die angeregten Empfindungen, wie in einem treuen Spiegel abgebildet, und ihr bewegliches Spiel dem Erzähler ein ganz eignes wehmüthiges Vergnügen gewährt. Keine leidigen Troſtgründe floſſen in breiten Gemeinplätzen über, und entweihten die feierliche Stunde. Es war weit in die Nacht hinein, die Lichter waren tief niedergebrannt, und die erſten dämmernden Ahnungen des Tages begannen ſchon über die öſtlichen Hügel zu ſtreifen. Heinrich und Marie wünſchten dem Gaſte gute Nacht, und Wilhelmine führte ihn in das kleine einfach zierliche Gaſtſtübchen, das ſie zu ſeiner Aufnahme bereitet hatte, und wo ſie ihn mit einem gleichen herzlichen Gruße und Wunſche verließ. Alles ſprach ihn ſanft und heimiſch an, und er wußte den Gefühlen, die ihn beſchlichen, keine Geſtaltung zu geben. Langgeſchlummerte Schmerzen waren in ſeiner Bruſt erwacht, und die Erinnerung hatte ihnen neues Leben gegeben; aber es war nicht das ſtarre troſtloſe Weh, das ihn ſonſt in ähnlichen Augenblicken erfaßte. Ein milderndes faſt ſüßes Gefühl legte ſich wie ein Balſam auf das wunde Herz, er fühlte ſich durch die Mittheilung erleichtert, und entſchlummerte endlich in leichteren und ſchöneren Träumen, als je ſeit den langentſchwundenen Tagen der unbefangenen glücklichen Jugend ſein Lager begrüßt hatten.

Als die Freunde am Morgen wieder traulich zum Frühſtück bei einander ſaßen, erwähnte Heinrich, daß das Freigut, welches Wilhelms Vater ehemals beſeſſen hatte, und auf dem Wilhelm geboren und erzogen war, gerade wieder zum Verkauf ſtehe; eine Nachricht, die dieſer emſig aufgriff, und ſogleich Anſtalten traf, den Kauf zu ſchließen, und ſich ſchnell in den Beſitz deſſelben zu ſetzen. Es fehlte ihm nicht an Vermögen, Selbſteinſicht und guten Rath erfahrener Freunde, und ſo war er bald nach Wunſch eingerichtet. Sein Wunſch aber war, alles ſo viel als möglich, obſchon verbeſſert und verſchönert, dennoch in derſelben Art und Weiſe herzuſtellen und einzurichten, als es bei ſeinen Eltern in der glücklichen Zeit ſeiner Kindheit geweſen war, und ſeine größte Freude beſtand in dem Gelingen ſolcher Bemühung.

Er machte nun auch Bekanntſchaften in der Nachbarſchaft, die, wie man leicht denken kann, alle ſeine Schritte mit geſpannter Neugier beobachtete, und ſchon ſo manches ſonderbare Mährlein über ihn in fleißigen Umlauf geſetzt hatte. Wie hätte es auch anders ſeyn können? Ein unbedeutender längſt verſchollener Knabe, deſſen Eltern man in der größten Beſchränktheit, faſt Dürftigkeit gekannt hatte, erſcheint auf einmal, wie aus den Wolken gefallen, mit allen Zeichen eines gediegenen Wohlſtandes. Seine Kleider und ſonſtigen Umgebungen ſind von der allerfeinſten Art; ſein moderner Wagen wird von ſchönen Pferden gezogen, die ein bärtiger Kutſcher in ſtattlicher Livree regiert, und — ein Neger als Leibbedienter ſteht hinten auf. Er kauft, ohne lange zu handeln, das alte Gütchen ſeines Vaters wieder an ſich, und verbeſſert und verſchönert es mit einem haſtigen Aufwande, der als Verſchwendung erſcheint. Wie konnte er alles dies wohl thun und ausführen, ohne ein unermeßlich reicher, mit dem Blute der Indier gemäſteter Nabob zu ſeyn, und wenigſtens einen Griff in die Schatzkammer des großen Moguls gethan zu haben?

Unter den neuen Bekanntſchaften, welche Wilhelm Wallner gemacht hatte, waren ihm die angenehmſten: die verwittwete Geheimräthin Miller, und die Familie des Kammerherrn von Adelhorſt. Die Geheimeräthin, eine ſchöne gebildete Frau im Sommer ihres Lebens, war eine nahe Anverwandte des alten Pfarrers. Noch ſehr jung war ſie von ihrer Familie vermocht worden, ihre Hand einem ältlichen Manne zu reichen, den ſie nicht liebte, aber achten mußte, und obſchon ſie ſich ſo gewiſſermaßen der Convenienz geopfert hatte, hatte ſie doch an der Seite ihres edlen Gatten dieſen Schritt nie bereut. Er bildete ihren Geiſt, und ließ ihr Herz frei in dem gewählten Wirkungskreiſe edler Wohlthätigkeit walten und ſchalten. So hatte ſie denn auch die Sorgen des guten Pfarrers erleichtert, und ſeinen älteſten Sohn Eduard auf ihre Koſten die Rechte ſtudieren laſſen, was der Vater bei ſehr dürftiger Stelle und zahlreicher Familie nicht vermocht hätte. — Jetzt war ſie Wittwe mit einem anſtändigen unabhängigen Vermögen. Eduard hatte ſie in ihren Erbſchaftsangelegenheiten treu und ſorglich unterſtützt, und war von ihr als Gerichtshalter in Grünau angeſtellt worden. Die Natur beſtand auf ihrem Rechte. Ihr in der Liebe noch neues Herz widerſtand dem Eindruck nicht, den der junge wohlgebildete, verſtändige und gefühlvolle Mann auf ſie machte. Es war in der Gegend allgemein dafür angenommen, daß es nächſtens zu Grünau eine Hochzeit geben würde, ja man hatte es ſogar, von der Liebenswürdigkeit der Braut beſtochen, faſt verziehen, und es kam aller Welt ſo vor, als könne es gar nicht anders ſeyn.

Der Kammerherr von Adelhorſt hatte in der Reſidenz des Landes ein Haus, und zwar ein glänzendes Haus gemacht. Darüber war ſein Vermögen zerrüttet worden, und die Hoffnung ſich durch einen hohen einträglichen Staatspoſten wieder zu entſchädigen, war durch mancherlei Verwickelungen und Verhältniſſe fehlgeſchlagen. Er hatte es daher für gut finden müſſen, ſich auf ſeine verſchuldeten Güter zurückzuziehen, und gab ſich das Anſehen eines Mannes, der in philoſophiſcher Ruhe den Abend eines Lebens genießen will, deſſen beſte Jahre er dem Staate geopfert hatte, und dafür mit Undank belohnt worden war. In vertraulichem Geſpräche ſprach er gerne von mächtigen Cabalen, und in der That mochte der gewandtere Hofmann, der ihn aus ſeinen Himmeln verdrängt hatte, ſeines Poſtens wohl um nichts würdiger ſeyn, als der Verdrängte. Uebrigens war der Kammerherr in manchen feinen Künſten und Wiſſenſchaften umgetrieben, und ſein Charakter war weder gut noch ſchlecht, ſondern ganz von dem gewöhnlichen Gehalte, in welchem die Welt ihre Stempel auszuprägen liebt. Frau von Adelhorſt glich ihrem Gemahl, nur konnte ſie den Schmerz, mit dem ſie nach dem Glanze der Reſidenz zurückblickte, weniger unter einem erkünſtelten Stoicismus verbergen. Sie hatte indeß Verſtand genug, einzuſehen, daß ſie durch Pracht und Aufwand nicht mehr imponiren könne, und ſie nahm daher ihre Zuflucht zu einer einfachen Urbanität, wodurch ſie denn auch wirklich ihren Zweck erreichte, und als der

Mittelpunkt der feinen Welt in dieſem bäuriſchen Arkadien angeſehen und geſucht wurde, obſchon man ſich an ihrer Tafel bei aller Anmuthigkeit kaum ſatt aß. Den größten Reitz des Hauſes machten aber ihre drei Töchter aus. Auch ſie ſehnten ſich mit manchem geheimen Seufzer nach der Stadt zurück, aber ſie hatten ebenfalls ihre Parthie genommen; ſie ſahen ſich in ihrem gegenwärtigen Zuſtande, wie Apoll unter den Hirten an, und bequemten ſich nach ihren Verhältniſſen, die Hoffnung nicht aufgebend, ſelbſt in ihnen Mittel und Wege zu finden, wieder in den Olymp hinaufzuſteigen. Fräulein Mathilde, in reifer aufgeblühter Jugend und von wenig blendender Aeußerlichkeit, hatte ſich ſchon früher einige Mühe gegeben, ihren Geiſt zu biden, und trieb nun ihre Studien in ihrer jetzigen ländlichen Abgeſchiedenheit mit erhöhtem Eifer, und ihr Umgang und ihre Unterhaltung waren in der That angenehm zu nennen. Fräulein Fanny war etwas muſikaliſch, — und anerkannt die beſte Tänzerin in der ganzen Umgegend. Fräulein Seraphine aber war zu ſchön, um noch ſonſt etwas zu ſein, doch gab ihr eben ihre Schönheit und ein gewiſſer feiner Takt, deſſen Frauenzimmer ſelten entbehren, Mittel genug an die Hand, jederzeit mit Leichtigkeit zu ſcheinen, was ſie gerade zu ſcheinen wünſchte.

Dies waren die geſellſchaftlichen Elemente, in welche ſich Wilhelm hineinzuleben hatte. Er war oft in dem Hauſe des Kammerherrn, und die Dürftigkeit und Unzulänglichkeit, die aus allen Ritzen des ſpärlichen Ueberwurfs von Eleganz, aus Reſten ehemaligen Prunkes zuſammengeflickt hervorguckte, that ihm weh. Er ſah, wie die Mädchen ſo manches Bedürfniß der Mode entweder, heroiſch genug, entbehrten, oder mit kluger Berechnung durch Surrogate zu erſetzen bemüht waren, und er ergriff gern eine ſchickliche Gelegenheit, ihnen einige kleine Geſchenke von ſolchen Putznothwendigkeiten zu machen, wodurch er ſich bei der ganzen Familie ganz außerordentlich in Gunſt und Gnaden, zugleich aber auch in die Vermuthung großen Reichthums geſetzt hatte. Zuweilen wehte ihm aber auch in dieſem Hauſe trotz aller Philoſophie des Vaters, aller geſchliffenen Urbanität der Mutter, und aller Liebenswürdigkeit der Töchter ein fauler Odem innerer Mißmuthigkeit und planmäßiger Abſichtlichkeit entgegen, daß er ſich eckelnd abwenden, und zu der claſſiſch frommen Gelehrtheit des Pfarrers, oder zu der Geheimräthin flüchten mußte, die in wahrhaft edler, einfacher und doch viel umfaſſender Bildung den Geiſt eines treflichen Mannes zurückſpiegelte, der ſich in ihrer Vervollkommnung gefallen, und ſie ſo für die Liebe entſchädigt hatte, deren beſeligendes Gefühl er nicht in ihr ſchaffen konnte.

Vor allem aber fühlte er ſich wohl und heimiſch in dem Hauſe und der Familie der alten Jugendfreunde. Hier kam ihm ſtets die alte Herzlichkeit entgegen, und die Geiſter der Erinnerung wurden in ſeiner Seele wach. Oft war es ihm, als verſänke der Zwiſchenraum vor der Lebendigkeit ſeiner Gefühle; Heinrich ſtand vor ihm, wenig verſchieden von der Geſtalt des Jugendgeſpielen; aber wenn er Marien vor ſeinem Gedächtniß ganz in dem Nimbus jener friſchen Jugendzeit geſtalten wollte, ſchob ſich jedesmal Wilhelminens Perſönlichkeit dazwiſchen, und verwirrte die Klarheit des Bildes, indem ſie ſeinen Glanz erhob. Die Liebe bleibt immerdar der größte Taſchenſpieler in der Welt.

So wenig auch Wallner daran dachte, ſeine Wünſche und Abſichten, gleich unverſchämten Freßzangen nach den holden Blüthen der hoch- und wohlgebornen Fräulein von Adelhorſt auszuſtrecken, ſo waren dieſe doch nicht nur völlig überzeugt, daß er dergleichen hochanſtrebende Abſichten habe und hege, ſondern auch entſchloſſen, ihm auf die herablaſſendſte Art entgegen zu kommen. Die Sache ward ſehr ernſtlich in einem Familienrathe erwogen. Der Mutter ward es trotz aller Urbanität ſchwer, ſich an den Gedanken zu gewöhnen, auch die Fräulein hatten ihre wichtigen Bedenken, aber der Vater bewies mit den allereinleuchtendſten Erfahrungsgründen, daß Gold allein die beſte Adelsprobe ſey, welche vor den naſeweiſen Unterſuchungen des Zeitgeiſtes Stand halte. Mit Gold ließe ſich alles kaufen, nur freilich nicht, wie er ſtolz lächelnd bemerkte, alter hoffähiger Adel; aber dieſer Mangel ließe ſich zum Theil durch den Glanz der eigenen Abkunft zudecken, und es habe von einer anderen Seite auch ſein Gutes, wenn der ſteinreiche Herr Schwiegerſohn, aber neugebackene Edelmann doch immer ſeinen niedrigeren Standpunkt fühlen und anerkennen müſſe. Den perſönlichen Vorzügen Wallners ließ man übrigens alle Gerechtigkeit widerfahren. Fräulein Mathilde äußerte, daß er für einen Kaufmannsburſchen, der noch dazu die Hälfte ſeiner Lebens in Indien zugebracht hätte, wirklich erſtaunenswürdige Kenntniſſe, und ſelbſt eine Art von Geſchmack beſäße, die ihn ſogar fähig machen könnte, ihren Büreaux d'esprit, in welchen ſie ſchon im Geiſte als Präſidentin glänzte, beizuwohnen, und ſich dadurch immer mehr zu vervollkommnen. Fanny bemerkte, daß er ganz erträglich tanze, und wenigſtens bei Landparthien, wo man es nicht ſo genau nehmen müſſe, als Figurant zu gebrauchen ſey; auch zeige er ſich nicht ganz ohne Sinn für die Sprache höherer Naturen, die himmliſche Tonkunſt. Seraphine jedoch erklärte ganz unumwunden, daß ſie ſich um Kopf und Beine ihres Mannes ſehr wenig kümmern würde, wenn nur ſein Geldbeutel immer voll, und ſeine Hand willfährig genug ſey, jede ihrer anwandelnden Launen, wie koſtſpielig ſie auch immer ſeyn möchten, zu befriedigen. Es kam alſo nun darauf an, in wie weit die Gerüchte von ſeinem großen Vermögen wirklich gegründet wären, denn es galt hier ganz das franzöſiſche Sprichwort: point d'argent, point de suisse! nur den Umſtänden gemäß ins Deutſche überſetzt, nämlich: „Keine Tonnen Goldes, kein Fräulein von Adelhorſt!" — Hunderttauſend Thaler wurden als das Minimum beliebt, aber zu dieſem geringen Preiſe wollte ſich nur Fräulein Mathilde beſtimmt und unbedingt erklären, Fanny und Seraphine hingegen behielten ſich auf dieſen Fall noch weiteres nach Maßgabe der Umſtände bevor. Uebrigens verſprachen ſie ſich gegenſeitig, keiner Eiferſüchtelei Raum zu geben, ſondern das Schickſal gewähren zu laſſen, indem jede ihre Vorzüge im vortheihafteſten Lichte erſcheinen zu laſſen ſtrebte.

Um der Sage von Wallners großem Vermögen näher auf den Grund zu ſchauen, ward beſchloſſen, Oberförſters Minchen, mit der die Fräulein in guter Bekanntſchaft lebten, auszuhorchen, da man vorausſetzke, daß ſie von der Sache genauer unterrichtet ſeyn müſſe. Das einfache, aber uneingenommene Landmädchen durchſchaute bald die Winkelzüge der verfeinerten Stadtdamen, und ſie konnte ſich die kleine Schalkheit nicht verſagen, ſie in ihren Ideen von Wallners Reichthum noch mehr zu beſtärken. Die Laufgräben gegen Wilhelms Herzensfeſtung wurden daher ſofort eröffnet. Fräulein Mathilde entwickelte alle Vorzüge ihres gebildeten philoſophiſchen Geiſtes, um den Liebhaber gänzlich zu unterjochen, und ſie gieng in ihrer Erhabenheit ſo weit, aller Vorurtheile zu ſpotten, ſelbſt ſolcher, die der ſchönen Menſchlichkeit angehören, und deren ſich ein weiblicher Menſch am allerwenigſten entäußern darf. So ward ſie aus einer angenehmen Geſellſchafterin, die ſie ſonſt geweſen war, eine Art von literariſch-philoſophiſcher Virago, die jeden Mann von geſundem Geiſte anwidern mußte. Fanny, mit der Wallner ſonſt im Genuß fröhlicher Laune wohl gern einen Walzer gemacht, und ihre leichte Zierlichkeit bewundert, oder auch ein einfaches Liedchen geſungen hatte, — zog nun jede Gelegenheit bei den Haaren herbei, ſich in ſchweren Arien, denen ſie nicht gewachſen war, hören zu laſſen, oder ſich in künſtlichen Tänzen zu zeigen. Seraphine aber ward nicht müde, in dem gewählteſten idealiſchen Putze in anziehenden Stellungen zu prunken und zu liebäugeln, und ſo wurden aus den ſonſt graziöſen Mädchen eitle anmaßliche Thörinnen. Wilhelm, anfänglich überraſcht, hatte jedoch bald den Schlüſſel zu dem Räthſel gefunden, das vor ihm aufgeführt wurde, und zu ernſt und gutmüthig, ſeinen ſcherzenden Spott damit zu treiben, wandte er ſich mit einem ſchmerzlichen Lächeln von den unangenehmen Auftritten ab.

In dem Zirkel der alten Jugendfreunde hatte er der lächerlichen Comödie bald vergeſſen, in der man ihm die Rolle des Schauſpielers wider Willen zugedacht hatte. Das Herz erweiterte ſich in ſeiner Bruſt, und eine Zukunft voll Blüthen und Früchte ging vor ſeinen Hoffnungen und Wünſchen auf. Er hatte bis jetzt im Gewühl der Menſchen und Geſchäfte allein gelebt; jetzt wollte er ſelbzwei in beſchäftigter Einſamkeit das Leben genießen und der Außendinge entbehren lernen. In Minchen zeigte ſich ihm die Gefährtin, wie ſie ſeyn ſoll. Ihr Geiſt war einfach aber wahrhaft gebildet, und jeder Entwickelung fähig; ihr Herz ſchien ihm eine noch unbeſchriebene Tafel. Er durfte ſich ſchmeicheln, ihr nicht unangenehm zu ſeyn. Sie lauſchte oft mit der herzlichſten Theilnahme den Erzählungen ſeiner Schickſale und Begebenheiten, die er den Freunden in traulichen Abendſtunden jetzt umſtändlich mittheilte, und er kam ſich mit ſeinen ſüdlich gebräunten Wangen neben dieſer zarten blonden Tochter Herthas oft wie eine Art von Othello vor, der ſeine Desdemona durch ſüße Mährlein gewinnt. Freilich konnte er nicht umhin, den Unterſchied der Jahre zu bemerken. Er durfte nicht hoffen, in ihrem Herzen jene ſtark auflodernde Flamme anzufachen, die bei der gegenſeitigen Berührung jugendlicher Gemüther oft unheilbringend zuſammenſchlägt; aber er war noch in den Jahren des Muthes und der Kraft, und er glaubte hoffen zu dürfen, in ihr ein ſtilles wohlthätiges Feuer zu erhalten, welches leuchtet ohne zu blenden, und wärmt ohne zu verſengen. Es fehlte nicht an Beiſpielen, wo in ſolchen Ehen auf dem Boden der Freundſchaft das reinſte Glück erblühte, indeß Verbindungen, in dem höchſten Entzücken der Leidenſchaft geſchloſſen, das Unglück zweier Menſchenleben machten, und in erſtarrende Gleichgültigkeit, oder feindſeligen Haß ausarteten. — So mit ſich ſelbſt philoſophirend, mitunter wohl auch ſophiſtiſirend, kam er zu dem Entſchluſſe, Marien ſeine Empfindungen, Anſichten, Hoffnungen und Abſichten vorzulegen, und ſie zu bitten, ihre Tochter als ſorgſam liebende aber in ihrer Liebe ſcharfſichtige Mutter in der Stille zu beobachten und zu erforſchen indem er lieber jedes Drangſal ertragen, als dem theuren, zarten, reinen und edlen Herzen nur den allerleiſeſten Zwang angethan haben wolle. Marie liebte ihren Mann herzlich und aufrichtig; um alles hätte ſie nicht wünſchen mögen, daß es anders mit ihnen gekommen wäre, als es eben gekommen war; aber dennoch klang die Zeit der erſten Jugendliebe mit ſo ſüßen Tönen in ihr nach, und Wilhelms Bild ſtand von daher noch in ſo lieblichen Umriſſen vor ihr, daß ſie innerlich freudig aufjauchzte, ihrer Tochter ein Glück zu Theil werden zu ſehen, daß ihr einſt ſelbſt das Schickſal verſagt hatte. Sie konnte ſich gar nicht denken, daß Minchen die Sache mit andern Augen anſehen könnte, als ihre Mutter, und es bedurfte der ernſtlichſten und dringenſten Bitten, Vorſtellungen und Beſchwörungen von Wilhelms Seite, um ſie von Uebereilungen abzuhalten.

So ſtanden die Sachen, als Wilhelm einſt an einem ſchönen Herbſtabend das Lieblingsplätzchen auf der Berghöhe beſuchte. Er trug und erwog Manches in ſeinem zweifelnden Herzen, und ſuchte die Einſamkeit. Er glaubte eine Veränderung an Minchen wahrgenommen zu haben. Sie war noch immer freundlich, liebevoll und zutraulich, wie ſonſt, aber die offene heitere Unbefangenheit, mit der ſie bei ihrem erſten Zuſammentreffen an dieſem Orte neben ihm herhüpfte, war von ihr gewichen, und es ſchien ihm zuweilen ſogar, als zerdrücke ſie ein Thränchen in ihrem ſchönen blauen Auge. Er konnte kaum zweifeln, daß ſie nicht mit ſeinen Wünſchen und Hoffnungen vollkommen bekannt ſeyn ſollte, obſchon er es gefliſſentlich vermieden hatte, etwas davon in ihrer Gegenwart beſtimmt laut werden zu laſſen. Das Auge des unerfahrenſten Mädchens hat in ſolchen Dingen den Scharfblick eines gebornen Feldherrn, und die Mutter war überdem zu ſehr von ihren Plänen eingenommen, um ſich nicht gegen die Tochter zu verrathen. War es nun bloß jungfräuliche Schüchternheit, die vor der Ahnung der Liebe erbebt, oder lag ein anderes Gefühl zum Grunde? — deß mußte er klar werden, ſo lieb ihm ihr und ſeine eigne Glückſeligkeit war, denn an dieſem Gifte konnte die ganze Saat ihrer Zukunft verderben.

Tief in ſich gekehrt lagerte er ſich, von der weiten Ausſicht, die man dort auf der Bank hat, abgewandt, in das junge Walddickicht dahinter, wo ein kleines Raſenbänkchen angelegt war. Man konnte da die große Bank ſehen, ohne von derſelben aus geſehen zu werden, und die Kinder pflegten ſich dieſes Plätzchens gern zu ihren Verſteck-Spielen zu bedienen. Hier war es, wo ihn bald bekannte Töne aus ſeinen Gedanken weckten. Er ſah zwiſchen den Zweigen hindurch, und erblickte Eduard Herrmann mit Wilhelminen Hand in Hand vor ſich ſitzend. Schreck und Erſtaunen lähmten ſeine Bewegungen. Er konnte jedes Wort verſtehen, und bald ward es ihm klar, daß er hier, um mehr als ſeines Selbſt willen, im Verborgenen nicht nur lauſchen dürfe, ſondern ſogar lauſchen müſſe.

„Ich danke Ihnen, mein theures Minchen,“ ſprach Eduard, „daß Sie Vertrauen genug zu mir hatten, meinem Rufe hieher zu folgen.“

„Hat der Freund und Lehrer meiner Kindheit wohl je etwas von mir verlangt, daß ich Urſache gefunden hätte, zu bereuen?“ antwortete Wilhelmine.

Eduard drückte leiſe ihre Hand, und fuhr mit zitternder Stimme fort; „Es iſt eine verhängnißvolle ſchwere Stunde für uns beide, liebe Wilhelmine!“ — „„das fühl ich tief im innerſten Herzen, guter Eduard! Eine ſchwere Stunde, und eine für die ganze Zukunft entſcheidende zugleich.““

Eduard nahm ſich zuſammen:

„Wenn ich in die Vergangenheit blicke, gehört es zu meinen ſeligſten Gefühlen und Erinnerungen, daß wir uns ſtets verſtanden, auch ohne Worte.“

„Wir verſtehen uns auch jetzt, Eduard. Laſſen Sie uns daher mit frommer Reſignation, und ohne Worte von einander ſcheiden!““

„Nein, nicht ſo, Wilhelmine! Jetzt nicht ſo! Laſſen Sie der menſchlichen Schwäche auch ihr Recht! Jetzt, jetzt muß ich reden, oder mein Herz zerſpringt. Ich habe lange mit mir gekämpft, einen ſchweren Kampf, und ich habe überwunden. Aber mein Herz ſoll wahr und offen vor Ihnen liegen, und ich werde wenigſtens Ihr Mitleid, vielleicht nhre Achtung verdienen.“

„„Wir theilten Schuld und Kampf; wir theilen auch den Sieg.““

„Ich will und darf uns nicht weich machen. Ich vermeide es daher bei den glücklichen Jahren der Kindheit und der erſten Jugend zu verweilen, wo wir uns ſchon zu lieben anfingen. Die Jahre, welche ich vor Ihnen voraus habe, machten in den Verhältniſſen, in denen wir zu einander ſtanden, den Knaben zum Lehrer des Kindes, den jungen Mann zum Lehrer der knoſpenden Jungfrau. Vor mir entfalteten ſich die Blüthen Ihres Verſtandes in zarter Anmuth; aber bald ward der Lehrer zum Schüler, wo die Weſenheit einer ſchönen Seele, eines edlen Herzens ſich ausſprach. — Mein Geiſt ſehnte ſich nach Wiſſenſchaft, die mir dieſe Umgebungen nicht geben konnten, und die Vermögensumſtände meines guten Vaters waren zu beſchränkt, um die nöthigen Koſten einer gelehrten Laufbahn für mich aufbringen zu können. Da trat eine wohlthätige Verwandte ins Mittel. Ich jauchzte unter den Thränen, die ich der Trennung von allem, was mir lieb war, weinte. Ich ſchied mit Gefühlen, Hoffnungen und Entſchlüſſen, denen ich keine Worte lieh, aber die mit unauslöſchlicher Schrift in mein Herz gegraben waren. Der letzte innige ſeelenvolle Blick Wilhelminens begleitete mich zu den neuen Pflichten meines Standes, und ſtärkte und bewahrte mich wie einen Talisman, von dem uns die anmuthigen Mährlein unſrer Kindheit erzählten, wenn mir der Welt verwirrende und unreine Geiſter nahen wollten. Meine Univerſitätsjahre waren beendigt, und ich glaubte, daß es mir nun bald erlaubt ſeyn würde, den Träumen meiner Hoffnungen Geſtaltung zu geben. Da ſtarb der Geheimrath. Ich ward der Couſine nöthig, ihre Stellung in der bürgerlichen Welt zu ſichern. Dankbarkeit geſellte ſich zu der hohen Achtung ihres Charakters und ihrer Tugenden, und gewiß würde die Liebe nicht fern geblieben ſeyn, wäre mein Herz noch frei geweſen. Aber ich kann und darf mir es nicht verhehlen, daß die treffliche Frau mich liebt, und nur auf meine Erklärung wartet, um mich, wie ſie meint und meinen muß, glücklich zu machen. Und würden es denn nicht Tauſende an meiner Stelle im höchſten Maße ſein? — Unglücklich, wie ich mich fühle, ſoll ich auch noch undankbar ſeyn? Soll ich ihr, der ich alles verdanke, was ich bin, mit der höchſten Qual lohnen, die ein weibliches Herz treffen kann? Lieber möge das meine in ſeinen innerſten Tiefen verbluten! — Ich habe lange und ſchwer gekämpft. — Da kam der zagenden zögernden Seele eine wohlthätige Erſcheinung zu Hülfe. Ein Mann zeigt ſich in unſerm Kreiſe, gut und edel, von trefflicher Bildung und in voller Manneskraft. Er iſt der Freund deiner Eltern, Erfahrung und Leiden haben ihn geprüft und bewährt. Er liebt dich. Er iſt in jedem Betracht beſſer als ich. Vertrauensvoll darf ich meine Wilhelmine, das Leben meines Lebens, an ſein edles Herz legen Er wird ſie glücklich machen, glücklicher vielleicht, als ich es gekonnt hätte. Das entſcheidet. Edelmuth und Pflichtgefühl ſiegen. Mit blutendem aber gefaßtem Herzen ſage ich dir und meinen Hoffnungen Lebewohl, und morgen biet ich Carolinen meine Hand.“

„„Wallner iſt ein guter, edler, trefflicher Mann. Ich ſchätze ihn unendlich hoch; ich würde ihn lieben, wenn nicht ein Anderer meine erſte Jugendliebe geweſen wäre. Meine Eltern wünſchen es, es macht ſie glücklich, — und dennoch! Sollt' ich mich ſchämen, daß das nur in dem Heiligthum ihrer Gefühle lebende Mädchen ſchwächer iſt, als der Mann, dem alle Erfahrung und Weisheit der Welt zu Gebote ſteht? — Dennoch würd' ich mich nicht entſchließen können, wäre es nicht auch um dich und Carolinen zu thun. Obſchon mit zerknirſchtem Herzen, ſegne ich das Geſchick, daß es ſo kommen mußte, um mir Muth und Kraft zu verleihen. Gehen Sie hin, zu vollenden, was Pflicht und Edelmuth heiſchen! — Wilhelmine wird das Andenken reiner, ſtarker und dennoch entſagender Jugendliebe in ihrem Herzen bewahren, und mit ihm nie unglücklich ſeyn.““

„Zarte und edle, und doch auch wieder große und ſtarke Seele! Du erhebſt und tröſteſt, indem du verwundeſt. Auch an der Bruſt der Himmliſchen würde die Schöpfung mir traurig und öde ſeyn ohne dich! — Caroline iſt ſchön, edel und gut, ach aber Wilhelmine war meine erſte Jugendliebe!

„„Die Zeit iſt ja der ächten Liebe Schranke nicht. Die Empfindungen, die mit den erſten Gefühlen unſrer Weſen in uns aufblühten, reichen auch in eine andere Welt hinüber, und was wir wahr und rein und mackellos in dem Heiligthum unſers innerſten Seyns bewahrten, dürfen wir alsdann auch ungeſcheut enthüllen. Zeit und Raum wird uns ſcheiden, aber unſre Herzen nicht einander entfremden, die wir von nun an zu Tempeln der Freundſchaft weihen.““

Sie ſtand bei dieſen Worten auf. Eduard umfaßte ſie mit ſchwer verhaltener Leidenſchaftlichkeit. Sie ſenkte das Köpfchen, und ließ es eine Weile ſtill weinend auf ſeiner Schulter ruhen. Dann hob ſie die ſchweren Wimpern zu ihm empor, drückte einen ſchnellen entſchloſſenen Kuß auf ſeine Lippen, hauchte ein leiſes Lebewohl hervor, und entfernte ſich ohne Eil und ohne Zögern. Eduard ſchien ihr folgen zu wollen, aber ſie winkte ihm abwehrend zurück, und er eilte von der andern Seite in das Thal hinunter.

Du haſt, geehrter Leſer, oder ſchöne Leſerin, es wohl ſchon irgend einmal erlebt, beſonders wenn du Landwirthſchaft treibſt, oder auch ſonſt figürlich, daß dir die Saaten deiner Hoffnung ſo recht friſch und grün entgegenlachten und dein Herz mit Freude ſchwellten; du haſt alsdann wohl auch ſchon die Erfahrung gemacht, daß irgend ein Froſt oder Hagelſchauer darüber hinfuhr, und alle Hoffnungen im Keime zerſtörte. Wenn du dich nun erinnerſt, wie dir dann zu Muthe war, ſo kannſt du es auch fühlen, wie es jetzt Wilhelms Herz zuſammenſchnürte. Es ſind furchtbare Augenblicke im Menſchenleben. Die Kraft des Widerſtandes iſt aus der Seele gewichen, aber die widerſprechendſten Gedanken fahren mit Blitzesſchnelle durch ihre Erſtarrung hin. Himmel und Hölle ziehen wechſelſeitig an dem armen Menſchenherzen. So lag Wilhelm eine Weile in anſcheinend äußerer Fühlloſigkeit, aber ſchrecklicher innerer Empfindungsthätigkeit da. Aber nicht lange, da ermannte ſich ſein beſſeres Selbſt. Mit einer ſtillen Thräne blickte er dem ſchönen ſchnell entſchwundenen Traume nach, dann ging er, und zwar geradesweges zur Geheimräthin. Die Erhabenheit, mit der das ſonſt ſo einfache, faſt ſchüchterne Landmädchen gehandelt und geſprochen hatte, ſtand, ein leuchtendes Bild, vor ſeinem Gemüth. Die ſchöne Schwärmerei der heldenmüthigen Seele hatte auch ihn ergriffen und begeiſtert, und er verſprach ſich ſelbſt, nur für das Glück des jungen liebenden Paares zu leben.

Einer fühlenden Frau ſo unwillkommene Mittheilungen zu machen, mag wohl unter die kitzlichſten Geſchäfte gehören. Wilhelm war indeß ſelbſt zu ſehr ergriffen, um es mit beſonderer Künſtlichkeit zu handhaben, und vielleicht bewährte ſich die ſchlichte unumwundene Wahrheit, mit der er ihr die Scene ſchilderte, wovon er ſo eben erſt Zeuge geweſen war, als die beſte Art und Weiſe, in der ſie vorgetragen werden mochte. Caroline war kein gewöhnliches Weib. Sie kannte und ehrte Wilhelm genug, um ihm den lebhaften Schmerz, den ihr Herz fühlte, unverhohlen ſehen zu laſſen; aber über das, was ihr zu thun oblag, war ſie keinen Augenblick unſchlüſſig. Die beiden unglücklichen Vertrauten beſprachen ſich lange über die Führung dieſer Angelegenheit, und die gegenſeitige Mittheilung erleichterte die beklommene Bruſt. Es war ſchon tief in die Nacht hinein, als Wilhelm faſt beruhigt die eben ſo beruhigte verließ.

Die Geheimräthin ſchützte Unpäßlichkeit vor, und umging dadurch die Erklärung, welche auf Eduards Lippen ſchwebte. Auch Wilhelm nahm keine Kenntniß von den Winken, die ihm Maria gab, und vermied alle Unterhaltung, die auf dieſen Gegenſtand Bezug hatte. Dagegen beſuchte er täglich das Haus der Geheimräthin, mit der ihn nun die gemeinſchaftliche Sorge für das Glück der jungen Leute in mannigfaltige Berührung brachte. Sie tröſteten ſich gegenſeitig ſo lange, bis ſie tief im Innerſten fühlten, wie nöthig ſie einander nicht nur zum Troſt, ſondern auch zum Glück ihres Lebens geworden waren. Wilhelm, zu deſſen Lebensplänen dies vortrefflich paßte, machte die Entdeckung zuerſt, und freute ſich, ſo unvermuthet von den Dornen der Entſagung die ſüßeſte Frucht des Lebens zu brechen. Langſamer gelangte Caroline zu der richtigen Würdigung ihrer Gefühle. Eine Frau, die in der Liebe unglücklich geweſen, würde es für Verletzung der Pflicht gegen ſich ſelbſt anſehen, wenn ſie einer anſtändigen Verzweiflung nicht wenigſtens Zeit genug ließe, gleichſam die Wittwenkleider abzutragen.

Die Vorbereitungen waren getroffen. Der Winter hatte ſeinen erſten Froſt über die Erde geworfen. Da erſchien eine Einladung von Seiten der Geheimräthin an alle Familien von einiger Bedeutung in der Nachbarſchaft, die in irgend einigem Bezug zu ihr ſtanden. Niemand zweifelte daran, daß es die Verlobung der Geheimräthin mit Eduard, vielleicht wohl auch Wallners mit Wilhelminen gelten würde, und alles fand ſich an dem beſtimmten Tage in den ſchönſten Feierkleidern, und mit einer gehörigen Doſis theinehmend freundſchaftlicher Neugier ein. Wilhelm machte den männlichen Wirth, und war in ganz vorzüglich heiterer und fröhlicher Laune.

Als die Mittagstafel angerichtet war, bot Wallner, alle gegenwärtigen vornehmeren Damen übergehend, dem darüber hochbetroffenen Minchen den Arm, die Geheimräthin aber folgte mit ihrem Gerichtshalter, den ſie dazu aufforderte, unmittelbar nach. „Da iſt es ja ganz klar, was wir längſt vorausgeſehen haben!“ ziſchelten die ſich paarenden Gäſte hinterdrein, verwunderten ſich aber gar ſehr, als Wallner und die Geheimräthin Wilhelminen und Eduard an die Mitte der Tafel führten, und ihnen dort neben einander ihr Stellen anwieſen, worauf Wallner der Geheimräthin die Hand bot, und ſie um den Tiſch herum geleitete, wo beide gerade gegenüber ebenfalls neben einander Platz nahmen. Die Gedecke waren mit Namen bezeichnet, und ſo kam die Oberförſterin neben Eduard, der alte Prediger neben Wilhelminen, der Oberförſter aber neben die Geheimräthin zu ſitzen. Alle Blicke waren fragend geſpannt und ſchienen Aufſchluß zu erwarten. Wilhelm und die Geheimräthin aber machten ganz unbefangen die Wirthe mit Aufbietung aller fröhlichen Laune, die ſie ſchon im voraus dazu in Bereitſchaft geſetzt hatten; es wollte ihnen jedoch nicht gelingen. Umſonſt entſiegelte ſich der Geiſt der feinſten Weine, die Geſellſchaft blieb geſpannt und ſtumm. Einige Witzfunken flogen hin und her, aber ſie zündeten nicht. Eduard und Wilhelmine glichen zwei peinlich Angeklagten auf dem Armenſünder=Bänkchen, und Mariens Augen ſchoſſen bohrende Bolzen auf Wilhelm hinüber. Dieſen dauerte und ermüdete endlich die allgemeine Unbehaglichkeit, und er erhob ſich deshalb früher, als es in ſeinem Plane geweſen war, die Geſellſchaft anzureden.

„Ich ſehe wohl,“ ſprach er lächelnd, „daß ich die Löſung des Räthſels nicht länger vorenthalten darf, das wir uns die Freiheit genommen haben, ſchweigend aufzugeben, und welches wie ich bemerke, die Gemüther unſrer lieben Gäſte ſo ſehr ſpannt, daß die nothwendigen Funktionen des Magens darunter leiden. Zuvor muß ich jedoch um die Erlaubniß bitten, eine kleine Abhandlung vorausſchicken zu dürfen, die mit der Löſung genauer zuſammenhängt, als es augenblicklich ſcheinen möchte. Es betrifft das Kapitel von der erſten Jugendliebe. Iſt einer unter uns, wie vergrämelt ihn auch Zeit und Schickſale haben mögen, der nicht wenigſtens mit kurzer freudiger Erinnerung in das Land der Jugend zurückblickte, wo wir unter Blumen und Blüthen ſorglos dahin wallten? Jugendliebe iſt die Idylle des Menſchenlebens. Wo ſie in edlen reinen Herzen Wurzel ſchlägt, heiligt ſie für eine Welt voll Sünde und Mängel. Aber nur ſelten wird die Blüthe zur Frucht, noch ſeltener gedeiht die Frucht zur Reife. Nur wenigen iſt es vergönnt die Wünſche der Jugend in dem bürgerlichen Leben gekrönt zu ſehen, und wieder nur wenigen, denen dies gelang, ward es auch gegeben, jene ſchönen Gefühle ihres Herzens mit hinüber zu retten. Der Wurm war bereits in die Frucht eingedrungen, und jene Glückſeligkeit, der Abglanz einer beſſeren Welt, ging unter in den empörten Leidenſchaften des Irdiſchen. Blicken Sie nun mit Wohlgefallen und Freude auf jenes junge Paar, das heute die Ehrenſtelle an unſerer Tafel einnimmt! Wir hoffen, es werde eines jener wenigen ſeyn. Eduard und Wilhelmine liebten ſich von zarter Jugend auf, mit heißer, reiner, verſchwiegener, heldenmüthiger, ſich ſelbſt hingebender Liebe. Aber ſie verloren ſich in ſeltener Verirrung, indem ſie glaubten, ihre Liebe der Pflicht der Dankbarkeit aufopfern, und dem Glück ihres Lebens entſagen zu müſſen, um das Glück anderer zu machen. Ihr und mein guter Genius führte mich zur Entdeckung ihrer Liebe, ihrer Kämpfe, ihrer Siege, und ihrer auf Tugend gegründeten, obgleich aus einer falſchen Anſicht hervorgehenden Entſchlüſſe. Gute, treffliche Menſchen! Ihr wolltet Glück und Leben ſpenden, ob auch eurer Herz bräche; aber ihr würdet nur Tod und Unglück verbreitet haben. Ein glücklicher Zufall, einer jener ſtummen Boten und Diener einer höheren Fügung, die wir nur in Demuth ehren, aber nicht erklären können, hielt uns Alle ab, in den geöffneten Abgrund zu verſinken. Uns tagt jetzt eine heitere Zukunft. Ihr werdet glücklich ſeyn, wenn Uebereinſtimmung der Herzen, wenn Eltern und Freundesliebe je auf Erden glücklich machen können. Die peinliche Verlegenheit der letztverwichenen Stunde ſey die Strafe, und die einzige Rache, die eure Freunde dafür nehmen, daß ihr kein Vertrauen zu ihren Herzen hattet. Ihr aber, geliebte Eltern des liebenden Paares! Ehrwürdiger Lehrer; Heinrich und Maria, ihr Freunde meiner Jugend! Werdet ihr es meiner Freundin und mir verzeihen, wenn wir uns anmaßten, hier ein wenig das Schickſal ſpielen zu wollen? Wir hoffen es, der Abſicht wegen. Nehmt uns auf in den Kreis elterlicher Liebe und vergönnt uns eure elterlichen Sorgen zu theilen! Dieſes Inſtrument, welches ich hiermit dem Gerichtsverweſer und Bevollmächtigten Herrmann im Namen meiner Nachbarin übergebe, enthält die Verſicheruug eines hinlänglichen Auskommens, und die Ausſtattung Wilhelminens bitte ich um die Erlaubniß übernehmen zu dürfen. — Gedenkt der Zeit unſers eignen Lebensfrühlings! Nur ſelten wird erſter, reiner, ächter Jugendliebe die Erfüllung ihrer Wünſche; aber hier wenigſtens, wo wir nächſt Gott zu ſchalten haben, hier, wenn irgendwo, ſoll ſie nicht untergehen in den Verwirrungen der irdiſchen Verhältniſſe. Und ſo begrüßet nun mit uns eure Kinder, als Verlobte!“

Maria umarmte unter ſtillen Thränen den neben ihr ſitzenden Jüngling. Der ehrwürdige Prediger ſegnete Wil=

helminen, die ſeine Hand küßte, und von ihren Gefühlen überwältigt, einer Ohnmacht nahe war. Heinrich aber dankte der Geheimeräthin mit ſtockenden Worten, und blickte zu dem Jugendfreunde mit leuchtenden beredten Augen hinüber. Die Geſellſchaft wollte ſich in Glückwünſchen ergießen.

Da machte Wilhelm auf's neue eine Bewegung, daß er reden wolle, und alles wurde ſtill.

„Es iſt dies ein Tag der Ueberraſchungen,“ ſprach er zu der Geheimeräthin gewandt. „Werden Sie mir es verzeihen, meine Freundin, wenn ich auch Sie zu überraſchen beabſichtige? Blicken Sie auf das junge Paar uns gegenüber! ſie wagen es nicht, ſich ihrer Freude zu überlaſſen; ſie werden es nicht wagen, glücklich zu ſein, ſo lange ſie uns nicht glücklich wiſſen. Bringen Sie ihnen das Opfer einer weiblichen Bedenklichkeit, die ich zwar ehre, die aber hier auch mit Ehren der wichtigeren Rückſichten zurücktreten darf. Verhehlen Sie es nicht, daß unſre Herzen ſich fanden, vielleicht auf einem Lebenspfade voll Dornen, aber in der Stunde der Prüfung, und daher gewiß für immer. Legen Sie ihre Hand vertrauensvoll in die Hand des Mannes, den Sie durch das Erdenleben geleiten wollen, und der die Wege der Vorſehung dankbar preiſt, indem er Ihnen und ſich ſelbſt redlich verſpricht, das Glück zu verdienen, das Sie ihm mit dieſer Hand gewähren!“

Caroline erröthete und ſtand eine kleine Weile an. Dann aber erhob ſie ſich mit Faſſung, und reichte ihm die Hand. „Ich glaube dem Drange des Augenblicks nicht widerſtehen zu dürfen“, ſprach ſie, „wenn er gleich meine Handlungen mehr als ich wünſchte übereilt, und ich nehme keinen Anſtand öffentlich zu geſtehen, daß Vernunft und Herz mir in Ihnen den ferneren Gefährten meines Lebens angewieſen haben.“

Wilhelmine flog um den Tiſch und ſank zu Carolinens Füßen; Eduard folgte ihr und lag in Wilhelms Armen. Der Jubel der Geſellſchaft brach aus. Alle verließen ihre Plätze, und drängten ſich glückwünſchend um die liebenden Paare herum.

Nicht ohne einige Mühe gelang es Wilhelm endlich, die Ordnung der Tafel wieder herzuſtellen. Die Geſellſchaft ward nun eben ſo offen und frei, als ſie anfänglich verſchloſſen und ſtill geweſen war. Kein ſcheelſüchtiger Blick fand einen andern, der ihm geantwortet hätte, und alles ward von dem Ausdruck wahrer Freude hingeriſſen. Das muntre Lied ward laut und die gelöſten Propfen der Champagnerflaſchen knallten luſtig zu dem harmoniſchen Geläute der Gläſer.

Auch die Fräulein von Adelhorſt waren zugegen. Obſchon nur mit der Abſicht gekommen, Stoff zur Satyre zu finden, wurden ſie dennoch von dem allgemeinen Strudel ergriffen. Ihre Herzen waren eigentlich gut, und ſo konnten ſie dem Zuge des Guten nicht wiederſtehen. Als nun vollends ein Ball folgte, den mehrere Tänzer aus einer nahen Garniſon verherrlichten, ſöhnten ſie ſich mit Wilhelm und Carolinen bald völlig aus, und waren nun wieder die angenehmen Mädchen mit denen Wilhelm früher gern des Lebens Scherz getheilt hatte. Auch erndteten ſie den Lohn ihrer Gutmüthigkeit; denn es ſpannen ſich auf dieſem vergnügten Feſte Fäden an, die ſie, zwar nicht zu dem Glanze des Hofes, aber zu anſtändigen, ihre bisherigen Formen unverletzt laſſenden Verſorgungen führten.

Eduard und Wilhelmine, Wilhelm und Caroline, Heinrich und Marie fanden in ſich und ihren nächſten Umgebungen die unerſchöpflichſte Quelle menſchlicher Glückſeligkeit. Die unabwendbaren Uebel muthig tragend, genoſſen ſie in ſtiller Freude und Demuth die Gaben und Segnungen des Lebens. Oft noch beſuchen ſie das verhängnißvolle Lieblingsplätzchen, aber in dem Verſteck, wo Wilhelm einſt mit ſo ſchwerem Herzen weilte, ſuchen und jagen ſich jetzt fröhlich erjauchzende Kinder.

Carl Philipp Conz

ward am 28. October 1762 zu Lorch im Würtembergiſchen geboren, wo ſein Vater, den er leider frühzeitig verlor, Amtsſchreiber war. Seine Mutter vermählte ſich zum zweiten Male und ihr Gatte ward dem Sohne erſter Ehe mit ſolcher Liebe zugethan, daß er, trotz ſeinen beſchränkten Verhältniſſen, Alles aufbot, um des Knaben Wunſch, ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen, erfüllen zu können. Der junge Conz erhielt demgemäß ſeine gelehrte Bildung auf der lateiniſchen Schule zu Schorndorf und in den theologiſchen Seminarien zu Blaubeuren, Babenhauſen und Thüringen. Nachdem er hier 1783 Doctor der Philoſophie geworden, verwaltere er nach einander die Vicariate zu Adelberg, Welzheim und Horelſtein und erhielt 1789 die Stelle eines Repetenten am theologiſchen Seminarium zu Tübingen. Im Jahre 1790 ward er Prediger an der Karlsakademie in Stuttgart, 1793 Diaconus zu Vaihingen, 1798 Diakonus in Ludwigsburg, 1804 ordentlicher Profeſſor der klaſſiſchen Literatur an der Univerſität zu Tübingen, ſo wie 1812 Profeſſor der Beredſamkeit daſelbſt. Er ſtarb am 20. Juni 1827.

Von ihm erſchienen in deutſcher Sprache:

Konradin von Schwaben. Frankfurt und Leipzig, 1782.
Schildereien aus Griechenland. Reutlingen, 1785.
Ueber den Geiſt und die Geſchichte des Ritterweſens. Gotha, 1786.
Moſes Mendelſohn. Gedicht. Stuttgart, 1787.
Gedichte. Tübingen, 1792.
Analekten. Leipzig, 1793.
Abhandlungen für die Geſchichte der ſpätern ſtoiſchen Philoſophie. Tübingen, 1794.
Timoleons Rückkehr nach Korinth. Stuttgart, 1801.
Morgenländiſche Apologen. Heilbronn, 1803.
Nachrichten von R. Weckerlin's Leben. Ludwigsburg, 1802.
Gedichte. Zürich, 1806. N. A. Tübingen, 1818 — 19. 2 Thle.
Gedichte. Neue Sammlung. Ulm, 1824.
Kleine proſaiſche Schriften. Tübingen, 1821. 22. 2 Thle. Neue Sammlung. Ulm, 1825.
Bibliſche Gemälde. Frankfurt, 1818.
Ueberſetzungen von Klaſſikern (Seneca, Tyrtaeus, Aeſchylus, Ariſtophanes u. ſ. w.). Gedächtnißreden u. ſ. w. u. ſ. w.

Tiefe Gelehrſamkeit, Scharfſinn und Forſchergeiſt ſind allen Werken des auch als Menſchen achtungswerthen Mannes eigen. — In ſeinen poetiſchen Arbeiten, unter denen die philoſophiſchen und deſcriptiven Gedichte die vorzüglichſten ſind, offenbart ſich tiefe Frömmigkeit, ein reiches Gemüth, Gedankenſchärfe, Kraft und Phantaſie, aber es fehlt ihnen faſt durchgängig an Leichtigkeit der Darſtellung und Anmuth des Ausdrucks, die Herrſchaft über die Form war Conz nicht angeboren; dieſe ward ihm ſchwer und nicht ſelten hinderlich, wodurch denn ein beſtändiges Ringen mit derſelben und eine beengende Steifheit und Ungewandheit hervortritt, die er nur in ſehr glücklichen Momenten zu bemeiſtern vermag. Wir theilen hier einige ſeiner gelungenſten Poeſieen mit.

An meinem Geburtstage.*)

Den 28. Oktober 1814.

Jahreführende Sonnen ſind mir manche
Schon entſchwunden; des Schönen und des Edlen
Strahlte vieles mir, doch Gewölk umtrübte
Oefter das Heitre,

Daß die Freude ſich in das Dunkel fortſchlich;
Daß umnachtendes Leid mein Innres faßte,

---

*) Aus C. P. Conz Gedichten. Tübingen, 1792, 1818 — 1819. Ulm, 1824 u. ſ. w.

Und den ſäumenden Feind des Lebens oft ich
Rufte, den Tod mir.

Leid an Urnen, geliebten theuren Urnen!
Leid noch herberes (denn mit theuren Todten
Wird gelebt noch) um Deutſchlands tiefgeſunkene
Ehr' und des Räubers

Seiner Ehre Vergötterung, um des Stolzen
Kühn aufwachſendes Glück, wie's auf den Trümmer
Unſers Ruhmes ſich hob, wie wir, o Schande!
Groß ihn geſchmeichelt.

Doch heut ſei es vergeſſen, Leid und Ingrimm!
Mit dem köſtlichſten Nektar ſei der Becher
Mir gefüllt! Der Wiegenfeſte ſchönſtes
Iſt mir erſchienen.

Klinget, Freunde, mit an den wackern Kriegern!
Klingt dem heiligen Bund erwachter Fürſten,
Die veraltete Schmach im Blut der frechen
Höhner gewaſchen.

Heldentage vor Leipzig ſeid gefeiert!
Feld, den Muſen geweiht, mit immer friſchem
Muſenlorbeer vereint ſchmückt jetzt dich ewig
Lorbeer der Schlachten.

Daß der Moloch, in deſſen Eiſenarmen
Tauſend ſtarben der Bräutigame Deutſchlands,
Tauſend ſtarben der Jüngling' und der Männer,
Endlich gebeugt ward.

Daß herzloſer Erobrer, finſtrer Dämon,
Dir, blutlechzender, deine Macht gebrochen,
Deine klirrenden Feſſeln von der Deutſchen
Armen gelöſt ſind.

Jubel deſſen beim hochgeſchwungenen Becher!
Jubel, Jünglingsluſt! Triumph! O ſchön iſt's
Jetzt zu leben auf's neu! Beglückt, wem Jüngling
Tage noch blühen!

Dir, Viktoria, raſche Flügelgöttin,
Sei geſpendet dies Naß! verlaß uns nimmer!
Treu dem Rechte, verleih, daß der geſunkne
Nimmer erſtehe!

Der Hain der Eumeniden.

Ein heilig Dunkel füllet den ernſten Hain;
Voll Andacht ſchweige, wer ſich dem Haine naht,
Dem unbetretnen ſtillverehrten,
Daß nicht die Jungfrau'n des Haines zürnen.

Wer ſind die furchtbar heiligen Jungfrauen?
Es ſind die ſchrecklich blickenden, gnädigen
Und ſtrengen Eumeniden, ſind die
Töchter des Erebus und der Erde.

Sie walten hier, ſie walten und ſchauen hin
Allgegenwärtig; hinter dem Frevler rauſcht
Ihr ſchneller Fittig, Mord und Unthat
Späh'n ſie, gewaffnet zum Strafgerichte.

Sie zürnen nur dem Böſen, ihr Rächerarm
Faßt nur das Laſter; wär' es dem Angeſicht
Der Welt verborgen, doch ereilet
Auch das verborg'ne gewiß ihr Auge.

Wer reine Hände hebt zu den Heiligen,
Ein reines Herz erhebt zu den Heiligen,
Den unbefleckten, o dem lächelt
Gnädig ihr ſegnendes Antlitz nieder.

Sie folgen ihm in's einſame Schlafgemach,
Sie wecken ihn den kommenden Morgen auf,
Und rüſten ſeiner Hand zur guten
Freudigen That, ſo die Pflicht gebietet.

Auch wenden ſie vom reuigen Sünder weg
Ihr zürnendes Antlitz; heiße Gebete, mehr
Die Flucht des Laſters und der beß're
Wandel verſöhnen dich ihnen wieder.

Was ſcheuet ihr die Hehren, ihr Sterblichen?
Verehret ſie, und lernet von den Göttinnen
Die ew'ge Schrift in eurem Buſen
Achtend erkennen und fromm befolgen.

Ein heilig Dunkel füllt den ernſten Hain:
Voll Andacht ſchweige, wer ſich dem Haine naht,
Dem unbetretnen, ſtillverehrten,
Daß nicht die Jungfrau'n des Haines zürnen.

Abendphantaſie

nach einem ſchwülen Sommertage.

Die Sonne ſank, bangdrückende Schwüle goß
Sich um den Tag her, machte die Blumen der
Empfindung, machte deine Blumen,
Lächelnder Phantaſus, alle welken.

Du nahſt heran mit ſtärkenden Labungen;
Willkommen ſei, ambroſiſcher Abend, mir!
Von deinem Flügelſchlag gehoben,
Hebet ſich neu mir der Seele Flügel.

Und was beherrſcht ward, herrſchet in mir, und hat
Sein Recht, und ſchaut mit nimmer gebund'nem Blick'
Hin durch der Schöpfung Weite, die ſich
Dankend und feiernd mit mir emporhebt.

O ſtiller Geiſt urheiliger reinerer
Natur! Willkommen ihr ſäuſelnden Lüfte, wer
Gab euch verſtummten euren Athem,
Erde, dein milderes Licht dir wieder!

So drückt die Leidenſchaft den entwürdigten
Umwölkten Geiſt, die Dämpfe verfliegen, wann
Mit ihrem ſtillen Mondenſchimmer
Weisheit am Arme des Friedens winket.

Du wandelſt dort, Selene, in herrlicher,
Beſcheidner ſtill genügſamer Glorie,
Und deine Silberleuchtung theilet
Freundlich die Wellen des nahen Stromes.

Der Bäume Wipfel tönen von Melodie'n;
Halb Trug, halb Wahrheit ſchwärmen Geſtalten durch,
Ein Bild des Lebens; immer wechſelnd
Kommen und geh'n ſie, wie unſ're Freuden.

Hat ihres Friedens ſchöne Geheimniſſe,
Des mildern Reizes beſſere Segnungen
Hier die Natur verbreitet? Sichtbar
Wallt die Unſichtbare durch die Dämm'rung.

Hörſt du die Geiſtertritte? der Gang iſt Gang
Der Gottheit; Götter-Nähe verkündet mir
Der reine Duft; in Duft und Ahnung
Schwebt und in magiſchem Glanz mein Weſen.

Wo von der Büſche dämmernden Wölbungen
Umſchirmt, der Strom ſich krümmet, da tauch' ich mich
Hinunter jetzt; in deinem Lichte
Theil' ich, Selene, mit dir die Wellen.

Den Reinen ziemt das Reine; vom Quelle ſoll
Die erſte Spende dein, o Selene, ſein;
Die zweite dein, Naiade, die mich
Lächelnd umſchlingt, und umſchlingend kühlet.

O ſüße Luſt, wie ſchmeichleriſch über mir
Die Wellen ſchlagen! Frohe Vergeſſenheit
Der Tagesmühen ſchlürf' ich, ſauge
Süßer nach drückender Laſt die Wolluſt.

Urreine Schönheit! wann dem entbundenen,
Dem feſſelfreien Geiſte dein Quell ſich voll
Entſchließet nur in deinem Schooſe
Werd' ich entzückter dereinſt mich fühlen.

Andenken.

1794.

Eine Strecke des Weges durch das Leben
Haſt du, Guter, mich jüngſt geleitet, hab' ich
Dich geleitet, und nun gingſt du den Weg, der
Nimmer zurückführt,

Den umnachteten Weg des Todes, der alle
Früher, ſpäter der ſchönen Sonn' entwinket,
Wie's die Parce beſchließt: O ſeid ihm freundlich,
Götter des Hades

Meinem Kallias! Reif zur Freundſchaft waren
Unſ're Seelen bereits, zur Wechſelliebe
Schloſſen beide ſich auf; da rauſchten deine
Pfeile, Verhängniß!

Folgen über die Urnen, Theurer! ſoll dir
Meine Liebe, die deine von den Urnen
Mir begegnen; der Herzen ſchönen Einklang
Hemmet der Tod nicht.

Geiſterbündniß beſteht, der Liebe Hauch iſt
Ewig; waltet, wo Zeit nicht und nicht Raum knüpft.
Lehren ſoll mich dein Tod des Lebens Ernſt und
Milde verſtehen.

Nimm zum Opfer die Locke! Nimm der Myrthe
Still bedeutenden Kranz! des Weines dunkle
Welle fließe darauf! Nur kurze Tage
Trennt das Grab uns.

Enge zarte Vereinigung ſpricht die Locke,
Hoffnung deutet die Myrth', an Urnen Hoffnung!
Und der rinnende Wein der Freud' und Trauer
Schnelles Zerrinnen.

An Klopſtock.

Zum Abſchied.

(Hamburg, September 1792.)

Ein Knabe war ich; unter den Dämmrungen
Der Eichen ging der Träumer an deiner Hand,
Betrachtung, und von deinen Schauern,
Heilige Einſamkeit, rings umfloßen.

Der Erd' entriſſen ſchwebt' ich in höheren
Geſilden, auf den Flügeln des heiligen
Geſangs getragen; mir geöffnet
Sah' ich die Thore des Unſichtbaren.

Du ſahſt die Thränen, Quelle des Eichenhains!
Sie miſchten ſich oft deiner geheimen Fluth,
Der tiefbewegten Seele Thränen,
Die mir entlockte der hohe Sänger.

In ſeinen Liedern lernt' ich mich ſelbſt verſteh'n;
Hier lebten meine Träume, mein namenlos
Zerfließendes Gefühl fand Sprache,
Stand in Geſtalt mir vor'm trunknen Blicke.

Da reiften viel der Knoſpen des Geiſtes mir
Am goldnen Thau des hohen Geſanges auf,
Entfaltet dufteten der Seele
Blüthen mir ſchöner in ſeinen Strahlen.

„Ach!‘ ſeufzt' ich oft in Stunden der Mitternacht,
„Daß ich ihn ſähe, daß ich von Angeſicht
Zu Angeſicht ihm meines Herzens
Segnungen dankend entgegen ſtrömte!“

Und viel der Monden kamen und gingen hin:
Mir ſchwand der Lenz der Jugend; doch ewig jung
Blieb dieſer Wunſch, der meine Seele
Immer mit ſteigender Hoffnung füllte.

Es reift im niedern Thale der Sterblichen
Nur wenig Hoffnung: Siehe Noch bin ich kaum
Ein Mann, und, wo ich hinſeh', hab ich
Manches gewonnen; doch mehr verloren.

Heil denn und Dank dir, ewige Wärterin
Auch meines Lebens, die du mein ſehnend Herz
Erquickt, des Jünglings ungeduld'ge
Hoffnung, die ſtille des Mannes, krönteſt.

Im Schmuck der Silberlocken, der Liebe Blick
Und ſeiner Größe Ruh' in des Auges Blau
Stand er vor mir, und ſeiner Weisheit
Peitho behorcht' ich; da rief ich ſcheidend:

Sei dein des Himmels reinſte Wonne! Mild
Und ſchön, wie dort die ſcheidende Sonne geht,
Wenn ſie des Tages große Arbeit
Segnend, die Himmel hinab, vollbracht hat,

Soll deines Lebens goldener Abend ſein!
Ihn müſſen mit ambroſiſchen Labungen
Umwehen die Kränze deiner Thaten,
Wie ihn die Blumen des Danks umduften,

Des Danks der Tauſend, hier von dem Vaterland,
Vom Ausland dort, des Dankes der Enkelwelt!
Viel lebteſt du den ſchönern hellern
Morgen der Deinen haſt du geſehen,

Den hellern Mittag ſelbſt mit herauf geführt;
Des Guten, Wahren, Schönen und Großen viel
Entſproßte dir und durch dich; Freuden
Gabeſt du viel' und genoſſeſt viele;

Doch blutet' auch verwundet dein Herz dir oft,
Als Meta ſtarb, die Freunde der Tod dir nahm;
(Wer liebte, ward geliebt wie Du?) Und
Schatte'ts auch jetzt nicht dir trüb vor'm Auge?

Da deiner ſchönen Hoffnung der Franke lügt,
Und dein Jahrhundert, irre vom Wahn gepeitſcht,
Und von der raſenden Erynnis
Fäuſten geſchleppt an den Abgrund taumelt?

O möcht' ein rein'rer Morgen der nahenden
Der neuen Zeit dein Alter noch laben, und
Erſt angelächelt von des Friedens
Kehrender Sonne dein Auge ſinken.

In's Feſt der Jubel tönte dann herrlicher
Auch dein gefei'rter Name; wir weinten nicht
An deinem Grabmal — ziemen Thränen
Glücklichen? — ſängen nur: Er war unſer,

Und iſt's, und lebt im Munde der fernſten Welt!
Sein Herz, ſein Leben, ſeines Geſanges Kraft
Weck' uns zum beſſern neuen Leben,
Welches die Wunden des alten heile!

Die Geduld des Weiſen.

1793.

Stille, weiſe Geduld, die du dem Leidenden
Sanfter betteſt der Noth Lager, und kühlendes
Oel der Wunde des Schickſals
Mit der helfenden Rechte beutſt!

Weiſer Dämon, der Müh'n Tröſterin, friedliche
Schmerzenſtillerin! Dich hat mit der Hoffnung noch
Pſyche's ſchweifendem Leben
Gutes Göttergeſchick gegönnt.

Du beſchwöreſt den Schmerz, hold ihn beſprechend, ſtumpfſt
Seine Stacheln ihm ab; unter dem tobenden
Grimm der Wetter, mit Menſchen,
Bosheit, Neid und Natur im Kampf,

Gehſt du muthig und groß, hoher Entſagung voll,
Heldin Gottes, einher. Möge das buhlende
Glück verſchwenderiſch der Falſchheit
Gaben unter die Thoren ſtreu'n;

Neidlos achteſt du's nicht. Ja ihr verführender
Tand, ihr Silber und Gold und ihr Geſchleppe der
Ehren, nimmer verlockten
Sie vom Pfade des Guten dich.

Deine Loſung iſt Pflicht! Wo dir die Fahne der
Hehren winket, und wär's mitten durch blutigen
Tod, da folgeſt du freudig
Freies Sinnes, und Siegerin.

Ja, dein weiſerer Muth ſtehet dem wildeſten
Schrei der Lüſte; zurück bebet die Rotte; flieh'n
Muß der Pöbel, der Sinne
Täuſchung ſtirbt an der Wahrheit Licht.

Leucht', o Göttin, der Welt freundlich! Verlaſſ' uns nicht,
Wenn vom Sturm empört wilder die Erde toſt,
Und in ſchrecklichem Aufruhr
Kämpfen Meinung, Gewalt und Recht.

Wenn an's fromme Geſtad ſtillerer Tugend jetzt
Unaufhaltbar daher rauſchen die Brandungen
Toller Laſter, im Zeitmeer
Keck der Nachen des Friedens treibt. —

Leucht', o Göttin, der Welt freundlich! Erhabenes
Schauſpiel, wenn, nicht vom Arm zwingender Noth gebeugt,
Kämpft die Tugend, es leuchtet
Werth des Himmels, der Erde Werth.

Oeta's waldige Höh'n ſahen den duldenden
Sohn Alkumena's, Zeu's edelſten Sprößling, ſah'n
Ihn am Ziele der Mühen;
Seht, die Flamme des Rogus dräut;

Hoch und kreiſend ob ihm ſchlägt die gewaltige;
Doch das Sterbliche nur ſinkt, das Unſterbliche
Siegt; er ſteiget, befreiet
Zu den ewigen Göttern auf.

Beim Sonnenuntergange.

Wem wollt ihr gleichen, Erdengewaltige,
Obherrſcher, Scepterführer? Der Bilder viel
Gleicht man euch an; Wählt euch das ſchönſte
Selber, und werdet ihm folgend Vorbild!

O ſchaut die ſegenwaltende Sonne, ſchaut
Den ſtillen Gang der Herrlichen, Könige,
Wie ſie aus ihrem Purpurbett ſich
Hebet, und Leben und Licht verbreitend

Ihr frohes Taggeſchäfte verrichtet, nach
Vollbrachtem glanzvoll jetzo beim Niedergang
Noch auf des Berges goldbeſäumtem
Rande verweilend, durch's Thal umherſchaut;

Als überdächt' ihr Herz das Verrichtete,
Als labte ſie vor'm Scheiden die Blicke noch
Am Dank der Weſen, die mit Wolluſt
Trinken die letzten von ihren Strahlen.

„Du gehſt, o Mutter! Mutter verlaß uns nicht!
Komm wieder bald! Dein Auge verbürgt es uns,
Dein ſcheidend Aug'; aus deinem Borne
Schöpfen wir alle des Segens Fülle.

Die goldnen Wolken, die dich umhüllen, ſind
Die Boten uns, du bleibeſt uns treu geſinnt;
Die Sterne, deine Brüder, zeugen's
Nächtlich!" — Und, ſehet! ſie iſt hinunter,

Und ihre guten Thaten, wie Genien
Umſchweben ſie am Himmel noch weit umher,
Und durch das grüne Netz der Bäume
Singen ihr Scheidegeſang die Vögel.

Und wie ſie ſchied, ſo wird ſie mit freudiger
Erneuter Kraft am morgenden Tag erſtehn!
O dieſe Segensmutter ahmet
Könige nach! Nicht die wilden Bahnen,

Der Stürme dort, wenn aus dem erſchütterten
Luftkreis durch bange Meere, durch Länder hin,
Mit Fluch belaſtet und mit Seuchen
Brauſt, zum Verderben bewehrt, ihr Fittich.

Die Sonne dort, die nächtlichen Geiſter auch,
Die friedlich wandelnd Saaten der Liebe ſtreu'n
Aus goldnen Händen, euer Vorbild
Mögen ſie werden, des ſchönſten Segens.

Des wärmſten Dankes werdet ihr dann euch freu'n!
O nicht auf euren Wappen, Palläſten und
Prunkmänteln — laßt aus eurem Leben
Glänzen die Sonn' und erblüh'n die Sterne.

Hymne an das Licht.

1813.

Seliges, göttlich entſproſſenes, heiliges, herrliches, Heil dir!
Heil, unerforſchte, lebendige, Leben erzeugende Kraft, dir,
Weit durch den Aether verbreitet und weit durch die Wurzeln der Erde,
Und die freudig erregte Fluth, und ſelbſt durch des Abgrund
Nächtliche Tiefen umher! Sie alle, befruchtet von deinem
Samen, zeugen dir froh, verkündend dein himmliſches Weſen
Deiner Quelle zu nah'n iſt Sterblichen nimmer vergönnet,
Aber des Stroms ſich zu freu'n aus deiner Segnungen Fülle.
Was du mächtig durchwalteſt des Alls unermeßliche Weiten;
Doch auf der Erde verkläret ſich uns dein Segen am ſchönſten,
Wie am liebſten doch greift der Menſch nach der näheren Wohlthat.
Ja, du ſchmückeſt zum Garten uns ſchön die theure Behauſung,
Wo dein Auge zuerſt, dein mütterlich Aug' wir ſahen,
Und erzogen von dir und an dir gereift, wir des Lebens
Gaben genießen gemiſcht, und in Freuden erathmen und Mühen,
Immer beſeligt durch dich und hoch in den Mühen getröſtet.
O wie beglückſt du die Erd', und o wie beglückſt du die Menſchen!
Schön iſt,s, wenn ſich der Morgen erhebt und die Fürſtin des Tages,
Deine Fackel uns bringt in unſterblich erblühenden Händen;
Schön iſt's, erwachen durch dich, von deinem Strahle berühret.
O wie beglückſt du die Erd', und o wie beglückſt du den Menſchen!
Daß er mit neu geſtärketem Muth' an des Tages Geſchäfte
Schreitet und gerne vergißt, was oft ihm die Seele beſchweret.
Auch der kummerbeladene dort und der Krankheit Gefang'ner,
Die ſich härmen auf mühſamem Bett, von dem Balſam des Schlafes
Nimmer erquickt, wenn jetzt am Grauen der ſchweigenden Schatten
Wachſend nur ſteigt ihr Schmerz, und die Bilder der Qual, wie Geſpenſter,
Irr umſchweben ihr Haupt, ſie ſehnen nach dir ſich, ſie hoffen
Linderung der drängenden Qual durch dich, und du täuſcheſt ſie nimmer!
Deines Nahens erquickender Kuß verſöhnet ſie wieder,
Und zerſtreuet den Gram, und heitere lichte Geſtalten
Rufſt du, freundliches, holdes, in's Herz den duldenden Armen.
O wie beglückſt du die Erd', und o wie beglückſt du den Menſchen!

Wenn, von flammenden Roſſen getragen, du höher und höher
Wandelſt am Himmel einher, und die Flur, ein Tempel der Gottheit,
Als von der Hohen lebendigem Strahl durchſchimmert, ſich aufthut,
Wenn die Gebirg' umdampfenden Nebel erſchmelzen in deiner
Herrlichen Gluth, und der Thau in tauſendmal tauſend verjüngten
Sonnen flimmert empor, da reget das freudige Wild ſich.
Siehe! die Schenkel durchzucket von dir, die höchſte der Klippen
Hat ſchon erſprungen die muthige Gems, und ſchauet nach dir auf,

Und der König der Luft brauſt jetzt mit gewaltigem Fittich
Ueber ihr hoch einher, und ſchwelgt in den Lüften des Aethers.
Laut jetzt werden die Stimmen der Berg' und die Stimmen der Thale,
Und die Bäche, ſie jauchzen darein, als freuten ſie trunken
Deines berührendes Kuſſes ſich all' in brünſtiger Liebe.
Doch am holdeſten feiern dein Lob die Bürger der Zweige
Mit der Kehle Muſik in wunderbar klingenden Weiſen;
Sie, die freundlichen Kinder, entſtammt aus dir, die beſchwingten
Lichten Bewohner der Auen der Luft, wie verkünden ſie herrlich
Deine befruchtende Kraft, und zeugen den himmliſchen Samen,
Den ſie tragen von dir, mit der regeren Fülle des Lebens,
Mit der Fittiche Glanz, die vielfach gefärbeten, bunten,
Mit dem bebenden, dem flatternden Sinn, unbeſchränkt von der Sorge,
Wie in dir nur leben die hell umſchauenden deiner
Regel getreu, erwachend mit dir und in Schlummer verſinkend,
Wenn du ſinkeſt zur Stunde des ſtierentſpannenden Abends!
Auch die Pflanzen, wie feiern dein Lob mit holdem, beredtem
Schweigen nicht all', und du hüteſt ſie treu in der friedlichen Enge.
Sehet die Blumen, Geſchlechter gereiht an Geſchlechter, wie Heerden
Ueber die Berge verſtreut, und weit durch die üppigen Thale,
Ueppig im Schmuck der beſcheid'nen nur, und in Gärten verpflanzet
Durch die pflegende Kunſt, ſie weiden im himmliſchen Lichte
Alle ſo gern. Wie heben die ſehnſuchttriefenden Häupter
Nahendes, ſeliges, dir ſich nicht mit dem Morgen entgegen!
Mächtiger Zug ja doch, der hold ſie entlocket der Erde,
Dort aus dem Bette der dunkelen Nacht, wo in Samen gehüllt noch
Einſam die Orgien ihrer Geburt verborgen ſie feiern!
O wie ſie hangen an dir, mit den kindlich liebenden Augen,
Treu, die frommen, der Mutter und treu dem Vater, dem Aether!
Was den Thieren voraus die Natur durch regebehenden
Sinn gab, haſt du den zarten erſetzt durch Tugenden andrer
Art, durch Farbe, durch Glanz und die heilungsſtrömenden Düfte,
O wie beglückſt du den Menſchen, und o wie beglückſt du die Erde!

Auch in die nächtlichen Klüfte der Erde, in der alten Gebirge
Hölen, wo tief in unnahbar'n Behauſungen ſinnend die Geiſter
Walten der bildenden Mutter Natur, mit verborgenen Händen
Wirkend ihr ewiges Werk, in die fern abſinkenden Schachten
Dringeſt du nach, und webeſt dich ein den Schichten der Felſen.
Deines Glanzes Ströme den Stein abbildend, daß herrlich
Und in köſtlicher Farben Gepräng aufſchimm're der edle,
Jetzt am Finger und jetzt am Halſe der blühenden Jungfrau
Glänzt der ſchöne Topas und dort der Rubin, der Smaragd dort,
Und in der Krone der Königen prange der König, der Demant.
O wie beglückſt du den Menſchen, und o wie beglückſt du die Erde!

Als noch im gährenden feindlichen Kampf der Urelemente
Unter dem Zwang chaotiſcher Nacht dumpfbrütend die Welt lag,
Und in der Kräfte Gemeng ſich mit Rieſengewalten befehdend,
Wilde Geburten nur zeugt', ungeregelt, unfrömliches Wuſtes,
Regteſt du, ſelig verborgenes, doch die göttlichen Schwingen,
Schon vorbildend die ſchöne Geburt harmoniſcher Welten;
Doch als das Streitende friedlich jetzt band allmächtige Liebe
Und Eintracht ſich erhub aus langer verzehrender Zwietracht,
Als an dem Aether die Sonnen herauf im geſonderten hohen
Lichte ſchritten, die Fackeln der Welt und die Ströme von dannen,
Die befruchtenden gold'nen, ſich weit durch die Himmel ergoßen,
Und mit entzückendem Schmerz der Lebendigen Augen du trafeſt,
Welche ſelige Wonn' haſt du durch die Erde verbreitet,
Daß ſie ein Tempel dir ward, und der Menſch, an deinen Altären
Dein Geheimniß zu feiern, dein ernſter, dein ſeliger Prieſter!
O wie beglückſt du die Erd', und o wie beglückſt du den Menſchen!

Ja, der Segnungen viele verleiht dein göttlicher Strahl ihm.
Schon ſein Gebild zeugt dir mit der hochaufſtrebenden Stellung,
Die dich ſuchet und freudig ergreift, wo du immer ihm naheſt.
Sieh'! die Pforten des Haupts, die weithin ſtrahlenden Augen,
Die, das Nah' und das Fern' anhaltend in Bildern der Seele
Senden, ſie zeugen, wie herrlich! von dir. Aus dem nämlichen Weſen,
Aus dem gleichen mit dir, hat die Mutter Natur ſie gebildet.
Wären ſie dir nicht verwandt, wie könnten ſie dich und in deinem
Glanz die Wundergeſtalten, die tauſend und tauſend, die immer
Aendernden, nahen und fernen der heiligen Iſis erkennen!
Ja, in dich, mit der Erde gemiſcht und der Luft und dem Waſſer,
Den Urſtoffen der Welt, hat, wie die lebendigen Alle,
So den Menſchen vor Andern getaucht im Uranbeginne
Die Unausſprechliche Kunſt der ewig verſchleierten Göttin.
Seine Kräfte durchreget dein Geiſt, dein electriſcher Hauch blitzt
Tief ihm vom ſinnigen Haupt, durchflammet das Mark ihm des Lebens,
Zuckt aus der Muskel Kraft, aus der Arm' und der Schenkel Bewegung.
O wie beglückſt du die Erd', und o wie beglückſt du den Menſchen!
Ja am herrlichſten ſtrahlſt du dich ab in des Sterblichen Seele,
Der, getroffen von dir, erkennend und freudig ſich ſelber
Seiner bewußt, umſchaut, entzückt von den Wundern der Allmacht;
Wenn er die Augen erhebt zum nächtlich beſtirneten Himmel,
Wo die Bilder des Ewigen ſteh'n, in nimmer verrückten
Bahnen, die ewigen Lichter, die Myriaden der Sphären
Feiern den ſeligen rhythmiſchen Chor zum Preiſe des Weltgeiſts:
Wie erhellt und erhebt nicht ſein Herz der unendliche Lichtkreis!
O wie reden zu ihm nicht die Flammengedanken der Gottheit
Aus dem harmoniſchen Schwung, befeuernd ſein Wollen und Denken,
So des Lebens verwirrete Bahn mit Ernſte zu ordnen
Nach der hehren, die hier irrlos und unendlich ſich aufthut.
O wie beglückſt du die Erd', und o wie beglückſt du den Menſchen!

Seliges Licht! Abbild vom ewigen Licht dort oben!
Wie erhebſt du den Menſchen und regſt des Herzens Orakel
Zu lebendigem Wort und den Geiſt zu hellem Geſicht auf,
Wenn er von deinen Strahlen geführt, vor den Wundern der Allmacht
Selbſt ſich das erſte der Wunder, verliert in der Fluth der Betrachtung,
Wenn er vor allen Erſchaff'nen der feſt gegründeten Erde
Sich beſchauend im Spiegel des Alls dein göttliches wahrnimmt,
Und an dem Lichte der Erd', an dem deinigen ahnet dein Urbild,
Jenes ſelige, das in den Gärten des Himmels erblühet,
Das nicht Schranken beſchränkt, kein Nebel berührt, und die Nacht nicht
Kann erlöſchen, das ewig ſich ſelbſt wie die Welt erleuchtet!
Ja du heilige Kraft, unerforſchlich unſterbliche, höchſte!
Wem, vom Nebel des Wahnes befreit, dein himmliſcher Tag ſcheint,
Wem die gleiche Natur das Gleiche berührt, wem im Geiſte,
Geiſtiges, ſeliges, alſo du nahſt, als Sonne des Wahren,
Schönen und Guten und Heiligen nahſt, die reinſte der Wonnen
Hat er auf Erden gepflückt und empfangen die Weihe des Lebens.
Was auch Banges die Erde noch drängt, wo unbändige Selbſtſucht

Ihr gorgoniſches Haupt aufſtreckt zu den Wolken und, trotzend
Auf die unſichere Macht, des Rechtes Altar und der Freiheit
Niedertritt und heuchleriſch ſelber dich, Religion, nur
Schändend zum Frohn entweiht der frechen unmäßigen Ehrgier,
Wenn ſie vom täuſchenden Glücke geſchwellt (im Bunde mit Tugend
Dau'rt nur das Glück), hohnjauchzend daher auf Hügeln der Todten
Ueber verſengte Gefild' und rauchende Trümmer von Städten
Raſt, ungerührt von der Tauſenden Noth und der Sterbenden Röcheln,
Daß nur Einem huldig' im Staub gebeuget der Erdkreis,
Eines Name nur werde von allen Landen vergöttert.
Was noch Entſetzliches plagt die Welt, was verworfner Begierden
Aufruhr ſchände die Welt, verkaufend den Menſchen dem Elend,
Alle die ſchrecklichen Bilder ſie flieh'n vor'm Auge des Weiſen,
Der im Lichte des Ewigen ſchaut in den Buſen der ſchwarzen
Nacht, die ſie zeugte, zurück in die dunkele Tiefe des Abgrunds,
Wie Phantome des Traums, die bangaufſchreckenden, fliehen,
Wenn der Morgen erſcheint, und der Sonne Gewalt ſie zerſtreuet.
Ja, wir halten an dir, feſt wie am Apfel des Auges,
Himmliſcher Glaube! Nie ſoll in uns erlöſchen dein Leuchten.
Wie ſchon das irdiſche Licht obſiegt den Schatten der Erde,
Das ein Bild nur, ein Schatte nur iſt vom unendlichen, herrlich
Muß obſiegen gewiß das weſentliche das hohe,
Aus ſich ſelbſt geborne, die Nacht in dem Reich der Gedanken,
Was auch der finſtern Mächte Gewalt umgrauend die Erd' oft
Peinige noch und dem wachſenden Strahl anrennend begegne!
Einſt wird kommen der Tag und in reich ausſtrömenden, goldnen
Fluthen der Morgen herauf der große des Ewigen nahen,
Wo nur die Sonne des ewigen Lichts wird herrſchen in Allem,
Und der verhüllete Gott ſich wird unausſprechlich enthüllen.

Todtenfeier.

Den Manen der für's Vaterland Gefallenen.

Erſte Stimme.

Wie iſt's ſo feierlich ſtill! Im Kreiſe der heil'gen Altare
Steh'n wir; den Roſen geſellt ſchön ſich der Lilien Duft.
Waffen prangen umher: Sinnbilder verſchlungener Hände
Winken. Schwerter geſenkt! Fahnen zuſammen gerollt!
Wie iſt's ſo feierlich ſtill! Im Kreiſe der heil'gen Altare
Steh'n wir; mit Blumen geſchmückt ſind ſie; doch hanget herein
Die Cypreſſe, die düſterlich mahnende; Trauererinnerung
Regt den Buſen uns auf; doch durch die Wolke des Ernſts
Streift hellſtrahlendes Licht, und erhebende große Gedanken
Drängen in's Ferne zurück herber Erinnerung Laſt.

Zweite Stimme.

Feiert die Todten, im Kampf für das Recht und die Ehre Gefall'nen!
Feiert die Todten, wie ſchön ſind ſie mit Wunden geſchmückt!
Wie glorreich iſt ihr Tod! Nach flüchtigen Schmerzen, wie trug nicht
In ſein himmliſch Gezelt herrlich der Ruhm ſie empor!

Chor.

Feiert die Todten im Kampf für das Recht und die Ehre Gefall'nen!
Feiert die Todten, wie ſchön ſind ſie mit Wunden geſchmückt!

Dritte Stimme.

Habt Dank, edle Genoſſen des Sieges! Mit den Helden der Vorzeit
Nennt euch, Spätere, jetzt ferneres Enkelgeſchlecht.
Zu den Thränen der Liebenden legt die Ehre den Lorbeer
Und er grünet beträuft ſchöner von ihnen herauf,
Und durchſtrahlet die Zeit. O heilige Weihe des Lebens,
Tod für das Heimathland! Tod für das heilige Recht!
Weihe des ſchönern, das obſiegend dem irdiſchen, weithin
Glänzt, und zur That noch ſpät ferne Geſchlechte befeu'rt.
Edles Streben errang den Helden Unſterblichkeit; Mütter,
Trocknet die Thränen, und du trockne die Thränen, o Braut!

Chor.

Edles Streben errang den Helden Unſterblichkeit; Mütter,
Trocknet die Thränen, und du, trockne die Thränen, o Braut!

Vierte Stimme.

Einen Stolzen kannt' ich; ihm träumt' es, als beugten die Völker,
Und die Fürſten der Welt, huldigend rings ſich vor ihm,
Nähmen die Krone vom Haupt und ſetzen ſie ihm auf den Scheitel,
Und hoch ragte die ihm bis zu den Wolken hinauf.
Wie ein Gewitter durchraſt' er die Erd', und, wo er mit eh'rnem
Fuß hintrat, da verſank unter ihm Leben und Heil.
Tief aus den unterſten Tiefen, o Fluch .....

Fünfte Stimme.

Still! Hemme die Rede,
Und bei des Heiligen Feſt nicht das Unheil'ge genannt!
Aber preiſet den Gott, den Starken, den Herrlichen! Nimmer
Furchtbar iſt, wer ihn nicht fürchtet! Erhebet ſein Lob!
Die des Maßes vergeſſen, die Frechen, er ſtürzt in die Nacht ſie,
Und des Tyrannen Glück dorrt auf ſein Winken dahin.

Chor.

Die des Maßes vergeſſen, die Frechen, er ſtürzt in die Nacht ſie,
Und des Tyrannen Glück dorrt auf ſein Winken dahin....

Sechſte Stimme.

Welcher die Völker erweckt und der Herrſchenden Rath hat gelenket,
Und gefeſtigt ihr Herz, ihnen den ſicheren Arm
Mit nicht wankender Stärke gegürtet, der Könige König
Lobet, ihr Völker, und nie ſchweig' euch im Herzen der Dank!
Der den Frieden uns ſandt' und unſere Schmach hat gewendet,
Und der Thränen ſo viel löſcht und die Wunden uns heilt!
Danket dem Herrn! das iſt löblich und recht!

Eine Stimme aus dem Chor.

Wie ſollen dem Herrn wir
Danken?

Siebente Stimme.

Durch Eintracht dankt und durch der Herzen Verein,
Durch demüthige Liebe zu ihm, durch Wahrheit und Stärke,
Wahrheit gegen uns ſelbſt, gegen den Freund und den Feind!

Chor.

Durch Eintracht ihm gedankt, durch Demuth, Wahrheit und Stärke,
Wahrheit gegen uns ſelbſt, gegen den Freund und den Feind!

Achte Stimme

Laßt die Todten jetzt ruh'n! Sie wirkten ſterbend dem Leben.
Ernten zeitigt ihr Tod weit in das Leben hinaus.
Dieſe Blumen, dieß heilige Naß noch ſpendet den Edlen,
Leben laßt uns wie ſie, ſterben auch, gilt es, wie ſie!

Chor.

Leben laßt uns wie ſie, ſterben auch, gilt es, wie ſie!

Weiſe Güte.

Weiſ' und gut! wen lockt nicht das Wort? Doch unter den Strudeln
Raſch entſtürzender Fluth und unter den Klippen des Lebens
Ach da verliert ihr Steuer ſo leicht die Vernunft und der Wille
Schwankt, uneins, von gewaltiger Noth und den Lüſten getrieben,
Daß er wählt, was er oft verwirft, der Umneblung erledigt.
Rathet mir, die euch die Schule gelehrt, noch mehr, ihr des Lebens
Zöglinge, helfet mir an, ſagt, wo iſt zu finden das Richtſcheit,
Das abſondere ſcharf, auf das Haar, das Falſche vom Wahren!
„Wie es von innen gebeut der Natur hochheiliges Machtwort,
Uebe das Rechte, ja blieb' auch die That verborgen vor allen,
Oder es träfe dich Schimpf und Straf', herzhaft es vollzogen!
Deckte dich Aides Schild und ſiebenfältige Nacht auch
Hüllte den Frevel dir ein, wie Gift ihn und Nattern geflohen!
Wenn ein Tyrann ihn geböt' und er dräut', er lockte mit Lohn dir,
Schöpfteſt Gewinn du die Fülle von ihm, ihn wie Nattern geflohen!"
Alſo tönet, ich kenne die Stimme, des göttlichen Platon
Herrlicher Ruf, ſo tönen ihm nach die Hallen der Stoa
Strenge verdammend die Luſt und die Krone nur reichend der Tugend.
Andere lächeln des Ernſts: der Menſch iſt aus Sinnen gemiſchet
Und aus Vernunft: Berathe die beiden, mit Weisheit verſteht ſich,
Daß du nicht über dich ſelbſt, dich zu hoch anſtrebend, vermeſſeſt!
Gieb dem Vergnügen ihr Theil und der Luſt! was den Sinnen gebühret,
Was der Vernunft, haushälteriſch ord'n es und nütze das Leben,
Das hinfleucht wie ein Strom und zurück, ungenoßen, nicht kehret.
— Schulen geben nur Worte; lebendiger lehret das Leben,
„Ruft ein vielfach erfahrener Mann" auf das drängend merke!
Feind der Gerechtigkeit nennet ihr mich, nur auf ſchlauen Betrug und
Ränke bedacht, wie ihr mich verkennt! Im offenen Handeln,
Wo es raſchen Entſchluß und gemeinſam erſprießliche That gilt,
Anderes Maß dann iſt noth, als oft in der Schule Paläſtra.
— Netze zu knüpfen der Liſt, wo Netze der Liſt ſind vonnöthen,
Gut, ich rühme der Kunſt mich, wie wenig, und weiß zu umſtellen
Schlau mit dem Garn mein Wild; doch erheiſcht auch Anderes Anders,
Wo es Gerechtigkeit gilt und offenen Adel der Seele,
Keinem weich' ich an Adel ſodann und Gerechtigkeit, „Hört ihr
Und erkennt ihr den Fuchs?" So ſagte der Sohn des Laertes
Zum ſanft tadelnden Chor: So ſtrebt' er den wackern Gefährten,
Den mit ſich ſelbſt entzwiſteten Sproß des Peliden zu fahen,
Daß er beginge die That, die als ſchändlich die beſſere Seele
Bald verwarf, als er ſah die unſäglichen Leiden des Dulders.
Einmal Verrath wo gemeinſamer Nutzen es will, und gereicht dann,
Sühnend den Einen Fehl, durch das übrige Leben gehandelt!
„Rief er ihm zu" und dich rühmt die Welt mit den Fürſten Achaias;
Dein iſt der Preis, wenn dann Ilium ſinkt, vom Verhängniß gezwungen!"
— So ihm verwirrt' er das Herz und trübt' ihm die Klarheit des Buſens. —
Reiße dem Heuchler, er ſpricht der Eine für Alle, die ſchöne
Larve nur ab! wie? Tugend und wie? Gerechtigkeit wähnt ihr
So zu lieben, wo Wahn euch nur äfft abirrende Thoren!
Bleib' es als heilig Geſetz, was die ewigen Todten verkünden,
Und das unſichtbare Göttergebild in die Seele geſchrieben! —
Was als Erſtes euch nicht, als Einziges füllet den Buſen,
Was nach anderem nur nothdürftig ihr, wie man aus Großmuth
Etwas zu ehren vermeint, und ſträubend es dennoch geheim haßt,
Was von Gewinn beſtochen, von bangender Furcht ihr geregt thut,
Achtet ihr das? Ihr ſpottet fürwahr verachtend nur ſeiner.
Euch iſt die Tugend Geräth für das Kleineſte, was euch das Höchſt' iſt,
Für verwerflichen Tand, für Gewinne der Ehr' und der Lüſte.
Wenn mit geringeren Waffen und ſchlechteren bald nur das ſchnöde
Ziel zu erobern ihr hofft, nicht ſchämt ihr euch dann der geringern,
„Aber die Meinung iſt doch und auch die Sitte zu ehren,
„Wenn des Löblichen glänzender Schein mehr fördert zum Ziele.
— Nun dann ringt ihr mit Schein um den Schein, entfremdet dem Weſen,
Garſtig von innen, was auch ihr prangt in der gleiſſenden Larve.
So belauſcht' ich einmal Geldlieb, den knickigen Nachbar;
Dieſer verwechſelte ſo die Bitten des Vaterunſers.
„Vater unſer, begann er, das tägliche Brod das erhalte
Und vermehre du mir! Dein iſt ja die Kraft und das Reich dein!
Auch die Sünden verzeihe mir, Herr, dann möge geheiligt
Immer dein Nam' auch ſein, und dein Will' im Himmel geſchehe,
Und auf der Erde an mir, und giebſt du den irdiſchen Segen
Deinem Kind vollauf, wird ihm auch der himmliſche bleiben."
So wie mein Nachbar, der Filz, der Wucher auf Wucher zu häufen
Nimmer ſich ſcheut, und zur Kirche gebückt mit jeglichem Sonntag
Schleicht und an jeglichem Feſt die Kommunion nicht verſäumet,
Ob ihn der Huſten auch plagt, und ſtets, daß er ihm doch der Felder
Segen behüt' und den Acker beſtell' und baue den Weinberg,
Heiſcher ſich betet zu Gott; — wie dieſer die Religion übt,
Liebt und übt ihr gerad, ihr thörigten Heuchler, die Tugend!
Auf denn und ohne geheimes Geding mit dem Schlechten, das Gute
Frei und ehrlich geliebt, und ſo, wie geliebt, auch getrieben!
Beſſer als kritiſcher Imperativ und grübelnder Spitzſinn
Lehrt einfältiger Sinn und des Herzens feſte Geradheit,
Wenn ihr euch dieſe bewahrt, euch bewahren das ſelige Kleinod.

Nicht Leſen!

Leſen bilde den Geiſt, mit der Weisheit Strömen erfriſch' es
Dürſtende Seelen, und fördere ſo den erlockerten Boden
Zu des Wachsthums Gedeih'n? Gut! wenn du der ſtärkenden Alten
Staubigen Büchern etwa und ihrer bejahreten Lehren
Früchten zu eckel dich ſträubſt: ſieh! welche Schulen der Bildung
Thun dir von Meſſe zu Meſſe nicht auf die neuen Autoren
Und der Verleger Betrieb! Lies die glaubhaften Berichte,
Die ſie in's Publikum ſtreu'n von ihrer herrlichen Waare!
Und wenn die Blumen der Kunſt, wenn die Früchte des Wiſſens dich locken,
Wähle! der Markt iſt breit, der Käufer ſind viele; verſäume
Nicht den geleg'nen Moment! Auch machen bequem dir die Auswahl,
Wenn dich beſonders der Wechſel vergnügt, und du gerne nicht lange
Haftend an Einem allein, wie die bunte Libelle, bald dieſes,
Jenes dann wieder benippſt, die buntumfärbten Journale,
Almanache, Kalender, die dir in den winzigſten Bändlein
Geiſt und Witz in den Kopf von der Taſche zu ſpielen geſchickt ſind,

Wie auch die fliegenden Blätter des Tags, die am Morgen, am Mittag,
Wie am Abend dir nahn, lehrreiche, gefällige Freunde,
Fern dem pedantiſchen Ernſt, und Erzieher im neuſten Geſchmacke.
Gut! Ich ehre dein Wort; doch geſtatte den Satz mir zu wenden.
Auch nicht Leſen iſt Kunſt! Nicht Leſen, auch dieſes erziehet
Geiſt und Herz, und entreißt das Gemüth der Gefahr der Verwildrung.
Lies in dem offenen Buch der Natur, entrolle des eignen
Herzens verborgene Schrift, und, wenn du geſchriebne vermiſſeſt,
Weh dir! dann biſt du es werth, von Morgen bis ſpät in den Abend,
Bis dich der Schwindel ergreift, zu leſen, was immer die Meſſe
Von Schauſpielen, Romanen, Sonetten und kräftigem Volksſang
Für die Leihbibliothek und die ſchwelgenden Motten bereitet.
Hat vom Gedränge der Stadt dich freundlich dein Gärtchen empfangen,
Und dich umleuchtet der wölbende Himmel, dir ſchatten die Lauben
Deiner umgrüneten Bäum', und ihr balſamduftender Aushauch
Trägt auf den Flügeln der Weſte dir zu herzſtärkende Labung,
Und verſtohlen nur dringt in deine Verborgenheit, wie ein
Traumgebild die Welt, erhebe zum Geiſt der Natur dich!
Lies und erforſch' ihr ſtilles Geſetz, der bildenden Hände
Mütterlich pflegende Spur in jeder ſproſſenden Pflanze,
Jedem Lebendigen, das dich umwebt, frohlockend des Daſeins.
Schau, wie jetzt in der ſchwellenden Frucht, die vor ſich im Keime,
Sich in der Blüthe begeiſternd geregt, die Seele der Liebe,
Wandernd nach alter prophetiſcher Sag' und die Kräfte des Lebens
Leihend dem nächſten Bedarf, hülfreich, die beglückende waltet.
Oder auch tritt in dein eigenes Herz, erforſche die Tiefen
Deines Geiſtes in Dir, und das nimmer Vergängliche, Ew'ge,
Das im Eleuſiſchen Hain des Gemüths dem Forſcher ſich aufthut,
Wenn dich ſchmerzlich berührt des Tages gewaltſames Schauſpiel,
Und das wüſte Getrieb unſinnlich ſchwärmender Willkühr,
Söhne dich aus mit der Thörin, der Zeit, und ihren Gebilden,
Mit dem prächtigen Nichts erlogener irdiſcher Hoheit,
Mit der Schwäche, die ſich anſtrengend für Adel und Kraft giebt,
Und in der Zerrung die eigne Geſtalt nur ſo ſchmählicher kund thut:
Söhne dich aus mit dem windigen Stolz anmaßender Thoren,
Mit der Verworfenheit ſelbſt! wo Hader und Kampf durch die Welt tobt,
Suche den Frieden in dir! In Feſſeln gebändigt die Lüſte!
So ermanne du dich zum wackeren Geiſte der Alten,
Ihrer Sprüche Verſicherungen wird dein Herz dir bejahen.
Deines Herzens Verſicherung wird, wenn jetzt zu den Büchern
Wieder ſich wendet dein Geiſt, ihr goldenes Wort dir bejahen.

Wort der Weihe.

Rein tritt vor die Natur! Dein Herz iſt ihr ewiger Spiegel,
Und dein Spiegel. Sie ſtellt rein ſich den Reinen nur dar.
Auch begegnet dein Herz und dein Leben in ihrer kryſtallnen
Quelle dir wieder. Sie giebt dir ſich verſchönert zurück.

Das Kind.

Alles betaſtet die Hand des Kleinen; gläubig und furchtlos
Streckt er den tappenden Arm dahin und dorthin hinaus.
Waſſer und Flamm', und Sprödes und Weiches möchte der zarte
Finger verſuchen, wie ihn drängt der lebendige Trieb.
An den Geſtalten des Seins übt ſo die Kräfte des Muthwills
Froh der Knab', und in ihm reifet der Glaub' an die Welt.
Seliges Kind! Noch erzieht die Natur dich ſpielend, und ſpielend
Folgſt du, gegängelt von ihr, ihrem gefälligen Zug.
Sicher vertrauſt du dich ihr. O lern' ihr dann auch vertrauen,
Wenn ihr lehrendes Wort einſt an dein Inneres ſpricht.
Daß den Menſchen in dir nicht künftig die Menſchen verderben,
Leite die Treue dich ſtets mit der verborgenen Hand.

Winter und Frühling.

Leicht befriediget gerne geſammelte Herzen der Winter,
Wenn er zur Stille ſie zwingt und mit der Ruhe ſie paart.
Doch das regere Leben nur kann beſeelen das Leben,
Und was am ſchönſten ihm blüht, iſt die erfreuende Zeit.
Wenn jetzt die Knoſpe ſie treibt und die Blüth', und ein Kind die Natur wird;
Blüthen treibt dann auf's neu ſelbſt auch die geiſtige Kraft.
Darum zürn' ich dir nicht, ich liebe dich, friedlicher Winter,
Aber ich preiſe dich doch herrlich vor allen, o Lenz!
Was du von Blumen mir bringſt aus dem Garten der Jugend, das ſamml' ich,
Und mit erneuetem Reiz ſchmück' ich mein Leben damit!

Rath.

Deine zertrümmerten Freuden, du klagſt ſie mit Thränen der Sehnſucht?
Sammle die Reſte dir friſch! Die ich um Vieles beneid',
Ahme die Kinder nur nach! Iſt auch zerbrochen ihr Spielzeug,
Mit dem zerbrochnen doch ſpielen ſie heiter noch fort.

Des Menſchen Sehnſucht.

So iſt der Menſch: Ein längſt vergeßnes Wort,
Ein Bild, ein dürftig Zeichen ihm vor's Ohr,
Vor's Auge, vor des Innern Geiſt gerückt:
Des Orts, der Zeiten trauliche Verwandtſchaft
Friſcht altes, jüngſt verwiſchtes wieder auf,
Und tauſend neue Bilder treten ihm
In jugendlichem Reize vor den Geiſt.
Aus ihrer Aſche lebt die Leidenſchaft,
Die längſt verglommene, ein Phönix, auf,
Und reißt ihn mit erneuter ſtarker Gluth
Auf ihrem Pfade fort; der Alpenſohn
In fernem Lande hört nach Jahren wieder
Den wohl bekannten Reihen: ſüß bethört
Sieht er der Kindheit Tage neu entblühn;
Es weckt ein Sinn den andern wunderbar;
Ein reineres, ein ſchöneres Blau umfließt,
Und friſcheres Grün umduftet ihn, wie einſt;
Er hört das Läuten ſeiner Kühe, ſieht
Am Felſenabhang ſeine Ziegen klettern,
Und ihn ergreift mit ſüßen Weh'n der Heimath
Gewaltige Begier; es wächſt die Flamme
In raſchen Gluthen hoch und höher auf;
Fort muß er, oder langes Harms verſiechen.
So iſt der Menſch; an Bild und Zeichen hängt
Sein Wohl und Weh; in Zeichen hüllte ſelbſt
Die ew'ge Güte ſich, und that uns ſo,
Den engbeſchränkten, ihrer Liebe Sinn
Und ihrer hohen Weisheit Wunder kund;
Und, was wir wiſſen und verſtehn, iſt Bild.
Er nur, der Ew'ge, Unvergleichbare,
Der aus dem Sichtbar'n, der Unſichtbare,
Aus dem Vergang, der Unvergängliche,
Aus Zeichen ſpricht, der Unbezeichnete,
Er nur iſt Weſen, Wahrheit, Sein und Licht,
Und wir die Funken ſeines Lichts, und Töne
Der heiligen, der großen Harmonie.

Es ſtrebt hinauf der Funke zu dem Quell
Des Lichts, aus dem er ſtammt; es ſuchet ſich
Das Zartverwandte, das Getrennte liebt
Vereinigung, von Liebe ſüß gedrängt,
Und aus der Tiefe reißt's uns in die Höhe.
Das Wandelnde ringt nach dem Bleibenden;
Der Heimath zu mit Geiſterarmen ſtrebt
Das noch Gebundene. Wann ſinkt die Feſſel, wann
Erſcheint dem Aug' in ſonnenreiner Klarheit
Der große Tag der königlichen Wahrheit?

Maigewitter.

Schwüles Gewölk zieht
Um die Berge hin; mit des Waldes Dunkel dort,
Wo durch den Forſt
Niederſtürzet der Steig,
Miſcht es die Schatten.
Wie ſich Heere rüſten zum Streit,
Rüſten die Wolken ſich zur Schlacht.
Der Blitze Schlangen zucken ſchon röthlich weiß
Mit geflügelter Eile durch die Himmel dahin.

Fernher ſchallen ſchon Donner
Und der Berge Wiederhall
Brauſt aus der Tiefe ſie zürnend zurück;
Aber unten die Erde
Hingegoſſen liegt ſie im Blüthenſchmuck
Im Rauſche der Liebe,
Frühlingsbegeiſtert,
Wie Semele
Erwartet freudig ſie
Den donnerfrohen, den herrlichen, den olympiſchen Gott,
Und recket die Arm' aus
Nach dem Umſchlingenden.

Luther.

Der Weltkunſt ſchon die Sinnen zugewendet,
Wallt über Land dort mit dem Freund der Freund,
Bei heit'rer Luft, als Dunkel ſie umrändet,
Und wolkig jetzt und trüb der Himmel ſcheint.
Ein Wetter, von den Bergen hergeſendet,
Mit dem bald Sturm und Hagel ſich vereint,
Bricht los, verſchlingt den Tag, wo durch die Engen
Des Thals ſich nur die Blitze hellend ſchlängeln.

Als beide jetzt die Tritte raſch beflügeln,
Ob nicht ein Dach zum Schirm ſich ihnen beut,
Indeß die Donner rollen von den Hügeln,
Und Furcht dem Grau'n grau'nvoll're Farben leiht,
Und Hand in Hand den Bund die Freunde ſiegeln,
Dem ſie für Tod und Leben ſich geweiht;
Da zuckt ein Blitz ſchon durch den Himmel wieder,
Und ſchlägt den Freund zu Luthers Füßen nieder.

Erſchüttert ſteht bis in das tiefſte Leben
Jetzt der; doch als den Schrecken Muth bezwang
Ruft betend er: „Wer will ihm widerſtreben?
Er iſt der Herr, auch herrlich bleibt ſein Gang
Im Todesgrau'n, ihm will ich mich ergeben.
Mein ganzes Leben ſei ihm Preisgeſang!“
— Die ernſte Stunde ward dem Bund der Treue,
Zum großen Werk die furchtbar hehre Weihe.

Und dieſer Blitz — er hat die Erd' entzündet,
Hat neu geſtärkt, wo er mit Macht erſchüttert.
Heilbringendes hat er der Welt verkündet,
Befruchtend ſie mit Segenskraft durchwittert,
Das Fremde ſcheidend Gleiches ſich verbündet,
Befreundet ſo in Lieb', als Haß erbittert,
Um durch verſchied'ner Kräfte Zwiſt und Streiten
Dem Lichte neu die Siegsbahn zu bereiten.

Was rein du wollteſt, Luther, wird beſtehen,
Wird trotzen ſelbſt der Höllenmacht Verheerung;
Was Menſchen menſchlich wirkten, mag vergehen,
Es trug in ſich den Samen der Zerſtörung.
Ob wild um ihn die Zeitenſtürme wehen,
Der Baum aus Gott zu ewiger Verklärung,
Er wächſt und wächſt voll Blüthen und voll Früchte,
Und ſchattet weithin durch die Weltgeſchichte.

In dieſem Geiſt hoch ſchwören deiner Fahne
Wir Huldigung, Held Gottes, daß dein Wort,
Das göttliche, zum Göttlichen uns mahne,
Und kräftige zur Wahrheit fort und fort,
Uns ſcheidend von des Dünkels trübem Wahne
Hinführe zu der Wahrheit heil'gem Hort;
Nicht Namen ſollen uns, nicht Worte binden,
Dein heller Geiſt zu hellerm Geiſt entzünden!

Geſanges-Macht.

Der Sänger zieht am Liederfeſte
Mit wonnetrunk'nem heiterm Blick,
Bewundert von dem Schwarm der Gäſte,
An Ehrengaben reich zurück.
Ihn trägt ein Roß voll Muth und Feuer,
Der Hoffnung Farb' iſt ſein Gewand;
Von rother Schärpe hängt die Leier
Herab am ſilberfarb'nen Band.

Noch ſchwärmen ihm um ſeine Ohren.
Die Schmeichelreden ſüßer Frau'n;
In ihrer Reize Mai verloren
Kann man ſein irrend Auge ſchau'n.
Des Waldes Grund hat ihn empfangen,
Und in der Tannen Dämmergrün
Zieht recht ein ſehnendes Verlangen
Nach dem Verlaſſenen ihn hin.

O ſelig, wer zum Preis des Schönen
Die liederſüße Harfe weiht,
Und wen mit des Geſanges Tönen
Der Geiſt der Lieder ſüß erfreut.
Er trägt ſein Glück in ſeinem Herzen,
Und wie er Andre hold entzückt,
Iſt unter Freuden, unter Schmerzen
Er durch ſich ſelber hoch beglückt.

Jetzt wird des Waldes Dunkel dichter,
Und öder rings die Einſamkeit;
Hin ſterben ſchon des Tages Lichter,
Matt durch den hohen Forſt verſtreut.
Da faßt ihn ein unheimlich Grauſen
Mit einmal ungelegen an;
Verworr'ne Stimmen hört er ſauſen
Seitab von der umengten Bahn.

Und plötzlich aus dem Dickicht ſpringen
Nun Räuber mit gezückter Wehr',
Und Schwerter blinken, Stöße dringen,
Und Flüche ſchwirren um ihn her.
Geraubt wird alle ſeine Habe,
Ihm abgeriſſen das Gewand;
Die Leier ſelbſt mit jeder Gabe
Der Ehre ſieht er ſich entwandt.

Und was er fleht um's nackte Leben,
Unmenſchlich ſchleppen ſie ihn fort,
Ihm ſelber noch den Tod zu geben;
Die Tiger rührt kein Schmeichelwort.
In ſeiner Blüthe ſoll er ſterben;
Des Waldes tiefſte Felſenſchlucht
Soll ihn verſchlingen, ihn verderben,
Von keinem Menſchentritt beſucht.

Dem Untergang jetzt zu entrinnen,
Am Rand der ungeheuern Noth,
Schickt ihm entſchloſſenes Beſinnen
Und ſchneller Rettung Rath ein Gott.
Er fleht, er ringt die wunden Hände;
„Und ſoll ich ſterben? Eines doch
Gewähret vor dem nahen Ende
Dem unſchuldvollen Sänger noch!“

„Die Leier, gebt ſie mir zurücke!
Daß ich, nach Sitte, bei Geſang
Zu Gott auf kurze Augenblicke
Noch ſende meines Herzens Dank.

In ſeine Hut möcht' ich das Leben
Empfehlen, das mir ſoll entflieh'n;
In Tönen mög' es dann entſchweben
Zum Schöpfer aller Harmonie'n."

„Ihr zögert? — Brecht dies ſtarre Schweigen!
Denkt an den Tod, an das Gericht!
Seid meines Schwanenliedes Zeugen,
Und weigert mir die Bitte nicht!"
Sie reichen finſter ihm die Leier,
Und ſchließen dicht um ihn den Reih'n,
Und er mit wunderbarem Feuer
Greift in die Saiten muthig ein.

Und wie die Wirbeltöne rauſchen,
Erhebt er ſchmelzenden Geſang;
Der Wilden ſtarre Ohren lauſchen,
Schon halb erweicht dem Zauberklang;
Und immer ſüßer rauſcht die Fülle
Des Wohlklangs unter ſeiner Hand,
Und löſet in des Kreiſes Stille
Der eh'rnen Herzen rauhes Band.

Als ſo die Runzeln ſich entbreiten,
Schnell wechſelt er ſo Lied als Klang,
Und ſtürmt mit einmal in die Saiten
Beherzten krieg'riſchen Geſang;
Er ſingt des Krieges freies Leben,
Des grünen Waldes friſche Luft,
Des Mannes unverdroßnes Streben,
Die brave That entſchloßner Bruſt.

Er ſinget von den kühnen Recken,
Die in des Kampfes Ungemach
Die Schande nimmer durfte decken,
Die mit des Schildes Ehrendach
Die Unſchuld wollten frank beſchützen,
Und für ſie ließen Gut und Blut,
Daß vor der Heldenwaffen Blitzen
Erbleichen mußte frevler Muth.

„Nein! ſolchen Männern ohne Grauen
Will ich zu ſicherm Unterpfand
Mein junges Leben froh vertrauen!"
Ruft er, den Räubern zugewandt.
„Den frommen Sänger wollt ihr tödten? —
Es war nur Schimpf, was ihr gethan."
Da tritt ſie alle Scham-Erröthen
Und helle Reue plötzlich an.

Ein wildes Hurra hört man ſchallen;
Ganz umgewendet iſt ihr Sinn,
„Zieh, reich begabet von uns allen,
Zieh frei, wie Du's verdieneſt, hin."
Sie füllen ihm auf's neu die Hände
Mit Geld und Gut im Augenblick,
Und führen an des Waldes Ende
Ihn im Triumphe froh zurück.

Die Silberhochzeit.

Aus ſtiller Kammer kommt gegangen
Die junge Braut, dem Tag erwacht
Auf dem verſchämten Roth der Wangen,
Ruht das Geheimniß ſchöner Nacht
Sie ſteht in ihrer Schweſtern Kreiſe,
Und ſenkt den Blick zur Erde, ſtumm;
Die, nach der Mädchen-Neugier Weiſe,
Steh'n forſchend ſtill um ſie herum.

Sie möchten gerne manches fragen;
Doch wieder ſtockt im Mund das Wort,
Und keine will den Anfang wagen;
Da reißt die junge Frau ſich fort,
Und eilt hinab mit raſchen Füßen,
Wo bald die Laube ſie umhüllt;
Die Vögel und die Bäume grüßen
Mit Huldigung das ſchöne Bild.

Die Hyacinthen und die Roſen
Umſchlingen ſie mit ſüßem Duft;
Verliebte Weſte ſchmeichelnd koſen
Um ſie aus ſonnerhellter Luft.

Sie ſitzt und ſinnt; jetzt leiſe nahend
Blickt dort der Schlummergott herein,
Und, weiches Armes ſie umfahend,
Wiegt er mit ſeinem Mohn ſie ein.

Da ſieht voll ſeltſamer Geſtalten
Sie bald vor dem gebannten Blick
In neuen Bildern ſich entfalten
Ein buntverworrenes Geſchick.
Sie geht auf luſtig grünen Auen,
Die dort ein ſchmaler Pfad verengt,
Wo nakte Felſen ihn umgrauen,
Vom dürren Mittagsſtrahl verſengt.

Jetzt nimmt ein Erlenhain ſie wieder
In ſeine kühlen Schatten auf;
Von allen Zweigen tönt es nieder,
Und Kinder-Köpfe ſteh'n darauf.
Dort ſieht ſie eine Wiege ſchwanken,
Die bald zum Sarge wird; ein Grab,
Das Maienglocken fromm umranken,
Zieht ihren ſchweren Blick hinab.

Doch ſeht! Verwandelt iſt die Scene:
Aus einem ländlich heitern Haus
Sechs friſche aufgeblühte Söhne,
Sechs junge Frauen geh'n heraus,
Mit Myrthenkränzen in den Locken;
Sie führt ein ältlich muntrer Mann.
Sie ſelbſt, verwandelt, ſieht erſchrocken
Den Mann jetzt; dann die Kinder an;

Hört Mutter ſich von dieſen grüßen;
Sie hangen ihr um Hals und Knie,
In Thränen will der Greis zerflieſſen,
Naht ihr, und weinend küßt er ſie.
Ein Trupp von Enkelchen behende
Bringt Blumen aus dem Garten dar;
Sie drücken ihr die welken Hände
Und ſpielen ihr im Silberhaar. —

Sie iſt erwacht. — In friſchem Leben
Steht alles heute vor ihr da.
So hat ſich alles klar begeben,
Wie ſie's vorlängſt im Traume ſah.
D'rum bringen wir vereinten Gäſte
Der Braut dies Lied zum Kranze dar,
Und freu'n uns ob dem ſchönen Feſte,
Und ſegnen das geliebte Paar.

Das heilige Land.

1812.

Wohin auf deinen morgengoldnen Schwingen,
O Phantaſie, trägſt du aus trüber Zeit,
Die Nebel nur und Finſterniß umringen,
Die Gräu'l auf Gräu'l und Schmach auf Schmach entweiht;
Wohin eilſt du den Sänger hinzubringen,
Hinweg vom Land der öden Wirklichkeit?
Wie ſeh' ich nicht, von dir emporgetragen
Die Pforten alter Welten aufgeſchlagen?

Empfangen mich die heiligen Gefilde
Der Griechen dort, um die in reinerm Licht
Der Himmel ſtrahlt in ſonnenwarmer Milde,
Die hoher Ehren Glorie umflicht?
Erwachen ſie, die herrlichen Gebilde,
Die Helden mit dem Götterangeſicht,
Die tapfer nur für Bürgerheil entbrannten,
Und keine Ehr' als ſolche Tugend kannten?

Als Perſis ſeiner Flotten ſtolze Heere,
Die trotz'gen Krieger, wie des Meeres Sand
Unzählbar, durch die Lande, durch die Meere
Umher, euch zu verſchlingen, ausgeſandt,
Ihr aber kühn mit ungebeugtem Speere
Für Götter, Weiber, Kinder, Haus und Land
Ankämpftet, gleich den Löwen, gleich den Aaren,
Vereintes Muths am Tage der Gefahren.

Als des Verdienſtes ewig friſche Krone
Sich flochten vor des Vaterlands Altar

Die Miltiade, die Timoleone,
Und er, der Führer ſeiner kleinen Schar,
Leonidas, doch furchtbar Perſis Throne,
Nicht achtend des gewiſſen Tods Gefahr; —
Als Agis' großes Herz für große Sache
Hinblutend brach, ein Opfer ſchnöder Rache.

O fahret wohl, ihr kühnen Heldenſeelen,
Die ihr für Recht und Heimathland geglüht!
Nicht eure Thaten feiernd zu erzählen
Wählt euch, die Allgeprieſenen, mein Lied.
Die frommen Streiter Gottes möcht' es wählen;
Hinüber zu dem heil'gen Lande zieht,
Zur hehren Stadt, für die ſie keck geſtritten,
Der Geiſt mich hin, wo Chriſt der Herr gelitten.

Ihr, was euch Land und Zung' und Sitte trennte,
Durch eine Flamme brüderlich vereint,
Im gleichen Heldenthumes=Elemente
Durch Glaubensmacht und fromme Gluth befreundt,
Die kühn mit euch in wilde Scharen rennte,
Und niederwarf des Chriſtus=Kreuzes Feind;
O ihr des wunderbaren Helden Helden,
Von deren Ruhm die Welt wird ewig melden.

Und wäre mir die liederkühnſte Leyer,
Und alles Wohllauts Fülle mir verlieh'n;
Ja hätt' ich Maro's Geiſt und Taſſo's Feuer,
Und dienten mir ſelbſt Orpheus Harmonie'n,
Die Felſen und des Waldes Ungeheuer
Nachriſſen ihren Zaubermelodie'n,
Doch könnt' ich kaum nach Würden euch beſingen.
Die Armuth kann nur armes Opfer bringen.

Doch grüß' ich dich, du heil'ge Grabesſtätte,
Worin der Herr, der für die Welt ſein Blut,
Daß er vom Fluch der Sünden uns errette
Und bändige des Todes grimme Wuth,
Am Kreuz verſtrömt, wo, als in ſanftem Bette,
Nach ſchwülem Tag der Heilige geruht,
Doch kraftumgürtet aus des Todes Banden,
Des Todes Sieger, glorreich auferſtanden.

Hier ſieht man Saba's Wohlgerüche wallen,
In lichten Wolken dampfen Specerei'n;
Vermiſchter Andacht Feierhymnen ſchallen
Aus unterird'ſchen Grüften fremd herein;
Dem frommen Klang antworten ernſt die Hallen;
Nie ſchweigen ſie, der Beter heil'ge Reih'n.
So hütet treuergebenes Gemüthe
Das Grab, dem einſt das Heil der Welt entblühte;

Das Grab, zu dem mit glaubensvollem Ahnen
Von allen Fernen, ſo die Sonn' umkreiſt,
Viel Tauſend wallten, von den trüben Banden
Der Sünde zu befreien ihren Geiſt,
Und Licht und Troſt für ihre Seele fanden,
Wo ſie das Herz mit Himmelskoſt geſpeiſt,
Hier, wo, ſich opfernd für der Menſchheit Leben,
In Tod ſich ſelbſt das Leben hingegeben.

Das Grab, um das die Streiter Gottes fochten
In jenen Tagen frommer Heldenzeit,
Ob noch ſo ſehr die Sarazenen pochten,
Die Lanzen ſauſten in dem harten Streit,
Lorbeere ſich um ihre Stirne flochten,
Die ſchändend nie der Völker Fluch entweiht;
Hoch ſchwangen ſie des Glaubens ſtarke Fahne,
Und ihre Thaten leben im Päane.

Seht ihr von den Pilaſtern dort getragen
Die Särge Bouillon's und Balduins ſtehn?
Die einfach gothiſchſtrengen Züge ſagen
Schon in den Namen, was durch ſie geſchehn;
Doch ſcheinen ſie die Nachwelt zu verklagen.
Als könnten ſie des Landes Schmach noch ſeh'n.
Ihr Glücklichen vor eurer Siege Pforte
Ward euch vergönnt, zu ruh'n am ſtillen Orte.

Auch Frieden euch in euren frommen Grüften,
Die fern von da die Mutter Erd' umhüllt,
Ihr Tapferen! umweht von Liliendüften
Behüten euch mit ihrem Himmelsſchild
Die Engel Gottes aus den hohen Lüften,
Und eures Muths und eurer Liebe Bild,
Sie weihen es, daß, wie einſt eure Fahne,
Es lange noch zu gleicher Tugend mahne.

O ſchönes Land der Wunder, wo von Quellen,
Von Bergen, Thalen Gottes Stimm' erklang,
Und wie ein Regenbogen rings im hellen
Lichtkreiſe ſich die Huld des Ew'gen ſchwang;
Wo wie die Sonn' entſtürzt des Meeres Wellen,
Hochherrlich ſichtbar ſchritt des Höchſten Gang,
Wie ſo verſtummt ſind alle deine Zeichen!
Ach mußte dir der heitre Glanz erbleichen!

Die Stadt voll Volks iſt nun zur Wittwe worden,
Liegt in der Wildniß eine Wüſte da!
Auf wilden Roſſen jagen Räuberhorden,
Wo man einſt Beterſcharen wallen ſah;
Die Hügel, die von froher Luſt Akkorden
Am Erndtefeſt erklangen fern und nah,
Von Oel und Wein ſo reich umduftet, ſchweigen
Jetzt nackt und kahl, der herben Armuth Zeugen.

Als ob der Fluch mit giftgetränkten Wehen
Verſengend rings die Felder ausgebrannt,
Verödet muß der Gottesgarten ſtehen,
Die Luſt iſt hin und jeder Segen ſchwand,
Die Waſſer, reich vordem den fruchtbaren Höhen
Entquellend, ſind in ihren Fels gebannt;
Der Jordan ſelbſt wälzt, ward nur fortgezogen,
Durch trüben Sand die gelben traur'gen Wogen.

Nur mit dem Kranz, dem fremden alter Lieder,
Nicht mit des Oelbaums eig'nem mehr geſchmückt,
Trau'rt Thabor dort; vom hohen Gipfel nieder
Schaut er nach Tagen, die ihn einſt entzückt;
Nie kehren Samgars Heldenzeiten wieder,
Als dort der Sieg Deboras Arm geglückt,
Als jauchzend ſah der Berg zu ſeinen Füßen
Der Dränger Blut in hellen Strömen fließen.

Und Karmels Höh'n, wo einſt der Zukunft Späher,
Der Einſamkeit und Gottes Licht vertraut,
Die ew'gen Tafeln des Geſchickes näher,
Elias, frommgeweihtes Aug's erſchaut,
Und als er lang ſein Volk der hohe Seher,
Durch Tbat und Wort und Wandel hatt' erbaut,
Lebendig ward auf ſchnellem Feuerwagen
Zu Gott von Flammenroſſen aufgetragen;

Und ſchwebend ſeinen Mantel noch zur Erde
Eliſa ſenkte, ſeinem treuen Knecht,
Daß nie ſein Geiſt von ihm genommen werde,
Und ſtets in ihm auch wohne Gottes Recht,
Und lange noch, der redliche Gefährte,
Zur Wahrheit lenk' und lehre ſein Geſchlecht;
Ach! Karmels Höh'n ſteh'n öd', und ſeine Klüfte,
Die Seherhallen ſind jetzt Räuberſchlüfte.

Wo iſt das Volk, das treu den Palmenſchatten,
Fromm, ſonder Eh', ſich aus ſich ſelbſt erzeugt,
Wo die Natur und Ruh die lebensſatten
Mit Himmelsmilch aus keuſcher Bruſt geſäugt?
Sie wollten nicht im heil'gen Dienſt ermatten,
Bis ſie zur Gruft des Alters Hand gebeugt,
Und andre, die, wie ſie des Glückes Welle
Hieher verſchlug, erſetzten ihre Stelle.

Sie ſind nicht mehr, es trauren ihre Stätten,
Der Schakal heult, wo ihrer Hymnen Sang
Oft nächtlich ſcholl in flammenden Gebeten,
Und zu Geſang des Felſen Tochter zwang.
Und ihr, die einſt den herrlichſten Propheten
So oft begrüßt in ſeines Wirkens Gang,
Wie ſchweigt ihr jetzt ihr Hügel, Seeen, Thale,
Beleuchtet oft von ſeiner Wunder Strahle!

So lebſt du nur noch in den heil'gen Sagen
Du heil'ges Land, erkorne Braut des Herrn!
Wird nie, wie einſt, das Licht dir wieder tagen?
Nie wecken dich ein neuer Morgenſtern?
O trauert nicht! Wo heil'ge Herzen ſchlagen,
Iſt heil'ges Land und Gottes Licht nicht fern;
Aus keuſcher Bruſt, aus reiner Seelen Saaten
Unſichtbar ſtill erblüht's in Geiſtes=Thaten.

Wenn, aus der Hölle Samen ausgeboren
Am eignen Gift die Zwietracht nun verdirbt;
Die uns verheert, die Wuth hat ausgegoren,
Am Uebermaß der Uebermuth erſtirbt,
Und nahend wieder aus des Himmels Thoren
Des Friedens Geiſt um reine Herzen wirbt,
O möchten dann wir ſeine Huld verdienen,
Und alten Fluch, geheiligt alle ſühnen. —

Vertrauen.

Die dunkeln Schweſtern ſingend ſpinnen;
Prophetiſch klingt's vom ehrnen Haus:
Ein Geiſt mit furchtbarem Beginnen
Sinnt ſich ein großes Schickſal aus.

Des Glückes Buch liegt aufgeſchlagen,
Der Geiſt, noch zweifelhaft und ſtumm,
Die ernſten Looſe zu befragen,
Stört, wie ein Sturm, die Blätter um.

Und über Länder hergeſchritten
Geht jetzt verhängnißvoll ſein Fuß;
Die Erd' erdröhnet ſeinen Tritten
Hinab bis in den Erebus!

Dumpf toſende Gewitter wallen
In wilden Schauern durch das Land,
Ergriffen von dem Sturm muß fallen,
Was ſeit Jahrtauſenden beſtand!

Wie wenn der Feuerberge Wetter
Losreiſſen ſich mit Ungeſtüm,
Und wach die unten ruh'nden Götter
Verderbend künden ihren Grimm.

Soll aus den Trümmern der Verheerung
Die Welt ſich ſchöner jetzt erneun?
Was lang getrotzet der Zerſtörung,
Nun eine alte Mähre ſein?

Wird ſchöner Sitt' und Kunſt entblühen?
Sich näher der Vollendung Ziel
Die Menſchheit ringen? Oder fliehen
Die Muſen vor dem wilden Spiel?

Und furchtbar durch die Erde winket
Des tollen Zwanges Eiſenſtab?
Auf Eumenidenflügeln ſinket
Die Nacht der Barbarei herab?

Das Heiligſte ſoll ich verderben,
Der Freiheit Mannſinn untergeh'n,
Der Menſchheit Blüthen ſoll ich ſterben,
Mit ihres Heiles Blumen ſehn? —

— Was kommen ſoll — in heil'ger Stille
Mit bunt gewirktem Teppich deckt
Die Zukunft es; die ernſte Hülle
Hat ſtets den Vorwitz noch geſchreckt.

Wenn auch der Erde Feſte zittert,
Der unterhöhlte Boden laut
Der wankenden Natur erſchüttert:
Getroſt dem Waltenden vertraut!

Sein Walten und ſein treues Lieben
Hat er im Buche der Natur
Am ſchönſten ſelber uns beſchrieben;
Der Feigſinn mißverſteht ihn nur.

Bald iſt der Sturm vorbeigezogen,
Hell öffnet ſich der Sonne Thor,
Und aus dem Schaum empörter Wogen
Ging ja die Liebe ſelbſt hervor.

Das Orakel der Weisheit.

Unbegreifliches!
Wenig begreifendes Geſchlecht der Sterblichen,
Ausgeſät über die unendliche Erde,
Unendlich für dich,
Aber der Schatten eines Punkts
Vor dem, der das Unendliche ſelbſt iſt.
Du kommſt, weiſt nicht, woher?
Gehſt, weiſt nicht, wohin?
— Stückwerk dein Wiſſen, Arbeit dein Thun —

Ueber dir kreiſen Sonnen und Planeten
In ewiger Jugend,
Scheiden und kommen und kennen ihre Zeit,
Und du, unausſterblich in deiner Gattung,
Lebſt nur in dieſer lange Tage;
Dem Einzelnen iſt
Nur ein Athemzug der Zeit vergönnt,
Und in des Lebens Kerne
Trägt jeder ſchon des Todes Wurm.

Ueber dir hin
Wandelt ihren ernſten Gang,
Die Nothwendigkeit.
An ihrem diamantnen Rocken
Spinnt ſie den Faden des
Unwiederrufbaren Geſchickes,
Und leitet an ewigen Seilen das All:
Du aber über deinen geſchmückten Gräbern
Deinen blumigen Trümmern,
Weileſt, wie ſie will,
Flüchtige Tage,
Augenblicke, Hauche der Zeit,
Augenblicke, oft voll Müh' und Noth,
Die du dir mit Zweifeln jetzt,
Jetzt mit Sorg' und Angſt,
Jetzt mit Thorheit verkümmerſt und Laſter.
Vor allen Kindern der grün gelockten Erde
Gab dir der Schaffende
Den Blick vorwärts in das Kommende
Und rückwärts in's Vergangene
Und zwiſchen zwei Welten,
Sichtbarer und unſichtbarer,
Steheſt du!
Doch Dämmerung nur füllet die Ausſicht,
Und ſchüchterne Strahlen des Morgenroths
Zittern aus der weiten Ferne.

Vermeſſe dich nicht, Halbgott zu ſein,
Noch verſenke ganz erdwärts deinen Blick!
Die vorwitzige Pſyche
Schweift mit verwegenen Fittichen
Nicht ungeſtraft über des Sichtbaren Gebiet,
Wenn ihrer Bande vergeſſend
Sie zügelloſem irrem Flug ſich giebt.
Träge, nur an die Erde gebunden,
Vom göttlichen Funken in ſich nicht belebt,
Nicht höher belebend ihn ſelbſt,
Entmenſcht ſich der Menſch,
Wird zum niedrigern, ſich ſelbſt ſchändenden Thier.

Ich hörte viele Frager
Vom Orakel der Weisheit;
Jahrtauſende fragen ſie,
Jahrtauſende ſtreiten ſie über der Antwort:
Was kann ich wiſſen? was glauben? was thun?
Wo iſt das Orakel der Weisheit?
Ich will den Felſen hinaufklimmen,
Und engten Klippen und Dornen den Pfad,
Ich will den Schweiß nicht ſcheuen, die Arbeit nicht ſcheuen,
Ich will die Klippen und Dornen
Denn ſteilen Gang hindurch,
Zur Stätte der heiligen Kunden
Gottbegeiſterter Weisheit,
Daß wie vom Regen des Himmels
Die ſchmachtende Seele ſich erquicke des Worts!

Nicht drauſſen in der Welt!
Nicht im Dunkel des Hains,
Nicht über klippigen Höhen,
In Labyrinthen der Worte nicht,
In dir, Menſch, iſt das Orakel der Weisheit.

Glaube, lieb' und hoffe!
Hoffe, lieb' und glaube!
Duld' und entbehre!
Freu' dich und leide!

Suche grübelnd den Ewigen nicht,
Du möchteſt ihn ſuchend verlieren!
Glaub' ihn!
Er iſt dir nahe! iſt um dich, über dir! in dir!
Keine Namen bezeichnen ihn, nennen ihn,
Aber dein Herz, wenn du es rein hältſt,
Kündet ihn dir, verbürgt ihn dir,
Und den Regenbogen der Sehnſucht
Nach ihm, dem Unvergänglichen,
Hat er zum Zeichen ſeines Bundes mit dir,
Um die Bruſt dir gelegt,
Und ſein ſchönſtes Kind, die Liebe,
Mit ihrer Schweſter, der Hoffnung,
Zur Braut dir gegeben und Geſpielin.

Ihn ſingt dir die ganze Natur,
Und ſein feurigſter Pſalm
Iſt der wandelnde Sternenhimmel.
Wenig zu wiſſen, und Ihn zu verehren
Sei deine Weisheit!
Such' ihm zu gleichen durch Liebe,
Wie du, der Schwache, ſtark doch in ihm,
Immer vermagſt, und durch Adel reiner That!
Ringe darnach!
Seine Gebote der Liebe
Schrieb ſein Finger der Liebe
Dir in das Herz!
Und lohnte kein Jenſeits,
Und ſtrafte kein Jenſeits,
Gehorche dem warnenden, leitenden!
Das ſchönſte Edelgeſtein
In deiner Freiheit Krone
Iſt dieſer Gehorſam.
Bewahre die Krone,
Die du haſt,
Der Menſchheit Würde!
Ehre dies Diadem, wie es dich ehrt,
Vom Sinnenknechte wie ſo oft entweiht!

Fürchte den Tod nicht
(Daß ſeine Schrecken dich nicht ängſteten,
Ward dir ein holderes Bild von ihm,
Sein Bruder, der Schlaf,
Der Mühentröſter gegeben)
Fürchte den Tod nicht,
Aber veracht' ihn nicht,
Den großen Lehrer,
Den Heiland aus vieler Noth,
Der die Bande dir löſt,
Und vollendet mir dir!
Glaube gewiß, er wirds vollenden!
Glaub' an dich, und hoff' Unſterblichkeit!
Was drüben ſein wird,
Wenn du Gutes rein und treu geübt;
Wohl dir!
Du haſt Gott und dich!

Der Suchende.

Nach Wahrheit hab' ich viel gerungen,
Und frühe war ich nach ihr aus;
Doch iſt mir nicht der Fund gelungen,
Und matt und leer kam ich nach Haus.
Ich fragte groß' und kleine Meiſter,
Doch prüft' ich ſelten recht die Geiſter.

„Ihr Meiſter führt mich zu der Quelle,
Die meiner Seele Frieden ſchafft,
Und zeiget mir die rechte Stelle,
Und aller Weſen Art und Kraft:
Die Ruthe hab' ich in den Händen:
Wohin ſoll zuckend ſie ſich wenden?"

„Daß ſich der Brunnen mir entſchließe
Der Wiſſenſchaft und der Natur,
Und ich die Göttin ſelbſt begrüße
Die Göttin, nicht ihr Trugbild nur!"
Sie haben Worte mir gegeben;
Doch in den Worten war kein Leben.

Da ward mir's enge im Gemüthe,
Ich fühlte Pein und Widerſtreit;
Mir dorrete des Geiſtes Blüthe
Und jedes Sinnes Heiterkeit:
Als ſo ſich alle Kräfte löſten,
Kam eine Stimme, mich zu tröſten.

„Was drängſt du dich an leere Namen?
Das Eitle geht dem Eitlen nach:
Suchſt außer dir der Weisheit Samen,
Und hältſt die Demuth gar für Schmach?
Auf, forſche nur bei Luſt und Schmerzen
Die Wahrheit ſtill in deinem Herzen!

„Und lernſt du dich nur ſelbſt verſtehen,
Und biſt nicht fremd im eignen Haus,
Hier wirſt du manches Wunder ſehen;
Hier theil' ich die Orakel aus,
Und die verworrenen Geſtalten
Des Lebens will ich dir entfalten."

Behalte gläubig das Vertrauen!
Entſchwundne, wie die ferne Zeit,
Hebt mit andächtigem Beſchauen
Sich auf vor dir in Wirklichkeit;
Das Heilige in dem Gemeinen,
Der Geiſt der Welt wird dir erſcheinen.

Stiller Sinn.

Fromm mit liebendem Gemüthe
Feſt vertrau'n der ew'gen Güte,
  Ob der Erde Stürme weh'n, —
In des Lebens irrem Treiben
Stets muß doch dies Eine bleiben,
  Ohne Wank muß es beſteh'n.

Wenn ich Nachts gen Himmel ſchaue
Nach der ſternbeſä'ten Aue,
  Wo die Wunderblumen blüh'n,
O wie fühl' ich mich beſchwichtigt,
Und den irren Sinn berichtigt,
  Nur von reinen Flammen glüh'n.

Schöne Bilder aus der Ferne
Stehn ſie da die goldnen Sterne,
  Bilder der Beſtändigkeit,
Bilder ſonnenlautrer Klarheit,
Ewig unverrückter Wahrheit,
  Seliger Zufriedenheit.

Traue nur der ew'gen Güte!
Dieſe reine Himmelsblüthe
  Blüht auch in der rauhſten Zeit.
Roſen mögen ſich entfärben,
Andre Blumen mögen ſterben,
  Bis ſie ſpät der Lenz erneut.

Erde muß, was irdiſch erben,
Dieſe Blüthe kann nicht ſterben,
  Unvergänglich iſt ihr Mai,
Traue nur der ew'gen Güte!
Treu im liebenden Gemüthe
  Zeigt ſie dir ſich ewig neu.

Menſchenleben.

Ein Räthſel ſei, ein Irrgewind das Leben?
So haben Weiſ' und Thoren viel geklagt:
Wo mag der Faden Ariadnens ſchweben,
Der aus dem Labyrinthe führt? wer wagt
Des Räthſels Wort uns offenkund zu deuten,
Und aus dem Netz befreiend uns zu leiten?

Durchbalſamt von der Jugend Aetherdüften,
Von ihrem zarten Morgenhauch durchquellt,
Weilt, wie auf wunderbaren Himmelstriften.
Der junge Geiſt auf der ihm neuen Welt,
Am bunten Schmelz der wechſelnden Geſtalten;
Er möchte ſie ſo gern auf ewig halten.

Da nah'n heran die ernſten Mannestage;
Es fühlet ſich von läſt'gem Band das Herz
Schwer eingeengt, und manche ſaure Plage

Verwandelt jetzt die vor'ge Luſt in Schmerz;
Der friſche Duft des Morgens iſt zerronnen,
Die Luft wird ſchwül, es kommen trüb're Sonnen.

Des Zaubers Reiz weicht bald vor dem Gemeinen
Alltäglichen der ſtarren Wirklichkeit;
Geſpenſter ſieht dein Auge bald erſcheinen,
Wo ſelige Geſtalten dich erfreut.
Umſonſt hinauf blickſt du nach jenen Höhen!
In Tod will faſt das Leben untergehen.

Hohn wird und Trotz dem Edelſten geboten,
Am offnen Tag tobt zügellos die Macht;
Wo ſie nicht hilft, flicht ihre Schlangenknoten
Die Liſt, gehüllt in trügeriſche Nacht;
Die Falſchheit ſtrebt, ſich ſelber zu vergöttern,
Und in den Staub das Recht hinab zu ſchmettern.

Wer rettet uns vor'm eigenen Geſchlechte
Das, wie ſich ſelbſt, ſo mühvoll and're plagt?
O wer zerſtreut vor mir die trüben Nächte,
Und bannt den Gram, der meine Bruſt durchnagt
Daß vor den rauhandrängenden Gewalten
Ich doch mir ſelbſt mich dürfte treu erhalten?

Die Wahrheit iſt's, die Schönheit, ihre Schweſter,
Mit jungem Maienlichte angethan,
Sie zieh'n in ſich die Seele wieder feſter,
Und machen ſo dem eignen Frieden Bahn.
Religion mit ihren Götterhänden
Muß der Verſöhnung heil'ges Werk vollenden.

Geebnet ſind des Streites wilde Wellen,
In neuer Klarheit ſiehſt du bald die Welt,
Und Luft und Erd' und Alles ſich erhellen,
Wenn in dem Kampf die eig'ne Luſt nun fällt,
Und haſt du die und ſo dich ſelbſt bezwungen,
Ein Himmel iſt aus deiner Bruſt entſprungen.

Ihr ſel'gen Drei, aus Gottes Licht geboren,
Wer an ſein Herz euch brüderlich gedrückt,
Wer dort euch fromm die Freiſtatt hat erkoren,
Mit eurem Kranz ſich ſeine Schläfe ſchmückt,
Iſt auf des Lebens nachtdurchgrauten Straßen,
An eurem Licht vom Lichte nicht verlaſſen.

Im Zeitenſturm feſt ſteht er ohne Wanken,
Zur Höh' hinauf gerichtet ſeinen Blick,
In's Sonnenreich der göttlichen Gedanken,
Und Sorg' und Klag' eilt hinter ihm zurück.
In dieſer Hut, wie's unter ihm auch ſtürmet,
Sein Köſtlichſtes, ſein Glaube bleibt geſchirmet.

Gottlieb Siegmund Corvinus,

als Schriftſteller Amaranthes genannt, ward am 15. Mai 1677 zu Leipzig geboren, ſtudierte die Rechte in ſeiner Vaterſtadt und ſtarb daſelbſt als Advokat und kaiſerlicher Notarius am 27. Januar 1746.

Von ihm erſchienen, theils unter ſeinem wirklichen Namen theils pſeudonym:

Proben der Poeſie. Leipzig, 1710 — 11. 2 Thle.
Nutzbares, galantes und kurieuſes Frauenzimmerlerikon. Leipzig, 1715.
Reifere Früchte der Poeſie. Leipzig, 1720.
Deutſche Reden von unterſchiedener Gatttung. Leipzig, 1734.

Ein Nachfolger und Nachahmer Hoffmannswaldau's und Lohenſteins, deſſen galante und verliebte Gedichte ſchwülſtig und wäſſerig, deſſen Satyren und Epigramme plump und derb ſind.

M. Cosmeli. s. Kosmeli.

Karl Ludwig Coſtenoble.

ward am 25. December 1773 zu Herford geboren, widmete ſich der Bühne und zeichnete als ſich Komiker vortheilhaft aus. — Früher Mitglied des Hamburgiſchen Stadttheaters, nahm er ſpäter einen Ruf als K. K. Hofſchauſpieler in Wien an, wo er gegenwärtig noch lebt.

Er gab heraus:

Dramatiſche Spiele. Taſchenbuch für 1810. Hamburg, 1809.
Daſſelbe für 1816. Hamburg, 1816.
Luſtſpiele. Wien, 1829.

C. hat meiſt nur dramatiſche Kleinigkeiten geliefert, welche aber größtentheils ſich einer günſtigen Aufnahme bei ihrer Darſtellung erfreuten, da ſie ſich durch Bühnenkenntniß, Witz, Lebendigkeit und guten Dialog vortheilhaft auszeichnen.

Johann Andreas Cramer.

Dieſem um Deutſchland hoch verdienten Manne iſt von ſeinem Sohne dem vortrefflichen am 22. Februar 1833 zu Kiel verſtorbenen gelehrten Juriſten, Etatsrath A. W. Cramer, ein eben ſo würdiges als originelles Denkmal in deſſen Hauschronik (Hamburg, 1822, S. 225 — 241) geſetzt, das wir daher, um ſo mehr als dieſes eigenthümliche Buch im größeren Publicum nur wenig bekannt geworden iſt, ſtatt der gewöhnlichen biographiſchen Notizen hier folgen laſſen, wobei wir uns nur geſtatten hin und wieder die fehlenden Jahreszahlen zu ergänzen. Die Schilderung des Sohnes lautet:

Mein Vater war, wie meine Mutter, aus Sachſen, geboren zu Jöſtadt oder St. Georgenſtadt im Erzgebirge den 29ſten Jänner 1724. Sein Vater war daſelbſt ein ärmlicher Pfarrer, aus Ungern dahin verſetzt. Mein Vater iſt, wie ich in der Folge, in Grimma gebildet und in Leipzig ſeit 1742 unter Erneſti, Teller und Drieling, wohin er mit 5 Gulden in der Taſche ging und ſich durch Hochzeit- und Leichen-Carmina, durch Correcturen bei dem älteren Breitkopf, ſo wie durch Unterricht ſeinen Unterhalt erwarb. Magiſter geworden 1745 las er eine kurze Zeit in Leipzig nicht ohne Beifall, bis er nach*) Crellwitz und Daspig an der Elbe verſetzt ward, auf eine Pönitenz-Pfarre, die ihren Namen von der Geringfügigkeit der Einkünfte hat. Hier heirathete er meine Mutter,nachdem Sprüchworte, eine Pfarre will eine Quarre haben, obgleich das Einkommen noch keine 300 Rthlr. betrug und von Leipzig aus ihn ſeine Freunde, die Gellerte, Rabener, Schlegel, Klopſtock fleißig beſuchten. Hier wurde der Grund gelegt zu den Beyträgen zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes, und als dieſe aufhörten, den Bremiſchen Beyträgen, Wochenſchriften, welche auf die Herſtellung der ſchönen Wiſſenſchaften in Deutſchland einen entſcheidenden Einfluß gehabt haben und damals um ſo mehr Leſer fanden, als ſie der inſipiden Gottſchediſchen Schule entgegen und den Schweitzeriſchen Streitern in die Hände arbeiteten. Hier wurde die Ueberſetzung des Chryſoſtomus, woran auch J. A. Schlegel Antheil hatte, und der Vermiſchten Schriften angefangen und vollendet und für ihn eine Empfehlung bey den Philologen. Man kann es nicht leugnen, daß die Theilnahme an dem Schickſale der ſchönen Literatur ſehr allgemein verbreitet war, daß alles mit größerer Liebe aufgenommen wurde, als jetzt, dafür aber auch ſtrenger geſichtet uud einer ſcharfen Kritik unterworfen wurde, die es nicht erlaubte, durch den Klingklang hoher Worte den Kopf und das Herz zu beſtechen. So in der ſchönen Morgenröthe der aufkeimenden Literatur darſtehend machte er ſich bald als Kanzelredner bekannt, und ein Buß- und Feſttag, eine Eruption des Veſuvs oder ein Erdbeben zu Liſſabon diente nur dazu, ſein Talent zu erhöhen, und ihm den**) Ruf als Hofprediger nach Quedlinburg zu verſchaffen. Die Aebtiſſinn hörte ſchwer, und was er der Gemeine vorgetragen, mußte er ihr im Kabinette wiederholen. Das lohnte ſie ihm dankbar, als er 1765 nach Kopenhagen durch den älteren Bernſtorff berufen, daſelbſt Hofprediger und Profeſſor der Theologie ward. Schon früher war Kirchengeſchichte ſein Lieblings-Studium. Die Ueberſetzung des Boſſuet erfolgte, und, was freylich mehr ſagen will, die Fortſetzung deſſelben. Sie iſt ſein Hauptwerk, ein Werk auf das ſich Deutſchland etwas zu Gute thun kann. Ein eiſerner Fleiß gehörte dazu, ſich durch die Nacht der Jahrhunderte durchzuarbeiten. Durch dieſe Theologaſter und Philoſophaſter, ekelhaft in Hinſicht des Vortrages wie der Sprache und nur wenig anziehend durch ihren Inhalt, Schriftſteller, die, da ſie ſonſt insgeſammt im Anfange der Buchdruckerkunſt erſchienen waren, ſich zugleich nur wenigen zugänglich zeigten. Hätte nicht die Königliche Bibliothek in Kopenhagen, ſo reich an Prototypen, daß ſie wohl nur noch durch die Münchener übertroffen wird, hätte dieſe, und dann die Helmſtädter ihm nicht ihre Schätze freigebig geoffnet, er hätte nicht, und nicht ſo ſchreiben gekonnt. Vieles verdankt er jedoch auch der Thottiſchen, der reichſten Privat-Bibliothek in Europa, ihr, deren Ende ſo ſeltſam und traurig war. Man hat eigene Schriften über die Schickſale der Bibliotheken. Die Thottiſche liefert dazu einen merkwürdigen Beytrag, und da er nicht jedem bekannt iſt, ſo verweile ich einige Augenblicke dabey. Der nun längſt verſtorbene Geheimerath und früher Staats-Miniſter Graf von Thott gehört zu den entſchiedenſten Bibliomanen, die jemals gelebt haben. Er lebte nur in Büchertiteln und unter Büchern. Ueberall hatte er ſeine Emiſſäre und kein Preis war ihm zu hoch, um eine Seltenheit zu erſtehen. Als einſt im Haag eine Auction war, hatte er auf eine kleine Ausgabe des Cicero de Officiis ungemeſſene Aufträge ertheilt, und ſein Beauftragter ſtieß zuſammen mit einem von Burmann oder dem reichen d'Orville, der gleichen Auftrag hatte. Für mehrere Hunderte von Gulden verblieb es Thott, der über keinen Ankauf vergnügter war, und dieſes Buch als das wohlfeilſte ſeiner unermeßlichen Bibliothek dem Schauluſtigen vorzuzeigen pflegte. Denn, ſetzte er hinzu, dieſer Vorfall verſchaffte mir und meinen Aufträgen ein ſolches Uebergewicht in Holland, daß ſich nicht leicht jemand es einkommen ließ, meinen Proxeneten zu übertreiben. Wie Cujaz, hatte er in ſeinem Teſtamente den öffentlichen Verkauf ſeiner Bibliothek angeordnet, zum Beſten, ich erinnere mich nicht mehr, welcher öffentlichen Anſtalt: durch Magiſter der Univerſität ſollte der Katalog angefertigt werden und der Erbe alle Koſten tragen. Da dieſer nur auszuzahlen, die Anſtalt nur einzunehmen hatte, ſo bekümmerte ſich niemand um den Debit des 13 dicke Bände ſtarken Kataloges, der jetzt eine Seltenheit geworden iſt. Er war größtentheils Makulatur, und von auswärts erſchienen keine Commiſſionen. So wurden die Bücher verſchleudert und ein Raub der Käſehöcker. Wem fallen hier nicht des Volusi cacata Volumina ein und Martial's

Cordyllas madido teget papyro
Vel thuris piperisque fit cucullus.

Zuletzt wurden ganze Blätter, ja Bogen auf einmal verkauft. Nur die Prototypen bis zum Jahre 1530, an der Zahl über 6000, wurdem von dieſer mehr als Babyloniſchen Zerſtreuung gerettet und durch Vermächtniß ein Beſitzthum der Königl. Bibliothek. Freilich müſſen Bücher zuletzt aus der Welt kommen; wo blieben ſie zuletzt. Hat doch Büſching ausgerechnet, daß das Preuſſiſche Staatsarchiv in wenig hundert Jahren mehr als den Umfang von Berlin einnehmen müßte. Aber verloren geht denn auch manches Buch, nach welchem man hernach vergebens fragt. Caspar von Barth, — niemand hat wohl mehr geleſen und geſchrieben, als der, — Barth, der nebenbey einen ſonderbaren Bücher-Trödel betrieb, bietet in einem ſeiner Briefe an Daumius ein Exemplar vom Corpus juris aus, ganz beſchrieben von Cujazens Hand. Wo iſt es geblieben? Cujaz ſelbſt in ſeinen Obſervationen bietet ein anderes aus, in welchem er die Gloſſe von Anfang bis zu Ende durchcorrigirt. Wo ſteckt es? Und wäre das nicht ein Fund, jetzt wo ſie von ſo vielen auf jeder Seite citirt wird, ſo daß man fürchten müßte, in's zwölfte Jahrhundert zurückgeſetzt zu werden, wenn's mit der Sache Ernſt wäre. Aber die meiſten haben ſie nicht geleſen. Meinem Exemplare wird's nicht beſſer ergehen, und dem von Cujazens Operibus, die ich auch durchgeakert habe und in denen mehr Druckfehler ſind, als Tage im Jahre. Das, beſte was ich beſitze, ſchreibt ſich aus der Thottiſchen Bibliothek her. Doch ich war ein povero diabolo, und konnte aus den zahlreichen Falten meines engen Geldbeutels kaum einige zwanzig Thaler zuſammenklauben, den Durſt zu ſtillen. Welche zahlreichen Vermehrungen würde die Hauboldiſche und Savignyſche und Grieſingerſche Bibliothek erhalten haben, hätten ſie aus dieſem Meere ſchöpfen können. Bey dieſer Unermeßlichkeit der Bücher, war gleichwohl ihr Beſitzer ſo orientirt, daß auch damals, als ſchon der Krebs ihn des halben Geſichts beraubt halte, und eine grünſeidene Gardine den Fehl deckte, er dennoch das kleinſte Buch im Dunkeln finden konnte.

Aber ich kehre nach dieſer Abſchweifung zu meinem Vater zurück. Wenige werden ihm nachſtudiren und wenn in der Folge Schröck und Tennemann auf dieſem Felde Lorbeeren geerndtet haben, ſo darf man daran erinnern, auf weſſen Schultern ſie geſtiegen waren, und daß, wenn mein Vater gelehrt hatte, in dieſen Sandwüſten mit Geſchmack zu wandeln, durch jener wortſchwallreiche Bände der niedergeſchlagene Staub wieder aufgeregt ſey. Für mich und meine Geſchwiſter wurden dieſe Bücher eine lehrreiche Schule der Kritik. Denn, wiewohl geſchmacklos, fehlte es ihnen gleichwohl nicht an Saft und Kraft. Oft waren ſie der Gegenſtand des Tiſchgeſprächs meines Vaters, der die Neuigkeiten des Tages verſchmähend, ſich gern auch da von Gegenſtänden der Litte-

---

*) 1748.
**) 1750.

ratur unterhielt. Was ich da von dem natürlichen Scharfſinne jener Schriftſteller ausgebildet durch eine haarſcharfe, täglich geübte, Dialektik, hörte, das fand ich ſpäter beſtätigt, als ich mich auf das Studium der Gloſſatoren und Poſtgloſſatoren geworfen hatte, Schriftſteller, die nach dem Untergange der Cujaziſchen Schule man nur ſelten noch hörte und die jetzt als Paradepferde ihre Künſte fleißig machen müſſen, jetzt, nachdem jene Schule wieder aufgelebt iſt und in Hugo und Haubold und Savigny und Thibaut und ihren Schülern. Ihr hört dieſe Namen oft von mir nennen. Das würdet Ihr, auch wenn ſie nur meine Freunde wären. Aber ſie ſind mehr; ſie ſind die Stammhalter unſers ganzen Studiums,

> Vos etiam seri laudabunt saepe nepotes
>   Claraque erit scriptis gloria vestra meis.
> Hic quoque Sauromatae jam vos novere Getaeque
>   Et tales animos barbara terra probat.

Aber dennoch wird eine Zeit kommen, und mich dünkt, ſie dämmert ſchon am Horizont herauf, wo auch ſie vergeſſen ſind mit ihren Mühen, und wo über das Gebelfere der Nachzügler die Namen der Feldherren verſchollen ſind. Oder ergings nicht ſo den Halbgöttern, Alciat, Duaren, Cujaz, Pithou, Giphanius, die unter den Scheffel geſteckt wurden, um den Treutlern und Lauterbachen, den Struven und Hellfelden Platz zu machen, Ereigniſſe eingeleitet durch das Zeitalter Ludwig des XIV, und durch das Allgemeinmachen der franzöſiſchen Sprache, bis Heinecccius kam, mächtig eintrat und die Hyder zertrat, er ein zweiter Reformator, obgleich ſo bisher nicht gewürdigt, weil man zu ſehr an ſeinem Mantel gezupft hat, d. h. an ſeiner Methode. Solche Momente aber ſind es, an die ſich die Litterär-Geſchichte anknüpft, nicht Büchertitel und Namen, mit denen die Kompendien uns zu beſchwichtigen verſuchen. Denn leider treibt ſie ſich noch immer herum in der Kleinmahlerei, ohne die Fresco-Gemählde eines Raphael oder Correggio zu ahnden. Denn freilich an die Fresco-Gemählde wollt ich nicht erinnern, die, ich weiß nicht welche Zeitſchrift ausbietet, und die dennoch nichts als elende Zerrbilder ſind. Möchte ich übrigens mich auch eben ſo der Lectüre der Gloſſatoron des cannoniſchen Rechts berühmen können, in die ich nur verſtohlen geblickt, eine von den wenigſten beachtete Fundgrube des hiſtoriſchen Rechts, verwüſtet und öde daliegend, bis es einen Tongeber einfällt, ſie in die Allegate ſeiner Zeitgenoſſen zu ſtoßen. Vah! quantum est, quod nescimus. Und wenn ich das ſo bedenke, ſo kann ich mich kaum des Wunſches enthalten, daß die Büchermacherei für die nächſten zwanzig Jahre geſchloſſen werden möge, durch ein in alle Welt ausgehendes Edict, um die Studien gezwungen rückwärts zu richten, und daß die Makrobiotik der Erzväter zurückkehre, nicht um es abzuleben, welchen Ausgang das Repräſentanten-Weſen haben werde, denn wer der Geſchichte auf den Kamm gekommen, der weiß es auch, daß es mit dem *εισ Κύϱαννος ἔςτιν* ſchließen werde, nein, ſondern um ein Heer noch ungeleſener Schriftſteller zu leſen, die nicht für ihre Zeit allein gelebt haben. Aber das ſind eitle Wünſche des ſehnſüchtigen Herzens

> **Magna numinibus non exaudita malignis.**

Darum ſind mir ein Cujaz, und ein Scaliger und Baronius, ein Alciat und Petav und Godefroi, aus neuerer Zeit ein Mosheim und mein Vater, denn wenige nur können ihnen zur Seite geſtellt werden, ſo ehrwürdige Namen, durch die Unermeßlichkeit ihrer Lectüre, dadurch daß die Schriftſteller aller Zeiten, aller Zonen, aller Zungen, wie eine General-Karte vor ihnen lagen, wo überall ſie ihre Heimath fanden, fruchtbar für ihren eigenen Betrieb und nicht beengend die Schärfe ihrer Beurtheilungskraft. Aber dazu bedarfs auch einer eigenen Kunſt des Leſens. Eine Anekdote fällt mir dabey ein, die Klopſtock gern zum Beſten gab. Mein Vater, obgleich im höchſten Grade kurzſichtig, neben ihm der ältere Bernſtorff, wurden allgemein für die ſchnellſten Leſer gehalten. Das Geſpräch verfällt auf dieſen Gegenſtand und eine Wette wird gelegt. Ein Scholaſtiker, ein tüchtiger Quartband wird beſtimmt. Reſewitz und ein zweiter müſſen ihn ſtudieren, um die Prüfung machen zu können. Die beiden Kandidaten werden eines Sonntags Morgen auf Bernſtorff eingeſpondet. Nach Tiſche iſt die Prüfung und Bernſtdorff trägt den Sieg davon, obgleich mein Vater nur um weniges zurückgeblieben war. Unausgemacht blieb es, ob das Auge wirklich alle Buchſtaben erfaſſe, oder ob er nur ſchnell die Hauptwörter aufleſe, um es dem Kopfe zu überlaſſen, den Sinn herzuſtellen. Das Pult hatte jedoch meinen Vater nicht zum Kalmäuſer oder Dintenklexer gemacht, der nur hinter den Schreibtiſch oder nur auf das Katheder gehört hätte. Wer, wie Er, mit der Ceder, wie mit dem Yſop bekannt war, der konnte auch Allen Alles ſeyn, wie der Apoſtel will. Ein Geſpräch aus Küch und Keller oder aus dem Waſchhauſe, traf ihn eben ſo kundig, als eins aus dem Ariſtoteles oder dem Duns Scotus. Deshalb ward auch noch im Alter ſeine Unterhaltung vom ſchönen Geſchlechte geſucht. Etwas habe ich von ihm geerbt, und ob Eyer hart oder weich kochen werden, kann ich Euch eben ſo gut theoretiſch oder praktiſch beweiſen.

Der nordiſche Aufſeher, an dem unſre beſten Köpfe Theil nahmen, Klopſtock, der überall zuerſt genannt werden muß, Reſewitz, Schlegel, Baſedow, Gerſtenberg unterſtützten den ſchnell gewachſenen Ruf meines Vaters. Zahlreiche Predigten hatten ihn längſt als einen der erſten Kanzelredner Deutſchlands verehren laſſen, aber um den vollen Genuß ſeiner Beredſamkeit zu haben, mußte man ihn eifern hören über das Unweſen der Zeit, daß wohl ſelbſt Karten in der Kirche geſpielt würden, wie jetzt wohl Tabacksrauch in den Vorleſungen gerochen werden ſoll, gegen die praeeepta juris: honeste vive, neminem laede, suum cuique tribue, die ich einmal in freier Dolmetſchung ſo überſetzen hörte: Betrink' dich nicht, wirf' die Fenſter nicht ein und bezahle deine Schulden, — man mußte ſeine ganze Perſönlichkeit vor Augen haben, dieſe ſchöne Stimme, dieſe Haltung, dieſe Mäßigung der Bewegung. Sie ſind verſchwemmt im Strome der Zeit dieſe Reden, die manche Thräne ausgepreßt haben. Die Zeit verlangt nur neue Gewächshaus-Sprößlinge, hohl und taub, und während ich dieſes ſchreibe, nagt ſie ſich die Zähne ſtumpf an Sommer- und Winter-Poſtillen, die ſie nicht verſteht, wie jene Bauern. Ich war in einer Kirche, — ſo ward mir, es iſt nicht lange her, erzählt, — in der Nähe des Segeberger Kalkberges, deſſen bindende Kraft unſre Maurer durch Ueberſättigung mit Sand ſo trefflich zu hindern wiſſen. Der Prediger handelt von den Thranlampen der Vernunft im Gegenſatz zu den Fackeln der Bibel, die zu erklären freilich etwas ſchwerer iſt, als zu ſalbadern. Den Bauern ſchwirrte es vor den Ohren, ſie ſteckten die Köpfe zuſammen und fragten ſich, was wohl die Thranlampen bedeuten ſollten? Aber ſie waren bald darüber mit ſich einig, daß es nur ein Stich auf den Bauernſtand ſeyn könne, der ja Thran brenne, und ſchwerlich wird dieſe Predigt ſeinen Eyerſtock vermehren, oder den Flachsſtreng. Die Dichter werden an meinen Vater erinnert durch ſeinen Luther und Melanchthon, welche unübertroffen geblieben ſind, und ihn Klopſtock zur Seite ſetzen. Seine übrigen Gedichte ſind zwar zahlreich, aber weniger ausgezeichnet durch des Genius Fittig, als durch die Leichtigkeit und Reinheit des Reims und durch eine unglaubliche Gewandheit, ein und denſelben Gedanken in ſtets wechſelnder Wortfülle und ſchöner Diction auftreten zu laſſen. Mit Recht würde man ihn Deutſchlands Ovid nennen können, wäre nicht der Inhalt ſo verſchieden, und hätte dieſer mit gleich reinem Gemüthe gedichtet. In den Struenſeeiſchen Händeln, in denen er ſeine Entlaſſung als Schloßprediger erhielt, nahm ihn Lübeck an Carpzovs Stelle als Superintendenten auf. *) Viel fehlte nicht, er hätte es gleich durch ſeine Antritts-Predigt verdorben. Denn auftretend mit den Worten: Hier, hier iſt die Quelle des Lebens, verſtanden die Bürger, Bier, Bier iſt die Quelle des Lebens, und konnten nicht begreifen, daß ihr Superintendent ſich zum öffentlichen Panegyriſten des Gerſtenſaftes aufwerfe. Im Jahre 1774 folgte er dem Rufe nach Kiel als erſter Theologe, und als Prokanzler. Ihn reizten die vielen Berufungen auf andere Univerſitäten nicht, namentlich als Kanzler nach Göttingen an Mosheims Platz. Kiel, durch Umtauſch eine däniſche Univerſität geworden, ſollte gehoben werden und ſtand wirklich aus ſeiner langen Lethargie glänzend hervor. Auf ſeinen Rath wurden Zachariä, Geyſer, Eckermann, Fuhrmann, Moldenhaver, Trendelenburg, Muſäus, Janſen, Weber, wurden Berger und der Arzt Weber, wurden Tetens, Ehlers, Fabricius, Liungberg gerufen und ließen ein neues Leben erwachen. Das Seminarium der Schullehrer, mit ſeinem unvergeßlichen Müller, eine Buchdruckerei des Waiſenhauſes, ein neuer Landeskatechismus, ein neues Geſangbuch, die Grundlegung einer neuen Kirchenagende, die noch beſtehende Anſtalt zur Bildung und Uebung künftiger Religionslehrer iſt ſein Werk, und in der Schloßkirche ließ er ſich ſelbſt mehrmals hören. Verbeſſert wurden unter ihm die akademiſchen Geſetze und eine Baumſchule angelegt. Was aber dem Lande vorzüglich wohlthätig ward, war die ſtrengere Prüfung der Kandidaten der Theologie und des Rechts. Möchte gleiche Strenge den Medicinern werden, die in einem Rangſtreite mit den Juriſten noch immer kek behaupten dürfen praecedere debere carnificem latroni. Nur das Gemein-Beſte war ſein Ziel. Starker Körperbau, breite Bruſt, geſunde Lungen unterſtützten ſeine unabläſſige Thätigkeit. Einbildungskraft, Gedächtniß, Beurtheilung, großer Verſtand und Umſichtigkeit ließen ſeinen Vorſchlägen nicht leicht was zuſetzen, erwarben ihm Eingang bei den Großen, Liebe bei den Untergebenen und Würde im Aeußern. Standhaft wie ein Mann, fühlte er tief und weich. Im Beſitz mehrerer Sprachen, ſprach er das Lateiniſche vorzüglich gut, das Däniſche nur mittelmäßig. Er ſchrieb eine ſehr kleine, dennoch ſchöne und ſehr leſerliche Schrift, und nur ſelten war eine Correctur zu bemerken. Mit Recht zählt man ihn den Beförderern einer gereinigten und aufgeklärten Theologie bey. Denn obgleich ſelbſt dem älteren Syſteme treu, war er gleichwohl der mildeſte Beurtheiler fremden Verdienſtes und miſchte ſich gern aber beſcheiden und duldend in die Streitigkeiten der Kirche. Man hat ſein Verdienſt wohl verkannt hie und da und möchte wohl gern hie und da dran rütteln: aber es wird nicht zurücktreten in das Dunkel der ſchweigenden Nacht, und fortwährend wird es ſeine tief geſenkten Wurzeln zu neuer Saat aufſchießen laſſen.

---

*) 1771.

Mein Vater ſtarb am zwölften Junius 1788 nach einem langen Schmerzenslager an einer der leidenvollſten Krankheit, an der Bruſtwaſſerſucht, verkannt von ſeinen Aerzten, und nur erkannt von Weber, der wohl Freund, aber nicht Arzt des Hauſes war. Er ward es und wer unter uns verdankt ihm nicht ſeine Rettung? ihm, dem Heilkundigen durch Erfahrung, dem, der auf keines als der Natur Wort geſchworen hat, ihm, der auf eine merkwürdige Weiſe kurz darauf ſein eigner Arzt ward. Ein heftiges Nervenfieber hatte ihm auf's Siechbette geworfen, hatte ihn der Beſinnung beraubt. Berger leitete ſeine Cur und hatte ihn aufgegeben. Eure Mutter wachte die letzte Nacht bey ihm, nebſt zweien jungen Aerzten. Der fortgeſetzte Ausruf: Kaltes Waſſer auf den Kopf! machte letztere aufmerkſam auf dieſe damals von ihm ſelbſt noch als heroiſch angeſehene Cur. Berger gab nach; ſchaden könne doch nichts mehr. Kalte Compreſſen wurden aufgelegt, und gerettet war der Kranke.

Mein Vater ſtarb, bis an den letzten Athemzug ſich beſchäftigend mit allem was neu, was nützlich, was edel iſt. Auch die Kantiſche Philoſophie, damals erſt durch unſern Reinhold ihre Strahlen verbreitend, beſchäftigte ihn vielfältig. Ich mußte ihm dieſe Cimmeriſchen Nächte vorleſen, abwechſelnd mit Ariſtoteles Politik, die er vorzüglich liebte. Von jener erinnerte er ſich die prima stamina ſchon in einem Schriftſteller des Mittelalters vorgefunden zu haben. Er endete, ſchon verklärt, mit einer Rede an ſeine Gattin und an mich gehalten, gehalten mit einer Beredſamkeit, mit einem Feuer, mit einem Reichthum der ſchönſten und gewählteſten Bilder, wodurch alles übertroffen wurde, was ich je gehört oder geleſen habe. Er endete, — nie komme es aus meinem Gedächtniſſe! — ſeine und meine religiöſen Ueberzeugungen, die er kannte und nie bekrittelte, mit einander vergleichend, mit der Aeußerung, daß jenſeits nur der prüfenden und überlegten Ueberzeugung, nur dem ernſten Wollen und der That ihr Recht wiederfahren. Möchten ihn alle gehört haben, die an Verketzerungsſucht kranken! Er endete, ein pietatis idoneus auctor, mit Ermahnungen. — —

Seine Schriften ſind:

Andachten in Betrachtungen und Gebeten. Thl. I und II. 1tes Stück. Copenhagen, 1764 — 65.
Aſcetiſche Betrachtungen über die Erkenntniß der Sünde. Hamburg, 1787.
Chriſtliche Betrachtungen über die älteſte Geſchichte Moſis. Leipzig, 1785.
Erklärung des Briefes Pauli an die Ebräer. 2 Bde. gr. 4. Copenhagen und Leipzig, 1758.
Sämmtliche Gedichte. 3 Thle. Deſſau, 1782 — 83.
Hinterlaſſene Gedichte, herausgegeben von K. F. Cramer. Hamburg, 1791.
Die Lehre vom Gebet nach der Offenbarung. Hamburg, 1786.
Lehren des chriſtlichen Glaubens für Kinder. Kiel, 1788.
Die Lehren der chriſtlichen Religion. Kiel, 1781.
Melanchthon, eine Ode. 4. Lübeck, 1772.
Evangeliſche Nachahmungen der Pſalmen und anderer Lieder. Copenhagen, 1769.
Nebenarbeiten. 3 Stücke. Dresden, 1782 — 88.
Neue geiſtliche Oden und Lieder. 2 Hefte. Lübeck, 1775.
Sammlung von Paſſionspredigten. 5 Thle. Copenhagen, 1760 — 65.
Sammlung von Predigten. 10 Thle. Leipzig, 1755 — 67.
Sammlung von Predigten, veranlaßt durch den Tod Friedrich's V. Copenhagen, 1766.
Neue Sammlung von Predigten. 12 Thle. Copenhagen, 1763 — 71.
Sammlung zur Kirchengeſchichte. 3 Bde. Leipzig, 1748 — 55.
Sammlung von Reden, in Lübeck gehalten. Lübeck, 1773.
Vermiſchte Schriften. Copenhagen, 1757.
Chriſtliche Sittenlehre für Kinder. Kiel, 1788.
Vermiſchte Uebungen des Verſtandes, Witzes und Nachdenkens. Kiel, 1788.
Unterricht im Chriſtenthum. Schleswig, 1785.
Einzelne Predigten, Ueberſetzungen (und Fortſetzung) der Weltgeſchichte von Boſſuet und des H. Chryſoſtomus, das Leben Gellerts in der Ausgabe von deſſen ſämmtlichen Schriften, Beiträge zum nordiſchen Aufſeher, einzelne theologiſche Aufſätze u. ſ. w.

Cramer genoß während ſeines Lebens eines dreifachen Ruhmes als Dichter, Kanzelredner und theologiſcher Schriftſteller, doch ward er von ſeinen Zeitgenoſſen überſchätzt. Als Dichter ſchloß er ſich vorzüglich an Klopſtock an, der ſein vertrauter Freund war, und den er beſonders in ſeinen Oden und Liedern nachzuahmen ſtrebte, doch keinesweges erreichte. Es fehlt ihm nicht an Gluth und Gefühl, wohl aber an poetiſcher Kraft und Erfindung, und er wird daher ſtets oratoriſch, ſelbſt da wo er den höchſten dichteriſchen Schwung zu nehmen ſtrebt. Den größten Beifall erwarben ſich zu ihrer Zeit ſeine beiden Gedichte auf Luther und Melanchthon, doch ſind auch dieſe viel zu rhetoriſch gehalten. Sprache und Vers zeichnen ſich in allen ſeinen Leiſtungen rein und edel. — Als Kanzelredner erwarb er ſich beſonderes Verdienſt dadurch, daß er dem üblichen Predigtſtyl größeren Schwung gab, und mit Hülfe der Einbildungskraft kräftig und gewaltig auf das Herz des Zuhörers zu wirken ſtrebte. Als Hiſtoriker verdient er dagegen kaum erwähnt zu werden, da ſeine Fortſetzung von Boſſuets Geſchichte in mehr als einer Hinſicht gänzlich verfehlt zu nennen iſt. —

Luther

eine Ode.

Du freies Volk, das keinen Nationen,
Zumal nicht ſtolzen, weichet, das du darfſt
Hochaufſehn, und herab von ihren Thronen
Viel Peiniger der Völker warfſt,
Thuiskons Volk, Tyrannenbändiger,
Du Arm der Freyheit, du Erſchütterer
Der Weltbezwingerin, an deren Wagen
Schon Gallien und Lybia,
Iberien und Aſia
Zu Sklaven angekettet lagen.

Du Donner, der ſie niederwarf, du Retter
Der Völker, als aus Luſt zur Tyranney
Roms Wahn und Liſt der Erde neue Götter
Erfand zur neuen Sklaverey:
Thuiskons Volk, fromm, redlich, frey und hoch,
Gleich deinen Bergen, einem jeden Joch
Ein Feind, der muthig weiß, ſich loszuringen:
Wer will von deinen Sängern, kann
Den Mann, ders that, den deutſchen Mann
In alten Bardenliedern ſingen?

Nehmt eure Telyn; denn der Lieder Spiele
Verſtand er, ſchlug die Harfe ſelbſt, und ſang
Ins Herz der Deutſchen göttliche Gefühle,
Daß weit umher ihr Hall erklang!
Es hätten, wie er ſpielte, durch ſein Lied
Von einer himmelvollen Gluth geglüht,
Selbſt Hermanns Barden, hätten ihm geſchwiegen,
Mit Licht umſtrahlt in ihrer Nacht
Vergeſſen den Geſang der Schlacht
Und den Geſang von ſeinen Siegen.

Wer fleugt voran? Wer will der hohen Lieder,
Die er verdient hat, Führer ſeyn? Soll ich?
Soll ich? Ich wills. Fliegt, Barden, meine Brüder,
Mir nach und übertönet mich.
Noch glänzt ſein Ruhm nur durch ſein eignes Licht,
Nicht in des Lieds; auch haben Fürſten nicht
In Marmor ihn und ewig Erz gegraben.
Des mögen ſich Erobrer freun!
Sie werden doch vergeſſen ſeyn,
Wie viel ſie Ehrenbogen haben.

Mehr iſt der Wahrheit Kämpfer, als wer Schlöſſer,
Wer Welten durch ſein durſtig Schwert gewinnt.
O Luther! Luther! Hoher Name! gröſſer,
Als aller Helden Namen ſind!
Als Hermanns auch, und der beſiegte doch
Die Völkerplager und zerbrach ihr Joch!
Denn er zerbrach des Aberglaubens Ketten.
Schon trugen wir ſie; ſträubend zwar!
Doch trugen wir ſie; keiner war
Noch weiſ' und kühn gnug, uns zu retten.

O Finſterniß, wie jene war, o Erde,
Die in dem erſten Chaos dich umfloß,
Eh ſich noch auf des Weltenſchaffers Werde
Sein Lichtquell über dich ergoß,
Daß deine Nächte flohn! o Finſterniß,
O neue greuelvolle Finſterniß,
Viel ſchwärzer; (der Gedank an dich erſchrecket!)
Verhüllt in deine Dunkel lag
Ein neues Chaos ohne Tag
Mit Mitternachtgraun überdecket!

Als hätt Abaddon aus des Abgrunds Pfuhle
Sich hergeſtürzt und ſeiner Plagen Strom!
Ein Donner ſcholl von eines Menſchen Stuhle
Aus deinem Schatten her, o Rom,
Als wäre es Gottes. Wie aus Latium
Die Donner ſchollen, ſtürzten Thronen um
In Staub zermalmt, und Feuerflammen ſchoſſen
Umher gleich Blitzen, wo ein Mann
Nicht betete die Götzen an
Aus Silber oder Gold gegoſſen.

Wie alle zittern, durch den Blitz geblendet,
Vom Blut, das raucht, vom Feuerberg, der glüht!
Wie jedes Volk vernunftlos liegt, geſchändet,
Vor Bildern, vor Gebeinen kniet!
Wo biſt du, Gott? wo du, Religion?
Ach! auf der Wahrheit Trümmern ſteht der Thron
Des Schreckens! die ihr Knie nicht beugen, ſterben!
Wer zählt ſie, die, o Blutgericht,
In deinen Kerkern nie das Licht
Des Tags mehr ſehen und verderben.

Erhebt vom Staub euch! Bringt nicht länger Gaben
Dem Götzen, deſſen Lügen ihr vertraut,
Das, Völker, iſt nicht Gottes Thron! den haben
Betrug und Tyranney erbaut!
So ſchallts aus halberhellten Thälern her;
Ein Laut der Wahrheit Gottes! Aber er
Wird kaum gehört: So flammen neue Gluten.
In Klüft und Felſen flüchten ſich,
Die ihn verſtehn, und Wahrheit, dich,
Geheim nur ehren, oder bluten!

Umſonſt iſts, daß die Nationen klagen,
Verſammelt klagen, und das fremde Joch
Und ſeiner Schande Laſt unwillig tragen!
Wie fühlen ſie's und tragen's doch!
Muthloſer Klagen lacht das ſtolze Rom,
Und ſendet Räuber aus; des Reichthums Strom
Rauſcht hin aus Deutſchland in den Strom der Tiber.
Und Rom durch ſeine Beut entzückt,
Verſchwelgt der Einfalt Raub, und ſchickt
Der frechen Räuber mehr herüber.

Wie biſt du, Vatikan, vom Raube trunken!
Vom Zeugenblut! Und o, Teutonen, ihr
Wie tief, wie tief, ſeyd ihr herabgeſunken!
Sind wir die freyen Deutſchen? Wir?
Uns ſchreckt kein Schwertſtrahl, und wir beten an
Nicht einen Zevs; ach! Götzen die der Wahn
Vergöttert, meinen, daß ſie's ſind, und liegen
Vor ihrem Altar Sklaven gleich?
O du, der ſieben Hügel Reich,
Wer gleicht dir? Wagts mit dir zu kriegen?

Da kämpft er ſchon der Mann, der Wahrheit Rächer,
Und ſtrahlet, ein Polargeſtirn, umglänzt
Von andern, die auch funkeln, aber ſchwächer,
Durch einen engern Kreis begrenzt.
Stürzt um die Wechslertiſche! Stürzt ſie um!
Mit uns iſt Gottes Evangelium!
Der Himmel iſt nicht feil für Gold! der Sünden
Vergebung iſt nicht feil für Gold!
Zu Gott bekehrt euch, wenn ihr wollt
Vergebung und den Himmel finden!

Geſang ertöne ſtärker! Hallt, ihr Lieder,
Die Stimme: Feil iſt nicht für Gold
Die Wonne der Vergebung, hallt ſie wieder:
Der Himmel iſt nicht feil für Gold!
Sie ſchallt! Wie weit! der Freiheit Odem kehrt
Zurück in uns, in jeden, der ſie hört,
Und aufmerkt! Aber Latium erzittert,
Fragt ängſtlich: wes die Stimme ſey,
Und fühlet ſeine Tyranney
In ihrem tiefſten Grund erſchüttert!

Nicht ſorgſam, daß auch ihn ſein Bannblitz tödte,
Forſcht er, ſieht heller, ſieht die Wahrheit ganz:
So folgt der Dämmerung die Morgenröthe
Und ihr des Tages voller Glanz.
O Evangelium! o Wort des Herrn
Wie ſtrahlſt du wieder? Und wer iſt ſo fern,
Den nicht die ſtrahlenvolle Sonn erhelle?
Es iſt dein Glanz; wir irren nicht;
Es ſchöpft die Welt ihr himmliſch Licht
Nun wieder aus der reinſten Quelle.

Nicht Zauberworte ſind es, die wir hören;
Mit unſrer Zunge ſpricht die Lehrerin
Vom Himmel, und nun ſtrömen ihre Lehren
Von ihren Lippen in den Sinn.
Germanien frolocke! denn ſie ſpricht
Die Sprache, welche dein iſt, welche nicht
Sich mit dem Raub undeutſcher Zungen brüſtet,
Durch keine Barbarey entweiht,
Reich durch ſich ſelbſt, und ſtets zum Streit
Auch mit dem Edelſten gerüſtet.

Wie ſie, daß er nicht ſeines Zieles fehle,
Auch aller ihrer Feſſeln Zwang beſiegt,
Und frei den hohen Flug mit ſeiner Seele
Geflügelten Gedanken fliegt;
Bald Donner und bald ſanftre Melodey,
Und was er will! des Wahnes Barbarey
Bethört nicht mehr mit fremden Zauberſtimmen!
Der Geiſt iſt feſſellos und ſucht
Die Wahrheit ſelbſt, zwingt ihn zur Flucht
Nicht feig mehr! Mag er doch ergrimmen!

Heil dem, der Gott will dienen! des verwundert
Europa ſich und glaubts kaum! Er iſt da,
Der Tag der Freiheit, den ſich manch Jahrhundert
Erſeufzt hätt, aber ihn nicht ſah!
Zürn oder traure; denn man wird nicht mehr
Gebein zu kaufen, als obs heilig wär,
O Rom, zu deinen Katakomben wallen!
Wo iſt nun, Völkerkönigin,
Dein Bann und Wucher und Gewinn?
Es iſt die Königin gefallen!

Geſtürzt! Obgleich in ihren Finſterniſſen
Gewitter brauſen, und auch Fürſten ſich,
Weil ſie nicht deinen Werth, o Wahrheit, wiſſen,
Zu Hauf verſammeln wider dich!
Da ſteht der Mann des Herrn, ein Fels im Meer.
Ragt über ſeine Wogen um ſich her
Und, Volk Thuiskons, über deine Fürſten;
Verläugnet nicht, wie Rom auch droht,
(Sein Trotz iſt Gott und ſein Gebot;)
Die ſo nach ſeinem Blute dürſten.

Er ſteht, ein Fels, und ſpricht, die ihn verdammen,
Vom Joche frey; der edle deutſche Mann!
Die Thronen ſtehn, und ſtürzen nicht zuſammen
Vom Interdikt aus Rom, vom Bann!
Der Glaub erhebt noch ſtrahlender ſein Haupt:
Germanien wird immer heller, glaubt
Und mit ihm glaubt der freye Brudernorden.
Du biſt nicht mehr des Wahnes Hohn,
Biſt wieder, o Religion,
Der Tugend Licht und Troſt geworden.

Nicht mehr des Aufruhrs Fackel, der Empörer
Panier nicht, nur der Völker Sicherheit
Giebſt du den Königen, den Bürgern Lehrer
Der Treue, der Gerechtigkeit,
Zu deinen Füſſen krümmt das Laſter ſich;
Der Tugenden Gefolg umringet dich
Und fleugt mit dir herab von deiner Höhe!
Nun iſt nur fromm, was Gott gebeut,
Und Völkern nützt! Auch iſt der Eid
Feſt, heilig! Heilig iſt die Ehe!

Noch irren in den erſten Finſterniſſen
Der Völker viel und ſehn die Sonne nicht:
Doch freyer ſind auch da ſchon die Gewiſſen
Und fürchten weniger das Licht!
Und werden heller! Leichter wird das Joch
Des Wahns, das ſie belaſtet, das ſie noch,
Als wär es durch ſein Alter heilig, ehren!
Das haſt du, edler deutſcher Mann,
Das hat der Herr durch dich gethan,
Durch Wunder nicht, durch deine Lehren!

Auch durch dein Leben! Nie haſt du geheuchelt,
Mit Glauben deine freye Bruſt geſtählt,
Haſt keinem Fürſten je um Schutz geſchmeichelt
Daß du ein Menſch warſt, nie verheelt!
Warſt Vater, Mann und Freund und Unterthan,
Der Armen Tröſter, gingſt die hohe Bahn
Des himmliſchen Gebots mit feſtem Schritte;
Bliebſt arm und deine Luſt war Gott,
Dein Glück hier, trotz des Wahnes Spott,
Ein keuſches Weib und eine Hütte!

Wer hatte mehr als du der hohen Gaben?
Wer flammte mehr fürs Evangelium?
Wie du voll Selbſtgefühl, und doch erhaben
Hoch über Stolz und Eigenruhm?
Wer war mehr Eifer? Mehr des Irthums Feind?
Mehr ſein Verfolger, und mehr Menſchenfreund?
Wer kämpfte ſo wie du, der Wahrheit Kriege?
Doch kämpfteſt du für ſie allein,
Und wollteſt gern vergeſſen ſeyn,
Vergeſſen gern in ihrem Siege.

Er wirds nicht ſeyn, er ſolls, er kanns nicht werden!
Sein Name ſpottet der Vergänglichkeit,
Wo noch ein Deutſcher iſt, ein Chriſt auf Erden,
Der frey und fromm zu ſein ſich freut.
Thuiskons Volk ſpricht keinem fremden Hohn,
Reich ohne Stolz, ehrt jede Nation,
Wenn auch der Neid von ſeinem Werthe ſchweiget;
Doch einen freyern edlern Mann,
Als Luther war, der edle Mann,
Hat keine Nation gezeuget.

Sein Name ſey dir heilig, ewig theuer;
Fleuch, Volk, das Sklaverey mehr haßt, als Tod,
Des Spottes Frevel; fleuch dies Ungeheuer,
Das neue härtre Ketten droht!
Italien gebahrs, und Gallien
Hats aufgeſäugt, und ach! Britannien,
Es waren Britten, die ihm Waffen gaben!
Zermalmt hätt er ſie; würd entbrannt
Vom Himmel dich, mein Vaterland,
Vor ſeiner Peſt beſchirmet haben!

Gedanken über die Frage: Warum die Schriften wider die Religion ſo viel Aufſehen machen?*)

Wenn man eine Menge freygeiſteriſcher Schriften mit Aufmerkſamkeit und mit unpartheyiſchen Augen geleſen hat, und von ihrem geringen Werthe überführt iſt, ſo ſollte man vielleicht glauben, daß eine Schrift wider die Religion gar kein Aufſehen machen könnte. Allein die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Eine Schrift wider die Religion, ſie mag ſo elend ſeyn, als ſie will, bleibt niemals oder nur ſehr ſelten in der Dunkelheit, worinnen ſie begraben ſeyn ſollte. Die allgemeine Urſache davon iſt freylich die natürliche Abneigung des menſchlichen Herzens wider die ſtrenge Tugend, welche die Offenbarung verlangt. Doch ſie iſt nicht die einzige, und man kann noch einige andre Urſachen angeben, die eben ſo viel als jene zu dem Aufſehen beytragen, das freygeiſteriſche Schriften machen. Dieſe ſind der Schein der Neuheit, der Schein der Verwägenheit, und die Seltenheit ſolcher Bücher.

Der menſchliche Verſtand, der nicht allezeit ſo ſtolz iſt, daß er ſich nicht in tauſend Dingen beherrſchen laſſen, und ein freywilliger und mehr als demüthiger Sclave werden ſollte, verlangt nur in Meynungen, welche die Religion angehen, eine Freyheit ohne Einſchränkung und Grenzen. Daher kömmt es, daß der Schein der Neuheit, wenn er wider die Religion iſt, ſo viel Gewalt über uns hat. In allen andern Dingen muß eine Meinung noch mehr als neu ſeyn, wenn ſie Beyfall finden ſoll. Sie veraltet mit der Zeit, ſie ſey auch noch ſo ungewöhnlich, und wenn ſie falſch iſt, verliert ſie ihr Anſehen ſehr bald und wird vergeſſen. Man mag ſie wieder hervorſuchen; man mag ihr eine neue Einkleidung geben; ſie bleibt alt, und hier iſt der menſchliche Verſtand allzu ehrgeizig, als daß er ſich mehr als einmal hintergehen laſſen ſollte. Nur in demjenigen, was die Religion angeht, vergißt er ſeinen Ehrgeiz, und ſeine Rechte. Einerley Einwürfe, einerley Zweifel und Anklagen bleiben ihm immer neu und ungewöhnlich. Wie oft ſind ſie nicht widerlegt und beſchämt, wiederholt und doch nicht verachtet worden! Schon die Verſchiedenheit der Sprache iſt allein hinreichend, ihnen das Anſehen der Neuheit zu erhalten. Ein engliſcher Freygeiſt ſagt etwas wider die Religion, das iſt neu;

---

*) Aus den vermiſchten Schriften Joh. And. Cramer's. Kopenhagen und Leipzig, 1757.

ein deutſcher Freygeiſt ſagt eben das, und zwar nicht einmal mit dem Schmucke und der Schönheit, als jener, und das iſt auch neu. Wenn uns das nicht zeigt, wie klein unſer Verſtand iſt, ſo weis ich nicht, was unſern Stolz demüthigen ſoll.

Es iſt wahr, der Betrug hat vielerley Geſtalten angenommen; aber es iſt doch allezeit eben der Betrug geweſen. Dadurch haben die Feinde der Religion ihre ungerechte Sache immer noch aufrecht zu erhalten geſucht, daß ſie einerley Zweifel und Einwürfe nach der Mannichfaltigkeit der menſchlichen Gemüthsarten vielfältig zu verändern geſucht haben. Einige wünſchen ſich einen Betrug, der eine tiefſinnige Mine, und das Anſehen der Scharfſinnigkeit, Vernunft und Gelehrſamkeit hat, die alles aus dem Grunde zu unterſuchen ſcheint. Daher ſehen einige Schriften wider die Religion ſo metaphyſiſch und mathematiſch aus. Andre lieben den Betrug mit einem lachenden und ſpottenden Angeſichte, der ihnen den ſchlüpfrigen Weg, den ſie gern betreten wollen, mit Blumen und Kränzen beſtreuen ſoll. Daher kommen die Spöttereyen über die Schrift, die Erdichtungen eines frevelhaften Witzes, und die Allegorien, in welche ſie ihre Einwürfe als Räthſel einkleiden, damit ſie dieſelben in Randgloſſen und in einem beſondern Schlüſſel erklären können. Ein Buch mit einem Schlüſſel! Können wohl die Vertheidiger der Offenbarung ſolche vortreffliche Werke aufweiſen? Man kann diejenigen, welche die Religion durch einen muthwilligen Scherz lächerlich machen wollen, mit den Prieſtern des Molochs vergleichen, welche der Grauſamkeit, womit ſie junge unſchuldige Kinder aufopferten, durch eine wilde jauchzende Muſik ein fröhliches Anſehen zu geben ſuchten. Noch andre lieben einen ſcheinheiligen Betrug, der ihnen Tugend und ſo gar Frömmigkeit zu predigen ſcheint, und ſie doch von dem Gehorſame gegen die Offenbarung befreyt. Ein andächtiger Freygeiſt, das iſt etwas, das gar zu neu und ſeltſam iſt Wenn man die Frömmigkeit von einem Freygeiſte lernen kann, wozu braucht man die Lehrer der Offenbarung? Was verlangen dieſe mehr? Eine neue Maske; nur ſchade, daß es eine Maske iſt. In ſo viel neue Geſtalten haben die ausländiſchen Freygeiſter ihren Haß gegen die Religion zu verkleiden geſucht! Die deutſchen Deiſten geben ſich ſo viel Mühe nicht. Sie tragen ihre Einwürfe wider die Religion ſo ſchön vor, daß ein Tindal oder Collin durch einen Edelmann und andre ſolche deutſche Freygeiſter vielleicht am leichteſten hätten bekehrt werden können.

Das Anſehen der Verwägenheit, welches die Schriften wider die Religion haben, iſt auch eine Urſache, warum ſie bei denen ſo viel Eindruck machen, die entweder im Herzen ſchon mit der Religion unzufrieden ſind, und ſich nur nicht getrauen ihre Unzufriedenheit zu äußern, oder die zum wenigſten von der Religion noch keine recht feſte und gewiſſe Ueberzeugung haben. Die Verwägenheit erwirbt ſich allemal eine gewiſſe Ehrfurcht, wenn ſie auch tadelhaft iſt, und ſo gar wenn ſie beſtraft zu werden verdient. Sich wider Lehren aufzulehnen, die ſo viele und ſtarke Beweiſe der Wahrheit für ſich haben, das iſt dem menſchlichen Stolze ein angenehmes Schauſpiel. Er glaubt eine gewiſſe Größe des Geiſtes darinnen zu bemerken, die er bei der Unterwürfigkeit gegen den Glauben nicht zu entdecken glaubt. Mit dem Gehorſame gegen die Offenbarung ſcheint einige Furcht verbunden zu ſeyn; ein Freygeiſt hingegen ſcheint nichts zu fürchten. Man bildet ſich aber ein, daß der größer ſey, der nichts fürchtet. Doch man betrügt ſich ſehr, wenn man nur die Verwägenheit der Feinde der Religion näher kennen lernen will. Verdient ein Aufrührer und Rebell ſo viel Hochachtung, als ein getreuer Unterthan ſeines Fürſten? Es iſt zwiſchen einem Leichtgläubigen, und zwiſchen einem Ungläubigen kein andrer Unterſchied, als dieſer, daß die Raſerey des letztern vielleicht eine größre Unordnung im Körper anzeigt, als die Schwachheit und Ohnmacht des andern. Es wäre eben ſo lächerlich, die Kühnheit der Feinde der Religion für eine außerordentliche Stärke des Geiſtes zu halten, als es lächerlich wäre, die natürliche Stärke eines Raſenden zu bewundern.

Unterdeſſen iſt es dieſe falſche Ehre, welche ſowohl die Feinde der Religion zu ihren Unternehmungen antreibt, als auch eine allgemeine Verachtung ihrer Schriften verhindert. Die meiſten Menſchen würden ſich einer Religion, die allgemein wäre, nicht widerſetzen, und wenn ſie auch falſch ſein ſollte. Wenn es aber andre thun, ſo ſehen ſie ſolches als einen Muth an, und dieſe Zaghaften wollen ſich ihnen dadurch nähern, daß ſie ihn zu bewundern und mit ihrem Beifalle zu belohnen wiſſen. Was die Feinde der Religion und ihre Schriften noch furchtbarer macht, als ſie ſind, das iſt die allzugroße Sorgfalt derjenigen, welche ſich der Wahrheit annehmen. Es würden tauſend Schriften wider die Religion nicht ſo viel Aufſehen verurſachen, und in einer ewigen verdienten Dunkelheit begraben bleiben, wenn ſie entweder gar nicht, oder nicht zu häufig widerlegt würden. Wie elend iſt nicht, daß ich ein Beiſpiel anführe, der Beweis, daß der Menſch eine Maſchine ſey, und wie viele haben ſich nicht gefunden, die denſelben ihrer Widerlegung würdig gefunden haben? Viele Deiſten werden erſt verwägen, weil ſie für verwägen und kühn gehalten werden.

In der That ſind die Verfaſſer der Schriften wider die Religion nicht allezeit diejenigen, die viel Muth haben. Wie viele giebt es nicht, deren ganze Verwägenheit der Hunger iſt! Würde ihuen ihr Muth nicht von einer niederträchtigen Gewinnſucht bezahlt, ſo wären ſie vielleicht bei aller ihrer Unwiſſenheit ſo kühn, und ſchrieben für die Religion, wenn ſie nur wüßten, daß ſie eben ſo viel dabey gewinnen würden. Es iſt eine bekannte Wahrheit, daß die Freygeiſter in verdrießlichen Umſtänden die feigſten Geſchöpfe ſind. Sie ſind die außerordentlichen Leute nicht, die ſie zu ſeyn ſich einbilden, und weit gefehlt, daß ſie ſich von dem großen Haufen abſonderten, weil ſie eine Religion nicht annehmen, die ſo ſehr beſtätigt iſt, daß ſie ſich vielmehr eben zu dem größten Haufen halten. Es iſt wahr, daß es mehr öffentliche Vertheidiger der Religion, als offenbare Feinde derſelben giebt. Das kömmt aber nicht daher, daß ſo viel Muth und Verwägenheit dazu erfordert wird, ihre Wahrheit zu leugnen, und dieſe Verleugnung durch einige Zweifel und ſcheinbare Gründe zu rechtfertigen. Das kömmt von der natürlichen Trägheit der Menſchen her. Die Freygeiſter haben eine große Menge von Laſterhaften und Niederträchtigen zu Geſellſchaftern, die eben ſo muthig ſeyn würden, als ſie, wenn ſie bei ihrem Unglauben nicht die Ruhe und Bequemlichkeit ſo ſehr liebten. Ein jeder Freygeiſt will nicht auch Autor ſeyn.

Doch man kann ſo freygebig ſeyn, und den Freygeiſtern den Ruhm der Verwägenheit laſſen, einen Ruhm, den niemals ein Vernünftiger ſuchen wird. So viel lehrt uns ihre Geſchichte, daß die Verwägenheit ihrer Meynungen und Einwürfe von Zeit zu Zeit abgenommen hat. Die Vorfahren derſelben hatten weit größre Abſichten. Sie wollten alle Religion umſtoßen, und ſuchten allen Glauben eines Gottes aus der Welt auszurotten. Gegen dieſe Verwägnen ſind die itzigen Ungläubigen mit allem ihrem Muthe nur Kinder. Die Atheiſten haben ſich in Deiſten verwandelt. Der Unglaube ſuchte den Verluſt des Muthes durch die Liſt zu erſetzen. Es ſchien, als wollte er ſich der Ehre der natürlichen Religion wider die geoffenbarte annehmen, indem er behauptete, daß jene zureichend, und dieſe falſch und ungegründet wäre. Er beredete ſich, daß der Umſturz der Offenbarung mit der Zeit auch den Umſturz der natürlichen Religion nach ſich ziehen würde. Als er verzweifeln mußte, bey dieſem Anfalle den Sieg davon zu tragen, weil alle Einwürfe und Zweifel ſowohl wider die Geſchichte des Glaubens, als wider die darauf gebauten Lehren, unwiderleglich beantwortet wurden: So wendete er ſich auf eine andere Seite, gieng bei der chriſtlichen Religion, als einer unüberwindlichen Veſtung vorbey, und fiel die jüdiſche Religion und das Anſehen des erſten göttlichen Geſetzgebers an. Die Freygeiſter ſcheinen einzuſehen, daß auf dieſer Seite auch nichts auszurichten ſeyn werde, und aus Verdruß darüber wenden ſie die Waffen wider ſich ſelbſt, und mögen nun keine Seele, keine Vernunft und keinen Willen mehr haben. Sie gleichen denen, die in ihr eigen Schwerdt fallen, weil ſie ihren Gegner nicht überwältigen können. Das iſt die Geſchichte des Unglaubens der neuern Zeiten im Kleinen. Zeigt ſie nicht deutlich, daß die Feinde der Religion von Zeit zu Zeit kleinmüthiger und verzagter werden?

Ein Feind ſieht oft im Dunkeln und von weitem gefährlicher aus, als er iſt, wenn man ihn am Tage in der Nähe betrachten kann. Dieſes Schickſal haben die meiſten Schriften wider die Religion. Sie ſind ſelten, und man muß viel aufwenden, ehe man ihrer habhaft werden kann. Die Seltenheit ſollte eben ein Beweis von ihrem ſchlechten Gehalte ſeyn. Allein diejenigen, welche die freygeiſteriſchen Bücher aus Liebe zu ihren Leidenſchaften aufſuchen, wollen weder ihre Mühe noch ihren Aufwand ganz verloren haben. Sie möchten ſich gern in ihren eignen Augen der Thorheit nicht ſchuldig wiſſen, vergeblich auf etwas Außerordentliches gehofft, und elende Einwürfe für wichtige Gründe bezahlt zu haben. Sie nehmen ihren ganzen Witz zuſammen, etwas Schätzbares und Vortreffliches darinnen zu finden. Wie leicht betrügt man ſich, wenn wan ſich betrügen will!

Die Seltenheit der ungläubigen Schriften entſteht gemeiniglich von den Verboten der Obrigkeit. Sie haben weiſe Urſachen, ſie zu unterdrücken. Denn wenn ſie gleich weder ſo gründlich noch ſo ſchön ſind, daß ſie bey unpartheyiſchen Gemüthern einen Eindruck machen werden, ſo ſind ſie doch gefährlich genug, unter dem unverſtändigen und leichtſinnigen Pöbel Schaden anzurichten, und die Ruhe des gemeinen Weſens zu ſtören. Eine gründliche Widerlegung iſt nicht allemal hinlänglich, dieſen Schaden zu verhindern. Denn ſie iſt ohne Nutzen, wenn ſie nicht geleſen wird. Eine obrigkeitliche Unterdrückung ſolcher Schriften iſt das kürzeſte und ſicherſte Mittel, einem allgemeinern Unheile vorzubauen. Ich will itzt nicht ſagen, daß es der Obrigkeit anſtändig iſt, gegen alles, was die Seulen der öffentlichen Ruhe und Sicherheit wankend machen kann, einen gerechten Unwillen zu äußern. Ich will nur ſagen, daß man in dem Falle die Obrigkeit nicht mit Recht einer Tyranney über die Gewiſſen beſchuldigen kann. Es iſt nicht erlaubt, der Freyheit zu denken mit dem weltlichen Arme Geſetze vorzuſchreiben. Dergleichen Unternehmungen würden auch fruchtlos ſeyn. Sie darf nicht mit Feuer und Schwerdt wehren, daß jemand irre. Aber das kann ſie von ihren Unterthanen verlangen, daß ſie ihre Irrthümer nicht ausbreiten, andre, die noch nicht irren, damit anſtecken, und das Laſter einführen. Allein indem einem größern Uebel geſteuert wird, kann die Obrigkeit einem geringern nicht ausweichen. Man vergißt, oder verleugnet die wahren Abſichten derſelben bey der Unterdrückung der Schriften wider die Religion, und man glaubt, daß man ſie unterſagt, weil man ſie nicht widerlegen könne. Man glaubt eine gute Gelegenheit zu haben, eine geheimnißvolle Mine wider die Religion anzunehmen; ſich vom böſen Gewiſſen der Geiſtlichen etwas ins Ohr zu ſagen; über die Einfalt der Obrigkeit, die ſich von der Herrſchſucht der Cleriſey verleiten laſſen, die edle Freyheit zu denken verbieten, die Achſeln zu zücken; das Anſehen zu gewinnen, als wenn ſich wider das Chriſtenthum viel Unbeantwortliches einzuwenden habe, wenn man nur laut reden dürfte, und nicht gleich verfolgt zu werden befürchten müßte. Je ſeltner alſo die Schrift eines Freygeiſtes iſt, und je dunkler die Finſterniß, in der ſie ſchleicht, deſto gefährlicher wird ſie denen, die die Gefahr lieben. Allein darum erlangt nichts den Vorzug der Gründlichkeit, weil es ſelten iſt, wie ein Schatten in der Nacht nichts Selbſtſtändiges wird, weil ſich auch wohl Herzhafte davor entſetzen.

Gedanken von der Gefälligkeit.*)

Die meiſten Menſchen lieben die Tugenden wegen des Nutzens, den ſie haben, und ſie ſind darüber nicht zu tadeln, wenn ſie nur ihre wahren Vortheile kennen, und ſich ſelbſt durch keine falſchen Vorſtellungen hintergehen. Denn man beſitzt erſt von dem weiten Umfange und eigentlichen Werthe ihrer Vollkommenheiten eine genaue Kenntniß, wenn man ihre glücklichen Folgen überſieht. Und dieſe vollkommene Kenntniß iſt zu einer wahren feurigen Liebe der Tugend unentbehrlich. Diejenigen alſo, welche die Gefälligkeit darum hochhalten, weil ſie nützlich iſt, verdienen ſo wenig Vorwürfe, ſo wenig ſie die verdienen, welche den Reichthum lieben, weil ſie mit ſeiner Hülfe auf eine bequeme Art ſowohl ihre eigene Glückſeeligkeit, als auch die Wohlfarth ihrer Nebenmenſchen befördern können. Die Gefälligkeit iſt eine moraliſche Vollkommenheit, ohne welche andre geſellſchaftlichen Tugenden kaum beſtehen, ſich äußern, und liebenswürdig ſeyn können. Wenn der Ausſpruch eines alten Weltweiſen wahr iſt, daß die Eintracht und die Freundſchaft die Urſachen des fortdauernden Daſeyns der Welt ſind: So iſt gewiß, daß ſie es nicht ſeyn können, wenn ſie nicht gefällig ſind. Eine Freigebigkeit ohne Gefälligkeit verdienet ein kleines Lob, und ſo verhält es ſich mit allen andern Tugenden, welche zur Glückſeeligkeit der Menſchen unter einander nöthig ſind. Die Gefälligkeit iſt die Seele des Umgangs, und das Vergnügen aller Geſellſchaften lebt mit ihr und ſtirbt mit ihr. Wie verdienen nicht die Vortheile einer ſolchen Tugend auf verſchiedenen Seiten gezeigt zu werden!

Man kann die Gefälligkeit entweder als eine Neigung und Eigenſchaft der menſchlichen Seele, oder als eine äußerliche Handlung betrachten. Sieht man dieſe Tugend als eine Neigung an, ſo iſt ſie eine Begierde, ſich durch ſein äußerliches Verhalten andern Menſchen angenehm zu machen. Betrachtet man die Gefälligkeit als eine Handlung, ſo iſt ſie das äußerliche Bezeigen, durch welches man andern angenehm wird. Man kann nicht beſtimmen, worinnen dieſes äußerliche Bezeigen beſtehe, weil es gar zu viele Arten giebt, angenehm zu ſeyn. Unterdeß iſt dieſe Erklärung des Wortes nach dem Gebrauche im gemeinen Leben richtig. Selbſt die unächte und einem tugendhaften Manne unanſtändige Gefälligkeit, kann dieſe Erklärung beſtätigen. Clorindo iſt ein junger Herr; er iſt wohlgewachſen, und dieſes iſt ſchon eine liebenswürdige Eigenſchaft für viele von dem ſchönen Geſchlechte. Er kann mit einem lächelndem Geſichte lange Zeit reden, ohne zu merken, daß er nichts geſagt hat; er nicket mit einer hinreißenden Höflichkeit; er weiß das Schnupftuch, das einer Dame entfallen iſt, mit ſo vieler Welt aufzuheben, daß man entzückt wird; er giebt einer jeden in allem Recht, und wenn er auch die deutlichſten Unwahrheiten ſagen ſollte. Was iſt Clorindo nicht für ein gefälliger und artiger Herr, ſagt Lucinde! Wie er zu gefallen weiß! Und warum gefällt er doch Lucinden? Weil ihr ſein Aeußerliches angenehm iſt. Er hat ſie tauſendmal verſichert, daß alles, was ſie ſaget, einnehmend und vortrefflich iſt: Sie ſagt aber viel, und ſelten etwas, das aufrichtige Lobſprüche verdient. Es iſt keine Spitze, kein Schminkpfläſterchen, keine Geſchmeide an Lucinden, das er nicht zwanzigmal bewundert; das er nicht für beſſer und artiger, als den Schmuck anderer Damen ausgegeben hätte. Er ſchmeichelt mit einem Worte in allen ſeinen Geberden und mit jeder Silbe, die er ſpricht, Lucindens Eitelkeit. Lucinde würde ihm ohne Zweifel den Ruhm der Gefälligkeit nicht ertheilen, wenn ſie wüßte, daß er eben die Schmeicheleyen, die er ihr vorſagt, andern Frauenzimmern auch vorſagte. Denn auf dieſe Art erhält ſie keinen Vorzug vor andern. Man ſieht, daß Clorindo die wahre Gefälligkeit nicht beſitzt, weil er den Ruhm einer ſo ſeltenen Eigenſchaft auch von andern eben ſo leicht erhalten kann, ohne Tugenden nöthig zu haben.

Filidor iſt ein eingeblideter Junker vom Lande, der keine andern Verdienſte, als einige geerbte Rittergüter hat. Es iſt andem, wenn das Gute allezeit wahr iſt, was man von ſich ſelbſt ſaget, ſo hat kein Menſch ſo viele rühmliche Eigenſchaften als er: Denn er redet allezeit das Beſte von ſich ſelbſt. Ohne Zweifel rühmen ihn andre nicht, weil ſie nicht ſo viel Schmeichelhaftes von ihm ſagen könnten, als er ſelbſt von ſich ſagt. Alle diejenigen, die keine Federbüſche tragen, ſind in ſeinen Augen verächtliche Geſchöpfe, und genießen nur das Daſeyn, damit ſie ſeine gehorſamen Diener heißen können, wie er ſich darum nur gebohren zu ſeyn einbildet, damit er der Bürger und vornehmlich ſeiner Bauern gnädiger und wohlgebohrner Herr ſeyn möge. Man begreift, daß ihn dieſer unedle Stolz nicht angenehm macht. Gleichwohl erhält er bey vielen Vornehmen den Ruhm eines gefälligen Herrn. Aber wodurch macht er ſich ihnen angenehm? Er iſt in einer Geſellſchaft Damen, welche nicht allein von Bürgern, ſondern auch von andern Abweſenden, die ihr höherer Stand vor ihrer Zunge ſchützen ſollte, ſo viel Böſes reden, als ſie wünſchen, daß man Gutes von ihnen ſagen möge. Man kann alſo leicht denken, daß ſie ſehr viel Böſes von ihnen vorbringen müſſen. Filidor weiß das Geheimniß, ſo viel Bosheit zu haben, als ſie, und ihnen die Schmeicheleyen zu ſagen, die ſie wünſchen. Alle andre Leute ſind nicht ſo reich, ſo vornehm und ritterlich, wie dieſe ausgeſuchte Geſellſchaft. Sie kennen doch, ſagte die Frau von Landbuſch, ſie kennen doch den Herrn, der nicht weit von ihnen ein Gut beſitzt, das er wohl ſeiner Schulden wegen bald verkaufen wird! Was er nicht für eine armſeelige Kutſche hat; und für einen armſeeligen Jäger; was für eine armſeelige Livree! Sie haben Recht, gnädige Frau, antwortete Filidor, es geht ſehr bürgerlich auf ſeinem Hofe zu. Sehen ſie einmal unſre Kutſchen an! Meine zum wenigſten koſtet mir mit den Pferden und Dienern tauſend Thaler: Aber was ſind das auch für Pferde! Pferde aus Paris! Ma foi aus Paris! Aber ſie kennen doch den Herrn = = =. Den Herrn? fängt eine andere an. Der Sohn hat, glaube ich, eine Bürgerliche geheyrathet. Geheyrathet ſage ich. Ich, fängt Filidor wieder an, ich habe ihm ſeitdem oft geſagt, daß er kein rechtſchaffener Edelmann mehr iſt: Allein er hat kein Herz mehr, nachdem er ſich mit Bürgern eingelaſſen hat. Dieſe Geſellſchaft nun rühmet den gnädigen Herrn Filidor als einen gefälligen und artigen Herrn überall; weil er in ſeinem äußerlichen Bezeigen ihren Leidenſchaften ſchmeichelt. Freylich erhält er den Ruhm der Gefälligkeit bey andern nicht, welche mit ihren Verdienſten ihrer Geburt und ihrem Range Ehre machen, ihn aber ſeines unedlen Stolzes wegen ſeiner angebornen Vorzüge unwerth achten, und ſeiner ſpotten. Warum gefällt Aquila dem Diomed, dieſem finſtern Grübler in den Alterthümern, in Lesarten und Fehlern? Weil er, wenn er bey ihm iſt, von Steinen, Marmorn, Aufſchriften, Säulen, Amphitheatern, römiſchen Gezelten und andern ſolchen Wichtigkeiten redet; denn ſie ſind die Leidenſchaft des Diomedes. Aus dieſen Beyſpielen iſt gewiß, daß das Verhalten derjenigen, welche den Namen der Gefälligen erhalten, denen allezeit angenehm geweſen ſeyn müſſe, die ihnen ein ſo großes Lob geben.

Dieſe Beyſpiele aber ſollen uns die Mühe erleichtern, die wahre Gefälligkeit von den unächten Gattungen derſelben zu unterſcheiden. Eine Gefälligkeit, welche die Tugend beleidigt, den Laſtern und den ſchändlichen Eigenſchaften der Menſchen liebkoſet, verdienet dieſen Namen nicht. Man vermengt die Gefälligkeit und Schmeicheley nur gar zu oft mit einander. Ein Schmeichler, welcher die niedrigſten Thaten ſeiner gnädigen Gönner für ruhmwürdige Handlungen ausgiebt, welcher Tugenden an ihnen erhebt, die er ihnen andichtet, deſſen Lobſprüche für ſo viel Beſchimpfungen ſollten gehalten werden; kurz, welcher ſich nicht ſchämet, ein kriegender Lügner gegen diejenigen zu ſeyn, die ihn vor dem Hunger und Durſte ſchützen, entſchuldigt ſeine unedlen Handlungen damit, daß er ſagt, man müſſe ſich den Menſchen gefällig zu machen ſuchen. Man kann freylich bey Laſterhaften nicht leichter den Ruhm eines Gefälligen erhalten, als wenn man ihnen im Umgange durch gleiche Laſter, Fehler und Vorurtheile ähnlich wird, oder wenn man ihre unrühmlichen Thaten oder Schwachheiten erhebt, und gut heißt. Auf dieſe Weiſe erhalten Clorindo, Filidor, Aquila und tauſend andre den Ruhm der Gefälligen. Allein ſie gewinnen und beſitzen ihn mit Unrecht. Nur diejenigen verdienen ihn, welche ſich den verſchiedenen Gattungen der Menſchen angenehm machen können, ohne niederträchtig zu werden. Es iſt ſchwer, auf dieſe Weiſe gefällig zu ſeyn, allein es iſt möglich. Das Beyſpiel des Alcibiades erläutert dieſe Möglichkeit. Alcibiades hatte alle Eigenſchaften von der Natur erhalten, welche nöthig ſind, ſich den Ruhm der Gefälligkeit zu erwerben. Er wußte ſich, wie Plutarch und Cornelius anmerken, in alle Leidenſchaften und Verrichtungen der Menſchen zu finden. Er konnte ſich mit den Verſchwendern ſo gut, als mit den Geizigen, mit den Hochmüthigen, wie mit den Beſcheidnen, mit den Verſchlagnen, wie mit den Einfältigen betragen. In Lacedämon lebte er hart und ſtrenge; war ſparſam und mäßig, und übertraf darinnen die Lacedämonier ſelbſt: Dadurch machte er ſich bei ihnen gefällig. Bey den Thraciern trank er und überließ ſich andern körperlichen Wollüſten, und übertraf ſie noch darinnen: Dadurch machte er ſich den Thraciern gefällig. In Perſien ging er oft auf die Jagd, lebte prächtig und fröhlich: Denn dieſes war die perſiſche Lebensart: Und dadurch machte er ſich bey den Perſern gefällig. Auf dieſe Art ward Alcibiades überall gelitten und angenehm. Er hielt nur ſeine Gefälligkeit nicht in den Schranken der Tugend; er ging in allem zu weit. Ein gefälliger Menſch muß nach den verſchiedenen Charakteren, mit welchen er umgeht, ſich in verſchiedenen Geſtalten zu zeigen wiſſen, ohne daß er die Würde eines redlichen und tugendhaften Mannes dadurch beleidigt und verunehrt. Er nimmt in vergnügten und fröhlichen Geſellſchaften keine ernſthaften und finſtern Minen an: Er iſt mit Vergnügten vergnügt, mit Ernſthaften ernſthaft; er zeigt vor denen, die auf Ehre halten, daß er gegen die wahre Ehre nicht unempfindlich iſt, ohne die Demüthigen durch Eitelkeit und Unbeſcheidenheit zu beleidigen. Ein Gefälliger ſcheint die vielfältigen und verſchiedenen Neigungen alle zu haben, ohne von einer beſonders beherrſcht zu werden. Er ſucht allen Menſchen, ſo weit ſie tugendhaft, oder Menſchen ſind, ähnlich zu ſeyn; ihre tugendhaften und menſchlichen Neigungen mögen ſich nun auf ſo verſchiedene Arten äußern, als ſie wollen. Man wird dieſes noch mehr begreifen, wenn man den Urſprung der Gefälligkeit betrachtet.

---

*) Aus: J. A. Cramer's vermiſchten Schriften ꝛc.

Die Gefälligkeit entſteht aus der Menſchenliebe, aus dem edlen Triebe, alle, denen er ſich nähern kann, ſo glücklich und vergnügt zu machen, als nur ein Menſch den andern machen kann. Vergebens wird einer ſich bemühen, angenehm zu werden, wenn ſeine Handlungen nicht durch dieſe göttliche Neigung belebt werden. Ein wahrer Menſchenfreund, welcher nicht ſo grauſam geartet iſt, daß er ſein Vergnügen in dem Mißvergnügen andrer finden ſollte, ſondern glücklich iſt, wenn andre glücklich ſind, wird durch alle ſeine Handlungen etwas zur Glückſeeligkeit und Freude ſeiner Nebenmenſchen beyzutragen ſuchen. Er läßt ſich nicht von den Leidenſchaften, welche dem Charakter der Geſelligkeit am meiſten widerſtreiten, von dem Neide oder Geize beherrſchen, die nicht allein andere, ſondern auch den, welchen ſie beſitzen, mißvergügt machen. Wer hat jemals einem, welcher Thränen vergießt, weil ein andrer heiter iſt, oder dem, welcher in der größten Armuth lebt, und andre in Dürftigkeit bringt, damit er reich ſterben kann, den Ruhm eines Gefälligen ertheilt? Eben ſo ſtreitet der Hochmuth, dieſe tyranniſche Sehnſucht nach einer größern Ehre, als man verdienet, wider die Menſchenliebe. Kein Hochmüthiger läßt den Verdienſten eines andern Gerechtigkeit widerfahren. Er raubte lieber allen andern Menſchen ihre Ehre, um ſich mit ihrem Raube zu brüſten. Wie kann ein Hochmüthiger angenehm werden, da alle Menſchen eine zärtliche Liebe gegen ihre Ehre haben? Und muß er nicht mißfallen, wenn er andre neben ſich verachtet? Man kann daraus erkennen, warum alle Tugenden, welche Zeugen der Gerechtigkeit eines Menſchen ſind, ſo ſehr einnehmen. Man ſieht aus der Erfahrung, daß die ſcheinbarſten Tugenden mißfallen und verhaßt werden, ſobald ſie aus Eigennutz, und nicht aus Menſchenliebe entſpringen, daß ſie hingegen angenehm und liebenswürdig ſind, ſobald man urtheilen kann, daß ſie andern Menſchen zum Beſten ausgeübt werden. So entſpringt denn die Gefälligkeit, oder die Neigung angenehm zu werden, aus der Menſchenliebe. Allein dieſe Neigung kann man nicht anders, als durch die äußerliche Aufführung erkennen. Zu dieſem äußerlichen Verhalten gehören alle diejenigen Geberden, Minen, Stellungen, Verbeugungen und Bewegungen, welche man leutſeelig, artig, höflich und verbindlich nennet. Finſtre und mürriſche Köpfe, deren Geſicht immer voll Falten und Runzeln iſt, werden den Namen der Gefälligen nie erhalten, ſo große Tugenden ſie auch beſitzen mögen. Daher kömmt es, daß die Greiſe, welche immer ſeufzen und klagen, immer die vorigen Zeiten erheben, und die itzigen tadeln, der Jugend ſtets zur Laſt ſind, weil in der That ihr Herz gegen andre Menſchen eine bittere und feindſeelige Gemüthsart zu verrathen ſcheint.

Theodotus iſt ein deutliches Beyſpiel davon. Dieſer mürriſche Greis hat alle Eigenſchaften, welche das Alter unangenehm machen. Vorzeiten, da er noch jung war, war alles beſſer. Vorzeiten war Geld im Ueberfluſſe vorhanden geweſen: Denn er hatte in ſeiner Jugend viel verſchwendet, das er nicht erworben hatte. Vorzeiten war das Frauenzimmer auszuſtehen geweſen: Denn vorzeiten war er nicht alt, ſondern ein reicher und allerliebſter junger Herr, welcher alle Stutzer zum wenigſten in der Pracht der Kleider übertraf. Itzt, da ihm weder eine Beutelperücke, noch eine gallonirte Weſte ein jugendliches Anſehen geben können, wenn ihn die Begierde galant zu ſeyn anfällt, vermeidet und verlachet ihn das Frauenzimmer, welchem er deſto lächerlicher wird, je coquetter er ſeyn will. Man wird mir ausländiſche Ausdrücke vergeben, da ich an Thorheiten gedenke, die auf keinem deutſchen Boden entſprungen ſind. Es iſt alſo kein Wunder, daß Theodotus ſeufzet: Vorzeiten war das Frauenzimmer nicht ſo ſtrenge, wie itzt. Nunmehr ſind ihm alle Ergötzlichkeiten, die er nicht genießen kann, Eitelkeiten und Thorheiten. Die Freude, welche die Jugend genießt, iſt der Vergänglichkeit unterworfen. Sie werden es, ſaget er, ſchon erfahren, wenn ſie ſo lange, als ich, in der Welt gelebt haben werden. Es iſt leicht zu begreifen, warum Theodotus der Welt mißfällig iſt, warum er für einen Menſchenfeind gehalten wird? Es iſt aber auch leicht zu begreifen, warum diejenigen Alten gefällig ſind, welche das Vergnügen der Jugend nicht mit mißgünſtigen Augen anſehen, weil ſie alt, und zu dem Genuſſe deſſelben zu ſtumpf ſind; die Alten, welche ſich Mühe geben, andre aufgeräumt und munter zu machen; welche ein Vergnügen bezeigen, daß andre die Ergötzlichkeiten genießen, die ihnen das Alter verbeut, und welche die itzigen Zeiten für eben ſo gut als die vorigen halten.

Ich habe geſagt, daß die Kennzeichen der Höflichkeit zu dem gefälligen Weſen gehörten. Man muß ſich hüten, die Gefälligkeit nicht mit der Höflichkeit zu vermengen. Die Gefälligkeit kann nicht ohne die Höflichkeit, die Höflichkeit aber wohl ohne GeGefälligkeit ſeyn, Der höflichſte Mann kann mißfallen, ſo genau und ſo aufrichtig er auch das Ceremoniell der Worte, der Verbeugungen und Geberden beobachtet. Es gehöret zur Gefälligkeit einige Natur: Diejenigen ſind zu bedauern, welche ſo ohne ihre Schuld verunſtaltet worden ſind, daß ihnen das leutſeelige Weſen nicht natürlich zu ſeyn ſcheint, wenn ſie ſich gleich nicht verſtellen. Gewiſſe Leute haben das Unglück, daß alles an ihnen bis auf die kleinſte Mine und ſelbſt auf ihren Ton in der Sprache lächerlich und unangenehm iſt. Was man an andern bewundert, wird an ihnen getadelt. Wenn andre wegen einer That, die doch nicht die edelſte und größte That iſt, einen allgemeinen Beyfall erhalten, ſo müſſen ſie eine ganze Menge edler und großer Thaten verrichtet haben, ehe ſie nur erträglich werden. Wie viele müſſen ſie alſo nicht ausüben, wenn ſie ſollen bewundert werden? Andere hingegen empfangen die vortrefflichen Gaben von der Natur, zu gefallen. Sie brauchen nur wenig Unterricht und Umgang mit der Welt, die gefälligſten Perſonen zu werden. Man erſtaunet, daß ſie es in der Art zu leben, in der Leutſeeligkeit und Gefälligkeit in kurzer Zeit weiter bringen, als andre in ganzen Jahren thun können. Ihre Sprache iſt leutſeelig; ihre Geberden ſind angenehm; ihr Geſicht iſt lächelnd, ohne Stolz ohne Verachtung der andern, ohne Runzeln. Alles, was von ihnen kömmt, vergnügt; man erhebt alle ihre Worte, die geringſte Mine iſt artig, und auch das voll Anmuth, was ſie von ohngefähr thun. Man iſt ſchon für ihre Verdienſte eingenommen, ſo bald man ſie ſieht: Man ſollte viel verwetten, ihre Seele müſſe eben ſo angenehm und liebenswürdig, als ihr äußerliches Anſehen ſeyn. Es iſt andem, man kann ſich in dieſen angenehmen Vermuthungen von vielen ſolchen Leuten betrügen. Allein man betrügt ſich gern. Dieſe gefälligen Menſchen, welche ihr einnehmendes Weſen bloß der Natur zu danken haben, ſind zum wenigſten liebenswürdige Menſchengeſichter. Es geht in dieſem Falle, wie mit der Liebe gegen ein Frauenzimmer, welches blos durch ihre natürlichen Reizungen gefällt.

Celimene hat die größten Reizungen erhalten, die nur nöthig ſind, junge Herren aufzumuntern, daß ſie die Aeltern über ihren Aufwand lieber verdrüßlich und mürriſch werden, als ſich in der Pracht von einander übertreffen laſſen. Sie iſt das ſchönſte Menſchengeſicht des weiblichen Geſchlechts, das man noch bewundert hat. Man iſt in der Verſuchung zu denken, daß die Natur nicht Zeit genug gehabt hat, ihre Seele ſchön zu machen, als ſie den Körper ſo reizend bildete. Ihr Verſtand iſt ſo einfältig, ſo angenehm ihre Geſtalt iſt. Witz und Geiſt iſt bey ihr ganz vergeſſen worden. Gleichwohl gefället alles, was ſie ſagt. Ihre Reden würden in dem Munde eines andern Frauenzimmers ungereimt ſeyn, und es brauchte noch lange nicht durch Häßlichkeit zu beleidigen. Allein bei Celimenen klopfet man über alles in die Hände. Sie darf nur die Lippen bewegen, ſo werden alle, die um ſie herum ſind, aufmerkſam. Wenn ſie ſchweigt, ſo werden die Anweſenden traurig, weil Celimene ſo etwas ſchönes, als ſie ſagen wollte, unterdrückt hat, da ſie es doch aus keiner andern Urſache nicht geſagt hat, als weil es ihr ſelbſt zu einfältig vorgekommen iſt. Die Menſchen müßten bey dem Aeſop in die Schule gehen, wenn ſie wie der Fuchs in der Fabel ſagen könnten, daß Celimene ein ſchönes Bild ohne Gehirn und Leben ſey.

Wie es mit der Liebe gegen Celimenen beſchaffen iſt, ſo verhält es ſich mit der Gewogenheit gegen diejenigen, welche gefallen, ohne wegen ihrer Verdienſte liebenswürdig zu ſein. Wie dieſe mit einem ſchönen und liebenswürdigen Frauenzimmer verglichen werden können, ſo kann man auch diejenigen, welche misfallen, obgleich ihr tugendhaftes Herz und ihre edlen Thaten die größte Hochachtung verdienen, mit Clarinden vergleichen, welche bey allem ihren Verſtande und Witze, und bey allen andern Verdienſten neben Celimenen vergeſſen zu werden pflegt, weil nur wenig Menſchen wahre Verdienſte zu ſchätzen wiſſen. Sie hat das Unglück, häßlich zu ſeyn. Ihre Bewegungen und Geberden ſind unangenehm. Wenn ſie lacht, ſo erſchrickt, und wenn ſie gleichgültig ausſieht, ſo erzittert man. Ihr Verſtand iſt freylich groß; ihr Witz iſt fein und reich; ſie hat die Gabe, die ſinnreichſten Scherze zu ſagen: Allein es ſagt ſie kein ſchöner Mund. Sie gefällt nicht. Wären alle Frauenzimmer, wie die Morgenländerinnen geſchleyert, daß man ihr Geſicht nicht ſehen könnte, ſo würde ſie den größten Schönheiten die Herzen ſtreitig machen. Eben ſo ſind diejenigen Menſchen, welchen der Ruhm der Gefälligkeit verweigert wird, obgleich ihre Verdienſte mehr als dieſen Ruhm verdienen. Die Menſchen ſind unbillig, daß ſie mehr mit den Augen als mit dem Verſtande urtheilen. Allein da einmal dieſe Schwachheit allgemein iſt, ſo muß jeder ohne unnatürlich zu werden, in ſeinem Aeußerlichen ſo viel Anmuth zu haben ſuchen, als er kann, und ſich durch keine Vernachläſſigung deſſelben ſelbſt verunſtalten.

Die Gefälligkeit verſchönert alles. Alle Handlungen des Menſchen, alle Ergötzlichkeiten und zugelaſſenen Wollüſte, und die Tugenden ſelbſt, werden durch dieſe Tugend reizender. Ein reicher und vornehmer Mann bittet mich zu ſich, und dieſes thut er aus Freundſchaft; alles iſt prächtig und vornehm bey ihm; alles, was man aufträgt, iſt koſtbar; die Speiſen ſind ungemein ausgeſucht und gut zugerichtet; ſeine Weine ſind die beſten; man kann ſich, ohne ein gezwungenes Ceremoniel zu beobachten, aller anſtändigen Freyheit und Bequemlichkeit bedienen; er giebt gern: Denn er iſt weder neidiſch noch geizig. Allein die Art, mit welcher er alles thut, iſt nicht gefällig: Man geht wohl zufrieden, aber nicht vergnügt und fröhlich von ihm. Ein andrer Freund bittet uns zu ſich; nichts iſt bei ihm außerordentlich: Allein man iſt bey ihm entzückt. Man weiß es, daß uns beide zärtlich lieben: Woher kommt alſo der Unterſchied? Die Art, die Geberden und Minen des andern ſind gefällig. Man kann es an der Freundſchaft und Freygebigkeit vornehmlich bemerken, wie angenehm alles durch die Gefälligkeit wird. Die Freundſchaft iſt durch ihre eignen Vorzüge ſchon angenehm: Sie wird aber noch mehr entzücken, wenn ſie gefällig iſt. Nicht alle Freunde ſind gefällig. Dieſe Anmerkung, ſo richtig ſie auch iſt, wird vielen wunderbar zu ſeyn ſcheinen. Allein ſie wird täglich durch die Erfahrung beſtätiget. Ein Freund kann das redlichſte Herz von der Welt beſitzen: Er kann ſeinem Freunde nicht nur das größte Glück gönnen; ſondern auch ſich alle Mühe geben, ihm daſſelbe zu verſchaffen: Er kann alle Sorgen und Beſchwerlichkeiten mit ihm theilen, ſein Vergnügen größer machen, wenn er mit ihm vergnügt iſt, ſein Unglück erleichtern, wenn er mit ihm traurig iſt, und ihm allen Troſt geben, den ein Freund nur geben kann: Allein er kann uns mißfällig werden, ohne uns mißvergnügt zu machen, wenn ſeine äußerliche Aufführung nicht einnehmend genug iſt, wenn er durch einen Fehler der Erziehung, oder durch einen Mangel der Bekanntſchaft mit der großen Welt nicht zu leben weiß. Die Art, durch die er uns ſeine Freundſchaft zu erkennen giebt, kann mißfallen. Er kann beleidigen, ohne beleidigen zu wollen: Seine Zärlichkeit kann zu wild und ungeſtüm, und nicht fein genug ſeyn. Wie viele beleidigen nicht ſchon dadurch die Gefälligkeit, daß ſie glauben, der äußerliche Wohlſtand gegen Freunde müſſe eben ſo genau nicht beobachtet werden! Indem ſie meinen, keine Weitläuftigkeiten und Umſtände mit ihren Freunden zu machen, werden ſie unartig. Sie bilden ſich ein, bei Freunden müſſe man ſich ſeiner Bequemlichkeit bedienen können, und das Ceremoniel halte ſie in einer allzugroßen Entfernung von ihnen. Dieſe Meinung verführt ſie, die Geſetze der guten Sitten aus der Acht zu laſſen, ihrem Freunde verdrüßlich zu werden, und ihm oft ſo nahe zu kommen, daß ſie ihm, ſo zu ſagen, auf den Leib fallen.

Es iſt faſt nicht nöthig, an mehr Tugenden zu zeigen, wie angenehm ſie durch die Gefälligkeit werden, da die Freundſchaft, die ſo reizend an ſich ſelbſt iſt, noch angenehmer durch die Gefälligkeit wird. Nur an der Freygebigkeit will ich zeigen, wie viel reizender ſie iſt, wenn ſie von dieſer Tugend geſchmückt wird. Es iſt ein großes Verdienſt, ſeine Reichthümer nicht zu vergraben, oder ſie durch einen gerechten Wucher nicht bloß zu vergrößern, ſondern den Dürftigen mit dem Ueberfluſſe, den uns das Glücke ertheilet hat, beyzuſpringen, und ſie zum Dienſte des gemeinen Weſens fähiger und geſchickter machen. Dieſes Verdienſt wird um ſo viel größer, wenn die Abſichten bey der Freygebigkeit uneigennützig, rein, und Zeugniſſe einer wahren Menſchenliebe des Wohlthäters ſind. Denn die Freygebigkeit, welche aus dem Eigennutze, oder aus einem unedeln Ehrgeize entſteht, verdient Verachtung, und die Wohlthaten, welche nur abgedrungen zu ſeyn ſcheinen, ſind kaum des Dankes würdig. Sie ſind gleichſam mit der Hartnäckigkeit, mit welcher er ſie austheilt, und mit dem Verdruſſe, den er dem verurſacht, der ſich durch das Glücke genöthigt ſieht, ſeine Wohlthaten anzunehmen, theuer genug bezahlt. Wenn aber auch dieſe Fehler bey der Freygebigkeit nicht angetroffen werden; wenn einen Wohlthäter entweder das Mitleid, oder bloß die Begierde, ſeine Reichthümer wohl anzuwenden, zu derſelben bewegen, ſo kann ſie doch nach der verſchiedenen Art, auf welche ſie ſich äußert, angenehmer und gefälliger werden.

Aront hat das edelſte und großmüthigſte Herz, welches nur zur Freygebigkeit erfordert wird. Er beſitzt ſeine Reichthümer nicht, ſie immer zu überzählen. Er weiß es, daß ſie ihm gegeben worden ſind, die Menſchen durch ihre Hülfe glücklich zu machen. Er hält ſich ein ordentliches Verzeichniß der Nothleidenden und Dürftigen in der Stadt, in welcher er lebet. Er bekümmert ſich, wie ſie in die Dürftigkeit gerathen ſind. Er erkundigt ſich nach ihrer Aufführung, nach ihren guten und ſchlimmen Eigenſchaften, damit er ſeine Wohlthaten nicht an Laſterhafte verſchwenden möge, welche dieſelbe vielleicht zu Mitteln, boßhafte und ſchädliche Abſichten zu erreichen, gebrauchen könnten. Er richtet ſich alſo in ſeinen Wohlthaten, nach den unterſchiedenen Verdienſten der Dürftigen. Er theilet ſeine Wohlthaten aus, ohne den geringſten Eigennutz zu verrathen: Denn ſein Herz iſt ſo wenig eigennützig und gewinnſüchtig, daß er vielmehr durch alle ſeine Handlungen das Gegentheil zu beweiſen ſucht. Er breitet ſeine Wohlthaten nicht ſelbſt mit einem unanſtändigen Geſchreye aus, weil er nur das Vergnügen Gutes gethan zu haben, nicht aber die Lobeserhebungen des großen Haufens ſucht. Der Werth ſeiner Wohlthaten wird durch keinen Ehrgeiz verringert. Allein da die Natur ſelbſt ſeine Geſtalt und ſein Geſicht ſehr ernſthaft und ſtrenge gebildet, und daſſelbe nicht durch eine natürliche Freundlichkeit aufgeheitert hat: So ſind auch ſeine Mienen und Geberden immer mehr finſter, als heiter, mehr ernſthaft, als leutſeelig. Man kann nicht ſagen, daß ſein Anſehen verdrießlich ſey: Allein es fehlt ihm die Freundlichkeit. Er ermahnet diejenigen, denen er hilft, mit einem trockenen Geſichte, die Wohlthaten, die er ihnen ertheilt, zum Nutzen und Vergnügen ihrer Mitbürger anzuwenden. Er verlangt keine Dankſagungen: Allein er macht auch nicht viel Ceremonien, wenn man ſich dankbegierig und erkenntlich zeiget. Die Redlichen welche ohne ihr Verſchulden von dem widrigen Glücke verfolgt werden, wagen ſich mit einem völligen Vertrauen zu ihm, ohne furchtſam zu ſcheinen. Diejenigen aber, deren Gewiſſen nicht ganz rein und unſchuldig iſt, nähern ſich ihm mit einer zaghaften Blödigkeit, und empfangen mit eben dieſer Furcht ſeine Wohlthaten. Aront erzeigt ihnen zwar nach der ihm angebohrnen Menſchenliebe willig Gutes: Allein er hält es auch für ſeine Pflicht, ihnen die Wahrheit mit Nachdruck und Ernſt zu ſagen, ſie ihrer vergangenen Fehltritte wegen hart zu beſtrafen, und ſie zu einer beſſern Aufführung zu ermahnen. Aront wird ſeiner Wohlthätigkeit wegen erhoben: Man bewundert ihn: Allein ſeine Wohlthaten ſind nicht ſo gefällig und angenehm, als Leanders Wohlthaten.

Leander iſt mit den großen Eigenſchaften geſchmückt, welche dem Aront die Bewunderung der Menſchen erwerben: Er beſitzt aber über dieſelben, noch die Gabe zu gefallen. Seine Wohlthaten ſind daher weit angenehmer. Er läßt ſich nicht allein nicht lange bitten; denn Aront thut dieſes auch nicht; ſondern Leander kömmt den Bitten der Dürftigen noch zuvor. Man ſoll ſeine Wohlthaten nicht als Wohlthaten, ſondern als Belohnungen unſrer Tugenden anſehen, die er bloß aus Pflicht austheile. Sein Geſicht iſt immer aufgeheitert, und niemals hat ſich noch ſeine Stirne in finſtre Runzeln gezogen, wenn er Dürftige erblicket hat. Er bedauert allezeit mit einer gefälligen Traurigkeit die Schickſale, welchen redliche Männer ſo oft ausgeſetzt ſeyn müſſen. Er thut vielen Menſchen Gutes, ohne ſie erfahren zu laſſen, daß es von ihm kömmt. Er genießt oft das Vergnügen, daß er tugendhafte Frauenzimmer, die weniger Glücksgüter, als edle Eigenſchaften beſitzen, von ſeinem Ueberfluſſe nach ihrem Stande gekleidet ſieht, ohne daß ſie ihren Gönner kennen; daß er durch die dritte und vierte Perſon erfährt, wie zärtlich ſie oft weinen, daß ſie ihren Wohlthäter nicht wiſſen, und ihm ihre Dankbegierde nicht entdecken können. Er iſt viel zu freundlich und leutſeelig, daß er diejenigen, welche durch ſeine Hülfe dem Glücke trotzen können, zu Dankſagungen kommen laſſen ſollte. Sie gehen in dieſer Abſicht zu ihm, und ſie gehen von ihm ganz entzückt, und zugleich ganz beſchämt wieder weg, daß ſie ihm nicht danken konnten. Diejenigen, welche das Glücke geſtraft hat, weil ſie die Tugenden beleidigt haben, welche ſeine Wohlthaten noch erſt durch ihre Aufführung verdienen werden, läßt er nicht erſt empfinden, ehe er ihnen Wohlthaten erzeigt, wie unwürdig ſie derſelben ſind. Er macht ihnen keine bittern Vorwürfe. Seine Errinnerungen ſind ſanft und fließen aus der Liebe. Er ſtellt ſich, als ob er die Vergehungen nicht alle glaube, die ihnen vielleicht von ihren Feinden nachgeſagt würden: Er glaubt, daß ihre Abſichten bey ihren Vergehungen gut und löblich geweſen: Er bittet ſie aber, ihre Feinde durch ihre weiſe Aufführung zu ſchanden zu machen, und ihn in der guten Meynung von ihnen zu beſtärken. Er entſchuldigt ſich auf eine höfliche und verbindliche Weiſe über die Freyheit, die er ſich nimmt, mit ihnen ſo vertraut und offenherzig zu reden. Bey allen Wohlthaten die er austheilet, wird man immer eine gewiſſe einnehmende Traurigkeit an ihm wahrnehmen, daß er nicht mehr thun kann, da er doch gemeiniglich ſo viel thut, als die verdienen, denen er hilft. Wie unterſchieden iſt nicht Leanders Freygebigkeit von Aronts Begierde, Gutes zu thun! Beyde verdienen bewundert zu werden; Leanders Wohlthätigkeit iſt nur weit einnehmender und gefälliger. Gegen den Aront empfindet man ſeiner Wohlthaten wegen nur Ehrfurcht und Hochachtung: Gegen Leandern aber empfindet man nicht nur eine ehrerbietige Hochachtung und Dankbegierde, ſondern auch eine zärtliche Liebe, die man durch alle ſeine Handlungen äußert; nicht, weil man gegen Aronten nicht auch dazu geneigt wäre, ſondern weil man es vor gar zu großer Ehrfurcht nicht wagt, dieſelbe öffentlich zu bezeigen.

Vielleicht werden einige mit einem unwilligen Geſichte ſagen, daß ich mich zu lange bey den Charaktern Aronts und Leanders aufgehalten habe. Ich beruhige mich aber bey ihrem Unwillen damit, daß ſie entweder nicht freygebig, oder auf keine gefällige und angenehme Art freygebig ſind. Denn es giebt viele, welche auf eine ſo mißfällige Art Gutes thun, daß bey ihnen eine jede Wohlthat entweder ſchon eine Beleidigung iſt, oder noch zu einer Beleidigung werden wird. Sie ſind nicht wie Leander und Aront, welche eine Wohlthat ſogleich auch vergeſſen haben, ſobald ſie aus ihren Händen iſt. Sie danken ſich ſelbſt für ihre Mildthätigkeiten, wenn ſie dieſelbe gegen andere nach der Reihe herrechnen, und ihre Größe auf allen Seiten zeigen. Derjenige dem ſie geholfen haben, weiß ſehr oft nicht, wie er ſeine Wohlthäter wegen ihrer Freygebigkeit mehr ehren und erheben ſoll, als ſie ſelbſt thun. Er muß ſchweigen, da ſeine Wohlthäter reden. Er würde ein undankbares Gemüth verrathen, wenn er ſo ſtolz ſeyn und ſich einbilden wollte, er kennte den Werth der Wohltaten ſeiner Gönner ſo gut, als ſie ſelbſt. Doch ich ſehe, daß ich immer noch von der Freygebigkeit rede, wie ſie gefällig und mißfällig wird.

Die Gefälligkeit kann ſich am meiſten im Umgange mit der Welt und in Geſellſchaften in aller ihrer Schönheit zeigen. Durch ſie wird der Umgang erſt vergnügt und lebhaft. Ein geſitteter und wohlgezogner Mann hat in demſelben tauſend Gelegenheiten gefällig zu werden. Aus der Gefälligkeit entſteht die Kunſt zu leben, dieſe ſo berühmte und ſeltene Wiſſenſchaft. Wie viel Stoff hätte ich nicht zu den reichſten Abhandlungen, wenn ich den Nutzen der Gefälligkeit bey allen Tugenden, welche zum Umfange der geſelligen Pflichten erfordert werden, vorſtellen ſollte? Wie weitläuftig müßte ich nicht werden? Es iſt kein Wunder, daß die Kunſt, zu leben, ſo ſchwer auszuüben iſt, da bey dem, welcher gefällig werden will, ſo viele gute Eigenſchaften zuſammen kommen müſſen, welche kaum einzeln und zerſtreut unter den Menſchen angetroffen werden. Diejenigen, welche zu leben wiſſen wollen, müſſen Herr über ihre Minen, Geberden und Leidenſchaften ſeyn; es muß ihnen nichts entwiſchen, was andere beleidigen kann; ſie müſſen keinen Anlaß geben, mit Recht ſich über ihr Verfahren zu beſchweren. Sie müſſen ein wenig Narrheit vertragen können, ohne ihre Freundlichkeit zu verändern; ſie müſſen ihren Verdruß über die Thorheiten der Menſchen, mit welchen ſie umgehen, geſchickt zu verbergen wiſſen. Die Geſprächigkeit iſt eine von den vornehmſten Tugenden eines guten Geſellſchafters. Allein wie leicht kann ein geſprächiger Menſch nicht mißfallen, wenn er auch kein Plauderer iſt! Die Redner in Geſellſchaften, welche durch ihr ewiges Geſchwätz andre zum Stillſchweigen zwingen, welche dadurch unerträglich werden, daß ſie immer mit ihrem Witze ſchimmern wollen, welche eine gewiſſe Art von Tyranney ausüben, da ſie keinen zum Geſpräche laſſen, ohne im geringſten zu argwöhnen, daß man ſie mit Verdruß anhöre, dieſe eingebildeten witzigen Köpfe beweiſen, wie nöthig die Gefälligkeit zur Geſprächigkeit ſey. Es ſind nur wenige Geſellſchafter Elviren ähnlich, welche Bellegarde beſchreibt. „Niemand, ſagt er, redet in Geſellſchaft weniger, als Elvire, wenn man ſie nicht dazu nöthigt: Niemand redet ſo richtig und mit ſo vieler Anmuth, als ſie, wenn man ſie anredet. Sie ſpielt weder die Rolle einer Geheimnißvollen, noch einer, die ſich gute Worte geben läßt. Sie ſagt ihre Meynung über alles, was geredet wird, es mag ſo gering ſeyn, als es will; allein ſie dringt ſich auch nicht mit einem großen Eifer dazu, ihre Wiſſenſchaft auszulegen, wenn von ſchweren Dingen die Rede iſt. Sie richtet ſich mit einer wunderbaren Geſchicklichkeit, nach den Menſchen, mit welchen ſie umgeht. So erhaben auch ihr Verſtand iſt, ſo ſcheint es doch nach ihrem Verhalten, daß er nicht größer, als die Einſicht der andern ſey. Diejenigen, die Elviren beſuchen, gehen ganz zufrieden von ihr hinweg, und zwar mit ſich ſelbſt zufrieden, weil ſie ihnen Gelegenheit verſchafft hat, ihre kleinen Gaben und Geſchicklichkeiten ſehen zu laſſen.“ Ich will noch einige Züge zu Elvirens Charakter hinzufügen. Sie widerſpricht mit keiner ungeſtümen Hitze; ſie tadelt nicht alles, was ihr nicht gefällt, ſie erhebt auch nicht alles in Geſellſchaften, was ihren Beyfall hat. Sie will nicht, daß ihre Meynung recht ſeyn ſoll, ſie mag recht ſeyn oder nicht. Sie verfällt nicht in den Fehler, Nein zu ſagen, wo andere Ja ſprechen. Sie läßt es leicht auf den Ausſpruch der andern ankommen, und dieſe Bereitwilligkeit, nachzugeben, und nicht hartnäckig eine Sache zu bejahen, die viele verneinen, bewundert alle Welt an Elviren. Eine andre gute Eigenſchaft eines guten und angenehmen Geſellſchafters iſt die Munterkeit und Gabe zu ſcherzen. Allein alle Scherze verlieren ihre größte Anmuth, wenn ſie nicht von der Gefälligkeit begleitet werden. Diejenigen, welche zu ſcherzen wiſſen, ohne die Hochachtung der Anweſenden zu verlieren; welche ſinnreich genug ſind, zu ſpotten, ohne anzüglich zu werden; welche ſatyriſch ſind, ohne zu beleidigen, und ſich fröhlich bezeigen, ohne lächerlich zu werden, ſind angenehme aber überaus ſeltene Geſchöpfe in Geſellſchaften. „Bey gewiſſen Menſchen, ſagt Bruyern, iſt es eins, zu reden und zu beleidigen: Sie ſind bitter und anzüglich. Ihre Spöttereyen ſind Beſchimpfungen. Es würde ihnen zuträglich ſeyn, wenn ſie ſtumm oder einfältig wären. Die Lebhaftigkeit ihres Witzes ſchadet ihnen mehr, als andern ihre Narrheit. Sie ſind nicht damit zufrieden, daß ſie mit der größten Bitterkeit antworten: Sie greifen diejenigen auch, mit denen ſie in Geſellſchaft ſind, unbeſcheiden an. Alles muß über ihre Zunge. Weder Abweſende noch Gegenwärtige ſind vor ihnen ſicher. Sie ſchlagen gleichſam von vornen und hinten aus. Dieſe Wilden laſſen ſich nicht zahm machen. Man muß ſich ihrem Umgange entziehn, und vor ihnen fliehen, ohne einmal hinter ſich zu ſehen.“ Was fehlt dieſen Wütrichen in Geſellſchaften? Die Gabe angenehm zu werden, die Gefälligkeit. So nöthig ſie bey der Geſprächigkeit und bey der Begierde zu ſcherzen iſt, ſo unentbehrlich iſt ſie allen andern Eigenſchaften, welche angenehmen Geſellſchaftern unentbehrlich ſind.

In keiner Geſellſchaft, welche die Glückſeeligkeit der Menſchen befördern ſoll, iſt die Tugend der Gefälligkeit unentbehrlicher, als im Eheſtande. Darum iſt dieſer Stand geſtiftet, daß die Eintracht und Freundſchaft dem Glücke zween verbundner Perſonen einen größern Glanz, und den widrigen und unangenehmen Zufällen des Lebens eine Erleichterung geben ſollen. Das größte Glück muß in dieſem Stande keine Reizungen für einen Mann haben, wenn er daſſelbe nicht mit ſeiner vertrauteſten Freundin theilen kann, und das geringſte Gut muß ihr ſo lieb als das größte Glück ſeyn können, wenn ſie es mit ihrem zärtlichſten Freunde theilt. In einer zärtlichen Ehe müſſen die Schwachen ſtark, die Kranken geſund, und die Dürftigen reich werden; alle Tage, die ein zärtliches Ehepaar durchlebt, müſſen immerwährende Freuden aufheitern, wenn ſich eine abwechſelnde gegenſeitige Gefälligkeit unter den Perſonen findet, welche die Liebe vereinigt. Welch ein ſchöner Anblick iſt ein Mann, wenn ſein Herz, das von der Tugend und Zärtlichkeit ſeiner Geliebten verſichert und gerührt iſt, eine ruhige und milde Heiterkeit über ſein Geſicht ausbreitet! So wenig er vor der Ehe eine unanſtändige Unterthänigkeit verſprach, und eine Zuneigung zu erſchmeicheln ſuchte, welche er bloß einem freyen Entſchluſſe ihres Herzens verdanken wollte, ſo wenig iſt nun ſeine Mine ſtolz und gebietend; er beweißt, daß er im Hauſe zu befehlen habe, nur dadurch, daß er ſie der Beſchwerlichkeiten und Laſten überhebt, welche zärtlichere Kräfte nicht ertragen können, ohne ſich zu erſchöpfen. Er iſt, ſeitdem er ſie die Seinige nennt, in der Beobachtung des Wohlſtandes gegen ſie, nicht nachläßiger; er iſt inniger vertraut mit ihr, ohne weniger beſcheiden zu ſeyn; und eben ſo gewiſſenhaft als im Anfange ſeiner Liebe, ihre Sittſamkeit zu beleidigen. Wenn er glücklich iſt, ſo verkündigt jede Geberde, daß er ſeine Freude nicht halb fühlen würde, wenn ſie nicht ihre Freude wäre. Er gebietet jedem Kummer, ſich in dem Innerſten ſeines Herzens zu verbergen, daß ſie keine Falte auf ſeiner Stirne ſehen, und ſeine Traurigkeit mehr für Ernſthaftigkeit als für Schmerz halten möge. Wenn er ſie bekümmert ſieht, welche Geſchäftigkeit, ſie aufzuheitern! Welch ein Reichthum von Zärtlichkeiten, ſie zu beruhigen, und welch ein Ueberfluß voll Troſt, der aus ſeinem liebenden Herzen ſtrömt! Und bey ihr, welch ein ſüßes durchdringendes Lächeln in ihrem ſchönen oder anmuthigen Geſichte, dem die Liebe in jedem Zuge eine neue Schönheit oder Anmuth mittheilt! Sie weiß ſo rührend an ſeinen Buſen zu ſinken, wenn er ſie in ſeinen Arm nimmt! Jeder Blick ſtrahlt mit einer ſolchen Freude, daß er ſie die Seinige heißt! Ihre Lippen ergießen ſich ſo in Liebe, als wenn ſie der Liebhaber wäre! Sie iſt gegen ſeine Zärtlichkeit ſo erkenntlich, als wenn ſie von ihm beneidet werden müßte; und ſie iſt ſo eifrig in der Erfüllung der Pflichten, welche ſie das Bewußtſeyn ſchwächerer Kräfte lehrt, als wenn ſie ſeine Bitte, oder den Rath, den er ihr giebt, für einen Befehl halten müßte. Welche zärtliche Wehmuth umwölket jede ihrer Reizungen, wenn ſie die Bekümmerniſſe erräth, die er ihr zu verbergen ſucht? Welch ein Balſam ſinkt mit der Thräne, die aus ihren Augen tröpfelt, auf ſein verwundetes Herz, und wie blühet jede Anmuth, die ſie hat, wieder auf, wenn ſie die Ruhe in ſein Geſicht zurückkommen ſieht? Was kann ihn, und was kann ſie elend oder troſtlos machen, als die Krankheit oder der Tod? Und wer kann beſchreiben, wie glücklich und beneidenswürdig ſie ſind? Derjenige, der zwo Perſonen findet, welche es für die erſte Pflicht halten, einander noch in der Ehe zu gefallen.

Wie unglückſeelig ſind die meiſten nicht, weil die Perſonen, die durch ihre Bande mehr zuſammengefeſſelt als vereiniget ſind, mit ihrem Jaworte aufhören, gefallen zu wollen. Der Liebhaber gab ſich erſt alle Mühe, ſeiner Gebieterin angenehm zu werden; ſie war in allem, was ſie that, bewundernswürdig; es gab keine Schmeicheleyen, keine Liebkoſungen, keine Verſicherungen einer ewigen Treue und Zärtlichkeit, die er ihr nicht ſagte. Wie vielmal beſchwor er ſeine Zuſage ſie ewig glücklich zu machen? Wie konnte ſeine Geliebte, die ſich von ihm vergöttert ſah, glauben, daß ſie ſo bald wieder in eine Sterbliche verwandelt werden würde? Sie überließ ihm die Herrſchaft über ſich. Der Liebhaber ward ein Mann, und als Mann, glaubte er, daß er nicht nöthig habe, ihr zu gefallen. Sie ſah ſeine Gleichgültigkeit im Anfange mit Verdruſſe; ſie ward deſſelben gewohnt; ſie glaubte, durch ſeinen Kaltſinn das Recht erlangt zu haben, ihm wieder zu mißfallen. Nun iſt er ihr Tyrann und ſie ſeine Peinigerin. Statt ihr beiderſeitiges Vergnügen zu befördern, ſuchen ſie einander unglückſeelig zu machen. Er findet itzt die Luſt nicht bey ihr, deren Verlangen ihn erſt aufgemuntert hatte, ihr zu gefallen; er will ſeinen Verdruß zerſtreuen, und ſchweift aus. Sie rächt ſich mit gleichen Ausſchweifungen, und beyde treiben ihre Rache ſo weit, das ſie das öffentliche Gelächter werden. Wie elend ſind ſie, daß ſie einander nicht gefallen wollen!

Man wird aus dieſen Betrachtungen leicht erkennen, wie nöthig die Gefälligkeit zu unſrer Glückſeeligkeit ſey, obgleich dieſe ſo nöthige Tugend ſelten unter den Menſchen gefunden wird. Man wird fragen, woher es komme, daß ſo wenige gefällig ſind. Die meiſte Schuld fällt auf die gewöhnliche Erziehung der Kinder, wenn die Jünglinge durch ihre Ungebundenheit, die Männer durch ihren Stolz und die Alten durch ihr mürriſch Weſen mißfallen. Diejenigen, welche das Glück niederdrückt, können ihren Kindern die Erziehung nicht geben, welche erfordert wird, ſie liebenswürdig zu machen, und die meiſten Vornehmen und Reichen ſind zu nachläßig, als daß ſie ſich bekümmern ſollten, die ihrigen ſo zu erziehen, daß ſie angenehm würden. Wie viele meynen nicht, daß ihre Kinder gefallen müſſen, weil ſie reich und vornehm ſind! Läßt man ſie nicht tauſendmal ſchließen, daß ſie mit großen Reichthümern Tugenden genug erben werden? So werden ſie von Jugend auf zu einem Stolze gewöhnt, der alle Menſchen wider ſie empört, ob man gleich durch ihren Stand und durch ihr Vermögen gezwungen ſeyn kann, ſie zu erdulden. Gewiſſe Menſchen erhalten ohnedies von der Natur eine große Wildheit und Rauhigkeit: Wenn nun dieſe nicht immer unterdrückt und gezähmet wird, wie können ſie geliebt werden? Nichts hindert die Gefälligkeit mehr, als die Eigenliebe. Menſchen, welche ſich vergöttern, und nichts, als ihre eignen oft eingebildeten Vollkommenheiten bewundern, können andrer gute Eigenſchaften weder erkennen noch hochſchätzen. Entziehen ſie ihnen aber eine Hochachtung, auf die ſie gerechte Anſprüche haben, ſo müſſen ſie unerträglich werden, da ſich niemand ungeahndet verachten laſſen will. Wenige werden gewöhnt, ſich ſelbſt zu überwinden, ſich nach andern zu richten, und in ihre Neigungen und Leidenſchaften zu ſchicken! Ihre Leidenſchaften wollen herrſchen, und niemand will ein Sclav des andern werden. Nachläßigkeit wird mit Nachläßigkeit, Gleichgültigkeit mit Kälte, Verachtung mit Verachtung geahndet, und ſo werden ſie das Opfer eines um ſo viel gröſſern Haſſes, je weniger ſie ſich Mühe geben, gefällig zu werden.

Von der moraliſchen Nachahmung.*)

Die Sitenlehrer haben zwar den Menſchen viele Wege zur Tugend vorgezeichnet; ſie ſind aber faſt alle und zu allen Zeiten der Meynung geweſen, daß es keinen nähern und ſichrern Weg dazu gäbe, als den Unterricht durch Beyſpiele. Die größten Männer des Alterthums ſtellten nicht allein ſich, ſondern auch andern die Verdienſte und würdigen Handlungen ihrer Vorfahren als Muſter vor Augen, nach denen ſie ihre Thaten bilden müßten. So dachten ſie beſonders bey der Erziehung ihrer Kinder. Der alte Cato, die Zierde der römiſchen Republik zu einer Zeit, da Rom ſo weit ſchon von ſeiner erſten Tugend abgewichen war, glaubte, daß er ſeinem Sohne keine beßre Erziehung geben könnte, als wenn er ihn in ſeinen früheſten Jahren mit den größten Männern ſeines Vaterlandes bekannt machte, und ihn durch dieſe Kenntniß zu einer ruhmvollen Nachahmung ihrer Thaten anfeuerte. In dieſer Abſicht ſchrieb er ſelbſt eine Geſchichte für ihn, welche vielleicht der natürlichen Tugend wichtige Dienſte leiſten würde, wenn die Zeit ſie der Nachwelt aufbehalten hätte. Horaz verſichert, daß ihm ſein Vater die Liebe zur Tugend und den Haß gegen Ausſchweifungen auf eben dieſe Art eingeflößt habe. Die Dichter haben aus der Urſache beſtändig eine Ehre darinnen geſucht, die Tugenden ihrer Mitbürger durch ihre Geſänge zu verewigen, und Sittenlehrer ihrer Nachwelt zu werden, ein Lob, welches die über die Ehre andrer Nationen ſo ſehr neidiſchen Römer beſonders den Barden unſrer älteſten Vorfahren ertheilen mußten.

Der Unterricht durch Beyſpiele hat unſtreitig vor andern Anweiſungen zur Tugend, als der einzigen wahren Ehre des Menſchen, viele Vortheile voraus. Er beweißt nicht allein, in was für Hochachtung einen Menſchen die Erfüllung ſeiner Pflichten ſetzt, ſondern lehrt auch die Möglichkeit ihrer Ausübung. Er hebt die gewöhnlichen Vorurtheile von der Vergeblichkeit der Tugend auf; er ertheilt häufige Vorſchläge, ihre Uebung zu erleichtern; er lehrt den Scheinwiderſpruch verſchiedner Pflichten verhüten; er verſchafft mannigfaltige Reizungen zum eifrigen Beſtreben nach ihrer gewiſſenhaften Erfüllung. Was entdeckt die unzählbaren glücklichen Folgen derſelben deutlicher, als die Kenntniß und Betrachtung derjenigen, welche vor uns tugendhaft geweſen ſind! Der bloße Anblick rechtſchaffener Handlungen erweckt Bewunderung, erfüllet mit Empfindungen eines innigen Wohlgefallens und Vergnügens, und bemächtigt ſich oft auch bey den Laſterhafteſten ihres Beyfalls, erzwingt von ihnen eine ehrerbietige Hochachtung, und zum wenigſten den Wunſch, eben ſo beſchaffen zu ſeyn! Wie leicht kann oft ein ſolcher Wunſch wahr werden?

---

*) Aus J. A. Cramer's vermiſchten Schriften ꝛc.

Ein Menſch müßte in die äußerſte Tiefe des ſittlichen Verderbens hinabgeſunken ſeyn, wenn die Kenntniß eines feurigen Eifers für das allgemeine Beſte, einer unverletzlichen Gerechtigkeit, einer beſcheidnen Mäßigung im Glück, einer außerordentlichen Gegenwart und Standhaftigkeit des Geiſtes in Gefahren, einer großmüthigen Uneigennützigkeit, einer wohlthätigen Menſchenliebe, einer unverbrüchlichen Treue und Verſchwiegenheit bey andern nicht einmal einen unvorſetzlichen Entſchluß, ihnen gleich zu werden, in ſeiner Seele erzeugen ſollte. Eben ſo werden Laſter, die er bey andern wahrnimmt, wenn er zugleich ihre ſchändlichen und entſetzlichen Folgen kennen lernt, ſeinen Abſcheu erwecken, und wenn er ihrer auch ſchuldig iſt, ihn zum wenigſten zu einer geheimen Mißbilligung und Beſtrafung ſeiner Gleichheit mit ihnen zwingen. Man hat alſo recht gethan, daß man die Geſchichte dem menſchlichen Geſchlechte, als eine Quelle guter Rathſchläge, und als eine zuverläßige Lehrerin edler und erhabner Sitten angeprieſen hat.

Die Erfahrung beſtätigt dieſe Lobreden. Die menſchliche Geſellſchaft hat der Nachahmung großer Beyſpiele viele löbliche Thaten zu danken. Sie hat Mitglieder genug, die ſie entehren; der größte Haufe irrt auf dem gebahnten Wege der Schande; es würde aber doch der Elenden, die ſich dem Laſter Preis geben, oder doch ein Leben, das bloß der Tugend geheiligt ſeyn ſollte, in einem unedlen Müßiggange verſchwenden, eine ungleich größere Anzahl ſeyn, wenn nicht ſo viele von dem Geiſte der Nachahmung würdiger Beyſpiele ergriffen und in die Höhe erhoben würden. Carl, der neunte, ein König, welchem ſonſt die franzöſiſchen Muſen wenig zu danken haben, belohnte die Verdienſte des berühmten Amiots mit der Würde eines Großallmoſeniers von Frankreich; eine Großmuth, die unter die Pflichten der Könige gehört. Allein was würde er gethan haben, wenn ihm nicht die Dankbarkeit Carls, des fünften, gegen ſeinen Hofmeiſter, den er zum Pabſte gemacht hatte, von ſeinen Hofleuten ohne die Abſicht, den Gelehrten ſeines Reiches einen Dienſt zu erzeigen, ſo ſehr vorgerühmt worden wäre? Noch viele andre Könige würden die Augen des Erdkreiſes nicht auf ſich gezogen haben, wenn ſie nicht den glücklichen Einfall gehabt hätten, Juliane und Antonine ihrer Zeit zu werden. Der Welt liegt daran, daß die Großen Menſchenfreunde, tapfer, wenn es die Beſchützung des Vaterlandes fodert, gerecht auch gegen Feinde, großmüthig und ihrer ſelbſt mächtig nach erhaltenen Siegen ſind. Allein daran liegt ihr dem Anſcheine nach nicht ſo viel, ob ſie dieſe Verdienſte beſitzen, bloß weil ſie von ihrem innerlichen Werthe überzeugt ſind, oder weil ſie geleſen haben, daß die Scipionen, die Bayarde, und die Türennen dergleichen Verdienſte beſaßen. Es wäre freylich beſſer, wenn die Menſchen mehr aus Gewiſſen, als durch bloſe Nachahmung tugendhaft wären; allein wenn ſie doch einmal Copien ſeyn ſollen: ſo muß man der Welt Glück wünſchen, wenn ſie gute Copien von vortrefflichen Originalen ſind.

Freylich wird ein Philoſoph, der nicht an der äußerlichen Schaale der Dinge hängt, und über den Einfluß hinaus ſieht, den gewiſſe Handlungen in den Nutzen und die Ruhe der menſchlichen Geſellſchaft haben, ſich von Tugenden keine hohen Begriffe machen, welche bloß die Begierde, berühmten Beyſpielen ähnlich zu werden, erzeugt hat. Er, der keine Handlung für tugendhaft hält, welche nicht aus einer wahrhaften Ueberzeugung von ihrem innerlichen Werthe entſprungen iſt, wird wegen Amiots Belohnung wohl nicht Carls, des neunten, Lobredner werden. Wenn man ihn zum Richter darüber machen will: ſo wird er fragen, ob der König überzeugt war, daß Carl, der fünfte, bey der Erhebung ſeines vormaligen Lehrers auf den römiſchen Stuhl wirklich edel und groß gehandelt habe? War er gegen ſeinen Amiot darum eben ſo großmüthig, als der Kaiſer, weil er nicht allein begriff, daß der Unterricht eines Königes eine königliche Vergeltung verdiente, ſondern auch einſah, daß er durch die Belohnung eines verdienſtvollen Gelehrten viele andre aufmuntern würde, Künſte und Wiſſenſchaften immer mehr anzubauen und dadurch ſeine Staaten glücklicher und blühender zu machen? Dergleichen Urſachen würden Carls, des neunten, Nacheiferung ruhmwürdig gemacht haben. Allein ſie hatten keinen Einfluß in ſeine Großmuth gegen den Amiot. Man rühmt den Kaiſer gegen einen König von Frankreich, der eben ſo viel von ſich hält, als ein Kaiſer. Man iſt es von ihm nicht gewohnt, daß er den Gelehrten viele Gnadenbezeigungen erweiſt. Itzt, da man Carln, den fünften, vor ihm lobt, erklärt er ſich auf einmal, daß er wohl eben ſo viel thun wolle, wenn ſich ihm nur eine Gelegenheit dazu darbieten werde. Die Würde eines Großallmoſeniers wird offen; er erinnert ſich ſeiner Zuſage, des Kaiſers Nebenbuhler zu ſeyn, und Amiot wird dazu beſtimmt. Wer ſieht nicht, daß alles dieſes weiter nichts als Eiferſucht über die Lobſprüche war, die man Carln, dem fünften ertheilt hatte. Nicht die Kenntniß des innerlichen Werthes, ſondern bloß die Ehre dieſer Großmuth nöthigte ihm eine Handlung ab, die man ſonſt nicht unter ſeine rühmlichen Thaten zählen würde. Amiot hatte mehr Schrecken, als Vergnügen davon, und wenn der König nicht bis zur Raſerey eigenſinnig geweſen wäre: ſo würde der Kaiſer, bey allem dem Neide, welchen ſein Lob bey dieſem Könige erweckt hatte, unnachgeahmt geblieben ſeyn. Denn die Königin Mutter hatte ihre Urſachen, warum Amiot dieſe Würde nicht erhalten ſollte. Sie ließ ihn zu ſich kommen, und empfing ihn mit dieſen fürchterlichen Dräuungen: Ich habe die Guiſen und Chatillone, den Connetable und die Canzler, die Könige von Navarra, und die Prinzen von Conde gebeugt; und nun will ich an dich, du kleiner Pfaffe! Amiot, der ſehr gern dem Zorne der Königin und der Gnade ihres Sohnes ausweichen wollte, verbarg ſich. Er erſchien einige Tage nach einander nicht bey der Tafel. Der König errieth die Urſache ſeines Außenbleibens. Was! fing er an, weil ich ihn zum Großallmoſeniers gemacht habe, darum wird er unſichtbar? Er gerieth ſogleich, wie es in ſolchen Fällen ſeine Gewohnheit war, in eine ſo große Wuth, daß die Königin, damit ſie ihn nur beſänftigen möchte, den kleinen Pfaffen wider ihren Willen aufſuchen und ihm alle Sicherheit, die er zum Beſitze dieſer Würde verlangen konnte, geben ließ. Vielleicht war ſchon Carls, des fünften, That ſo edel nicht, als ſie das Lob der Hofleute machte. Wie viel mußte nicht einem Eroberer daran gelegen ſeyn, an dem geiſtlichen Gebieter Italiens und der Welt ſeine Creatur zu haben! Und von wem konnte er das eher hoffen, als von ſeinem ehemaligen Hofmeiſter? Doch wenn man auch ſeine Dankbarkeit nicht für verdächtig halten will: ſo iſt doch ſo viel unſtreitig, daß ſein Nebenbuhler weder die Wiſſenſchaften ehren, noch dem Amiot eine Wohlthat erzeigen, ſondern nur ein ähnliches Lob erbeuten wollte.

So gewiß iſt es, daß ein unpartheyiſcher Richter der Menſchen, unter denen es ſo viele künſtliche Betrüger giebt, gegründete Rechte hat, gegen die Tugenden, welche blos dem Geiſte der Nachahmung zu danken ſind, mißtrauiſch zu ſeyn. Wie nicht ſelten bey denen, die durch ihre Beyſpiele andre zur Nacheiferung auffordern, der Ehrgeiz der einzige Antrieb zu gewiſſen Handlungen iſt, die dem Scheine und dem Nutzen nach Verdienſte ſind, und von aller Welt dafür erklärt werden: ſo iſt eben dieſe Leidenſchaft die meiſte Zeit die große Triebfeder, die die Menſchen bewegt, würdige Charaktere nachzuahmen. Das ſind unter den Tugendhaften falſche Münzer. Man bewundert große Beyſpiele; man faßt den Entſchluß, auf dem Wege einherzugehen, der andre zum Ruhme und Glücke geführt hat; man entſchließt ſich aber, nicht weil man begierig iſt, wirklich ſo groß und rechtſchaffen, wie die zu werden, die man bewundert, ſondern bloß wegen der äußerlichen Ehre, die ihnen ihre Verdienſte erworben haben. Iſt der erſte, welcher auf einem löblichen Wege andern vorgeht, vielleicht wirklich tugendhaft: ſo iſt der andre nur ehrgeizig und lobſüchtig. Der Pöbel würde weniger Ehrfurcht gegen die Gemälde der Heiligen haben, wenn der Maler die Stralen um ihre Häupter weggelaſſen hätte.

Die Handlungen der Großen ſind dieſem gerechten Mißtrauen gegen ihren innerlichen Werth am meiſten ausgeſetzt. Warum ſind ſie in ihrem Verhalten ſich ſelbſt ſo ſehr ungleich? Warum verurtheilt der Richter, der auf ſeinem Richterſtuhle auch gegen die kleinſten Verſehen unerbittlich iſt, nicht ſeine eignen Ungerechtigkeiten in ſeiner Privataufführung? Warum iſt ein andrer in ſeinem Hauſe ein Tyrann, mürriſch und kalt gegen eine liebenswürdige Gehülfin ſeines Lebens, ohne Nachſicht und ein Menſchenfeind gegen ſeine Bedienten, da er doch vor den Augen der Welt die Leutſeeligkeit und die Liebe ſelbſt zu ſeyn ſcheint? Gehört die Tugend allein ins Publicum? Und warum iſt noch ein andrer dienſtfertig gegen alle, die ihn um ſeine Hülfe bitten, und großmüthig gegen alle Nothleidende und Arme, da er doch ſeine Gläubiger nicht bezahlt? Kömmt das nicht einzig und allein daher, daß die Großen ſelten andere Verdienſte kennen, als ſolche, welche viel Geräuſch und Aufſehen machen? Sie ſind nur im Angeſichte der Welt tugendhaft, weil ſie die Tugend nicht eigentlich auszuüben, ſondern nur nachzuahmen gelernt haben. Sie ſind, wie die ſteinernen Bildſäulen der Alten. Der Kopf und der Rumpf waren nicht aus einem Stücke. Der Kopf des Momus ſchickte ſich eben ſo gut, als das Haupt des Jupiters darauf. Mancher Finanzenaufſeher bewahrt die ihm anvertrauten Schätze des Staats mit der größten Gewiſſenhaftigkeit; denn man rühmt in der Geſchichte diejenigen, welche der Republik oder ihren Königen treu waren: aber er betrügt ohne Gewiſſen und Schamröthe ſo viele Wittwen und andre niedrige Privatperſonen, als er kann.

O wie viel Mitleiden empfindet ein wahrer Philoſoph, wenn er auf die Großen herabſieht! Sie fallen ſchon in ihrer frühſten Jugend in die Hände der Schmeichler. Man ſchont ihren Verſtand, den ſie ſelbſt ſchon genug ſchonen würden, wenn man ihm auch in der Jugend einige Geſchäfte gäbe. Sie müßten denken lernen, wenn man ſie mit den Geheimniſſen einer geſunden Sittenlehre bekannt machen, und durch Gründe überzeugen wollte, daß ein Menſch ſeiner Natur ganz unwürdig iſt, wenn er keine Verdienſte beſitzt. Man erwecket das Gewiſſen nicht in ihnen; man lehrt ſie nicht, daß ſie bey aller ihrer Größe von Gott abhängig und verpflichtet ſind, ſeinen Geſetzen eben ſo demüthig zu gehorchen, als die Niedrigſten, oder man ſchwächt dieſen Unterricht durch Schmeicheleyen, an die ſie früh gewöhnt werden. Man zeigt ihnen den innerlichen Werth der Tugend nicht; nicht die Schönheit, womit ſie glänzen würde, wenn ſie auch von keinem Menſchen oder Engel bemerkt werden ſollte; nicht ihre Aehnlichkeit mit den Vollkommenheiten Gottes; nicht ihre Hoheit, noch den weitläuftigen Umfang ihres Nutzens. Man ſagt ihnen nur, daß ſie Ehre mache, oder wenn man deutlicher reden will, daß ſie von denen gelobt werde, die nicht mit Gewißheit beurtheilen können, aus was für einer Quelle ſie entſprungen iſt. Den Beweis davon führt man durch die Vorſtellung großer Beyſpiele. So lernen ſie die Welt betrügen, um von ihr mit Lobſprüchen, die eben ſo gründlich ſind, als ihre Tugenden, wieder betrogen zu werden. Fäncymen hat einige Sammlungen ſinnreicher Einfälle ſo oft durchgeleſen, daß er zuweilen etwas ſagt, das einem natürlichen guten Einfalle ähnlich ſieht. Iſt er darum wirklich ſinnreich? So verrichtet zuweilen ein Menſch eine Handlung, die man gern bewundern würde, wenn man nicht wüßte, daß ſie ein Einfall wäre, den er nicht ſelbſt gedacht, ſondern aus dem Unterrichte ſeines Sprachmeiſters auswendig behalten hat.

Was für Gegenſtände der Nacheiferung fallen weg, wenn man die Geſchichte mit dem reifen Urtheile lieſet, womit ſie geleſen werden muß! Wie lange iſt der Name des Auguſtus ein Lobſpruch oder vielmehr eine Ironie auf alle die Fürſten geweſen, denen die Dichter haben ſchmeicheln wollen! Man hat tauſendmal geſagt, daß ein Regent nicht, wie Alexander, ſondern, wie Auguſt, ſeyn müſſe; allein man muß den Sueton nicht geleſen haben, wenn man nicht weiß, daß es noch zweifelhaft iſt, ob die Griechen unter dem Alexander, oder die Römer unter dem Auguſtus unglücklicher geweſen ſind. So viel iſt unſtreitig, daß die Lobreden des römiſchen Volkes auf ihn eine ſclaviſche und die Oden des Horaz auf dieſen Bezwinger der Republik eine poetiſche Lüge geweſen ſind.

Wenn man Cicerons Rede für das maniliſche Geſetz und Lucans pharſaliſchen Krieg lieſet: wer ſollte nicht begierig werden, den Weg zu betreten, auf welchem Pompejus zu einem ſo allgemeinen Ruhme gelangt iſt? Aber was macht nicht eben dieſer Cicero in ſeinen vertrauten Briefen an den Atticus, wo er aufrichtig und ſo ſpricht, wie er denkt, dieſer ſo getreue Anhänger des Pompejus für einen Charakter von ihm? Er hat keine edlen und erhabnen, ſondern ganz niedrige und gemeine Eigenſchaften, ſagt er. Dieſes Urtheil wird durch eine ſtrenge und unpartheyiſche Prüfung ſeiner Thaten beſtätigt. Seine Geſchicklichkeit, den römiſchen Senat und das Volk alſo zu lenken, daß er, wenn andre Feldherrn ſchwere langwierige Kriege beynahe ganz geendigt hatten, ſie zurückrief, ſie der Ehre ihrer erſten Siege beraubte, ihm aber einen ſchon überwundenen Feind, der vielleicht zur völligen Niederlage nur noch einen Streich empfangen durfte, und den darauf folgenden Triumph in die Hände ſpielte, dieſe Kunſt, andre um die an ſich ſelbſt ſchon elende Belohnnug ihres Muthes zu betrügen, war ſein größtes Verdienſt. Wie wenig iſt doch auf öffentliche und allgemeine Lobſprüche zu trauen! Die Nachwelt kann den Betrug nur allzuleicht entdecken, wenn ſie will, und wenn es auch durch einen oder den andern geheimen Brief geſchehen ſollte, der bis auf ihre Zeiten erhalten wird. Wer wird einen Held nachahmen wollen, der in ſeinem fünf und zwanzigſten Jahre den Beynamen des Großen erhielt, ſo viele Nationen beſiegte, faſt über drey Theile des Erdkreiſes triumphirte, und dennoch nichts Großes und Erhabnes, ſondern lauter niedrige und gemeine Eigenſchaften beſaß?

Die Liebe gegen das Vaterland und der Eifer für die Freyheit der Republik wurden unter den Römern nicht allein für nothwendige, ſondern auch für außerordentliche und heroiſche Tugenden gehalten. Dieſe Geſinnungen wurden von allen Geſchichtſchreibern und Rednern bewundert. Sie erzeugten tauſend Thaten, die wir noch in unſern Zeiten für groß erklären. Sie wurden durch die Nachahmung fortgepflanzt. Selbſt in denen Zeiten, in welchen Rom durch ſeine eigne Größe ſchon zu fallen anfing, und einen Monarchen nöthig hatte, wenn es in ſeinem Falle aufgehalten werden ſollte, wollten Cato, Cicero, Bibulus, Metellus, und andre Römer kein andres Verdienſt kennen, als den republikaniſchen Eifer für die alte Einrichtung des römiſchen Staates, welche doch auf keine Weiſe mehr beybehalten werden konnte. Es iſt etwas leichtes, dieſen Patriotismus verdächtig zu machen. Man könnte mit ſtarken Gründen behaupten, daß er bey dem Cato nichts als ein philoſophiſches Vorurtheil und ein Eigenſinn war, den er theils von ſeiner Familie geerbt, theils in der finſtern Schule der Stoiker erlernt hatte. Cicerons Beyſpiel allein beweißt, daß dieſer Eifer für die Republick nicht aus der vernünftigen Einſicht entſtand, daß das Beſte des römiſchen Volkes eine republikaniſche Einrichtung erforderte. Denn eine reife Ueberlegung aller Umſtände, worinnen ſich Rom zu dieſen Zeiten befand, würde dieſe Eifrer gelehrt haben, daß es vortheilhafter für ihre Mitbürger wäre, Einen Herrn, als viele Beherrſcher zu haben. Niemand konnte dieſes beſſer beurtheilen, als Cicero, und wie republikaniſch geſinnt war er nicht! Mit welchen Entzückungen pries er nicht einen Brutus, einen Fabius Maximus, einen Scipio, einen Lälius! Und wenn er Cäſars geheime Unternehmungen betrachtete, Roms Alexander zu werden: Was für bittre Wehklagen ſchüttete er nicht in den Schoos ſeines Atticus aus! Die Republick iſt in den elendeſten Umſtänden! Alles geht unglücklich! Die Republick iſt verlohren! Pompejus, der ſich dem Cäſar nicht eifrig genug widerſetzte, beſaß nichts Großes und Erhabnes. Alles dieſes ſind Ausrufungen, die uns alle Augenblicke in ſeinen vertrauten Briefen aufſtoßen. Ohne dieſen Eifer war niemand in ſeinen Augen rechtſchaffen. War aber dieſer Patriotismus Tugend? Aller dieſer Eifer war bloß die Eitelkeit eines Redners, welcher vorher ſah, daß bey einer monarchiſchen Verfaſſung des Staates ſeine Beredſamkeit unnütze werden würde. Dieſes erhellt unwiderſprechlich daraus, daß er bereit war, ſeinen Eifer für die Republik, worein er faſt alle Rechtſchaffenheit ſetzte, aufzuopfern, wenn ihm Cäſar das Augurat hätte geben wollen, eine Würde, welche ſeiner Eitelkeit ſchmeichelte, weil ein Augur ſich in alle öffentliche Angelegenheiten miſchen konnte. Das iſt das einzige, ſagt er zum Atticus; ich muß meine Schwachheit geſtehn; wodurch mich diejenigen, ſo itzt über die Republik herrſchen, gewinnen könnten. Die Stoiker mochten ſagen, was ſie wollten, in einer Religion, wo die Tugend für kein Geſchenk des Himmels gehalten wurde, mußte man die Ehre mehr, als die Tugend lieben. Erhellt daraus nicht, wie ſchwer es iſt, in der alten Geſchichte wirklich große Thaten zu finden, die man ohne alle Gefahr als Beyſpiele anpreiſen könnte? Man mag ſeine Augen vor dieſer Wahrheit verſchließen, wie man will, ſo wird man dennoch immer zu dem Geſtändniſſe gezwungen werden, daß alle die Griechen, und alle die Römer, die man uns als Muſter großer Tugenden vorſtellt, die meiſte Zeit ſehr kleine Thaten auf eine große und praleriſche Art verrichtet haben.

Da die Geſchichtſchreiber gemeiniglich nur diejenigen Handlungen ihrer Helden beſchreiben, welche viel Geräuſch gemacht haben und weit geſehn worden ſind: ſo iſt leicht zu begreifen, daß man von allen den Tugenden, die in der Stille geſchehen müſſen, und ihren Werth verlieren, wenn derjenige, der ſie ausübt, ſie auch ſelbſt bekannt macht, wenig Beyſpiele finden wird. Und doch können eben dieſe ihrer Natur nach verborgnen Tugenden die erhabenſten, und der größte Schmuck der Menſchheit ſeyn. Diejenigen, welche durch Beyſpiele die Menſchen zur Tugend reizen wollen, mögen nur zuſehn, daß ſie ihnen nicht mit der Begierde der Nachahmung Eitelkeit und Stolz einflößen. Die Standhaftigkeit eines Märtyrers, der den Tod nicht aufſucht, aber auch nicht vor ihm erzittert, wennn er ergriffen wird, zu den grauſamſten Qualen geführt zu werden, iſt unſtreitig dem feigen Tode des Cato weit vorzuziehen. Allein warum wird unſer Herz mehr erhoben, wenn wir die Thaten der Römer leſen, als wenn wir unſre Augen einmal auf eine Märtyrergeſchichte werfen? Geſchieht es nicht darum, weil hier alles die natürliche Eitelkeit des Menſchen demüthigt, in der römiſchen Geſchichte aber alles ſeine hochmüthige Einbildung erhitzt? Hier ſchimmert und blendet alles; alles ſcheint groß und edel zu ſeyn. Gleichwohl ſind die meiſten von dieſen prächtigen Thaten falſche und betrügliche Dünſte, die nur in der Nacht aufſteigen und leuchten, ſo bald aber, als der Tag anbricht, verſchwinden. Wer wird aber wohl einem Wandrer rathen, lieber in der Nacht bey dem verführenden Lichte dieſer Dünſte, als am hellen Tage zu reiſen? Unterdeſſen iſt nicht zu läugnen, daß in einer finſtern Nacht ein kleiner Stral das Auge beynahe mehr erfreut, als am Tage die ganze Sonne.

Beyſpiele ſind Handlungen in einzelnen beſonders beſtimmten Fällen. Ihre Nachahmung erfordert alſo eine außerordentliche Vorſicht, und eine reife Ueberlegung. Wenn man mit einer rühmlichen Handlung, die ein andrer vor uns verrichtet hat, ein gleiches Lob verdienen will, ſo muß man ſich nothwendig in eben dem Falle befinden. Allein wenn kömmt ein Menſch grade in eben die Umſtände, in denen ein andrer vor uns geweſen iſt. Eine jede Verſchiedenheit der Umſtände erfordert eine Verſchiedenheit in der Handlung, welche der Gegenſtand der Nachahmung wird, und je größer die Unähnlichkeit iſt, deſto größer muß die Verſchiedenheit der Handlung ſelbſt ſeyn. Man kann ganz beſondre und eigne Verbindlichkeiten in einem gewiſſen Falle haben, die ein andrer nicht hatte, dem man gern in ſeinem Verhalten ähnlich ſeyn wollte, und, wenn ein wirklicher oder ſcheinbarer Widerſpruch der Pflichten entſteht, ſo kann das bey uns ein Fehler ſeyn, was bey andern eine Tugend war. Dieſe Anmerkung verdient beſonders bey öffentlichen und geſellſchaftlichen Thaten die ſorgfältigſte Betrachtung. Was in Sparta bey der beſondern Einrichtung dieſer Republik eine Tugend war, konnte in Athen beſtraft zu werden verdienen.

Allein wozu dienen dieſe Anmerkungen? Sollen ſie dem Menſchen eine Aufmunterung zu löblichen Handlungen rauben, der auf einem Wege, welchen er ungern betritt, beſtändig einen neuen Sporn braucht? Wenn ſie eine ſo niederträchtige Abſicht hätten: ſo würde man alle menſchliche Tugenden verdammen, und der Falſchheit anklagen müſſen. Allein ihre Abſicht iſt ſo rein und erhaben, als die Tugend ſelbſt. Sie ſollen nur diejenigen, welche entweder andre oder ſich ſelbſt durch Beyſpiele unterrichten wollen, vorſichtig machen, damit ſie nicht auf die Abwege gerathen, worauf die Begierde, alles nachzuahmen, was gut zu ſeyn ſcheint, leicht verführen kann. Alle Beyſpiele gleichen den Führern, die uns in einem Lande, wo wir unbekannt und Fremdlinge ſind, den richtigen Weg zeigen ſollen. Wäre es nicht die größte Unbeſonnenheit, wenn ſich ein Reiſender, der viel oder alles verlieren kann, wenn er von der ſichern Straße abweicht, dem erſten dem beſten Geleitsmann überließe, und, ohne ſich um ſeine Treue bekümmert zu haben, ihm auf ſeine ehrliche Mine ſeinen Reichthum und ſelbſt ſein Leben anvertraute? Man muß ſeinen Führer kennen lernen, damit man ſich nicht in die Gewalt eines Räubers und Verräthers überliefre. Folglich muß man ſich mit den Pflichten und der Beſtimmung der menſchlichen Natur bekannt gemacht haben; wiſſen, daß man von einem höchſten Weſen abhange; begreifen, was man in allen Vorfällen des Lebens Gott, dem gemeinen Weſen, ſeinen Nebengeſchöpfen und ſich ſelbſt ſchuldig ſey. Vornehmlich müſſen wir die wahren Bewegungsgründe kennen, aus denen alle unſre Handlungen entſpringen müſſen, wenn ſie nicht nur gut ſcheinen und glänzen, ſondern wirklich gut ſeyn ſollen. Wir müſſen unſre Fähigkeiten, die Kräfte unſers Geiſtes, die Zeiten, und äußerlichen Umſtände, in denen wir uns befinden, geprüft und erwogen haben, damit wir einige Beyſpiele bloß zu bewundern, andre aber nachzuahmen wiſſen. Wenn die Seele mit dieſer Wiſſenſchaft ausgerüſtet iſt: wie glücklich wird ſie nachahmen! Sie wird ſich von keinem falſchen Lichte blenden laſſen, niemals in ihrer Nacheiferung romanhaft, niemals lächerlich, niemals eine Heuchlerin oder Betrügerin werden. Man darf ſich nicht bereden, daß ein Menſch, der alles dieſes wiſſe, keine Beyſpiele mehr brauche. Beyſpiele wirken allezeit kräftiger auf den Willen, als Regeln, aber niemals kräftiger, als wenn die Regeln vorhergegangen ſind. Die Neigung zum Laſter ſitzt allzutief in unſerm Herzen, als daß jemals ein Antrieb zum Guten überflüßig ſeyn könnte. Und wenn edle Beyſpiele weiter keinen Nutzen hätten; wenn wir an ihnen die Schönheit der Tugend nicht ſo zu ſagen mit Augen ſehen, die wir vorher bloß durch Nachdenken erkannt hatten: ſo überführten ſie uns zum wenigſten, daß wir nicht ohne Geſellſchaft tugendhaft wären.

Eine Menſch, der ohne feſte und beſtimmte Grundſätze einer geſunden Sittenlehre dieſe oder jene große und edle Thaten nachahmt, gleicht dem Poeten, der, weil er ſich mit den Geſetzen der Dichtkunſt nicht bekannt gemacht hat, den Homer in Satiren und den Horaz oder Juvenal in Epopeen nachahmt. Er wird ſehr oft den wahren Schmuck mit einem ſchimmernden Flittergolde, und die Spielwerke eines Anagramma mit kühnen und erhabenen Gedanken verwechſeln. Verhält es ſich in dem Stücke mit der moraliſchen Nachahmung wohl anders, als mit der poetiſchen?

Laſſet uns alſo, wenn wir nachahmen wollen, gleich einem Glover oder Pope in ihren Gedichten, nur die ſchöne Natur zum Ziele unſrer Nacheifrung wählen. Laſſet uns, wenn wir eine große Handlung bewundern, unterſuchen, ob wir nach unſern beſondern Umſtänden eine gleiche oder eine noch ſtärkere Verbindlichkeit dazu empfinden, oder ob wir nicht verpflichtet ſind, weil wir entweder noch richtigere Einſichten, oder noch ſtärkere Anreizungen haben, ſie zu übertreffen. Laſſet uns beobachten und erforſchen, wenn wir nicht in einem ganz gleichen Falle ſind, wie groß, wegen der Verſchiedenheit des Falles die Verſchiedenheit unſers Verhaltens ſeyn müſſe, und niemals laſſet uns mit einer bloß äußern Uebereinſtimmung unſrer Aufführung mit löblichen Beyſpielen zufrieden ſeyn, vornehmlich dann, wann bloß ihr Aeußerliches Ruhm verdient.

Philochreſt iſt von der Begierde entzündet, edle und große Beyſpiele, er mag ſie nun unter den Lebenden oder in der Geſellſchaft der Todten finden, nicht allein zu bewundern, ſondern ihnen auch nachzueifern. Sein Herz ſchwillt ihm vor Freude auf, wenn er irgendwo eine Tugend zu erblicken glaubt. Er iſt begierig, ihr nachzueilen. Gleichwohl hat er ſich ſtets ſo in ſeiner Gewalt, daß er den Gegenſtand ſeiner Nacheifrung erſt recht kennen lernen will, um nicht zu fehlen. Er prüft die Handlung, die ſich ihm unter dem Scheine der Tugend vorſtellt, und wägt ihren Werth vernünftig ab. Er läßt ihr Gerechtigkeit widerfahren, wenn er auch vielleicht ihre Abſicht oder ihren Bewegungsgrund verdammen müßte, und entſchließt ſich, die That, die an ſich ſelbſt betrachtet alle Hochachtung verdienet, wenn ſich ihm die Gelegenheit dazu anbietet, zwar auch auszuüben, ſie aber durch die edelſten Bewegungsgründe und Abſichten noch mehr zu erhöhen. Weil er überzeugt iſt, daß kein Menſch alle Tugenden beſitzt: ſo hat er auch keinen Held, den er einzig und allein in allen ſeinen guten und fehlerhaften Handlungen ähnlich werden möchte. Er iſt ein Zeuris, welcher, da er eine vollkommne Schönheit malen will, ſich nicht einbildet, in einem Körper alle Reizungen beyſammen zu finden, ſondern die vortrefflichſten Züge einzelner Schönen ſammlet, und daraus ſeine vollkommne Schönheit bildet. Wie viel verliert nicht das menſchliche Geſchlecht, daß Philochreſt nur eine Idee, und nicht viel wirklicher als der Weiſe des Stoikers iſt! Sein Beyſpiel würde die Stelle aller Regeln der moraliſchen Nachahmung vertreten.

Johann Friedrich Cramer

wurde am 5. November 1780 zu Quedlinburg geboren, ſtudierte die Rechte in Halle und ward nach vollendeter akademiſcher Laufbahn 1798 Referendar in Berlin, 1801 Auditeur bei dem Regimente Wartensleben zu Erfurt, 1807 preußiſcher Geſandtſchaftsſecretair in Wien und gleich darauf Secretair im Finanzminiſterium in Kaſſel. Von 1808 bis 1818 verwaltete er das Steuerinſpectorat in Halberſtadt, nahm darauf ſeine Entlaſſung und lebt gegenwärtig noch als Doctor der Rechte und privatiſirender Gelehrter daſelbſt.

Seine Schriften ſind:

Blätter zur Kunde des preußiſchen Staates. Berlin 1803.

Eudomenes. Erzählung. Berlin, 1803.

Weihgeſchenke von Freunden für Freunde. Erfurt, 1803.

Themiſtokles. Trauerſpiel. Quedlinburg, 1804.

Commentarien zur neueſten Geſchichte des preußiſchen Staates. Braunſchweig, 1807.

Der Roſenkranz. Quedlinburg, 1811. Neue Auflage unter dem Titel: Gedichte, 1816.

Abentheuer und Volksmährchen. Quedlinburg, 1811.

Geſchichte des Königreichs Weſtphalen. Magdeburg, 1814. 1. Th.

Athenäum für Freunde der Declamation. 2. Thle. Leipzig, 1817.

Geſchichte des Chriſtenthums und der Kirche. 1. Bd. 1. und 2. Abth. Halberſtadt, 1828—30.

Zur Geſchichte Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. Könige von Preußen. Hamburg, 1829. N. A. Leipzig, 1833.

Außer dieſen gab er heraus:

(J. G. Hamanns) Sibylliniſche Blätter. Nebſt Beilagen. Leipzig, 1819.

H. K. A. Cramers, Briefe und Schriften. Berlin, 1806. 1. Thl.

Lichtwehr's Schriften, (ſ. d.) u. ſ. w.

Von 1822 — 1830 beſorgte er die Redaction der Zeitſchrift „Zeitgenoſſen." Leipzig, bei Brockhaus.

J. F. Cramer iſt ein gewandter, geiſtvoller und kenntnißreicher Schriftſteller, zu deſſen gelungenſten Arbeiten vorzüglich ſeine Leiſtungen im biographiſchen Fache gehören. Als Dichter hat er dagegen nie einiges Aufſehen erregt, obwohl eine gebildete Sprache und Klarheit der Gedanken ihm zuerkannt werden müſſen.

Johann Friedrich Heinrich Cramer

ward am 2. September 1754 zu Dahlen bei Oſchatz geboren, ſtudierte Theologie in Leipzig, ward 1783 fünfter Diakonus an der Kreuzkirche in Dresden, und bekleidete nach und nach höhere geiſtliche Aemter daſelbſt, bis er am 4. September 1820 als Stadtprediger, Doctor der Philoſophie und Ritter des K. S. Civilverdienſtordens ſtarb.

Seine Schriften, welche ſämmtlich mehrere Auflagen erlebten, ſind:

Ueber die Nachahmung Jeſu. Dresden, 1791.
Beicht- und Communionbuch. Dresden, 1794.
Rathſchläge für junge Chriſten u. ſ. w. Dresden, 1794.
Chriſtliches Tagebuch zur häuslichen Erbauung. Dresden, 1796.
Predigten über die gewöhnlichen Epiſteln. Dresden, 1804. 2 Thle.
Andachtsbuch zur häuslichen Erbauung. Dresden, 1809.
Predigten über die gewöhnlichen Evangelien. Dresden, 1818. 2 Thle.

Ein ſehr beliebter und überaus gern geleſener aſcetiſcher Schriftſteller wußte J. F. H. Cramer auch als geachteter Kanzelredner ſegensreich zu wirken; ſeine Predigten zeichnen ſich durch Gemüthlichkeit, Wärme, Lebendigkeit und Würde äußerſt vortheilhaft aus.

Karl Friedrich Cramer,

ein Sohn von Johann Andreas Cramer, ward am 7. März 1752 zu Quedlinburg geboren, ſtudierte in Göttingen und erhielt 1775 eine außerordentliche Profeſſur der Philoſophie an der Univerſität Kiel, welche 1780 in eine ordentliche Profeſſur verwandelt wurde. Seine politiſchen Meinungen und beſonders ſein großer Eifer für die franzöſiſche Revolution hatten 1794 ſeine Entlaſſung zur Folge. Er begab ſich nun nach Hamburg, lebte hier als Privatgelehrter und ging dann 1796 nach Paris, wo er ſich als Buchdrucker und Buchhändler niederließ. Falſche Speculationen brachten ihn um ſein ganzes Vermögen und zwangen ihn ſogar auf eine Zeit lang Paris zu verlaſſen, doch kehrte er ſpäter wieder dahin zurück und ſtarb dort am 8. December 1807.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Klovſtock. Er und über ihn. Hamburg, 1779—92. 5 Thle.
Menſchliches Leben. Altona und Leipzig, 1793—95. 16 St.
Ueber meine Schickſale. Altona und Leipzig, 1795.
Tagebuch aus Paris. 2 Thle. Paris, 1800.
Individualitäten. Amſterdam, 1806. 3 Hefte.
Viele Ueberſetzungen namentlich aus dem Franzöſchen in's Deutſche wie z. B. Rouſſeaus, neue Heloiſe. 4 Thle. Berlin, 1785—86. Emil. Braunſchweig, 1789–91. 4 Thle. Politik. Berlin, 1787. 2 Thle. Racine's Athalia. Hamburg, 1786. Chateaubriand's Atala. 2. Aufl. Leipzig, 1805. Villers, über die Reformation. Hamburg, 1805. Merciers neues Paris. Paris, 1800. Grouvelle, über die Tempelherren. Leipzig, 1806. Raynouard's Tempelherren. J. Baillie's Leidenſchaften. Leipzig, 1806. 3 Bde. u. ſ. w., und aus dem Deutſchen in das Franzöſiſche, wie z. B. Bouterweks Graf Donawar, die Herrmannsſchlacht von Klopſtock, Schillers Jungfrau von Orleans u. ſ. w.

K. F. Cramer war ein Mann von reichen Kenntniſſen, glücklichen Fähigkeiten und nicht ohne Geſchmack, aber flüchtig, eitel und überſpannt, was ſich auch in allen ſeinen Schriften, welche ſich um ſeine Perſönlichkeit, als ihren Mittelpunkt bewegen, deutlich und entſchieden ausſpricht. Ein ſehr richtiges Urtheil über ihn findet ſich in dem Morgenblatt für gebildete Stände. Jahrg. 1808. No. 18. S. 72., wo es heißt: „C. hatte unzählige Verdienſte des Herzens, Kenntniſſe aller Art und gewiß in vielen Fächern mehr, als bloß oberflächliche; ſein einziger Fehler war Mangel an Menſchenkenntniß, oder was beinahe eben ſo viel heißen will, Ueberſpannung. Die franzöſiſche Revolution hatte ihn zu Irrthümern verleitet aber gewiß nicht zu Vergehungen; er hatte das mit vielen anderen Menſchen gemein, welche nachher die Ausſöhnung mit der alten Welt und mithin Ruhe des Lebens wiederfanden. Cramer, in der Unbefangenheit ſeiner Seele und mit ruhigem Gewiſſen, glaubte nicht einmal Feinde zu haben; er glaubte nicht einmal unglücklich zu ſeyn; er fand in ſich ſo viele Tröſtungen. Intriguante Menſchen ſollen ſeine Gutmüthigkeit gemißbraucht haben, Familienumſtände von der allererſchütterndſten Art trafen ihn; auch war er in Paris überhaupt außer ſeiner Sphäre." — Seine poetiſchen Leiſtungen ſind unbedeutend, voll Enthuſiasmus zwar, der ſich aber meiſt nur in rhetoriſchen Floskeln offenbart; am gewandteſten zeigt er ſich in ſeinen proſaiſchen Ueberſetzungen.

Karl Gottlob Cramer

ward am 3. März 1758 zu Pödelitz bei Freiburg an der Unſtrut, im jetzigen preußiſchen Herzogthum Sachſen geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Vorbildung in Schulpforte und widmete ſich dann in Leipzig der Theologie. Nach vollendeten Studien lebte er als Privatgelehrter in Weißenfels und Naumburg, erhielt 1795 den Character eines Herz. Sächſiſchen Forſtrathes und wählte nun Meiningen zu ſeinem Wohnſitz. Später erhielt er eine Anſtellung als Lehrer an der Forſtſchule zu Dreißigacker, die er bis an ſeinen Tod, der am 7. Juni 1817 erfolgte, verwaltete.

Seine bekannteſten Romane ſind:

Karl Saalfeld. Leipzig, 1782.
Meppen Bocksbart. Leipzig, 1783. 2 Thle.
Erasmus Schleicher. Leipzig, 1789. 4 Thle.
Der deutſche Alcibiades. Leipzig, 1790. 3 Thle.
Herrmann von Nordenſchild. Leipzig, 1791. 2 Thle.
Paul Yſop. Leipzig, 1791. 2 Thle.
Haspar a Spada. Leipzig, 1791. 3 Thle.
Adolf, Rauhgraf von Daſſel. Leipzig, 1792. 3. Thle.
Genieſtreiche. Leipzig, 1792. 2 Thle.
Der lahme Wachtelpeter. Leipzig, 1794. 2 Thle.
Der kluge Mann. Leipzig, 1795. 3 Thle.
Konrad von Kaufungen. Leipzig, 1795. 2 Thle.
Jacob Luley. Leipzig, 1795. 2 Thle.
Das Jägermädchen. Leipzig, 1796. 2 Thle.
Peter Schmoll. Leipzig, 1798. 2 Thle.
Zoar. Leipzig, 1800. 2 Thle.
Raſereien der Liebe. Leipzig, 1801. 2 Thle.
Der arme Flötenſpieler, Leipzig, 1802.
Der Domſchütz. Leipzig, 1804. 2 Thle.
Septimius Storax. Leipzig, 1807.
Das eiſerne Kreuz. Leipzig, 1815. 3 Thle. u. ſ. w.

Ein Vielſchreiber im Fach der Romane, nicht ohne Originalität aber ohne Bildung und Geſchmack, lange Zeit die Freude der Leihbibliotheken und der Näherinnen und Ladendiener, jetzt bereits verſchollen und vergeſſen. Treffend und wahr bemerkt Franz Horn (die ſchöne Literatur Deutſchlands während des achtzehnten Jahrhunderts. Berlin 1813. Th. II. § 124) bei Gelegenheit Cramers: Faſſen wir das geſammte ſchriftſtelleriſche Leben C's als ein Ganzes auf, ſo geht aus demſelben eine recht einfache aber wichtige Lehre hervor und zwar folgende: der gute offene aber rohe und verworrene Kopf kann eine Zeitlang wohl die Maſſe des Publicums erfreuen, denn er ſtellt wenigſtens etwas hin, das ein wirkliches Etwas iſt und beſonders im Spiegel gutmüthiger Ironie leicht als Naivetät erſcheinen kann, ſo wie er ſich denn auch rühmen darf, daß ihm der trockene und gelehrtleere Kopf ſeine Gedanken und Phantaſieſprünge nicht nachmachen kann. Fängt er aber nicht bald und mit Eifer an, ſich nach wahrer Bildung umzuſehen, läßt er ſich wohl gar in einer für Genialität ausgegebenen Ungenirtheit ſorglos hingehn, ſo tritt die gerechtwaltende Nemeſis ein und bereitet ſeinen Schriften ein Schickſal, wie es jezt die Cramerſchen bereits getroffen hat. —

August Friedrich Cranz

ward am 26. September 1736 in Marwitz geboren, und bekleidete in reiferen Jahren das Amt eines K. Preußiſchen Kriegs- und Steuerrathes zu Kleve von dem er jedoch entſetzt wurde. Er privatiſirte nun abwechſelnd in Hamburg, Altona, Frankfurt am Main und ſeit 1793 in Berlin, wo er eine Penſion bezog. Er ſtarb daſelbſt am 19. October 1801.

Von ihm erſchien:

Gallerie der Teufel. Düſſeldorf, 1776—78. 5 St.
Die Bockiade. Frankfurt, a. M. 1779.
Lieblingsſtunden. Berlin, 1779. 4 Thle.
Neue Bockiade. Berlin, 1781.
Meine Erholungsſtunden. Berlin, 1779.
Charlatanericen. Berlin, 1780. 4 Hft.
Beitrag zur Chronik von Berlin. Berlin, 1781. 3 St.
Silen und ſein Eſel. Berlin, 1781.
Der Freund der Wahrheit. Berlin, 1782.
Kleine Schriften. Berlin, 1782—83. 3 Thle.
Cranz in Hamburg. Berlin, 1785. 2 Bde.
Ein Wort zur Beherzigung. 2. A. Berlin, 1791.
An mein Vaterland. Hamburg, 1798.
Fragmente. Berlin, 1790 — 92. 12 St.
Die Ochſiade. Hamburg, 1797.
Einzelne Flugſchriften u. ſ. w.

C. erwarb ſich zu ſeiner Zeit einen Namen als Satyriker und war allerdings nicht ohne Witz, jedoch oft gemein und noch öfter perſönlich, ſo daß viele ſeiner Schriften, bloße Pasquille ſind. — Schon während ſeines Lebens wurde er mehr gefürchtet als geachtet und ſeine Leiſtungen die nur ephemeres Intereſſe hatten, fielen gleich nach ſeinem Tode verdienter Vergeſſenheit anheim.

Karl Kasimir von Creuz,

ein ausgezeichneter Staatsmann und verdienſtvoller didactiſcher Dichter, ward am 24. November 1704 zu Homburg vor der Höhe geboren, verdankte ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung größtentheils Privatlehrern und vollendete ſeine Erziehung durch ſeinen angeſtrengten Fleiß im Selbſtunterricht. Eine Univerſität beſuchte er nie, ſondern ward bereits in ſeinem zwei und zwanzigſten Jahre 1746 Landgräflich Heſſen-Homburgiſcher Hofrath mit Sitz und Stimme in der Regierung. Von Moſer, ſein Vorgeſetzter nahm ſich mit beſonderer Vorliebe des talentvollen und unterrichteten jungen Mannes an und Creuz ward auch ſpäter gewiſſermaßen deſſen Nachfolger, da ihm nach von Moſer's Abgang, die Führung der Heſſen-Homburgiſchen Rechtshändel übertragen wurde. 1749 ward er erſter Staatsrath bei der Wittwe ſeines Fürſten. 1751 auswärtiges Mitglied der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften, ſo wie ſpäter der Akademien zu Mannheim und München. 1753 traf ihn aber das Schickſal, wegen des Eifers, den er bei der Behauptung der Rechte ſeines Landes gegen Heſſen-Darmſtadt bewies, verhaftet, und ein ganzes Jahr auf einer Darmſtädtiſchen Feſtung zurückgehalten zu werden. Im Jahre 1756 als Heſſen-Homburgiſcher Geheimerath nach Wien geſandt, erwarb er ſich die Gunſt des deutſchen Kaiſers in ſo hohem Grade, daß dieſer ihn zum Reichshofrath ernannte. Nachdem er die Irrungen zwiſchen Heſſen-Darmſtadt, und Heſſen-Homburg vermittelt, und den Vermählungsvertrag zwiſchen ſeinem Fürſten und einer Heſſen-Darmſtädtiſchen Prinzeſſin abgeſchloſſen hatte, ereilte ihn, von Anſtrengungen und Arbeiten aufgerieben, der Tod am 6. September 1770.

Er gab heraus:

Oden und Lieder. Frankfurt, 1750. — 4. A. unter dem Titel: Oden und andere Gedichte, auch kleine proſaiſche Aufſätze. 2 Thle. Frankfurt, 1769.
Verſuch über die Seele. Frankfurt, 1752. 2 Thle.
Die Gräber. Ein philoſophiſches Gedicht. Frankfurt, 1760.
Verſuch vom Menſchen. Frankfurt, 1769.

v. Creuz erwarb ſich vorzüglich durch ſein Gedicht, die Gräber, zu ſeiner Zeit großen Ruf. — Es erfreut ſich tiefen Gefühls, ſchwermüthiger Wärme und einer, wenn auch nicht ganz dialectfreien, doch lebendigen und anſchaulichen

Diction und enthält manches wahrhaft Gelungene, ſowie einige auch in philoſophiſcher Hinſicht ausgezeichnete Stellen. Seine übrigen lyriſchen Dichtungen neigen ſich ebenfalls dem didactiſchen Tone zu und machen dem Geiſte des Verfaſſers Ehre, ob ſie auch gleich nicht gerade Neues enthalten. — In ſeinen proſaiſchen Schriften erſcheint er dagegen befangen und unſicher und man ſieht deutlich, daß er ein Autodidact iſt. Seine Trauerſpiele: Sokrates und Seneca ſind gänzlich mislungen. Wir theilen hier den vierten Geſang der Gräber als Probe mit.

Die Gräber.

Vierter Geſang.

Wo bin ich? weckt mich ſchon mein ungeſtümer Kummer?
Von welchem Traum bin ich erwacht?
Wo flog er hin, ach der unſtäte Schlummer?
Traurige Nacht?
Ach, ewig ſcheint mir deine ſchwarze Dauer?
O welch ein Traum! = = ich wach? und noch iſt er mein Schauer?
O Zukunft! = = = welch ein Traum von dir?
O Tod erſcheineſt du mit ſo viel Schrecken mir?

Ich fühle unter mir die fliehnde Erde wanken;
Vom letzten Tag ſah ich den blutgen Schein.
Welch eine Kluft ſah ich? = = Erſchrockene Gedanken!
O welch ein Wirbel ſchlung euch ein!
Wie? wird es dunkler? ach, von welchen Finſterniſſen
Wird meines Geiſtes Raum erfüllt!
Welch ſtarker Arm hat mich mir ſelbſt entriſſen?
Hin in das traurige Gefild,
Hin, wo des mächtgen Tods entzündte Lüfte ſauſen,
Wo der Vergeſſenheit einſame Waſſer brauſen,
Hin wo der Höllenfluß aus tiefen Gräbern quillt?

Wie? hör ich nicht ein Murmeln? = = Wie im Grimme
Des drohnden Tods unlaute tiefe Stimme?
Gott! zwiſchen Seyn und Nichts, welch eine Kluft!
Und ach, in dieſer Kluft ſoll meine Seele ſchweben?
Wenn du aus meiner Bruſt den Athem weggeruft,
Ach, giebſt du meinem Geiſt auch denn ein andres Leben!
Ach, ſoll ich ewig ſeyn? ich ewig? Ach! ich Staub?
Ich, jedes Sturmes Ziel? ich jedes Unfalls Raub?
Ach, ſoll ich ewig ſeyn, um ewig mich zu quälen?
Nur Unruh, oder Tod, ſonſt bleibt mir nichts zu wählen,
Und du, o Tod, biſt du nicht meines Weſens Ziel?
Und dauret noch nach dir mein langes Trauerſpiel?
Mein ewigs Trauerſpiel? O höre meine Klagen,
O höre ſie, verſchwiegne Nacht!
Ihr Gräber, öffnet euch! laßt mich die Schatten fragen,
Ob Sterben glücklich macht;
Erſcheinet mir, Bewohner öder Grüfte!
Beſucht die längſt von euch verlaſſnen Lüfte!
Und einem Sterblichen, der euch, wenn alles flieht,
Mit unerſchrocknen Blicken ſieht!
Ihr zaudert? ach, euch hat vielleicht ein ewger Schlummer
Vom Seyn und von dem Kummer,
Von Zeit und Ewigkeit,
In gleichem Augenblick befreyt.
Ach hätt ich euch zurück, ach, euch, verlebte Stunden
Wo ich der Weisheit thöricht nachgedacht!
Wo ich die Ruh geſucht und nirgends ſie gefunden!
Hätt ich euch jugendlich in Scherzen zugebracht!
Hätt ich ein reines Blut durch ein zu ernſthaft Denken
Nicht ſelbſt vergiftet, und dem Kummer gleich gemacht;
Dem ſchwarzen Gram, in den ſich meine Freuden ſenken;
In deſſen Schlamm ſie untergehn!
Ich könnte ruhiger, ich könnte ſonder Klagen
Den letzten Augenblick von Wolluſt reichen Tagen,
Mit Lachen ſterbend, kommen ſehn!
Ich ſtürb den Geiſtern gleich, den großen Geiſtern gleich,
Die ſelbſt der Götter mächtigs Reich
Verheert, und ſie vom hohen Thron geſtürzet,
Und, wenn ein Unfall kam,
Der Freuden Feind, dem Gram,
Mit ihrem Seyn zugleich den ſchweren Lauf gekürzet.

Ach, ſchnell wie ein Geſpenſt ſind ſie der Hand verſchwunden,
Die kühn nach ihnen griff, des Lebens leichte Stunden!
Was quält ihr mich? verſchmäht den kleinen Raum der Zeit,
Ihr Sorgen, groß genug für eine Ewigkeit!
Was ſäumſt du, Unbeſtand? wirſt du auf deinen Schwingen,
Die Ruhe, die du nahmſt, mir einſt nicht wiederbringen?
Bleibt mir mein Gram allein, und wechſelt alles ab?
Iſt nur für meinen Leib, und nicht für ihn ein Grab?
Betrüglich iſt der Schluß, der aus dem Raum der Zeiten
Den Lauf von meinem Seyn führt in die Ewigkeiten,
Und meiner Tugend, hier im Leben unbelohnt,
Den Lohn vom Tod verſpricht, der ſelbſt den Geiſt nicht ſchont!
Des Laſters Leichenſtein läßt noch die Nachwelt leſen:
Hier ruht das Laſter ſanft, und iſt beglückt geweſen.

Wie elend wird der Menſch, der ſich im Stolz verlor?
Der Staub will ewig ſeyn? was hofft und baut der Thor?
Palläſte für den Blitz, und für den Donner Thürme?
Weiß er, daß vor dem Tod auch Allmacht nicht beſchirme?
O kleiner Unterſchied, der uns von Würmern trennt!
Sie ſterben unbeklagt; wir werden noch genennt.
Verächtlicher als Gras muß oft ein Held vergehen,
Und Götteraſche ſich in Luft und Wellen drehen.
Die Erde = = ach, verwünſcht ſey ihre Fruchtbarkeit!
Daß ſie den Menſchen zeugt, hat nur den Tod erfreut.
Die Opfer ſind umſonſt, die wir den Leichen bringen,
Und im erſtarrten Blut war ihrer Seele Sitz;
Die Trauerlieder, die wir werthen Schatten ſingen,
Der Gräber Pracht, zeugt von der Thoren Witz.
Iſts wahr, was uns von finſtern Höllenflüſſen
Ein Wiegenlied, und das Geſchwätz der Fabel lehrt?
Wann hat die Augen, die wir ewig dunkel ſchließen,
Ein Tag noch wieder aufgeklärt?

Wie lang verliert ſich noch der Menſch in tiefen Sorgen,
Und opfert der Vergänglichkeit?
Auf gleichem Flügel gleicher Zeit
Flieht unſrer Jugend Gram, und ein Gewölk am Morgen.
Ach, alles was wir ſehn,
Ach, alles iſt nur Schein! ein Blendwerk unſrer Sinnen!
Was Weiſe thun; was Helden ſtolz beginnen,
Wird mit der Thoren Thun, der Sklaven Thun vergehn!
Wie wann in ſchnellen Feuersbrünſten
Hier ein Palaſt, dort eine Hütte glüht,
Und nur in einem Rauch der Reſt von beiden flieht:
So miſchet die Vergeſſenheit,
Die Feindin von dem Unterſcheid,
Die Dummheit mit dem Witz, Unwiſſenheit mit Künſten.

Nur Schattenbilder ſinds, womit die Seele ſpielet,
Ihr ſchwaches Aug verträgt kein heller Licht.
Das Glück, das ihr geſehn, habt ihr es auch gefühlet?
Betrogne! Schatten fühlt man nicht.
Des Nachruhms ungehörter Schall,
O Held, iſt der der Grund von deinem Streit und Fall?
Und ſuchſt du deinen Tod auf ungebahnten Wegen?
Das Zauberwort des Ruhms, kann das den Sturm erregen,
Der tauſend niederſchlägt,
Und dann erſt ruhend ſich in Schooß der Grüfte legt?
Wir ſchweben dunkel in dem Land der Phantaſeyen,
Wo man ſtets wünſcht, und nie genießt,
Wo unſer eignes Herz von Circens Zaubereyen
Die fürchterliche Werkſtatt iſt.
Ach, ſind wir alle denn gleich ſterblich, gleiche Thoren,
Und ewig einſt, ſo bald des Schreckens Stimme rufft,
Im dunkeln Labyrinth der Gruft,
Zum Staub verdammt, vergeſſen und verloren:
So ſing auch künftig ich von Lieb und Wein,
Und meine Wiſſenſchaft ſoll nur die Thorheit ſeyn:
Und die Unwiſſenheit, des ſtolzen Hofmanns Zierde,
Belohnet mir vielleicht die lüſterne Begierde,
Mit unverdientem zwar, doch größerm Glück,
Die Reue ruft dich noch: komm, erſte Zeit zurück,
Und ſey der Luſt geweiht, vor der ein Weiſer fliehet,
Weil er Minervens Vogel gleich,
Nur in der Nacht, und nicht am Tage ſiehet;
O komm! und mache mich den andern Thoren gleich.
Doch wenn ſo oft auf mich ein Strom von Unglück rauſchet,
Und keine Stunde Ruh von Neidern unbelauſchet,
Mich noch verlaſſen hat:
Wann das Geſchick mir ſtets verſagte, was ich bath,
Wann mich im kurzen Schlaf der Sorgen Stürme ſtören,
Und dann ich gänzlich aufzuhören,
Beſtimmet und verwünſchet bin:

Wo ſind ich wahre Luſt? wo flieht mein Kummer hin?
Mir ekelt vor dem Ruhm: mir ekelt vor dem Lärmen;
Mir ekelt vor der Einſamkeit.
Ich lache, wenn die Thoren trunken ſchwärmen,
Und lächerlich ſcheint mir des Weiſen Nüchternheit.
Ja, wenn wir nie das Land, von dem wir träumen, ſehen,
Und in dem Meer des Nichts auch Seelen untergehen:
Unwürdig eines Gotts, des Zufalls würdiger,
Biſt du, o Welt für mich kein ernſter Anblick mehr!
Gleichgültiger, als ich, von Kindern aufgebauet,
Ein lockres Kartenhaus halb lächelnd angeſchauet,
Und Stunden, die beym Tanz in wilder Nacht vergehen,
Und manchem Poſſenſpiel der Bühne zugeſehn:
Will ich mein Leben ſehn, mit meinen Sorgen fliehen!
Kein Glück ſoll meinen Wunſch; mein Wunſch kein Glück bemühen!
Vom letzten Ruderſclav bis auf den erſten Held,
Bleibt alles mir verhaßt, bleibt alles mir vergällt.

Wo bin ich? ach, in welche Welt
Hat mich, Verborgener! dein mächtger Schluß geſtellt?
Ich hab den Tag geſehn an dem die Bosheit ſiegte,
Und ohne Schutz die Unſchuld war.
An dem das Laſter ſich im Schooß des Glücks vergnügte;
Vor ihm vorbei ging die Gefahr.
Und keine Strafe kömmt in einem andern Leben?
Und keine Zukunft ſoll den Lohn der Tugend geben?
O Gott, in welche Welt,
In welcher Dinge Reih hat mich dein Wink geſtellt?
Wo, irrend in noch unbeſtimmten Schranken,
Die Fäden zweiflender Gedanken,
Die mir die Schwermuth eingeflößt,
Und, wann der Tag ſie ſcheucht, die Nächte wiederbringen,
Sich oft in einen Knoten ſchlingen,
Den nur der Tod, mein ewger Tod, einſt löſt!
O welche Welt,
Die dich, Allweiſeſter, für ihren Schöpfer hält?
Ich ſuch Vernünftige, die dir freywillig dienen:
Was ſind ich? Himmel, ach, anbethende Maſchinen!
Welch Aberglaube täuſcht uns unterm Schein,
Von deinem Dienſt, o Gott, die Wiſſenſchaft zu ſeyn!
O Sterbliche! ihr geht in ewgen Finſterniſſen,
Wo euch ein Strahl nur führt; das warnende Gewiſſen;
Doch dieſer Strahl, dem oft das Laſter ſcheu entwich:
In wie viel Farben theilt er ſich?
Nur ein Gewiſſen heißt den Königsmord begehen,
Und denn, als Märtyrer auf glühndem Holze ſtehen.
Gewohnheit lenkt das Vieh, die Menſchen Vorurtheil.
Ach, bin ich denn allein für dieſe Welt geboren?
Im ewigen Gedräng von Bosheit und von Thoren?
Dem Ganges iſt das Blut; das Recht der Tiber feil,
Und von der Tugend bleibt einſt kaum der Name mehr,
Und alles, alles, ach! beweiſt ein Ungefähr!
Ein Ungefähr? ich zittre = = welch ein Schauer!
Mich deucht, ich ſeh ſelbſt die Natur in Trauer,
Daß ein Gedank entſtanden iſt,
Der den, der ſie erſchuf, in dem ſie ſchwebt, vermißt,
Wo er allgegenwärtig iſt!

O Nacht! o Quelle meiner Trauerlieder!
Schlafloſigkeit! wie viel hab ich gedacht,
So oft du mir erſchienſt! du aber, bange Nacht,
Wie lange deckt mich noch dein zauderndes Gefieder!
Wie lange ſeufz ich noch, verworren, ungewiß,
Noch blinder, als die blinde Finſterniß?
Ach, Vorurtheil, du biſt ſchon unſrer zärtſten Jahre
Allmächtiger Tyrann!
Ach du begleiteſt uns bis zu der Todtenbahre!
Nun, frey von dir, ſeh ich, daß ich nichts hoffen kann,
Daß mit dem Athem auch der Geiſt vergeht,
Daß ihn mit unſrem Staub ein Wirbelwind verweht!
Ach, was der größte Geiſt von ſich noch übrig läßt,
Vom Leibnitz, welch ein Geiſt! ein Geiſt faſt ohne Schranken,
Von Newtons göttlichen Gedanken,
Was bleibt uns? ach, der Aſchen dunkler Reſt!
Der Aſchen, künftger Würmer Samen!
Und noch ein ſchwacher Schall von ehmals lauten Namen!

So wirſt auch du mir noch, mein letzter Troſt, geraubt!
Ich war? ich bin nicht mehr? ich werde niemals wieder?
Ein ſchwarzer Schrecken fließt durch die erſtorbenen Glieder.
Ach, warum trotzt ich oft, umringet von Gefahr,
Auf eine Künftigkeit, die ſchon vergangen war?
Ach, warum hoff ich noch, wenn Sorgen um mich ſchweben,
In dieſem Todtenthal ein auferſtehend Leben?
Wer leuchtet mir in dieſer Dunkelheit?
Wo iſt der Richter der den großen Streit entſcheid,
Und o, wie ungewiß ſind ſterbliche Gedanken!

Ein Zweifel macht den Schluß des tiefſten Weiſen wanken.
Das Merkmal ſucht er noch, wie man das Wahre kennt,
Und zittert, wenn man ihn der Zweifler Vater nennt,
Des Anararchs berühmten Schüler nennt.
Der urtheilt, ſchließt und irrt nach ſtrengen Schulgeſetzen,
Und der bleibt ungewiß, aus Furcht ſie zu verletzen.
Der glaubet, weil mit ihm die gleich getäuſchte Welt
Aus gleichem Vorurtheil ein gleiches Urtheil fällt.
Der Lehrer Mund beſtimmt ſchon unſre künftgen Schlüſſe,
Und ihre Nächte ſind auch unſre Finſterniſſe.
Wir ſehn mit ihrem Aug, das öfters ſelber blind,
Und ſehn die Dinge ein, ſo, wie ſie wirklich ſind.
Gleich einem Schiffer, der an Klippen hangen blieben,
Wohin ihn See und Sturm, und nicht ſeyn Zweck getrieben,
Klebt unſer junger Wahn an ihrem Irrthum feſt,
Den mit der Jugend oft das Alter kaum verläßt.

Ja, die Vernunft hat mir zu ſehr geheuchelt;
Die Wiſſenſchaft hat mir zu ſehr geſchmeichelt;
Die Wahrheit ſind ich nicht, die ich geſucht!
Und größre Zweifel ſind des Demonſtrirens Frucht.
O Einfalt und Natur! Du haſt oft überwunden,
Wo Kunſt und Wiſſenſchaft das Mittel ſchwer gefunden!
Dort, glücklicher als ich, in einem Haus von Laub,
Wohnt ohne Witz ein Hirt, und glaubet, was ich glaub.
Um ſeine Ruh hat ihn kein Zweifel noch betrogen,
In ſein einfältges Herz iſt noch kein Wahn gezogen!
Wenn Paſcal ſelber ſich des Geiſtes Stärke raubt,
Und an des heilgen Dorns verlogne Wunder glaubt.
O Wahrheit, möchteſt du nur einen Strahl mir ſchenken,
Von deinem überirdſchen Licht!
Gelaſſen will ich überdenken,
Warum es mir an Ruh; an Zweifeln nie gebricht.
Ich habe mich in einen Wald verirret,
Wo eine ewge Nacht des Wandrers Aug verwirret,
Und ungewiß die dunkeln Tritte macht!
Ich ging, wo Pyrrho ging, den, oft dem Abgrund nahe,
Sein treuer Schüler hielt, und vor dem Fall bewacht*);
Der, wo die Sonne ſchien, die allerdickſte Nacht
Durchs falſche Glas des Zweifels ſahe.

O könnt ich fliehn, wo man nicht eine Stimme hört,
Wo Luft und Blätter ſchweigen,
Und die Gedanken, wann ſie aufwärts ſteigen,
In ihrem Sonnenflug nichts ſtört!
Wo auch kein Bach, der traurig murmelnd fließt,
Die Nahrung neuer Klagen iſt,
Und, wo befreyet von des Tages Lärmen,
Auch nicht der Nächte Schrecken ſchwärmen,
Wo die Gelaſſenheit,
Von dir, o ernſte Ewigkeit,
Ein Lied in ſtiller Andacht höret!
Wo mich, o Allerheiligſter,
Die Wunder deiner Macht, und deiner Weisheit Ehr
Auch bloß ein ſtummer Anblick lehret.
O heilge Einſamkeit! gewähre mir
Gedanken von Unſterblichkeit und dir!

Woher entſtehen ſie, die Zweifel, die uns quälen?
Ja ſolche Zweifel ſind nur Zweifel ewger Seelen!
Ein mächtiges Gefühl; wer kann ihm widerſtehn?
Der Thor nennts Vorurtheil; der Weiſe das Gewiſſen,
Zwingt uns ein helles Licht zu ſehn,
Das Blinde thöricht ſchmähn, und doch ſich wünſchen müſſen.
Auf! wagt in euren Geiſt nur einen tiefern Blick!
Wie viel Gedanken ſind nicht ſtets in ihm zurück,
Und warum ſollen ſie hier nicht entwickelt werden,
Sind ſie nur für den Raum von dieſer kleinen Erden?
Je mehr ich forſch, je weiter muß ich gehn;
Je mehr ich ſeh, je mehr verlang ich auch zu ſehn.
In unſres Geiſtes uns noch unbekannten Schranken,
In ſeiner Tiefe, die nur der ihn ſchuf, ergründt,
Sind Millionen dunkeler Gedanken,
Die für die Ewigkeit nur ſind:

---

*) Daß andere eine ſolche vollkommne Gleichgültigkeit oder faſt unnatürliche Zerſtreuung der Gedanken mit deren Begriffe, welchen ſie ſich von dem Pyrrho machen, nicht zu vereinigen wiſſen, beruhet auf Gründen, die ich hier zu unterſuchen für überflüſſig halte.

Gleich Samen, welche Stürme weit verwehen,
In einem andern Land beſtimmet aufzugehen.
Ich denke, bis mein Geiſt, der keine Ruhe hat,
Faſt ſtill zu ſtehn beginnt, vom ſchweren Denken matt,
Und doch wird mir ſtets etwas übrig bleiben,
Und niemals hab ich ausgedacht.
Gedanken, die einander treiben,
Wie ein Gewölk das andre flüchtig macht,
Die tragen mich mit ſchnellem Flügel
Auf ſchreckenvolle Höhn,
Auf andrer Welten höhre Hügel,
Wo größre Weiſen nach erhabnern Sternen ſehn:
Wo fremde Sonnen, die der Sonne Glanz verdunkeln,
Vor der ein Mohr anbethend niederfällt,
In den Palläſten reinrer Himmel funkeln,
Und Strahlen ſtreun auf eine beßre Welt.
Und ein Gedanken, welcher neue Erden,
Eh Böheim ſie entdeckt, vorher geſehn:
Soll deſſen Lauf vom Tod gehemmet werden?
Soll er vergeſſen untergehn?
Und ſollen wir umſonſt von unermeßnen Räumen,
Wo unſre Erde ſich verliert,
Wohin uns einſt der Kahn des Todes führt,
Ach, ſollen wir umſonſt von einer Zukunft träumen?
Nein, dieſe Träume ſind für jene kurze Nacht,
Vor deren Ende uns ſo bang
So bange wird! die uns oft ſo viel Unruh macht,
Sie ſind für ſie zu prächtig und zu lang.
Iſt unſer Geiſt ein Schiff von reichen Laſten ſchwer,
Das nie in Hafen kömmt, der ihm von ferne winket,
Und nur beladen für das Meer,
In ſeinen Abgrund unterſinket?
Ach, nirgends ſeh ich ja, mein höchſtes Gut, die Ruh;
Ich ſeh dem Lauf der Welt, wie einem Sturme, zu,
Der Maſten in der Sterne Gegend führet,
Und ſich ſo unſichtbar, als wie er kam, verlieret.
In dieſer Welt ſoll ich mein gänzlichs Ende ſehn?
Nein, heute noch kann ſie vergehn:
Zu gleichem Fall iſt nicht mein Geiſt erkohren.
Gedanken von der Ewigkeit.
Beweiſt, daß ich nicht nur für dieſe Zeit,
Für eine Zukunft auch gebohren.
Beweiſt, daß ihr vergeblich würdet ſeyn,
Dächt ich für dieſe Welt allein!
Ihr wäret Blumen gleich, die wir nur ſchauen ſollen,
Allein umſonſt genießen wollen,
Wer glaubt vom Wurme, deſſen träumend Seyn
In eines Tages Kreis die Vorſicht eingeſchränket,
Daß er, flieht nach und nach des Tages kurzer Schein,
Auf Ewigkeiten hofft? auf künftge Tage denket.
Ach, ſoll dann unſer Staub des Geiſts, der ihn gelenket,
Und der betrognen Hoffnung letztes Denkmal ſeyn?
Fällt hinter uns die Thür des Grabes ewig zu?
Iſt dort für uns kein Glück; hier keine Ruh?

Was ſind die Güter, welche Thoren lüſtern machen?
Gemalte Trauben, die die Vögel an ſich ziehn;
Von welchen ſie betrogen fliehn.
Getroſt! Wir werden all an einem Tag erwachen,
Von einem Traum, von einer Nacht;
Der heute fällt und den der Morgen fallen macht,
Der in dem Elend, der im Roſenbett des Glückes,
Sind in der Ewigkeit nur eines Augenblickes
Vergangene Geſchicht.
Entlegner Triften Furcht; das Schrecken öder Wälder,
Des Helden Ehrgeiz irrt, und ſucht Pharſalſche Felder;
Er findet ſie und Ruhm und Blut.
Der Tyrer bricht durchs Meer; des Schiffes Flügel rauſchen,
Für Thorheit Thorheit einzutauſchen,
Und beyde finden nicht der Ruhe höchſtes Gut.
Kommt, Thoren zu der Gruft! ſprecht, ob ihr ſie noch findt,
Die Wolluſt, die im Arm des Glückes lage,
Und deren ſchönſte Frühlingstage
Nie ſicher vor dem Donner ſind.
Ach, Eitelkeit nur iſts, was ich in ihr erblicke!
Sie gleicht dem Blitze, der in gleichem Augenblicke
Das Aug ergötzet und verſehrt.
Es deckt ihr Roſenbuſch Gefahr und Schlangen,
Die ſie uns nach dem Biß erſt zeigt.
Wie treulos iſt ſie nicht? Wann ſie am höchſten ſteigt,
So iſt ſie ſchon vergangen.

Ihr Gräber thut euch auf! zeigt mir die Seltenheiten,
Den Schatz, den geizig ihr in euch verſchließt!
In euch verlor ſich ſchon ein Lauf von Künftigkeiten,
Der möglich war und nicht mehr möglich iſt.
Erweitert eures Reiches dunkle Schranken!
Sie ſind zu eng für Welten von Gedanken,
Die künftig in euch untergehn,
Und wieder künftig auferſtehn!
Hier kann man bey unausgedachten Siegen,
Zerſtörte Carnavals, zerſtreute Karten liegen,
Und ſchlummernd in den Armen einer Nacht,
Noch unvollkommen, noch unausgedacht,
Erhabene Theodiceen,
Und ungeſungne Opern ſehen.
Welch eine Decke fällt von meinen Augen ab?
Nun kenn ich erſt den Weg, der von der Wieg ins Grab,
Und von den Gräbern in die Ewigkeiten führet.
Bewundert ſeinen labyrinthſchen Lauf,
Ihr, die ihr forſchend euch in ihm verlieret!
Hier hört der Strom der Zeit zu rauſchen auf;
Hier wird vom Weltgetös ein Athem kaum geſpüret!
Die Weisheit hemmet hier zukünftger Dinge Lauf,
Die nicht zu dem Entwurf der beſten Welt gehören:
Läßt Archimedens Zirkel ſtören,
Stürzt Cäſars Stundenglas, weil ihm kein Sieg mislung,
Und ſo blieb unvollendt der Welt Eroberung.
Ihr Gräber, die ihr voll Verſchwiegenheit
Der ewgen Weisheit Werkſtatt ſeyd!
Ach, laßt mich tiefer in euch blicken!
Wo iſt ſie nun, des Thoren wilde Luſt?
Ach, warum rief ich ſie zurück in meine Bruſt?
Der Anblick eines Grabs kann mich weit mehr entzücken.
Ein Gram, in dem vielleicht mein künftigs Wohl
Schon keimt; ein Gram, der mich nur weiſer machen ſoll,
Konnt er in meiner Bruſt, aufrühriſch und verwegen,
Der drohnden Zweifel Sturm, der Wünſche Krieg erregen?
Hier ſuch ich ja umſonſt die wahre Seelenruh,
Und auf mich ſtürmt ein Heer von Leidenſchaften zu,
Und warum gab ſie mir, die ewig weiſe Liebe,
Als für die Ewigkeit die ungemeßnen Triebe?
So manche mögliche Veränderung der Welt?
Soll ſie umſonſt in öder Gruft verweſen?
Und wann ein Held, noch eh er ſieget, fällt,
War dieſer große Geiſt allein zum Tod erleſen?
Nur für der fliehnden Zeiten Raub?
Für die Vergeſſenheit? zum Moder? für den Staub?
O fliehet nur, ihr Sterne mit den Schatten,
Die mich umringet und verfinſtert hatten!
Mein Geiſt, der heller ſtrahlt, wird niemals untergehn,
Und euer Licht erlöſchen ſehn.
So wie man unter ſtolzen Pyramiden,
Die Memphis Sclaven aufgebaut,
Wann Zeit und Schickſal ihren Fall entſchieden,
Noch unverweſte Leichen ſchaut:
So werden einſtens noch im Reſt verrauchter Erden,
Die Seelen unverſehrt gefunden werden.

Ihr Seufzer, wann vor mir im höhern Trauerſpiel
Roms Weiſer euch verſchwendt, und traurend ſich gefiel:
Wann Young in ſtiller Nacht euch einſam zu ſich winket,
Und tief in ſeinem Gram, als in ein Meer verſinket;
O ſo kommt auch zu mir! mein Lied ſey nur von euch,
Und meine Traurigkeit ſey mir ein Königreich!
Durch ſie beherrſch ich mich, und ſeh die Eitelkeiten
Stolz, wie ein Ottoman der Sclaven Demuth an:
Erhaben übern Kreis der flüchtgen Zeiten,
Stolz, daß im Meer der Ewigkeiten
Ich keinen Schiffbruch leiden kann!

Dort wird mein Traum erfüllt, von Geiſtern und von Welten,
Dort, wo kein Schlummer mehr, doch ewig Ruhe iſt;
Wo nicht der Eitelkeit verrufne Münzen gelten;
Wo du, o Wahrheit, unſre Sonne biſt;
Wo keine Wolken mehr ſich um dich ſchlingen!
Da, wo die Flügel einer andern Zeit,
Mit leichterer Geſchwindigkeit
Und ohne Nacht uns Tage wiederbringen.
Dort fangen wir zuerſt das wahre Leben an,
Und unſre Scenen wird kein Zwiſchenfall verwirren:
Dort werden wir nicht mehr von Wiſſenſchaft zu Wahn,
Von Furcht zu Hoffnung, und von Wunſch zu Klagen irren:
Hier iſt ein Schritt nur von der Luſt zur Reu;
Dort gehen wir, auf ſchon gebahnten Wegen,
In das Unendliche, ſtets größerm Glück entgegen,
Und Frömmigkeit wohnt dort fern von der Heucheley!
Hier meſſen wir ein blutges Land nach Meilen,
Wann dort in Welten ſich die reichern Geiſter theilen!

In welcher Gegend irrt mein Blick?
Wer wünſcht ſich wohl den ſchweren Traum zurück,
Den thöricht wir das Leben nennen?
O Ewigkeit!
Abgründe! ſink ich ſchon? will ſich mein Geiſt ſchon trennen?
Und ſeh ich ſchon von meiner Sterbenszeit
Den letzten Augenblick die ſchwarzen Flügel rühren?
Abgründe! ſoll ich mich in euch verlieren?
Dort ſeh ich Licht, und hier die tiefſte Dunkelheit!
O Ewigkeit!

Georg Friedrich Creuzer

ward am 10. März 1771 in Marburg geboren, ſtudierte daſelbſt und in Jena, lebte darauf eine Zeitlang in und bei Gießen, und bekleidete 1793 eine Hauslehrerſtelle in Leipzig, von wo er ſpäter nach Marburg zurückkehrte. Im Jahre 1802 ward er hier Profeſſor der Beredſamkeit, 1804 aber Profeſſor der Philologie und der alten Geſchichte in Heidelberg, wo er das noch unter ſeiner Leitung blühende philologiſche Seminar gründete. 1809 folgte er einem Rufe an die Univerſität Leyden, konnte jedoch das dortige Klima nicht vertragen und kehrte, noch ehe er daſelbſt als Docent aufgetreten war, zu ſeiner alten Stellung in Heidelberg zurück. Er erhielt 1818 die Ernennung zum geheimen Hofrath, 1825 zum Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften und 1826 zum Geheimerath.

Seine in deutſcher Sprache erſchienenen Werke ſind:

Abriß der römiſchen Antiquitäten; (herausgegeben von J. C. Böhr). Darmſtadt, 1824. N. A. 1829.
Deutſche Chreſtomathie. Gießen, 1800. 3te A. von P. K. Heß. 1825.
Epochen der griechiſchen Literaturgeſchichte. Marburg, 1802.
Ein alt-atheniſches Gefäß u. ſ. w. bekannt gemacht und erklärt. Darmſtadt, 1832.
Zur Geſchichte altrömiſcher Cultur am Oberrhein und Nekar. Darmſtadt, 1833.
Herodot und Thucydides. Leipzig, 1798. Marburg, 1803.
Die hiſtoriſche Kunſt der Griechen in ihrer Entſtehung und Fortbildung. Leipzig, 1803.
Ueber Mythologie und Religionsgeſchichte. (Aus dem 4. Bde. der Symbolik abgedruckt.)
Ueber einige mythologiſch-artiſtiſche Schriften u. ſ. w. Heidelberg, 1817.
Das akademiſche Studium des Alterthums. Heidelberg, 1807.
Symbolik und Mythologie der alten Völker. 4 Bde. Darmſtadt, 1810 — 22. (5. u. 6. Bd. v. Mone.)
Mit Herrmann: Briefe über Homer und Heſiodus. Heidelberg, 1818.
Mit Daub: Studien. 6 Bde. Frankf. 1805 — 19.
Einzelne Abhandlungen und Recenſionen u. ſ. w. in den Heidelberger Jahrbüchern u. ſ. w.

C. iſt ein gelehrter, ſcharfſinniger und geiſtreicher Philolog und Alterthumsforſcher, der vorzüglich in der Entwicklung und Behandlung der Mythologie des klaſſiſchen Alterthums neue Anſichten einführte (deren Darſtellung uns der beſchränkte Raum verwehrt) und heftige Gegner vorzüglich an Joh. Voß aber auch eben ſo eifrige Anhänger fand.

Creuzer's Selſtbiographie.*)

Georg Friedrich Creuzer iſt mein ganzer Name auf den Titeln der früheren Schriften. Später habe ich mich begnügt, Friedrich zu ſchreiden. Wenn Meuſel dadurch verführt wurde, mein Individuum in zwei zu legen, ſo hatte ich von einem lieben, aber in bibliographiſchen Sachen ſehr ſtrengen Freunde dafür wahre Vorwürfe zu hören. Ich machte ihn dagegen auf den ſichtbaren Vortheil für mich aufmerkſam, wenn auf dieſe Weiſe, ohne Nachtheil eines Dritten, die literariſchen Sünden meiner Jugend auf die Rechnung eines Georg Friedrich kämen, deſſen ich mich weiter nicht anzunehmen hätte. Da ich jetzt den Leſern mein kleines Geheimniß ſelbſt verrathe, hoffe ich hinwieder von ihnen, daß ſie um ſo williger meiner Verſicherung glauben: wie es hier ganz und gar nicht darauf angelegt ſei, mir eine Bedeutung unter den Zeitgenoſſen zu geben, die ich nicht habe. Um aber ganz aufrichtig zu ſein, ſo iſt die Sache ſeit einigen Jahren kein Geheimniß mehr, da mein Freund, der Conſiſt. Rath C. W. Juſti, einige kurze biographiſche Nachrichten von mir mit dem Verzeichniß meiner Schriften bereits hat abdrucken laſſen*).

Ich ward am 10. März 1771 zu Marburg im jetzigen Kur-Heſſen geboren. Mein Vater Leonhard ſtarb in meinem erſten Lebensjahre. Er hatte, nachdem er ſein Buchbinderhandwerk niedergelegt, die Stelle eines Steuereinnehmers verwaltet. Von väterlicher, wie von mütterlicher Seite waren meine Verwandte faſt ſämmtlich Prediger, unter denen ſehr würdige Geiſtliche ſich befanden. Die Vorfahren ſind im Iſeliniſchen Wörterbuche unter dem Namen Cruciger bemerkt. — Von früher Jugend beſuchte ich mit meinem Bruder, der noch jetzt in unſerer Vaterſtadt das väterrliche Handwerk fortſetzt, die ſtädtiſche Schule. Wenn an kalten Wintertagen der Chordienſt in der lutheriſchen Marienkirche beſchwerlich fiel, ſo beſchäftigten mich der Anblick der Denkmale der alten Landgrafen und die Bilder aus der heiligen Geſchichte am ſchönen Hochaltar; und wenn ein Archidiakon oft weit über die Stunde hinaus predigte, ſo gewährte das alte Marburger Geſangbuch Unterhaltung, dem die Zerſtörung Jeruſalems nach Joſephus und dergleichen angehängt war. Viel mächtiger fühlte ich mich aber angeregt, wenn ich den Gottesdienſt zu St. Eliſabeth beſuchte. Dieſe ſchöne Kirche, in den beſten Formen des dreizehnten Jahrhunderts ganz vollendet, gehörte damals noch zur deutſchen Ordens-Commende, und iſt der Mittelpunkt anſehnlicher Gebäude, die, einer kleinen Stadt ähnlich, ſich der Oſtſeite von Marburg anſchließen. Der gelehrte und geiſtreiche Architekt Moller hat ſo eben in ſeinen Denkmalen deutſcher Baukunſt den Anfang einer Reihe von Blättern gegeben, die dieſe Kirche im einzelnen, wie im Ganzen darſtellen werden. Es ließe ſich hierbei viel von der Macht der Baukunſt ſagen, und welche Fülle von geiſtigem Nahrungsſtoff ein einziges ſolches Gebäude der ganzen Folge von Geſchlechtern Jahrhunderte hindurch übergiebt, zumal in den engen Umgebungen einer Mittelſtadt. Und wenn ich in jenen Jahren vom Größeren den Maßſtab noch nicht nehmen konnte, dergleichen man in Cöln, Straßburg und Freiburg ſieht, und deſſen Anblick mir jedesmal jene Jugendeindrücke wieder lebendig macht, ſo wird man den Ausdruck nicht übertrieben finden, wenn ich ſage, daß dieſe Eliſabethkirche damals für mich — eine Welt war: — die mit dem feinſten Laubwerk kunſtreich geſchmückte Vorhalle, die beiden mächtigen hohen Thürme, ſodann im Innern die Gänge unter den ſchlanken ſtrebenden Säulen, das Chor mit ſeinen Glasmalereien, die Nebenchöre mit den Denkmalen der Landgrafen, die Bildniſſe der Ritter, die Wappenreihe, die Basreliefs mit Heiligengeſchichten in den Niſchen, deren Flügelthüren in alten Malereien das Leben der canoniſirten Fürſtin Eliſabeth und ihres auf dem Zug ins heilige Land verſtorbenen Gemahls Ludwig darſtellten. Und wenn dann etliche Mal im Jahre die Thüren der Sacriſtei geöffnet wurden, und die vergoldeten Figuren der Maria mit dem Kinde und der zwölf Apoſtel in getriebener Arbeit vors Auge traten, und der Küſter den herbeiſtrömenden Landleuten den unſchätzbaren Werth und die wunderbare Kraft der daran befindlichen Edelſteine erklärte, und ihnen die ſteinerne Schwelle zeigte, von den Knieen der Pilger muldenförmig ausgehöhlt — dann hatte ich auf ganze Wochen Stoff zum Nachdenken und Phantaſiren. Damals machten mich auch die profanen Gegenſtände nicht irre, die auf jenen Gemmen und Cameen zu ſehen waren. Ich werde gelegentlich einmal davon ſprechen, da ich durch freundſchaftliche Mittheilung Siegelabdrücke beſitze, die man kurz zuvor davon genommen, als unter der weſtphäliſchen Regierung jenes Grabgehäuſe nach Caſſel wandern mußte.

---

*) Aus Brockhaus Zeitgenoſſen. Neue Reihe. Nr. 7. Leipzig, 1822.

*) In Strieders Grundlage zu einer heſſiſchen Gelehrten- und Schriftſteller-Geſchichte. Bd. XVIII. S. 93 ff. Marburg, 1819.

Auf ſolchem Boden konnte der mir angeborne myſtiſche Keim nicht anders als fröhlich gedeihen, und wer weiß, ob nicht jetzt ſchon das Lutherthum, worin ich geboren, einen kleinen Stoß erlitt. Indem ich es Andern überlaſſe, aus dieſen Notizen die nöthigen pſychologiſch-hiſtoriſchen Vortheile zu ziehen, frage ich mich ſelbſt, was ich bei meiner natürlichen Lebhaftigkeit in Ermangelung jener Gegenſtände wohl hätte anfangen ſollen, da das ſonſt zu Marburg garniſonirende Regiment leider in Amerika war? Erſt nach einigen Jahren führte der Pariſer Frieden ein, wie ich meinte, noch ſchöneres in die Vaterſtadt zurück, — wo dann freilich keine Wacht- und Kirchenparade, kein Frühlings- und Herbſtmanövre — oft zum großen Leidweſen meiner Mutter — von mir verſäumt wurde. Die Erzählungen der Soldaten gaben der Wißbegierde erwünſchte Befriedigung, und da eben damals ein Verwandter mich mit einem Homanniſchen Atlas beſchenkt hatte, ſuchte ich mich, ſo gut es gehen wollte, auf den Schauplätzen des ſo eben beendigten Krieges einheimiſch zu machen. Zeitungen und Geſchichtsbücher halfen mit, und Waſhington, Rodney und andere Helden wurden mir ganz bekannte Namen.

Das hiſtoriſch-geographiſche Intereſſe gewann ſichtbar die Oberhand. Der kriegeriſche Geiſt des heſſiſchen Volks ſprach ſich auch in vaterländiſchen Schul-Feſten aus, die ein ganz militäriſches Gepräge hatten. Doch kamen uns Knaben dieſe viel zu ſelten, und wir füllten die Zwiſchenzeit mit eigenen Uebungen aus, wobei Feſtungen belagert und vertheidigt und Treffen geliefert wurden. Ein genaues Tagebuch meines Vaters, worin aus dem ſiebenjährigen Kriege die Unternehmungen der Alliirten in Heſſen mit eingeklebten gedruckten Planen, aufgezeichnet waren, trug bei mir nicht wenig bei, an ſolchen kriegeriſchen Uebungen Geſchmack zu finden. Dies konnte nun ohne Contuſionen und leichte Wunden nicht abgehen. Selten war meine Haut ganz heil, und einmal da ich eben von einem Armbruche noch die Binde trug, mußte wir ein Pflaſter am Kopf applicirt werden. Es fehlte nicht an andern Leibesbewegungen. Schwimmübungen waren, wo es irgend möglich, im Sommer an der Tagesordnung, das Schlittſchuhlaufen im Winter. Dieſes und das häufige Wandern in den herrlichen heſſiſchen Gebirgen, das Reiten auf dem Lande, wo ich die Ferien gewöhnlich bei meinen Verwandten zubrachte — Alles dies entwickelte und ſtärkte die phyſiſchen Kräfte, und ich durfte mir beim Sitzen und Studiren ſpäterhin ſchon etwas zumuthen. — Gerade der künftige Gelehrte ſollte in jungen Jahren vor vielem Stubenſitzen und klöſterlichem Zwange möglichſt bewahrt bleiben.

Ein anderes Buch meines Vaters enthielt geiſtliche Lieder in Abſchrift, auch eigene, denn er hatte ſich in dieſer Poeſie verſucht und war ein ſehr religiöſer Mann geweſen, nachgeſchriebene Predigten u. dgl. Jene abgeſchriebenen alten Kernlieder wollten mir damals ſchon beſſer gefallen, als die Gellertiſchen, die bei uns viel geſungen wurden. Sehr zuwider waren mir gewiſſe geiſtliche Geſpräche, die ich zuweilen mit anhörte, wenn einige fromme Frauen bei meine Mutter waren. Dann wurden auch wohl das Paradiesgärtlein und ähnliche Bücher im Kreiſe herum gereicht und mit einer Stecknadel im Schnitte geöffnet, um in Bibelſprachen und andern Sentenzen ad aperturam Winke und Weiſungen für die individuellen Seelenzuſtände zu gewähren. Die Barometerſkale der dabei gepredigten Bußtheorien kam mir wunderlich, ja widerlich vor, und meine Mutter, die zu viel geſunden praktiſchen Verſtand beſaß, machte auch ſonſt keine Erwähnung davon. Wohl aber mußte ich ihr fleißig aus der Bibel vorleſen, wobei mir natürlich die hiſtoriſchen Bücher die liebſten waren. Dieſe Leſeſtunden und der volle Geſang der Gemeinde in unſern ſchönen alten Kirchen, mitten unter jenen bildlichen Monumenten, gewährten meinen religiöſen Bedürfniſſen mehr Genüge, als die trockenen Betſtunden, die ich im Gymnaſium mitmachen mußte.

Hier gewann ein Lehrer ſogleich mein ganzes Herz, und mein Dank bleibe ihm nach langen Jahren gewidmet! Er hieß Volmar und iſt nachher Hofprediger des Anhalt-Schaumburgiſchen Fürſtenhauſes geworden. Mit Strenge und Milde wußte er ſich Achtung zu erhalten und verſtand in ſeltenem Grade die Kunſt, eine große Anzahl von Knaben zweckmäßig zu beſchäftigen. Damals waren neben dem neuen Teſtamente zuerſt griechiſche Elementarbücher und in den obern Claſſen Xenophon, Homer und andere paſſende Schriftſteller eingeführt worden. Bei der Leichtigkeit des bloßen Exponirens hätte ich mir bald etwas einbilden gelernt. Dafür bewahrte mich der Bruder meiner Mutter, ein Landgeiſtlicher von ſeltenem Wiſſen in den alten claſſiſchen Sprachen, Johann Chriſtian Bang. In Halle von Jugend auf gebildet, hatte er unter Baumgarten und Semler die Grundſätze der philologiſch-hiſtoriſchen Exegeſe ſich ganz zu eigen gemacht. Er lehrte und ſtudirte ganz nach dem Erfahrungsſatze: Ex grammatica fit theologus. Weit höher als jene beiden Männer ſtand ihm J. A. Erneſti. Durch ſeinen Freund J. Daniel Wyttenbach war er dieſem großen Theologen empfohlen worden. Seine Verehrung gränzte faſt an Anbetung, und ſelbſt ein Brief von Joh. Reiske, der wegen ſeiner Ausgabe der griechiſchen Redner mit Bang correſpondirte und ſeinen Klagen über Erneſti freien Lauf gelaſſen, konnte meinen Oheim in ſeinem Gefühl von Ehrfurcht nicht wankend machen. Mit Wyttenbach blieb er fortdauernd in brieflichem Verkehr, erhielt von ihm die Fragen der holländiſchen Societäten, die er etlichemal glücklich beantwortete, und würde nach Wyttenbachs Wunſch eine anſtändige Stelle in Holland erhalten haben*), wären nicht Familienverhältniſſe in den Weg getreten. Dieſem Oheim mußte ich häufig Rede ſtehen, wobei die halleſche Grammatik und Fiſcher zum Weller und dergl. Lehrbücher nachgewieſen wurden; dazwiſchen ſchriftliche Aufgaben. So mußte ich z. B. griechiſche Texte (wie ich nachher bemerkte meiſt aus den Demoſthenes) accentuiren und ins Latein überſetzen. Die deutſche Ueberſetzung, die ich gewöhnlich beifügte, wurde wenig berückſichtigt. Ganz mit Cicero vertraut, hatte der Mann nur die Nachbildung dieſes Römers vor Augen und copirte ihn gut. Eine deutſche Ueberſetzung war in ſeiner an Claſſikern reichen Bibliothek nicht anzutreffen; Garve über Cicero, der Abhandlungen wegen und dergleichen etwa. Und doch las er Gellert und die Zeitverwandten deutſcher Schriftſteller, vorzüglich Leſſing; auch wußte er ſich muſterhaft im Deutſchen auszudrücken. Als ich Student geworden, leitete er meine griechiſche und lateiniſche Lectüre. Es mußte Alles ſtufenweis gehen. Zuweilen mußte ich mit meinem Vetter, den ich in der Sprache des Herzens Bruder nenne, dem jetzigen Conſiſtorial-Rath und Profeſſor Leonhard Creuzer in Marburg, in lateiniſcher Sprache über Themata disputiren, die der Oheim uns zuvor eingeſandt hatte. Wyttenbachs bibliotheca critica wurde jetzt auch von mir geleſen und erhielt mich in einer heilſamen Stimmung von Demuth. Keinem meiner früheren Lehrer hatte ich ſo viel zu verdanken als ihm. Er ſtarb, da ich eben Profeſſor geworden und ſeines Rathes oft noch bedurft hätte Sein älteſter Sohn, ganz von ihm bis zur Univerſität gebildet, Heinrich Chriſtian Bang, einer der würdigſten und gelehrteſten Prediger Heſſens, iſt ſein Nachfolger im Amte geworden.

---

*) In Heſſen erhielt er ſie nicht. Wyttenbach ſpielt darauf in der Vita Rhunkenii an, wenn er Pag. 165. ſagt: „I. Christ. Bangius, egregia vir et Antiquarum Literarum scientia, et Latinae orationis facultate, sed exteris magis quam civibus ipse suis conitus.“

Ich hatte mittlerweile meine Taxe bezahlt — denn ein Bürgersſohn mußte damals um die Erlaubniß zum Studiren höchſten Orts ſuppliciren, und war zu Oſtern 1789 Student auf der vaterländiſchen Univerſität Marburg geworden. Daß es dazu kommen werde, hatte ich erſt ſpät erfahren; denn meine Mutter, aus einer Predigerfamilie abſtammend, hegte freilich den Wunſch, in mir dereinſt einen Pfarrer zu ſehen und zu hören, ließ ſich dies jedoch nicht merken, ſondern machte jedesmal, wenn ich vom Studiren redete, die Gewährung dieſes Wunſches von den Zeugniſſen meiner Lehrer abhängig. So fing ich dann jetzt an, die zur Gottesgelahrtheit nöthigen Vorbereitungswiſſenſchaften zu hören, die ich mit dem übrigen Detail natürlich übergehe*). Zu denen über praktiſche Theologie iſt es nie gekommen, und aus dem Pfarrerwerden wurde überhaupt nichts. Dies ging ſo zu: Einmal hätte ich als Lutheraner nach den Landesgeſetzen wahrſcheinlich noch nach Rinteln gehen müſſen, wo damals nichts für mich zu lernen war — man hatte noch ſpäter dort ſogar eine erbliche Profeſſur; — ſodann machte mich ein Zufall früh in jenem Entſchluſſe wankend. Als primus unter den Primanern des Gymnaſiums, lernte ich einſt auf dem Lande einen Pietiſten kennen einen braven, bibelfeſten und ſtrengen Mann. Dieſem mochte ich auf ſeine Frage, was ich werden wolle, wohl ziemlich leichtſinnig geantwortet haben: ein Pfarrer. Wie erſtaunte ich, als mir der Mann mit allem religiöſen Ernſte das Gewagte eines ſolchen Entſchluſſes zu bedenken gab, und was es auf ſich habe, dereinſt vor Gottes Throne für das Heil ſo vieler Seelen Rede ſtehen zu müſſen. Damals ging dies ſo vorüber; als ich aber im Laufe meines Studirens nachgerade eine Beute der Neologie geworden war und meine Schweſter oft durch meine freien Meinungen ärgerte, da trat in ſtillen Stunden jener pietiſtiſche Abmahner ſehr ernſt aus dem Hintergrunde meiner Seele hervor. Es dauerte nicht gar lange, ſo erſchien mir jene Neologie ſeicht, ſelbſt abgeſchmackt. Ich erinnere mich noch, wie ich nachher in die Vorleſungen eines Profeſſors, der die erhabenſten Pſalmen auf eine erbarmenswerthe Weiſe in wäſſerige Proſa verwandelte, den Wolfiſchen Homer mitnahm, um, mit Rettung meiner körperlichen Gegenwart, ein Antidotum gegen die Langeweile zu haben. In Jena, wohin ich im Herbſt 1790 mit meinem oben genannten Vetter gegangen, waren Collegia über die Kantiſche Philoſophie eine Hauptſache. Doch war mein Privatfleiß hauptſächlich auf Exegeſe und geſchichtliche Wiſſenſchaften gerichtet. Ich hörte unter Andern bei Griesbach, Schütz und Schiller. Die Schützeſchen Vorleſungen über die Literargeſchichte erweiterten meinen Geſichtskreis, und der freundliche Umgang dieſes Mannes war mir ſehr belehrend. Schillers bloße Erſcheinung war ſchon erhebend. Er ward mit Begeiſterung gehört und keine ſeiner Vorleſungen wurde von mir verſäumt. Auch hatte ich etlichemal das Glück ihn in Geſellſchaft zu ſehen, ohne je das Herz zu haben, ihn anzureden. Solche Ehrfurcht hatte ich vor dieſem großen Geiſte. Griesbach, in deſſen Hauſe wir wohnten, gab uns väterlichen Rath aus dem Herzen und dem Schatze ſeiner Erfahrung und aus ſeiner Bibliothek Bücher, namentlich die Semleriſchen über die Kirchengeſchichte. Ueberhaupt war der Jenaer Aufenthalt fruchtbar für uns und wohlthätig anregend, zumal bei der Bekanntſchaft mit tüchtigen Studenten, worunter Hardenberg-Novalis, mit dem etwas ſarkaſtiſchen, aber ſehr gutmüthigen Philoſophen C. C. E. Schmid, der nachher mit uns nach Gießen zog, und mit dem trefflichen Tennemann, der neulich in Marburg ſeinen allzugroßen Anſtrengungen erlegen. Auch wurde das Arabiſche ein wenig getrieben, was mir ſpäter beim Bochart und Salmaſius doch einige Dienſte leiſtete. Die Trennung von Jena ward uns ſchwer, beſonders auch wegen der freundlichen Aufnahme, die uns im Griesbachiſchen Hauſe geworden. Es war in Jena gewaltig ſtudirt worden — meine Mutter erſchrack nicht wenig über mein blaſſes hektiſches Ausſehen — aber zu vielerlei, und mir hatte die Kantiſche Philoſophie, in der ich doch nichts leiſtete, zu viel Zeit gekoſtet. Nun nahm mein Oheim von der Sache Notiz. Ich excerpirte mir in Gießen die ganze Kritik der reinen Vernunft; doch verſäumten wir Tiedemann's Vorleſungen nicht, und wenn er über Plato las, ſo hatten wir mehr Nutzen davon als andere, weil wir aus dem Ruhnkeniſchen Timäus das philologiſche Element ſuppliciren konnten. Ich las dieſes Buch damals ſogar ganz durch; daneben unter andern Michaelis Einleitung ins neue Teſtament und Erneſti's theologiſche Bibliothek; letztere excerpirte ich mir ganz. An der Art dieſer Auszüge merkte ich mir ſelbſt die überwiegende Neigung zur Philologie ab. Ich hatte faſt nur die hiſtoriſchen und philologiſchen Sachen ausgezogen.

Eine Stelle in dieſem Werke gereichte mir zum wahren Troſt. Es war die ehrenvolle Aeußerung über Leſſing, irre ich nicht, in der Recenſion von deſſen Berengarius. Nun ſah ich, wie doch ſelbſt der große Lateiner vor einem deutſchen Schöngeiſt (wie ich den Leſſing in jenen Jahren nahm) Reſpekt habe, und damit war in meinen Augen gerechtfertigt, was mich im Stillen oft ſchwer gedrückt. Ich hatte erſchrecklich viele deutſche Bücher durch einander geleſen — von der Inſel Felſenburg an, die ich in der ganzen Nachbarſchaft herumgetragen — bis zu den neueſten Gedichten und Romanen. Damals war die ſentimentale Periode bei uns noch nicht vorüber. Kein junger Menſch konnte ſich dieſer Stimmung ganz entſchlagen. Ich muß ihr jetzt das Gute nachrühmen, daß ſie mich in meinen Schul- und Univerſitätsjahren vor Ausſchweifungen bewahrt hat. Vom Oheim hatte ich Leſſings Laokoon geliehen; dieſes Buch wurde geleſen und wieder geleſen und löſte mir viele Räthſel über das claſſiſche Alterthum, die mir vorher unauflösbar geſchienen. Mittlerweile war ich einigemal in Caſſel geweſen, hatte dort gute Antiken geſehen, und war dadurch zu den Winkelmanniſchen Schriften geleitet worden. Jetzt wurden Virgil und Homer mit ganz andern Augen von mir betrachtet, als ehemals im Gymnaſium. Jetzt kamen Pindar und die Tragiker an die Reihe Vom metriſchen Verſtändniß der Chöre war keine Rede. Zur Muſik habe ich von Natur keine Anlage; und ſo ſehr guter Geſang und Kirchenmuſik noch jetzt mich ergreifen, ſo fehlt es doch an aller theoretiſchen Erkenntniß. In dieſem Gefühle habe ich auch die Metrik um ſo mehr zur Seite liegen gelaſſen, bis ich aus Herrmanns Schriften, die ich ſpäter ſtudirte, erſehen hatte, wie mir die eigentlichen Geheimniſſe dieſer Wiſſenſchaft doch ewig verborgen bleiben würden. Warum ſollte ich Bedenken tragen, dieſes Geſtändniß abzulegen, da Heyne in der Vorrede zum Pindar daſſelbe gethan?

Die Hiſtorie hatte mich von jeher angezogen, und ſchon als Jüngling ſtellte ich meine Betrachtungen über die Naturgeſchichte der Sage an. Ich hörte als Kind ſehr aufmerkſam zu, wenn eine neunzigjährige Großmuhme manchmal aus den Erzählungen ihrer Eltern vom dreißigjährigen Kriege ſprach. Die Hauptzüge waren in Strophen aus Volksliedern aufbehalten; und es iſt mir ſeitdem, was man auch gegen Niebuhr ſagen mag, die Ueberzeugung geblieben, wie ſogar bei ſchreibenden Völkern der geſchichtliche Grundſtoff in Liedern von Mund zu Munde übergeht. Chroniken und Reiſebeſchreibungen hatte ich ſchon in beträchtlicher Anzahl geleſen — Ehe ich melde, wie ich zum erſteren, kritiſchen Studium der griechiſchen Geſchichtſchreiber und beſonders des Herodotus gelangte, muß bemerkt werden, daß ich zunächſt um der Sprache willen, neben Demoſthenes, den ganzen Xenophon, ſodann Theophraſt, Aelian, Lucian, Antonin, Theokrit, Chariton, hauptſächlich wegen der Commentare des **Caſaubon**, **Perizon**, **Hemſterhuis**, **Gutacker**, **Valckenaer** und **Dorville** geleſen hatte. Jetzt lieferte mir die Univerſitäts-Bibliothek den Weſſelingiſchen **Herodot**, und nun wurden die Hiſtoriker der Reihe nach, bis auf Polybius einſchließlich, Tag und Nacht ſtudirt. Durch einen ungemeſſenen Fleiß hoffte ich den Abgang des Genius zu erſetzen. Ich hatte faſt gar kein Vertrauen in meine natürlichen Kräfte. Wie konnte dies auch anders ſein, da mir die großen Alten immer vor Augen ſtanden, da ich **Schillern** ſelbſt gehört, und ſeine, wie **Leſſing's**, **Winkelmann's** und **Göthe's** geniale Werke als ewig unerreichbare Muſter mir beſtändig vor der Seele ſchwebten? In dieſen meinen Fleiß durfte ich aber damals um ſo mehr einiges Verdienſt ſetzen, je ausſchließender die Zeitgeſchichte alle Gemüther in Anſpruch nahm. Bei den Bewegungen in Frankreich fand ich in meinen Hiſtorikern täglich ungeſuchte Parallelen, und die Machthaber des Tages begegneten mir unter griechiſchen Namen im Thucydides, Xenophon und Demoſthenes. Endlich näherte ſich der Kriegsſchauplatz unſern Grenzen; wenn einigemal von der unteren Lahn herauf der Kanonendonner an unſere Fenſter ſchlug, dann mußte ich auch hinaus. Einmal hätte ich dieſe praktiſchen Studien der Hiſtorie mit meinen Begleitern beinahe ſchwer büßen müſſen, da wir in der Wetterau zwiſchen die reterirende öſterreichiſche und die unter Hoche heranrückende franzöſiſche Armee geriethen. Einen andern weſentlichen Nutzen hatten ſolche Wanderungen für mich, **den**, daß ich dem Studiren nicht unterlag. Mein Vater war jung geſtorben, und ich, ſein jüngſter Sohn, hatte von ſeiner Leibesconſtitution nur zu viel geerbt. Vermuthlich war auch deswegen meine Mutter nachſichtiger gegen den wilden Knaben geweſen, der im Sommer oft nur zu Eſſen und zu Schlafen zu Hauſe kam. **Sie** ward uns um dieſe Zeit entriſſen, und ihr Tod war mir um ſo ſchmerzlicher, weil nicht nur kein Pfarrer, ſondern gar nichts zur Zeit aus mir geworden war. Doch hatte ſie noch geſehen, daß ſelbſt ältere Studenten bei mir Privatunterricht nahmen.

---

*) Bei Strieder a. a. O. der heſſiſchen Gelehrtengeſch. S. 95 iſt meiner Lehrer dankbare Erwähnung geſchehen.

In einem herrlichen Kreiſe von Freunden fand ich die nöthige Erheiterung. Außer den genannten Vettern, gewährten mir **Engelſchall**, der Biograph des ältern **Tiſchbein**, C. W. **Juſti**, als gefälliger Ueberſetzer altteſtamentlicher Dichter und geſchickter Ausleger deſſelben rühmlichſt bekannt, der Orientaliſt J. **Melchior Hartmann**, **Ludwig Lindenmeyer**, unſer Verwandter, der als Emigrant bei uns lebte und im Mathiſſoniſchen Sinne dichtete, ein lieber gefühlvoller Mann, und dabei geſchickter Rechtsgelehrter, der Philoſoph **Reinhard**, Bruder des Grafen, ſpäter Profeſſor in Moskow und deſſen Schwager **Hauf**, jetzt Profeſſor in Gent (der letzte gab mir noch Privatunterricht in der Mathematik), durch ihren Umgang und freundliche Mittheilungen Erholung und vielfache Belehrung. **Leonhard Creuzer**, **Hauf** und ich hatten uns zu einer Privatlehranſtalt vereinigt, und eine Zeitlang unterſtützte ich auch meinen Freund und jetzigen Collegen, den Kirchenrath **Schwarz** in ſeinem Lehrgeſchäft auf dem Lande. Außer den alten Sprachen, Geographie und Geſchichte, wurde von mir nichts gefordert, weil man bei uns von jenen philantropiniſchen Treiben nichts mehr hielt, und ich mir aus **Gesner's** Iſagoge und aus J. A. **Erneſti's** Initiis eine ganz andere Idee von dem Kreiſe des Unterrichts gebildet hatte Gegenwärtig hat die Erfahrung längſt entſchieden, ich hörte es ſehr gern, als noch im vorigen Jahre der Geheime-Rath F. A. **Wolf** mit großem Lobe eines Schulplans gedachte, den **Matth. Gesner** einſt für das Gymnaſium zu Iſefeld ſelbſt entworfen hatte. Solche Männer ſollten eigentlich das geſetzgebende Corps der Gymnaſien bilden und das Ephorat verwalten. Tüchtige Lehrer mit anſtändigem Gehalt und ehrenvoller Stellung im Staate unter ihnen — das iſts, worauf es ankommt, nicht auf Tabellen und Organiſationen. Wir hatten auch mit einigen Lehrern in Gieſſen freundlichen und wiſſenſchaftlichen Verkehr und kamen im Sommer oft Sonntags mit dem obengenannten **Schmid** und mit den Profeſſoren **Snell**, **Walther** und andern auf der Grenze zuſammen, woraus uns einmal beinahe eine gefängliche Haft erwachſen wäre. Ein Offizier, der auf der Demarcationslinie cantonirte, hatte aus den lebhaften Geſprächen, wobei Manuſcripte vorgeleſen wurden, den Schluß gezogen, daß Jacobinismus dahinter ſtecke. Die Scripturen bezogen ſich auf das philoſophiſche Journal, welches **Schmid** und **Snell** zu jener Zeit herausgaben, und Jacobiniſches hatten wir weiter nichts an uns, als etwa die runden Hüte, die in Kur-Heſſen damals verboten waren.

Mich beſchäftigte jetzt ein anderer Gedanke. Ich hatte im Lucian Andeutungen gefunden, die, das Verhältniß zwiſchen Herodot und Thucydides berührend, mir von Niemand verſtanden zu ſein ſchienen. Die Sachen waren mir bald klar; da man mir aber gerathen hatte, mit einem deutſchen Büchlein hervorzutreten, ſo verurſachte mir die Form viel Mühe, und es koſtete viel Umſchreibens und Feilens. Die Kritik war damals in äſthetiſcher Hinſicht viel ſtrenger als jetzt. Ein junger Autor war verloren, wenn ein Recenſent in der Sprache und Diction viele Ausſtellungen zu machen, hatte. Ein Buchhändler und alter Freund von mir, dem ich in der Literaturkenntniß viel verdanke, hat neulich wegen einer neuen Auflage bei mir angefragt und ſogar von Honorar geredet. Ich vermeinte in meiner Antwort dagegen, das Verlangen des Publicums nach jenem Erſtlingsfrüchtchen werde wohl ſo gar heiß nicht ſein, und ſo möge er das Dingelchen in Gottes Namen ſchlafen laſſen. Ich hätte auch gern geſehen, man hätte neulich meine neu-lateiniſche Chreſtomathie mit der zweiten Ausgabe verſchont. Es war beſtellte Arbeit die ich in jenen Jahren auf **Wenck's** und anderer Wunſch zunächſt für die Heſſen-Darmſtädtiſchen Gymnaſien gemacht hatte. Ich habe ſie ſchon lange ſelbſt nicht mehr gebraucht, weil ich urſprünglich in der Auswahl der Stücke nicht frei war, ſondern einen Realzweck der griechiſchen und römiſchen Alterthümer damit hatte verbinden müſſen. Als Gewerbe habe ich die Schriftſtellerei nie betrachten können und es mir gefallen laſſen, wenn geſcheutere Leute mich manchmal mit dem gemeinen Sprichworte ſtrafen wollten: „Wenn es Brei regne, hätte ich keinen Topf." — Aber nun auf jenes erſte Schriftchen zurück zu kommen, ſo war es in meiner damaligen Lage doch ein Ding, ja, Kantiſch zu reden, eine Art von Ding an ſich. Wie einſt Rouſſeau von dem Wurfe nach einem Baume ſich Prognoſtika für ſeine Zukunft ſtellte, ſo hatte ich mir in den Kopf geſetzt, von der Aufnahme des Büchleins ſolle mein Entſchluß; **ob Pfarrer oder Schullehrer** — abhängen. Denn ich hatte noch nicht entſchieden, ſondern vielmehr mitlerweile gepredigt, und das N. T. mit dem Grotius, (die Scholien des ältern Roſenmüller nannte mein Oheim einen verwäſſerten Grotius; blos mitdem griechiſchen N. T. und mit dieſem Ausleger ſtudirte er auf ſeine Predigten; — von Magazinen und dergl. war bei ihm nicht die Rede —) war ſeitdem immer meine Lectüre geblieben.

1798 führte mich eine Hauslehrerſtelle nach Leipzig. Auf einer früheren Wanderung von Jena aus, wo ich auch **Wolfen** zuerſt ſah, hatte ich **Morus**, **Fiſcher**, **Platner** **Weiße** und Andere kennen gelernt. Nun war mir ein halbjähriger Aufenthalt gegönnt, den ich zu meiner Vervollkommnung in neueren Sprachen benutzte. Auch lernte ich in Gotha **Jacobs**, **Schlichtegroll** und manchen würdigen Mann kennen; in Leipzig **Beck** und **Herrmann**, und konnte während einiger Monate erſteren über die Weltgeſchichte und letzteren über den Aeſchylus hören. Die Bekanntſchaft mit würdigen Buchhändlern erweiterte meine Kenntniß der Literatur. Auf dieſer Reiſe vernahm ich von Böttiger in Weimar das erſte freundliche Wort über mein armes Kind. Ein aufmunternder Brief deſſelben folgte mir bald nach Leipzig. Nun ſchrieb Heeren ebenſo, und Heyne's Zuruf blieb nicht aus. — Um den Leſer von der Angſt zu befreien, als würde ich eben ſo umſtändlich von meinen übrigen Büchern reden, will ich nur gleich kurz bemerken, daß es mit den folgenden lateiniſchen Schriftchen über Xenophon den Geſchichtsſchreiber, angehängt einige kritiſche Kleinigkeiten, ſchon auf eine Profeſſur in Marburg abgeſehen war, und wie es mich in Heyne's Recenſion der dritten Schrift (die hiſtoriſche Kunſt der Griechen, Leipzig, bei Göſchen, 1803) nicht wenig verdroß, daß er aus dem philoſophiſchen Kapitel nichts machen wollte. Er hatte ganz recht. Es war ein Kantiſch-Fichteſcher Lappen.

Im Herbſte deſſelben Jahres war ich wieder zu Hauſe — aber nicht in Amt und Brot. Das Liebſte und Angemeſſenſte wäre eine Stelle am Marburger Gymnaſium geweſen; dieſe war aber dem Lutheraner verſchloſſen. Mitlerweile war ich mit dem Herrn von Savigny näher bekannt geworden; durch ihn ordnete ſich Alles; er ermunterte mich zur akademiſchen Laufbahn, und hatte ich vorher über griechiſche und römiſche Schriftſteller ſogenannte privatisima gehalten, ſo ſollte ich nun die alte Geſchichte öffentlich vortragen. Die Hiſtoriker der Griechen und Römer waren mir bekannt, und die Werke der Engländer, ferner Pirizoneus, Gatterer, Schlözer, Beck und Heeren wurden fleißig benutzt. Es ging; bei der Fortdauer unſerer Privatlehranſtalt ward ſogar an den Eheſtand gedacht. Ich heirathete im folgenden Jahre Sophie Leske, geborne Müller aus Leipzig, Tochter eines dortigen Buchhändlers und Wittwe des in Marburg verſtorbenen Nathanael Gottfried Leske, Profeſſors der Naturgeſchichte. Neben Savigny lebten wir in einem Kreiſe von jungen Männern, größtentheils von Adel. Ich bin es der Wahrheit ſchuldig zu bemerken, daß ich faſt lauter erfreuliche Erinnerungen aus jener Zeit aufbehalten habe. Aber wo ſollte es endigen, wenn ich Savigny's Verdienſte um mich würdigen wollte? Ein ſehr lebhafter Ideenwechſel in ſchriftlicher und mündlicher Mittheilung füllte damals unſere Mußeſtunden; dazwiſchen Wanderungen und Reiſen — und die jungen Docenten wanderten gern und viel. Nachher laſen wir deſto friſcher. Dies ſpürten die Zuhörer. Pedanterie thut's nicht; und die Welt würde nicht untergehen, wenn der akademiſche Lehrer wöchentlich einmal das „hodie non legitur“ an ſeine Thür ſchriebe. Von der Art des Studiums und Leſens war da auch viel die Rede, und wie man ſich Adverſarien anlegen ſolle. Ich machte mir drei dicke Bücher: Hellenica, Classica, Miscellanea fürs Grammatiſche, Kritiſche, für Sachkenntniſſe und äſthetiſche Bemerkungen u. ſ. w. Dieſe Methode habe ich bald aufgeben müſſen. Beſſer ſind einzelne Blätter, in Mappen gelegt; ſie ſtehen immer zu Gebote, und man kann ſie in Collegienhefte legen, zu Ausarbeitungen gebrauchen und wie man will; nur auf die Ränder einiger Autoren habe ich fortgeſchrieben, ſo daß Herodot, einige Bücher des Plato und Cicero jetzt ganz angefüllt und ſchwierig zu leſen ſind. — Einem Jedem, der mit Selbſtdenken einer Wiſſenſchaft ſich hingegeben, wird ſich in den Jahren des ernſthaften Studirens, wie von ſelbſt, eine Geſchichte ſeines Faches bilden. Da ich nun die Humaniſten ſeit dem 15. Jahrhundert las, und in den Commentaren mit dem Geiſte vieler Andern bekannt wurde, ſo bildete ſich in mir die Vorſtellung von vier innerlich verſchiedenen Perioden der Philologie aus. Ich habe ſie mit wenig Abänderung in dem Büchlein, über das akademiſche Studium des Alterthums, entworfen, und trage noch jetzt die Geſchichte der Philologie danach vor. Gruber in ſeinem leider nicht fortgeſetzten Wörterbuche der Aeſthetik und Archäologie und Andere haben dieſer Ideen Erwähnung gethan. —

Die Univerſitätsbibliothek war nicht übel im hiſtoriſchen Fache, die Savignyſche hatte ſchöne Werke in der römiſchen Literatur; aber was mir wichtiger, war die Bekanntſchaft mit den beſten Bearbeitern der römiſchen Rechtsgeſchichte und Rechts-Alterthümer. Nun gewöhnte ich mich, die Sigonius, Cujacius, Gothofrede, Everh. Otto, Bynkershök, Trekel, Franz Carl Conradi und Andere, als auch mich angehend, zu betrachten, und bei ſpäterer Fortſetzung dieſer Studien haben mich auch immer die Werke von Haubold, Savigny, Thibaut, Dirkſen u. A. intereſſirt. Damals kamen Savigny's mündliche und ſchriftliche Mittheilungen hinzu, und ich weiß es ſelbſt am beſten, was mir das Alles bei meinen Vorleſungen über die römiſchen Schriftſteller und Antiquitäten bis auf den heutigen Tag genutzt hat. — Kein wichtiger Auctionskatalog wurde verſäumt und vieles gekauft. Lehrreich war für mich auch die Bekanntſchaft mit den Literatoren Wachler, Münſcher, Weis, dem Juriſten; und der grundgelehrte Arnoldi war mir nützlich durch ſeine Bibliothek und Unterhaltung. In jenen Jahren lernte ich die Gebrüder Grimm aus Caſſel und den gelehrten und erfahrnen Archäologen Völkel kennen. Das Schlegeliſche Athenäum hatte ich von Leipzig mitgebracht, und es blieb nicht leicht ein erhebliches Werk der ſchönen Literatur und Kunſt unbeachtet. Für mich war dies eine Periode der vielſeitigſten geiſtigen Anregung. Heyne bemühte ſich, mir eine feſte Anſtellung im Auslande zu verſchaffen; er ſchlug mich nach Lüneburg vor, woraus aber nichts wurde. Ich hatte dieſen berühmten Mann zweimal geſehen, und einmal hoſpitirend gehört, bei welcher Gelegenheit ich auch Gatterer, Schlözer, Spittler, Heeren, Eichhorn und Blumenbach hörte. Ich war alſo kein Schüler von Heyne, und dennoch hat dieſer Gelehrte vom Jahre 1798 an, bis zu ſeinem Tode, nicht nur den größeſten und thätigſten Antheil an meinem Schickſale genommen, ſondern mich auch mit ſeinem Rathe aufs freundlichſte jederzeit unterſtützt. Er äußerte ſich dabei oft mit großer Beſcheidenheit über ſeine Arbeiten, z. B. über die agrariſchen Geſetze, und ſpäter bat er mich, aus Veranlaſſung meines Dionyſus, ich möchte doch auf ſeine Commentationen über die Etrusker keinen ſo großen Werth legen.

Da ich Hoffnung hatte, Profeſſor der Beredſamkeit in Gieſſen zu werden, ſo machte man mich in Marburg zum Profeſſor der griechiſchen Sprache, eine Profeſſur die bis jetzt mit der orientaliſchen vereinigt geweſen. Dieſe Ernennung verſetzte mich, wie man leicht ſehen wird, in große Unruhe. Ich erklärte Homer, Xenophon, Cicero, Horaz und corrigirte gewiſſenhaft die wöchentlichen Stylübungen. Nun aber ſollte ich die Geſchichte der griechiſchen Literatur vortragen; das iſt leicht und ſchwer, wie man will. Erſteres, wenn man gemächlich den Fabricius ausſchreibt; Letzteres, wenn der Docent, wie billig, denkt, er ſolle doch wenigſtens über die Hauptſchriftſteller aus eigener Lectüre urtheilen; gerade damals aber waren Wolf's homeriſche Prolegomena erſchienen. Welch ein Buch! Ich hatte es ſtudirt und wieder ſtudirt und in meine Hellenica ꝛc. ausgezogen. Nachher wurden die Hauptſätze des gelehrten und ſcharfſinnigen Hug, Heinrich und Anderer beigefügt; ingleichen die mit Wolf's Lehre zuſammenhängenden Kunſttheorien der Brüder Schlegel excerpirt und durchdacht; auch wurde die Ariſtoteliſche Poetik nach Hermann's Ausgabe ſorgfältig geleſen und mit jenen Lehrſätzen verglichen. Bentley's Abhandlungen waren von mir früher ſtudirt worden; aber zur Zeit hatte ich den Euſtathius nur etwas durchgeblättert, und den Villoiſoniſchen Homer noch mit keinem Auge geſehen. Das iſt erſt hier in Heidelberg nachgeholt worden. Ich mußte alſo thun, was ich konnte, und ließ in zwölf Paragraphen eine chronologiſche Ueberſicht der griechiſchen Literaturgeſchichte zunächſt für die Zuhörer drucken. Es wundert mich, daß ziemlich lange nachher noch Mohnike in ſeiner ſehr fleißig gearbeiteten griechiſchen und römiſchen Literaturgeſchichte jenem unbedeutenden

Dinge die Ehre erwieſen, es des Plans wegen zu beloben, der doch gar nichts Eigenthümliches hatte und ſich von ſelber gab. Wolf's großes Werk, ſo wie ſeine nachherigen Kritiken über einige Reden des Cicero jetzt noch rühmen zu wollen, wäre mehr als überflüſſig. Aber das darf ich doch wohl ſagen, daß nicht leicht ein einzelnes Buch mehr Einfluß auf mein Studium gehabt. Eben weil ich fühlte, welche ſeltene Gaben und Kenntniſſe dazu gehörten, die höhere Kritik auf eine ſolche Weiſe zu handhaben, blieb ich von der ſeitdem ziemlich herrſchend gewordenen Stimmung frei, der zufolge ein junger Philologe nicht eher etwas zu gelten glaubte — bis er irgend einen Capitalautor für untergeſchoben erklärt hatte. Jetzt hat dieſe Meinung ſich auch vieler Theologen bemeiſtert. Man verſtehe mich nicht unrecht. Habe ich doch ſelbſt einmal etliche ſogenannte orphiſche Hymnen für neuplatoniſch erklärt, weil ich plotiniſche Redensarten darin gefunden. Es iſt hier nur von dem Sturm und Drang die Rede, ſich durch dergleichen aus der Luft gegriffene Hypotheſen in aller Eile berühmt machen zu wollen. Darüber hat der geniale Wolf gewiß oft ſelber am meiſten gelächelt. —

Das Jahr 1799 brachte uns Wyttenbachs Leben des Ruhnkenius, und mir neue Schmerzen; oder ſollte ich nicht über ein Gemälde der Philologie und ihrer größten Meiſter erſchrecken, wenn ich in meinen Buſen griff? Zur Theologie war ich verdorben, und an philologiſchem Fleiße hatte ich's auch ſo wenig fehlen laſſen, daß ich gerade damals die körperlichen Folgen ſehr verſpürte. Freunde und Zuhörer, und Heyne's und Herrmann's Wohlwollen ermuthigten mich. Letzterer ſendete mir ſeinen Ariſtophanes (worüber ich darauf Vorleſungen hielt) und ließ ſich ſeine Zeit nicht dauern, mündlich angeknüpfte Geſpräche über epiſche und lyriſche Poeſie ſchriftlich fortzuſetzen. Doch ward meine nächſte Lage mit meinen Studirplänen immer unverträglicher. Es galt zunächſt den Vorleſungen, und zu dem Ende mußten noch große Studien gemacht werden. Man erkannte meinen Fleiß und guten Willen, und obwohl ich nichts von Belang geſchrieben, ſo wurde ich doch im December 1802 zum ordentlichen Profeſſor der Eloquenz ernannt. Ich hatte dieſes Amt im Grunde auch ſchon mehrere Jahre verſehen, da mein Vorgänger Curtius, ein ſehr gelehrter Mann, ſich blos auf hiſtoriſche Vorleſungen beſchränkte, und bereits alt und ſchwächlich war. Hierbei kann ich eine Bemerkung nicht unterdrücken, die mir beachtenswerth ſcheint: Gewöhnlich fordern die Curatoren der Hochſchulen von einem angehenden Profeſſor ſogleich gelehrte Bücher; es ſoll geſchrieben ſein und zwar ſchnell mehreres hintereinander, damit der Docent Namen bekomme. Nun frage ich aber, um bei meinem Fache zu bleiben, hat denn der angehende Profeſſor nun auch ſchon alle Materialien zu ſeinen Vorleſungen fix und fertig? und erfordert es nicht Zeit, Uebung und Nachdenken, die rechte Methode des Lehrens zu finden? Oder was kann dabei herauskommen, wenn ein blutjunger Mann philologiſche Bücher aus den Regiſtern, aus den Theſauren und ähnlichen Sammlungen macht? Alſo gerade das Gegentheil. Die Curatoren ſollten einen jungen Profeſſor, wenn er ſonſt fleißig iſt, um ſo mehr loben, je weniger er ſchreibt. Wenn ich aber doch ſelbſt ſchon am Ende 1803 mit einer hiſtoriſchen Kunſt der Griechen hervortrat, ſo hatte ich aus meinen langjährigen Studium der griechiſchen Geſchichtsſchreiber ſchon Vieles beiſammen. Seit 1798 ſaß ich auch viel über den griechiſchen und römiſchen Kunſtlehrern (Rhetoriker genannt) und notirte mir beſonders, was ſie über die hiſtoriſche Diction und Compoſition Feines bemerkten. Da ich zu gleicher Zeit Vieles in neueren Sprachen las, ſo ſtellten ſich von ſelbſt über den hiſtoriſchen Vortrag der Alten, in Vergleich mit Boccaccio, Machiavelli, den engliſchen Geſchichtsſchreibern und den deutſchen Möſer und Johannes Müller manche Betrachtungen dar. Ich hätte das Buch auch jetzt noch nicht drucken laſſen, hätte ich nicht von Marburg weggewollt, oder vielmehr hätte ich nicht weggehen müſſen.

Dies hing ſo zuſammen: Zu Marburg mußte ich als Profeſſor der Eloquenz, faſt in Jahresfriſt zwei Programmata ſchreiben, zwei Reden halten und ſechs ſogenannte Memoiren abfaſſen. Wie gut war es da für mich, daß ich mit Cicero, mit Muret und andern Humaniſten ununterbrochenen Umgang gepflogen; aber das Alles wollte doch geſchrieben ſein. Wo blieb da das kritiſche Studium der griechiſchen und römiſchen Quellen? Dazu kam, daß jene Memorien oder Biographien verſtorbener Profeſſoren ein unfröhliches Detail von Familienpapieren, biographiſchen Notizen und dergleichen mit ſich führten, die ich mühſam ſammeln mußte; und dann ſollten es Lobſchriften ſein. Die Familien ſahen darauf. Bei manchen (wie bei Tiedemann, Baldinger, Stein und Andern) gab es reellen Stoff zum Loben genug; auch den übrigen wurde nachgerühmt, was nur irgend zu rühmen war. Man lief aber Gefahr, bei Manchem mit dem Lobe anzuſtoßen. Von einem Mitgliede des hochehrwürdigen Oberappellationsgerichtes in Caſſel hatte ich beifällig bemerkt, er ſei als Profeſſor der Theologie in Marburg von dieſem Fache zur Rechtswiſſenſchaft übergegangen, weil er jenes Lehramt mit ſeinen Ueberzeugungen unverträglich gefunden. Der verdiente Mann hatte Reiſen in Frankreich u. ſ. w. gemacht, Voltaire's, Bahrdt's und ähnliche Schriften geleſen und ward nun ein geſchickter Juriſt, vorzüglich im Praktiſchen. Nun lobte ich jenen Uebertritt, und meine noch jetzt, es ſei ſehr rechtſchaffen gehandelt, wenn heut zu Tage mancher theologiſche Profeſſor dergleichen thäte. — Das war Vielen nicht recht. — Welcher Mann von Ehrgefühl und Wahrheitsliebe möchte ſich dann dazu brauchen laſſen, beſtändig auf dem Paradepferde der Eloquenz zu ſitzen, oder das Hiſtrionenmetier eines öffentlichen Schmeichlers zu verrichten? Es iſt auch ein Irrthum, wenn man glaubt, dergleichen öffentliche Repräſentationen verliehen den Univerſitäten einen reellen Glanz. Das haben Ruhnkenius, Valkenaer, Wyttenbach und Wolf beſſer gewußt; und waren denn Leyden und Halle darum, weil jene Männer gar nicht oder ſelten paradirten, weniger berühmt? Nun konnte ich aber vollends gar nichts durch meine improviſirten Sächelchen zum Glanze meiner vaterländiſchen Univerſität beitragen? Und doch lag dieſer ganze Gamaſchendienſt auf meinen Schultern. Dort war an keine Erlöſung zu denken.

Doch wohin? Herr von Savigny hatte mir Ausſichten nach Würzburg verſchafft — aber aus dem dort projectirten philologiſchen Seminar wurde damals nichts. Ich hatte mich an Freund Daub nach Heidelberg gewendet, der mehrere Jahre zuvor dort angeſtellt war. Seine und Mieg's, wie auch Jung-Stilling's (letzteren kannte ich perſönlich, er war in der philologiſchen Facultät zu Marburg mein College geweſen) gemeinſchaftliche Wünſche verſchafften mir den Ruf dorthin. Ich erhielt den Lehrſtuhl der Philologie und alten Hiſtorie (zu Anfang 1804). Der Heſſen-Caſſelſche Miniſter Weiz von Eſchen entließ mich ungern, aber freundlich. Er hatte mich immer mit der ihm eigenen Humanität behandelt und liebte die Gelehrten. Von dem würdigen Völkel vernahm ich brieflich gütige Abſchiedsworte. Es hielt mir ſchwer, aus dem Kreiſe meiner Verwandten und Freunde zu ſcheiden. Jedoch dachte ich, ein Profeſſor muß wie ein Offizier ſich ans wandernde Leben gewöhnen. Wirklich hatten einige tüchtige Offiziere kurz zuvor den heſſiſchen Dienſt mit dem badiſchen vertauſcht. Den nachherigen General von Porbek, der ſpäter bei Talavera fiel, beſuchte ich in Carlsruhe, und mit dem Major von Keßler erneuerte ich vor wenigen Jahren in Baden alte Bekanntſchaft von der Schule her. Der Frühling, der mich hierher führte, war für mich ein wahres Feſt. An einem fremden Orte habe ich die Gewohnheit, mich auf einſamen Gängen möglichſt ſelbſt zu orientiren, und ſo war ich wochenlang in einem großen Entzücken über die hohen Schönheiten der Natur, die hier auf allen Schritten vor mir ausgebreitet lagen. Da ward wenig ſtudirt, nachher deſto mehr, weil der drückende Alp der Eloquenzerei von mir gewichen. Geſchrieben wurde in faſt zwei Jahren nichts; das war ja eben mein Wunſch geſen. Ich hatte freilich mir erſt ein Auditorium zu bilden. Anfangs las ich Alles publice — ſo konnte ſich niemand über verlornes Geld beklagen. Im philologiſchen Fache war ſchon damals die hieſige Bibliothek beſſer; und welche Erinnerungen und Anregungen für mich, wenn ich da auf den Rändern der Bücher die Handſchrift der Saumaiſe, Gruter und Gräve vorfand? Man wird ſich vorſtellen, daß ich mich bald nach Friedrich Sylburg's Grab erkundigte. Es iſt zwar nur durch eine einfache Steinſchrift an der Mauer unſerer Peterskirche bezeichnet; aber die Kenner der griechiſchen Literatur wiſſen auch ohne Monument, was ſie dieſem Gelehrten des ſechzehnten Jahrhunderts verdankt. Ich war auf dieſen heſſiſchen Landsmann früh aufmerkſam geworden; einmal durch die Scaligerana, ſodann dadurch, daß ich ſeine Ausgabe des Ariſtoteles, die eben ſo werthvoll, als ſelten vollſtändig zu haben iſt*), in einer Auction gekauft hatte. Ich hatte dieſen Helleniſten kurz vorher zum Gegenſtande einer akademiſchen Rede gemacht, die in Eichſtädt's Nov. Actis Societ. Latin. Jenensis abgedruckt iſt. Nachher hat Juſti, in der Fortſetzung von Strieder's heſſiſcher Gelehrtengeſchichte, genauer von ihm gehandelt. Ich beſitze durch die Güte meines Freundes, des Doctors Batt, einige ungedruckte Briefe Sylburg's und werde, neben andern Stücken zur Geſchichte der Philologie, gelegentlich ausführlicher von ihm Nachricht geben, kann aber vorjetzt den Wunſch nicht unterdrücken, daß ein pfälzlicher Gelehrter ſich entſchließen möchte, eine Geſchichte der älteren heidelbergiſchen Lehrer auszuarbeiten. — Die übrigen Fächer wurden hier allmählig vollſtändiger beſetzt, und wenn jetzt Männer von großem Ruhm und beträchtlichem Einkommen, ſich in ihrem Hausweſen aufs einfachſte einrichteten, ſo gab dies einen Ton in unſer akademiſches Sein und Leben, der ganz nach meinem Sinne war. — Keine Spur von jener Vornehmthuerei, die den Profeſſor verunziert und am Ende doch kleinſtädtiſch iſt. Nun kamen Böckh, Wilken und andere hierher, und in meinen und verwandten Fächern wurde Manches mehr durchgebildet und beſſer gelehrt, als ich es konnte. In den Studien, die ich mit Daub herausgab, fanden wir einen literariſchen Mittheilungspunkt. Wir hatten ſie aus vollem Herzen dem würdigen Karl Friedrich, damals Kurfürſt, gewidmet. Dieſer edle Regent nahm nicht nur an allem wiſſenſchaftlichen Leben und Wirken den größten Antheil, ſondern auch an dem Schickſale derer, die ſich den Wiſſenſchaften gewidmet hatten. So hatte auch ich, ſo wenig auf meinem Leben beruhete, mich dieſer gütigen Theilnahme zu erfreuen, da ich um dieſe Zeit gefährlich danieder lag; und wenn ich alſo jene Zeit als eine Periode ſchwerer Seelen- und Körperleiden ſtets in ernſter Erinnerung behalte, ſo erhielt ich auch gerade damals von mehreren Seiten die unzweideutigſten Beweiſe echter Freundſchaft. Das Inſtitut der Studien gewann mir auch die Bekanntſchaft des vortrefflichen Hiſtorikers Schloſſer, der ſeitdem durch ein engeres Amtsverhältniß in bewährter männlicher Geſinnung mit mir verbunden iſt.

Bei den Vorarbeiten zu meinem Buche über die hiſtoriſche Kunſt der Griechen war ich praktiſch überzeugt worden, wie die Frage, was die Griechen in der Geſchichte geleiſtet? ſich nur genügend beantworten laſſe, wenn man eine möglichſt vollſtändige Sammlung der Bruchſtücke der vielen verlornen Werke dieſes Kreiſes vor Augen hätte. Die Heyne'ſche Bearbeitung des Apollodor, den ich mit den Anmerkungen mir ganz excerpirt hatte, ſo wie die Fragmentenſammlung, welche Sturz einigen Logographen ſo gelehrt gewidmet hatte, zeigten mir den Nutzen einer ſolchen Arbeit noch deutlicher. Sanguiniſch machte ich nun den Plan, die Fragmente ſämmtlicher griechiſchen Hiſtoriker zu ſammlen und zu ediren. Mein Freund, der hieſige Profeſſor Kayſer, gab mir aus ſeinen Papieren einen Beitrag zu einigen, und Lenz in Gotha, Köhler in Detmold, Matthiä in Frankfurt a. M. und Andere verſprachen thätige Theilnahme, ich hatte ſogar in Beck's Commentar. Societ. philol. Lips. eine Ankündigung drucken laſſen. Allein ſchon das Excerpiren einzelner Schriftſteller (aus Regiſtern ſoll doch nicht gearbeitet werden) verurſachte großen Zeitaufwand. Ich lernte einſehen, was ein ſo umfaſſender Plan erfordere, und war zufrieden mit den Fragmenten von dreien einigermaßen meinen Eifer zu bethätigen. Es war dies eine nützliche Vorarbeitung für den Commentar über Herodot. Nachher haben Lenz, und beſonders Siebelis, dann Marx und Göller einzelne ſchätzbare Ausgaben der Geſchichtsfragmente geliefert, und ich erwarte noch etliche der Art von einigen meiner jüngern Freunde. An meinem Büchlein hätte ich jetzt verſchiedene kritiſche Sectionen zu machen. Eine davon hat der ehrwürdige ältere Schweighäuſer ſehr nachſichtsvoll angedeutet.

Auf den Antrag des Miniſters von Reizenſtein wurde im Frühling 1808, unter andern neuen Inſtituten, hier ein philologiſches Seminar errichtet. Unſere Regierung, die mir die Direction deſſelben übertragen hatte, genehmigte meinen Plan, und ich ward veranlaßt, ihn in einer einleitenden Schrift: das akademiſche Studium des Alterthums, öffentlich bekannt zu machen. Ich habe dieſe Anſtalt unter beſonderer Vergünſtigung der Umſtände eröffnet und bisher geleitet. Die freie Stellung, worein mich dabei unſere Regierung verſetzte, und das unwandelbare Zutrauen, das ſie mir ſchenkte, mußten dieſe Unternehmung begünſtigen. Gleich zu Anfang traten tüchtige Alumnen ein; zuerſt Moſer (jetzt Profeſſor am Gymnaſium zu Ulm) mit einigen wackern Landsleuten; und ſo habe ich in jedem Semeſter mehrere Mitglieder gezählt, welche Muth und Kraft genug hatten, den Dornenpfad der Philologie mit mir fortzuwandeln. Im In- und Auslande zähle ich noch jetzt unter ihnen einen ſchönen Kreis von Freunden. Verzeiht man es dem Schulmanne, wenn er in der Schule ſein Reich erblickt, ſo wird man auch mir vielleicht nachſehen, wenn damals mir Moſer als der erſte Grenadier unter den Commilitonen erſchien. Seine hohe Geſtalt und eiſerne Geſundheit erinnerten ohnedem daran. Nie habe ich in einem jungen Manne, bei großer Kraft, eine größere Vielſeitigkeit von Talenten und vorzüglich eine größere Gutmüthigkeit angetroffen. Ein feſter Mannesſinn drückte dem Allen das Siegel auf. Dieſer Freund hat mir in allen Verhältniſſen des Lebens redlich beigeſtanden. Sehr befördert wurde das Ganze durch die bald eintretende Mitwirkung von Böckh, der ſchon damals unter den deutſchen Philologen ſich ſeinen Ehrenplatz zu ſichern anfing; und noch jetzt erfreue ich mich der thätigen Beihülfe unſeres geſchickten Herrn Profeſſors Bähr.

Man hegte hier damals den Plan, die Jenaiſche Literatur-Zeitung mit ihrem jetzigen Redacteur nach Heidelberg zu verpflanzen. Es erhoben ſich mehrere Stimmen gegen dieſen Gedanken. Ich will Niemand compromittiren, aber auch ich erklärte mich dagegen. Das partheiloſe Publicum wird hieraus mein Verhältniß zu jenem Inſtitute beurtheilen können. Nun wünſchte aber das damalige Curatorium allhier eine literariſche Anſtalt der Art. Wollten wir alſo jene Lit.-Zeitung nicht haben, ſo mußten wir eine neue machen. Mit wiſſenſchaftlichem Eifer und Wahrheitsliebe wurde das Werk unternommen. Jenen Ehrenmännern, die ſich dabei thätig bewieſen, Daub, Schwarz, Thibaut, Heiſe, Ackermann, Langsdorf u. ſ. w. waren alle anderweiten Motive fremd; und was Wilken, Böckh, Schloſſer und Andere auf den mir bekannten Gebieten geleiſtet, wird ſich wohl immer als gründliche Arbeit erweiſen. Ein Mehreres von dem Ton und Geiſt der damaligen Heidelberger Jahrbücher zu ſagen, kommt mir als einem Theilnehmer nicht zu. Zwei Umſtände darf ich indeſſen berühren: Erſtens, daß das juriſtiſche Heft im erſten Jahre zweimal aufgelegt wurde; ſo dann folgendes Factum: Der Verleger der zahlreichen und geiſtvollen Schriften eines vornehmen Mannes, der damals bei unſerer Regierung in einem hohen Poſten ſtand, ſendete uns dieſe Werke ſämmtlich zu, vermeinend, nun würde doch wohl ein rechter Panegyricus erfolgen. Wir hatten aber das Geſetz gemacht, daß keines einheimiſchen Schriftſtellers Werke recenſirt werden ſollten. Anzeigen durfte er ſich ſelbſt mit Namensunterſchrift. — Mir koſtete indeß die Sache zu viel Zeit; und als mehrere Redactoren abtraten, und in der Perſon von Wilken ein ſehr geſchickter Stellvertreter gefunden ward, ſo war ich froh, wieder zu meinen andern Arbeiten zurückzukehren. — In meinen jüngern Jahren habe ich äußerſt wenig recenſirt. Das Wenige, was ich ſpäter in den Heidelb. Jahrb. gegeben, iſt mehrentheils mit meinem Namen unterzeichnet. Irre ich nicht, ſo habe ich ſeit dem Jahre 1810 nicht einmal eine Anzeige meiner eigenen Schriften in den Heidelb. Jahrb. geliefert, was doch die Verleger zuweilen wünſchten, und wozu jeder einheimiſche Autor das Recht hat. Früher hatte ich in andern Literaturzeitungen etliche Recenſionen gemacht. In der Leipz. L. Z. hatte ich einmal mit großer Milde einem angehenden philologiſchen Schriftſteller Sprachfehler nachgewieſen. Ich hatte keine Ruhe; es mußte heraus. Ich nannte mich dem Manne ſelbſt, als ſeinen Recenſenten, und täuſchte mich in meinem Zutrauen nicht. Der verdiente Mann hat es mich nie entgelten laſſen. —

---

*) S. Brunet I. p. 107 und Ebert's allgemeines bibliographiſches Lexicon I. p. 98.

Es iſt oben bemerkt worden, wie ich mit Winkelmann's Werken Bekanntſchaft gemacht. Da man jetzt Vorleſungen über Mythologie und über Archäologie von mir wünſchte, ſo nahm ich dieſe Studien, zu denen mich auch meine Unterſuchungen über die Dionyſchen Religionen führten, wieder vor, und die Schriften Viſconti's, Zoega's, Böttiger's, Millin's und Anderer kamen nun an die Reihe. Mein Freund Welcker (jetzt in Bonn) war eben aus Italien zurückgekehrt und hatte mich dem Freiherrn von Schellersheim bekannt gemacht. Die Geſpräche und Briefe dieſer Kunſtkenner gewährten mir manche Belehrung. Der rheiniſche Boden lieferte mir römiſche Medaillen und die Geſchenke griechiſcher Städtemünzen und anderer Anticaglie, die ich ſeitdem von H. v. Schellersheim, Fr. Münter, J. David Weber und andern Freunden empfangen, verbunden mit Ankäufen, wo ſich Gelegenheit ergab, haben dieſes archäologiſche Studium immer bei mir im Leben erhalten. Ich fing jetzt an, die antike Numismatik als eine nothwendige Hülfswiſſenſchaft ſelbſt zur Mythologie zu betrachten. Daneben hatte ſich meine Büchersammlung vermehrt; ich konnte nun ganz wieder meinen lieben Todten leben.

Unterdeſſen waren jedoch manche äußere Umſtände bedenklich geworden, und als damals ein zeitiger Prorector (er iſt nicht mehr unter uns) mir deswegen, weil ich auf den Wunſch des Curators einmal hier ein Programm geſchrieben, ſich berechtigt glaubte, mir nun wieder jährlich mehrere Programme und dergleichen aufzubürden, ſo glaubte ich, die ganze Marburger Eloquenz ſey wieder im Anzuge, und dann war es um mein Quellenſtudium geſchehen, das eben jetzt neue Richtungen nehmen mußte. Ich hatte dem Freiherrn von Zentner meine Wünſche eröffnet; Savigny hatte mich indeß nach Landshut empfohlen — als ich im December 1808 aus dem Haag folgenden Brief erhielt:

„Es wird Ihnen bekannt ſeyn, daß der Lehrſtuhl unſeres würdigen Luzac, auf der königlichen Univerſität zu Leyden bis jetzo noch unbeſetzt geblieben iſt. Würden Sie, wenn Ihnen derſelbe angetragen wird, ihn annehmen, auf eine Beſoldung von 3000 holländiſche Fl., außerdem was Ihnen Ihre Collegien ergeben, welche in dem Fache der alten Literatur jetzt ſehr frequentirt ſind? Auf dieſe Frage bitte ich Ihre baldigſte und beſtimmte Antwort. Ich muß Ihnen aber dabei eben beſtimmt erklären, daß in dem Fall, daß Sie, wie ich hoffe, mir eine bejahende Antwort werden zuſchicken, ich nur für meinen Vortrag beim Könige, nicht aber für die Vocation ſelber bürgen kann. Erfolgt dieſe nicht, ſo bleibt die ganze Sache unabgethan, aber auch zwiſchen uns beiden; denn es wiſſen bis jetzt weder Curatoren der Univerſität, noch auch Hr. Prof. Wyttenbach etwas von dieſem Schreiben an Sie; auch in Heidelberg würde in der Folge Niemand etwas davon erfahren. Ich aber von meiner Seite muß ſicher ſeyn können, daß, wenn ich Sie dem Könige vorſchlage, und die Vocation auf obgemeldeter Condition erfolgt, Sie dieſelbe annehmen werden, welche Verſprechungen man Ihnen nachher auch von der Seite Ihres jetzigen Gouvernements oder akademiſcher Direction und dergleichen machen würde. Es würde mir äußerſt angenehm ſein, wenn ich in Kurzem einen nicht abſchlagenden Brief von Ihnen hierüber erhalte, und ich ſchmeichle mich u. ſ. w. Ich unterſchreibe mich mit aller Hochachtung

Ihr ganz ergebenſter
J. v. Meermann
Directeur general des Sciences et
des Arts du Royaume de Hollande.“

Ich hatte von meinen früheren Geiſtesproducten eine ſo geringe Meinung und von Wyttenbach eine ſo hohe, daß ich mich erſt im Sommer 1808 entſchloß, ihm meinen Dionyſius zuzuſenden, und dies war auch mein erſter Brief an ihn, worin kein Gedanke an eine Profeſſur in Holland vorkam. Ich wußte ſelbſt nicht, daß des in der Pulverexploſion umgekommenen Profeſſors Luzac Stelle noch unbeſetzt ſey. Erſt ſpäter erfuhr ich, daß v. Heusde in Utrecht ſie ausgeſchlagen, und daß Wyttenbach mich vorgeſchlagen hatte; wie er denn auch ſogleich von jenem Meermanniſchen Briefe unterrichtet worden war. Schon die erſten Tage des Januar 1809 brachten mir einen Wyttenbachiſchen Brief und einen zweiten von Meermann, worin ein Wyttenbachiſches Urtheil über mich excerpirt war. Nun beſtimmten mich die oben bemerkten hieſigen Umſtände, der Gedanke an die Leydner Bibliothek, mit ihren gedruckten und geſchriebenen Schätzen, und die Hoffnung, in Wyttenbachs Umgang mich weiter auszubilden, ſehr bald; als Meermanns Antrag vom Könige genehmigt war, ſagte ich zu. Wyttenbach hatte mir geſchrieben: „Illud unum per hanc temporis angustiam Tibi declarare et possum et debeo, Te mihi gratissimum facturum oblata statione accipienda, Teque ad nos non ut ad peregrinos, sed ut ad tuos venturum. Et uxori tuae, si quid auguror, nova sedes placebit: certe ut placeat operum dabit neptis mea, multae mulier humanitatis. In modo fortunae tuae consule, easque paciscere conditiones, quarum Te in posterum ne poeniteat. Hoc ejusmodi est, ut Tibi luculentum salarium constituatur.“ — Aber dieſe Fortuna iſt immer meine letzte Sorge geweſen. Ich hatte, nach einem vergleichenden Ueberſchlag, nur 200 fl. mehr verlangen zu müſſen geglaubt, und erhielt ſie durch Wyttenbachs Fürſprache: „Operam dabo, ſchrieb er, ut Tibi 3200 conficiam, quando plus non licet, quam ipse ad eum Te modum demiseris.“ In der That hatte ich aber doch in ſeinem Sinne gehandelt, denn er ſelbſt bekümmerte ſich mehr um andere Güter, als um die zeitlichen. In einem andern Briefe äußerte er ſich ſo: „Et si haec est virtus, ut Stoici volunt, quorum est ὁ σοφὸς χρηματιεῖται, hac me virtute carere lubens fateor.“ Wäre ich jedoch in Holland geblieben, ſo hätte ich ſeinem erſten Rathe folgen müſſen, der aus beſſerer Sachkenntniß gefloſſen war. Ich hatte zu wenig gefordert. —

Meine Entlaſſung erhielt ich nach wenigen Wochen mit freundlichen Worten unſeres damaligen Herrn Miniſters. Ich gedachte in den Oſterferien nach Holland abzureiſen. Mein letztes Programm wurde geſchrieben und die Antrittsrede ausgearbeitet. Wyttenbach hatte mir das Thema angegeben: de civitate Athenarum omnis humanitatis parente. — Nun aber blieb das officielle Einberufungsſchreiben der Curatoren aus, welches verfaſſungsmäßig nothwendig war; ſtatt deſſen kamen beſorgliche Briefe. Ich hatte mich nicht angeboten und kein Wort davon gewußt, daß man dort an mich dachte; vielweniger konnte ich wiſſen, daß ein Holländer, der vielleicht würdiger als ich war, jene Stelle in Anſpruch nahm. Auf dieſe Weiſe war ich ruhig. Es mochte kommen, wie es wollte, mein Gehalt mußte mir werden. So kamen Oſtern herbei; ich reiſte ab, und wir verlebten in dem Kreiſe der Verwandten und Freunde in Darmſtadt angenehme Tage. Die dortige reiche Bibliothek, die mir bei der Gefälligkeit des Herrn Bibliothekars Schleiermacher vorher und nachher ſehr wichtig geworden, lieferte Stoff zur Arbeit. Ich excerpirte mir die ſämmtlichen Bände des Pellerin (Recueil des Medailles) — ſo weit Alles gut. — Jetzt aber erfuhr ich, daß meine heidelberger Freunde um ein Zeugniß für mich angegangen worden, und von einer andern Seite wurde mir geſchrieben; „Ich ſei als ein Mann dargeſtellt, qui a mis le feu au milieu de l'Allemagne.“ — Alſo nichts Geringeres, als eine Conſpiration! Wenn das Sinn haben ſollte, ſo mußte es eine gegen die Franzoſen ſein; denn eben damals war Napolon im Begriff, zum zweitenmal in das Herz der öſterreichiſchen Staaten einzudringen, und die Sache ſollte mir ja bei einem Napoleoniden ſchaden. Heute hätte ich alſo nichts zu verſchweigen, ja ich könnte mir durch ein ſolches Geſtändniß eine Art von Relief geben. Jedoch meine hiſtoriſche Muſe muß ganz demüthig berichten, wie der Profeſſor Creuzer damals zwar den Kopf voll von Numismatik, Leydner Bibliothek und holländiſcher Philologie hatte, aber gegen Napoleon und ſeine Aliirten eben ſo wenig conſpirirte, wie gegen den Kaiſer von China. Ich habe bei dem Lärm über die demagogiſchen Umtriebe manchmal an dieſe Geſchichte gedacht und ſetze ſie denen zur Nutzanwendung hierher, die dabei ſo geſchäftig waren. Oefter aber habe ich der Freunde gedacht, die damals für mich zeugten. Hierbei muß ich dankbar das Andenken des ſeligen Kriegsraths Mieg erneuern, der ganz Feuer und Leben war, wo er einem Gelehrten helfen konnte, und ſeine Verbindungen in Holland auf eine ſehr wirkſame Weiſe zu meinen Gunſten geltend machte. Ich habe niemals erfahren, wer jene ſaubere Erdichtung ausgeheckt; mir aber auch nie Mühe gegeben, einen ſo guten Freund kennen zu lernen. Im Grunde hatte der edle Meermann mehr Verdruß davon, als die Sache werth war. Er ſetzte ſeine Abſicht jedoch durch, und in Darmſtadt erhielt ich unter großem Siegel, in aller Form, das Schreiben der Curatoren. — Ich aber hatte bereits den Geſchmack an Holland verloren, und in Wisbaden, wo meine Frau einige Wochen die Cur brauchte, mir in dem warmen Waſſer den Magen vollends ruinirt. Doch Freund Moſer kam, der mich nach Holland begleitete, und wir begrüßten mit friſchem Muthe die Ufer des alten Rheins. In Coblenz konnte der Freund und Gevattermann Görres ſich noch immer nicht recht in meinen wunderlichen Entſchluß finden. Wir mußten mehrere Tage bei ihm und ſeiner liebenswürdigen Familie bleiben. Dem ehrwürdigen Cöln wurden, wie billig, auch zwei Tage gewidmet und in Walrafs Geſellſchaft lehrreich verwendet. Damals lernte ich die Herren Boiſſerée und Bertram kennen und ſah zum erſtenmal ihre Sammlung. Später ſind dieſe gelehrten und würdigen Männer in Heidelberg meine Freunde geworden. — In Holland dann — feine Städte, hübſche Leute — aber ich konnte keinen mythologiſchen Gedanken faſſen in dem flachen Lande. Auch an dem Geſtade der einſt ſo poetiſchen See waren die franzöſiſchen Telegraphen keine Obelisken der Sonne, und die engliſchen Wachtſchiffe — keine Delphine. Dazu ſagten mir Luft und Lebensart nicht zu. Ich kränkelte immer mehr. So brachte uns der 12. Juli 1809 in unſeren künftigen Wohnort, wie Moſer meinte. Ich aber ſaß am andern Morgen, noch ehe ich einen der Curatoren oder künftigen Collegen geſprochen, ſchon früh am Schreibtiſch. Es war ein Brief nach Carlsruhe an den Herrn von Reizenſtein, der mittlerweile ins Miniſterium zurückgekehrt war: „Sey der Platz in Heidelberg noch offen, ſo ſtünde ich zu Dienſt, um denſelben Gehalt, wie zuvor. Ich müſſe ja froh ſeyn, wenn man mich nur wieder haben wolle.“ — Nun gings hinaus zu Wyttenbach, der damals auf dem Lande wohnte. Es wurde uns ein ſehr freundlicher Empfang; von der Nichte, ſeiner nachherigen Frau, hatte er in ſeinen Briefen noch zu wenig geſagt. Sie iſt meiner Frau eine wahre Freundin geworden. Ihre gehaltreichen Geſpräche zeugten von einer ſeltenen Bildung. Sie hat ſpäterhin als Verfaſſerin des Theagène und anderer Dialogen in Frankreichs und Hollands Zirkeln ein Publicum gefunden. — Wir waren Alle wöchentlich einigemal draußen. Belehrung die Fülle in Wyttenbachs Unterhaltung, Erheiterung in ſeinem ſchönen Garten. Seine Bibliothek ſtand mir offen. Ich bereitete mich jetzt, auf den Fall, daß ich bleiben mußte, zu den Vorleſungen über das N. T., die zu meiner Profeſſur gehörten, vor, und ich lernte damals Valkenaer's noch ungedruckte Papiere über einige Bücher dieſer heiligen Urkunden kennen, die Waſſenbergh vor etlichen Jahren in einer ſehr guten Ausgabe geliefert hat. Ich ſah mich im Lande um und machte Bekanntſchaft, in Amſterdam mit de Boſch, in Utrecht mit van Heusde, in Leyden mit Te Water, van Voorſt, Kemper, Tollius, Hagemann, Borger, Bake, van Kampen, Donckermann und andern theuern Namen, die ich niemals vergeſſen werde. Noch ſtehe ich mit mehreren dieſer Männer in brieflichem Verkehr; einige habe ich hier bei mir geſehen, Wyttenbach mit ſeiner Frau beſuchten uns noch in den letztern Jahren. Es ſprach mich dorten vieles an; vorzüglich die ſchlichten biederen Männer von tiefem Wiſſen, mit reinbürgerlich-einfachen Sitten, z. B. der General-Studien-Director und franzöſiſche Senator Meermann ſtand Wyttenbach als Herr Meermann gegenüber. Man ſaß mehrentheils nach holländiſcher Weiſe mit bedecktem Kopfe zuſammen. Da hieß es: „Herr Wyttenbach;“ „Herr Meermann“ — nichts weiter von deutſcher Alfanzerei. Und das war kein hoffärtiges Auflehnen gegen die Unterſchiede in der bürgerlichen Ordnung aus Gelehrtenſtolz, ſondern alte Gewohnheit. Denn wenn derſelbe Wyttenbach demſelben Meermann ein Buch widmete, ſo führte er ihn, wie billig, als Freiherrn mit allen ſeinen Titeln und Würden auf.

Das Ende der Ferien rückte heran, und die Heidelberger Sache war noch völlig unentſchieden. Nun ſollte ich meine Antrittsrede halten, welches dort eine officielle Beſitznahme des Amtes iſt. Ich verſchob es, und konnte es verſchieben, da ich immer unpäßlich war. Endlich kam das miniſterielle Zurückberufungsſchreiben, als ich eben damit beſchäftigt war, meine an demſelben Tage angekommenen Bücher und Möbeln in meine Wohnung ſchaffen zu laſſen. — Jetzt hatte ich einen ſauern Gang zu machen. Ich mußte Wyttenbach von meiner Rückkehr unterrichten. Man wird ſich zwar vorſtellen, wie ich ihm meinen Unmuth über jene Cabale niemals verhehlt (und er war ſelbſt indignirt genug) und über meine An- und Abſichten zeitig Winke gegeben hatte — gegen ihn konnte ich ja kein Geheimniß haben; — aber mit jenen Heidelberger Ausſichten ſtand alles noch ſehr im weiten. Jetzt mußte ich ihm den Rückruf melden. Er war recht ungehalten über mich; doch blickte allenthalben ſeine väterliche Geſinnung hindurch. Indeſſen wendete er ſich ſogleich an Meermann um mich zu halten, und er erhielt Auftrag, mir recht honette Bedingungen zu machen; vergebens. Wie hätte ich nun wieder andern Sinnes werden können? Und dann war ich um des Geldes willen nicht gekommen; ſo ſollten die Holländer, von denen manche alle Fremde gar zu leicht für enfans perdus oder für Glücksritter halten — nun auch gewahr werden, daß ich für Geld nicht bliebe. — Nun ward ich gar bettlägerig. Erhitzt von einem Spaziergang war ich in die franzöſiſch-reformirte Kirche zum Grabmal Joſeph Scaligers gewallfahrtet; als Folge der Erkältung, mußte ich mit einem geſchwollenen Geſichte wochenlang das Bette hüten. Da hatte ich Zeit, über den Glauben der Alten nachzudenken, wie es den ordinären Menſchen gefährlich ſey, ſich den Heroenmalen zu nähern. An dem Grabe eines Heros hatte ich aber geſtanden. In den beſſern Stunden excerpirte ich im Bette griechiſche Handſchriften, und Wyttenbach, wieder ganz voll von Liebe gegen mich, brachte mir ſelbſt von ſeinen Excerpten. Ich geizte mit den Stunden, je weniger ihrer mir noch gegönnt waren. Jedoch hat mir Freund Moſer, der ein Jahr länger dort blieb, und, hätte er gewollt, in einer anſtändigen Lage immer dort hätte bleiben können, (Wytttenbach ſchrieb mir, wie ungern er ihn entlaſſe) nachher noch weit Mehreres excerpirt. Ich mußte auf die Abreiſe denken, weil im Spätherbſt ein Fieber mich für den ganzen Winter würde zurückgehalten haben. Hierbei muß ich die thätige Verwendung des königl. holländiſchen Herrn Secretairs Wenckebach und des großherzogl. badiſchen Herrn Chargé d' Affaires von Boſſet rühmen, um mir die Entlaſſung auszuwirken. Sie erfolgte endlich. König Louis wußte ſelbſt am beſten, wie es einem kränklichen Manne in Holland zu Muthe ſey — und ſo hatte er ſich auch geäußert. Nun ließen es die Curatoren ihrer Seits nicht fehlen. Ich erhielt meinen vollen halbjährigen Gehalt — für nichts; denn ſo hoch konnte ich doch die Dedication meiner Rede nicht anſchlagen, die ich in Leyden drucken ließ, und ihnen, wie dem hochverdienten Meermann, der mich auch dort ſehr gaſtfreundlich behandelt hatte, widmete. Ich dankte ihm ſchriftlich für ſo viele Güte. Eben ſo erleichterte ich mir brieflich den Abſchied von Wyttenbach und ſeiner Familie — und ſo war ich dann noch im October in Heidelberg zurück, wo mich Freund Abegg mit offenen Armen empfing und bis zur neuen häuslichen Einrichtung gaſtlich bei ſich aufnahm. Dem Kreiſe der alten Freunde wiedergegeben, und mit geſtärkter Geſundheit konnte ich nun ſogleich meine Arbeiten wieder beginnen. Erſt im Sommer kamen die Keime eines Tertianfiebers zur Reife, die ich aus Holland mitgebracht. Durch gute ärztliche Hülfe ward ich jedoch bald wieder hergeſtellt. Während der Geneſung erſchütterte mich die plötzliche Nachricht von Hollands Vereinigung mit dem franzöſiſchen Reiche bis zur Ohnmacht. Ich hatte an ſo vielen edlen Männern dort Intereſſe genommen — und am Könige ſelbſt. Er war im Lande geliebt. Wie dieſes Ereigniß in Holland aufgenommen worden, mögen dem Leſer folgende Zeilen Wyttenbachs vom 25. Juni 1810 ſagen: „Saepe de te cogitans, mi Creuzere, nesciebam utrum faverem tibi, an irascerer. Nam et mutuus noster amor me favere tibi cogebat, et pungebat me quod nos reliquisses. Sed nunc plane tibi gratulor, quod discessu tuo communem hanc Batavia gentis minam effugisti. Ego quid aliud agam non habeo, nisi ut venientem tempestatem fortiter excipiam, et, si naufragium fecerimus, enatem, si possim, in Helvetiam. *Διὸς δ'ἐτελεύετο βουλὴ*, cujus nunc imperium totam Europam, praeterquam vicinos nostros Britannos completitur.“ — Der theure Mann erlebte noch die Reſtauration und ward dann im Frieden einer höheren Ordnung der Dinge beigeſellt, die er in ſeinem Commentar über Plato's Phädon ſo beredt vertheidigt hatte. Die Freundſchaft ſeiner edlen Wittwe hat durch das Geſchenk eines Bildes dafür geſorgt, daß mir die freundlichen Züge meines väterlichen Freundes immer in lebendiger Erinnerung bleiben. Der gelehrte Herr Profeſſor Mahne in Gent wird uns nächſtens eine Biographie dieſes ſeines berühmten Lehrers liefern.

Ich hatte ſeit einigen Jahren Vorleſungen über die Mythologie gehalten. Ein Handbuch wurde von mir gewünſcht, und ich hatte es verſprochen. Auch in Leyden hatte ich, nach H. v. Meermanns Abſicht, Mythologie und Archäologie zuweilen vortragen ſollen. Jetzt, nach meiner Rückkehr, ſchritt ich zur Ausarbeitung des Handbuchs, wozu bereits viele Materialien geſammelt waren. Bevor ich über die Art etwas ſage, wie ſich mein mythologiſches Syſtem, wenn man es denn ſo nennen will, gebildet hat, muß ich auf die Anſchuldigungen antworten, die mir meine Vorleſungen und das gedachte Buch neuerlich zuzogen. Man hat nämlich dem Publicum inſinuiren wollen, wie meine Lehrvorträge den jungen Leuten ſchädlich, wie ſie und das Buch darauf angelegt ſeien, auf eine verſteckte Art nach und nach dem Katholicismus Jünger zu werben; wie ich endlich ſelbſt mit Kryptokatholiken und mit ſolchen, die zur katholiſchen Kirche übergetreten, in Verbindung ſtehe.

Ich hatte erwartet und war darauf gefaßt, daß meine Symbolik und Mythologie bei derjenigen Parthei eine ſehr unwillkommne Erſcheinung ſein werde, welche darauf ausgeht, uns immer zu decomponiren und alles, was beglaubigte Geſchichte und religiöſes Bewußtſein, als ewig und unwandelbar beſtehend feſthalten, in eine unſichere Fluction zu verſetzen, damit man ihren ſcharfen Verſtand und heroiſchen Muth bewundern, und ſie nun über den allgemeinen Nihilismus den Thron ihres Egoismus aufbauen könnten. — Mein Buch zeigte ja auf allen Blättern, wie alle Civiliſation der Völker und der ganze Inbegriff der edelſten Güter, der ſich jetzt die fortgeſchrittene Menſchheit erfreut, nur auf dem Grunde und Boden des religiöſen Bewußtſeins erwachſen, und nur unter der Obhut der Religion und ihrer Diener gepflegt und gewartet — mit Einem Worte, wie alle ethiſche und politiſche Sittigung des Menſchengeſchlechts nur durch prieſterliche Inſtitutionen vererbt und veredelt worden. Alſo von jener Seite mußte ich einer heftigen Oppoſition gewärtig ſein. Daß man aber von den Vorleſungen und vom Lehrbuch auf die Perſon übergehen und mich ſelbſt, als ein Werkzeug der Proſelytenmacherei bezeichnen werde, daß, ich geſtehe es, hatte ich nicht erwartet. Auch war früher, als die Einrichtung des philologiſchen Seminars, wobei ich den Entwurf machen mußte, mir von derſelben Seite einen Angriff zuzog, von jenen Dingen noch gar nicht die Rede. Damals ſollte ich nur philologiſche Verdienſte in Zweifel gezogen haben. — Ich werfe zuverſichtsvoll meinen Blick auf dieſes Seminar, auf meine Alumnen aus demſelben, deren viele der katholiſchen Kirche zugehören, und jetzt von Conſtanz herauf bis nach Löwen hinunter, an Gymnaſien und Univerſitäten angeſtellt ſind, und frage ſie: ob ich ihnen wohl ſo große Luſt eingepflanzet habe, ſich ihren Homer, Plato, Cicero nehmen, und ſich dafür Poëticam, Logicam, Rhetoricam und den ganzen jeſuitiſchen Kram wieder aufdringen zu laſſen; und ob ſie wohl glauben, daß die neueren Obſcuranten ſo erträgliche Surrogate der claſſiſchen Quellen werden liefern können, als die alten gelehrten chriſtlichen Väter, ſeitdem Julian ihren Glaubensgenoſſen die Blumengärten der griechiſchen Poeſie und Kunſt verſchloſſen? — Alſo wer thut dem freilich aufs neue ſich regenden Jeſuitismus größeren Abbruch, der wilde Schreier, der in ſeinem blinden Eifer ſogar die chriſtliche Liebe vergißt, oder der Lehrer, der durch ſtilles Wirken in einer Schar claſſiſch gebildeter Schüler dem Jeſuitenſtrom einen Damm entgegenſetzen hilft? Aber das Schreien iſt bequemer, einträglicher und macht mehr Lärm.

Die Entſtehung der Heidelbergiſchen Jahrbücher, und die dadurch zerſtörten Plane einer Partei wurden oben berührt. Damals wurde in den Sitzungen der Redaction über die Wahl der Recenſenten berathſchlagt. Ich habe keinen Widerſpruch vernommen, die Herren A. W. und Friedrich v. Schlegel, Görres und Andere einzuladen; und die Leſer der Jahrbücher wiſſen, welche gelehrte und geiſtreiche Beiträge wir dieſen Männern zu verdanken hatten. Auch hat mein College Wilken mit Recht jene Verbindung mit Schlegel fortgeſetzt und unter andern die berühmte Kritik der Niebuhriſchen Geſchichte Roms aufgenommen. Jene Einladung ſetzte mich in Briefwechſel mit den Brüdern Schlegel. Görres lebte und lehrte damals hier. Er ward mein Freund, iſt es geblieben, und ich verdanke ihm viel. Wenn nachher die Herren Ludwig Tieck und v. Schlegel ſich verſchiedentlich hier aufhielten, ſo mußte ich es für einen hohen Gewinn halten, daß mir der Umgang mit ſo gelehrten, und theils katholiſchen, theils proteſtantiſchen, genialen Männern gegönnt war; um ſo mehr, da zugleich die Gemäldeſammlung meiner Freunde, der Herren Boiſſerée und Bertram, zu manchen intereſſanten Geſprächen über die Kunſt Veranlaſſung gab. Von Confeſſion war da überall keine Rede, und es gehört die ganze Rohheit eines Zeloten dazu, ſo etwas nur zu vermuthen. Ich rechne die Bekanntſchaft mit vielen Trefflichen katholiſcher Confeſſionen zum Glück meines Lebens. Wo ich gründliches Wiſſen, Männerſinn und geniale Kraft vereinigt finde, ſei es bei Proteſtanten oder Katholiken, da gehe ich gerne in die Schule. Ich habe eben ſo gern die Gelegenheit ergriffen, mit den proteſtantiſchen Männern Schelling und Hegel, welcher letztere eine Zeitlang mein innigſt verehrter Herr College war, in nähere Verbindung zu kommen. Daß der Name des Oberhofpredigers Stark in meiner Vorrede und im Buche ſelbſt vorkommt, hatte ganz natürlichen Anlaß. Stark hatte in Darmſtadt, wo die erſte Ausgabe der Symbolik gedruckt ward, die erſten Bogen derſelben geſehen. Er ſchrieb mir und übernahm aus freiem Antriebe zuweilen eine Reviſion des Drucks, unterſtützte mich auch mit Büchern aus ſeiner Bibliothek. Ich ſchrieb ihm wieder, beſuchte ihn, und fand in dem Umgange eines Mannes von großer Welterfahrung nicht wenig Unterhaltung. Was ging mir ſein vorgeblicher oder wirklicher Kryptokatholicismus an? Ich darf auf den Anſpruch aller ehrenvollen Männer in Darmſtadt provociren, ob irgend einer je gehört, daß zwiſchen Stark und mir Dinge vorgefallen, die mit religiöſer Confeſſion in der entfernteſten Verbindung ſtehen. Und iſt es nicht ſonderbar, daß gerade recht proteſtantiſch geſinnte Theologen mir ſchriftlich und mündlich ihre Zuſtimmung zu meinem Buche vielfältig bezeigt, und daß zwei verehrte Freunde, beide hier Profeſſoren der proteſtantiſchen Theologie, mir zum vierten Bande der zweiten Ausgabe mit Namensunterſchrift erwünſchte Beiträge geliefert? Daß mir ferner die hieſige proteſtantiſch-theologiſche Facultät nach Erſcheinung der Symbolik, wie es im Diplom heißt, zum Theil wegen dieſes Buchs, mit Einſtimmung aller Mitglieder derſelben, der Herren geheimen Kirchenräthe Paulus, Daub und Schwarz, aus eigener Bewegung die theologiſche Doctorwürde ertheilet hat? — Und endlich, im Begriff meiner religiöſen Grundſätze, habe ich, wenn ich gleich jenem Eifer keine Erklärung ſchuldig bin, doch dem deutſchen Publicum nichts zu verbergen. Sie ſind im Weſentlichen folgende: Mag es auch dem Humaniſten zu wünſchen geſtattet ſein, daß es dem großen Erasmus gelungen ſein möchte, eine Reformation auf friedlicherm Wege zu bewirken; und fühle ich mich auch zu dem milden und gelehrten Melanchthon mehr hingezogen als zu dem ſtrengen Luther (des erſteren Briefe waren früher meine Lectüre, und ſeine Geburesſtätte zu Bretten in unſerer Nähe habe ich mehrmals mit wahrer Verehrung beſucht), ſo erfreue ich mich doch der Ergebniſſe dieſer Kirchenveränderung im Ganzen und gedenke im evangeliſch-proteſtantiſchen Glauben ferner zu leben und auch zu ſterben. Vollends aber würde ich ein heimliches Untergraben des evangeliſch-proteſtantiſchen Lehrbegriffs um ſo mehr für unedel und undankbar halten, je lebhafter ich weiß und fühle, welche großen Verdienſte dieſelbe Kirche um meine Ausbildung als Menſchen und Gelehrten hat. — Soll ich nun den Weg andeuten, auf dem ich zu meinen mythologiſchen Unterſuchungen und Ergebniſſen gekommen, ſo wird man ſich erinnern, wie ich früher die griechiſchen Dichter geleſen. Damit verband ich das Studium der alten Mythologen, und beſonders des Apollodorus, ſo wie die Lectüre der Winkelmanniſchen Schriften. Da ich ſpäter im Plato, Plutarch und Athenäus ſehr überraſchende Aufſchlüſſe über einen Culturzuſtand der früheren Vorwelt fand, die einerſeits mit dem, was ich in der Bibel gefunden, und anderſeits in den Asiatic Researches und andern orientaliſchen, quellenmäßigen Berichten entdeckte, im innigſten Zuſammhang erſchienen, ſo mußten mir die Urſachen klarer werden, warum ich immer mit der bisherigen Behandlung der Mythologie unzufrieden war. Es gehörte zu den ſchönſten Verdienſten Heyne's, daß er die Quellenkunde der griechiſchen Mythologie eröffnete und förderte. Aber wenn dieſe Bemühungen auf die Wichtigkeit der Sache aufmerkſam machten, ſo führten ſie doch nicht zum inneren Verſtändniß derſelben. Dagegen hatte mich ſchon in meinen Univerſitätsjahren die geiſtloſe Art empört, womit Meiners die Religionen der Alten behandelte. Verfuhren auch andere etwas beſſer, ſo nahmen ſie doch faſt alle an der Vorſtellung Theil, die ſich aus den Reiſebeſchreibungen über die neue Welt und beſonders aus Cook's und ſeiner Gefährten Berichten gebildet hatte — als ob eben die ganze Menſchheit von der Brutalität angefangen. Anquetil's große Entdeckungen kamen da ſehr unwillkommen; und die Zend- und Pehlviſchriften, deren Hauptpartien jetzt die größten Orientaliſten, wie Silveſter de Sacy und von Hammer für alt und echt erklären, mußten verdächtigt werden. Das fühlte Meiners und that es. Kleuker rettete jene Urkunden durch mühſame und gründliche Inductionen. Aber ſeine, wie Pleſſing's Stimme im Memnonium und anderwärts, waren Stimmen in der Wüſte, und wurden von Niemand gehört. Man war im großen Publicum von der Bibel abgekommen. Es läßt ſich nicht einmal denken, daß damals eine Mehrzahl von Originalurkunden, wie ſie ſeitdem die Engländer aus dem Morgenlande geliefert, oder ein ſo gelehrter Bibelcommentar, wie der des Geſenius über den Jeſajas iſt, eine Umänderung der Denkart hätten bewirken können. Das iſt ſo der Deutſchen Art. Jede große erfreuliche Entdeckung müſſen ſie ſich jedesmal erſt verkümmern — und darüber gehen oft einige Menſchenalter hin. Man erinnere ſich nur, als an ein Zeichen jener Zeit, wie entzückt damals manche unter uns über den Einfall waren, die ägyptiſchen Pyramiden ſeien nichts anders als Naturproducte. Jene Verkümmerungsluſt klebt uns noch an, und es iſt ohne Wagniß die Wette einzugehen, daß die Bemerkung, wie viel von Ptolemäern und Römern bis nach Nubien hinauf iſt gebaut und angebaut worden, bald irgend einen kritiſchen Kopf in Deutſchland zu dem Satze führen werde: es ſeien überall keine pharaoniſchen Denkmale mehr vorhanden.

Mir öffnete das Studium der Bibel und des Herodot über die Seichtigkeit der Menſchheitsgeſchichte Meiner's die Augen, und Herder's Geiſt der ebräiſchen Poeſie, den ich Jahre lang in Gedanken mit mir herumtrug, leitete mich auf andere Wege. Ich verglich die Sprüche der Propheten mit den Orakeln im Herodot; da ich fand, daß die Orakel, die dieſer Geſchichtsſchreiber im fünften Jahrhundert vor Chriſti Geburt, als allgemein bekannt, ſeinen griechiſchen Zuhörern öffentlich zu erzählen wagen durfte, mit ihrer Bilderſprache zu den Abgeordneten aller Stämme, zum einen, wie zum andern, redeten, und daß die unverwerflichſten Fragmente der älteren griechiſchen Philoſophen, wie die des Heraklit u. A., bibliſchen und ſymboliſchen Charakter hatten, ſo ergab ſich das Reſultat: Allegorie und Bilderſprache ſei ein allgemeines Organ der uns bekannten orientaliſchen und griechiſchen Vorwelt geweſen. Alle Unterſuchungen über die Mythen und Sagen der einzelnen griechiſchen Stämme werden uns auch nie auf einen rückwärts ſo hoch liegenden Standpunkt führen, um jenes univerſelle Ergebniß umzuſtoßen. Sie werden nur unweſentliche Varietäten, und ſo zu ſagen, Mundarten einer urſprünglichen allgemeinen Mutterſprache, d. h. der morgenländiſch-bildlichen, liefern, oder man müßte Herodots Geſchichtswerk mit dem A. T. umſtoßen. Das iſt aber durch die Entdeckungen in Aegypten und Indien, wie durch die Unterſuchungen vom Anquetil, Jablonski, Kleuker, Heeren, Beck, v. Hammer, Silveſtre de Sacy und Anderer unmöglich geworden, und es iſt eine lächerliche Ausflucht, wenn man uns neuerdings den Herodot als einen Proſelyten ſchildern will, der an der Priorität der helleniſchen Cultur deswegen zum Verräther geworden — weil er bei den Pfaffen in Memphis die Tonſur genommen. Es geſchieht ja der griechiſchen Herrlichkeit nicht der geringſte Abbruch, wenn man erkennt, was ſie in ihrer Eitelkeit freilich ſelten ſelbſt geſtehen, daß ſie bei früher civiliſirten Völkern in die Schule gegangen. — Aber, um nicht über Worte zu ſtreiten, mag auch die Allegorie und Sinnbildnerei hergekommen ſein, woher ſie will, ſie war vorhanden, ſo weit die Geſchichte reicht — und es kann ſein, daß vormals ganz Europa, bis nach Irland hinüber, aſiatiſch geweſen. Die aſiatiſchen Palmen und Elephantengerippe im Inneren unſerer Gebirge ſind ja noch früher dageweſen. —

Auf dieſem Wege war ich zu den angedeuteten Ueberzeugungen gelangt. Mittlerweile waren mythologiſche Sachen erſchienen, die auf die einfache Frage nach dem Sinn und Verſtand der Mythen eben ſo Beſcheid gaben, als ob man einen Bibelleſer, der über das Gleichniß vom Säemann Aufſchluß begehrte, eine Vorleſung über die morgenländiſchen Getreidearten und über die Einrichtung des Pflugs halten wollte; und dem man die Allegorie vom guten Hirten zu erklären glaubte, wenn man über die Race der paläſtiniſchen Schafe und über die Holzart ein langes und Breites ſpräche, woraus die Hütte des Hirten zuſammengebaut geweſen. Andere glauben in der griechiſchen Mythologie Alles gethan zu haben, wenn ſie die Schriftſteller nach Zeitalter geordnet und die Mythen der verſchiedenen Volksſtämme regiſtrirt hatten. Da wurde geſondert, geſchnitten und mancherlei Fachwerk gemacht. Dies war verdienſtlich, hätte man nur den Sinn für das Ganze bewahrt; aber nun warf ſich nur allzuoft der Mythologie gegenüber der Verſtand in die Bruſt. Die Mythen, naſeweiſe, unmündige Kinder, ſollten es ſich für ein Glück ſchätzen, wenn der Schulmeiſter ſich ihrer annehmen und von ſeinem Lehrſtuhl herab ſich zu dem Geſchäft herablaſſen wollte, ihre verworrenen Begriffe zu ordnen und zu berichtigen. Wie konnte da jene naive Reproduction gedeihen, die den Mythus in ſeinem natürlichen d. h. im poetiſchen Elemente hervortreten läßt? Die Gelehrten wollten weiſer ſein als der Gott unter den Philoſophen, als Plato, der ſehr oft, nachdem er ſchon viel Kluges dialektiſch vorgebracht und erörtert hat, die letzten und ſchwerſten Fragen beſcheiden in einem Mythus aufwirft und beantwortet. Es laſſen ſich der Natur gegenüber verſchiedene Standpunkte denken. Ich will Niemand von dem Seinen vertreiben, habe auch ſelbſt ehemals ſpecielle Naturkunde nicht verſchmähet, und z. B. unter dem wackern Mönch Botanik ſtudirt und Herbarien geſammelt, bin auch niemals gleichgültig geweſen gegen Schneider's, Sprengel's und Anderer Arbeiten, welche die Naturkunde der Alten aufhellen, und ſehr dankbar für die Belehrung und Hülfe, die mir mein verehrter Freund und College von Leonhard für die archäologiſchen Unterſuchungen aus dem reichen Schatze ſeiner Wiſſenſchaft und ſeiner Mineralienſammlung gewährt. — Aber es wird doch nicht leicht Jemand in Abrede ſtellen, daß es außerdem noch einen andern Standpunkt gibt. Es iſt der der älteſten Philoſophie, die uns das, was wir mit Blumenbach den Bildungstrieb nennen, als handelnde Perſon darſtellt und die Schellingiſche Weltſeele als ein mit Bewußtſein und Willen ausgerüſtetes Weſen. Schon früh waren mir, wenn ich in den anmuthigen Umgebungen meiner Vaterſtadt einſam wanderte, die wechſelnden Erſcheinungen der Natur als Lebensmomente eines beſeelten, fühlenden Weſens erſchienen, und in dem Flügelſchlage des ängſtlichen Zwiefalters ſah ich die Pulſe des ewig ſich verwandelnden Demiurgen. Hat man es nun dem Jünglinge verziehen, wenn nach ſeiner Würdigungsweiſe ſehr oft das Mikroſkop des Botanikers und die Retorte des Scheidekünſtlers dem Schmetterlingsnetze des Knaben den Rang einräumen mußte, ſo wird man auch vielleicht den Mann entſchuldigen, wenn er über eine glückliche Allegorie, wie er ſie z. B. in der trefflichen Perſonification die Wieſe unſers allemaniſchen Dichters Hebel*) bewundert, in ein größeres Entzücken noch jetzt geräth, als über einen neu gefundenen Nebelfleck oder über eine neu entdeckte Luftart. Jederzeit ſind mir die Mythen als ewig perennirende Pflanzen erſchienen, die jedes Jahr wiederkommen und nur eines Gärtners bedürfen, der ſie wartet und zu einem Kranze flicht. In dieſem Gefühle habe ich auch meine mythologiſchen Vorleſungen jedes Jahr, ſo zu ſagen, ganz neu geben müſſen. Wenn auch die Hauptgrundſätze und das große Material ihres Inhalts dieſelbigen blieben, ſo gab es doch in der Darſtellungsweiſe nichts Stationäres, ſondern der mythologiſche Körper mußte jedesmal in andern Lagen gezeigt, und auf eine andere Weiſe wieder beſeelt werden. Da hierbei der geiſtige Blick bald heller, bald trüber, und die Auffaſſungsweiſe und Stimmung mehr oder minder günſtig waren, ſo mußte dabei ganz beſonders auf Geduld und Mitempfindung der Hörenden gerechnet werden. Das beſtändige Bewußtſein der Incongruenz der Aufgabe mit ſeinen Mitteln konnte den Lehrenden hierbei keineswegs befähigen, in Orakeln zu reden. — Iſt nun jene poetiſche Betrachtungsart der Natur des Menſchen ein Traum, ſo haben ihn die edelſten und geiſtreichſten Völker der Vorwelt geträumt. Allen ihren Gedichten und Gebilden liegt er zu Grunde; auf Waſen, Reliefs, Münzen und geſchnittenen Steinen findet ſich dieſe Anſchauungsweiſe verkörpert. Im Allgemeinen ſei hier noch bemerkt, daß, wenn man die Mythologie eine hiſtoriſche Wiſſenſchaft neuerlich genannt, und damit die Methode ausgeſprochen zu haben glaubt; ich dieſes nur in ſoweit zugebe, als in Betreff der alten Völker ihr Stoff ein gegebener iſt, und man ſich deſſen auf dem Wege hiſtoriſcher Unterſuchungen und Beweiſe bemächtigen muß. Das Hauptgeſchäft, welches den Mythologen macht, beruhet auf einer ganz andern geiſtigen Thätigkeit, als die jener geſchichtlichen Operation — auf einer Apperception, die man weder lehren noch beſitzen kann, ſondern die von einem geiſtigen Organismus bedingt iſt, nicht urähnlich dem, welcher den Dichter ſchafft. — So nach ſollte jeder gebildete Leſer den materiellen Inhalt der Mythologie kennen; aber nicht jeder ſollte über Mythologie mitſprechen wollen.

Ich füge einige Worte über eine ganz entgegengeſetzte Beurtheilung meiner Mythologie und Symbolik bei. Wenn ich nämlich jetzt von einer andern Seite hören muß, daß ich in der neuen Ausgabe des Buchs, wo man es doch erwartet hatte, nicht weit genug gegangen, ſo mag dies die Klage von jungen Männern ſein, die entweder eine reichere Ader von Witz oder mehr Muth, als ich, beſitzen. Es war bei mir niemals auf Paradoxien abgeſehen, und wenn ich von dem Satze eines urſprünglichen reinen Monotheismus, der ſich allmählig in Vielgötterei verfinſtert habe, ausgehe; ſo war dies im Grunde ein alter Satz, für den ich nur neue Beſtätigung geſucht und gefunden. Es ſind Facta, worauf ich meine Unterſuchungen gerne gründe; und wo mich die Beobachtung der Natur und des menſchlichen Geiſtes, wo Bibel und Geſchichte mich verlaſſen, da ziehe ich meine Schritte zurück. Meine hiſtoriſchen und mythologiſchen Verſuche waren von ſpecieller Kritik und philologiſcher Auslegung der alten Schriftſteller ausgegangen; und ſie mußten ſich in ihrer Anwendung auf die Schriften der Griechen und Römer für Kritik und Auslegung hinwider brauchbar zeigen. Auf welche Art und mit welchem Erfolg ſich dieſe Anwendung nun ergeben, werden gelehrte Leſer aus meinen neuen Schriften, aus dem Dionyſus, dem erſten Hefte der Meletemata, aus den Homeriſchen Briefen an Herrmann, aus den angefangenen Commentationen über Herodot und aus der Ausgabe von Cicero de natura Deorum beurtheilen. Da ich der Abfaſſung dieſer Schriften noch zu nahe ſtehe, ſo wird man über ſie von mir ſelbſt kein Urtheil erwarten. Aber zu einigen Nachrichten von den Förderungen, die meinen neueren Arbeiten zu gut kommen, und von den Richtungen, die ſie genommen, fühle ich mich hier verpflichtet.

---

*) S. Hebel's allemanniſche Gedichte, Seite 11 in der fünften Ausgabe.

Die Fülle guter Ausgaben der Claſſiker, welche unſere beſten deutſchen und einige engliſche Philologen geliefert, verglichen mit der Seltenheit derſelben in meiner Jugend; die großen Entdeckungen der Franzoſen und Engländer in Aegypten, Indien und Griechenland; die Forſchungen eines Zoega, Lanzi, Niebuhr; die Werke von Inghirami und Andern; die bequeme Benutzung der Antikenſammlung des Herrn Grafen Franz zu Erbach; die gelehrten Mittheilungen von Münter, J D. Weber, Schorn und Andern; die Lage des hieſigen Orts, welche mit den angeſehenſten Gelehrten und Künſtlern des In- und Auslandes Bekanntſchaften erleichtert, haben mir mannigfaltige Anregung und Belehrung gegeben. Da ferner durch die Verwendung der alliirten Monarchen uns ein Theil der Heidelberger Handſchriften *) wiedergegeben wurden, wovon mein Freund Wilken in ſeiner Geſchichte der hieſigen Bibliotheken das Verzeichniß geliefert, und zugleich auswärtige Gelehrte, namentlich Amati, Morelli, Kopitar, del Furia und Andere mit ihrer gelehrten Beihülfe widmeten; da mehrere meiner jüngern Freunde und Schüler **) in verſchiedenen Bibliotheken für mich thätig waren, und ſchätzbare Freunde wie Gurlitt, van Heusde, Kemper und Andere mir durch ihre Fürſprache den Gebrauch von Handſchriften erwirkten, oder mir zum Gebrauch mittheilten, was ſie der Art ſelber beſitzen, wie der Herr Baron von Schellersheim, Görres u. ſ. f., ſo konnten die von mir in Holland angelegten Sammlungen ſich vermehren und mir das Vergnügen gewähren, wieder andern Gelehrten kleine Dienſte zu erweiſen. — Warum ich, wärend ſo oft Codices claſſiſcher Schriftſteller mir zugänglich waren, dennoch für meinen Theil auf die Neuplatoniker, Geld, Zeit und Kräfte verwende, darüber habe ich mich in der Zuſchrift von Wyttenbach vor der Ausgabe des Plotiniſchen Buchs vom Schönen ausführlich erklärt, und ich könnte davon ſchweigen, wenn ich nicht bemerkte, daß ſelbſt achtbare Männer dieſe Richtung meiner Beſtrebungen etwas ſonderbar fänden; zuvörderſt habe ich ja am Herodotus, mit deſſen Erläuterung ich mich beſchäftigt, einen ungezweifelt claſſiſchen Autor. Dann fand ich bei dem Studium des Plato, Ariſtoteles und Anderer bald, wie zu einer vollſtändigen Kenntniß der alten Philoſophie die Werke der Alexandriniſchen Philoſophen (welche neulich ein deutſcher Lehrer der Philoſophie nach Indien verbannt zu ſehen wünſchte!) höchſt nothwendig ſeien. Auch hatte ich vernommen, daß Caspar Barth, Bentley, Hemſterhuis und ſeine Schüler die philologiſche Benutzung dieſer noch ſehr vernachläſſigten Schriftſteller nicht für überflüſſig gehalten. Wittenbach ermunterte mich noch mehr dazu, und ruhte nicht, bis er mich wegen des Plotinus und Proclus mit ſeinen gelehrten Freunden Jacob Morelli und Thomas Gaisford bekannt gemacht hatte. Billigdenkende werden mir wohl zutrauen, daß ich auch mit größerem Behagen den Plato als die ſpäteren Platoniker leſe. Es gehört zu meinen wahren Lebensfreuden, wenn ich eben jetzt mich immer mehr überzeuge, welche gelehrten Dienſte unſer große Helleniſt Immanuel Bekker den Platoniſchen Schriften geleiſtet. Aber wer eine quellenmäßige Kenntniß der griechiſchen Literatur ſich erworben, weiß, wie viel Griechiſch man aus den Schriftſtellern bis zu den Zeiten Juſtinians hinab noch lernen kann. Es wäre wohl zu wünſchen, daß manche unſerer Philologen, zumal jüngere, ſich mehr um die unangebauten Gebiete der alten Literatur bekümmerten, ſtatt die Anzahl der oft ſehr dürftigen Ausgaben claſſiſcher Autoren ins Unendliche zu vermehren. Doch jeder muß wiſſen was er will und leiſten kann. Ich habe, im Gefühl geringerer Kräfte, das Gedräng um die großen Autoren nicht vermehren wollen; und wenn ein Kritiker, wie Jacobs, dem Achilles Tatius ſeine großen Talente zuwendet, und ein Boiſſonade dem Nicetas, ſo darf ich mich wohl nicht für zu vornehm halten, um mich mit Plotin und ſeinen Nachfolgern zu beſchäftigen *).

Die äußern Begebenheiten der nächſtverfloſſenen Jahre meines Lebens bieten nichts Bemerkenswerthes dar **). Sie beſchränken ſich auf einige Reiſen in Deutſchland und auf verſchiedene mir geſchehene Anträge, deren ich hierbei gedenke, um den Staatsmännern und Gelehrten, die dabei thätig geweſen, für ſo manche Beweiſe ihres Zutrauens hiermit öffentlich meinen ſchuldigen Dank abzuſtatten. Möge der Gedanke an die göttliche Vorſehung, die mich bisher auf meinem Lebenswege geleitet, mir immer gegenwärtig bleiben! —

Johann Friedrich von Cronegk,

einer der beſſeren Dichter aus der Zeit Gottſcheds und einer der geiſtreichſten Gegner deſſelben, ward am 2. September 1731 zu Anſpach geboren, wo ſein Vater als Feldmarſchall-Lieutenant des fränkiſchen Kreiſes lebte. Nach einer ſorgfältigen Erziehung ſtudierte er in Halle und Leipzig (1749 — 51) die Rechte, wobei er jedoch ſeine Neigung für Poeſie und Literatur keinesweges in den Hintergrund treten ließ. Er ward ein Freund Gellerts ſo wie Gärtner's, Ebert's und Zachariä's, deren Bekanntſchaft er auf einer Reiſe nach Braunſchweig machte und mit denen er zu gleichen Zwecken wirkte. Nachdem er in ſeine Heimath zurückgekehrt und 1752 von ſeinem Landesfürſten zum Kammerjunker und Regierungsrath ernannt worden, unternahm er eine größere Reiſe durch Italien und Frankreich und beſchäftigte ſich in Paris beſonders mit dem Studium der dramatiſchen Poeſie. Als er im folgenden Jahre dieſe Reiſe beendet und ſich wieder in Anſpach niedergelaſſen hatte, widmete er ſich während ſeiner Muſeſtunden literariſchen Arbeiten und gab vereint mit Uz, Rabe und Hirſch eine moraliſche Wochenſchrift: der Freund heraus, von welcher drei Bände erſchienen. Der bekannte Buchhändler Nicolai, einer der Herausgeber der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften ſetzte im Jahre 1757 einen Preis auf das beſte neue Trauerſpiel; von Cronegk ſandte anonym ſeine Tragödie Codrus ein und gewann ihn, hatte aber nicht die Freude ſeinen Sieg zu erleben, denn, von den Blattern befallen, ereilte ihn der Tod am 31. December 1758.

---

*) Nicht aller, wie in der Biographie universelle, Tom. XVIII. p. 567 unter dem Artikel Gruterus geſagt wird, ſondern 890, nämlich 38 griechiſche und lateiniſche und 852 deutſche, wie aus Wilken's Schrift ſich ergiebt.

**) Ich fühle mich verpflichtet, hierbei den ſeeligen Franz Xaver Werfer, ferner die Herren G. H. Moſer, Friedrich Wilhelm Rinck, Ludwig Döderlein, Franz Göller, Wilhelm Frommel, J. Kopp, Philipp Carl Heß, Theodor Bömel, G. Joſeph Becker, Wilhelm Röther und Chr. Felix Bähr dankbar zu nennen.

*) Später gedenke ich, ſo Gott will, Plato's Gaſtmahl mit einem Commentar herauszugeben.

**) Das Verzeichniß meiner Schriften findet ſich am genaueſten in Strieder's Heſſiſcher Gelehrtengeſchichte, herausgegeben von D. C. W. Juſti, Bd. XVIII. p. 98 — 103. Es kommen hinzu, außer der zweiten Ausgabe der Symbolik und Mythologie Initia philosophiae ac theologiae ex Platonicis fontibus ducta, sive Procli et Olympiodori in Platonis Alcibiadem commentarii. Ex codd. mss. nunc primum graece edidit itemque ejusdem Procli Institutionem theologicam integriorem emendatioremque adjecit Frid. Creuzer. Francfurti ad Moen. ap. Broenner 1820 — 22. 3 Tomi 8vo. major.

Seine Schriften erſchienen nach ſeinem Tode, unter dem Titel:

Des Freiherrn von Cronegk Schriften (herausgegeben von Uz). 2 Bde. Anſpach, 1760—61. N. A. Leipzig, 1765 und 1771. Sie enthalten: die verfolgte Comödie, ein Vorſpiel. Der Mistrauiſche, Luſtſpiel. — Codrus, Trauerſpiel. Olint und Sophronia, Trauerſpiel. Die Klagen, Luſtſpiel. Einzelne Skizzen und Scenen. — Einſamkeiten, zwei didactiſche Gedichte. Oden und Lieder. Vermiſchte Gedichte u. ſ. w.

Cronegk's poetiſche Leiſtungen, zeichnen ſich durch warmes Gefühl, innige Wehmuth, Adel des Gemüthes und eine prunkloſe aber gebildete Sprache aus; manche ſeiner geiſtlichen Oden und Lieder ſtehen den beſten Arbeiten Gellerts in dieſem Fache nicht nach. In ſeinen dramatiſchen Erzeugniſſen zeigte er die meiſten Anlagen für das tragiſche Fach, beſonders erfreut ſich ſein Codrus einer regen fortſchreitenden Handlung, innerer Wärme, einer guten Diction und eines correcten Versbaues; ſeine Luſtſpiele ſind dagegen matt und langweilig. Bei längerem Leben, und ſchärferer Einſicht in das eigentliche Weſen der Poeſie und deren Forderungen würde er gewiß Vorzügliches geleiſtet haben, denn an Talent, Gemüth und redlichem Willen fehlte es ihm nicht. —

Einſamkeiten in zwei Geſängen.*)

Erſter Geſang.

Einſame Gegenden! wo die Natur mit ſchauerndem Ernſte
Schweiget! — Oede Geſilde, die nur die Schwermuth bewohnet!
Furchtbare Felſen! — Verbergt mich der Welt! die troſtloſe Seele
Sehnt ſich nach Stille. — Die Welt, mein Herz, und alles iſt öde.
Alles iſt ſtill, wie das Grab. — O du, die mit dichtriſchen Tönen
Ruh in die Seele zu ſingen vermagſt! O Leyer, die ſonſten
Oft von den ſüßen leichtfliehenden Sorgen der Jugend geſungen!
Jetzt liegſt du vergeſſen im Staub; — tönſt zärtliche Klagen
Hin durch die Wüſteneyen! — O Funke vom ewigen Lichte,
Sonne, verbirg den traurigen Strahl! Sieh, alles iſt öde.

Welche hohe Geſtalt kömmt langſam herab von den Hügeln
Mit nachdenkendem Blick in melancholiſcher Schönheit,
Mit Cypreſſen bekrönt! der Weſt ſpielt frey mit den Haaren:
Still mit olympiſcher Heiterkeit naht ſie ſich! Selber die Wüſten
Werden verſchönert, indem ſie ſich naht; den Himmliſchen gleicht ſie,
Oder, Amelia, dir! — O Jüngling, erkenne die Muſe,
Die die zärtlichen Herzen zu tröſten vom Himmel beſtimmt war!
Zwar nicht jene, die ſonſt die weichlichen Klagen Ovidens
Und die Schmerzen Tibullens beſang. Nein, dieſe, die ernſtvoll
In unſterblichen Nächten den Brittiſchen Sänger begeiſtert.

Komm, o Muſe, begeiſtre mich auch! Doch ach! du entfliehſt mir!
Süßer Irrthum! Komm wieder zurück. — Die traurige Gegend
Liegt noch weit um mich her. Allein, die Muſe verſchwindet.
Könnte die Muſe mich tröſten; mich, den die Weisheit nicht tröſtet!

Irdiſche Weisheit, was biſt du? Das kurze leichtſchwindende Blendwerk
Flüchtger Minuten — ein prächtger Traum, der den hungernden Irus
Hoch auf den Thron der Könige ſetzt, doch wenn ſich Aurora,
Von roth ſchimmernden Wolken auf lächelnde Hügel herab läßt,
Wenn ſich die Schatten zerſtreuen, entflieht, und den König als Bettler
Und den Weiſen als Thoren zurück läßt. — Wie zaghafte Krieger,
Die vor dem Feinde, den Flüchtigen höhnen, dem Kommenden drohen,
Doch wenn er nah kömmt, erzittern und fliehn. So trotzeſt du prahlhaft
Künftigem Uebel; ſo hebt ſich dein Stolz, wenn du fliehende Schmerzen,
Die die Zeit, nicht die Weisheit, geheilt, zu bezwingen dich rühmeſt:
Doch ach! bey gegenwärtigem Unglück entfliehſt du. Der Weiſe
Zeigt nunmehr, was er iſt — ein Menſch; — was er werden wird — Aſche.

Aſche. — So biſt du nun Aſche, Serena! — So können der Freundſchaft
Zärtliche Thränen dich nicht mehr erwecken! Bis uns die Poſaune
Wieder verſammeln wird, ſchläfſt du! — Doch nein, du ſchläfſt nicht! Du ſieheſt
Hoch von leuchtenden Wolken herab; du höreſt mich klagen,
Nicht mit ſchmerzhaftem, irdiſchem, nein! mit himmliſchem Mitleid.
Ja, du lebſt — Ich aber bin todt — Todt winkenden Freuden,
Todt dem Ehrgeiz, der ſonſt mich trieb, in geheiligter Stille
Mitternächtlicher Lampen zu wachen, umringt von den Schriften
Ewiger Weiſen, die lebend im Tod, noch den Erdball belehren.
Auch ſie leben, ich lebe nicht mehr, und wenn auch die Stunde,
Melancholiſche lehrreiche Stunde, die künftig die Seele
Von dem Körper befreyet, erſcheint — dann werd ich in
Deinem ſtillen Schooße ſanft ruhen, vergeſſen, in friedſamem Erdreich.
Einſame Wüſte! kein Leichenſtein gebe dem Wandrer zu leſen,
Wer ich einſt war, ein künftiger Jüngling voll zärtlicher Wehmuth
Weine mir nach, und trage mich hin. — Mein Herz, was es werth war,
Bleibe den Sterblichen immer verheelt, die feurige Seele
Schwingt ſich empor, ſonſt niemand bekannt, als ſich und den Engeln.

Unſichtbare Begleiter der Menſchen von höheren Sphären,
Um die Hüter der Tugend zu ſein vom Himmel geſendet,
Engel, Geiſter, wie ſoll ich euch nennen? Mit zärtlichem Mitleid
Steht ihr itzo vielleicht, zählt meine Thränen, und winkt euch
Unter einander Empfindungen zu. — Aetheriſche Weſen,
Sprecht, iſt Serena nicht unter euch? Iſt die theure nicht itzo,
Nach dem Tode mein Schutzgeiſt zu ſeyn, vom Himmel verordnet?
Seliger Geiſt! Serena! Serena! verhülle dich nicht mehr
Meinem ſchmachtenden Blick. Iſt gleich mein Auge zu irdiſch,
Um den nunmehr ätheriſchen Körper mit ſterblichem Blicke
Sehen zu können: Komm, erſchein mir in ſichtbarer Schönheit,
Zeige dich, mache die Wüſten mit deiner Erſcheinung zum Himmel.

Eitele Wünſche! vergeblicher Gram! o täuſcht mich nicht länger!
Laſſet die Seele nicht länger, in wilder fantaſtiſcher Hoheit
Kühn herum flatternd, erhitzt ſich betrügen, macht friedſamer Weisheit
Platz in meinem bekümmerten Buſen — die Ruh folgt der Weisheit.

---

*) Aus Johann Friedrich von Cronegk's Schriften. Leipzig, 1766.

Du — wie man dich im Chore der ſeligen Geiſter itzt nennet,
Iſt der Erde verborgen! dich nennten die Menſchen Serena!
Glückliche Seele! du fühlſt nun nicht mehr die Schmerzen der Menſchheit!
Weit über dieſe verändernden Scenen des Lebens erhaben,
Lebſt du nunmehr in beſſern Welten, wo Freuden und Schmerzen
Nicht mehr ſo nah an einander gränzen; wo Tugend und Laſter
Sich nicht ſo leicht in einander verlieren; wo nicht mehr die Thränen
Sich mit der höchſten Empfindung der ſterblichen Freuden vermiſchen,
Und wo nicht mehr die äußerſte Wolluſt ein feuriger Schmerz iſt.

Welt, was biſt du! betrügriſcher Schauplatz: Die Stände der Menſchen
Sind nur Rollen, die göttliche Vorſicht zur Probe vertheilet.
Glücklich iſt der, der im Schauplatz der Welt das, was ihm geboten,
Munter verrichtet. — Der Tod zieht den Vorhang: Erhabnere Scenen
Warten auf uns. Wer die niedrigſten Rollen des menſchlichen Lebens
Würdig geſpielt, hat höhere dorten. Dich kennte die Welt nicht,
O Serena! Wie groß muß deine himmliſche Rolle,
Deine Hoheit nun ſeyn. Erſchaffen zu Kummer und Thränen
Irren wir hier in ſternloſer Nacht von Schatten umgeben:
Dorten jenſeits der Gräber iſts Tag. — Was nennſt du Vergnügen,
Elender Menſch? Laß mich ſchnell die blendenden Scenen durchlaufen,
Glänzend von fern, in der Nähe prachtlos gefärbete Leinwand,
Von dem Irrthum bemalt, von Thoren bewundert, von Weiſen
Ruhig betrachtet; ſie können ihn oft abwechſelnd vergnügen,
Doch nicht täuſchen. Er weiß, was ſie ſind — und daß ſie verſchwinden.

Hier verlebt ein blühender Jüngling die lächelnden Tage
Gramloſer Jugend, und denkt nicht, wie ſchnell mit ſchleichendem Schritte
Alter und Sorgen ſich nahen; ſein Ruhm iſt Freude, ſein Herz pocht
Nur nach Vergnügen; in fröhlichen Tänzen, mit Roſen bekrönet,
An dem Wolluſt aushauchenden Buſen ſanft ſchmachtender Mägdchen,
In verſchwiegenen Lauben, vergißt er die Lehren der Weisheit
Und die prächtigen Sorgen der Ehrſucht. Ihm winket Lyäus;
Amor mit ſeinem betrügriſchen Lächeln bekrönt ihn mit Myrthen.
Iſt er nicht glücklich? Er glaubt es zu ſeyn. Der zärtliche Hymen
Scheint ihm zu ernſthaft; ihn ſchrecken die Herz-erhebenden Schmerzen,
Die nur erhabenen Seelen erlaubt ſind zu fühlen; die ſtille
Zärtliche Thräne der kämpfenden Großmuth, der leidenden Tugend,
Die die wollüſtige Liebe beſiegt, iſt ihm zu romanhaft;
Pracht und Vergnügen nur ſcheint ihm die Zierde des menſchlichen Daſeyns.
Lächelnd höhnt er das Alter. — Das Alter kömmt ſchleichend näher.

Dort ſitzt ein König von Sclaven umringt, die über ihn herrſchen,
Doch er glaubt über alles zu herrſchen, und zwingt ſich, ſich ſelber
Glücklich zu ſcheinen. Man ehrt was er ſpricht: er dünket ſich weiſe,
Gibt Geſetze, bricht andre, verſchmähet die ſchüchterne Tugend,
Höhnet die Weisheit, mit ſich zufrieden; der rauſchende Lärmen,
Der ihn umgiebt, ſcheint Freude zu ſeyn; er winkt, man gehorchet.
Seine Verſchwendung heißt Großmuth, und Kenntniß der Welt ſein Mishandeln.
Doch er iſt glücklich. So nennt ihn die Welt! Er wälzt ſich in Freuden,
Schlachtet ſein Volk, verpraßt Provinzen. — Der arme Bedrängte
Weinet gen Himmel — ihn höret der Himmel; von fern rollt der Donner.
Und ſind dieß die Freuden der Menſchheit! Unglücklicher Jüngling!
Der nur zu früh entkräftete Körper wird ſchwach, die Unruh
Folgt dir auf dem Fuße, dein Herz iſt zu klein, die Freude zu fühlen.
Die du doch ſuchſt; die wahren Freuden ſind Töchter der Weisheit.
Küſſe für Liebe, und Lärm für Luſt, und Stolz für Verdienſte
Scheint dir ein Glück — doch biſt du nicht ruhig im Schooße der Wolluſt:
Immer ein unbefriedigter Wunſch, ein nagendes Sehnen
Bleibt dir zurück. — Sieh dorten im Staub die Blätter der Roſe,
Die dein Haupt am Morgen bekrönte. — Der Tod darf nur winken
Und der verwelkende Jüngling ſinkt hin zur ſterbenden Roſe.

Noch mit verdoppeltem Schrecken begleitet erſcheinet der Tod dir,
Dir, der ſtolz auf dem Throne die ſchweigende Tugend verachtet.
Blut, das vergoſſene Blut der Unſchuld ruft laut zum Himmel;
Ach wär es nur aus Irrthum vergoſſen und nimmer aus Vorſatz!
Niemand hört es, als eben der Himmel und du, dein Gewiſſen
Hört es, es zittert. Des ſchimmernden Glanzes, der andre verblendet,
Biſt du gewohnt, unglücklicher Herrſcher! Die traurigen Nächte
Quälen dich mit Bildern voll Schrecken, die Unruh bey Tage.

Aber hat nicht die Menſchheit noch höhere Freuden? Sind alle
Gleich den Freuden des ſorgloſen Jünglings, des niedrigen Fürſten?
Nein, ſie kommen die ſtillen Freuden, Vertrauten der Tugend,
Zu dem einſamen Weiſen, der ſtill in ruhigen Thälern,
Fern vom Getümmel der Stadt, im Arme der zärtlichen Gattin,
Allzugroß für irdiſche Sorgen ſein Leben empfindet.
Froh wenn der Morgen die Fluren belebt, mit langſamen Schritten
Geht er entzückt in ſtiller Hoheit durch freudige Hayne.
Friedſame Veilchen lächeln ihn an; mit zufriedenem Lächeln
Sieht er wieder herab auf ſie; ihn leiten Geſchöpfe
Bis zu dem Throne des Schöpfers; der Geiſt flieht in feuriger Andacht
Ueber den ſtrafbaren Erdball hinaus. Bald kömmt die Geliebte,
Er umarmt ſie, ſie weinen beyde. — Die freudigen Thränen
Fließen herab auf die glänzenden Wangen; die Engel unſichtbar
Stehen herum, und ſehen voll himmliſcher Freude, daß Menſchen,
Ihnen ſo ähnlich am Glücke zu werden, der Schöpfer erlaubte. —
Froh wenn der Abend das ruhige Feld mit ſchweigendem Thau netzt,
Eilt er durchs Thal und betrachtet den ſtillen Mond, der herab ſieht,
Und ſein Herz iſt ſtill, wie der Mond. Bald rührt er die Leyer;
Lauſchend ſtehn die nächtlichen Wälder; der Wiederhall tönet
Ihm das Lob des Ewigen nach, bis wieder ihn Doris
Aus dem Thale zurück ruft, vergnügt, wie der Abend, und heiter,
Wie die Nächte des Sommers. O glückliches Paar, ſey geſegnet!
Beyde ſchlummern im Schooße der Ruh; ſo ſchlummerte glücklich
Adam im Arme der ſchuldloſen Gattin, im ruhigen Eden
Von den Engeln bewacht. — O Bilder von Freuden der Menſchen
Selten erlaubt, wo ſeyd ihr? Wo lebt der glückliche Weiſe?
Ach, und wie lange noch währet ſein Glück? Vielleicht wird er troſtlos
Bald bey dem Grabe der zärtlichen Gattin in ſchweigendem Ernſt ſtehn,
Bald zum Himmel und bald auf die traurig gewordenen Fluren
Seine Augen voll Thränen wenden. Der Lenz blüht ihm nicht mehr;
Seine Leyer verſtummt; mit melancholiſchem Scheine

Sieht er den Mond ihn umſtrahlen; er ſeufzt und ruft der Minute,
Die ihn wieder mit Doris vereint, und dem Erdball entziehet.

Doch geſetzt, der Himmel verſchont ihn. Geſetzt, die Geliebte
Drückt die brechenden Augen ihm zu, die noch keine Zähre
Dunkler Schwermuth benetzt. — Geſetzt, der Weiſe ſey glücklich:
Wird er das Unglück des Nebenmenſchen nicht fühlen, nicht ſanfte
Menſchliche Thränen beym Unglück der Freude vergießen, nicht ſeufzen,
Wann die Tugend verlaſſen im Staub liegt? Empfindet er dieſes,
O wie kann er hier glücklich ſeyn? Und bleibet er fühllos,
O wie kann er ein wahrer Weiſer, wie kann er ein Menſch ſeyn?
Ach nur für einen einzigen Auftritt des menſchlichen Lebens,
Einen einzigen glücklichen Augenblick, o wie viel tauſend
Traurige lange Scenen von Schmerzen erfüllen den Erdball!
Hier zerſtört ein wüthender Krieger die Werke des Künſtlers,
Der für die Ewigkeit glaubte zu machen: die Hoffnung des Landmanns
Geht im Rauch auf; er ſieht es und hebt die unſchuldigen Hände
Weinend zum Himmel in wilder Verzweiflung. Die ſchüchterne Jungfrau
Wird von ungezämt wüthenden Kriegern dem Schooße der Mutter
Grauſam entriſſen. Sie ſeufzt verzweifelnd nach ihrem Geliebten,
Der ſie verlaſſen, in blutigen Feldern die Ehre zu ſuchen
Und den Tod zu finden. Noch denkt ſie die ſchmerzhafte Wolluſt,
Die ſie empfand, als er ſie verließ, voll muthiger Wehmuth,
Als er den erſten den letzten unſchuldigen Kuß von den Lippen
Zärtlich geraubt — mit fliegenden Haaren, mit ſehnlichen Blicken
Sah ſie ihm nach; er eilte dahin, er verſchwand vor dem Blicke
Und nun ward ihr die Welt zur Wüſte. Er ſinkt dort im Feld hin,
Und nennt ihren geliebten Namen mit ſterbendem Stammeln.
Hohe Verzweiflung begeiſtert ihr Herz; ein befreyender Dolch raubt
Ihre Seele dem Erdball, den Körper der drohenden Schande;
Jene ſteigt zum Himmel; der Körper ſinkt unentweiht nieder,
Ihn bedecket ein ruhiges Grab. — In beſſeren Welten
Findet die Seele den zärtlichen Geiſt des blühenden Jünglings.

Eine Mutter weint dort um den Sohn, der muthig ins Feld will:
Furchtbar, prächtig in glänzenden Waffen, verläßt er ſie ſchleunig:
Sie bewundert die hohe Geſtalt, den ſiegenden Anſtand:
Eben dieſes vermehret den Schmerz; die langſame Thräne
Frommer Wehmuth fließt ſtill herab. Sie betet: Beſchützt ihn,
Himmliſche Mächte! beſchützet den Sohn mir! Ihr Seufzen, ihr Weinen
Flucht der unmenſchlichen Ehrſucht der Herrſcher, die Länder zerſtören
Tugend nennen, von niedrigen Sclaven zu Helden geſchmeichelt.
Ach! wie wird dieſen Herren der Erde dieß Seufzen, dieß Weinen
Troſtloſer Mütter, verzweifelnder Bräute, verlaſſener Witwen,
Schrecklich ſeyn am Tag des Gerichts, am Tage der Rache. —
Dorten wüthen verwüſtende Seuchen: der Engel des Todes
Senkt ſich herab vom trüben Olymp, und alles iſt öde.
Dort verzehret der nagende Hunger verdorrte Provinzen;
Der verſchmachtende Greis, der hartes Brodt ſich zur Labung
Endlich gefunden, es ſchon begierig zitternd zum Mund bringt,
Sieht ſein weinendes Kind; er tröſtet es, weinet und küſſet
Seine verwelkten Wangen, er drückt es mit kraftloſem Arme
An ſein Herz und reicht ihm ſein Brodt, und ſinket ſterbend.
Wilde Verzweiflung zerfleiſchet ſich ſelbſt mit eigenem Blute,
Um den unmenſchlichen Durſt zu ſtillen. — O Sonne, verhüll dich!
Sieh nicht den Abſcheu mit an. Mit noch unmenſchlichrer Wildheit
Drücket ein boshaftes Weib den Dolch in das Herz ihres Kindes.
Sonne, verhüll dich, die Schande der Menſchheit nicht länger zu ſehen!

Aber warum, unglücklicher Jüngling, bemühſt du dich ferne
Dunkle Geſtalten von Elend und Schmerz empfindend zu ſchildern?
Ach haſt du nicht an den deinen genug, und willſt ſie mit fremden
Wild erträumten Uebeln vermehren? Unglücklicher Jüngling!
Ach du biſt nicht der vorige mehr! Die reizenden Bilder,
Die die Jugend und Hoffnung in heitern Entfernungen zeigten,
Dich anglänzende Bilder von künftgem unſchuldigem Glücke
Sind verſchwunden. — Du rufſt umſonſt den ſchmeichlenden Irrthum.
Wie die Träume der Sommernacht flohen die ſüßen Ideen,
Die dich beglückten, bald werden die blühend lächelnden Jahre
Deiner Jugend völlig dahin ſeyn, auf ewig dahin ſeyn.

Ach, ſie kommen, ſie nahn ſich, die traurigen Tage, von denen
Du auch bekennſt, ſie gefallen mir nicht, die Tage der Krankheit
Und der Sorgen. In trauriger Knechtſchaft, im Joch der Geſchäfte
Wirſt du den Reſt des Lebens verſeufzen, und unbekannt ſterben.
Ungerührt werden geſchäftige Thoren beym Grabe vorbey gehn,
Wo du ruhſt. Doch wenn wirſt du ruhen? Wie viele von Kummer
Und von Schwermuth verbitterte Tage, die dir noch bevorſtehn,
Werden dich quälen! Vielleicht entreißt dir das zürnende Schickſal
Oder das Alter den letzten, den ſüßeſten Labſal des Lebens,
Deine Leyer. — Lebt wohl, ihr Freunde! Verſaget dem Dichter
Nicht das letzte Zeichen der Freundſchaft, nur eine Thräne.

Leb wohl, o ſüße betrügliche Hoffnung; ihr dichtriſchen Hayne,
Ich verlaß euch, lebt wohl! nie werd ich voll ſüßer Schwermuth
Mehr in euch ruhn und einſam weinen; nie werd ich im Frühling
Süße wollüſtige Luft in euch ſchöpfen, entzückt von den Liedern
Eurer gefiederten Sänger, vom Murmeln des rauſchenden Baches.

Du auch vorige, werthe, beweinte, verlorene Freyheit,
Lebe nun wohl! Lebt wohl, ihr Büſche, die meine Klagen
Schweigend gehört! O wann einſt ein Jüngling in zärtlicher Schwermuth
Euch durchirrt, dann ſaget ihm rauſchend, ihr friedſamen Hayne,
Wenn ihn eure Stille zu dichtriſchen Träumen itzt einwiegt,
Wenn ihn ein heimlicher Schauer befällt: dann ſagt ihm, ihr Hayne,
Daß hier auch ein Jüngling geweint! — O der du voll Ernſtes
In tiefſinnigen hohen Gedanken verſenket einhergehſt!
Höre die leiſe Stimme, die dir aus der Ferne zuliſpelt;
Hier auf dem Platze, den du itzt betrittſt, hier wars, wo ein Jüngling,
Dem die Vorſicht gleich dir ein redliches zärtliches Herze,
Eine Seele verliehen zu hohen Begeiſtrungen fähig,
Auf verſchwiegenem Mooße ruhte, ſein Schickſal beſeufzend.
Liebſt du die Tugend, ſo biſt du ſein Freund. Beklag ihn! Sein Leben
Floß ihm hier melancholiſch und ſtill, wie der Bach hier vorbey fließt.
Itzt iſt ſein Geiſt in beſſeren Welten. O wenn ſich die fromme
Menſchliche zärtliche Thrän, indem du dieß denkſt, von den Wangen
Leiſe herabſchleicht, o wenn ſich ſeufzend dein fühlendes Herz hebt,
Sey geſegnet, dir gebe die Vorſicht ſein Herz, ſeine Leyer,
Doch ein beſſeres Glück! Sey geſegnet, kein heimlicher Kummer
Nage dein Herz, kein finſterer Gram verbittre dein Leben!

Fließt indeſſen in ſtiller Betrübniß, ihr Stunden vorüber!

Bringet bald dieſe Seele zur Wohnung der ſeligen Geiſter,
Wo Serena herab ſieht und mich zu empfangen bereit ſteht!
Komm denn, Tod, du erwünſchtes Ziel des menſchlichen Kummers. —

Welche Stimme erhebt ſich im Innerſten meines Herzens?
Welchen Schauer empfind ich? — Verbanne die ſtrafbaren Wünſche
Sterblicher Ungeduld, trauriger Jüngling, du klageſt, du rufeſt
Deinem Tod und warum? Was wünſcht die verwegene Sehnſucht?
Glücklich zu ſeyn — der Wunſch der Natur — zu groß für den Erdball.
Jenſeits des Grabs, o Menſch, ſey glücklich und diſſeits ſey weiſe.
Siehſt du viel tauſend Sterbliche leiden und glaubſt dich alleine
Würdig glücklich zu ſeyn? Du wirſt es werden. Erwarte
Was die Vorſicht beſtimmt. Erwarte geduldig die Stunden.
Leide, Serena ſieht auf dich herab und ſegnet dein Leiden;
Traurigkeit beſſre dein Herz, für Laſter ſind Schwermuth und Sorgen.
Jegliche Handlung und jeden Gedanken, der, deiner unwürdig,
Dich erniedrigt, ein jedes Vergehn des ſchwindelnden Hauptes,
Ungeborene Sünden der Seele, der Ungeduld Klagen
Sieht und hört und empfindet Serena. Willſt du ſie betrüben,
Sie, die dich über alles geliebt? Bey deiner Serena,
Deiner Begrabnen, bey jener betrübten erhabnen Empfindung,
Die dich ergriff, als die zitternde Hand ihr brechendes Auge,
Das ſich nach dir noch wandte, zudrückte, bey Himmel und Erde,
Bey dem Werthe der Seele, beſchwör ich dich, Jüngling, ſey weiſe!

Dir will ich folgen, unſterbliche Stimme des lauten Gewiſſens,
Dir gehorchen; ich will mein Unglück empfinden, und leiden.
Wenn mein Leiden der Vorſicht gefällt, ſind niedre Geſchäfte
Meine Beſtimmung allhier: die Ruh wohnt dort bey Serenen.
Hier iſt Knechtſchaft, doch dorten iſt Freyheit. Verſtummet, ihr Klagen!
Und wenn auch die menſchliche Schwachheit noch immer weinet,
Sey doch, meine Betrübniß, ſey ſtill — hier, wo mich der Lärmen
Eines unheiligen Pöbels nicht ſtört: Ihr Einſamkeiten
Schließet mich ein, beruhigt mein Herz, hier, wo die Natur ſchläft,
Alles hier ſtill iſt, außer der Quelle, die murmelnd herab fließt
Von unwegſamen Felſen, wo dunkle Gebüſche mit Schauer
Mich umfangen, hier will ich ſitzen, mit ſtarrem Blicke
Bald die murmelnde Quelle betrachten und bald den Himmel.
Weinen werd ich; wer kann ſich die Kummer lindernden Thränen
Ganz verſagen. — Von Ungeduld frey fließt ſittſam, ihr Thränen!
Auf den Gräbern in Marmor gehauen ſitzt ſchweigend vielleicht ſo
Still in der Traurigkeit fromme Geduld und lächelt den Schmerz an.

Zweiter Geſang.

Ruhe! die beſte, die ſeltenſte Gabe der ewigen Vorſicht:
Ach! wo biſt du? Gefährtin der ſpielenden Stunden der Jugend,
Biſt du verſchwunden? O Ruhe! wo biſt du? Wohin ſind die Jahre,
Die mir unmerklich entflohn? Verfloßne geliebte Minuten!
Jenſeits der Ewigkeit ſeyd ihr nunmehr, durch ſchmachtende Thränen
Nicht mehr zurück zu rufen. Verſenkt in ungränzbare Meere
Dunkler Unendlichkeit. Hin, und ſelbſt dem Gedächtniß entflohen.
Doch einſt find ich dich wieder — im Grabe, dort wohnet die Ruhe.
Laßt mich ſie finden, verfloßne Minuten; erſcheint mir nicht furchtbar;
Schreckt mich nicht am Tag des Gerichts. — Ein heiliger Schauer
Faſſet die Seele. — Vielleicht wird ſie bald zu der ſturmfreien Wohnung,
Wo nun Serena, vom Körper befreyt, auf den niedrigen Erdball
Sanft mitleidend herabſieht, ſich ſchwingen, die irdiſche Hülle,
Die mich umgiebt, wird vielleicht bald zerſtreuet im Staube vergehen.
Dieſes Schauern verkündigt vielleicht der bebenden Seele,
Daß ſie den Körper verlaſſen ſoll. — Geiſt, der unſichtbar vielleicht itzt
Um mich ſchwebet, erblaßter Schatten der hohen Serena,
Siehſt du mich? Kannſt du die Seufzer des zitternden Herzens empfinden? —
Sind nicht itzt deine Sinnen, vom Körper befreyt, nur Empfindung.
Siehſt du mich; o ſo ſtärke mein Herz, o hauche mir Ruhe,
Etwas von deinem itzigen Glück ein! — Betrügt mich kein Schlummer?
Iſt es ein Traum? — Nein, ich kenne ſie noch, ich höre die Stimme
Meiner Serena; ein heiliges Zittern erfüllt meine Seele:

„Jüngling! die himmliſche Vorſicht entzog mich dem niedrigen Wohnplatz
Sterblicher Sorgen, der lärmreichen Welt, um mich zu belohnen.
Ein empfindendes redliches Herz kann Gott nicht verſtoßen.
Nein; der unendliche Richter, der dich in der Zukunft erwartet,
Iſt nicht, wie knechtiſche Furcht ihn ſich ſchildert, ein zürnender Herrſcher,
Der das ſchmeichelnde leichte Vergehen von kurzen Minuten
Mit unendlichen Martern beſtraft. — Den Menſchenfeind haßt er
Und den Verruchten, der ungerührt bleibt, bey den Thränen der Waiſen,
Bey der Verzweiflung der troſtloſen Witwe, beym heimlichen Seufzen
Armer Bedrängten. Er ſtraft den Verbrecher, den Geiz oder Wolluſt
Trieb, das Geſetz der Natur zu verſtören. Dem, welcher den Nächſten
Strenge gerichtet, hochmüthig verſchmäht, dem iſt er ein Richter.
Den Verſöhnlichen iſt er verſöhnlich, den zärtlichen Herzen
Iſt er ein Vater. Ich wurde der Welt frühzeitig entriſſen
Glücklich! ich ſollte nicht mehr die Gefahren, die Deutſchland bedrohen,
Nicht die verderblichen Tage mehr ſehn, der furchtbaren Zukunft.
Wie wenn im Sommer fern drohende Wolken ſich langſam heraufziehn,
Um dem Tage das Licht, den Feldern die Farben zu rauben; —
Langſam ziehn ſie herauf, die Sonne verhüllt ſich, von ferne
Rollt ſchon der Donner. — Das flüchtige Heer geſiderter Sänger
Schweigt und erſchrickt vor der kommenden Nacht; es ſchließt ſich die Roſe
Früher, verliert die Farbe, ſie neigt zu der traurigen Erde
Ihr vom Thau noch geſchwängertes Haupt; die Schwalbe fliegt niedrig
Pfeilſchnell herum auf wallenden Teichen; die ſtaunenden Heerden
Stehen betrübt; die Natur erzittert beym kommenden Sturme:
So ſteht Deutſchland betrübt und erfüllt von feindlichen Heeren.
Ach mein Vaterland! Auch in der Wohnung der glücklichen Geiſter
Bebt mein Herz noch für dich. Wie lang, unglückliches Deutſchland,
Kehrſt du die ſiegende Fauſt auf dich ſelbſt? Die Ruhe, die Weisheit
Und die Muſen, die, dir noch halb fremd, hier zu wohnen gedachten,
Stiegen wieder zum Himmel empor. O glücklich, wer ſicher
Auf den unwegſamen Alpen und fern von dem prächtgen Getümmel
Stolzer Krieger, in wilder Hoheit die Ehre verachtet,
Die man durch Blut und Thränen erkauft, und ruhig herab ſieht
Auf die Sorgen der knechtiſchen Welt, die Müh der Monarchen,
Und die niedrige Ehre der Großen. — Mitleidend, doch ruhig,
Wie die Engel von leuchtenden Welten gelaſſen herabſehen,
Wenn auf der niedern Erde der Donner die Felſen zerſchmettert.
Glücklich der Greis, dem, der Baare ſchon nah, der zögernde Tod winkt!
Glücklich, denn er hat ſchon gelebt: die Jahre der Sorgen
Sind ſchon entflohn, vermiſcht mit kurzen betrüglichen Freuden.
Er wird nicht mehr die leidende Tugend, die ſiegende Bosheit,

Und das Unglück des Vaterlands ſehen; er ſtirbt, eh' die furchtbarn
Zeiten ſich nähern, die Tage des Krieges, die Nächte der Schrecken.
Glücklicher noch der blühende Jüngling, den ewige Weisheit
Früh dem Erdball entrückt! So pflückt ein lächelndes Mägdchen,
Unter vielen bunt glänzenden Blumen, die ſchüchterne Roſe,
Die das Licht der Sonne noch nicht erwärmend entfaltet.
Glücklich, wenn noch kein entzückender Traum ſireniſcher Wolluſt
Deinen unſchuldigen Buſen erhitzt, aufblühender Jüngling!
Schön wie der Morgen und heiter gleich ihm in ſittſamer Unſchuld,
Rein wie der Himmel von Wolken befreyt, vergnügt wie der Frühling,
Still wie das Veilchen im Thal, und leicht wie die ſcherzenden Weſte,
Die mit ſchmeichelndem Liſpeln die ſanften Gefilde durchſpielen.
Glücklicher Jüngling! Dich hat noch kein Wunſch unbefriedigter Ehrſucht,
Keine betrügliche Hoffnung getäuſcht; die Sorgen der Ehrſucht
Sind für dein Herz noch zu klein — Du fühlſt die Natur und den Frühling;
Alles ſcheint dir noch reizend und neu. Ein Gefilde mit Blümchen
Iſt dir ein Reichthum; die Welt iſt dir noch ein Himmel voll Wolluſt.
Glücklich, wenn dich ein befreyender Tod in beſſere Welten
Schleunig verſetzt! ſanft ſchleichſt du von einem Himmel zum andern.
Glücklich ſtirbt, wer deine Verwüſtung zu ſehen zu früh ſtirbt,
O mein Vaterland! — Deutſchland! — Schon rauſchen die furchtbaren Waffen.
Dort in dem unermeſſenen Raum, wo glänzende Welten
(Die ihr Sterblichen Sterne benennt) in ewigen Gleißen
Rollend in unbegreiflicher Ordnung harmoniſch ſich drehen,
Läuft auch ein Stern, ich darf ihn nicht nennen, die himmliſche Vorſicht
Schränket der Sterblichen Wiſſenſchaft ein: verklärteren Geiſtern
Iſt es verboten, die Söhne der Erde die Wege zu lehren,
Die der Tod ſie wird lehren. — Dort hat der Schöpfer für Geiſter
Nur die Seelen der Menſchen geſchaffen, die tugendhaft lebten;
Dort erwarten ſie noch den Gerichtstag, um völlig verkläret,
Um vollkommen zu Engeln zu werden; Dort wohn ich, dort wart ich
Unter viel tauſend geſegneten Geiſtern, bis daß die Poſaune
Furchtbar ertönt, bis daß dein Wohnplatz, der Erdball, erbebet
Und zerberſtet, bis rächende Flammen die Schlöſſer zerſtören,
Wo die Verruchten gewohnt, bis zitternde Könige rufen:
Berge, fallt über uns, bedeckt uns! bis Felſen und Thäler
In den Flammen hinſchmelzen, und hoch in den glühenden Lüften
Sich das Zeichen des Menſchen-Sohnes in furchtbarem Glanz zeigt.
Tag, o Tag, für welchen der Erdball geſchaffen geworden,
Tag, nach dem die Heiligen ſeufzen, wann wirſt du dich nahen?
Siehe, die Märtyrer ſehnen ſich nach dir; ihr Blut ſchreyt zum Himmel.
Säume nicht länger, o Tag des Gerichts. — Erhabene Seelen,
Wartet, wartet! die ſchleunige Zeit bringt bald die Minute,
Die den ſtrafbaren Erdball zerſtört, wenn alle die Frommen,
Die gleich euch zu leiden beſtimmt ſind, zu euch ſich verſammeln.
Dorten in einer unnennbaren Welt lebt itzo Serena.
In dem Wohnplatz der ſeligen Geiſter erblickt ich den Schatten
Guſtav Adolphs; der kriegriſche Geiſt ſah herab auf die Erde;
Auf den Wangen des Helden erbebten ätheriſche Thränen.“
„„Alſo war es vergebens, (ſo ſprach er) daß Guſtav geſtritten,
Und für Freyheit und Glauben ſein Leben dahin gab — o Deutſchland!
Eilſt du muthwillig dich ſelbſt zu zerſtören? Gott, iſt denn kein Herz mehr,
In dem der Trieb zur Freyheit noch pocht? Iſt denn keine Seele,
Religion, die dich mehr empſindet? — Der Knechtſchaft gewohnet,
Fühlt ihr die Ketten nicht mehr, o Deutſchen? Ihr war't es alleine,
Die der Welt Ueberwinderin Rom nicht völlig gefeſſelt.
Ach! wohin iſt nun euer Muth! Ihr hattet Tarquine,
Aber nicht Brutus — vom Himmel erweckt für Freyheit und Glauben
Kam ich aus nordiſchen Gegenden her, verließ ich die Krone,
Um ſie mit furchtbaren Helmen zu tauſchen, um ſiegend zu ſterben,
Und für wen, für wen? Undankbare Deutſchen, für euch floß
Dieſes der Ewigkeit heilige Blut. — O Lützen, o Lützen!
Glückliches Feld! in dir fand ich die Ruh und ſiegte beym Tode.
Lützen! ich ſehe mit Thränen nach dir, mit himmliſchen Thränen;
Da war der Tod für die Freyheit mein Lohn; unſterbliche Palmen
Decketen dort mein ſiegreiches Haupt; ich ſah beym Erblaſſen
Himmliſche Geiſter um mich, und hörte das hohe Triumphlied,
Das mich empſing: wie ſüß iſt der Tod der leidenden Tugend!
Lützen! Was ſeh ich für einen Helden auf jenem Gefilde,
Wo ich ſtarb? — O ſey mir geſegnet! O könnte mein Geiſt doch
Um dich ſchweben! Du ſiehſt mit ernſtem erhabenem Blick hin
Auf den Platz, wo Guſtav erblaßt. O könnt ich unſichtbar
Mich dir nähern, dir danken und furchtbar im Herr dich begleiten,
Deine Feinde zerſtreun, und dich ſchützen. O ſey mir geſegnet!““
„So ſprach Guſtav; mit ernſthaftem Blick ſah er aufmerkſam nieder:
Aber ich ſah den Schutzgeiſt, der Deutſchland zu ſchützen beſtimmt iſt,
Einen mächtigen Seraph, unnennbar den Sterblichen, fliegen,
Und ſich vom Throne des Höchſten herab in die Welt, wo wir wohnen,
Sanft mit ätheriſchen Flügeln ſenken; er nahte ſich Guſtav.“
„„Klage nicht (ſprach er mit himmliſcher Stimme) bey dem, was du ſieheſt.
Auch den Unſterblichen iſt es verborgen, was ewige Vorſicht
Ueber das zitternde Deutſchland beſchloſſen. Vielleicht zu der Freyheit
Oder vielleicht zu der niedrigſten Knechtſchaft beſtimmt ſie dein Deutſchland.
Doch ein Weiſer iſt niemals ein Knecht; erhabene Seelen
Bleiben bey jeder Veränderung groß. Der Ewige winket,
Und ein Reich geht unter: er winkt, und ein neues entſtehet.
Wie der Rauch in den Wolken vergeht, ſo vergeht auch der Frevler;
Seines Stolzes wird nicht mehr gedacht, wenn er ſtirbt und dahin fährt,
Und der Wandrer ſucht unter Ruinen nach ſeinen Palläſten.
Gott beſchloß es, ſo bebte die Welt, und Liſſabon ſtürzte
In den Abgrund; der goldreiche Tagus floß traurig von Leichen
Und von Aſche geſchwollen. Umſonſt glaubt der Bürger der Erde
Frevelnd, es ruhe die Rache des Herrn: der Herr iſt der Gott noch,
Der die Heere zerſtreut, und die Macht Mizraims geſchlagen;
Er wird es ſeyn. — O zittre nicht, Deutſchland; ich ſehe voll Mitleid
Auf dich herab. Unſchuldige Schaar! was weinſt du? die Vorſicht
Bleibet gerecht. — Verhülle dich, Guſtav, und bete mit mir an:
Lob ſey dem, der war, der iſt, der ewiglich ſeyn wird!““

„Alſo der Seraph: Mehr können dir ſterbliche Worte nicht ſagen.
Suche die Ruhe, ſie flieht nicht vor dem, der mit redlichem Herzen
Und mit unſchuldiger Seele ſie ſuchet. Die Religion nur
Kann ſie dir geben: beklage mich nicht. Der Tod eines Weiſen
Sollte die Weiſen des Erdballs ermuntern, wenn anders noch Weiſe
Unter euch ſind. Die Klugheit iſt Alter, und unbefleckt Leben
Pflicht: Viel Reihen der Jahre durchleben iſt öfters nur Unglück.
Glücklich, wer bald zur Vollkommenheit reift! Das Ende des Weiſen
Sieht zwar der Thor, doch er merket es nicht, und dünket ſich glücklich.
Trau nicht, o Freund, dem Getümmel der Welt; bald wird es verſchwinden:
Traue der Vorſicht!“ —

Wo bin ich? wo flohſt du hin, o Serena!
War es dein Schatten? Du fliehſt. O war es ein Traum? Komm zurücke;
Sanfte Begeiſtrungen, reißet den Geiſt, der ſich ſelber empſindet,

Länger aus dieſer verdunkelten Welt! Es wallet mein Blut noch
Schneller, als ſonſt; noch pocht mir das Herz von der hohen Entzückung.
O Serena, wo biſt du? wo iſt der unſterbliche Guſtav,
Und die Wohnung des Friedens? — Umſonſt — eingekerkerte Seele,
Noch biſt du feſt mit dem Körper vereint. — O flieh ihn von neuem;
Laß dich das Feuer erhabener Andacht zum Loblied erheben:
Lob ſey dir, Ewiger! Herr, du biſt Gott, o du, der den Erdball
Mit unbegreiflicher Weisheit erſchaffen: erſchaffe nun Weisheit
Meiner Seele. — Du ſendeſt die Ruh von dem himmliſchen Throne
Auf die bekümmerten Seelen herab: ſie kömmt und erquickt mich.
Vater der Engel und Menſchen! Beſchützer des zitternden Deutſchlands!
Sende den Frieden herab! Doch, Herr, dein Wille geſchehe.
Sollen wir ſiegen, ſo gieb uns Demuth: und ſollen wir leiden,
Herr, ſo gieb uns Geduld. Nimm dieſes ſterbliche Loblied
Eines Geſchöpfes, das tief im Staube dich zitternd verehret.
Du biſt der Gott, dem die Seraphim jauchzen, den brennende Schaaren
Betend verehren, den Himmel und Erde harmoniſch erheben,
Den die Natur anbetet, den brauſend das ſtürmiſche Meer lobt,
Den das Licht des Tages erhebt und die Schatten der Nächte.
Myriaden von hohen Geſchöpfen, von denen ich weiter,
Als vom Wurm noch, entfernt bin, der tief im Staube herum kriecht,
Preiſen dich, Herr! doch bin ich ſo wohl, als der brennende Seraph,
Als die Myriaden der Geiſter, als Himmel und Erde,
Dein Geſchöpf.

Lob der Gottheit.

Darf eine ſterbliche, noch ungeweihte Leyer
Sich in die Harmonie zu miſchen unterſtehn,
Womit die Sphären dich erhöhn:
So gieb ihr ungewohntes Feuer!

Dir, Schöpfer! ſingt mein Lied; dich preiſen meine Zähren,
Erpreßt von Luſt, erpreßt von Dankbarkeit!
Mein Lied trotzt der Vergeſſenheit;
Denn es ertönt zu Gottes Ehren.

Geiſt! den man überall in ſeinen Werken findet
Und nie begreift, erblicket oder kennt,
Den jede Gegend anders nennt,
Und den kein Sterblicher ergründet;

Wie groß biſt du, ſelbſt da wir dich nicht kennen!
Der iſt kein Gott, den Staub begreifen kann:
Der Menſchen allzuſtolzer Wahn
Kann dich nicht denken, will dich nennen.

Du rufſt dem Frühling zu; er kömmt, und junge Freuden
Umtanzen ihn vergnügt; es lächelt die Natur:
Der Weſt ſtreicht ſchmeichelnd durch die Flur,
Und kühlet die erhitzten Weiden.

Es neigen ſich vor dir der Blumen bunte Heere;
Das ſtille Veilchen preiſt des Schöpfers gütge Macht.
Vergnügte Stille füllt die Nacht,
Und herrſcht auf dem entſchlafnen Meere.

Du willſt, und ſchon, ſchon zürnt der Sturm von ferne,
Und miſchet mit Geräuſch der Wellen trübes Grün,
Der Tag entweicht, die Weſte fliehn,
Und Blitze leuchten ſtatt der Sterne.

Ein ſtürmſcher Nord durchbrauſt die traurigen Gefilde;
Der Wandrer, ſchauervoll, erſchrocken und allein,
Sucht Höhlen im betrübten Hayn,
Dem Aufenthalt vom ſcheuen Wilde.

Langſam entwurzelt ſinkt mit drohend ſchwerem Falle
Der Eichbaum furchtbar hin, der ſeit der Sündfluth ſtand:
Er ſinkt, ſein Fall erſchreckt das Land;
Es donnern ferne Wiederhalle.

Ich ſeh bey ſtiller Nacht viel tauſend Welten ſchimmern;
Vielleicht ſind ſie bewohnt vom menſchlichen Geſchlecht,
Das deiner Vorſicht Hand gerecht
Beſtimmt zu beſſern oder ſchlimmern.

Wie viele rollen noch! Wie viele ſind vergangen,
Durch deinen mächtgen Wink im Augenblick zerſtört!
O Herr! wie lebt der Menſch bethört,
Getäuſcht vom Kummer und Verlangen!

Auch dieſer Ball wird einſt durch deinen Wink vergehen:
Dann kömmt im Siegsgepräng der Richter unſrer Welt.
Ihr, die das Grab umſchloſſen hält,
Ihr Todten, eilet, aufzuſtehen!

Es kömmt der ew'ge Tag, der Zweck von allen Tagen,
Der Tag, um den die Welt erſchaffen worden iſt;
Dann ſchweigt der Frevler Stolz und Liſt;
Dann ſchweigt der Frommen heilges Klagen.

Dann, Schöpfer! will ich dich mit beſſern Liedern ſingen;
Dann dien ich dir verklärt in deinem neuen Reich!
Ihr Stunden! o beflügelt euch,
Und eilt, mich bald dahin zu bringen;

Ihr Engel! ließt euch ſonſt zum Erdball freundlich nieder:
Erhebet meinen Geiſt und reißet ihn von hier.
O! ſingt der Gottheit Lob mit mir,
Lehrt meine Lippen eure Lieder!

Abendandacht.

Herr, es geſcheh dein Wille!
Der Körper eilt zur Ruh:
Es fallen in der Stille
Die müden Augen zu.
Vergieb der Schwachheit Sünden,
Verſchon mit Zorn und Straf.
Laß mich bereitet finden
Zum Tode, wie zum Schlaf.

Laß, fern von Schreckenbildern
Und wilder Phantaſey,
Die Seele ſich nichts ſchildern,
Was ihrer unwerth ſey!
Laß frey von eitlen Sorgen
Mich wieder auferſtehn,
Und auf den Kampfplatz morgen
Mit neuen Kräften gehn.

Doch, wenn mit feſtem Schlummer
Des Todes letzte Nacht
Den Freuden, ſammt den Kummer,
Ein ſchnelles Ende macht;
Herr, ſtärk mich, wenn der Schrecken
Der letzten Stunde droht.
Mein Gott wird mich erwecken;
Ein Schlaf nur iſt mein Tod.

Dein Heil hab ich geſehen;
In Frieden fahr ich hin,
Weil ich, beym Auferſtehen,
In deinem Reiche bin.
Wohl dem, der bis ans Ende
Sich als ein Chriſt erweiſt!
Mein Gott, in deine Hände
Befehl ich meinen Geiſt!

Am zwanzigſten Geburtstage.

Der Tag erneuert ſich itzt, in dem ich die Strahlen des Lichtes,
Betäubt vom Gefühle, zum erſtenmal ſah:
Zum erſtenmal fühlt ſich der Wurm, er iſt, er empfindet, er denket,
Und grüßet mit Weinen die künftige Pein.

Noch nicht, o Schöpfer, dein Bild, noch unreif zu deinen Gedanken,
Von tauſend ihm neuen Begriffen durchirrt,
Erhob dich dazumal ſchon mein erſtes thieriſches Lallen,
O Gott, den nunmehro mein Saitenſpiel lobt!

Schon zwanzigmal drehtet ihr euch, ihr wirbelnd rollende Welten,
Seitdem ich des Erdballs Bewohner gemehrt;
Lobſingend genieß ich dich, Welt: doch fühlt ſich die freiere Seele
Für andere beſſere Welten gemacht.

Wie bald verfloſſet ihr mir, durch Luſt und Irrthum und Kummer
Verflogene Zeiten, unmerkſam dahin!
Bald werdet ihr alle verfliehn, betrübte, ſterbliche Jahre!
Bald ſchwing ich zu meinem Urſprunge mich auf.

Verzeih, o Schöpfer, verzeih, wann ſich die unſterbliche Seele
Mit ihr angeborenen Fehlern befleckt!
Als Menſch noch handl' ich als Menſch; es wird die verklärtere Seele
Dich einſt mit ſeraphiſchen Liedern erhöhn.

Wie ſchwer, wie öde ſeyd ihr, vergänglich irdiſche Glieder!
In dichtriſchen Träumen entflieh ich euch ſchon,
Und ſeh von der heiteren Höh auf niedrig denkende Seelen
Mit ſtillem und zärtlichem Mitleid herab.

Mit dir, Eloa, mit dir will ich den Schöpfer beſingen:
Und mit uns beſing ihn der Seligen Heer!
Lobt, Seraphim! Lobt euren Gott mit ewigen Harmonien!
Er ſprach, und ihr wurdet; er winkt, ihr vergeht.

Vertrauen auf Gott.

Ich hoff auf keine Hülfe mehr,
Herr! als von deinen Höhen.
Bei Menſchen find ich kein Gehör;
Gott! höre doch mein Flehen!
Du biſt der Gott noch, der ſchon oft
Bey meinem Leiden unverhofft
Mit deinem Troſt erſchienen.

Du biſt der Gott noch, deſſen Macht
Mizraims Fürſten ſchreckte;
Der aus des Todes öder Nacht
Den Lazarus erweckte.
Herr, hilf mir! Ja, ein himmliſch Licht,
Das in die dunkle Seele bricht,
Verſpricht mir deine Hülfe.

Mit deinem Troſt erquickſt du mich,
Wenn mir ein Leid begegnet.
Herr, nimmermehr verlaß ich dich,
Bis daß du mich geſegnet.
Ich höre dich; mein Vater ſpricht:
Ich bin dein Schutz, dein Troſt, dein Licht:
Geh hin, mein Sohn, in Frieden!

Der Friede.

Verſtumme, betäubender Hall! entweichet, verwegne Trompeten!
Erſchrecket die Fluren nicht mehr mit Mordſucht erregendem Klang!
Die Schwerter weichen dem Pflug: weicht unſern fröhlichen Flöten,
Weicht unſerm Geſang.

Es kömmt des Himmels Geſchenk, es kömmt der Friede vom Himmel;
Und lächelnd kömmt mit ihm der Ceres fruchtbarer Sohn;
Die Freude flattert herab, die ſonſt vor dem wilden Getümmel
Der Waffen entflohn.

Aus Fluthen, die nicht mehr vom Blut, nicht mehr von Todten geſchwellen,
Erhebet die Gottheit des Rheins, mit mooßigtem Schilfe umlaubt,
Mit ſtarken Hörnern geziert aus grünlicht ſtrudelnden Wellen,
Das fruchtbare Haupt.

Den ſtille gewordenen Wald durchſäuſeln nur liebliche Winde;
Das Ufer erſchallet nicht mehr von blutiger Sieger Geſchrey;
Es murmelt die rauſchende Fluth; ſie küſſet das Ufer gelinde
Und liſpelt vorbey.

Was treibet der Menſchen Geſchlecht, ſich ſelbſten das Leben zu enden?
Was machet das irdiſche Volk zum Opfer verbitterter Wuth?
Was wühlet der zornige Arm mit raſend verwegenen Händen
Im eigenen Blut?

Der Menſchen Kühnheit durchbricht die Gränzen der irdiſchen Sphäre,
Seitdem des Prometheus Fauſt geraubtes Feuer entbrennt.
Es hat die Vorſicht umſonſt durch nicht zu pflügende Meere
Die Ufer getrennt.

Der wächſerne Flügel erhob ſich zu den olympiſchen Höhen,
Wohin ein ſinnloſer Schwung des Icars Verwegenheit trug:
Doch Blitz und Rache brach los und ſtürzte zu ſalzichten Seeen
Den raſenden Flug.

Wie glücklich war nicht die Welt, als bey beſtändigen Lenzen
Noch nie geſäetes Korn in gelblichen Fluren gewallt!
Jedoch das kühne Geſchlecht zerbrach die geſetzeten Gränzen
Aus Bosheit zu bald!

Eh noch die Mordſucht gelehrt, ſich unter einander vernichten;
Eh Tugend, Treue und Recht von Gold und Stahle beſiegt;
Eh noch die Colchiſche Schaar, auf zitternd ſchwankenden Fichten,
Die Wellen durchflügt:

Eh noch das irdiſche Volk, ſich blindlings ſelbſten zu ſtrafen,
Die Freyheit muthwillig verſcherzt und herrſchenden Fürſten gefröhnt;
Eh noch Cyclopen geſchwitzt, eh noch vom Schwirren der Waffen
Der Aetna ertönt:

Da irrten, im ſchattigen Hayn, unſchuldig fröhliche Schaaren;
Es ſtörte kein ſehnender Wunſch die Einfalt der ruhigen Bruſt,
Befreyt von Sorgen und Furcht, geſichert vor künftgen Gefahren,
Erſchaffen zur Luſt.

Es floh die goldene Zeit mit bald verſchwindendem Flügel;
Die Laſter brachen hervor, um uns mit Kriegen zu drohn;
Nun iſt die traurige Treu längſt über die heiligen Hügel
Des Mondes entflohn.

An eine Freundin.

Wann die traurige Nacht dämmernde Fluren drückt,
Wann der Wandrer verirrt in dem betrübten Hayn
Keinen Stern mehr erblicket,
Und dem zögernden Tage ruft;

Wann mit einſamem Ernſt thauende Mitternacht
Schweigend feyerlich herrſcht, und der entwölkte Mond
Auf den Tanz der Dryaden
Heiter lächelnd herunter ſieht;

Wann das flüchtige Heer, das ſonſt die Luft durchirrt,
In den Büſchen verſtummt, und auf den Aeſten ruht:
Singt mit reizenden Tönen
Noch die zärtliche Nachtigall.

Hier, wo Dummheit und Stolz alles mit Nacht bedeckt.
Wo Verleumdung und Wahn ſchweigende Tugend drückt,
Singt die Freundin der Muſen,
Singt die göttliche Chloris noch:

Stets ſich ſelbſten nur gleich, bald wenn ihr heitrer Scherz
Frohe Reyhen belebt; bald wann mit edlem Ernſt
Eine zitternde Zähre
Einſam ſchweigender Schwermuth fließt.

Sing! verachte den Neid! bleib in erhabner Ruh!
Wenn mit hämiſchem Blick zornige Dummheit ſchilt!
Sing! es warten die Hayne
An dem Ufer des R...ſchon:

Sing! ſie warten gerührt auf dein begeiſtertes Lied!
So ſang Sappho vielleicht! Eben ſo hörten ihr
Die leukadiſchen Felſen
Mit verſchwiegener Ehrfurcht zu.

An den Amor.

Oft beſungner Gott der Liebe,
Gott, den Dichter zärtlich ehren,
Den ich ſonſt vergnügt erhoben,
Jetzo laß mich mit dir zanken!
Iſt denn dieß der Lohn der Lieder,
Die ich dir ſo oft geweihet?
Iſt denn dieß der Lohn der Liebe,
Die ich Chloen zugeſchworen?
Sonſten war ich frey und fröhlich:
Das Geſchwätze müßger Thoren,
Und die ſtrengſten Sittenlehren,
Und die Predigten Tartüffens,
Und der finſtern Weiſen Schlüſſe,
Und der ganze Schwarm der Sorgen
Konnten mich nicht traurig machen.
Und du Vater, aller Freuden,
Und du, Amor, machſt mich traurig!
Seit als ich entfernt von Chloen,
Stunden und Minuten zähle,
Irr ich träumend hin und wieder,
Seufz ich öfter, als Tartüffe,
Seh ich finſtrer aus, als Zeno.
Alles, was mich ſonſt vergnüget,
Kann die Sinne nicht erheitern.
Bey dem neubelaubten Frühling
Riefen mich die jungen Weſte,
Die die Stauden ſanft durchſchlüpfen,
Mich im Thale zu ergötzen:
Aber ich blieb immer traurig.
Damon der mit ſchlauen Scherzen
Sonſt der Thoren Schwarm vertreibet,
Damon, der mich oft vergnügte,
Rief mir zu mit heitern Mienen:
Aber ich blieb immer traurig.
Selbſt der Bändiger der Sorgen,
Selbſt der mächtige Lyäus,
Winkte mir mit vollem Weinglas:
Aber ich blieb immer traurig.
Amor, Urſprung meiner Schmerzen,
Eile, ſie hinweg zu treiben!
Bringe Chloen bald zurücke;
Mach mich wieder froh und munter;
Oder ich will, ſtatt der Oden,
Nach der Art der Miethpoeten,
Leich= und Hochzeitverſe dichten;
Und dich lächerlich zu machen,
Will ich dich, wie Neukirch, loben.

Empfindungen einer Schäferin.

Ich will von Liebe nichts mehr wiſſen;
Die Sprödigkeit ſey meine Pflicht!
Aus Freundſchaft darf mich Thirſis küſſen:
Doch das iſt noch die Liebe nicht.

Roth werd ich, wenn ich ihn erblicke;
Ich ſeufze, wenn man von ihm ſpricht;
Oft flieh ich ihn, und ſeh zurücke:
Doch das ich noch die Liebe nicht.

Im tiefſten Hayn bey meinen Heerden,
Den nie des Tages Strahl durchbricht,
Schlief ich jüngſt ein, geweckt zu werden:
Doch das iſt noch die Liebe nicht.

Jüngſt gieng ich irr, bloß weil ich wollte,
Im ſtillen Wald bey Mondenlicht,
Daß mich mein Schäfer ſuchen ſollte:
Doch das iſt noch die Liebe nicht.

Ich ſtehe traurig in Gedanken,
Wann er mit andern Mägdchen ſpricht;
Bald möcht ich weinen und bald zanken:
Doch das iſt noch die Liebe nicht.

Den Strauß, den Thirſis mir gebunden,
Küßt ich und drückt ihn an mein Herz:
Da weiß ich nicht, was ich empfunden:
Doch das war weiter nichts, als Scherz.

Muß er aus unſern Fluren gehen,
Wie lange wird mir da die Zeit!
Wie hüpft mein Herz beim Wiederſehen!
Doch das iſt nichts, als Zärtlichkeit.

Jüngſt küßt er mich; in meinem Herzen
Schlich ſich ein heimlich Feuer ein,
Ich weiß nicht, was für ſanfte Schmerzen!
Ach! ſollte dieſes Liebe ſeyn?

Der Morgen.

Komm, heiter wie der Morgen,
Der auf den Hügeln lacht!
Der Liebe ſüße Sorgen
Verlängerten die Nacht.
Komm, Doris! ſieh von fernen
Die Morgenröthe glühn:
Sieh, mit den blaſſen Sternen,
Nacht, Gram und Kummer fliehn!

Vom ſtillen Thau gekühlet,
Erwartet uns das Thal;
Was lebt, wird reg' und fühlet
Der Liebe ſüße Qual.
Laß uns der Stadt entfliehen;
Die Freude winkt uns zu:
Hier ſiehſt du Roſen blühen,
Unſchuldig ſchön, wie du.

Die Stunden ſind verloren,
Die wir der Luſt nicht weihn!
Du ſey'ſt zum Glück geboren,
Sagt dir der ganze Hayn.
Mein Lied und unſre Triebe
Singt Echo leiſe nach.
Von Liebe, nur von Liebe,
Schwätzt murmelnd jener Bach.

Bedaur'ſt du nicht die Nelken,
Die dort dein Aug erblickt?
Sie ſinken, ſie verwelken,
Betrübt und ungepflückt.
Was nützt das Glück des Lebens,
Wenn man es nicht genießt?
Die Jugend blüht vergebens,
Betrübt und ungeküßt.

O Doris, laß die Thoren
Uns ſchelten, ſauer ſehn!
Weil ſie dieß Glück verloren,
Lehr ſie die Rachſucht ſchmähn.
Du kannſt hier Täubchen ſehen;
Sie ſchnäbeln ſich im Hayn:
Du hörſt von fern die Krähen
Mit heiſ'rer Stimme ſchreyn.

Ihr Schmähn, ihr Prophezeyen,
Stört nicht der Täubchen Ruh:
Sie laſſen zanken, ſchreyen,
Und küſſen immer zu.
Umwölkt von Finſterniſſen,
Hat noch kein Thor geſchmeckt,
Was in unſchuld'gen Küſſen
Für eine Wolluſt ſteckt.

Laß ſtolze Fürſten ſtreiten,
Und prächtig elend ſeyn.
Zu wahren Zärtlichkeiten
Bleibt ſtets ihr Herz zu klein.
Dem ſchönſten aller Triebe
Will ich die Jugend weihn;
Ich küſſe, was ich liebe:
Die ganze Welt iſt mein.

Karl Curths

ward im Jahre 1764 im Forſthauſe bei Calbe geboren, erhielt nach vollendeter Schulbildung eine Anſtellung in preußiſchen Dienſten und war zuletzt expedirender Secretair bei dem K. Preußiſchen Finanzminiſterium in Berlin. Er ſtarb daſelbſt am 10. Juli 1816.

Von ihm erſchien:

Der niederländiſche Revolutionskrieg. Leipzig, 1808 u. 1809; auch unter dem Titel: Geſchichte des Abfalls der Niederlande von Schiller, fortgeſetzt von K. C. B. 2 u. 3.
Die Bartholomäusnacht. Leipzig, 1814.
Die Schlacht bei Breitenfeld und Lützen. Leipzig, 1814.
Kortez, der Eroberer Mexiko's. Herausgegeben von A. Rücker. Berlin, 1818.

C. erreichte zwar ſein Vorbild Schiller nicht, erwarb ſich aber durch ſeine hiſtoriſchen Darſtellungen manches Verdienſt und zeigte, daß er geſchichtliche Gegenſtände mit Talent, Sorgfalt und Treue zu behandeln wiſſe.

Amalie Curtius,

die Tochter eines angeſehenen Kaufmanns, Namens Kretzſchmar, ward am 14. December 1781 in Dresden geboren, und verheirathete ſich daſelbſt mit dem K. S. Appellationsrath D. K. F. Curtius. Als Schriftſtellerin nennt ſie ſich Amalie Clarus.

Sie gab heraus:

Antonie. Kiel, 1809. 2 Thle.
Fritz und Lottchen. Leipzig, 1815.
Franziska. Leipzig, 1815.
Die Flucht aus dem Vaterhauſe. Leipzig, 1815.
Abendunterhaltungen (gemeinſchaftlich mit W. Willmar). Leipzig, 1813.
Kleeblätter. 3 Thle. Chemnitz, 1816 — 18. } gemeinſchaftlich
Hyacinthen. Chemnitz, 1819. }
mit W. Willmar und A. Steinau.

Eine geiſtreiche und gemüthvolle Schriftſtellerin, welche die Ereigniſſe des bürgerlichen Lebens mit Scharfblick aufzufaſſen und mit Geſchmack und Talent darzuſtellen vermag; ihre Leiſtungen werden daher beſonders von dem weiblichen Publicum gern geleſen und verdienen mit Recht empfohlen zu werden. —

Michael Conrad Curtius

ward am 18. Auguſt 1724 zu Techentin, einem Dorfe im Meckelnburgiſchen geboren, erhielt ſeine Vorbildung auf den gelehrten Schulen zu Goldberg, Parchim und Schwerin, und ſtudirte ſeit 1741 Theologie in Roſtock. Nach vollendeter akademiſcher Laufbahn ward er Hauslehrer bei dem Superintendenten Rehfeld in Stralſund und kam dann in gleicher Eigenſchaft zu dem Hannöveriſchen Staatsminiſter von Schwicheldt. 1759 erhielt er eine Profeſſur an der Ritterakademie in Lüneburg, welche er 1768 mit der Profeſſur der Geſchichte, Poeſie und Eloquenz an der Univerſität zu Marburg vertauſchte. Er ſtarb daſelbſt, als Heſſiſcher Geheimer Juſtizrath, Primarius der philoſophiſchen Facultät, Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften u. ſ. w. am 22. Auguſt 1802.

Seine deutſchen Schriften ſind:

Philoſophiſches Lehrgedicht, von dem Schickſale der Seele nach dem Tode. Bützow, 1754.
Die Weſer, ein Gedicht, Hannover, 1760.
Kritiſche Abhandlungen und Gedichte. Hannover, 1760.
Abhandlung von den Gleichniſſen und Metaphern u. ſ. w. Wismar, 1750.
Hiſtoriſche und politiſche Abhandlungen. Marburg, 1783.
Geſchichte und Statiſtik der weltlichen fürſtlichen Häuſer in Deutſchland. Marburg, 1780.
Statiſtiſch-geographiſche Geſchichte von Heſſen. Marburg, 1793.
Grundriß der Univerſalhiſtorie. Marburg, 1789. 2. A. verb. v. F. Rehm, 1819.
Ariſtoteles Dichtkunſt, ins Deutſche überſetzt. Hannover, 1753.
Columella, von der Landwirthſchaft, ins Deutſche überſ. Bremen, 1769.
Einzelne Abhandlungen u. ſ. w.

C. war ein Mann von gründlichem Wiſſen, hellem, geſundem Verſtande und guter Urtheilskraft, der mit Eifer für die Begründung eines reinen und geläuterten Geſchmackes in der ſchönen Literatur arbeitete und manchen ſchätzenswerthen Beitrag geliefert hat. In ſpäteren Tagen widmete er ſich vorzüglich dem Studium der Geſchichte. Sein didactiſches Gedicht, die Weſer, enthält einzelne gelungene Stellen, ſeine beſte Leiſtung bleibt jedoch die Uebertragung der Poetik des Ariſtoteles mit den dazu gehörigen Excurſen; nur darf man bei der Beurtheilung ſeiner Arbeiten überhaupt nicht aus den Augen laſſen, wie weit man zu jenen Zeiten in Deutſchland im Allgemeinen noch in Sachen des Geſchmacks zurück war, und wie öde das Feld lag, deſſen Anbau Curtius ſeine jugendlichen Kräfte widmete.

Abhandlung von dem Theater der Alten.*)

§. 1.

Die Unterſuchung der Alterthümer grauer Zeiten, und längſt verjährter Gewohnheiten verwüſteter Länder und Völker iſt ſeit vielen Zeiten das ſicherſte Mittel geweſen, die Gelehrten unſterblich zu machen. Gräv, Gronov, Gruter und Bulenger, haben nur dadurch ihren Namen auf die Nachwelt gebracht. Sollte der Ruhm dieſer Männer nicht ein unumſtößlicher Beweis für die Wichtigkeit dieſer Art von Gelehrſamkeit ſeyn? Ich glaube es nicht, wenn man den Werth der Wiſſenſchaften nicht nach herrſchenden Vorurtheilen, ſondern in ſeinem wahren Lichte betrachtet. Denn hängt die Schätzbarkeit der Wiſſenſchaften nur von dem Einfluſſe ab, den ſie in die Verbeſſerung unſerer Seele und Leibeskräfte, und den Wohlſtand des gemeinen Weſens haben, ſo kann die Erforſchung der Kleidungen und Spiele der Alten keinen vorzüglichen Platz in dem Reiche der Wiſſenſchaften behaupten. Werke von dieſer Art ſind Geburten des Gedächtniſſes und der Beleſenheit; könnten dieſe wohl mit den Bemühungen des Verſtandes und Witzes in Vergleichung kommen? Und iſt es daher im Grunde nicht rühmlicher, der Urheber einer mathematiſchen oder öconomiſchen Auflöſung, als der Verfaſſer der griechiſchen und römiſchen ſogenannten Schätze zu ſeyn. Allein, die Neugierde der Menſchen, welche ſie mehr zur Erkenntniß fremder als eigener Angelegenheiten treibt, hat den Gelehrten dieſe Arbeit angenehm gemacht; und die genaue Verknüpfung, womit die Alterthümer in die Geſchichte und philoſophiſchen Bücher voriger Zeiten gleichſam gewebet ſind, deren Erkenntniß uns unentbehrlich iſt, machet auch ihre Erkenntniß unentbehrlich für uns, und erhöhet dadurch ihren Werth, zwar nicht in Abſicht ihrer eigenen Würdigkeit, aber doch in Betracht unſerer auf ſie zu verwendenden Bemühungen. Allein ich habe dem Anſehen nach meine Zeit ſehr übel gewählet, meine Galle gegen dieſe Wiſſenſchaft grauer Kleinigkeiten, welche nur in der Entfernung groß ſcheinen, auszuſchütten, da ich ſelbſt im Begriff bin, eine Abhandlung über einen Theil derſelben zu ſchreiben. Jedoch ich hoffe, der Zuſatz einer bedingten Unentbehrlichkeit wird diejenigen zufrieden ſtellen, welche meine vorhergebrauchten Ausdrücke als ſo viele Läſterungen anſehen; und die Vorwürfe einer Schrift, die zur Erläuterung des Ariſtoteles dienet, verlieren den Namen der Kleinigkeiten, und der Antheil, den ſie an einem ſo ſchätzbaren Verfaſſer haben, macht ſie ſelbſt ſchätzbar.

---

*) Aus M. C. Curtius „Ariſtoteles Dichtkunſt.“ Anhang Hannover, 1753.

§. 2.

Wenn ich das Theater der Alten, und insbeſondere der Griechen, mir zum Augenmerk ſetze, ſo verlange ich nicht, eine ausführliche Geſchichte deſſelben zu geben; es iſt genug, den Urſprung davon mit wenigem zu zeigen. Es iſt eine Tochter der Freude und des Aberglaubens; und was man itzt als eine Schule der Tugend, und anſtändiger Sitten betrachtet, war in ſeiner erſten Beſtimmung ein üppiges Trinklied. Bacchus und der Wein waren ihre Quelle. Wer Bacchus geweſen, iſt nach tauſend Muthmaßungen der Gelehrten gleich unbekannt. Die Erforſcher der Mythologie haben ihn bald zum Heiligen gemacht, und aus der Bibel genommen; bald erſcheint er ihrem Geſichtspuncte als ein großer Bezwinger und Menſchenfreund, der, mit einer Großmuth ohne Beyſpiel, entlegenen Völkern vernünftige Sitten und Lebensart aufdringt; bald aber rauben ihm andere Leben und Thaten, alle ihm zugeſchriebene Handlungen ſind figürlich zu verſtehen; ſein Sieg über den Himmelſtürmer Rhäcus bedeutet ſodann nur etwa einen Rauſch, der den Rhäcus zu Boden geworfen, denn Bacchus, der Gott und Geſetzgeber, iſt der Wein. Iſt die Mythologie nur ein Chaos von Träumen, die ſich blos durch weniger oder mehr Unordnung unterſcheiden, ſo kann man ohne Gefahr den Traum wagen, den man am wahrſcheinlichſten findet. Bacchus ſey demnach der Name des erſten Erfinders des Weinbaues und Weintrinkens in Griechenland. Das in Entdeckung der den Wohlſchmack reizenden Dinge ſo ſcharfſichtige Auge der Menſchen läßt uns vermuthen, daß dieſe Erfindung nicht lange nach Bevölkerung des Landes bekannt geworden. Die wenige Bequemlichkeit, die die erſten Völker zum Umgange mit einander fanden, machte daß die Erfindung eines Volkes ſelten oder gar nicht zu dem andern überbracht wurden, ſondern eine jede Nation ſelbſt bedacht ſeyn mußte, ſich die Bedürfniſſe des Lebens zu verſchaffen. Der Indier und Perſer, der Aegypter und Araber hatte daher einen beſondern Erfinder des Weines in ſeiner eigenen Nation. Die Griechen, die einzigen Bewahrer der alten Geſchichte anderer Völker, tauften dieſe alle mit dem Namen ihres Bacchus, und die Unwiſſenden vermiſchten die Handlungen ſo verſchiedener Perſonen mit einander, und legten ſie einem einzigen bey. Die Verehrung verdienter Perſonen, die feyerliche Begehung ihres Gedächtniſſes verwandelte ſich in einen Gottesdienſt, und der Erfinder des Weins, ward, nach ſeinem Tode, auch der Beſchützer und Gott deſſelben. Um ihn an den Verwüſtern ſeiner Früchte zu rächen, ſchlachtete man ihm zu Ehren an ſeinen Feſten einen Bock, und ſang Lieder zum Ruhme des Bacchus, wovon die ganze Ceremonie Tragödie, d. h. ein Geſang des Bocks, genannt ward. Da keine Gebräuche ſich lange bei ihrer urſprünglichen Einfalt erhalten, ſo litten auch dieſe bald merkliche Veränderungen und Zuſätze. Hatten vorher nur die Acker- und Landleute Theil daran genommen, ſo ward es nun auch ein Feſt der Städte. Der Einfluß, den eine geſittete Lebensart in alle Handlungen hat, zeigt ſich auch hier. Auf dem Lande blieben die unordentlichen Geſänge; in den Städten wurden ſie ein wenig ordentlicher, und man führte die Chöre der Muſik ein. Daher kam es mit der Zeit, daß die mit Geſängen verknüpften Opfer des Bacchus, nur in den Städten ſich den Namen Tragödie anmaßten, auf dem Lande aber den Namen der Comödie erhielten. Von dieſer Zeit iſt es zu verſtehen, wenn Diogenes Läertius und Athenäus ſchreiben, daß der Chor die ganze Tragödie geſpielet habe, weil nämlich die Tragödie nur aus Geſängen beſtund a). Allmählig ſetzte man an dieſen Feſten den Geſängen gewiſſe Preiſe, welche, im Anfange in Erhaltung des dem Bacchus geopferten Bockes beſtunden. Horaz ſaget noch vom Theſpis:

> Carmine, qui tragico vilem certauit ob hircum.

Wer der erſte Stifter dieſes Preiſes geweſen, iſt ungewiß. Einige ſchreiben es dem Epigenes von Sycion zu, andere dem Theomis; und Auleas ſoll die Chöre in Ordnung gebracht haben. Es iſt ſo wenig hieran gelegen, daß ich mich in keine Entſcheidung des Streites einlaſſen werde.

Die allzugroße Einförmigkeit ward zuletzt den Athenienſern überdrüßig. Theſpis führte eine redende Perſon zwiſchen den Geſängen der Muſik ein, und desfalls wird er von vielen für den Erfinder der Schauſpiele gehalten. Allein Plato ſaget mit ausdrücklichen Worten b), daß Athen vor dem Theſpis und Phrynichus Schauſpiele gehabt. Die erſten Schaubühnen waren offene Wägen, auf welchen die ſpielenden Perſonen durch die Stadt fuhren, und, um unerkenntlich zu ſeyn, das Geſicht mit Weinhefen beſchmiereten. Nach der Zeit wurden öffentliche Schaubühnen angeleget. Aeſchylus brachte das Theater zu einer großen Vollkommenheit, und Sophokles und Euripides erhoben es auf die höchſte Stufe derſelben, ſo daß die meiſten Werke der Neuern nur ſchwache Copeyen der ihrigen ſind.

Damit aber der Begriff des Theaters der Alten deſto deutlicher werde, will ich abſonderlich von den Handlungen, den Perſonen, und den Gebäuden des Theaters reden.

§. 3.

Wir haben ſchon geſehen, daß die erſten Handlungen der Schauſpielkunſt Geſänge zum Lobe der Gottheit waren, und daß ſie ſich die Erhebung des Bacchus zum Ziele geſetzt hatten. Dieſe Feſttage waren zugleich Tage der Freude und Ergötzlichkeit. Das Singen iſt der Freude natürlich: man ſang alſo Lieder, und zwar Lieder, die ſich zu einer Verſammlung luſtiger Leute ſchickten. Sind die Neigungen der Menſchen ſich zu allen Zeiten ähnlich, ſo dürfen wir nur Achtung geben, was eine Verſammlung von Leuten aus einer luſtigen Nation z. B. der franzöſiſchen, bey einer ſolchen Gelegenheit thun würde. Man würde nämlich, ſobald als möglich, die gottesdienſtlichen Geſänge endigen: die Jünglinge würden, wofern es ja geſungen ſeyn müßte, von Liebe und Vergnügen, die Alten von den Fehlern der Jugend, das Frauenzimmer aber von den Fehlern ihrer Nachbarn und Nachbarinnen ſingen. Waren die Athenienſer die Franzoſen des Alterthums, ſo können wir annehmen, daß es bey ihren Zuſammenkünften eben ſo zugegangen ſey. Dieſes iſt kein Traum. Didymus ſaget ausdrücklich: daß man allmählich angefangen habe, andere Vorwürfe als das Lob des Bacchus zu wählen, und Ariſtoteles ſchreibt daß die Schmählieder die Beſchäftigung ihrer Verſammlung geweſen. Alle dieſe Geſänge hießen mit einem allgemeinen Namen Tragödie.

Die erſte Veränderung der Tragödie fiel in die Zeiten des Theſeus. Dieſer verſammelte das Volk, welches vorher auf den Dörfern lebte, in die Stadt, verſahe daſſelbe mit Geſetzen und legte den Grund, es zum geſittetſten Volke Griechenlands zu machen. Die Tragödie folgte den Einwohnern in die Städte nach. Von dieſer Zeit an überließ man vermuthlich die Zoten den Dörfern, und ließ die Tragödien aus den Lobgeſängen des Bacchus mit untermiſchter Muſik und Tänzen beſtehen. Weil aber die üppigen Lieder mit gottesdienſtlichen Geſängen vermenget ſich auf den Dörfern erhielten, ſo gab man ihnen einen beſondern Namen, und hieß ſie Comödien. Hieraus erhellet, daß Tragödie und Comödie vormals eine Sache geweſen, der Name der Tragödie aber weit älter als der Name der Comödie ſey. Scaliger irret demnach, wenn er behaupten will, daß die Comödie eher als die Tragödie geweſen, und zwar aus dem Grunde, weil die Hochzeiten eher als der Tod, die Trunkenheit vor der Nüchternheit, die geheime Rede eher als

---

a) Aubignac Pratique du theatre p. 156.

b) Minos s. de lege.

der prächtige Ausdruck, und das Hirtenleben eher als das königliche geweſen. Denn es mag dieſer Kunſtrichter ſolches von dem erſten Urſprunge der Tragödie und Comödie, da beides bloße Geſänge waren, oder von der weitern Einrichtung derſelben verſtehen, ſo hat er allemal das Zeugniß der Alten gegen ſich. Marcus Antoninus ſagt ausdrücklich c), daß die alte Comödie auf das Trauerſpiel gefolget ſey. Die Vergleichung des Alters der erſten Verbeſſerer der Tragödie leget es noch deutlicher vor Augen. Theſpis war in der ſiebenzigſten Olimpiade ſchon verſtorben, und hingegen Epicharmus der erſte, in deſſen Ueberbleibſeln (nach Aubignacs Zeugniſſe) ſich eine redende Perſon findet, lebte in der neun und ſiebenzigſten Olympiade, und ſein Leben iſt die eigentliche Epoche der Comödie.

Theſpis that die erſten Schritte, das Trauerſpiel zur Vollkommenheit zu bringen. Um dem ſingenden Chore Zeit zu geben, ſich auszuruhen, ließ er zwiſchen den Geſängen derſelben eine Perſon auftreten, die redend einen Vortrag thun mußte. Verdienet der alte Scholiaſt Glauben, welcher ſaget, daß zu den Zeiten des Oreſtes Theomis die tragödiſchen Geſänge eingeführet, und nach ihm Minos, und ferner Auleas, ſo iſt zu bewundern, daß von da bis auf Theſpis, in einem Inbegriff von ſechshundert Jahren keiner auf dieſe ſo natürliche Neuerung gedacht.

In den Wiſſenſchaften iſt der erſte Schritt der ſchwerſte, nächſtdem koſtet der völlige Durchbruch nur wenig Mühe. Hatte Theſpis nur erſt den Begriff des Theaters und eine Art von theatraliſchen Handlungen gegeben, ſo folgten ihm ganze Schaaren theatraliſcher Dichter nach. Man fing an, gewiſſe Preiſe auf theatraliſche Stücke zu ſetzen. Der erſte Zeitpunkt dieſer Preiſe iſt nicht leicht zu beſtimmen. Plutarchus ſaget uns d), man habe zu Theſpis Zeit noch nicht um Preiſe geſtritten. Euſebius hingegen bezeuget in ſeiner Chronik, daß man in der 42 Olympiade, und alſo über 80 Jahr vor Theſpis angefangen habe, den Wettſtreitenden einen Bock zum Preiſe zu geben. Noch andere Schriftſteller aber verſichern uns, daß dergleichen Wettſtreite ſchon bey dem Grabe des Theſeus angeſtellt worden. Und Horaz ſcheint dem Plutarch gerade zu widerſprechen, wenn er ſaget:

> Carmine, qui tragico vilem certauit ob hircum,

wodurch man insgemein den Theſpis verſteht. Allein überhaupt kann Euſebius mit dem Plutarch in keine Vergleichung kommen, und Horaz ſcheint, in angeführter Stelle nicht eben vom Theſpis zu reden, wie Dacier auch aus dem Grunde wahrſcheinlich machet, weil Horaz eben demſelben, der um den Preis in der Tragödie geſtritten, auch die Erfindung der ſatyriſchen Stücke zuſchreibt, da wir hingegen, bei den Alten, keine Fußtapfen finden, daß Theſpis jemals ein ſatyriſcher Dichter geweſen.

§. 4.

Die vom Theſpis eingeführte Perſon, und deren Reden, hatten nichts mit dem Lobe des Weingottes gemein, ſo daß ſolches auch die Prieſter des Bacchus übel nahmen, wie Suidas aus dem Chameleon anführet: ſondern ſie erzählte eine Geſchichte oder Fabel, die das hörende Volk rühren oder beluſtigen konnte. Herr Aubignac glaubet zwar e), daß dieſe Perſon nicht allein geredet, ſondern ein Geſpräch mit jemandem aus dem Chore formiret, der ihm Gelegenheit gegeben, zu reden. Allein ich kann dieſer Meinung aus dem Grunde nicht beyfallen. Zu Theſpis, und Phrynichus ſeines Schülers Zeiten, machte das Lob des Bacchus noch den Inhalt der Geſänge des Chores aus, und hatte mit den Reden der vom Theſpis aufgeführten Perſon keine Verbindung. Nur wie Pratinas in der ſiebenzigſten Olympiade anfing, ſatyriſche Stücke zu machen, verloren ſich die gottesdienſtlichen Geſänge gänzlich aus der Tragödie. Es iſt alſo nicht leicht zu begreifen, wie einer aus dem Chore dieſer redenden Perſon Gelegenheit geben können, oder wollen, zu reden, und ihre Geſänge zu unterbrechen, da der Chor, welcher aus Prieſtern und andern gottesdienſtlichen Bedienten des Bacchus beſtund, dieſe neue Perſon mit ſcheelen Augen anſahen, und von ſeinem Vortrage zu ſagen pflegten: Hierinn iſt nichts vom Bacchus. Vielleicht hat Herr Aubignac die Gebräuche des Chores bey der bloß gottesdienſtlichen Tragödie, mit den Gewohnheiten der neuern und redenden Tragödie vermiſchet. Denn zu Zeiten des alten Chores befand ſich auf einer Erhöhung, die der Altar des Bacchus genannt ward, ein Sänger, der den Geſängen des Chores ſingend antwortete.

Die vom Theſpis eingeführte Perſon ward Epiſode oder ein nicht zum Werke gehöriges Stück genannt, weil damals die Geſänge des Bacchus das Hauptwerk waren. Nach der Zeit aber iſt die Bedeutung dieſes Wortes von den Perſonen auf die Sache gekommen.

Will man dem Caſtelvetro, Riccoboni, und andern glauben, ſo war die von Theſpis aufgeführte Perſon eine luſtige, oder Arlequin, welche allein ſang, und zugleich tanzte, und auf Inſtrumenten ſpielte. Aeſchylus habe demnächſt zwo luſtige Perſonen eingeführet, und der einen das Tanzen, der andern aber das Singen und Spielen aufgetragen; worauf endlich Sophokles drey aufgeführet, um eine jede von dieſen Handlungen durch eine beſondere Perſon vollziehen zu laſſen. Aubignac hat dieſe, den Stellen der Alten ſo widerwärtige Meynung, gründlich widerleget. Er braucht weiter nichts, als das Zeugniß des Ariſtoteles. Dieſer ſaget: das Trauerſpiel ſey durch die drey Perſonen des Theſpis, Aeſchylus und Sophokles zur größten Vollkommenheit gebracht worden. Würde er dieſes von der Einführung dreyer luſtiger Perſonen geſaget haben, und zwar ſolcher Perſonen, deren Verrichtungen ſo weit von dem wahren Weſen des Trauerſpiels entfernet waren?

§. 5.

Aeſchylus war der wahre Vater der Tragödie, denn vorher war es kein Geſpräch, ſondern eine bloße Erzählung. Er führte noch eine Perſon ein, und theilte das Trauerſpiel in zwo Rollen ein, wovon der erſte Acteur die hauptſächlichſte ſpielte, und desfalls der Protagoniſte hieß, der zweyte ward der Devteragoniſte, und der dritte, welchen Sophokles hinzu that, der Tritagoniſte genannt. Der Verſtand iſt nicht, daß nicht mehr als die Acteurs geweſen; die Stücke des Aeſchylus und Sophokles zeigen das Gegentheil, ſondern es wird dadurch der Antheil bezeichnet, den ein jeder bei der Haupthandlung gehabt. Doch ſcheint mir die Muthmaßung des Herrn Brůmoi auch ſehr vernůnftig zu ſeyn, daß jeder Acteur unterſchiedene Perſonen vorgeſtellet, wie ſolches noch bey den Chineſen geſchieht.

§. 6.

Auf die Tragödie folgte die Erfindung der Comödie. Es war natürlich, da man das Beyſpiel der Tragödie vor Augen hatte, daß man nicht lange ſäumte demſelben nachzuahmen. Die erſten Erfinder derſelben ſind unbekannt. Ariſtoteles ſelbſt unterfängt ſich kaum, hierin einen Ausſpruch zu thun. Die Sicilianer ſowohl, als die Griechen, ſchreiben ſich die Erfindung derſelben zu. Nach dem Ausſpruche des Clemens von Alexandrien f) wäre Siſarion der Ikarier der erſte Erfinder. In den Ueberbleibſeln aber, welche Athenäus von den alten Comödienſchreibern geſammelt, finden ſich keine Spuren zuſammenredender Perſonen vor dem Epicharmus. Nach dieſer Rechnung würde die Anfoderung der Sicilianer auf die Ehre der Erfindung ſo ungegründet nicht ſeyn. Solinus ſchreibt von Sicilien: Hic primum inuenta comoedia, hic et cauillatio comica in scena stetit. Bey den Athenienſern war Sannyrion der erſte, der die Comödie in Ordnung gebracht. Kratinus brachte ſie zur größeren Vollkommenheit, indem er drey Perſonen einführete: und endlich legte Ariſtophanes die letzte Hand daran.

Das Alter der Comödie theilet ſich in drey Zeitpuncte, und eben dieſelben ſind der Maaßſtab des Wachsthums ihrer Vollkommenheit: die alte, mittlere, und neue Comödie.

Die alte Comödie bediente ſich einer ungebundenen Freyheit, die wirklichen oder vermeintlichen Fehler der Leute namentlich zu tadeln und durchzuziehen. Phrynichus, Eupolus, Theopompus, Archippus, Plato, Beleclides, Krates, u. a. m. waren in dieſem Zeitpuncte berühmt. Dieſe Art der Comödie ſchickte ſich wohl zu der damaligen Beſchaffenheit der Staaten, da durchgehends eine ungezähmte Freyheit herrſchte. Wie aber nach und nach die Großen das Haupt empor hoben, ward ihnen der öffentliche Tadel des Geizes, der Ungerechtigkeit und Tyranney deſto unleidlicher, je mehr ſie denſelben durch ihre Sitten verdienten. Man beſchnit alſo den Dichtern die vorher gehabte Erlaubniß des namentlichen Tadels. Wie Lyſander Athen eroberte, und die dreyßig Tyrannen die Oberherrſchaft erhielten, deren Gedächtniß ſie durch ſo viel Verbrechen verhaßt machten, ward von dieſen auch die

---

c) Lib. XI. §. 5.

d) in vita Solonis.

e) Pratique du Theatre p. 157.

f) Stromat. Lib. I.

Freyheit der Bühne eingeſchränkt, und die namentliche Antaſtung der Perſonen verboten. Kratinus unterſtund ſich zwar, ſich der vorigen Freiheit zu bedienen, büßte aber ſeine Verwegenheit mit dem Leben. Zu Rom ahmte man, in den nachfolgenden Zeiten die Strenge der Griechen nach. Nach dem Zeugniſſe des Cicero war die Lebensſtrafe für diejenigen beſtimmt, welche andere namentlich durchziehen würden.

Die mittlere Comödie ſetzte zwar die Namen der Perſonen in Sicherheit, aber nicht ihre Perſonen ſelbſt, noch weniger aber ihre Laſter. Man malete die Perſonen ſo deutlich ab, daß es unmöglich war, ſie nicht zu erkennen. Sokrates ward in dem Luſtſpiele des Ariſtophanes, die Wolken genannt, ein Beiſpiel davon. Insbeſondere war der Chor dazu beſtimmt, die Fehler anderer auf das kenntlichſte durchzuziehen.

Zur Zeit Alexanders des Großen, da die Regierung zu Athen auf einen ganz andern Fuß geſetzet ward, erreichte auch die mittlere Comödie ihr Ziel. Man verſagte ihr alle Erlaubniß perſönlicher Beſchimpfung, und ſo entſtund die neue Comödie, welche gänzlich von der vorigen unterſchieden war. Man begnügte ſich, allgemeine Laſter und Thorheiten unter dem Bilde einzelner, aber erdichteter, Perſonen vorzuſtellen. Der Chor zog, ſtatt der Fehler der Perſonen, die Schriften anderer Dichter durch, und hörete endlich gar auf, und zwar, wie Horaz glaubet, aus der Urſache, weil ihm die Erlaubniß, zu ſchmähen, benommen war.

§. 7.

Die erſten Comödien waren ſämmtlich in Verſen. Krates war der erſte, der Comödien in ungebundener Rede auf die Bühne brachte. Sein Anſehen aber war nicht groß genug, die gebundene Schreibart von dem Theater zu verbannen. Die Versarten waren in der alten und mittleren Comödie willkührlich: in der neuern aber fanden nur trochäiſche und jambiſche Verſe Platz.

Die Theile der Comödie werden verſchiedentlich angegeben. Diomedes theilet ſie in Diuerbium, Canticum und Chorum. Man ſieht leicht, eines Theils, daß dieſes die Eintheilung der öffentlichen Vorſtellung einer Comödie, und nicht der Comödie an ſich ſey, und daß überdem noch von der alten und mittleren Comödie die Rede ſey, weil noch des Chors Meldung geſchieht. Scaliger giebt dieſe Eintheilung. Protaſis, oder die Erklärung der Sache, ohne Meldung des Ausganges, Epitaſis, oder der Anfang der Verwirrung, Kataſtaſis, der höchſte Grad der Verwirrung, (ein Theil, welcher, ſeiner Meynung nach, nothwendig, aber wenig bemerket iſt) und endlich Kataſtrophe oder die Glückeänderungen. Da die Regeln für die Tragödie und Comödie, ſo fern beide Handlungen vorſtellen, einerley ſind, ſo muß auch ihre Eintheilung auf gleiche Regeln gegründet ſeyn. Ich berufe mich auf dasjenige, was ich hievon in meinen Anmerkungen über den Ariſtoteles geſaget habe.

§. 8.

Wie der alten Comödie die Macht genommen wurde, ſich perſönlicher Anzüglichkeiten zu bedienen, ſollen an ihrer Stelle die Satyren eingeführet worden ſeyn. Akron ſchreibt ſie dieſer Bewegungsurſache zu, und giebt den Kratinus, als den erſten Urheber an. Es iſt dieſes aber von einer größern Vollkommenheit der ſatyriſchen Stücke zu verſtehen, denn ſonſt iſt die Satyre gleichen Urſprungs mit der Tragödie und Comödie. Weil man nämlich übel nahm, daß dem Lobe des Bacchus durch die redende Perſon etwas entzogen ward, ſo führte man die Satyrn, als Bediente des Bacchus ein. Die Vorwürfe dieſer ſatyriſchen Stücke waren ihren Namen gemäß. Diomedes ſaget: Satyrica est apud Graecos fabula, in qua item tragici poetae non reges aut heroës, sed Satyros induxerunt ludendi causa jocandique.

§. 9.

Ich darf von den Stücken des römiſchen Theaters nicht ausführlich handeln. Alle ihre Stücke waren nur Nachahmungen der Griechen. Zwar hatten dieſelben gleich im Anfange ſchon ziemlich viel Regelmäßigkeit, allein dieſes rührte daher, weil die Trauerſpiele und alle Stücke der Bühne bey den Griechen erfunden worden, und folglich nur allmählich ihre Vollkommenheit erlanget, da hingegen die Römer die Muſter der Griechen ſchon vor ſich hatten.

§. 10.

Die Perſonen des Theaters beſtunden aus dem Chore, und den handelnden oder ſpielenden Perſonen. Von dem Chor habe ich in meinen Anmerkungen über den Ariſtoteles zureichend geredet. Die ſpielenden Perſonen unterzogen ſich den Schauſpielen zuerſt freiwillig, nächſtdem aber hielt die Obrigkeit die ſpielenden Perſonen auf ihre Koſten. Alle ſpielende Perſonen bedienten ſich der Masken, und zwar urſprünglich aus einer doppelten Urſache. 1. Die Alten hatten keine weiblichen Acteurs, weil aber doch bisweilen in den Schauſpielen Weiber vorgeſtellt werden mußten, ſo half man ſich durch die Masken. 2. Man zog zuerſt lebende und bekannte Perſonen durch. Um ſie den Zuſchauern deſto kenntlicher zu machen, bediente man ſich ſolcher Masken, die die Geſichtsbildung der vorgeſtellten Leute aufs natürlichſte ausdrückten. Da die perſönlichen Anzüglichkeiten abgeſtellet wurden, ſuchte man die Leidenſchaften der Menſchen durch Masken abzubilden, und kenntlich zu machen, welches zum Theil wegen der Größe des Theaters und der weiten Entfernung vieler Zuſchauer nothwendig war, damit ſie aus dem bloßen Anblick der Perſon ſeine Perſon und Charakter wahrnehmen konnten. So brachte Neophron zuerſt die Maske eines Schulmeiſters auf die Bühne, und Aeſchylus trunkene Leute.

In den Tragödien waren die Masken noch aus einer andern Urſache nothwendig. Schon damals machte man ſich von ſeinen Vorfahren und der Vorwelt überhaupt einen höhern Begriff als etwan in der Wahrheit gegründet ſeyn mochte. Man glaubte insbeſondere, daß die Helden des Alterthums viel größer geweſen, als die Menſchen in den nachfolgenden Zeiten. Dieſe Helden wurden in der Tragödie aufgeführet, man ſuchte daher, ihnen die Acteurs durch ungeheure Masken, und den berühmten Cothurn ſo viel möglich ähnlich zu machen.

Die Materie der Masken, da ſie erſt von Baumrinden, demnächſt von Leder oder Holz waren, und ihr Unterſcheid, da ſie entweder komiſche, tragiſche, ſatyriſche und orcheſtriſche waren, gehöret nicht eigentlich zum Weſen des Theaters, und war auch bey den Alten willkührlich. Eben ſo wenig waren die Kleidungen der ſpielenden Perſonen einerley, ſondern richteten ſich nach den veränderlichen Kleidertrachten der verſchiedenen Zeiten und Nationen.

§. 11.

Herr Boindin[g] hat von den Gebäuden des Theaters der Alten gründlich gehandelt; der Riß, der ſich in der deutſchen Ausgabe findet, drücket dieſelben ziemlich genau aus, und weiß ich wenig zu demſelben hinzuzuſetzen. Ich habe alſo gut gefunden, meinen von den Gebäuden des Theaters der Alten ſchon verfertigten Riß zu unterdrücken, und den Leſer auf die Abhandlung des Herrn Boindin, und den Vitruv ſelbſt zu verweiſen.

---

g) Memoires de l' Acad. des belles Lettres. T. I.

D.

Simon Dach,

einer der talentvollſten und correcteſten älteren deutſchen Dichter, ward am 29. Juli 1605 zu Memel in Preußen geboren. In der öffentlichen Schule ſeiner Vaterſtadt, die er ſchon in zarter Kindheit beſuchte, zeichnete er ſich durch Fleiß und glückliche Anlagen bereits vortheilhaft aus; denſelben Eifer bewies er ſpäter auf der Domſchule in Königsberg, von wo ihn jedoch die Peſt vertrieb, ſo wie auf den Gymnaſien zu Wittenberg und Magdeburg. Er kehrte 1626 über Hamburg und Danzig nach Königsberg zurück und ſtudirte daſelbſt Philoſophie und Theologie. 1633 ward er Collaborator, 1636 Conrector an der dortigen Domſchule, trug jedoch leider durch angeſtrengtes Arbeiten einen ſiechen Körper davon. Auf Veranlaſſung ſeines Freundes des bekannten Roberthin (S. d.) beſchäftigte er ſich mit poetiſchen Verſuchen, und ein Glückwunſch, welchen er dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm dem Großen, bei deſſen Anweſenheit in Königsberg (1638) übergab, wurde ſo günſtig aufgenommen, daß Dach im folgenden Jahre die erledigte Profeſſur der Poeſie an der Königsberger Univerſität erhielt. Die Gnade ſeines Fürſten verblieb ihm; denn als er einſt denſelben in einer gereimten Supplick um etwas Ackerland bat, ward ihm das Gut Curheim zum Geſchenk gemacht. Nachdem er ſich 1641 verheirathet hatte, nahm ſein kränklicher, durch übertriebenen Fleiß herbeigeführter Zuſtand immer mehr zu, ſo daß er zuletzt nur wenige geſunde Augenblicke hatte, und ein ganzes Jahr lang vor ſeinem Tode das Bett hüten mußte. Er ſtarb an der Schwindſucht, den 15. April 1659.

Viele ſeiner poetiſchen Leiſtungen ſind Gelegenheitsgedichte und erſchienen einzeln. Dach ſelbſt ſammelte ſeine Gedichte nicht, wohl aber beſorgte nach ſeinem Tode ſeine Gattin eine (jedoch ſehr unvollſtändige) Ausgabe derſelben unter dem Titel:

Churbrandenburgiſche Roſe, Adler, Löw und Scepter von Simon Dachen poetiſch beſungen. Königsberg, ohne Jahrszahl, in 4.

Einzelne Gedichte Dach's finden ſich in folgenden gleichzeitigen gedruckten Sammlungen:

Heinrich Alberti's Arien theils geiſtlicher, theils weltlicher Lieder. Königsberg, 1648. 8 Thle. (Dach's Lieder ſind hier gewöhnlich mit den Namen Chasmindo und Sichamond [Anagramme von Simon Dach] bezeichnet.)

Heinrich Alberti's muſikaliſche Kürbshütte. Königsberg, 1651. Fol.

Gabriel Voigtländer allerhand Oden und Lieder mit Melodieen. Lübeck, 1650. Fol.

Herrn von Hoffmannswaldau und andrer Deutſchen auserleſener und bisher noch nie zuſammengedruckter Gedichte. 1. — 6. Thl. Leipzig, 1697 — 1709.

Simon Dach iſt einer der glücklichſten und talentvollſten Dichter der Opitziſchen Schule. — Warmes Gefühl, im Herzen entſprungene Frömmigkeit und andächtiger Ernſt erwarben ſeinen geiſtlichen Poeſieen zu ihrer Zeit große Verehrung, ſo daß viele derſelben ſich noch lange als Kirchenlieder erhielten. In ſeinen weltlichen Dichtungen herrſcht eine ungeheuchelte, natürliche und wohlwollende Fröhlichkeit vor, welche belebend auf den Sinn des Leſers einwirkt; gewaltige poetiſche Begeiſterung darf man jedoch nicht bei ihm ſuchen. Seine Diction iſt einfach und wohlklingend, ſein Versbau correct und rein.

Auff Leßbien.*)

Leßbia, mein leben,
Hat ſich mir ergeben
  In gewünſchter pflicht,
Ich will bey ihr ſtehen,
Biß ich werde gehen
  Hie aus dieſem licht,
    Was vor leid
    Ich jederzeit
Um ſie hab ertragen müſſen,
  Will ich itzt beſchlüſſen.

Die gewünſchten freuden,
So ſie vor mein leiden
  Mir ertheilen will,
Soll kein leid beſchweren,
Ja ſie ſollen mehren
  Ohne maaß und ziel:
    Ihre zier
    Will einig mir,
Ich in allen liebes=fällen
  Zu gebothe ſtellen.

Aller pracht und prangen
Ihrer ſüſſen wangen,
  Ihr corallen=mund:
Ihre zarten hände,
Ihrer armen bände
  Sind mir nun vergunt:
    Ehe muß
    Ein überfluß,
Als ein mangel in den ſachen
Mich verdroſſen machen.

Sind im obſt viel kerne,
Viel am himmel ſterne,
  Wirfft der Nord viel ſchnee:
Sind viel rauhe wellen
Wenn die winde bellen
  Auff der wüſten ſee:
    Mehr ſind küß,
    Ich weiß gewiß,
Die ſie mir zum liebes=zeichen
  Wird mit willen reichen.

Solt ich ſolcher maſſen
Mich gereuen laſſen
  Meiner ſorg und pein!
Wer auff ſein verdrieſſen
Diß hat zu genieſſen
  Kan nicht elend ſeyn:
    Elend kan
    Nicht ſeyn der mann,
Dem ſein lieb auff alles leiden
  Lohnt mit ſolchen freuden.

An Dorinden.

Komm, Dorinde, laß uns eilen,
  Nim der zeiten gut in acht,
Angeſehen das verweilen
  Selten groſſen nutz gebracht,
Aber weißlich fortgeſetzt
Hat ſo manches paar ergötzt.

---

*) Aus der Hoffmannswaldauſchen Gedichtſammlung. 5. Thl. Glückſtadt und Leipzig, 1704.

Wir ſind in den frühlings-jahren,
Laſt uns die gelegenheit
Forn ergreiffen bey den haaren,
Sehn auff dieſe mäyen-zeit,
Da ſich himmel, ſee und land
Knüpffen in ein heyraths-band.

Wenn ſich die natur verjünget,
Liegt in liebe kranck und wund,
Alles ſich zu nehmen zwinget,
Thut ſie frey den menſchen kund,
Daß ſich er, die kleine welt
Billich nach der groſſen hält.

Still zu ſeyn von feld und püſchen,
Von dem leichten heer der lufft,
Da ſich jedes will vermiſchen,
Jedes ſeines gleichen rufft,
Hört man in den wäldern nicht
Wie ſich baum und baum beſpricht.

An den Bircken, an den Linden,
An den Eichen nimmt man wahr,
Wie ſich äſt und äſte binden,
Alles machet offenbahr
Durch das rauſchen, ſo es übt,
Daß es ſey, wie wir verliebt.

Luſt betrübt, die man verſcheubet,
Dieſer eyfer, dieſer brand,
Dieſe jugend, ſo uns treibet,
Hat nicht ewig den beſtand,
Zeigt ſich wind und vogel leicht,
Iſt geflügelt, kommt und weicht.

An eine Nymfe.

Nymfe, gib mir ſelbſt den mund,
So wird mir dein hertze kund,
Reich mir deiner armen band,
Der gewünſchten liebe pfand.

Denn ſo lange du noch nicht
Mir gehorchen wirſt, mein licht,
Wird dein lieben nur ein ſchein,
Und vor nichts zu achten ſeyn.

Treue lieb iſt jederzeit
Zu gehorſamen bereit,
Hat ihr thun gerichtet hin
Auff des liebſten hertz und ſinn.

Glück bricht von ſich ſelbſt hervor,
Und ſtöſt ihre flamm empor,
Wo ſich rauch und dampff nur ſind,
Muß vergehn durch lufft und wind.

Schämſtu aber dich vor mir;
So gedencke, meine zier,
Daß ich dein bin, was du biſt,
Und werd itzt nicht erſt erkieſt.

Wo ich mich, gleich wie du wohl,
Auch mit andern ſchämen ſoll;
Würde nicht die gantze welt
In gar kurtzer zeit gefällt?

Venus hat ſich, wie bekant,
Zum Adonis ſelbſt gewandt,
Und mit ihm ſo manche nacht
In der liebe zugebracht.

Komm, der mond am firmament
Hat ſich ſchon zu uns gewendt,
Komm, die nacht kömmt auch heran,
Da ſich küſſet, was nur kan.

Morgen, hör ich, wilſt du fort
Von uns an ein frembdes ort,
Und wer weiß auff welchen tag
Ich dich wieder ſprechen mag.

Darum hertz mich ohne ſcheu,
Daß ich deiner indenck ſey,
Ich bitt einmahl noch itzund,
Nympfe gib mir ſelbſt den mund.

An Dorinden.

Dorinde die verließ mit mir,
Ich ſolt in dieſem garten
Ein wenig ihrer warten,
So ſitz ich hier, verſchmachte ſchier.
Wo bleibſt du doch mein ſüſſes leben?
Seum nicht, mein ſonnenſchein,
Mit äpffeln wart ich dein,
Und trauben von den beſten reben.

Hie, wo der baum uns ſchatten giebt,
Die winde lieblich wehen,
Und meinen kummer ſehen,
Soll ſeyn was mir und dir beliebt,
Ich habe graß hieher getragen;
Ich weiß von keiner ruh,
Es mangelt nichts, als du,
Laß mich nicht über untreu klagen.

Ach mutter! haltet ihr ſie an,
So will ich euch beſchweren
Bey meiner gluth und zehren,
Bey allem, was euch lieb ſeyn kan,
Bey ihren ſittſamen gebehrden,
Bey ihrem jungen blut,
Und tugendhafften muth
Der alles zwingt, was lebt auff erden,

Biß daß ihr laſt mein troſt und licht;
Ich aber will in deſſen
Nur ihre zier ermeſſen,
Die mein und mich dazu zerbricht,
Betrügt mich aber mein verlangen,
So ſoll nach langer noth
An dieſem ort der tod
An ihrer ſtatt mich doch umfangen.

Lob der rechtzeitigen Heyrath.

Wohl dem, der ſich beyzeiten,
Auff ſüſſe heyrath lenckt,
Und mit geehrten leuten
Gern zu befreunden denckt,
Und faſt ein menſch zu hertzen,
Daß wider alle ſchmerzen
Ihm ruh und freude ſchenckt!

Der ſelbſt mit ſich vertragen,
Und auch zugleich mit Gott,
Er trutzt in böſen tagen
Der höllen gantze rott,
Und hält des glückes ſachen,
Die uns ſonſt irre machen
Getroſt für einen ſpott.

Er ſchlieſſet ſich den armen
Der liebſten hertzlich ein,
Und weiß hie zu erwarmen,
Auch frör es ertzt und ſtein,
Läſt lufft und himmel ſtürmen,
Weil er ſich kan beſchirmen,
Und fern von kummer ſeyn.

Gedult lehrt ihn geloſen
Die angſt, die auff ihn fällt
Er weiß, daß nur mit roſen
Kein ſtand ſich unterhält;
Wer alle müh und leiden
Aus zärtlichkeit will meiden,
Der fliehe dieſe welt.

Der ſorgen ſchaar auff erden
Umringt nur jederman;
Will ihm was ſchwerer werden,
Als er ertragen kan,

Macht ihm den muth zu trübe;
Sein mitgenoß, die liebe
Tritt wacker mit ihm an.

Für ſeiner liebſten ſinnen,
Und was ihn ſonſt ergötzt
Wird er der noth kaum innen,
Wie ſtarck ſie an ihn ſetzt.
Er ſteht in luſt verſencket
Die alles, was ihn kräncket,
Ihm aus dem ſinne ſchwätzt.

Er macht mit dem beſcheide
Der heyrath feſten ſchluß,
Daß unmuth neben freude
Ihm ſtets begegnen muß,
Und weiß in zuvertrauen
Auff ſeinen Gott zu bauen,
Der hält auch bey ihm fuß.

Wer will, mag einſam bleiben,
Des armen lebens=ziel
Iſt dennoch: ſich beweiben.
Man ſorg auch nicht zuviel!
Gott wird ſein volck erhalten,
Den läſt ein weiſer walten,
Und freyet, wenn er will.

Lob der Liebe.

O liebe, hertzen=binder,
Du herr der freundlichkeit
Und aller guten zeit,
Du zwietracht überwinder,
Du groſſer wohlfahrt=heger
Wie das die ganze welt
Dir hin zu fuſſe fällt,
Und folget deinem läger?

Wie weiſt du einzuſperren
Des ſcepters gantze macht!
Dir dient der cronen=pracht,
Der knecht auch ſamt dem herren.
Das alter wird geriſſen
Zwar an dein ſtrenges joch,
Die tugend pflegſt du doch
Am meiſten einzuſchlieſſen.

Du wagſt dich in die wangen
Der frauen=bilder hin,
Und führſt den ſtarcken ſinn
Der männer ſo gefangen.
Was keine macht kann brechen,
Kein ſtrahl, kein fallend bley,
Was keine tyranney,
Weiſt endlich du zu ſchwächen.

Du haſt die welt gelehret
Das, was ſie gutes hat,
Daher auch dorff und ſtadt
Dir billich zugehöret:
Daß wir die felder bauen,
Nach ehr und gütern ſtehn,
Tieff in das erdreich gehn,
Uns wind und wellen trauen.

Wodurch wir zugenommen,
Ja aller pracht und zier
Muß eigendlich von dir,
Du weltbereicher, kommen.
Du endeſt angſt und leiden;
Greiffſt du, o amor! an
Und hilffſt, ſo träget man
Des creutzes laſt mit freuden.

Durch dich muß alles werden
Was vieh und menſchen noth,
Ohn dich kommt weder brodt.
Noch weinwachs aus der erden:
Wie ſchön die vögel ſingen,
Wie fröhlich thut das meer,
Der fiſche ſchaar, das heer
Der thier im walde ſpringen;

Wie luſtig ſich mit tantzen
Das volck der ſternen macht,
Wie helle bey der nacht
Sie um den mond her gläntzen;
Wie ſchnell der ſonnenräder,
Wie lieblich lufft und wind,
Wie angenehm uns ſind
Die brunnen, flüſſe, bäder.

Doch wäre nichts zu ſpüren
Von allem, was man kennt,
Wenn du das regiment
Nicht, liebe, ſolteſt führen.
Glückſeelig iſt die ſtunde,
Kriegt anders zeit die ſtadt
Da gott gezeugt dich hat,
Aus ſeines herzen grunde.

Man hat von keinen plagen
Da irgends wo gewuſt
Und nur von lauter luſt
Und freude können ſagen;
Da war kein haß vorhanden,
Kein argwohn und kein ſtreit,
Fried und gerechtigkeit
Sind um dich her geſtanden.

Man ſieht noch itzund leben
Und groſſes wohlergehn
An allen orthen ſtehn,
Wo du dich hinbegeben.
So komm nun dein begnügen
Umſchließ auch dieſes paar
In eintracht immerdar,
Die ehlich itzt ſich fügen.

Du biſt es, den wir ſingen,
Du und das wahre guth,
Der uns das liebſte thut,
Gott ſelbſt für allen dingen:
Wir werden angetrieben
Zu ſagen: er allein
Muß ſelbſt die liebe ſeyn,
Die er ſo rein kan üben.

O ſeelig ſeelig wären
Wir menſchen allerſeit!
Die wir durch haß und ſtreit
Erbärmlich uns verzehren,
Wenn doch auch uns die liebe,
Die alles hie und da,
Und ſelbſt den himmel, ja
Am meiſten gott treibt, triebe.

Lob derſelben.

Es ſtünde mit der erden,
Wenn lieben ſolte werden
Von menſchen abgethan,
Als wenn der ſonnen=wagen
Dem leuchten wolt entſagen
Auff ſeiner himmels=bahn.

Denn, iſt auch zu ermeſſen,
Was täglich wird gefreſſen
Für volck, durch krieg und ſchwerdt,
Und was hierfür noch blieben,
Muß ſonſt, wie rauch verſtüben,
Durch peſt und brand verheert.

Man fährt in groſſen ſchaaren,
Nach ſo viel tauſend jahren,
Noch durch des Carons meer,
Doch ſind da keine wellen,
Die einen noch zur ſtellen
Hier brächten wieder her.

Die ſonne geht zwar nieder,
Kommt aber täglich wieder:
Der wald läſt ſeine pracht,
Doch wird er wieder gläntzen,
So bald im friſchen lentzen
Die ſonn ihn angelacht.

Wie ſich der mond verlohren,
So wird er auch gebohren;
Das meer laufft ab und zu:
Der aber kömmt nicht wieder,
Der ſich nur einmahl nieder
Legt zu der langen ruh.

Die welt wär untergangen,
Da ſie kaum angefangen,
In ihrer kindheit ſchon,
Daß aber ſie noch lebet,
Auch noch zu leben ſtrebet,
Diß iſt der liebe lohn.

Sie kan alleine machen,
Was nur von ſchönen ſachen
Wird irgend angeſchaut,
Durch ſie hat müſſen werden
Der himmel ſammt der erden,
Fluth, lufft und gluth erbaut.

Daß ſich ein wald verjünget,
Daß hie ein vogel ſinget,
Daß hie wird wild geſpürt,
Daß bäume früchte hegen,
Daß graß wächſt durch den regen
Die liebe ſolches rührt.

Wenn alles diß zuſammen
Durch hitz und macht der flammen
Wird werden rauch und wind,
Wird doch die liebe ſtehen,
Und ewig nicht vergehen,
Weil Gott ſie ſelbſt entzündt.

Er wird durch ſie getrieben,
Die ewiglich zu lieben,
Die er ihm hat erwehlt
Eh als die welt gegründet,
Mit allem was man findet,
Eh als man ſtunden zehlt.

Alsdenn wird man erkennen
Was wir nur traum itzt nennen,
Wie ſehr er uns geliebt
Wie er ſich uns verbunden,
Wenn er durch ſeine wunden
Uns ihm ſelbſt wieder giebt.

Was ſey vom himmel ſteigen,
Sich vor dem menſchen neigen,
Den er ſelbſt hat gemacht:
Was ſey froſt, hitz erleiden
Durſt, hunger, ſchmach und neiden,
Von ſündern ſeyn verlacht.

Demnach der ſich ergeben
Im liebes-joch zu leben,
Der irret gäntzlich nicht,
Wenn er ſich nur nicht mühet
Am joch der unzucht ziehet,
Die auſſer dieſer pflicht.

Die böſe luſt verſchwindet,
An welcher ſtatt ſich findet
Leid, ſeelen-weh und ſchand,
Ein ehlich leben bleibet,
Leid traurigkeit vertreibet,
Bringt gutt gerücht im land.

Ich acht halb derer leben,
Die ſich nicht weiter geben,
Und müſſen ſo davon:
Der ſeinen gutten nahmen
Hie erbt auff ſeinen ſamen!
Der lebt, und ſtürb er ſchon.

Phyllis Lobſpruch.

O Ihr vormals grünes feld,
O ihr püſch und auen,
Vor mein pallaſt und gezellt,
Itzt ein ödes grauen,
O ihr bäche, die ihr klar
Hin zu rauſchen pfleget
Da, wo Pann der Nymphen-ſchaar
Offtmals hat verjaget.

Meine Phyllis zwingt mich euch
Gutte nacht zu geben,
Ihr ſeyd traurig, todt und bleich,
Sie iſt ganz mein leben,
Euch iſt durch des herbſtes noth
Alle pracht vergangen,
Sie iſt weiß und ſonnen-roth
Auff den friſchen wangen.

Bey euch ſtürmt es ohne ruh
Und in allen hölen,
Phyllis weht ein theil mir zu
Ihrer edlen ſeelen;
Bey euch muß ohn unterlaß
Sich die Luft ergieſſen,
Sie wird nur von thränen naß
Um die nachtzeit flieſſen.

Keine ſonne lacht mich an,
Ihr geſicht von fernen
Iſt: was mich ergötzen kan,
Trotz den lichten ſternen,
Ich will in der Phyllis ſchooß
Steten frühling führen,
Bey euch möcht ich nackt und bloß
In der kält erfrieren.

Darum ſoll nur ſie allein
Mir an ſtatt der felder
Und an ſtatt der berge ſeyn,
Hier ſind meine wälder:
Meine blumen ſind allhie,
Wo ich ohne leiden
Meine ſeele ſpät und früh
Sicher werde weiden.

Kein betrübtes ſinnen-weh
Soll mich hie erſchrecken,
Ihrer weiſſen armen-ſchnee
Wird mich treulich decken,
Mein verliebtes Herze ſoll
Zwiſchen ihren brüſten,
Als den hügeln, welche voll
Süſſer freude, niſten.

Dieſes iſt mein kayſerthum,
Diß ſind meine ſchätze,
Was hat ſonſt bey mir den ruhm,
Daß es mich ergötze?
Dieſes iſt das rechte ziel
Meiner müh auff erden,
Was mein herz gedenkt und will,
Muß mir Phyllis werden.

Zeugt ein kauffmannn hin und her
Ueber ſtock und ſteine,
Durch die klippen, durch das meer,
Durch die wüſten haine,
Was er ſuchet für und für,
Und ich mag gedenken,
Mus mir meiner Phyllis zier
Reicher vorath ſchenken.

Viel erzwingen ihre luſt
Auff den wilden kriegen,
Da ſie offt in reiff und froſt
Unterm himmel liegen;
Unterm himmel darff ich nicht
Reiff und froſt ertragen,
Gleichwohl giebet mir mein licht
Warum ſie ſich plagen.

Die ſind über leut und land
Reich an ſchönen ſtädten,
Dieſe muß der flüſſe rand,
Die das meer anbeten;
Meine Phyllis, die mich hält,
Kan mich reicher machen,
Sie iſt mir die ganze welt
Bey gar ſchlechten ſachen.

Andre fallen immer hin
Zu des glückes füſſen,
Es um ehr, aus eitlem ſinn
Freundlich zu begrüſſen,
Nun ſich meiner Phyllis gunſt
An mir hat verliebet,
Iſt mir aller ruhm ein dunſt,
Den das glücke giebet.

Bey der Phyllis hab ich mich,
Weisheit, dir vermählet,
Der hat alles, welcher dich
Klüglich ihm erwehlet,
Du bey meiner Phyllis biſt,
Die mich vor den blitzen,
So des glückes eigen iſt,
Kräfftig weiß zu ſchützen.

Phyllis, mein gewünſchtes guth,
Meine zier und krone,
Du, in derer milch und bluth
Ich am meiſten wohne,
Komm, uns will an ſolchen ort
Venus ſelber leiten,
Wo uns keines glückes nord
Soll noch kan beſtreiten.

Urſprung ſeiner Liebe
zu Galatheen.

Itzund heben wald und feld
Wieder an zu klagen,
Denn es will die grimme kält
Alle luſt verjagen,
Boreas pfeifft, ſauſt und rufft,
Hie und wieder in der lufft,
Fället alle blätter
Durch ſein ſtrenges wetter.

O wiewohl pflag mir zu ſeyn,
Wenn mich bey dem bronnen
Venus thäte vor dem ſchein
Und dem feur der ſonnen,
Wenn ich alles Kummers loß
Lag in ihrer zarten ſchoß,
Wenn ich alles tichten
Pflag auff ſie zu richten.

Manchen ſchönen vers hat ſie
Selbſt mir vorgeſchrieben,
Amor hat mit mir allhie
Offt die zeit vertrieben,
Er warff ſeinen köcher hin
Sambt dem bogen in das grün,
Und ſaß bey mir nieder
Hörte meine lieder.

Ich ſang: wie vor ſeiner liſt
Jeder müſt erliegen,
Wie ſein reich und himmel iſt
Uber alles ſiegen,
Venus ſagt, Adonis pein
Solte mein gedichte ſeyn,
Dem ſie ſich ergeben
Eh er kam ums leben.

Ich empfing davor von ihr
Einen kranz von myrten,
Hiemit brach mein lob herfür
Unter allen hirten,
Amor aber vor ſein theil
Drückt in mich ein ſcharffen pfeil,
Deſſen ich noch ſchmerzen
Fühl in meinem hertzen.

Galathee, du preiß und ehr
Aller ſchäfferinnen,
Dich muſt ich je mehr und mehr
Damals lieb gewinnen:
Ach wie manche liebe nacht
Hab ich ſchlaffloß hingebracht,
Und dir, o mein leben,
Mich zu Dienſt ergeben.

Meiner heerde hab ich nie
Wegen dein geachtet,
Und nur dir mit höchſter müh
Immer nachgetrachtet,
Ja es ſteht anitzt noch kaum
In dem wald, ein einig baum,
Da nicht iſt geſchrieben,
Wie ich pflag zu lieben.

Bis ſich Venus mir verſprach
Hülffe zu gewehren,
So geniß ich allgemach
Meiner augen zehren
Wuſch ſie ab mit eigner hand,
Und verlöſchte meinen brand,
Heilte meine wunden,
Die ich hatt empfunden.

Sonſten war mein auffenthalt
Nirgend nicht zu finden,
Als nur durch den grünen wald,
Bey den hohen linden,
Ein ſchön qvell, ein friſches gras,
Liebet ich ohn unterlaß,
Da ich dann geſungen,
Daß die bäum erklungen.

Aber nun der Norden-wind
Alles hin wil reiſſen,
Und mit froſt und ſchnee beginnt
Um ſich her zu ſchmeiſſen,
Muß in höchſter traurigkeit
Ich verbringen meine zeit
Weit von ſolchem leben,
Das uns Wälder geben.

Doch, Amintas, wer wie du
Sich ſo wohl verſehen,
Und ergreifft die ſüſſe ruh,
Der läſt immer wehen
Alles wetter zu ihm ein,
Nichts mag ihm beſchwerlich ſeyn.
Mitten in den winden
Kan er ruhe finden.

Darum muß dich jedermann
Für glückſeelig halten;
Wer ſo liebt, derſelbe kan
Kaum im tod erkalten.
Rechte treue liebe macht
Hitz aus kälte, tag aus nacht,
Kehret alles Leiden
In gewüntſchte freuden.

Ermahnung zur Keuſchheit.

Hie habt ihr, ihr jungfrauen,
Was ohne ſchein und liſt
Recht werth an euch zu ſchauen,
Und höchſt zu lieben iſt:
Ihr mögt durch ſchöne jugend
Gefallen, wem ihr wollt,
Der keuſchheit güldnen tugend
Sind GOtt und menſchen hold.

Ihr lob kan feſt feſt beſtehen,
Und hält beharrlich fuß,
Wenn alle pracht vergehen,
Und flüchtig werden muß.
Der wangen farb und leben
Wird ausgeſtrichen ſeyn,
Wenn ehr und zucht wird geben
Den allerbeſten ſchein.

Legt hie an dieſe wahre,
Die nicht verderben kan,
Das theure gold der jahre,
Die zarte jugend an,
Seht, daß ihre eure ſeele
Mit ihren farben mahlt,
Durch die des leibes höle
Wird ſonnen-klahr beſtrahlt.

Wiſt ihr heraus zu ſtreichen
Den leib, der erde trägt,
So werd auch ſchmuck ingleichen
Dem hertzen angelegt;
Laß nicht den ſack der motten,
Die haut, und das gebein,
Das endlich muß verrotten
Mehr als die ſeele ſeyn.

Er lobet Sie.

Mein kind, dich müſſen leute lieben,
Vor welchen ich ein ſchatten bin;
Drum wundert mich es, daß dein ſinn
Zu meiner einfalt wird getrieben;
Es pfleget itzt ja zu geſchehn,
Daß alle nur auff hoheit ſehn.

Ich weiß mich ſo nicht auszuputzen
Wie itzt die geile jugend thut,
Und die ihr väterliches gut
Im halben jahr offt gantz verſtutzen;
Was hoch und über ſtands-gebühr,
Da eckelt meiner ſeelen für.

Wie ſchlecht ich auch herein mag gehen,
So ſchämeſt du dennoch, mein licht,
Dich nimmer meiner liebe nicht;
Du darffſt es öffentlich geſtehen!
Und ſagſt durch keines zwang und trieb:
Ja, ja, mein kind, ich hab euch lieb.

Ich hab es Venus wiſſen laſſen,
Sie hat es Amor kund gethan,
Sie haben ihre luſt daran,
Und lieben dich auch beſter maſſen,
Daß du, o frommer ſeelen luſt,
So treu und redlich bey mir thuſt.

Gehabt euch wohl ihr ſtoltzen pfauen,
Ich kenn und liebe wenig gold,
Und dennoch iſt mir treu und hold
Die zier und krone der jungfrauen,
Die mehr auff ein berühmtes lied,
Als auff vergüldte kleider ſieht.

Die tugendhaffte Lidia.

Auff! ihr meine güldne ſeiten,
Raffet meinen geiſt von hier,
Lidia will neben mir
Uber lufft und himmel ſchreiten,
Iſt durch meiner ſinnen macht
Auff ein ewigs lob bedacht.

Sie erkennt, daß pracht und jugend
Wie ein dampff verrauchen muß,
Darum ſtellt ſie ihren fuß,
Auff den pfad ſtandhaffter tugend,
Wil durch meiner gaben ſchein
Immer jung und ſchöne ſeyn.

Schau, ich reiſſe mich von hinnen!
Sey beſeelt, o meine hand!
Fleuch, du feuriger verſtand
Uber des geſtirnes zinnen,
Suche da hinauff zu gehn,
Wo diß ſchöne menſch ſoll ſtehn.

Ihre ſonnen-rothe wangen,
Ihrer augen güldnes licht
Und ihr himmel-rund geſicht,
Soll hie neue pracht erlangen,
Pracht, die ewig nicht verblüht
Und nicht herbſt noch winter ſieht.

Freue dich, du preiß der ſchönen,
Hie ſoll deiner gaben ſchaar
Sich vor aller zeit gefahr
Mit der ewigkeit bekrönen:
Keine feindliche gewalt
Soll dir rauben die geſtalt.

Dieſes, was ich von dir ſchreibe,
Hebt mein Phoebus ſelber auff,
Daß es von der zeiten lauff
Ewig unbetaſtet bleibe,
Legt es bey, wo gluth und wind
Erd und ſee verbannet ſind.

Starcke wälle, thürn und mauren
Fallen mit den jahren ein,
Ertzt und eiſen, ſtahl und ſtein,
Können vor der zeit nicht tauren,
Aber deine pracht und zier
Lidia, bleibt für und für.

An den leichtſinnigen Thyrſis.

Was von mir dein leichter ſinn
Thyrſis, zu begehren ſcheinet,
Geb ich dir, und keinem, hin,
Der mich nicht in ehren meinet,
Keinem, der mich nur durch liſt
Auffzuſetzen willens iſt.

Schweine lieben ſchlam und koth,
Eulen, nacht und wüſte hölen;
Was ſucht ihr gefahr und tod
Hie in meiner keuſchen ſeelen,
Der, an ſtatt verfluchter luſt,
Gott und tugend iſt bewuſt?

Weg mit eurem ſeiten-ſpiel,
Welches ihr, mir zugefallen
Auff der ſtraſſen ohne ziel
Laſſet abendlich erſchallen!
Solche worte, ſolch gethön
Führt die hölliſche Syren.

Iſt denn meiner haare gold
Meiner wangen licht und leben
Euch zu dienen, wie ihr wolt,
Mir zu hohn und ſpott gegeben?
Nein, der ſchönheit eigenthum
Sieht auff einer keuſchheit ruhm.

Ey wie würde meine zier
So ein ſchönes lob erlangen,
Solt ein ſolcher, gleich wie ihr,
Schon mit ihrem raube prangen:
Was iſt derer roſen ſchein
Welche ſchon berühret ſeyn?

Auff ihren Abſchied.

O ihr auszug meiner freuden!
Dem mein hertz ſich untergiebt,
Müſt ihr eben von mir ſcheiden,
Da euch meine ſeele liebt?
Gebt ihr mir ſchon gute nacht,
Nun ihr erſt mich auffgebracht?

Könnet ihr kein mittel ſinden,
Das euch hie behalten kan?
Sagt was von den rauhen winden,
Von dem kalten winter-mann,
Der ſolch ungemach erregt,
Und ſo ſehr zu ſtürmen pflegt.

Sollet ihr zu lande reiſen,
So gedenckt der krieges-gluth,
Redet ſtets von brand und eiſen,
Von der mörder wilden muth,
Sagt: es ſey zu land und meer
Itzt das gröſſeſte beſchwer.

Klaget über eure glieder,
Sprecht: es ſey euch koſt und tranck
Zugenieſſen, gantz zu wider,
Eſſt genöthigt und durch zwang!
Viele hat zu ſeiner zeit,
Kranck zu liegen nicht gereut.

Treue lieb iſt allermaſſen
Witzig, ſinnreich und gelehrt,
Kan mit jedem griff erfaſſen,
Was die klügſten auch bethört.
Wer nicht wohl zu dichten weiß,
Hat im lieben keinen preiß.

Er wünſchet zu heyrathen.

Soll denn mein junges leben,
Da alles liebt und freyt,
Alleine ſich ergeben
Der langen einſamkeit?
Bleibt denn die freud und luſt
Der ſchleyer-weiſſen bruſt
Nach der wir alle ſtreben
Mir ewig unbewuſt?

Die würme, die nur ſchleichen,
Die ſchnellen fiſch im meer,
Das wild in den geſträuchen,
Der vogel leichtes heer,
Und was ſich in der welt
Durch lufft und fluth erhält,
Kriegt jedes ſeines gleichen,
So bald es ihm gefällt.

Nur ich muß nicht genieſſen
Worauff diß leben geht,
Das glück wil mir verſchlieſſen,
Was andern offen ſteht;
Der frühling meiner zier
Iſt ferne ſchon von hier,
Gleich wie die bäche flüſſen,
So eilt mein herbſt zu mir.

Ich aber muß noch bleiben
So, wie ich vormahls war,
Soll nimmer mich beweiben,
Mit keiner ſeyn ein paar;
Das ſüſſe wangen roth
Soll nimmer mir die noth
Der einſamkeit vertreiben,
Solch leben iſt ein tod.

Du königin, Dione,
Von der es einig rührt,
Daß meiner zeiten krone
Mir keine luſt gebührt;
Iſt diß der liebe danck
Die ich mein lebenlang
Von dir und deinem ſohne
In meine laute ſang?

Es hat mich nie gefangen,
Was mir verbothen iſt,
Bin nie dem nachgegangen,
Was leib und ſeele büſt;
Wil keiner wilden brunſt,
Nur eines menſchen gunſt
In ehren zu erlangen
Verſucht ich alle kunſt.

Soll ich mir denn erſt rathen,
Wenn ſchon mein winter ſchneit,
Was thu ich dann vor thaten
Im ſüſſen liebes-ſtreit?
Wer jung iſt, liebt den krieg,
Ein alter bleibt zurück,
Denn ſolcher art ſoldaten
Erhalten ſchlechten ſieg.

Nein, itzund wil ich haben
Was auff mein leiden dient,
Weil noch die füſſe traben
Und noch mein alter grünt;
Komm Venus, ſchleuß mich ein,
Der liebſten, die ich mein,
Ich wil von deinen gaben
Recht ſatt und truncken ſeyn.

Heyraths-Gedanken.

Soll ſich der menſch, die kleine welt,
Itzt nicht auff ſüſſe heyrath lencken,
Muß doch das prächtige gezelt
Der groſſen nur an liebe dencken?

Die erd iſt ſauber und beleckt
Durch den gewünſchten ſchein der ſonnen,
Iſt ihres winter-fells entdeckt,
Und wird vom himmel lieb gewonnen;

Der ſich herab in ſeinen ſchooß
Durch einen warmen regen machet,
Und ſchwängert ihren dürren kloß,
Daß alles fröhlich ſieht und lachet.

Was aus der lufft den ackersmann
Mit ſingen tröſtet und erfreuet,
Spricht lieblich eins das ander an.
Und wird zugleichen gleich geträuet.

Die heerde treibt den hirten fort
Der Galatheen nachzulauffen,
Rom braucht ſich itzt der beſten wort,
Ihr Nympfen, eure gunſt zu kauffen.

Das meiſte, welches auffenhalt
Nur in den wellen iſt zu finden,
Ja hügel, berge, wild und wald,
Muß itzt in liebe ſich verbinden.

Der menſch, ein auszug dieſer welt,
Wird vieler ſchuld entledigt bleiben,
Wenn er ſich dem gemäß verhält,
Was lufft, ſee, erd und himmel treiben.

Die beſte Zeit zum lieben.

Die ſonne rennt mit prangen
Durch ihre frühlings-bahn,
Und lacht mit ihren wangen
Den runden welt-kreiß an,

Der himmel kömmt zur erden,
Er wärmt uns macht ſie naß,
Drum muß ſie ſchwanger werden,
Gebiehret laub und graß.

Der weſt-wind läſt ſich hören,
Die Flora, ſeine braut,
Aus liebe zu verehren
Mit blumen, graß und kraut.

Die vögel kommen niſten
Aus fremden ländern her,
Und hengen nach den lüſten;
Die ſchiffe gehn im meer,

Der ſchäfer hebt zu ſingen
Von ſeiner Phyllis an,
Die welt geht wie im ſpringen,
Es freut ſich, was nur kan.

Drum wer anitzt zu lieben
Ein gutes mittel hat,
Der flieh es auffzuſchieben,
Und folge guten rath.

Weil alles, was ſich reget,
In dem es ſich verliebt,
Und ſich zu gleichen leget,
Hiezu uns anlaß giebt.

Braut-Tantz.

Die ihr itzt ſeyd erſchienen
Zu unſrer freundligkeit,
Was kann auch beſſer dienen
Bey dieſer kalten zeit,
Als daß ihr theils im tantzen,
Euch übt, wie ich zwar thu,
Theils auch mit gläſer ſchantzen
Setzt auff einander zu?

Ihr jungfern und geſellen
Man fordert euch hervor,
Kommt, kommt euch einzuſtellen,
Es winckt der gantze chor,
Und ſagen die ſchallmeyen,
Daß diß der braut-tantz ſey,
Ihr ſteht im erſten reyen,
Kommt, ſindet euch herbey.

Hat jemand nun im hertzen
Beſchloſſen, die er liebt,
Der thu er kunt die ſchmertzen
Und was ihn nur betrübt,
Hie mag er ſich beſprechen,
So gut er immer kan,
Er ſage ſein gebrechen
Getroſt der liebſten an.

Er rede mit den augen,
Mit ſeufftzen ohne ziel,
Und was zum vortrab taugen
Mag in dem liebes-ſpiel,
Durch ſüſſes hände-küſſen,
Und was ihm ſonſt bekant
Laß er der liebſten wiſſen,
Der liebe groſſen brand.

Dann auch ihr herrn und frauen,
Die ihr uns gutes gönnt,
Kommt, laſſet itzund ſchauen,
Daß ihr auch tantzen könnt,
Legt eurem gram was nieder,
Den ſchlauen lebens-dieb,
Offt haben alte glieder
Noch junge freyheit lieb.

Die aber nicht zu lencken
Noch auffzubringen ſeyn,
Die laſſen ſich beſchencken
Mit gutem bier und wein,
Geht, Blaſien, ſchenckt die mandel
Der gläſer friſch und voll,
Ihr wiſt in dieſem handel
Des hofes ordnung wohl.

Verzeiht mir doch daneben
Ihr herren, daß ich geh,
Ihr ſeht, mir winckt mein leben,
Weil ich im tantze ſteh,
Ich geb euch zu erkennen,
Nehmt ihr es ab an euch,
Ob nicht mein hertz mag brennen,
Dem kattich-feuer gleich.

In der ſich meine ſeele
Hat gantz und gar verirrt,
Von der mich kaum die höle,
Des grabes trennen wird;
Solt ich mit der nicht tantzen?
So hätt es dieſen ſchein,
Als ſolte ſchon das pflantzen
Der lieb erſtorben ſeyn?

So lang es, meine ſonne,
Mir warm zu hertzen geht,
Solt ihr ſeyn meine wonne,
Ich hab in mir erhöht
Ein ſchloß für euch, darinnen
Ihr ewig herrſchen ſolt,
Hie könnt ihr meinen ſinnen
Gebieten, wie ihr wolt.

So laſt euch nun zu ehren,
Uns, und der gantzen ſchaar
Ihr muſicanten hören,
Und macht es offenbahr:
Daß mich vor allem leiden
Die lieb itzt hat verſchantzt,
Und daß in ſolchen freuden
Ich nie vorhin getantzt.

Aria.

Himmel! was vor bittrigkeit
Heget doch die ſüſſe liebe!
Heute helle, morgen trübe
Iſt ihr beſtes ehren-kleid.
Himmel, was vor bittrigkeit
Heget doch die ſüſſe liebe!

Auff den Durchl. Hochgeb. Fürſten und Herrn, Georg Wilhelmen, Churfürſten zu Brandenburg rc.

Was iſt Clio dein beginnen
Sambt den andern Pierinnen?
Was kömmt unſre ſeiten an?
Welcher held iſt, dem zu ehren
Phoebus ſich ſo ſcharff läſt hören,
Und ſo künſtlich als er kan?

Das biſt du, troſt unſrer zeiten,
Dich erhebet theils der ſeiten,
Theils der ſtimmen voller thon
Held Georg, dir zugefallen,
Läſſet Cinthius erſchallen
Seinen gantzen Helicon.

Mein lob, ſagt er, meine wonne,
Grünt durch deſſen gnaden-ſonne,
Wird durch deſſen gunſt gehegt,
Den ihm Brandenburg gebohren,
Und zum Fürſten-licht erkohren,
Der des reiches ſcepter trägt.

Deutſchland iſt für meinen orden
Itzt zu rauch und aſche worden,
Zwingt die kunſt verjagt zu ſeyn,
Hie in ſeinem werthen lande,
An des kühlen Pregels rande,
Räumt er ihr ein ort noch ein.

Diß ſein Königsberg und Preuſſen
Kan der Muſen wohnhauß heiſſen,
Seiner gnaden linder Oſt
Läſt hiedurch ein ſanfftes wehen,
Unſer rechtes wachsthum ſehen;
Schafft uns nahrung, hülff und troſt.

Hie muß ſich mit kühlen flüſſen
Hippocrene ſelbſt ergüſſen,
Mein Parnaß ragt hie hervor,
Hie kan Socrates gebiethen,
Und die kunſt des Stagiriten
Hebet hie das haupt empor.

Plato, Tullius, Euclides,
Maro, Flaccus, Aristides
Und der ärtzte Fürſt Galen
Kriegen hie ein neues leben,
Ja man ſieht hie ſich erheben
Paleſtinen, Rom, Athen.

Nun für ſolche huld und gnade,
Die mein ſchiff an das geſtade
Aus dem ſturm und wellen nimmt,
Wird ihm billich lobgeſungen,
Billich wird von unſern zungen
Ihm ein danck-lied angeſtimmt.

Laß in einfalt unſern willen,
Held, dir dein gemüthe ſtillen,
Schau uns dießfalls gnädig an;
Götter, die ſchon alles haben,
Sind vergnügt mit ſolchen gaben
Die das hertz erzwingen kan.

Die Wald-Luſt.

Die Luſt hat mich gezwungen,
Zu fahren in den wald,
Wo durch der vögel zungen
Die ganze lufft erſchallt.

Fahrt fort ihr freuden=kinder,
Ihr püſche=bürgerey
Und freyheits=volk nicht minder,
Singt eure melodey!

Ihr lebt ohn alle ſorgen,
Und lobt die gütt und macht
Des ſchöpfers, von dem morgen
Biß in die ſpäte nacht.

Ihr baut euch artig neſte,
Nur daß ihr junge heckt;
Seyd nirgends frembd und gäſte,
Habt euren tiſch gedeckt.

Ihr ſtrebet nicht nach ſchätzen,
Durch abgunſt müh und ſtreit,
Der wald iſt eur ergetzen,
Die feder euer kleid.

Ach wolte Gott, wir lebten
In unſchuld, gleich wie ihr,
Nicht ohn auffhören ſchwebten
In ſorglicher begier.

Wer iſt der alſo trauet
Auff Gott, das höchſte gut,
Der dieſe welt gebauet,
Und allen gutes thut?

Wir ſind nicht zu erfüllen
Mit reichthum und gewin,
Und gehn um geldes willen
Offt zu der höllen hin.

O daß wir Gott anhingen,
Der uns verſorgen kan,
Und recht zu leben fiengen,
Von euch, ihr vögel an!

Mayen=Luſt.

Wie ſehr ſich itzt erfreuen,
Der Erden gantzes hauß,
Die ſchöne luſt des mayen
Lockt dorff und ſtadt hinaus.

Mein hertz beginnt zu wallen,
Wen ſich das luft=volck ſchwingt
Und läſt ein lied erſchallen,
Daß berg und thal erklingt.

Die heerden gehn ſich weiden,
Ihr träger hirten=mann
Hebt hoch auff grüner heiden
Ein freyes waldlied an.

Seht, wie mit groſſen hauffen
Dort um der flüſſe rand
Die heerden ſich belauffen,
Und wüntſcht ihm gleichen ſtand.

Indem daſelbſt von weiten
Ein klares bächlein quillt,
Daß ſich von beyden ſeiten
In graß und laub gehüllt.

Der ſchertz herrſcht allermaſſen,
Die luſt bezwingt das leid,
Die welt iſt ausgelaſſen
Mit lieb und fröligkeit.

Auff! Venus dir ich ſinge,
Füg mir auch itzund bey,
Die willig in mich dringe,
Und meine liebſte ſey.

Ich habe gnug geprieſen,
Zwar dich und deinen ſohn,
Mich dienſtlich gnug erwieſen,
Diß aber iſt mein lohn,

Daß ich ohn maß und ende,
Muß derer müßig gehn,
Die mir das hertz verpfände,
Mir treulich beyzuſtehn.

Was fleucht, was kreucht, was ſchwimmet,
Schmeckt itzt des vor=jahrs koſt,
Iſt liebe voll und glimmet,
Nur ich klag über froſt.

Iſt denn in mir kein leben
Zu deiner freuden ſchein,
Daß ich ſo gut nicht eben
Wie heerd und laub kan ſeyn

Lob der Freundſchafft.

Der menſch hat nichts ſo eigen,
So wohl ſteht ihm nichts an,
Als daß er treu erzeigen
Und freundſchafft halten kan,
Wenn er mit ſeines gleichen
Sol treten in ein band,
Verſpricht ſich, nicht zu weichen
Mit hertzen, mund und hand.

Die red iſt uns gegeben,
Damit wir nicht allein
Vor uns nur ſollen leben,
Und fern von leuten ſeyn;
Wir ſollen uns befragen,
Und ſehn auff guten rath,
Das leid einander klagen,
So uns betreten hat.

Was kan die freude machen,
Die einſamkeit verhelt?
Das giebt ein doppelt lachen,
Was freunden wird erzählt;
Der kan ſein leid vergeſſen
Der es von hertzen ſagt;
Der muß ſich ſelbſt auffreſſen,
Der in geheim ſich nagt.

Gott ſtehet mir vor allen,
Die meine ſeele liebt:
Dann ſoll mir auch gefallen,
Der mir ſich herzlich giebt,
Mit dieſem bunds=geſellen
Verlach ich pein und noth,
Geh auff dem grund der hellen,
Und breche durch den tod.

Ich hab, ich habe hertzen,
So treue, wie gebührt,
Die heucheley und ſchertzen
Nie wiſſentlich berührt,
Ich bin auch ihnen wieder,
Von grund der ſeelen hold,
Ich lieb euch mehr, ihr brüder,
Als aller erden gold.

Friedrich Chriſtoph Dahlmann

ward am 13. Mai 1785 in Wismar, wo ſein Vater Bürgermeiſter war geboren, und erhielt, nach vollendeten Studien, im Jahre 1813 eine außerordentliche Profeſſur der Geſchichte an der Unverſität zu Kiel, wo er ſpäter auch Secretair der Deputation der holſtein-ſchleswig'ſchen Prälaten und Ritterſchaft wurde. Nachdem er daſelbſt mit ausgezeichnetem Beifall gelehrt, nahm er 1828 einen Ruf nach Göttingen, als K. Hannöveriſcher Hofrath und ordentlicher Profeſſer der Geſchichte, wo er gegenwärtig noch lebt, an.

Seine deutſchen Schriften ſind:

Neokorus der Dithmarſche. Kiel, 1818.
Forſchungen aus dem Gebiete der Geſchichte. Altona, 1822—24. 2 Bde.
Joh. Adolfi's genannt Neokorus, Chronik von Dithmarſchen. Kiel, 1827. 2 Bde.
Lübeck's Selbſtbefreiung am 1. Mai 1226. Hamburg, 1828.
Quellenkunde der deutſchen Geſchichte. Göttingen, 1830.

D. hat ſich durch tiefes Quellenſtudium, Scharfſinn, Beredſamkeit und Klarheit, bereits als einen der gründlichſten und umſichtigſten deutſchen Geſchichtsforſcher gezeigt. Es iſt lebhaft zu wünſchen, daß er mit größeren, in ſeiner ruhigen und gediegenen Weiſe geſchriebenen Werken, die hiſtoriſche Literatur Deutſchlands bereichern möge.

Lübecks Selbſtbefreiung.

Als im Jahre 1201 König Waldemars des Erſten Söhne Holſtein eroberten, fielen auch Lübeck und Hamburg in ihre Hände, zwei mächtige, mit gräflichen, herzoglichen und kaiſerlichen Freiheiten ausgeſtattete Städte, und die am liebſten Niemandem gehorcht hätten. In Lübeck nahm König Knud die Huldigung der neu unterworfenen deutſchen und wendiſchen Gebiete an, und Waldemar II. folgte bald ſeinem Beiſpiele. Er beſtätigte der Stadt den Freiheitsbrief Kaiſer Friedrich Barbaroſſas, aber er riß ſie zugleich zänzlich los von aller Gemeinſchaft mit dem deutſchen Reiche, und nicht lange, ſo gab Kaiſer Friedrich II. ihm (1214) Brief und Siegel darauf. Jetzt war Lübeck unter däniſcher Reichshoheit die Stadt des neuen däniſchen Lehnsgrafen von Nordelbingen, Albert von Orlamünde, der auf des Königs Geheiß den wichtigen Beſitz ummauerte, ein feſtes Schloß in der Stadt erbaute, und feſte Schlöſſer an der Trave, namentlich zu Travemünde. Lübecks Bürger, früh mündig geworden, fühlten ſchwer, daß ſie fortan fremder Größe dienen mußten. Als in der Nacht vom 6ten auf den 7ten Mai 1223 König Waldemar in jene langwierige Gefangenſchaft fiel, die das Schickſal von Norddeutſchland umwandte, ſchrieb der Papſt (2. Nov.) den Lübeckern, ſie möchten, wie des Töpfers Werk im Ofen, jetzt ihre Treue dem Könige in der Widerwärtigkeit beweiſen. Wirklich auch, ſo erzählt man, unternahmen ſie nichts während der langen Gefangenſchaft Waldemars, theilten keine der Bewegungen in Holſtein und Mecklenburg, duldeten die däniſche Beſatzung in ihrem Stadtſchloſſe, wünſchten ſogar Glück zu der endlichen Befreiung des Königs; alles das nicht weil ihr Sinn von Deutſchland abgewandt war, ſondern weil ſie höher hinaus wollten. In aller Stille fertigten ſie an Kaiſer Friedrich eine Geſandtſchaft ab, ſprachen ihn um die Gewährung der Reichsunmittelbarkeit an, die er ihnen auch zu Parma unterm 14ten März 1226 urkundlich ertheilte. Jetzt erſt, am 1ſten Mai, ſchritten ſie zur Ausführung, lockten unter dem Scheine des herkömmlichen Maifeſtes den däniſchen Befehlshaber vor die Stadt hinaus, machten ihn zum Maigrafen und ſtellten Ergötzlichkeiten an, während eine Anzahl entſchloſſener Bürger ſich in die Burg begab, in die Jeder frei eintreten durfte, als man ſich ſtark genug glaubte, die verborgenen Waffen hervorzog und die argloſe Beſatzung glücklich übermannte. Auf den Ruf dieſer Selbſtbefreiung fertigte Kaiſer Friedrich abermals, im Junius deſſelben Jahres, für Lübeck eine Urkunde der Reichsfreiheit aus, welche durch die Schlacht von Bornhövede im folgenden Sommer ihre Beſtätigung erhielt und in volles Leben trat.

Alſo lautet die Erzählung von Cranz und Petrus Olai, Reimar Kock und Hamsfort und unzähligen Andern, bis auf Becker hin, den neueſten Geſchichtſchreiber von Lübeck, ſoviel mir bewußt, ohne Ausnahme. Es erzählt ſich aber leicht, woher mir Schwierigkeiten in der Sache entſtanden ſind.

Ich las die beiden Verträge, welche König Waldemar zum Zwecke ſeiner Befreiung abſchloß, in Thorkelins bekanntem Diplomatarium, vertauſchte jedoch dieſe wegen der Unverſtändlichkeit verſchiedener Stellen mit den Originibus Guelficis und fand wirklich, daß im thorkelinſchen Abdrucke aus den Originibus nicht allein viele Stellen fehlerhaft ſind, ſondern auch ein paar Zeilen fehlen.

Der erſte Vertrag, datirt von 4ten Juli 1224, enthält nicht allein die Verzichtleiſtung des Königes auf das überelbiſche Land und auf alles was durch ihn dem deutſchen Reiche entfremdet; nicht allein wird Jedermann in den abgetretenen Landen des Eides und der Huldigung gegen Dänemark entlaſſen, um unter Kaiſer und Reich zurückzukehren, ſondern Lübeck wird auch ausdrücklich als die Stadt bezeichnet, wo der König 25,000 Mark löthigen Silbers an die Geſandten des Königes von Jeruſalem und an die Brüder des deutſchen Hauſes auszahlen ſoll, wofern ſein Verſprechen, binnen zwei Jahren einen Kreuzzug zu unternehmen, unerfüllt bleiben ſollte. Sicherlich alſo war es nicht die Meinung, die Stadt Lübeck von der allemeinen Beſtimmung der Abtretungen auszunehmen und dieſen wichtigen Platz in Dänemarks Händen zu laſſen. Aber, es iſt wahr, dieſer erſte Vertrag ging nicht in Erfüllung. Graf Albert, derweile Regent von Dänemark, hatte ſich eines Andern beſonnen. „Ich dachte zuerſt," ſchrieb er dem Papſte, „die Löſung meines Oheims ſchleunig zu bewirken, aber hernach hielt ich es für nützlicher für das gemeine Wohl, das Verbrechen zu ſtrafen, weil Trug Niemandem frommen darf." Somit verwarf er um Michaelis vor der Reichsverſammlung zu Bardewick im Beiſein des römiſchen Königs den früher unbedingt beſchworenen Vertrag, und lieferte im Jan. 1225 die Schlacht bei Mölln, deren unglücklicher Ausgang ihn den königlichen Gefangenen im Schloſſe Schwerin zugeſellte. Nun ſchloß Waldemar am 17ten November einen zweiten Vertrag für ſeine Befreiung, verzichtete abermals auf die genannten Gebiete, und zwar recht ausdrücklich auf alles Reichsland zwiſchen Eyder und Elbe, von der Mündung der Eyder bis zur Levensaue und von der Levensaue bis ans Meer, auf das Land des Fürſten Burewin und alles Slavenland, bis auf Rügen — alſo ſicherlich auch auf Lübeck. Dazu wird die Fortdauer der Handelsfreiheiten der Lübecker und Hamburger in Dänemark förmlich ausbedungen, was Niemand einfallen konnte, wenn Lübeck däniſch bleiben ſollte, und was ſchwerlich Jemandem einfiel, wenn nicht die Lübecker und Hamburger es ſelbſt betrieben; endlich wird in Abſicht des Löſegeldes ausgemacht, daß, wenn der König einen gewiſſen Zahlungstermin nicht halten kann, zwei oder drei angeſehne Dänen ſich als Geiſel nach Lübeck ſtellen ſollen (Lubeke intrabunt), eine Bedingung ohne Sinn, wenn Lübeck als däniſche Stadt betrachtet ward. Mir ſchien es daher, indem ich bloß auf die Vertragsurkunde ſah, nicht länger zweifelhaft, daß Lübeck ſchon vor dem zweiten Vertrage von den Dänen geräumt ſei, wahrſcheinlich vermöge der Schlacht von Mölln, vielleicht ohne weitres dadurch, daß Graf Albert die Beſatzung herauszog, um deſto kräftiger ſeinen Feinden entgegentreten zu können; denn er hatte nicht mehr allein mit den Mecklenburgern zu ſchaffen, neuerlich war der Erzbiſchof von Bremen mit einer bedeutenden Macht über die Elbe gegangen und führte den jungen Grafen Adolf IV. von Holſtein, den rechtmäßigen Erben des Landes, mit ſich. Ja wollte man auch der Urkunde zum Trotze annehmen, die däniſche Beſatzung ſei noch länger in Lübeck geblieben und man habe es mit Lübeck gemacht wie mit Rendsburg, den König freigegeben, ehe die Beſatzung herausgezogen worden, immer blieb noch als Bürgſchaft der Erfüllung der jüngere König in der Haft zurück. Der Vater erlangte die Freiheit am 21ſten Dec. 1225. Den nächſten Oſtern trug man kein Bedenken dem Vertrage gemäß den jungen König freizugeben, alſo waren die Bedingungen des Vertrages bis dahin von Seiten Waldemars erfüllt, im ſpäteſten, doch unwahrſcheinlichen Falle alſo ward Lübeck vor Oſtern d. i. vor dem 19ten April 1226 erledigt, es war alſo auf keinen Fall nöthig die Liſt des erſten Mais anzuwenden. Solcher Liſt und Selbſtbefreiung wird aber auch bei keinem einzigen der gleichzeitigen Schriftſteller gedacht, weder Albert von Stade, noch Mönch Gottfried aus dem St. Pantaleons Kloſter zu Cölln haben ein Wort davon, und was wäre die Geſchichte unſrer Gegenden in dieſem an norddeutſchen und däniſchen Quellen armen Zeitraume ohne ſie? Eine dritte Quelle von großer Wichtigkeit iſt die lüneburgiſche Chronik, welche ſich bei Eccard in niederſächſiſcher Sprache findet. Dieſe allein läßt uns hier nicht im Stiche; gleich nach Erwähnung der möllner Schlacht nennt ſie Lübeck frei. Leider fehlt nachher ein Blatt derſelben, das die Begebenheiten von 1226 u. ſ. w. enthalten müßte. Wir verdanken aber dem verdienſtvollen Wedekind die Belehrung, daß dieſe Chronik nur eine abgekürzte Ueberſetzung der ungedruckten lateiniſchen Chronographie des Conrad von Halberſtadt iſt, der in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ſchrieb, und demnächſt die Nachricht, daß eine Abſchrift der Chronographie ſich in der königlichen Bibliothek in Hannover finde. Dieſer Umſtand veranlaßte mich an Herrn Docter Pertz, mit welchem durch verwandte Studien verbunden zu ſein ich mir zur Ehre ſchätze, zu ſchreiben und ihn um eine Copie des unbekannten Blattes zu bitten. Ich fand den Inhalt, wie zu erwarten, von Lübecks Selbſtbefreiung im Mai 1226 ſchweigend, in Hinſicht des däniſchen Krieges aber von mannichfacher Wichtigkeit.

Was bleibt denn aber nach dem allen nun als Thatſache? Die Lübecker wurden frei durch die möllner Schlacht im Jan. 1225 Nun des ſtrengen Oberaufſehers entledigt, benutzten ſie den Augenblick, um, ehe der junge Landesherr, Graf Adolf, noch ganz zu Kräften käme, ihre Zukunft ſicher zu ſtellen. Sie ſchickten in aller Stille eine Geſandtſchaft an Kaiſer Friedrich II., legten ihm das Privilegium ſeines Großvaters vor und erlangten zuvörderſt die Beſtätigung deſſelben in einer meines Wiſſens ungedruckten (und ich weiß nicht, ob überall noch vorfindlichen) Urkunde am 14ten März 1226 zu Parma ausgefertigt, und demnächſt in demſelben Sommer die berühmte Urkunde, worin der Kaiſer, nach der Art der Freibriefe ſeiner italieniſchen Städte, Lübeck gegen eine jährliche Zahlung von 60 Mark mit ſehr vermehrten Gerechtſamen zu einer freien kaiſerlichen Stadt erhebt. Sie iſt im Junius zu Borgo S. Donnino ausgeſtellt, wo der Kaiſer auch am 11ten Julius ſich befand. Man findet ſie öfter, unter andern bei Weſtphalen abgedruckt, doch ſo wenig fehlerfrei, daß ein diplomatiſch genauer Abdruck, oder am liebſten ein Facsimile von dieſen und den ältern Briefen mit ihren goldnen Bullen zu wünſchen wäre, ein Bedürfniß, welches der Herr Oberappellationsrath Hach in Lübeck ſelber ausgeſprochen hat und zu allgemeiner Zufriedenheit erfüllen würde. Der Freibrief wird dadurch noch wichtiger, weil ihn Herzog Albert von Sachſen ſelber mit unterſchrieben hat, er, deſſen Anſprüche neben denen der holſteiniſchen Grafen, am meiſten zu fürchten waren. Aber auch hier, wie in ſo vielen menſchlichen Fällen, waren die Begebenheiten wichtiger als alle Verbriefungen. In denſelben Junius=Tagen, in welchen die Lübecker bei dem Kaiſer zum Ziele kamen, erwarb ſich König Waldemar vom Papſte, der des Kaiſers Freund nicht war, die Losſprechung von dem Eide, den er bei ſeiner Loslaſſung geſchworen. Schon hatte Dithmarſchen, ſchon hatten die Grafen von Schwerin und Holſtein die Schärfe ſeines Schwertes an der Eyder empfunden, Rendsburg, neuerdings erſt den Holſteinern übergeben, ging verloren. Da empfand Graf Heinrich von Schwerin, daß man noch mehrerer Helfer bedürfe, ſchloß am 15ten Febr. 1227 mit dem aus Italien zurückgekehrten Herzog Albert von Sachſen zu Lübeck ein Bündniß und nahm, ſo hochfahrend er war, ſeine Lande vom Herzoge zu Lehen; auch Graf Adolf erkannte den Anhalter als ſeinen Lehnsherrn an; wenn der Sieg gelänge, ſollte dem Herzog das Ratzeburgiſche und Lübeck gehören. Demgemäß ward auch nach der bornhöveder Schlacht verfahren, Albert von Orlamünde mußte ſeine Befreiung aus Ketten durch die Feſtung Lauenburg erkaufen, und dem Herzog gehörte das ratzeburger Land unbeſtritten. Auch rechnete er Lübeck zu ſeinem Herzogthum, und die Lübecker ließen es ſich gefallen, daß er ſie als ihr Herzog im Jahre 1234 mit Travemünde beſchenkte. Inzwiſchen kam Lübeck bald in den Fall, nicht mehr mit dem Plutus des Ariſtophanes fragen zu dürfen: „Wie mach' ich's, daß ich der Macht, die ich, wie ihr ſagt, beſitzte, wirklich Herr werde?" Das Haupt der Hanſe konnte ſeinen kaiſerlichen Brief entfalten, ohne die Anſprüche der Anhalter zu fürchten.

Freilich hatte Graf Adolf IV. die Schwachheit, ſich mit ſeinem gefährlichſten Feinde zur Eroberung von Lübeck zu verbinden; — doch ehe wir dahin kommen, mögen einige Bemerkungen über ihn Platz finden. Sein Haus herrſchte ſeit dem Jahre 1110 (nicht 1106) in Holſtein und Stormarn, mit welchen Landen Adolf II., ein großer Fürſt im kleinen Gebiete, das erkaufte Wagrien (nicht vor 1142) verband, wo er Lübeck baute. Adolf III. ward vierzigjährig von Land und Leuten vertrieben (1201), fiel ſelber in däniſche Gefangenſchaft, aus der er nur gegen die Bürgſchaft ſeiner eignen Kinder nach 2 Jahren loskam (1203). Der Graf hatte mit ſeiner Gemahlin Adelheid 3 Söhne, Conrad, Adolf und Bruno. Chriſtiani möchte den Adolf zum jüngſten Sohne machen, allein, daß Bruno der jüngſte war, folgt auch daraus, daß er nach dem gewöhnlichen Looſe der jüngſten Söhne den geiſtlichen Stand erwählte. Er ſtarb als Biſchof von Olmütz. Der gefangene Graf mußte ſchwören, das Land dieſſeits der Elbe nie wieder zu betreten, noch für ſeine Wiederherſtellung, ſey es ſelber, oder durch Andere, etwas unternehmen zu wollen. Er ging in ſeine Stammgrafſchaft Schauenburg. Zwölf Geiſeln blieben als Bürgen ſeiner Treue zehn Jahre lang in Dänemark zurück, Söhne der angeſehnſten Männer, an ihrer Spitze zwei Söhne des Grafen. Vermuthlich war Bruno damals noch nicht geboren, auf allen Fall aber befand ſich, da die älteren Söhne die beſſeren Bürgen waren, der junge Adolf mit unter den Geiſeln, und hat ſonach die Jahre 1203 bis 1213 gezwungener Weiſe mit ſeinem ältern Bruder in Dänemark zugebracht. Als er loskam, mochte er 13 bis 14 Jahre zählen. Adolf kann nicht jünger als das Jahrhundert geweſen ſein, denn er konnte ſchon im J. 1237 ſeine Tochter Mechtild verheirathen. Nach dieſer Erörterung des Hergangs erſcheint als Fabel die Erzählung, die man allenthalben wiederholt findet, daß eine Adelsfrau, Deeſts von Kellingdorp, gleich nach der Eroberung von Holſtein durch die Dänen, das Grafenkind zu ſich in die Kremper Marſch genommen und in ihm den künftigen Befreier Holſteins auferzogen habe. Der bekannte Presbyter Bremenſis erzählt von der Sache, welche Cranz umgeſtaltet weiterträgt, von wo ſie dann zu Hamsfort und in Peterſens holſteiniſche Chronik übergegangen iſt. Der Presbyter wirft hier auf eine gräuliche Weiſe Zahlen und Thatſachen durch einander, läßt die Eroberung Holſteins im Jahre 1199 geſchehen ſein, und zwar hauptſächlich durch des däniſchen Königs Knud Mutter, die ſchwarze Margarethe, die auch das Danawerk gebaut hat (ſo viel Worte, ſo viel Irrthümer!); erzählt dann die bekannten Anekdoten von Itzehoe und dem Amtmanne in Segeberg, der das Jütſche Lov einführen wollte, (das damals noch gar nicht geſchrieben war), bis endlich die Deeſts und zuletzt die Schlacht von Bornhövede, die er auf das Jahr 1212 ſetzt, alles wieder gut machen. Bei dem allen läßt der Presbyter den Adolf nicht bei der Deeſts von Kindheit an erzogen ſein; dieſen Umſtand und die von ihr bei dem alten Vater angewandte Rhetorik bringen erſt die Späteren hinein; ſie erbat, nach dem Presbyter, und erhielt vom Vater den Jüngling Adolf (adolescentem filium suum Adolfum), und um ihr Verdienſt nicht ganz untergehen zu laſſen, dürfen wir getroſt annehmen, daß ſie entweder unmittelbar oder durch die Dazwiſchenkunft des Erzbiſchofs von Bremen den alten Grafen entſchieden habe, ſeinen zweiten Sohn an die Wiederherſtellung ſeines Hauſes in Holſtein zu wagen, denn Conrad ſollte des Vaters Nachfolger in Schauenburg werden. Dieſe Sendung Adolfs ins überelbiſche Land iſt aber auf jeden Fall erſt zu der Zeit geſchehen, da durch die Gefangennehmung Waldemars dem Lande wieder Hoffnung aufging; ſie iſt auch nicht einmal gleich nach der Gefangennahme geſchehen, denn in dem erſten Vertrage, durch welchen Waldemar ſeine Löſung ſuchte, vom 4ten Juni 1224, wird der Schauenburger noch gar nicht gedacht, vielmehr dem Grafen Albert von Orlamünde Holſtein zugeſichert, nur daß er es fortan vom deutſchen Reiche zu Lehen nehme; ein ziemlich ſicherer Beweis dafür, daß damals die Holſteiner ſich noch nicht für ihren zurückgekehrten Landesherrn erhoben hatten. Und was bedarf es mehr? wir haben ja die beſtimmte Ausſage eines viel ältern und beſſern Zeugen als des Presbyter, des Verfaſſers der lüneburger Chronik. Es war ein halbes Jahr nach jenem erſten Vertrage, es war am Thomasabende, 20ſten December 1224, als der Erzbiſchof Gerhard mit ſeinem Schützlinge, dem Grafen Adolf, über die Elbe und gleich die Stör hinauf, wo die Deeſts ihren Anhang in der Nähe hatte, bis vor Itzehoe fuhr. Da erhub ſich das Land für ſeinen rechtmäßigen Herrn und nahm die Burgen Graf Alberts ein, der den Weſten des Landes preisgab, um den Oſten zu retten, den aber wenige Tage darauf die Schlacht bei Mölln (Jan. 1225) in Gefangenſchaft brachte. So wurde Holſtein frei, 23 Jahre nach der Gefangennehmung des alten Grafen Adolf. Damals befreite ſich auch Lübeck. Dieſes ſind nicht meine Worte, die lüneburger Chronik ſagt's, nur noch beſtimmter: „Do gaven oc de van Lubeke de Stat deme Rike;" und, nachdem ſie nun noch hinzugefügt, wie Graf Adolf um Faſtnacht die bei Hamburg durch Albert erbaute Feſtung erſtürmte, ſpricht ſie mit kluger Unterſcheidung: Do gaven oc de van Hamburch de Stat deme Greven Alve.

Solchergeſtalt ſpricht dieſes eine Zeugniß über beide hiſtoriſche Zweifelspuncte, die Zeit von Adolfs Ankunft in Holſtein, und die von Lübecks Befreiung, das Endurtheil. Ueber die Art der letzteren läßt ſich nur ſagen, daß ſie wahrſcheinlich ohne fremde Mitwirkung geſchah, denn ſonſt wäre es wohl nicht ſo leicht zu der Sendung an den Kaiſer gekommen, und wer die alte Erzählung einmal lieb hat, kann ſie auch ſo unterbringen und ſich freuen, daß die Lübecker ein Jahr früher ſo pfiffig und ihre Feinde, ſorglos im rings empörten Lande, noch viel einfältiger, als man dachte, geweſen ſind.

Nach ſolcher Wiederherſtellung, nach ſolchem Sturze, verdient es ſchweren Tadel, nicht eben daß Graf Adolf nach der Herrſchaft über ſo kühne und ehrenwerthe Bürger zu trachten fortfuhr, wie die Lübecker waren, denen ſein Großvater die Stadt gebaut hatte (wie ganz anders wäre es um Holſteins Wohlfahrt und Recht bewandt, wenn Lübeck und Hamburg dem Lande geſellt geblieben wären!), ſondern daß er es unbedacht, auf Norddeutſchlands und die eigene Gefahr hin, mit Waldemar verbunden, that. Doch nicht um des Tadels willen ſei dies geſagt, ſondern um auf dieſen den Mühſeligkeiten der Wiſſenſchaft gewidmeten Bogen noch eine hiſtoriſche Kritik zu bringen. Mehrere Erzähler bürden dem Grafen Adolf ſtatt einer Verkehrtheit deren zwei auf, laſſen ihn zweimal mit Waldemarn Lübeck belagern, einmal 1234 und abermals im nächſten Jahre. Und, was nun den Hergang betrifft, beide Bundesfreunde, wird erzählt, ſchloſſen im J. 1234 die Stadt zu Waſſer und zu Lande ein, der König ſchiffte die Trave hinauf, legte an jeder Seite einen feſten Thurm an, ſperrte den Fluß durch Pfahlwerk, durch verſenkte Schiffe, eine vorgezogene Kette; aber ein revaler Schiff, mit voller Gewalt hinanfahrend (gegen den Strom?), zerſprengte die Kette, und ſelbſt der eingeſperrte Fluß ſuchte ſich einen andern Weg ins Meer und fand ihn, ehe die Bürger noch ihren Vorſatz, ihm ein andres Bett zu graben, ganz vollführt hatten. Genug, Lübeck ward gerettet. Dieſes iſt aber nur die Summe der wunderbaren Sachen, die hier vorkommen. Wenig Kenner zwar der Waſſerbaukunſt, glaube ich, daß die von den Belagerer getroffenen Anſtalten lediglich auf die Sperrung der Schifffahrt berechnet waren, nicht aber auf eine Zudämmung, die den Fluß zu gewaltſamen Maßregeln genöthigt hätte, welche den Belagerern fürwahr die meiſte Gefahr drohten. Auch iſt nach der ganzen Oertlichkeit ſchwer zu begreifen, wie die ringsumſtellten Lübecker ſollen im Stande geweſen ſein draußen an einem andern Bette für den Fluß zu arbeiten, eben ſo wenig, wie ſie, von der See aus bloquirt davon für den Augenblick hätten Nutzen für ihre Verſorgung mit Lebensmitteln ziehen können. Abermals erſcheint allein glaubhaft der einfache Bericht der älteſten Gewährsmänner: der König und der Graf ſperrten die Trave und bauten an beiden Seiten des Fluſſes ein Feſtungswerk: ſo ſagt Albert von Stade, ſo die lüneburger Chronik, und wer konnte beſſer Beſcheid wiſſen als Abt Albert, der zwei Jahr ſpäter in Verbindung mit dem Grafen Adolf eine Urkunde unterzeichnete? Von einer Wiederholung des mislungenen Unternehmens im folgenden Jahre melden Beide kein Wort, auch Corners Chronik nicht, die ſonſt in der Zeit hier ſehr abirrt. Schon die Mahnung Papſt Gregors IX. hätte davon abhalten mögen; denn der befahl unterm 30ſten Aug. 1234 dem Capitel von Halberſtadt, den König mittelſt des Bannes zu zwingen den lübecker Hafen wieder zu öffnen, welchen er dem Vernehmen nach durch verſenkte Schiffe geſperrt hatte, zu nicht geringem Nachtheile des in Liefland neugepflanzten Chriſtenthums; denn über Lübeck ging beſtändig die Fahrt dahin. Uebrigens dürfte der Schlüſſel zu dem Gerede von dem gegrabenen Travebette in einer misverſtandenen Sage liegen, wie denn Sagen ſo oft in ihr Entgegenſetztes überſpringen. Der Travehafen hatte vor Alters wirklich zwei Ausgänge, zu beiden Seiten der Inſel Priwald, die grade vor demſelben lag; ſie wird in der Urkunde Friedrichs II. der Stadt zum Eigenthum gegeben. Erſt im Jahre 1286 ließ die Bürgerſchaft mit großen Koſten die Durchfahrt rechts zudämmen, machte den Priwald landfeſt, wie er noch jetzt iſt. Später hatte man das vermuthlich vergeſſen und erzählte ſich im Gegentheil, zur Zeit der däniſchen Hafenſperre habe man den Priwald in eine Inſel verwandeln wollen, um ſich eine zweite Durchfahrt zu eröffnen.

Im Julius 1235, als Kaiſer Friedrich mit der engliſchen Königsſchweſter zu Worms Hochzeit hielt und vier Tage, vom 20ſten an, dort Feſte gab, ward der Streit zwiſchen den Schauenburgern und Lübeck abgethan. So erzählt Corners Chronik. Der Kaiſer muß in ſehr hochzeitlicher Laune geweſen ſein, als er aus ſeiner eigenen Taſche dem Grafen Adolf 5000 Mark Abſtandsgeld zahlte, ſtatt die Lübecker zahlen zu laſſen. Graf Adolf verzichtete dagegen für ſich und ſeine Erben auf alle ſeine und ſeiner Vorfahren Anſprüche auf die Stadt, ſo daß von nun an die Stadt mit Grund und Boden kaiſerlich war. Wie kam es denn aber, daß man hier nicht den kaiſerlichen Freibrief vom Jahre 1226 zum Grunde legte, welcher die Feſtung Travemünde eben wie Lübeck reichsunmittelbar macht, welcher die Anlage einer Travefeſtung oberhalb der Stadt männiglich unterſagt und den Bürgern ein Gebiet um Travemünde zuſichert? Warum vermochte man den Grafen nicht, Herzog Alberts Beiſpiele zu folgen und auch auf Travemünde zu verzichten? Wie kam es, frage ich, daß noch lange nachher die holſteiniſchen Grafen im Beſitz des feſten Schloſſes Travemünde blieben, bis endlich die Lübecker am 22ſten Dec. 1320 dem jungen Grafen Johann mit Bewilligung der Landſtände für 4000 Mark lübiſch die Feſtung abkauften und ſie ſchleiften? Es war aber das, glaube ich, nicht mehr die alte Feſtung Waldemars vom Jahre 1217. Dieſe ward vermuthlich von den Lübeckern bei ihrer Selſtbefreiung geſchleift, es war der neue Bau von der Belagerung von 1234, in welchem Graf Adolf ſeitdem eine Beſatzung hielt, alſo daß das Unternehmen gegen Lübeck doch nicht ganz ohne Ausbeute für ihn blieb. Ich möchte weiter fragen: wie verträgt es ſich mit dem feierlichen und förmlichen wormſer Vergleiche, daß ein paar Wochen nachher nichts verglichen iſt, Graf Adolf vielmehr mit einem neuen Kriege gegen Lübeck umgeht? Der Beweis iſt leicht geführt. Am Bartholomäustage (24. Aug.) deſſelben Jahres 1235 giebt er ſeiner Stadt Oldenburg lübſches Recht, doch ſolle ſie im Falle eines Krieges mit Lübeck das Recht ſeiner Stadt Hamburg gebrauchen. Eben dieſe Clauſel ſteht in der Acte, welche im folgenden Jahr 1236 den Plönern lübſches Recht verleiht; ſie ſteht dagegen nicht in der Kiel angehenden Urkunde vom J. 1232 und ſteht nicht mehr in der für Itzehoe vom Jahre 1238; denn zu dieſer Zeit traf Adolf ſchon Anſtalt, ſich aller weltlichen Herrlichkeit zu entäußern. Ich kann aber nicht umhin den Wunſch nochmals anszuſprechen, daß zum Zwecke der Ermittelung dieſer und mancher verwandten ſchwierigen Verhältniſſe die älteſten Freibriefe der ehrwürdigen Stadt Lübeck vollſtändiger und beglaubigter, als bisher geſchehen, ans Licht treten mögen. Es iſt kaum denkbar, daß hier noch ein anderes als das hiſtoriſche Intereſſe obwalten könnte; die vorliegende Unterſuchung, das darf ich verſichern, hat keinen andern Zweck.

Johann Friedrich Hugo, Freiherr von Dalberg

ward am 17. Mai 1760 zu Herrnsheim geboren, aus dem Geſchlechte der Kämmerer von Worms ſtammend, und war kurtrier'ſcher Geheimerath und Domcapitular zu Trier, Worms und Speier. Gegen das Ende ſeines Lebens hatte er ſeinen Aufenthalt zu Aſchaffenburg genommen, wo er am 26. Juli 1812 ſtarb.

Seine Schriften ſind:

Ueber die Rechtſchaffenheit. Erfurt, 1776.
Ariſton. Erfurt, 1782.
Betrachtungen über die leidende Kraft des Menſchen. Mannheim, 1786.
Blicke eines Tonkünſtlers in die Muſik der Geiſter. Erfurt, 1787.
Vom Erfinden und Bilden. Frankfurt, 1791.
Ueber den Urſprung der Harmonie. Erfurt, 1800.
Die Aeolsharfe. Erfurt, 1808.
Gita Govieda. Erfurt, 1802.
Ueber die Muſik der Indier. Erfurt, 1802.
Fantaſieen aus dem Reiche der Töne. Erfurt, 1806.
Fanis Dabriſtan oder von der Religion der Parſen. Aſchaffenb., 1809.
Geſchichte einer Druſenfamilie. Frankfurt, 1808.
Ueber Meteorkultus der Alten. Heidelberg, 1811.

Ein geiſtreicher und gelehrter Forſcher, der ſich mit beſonderer Vorliebe archäologiſchen und äſthetiſchen Studien zuwandte, doch nicht immer ſyſtematiſch zu Werke ging, und ſich zuweilen von ſeiner Einbildungskraft zu ſehr fortreißen ließ. Unter ſeinen Schriften hat ihm die Uebertragung der Gita Govinda den meiſten Ruf erworben.

Urania

oder

Blicke eines Tonkünſtlers

in die

Muſik der Geiſter. *)

Nie empfand ich den Zauber der Muſik mehr, als am geſtrigen Abend; Krankheit und finſtre Schwermuth hatten ſich meiner bemeiſtert, ich verſuchte vergebens, ſie zu verſcheuchen — eitles Beſtreben! — ſie kamen in tauſend Geſtalten wieder vor; ich gieng an das Klavier, und präludirte wilde, trauervolle Töne. — Da lag auf einmal, wie von einem Engel geſandt, Pergoleſi's Salve Regina, vor mir; ich ſang es, und das himmliſche „O dulcis, O pia“ erfüllte meine Seele mit einem ſo hohen Gefühl von Andacht und ſanfter Wehmuth, daß ich in Thränen zerſchmolz; es ward mir leichter, die geſpannten Fibern ließen nach, ich ſank in eine erquickende Ruhe, nicht heiter, aber wohl war mirs. Ich verließ das Klavier, legte mich auf mein Ruhebette, und dachte den mannichfachen, ſchnell veränderten Zuſtänden meiner Seele nach. Da umſchwebte der Genius der Harmonie mein Lager, und liſpelte mir Ahndungen aus den hohen Myſterien der geiſtigen Tonkunſt zu.

Nie hatt' ich einen himmliſchern Genuß! wie der Blick beim Schmelzen des lichthellen Silbers ſtand er und verſchwand. — Es war ein Traum, mir ſchwebt nur noch wie durch einen Nebel die Rückerinnerung davon vor.

Der irdiſche Schleier entfiel meinen Augen, ich verließ die Erde, und ſchwebte plötzlich in unermeßliche Räume des Weltalls, Sonnen, Planeten, Geſtirne um mich, unzählbar in unbeſchreiblicher Schönheit, welcher Zauber erfüllte mein Ohr! in oft geahndeten dem Menſchen *zu reinen* Melodien rollten die Sphären den erhabenſten Geſang. — Die größte Einheit in der reichſten Mannichfaltigkeit, nur hörbar einem geiſtigen Ohre. Zwar hat längſt der göttliche Pythagoras die Geſetze ihrer Zahlen berechnet, und die irdiſche Harmonie aus der himmliſchen entwickelt, aber ſeine Zahlen ſind nur die Hülle der geiſtigen Töne, ſie geben dem Ohr keinen Wohllaut — der Geiſt in den irdiſchen Schranken vermag ſie nicht zu hören.

Doch nicht die Körperwelt allein; und was der Raum einſchließt, ſprach der Genius, bewegt ſich nach Geſetzen der himmliſchen Harmonie, auch das Reich der Geiſter macht eine vollkommene Muſik, deren eigentlicher Ton und Einklang *Gott* ſelbſt iſt. Alle Seelen ſind Theile dieſer ewigen Symphonie, alle bewegen ſich nach einer ihnen vorgeſchriebenen zweckmäßigen Melodie, jedes iſt ein Ganzes, jedes zugleich Theil eines größeren Ganzen, und alle deſſen unendliche Theile bilden den großen Chor der Schöpfung, der in ewigen Lobgeſängen der Gottheit huldigt.

Ließ es unſere beſchränkte Sinnlichkeit zu, in das Reich der Geiſter zu blicken; wir würden erſtaunen, wie beſtimmt ſie den harmoniſchen Geſetzen folgen; wir würden ſehen, daß unſre irdiſche Muſik nur Bild, Hülle, Emblem der ewig geiſtigen iſt.

In allen Verhältniſſen des Menſchen zum *Univerſum*, zu *Gott*, zur *Geſellſchaft*, zu *ſich ſelbſt*, oder ſeiner innern Natur handelt er nach Geſetzen der Tonkunſt. Das Verhältniß und die Stufenfolge der Geiſter zu dem Weſen, daß ſie alle umfaßt, aus dem ſie alle quellen, in deſſen Schoos ſie zurückkehren; ohne es ſelbſt zu werden, weil ſie ſeiner *Reinheit* und *Einfachheit* nie empfänglich ſind, liegt vollkommen im Bilde des Monachords, aus dem alle Töne entſpringen.

Wie die Töne nur Modifikationen eines und des erſten Grundtons, zwar nicht er ſelbſt, aber aus ihm entſprungen und abgeleitet ſind, ſo die Seelen in Rückſicht *Gottes* des erſten, ewigen, einzigen reinen Grundtons.

Jedes einzelne Geſchlecht, jede Gattung, jedes Individuum der Geiſterwelt iſt ein *Ton* dieſer einigen Saite, mehr oder minder ähnlich ihrem Grundton.

Man weiß, wie die Verſchiedenheit der Töne entſtehet: aus der Schwere des an eine Saite gehangenen Gewichts, und der ſchnellern und ſchwächern Vibration der Saiten; je geringere Oszillation in einem gegebenen Zeitraume, deſto tiefer und weicher der Ton; je größer die Oszillation, deſto ſchärfer der Ton. So entſteht allmählig die Sekunde, die Terze, die Quarte, die Quinte ꝛc.

Je entfernter vom Grundtone deſto ſchärfer; je näher demſelben, deſto weicher, deſto mehr Ruhe in der Saite, in der phyſiſchen Vibration des Gehörs, in der Empfindung der Seele; wahre Ruhe iſt nur im Grundton, und ſeinem harmonirenden Dreiklange.

Laßt die Saiten uns ein Bild der geſchaffenen Geiſter ſeyn, laßt uns in den Vibrationen die Leidenſchaften vorſtellen, die die Seelen in immerwährender Melodie erhalten: ſo werden diejenigen Seelen am reinſten; d. h., phyſiſch zu reden, am wenigſten ſcharf und ſchneidend ſeyn, die am wenigſten durch Leidenſchaften getrieben ſich dem *Urtone*, dem Sitz der Ruhe und ſeinem harmoniſchen Dreiklange, d. h. der moraliſchen Harmonie nähern.

Wie der Dreiklang die höchſte Vollkommenheit der Muſik iſt, ſo im Menſchen das Ebenmaaß und richtige Verhältniß ſeiner Seelenkräfte.

Wie die Töne alle wieder zum Grundtone ihrer Urquell ziehen; ſo die Geiſter zur Gottheit; — doch nähern ſie ſich ihr nur, werden nie ſie ſelbſt.

Dieſe Annäherung geſchieht durch eine Reinigung, d. h. durch Verminderung des irdiſchen Gewichts, das zu heftige Vibrationen (den Sturm der Leidenſchaften) in uns hervorbringt.

Dann iſt der einzelne Ton Bild des Urtons, dann die Seele Bild ihres Schöpfers: wenn ſie ein reiner Abklang der *Einheit im Dreiklange* wird; wenn ſie ſich der himmliſchen Ruhe des Urtons nähert.

Wie die Stimmung einzelner Töne ganze Accorde rein, und dieſer ihre Reinheit die Vollkommenheit des ganzen Klanggeſchlechts ausmacht, ſo reinigen ſich durch allmählige individuelle Vervollkommnung und Aufſtufungen Arten, Gattungen, Geſchlechter der Geiſter, bis ſie alle zu jener hohen Reinheit reif ſind, daß ſie der irdiſchen Hülle entſchwinden, in die Intellektualwelt zurückkehren, und da die Saiten jener himmliſchen Leier werden, welcher nur die Gottheit lauſcht.

Jedes Weſen hat einen eigenen ihm beſtimmten Ton. Aber einzelne Töne geben weder Melodie noch Zuſammenſtimmung; ohne *Rhythmus* und *Harmonie* iſt keine wahre Muſik.

Die Beſtimmung der Geiſter ſollte nicht ſeyn, einzelne iſolirte Laute zu geben, ſondern als verwandte, obgleich ſelbſtſtändige Töne in einander zu fließen, und ein harmoniſches Ganze, *Geſellſchaft*, zu bilden.

Harmonie iſt ſo alt, als der Geſang. Geſellſchaft iſt mit der Schöpfung entſtanden.

Harmonie beſteht aus Wohllauten und Diſſonanzen, jene ſind dem Ohre gefällig, dieſe flieht es, und findet nur Befriedigung, wenn ſie ſich in Wohllaute auflöſen.

Wie kein Licht ohne Schatten, ſo der Reiz der Konſonanzen nicht ohne Mißlaute.

Konſonanzen ſind *Liebe*, Diſſonanzen *Haß*. Aus Liebe und Haß, ſagt eine alte Dichtung, ward die Schöpfung gebildet. Sie bekriegen ſich immer, doch lößt Haß ſelbſt ſich endlich in Liebe auf. Es iſt Iſis und Oſiris, Thyphon und Ariman der Fabel.

Terzen und Dreiklänge ſind dem Ohre am lieblichſten, ſo dem Geiſte die Gefühle der Liebe; aber Septen und Quarten, der Urſprung der Diſſonanzen oder ſchmerzhafter Empfindungen, ſind nöthig, um den Werth der *Terzen* zu erhöhen; um Reiz zu bewirken, um den Ekel der Monotonie zu vermeiden, Schmerz und Mißvergnügen ſind in der Schöpfung ſo nöthig als Freude.

Das iſt ſo wahr, daß ſelbſt eine zu lange Reihe vollkommener Konſonanzen, Terzen, Quinten, Septen das Ohr beleidigt und den harmoniſchen Geſetzen zuwider iſt, ja daß die ſchärfſten Diſſonanzen das Süße der Auflöſung in Konſonanzen am meiſten fühlen machen.

Um vollkommene Zuſammenſtimmung und reine Muſik in geſellſchaftlichem Verbande zu bewirken, muß jeder den ihm beſtimmten Ton rein anſtimmen, und der ihm eignen Melodie folgen; ohne allein herrſchen und die andern Stimmen unterdrücken zu wollen; er iſt als Theil beſtimmt, ſich dem Ganzen, ſo viel möglich, zu opfern, mit und durch Liebe in andere Töne über zu fließen.

Die Neigungen ſind der animaliſchen Beſchaffenheit, was die Saiten dem Inſtrumente ſind: wenn ſie auch unter ſich das gehörige Verhältniß haben, und das Inſtrument iſt zu hoch geſtimmt, ſo bricht es, oder gibt nur Mißlaute.

Sind manche Töne geſtimmt, andere nicht, ſo kann kein reiner Geſang entſtehen; die verſchiedenen Syſteme und Ge-

---

*) Aus: Fantaſien aus dem Reiche der Töne von F. H. von *Dalberg*. Erfurt, 1806.

ſchlechter der Weſen verhalten ſich wie die Inſtrumente, jedes hat ſeine eigene ihm zukommende Melodie und Tongeltung, jejedes ſeine eigene Saiten. Die Stimmung, die dem einen zuträglich iſt, würde dem andern manche Saite rauben, vielleicht das ganze Inſtrument zertrümmern, der Ton, der in dem einen ein leiſer Zephyr-Hauch iſt, würde in dem andern ſcharf und ſchneidend ſeyn.

Nichts iſt ſchwerer, als die Stimmung der mannichfachen Inſtrumente; wie tief muß man hiezu in ihre Natur gedrungen ſeyn? Wer hat den Schlüſſel zu einem jeden Inſtrumente! Wer hat das Ohr rein genug, alle erforderliche Temperaturen und Schwebungen zu meſſen? Gibts einen richtigen Tonmeſſer der Seelen?

Manche ſind ſo verſtimmt, daß die geſchickteſte Hand nichts hilft; oft iſts nur ein falſcher Ton, der dem ganzen Inſtrument einen Mißlaut giebt. Glückt es dir, ihn auszufinden, und ihm eine andere Richtung zu geben, ſo iſt die Harmonie wieder hergeſtellt.

Jeder ſollte ſein Inſtrument am beſten kennen; doch wie wenige kümmern ſich darum; die meiſten wollen in fremde Töne einſtimmen, und verlieren ihren eigenen darüber.

Wage es nicht, andere Inſtrumente zu ſtimmen, ſo lange du mit dem deinigen noch nicht im Reinen biſt, du theileſt ihnen ſonſt deine Mißlaute mit; dringe deine Temperatur keinem andern auf, jeder hat ſeine eigene, die Kunſt iſt, ſie zu ordnen.

Weiche Inſtrumente müſſen weiche Töne, ſchreiende, ſcharfe Laute hervorbringen.

So ſind den moraliſchen Weſen, die mehr zur Liebe und zu weichen Neigungen geſtimmt ſind, ſolche Töne oder Empfindungen nöthig, die damit übereinſtimmen.

Stärker organiſirten Weſen gebührt keine ſolche weiche Melodie, auch fühlen ſie ſie nicht.

Könnten wir die mannichfachen Töne und Moden der Leidenſchaften beſtimmen und erblicken, welch reizend belehrende Erkenntniß wäre dies!

Wir ſind wahre Inſtrumente, und die Leidenſchaften unſre Töne; Nur gleichmäßige Stimmung iſt den Inſtrumenten zuträglich.

Bei Narren iſt der Ton zu hoch geſtimmt und überſchreit. Bei Dummen zu tief, das Inſtrument wird taub, die Melodie ſinnlos.

Genialiſche Seelen geben Töne von ſich, die die andern in ihrem Klanggeſchlechte nicht auffinden können, darum ſtimmen ſie ſo wenig zur gewöhnlichen Lebensmuſik, ſie haben ihre eigne Gamme, es iſt thöricht, ſie nach dem gewöhnlichen Tonmeſſer abzuwägen. Wird ein wohlgeſtimmter Ton berührt, ſo macht er die Saiten des ihm nächſten Inſtruments, wenn ſie mit ihm einſtimmen, vibriren, und dieſe Saite alle andere, die mit ihnen harmoniren.

Schönes Bild der Verwandtſchaft moraliſcher Neigungen, und ihres magiſchen Einfluſſes auf die Seelen, beſonders der ſchönen und zarten Empfindungen, die weit ſchneller ſich mittheilen, und der Seele viel wohlthuender ſind als Mißlaute; durch ſie wird begreiflich, wie Liebe gleich dem elektriſchen Funken wirkt, wie eine ſchöne Handlung in ſo vielen Seelen zugleich eine völlige Umſtimmung hervorbringt.

Auch die innere Beſchaffenheit und Regierung der Seele iſt wahre Muſik, und gründet ſich auf harmoniſche Geſetze.

Der Gegenſtand der Muſik iſt der Ton, ihr Zweck das Wohlgefallen des Gehörs.

So iſt das Objekt der Seelenmuſik: der einem jeden Weſen eigne Ton; ihn rein anzuſtimmen, ihn immer mehr zu läutern; ihn mit den verwandteſten Tonarten zu miſchen.

Die Beſtimmung der Seelenmuſik iſt reines Vergnügen für das Gehörorgan des Geiſtes. Die höchſte Weisheit kann der Seele nichts beſſeres zurufen, als: Suche Vergnügen; und in der vollkommenſten Uebereinſtimmung der Theile zum Ganzen wirſt du ſie finden.

Sokrates, Plato, Epikur ſchrieben der Seele dieſen ſittlichen Rhythmus vor, ſo wie Pythagoras und Ariſtoteles die Geſetze der Tonkunſt in Verhältniſſen und in Wohllauten fanden.

Ordnung, Symmetrie, Uebereinſtimmung iſt die Seele des Geiſtes, iſt das, wobei er das reinſte Vergnügen empfindet. Es iſt der Genuß in der Muſik, es iſt die Blume des Schönen und Gefälligen, es iſt der Reiz des ſittlich-Schönen.

Die Seele iſt ein Ton, der ſich immer reiner ſtimmen ſoll; jeder Ton hat etwas vom Grundtone in ſich, je mehr er ſich dieſem nähert, je reiner und geiſtiger wird er. Die Seele muß erſt ihre Laufbahn durchwandern, wie der Ton des Monochords die Octav, eh ſie zur Vollendung gelangt. Darum hat ſie einen doppelten Trieb zur Thätigkeit und Ruhe, zur Trägheit und Bewegung, beide ihr weſentlich nöthig.

Die Schwingungen der Saite (die Leidenſchaften der Seele) ſind alſo nicht ſchädlich, ſie ſind es vielmehr, die den Geiſt immer weiter in der Melodie ſeines Daſeyns führen.

Darum ward ihm ein eigenes Gegengewicht gegeben, Wille und Selbſtbeherrſchung. Dieſer iſt das Ebenbild, der wahre Nachklang des Grundtons, das, wodurch er ihm ähnlich wird. Aber nicht Melodie allein, auch Harmonie gebot die Schöpfung, hieß ähnliche Töne ſich aufſuchen und anziehen.

So ſtrebe die Seele rings um ſich her nach denen ihr verwandteſten homogenſten Tönen, nicht um Einklang mit ihnen zu machen, ſondern einen ſüßen Wohllaut hervor zu bringen, ſich mit und durch ſie zu reinigen; holde Liebe! ſüße Freundſchaft! ſanfte Gefälligkeit! wer ahndet, erkennt, fühlt nicht tief hier deine zauberiſche Macht!

Es giebt Seelen, wie Töne, die ſich mit mehreren miſchen können, andere nur mit wenigen; jedes handle hierin nach den Geſetzen ſeines Weſens, ſuche nicht zu vereinigen, was die Natur ſchon trennte.

Die Muſik wechſelt in zwei Tonarten ab; die eine ein Kind der Freude, die andere der Ausdruck des Leidens. So auch das ewige wechſelnde Konzert des Lebens, und dieſe Miſchung kündet die Weisheit ihres Urhebers an, bald in Dur- bald in Molltönen; bald in ſchneller, mäßiger, langſamer Bewegung ſchreitet der Pulsſchlag der Natur in immer neuen, immer abwechſelnden Veränderungen fort.

Dem einen iſt mehr von dieſer, dem andern mehr von jener Tonart beſchieden; das Schickſal vertheilt die Stimmen dieſes Konzerts!

Sind dir viele Trauertöne zum Loos geworden, armer Sterblicher! bemühe dich, dein Gehör darnach zu gewöhnen. — Es kommt viel auf deinen reinen Willen an, viele Molltöne werden ſich dann in freudige Schwingungen verwandeln.

Die Seele hat eine Begierde, Verhältniſſe zu entdecken und zu ordnen, je reiner und einfacher dieſelben ſind, je mehr gefallen ſie ihr.

Sie hat zugleich vermöge ihrer Natur, die alle Beſchränkung von Raum und Zeit haßt, die Begierde, viele Verhältniſſe in möglichſt kurzer Zeit zu ſchauen.

Was die Seele in der Muſik reizt, iſt eben die Anſchauung und Vergleichung der Verhältniſſe: Was ſie mehr an den entzückenden Pergoleſi, den ſeraphiſchen Händel und Mozart, den erhabenen Gluck, als einen von den vielen andern mit Harmonie luxurirenden Tonſetzern hinzieht, iſt das Einfache, Große, Erhabene, was jene beſeelt, und die Seele in eine größere Sphäre verſetzt.

Was in zuſammengeſetzten Stücken den Reiz der Seele macht, iſt eben der verſchaffte Reichthum von Ideen in einem kürzern Zeitraume.

Es iſt die ſo wenigen Menſchen, Künſtlern, Tonſetzern eigene Gabe der Seele, nur den Weg anzudeuten, den ſie gehen ſoll, und das übrige dem freien Schwung der Einbildungskraft zu überlaſſen. So auch in der Muſik des Lebens.

Der große einzige Genuß der Seele iſt, Verhältniſſe zu entdecken und zu ordnen.

Die einfachſten Verhältniſſe ſind ihr die liebſten, die ſchönſten, die nützlichſten, ſie ſuche ſie alſo immer auf.

Sie ſtrebe nach großem Reichthume von Ideen in möglichſt kurzem Zeitraume, das heißt: ſie werde immer geiſtiger, ihre Melodie reiner, und wohlklingender ihre Harmonie mit andern Tönen.

Karl Theodor Anton Maria, Freiherr von Dalberg,

aus dem alten Geſchlecht der Kämmerer von Worms, ward am 8. Februar 1744 in Herrnsheim bei Worms geboren, genoß eine vortreffliche Erziehung, ſtudirte darauf in Heidelberg und Göttingen und trat dann in den geiſtlichen Stand. Hier ſtieg er bald von Würde zu Würde, und erhielt 1772 die Ernennung zum wirklichen Geheimrathe und Statthalter von Erfurt, wo er ſich durch unermüdliche Thätigkeit, allgemeines Wohlwollen und ſtrenge Gerechtigkeit bald äußerſt beliebt machte. Ein eifriger Freund und Beförderer der Wiſſenſchaften, trat er zugleich in ein genaueres Verhältniß mit den ausgezeichneten Männern, welche zu jener Zeit Weimar zierten. Im Jahre 1787 ward er Coadjutor und dereinſtiger Nachfolger des damals regierenden Kurfürſten von Mainz, und noch in demſelben Jahre Coadjutor des Hochſtiftes Worms, doch blieb er fortwährend Statthalter in Erfurt. Das folgende Jahr begrüßte ihn als Coadjutor und Nachfolger des Erzbiſchofs von Conſtanz, auch ward er in Bamberg als Erzbiſchof von Tarſus conſecrirt, und 1797 Probſt des Domcapitels von Würzburg. Er folgte dem Fürſtbiſchof von Conſtanz 1799, behielt aber dieſes Bisthum nur bis 1802, wo er Kurfürſt von Mainz und des heil. römiſchen Reiches Erzkanzler wurde, doch hatte ſein Kurfürſtenthum durch die Zeitverhältniſſe bedeutend an Gebiet eingebüßt, und die von der Regensburger Reichsdeputation zugeſprochene Entſchädigung wog dieſen Verluſt nicht auf. Im Jahre 1806 ward er Fürſt Primas und ſouverainer Herr, jener bereits erwähnten durch Frankfurt am Main vermehrten Beſitzungen und 1810 Großherzog von Frankfurt. Nachdem ſich 1813 die politiſchen Verhältniſſe umgeſtaltet, entſagte er jedoch ſeinem Fürſtenthum und begab ſich nach Regensburg, wo er als Erzbiſchof bis an ſeinen Tod, der am 10. Februar 1817 erfolgte, ſegensreich waltete und wirkte.

Von ihm erſchienen:

Beiträge zur allgemeinen Naturlehre. Erfurt, 1773. 4.
Betrachtungen über das Univerſum. Erfurt, 1777. 7te A. Mannheim, 1821.
Gedanken von der Beſtimmung des moraliſchen Werthes. Erfurt, 1782. N. A. 1784.
Erfurt, eine Cantate. Erfurt. 1786.
Grundſätze der Aeſthetik. Erfurt, 1791. 4.
Von dem Bewußtſeyn, als allgemeinem Grunde der Weltweisheit. Erfurt, 1793.
Verhältniſſe zwiſchen Moral und Staatskunſt. Erfurt, 1786.
Perikles. Erfurt, 1793.
Von Erhaltung der Staatsverfaſſungen. Erfurt, 1795. 4.
Betrachtungen über den Character Karls des Großen. Frankfurt a. M., 1806.
Einzelne Aufſätze im deutſchen Merkur, den Horen, dem Morgenblatt u. ſ. w.

Ein großartiger Mann, der nicht bloß als Fürſt mit ſeltener Liebe für Wiſſenſchaften und Künſte wirkte, ſondern durch eigene ſelbſtſtändige Forſchungen und Arbeiten bethätigte, welchen hohen Werth er auf dieſelben legte. Seine Schriften zeichnen ſich durch vielſeitiges Wiſſen, Scharfſinn, Feinheit des Geſchmacks, Gründlichkeit und regen Eifer für das Wahre und Gute, ſo wie durch einen gebildeten und gefälligen Styl höchſt vortheilhaft aus. Die abfälligen Meinungen über ſeine politiſche Wirkſamkeit zu würdigen, gehört nicht in das Bereich unſeres Unternehmens. Wir verweiſen in dieſer Hinſicht auf folgende Arbeiten:

A. Krämer, Gedächtnißſchrift auf K. Th. A. M. Freiherrn von Dalberg. Regensburg, 1817.
Karl Theodor, von F. Lipowsky. Sulzbach, 1829.
Zeitgenoſſen. Bd. 6. Heft 3. S. 83 fgde.

Von den
Grundſätzen
der
Aeſthetik.

Viele fürtreffliche Schriftſteller haben in verſchiedenen Theilen der Aeſthetik Meiſterwerke geliefert; aber in den Grundbegriffen dieſer Wiſſenſchaft ſcheint noch immer einige Verworrenheit zu liegen. Das Schöne wird als ein Gegenſtand der ſogenannten ſchönen Wiſſenſchaften betrachtet, und der Grund dieſer Einſchränkung wird darinn geſucht, daß das Schöne eigentlich dasjenige iſt, was gefällt. Allein dieſer Grund iſt ganz irrig. Denn in den ſo genannten gründlichen Wiſſenſchaften ſind unzählige Gegenſtände, die dem Kenner eben ſo gefallen. Und ganz gewiß hat die Größenlehre eben ſo lebhaften Reitz für den Meßkünſtler, als die Dichkunſt für den Dichter. Selbſt der Handwerksmann findet in ſeinem Handwerke ein großes Vergnügen, wenn er darinn die Vollkommenheit ſucht und erreicht. Auch das Werk ſeiner Hände wird von jedem ſchön geprieſen, wenn es in ſeiner Art würklich vollkommen iſt. Einige glauben den Knoten dadurch zu löſen, daß die ſogenannten ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften deswegen ihre Benennung erhalten, weil ſie ſich mit dem moraliſchen Menſchen beſchäftigen, die Leidenſchaften der Menſchen darſtellen, und ihr Würkungskreis mithin der menſchlichen Glückſeligkeit näher liegt. Aber auch dieſer Grund iſt irrig, denn dieſemnach müſten auch Rechtswiſſenſchaft und Moral zu ſchönen Wiſſenſchaften gerechnet werden.

Dieſe irrige Benennung und Verworrenheit der Begriffe, haben unterdeſſen ihre nachtheiligen Folgen, ſo wie alles dasjenige, was unwahr und dunkel iſt. Die bildenden Künſte und ſchönen Wiſſenſchaften, werden von manchem ernſthaften Manne als Spielereien verſchmäht; weil man ſie von nützlichen Wiſſenſchaften unterſcheidet. Die ſogenannten ernſtlichen Wiſſenſchaften findet die Jugend und manche muntere Geiſter langweilig, unangenehm, pedantiſch und ekel, weil ſie glauben, daß aller Reitz der Schönheit denſelben fehle. Die bildenden Künſte verlieren ihren weſentlichen Zweck, nämlich Bezeichnung und verewigtes Andenken der Thatſachen, weil ſie als Spielereien des Luxus angeſehen werden. Die ſchönen Wiſſenſchaften verlieren ihre erhabene Beſtimmung, Begriffe mitzutheilen, und Begeiſterung zu erregen, ſobald man ſie zum bloſen Zeitvertreib herabwürdiget, Die ſogenannten Handwerker verlieren die verdiente Hochſchätzung, ſobald man ihren Arbeiten alle Einwürkung des Geiſtes und des Schönheitsgefühls abſpricht. Die vollſtändige Theorie der Aeſthetik kann weder gründlich noch zuſammenhängend ſeyn, ſobald man ihr allzuenge Gränzen ſetzt. Denn der nachdenkende Geiſt kann alsdann keinen vollſtändigen Grundſatz faſſen, welcher ſich in allzuenge Gränzen einſchlieſen lieſe. Eben ſo gewiß iſt es aber auch auf der andern Seite, daß Aeſthetik ſich in unrichtige unbeſtimmte Begriffe verirren muß, wenn man ihr allzuweite Gränzen ſetzen ſollte.

Es iſt mithin ein würdiger Gegenſtand, die Grundſätze der Aeſthetik zu prüfen. Der ſicherſte Gang iſt: analytiſch bis zu dem Bewußtſeyn aufzuſteigen, weil hier der Urkeim alles menſchlichen Denkens und Empfindens liegt; von da kann man ſynthetiſch ſchlieſen. Der Zweck dieſes Aufſatzes iſt: eine ſolche Ausführung vorzulegen.

Wenn Aeſthetik eine gründliche, vollſtändige Wiſſenſchaft iſt, ſo muß ſie ihren Begriff genau angeben, damit man ihren Zweck erkenne. Sie muß ihre Theile vollſtändig aufzählen, damit man erkenne, auf welche Gegenſtände ſie anwendbar iſt. Sie muß ihren ganzen Umfang darſtellen, damit man die Verbindung ihrer Theile wahrnehme, und damit ſie ſelbſt alle innere Widerſprüche vermeide. Sie muß ihre Geſetze vorlegen, und aus den Verhältniſſen der Dinge herleiten, damit man von ihrer wiſſenſchaftlichen Gründlichkeit überzeugt werde. Sie muß ihre Gränzen ſorgfältigſt bezeichnen, ſonſt ſcheitert ſie an der gewöhnlichſten Klippe ſo vieler Syſteme, welche ihre Grundſätze viel zu weit ausdehnen, und dadurch Irrthum und Unrichtigkeit erzeugen. Sie muß die Kennzeichen angeben, nach welchen ſie die Befolgung und Nichtbefolgung ihrer Geſetze mit Gewißheit prüft. Sie muß ihre wechſelſeitige Verbindung mit andern Wiſſenſchaften zeigen; ihren Nutzen beweiſen; ihren Ausſichten mögliche Erweiterung geben; ihren gegenwärtigen Zuſtand vorlegen; die nothwendigſten Folgen ih-

---

*) Aus Carl von Dalberg's: „Grundſätze der Aeſthetik." Erfurt, 1791.

rer Grundſätze erörtern, und den Weg der practiſchen Anwendung durch Beyſpiele erläutern.

Dieſer Aufſatz iſt ein Verſuch: ob und in wie weit die Aeſthetik alle dieſe Bedingniſſe einer vollſtändigen und gründlichen Wiſſenſchaft erfüllen könne? Wenn ſie würklich erfüllt werden, ſo fallen diejenigen anſcheinenden Widerſprüche weg, die zu dieſer Ausführung Anlaß gaben.

Aeſthetik iſt Wiſſenſchaft des Schönen. Das Schöne iſt das, was im hohen Grad gefällt. Das Gefallen beſteht allemal im angenehmen Bewußtſeyn angewandter Fähigkeit; die ſeltne höchſte Stufe dieſes angenehmen Bewußtſeyns, heiſt Schönheitsgefühl. Das Gefallen hat Beziehung auf Selbſtheit, und auf Verbindungen. Selbſtheit iſt Inbegriff der Eigenſchaften, welche die Menſchheit beſtimmen. Verbindungen ſind diejenigen Würkungen, welche die Kräfte in der Welt wechſelsweiſe in einander hervorbringen. Jeder weiß, daß ſeine ſchlafenden Fähigkeiten erſt durch Einwürkung der äußern Sinnenwelt in lebende Kraft übergehen. Die Natur hat jedem Bewußtſeyn dieſer Kraft ein Gefühl von Wohlgefallen beygelegt, welches nur in gewiſſen Verhältniſſen in Mißfallen ausartet. Dieſes Wohlgefallen iſt Gegenſtand der Aeſthetik, ſo oft ſie einen hohen Grad von Stärke hat. Die wechſelsweiſe Verbindung der Seele mit der Sinnenwelt, iſt von Lebensfreuden und Leiden unzertrennlich.

Die wohlgefallenden Empfindungen der Selbſtheit ſind Bewußtſeyn der Seelenkräfte, des Willens, Denkens, Erkennens, Vorſtellens u. ſ. w. Das Wohlgefallen, das aus den wechſelſeitigen Verbindungen unſerer Seele mit dem Körper, mit der Welt und mit Gott entſteht, iſt eben ſo verſchieden, als unſere Fähigkeiten verſchieden ſind, und als die äuſſern Kräfte verſchieden ſind, welche auf die Seele würken.

Bewußtſeyn aller ſelbſteigenen Seelenkräfte, in ihrer würklichen und möglichen Ausbildung, und alle würkliche und mögliche äuſſere Verbindungen mit der Seele, ſind für uns Quellen des Gefallens und Mißfallens; Zweige und Knoſpen der Aeſthetik, ſo oft das Wohlgefallen ſtark und daurend iſt. Das Wohlgefallen der Selbſtheit iſt ſtark oder ſchwach, demnach als eigene Seelenkräfte ſtark oder ſchwach ſind. Dieſe Verbindungen ſind ſtark oder ſchwach, demnach als die äuſſern Kräfte ganz oder zum Theil, einzeln oder vereinigt, auf die Seele würken. Das Gefallen hat ſeine Stufen: des Behagens, des lebhaften Gefallens, des Entzückens; und die ſelbſteigne oder äuſſere Gegenſtände, welche dieſe Gefühle erregen, heißen angenehm, ſchön, vollkommen ſchön, erhaben. So hat das Mißfallen auch ſeine Stufen: des Mißbehagens, des innigſten Mißfallens, des Schmerzes; und die ſelbſteigne oder äuſſere Gegenſtände, die das Mißfallen erregen, heißen unangenehm, häßlich, abſcheulich. In dem innern Bewußtſeyn, und in den Verbindungen zwiſchen äußern Gegenſtänden und der Seele, ſind gewiſſe Verhältniſſe, in welchen das Gefallen am längſten und ſtärkſten beſtehet. Dieſe Verhältniſſe ſind äſthetiſche Geſetze. In dem Gefallen der Selbſtheit liegt es, daß die Seele ſich ſelbſt eine Quelle von Glückſeligkeit iſt, daß ſie ihre innere eigene Kräfte zu entwickeln und zu bilden ſucht. In der wechſelsweiſen Verbindung äuſſerer Gegenſtände mit der menſchlichen Seele, liegt es, daß die Welt zu des Menſchen Glückſeligkeit beyträgt, und daß der Menſch die äuſſern Dinge zu ſeinen Bedürfniſſen und Lebensfreuden ordnet und bildet. Je mehr die Seele ihre Kräfte entwickelt, bildet, anwendet: um ſo mehr wächſt das Wohlgefallen der Selbſtheit. Nebſtdem ſtrömen ihr von außen die Freuden durch die Sinnen zu, werden geläutert und veredelt durch weiſe Anwendung der Geiſtesorganen. Demnach als ihr Erkenntnisvermögen ſich entwickelt und ausbildet, wird ſie auch empfänglich für das äuſſere reine Wohlgefallen des wahren Schönheitsgefühls. Sie wird im innern vollkommner, und wendet auch ihre Kräfte an, um ſolche äuſſere Unternehmungen zu Stande zu bringen, welche ihre gefallende Empfindungen vermehren. Und ſo entſtehen ſchöne Handlungen, Geiſteswerke, Kunſtwerke. Die beſte Stärkung zu Erreichung innerer Vollkommenheit und damit verbundenes reines Wohlgefallen des eigenen Bewußtſeyns, iſt die Liebe Gottes. Sie iſt unter allen möglichen Verbindungen diejenige, die am meiſten beglückt. Weil ihr Gegenſtand unendlich, unerſchöpflich iſt; weil ſie alle andere Lebensfreuden veredelt, derſelben mäßigen Gebrauch verſtattet, und den Keim aller quälenden Leidenſchaften erſtickt. Auch wird Erkenntnis des Daſeyns Gottes als ein äſthetiſcher Begriff beſtätiget. Die Aeſthetik muß nämlich immer in Erklärung der Verbindungen aus empfundenen ſichtbaren Würkungen, auf das Daſeyn unſichtbarer innerer Urſachen und Kräfte ſchlieſen. Die letzte Urſach der Urſachen und Urkraft, iſt Gott. Das Bewußtſeyn der Selbſtheit verläſt die Seele niemals. Die Sinnenwelt umgiebt den Menſchen von allen Seiten, und erregt immer neues Wohlgefallen in ihm. Das Bewußtſeyn der Selbſtheit iſt erſte weſentliche Eigenſchaft der Seele. Die unvermeidlichſte Verbindung der Seele iſt diejenige, die ſie an ihre innere Seelenorganen des Gedächtniſſes, der Vernunft, der Vorſtellung, des Willens, feſſelt. Ihre Sinnen kann ſie manchmal verſchlieſen, aber ihre innere Organen kann ſie im wachenden Zuſtande nicht entfernen. Auch iſt dieſe Quelle der Leiden und des Gefallens, die ſtärkſte von allen.

Dieſes ſind die Grundbegriffe von der Aeſthetik. Sie iſt Wiſſenſchaft desjenigen, was gefällt. Sie heiſt und iſt hauptſächlich Wiſſenſchaft des Schönen, weil Schönheitsgefühl die ſtärkſte kenntlichſte Stufe des Wohlgefallens iſt. Zu bemerken iſt insbeſondere, wie ſehr die Gegenſtände des Schönheitsgefühls zahlreich ſind. Da nämlich das Schönheitsgefühl in dem hohen Bewußtſeyn angewandter Fähigkeiten beſteht, und die Fähigkeiten der Seele ſehr mannichfaltig ſind, ſo iſt auch das Schönheitsgefühl ſehr mannichfaltig. Mit einem Wort: was in uns und auſſer uns äſthetiſch vollkommen iſt, und äſthetiſch vollkommen werden kann, muß als mögliche Quelle des Schönen betrachtet werden. Aber das äſthetiſch Ueble, Fehlerhafte, Mangelhafte, Häßliche, kann, vermöge ſeiner Natur, keine Quelle des Schönheitsgefühls ſeyn. Und wenn auch der Menſch ſich über das beſcheidene Erkenntnis eigener Fehler freut: ſo kommt dieſe Wonne von dem Bewußtſeyn der Demuthstugend, nicht von dem Bewußtſeyn der Fehler, die ſie ihm vorhält. Wenn Laſter und Ungeheuer meiſterhaft gemahlt werden, ſo gefallen weder Laſter noch Ungeheuer, ſondern Kraft des Pinſels und Anſchauung des Gemähldes. Herzerhebend iſt die Wahrheit, daß die Quellen des Schönen ſo viel und mannichfaltig der menſchlichen Seele zuſtrömen, und daß es von ihr abhängt, das reine Schönheitsgefühl zu genieſen, ſo oft ſie es in Erkenntnis des Aeſthetiſchvollkommenen ſucht. Ihr eigener Glückſeligkeitstrieb ermuntert ſie wirklich zu dieſem Beſtreben: und wer einmal dieſes edle Vergnügen genoſſen hat, wird demſelben nicht mehr entſagen. Alles und alles ladet ihn dazu ein, von auſſen die ſchönen Geſtalten, Kraft, Dauer, Gelenkſamkeit, Farbe des Thierreichs; der ſchlanke Wuchs unermeßlicher Mannichfaltigkeiten des Pflanzenreichs, bunte Farben und Wohlgerüche ihrer Blumen; die Feſtigkeit, Biegſamkeit, Glanz und zweckmäſige Brauchbarkeit des Mineralreichs, und über alles, die erhabene harmoniſche Zuſammenwürkung aller Theile des Weltalls. Durch alle Sinne ſtrömen in die Seele die Reize hoher Farben, voller Töne, würzenden Geſchmacks, reizender Gerüche, und ſanfter Gefühle. In ſich ſelbſt findet der Menſch die Kräfte des Vorſtellungsvermögens, des Verſtandes, der Ausbildung eigner Begriffe, des Gedächtniſſes; die Kräfte des Willens in Entſchlieſungen der Seele und Bewegungen des Körpers; der unzähligen geiſtigen und gemiſchten Gefühle, welche durch Wellenlinien, Muſikmodulationen, Diſſonanzen und Konſonanzen, und Mitteltinten, ſo unerſchöpflich mannichfaltige und angenehme Eindrücke geben. Noch weit inniger als alles das, fühlt der Menſch den unwiderſtehlichen, ſo ſehr beglückenden Drang, ſelbſt etwas Schönes durch Unternehmungen, Geiſteswerke, oder Kunſtwerke hervor zu bringen.

Wahr iſt es, daß unter allen dieſen Anſchauungen, Empfindungen, Gefühlen, nur wenige das vollkommene Gepräge der Schönheit tragen. Sie erregen meiſtens nur einen geringeren Grad des Wohlgefallens, welcher den Namen des hohen Schönheitsgefühls nicht verdient: aber ſie ſind der Stoff des Schönen, in ſo weit, als ſie durch Anwendung äſthetiſcher Geſetze zu vollkommenen ſchönen Gegenſtänden gebildet, zuſammen geordnet, und erhoben werden können, wie dieſer Aufſatz zeigen wird. In dieſer Hinſicht empfindet man die Unmöglichkeit, einen beſtimmten Begriff von der Summe derjenigen Gegenſtände zu geben, welche den Stoff der Schönheit enthalten.

Der Geiſt verliert ſich in die Zahl der Schönheitsquellen, die in der Natur und der Kunſt liegen. Die Fluten, die ſich in Tropfen ſammlen, und nun in Bächen als Flüſſen vereinigt, ſtrömen, und dann das Weltmeer erzeugen, ſind ſchwaches Bild der Fülle von Schönheiten, welche in der Natur und in der Kunſt liegen. Dieſe Fülle von Schönheitsquellen umgiebt den Menſchen von jeder Seite, verläſt ihn ſo wenig, daß er allenthalben, und in jedem Augenblicke, ſein Verlangen nach Glückſeligkeit daran befriedigen kann Nur muß er mit weiſer Mäßigung genieſen, damit nicht grenzenloſes Schwelgen in ihm ſelbſt geiſtige und körperliche Mängel erzeuge! Dieſe Mängel ſind von ihren häßlichen Folgen, von Schmerzen und innern Vorwürfen unzertrennlich.

Ferner muß der Menſch das Gefallende und Schöne niemals außer den Gränzen ſeiner Kräfte ſuchen. Lächerlich und verlohren würde die Bemühung ſeyn, wenn er der innern Weſenheit der Dinge nachſinnen wollte, da er nur von ihren äuſſern Würkungen Begriffe hat. Er würde dem Blinden vergleichbar werden, der von Farben ſprechen wollte. Es kann höhere Schönheiten geben, für höhere Weſen, die mehrern Sinn und eindringendern Scharfſinn haben; aber man würde ſich in Träume verirren, und das Würkliche verlaſſen, wenn man ſolchen Muthmaßungen nachſpüren wollte. Die Zahl der erreichbaren Schönheitsquellen iſt ſchon für jeden Menſchen ſehr groß; die Sonne und der kleinſte Käfer drücken ihr Bild in ſeine Seele. Reichthum der Natur wird durch Reichthum der Kunſt vermehrt, und des Menſchen Seele iſt bildliches Weltall, Alles würkt auf ihn, und aus der Würkung des Schönheitsgefühls entſtehet in ihm der Drang der Rückwürkung. Dieſer Drang iſt das, was man Genie, bildende Kraft nennt. Dieſe bildende Kraft drückt ein Pichler dem kleinen Kieſel ein; Phidias dem Marmor, ein Palladio dem Steinhaufen, und ein Plutarch verewigt die Seelenbilder großer Männer der Vorzeit. Die Menſchheit iſt geliebte Tochter des Schöpfers. In jedem Menſchenalter vermehren ſich die Schönheitsquellen der Kunſt; und die Schönheitsquellen der Natur bleiben die nämlichen, immer verjüngt. Begreiflich iſt es daher, wie reich wir ſeyn müſſen, auch ſind, da die Menſchheit ſeit Jahrtauſenden Meiſterwerke auf Meiſterwerke häufet. Der weitere Zuwachs an ſolchen Reichthümern iſt unaufhaltbar; der Drang dazu liegt in den erneuerten Urkräften künftiger Menſchen. Kunſtwerke werden ſeltener durch Menſchen zerſtört, als ſie erzeugt werden. Im Ganzen alſo wächſt die Zahl der Kunſtwerke, und die Welt wird ſchöner.

Die Erkenntnis dieſer Wahrheit wird durch genaue Charakteriſtik des Schönen am beſten befördert. Das Schönheitsgefühl iſt ein freudiger Zuſtand der menſchlichen Seele. Die Verhältniſſe, unter welchen dieſer Zuſtand beſtehet, ſind äſthetiſche Geſetze; beſtimmen die Eigenſchaften und Charakteriſtik der Schönen.

Der Menſch iſt zuſammengeſetzt aus einer Seele, die grenzenloſes Verlangen nach dem äſthetiſch Vollkommen und Schönen hat, und aus einem organiſchen Werkzeuge, dem Körper, welcher ſehr begränzte Mittel hat, das Verlangen der Seele zu befriedigen. Die äſthetiſchen Geſetze ſtehen daher im zuſammengeſetzten Verhältniſſe des unendlich großen Wunſches der Seele, und den beſtimmt kleinen Kräften des Körpers. Das allgemeine äſthetiſche Beſtreben gehet alſo dahin, das unendliche Verlangen der Seele ſo vollkommen zu erreichen, als es die Schwäche des Körpers geſtattet.

Die äſthetiſchen Geſetze, deren Erfüllung zu dieſem Zwecke führen, ſind dreyfach. Die erſten haben Beziehung auf Stärke des Schönheitsgefühls. Die andern auf deſſen Dauer. Die übrigen auf deſſen Vollkommenheit.

Das erſte und wichtigſte von allen iſt das Geſetz der Einheit in dem Gegenſtande der Geiſtesbeſchäftigung. Wenn der Geiſt anhaltend richtet, ſo wird ſeine Kraft und deren Bewußtſeyn, mit jedem Streben der Aufmerkſamkeit, mehr und mehr geſpannt. Die Seele umfaſſet das Bild des Gegenſtandes immer inniger, eben ſo, wie in der Körperwelt die anziehende Kraft mit der Annäherung immer wächſt. Die Seele wünſcht zwar ſogleich ihr Verlangen zu erfüllen, allein in ihrem jetzigen Zuſtande kann ſie nur durch anhaltendes ausſchlieſendes Ausharren an einem einzigen Gegenſtande, das möglichſt hohe Bewußtſeyn ihrer angewandten Fähigkeiten erhalten. Dieſes Bewußtſeyn iſt vollſtändiges Wohlgefallen. Das Ausdauern an einem Gegenſtande, iſt Fundgrube des Genies, Leitſtern zu dem Schönen, Gepräge hoher Geiſter. Hierher gehören alle Regeln, in Entwerfung einfacher, zweckmäßiger Plane; die Regeln der Einheiten in dramatiſchen Werken; in Geiſteswerken; in bildenden Künſten. Dahin gehören die Vorſchriften des Gemeinſinnes, der da gebietet, den eifrigen Fleiß nur einem Hauptgegenſtande zu widmen, und darinn unermüdet fortzufahren.

Das zweyte Geſetz iſt die Sammlung und Anwendung mehrerer und verſchiedener Kräfte zu einem nämlichen Zwecke. Da nämlich, wo eine einzige geſpannte Kraft nicht hinreicht, um den möglichſten Reiz des Schönen hervorzubringen, da müſſen mehrere Kräfte dergeſtalt vereinigt werden, daß keine die Würkung der andern hindert, ſondern befördert. Die Anwendung dieſes Geſetzes kommt bey allen großen Unternehmungen häufig vor. Ein tägliches Beyſpiel davon findet man auch in Vereinigung mehrerer Künſte, z. B. der Tonkunſt und Dichtkunſt, im Singſpiel; der bildenden Künſte, in Verzierung der Baukunſt. Dahin gehören ferner die wohlverflochtenen Epiſoden in Geiſteswerken; die Nebengruppen in Zuſammenſetzung eines großen Gemähldes. Der vorzügliche Reiz des Großen, der großen Unternehmungen, großer Gebäude, großer Naturgegenſtände, beſtehet in Erfüllung dieſes Geſetzes. Da iſt nämlich eine große Fülle geſammleter Kräfte auf einen Zweck vereinigt. So gefallen das alte Rom, die egyptiſchen Pyramiden, der Picus in Teneriffa, und das Firmament auch ſchon durch Größe, wenn man andere Verhältniſſe wegrechnet.

Dieſe zwey erſten Geſetze haben die Stärke des Schönheitsgefühls zum Gegenſtand. Deſſen Dauer wird nun durch die zwey folgenden erzielt.

Das dritte Geſetz verordnet Sparſamkeit im Gebrauche der Organen. Das Fühlen, Denken und Handeln erfordert nämlich eine körperliche Mitwürkung der Hirnzaſern, Nerven und Glieder, welche bald erſchöpft werden. Wenn nun die Seele keine organiſche körperliche Kraft verſchwendet, ſo können dieſe Organe als Werkzeuge der Seelenkräfte, länger ausdauern, und ſie genieſet länger das angenehme Bewußtſeyn ihrer angewandten Fähigkeiten. Beyſpiele, die hierher gehören, ſind: die Freude an allem, was deutlich und leicht zu faſſen iſt, z. B. die Symmetrie, indem durch dieſe Anordnung das Ganze geſchwinder überſehen wird; die Schönheit der Abkürzungsformeln in Vernunftſchlüſſen, im Rechnen, in tabellariſcher Ueberſicht. Hierher gehört ferner die Schönheit in körperlichen Bewegungen, im Reiten, Tanzen, Fechten, welche immer lediglich darauf hinaus gehet, mit dem leichteſten und geringſten Aufwande körperlicher Kräfte, den nämlichen Zweck zu erreichen.

In den größten Gegenſtänden der Kunſt und Natur iſt Geſetz der Sparſamkeit beobachtet. In der Peterskirche zu Rom ſind die Mauern nicht dicker, die Verzierungsglieder nicht ſtärker, als zu ſolchem Gebäude nöthig iſt. Die Geiſtesſtärke des Grundriſſes, und die Willenskraft der Ausführung, werden in dem ungeheuren Werke angeſtaunt. Das aber, was darinn als vollkommen gefällt, iſt Sparſamkeit des Ebenmaaſes, das ohne plumpe Verſchwendung entbehrlicher Mauern kühn und frey emporragt. Die Alpen und das Weltmeer erregen als ungeheure Fülle der Naturkräfte, Erſtaunen. Aber der Kenner der Natur wird dadurch äſthetiſch entzückt, daß dieſe große Maſſen durch einfach ſparſame Geſetze der Attraction und Adhäſion verbunden ſind.

Das vierte Geſetz: Abwechslung der Beſchäftigung befördert auch die Dauer des Schönheitsgefühls. Indeſſen daß ein anderes Organ gebraucht wird, ſammlet das erſte die ſchon erſchöpften Kräfte wieder, erhält nun neue Lebensgeiſter, und die Seele bleibe fortdaurend würkſam in dem angenehmen Bewußtſeyn ihrer Kräfte. Von Erfüllung dieſes Geſetzes rührt die ſo nöthige Abwechslung in Beſchäftigung, und die Zerſtreuungen her, welche der Gemeinſinn einem jeden Menſchen und bey jeder Unternehmung, als unentbehrlich vorſchreibt. Hierher gehören ferner die Regeln der Mannichfaltigkeit in Geiſteswerken und in der Schreibart. Dahin gehören gleichfalls die nöthigen Kontraſte in bildenden Künſten, nebſt der ſchönen Würkung ihrer Wellenlinien. Hieher gehören die meiſten Regeln der Landſchaftmahlerey und der ſchönen Gartenkunſt. Dahin gehört auch in der Tonkunſt die angenehme Abwechslung der Konſonanzen und Diſſonanzen. Der Reiz der Modeveränderungen iſt auch eine Folge dieſes Geſetzes.

Nun iſt der Weg geöffnet, um diejenigen Geſetze zu entdecken, von deren Erfüllung die Vollkommenheit abhängt. Wenn nämlich einmal das Gefühl des geiſtigen Schönen in der Seele entflammt iſt, dann gehet ihr Verlangen nach dieſem Gefühl, ſo weit es gehen kann. Zu Bewürkung dieſes Zwecks hat ſie zwey Wege. Der erſte iſt: alle Mittel zugleich anzuwenden, um ſich hohes Bewußtſeyn ihrer angewandten Fähigkeiten zu verſchaffen. Der andere Weg iſt: diejenigen Gegenſtände der Beſchäftigung und des Genuſſes zu wählen, in welchen die edelſten und würkſamſten Kräfte enthalten ſind. Der erſte Weg iſt das äſthetiſche Geſetz der Harmonie. Der andere iſt das Geſetz des Ideals.

Das fünfte Geſetz, der Harmonie und Ordnung, iſt Zuſammenſtimmung und Vereinigung der vier erſten Geſetze, durch welche Stärke und Dauer des Schönheitsgefühls erzeugt werden. Die Harmonie vereinigt nämlich Einheit des Gegenſtandes mit Manichfaltigkeit in der Behandlung; Fülle der Kräfte, mit weiſer Sparſamkeit in deren Anwendung. Und ſo beſtehet alsdann der hohe Geſchmack des Vollkommenen in dem Zuſammenklange der Kraft, Anmuth, Reichthum und Mäßigung.

Das ſechſte Geſetz des Ideals wählt unter dem Schönen das Schönſte, bildet es nach dem Geſetze der Harmonie in ein Ganzes zuſammen, und erreicht alsdann die höchſte Stufe des Vollkommenen: das Erhabene. Die Meiſterwerke, welche durch Befolgung dieſes Geſetzes zu Stande kommen, ſind die beſten klaſſiſchen Muſter der Nachahmung. Sie ſind ſchöner, als alltägliche Natur, weil dort die hohen Schönheiten nur zerſtreut, und hier geſammelt wird.

Der Inbegriff aller äſthetiſchen Geſetze führt auf folgende allgemeine Bemerkungen: Das Geiſtige iſt Weſenheit des Schönen; das körperliche iſt deſſen Auſſenhülle; die äſthetiſchen Geſetze verlangen ſo viel geiſtiges, als möglich iſt; ſo wenig körperliches als unentbehrlich iſt. Ohne Geiſtiges iſt kein Daſeyn des Schönen; ohne Körperliches iſt kein Anſchauen des Schönen. In Sparſamkeit und Abwechslung des Körperlichen, liegt Anmuth des Schönen; Vereinigung der Kraft und Anmuth, iſt Inbegriff des Schönen für den Menſchen.

Dieſes ſind nun die äſthetiſchen Geſetze, deren Beobachtung zu dem Schönen, äſthetiſch Vollkommenen und Erhabenen führt. Aber wenn ſie über die Gränzen der Wahrheit und Weisheit mißbraucht werden, ſo iſt es hierinn, wie mit allem in der Welt. Das Mittel, zum Schönen zu gelangen, kann durch Mißbrauch eine Quelle des Fehlerhaften- und Häßlichen werden. Der Mißbrauch des erſten Geſetzes: der Einheit, führt auf Ueberſpannung, Leidenſchaft, Wahnſinn. Der Mißbrauch des zweyten Geſetzes: geſammleter Kräfte, führt auf üppiges, Lebenzerſtöhrendes Schwelgen. Mißbrauch des dritten Geſetzes: der Krafterſparung, führt auf unwürkſame Schwachheit. Mißbrauch des vierten Geſetzes: der Abwechslung, führt auf leichtſinnige Tändeley. Mißbrauch des fünften Geſetzes: harmoniſcher Ordnung, führt auf kalte Krafterſtickende Methode. Mißbrauch des ſechſten Geſetzes vom Ideal; führt auf Ziererey und Empfindeley. Vernunft und Wahrheitsgefühl müſſen Richtſchnur und Gränzen beſtimmen. Im Grunde liegen dieſe Gränzen des Schönheitsgefühls zwiſchen dem ſchwächeren Wohlgefallen an demjenigen, welches blos behaglich iſt, ohne noch ſchön zu ſeyn; und zwiſchen dem Beſtreben und überſpannten Anſtrengen nach dem Bewußtſeyn einer Kraft, welche der Menſch nicht beſitzt, und die mithin unerreichbar iſt. Dieſes Beſtreben iſt eben darinn fehlerhaft, weil es die Gränzen des Schönen überſchreitet. Das hohe reine Bewußtſeyn angewandter Fähigkeiten, iſt im eigentlichſten Verſtande die wahre Quelle menſchlicher Glückſeligkeit. Und wenn die Uebertreibung eines einzelnen äſthetiſchen Geſetzes, den Menſchen in den Abgrund der Leidenſchaften ſtürzt, ihn geiſtig oder körperlich unglücklich macht, ſo geſchiehet dieſes, weil dieſe Geſetze nicht im Zuſammenhange, nicht harmoniſch befolgt werden; weil vernünftige Moral und Wahrheit den Weg zu dem würklich Schönen nicht prüfen; weil ſie dasjenige innere Häßliche nicht erforſchen, welches durch einige ſchöne Auſſenſeiten bedeckt iſt; und weil manche Menſchen, mit einem Worte, vergeſſen, oder nicht wiſſen, daß die Seele erſt durch Ausbildung ihres Erkenntnisvermögens, für das wahre Schönheitsfühl empfänglich wird.

Das weſentliche Verhältnis des Schönen beſtehet darinne, daß es die menſchliche Seele durch das holde Band der Liebe mit Gott und der Natur zuſammen knüpft. Erkenntnis des Angenehmen erzeugt Neigung; Erkenntnis des Schönen erzeugt Liebe. Die einzelnen Schönheiten der Natur führen die Seele auf deren Urquelle, auf den ewigen unendlichen Innbegriff aller Vollkommenheiten, auf Gott. Nur in dieſem höchſten Gefühl kann das grenzenloſe Verlangen der Seele ruhen, weil da Vollkommenheit ohne alle Mängel, Glückſeligkeit ohne Ende iſt. Alle dieſe Verhältniſſe des Schönen, ſind nicht zufällig, nicht vorübergehend. Sie flieſen aus den urſprünglichen Eigenſchaften der menſchlichen Natur; durch vernünftigen Gebrauch ſeines Willens, und beſtändiges Streben nach äſthetiſcher Vollkommenheit, kann der Menſch in Ausbildung und entzückendem Bewußtſeyn angewandter Fähigkeiten, weit kommen. Die Menſchheit im Ganzen genommen, iſt hierinnen ſchon weit gekommen, und wird immer weiter fortrücken. Und das Ziel iſt: größere Glückſeligkeit durch reines Schönheitsgefühl.

Da nunmehr die Charakteriſtik des Schönen angegeben worden, ſo wird es zweckmäßig ſeyn, auch die beſtimmten Kennzeichen anzugeben, welche dem Nichtſchönen eigen ſind. Wo kein hohes Bewußtſeyn angewandter Fähigkeit iſt, da empfindet die Seele kein vorzüglich lebhaftes Wohlgefallen, kein Schönheitsgefühl. Diejenigen Gegenſtände verdienen mithin die Benennung des Schönen nicht, welche kein hohes intenſives Schönheitsgefühl erregen können.

Das Nichtſchöne iſt entweder häßlich oder gleichgültig, oder wenig gefallend, oder übertrieben. Das tiefe mißfallende Gefühl des äſthetiſch Fehlerhaften, welches demjenigen gar nicht entſpricht, vielmehr entgegen ſtrebt, was man nach deſſen Zweck zu erwarten hatte, iſt Würkung und Kennzeichen des Häßlichen. Dasjenige, was bey vorübergehender Bemerkung in der Seele weder einen angenehmen, noch unangenehmen Eindruck hinterläßt, iſt für die Seele in dieſem Augenblick gleichgültig. Das Behagliche erregt wahres Wohlgefallen in der Seele, aber dieſes Wohlgefallen iſt weit ſchwächer, als dasjenige, welches durch den ſtärkern Eindruck des Schönen erregt wird. Das Uebertriebene mißfällt deswegen, weil es die Vollkommenheit ſucht, wo ſie nicht iſt, und weil das Streben jenſeits des Ziels, eben auch ein häßlicher Fehler der Beurtheilungskraft iſt.

Es iſt natürlich, daß die Empfindung des Wohlgefallens und Mißfallens, ihre Stufenleiter hat. Alle einfache abgezogene Begriffe, alle einfache Gefühle und Empfindungen, haben die ihrigen. Eben ſo natürlich iſt es, daß eine äuſſerſte Stufe des höchſten Wohlgefallens da ſeyn muß, denn ſonſt gieng dieſes Aufſteigen ins Unendliche; und der Menſch iſt ein endliches Weſen von beſtimmt-beſchränkten organiſchen Kräften. Der vollkommenſte Punkt auf der Stufenleiter des Wohlgefallens, heiſt Schönheitsgefühl.

Jede Stufe des Nichtſchönen hat ihre Abſtufungen. Das blos Gefällige, und das einigermaßen Uebertriebene, gränzen von beyden Seiten am nächſten an das Schöne. Das Häßliche ſtehet am allerweiteſten von dem Schönen ab. Es erregt ein unangenehmes Gefühl, das die Seele von ſich zu entfernen ſucht, weil es ihrem unauslöſchlichen Triebe nach Glückſeligkeit entgegen würkt, und ihm den höchſt angenehmen Genuß des Schönheitsgefühls entziehet. Ein auffallendes und wichtiges Beyſpiel, wird die Folge des Häßlichen deutlich entwickeln. Das Bewußtſeyn nämlich moraliſcher Mängel und Laſter, erregt Gewiſſensbiſſe. Das Bewußtſeyn geiſtiger und körperlicher Mängel, erregt Mißmuth. Die Seele hat zwey Wege, aus dieſem unangenehmen Zuſtande zu kommen: der eine iſt der wahre; beſtehet in Selbſtbeſſerung, und in dem Beſtreben, andere gute Anlagen in ſich ausbilden. Dieſes Beſtreben ſchaffet Troſt und Erſatz, und öfnet neue Quellen des Moraliſch- und Aeſthetiſchſchönen. So wird der Verführte durch Reue und Beſſerung, ein edler, rechtſchaffener Mann. Und bey großen körperlichen Mängeln, kann eine Perſon durch Anmuth und Tugend, auch äſthetiſch liebenswürdig werden, indem ihre Geiſtesvorzüge gefallen. Der andere Weg: das eigene Bewußtſeyn des Häßlichen zu entfernen, beſtehet darinn, daß man das Schöne in äuſſeren Gegenſtänden und Perſonen zu verdecken, zu mißſtellen, zu zerſtöhren ſucht, ſie ſelbſt wegſchaft, damit ihre äſthetiſchen Vollkommenheiten nicht an eigene Häßlichkeit erinnert. Dieſer Weg des Haſſes, des Neids, der Verläumdung, der Boßheit, verfehlt ſeinen Zweck; denn da wird das Häßlichere zum Häßlichen gehäuft; böſes Gewiſſen und Mißmuth rufen nun immer lauter, und ihre Stimme erregt bittres inneres Mißfallen.

Moral und Aeſthetik treffen in dem Punkt zuſammen, wo angenehme und unangenehme moraliſche Gefühle entſtehen; wo in der Moral Gefallen und Mißfallen vorkommen; denn Gefallen und Mißfallen ſind das eigentliche Gebiete der Aeſthetik.

In Beziehung auf die lebloſe Natur, folgt der Menſch immer ſeinem Triebe, das Häßliche zu entfernen. So werden Sümpfe abgeleitet, Wüſteneyen urbar gemacht, dürre Anger bepflanzt; und ſo keimt das Aeſthetiſchſchöne zuweilen mitten aus dem Häßlichen hervor; in moraliſcher Beziehung, durch Reue, Demuth, Geiſtes- und Herzensbildung, und auch durch beſſernde Warnungen und Strafen; in pſychologiſcher Beziehung durch Unternehmungen, Geiſteswerke und Kunſtfleiß.

Im Ganzen iſt es aber wahr, daß das Häßliche oft ſtark und andaurend ſiegt; und es iſt daher Tugend und äſthetiſche Wohlthat für die Menſchheit, demſelben entgegen zu arbeiten. Dieſes iſt um ſo nöthiger, als das Häßliche durch das Häßliche ſehr oft verbreitet und fortgepflanzt wird. Neid, Haß, Verfolgung, Boßheit, Habſucht, Rohheit und Laſter, werden durch Nachahmung herrſchend; durch Gewohnheit eingewurzelt. Der abgehärteten Boßheit iſt Unſchuld unerträglich; Verführung und Mittheilung eigener Häßlichkeit, iſt ihre Wonne. Selbſt in der phyſiſchen Natur wird das Häßliche von dem Häßlichen erzeugt. Stockende Sümpfe, modernde Wälder, dumpfige Thäler, verpeſten die Luft, vergruppen die Pflanzen, entedlen die Thierarten. Mit einem Worte: Gefühl des Häßlichen iſt Bewußtſeyn des äſthetiſch-Fehlerhaften und Mangelhaften. Alle Gräuel und Schandauftritte der phyſiſchen und moraliſchen Welt, ſind Folgen des Fehlerhaften und Mangelhaften; ſind zugleich phyſiſch, moraliſch und äſthetiſch häßlich. Und da der Haß mit Gegenhaß, Zerſtöhrung mit Zerſtörung, Boßheit mit Boßheit, mehrentheils vergolten wird, ſo keimen Uebel aus Uebel, Häßlichkeit aus Häßlichkeit. Die Geſchichte zeigt große Gegenden, ganze Jahrhunderte des Jammers, und häßliche Entehrung der menſchlichen Natur, deren Würkungen ſo äuſſerſt mißfallen müſſen. Oft hörten ſie nicht eher auf, bis die Stimme eines aufgeklärten tugendhaften Mannes, ſich unter den Trümmern der Verwüſtung erhob, oder bis durch zufällige Zuſammenſtimmung beſonderer Umſtände, das Edle und Schöne wieder aufkeimen konnte. An Beyſpielen, noch beſtehender Gräuel, fehlt es unſern Zeiten ſelbſt nicht. Sittenverderbnis, politiſche Ränke, habſüchtige Kriege, Negerhandel, und mancher deſpotiſche Mißbrauch rechtmäſiger Gewalt, werfen manchen moraliſch und äſthetiſch häßlichen Schatten auf das Gemälde unſers Jahrhunderts, und müſſen jeder unverdorbenen Seele äuſſerſt mißfallen.

Doch niemals wird der Keim des Vollkommenen und Schönen in der menſchlichen Natur ganz erſtickt. Die Funken davon liegen tief in der Seele. Und im Grunde iſt das mißfallende Bewußtſeyn eigener Fehler und Häßlichkeit, ein gewaltſamer Zuſtand für die Menſchheit, den ſie nur durch tugendſames und äſthetiſches Beſtreben nach dem Vollkommenen und Moraliſch-äſthetiſchſchönen, entfernen kann. Bildung, Erziehung, Künſte, Wiſſenſchaften, Kriminalgeſetze, bürgerliche Ordnung, ſind weſentliche Mittel zu dieſem Zwecke. Im Ganzen geſchehen Fortſchritte, und dieſer Sieg des Lichts über Finſternis, iſt würkliche Verminderung des Moraliſch-phyſiſchen und Aeſthetiſch-häßlichen.

Die beſtimmten Kennzeichen des Schönen, ſind in den äſthetiſchen Regeln enthalten; der ächte Probierſtein iſt die Anwendung dieſer Regeln, in Beurtheilung und Prüfung eines jeden Gegenſtandes. Dieſe Prüfung wird noch viel einleuchtender und ſicherer, wenn man zu gleicher Zeit ſolche Gegenſtände prüfet und vergleicht, deren klaſſiſche Vollkommenheit ganz ungezweifelt iſt. Die Schönheit nämlich hat auch ihre engern Stufen, und wenn man erkennen will, in welchem Grade ein Gegenſtand ſchön iſt, ſo iſt es zweckmäßig, ihn mit einem andern von erkanntem Werthe zuſammen zu ſtellen, der ihm alsdann zum Maaßſtabe dienet.

Wohlgeordnete Sammlungen, vollkommene Muſter nach verſchiedenen Stufen ihrer Schönheit, ſind daher von weſentlichem Nutzen, zu Bildung des Geſchmacks, und Beſtimmung eines richtigen Urtheils. Solche Sammlungen ſind ein äſthetiſcher Maaßſtab, deſſen Grade in ihren verſchiedenen geſammleten Werken zu ſuchen und zu ordnen ſind.

Auch Beyſpiele des Unvollkommenen, Häßlichen, Uebertriebenen, ſind nicht ohne Nutzen. Sie zeigen, welche Klippen zu meiden ſind; doch iſt es nicht rathſam, ſich viel damit zu beſchäftigen, weil der Geſchmack ſich nach und nach ſelbſt an das Häßliche gewöhnt.

Jeder Theil der Aeſthetik hat Muſter und Sammlungen. Nur iſt zu wünſchen, daß ſie beſtens geordnet, und unermüdet benutzt werden. Das höchſtdenkbare Muſter möglichſter ſittlichſter und moraliſch-äſthetiſcher Vollkommenheit, iſt der Sinn des Evangeliums. Die Weltgeſchichte iſt Bilderſammlung von Tugenden und Laſtern. Schriftſteller aller Zeiten, Kunſtwerke von allen Gattungen, Naturerzeugniſſe aus allen Reichen und Ländern, ſind geſammlet und aufgeſtellt.

Auch die allgemeine Stufenleiter des äſthetiſchen Gefühls des Gefallens und Mißfallens, läßt ſich einigermaßen mit Worten ausdrücken. Abſcheu iſt Würkung des Häßlichen, Fehlerhaften; Abneigung des Mangelhaften; Gleichgültigkeit des Unbedeutenden; Neigung des Behaglichen; Beyfall des Angenehmen; Liebe des Vollkommenen und Schönen; Entzücken des Erhabenen. Der Drang zum Würken, Nachahmen und Bilden, iſt Folge der innig andaurenden Liebe zum Schönen. Die mißlungenen Werke der Ueberſpannung erregen Mißfallen, Spott oder Mitleiden, demnach als übler Geſchmack, Uebermuth oder Wahnſinn, daran Hand anlegten. Jeder merkliche Grad des äſthetiſchen Gefühls hat untrügliche Kennzeichen ſeines Daſeyns, in äußeren Gebärden, und inneren Gemüthsbewegungen, des Verlangens, Zudringens, Beyfalls, Entzückens, und der Aufmerkſamkeit. Jede genaue Aufzeichnung hiervon, würde Semiotik der äſthetiſchen Gefühle ſeyn.

Jeder ſchöne Gegenſtand ſtehet auf einer Stufe der Schönheit, die dem Innbegriffe ſeiner äſthetiſchen Vollkommenheiten gleich iſt. Scharfſinnige Vergleichung der Meiſterwerke in jedem Fache; fleißige Prüfung derſelben nach den Geſetzen der Aeſthetik; und dann Verzeichnis nach den Stufen ihres äſthetiſchen Werths, iſt gewiß das beſte Beförderungsmittel zur Bildung des Geſchmacks; durch Vergleichung ſchöner Gegenſtände, und Anordnung äſthetiſcher Geſetze, werden die Gränzen des Schönen am ſicherſten erkannt. Der gute Geſchmack wird gleich andern Fähigkeiten entwickelt, und vollkommen durch Uebung.

Wer ſich nach fürtrefflichen Muſtern bildet, und ſich die Anwendung äſthetiſcher Geſetze eigen macht, wird in Erkenntnis des Schönen, und in deſſen Darſtellung, fortſchreiten, gleich einem hellen Fluß, der ſich immer ſelbſt gleicht, und unaufhaltbar zwiſchen feſten Ufern hinwallt, indeſſen der ungebildete Geiſt ſchlammigt, ſchäumend und verwüſtend, über Fluren, Klüfte und Felſentrümmern hinſtürzt.

Das hohe Gefühl des Schönen entflammt die Begierde, ſelbſt Kunſtwerke zu erzeugen, die jenen Muſtern in Manchem nahe kommen, ſie in Manchem übertreffen. So wird das Schönheitsgefühl verfeinert, erhöhet, verbreitet; ſo wird äſthetiſche Schönheit der Tugend, durch äſthetiſch ſchöne Tugend; ſo wird Geiſt durch Geiſteswerke, Kunſt durch Kunſtwerke fortgepflanzt. Die Vermehrung, Verbreitung äſthetiſcher Muſter, iſt möglich, und zum Theil ausgeführt. In neueren Zeiten ſind unermeßliche Beförderungsquellen geöffnet; in Geiſtesſachen durch Buchdruckerey; in Kunſtſachen durch Kupferſtiche, Gips- Schwefel- und Thonabdrücke. Die Geſetze der Aeſthetik werden täglich genauer und beſtimmter erkannt; der Maaßſtab des Schönen wird vollkommener, und der Erfolg iſt, daß allgemeine Erkenntnis des Schönen wächſt.

Die Charakteriſtik des Schönen zeigte bisher deſſen innere Verhältniſſe; nun werden deſſen äuſſere Verhältniſſe, Verbindungen, Würkungskraft gezeigt werden.

Jedes Schönheitsgefühl hat ſein beſtimmtes Maaß von Stärke, und Dauer des Wohlgefallens. Kommt es über dieſes Maaß, dann iſt es überſpannt. Bleibt es unter dieſem Maaße, dann iſt es zu ſchwach, um ein würkliches hohes Schönheitsgefühl zu ſeyn. So auch hat wieder jeder äuſſere ſchöne Gegenſtand ſein beſtimmtes Maaß von Würkungskraft; und der möglichſtſchöne höchſtwohlgefallende Eindruck, den er auf die menſchliche Seele machen kann, ſtehet in gleichem Verhältnis mit dem Inbegriffe ſeiner eigenen äſthetiſchen Vollkommenheit. Dieſes iſt wahr, in Beziehung auf alle ſchöne, höchſtwohlgefallende Gegenſtände. Dieſe Verhältniſſe und Anlagen zu Verbindungen, liegen in den Grundeigenſchaften aller Weſen, die würklich und möglicher Weiſe in den wechſelſeitigen Würkungskreis, mit der menſchlichen Seele kommen können. In der Seele liegen unzählige Fähigkeiten, von denen ſie keinen Begriff hat; deren Daſeyn ihr oft unbekannt iſt, und die nur alsdann mit dem Bewußtſeyn des Schönheitsgefühls, in ihr aufleben, wenn äuſſere Weſen, oder deren Zuſammenſtimmung, einen Eindruck des äſthetiſch Vollkommenen machen, den ſie noch nicht kannte. Wenn die Seele durch geſpannte Aufmerkſamkeit für einen vollkommenen Eindruck empfänglich iſt, und dieſen Eindruck erhält: dann entſtehet in ihr, wie in jedem Weſen, wie in jeder erregten Kraft, der Drang der Rückwürkung. Sie beſtrebt ſich durch Handeln, Würken, Bilden, etwas zu erzeugen, das dem empfangenen Eindrucke gleich iſt, und auch Wohlgefallen erregt. Wenn aber Fülle und Erhabenheit des äuſſeren Gegenſtandes ſo groß iſt, daß die Seele deſſen Ganzes nicht faſſen kann: dann iſt ihre Lage unangenehm und mißfallend, weil ſie zu der Ueberſpannung ihrer Kräfte gereizt wird. Wenn im andern Falle der Gegenſtand ſichtbar fehlerhaft oder mangelhaft iſt, da macht er ſchwachen und widrigen Eindruck; der Zuſtand der Seele wird nun auch unangenehm und mißfallend; ein Theil ihrer Kraft iſt abgeſpannt, und ſie hat doch das Bedürfniß in ſich, daß ihr Bewußtſeyn dem ganzen Maaße ihrer möglichſt anwendbaren Fähigkeit gleich werde. Da entſtehet nun in ihr Langeweile, Mißfallen und Abſcheu des Häßlichkeitsgefühls. Es iſt bereits bemerkt worden, daß das Schönheitsgefühl zwiſchen mißfallender Ueberſpannung, und dem ſchwachen Wohlgefallen am blos Behaglichen, mitten inne liege. Das Schönheitsgefühl hat alſo ſein genau begränztes Maaß. Eine gleichmäßige Einrichtung beſtimmter Gränzen, bemerkt man in allen andern unäſthetiſchen Beziehungen des Schöpfungsſyſtems. So z. B. können Thiere und Pflanzen nur im mittleren Verhältniſſe zwiſchen Kälte und Wärme beſtehen. Durch beſtändigen Froſt würde das Waſſer auf ewig erſtarrt, und die Erde für die Pflanzenaufkeimung verſchloſſen ſeyn. Durch größere Hitze würde das Waſſer verdünſten, die Erde verglaſen. Bey ſchnellerer Bewegung würden die Weltkörper durch Schwungkraft zerplatzen; bey langſamerer Bewegung würden ſie in die Sonne zuſammenſtürzen. Heftigere Empfindungen würden für den Menſchen ſchmerzhaft ſeyn; leiſere Empfindungen wären ohne Reitz. Schön ſind daher die Worte der Bibel: Gott ſchuf alles nach Maaß und Gewicht. Die Belege zu dieſer Wahrheit ſind eben ſo unzählig, als die Theile des Weltalls.

Harmoniſch ſchön iſt es, daß die nämlichen Geſetze der Aeſthetik, die in der Natur der menſchlichen Seele liegen, auch in der Zuſammenordnung des ganzen Weltbaues beobachtet ſind. Und wie wären auch die Geſetze des Weltalls allumfaſſend, wenn die Geſetze der Aeſthetik nicht darinn enthalten wären. In dem Weltall iſt allenthalben Fülle der Kräfte; aber Sparſamkeit der Anwendung, in Erreichung der Zwecke — eine Wahrheit, welche Leibnitz, König und Maupertuis, in der Grundlehre von möglichſt geringer Kraft, erwieſen haben. Allenthalben iſt Einheit, ſich ſelbſt gleicher Typus. In jedem Geſchlechte der drey Naturreiche, und allenthalben, unendliche Mannichfaltigkeit, kein Blatt dem andern gleich, kein Geſicht dem andern ganz ähnlich, und der Spielraum dieſer Mannichfaltigkeit, liegt in der Zuſammenſetzung minder weſentlicher Theile. Alle dieſe Geſetze, im Größten und im Kleinſten, in der Geiſterwelt und Körperwelt, in Formen und Subſtanzen, ſind harmoniſch in das Ganze des Weltalls zuſammenflieſend. Wer noch zweifelt, daß Gott der menſchlichen Seele ſein Ebenbild eindrückte, der denke noch an jene höchſte Wohlthat: Er gab ihr nämlich Schönheitsgefühl, Bildungstrieb und Tugendſtreben: und ſo legt die Menſchheit durch Tugend, Wiſſenſchaft, nützliche und ſchöne Künſte, die letzte Hand an, um die ſchöne Welt ihres ewigen Vaters noch ſchöner zu machen. Ihm iſt das Lob, denn aus ihm quoll dieſe Kraft.

Wenn das moraliſch-äſthetiſche Schönheitsgefühl durch Vernunft geprüft, feſt, und von aller Ahndung nachfolgender mißfallender Gewiſſensbiſſe rein iſt: dann wird es zugleich ſicherſte Gewährleiſtung für den Menſchen, daß er auf dem Wege der Tugend, Wahrheit und Glückſeligkeit wandelt. Denn Tugend iſt höchſtbeſte Anwendung eigner Fähigkeiten, und Schönheitsgefühl iſt deren wohlgefallendes Bewußtſeyn. So wie der Schmerz für körperlicher Zerſtöhrung warnet; eben ſo warnet der überdachte mißfallende Abſcheu des Häßlichen für Fehlern und Laſtern; und eben ſo warnet Mißmuth für Mängel der Geiſtesbildung.

Die Kenntnis des Schönheitgefühls, ihrer Weſenheit und ihrer Zwecke, können mehr und mehr entwickelt, vollkommen und verbreitet werden. Die Fortſchritte der Aeſthetik werden dazu mitwürken, und das reine, durch Vernunft geprüfte Schönheitsgefühl, iſt alsdann für den Menſchen ſicherer Leitſtern zu der Tugend und Glückſeligkeit.

Die äſthetiſche Kraft des äußeren ſchönen Gegenſtandes, iſt die Urſache ihrer Würkungen auf die menſchliche Seele. Der Eindruck, den ein ſchöner Gegenſtand bewürkt, verſetzt die Seele in den ſehr angenehmen Zuſtand des Wohlgefallens. Dieſer Zuſtand iſt, wie bereits oben geſagt worden, das gefallende Bewußtſeyn ihrer angewandten Fähigkeiten. Nach Verſchiedenheit der ſchönen Gegenſtände wird das Bewußtſeyn eigener Thatkraft, oder des Erkenntnisvermögens, oder Empfindungsvermögens, oder Willensvermögens, in hohem Grade lebhaft. Mit einem Wort: das Schöne weckt in dem Menſchen ſeine höchſten und beſten Anlagen. Und da in ſeiner Wißbegierde die Veranlaſſung liegt, von Würkungen auf Urſachen zurück zu gehen, ſo führt ihn das Schönheitsgefühl auf Gott, der die Urquelle alles Schönen, und derjenige Mittelpunkt iſt, auf welchen alle reinen Gefühle geiſtiger Liebe am Ende ſich hindrängen. Wenn die Seele die Schönheit und Vollkommenheit des Schöpfers nach dem ganzen Maaße ihrer Kräfte empfindet, und wenn dieſes Gefühl einmal in ihr herrſchend wird, dann iſt ſie fähig, jedes Schöne in der ganzen Natur in ſeiner Reinheit und wahren Verhältniſſen zu fühlen. Denn alles dieſes iſt nur Würkung und Ausfluß des unendlich Schönen. Der reine Eindruck des Schönen alſo, beglückt die menſchliche Seele, entwickelt, bildet, veredelt den Menſchen. Aber dieſer Eindruck kann die innern Fähigkeiten der Seele nicht vermehren, ſondern nur entwickeln und bilden. Er erregt, ſeiner Natur nach, angenehmes wohlgefallendes Bewußtſeyn, ſo wie im entgegen geſetzten Falle der Eindruck des Häßlichen, ein ſehr mißfallendes Bewußtſeyn verurſacht.

Der Eindruck des Schönen würkt auf verſchiedene Menſchen, nach der beſondern Anlage eines jeden verſchiedentlich. Durch ihn keimen in dem Helden Thatkräfte; in dem Denker Vernunftſchlüſſe; in dem Dichter und Künſtler Bilder; jedes in ſeiner Art höchſt ſchätzbar. Die Art der Würkungen hängt hier, wie in der ganzen Natur, von der Beziehung ab. Aber jeder ſchöne Gegenſtand hat ſeine beſtimmte Würkungskraft, und jede Seele hat ihren beſtimmten Grad von Empfänglichkeit, doch ſo, daß jeder ſchöne Gegenſtand fähig iſt, auf alle Seelen zu würken, und das jede Seele für den Eindruck aller ſchönen Gegenſtände, Anlage hat. Nur in der Art und dem Maaß des Eindrucks, liegt Verſchiedenheit. Alter, Geſchlecht, Beſchäftigung, Umſtände, Mangel an Ausbildung, verurſachen Einſchränkung und Mannichfaltigkeit, nicht Aufhebung des Verhältniſſes.

Die Empfindſamkeit der Seele für das Schöne, muß der Wahrheit prüfender Vernunft, untergeordnet bleiben, wenn die Eindrücke des Schönen in reinen und richtigen Verhältniſſen würken ſollen. Sonſt entſtehen Anhänglichkeit, ungerechte Partheylichkeit, Leidenſchaften mit ihrem verwüſtenden Gefolge. Der Glückſeligkeitstrieb legt nämlich großen Werth auf den ſchönen Gegenſtand, weil er die Seele in ſehr angenehmen Zuſtand verſetzt. Die Fantaſie giebt ihm einen ausſchließenden Vorzug, den er nicht hat; ſchmückt ihn mit der erdichteten Einbildung höchſter Vollkommenheiten aus, und ätzt nun dies ſchöne Trugbild mit Flammenzügen in das Herz. Wenn nun der Götze der Leidenſchaft jedes Erwarten der Hofnung nicht erfüllt, nicht erfüllen kann, dann wird die Seele von allen Leiden zerſtörter Glückſeligkeit gefoltert. Dies iſt Geſchichte aller Leidenſchaften, aller leidenſchaftlichen Liebhabereyen, für Künſte, Wiſſenſchaften, Ruhm, Macht u. ſ. w. Dieſe Ueberſpannung wird nur dadurch vermieden, wenn die prüfende Vernunft den wahren Werth jedes ſchönen Gegenſtandes anerkennt, und dem übermäßigen und ausſchlieſenden Werthe widerſpricht, und die Seele ſich dem Bewußtſeyn anderer reinen Schönheitsgefühle offen erhält.

Der Sitz des menſchlichen Verlangens, das, was man Herz nennt, wird von Eindrücken des Schönen auf die Seele, veredelt, gebildet, und im Zuſtande der Glückſeligkeit erhalen. Das Vorſtellungsvermögen und Gedächtnis erneuern, erfriſchen anhaltend die Bilder derjenigen innigſt gefallenden Vollkommenheiten, die die Seele in ihrem geliebten Gegenſtande würklich entdeckt hat. Und ſo entſtehen die holdeſten Verbindungen, Freundſchaft und Liebe! Sie ſind anhaltend, wenn ſie auf Schönheitsgefühl wahrer Vollkommenheiten befeſtigt ſind. Sie ſind unauflösbar, wenn wechſelſeitiges Tugendſtreben, immer höhere Vollkommenheiten, neue Quellen des Wohlgefallens, in beyden verbundenen Seelen erzeugt.

Die Liebe zum Schönen kann niemals allzulebhaft, allzuinnig ſeyn, wenn ſie in den Gränzen der Wahrheit bleibt; und es iſt zu wünſchen, daß ſie das Empfindungsvermögen einer jeden Seele ganz ausfülle. Und ſo iſt es auch Pflicht eines jeden Lehrers, durch Bilder des Schönen zu reitzen, und durch Forſchungen der Vernunft ihren wahren Werth zu beſtimmen. Jeder Regent, der Vater ſeines Volks iſt, erzeigt Wohlthat, wenn er die Weißheit der Geſetze durch verbreiteten Genuß des Schönen würzet; wenn bildende Künſte den Geiſt der Innwohner ergötzen, wenn die Natur durch Kunſt verſchönert wird, und Muſen und Tugenden einander wechſelsweiſe die Hände bieten. Wer die wohlgefallende Würkung des Schönen nicht zu befördern, zu verbreiten ſucht, der verdient den Nahmen eines Weiſen nicht. Wahr iſt es, daß die Vernunft den Genuß der Freude nach äſthetiſchen Regeln der Lebensweißheit ordnen muß; aber wahr iſt es auch, daß die edelſten Freuden in demjenigen Eindrucke beſtehen, den die Schönheit auf die menſchliche Seele macht.

Das Schönheitsgefühl hat ſeine eigenen Würkungen, deren Wichtigkeit und Nutzen eine ausführlichere Darſtellung verdient. Dieſe Würkung nämlich iſt dasjenige, das der Menſch zu Stande bringt, aus Antrieb des in ihm erregten Schönheitsgefühls. Edle groſe Handlungen, hohe Thaten der Kriegskunſt, der Staatskunſt, der moraliſchen Vollkommenheit, wiſſenſchaftliche Entdeckungen, ſchöne Geiſteswerke, Meiſterſtücke bildender Künſte, Entwickelungen körperlicher Fähigkeiten, lebten alle vorher, als innigſt gefallende ſchöne Bilder, in der fühlenden Seele ihres Unternehmers, der in ſich den Drang empfand, dieſen Lieblingsbildern durch Ausführung Würklichkeit zu geben. Er erzeugt nun etwas neues, daß denjenigen ſchönen Gegenſtänden in Theilen oder im Ganzen ähnlich iſt, deren Schönheit und Vollkommenheit einen tiefen wohlgefallenden Eindruck auf ſein Schönheitsgefühl gemacht hatte.

Ausgeführte ſchöne Unternehmungen, Handlungen, Kunſtwerke, ſind Aeuſſerungen des Willensvermögens, nicht des Schönheitsgefühls. Aber Verlangen und Wollen werden beſtimmt durch Gefühle, und Wohlgefallen des Schönheitsgefühls iſt der veranlaſſende Trieb zur Beſtimmung des Willens, und Ausführung ſchöner Unternehmungen giebt dem Willen die Stärke zum Ausdauern, und zur Ueberwindung der Hinderniſſe. Schönheitsgefühl der Tugend drängt und ſtärkt im Kampfe gegen Laſter. Schönheitsgefühl der Kunſt drängt und ſtärkt in Vollendung ſchöner Kunſtwerke. Willen und Schönheitsgefühl, ſind verſchiedene Eigenſchaften der Seele; aber in dieſer Verſchiedenheit haben ſie doch ihren Vereinigungspunkt, und dieſer iſt hier gezeigt worden.

Der Drang der Ausführung würckt gleichfalls nach verſchiedenen Anlagen, auf verſchiedene Weiſe. Der eine fühlt ſich zu Thathandlungen angeſpornt; der andere bildet aus Vernunftſchlüſſen wiſſenſchaftliche Lehrgebäude; ein anderer ſtellt das Gemählde der Wahrheit als Schriftſteller dar; und wieder ein anderer drückt ſein Gefühl der ſchönen Natur durch bildende Künſte aus. Jeder ergreift denjenigen Weg, ſeinen Drang zu der Ausführung zu befriedigen, für den er ſich beſtimmt fühlt. Der Grund zu dieſer Verſchiedenheit liegt in der Mannichfaltigkeit der Organiſation, zum Theil auch in jugendlicher Uebung und erſten Eindrücken. Bey dem einen ſind Muth und Willensvermögen; bey dem andern iſt Vorſtellungsvermögen, Fantaſie, überwiegend, ohne daß er darum von andern Eigenſchaften ganz ausgeſchloſſen wäre.

Alle ſolche ausgeführte Unternehmungen ſind Geiſteskinder des Schönheitgefühls. Aber hierher gehören nicht die ängſtlichen mühſeligen Werke des Eigennutzes und der Nebenabſichten; nicht die kalten Anwendungen geſammelter Kunſtregeln; nicht das täuſchende Bemühen mechaniſchen Fleißes; nicht jene Nachahmungen, denen Kraft und Leben fehlt. Vernunft iſt Kompaß des menſchlichen Lebens; mechaniſcher Fleiß iſt das Ruder. Allein weder Kompaß noch Ruder, ſind die Kräfte, durch welche das Schiff, in großen Seereiſen, die Meeresfluthen durchſchneidet. Friſche günſtige Winde ſpannen die Seegel an, und treiben es, mit der Schnelligkeit des Vogelflugs, nach ſeinem Zwecke. Innigſt gefallende Gefühle ſind die Kräfte, welche edle, ſchöne, große, menſchliche Unternehmungen zu Stande bringen. Die hohe Seele, in welcher der göttliche Funken des Genies glimmt, beobachte, fühle die Vollkommenheiten des ſchönen Gegenſtandes; wenn ſie kraftvoll, ausdaurend, erſchöpfend, das Ganze des Ideals umfaßt; wenn die Liebe zu dem Erhabenſchönen, das darinn lieget, ſie gleichſam durchglühet, dann wird ſie den Drang empfinden, ſelbſt etwas Aeſthetiſchvollkommenes auszuführen, zu ſchreiben, oder zu bilden.

Dieſem Drange, und nur dieſem Drange folge ſie, er iſt einziges untrügliches Kennzeichen aller guten Würkungen des Schönheitsgefühls. Ihr unermüdeter Eifer erzeuge in anhaltendem Beobachten vollkommen ſchöne Gegenſtände. Schönheitsgefühl, und deſſen ausführende Würkungen, ſind natürliche unzertrennliche Folgen dieſes Forſchens, denen ſie ſich in ihrem eigenen Gange überlaſſen muß, wenn hohe Schönheit in ihren Werken reifen ſoll. So mancher edle Funken des Genies wird durch Mißbrauch der Kunſtregeln und deren mechaniſchen Anwendung, erſtickt, und es würde wahre Wohlthat ſeyn, den ächten Gang des Genies in ſeinen ſtufenweiſen Schritten aufzuſpüren und darzuſtellen. Dieſe Grundlehre der Empfindung würde Organon des Genies ſeyn, mithin ein wichtiges Geſchenk. Gewiß iſt es, daß genialiſche Uebung des Empfindungsvermögens, eine Fertigkeit giebt, und den äſthetiſch fähigen Mann bildet. Gewiß iſt es, daß mechaniſche Uebung nichts anders erzeugt, als die Fertigkeit des elenden mechaniſchen Nachahmens. In jeder Beſchäftigung ohne Ausnahme, läßt ſich ein Ideal der Vollkommenheit denken. Die Führer und Lehrer der Menſchheit ſollten das Gefühl des wahren Schönen, in ihren Untergebenen und Zöglingen erregen. Größere allgemeine Glückſeligkeit würde die Folge ſeyn, und das Geſchäft eines Jeden würde beſſer gehen. Das Weſentliche aller Würkungen des Schönheitsgefühls, beſtehet darinn: daß durch edle Thaten der Menſchen, durch ihre Geiſtes- und Kunſtwerke, die Menſchheit gewinnt, und die Welt ſchöner und beſſer wird. Wiſſenſchaft, Kunſt und Thatkraft ſind einander wechſelsweiß Stütze, Beförderung, Anfeuerung; und wenn Achill einen Homer begeiſtert, ſo begeiſtert Homer einen Alexander. Kunſt ſteigt durch entflammte Bewunderung der Kunſtwerke, von Stufe zu Stufe, zu hohen Idealen empor. Man vergleiche den Wilden und den Innwohner des gebildeten Staates, bey gleicher Naturanlage und Herzensgüte. Bedürfniſſe, Rohheit, Unwiſſenheit des Einen; mannichfaltigen Genuß, entwickelte Begriffe, Kenntniſſe des Andern. Der Abſtand wird zeigen, welchen Schatz von Verbeſſerungen und Verſchönerungen das Schönheitsgefühl der Menſchen ſeit Jahrtauſenden aufgehäuft hat.

Die Würkung des Schönheitsgefühls würde alsdenn ſeine höchſtdenkbare Stufe erreichen, wenn jeder Menſch ſo viele edle ſchöne Thaten, Geiſtes- und Kunſtwerke zu Stande brächte, als ſeine Kräfte erlauben. In jeder Beſchäftigung ohne Ausnahme, kann jeder Menſch nach dem höchſten Ideal ihrer Vollkommenheit ſtreben. Dieſes Ideal iſt in jeder nützlichen Beſchäftigung ſchön, und jedes Streben dieſer Art, iſt mit entzückender Herzensfreude verbunden.

Die Möglichkeit der beſten Würkung des Schönheitgefühls, hängt davon ab: daß der Menſch die höchſtdenkbare äſthetiſche Vollkommenheit des Gegenſtandes, der ihn beſchäftigt, tief und innigſt fühlt. Die Vollkommenheit ſeiner Werke, wird der Stärke, dieſes Gefühls gleich ſeyn. Rückwürkung iſt der Stärke der Würkung gleich, und von der Stärke einer jeden Urſache, hängt die Stärke ihrer Würkung ab. Dieſer Grundſatz iſt eben ſo gewiß, in Betreff der Geiſterwelt, als in Betreff der Körperwelt.

Solches Beſtreben eines jeden Menſcben, kann und wird ihm, auf dieſem ſchönen Wege der äſthetiſchen Vollkommenheit, Glückſeligkeit, Würkſamkeit, ganz gewiß weiter bringen.

Wer das Schöne fühlt, würkt und handelt ſchön. Das höchſte Ziel, wohin Aeſthetik führen kann, iſt Erkenntnis der göttlichen Vollkommenheit.

In reinen und ſchönen Augenblicken ſchwingt ſich die Seele von Höhen zu Höhen empor; rückt weiter und weiter die Gränzen der Zeit und des Raums, und nun ſtehen die Gedanken: Unendlichkeit und Ewigkeit, da. Da ſucht die Seele die Quellen ihres Daſeyns, die Kräfte des Weltalls; und dieſe Quellen füllen das das Ganze der Unendlichkeit, das Ganze der Ewigkeit aus. Da ſchwebt Daſeyn Gottes ihr vor. Da ſchwinden die Kinder der Beſchränkung, Mangel und Fehler. In Gott iſt Bewußtſeyn unendlicher Kraft, mithin unendliche Schönheit. Da ſchwillt das menſchliche Herz von reiner Liebe. Unauflösliche grenzenloſe Liebe iſt in Gott; in ihm iſt keine Verminderung der Kraft und Schönheit, denn er iſt ewig; in ihm iſt keine Ausnahme der Vollkommenheit, denn er iſt unendlich. Wer Gott ſo liebt, der liebt ihn wahrhaft. Er iſt Geber alles Guten, und ganz Güte; Geber alles Schönen, und höchſte Schönheit und Vollkommenheit. Dieſes Gefühl iſt höchſtes Ideal des Schönheitsgefühls; ſeine Weſenheit iſt: den Menſchen ſo gut und ſo glücklich zu machen, als möglich iſt. Das Leben des Gott liebenden Menſchen, wird nun ein anhaltendes Beſtreben, jede Tugendpflicht zu erfüllen; jede in ihm ſelbſt liegende gute Fähigkeit zu erwecken, und nach den Zwecken des ewigen Vaters aller Weſen, harmoniſch-wohlthätig zu verwenden, und eben dadurch Gott näher zu kommen. Und nun ſtrömen Gewiſſensruhe und Himmelswonne in das Herz des Menſchen. Qualen der Leidenſchaften, Reize des Laſters, ſind nicht mehr für ihn Verführer und Tirannen. Erheben ſie die Sprache wieder, ſo ſiegen von neuem ſeine Seelenerhebungen zu Gott. Doch nur alsdann wird das höchſte Schönheitsgefühl, Liebe Gottes, ſiegend, wenn es durch göttliche Wohlthat, Grundtrieb aller ſeiner Handlungen wird; wenn er dies höchſte Weſen durch menſchenfreundlichen Gebrauch aller ſeiner Kräfte verehrt; wenn er den unauslöſchlichen Reiz des Laſters unermüdet und ſiegend bekämpft; und wenn er mit menſchlichſchwachen, aber doch allen ſeinen Kräften, ſtrebt, ſich nach dem höchſten Ideal zu bilden; nach dem göttlichen Weſen mit der Menſchheit vereinigt; nach dem höchſten Vorbilde: Chriſtus.

Seinen Lohn wird er finden in dem höchſten Bewußtſeyn, daß Liebe Gottes durch das höchſt beglückende Vollkommenheits- und Schönheitsgefühl erzeugt iſt.

Nebſt dem höchſtmöglichſten Schönheitsgefühl, welches die Folge der Erhebung der Seele zu Gott iſt, giebt es unzählige weit unvollkommenere Quellen des Schönheitsgefühls, welche ſelbſt und unmittelbar auf die Seele würken. Dahin gehören alle diejenigen Gegenſtände der Natur und der Kunſt, in deren Weſenheit die Erfüllung äſthetiſcher Geſetze enthalten iſt. Die Sinnen ſind offene Kanäle, durch welche die Bilder ſolcher Gegenſtände in die Seele ſtrömen, und ein ſolches Bild erregt nach Verhältnis ſeiner Vollkommenheit, in ihr das Schönheitsgefühl. Der Menſch iſt rund umgeben von dem Weltall, in welchem ſo viele Schönheiten der Kunſt, ſo viele Vollkommenheiten der Natur enthalten ſind, welche alle abwechſelnd auf ihn würken. Daher bietet ſich ihm ein unermeßlicher Reichthum von mannichfaltigem Geiſtesgenuſſe dar; würkt ſanfter oder ſtärker, oder verſchiedentlich auf ihn, nach Verhältnis ſeiner Organe, Gemüthsſtimmung und ausgebildeten Erkenntnisvermögen, und wird Quelle der Glückſeligkeit für ihn. Dieſe Quelle wird jedoch oft unterbrochen, getrübt und zerſtört; wenn die weſentlichſten Mängel aller Theile der Schöpfungswerke ſich zeigen. Der Grund aller dieſer Mängel, erſter Urkeim aller Fehler, alles Häßlichen und aller Mängel, liegt in der weſentlichen Beſchränktheit und Vergänglichkeit aller Dinge der Körperwelt, und in leidenſchaftlichen Verirrungen der Geiſterwelt.

Wenn die Folgen davon eintreten, wenn phyſiſcher Schmerz quälet; wenn Gewiſſensbiſſe, Mißmuth, Leidenſchaft und Vorurtheil eintreten, dann empfindet die Seele die mißfallend drückende Laſt der Menſchheit. Aber wenn ſie im Genuß der Sinnenwelt durch Weißheit und Tugend geleitet wird; wenn ſie ihre Aufmerkſamkeit mit wahrem Geſchmack auf Schönheit der Natur und der Kunſt richtet, dann wird in dem daraus entſtehenden äſthetiſchen Gefühle, reine Lebensfreude, hohes Wohlgefallen erzeugt werden. Das äuſſere Einſtrömen ſinnlicher Bilder in die Seele, giebt ihren Fähigkeiten Leben, ihren Grundbegriffen Farben, ihren Meinungen die ſichere Stütze der Erfahrung. Dieſe Bilder, und ſelbſt einſtrömende Würkungen äuſſerer Gegenſtände auf die Sinne, ſind eigentlich der reiche unerſchöpfliche Stoff, aus welchem die Seele ihre Begriffe formt, beſtimmt und ordnet. Ihrer Natur nach unaufhaltſam denkend, und vergleichend, mißt ſie dieſen Stoff anſchauender Erfahrung; beſtimmt ſeine Eigenſchaften, und erkennt deren äſthetiſche Verbindung; wiederholtes Aufmerken auf das Bewußtſeyn dieſer ſinnlichen Erfahrungen, beſtätigt deren möglichſte Gewißheit. Die Gelegenheit hierzu bietet ſich von allen Seiten ſelbſt an, und iſt unvermeidlich, weil der Menſch rings um von der Sinnenwelt umgeben iſt, die unaufhörlich auf ihn würkt. In dieſem Geſichtspunkte iſt es wahr, daß der Stoff des Schönheitsgefühls ſich dem Menſchen von allen Seiten ſelbſt zudringt.

Nebſtdem liegen in dem innern Menſchen ſelbſt unerſchöpfliche Quellen des Schönen. Dieſe Quellen ſind die Organen des Empfindens, Denkens und Wollens. Darſtellungen, Erkenntniſſe, Erinnerungen, ſind ihre Folgen. Der Menſch beſitzt in ſich ſelbſt eine bildliche Welt; dieſe iſt ſein gröſter Schatz, der ihn allenthalben begleitet, den ihm niemand rauben kann, und der in ſeinem ganzen Leben unzertrennlich von ihm iſt; in ihm ſelbſt liegt eigentlich die vorbereitende Werkſtatt des Schönheitsgefühls. Durch Bildung ſeiner Begriffe, durch Entwicklung ſeines Kenntnisvermögens, wird die Seele empfänglich für diejenigen Schönheiten, die durch äußere Gegenſtände oder innere Gedankenbilder und Erinnerungen, in ihr aufleben. Die innere Bearbeitung, Aufzählung, Zuſammenſtellung vorhergegangener ſinnlicher Eindrücke, ſind dem Menſchen eigen. Die erworbenen Kenntniſſe werden alsdann unabhängig von denjenigen äuſſeren Gegenſtänden, die den erſten Eindruck verurſacht hatten. Ihre Schönheit würkt nun auf die Seele durch Erinneren, Nachdenken und Bewußtſeyn ihrer äſthetiſchen Vollkommenheit. Der Probierſtein ihrer Schönheit liegt gleichfalls in ihrer Erfüllung äſthetiſcher Geſetze. Im wachenden Zuſtande würken die innern Organe immer auf die Seele, und erregen Erinnerung, Gedanken, Gefühle, und die Seele kann ſich von dieſem ſie ganz und enge umgebenden Organen nicht trennen. In dieſem Sinne iſt es wahr, daß die Quellen des Schönen, die im innern Menſchen liegen, nothwendig und unaufhaltbar auf ſeine Seele würken.

Die Weſenheit der Seele iſt nun Urſache, daß dieſe im innern Menſchen erregte Gefühle ihr angenehm oder unangenehm ſind; daß ſie für ihr Ich mißfallend häßlich, oder gefallend ſchön ſind. Erinnerungen von Laſtern, Fehlern, moraliſch-äſthetiſchen Unvollkommenheiten, erregen in ihr Gewiſſensbiſſe, Mißvergnügen, Mißmuth. Erinnerungen und Bewußtſeyn von äſthetiſchſchönen Tugenden, äſthetiſchen Vollkommenheiten, Talenten, ſind ihr Wonne, Glückſeligkeit, Beruhigung. Aus dieſen angenehmen und unangenehmen Gefühlen, entſtehen Entſchlieſungen, Handlungen, Unternehmungen. Die Seele ſucht die Quellen der erſtern zu erweitern, die Quellen der letztern zu erſticken, zu beſſern, oder durch Zerſtreuung zum Schweigen zu bringen. Die äſthetiſch-vollkommenſte Selbſtbildung, iſt mithin äuſſerſt wichtig für den Menſchen, weil er alsdann einen unerſchöpflichen Schatz von Schönheit und Glückſeligkeit in ſich beſitzet, den ihn weder äußere Zufälle, noch die Laune des Schickſals rauben können; und weil das Verhältnis der menſchlichen Natur die Seele, nothwendig oft, und immer von neuem, in den innern Menſchen zurück führt.

Das ganze menſchliche Leben ſollte ein Beſtreben moraliſch- und äſthetiſchvollkommener Selbſtbildung ſeyn. Und dann wird es zugleich möglichſtvollſtändige Erregung des Schönheitsgefühls.

Die Aeſthetik iſt bisher in ihren verſchiedenen Anwendungen und Verbindungen mit andern Wiſſenſchaften, dargeſtellt worden. Wenn ſie nun eine gründliche Wiſſenſchaft iſt, ſo müſſen ihre Grundſätze ein eigenes Lehrgebäude der reinen Aeſthetik ausmachen, aus welcher alle Wahrheiten der angewandten Aeſthetik geſchöpft werden. Der Stoff zu ſolchem Lehrgebäude, liegt auch wirklich im Verhältnis der Dinge. Jede Wiſſenſchaft entſteht auf folgende Weiſe: Erſtlich wird der Begriff ihres Gegenſtandes abgezogen, (abſtrahirt); zweytens wird er beſtimmt (definirt); drittens wird er unter allen denkbaren (categoriſchen) Geſichtspunkten, durch logiſche Schlußfolge (corollaria) erörtert, durch Erfahrung geprüft, durch Beyſpiele erklärt. Viertens: Durch Syſtem (Synthesis) zuſammen geordnet.

Die Veranlaſſung zu der Abziehung des äſthetiſchen Begriffs, kann man ſich auf unzähliche Weiſe denken. Ein Beyſpiel kann die Sache darſtellen: Ein Freund der ſchönen Natur ergötzt ſich an einem heitern Frühlingstage am Anblick des atmoſphäriſchen Himmels. Das Gold und Purpur der Wolken, das Laſurblau des Firmaments, ſind ihm entzückende Anblicke, und er nimmt ſich vor, eine ganze Stunde dieſem Anſchauen zu widmen. Aber ſein Wohlgefallen erkältet, ſein Wohlgefallen erlöſcht; der fortgeſetzte Anblick wird ihm läſtig. Und nun betrachtet er, was in ihm ſelbſt vorgehet. Sein Wohlgefallen war nicht die Anſchauung ſelbſt, denn die Anſchauung dauret noch, und das Wohlgefallen hört auf, hat ſich in Mißfallen verändert. Er ſchlieſet daraus, daß die Empfindung des Gefallens und Mißfallens in der Seele etwas beſonderes iſt. Dieſer logiſche Schluß iſt Abziehung (Abſtraction) des äſthetiſchen Begriffs.

Nun ſucht er dieſen beſondern Begriff zu beſtimmen (definiren) und ſein Bewußtſeyn zeigt ihm, daß die Empfindung des Wohlgefallens eine beſondere Aeuſſerung der Seelenkraft iſt.

Dieſer beſtimmte Begriff nun iſt Grundſtoff der ganzen äſthetiſchen Wiſſenſchaft. Um nun ſein Lehrgebäude gründlich aufzuführen, ſammlet er ſogleich alle Wahrheiten, die in dem Begriffe ſelbſt liegen, und entwickelt ſie durch logiſche Schlußfolgerungen. Dieſe Schlüſſe ſind folgende: Erſtlich, das Vermögen, Wohlgefallen und Mißgefallen zu empfinden, iſt eine Kraft; alſo ſind die allgemeinen Geſetze der Kraft, in der Aeſthetik anwendbar. Zweytens: Dieſes Vermögen iſt eine Seelenkraft; alſo ſind die allgemeinen Geſetze der Seelenkraft hier anwendbar. Drittens: Das würkliche Empfinden des Wohlgefallens, iſt eine Aeuſſerung äſthetiſcher Seelenkraft; alſo ſind die allgemeinen Geſetze von Aeuſſerung der Seelenkraft, hier anwendbar. Viertens: Die äſthetiſche Kraft des Gefallens und Mißfallens, iſt eine beſondere Kraft, mithin können zu deſſen Unterſcheidung von andern Kräften, die allgemeinen Geſetze der Unterſcheidungskunſt (Kritik) angewendet werden. Aus dieſen vier Schlüſſen entſpringen eben ſo viele Gattungen (Klaſſen) von Lehrſätzen der reinen Aeſthetik.

In die erſte Gattung kann man z. B. folgende rechnen: 1) Das Vermögen, das Wohlgefallen und das Mißfallen zu empfinden und zu erregen, heiſt äſthetiſche Kraft. 2) Die Eigenſchaft der äſthetiſchen Kraft, iſt die Art (Quale) ihres Daſeyns. 3) Sie hat ihre Kennzeichen. 4) Sie ſtehet in Verbindung mit andern Kräften. 5) Sie hat ihre Würkungen. 6) Sie hat ihre Rückwürkungen. 7) Sie hat ihre Gränzen. 8) Sie hat ihre Aeuſſerung. 9) Ihre Aeuſſerung iſt Folge einer Veranlaſſung, und verurſacht ſelbſt Folgen. 10) Stärke und Dauer ſind ihr vereinigter Maaßſtab. 11) Was an Stärke gewonnen wird, nimmt an Dauer ab; 12) und ſo wechſelsweiſe. 13) Je weniger dieſe Kraft getheilt iſt, um ſo ſtärker würkt ſie. 14) Mehrere vereinigte äſthetiſche Kräfte würken ſtärker als eine. 15) Eine ſtärkere äſthetiſche Kraftanwendung, als der Zweck erfordert, überſpringt und verfehlt im Fall ihrer Anwendung, das Ziel. 16) Die Vernichtung äſthetiſcher Kraft, iſt Zerſtöhrung der gegenwärtigen Art ihres Daſeyns.

In die zweyte Gattung gehören z. B. folgende Sätze. 17) Die äſthetiſche Seelenkraft iſt dem unauslöſchlichen Verlangen nach Glückſeligkeit, als Quelle der Thätigkeit untergeordnet, und wird mithin von dem menſchlichen Willen aufgeſucht, wenn ſie Wohlgefallen empfindet. 18) Sie wird vermieden, wenn ſie Mißfallen empfindet, oder erregt. 19) Das Kennzeichen des Gefallens und Mißfallens, iſt Bewußtſeyn. 20) Beide haben innere und äußere (ſubjective und objective) Beziehungen; denn Objecte erregen ſie, und im Innern der Seele werden ſie empfunden. 21) Beyde haben Würkungen auf Glückſeligkeit der Menſchen, 22) und Rückwürkungen auf ſeine Handlungen. 23) Beyde haben ihre Gränzen. 24) Sie äuſſern ſich bey hinreichender Veranlaſſung würklich. 25) Und verurſachen nothwendige Folgen in demjenigen Weſen, mit dem die menſchliche Seele in würſamer Beziehung ſteht. 26) Die äſthetiſche Seelenkraft muß ſich nach dem Verhältnis ihrer körperlichen Organen richten. 27) Die Würkſamkeit körperlicher Organe hat einen beſchränkten Grad von Stärke und Dauer.

Zu der dritten Gattung gehören z. B. folgende Lehrſätze. 28) Das würkliche Empfinden und Erregen des Wohlgefallens und Mißfallens, ſind Aeußerungen der äſthetiſchen Seelenkraft. 29) Dieſe Aeuſſerungen haben Schranken und Stufen. 30) Dieſe Schranken und Stufen werden bezeichnet in der Moral, Dichtkunſt und Redekunſt, durch Worte; in der Tonkunſt durch Zahlen und Noten; in der bildenden Kunſt durch Zahlen und Linien, u. ſ. w. 31) Das Daſeyn äſthetiſcher Aeußerung, wird erkannt durch Bewußtſeyn. 32) Ihre Stufen haben Beziehungen, nach Verhältnis ihrer Kraft und Dauer. 33) Dieſes zeigt ſich in ihren Würkungen; 34) in ihren Rückwürkungen. 35) Die Aeſthetik iſt alsdann eine vollkommene Wiſſenſchaft, wenn ihre Schranken ſo weit ausgedehnt ſind, als es die Wahrheit erlaubt. 36) Und wenn die Zahl ihrer Stufen ſo ſehr vermehrt iſt, und dieſe Stufen mithin ſo enge zuſammengerückt ſind, als es möglich iſt. 37) Durch Ausbildung der Aeſthetik werden dieſe Stufen vermehrt und enger; die Zahl der Schranken genauer beſtimmt, und bis auf die Gränze der Wahrheit erweitert. 38) Die denkbare Vermehrung der Stufen iſt Aſſymtot, weil man immer und immer neue Zwiſchenſtufen denken kann. 39) Die Fortſchritte der Aeſthetik ſind in ſo weit gewiß, als neue Bemerkungen den alten zugeſetzt werden.

In die vierte Gattung kann man folgende Lehrſätze bringen. 40) Die Unterſcheidungskunſt (Kritik) trennt von der Aeſthetik, was nicht dazu gehört. 41) Das Kennzeichen unäſthetiſcher Kräfte, iſt Bewußtſeyn nicht angewendeter Kräfte. 42) Dahin gehören eigene ſchlafende Kräfte, 43) und alle äuſſere Kräfte, die mit der Seele in keiner gegenwärtigen Beziehung ſtehen. 44) Das Kennzeichen äſthetiſcher Begriffe iſt, daß ſie entweder Stufen oder Schranken des Gefallens oder Mißfallens darſtellen. So z. B. ſind Freude Troſt, Liebe äſthetiſche Begriffe. 45) Alle Begriffe, die weder Stufen noch Schranken des Wohlgefallens und Mißfallens darſtellen, ſind keine äſthetiſchen Begriffe So z. B. ſind Zeit, Raum u. ſ. w. keine äſthetiſchen Begriffe, obgleich alle äſthetiſchen Empfindungen in Zeit und Raum vorgehen. 46) Solche unäſthetiſche Begriffe gehören alle in das Gebiet anderer Wiſſenſchaften. 47) Dieſe Unterſcheidung trennt von der Aeſthetik alles Fremde, Zweckwidrige, Unnöthige, Verwickelte; 48) giebt Vorſchrift an, was in der Aeſthetik zu meiden iſt. 49) Bemerkt das Unvollkommene der Kunſtwerke. 50) Beſtimmt den Unterſchied zwiſchen dem, was gefällt und mißfällt. 51) Beſtimmt den Unterſchied zwiſchen jeder höhern und niedern äſthetiſchen Stufe. 52) Die Empfindung des Wohlgefallens und Mißfallens entſtehet niemals allein in der Seele, ſondern nur in Begleitung des Fühlens, Denkens, Wollens oder Handlens.

Dieſe Lehrſätze ſind aus andern Wiſſenſchaften entlehnt; ob ſie auf Aeſthetik paſſen, ob der Grundbegriff richtig iſt, der dieſe allgemeinen Sätze auf Aeſthetik leitet, das muß geprüft werden, und dieſe Prüfung geſchiehet durch Erfahrung. Dieſe Erfahrung beſtehet darinn, daß die Seele ſich ſelbſt beobachtet, in allen denkbar (categoriſch) verſchiedenen Augenblicken, wo ſie Wohlgefallen und Mißfallen empfindet. Dieſe prüfende Erfahrung beſtätigt nun die Wahrheit aller dieſer Lehrſätze. Sie entdeckt zugleich einige neue Lehrſätze, die nun erſt den äſthetiſchen Grundbegriff vollſtändig machen.

Dieſe Lehrſätze der fünften Gattung ſind folgende. 53 Die Anwendung aller Seelenkräfte, ohne Ausnahme, iſt äſthetiſch, mithin alles Anſchauen, Empfinden, Fühlen, Denken, Wollen, Würken, iſt gefallend, oder mißfallend. Dieſes wird entdeckt durch vollſtändige Aufzählung (Induction). 54) Mäßige Anwendung aller Kräfte, iſt gefallend. Uebermäßige oder allzuſchwache Anwendung der Kräfte iſt mißfallend. 55) Die engere, mithin feinere Stufen des Wohlgefallens und Mißfallens, können nur auf einen gewiſſen Grad beſtimmt angegeben werden. Die Urſachen davon liegen in der Armuth der Sprache, und der Bezeichungskunſt überhaupt, welche ihre Worte und Zeichen nicht ins Unendliche vervielfältigen kann. Und dann liegen ſie in der Stumpfheit der Sinnen, welche dasjenige nicht beſtimmt unterſcheiden kann, was für ihre beſchränkte Schärfe undurchdringlich iſt. Z. B. allzufeine Farbenabſtufung ſcheint einfarbig; allzuſchnell auf einander folgende Töne, ſind für das Ohr nicht mehr verſtändlich; das Monokord theilt die Oktave in ganze und halbe Töne, aber das Ohr würde eine feinere Eintheilung in Viertels- oder Achtelstöne, nicht beſtimmt unterſcheiden können. Doch überhaupt iſt es wahr, daß da, wo die Beſtimmung unmöglich iſt, die Seele noch bis auf einen gewiſſen Grad ein dunkles Gefühl hat, welches feinere, unbeſtimmtere Verſchiedenheiten bemerkt. In dieſes dunkele, aber zartere Gefühl feinerer unbeſtimmter Stufen, gehört die Empfindung des namenloſen Schönen. Dieſes namenloſe Schöne iſt Pedanten und rohen Menſchen ganz unbekannt; iſt aber die Blüte der reinſten und ſüſeſten Empfindungen, für die edelſten Seelen. Da ſchweigen die Regeln und das Gefühl würkt; lenkt die Thaten des vortreflichen Mannes, der unausſprechlich ſchön handelt; führt die Feder des Schriftſtellers, der weit mehr durch empfindungsvolle Stellung ſeiner Worte ausdrückt, als in ihrem gewöhnlichen Sinne liegt; und eben ſo leitet dieſes Gefühl die Hand des Künſtlers. Z. B. der Steinhauer bringet nach Senkel und Punkten eine Geſtalt hervor, aber Leben und namenloſen Geiſt legt das Gefühl des Bildhauers hinein.

Dieſe fünf Gattungen von Lehrſätzen enthalten die Grundzüge der reinen Aeſthetik. Durch Beweiſe, Schlußfolgen und Erklärungen, können ſie zu einem vollſtändigen Werke ausgebildet werden.

Die anſchauliche Darſtellung des Ganzen, iſt der vorhergehende Gegenſtand dieſer Abhandlung. Auch iſt es angenehm und natürlich, die Säulen, Glieder, Wölbung und Ausladung in ihrer harmoniſchen Zuſammenwürkung zu zeigen, ehe man Pfeiler, Widerlagen, und Grundlagen des Gebäudes erklärt.

Die ſechs Geſetze des Schönheitsgefühls, ſind Anwendungen von dem 13ten, 14ten, 15ten, 26ſten, 27ſten, 54ſten und 55ſten Lehrſatze. Sie betreffen blos die einzelne höchſte Stufe des Wohlgefallens; aber die Aeſthetik umfaſſet das ganze Gebiet des Gefallens und Mißfallens. Sie heiſt Schönheitslehre, nach dem Sprachgebrauch; eben ſo wie der Thermometer Wärmemeſſer heiſt, da er doch auch den Gefrierpunkt angiebt. Auch kann man das Schönheitsgefühl als einzelne Stufe des Wohlgefallens nicht erklären, wenn man es nicht mit andern Stufen der nämlichen Kraftäußerung vergleicht.

Nebſt der allgemeinen reinen Aeſthetik, hat jede Kunſt ihre beſondere Aeſthetik. Ihre Grundſätze liegen wie Goldkörner zerſtreut, in ſo vielen fürtreflichen Schriften jeder Kunſt. Dieſe beſondern Aeſthetiken, ſind denen Lehrſätzen der allgemeinen Aeſthetik untergeordnet.

Der Knauel der Begriffe über die Theorie der Aeſthetik, iſt nunmehr entwickelt. Nun iſt zu wünſchen, daß dieſer Aufſatz von Sachkennern geprüft werde; daß man erforſche, ob alle Theile zuſammen hangen, ob der Gegenſtand aus allen Geſichtspunkten betrachtet worden; ob er vollſtändige Ueberſicht verſchaft; ob er unnöthige Dämme zwiſchen engverbundenen Wiſſenſchaften eingeriſſen hat; ob es nicht gewiß iſt, daß alle Theile der Natur und der Kunſt durch goldne Ringe der Wahrheit und Blumenketten der Schönheit, zuſammen geknüpft ſind; ob es wohl geſchehen, daß der Aeſthetik das ganze Gebiete der Empfindungen angewieſen worden; in der Maaße nämlich, als jede Empfindung von dem Bewußtſeyn eines Wohlgefallens oder Mißfallens, unzertrennlich iſt; ob es nicht nöthig iſt, künftig die Lehre der Empfindungen vollſtändiger zu bearbeiten? Es iſt ferner zu wünſchen, daß man prüfen möge, ob der hier angenommene Begriff des Schönheitgefühls nicht dem allgemeinen Sprachgebrauche gemäß iſt; ob die Worte ſchöne Seele, ſchöne That, ſchöner Beweis, ſchöner Begriff, nicht eben ſo üblich ſind, als die Worte: ſchöne Rede, ſchönes Gemälde u. ſ. w.? Ich wünſche, daß man erwägen möge, ob dieſer Ausdruck nicht im bildlichen, ſondern im eigentlichen Sinne genommen wird; ob dieſer Sprachgebrauch nicht beſtätiget, daß man bisher die Grenzen des Schönen, in philoſophiſchen Schriften zu ſehr einſchränkt; ob der Gemeinſinn, welcher die Sprachen bildet, nicht große Wichtigkeit hat, in Gegenſtänden des Gefühls, worinn jeder Menſch der beſte Richter iſt.

Es iſt zu wünſchen, daß man die Lücken prüfen möge, welche gegenwärtiges Syſtem übrig läßt, und daß man weiter erforſchen möge, ob die Gränzen beſtimmt angegeben ſind; ob ſie nicht zu weit ausgedehnt worden, welches offenbar die gefährlichſte Klippe für alle neue Lehrgebäude iſt; ob die vorgetragenen Geſetze auf alle denkbare Fälle anwendbar ſind; ob ſie ſicherer Probierſtein alles Schönen ſind; ob ſie in dem Beſtreben der Selbſtbildung, in Unternehmungen, in Verfertigung der Kunſtwerke, als Leitfaden dienen können; ob dieſes Syſtem, alle Fälle von dem höchſten bis auf den kleinſten umfaßt; ob es von wirklichen Begriffen, und nicht von hypothetiſchen Muthmaßungen ausgeht; und ob aus den Vorderſätzen keine muthmaßlichen, keine gewagten, ſondern nothwendige Schlüſſe, gefolgert worden?

Ein Anderer kann dieſes weit richtiger beurtheilen, als der Verfaſſer; welcher überdies blos einen kleinen Grundris verfertigt zu haben glaubt, und kein vollſtändiges Werk ausgeführt hat. Wenn einſtens eine vollſtändige Aeſthetik zu Stande kömmt, ſo muß es durch Mitwürkung, und wechſelſeitige Prüfung aller Hauptwiſſenſchaften geſchehen. Ueber dieſen Gedanken folgt hier nähere Erklärung.

Die Wiſſenſchaften befördern und prüfen einander wechſelsweiſe in derjenigen Beziehung, in welcher ſie wechſelsweiſe in einander greifen. Es giebt vier Hauptwiſſenſchaften: Mathematik, Metaphyſik, Verbindungslehre und Empyrik. Alle ſind der Vernunft untergeordnet, auf das Bewußtſeyn des Wahrheitsgefühls gegründet. Mathematik mißt, berechnet und beſtimmt die Größe der Theile, aus welchen eine jede Wiſſenſchaft beſtehet, zählt wenigſtens die Menge ihrer Theile auf. Metaphyſik beſtimmt die Eigenſchaften eines jeden Begriffs und Theils, aus welchem eine jede Wiſſenſchaft beſtehet. Die Verbindungslehre prüfet, ob alle Theile einer jeden Wiſſenſchaft, in möglichſt ſchönſter Ordnung verbunden ſind, und auf den Geiſt des Studierenden zuſammen würken. Die Empyrik beſtätigt die Grundlehren einer jeden Wiſſenſchaft, durch Erfahrung, Geſchichte, Beyſpiele und ſinnliche Anſchauung. Dieſe vierfache Ineinanderwürkung und Prüfung dieſer vier Wiſſenſchaften iſt nicht willkührlich, ſondern ihre Gründlichkeit und Vollſtändigkeit wird dadurch erkannt, weil ſie mit allen möglichen Arten, einen Gegenſtand zu betrachten, vollkommen zuſammen trift, und mithin den denkbaren Umfang einer Wiſſenſchaft ganz ausfüllt. In jedem guten Bilde eines Mahlers muß Ebenmaas der Theile, Karakter der Zeichnung, Schönheit der Kompoſition, und Lebhaftigkeit der Farben, zuſammen treffen. In dem Weltall, deſſen Bild in unſerer Seele liegt, beſtimmt die Mathematik das Ebenmaas; die Metaphyſik den Karakter; Verbindungslehre die Kompoſition; Empyrik durch ſinnliches Anſchauen, giebt dem Bilde Leben, Farben und Wahrheit. Wenn alſo jemand das vollſtändige Gebäude der Aeſthetik aufführen will, ſo muß die wechſelsweiſe und gemeinſame Mitwürkung dieſer vier Wiſſenſchaften, das Ganze befördern und prüfen. Unvollſtändige, dunkle Begriffe, ſchiefe kurzſichtige Blicke, gewagte Hypotheſen, kleinliche Einſchränkungen, und überſpannte Lehrſätze, werden alsdann vermieden werden, und dabey würde gewiß die Wahrheit gewinnen. Dieſe Prüfung und Beſtätigung durch Ausmeſſung und Aufzählung, durch Beſtimmung, durch Ueberſicht und durch Erfahrung, muß mit möglichſter Sorgfalt und ſtrenger Genauigkeit geſchehen. Der gegenwärtige Vorrath beſtimmter Begriffe, iſt hierzu hinreichend; und es iſt zu vermuthen, daß ein warmer Freund der Wahrheit, ein ſolches Werk ausführen kann, wenn ſein Beruf ihm erlaubt, ſich demſelben ganz zu widmen.

In dieſer Ausführung kommt eine Fülle von Beyſpielen vor, die aus der Moral und Phyſik; aus der Geiſterwelt und Sinnenwelt, und aus den verſchiedenſten Wiſſenſchaften entlehnt ſind; und doch iſt Aeſthetik keine allumfaſſende Wiſſenſchaft, ſie hat ihr beſonderes, genau beſchränktes Gebiet. Da wo reine Beziehung des Gefallens oder Mißfallens vorkömmt, da ſchweigt Aeſthetik. Dieſes iſt deswegen möglich, weil Aeſthetik eine ſolche Wiſſenſchaft iſt, die mit allen andern Wiſſenſchaften in Beziehung ſtehet. Dieſe beſondere Eigenſchaft der Aeſthetik liegt in den Verhältniſſen des Gefallens und Mißfallens. Alle Wiſſenſchaften entſtehen aus dem Fühlen, Denken und Wollen der menſchlichen Seele. Aber alles Fühlen

Denken und Wollen, iſt von der äſthetiſchen Empfindung des Wohlgefallens oder Mißfallens, unzertrennlich begleitet. Die Seele kann weder anſchauen, denken, noch wollen, ohne zugleich ein Wohlgefallen oder Mißfallen zu empfinden; obſchon an ſich Wohlgefallen und Mißfallen weder Anſchauung, noch Gedanken, noch Willensäuſſerung ſelbſt ſind. So oft die Aeſthetik das Wohlgefallen oder Mißfallen, als ihr Gebiet durchforſcht, und ihre Begriffe in ein Lebhrgebäude ordnet: ſo ſtehet es ihr nun frey, ihre Beyſpiele in den Grenzen des Fühlens, des Denkens, oder des Wollens, aufzuſuchen. Sie finden ſich allenthalben.

Wenn man über die Verbindung der Aeſthetik mit andern Wiſſenſchaften und Künſten, nachdenkt, ſo bemerkt man, daß ſie zwar mit allen Wiſſenſchaften und Künſten in Verbindung ſteht, doch nur in ſo weit, wie bereits geſagt worden; als in jeder Kunſt oder Wiſſenſchaft, ausſchließend oder beſtimmend, ſolche Gegenſtände vorkommen, welche Gefallen oder Mißfallen erregen.

Mit der Moral hat ſie die wichtigſte Verbindung. Dieſe beſtimmt nach dem Zweck des menſchlichen Daſeyns, die Gränzen, wie weit ſich der Menſch dem Reiz der Schönheit überlaſſen darf und ſoll. Dagegen findet die Moral in der Aeſthetik die Quelle vieler liebevollen Gefühle, die den Menſchen zu tugendhaften Thatſachen antreiben. Die Aeſthetik entdeckt zugleich der Moral im Gebiete des Gefälligen, Empfindungen, die Irrlichter der Leidenſchaften, gegen welche die Moral nur warnen kann.

Nebſt dem ſtehet die Aeſthetik mit folgenden Wiſſenſchaften in vorzüglicher Verbindung. Die Logik giebt ihr, wie allen Wiſſenſchaften, Richtigkeit im Ausdruck, Bildung und Vergleichung ihrer Begriffe; dagegen werden nun dieſe Begriffe Grundſtoff richtiger äſthetiſcher Schlüſſe.

Die Aeſthetik borgt von der Mathematik die Zahlen und Maaßſtäbe, um ihre Theile auszuzählen, und die ſinnlichen Auſſenſeiten ſchöner Gegenſtände, in ihren Verhältniſſen auszumeſſen. Dagegen öffnet die Aeſthetik eines der weiteſten Felder angewandter Größenlehre, beſonders in der Tonkunſt, Baukunſt, Gartenkunſt, und Ebenmaaß bildender Künſte.

Die Cosmologie giebt die Summe aller Gegenſtände an, in welchen die Aeſthetik das Verhältniß des Gefallens und Mißfallens entdeckt. Dagegen geben die äſthetiſchen Begriffe dem harmoniſchen Weltall den entzückenden Schmuck der Schönheit.

Die Aeſthetik ſchöpft ihre Geſetze in der Dinamik, und beſtätigt dagegen durch ihr Beyſpiel die Allgemeinheit dinamiſcher Geſetze.

Die Aeſthetik dankt der Metaphyſik das Vernünftige und Gründliche aller ihrer Begriffe, und vermehrt dagegen die Zahl metaphyſiſchrichtiger Wahrheiten.

Die Kritik leihet der Aeſthetik ihre Vorſchriften des Prüfens und Vergleichens, und erhält dagegen ein weites Feld ihrer Anwendung, in Prüfung des Schönen.

Aus der Verbindungslehre ſchöpft die Aeſthetik die einleuchtende Ordnung in Zuſammenkettung ihrer Theile, und giebt dagegen Anlaß zu neuen Verbindungen der Dinge und Begriffe.

Die Geſchichte giebt der Aeſthetik in allen Theilen Beyſpiele an. Erhält dagegen Aufklärungen über die Urſachen vieler Thatſachen.

Die Antropologie leitet die Aeſthetik, in nützlicher Anwendung ihrer Grundſätze. Sie ſelbſt wird dagegen vollſtändiger durch richtige Begriffe des Schönheitsgefühls, und der Verhältniſſe des Gefälligen und Mißfälligen.

Die Theologie giebt der Aeſthetik den Begriff von dem Daſeyn Gottes, und erhält dagegen den Begriff ſeiner höchſten Schönheit und Vollkommenheit.

Die Phyſik zeigt der Aeſthetik, welche Körper, und welche körperlichen Eigenſchaften auf den Menſchen würken; dagegen zeigt die Aeſthetik, welche Verbeſſerungen der Menſch in der Körperwelt, aus Antrieb des Schönheitsgefühls, hervorbringt, durch Urbarmachung, Veredlung der Thierarten und Pflanzen, Reinigung der Mineralkörper, Kunſtwerke u. ſ. w.

Die Pſichologie giebt der Aeſthetik den Gang ihrer Empfindungen und Begriffe an; wird dagegen durch die Grundlehre von dem Gefallen und Mißfallen vollſtändiger.

Dieſe rhapſodiſche Aufzählung verdient vollſtändig und ſyſtematiſch bearbeitet zu werden. Gegenwärtig diene ſie als ein Wink auf die Hülfswiſſenſchaften der Aeſthetik, und als Setzung einiger Gränzſteine, in enziklopediſcher Beziehung. Solche Vermarkung iſt im Lehrgebäude einer jeden Wiſſenſchaft nützlich. Alles dasjenige, was nicht auf Empfindung des Gefallens und Mißfallens Beziehung hat, ſteht mit der Aeſthetik in keiner Verbindung.

Es läßt ſich eigentlich nicht erklären, was Gefallen und Mißfallen iſt. Es fühlt ſich. Und einfache Gefühle können nicht erklärt werden. Aber man kann bemerken, bei welchen Gegenſtänden die Empfindungen des Gefallens vorkommen. Und das geſchiehet allemal bey Anwendung eigener Fähigkeit. Da ſind wir nun wieder auf dem Punkte, von dem wir ausgingen, und der Kreis äſthetiſcher Begriffe iſt vollendet.

Empfindung des Wohlgefallens, und mäßige Anwendung der Fähigkeiten, ſind unzertrennlich verbunden. Dies iſt der einzige Grundſatz der ganzen Aeſthetik; der feſte Ruhepunkt, auf welchem das ganze Gebäude aufgeführt worden; der Schlußſtein, nach welchem ſich alle Theile des Gebäudes zuſammen drängen. Dieſes löſt auch alle Zweifel auf, die in den bisherigen Begriffen der Aeſthetik Widerſprüche verurſachen, und gegenwärtige Ausarbeitung veranlaßten.

Der Umriß dieſes Gebäudes iſt nun von allen Seiten geſchloſſen. Das Gerüſte zu der innern Ausführung iſt zugerichtet. Die äußern Zugänge ſind angegeben; und nun iſt es Zeit, den Schlußſtein in ſeiner ganzen zuſammenhaltenden Kraft darzuſtellen.

Die Empfindung des Wohlgefallens, des Schönheitsgefühls, iſt niemals allein fühlbar, ſondern es iſt für die Seele die eigentliche Anmuth ihres eigenen Anſchauens, Denkens und Wollens. Das äſthetiſche Gefühl des Gefallens und Mißfallens, iſt mit allen Seelenkräften unzertrennlich verbunden. Dieſe Verbindung äußert ſich bey jeder Anwendung der Seelenkräfte; bey jedem Fühlen, Denken und Wollen. Die Stufen des Schönheitsgefühls, der Wonne, der Freude, des Entzückens, der Neigung, entſtehen nur alsdann, wenn die Seele über einen innern oder äußern Gegenſtand fühlt, nachdenkt, beſchließt; geiſtig oder körperlich würkt. Mithin nur alsdann, wenn ſie ihre eigenen Kräfte anwendet. So oft ſie ihre Kräfte auf einen mäßigen Grad anwendet, ſo empfindet ſie jedesmal Wohlgefallen; das Bewußtſeyn eines jeden ſinnlichen Menſchen, eines jeden Denkers, eines jeden thätigen Mannes, wird dieſes bezeugen. Jeder Augenblick des menſchlichen Lebens iſt Beſtätigung dieſer Wahrheit. Das äſthetiſche Gefühl des Gefallens oder Mißfallens, begleitet ihn unaufhörlich. Das Wohlgefallen wird empfunden bey jeder mäßigen Anwendung der Seelenkräfte; das Mißfallen, bey jeder Ueberſpannung, Verſchobenheit, Mißbrauch der Seelenkräfte.

Die Verbindung der äſthetiſchen Empfindungen des Gefallens und Mißfallens, mit den Kräften der menſchlichen Seele, beſtehet in Beziehung auf alle Seelenkräfte ohne Ausnahme, und ihr Umfang iſt ſo groß, als der Umfang der Seelenkräfte ſelbſt iſt. Der Menſch verſetze ſich in alle mögliche Lagen, ſo wird der Zuſtand ſeiner Seele jedesmal angenehm oder unangenehm, mithin ſelbſtgefallend oder mißfallend ſeyn.

Dieſe Verbindung des Wohlgefallens mit dem Seelenvermögen, iſt nichts anders, als Vereinigung der innern Kraft mit der innern Anmuth, welche der Schöpfer in das Daſeyn der menſchlichen Seele unzertrennlich zuſammen knüpfte.

Wenn der freye Menſch ſeine Kräfte mißbraucht; die Gränzen der Mäßigung überſchreitet; den Leitſtern der Vernunft verläßt; ſich in Truggänge der Leidenſchaften verirrt, dann empfindet er Mißfallen. Aber ſelbſt dieſes Mißfallen iſt wohlthätige Würkung der Verbindung äſthetiſcher Gefühle mit dem Seelenvermögen. Es warnet den Menſchen, wenn er auf unrechtem Wege iſt. Er empfindet den Drang, in die Bahn der Glückſeligkeit zurück zu treten, und ſo leitet das äſthetiſch Ueble, ſelbſt auf das äſthetiſch Gute zurück, und die Diſſonanzen löſen ſich in Konſonanzen auf.

Die Verbindung äſthetiſcher Gefühle, mit dem Seelenvermögen, hat zweyfache Beziehung; die eine mit der innern Selbſtheit, die andere mit dem äuſſern Weltall. Die Selbſtheit beſteht in der unauslöſchlichen Begierde der Seele, ihren Zuſtand zu verbeſſern. Die anſchaulichen Gegenſtände des Weltalls haben die Kraft, auf die Seele, durch den Weg der Sinne, einen Eindruck zu machen. Nun iſt der Menſch thätig, weil Thätigkeit ihn glücklich macht; weil Anwendung ſeiner Kräfte, mit der angenehmen Empfindung des Wohlgefallens verbunden iſt. Nun ſtrebt er nach jeder Gelegenheit, ſeine unbekannten Kräfte zu verſuchen und anzuwenden, weil er die dunkle Erwartung hat, daß mit Anwendung mehrerer Kräfte, auch Vermehrung angenehmer Empfindung verbunden iſt. Das Springen und Lallen des Kindes; das Forſchen des Denkers; das raſtloſe Bemühen des Weltumſeglers, ſind Folgen dieſes Triebes. Hierinn liegt der Keim der Menſchen veredlenden Vollkommenheit (Perfectibilität).

Die angenehme Würkung äußerer Gegenſtände auf die Seele, iſt harmoniſcher Zuſammenklang des äuſſern Schönen, mit dem innern Schönheitsgefühl. Ein Beyſpiel ſtatt tauſender: Die Statue des Apollo, im Belvedere, entzückt den Kenner; in dieſem ſchönen Kunſtwerke iſt Kraft und Anmuth vereinigt; und in der Seele des Kenners iſt Kraft des Anſchauens und Erkennens, mit unzertrennlicher Anmuth des Wohlgefallens an ſeiner eignen Erkenntniskraft, vereinigt. Durch edle Unternehmungen und neue Kunſtwerke, entſtehen neue Quellen dieſer äſthetiſchen Harmonie. Aber nichts auf Erden iſt derjenigen Harmonie vergleichbar, welche aus dem Ineinanderſpiegeln zweyer ſchönen tugendhaften Seelen entſpringt. Da iſt ſchönſte Blüte der Freundſchaft.

Die Verbindung des Wohlgefallens mit dem Seelenvermögen, wird allemal zu dem Schönheitsgefühl erhöhet: ſo oft der Menſch die Stärke und Fülle ſeiner Kräfte, auf eine dauerhafte Weiſe anwendet; und dieſes geſchieht, wenn er die ſechs äſthetiſchen Geſetze befolgt.

Verbindung des Wohlgefallens mit dem Seelenvermögen, iſt Grundbegriff der Aeſthetik. Dieſer Grundbegriff wird verkennt, weil er allenthalben liegt; weil er mit dem ganzen Weſen des Menſchen verwebt iſt. Das ſeltene erweckt Aufmerkſamkeit; das Gewöhnliche wird überſehen. Im Grunde iſt dieſe Verbindung nothwendig. Wenn die Anwendung der Seelenkräfte nicht ſelbſtgefallend wäre, ſo müßte ſie gleichgültig oder mißfallend ſeyn. Was könnte in ſolchen Verhältniſſen den freyen, nach Glückſeligkeit dürſtenden Menſchen, anreizen, ſeine Kräfte anzuwenden! Er würde ſeine Fähigkeiten, unentwickelt, dem Todesſchlummer überlaſſen.

Lebende Kraft der Menſchheit, höchſte Zierde der Schöpfung ſproſſet mithin aus der Empfindung des Wohlgefallens mit dem Seelenvermögen; aus dem angenehmen Bewußtſeyn jeder mäßig angewandten Fähigkeit. Und dieſes iſt der Schlußſtein des äſthetiſchen Lehrgebäudes.

Das Ganze beweiſt: daß Schönheit und Schönheitsgefühl in Vereinigung der Kraft und Anmuth beſtehen.

Nachdem der theoretiſche Theil der Aeſthetik erörtert worden, ſo ſind hier zum gänzlichen Beſchluß dieſes Aufſatzes, einige Blicke auf praktiſche Befolgung der Geſetze äſthetiſcher Vollkommenheit.

Dieſe Geſetze verlangen, wie geſagt worden, die vollſtändigſte Vereinigung der Anmuth und Kraft.

Die Befolgung dieſer Geſetze geſchiehet in allen Wiſſenſchaften, wenn Vollſtändigkeit, Gründlichkeit der Wahrheiten, mit lichtvoller Ordnung, leicht zu faſſender Darſtellung, lebhaft angenehmen Vortrag eingekleidet werden. Sie geſchiehet in Künſten, wenn das Zweckmäßige, Gründliche, Gute, mit dem äuſſern Glanz der Reinheit und Vollendung geſchmückt iſt. Sie geſchiehet in Geiſteswerken, wenn Stärke und Fülle der Gedanken, durch Gewandheit des Ausdrucks, und eingemiſchter Zartheit feiner Gefühle, einen ſanftern Reiz erhalten. Sie geſchiehet in bildenden Künſten, wenn das beſtimmte Kraftvolle der Natur, mit der Lieblichkeit ihrer blühenden Auſſenſeiten und ſanft in einander flieſenden Umriſſen, dargeſtellt wird. Sie zeigt ſich in Handlungen, wenn männliche Thatkraft und feſte Entſchloſſenheit mit der Sanftmuth wohlthätiger Empfindungen vereinigt ſind. Sie zeigt ſich in Reden, wenn ſtarker Sinn in einfachedlem Ausdrucke liegt. Sie zeigt ſich in Begriffen, wenn Wahrheit des Erkenntniſſes, durch Feinheit der Empfindungen beſtätigt wird. Sie zeigt ſich in körperlichen Bewegungen, durch Vereinigung der Stärke, mit der Leichtigkeit der Bewegungen, und ſanften Biegſamkeit ſchlanker Glieder.

Mit einem Wort: Kraft, vereinigt mit Anmuth, iſt höchſte Zierde der Schönheit, in allen denkbaren Verhältniſſen. Und in Anwendung dieſer Geſetze liegt die ganze praktiſche Aeſthetik: denn alle andere äſthetiſche Geſetze ſind in dieſen enthalten.

Nach allgemeiner Erfahrung verſchaft die Anwendung dieſer Geſetze den Wiſſenſchaften gelehrige Schüler; den Künſten dauerhaften Beyfall, den Geiſteswerken entzückte Leſer; den Werken bildender Künſte, freudige Bewunderung; den großen Unternehmungen, Verehrung; denjenigen, der in Anwendung dieſer Geſetze die Zierde ſeiner Lebensweißheit ſucht, machen ſie liebenswürdig, erwerben ihm allgemeines Wohlwollen.

Zurückſcheuchend ſind die gründlichſten Wahrheiten, wenn ſie durch verworrenen, undeutlichen, ſtolprenden Vortrag, mißſtellt ſind. Unangenehm, unſcheinbar, herabgewürdiget, ſind die Werke der Künſte, wenn ihnen äuſſere Zierde und Vollendung fehlen. In Geiſteswerken und bildenden Künſten, ſind Gewandtheit des Vortrags und Vollendung, ganz unentbehrlich. In dem täglichen Leben kann der rauhe Mann voll wilder Thatkraft, Furcht und Schrecken erregen; gewiß keine Liebe und Zuneigung. Auch wenn er tugendhaft iſt, wünſcht ihm jeder, daß ſeine Tugenden durch Sanfmuth gemildert würden. Aber wenn Kraft ohne Anmuth rauh iſt, ſo iſt dagegen Anmuth ohne Kraft, weichlich. Wozu glatte, flieſende Worte, ohne gründlichen Sinn? Wer ſchätzet Flittergold und Silberſchaum, wenn morſches Holz damit überkleiſtert iſt? Wem ekelt am Ende nicht vor Blumen der Fantaſie und Tändeleyen des Witzes, wenn ſie nicht die Wahrheit zieren, ſondern üppig und zwecklos verſchwendet werden! Wer kann den Anblick ertragen, wenn Unſchuld und Sanftmuth, mit Schwachheit vereinigt, ſich von Laſtern und Boßheit ohne Widerſtand knikken und zertreten laſſen! Alſo, nicht Kraft allein, nicht Anmuth allein; die Vereinigung von beyden erzeugt äſthetiſche Vollkommenheit.

Kraft beſtimmt den innern weſentlichen Werth, erzeugt Hochachtung, befriedigt den Verſtand. Die Mäßigung und Anmuth, in Aeußerung der Kraft, erwirbt Zuneigung, Liebe, ergötzet das Herz. Da, wo Kopf und Herz vereinigten Beyfall geben, da iſt Kennzeichen äſthetiſcher Vollkommenheit; da ſind äſthetiſche Geſetze befolgt worden. Der Unendliche ſchrieb dieſe Geſetze in jede Seele. Vorurtheil oder Laſter verwiſchen ſie manchmal.

Die geiſtvolle Anwendung dieſer Geſetze, wird durch öftere Wiederholung leicht, gehet in Gewohnheit über. Der edle Mann, der nach äſthetiſcher Vollkommenheit ſtrebt, wird mit dieſer Vollkommenheit vertraut, ſie wird ſeine beſtändige holde Geleiterin, und giebt ſeinem ganzen Weſen ein Gepräge von beſcheidener Größe, die ihm zugleich Liebe und Achtung erwirbt. Er ahndet, erkennt, ergreift, und ſtellt das Schöne dar, mit derjenigen ſchnellen Sicherheit, die man guten Geſchmack nennt.

Dieſer Geſchmack iſt das Licht der äſthetiſchen Kritik, in Beurtheilung des Schönen. Dieſe ſucht und erkennt allenthalben die Vereinigung der Kraft und Anmuth; beſtimmt die Stufen ihrer Vollkommenheit; giebt ihre Mängel an; prüft und ſucht das Schöne in Werken der Wiſſenſchaften und Künſte; iſt ſcharfe Kennerin menſchlichen Verdienſtes, und weiſe Rathgeberin bey der wichtigen Auswahl der Freundſchaft.

Dieſer Geſchmack leitet unvermerkt den Ideengang des wiſſenſchaftlichen Denkers, auf den Pfad des Schönen. Er lenket die Hand des Künſtlers; führt die Feder des guten Schriftſtellers; ermuntert die Schüchternheit; ſchränkt die Begeiſterung in Gränzen des Schönen ein, und bey jeder Unternehmung flüſtert er ſeinen Vertrauten in die Seele: handle ſo, und nicht anders.

Bey der Anwendung dieſer Geſetze verehrt der Menſch, mit dankbarem Herzen, in Gott die höchſte Vereinigung der Allmacht und Güte. Es entzückt ihn, daß jener Gott, der Welten gründet, dem Meere Gränzen ſetzt, in Wolken donnert, zugleich für Nahrung und Wohlſtand des kleinſten Vogels ſorget; daß er die Menſchheit, als Königin der Natur, mit Kräften des Geiſtes und Körpers ausrüſtet, und zugleich mit den milden Empfindungen des Wohlwollens und ſanften Reitzen der Anmuth zieret. Dieſes Schönheitsgefühl entzündet die Andacht, erhebt die Seele zu Gott.

Die Anwendung äſthetiſcher Geſetze bemerkt in der ganzen Natur die Vereinigung der Kraft und Anmuth. Die unerſchöpflichfruchtbare Erde, ſelbſt unſcheinbar, und in ihrem Innern voll ſchauderhafter Klüfte, iſt von auſſen mit üppiger bunter Pracht der Blumen und Kräuter gekleidet. Das Innere der Thiere und Pflanzen iſt zweckmäßig eingerichtet, aber nicht angenehm anzuſchauen, und von auſſen iſt in ihren Geſtalten blühende mannichfaltige reizende Schönheit. Die Naturkraft, die alles durch Tod und Verweſung zermalmet, verhüllt dieſen grauſenvollen Schlund durch ſchönes, jugendliches, immer von neuem wieder aufſproſſendes Leben.

Die Anwendung äſthetiſcher Geſetze beſtätigt den Menſchen in der Erfahrung, daß er bey allen Gaben der Gefälligkeit verächtlich iſt, wenn er keinen feſten Grundſatz hat; daß er bey hohem Sinn und unerſchütterlichem Muth, gehaßt wird, wenn es ihm an wohlwollender, ſanfter Theilnehmung mangelt. Er überzeugt ſich, daß ſeinem Gemüthe die Vereinigung der Kraft, des Wahren, des Nützlichen, mit dem Sanften, Wohlmeinenden, Angenehmen, nothwendig iſt; wenn er das Bewußtſeyn eigner äſthetiſcher Vollkommenheit, und die beglückende, achtungsvolle Zuneigung ſeiner Mitmenſchen erhalten will. Er fühlt, wie wahr es auch in dieſer Beziehung iſt, was ein großer Kenner des Schönen ſagt: Omne tulit punctum qui miscuit utile dulci.

Wolfgang Heribert, Freiherr von Dalberg,

des Vorigen jüngerer Bruder, ward im Jahre 1750 zu Herrnsheim geboren, erhielt gleichfalls eine vortreffliche Erziehung, ſtudirte die Rechtswiſſenſchaft, und ward anfangs Kämmerer von Worms, ſpäter aber Kurpfälziſcher Geheimerath und Kämmerer, Hofkammerpräſident und darauf Präſident des Oberappellationsgerichtes in Mannheim. Bei der Krönung Leopolds II. erhielt er 1791 in Frankfurt am Main die Würde eines deutſchen Reichsritters. 1803 wurde er Badiſcher Oberhofmeiſter und Staatsminiſter. Er ſtarb am 27. September 1806 in Mannheim.

Von ihm erſchien:

Walrais und Adelaide. Mannheim, 1778.
Kora. Mannheim, 1780.
Elektra. Mannheim, 1780.
Shakſpeares Julius Cäſar. Mannheim, 1785.
Cumberlands Koleriſcher. Mannheim, 1786.
Die Brüder. Mannheim, 1786.
Oronoko. Mannheim, 1786.
Montesquieu. Mannheim, 1787.
Der weibliche Eheſcheue. Augsburg, 1787.
Der Mönch von Karmel. Berlin, 1787.
Einzelne Aufſätze zu den Rheiniſchen Beiträgen, u. ſ. w.

Ein eifriger Gönner und Beſchützer der Wiſſenſchaften und Künſte, erwarb er ſich große Verdienſte um dieſelben vorzüglich als Präſident der Mannheimer deutſchen Geſellſchaft und als Intendant der dortigen Bühne, welche zu jener Zeit die bedeutendſte in Deutſchland und eine Pflanzſchule unſerer vorzüglichſten Schauſpieler war. Seine eigenen, meiſt dramatiſchen Arbeiten zeichnen ſich durch eine gebildete Sprache aus, ſind aber übrigens unerheblich. —

Johann Georg Darjes,

ein ſeiner Zeit ſehr geſchätzter Philoſoph, ward im Jahre 1714 zu Güſtrow geboren, ſtudirte in Roſtock und Jena, und habilitirte ſich 1733 an letzterer Univerſität, Vorleſungen über die Wolfiſche Philoſophie haltend. 1744 ward er daſelbſt Profeſſor, und nahm 1763 einen ſehr vortheilhaften Ruf nach Frankfurt an der Oder an, wo er am 17. Juli 1791 als Geheimerath, Profeſſor der Philoſophie, Ordinarius der juriſtiſchen Facultät und Director der Univerſität ſtarb.

Seine Schriften ſind:

Anmerkungen über einige Sätze der Wolfiſchen Metaphyſik. Frankfurt und Leipzig, 1748. 4.

Philoſophiſche Nebenſtunden. Jena, 1749—52. 4 Sammlungen.

Erſte Gründe der philoſophiſchen Sittenlehre Jena, 1755.

Weg zur Wahrheit. Jena, 1776.

D. erwarb ſich großen Ruhm in jenen Tagen der Kindheit deutſcher Philoſophie, durch ſeinen Eklekticismus, welcher das Beſte aus den Syſtemen von Wolf und Cruſius umfaßte und durch einen klaren und verſtändlichen Vortrag beſeelt, viele Anhänger fand.

Karl Wilhelm Daßdorf

ward am 2. Februar 1750 zu Stauchitz im Königreich Sachſen geboren, beſuchte von 1762 bis 1768 die hohe Schule zu Meißen und ſtudirte dann in Leipzig Theologie, wo er ſich 1772 die Magiſterwürde erwarb. Im Jahre 1773 ward er Erzieher der Kinder des Geheimeraths von Ferber in Dresden, und auf deſſen Empfehlung 1775 dritter, 1786 zweiter und 1806 erſter Bibliothekar der dortigen Bibliothek. Er ſtarb daſelbſt am 28. Februar 1812.

Seine deutſchen Schriften ſind:

Andromache. Ein muſikaliſches Drama. Dresden, 1777.
Schilderung einer Nationalſcene. Dresden, 1782.
Beſchreibung der u. ſ. w. Merkwürdigkeiten von Dresden. Dresden, 1782.
Numismatiſch-hiſtoriſcher Leitfaden zur Ueberſicht der ſächſiſchen Geſchichte. Dresden und Leipzig, 1801.
J. Winkelmanns Briefe an ſeine Freunde, mit Zuſätzen und literariſchen Anmerkungen Dresden, 1777—81. 2 Thle.
Ueberſetzungen aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen u. ſ. w.

Ein fleißiger und gründlicher Gelehrter, der ſich jedoch den meiſten Ruf erwarb durch den Eifer und die Bereitwilligkeit mit welcher er als Bibliothekar den Gelehrten bei ihren Forſchungen behülflich war.

Karl von Decker,

als bellettriſtiſcher Schriftſteller unter dem Namen Adalbert vom Thale bekannt, ward am 21. April in Berlin geboren, trat 1797 in preußiſche Kriegsdienſte und wohnte in den Jahren 1800 — 7 den Feldzügen in Oſtpreußen und der Schlacht von Preußiſch-Eylau bei; ſein tapferes Benehmen im Laufe derſelben wurde mit dem Orden pour le mérite belohnt. Während der trüben Zeit die darauf ſein Vaterland heimſuchte, ging er als Rittmeiſter, in die engliſche Armée über, kehrte aber 1813 als Hauptmann zu dem preußiſchen Heere zurück, und nahm thätigen Antheil an den Kriegen gegen Napoleon, in welchen er ſich den Wladimirorden 4ter Klaſſe und das eiſerne Kreuz 2ter Klaſſe erwarb. Nach dem Frieden wurde er 1816

Dirigent einer Vermeſſungs-Abtheilung bei dem topographiſchen Bureau, 1817 Major bei dem großen Generalſtabe in Berlin, 1818 Lehrer bei der königlichen Kriegsſchule und bei der Artillerie- und Ingenieur-Schule. Gegenwärtig lebt er als Obriſt im activen Dienſt in Königsberg in Preußen.

Außer vielen (nicht hieher gehörigen) kriegswiſſenſchaftlichen Schriften gab er heraus:

Freie Handzeichnungen nach der Natur. Berlin, 1818.
Geburtstagsſpiele und andere kleine dramatiſche Dichtungen. Berlin, 1821—23. 2 Bdchen.
Margot Stofflet, hiſtoriſch-romantiſches Gemälde. Berlin, 1828.
Viele kleinere Aufſätze, Erzählungen u. ſ. w. in Journalen, z. B. dem Geſellſchafter, der Abendzeitung u. ſ. w.

Rühmlich bekannt als Tactiker, hat ſich v. Decker auch als ein gefälliger und gewandter belletriſtiſcher Schriftſteller bewährt, der in gebildeter und anmuthiger Sprache die gewählten Stoffe mit Geſchick zu behandeln verſteht. Vorzüglich zeichnen ſich ſeine dramatiſchen Dichtungen durch Wahrheit, Lebendigkeit und Intereſſe aus; ſein Drama „Margot Stofflet“ erfreute ſich bei dem Erſcheinen auf der Bühne einer ſehr günſtigen Aufnahme.

Der Landprediger im Bade.*)

1.

In der Reſidenz hatte ich mich nur aufgehalten, um die „Prima Donna“ — nämlich die vom Herrn von Voß — zu ſehen und zu hören, und Tages darauf fuhren wir weiter. Wenn ich ſage: wir, ſo meine ich damit mich und mein Roſinchen, meine vor Gott und Menſchen ſeit 13 Monden rechtmäßig angetraute Gattin. — Ich ſchämte mich eigentlich, in der Poſſe ſo unbändig gelacht zu haben, weil es ſich für einen Verbreiter der wahren apoſtoliſchen Lehre gar nicht ſchickt; indeſſen mein Roſinchen hat ja auch mitgelacht und ganz vornehme Leute mit blanken Ordensſternen obenein, und da hebt es ſich, wie man in hieſiger Gegend zu ſagen pflegt. Neben mir ſtand ein Mann mit Kennermiene und Konſervations-Brille auf der Naſe, den elfenbeinernen Stockknopf gegen die Oberlippe gequetſcht und den Rücken gegen das Theater gekehrt; der zuckte jedesmal mitleidig beide Achſeln, wenn die Weltkinder mit Jubelgebrüll zu erkennen gaben: daß ihnen der Schöpfer ein fröhliches Daſeyn und offene Kehlorgane verliehen hatte, und zuletzt brach er unwillig murmelnd in den Grimmſpruch aus: „Ich begreife nicht, wie man über ſo etwas lachen kann!“ — Mein Nachbar zur Linken — ein ſogenannter Treuhaariger, er ſchien mir ein Rückſtand vom Wollmarkt zu ſeyn — entgegnete mit erznem Baßton ganz lakoniſch: „Und ich begreife nicht, wie man nicht darüber lachen kann!“ — Die beiden Leute waren freilich in ihrer Meinung faſt ſo weit von einander, wie einſt Calvin von Huß. Der baſſiſche Wollmenſch ſchob überdies noch die Deduktion ein: „Ich kann für meine ſechszehn Groſchen thun, was ich will!“ — „Verzeihen Sie“ — war die Gegenantwort — „ich hab’ bezahlt mein Geld ſo gut wie Sie, und will mich ärgern!“ — „Still da!“ — rief der Polizei-Beamtete oder vielmehr: „Seyn Sie ſo gütig, meine Herren, und halten Sie das Maul!“ ſetzte er höflich hinzu.

Wir fuhren über B... mit Lohnfuhre; der Weg iſt recht langweilig. Hinter einem Dorfe — wie es heißt, weiß ich nicht, und auf meinem Homannſchen Atlas ſteht es auch nicht — begegnete uns ein Offizier zu Pferde. Ich wäre ihm gern aus dem Wege gefahren, denn ich liebe die Offiziers nur bei Paraden, da ſtehen ſie in Reih und Glied und dürfen keine Alotria treiben. Dieſe Herren mokiren ſich gar zu gern über Unſereinen vom Lehrſtande, noch dazu, wenn wir eine hübſche Frau bei uns haben; Roſinchen aber hat viel Intereſſe für die Herren Offiziere, das habe ich ſchon gemerkt, als ſie noch zu Hauſe war.

Ich wäre alſo gern aus dem Wege gefahren; aber leider konnte ich nicht, weil zu beiden Seiten tiefe Gräben gezogen ſind. Der Offizier kam an den Wagen und fragte mich: wo ich hin wollte? und als ich mit graziöſer Selbſtgefälligkeit entgegnete: Wir reiſen da und da hin in’s Bad, ſchlug er eine Lache auf und ſagte: „Da hätten Sie auch etwas Geſcheidteres thun können, als über B... zu fahren.“ — „Wie ſo?“ fragte Roſinchen ſchnippiſch und ſteckte den Kopf aus dem Wagen; ich aber zupfte ſie leiſe in die linke Ecke zurück, ehe ihr der Offizier unter den großen Reiſehut ſehen konnte, denn das iſt ſo die Mode dieſer Herren. — „Weil der Weg unter aller Kritik iſt, noch dazu für ſolche Katzen!“ war die Antwort und dabei zeigte er auf unſere Pferde. — Ein logiſcher Menſch iſt der Offizier, denn er bewies mir: daß die Wege in hieſiger Gegend jetzt doppelt ſo langweilig wären, als ehemals, weil man ſie jetzt mit der Schnur in meilenlangen geraden Linien abzuſtecken anfange. Da hat er Recht. Roſinchen meinte: im Sande ſchliefe es ſich gut: da hat ſie auch Recht; und der Offizier verſtand den Wink und ſprengte davon wie ein Sturmwind, was ich meiner Gattin zu bemerken nicht unterlaſſen konnte. Dieſe aber ſingſangte vor ſich hin: „O könnt ich fröhlich mit ihm ziehn, durch Tannenwald und Fichtengrün!“ — „Wie, mit dem Offizier?“ — fragte ich ganz erſchrocken. — „Ach was! ich meine den Sturmwind!“ ſagte ſie verdrießlich und legte ſich in ihrer Ecke zum Schlafen zurecht. Das war nicht nur unfreundlich geantwortet, ſondern auch unlogiſch; doch ſie macht es immer ſo und in der Ehe muß man das gewohnt werden, weil die Frauen eine ganz aparte Logik haben.

Am Thore von B... hielt unſer Wagen ſtill und Roſinchen erwachte. „Geſchlafen hat mein Schätzchen wahrhaftig wie ein Rätzchen! ſagte ich liebkoſend und wollte ihr die roſenrothen Wangen ſtreicheln; doch ſie wehrte meiner Hand und meinte: ich verböge ihr nur den Hut. Die großen Hüte ſind wahrhaftig ſchuld, wenn die Männer ihre Frauen nicht mehr ſo lieb haben können wie ehemals. — Da ſteckte ein Mann mit einer ungeheuern Naſe dieſe zuſammt dem ganzen Kopf in den Wagen. Roſinchen ſagte vorſchnell! „Ich habe nichts zu verakziſen!“ — „Wir“ — verbeſſerte ich — „wir ſind Badegäſte.“ — „Iſt auch nicht meine Abſicht!“ entgegnete er freundlich; die Thor-Akziſe iſt ſchon ſeit dem erſten Januar bei uns abgeſchafft; was denken Sie von der Kultur unſres Vaterlandes! Nein, mit dergleichen illiberalen Schnüffeleien inkommodiren wir die Herren Reiſenden nicht mehr, und ſind nur mit Wartegeld und Ausſicht auf Zivilverſorgung konſervirt, um den geehrten Paſſanten den beſten Gaſthof zu rekommandiren. Selbiger iſt hieſigen Orts zwiefach geſpalten, nämlich der bleumourante Hering oder auch das Vorgebirge der guten Hoffnung. Sie haben nun die Wahl.“ — „Wie wär’s mit der guten Hoffnung?“ fragte ich mein Roſinchen; „oder zögeſt Du vielleicht den Hering vor?“ — „Ich kenne beides nicht, alſo hängt es von Dir ab!“ liſpelte ſie. — „Nun denn mit Gott in die gute Hoffnung! Fahren Sie zu, Kutſcher!“ — „Fehlen können Sie nicht!“ rief uns der dienſtfertige Ex-Offiziant nach; „da wo der Ziegenbock ſteht!“

Am Vorgebirge der guten Hoffnung meckerte uns der empfohlene Wegweiſer den Willkommen zu. Indem ich noch an der Wagenklinke drehe, iſt der Herr Offizier auch ſchon da und will Roſinchen aus dem Wagen heben. Aber ich ſpielte ihm das Prävenir, faßte mein Kleinod mit der Rechten, machte mit der Linken eine abwehrende Windmühlen-Pantomime und ſagte: „Mit Permiſſion, Sie könnten ſich nur verbrechen!“ — Da lachte er in den Bart, muſterte meine ſchlanke Figur gleichſam höhniſch und beſtellte ſich einen Havannah-Zigaro. — Der Menſch hatte eine recht mokante Phyſiognomie und wurde mir immer fataler; aber ich dachte: er weiß hier Beſcheid, der Kutſcher wenig und ich gar nicht, item man nutze ihn und ſtoße ihn nicht vor den Kopf. Auch Roſinchen war, faſt zum erſten Mal ſeit der Trennung, derſelben Meinung, und da das Vorgebirge nur eine anſtändige Stube hatte, nöthigte ich den Kriegshelden herein. Er hat überdies vielleicht unter den Freiwilligen gedient, iſt alſo feiner Leute Kind, und da muß man als Patriot ſchon ein Uebriges thun. — Roſinchen hatte das Eſſen beſtellt. Sie hat eine häßliche Angewohnheit, nämlich ſie ſpricht immer in der erſten zeitwörtlichen Perſon — ich — ſtatt in der vierten — wir. So auch jetzt: „Wollen Sie mit mir vorlieb nehmen?“ — Der Offizier antwortete ſpitzfreundlich: „Ey, warum dieſes nicht!“ — Das hat ſie davon, ſie wurde roth bis zum Ohrzipfel.

2.

Nach Tiſche fragte Roſinchen: „Wollen wir ſchlafen gehen?“ — Diesmal hätte ſie in der erſten Perſon fragen können und deshalb verbeſſerte ich: „Du, mein Kind, denn Du wirſt müde ſeyn; wir aber, wir wollen, wenn es dem Herrn Lieutenant anders recht iſt, eine kleine Promenade machen.“ — Wir promenirten drei Mal um die Stadt, im Ganzen beinahe eine Viertelmeile Weges, und ich nahm Gelegenheit, dem Offizier einen Theil meiner Lebensgeſchichte zu erzählen. Er muß meine Schwieger-Eltern kennen, und konnte gar nicht begreifen: wie ich zu der hübſchen Frau gekommen wäre. So etwas kitzelt, denn es macht unſerm Geſchmack Ehre; und hübſch iſt

---

*) Aus v. Deckers: Freie Handzeichnungen nach der Natur.

Roſinchen, das muß wahr ſeyn; in der ganzen Umgegend hieß ſie des reichen Amtmanns ſchöne Roſine.

Als wir wieder in das Wirthshaus einſprachen, war Geſellſchaft angekommen. — Ein junger Mann mit Schnurrbart und eiſernem Kreuz von Sammet auf grünem Oberrock, und eine engelſchöne Frau ſaßen am Kaffeetiſch und Roſinchen dabei. Der Offizier that ganz bekannt mit den Fremden und ziſchelte dem Grünen vielerlei in's Ohr. Später erfuhr ich, er ſey ein bleſſirter Oberſtlieutenant, der auch in's Bad reiſe; was ich anfangs nicht glauben wollte, da die Oberſtlieutenants ſonſt nicht ſo jung zu ſeyn pflegen, auch, ſo viel mir bekannt iſt, ex officio Troddeln auf den Schultern tragen müſſen. Doch ich vernahm: der Fragliche habe in der Adjutantur gedient, und auf Jagden, Land- und andern Parthieen ſey es den Herren Kriegsleuten erlaubt, gewöhnliche Menſchenkleider zu tragen. — Der Offizier, nämlich mein Begleiter, ſtellte mich den Angekommenen mit den Worten vor: „Herr Anaſtaſius Möhrenſaft, berühmter Theologe, Mitglied einiger gelehrten Vereine und namentlich der Bibelgeſellſchaft, auch Pastor ordinarius.“ Woher wußte dieſer Menſch meinen Namen, Titel und meine Würden?

Kluge Hühner legen auch zuweilen in die Neſſeln, das habe ich nun ſelbſt recht deutlich erfahren; denn der grüne Oberſtlieutenant kam gerade da her, wo ich her kam, wollte gerade da hin, wo ich hin wollte, und war auch den unkritiſchen Weg über B... gefahren. Es wurde endlich der beſte nach dem Bade auspunktirt, und zwar über Prellwitz und Pätermühle; da mir aber ſelbiger unbekannt war, ſo bat ich um die Erlaubniß, hinterher fahren zu dürfen. Roſinchen, mein Queckſilber-Mäulchen, ſagte wieder etwas vorſchnell: „Aber daß Sie es nur ſo einrichten, daß ich nicht umwerfen kann.“ — „Wir“, verbeſſerte ich abermals; „denn ich bin ja auch mit dabei, und dafür mag uns der gütige Himmel bewahren.“ — Im Wagen wollte ich ihr einige Reprimanden über die böſe Angewohnheit geben, und fing alſo an: „Nur egoiſtiſche Menſchen ſtreuen das Wörtlein ich allzu häufig in den Fluß ihrer Rede und werden deshalb nach dem neueren Sprachgebrauch Ichler oder Ichlinge genannt; Mann und Weib aber ſind ein Leib und eine —“ — „Das iſt nicht wahr“ — unterbrach ſie mich ſchnippiſch — „und wenn es wahr iſt, ſo ſchweige Du mit Deinem halben Leibe ſtill, denn die andere Hälfte will ſchlafen!“ — Das war nach der von mir gegebenen Prämiſſe wirklich logiſch richtig und ich vermochte ihr nichts darauf zu antworten.

Sie ſchlief, mir aber ging der Offizier im Kopfe herum. Es war augenſcheinlich und wurde mir immer klarer: daß ſie ſich nicht von geſtern kennen; auch war ſie in ſeiner Gegenwart noch ſchnippiſcher gegen mich als gewöhnlich. In ihrer Eltern Hauſe hat ſie es eben ſo gemacht; ihr Vater liebt Alles, was einen Säbel trägt und hält ſich ſogar mit ſchweren Koſten das Militär-Wochenblatt. Darum war auch ſein Haus ein wahrer militairiſcher Taubenſchlag, nur mit dem Unterſchiede: daß ſtatt der Tauben ſchwarze Huſaren-Offiziere hinein-, und ſeine Rüdesheimer Elfer-Bouteillen hinausflogen. — Aber ich weiß, was ich thue. Ich bitte die ſchöne ſanfte Frau vom grünen Oberſtlieutenant: daß ſie im Bade mein Roſinchen unter ihren Schutz nimmt, ſonſt habe ich keine ruhige Badeſtunde, die laut Programm in der Zeitung ohnehin nur 50 Minuten dauern ſoll.

3.

Das Bad bekommt mir recht gut, und Roſinchen findet das auch; ſie wird täglich freundlicher gegen mich, aber dabei bleibt es. Sonſt gab ſie mir doch zuweilen einen Kuß, hier aber muß ich mich mit der Hand und im Freien ſogar mit dem Handſchuh begnügen, den ſie des Sonnenbrandes wegen höchſtens bei Tiſche auszieht. — Ich habe übrigens richtig prophezeiht: Berg und Thal kommen nicht zuſammen, aber Menſchen; man könnte noch hinzu ſetzen: abſonderlich im Bade. Roſinchen und der Offizier ſind eine alte Konnoiſſance; er hat einmal dort im Quartier gelegen, und geht auch ganz ohne Gène mit ihr um, zu meinem größten Aerger. — Ich könnte hier recht vergnügt ſeyn, denn das Leben iſt nicht allzu theuer, bis auf den Wein, der noch dazu ſchlecht iſt; die Gegend iſt ſchön, die Geſellſchaft gut, leider aber zankt ſich Roſinchen alle Tage mit mir. Sie kann ſich immer noch nicht in ihren neuen Stand finden, und das luſtige Leben in ihres Vaters Hauſe liegt ihr noch gar zu ſehr in den Gliedern. Wenn ich ihr nun zuweilen ihre ausgelaſſene Luſtigkeit vorhalte, ſo ſchmollt ſie und nennt mich grämlich, und meint: ich ſähe noch viel ehrbarer aus wie mein ſchwarzkorduan Geſangbuch. Sind das wohl Reden, die ſich für eine angetraute Predigersfrau ſchicken? Ich klagte neulich der ſchönen grünen Oberſtlieutenants-Frau meine Noth; aber da kam ich gut an. Die meinte: ich ſey ſelbſt ſchuld, weil ich immer den Hofmeiſter ſpiele, und das vertrage keine junge Frau; ich ſollte ihr mehr den Willen laſſen und nicht gleich ſauer ſehen, wenn Roſinchen hell auflacht. Aber, lieber Gott, ſie lacht beſtändig und das ſchickt ſich nicht oder höchſtens hier im Bade, und wenn ſie ſpäter mit mir auf der Pfarre von Diſtelrode ſitzen wird, hat ſie ſich's einmal angewöhnt. „Liebe, ſchöne Frau!“ ſagte ich; „ich kenne die Damen und abſonderlich die lebensluſtigen Amtmann-Töchter; ja, wenn ſie Alle ſo engelgut wären wie Euer Gnaden!“

Der Offizier geht Roſinchen faſt nicht von der Seite, und mich betrachten ſie, ſo zu ſagen, wie das fünfte Rad am Wagen. Ich werfe zwar hin und wieder mit Sprüchen um mich; aber davon wollen ſie nichts wiſſen und meinen: alle ernſthaften Gedanken wären der Badekur hinderlich. — Neulich ſpielten ſie auf dem Brunnen, unter andern heidniſchen Spielen, auch Sprüchwörter und lebendige Charaden. Sie führten zum Beiſpiel den Pygmalion auf, den machte er, und ſie ſollte die Statue vorſtellen. Das hätte ihm gefallen ſollen; aber zum Glück kannte ich die Hiſtorie aus dem „Konverſations-Lexikon“ und hinderte es noch zur rechten Zeit, indem ich mich ſelbſt zur Galathea anbot. Daraus wurde nichts; der Offizier wollte ſogar auf ſeinem Willen beſtehen, Roſinchen beſchwichtigte ihn jedoch durch einen recht freundlich bittenden Blick, und ich ſagte zu ihm: „Ich, ſo viel Sie wollen und was Sie wollen; aber Roſinchen laſſen Sie mir mit ſolchen Komödianten-Stückchen zufrieden.“ — „Topp“ ſagte er, „ich halte Sie beim Wort!“ — Im Saale wurden ſchnell Tiſche und Stühle umher geſetzt und die Hälfte der Gäſte mußte Buden-Halter vorſtellen; die andere Hälfte aber ſollte rathen; was das Spiel für einen Namen hat. Ich mußte, ſo gab es der Offizier an — mit noch Einigen herum gehen und ſo thun, als ob wir viel und Mancherlei einkauften, wobei ich jedoch immer am höchſten bezahlte; Andere, die hinter uns gingen, drückten darüber ihre Verwunderung, und noch Andere ihren Spott aus, aber Alles durch Pantomime. Kaum war ich bei der dritten Bude, ſo rief ſchon die ganze Gegenparthei wie aus einem Munde: „Ach, das iſt ja mit Händen zu greifen: der Gimpel auf der Meſſe!“ — und gleich darauf erſcholl ein unbändiges Gelächter. Anfangs ärgerte ich mich raſend, denn ich ſtand gleichſam unglücklich da, und gelobte mir innerlich: dem Offizier den Streich nicht zu vergeſſen; aber zuletzt ſchien es mir am beſten, daß ich ſelbſt mitlachte, und das that ich nun auch und bekam von Roſinchen einen hellen Blick dafür.

4.

Nun iſt es aus, nun hat er ſie gar geküßt, und da will ich jeden Unpartheiiſchen fragen, ob ich das zu leiden brauche? So lange ich Roſinchen meine Frau nenne, iſt ein Kuß von ihr die höchſte Gunſt geweſen, der ich mich in ſeltenen gnädigen Augenblicken zu erfreuen hatte. Er aber bekam ihn gleichſam ſpielend, während ich jedesmal darum bitten und betteln muß, wie um ein Allmoſen. Die Sache war ſo: wir ſpeiſten an Table d'Hôte auf dem Brunnen und waren recht vergnügt. Links neben mir ſaß eine reiche Bankier-Wittwe, die einen Mann für ihre Geſchäfte ſucht; dann kam ich, dann Roſinchen und dann ein alter Forſtrath; folglich war Roſinchen diesmal ganz in Sicherheit. Bei dem Deſſert werden Küß-Geſundheiten ausgebracht. Ich drehe mich gemüthlich und halb mechaniſch zu meiner Wittwe, die ſich etwas zierte und mit dem einen Auge nach einem verunglückten Advokaten ſchielte, der ihr ſo zu ſagen den Hof macht. Mit einem Male kichert es zu zu meiner Rechten: es war Roſinchen, denn ich kenne ihren Kicher; ich ſehe mich um, und denke, der Schlag ſoll mich rühren! Verſchwunden iſt der Forſtrath, mein Herr Offizier ſitzt an ſeiner Stelle und melirt ſeinen Schnurrbart mit ihren Purpurlippen. — „Proſit, Paſtoribus!“ ſagte er, „ſo geht es, wenn man links ſcharmuzirt und die rechte Flanke bloß giebt.“ — Mein Gott, der Forſtrath ſollte mir ja dieſe decken, und dick genug iſt er ja dazu. — Der Aerger hatte mich ſo übernommen, daß ich Roſinchen zornig bei dem Tuchzipfel an mich zog und ſtrafend ausrief: „Aber Roſina!“ — Sie fragte ziemlich empfindlich: was es gäbe? und ſchickte halb leiſe einen albernen Peter, der keinen Takt habe, in mein rechtes Ohr. Das war ſtark. — Jeder, ſelbſt der dicke Forſtrath, nahm Parthei gegen mich und meinte: wenn ich damit nicht zufrieden wäre, möchte ich die Geſundheit, ſo friſch wir ich ſie links bekommen würde, meiner Nachbarin rechts wieder zuſtellen. Alles lachte über den Witz — lieber Gott, jetzt wird ja Alles Witz genannt! und meine blonde Wittwe machte auch gleich Anſtalt dazu. Roſinchen hat mir nie einen ſo ſchlechten Kuß gegeben, wie dieſes Mal, und doch verſteht ſie es recht gut, denn in ihrer Eltern Hauſe wurde viel geküßt, abſonderlich wenn Einquartierung da war.

Der Tag war überhaupt ein wahrer Unglückstag für mich. Gegen Abend regnete es und wir mußten im Saal bleiben. Man ſpielte die ſogenannte Judenſchule, wobei die Köpfe wie die Pagoden wackeln. Der Offizier hatte es wieder ſo zu karten gewußt, daß Roſinchen neben ihm ſaß. Nun merkte ich aber: daß, während wir Andern ganz ehrbar unſer: Schellen Fünfe, Eckern Ober, Schippen Sieben und ſo weiter uns zumauſchelten, er ihr allerhand ins Ohr flüſterte, das mit keiner einzigen Karte aus dem ganzen Spiele Aehnlichkeit hatte. Was es aber war und was ſie ihm zur Antwort zutuſchelte, konnte ich nicht verſtehen; denn ſo wie ich ein halbes Wort erwiſcht zu haben glaubte, donnerte das gewaltige „Auweih! Auweih!“ zwiſchen durch, daß man ſich hätte die Ohren zuhalten mögen. Einiges ſchnappte ich aber doch auf, zum Exempel: „Schöne Frau — übermorgen — Schützenplatz — Hampelmann.“ Das klang beinahe wie ein Stelldichein, und der Hampelmann ſollte wahrſcheinlich auf mich zielen. Nun, der Hampelmann möchte bei dem Stelldichein den Dritten machen! — Als wir zu Hauſe waren, fragte ich Roſinchen ſehr ernſthaft nach der Bedeutung der vier ſeltſam apoſtrophirten Worte; ſie aber lachte wie gewöhnlich laut auf und erzählte mir ganz treuherzig: Der Offizier habe ſie gefragt: ob wir auch nach dem Schützenplatz gehen würden! Den Hampelmann läugnete ſie keck ab und meinte: ich müßte mich verhört haben. So wird es auch wohl geweſen ſeyn.

5.

Aus dem Schützenplatz iſt nichts geworden, denn es regnete an dem Tage wie mit Kannen. Die Geſellſchaft hielt außerordentliche Sitzung im Brunnen-Saale, und ein hieſiger mechaniſcher Künſtler — bei uns heißen ſolche Kerls Taſchenſpieler — machte ſeine Gaukelkünſte. — Diesmal hatte ich mich beſſer vorgeſehen und Roſinchen zwiſchen mir und einem hektiſchen Poſtmeiſter placirt. Der Offizier nahm an dem Tage, ganz gegen alle Regel, wenig Notiz von ihr; aber beinahe ſah es ſo aus, als dachte er bei ſich: Ich weiß, was ich weiß. — Zuletzt forderte der Taſchenſpieler eine Taſchenuhr. Roſinchen häkelte ihre Uhr vom Buſen los, was wieder logiſch Unrecht war, denn er hatte ja eine Taſchenuhr gefordert und unſere modernen Damen tragen bekanntlich keine Taſchen. Von der andern Seite betrachtet, war es wieder recht; denn heut zu Tage vertritt das Buſentuch der Damen auch die Stelle der Taſche., wenn ſie nämlich etwas Theures recht ſicher verbergen wollen. — Genug, vor unſern ſichtlichen Augen thut der Kerl Roſinchens Uhr in einen Apotheker-Mörſer, zerſtampft ſie zu Pulver, ladet die Krümel in eine Piſtole und bittet den Offizier, ſie mir nichts dir nichts zum Fenſter hinaus zu ſchießen. Bis dahin hatte ich Kontenance gehalten, nun aber riß mir die Geduld und ich wollte zuſpringen, weil ich die Uhr mit neun Carolin bezahlt hatte. Aber Roſinchen zog mich bei dem Rockſchoß auf den Stuhl zurück und flüſterte mir ins Ohr: „Blamire Dich nicht, man nennt das eine Metamorphoſe, die Uhr kommt wieder; bei uns zu Hauſe ſind manchmal viel koſtbarere Sachen metamorphoſirt worden.“ — Da krachte auch ſchon der Schuß; einige Nervenkranke vom zweiten Geſchlecht quiekten und der Saal roch nach Pech und Schwefel. Ganz gelaſſen und mit Pathos ſagte der Hexenmenſch: Die Uhr hängt im dritten Zimmer am Fenſterladen! Roſinchen wollte aufſpringen und ſie holen; aber zum erſten Male thaten mir meine langen Beine gute Dienſte, ich machte einige Siebenmeilen-Schritte und — richtig, am beſagten Fenſterladen hing die Uhr heil und ganz, wie ſie geweſen war. Indem ich ſie herunternehme, kukt ein Papierſpitzchen aus dem Gehäuſe hervor; Roſinchen, die dicht hinter mir war, will ſie mir wegreißen, ich aber roch den Braten und ſagte mit vieler Würde: „A votre place, Madam, hernach ſprechen wir uns!“ und damit brachte ich das Papierchen in Sicherheit. — Nun war mir Alles klar: darum hatte der Offizier immer neben dem Zauberer geſtanden, darum Roſinchen die Uhr ſo flink hergegeben! Ein Billet doux, zu deutſch: Süßzettelchen, wollte er ihr hinein praktiziren, das ſchien erwieſen.

Ich ſaß wie auf glühenden Kohlen, bis die Komödie aus war. Endlich konnte ich mich an einen ſtillen Ort ſchleichen und den Zettel entfalten. Auf demſelben ſtand: „Es bleibt dabei!“ — „Es bleibt dabei!“ wiederholte ich kopfſchüttelnd und ſtarrte die drei Worte an, die ſo viel wie gar nichts ſagten und doch gewiß ſo inhaltsſchwer waren. Ich rief Roſinchen auf die Seite, hob den Zettel bedeutungsvoll empor und fragte: „Unglückliche, wobei bleibt es?“ — „Daß Du ein Närrchen biſt!“ antwortete ſie lachend und riß mir den Zettel fort. Ein alberner Peter und ein Närrchen! das iſt zuviel an einem Tage, Madam, das muß den Hausfrieden ſtören!

6.

Der grüne Oberſtlieutenant mit dem eiſernen Sammet-Kreuze und der ſchönen Frau iſt abgereiſt. Das thut mir recht leid, denn ich verliere einen guten Billard-Spieler und Roſinchen iſt nun ganz ohne Aufſicht. Aber — Gottlob! — der Offizier iſt auch abgereiſt. — Eigentlich ſollte das mir Ruhe und Troſt gewähren und den Frieden in mein verödetes Innere zurückführen; allein bei dem Abſchied kam es mir gerade ſo vor, als wüßte Roſinchen im Voraus: daß er wieder kommen würde. Man ſoll zwar ſeinem Nebenmenſchen nichts Böſes wünſchen und abſonderlich ſollte es Unſereiner nicht thun; aber wenn der Offizier gelegentlich Hals und Beine bräche, wäre es ſo übel nicht; denn Unſereins bleibt auch ein Menſch, abſonderlich wenn es auf den Hausfrieden und die eheliche Reputation ankommt. — Roſinchen fährt fort, in ihrem Gott vergnügt zu ſeyn, folglich muß ſie auf etwas hoffen, denn nur der Hoffende iſt vergnügt. Sonderbar bleibt es: daß dieſer Jean Paul'ſche Lehrſatz auf mich durchaus nicht paſſen will; denn auch ich habe recht viel zu hoffen und kann doch nicht vergnügt dabei ſeyn; im Gegentheil, ich bin gleichſam verdrießlich und ärgere mich, wenn ich fröhliche Geſichter ſehe. So geht es mit der romantiſchen Logik; ſie iſt wie eine Seifenblaſe, man darf nur daran tippen, ſo zerplatzt ſie.

Ich bin ſeit vier Tagen mit keinem Tritt aus dem Hauſe geweſen, den Brunnengang abgerechnet, und da habe ich abſichtlich die Stunde von fünf bis ſechs gewählt, wo Roſinchen noch ſchläft und ich nicht ſchlafen kann. Bis geſtern hat ſie's ausgehalten, aber da brach das Unwetterchen los und ſie fragte mich: ob ſie eine Gefangene oder meine Frau ſey? und ob ſie mir darum die ſchönſten Schätze und Blüthen ihrer Jugend geopfert habe, daß ich die lammfrommſten ihrer Freuden wie ein beißiger Wehrwolf würgen ſollte? — Ob zwar mir von den großen Opfern eben nicht viel bewußt war, konnte ich ihr doch eben ſo wenig etwas entgegenſtellen, weil der Begriff von Freude relativ iſt und auf Meinungen beruht, dieſe aber höchſtens in Glaubensſachen dem freien Willen des Menſchen als Fußſchemel dienen. — Mein Schweigen hatte Roſinchen dreiſt gemacht; ſie behauptete: ſie hätte in ihrer Eltern Hauſe ein ganz anderes Leben geführt als jetzt, ja das ganze Amt, bis auf den letzten Kornmeſſer, hätte, ſo zu ſagen, nach ihrer Pfeife tanzen müſſen; und wenn ſie das vorher gewußt, daß ich ſie gleichſam wie eine Indianerin behandeln würde, hätte ſie mich gar nicht geheirathet, und wenn das ſo fort ginge, ſo wüßte ſie ſchon, was ſie thun würde. — Man kommt mit ihr nicht aus, denn ſie hat auch nicht eine Idee von Logik, wie ſchon oft geſagt. Ueberhaupt iſt es um den Eheſtand eine böſe Sache; er hat weder Theorieen noch haltbare Prämiſſen oder höchſtens falſche, und doch ſo manche Konſequenzen, ſo manches Reelle, das keine Hypotheſen duldet. Und nun vollends ein ſo verzogenes Mädchen wie Roſinchen, und ein Mann wie ich, der von kleinauf an ſchulgerechte Theorieen gewöhnt und in der praktiſchen Erfahrung ein Lehrling iſt.

7.

Um Roſinchen wieder gut zu machen, erbot ich mich zu einem Spaziergange. Diesmal war mein Kalkül richtig, denn die Wolken auf ihrer Stirn waren wie durch einen Zauberſchlag verſchwunden. Wir gingen in dem Park einen Fußſteig, welcher der Dohnenſtrich genannt wird, und befanden uns, ohne daß ich es eigentlich wollte, am Brunnen. — Es waren Fremde angekommen, die ich aber nicht kannte. Auch ein Tyroler Hauſirer hatte ſich etablirt und eine ſogenannte Glücksbude aufgeſchlagen. Ehe ich es mir dachte, war Roſinchen hinzu getreten; ich mahnte ſie leiſe an meinen und ihren Stand, nannte das Spiel um Gewinnſt einen gottmißfälligen Zeitvertreib, predigte aber wie gewöhnlich tauben Ohren und das Fatum hatte wieder einen Poſſenſtreich vor.

An jenem verhängnißvollen Abend handhabte mein Roſinchen das Becherchen des Tyroler Glücksbudners mit einer Geläufigkeit, die mich innerlich ſchaudern machte. — „Sechszehn!“ ſagte Roſinchen und wollte nach einer ſilbernen Nadelbüchſe greifen; da erſcholl hinter mir eine bekannte Stimme: „Sechszehn mit!“ Ich ſehe mich um und denke in die Erde zu ſinken — der Offizier ſteht leibhaftig da und ruft mir ganz luſtig und guter Dinge zu: „I guten Abend, Paſtoribus, morgen ſollen Sie mir erzählen, wie Ihnen das Bad bekommt; jetzt aber laſſen Sie mich heran, denn ich bin am Wurf!“ — Roſinchen gewann die Nadelbüchſe, drehte ſie mit erhobenem Finger mir vor der Naſe herum und ſagte fröhlich: „Sieh einmal, Anaſtaſius, wie niedlich, und gar nicht theuer!“ — Mir war ſo unheimlich dabei zu Muthe, daß ich Kopfſchmerz empfand und nach Hauſe zu gehen verlangte. Roſinchen ſah mich erſt finſter, dann freundlich und dann wieder finſter an. Endlich zog ſie mich auf die Seite und ſagte ſchalkhaft: „Du wollteſt heute einen Kuß haben, mein Taſchen, ich gebe Dir zwei, aber bleibe noch hier!“ — Was ſollte ich machen? Nach einer flüchtigen Ueberlegung nahm ich die Küſſe und blieb. — Aber von nun an muß ich noch viel mehr aufpaſſen, denn daß allerlei Umtriebe obwalten, wird immer klarer.

8.

Schmerzerfüllt rufe ich zum zweiten Mal aus: „O wäre ich in Diſtelrode geblieben!“

Mir die gewünſchte Ueberzeugung zu verſchaffen, nahm ich Roſinchen ernſthaft vor und ſagte ihr ein Einverſtändniß mit dem Offizier auf den Kopf zu. Sie läugnete, wie ſich das nicht anders erwarten ließ, und es kam zu harten Auftritten; denn ob zwar ich lange gut bin, ſo kann ich auch fürchterlich hitzig werden, wenn ich einmal anfange. — Erſt ſetzte ich ihr ſanftmüthig auseinander: wie ich ſie mittelſt der Weihe des goldenen Ringes aus der Sklaverei einer böſen Stiefmutter befreit und ihr den Frauen-Rang verſchafft hätte, den ſie, wenn ſie ſonſt wollte, mit Ehre und Ruhm bekleiden könnte; ferner wie ich ſie ſo zu ſagen innerlich auf den Händen trüge, auch nicht abgeneigt wäre, ihr dann und wann ein kleines Vergnügen zu gönnen, dafern es mit den Geſetzen des geiſtlichen Wohlſtandes und der chriſtlichen Mäßigkeit überein käme. Ich ſprach lange und mit Würde, auch nicht ganz ohne Wirkung; indeſſen kann ich doch nicht ſagen: daß der Fluß meiner Rede völlig den gehofften Zugang zu dem etwas verwilderten Gemüth des lieben Weltkindes gehabt hätte. Das liebe Weltkind meinte nämlich in aller Kürze: es ſey, was die Stiefmutter anlange, ſo zu ſagen bei mir aus dem Regen in die Traufe gekommen; ferner ſey es nur einmal jung und wolle das Leben genießen, ſo lange ihm der Mai deſſelben blühe; ich aber ſey ein pedantiſcher Schulmenſch, welcher in der praktiſchen Sprache Philiſter heiße, ein grämlicher Mentor, ſo zu ſagen ein Ruprecht oder eine Kinderfürchte; endlich, daß das Bischen, was es von dem heiligen Eheſtand erfahren, keinesweges mit dem Himmelreich auf Erden, vielmehr mit dem Fegefeuer vergleichbar wäre, und ſo weiter.

Lieber Gott, Ordnungsliebe, regelmäßig Aufſtehen, die lieben Gottesgaben pünktlich genießen, zur rechten Zeit wieder zu Bett gehen, das nennen die Frauen Pedantismus, und der Sinn für ſtille, gemüthliche Freuden fängt an, ihnen immer mehr und mehr abzugehen, in dem Maaße, wie ſie an ſogenannter höherer Bildung zunehmen. Sie ſind meiſtens nur für rauſchende Freuden, und fröhnen allzu ſehr der Variation, das heißt: ſie verlangen Tanz und Spiel und alle Tage neue Geſichter, ſo lange ſie jung und hübſch ſind. Späterhin, oder wenn ihnen der Himmel kein glattes Angeſicht gab, wenden ſie auch wohl das Zünglein flink und gewandt gegen den lieben Nächſten und vertreiben ſich die Langeweile mit Hülfe des ſogenannten böſen Leumunds. So iſt nun zwar Roſinchen nicht, weil ſie weltbürgerliche Grundſätze und ein gutes Herz hat; ſie ſagt: leben und leben laſſen; ich ſage das auch, verſtehe aber darunter: leben in meinem Sinn und nicht in dem ihren.

9.

Neulich war ſogenannter Ball. Der Name ſchon bringt mich in Konvulſionen; Roſinchen warf aber mit argen Spitzen um ſich, und ſelbſt die ganze Brunnen-Geſellſchaft erklärte den Ehemann, der ſeiner Hälfte dieſe unſchuldige Freude verſagen wollte, einſtimmig für eine Art Cerberus, ſo daß ich leider nachgeben und zwei Einlaß-Karten mit ſchwerem Gelde löſen mußte.

Wir leben im July und hatten am Balltage 32° Reaumur, folglich war es ſchon a priori eine halbe Tollheit, in dieſer Hitze zu tanzen. — Bei dem zweiten Schnellwalzer troff ſchon Alles, und die Atmoſphäre im Saal benahm Einem gleichſam die Luft; ein leidlich geſchickter Phyſiker, mit einem pnevmatiſchen Apparat verſehen, hätte alle möglichen Luft-Arten hier für ein Spottgeld entwickeln können. — Roſinchen tanzt ſehr ſchön, das muß wahr ſeyn, und hat in der Reſidenz manche niedliche Manieren angenommen; bei dem Länderer, wie ſie es nennen, ſchmiegt und biegt ſie ſich zum Beiſpiel, daß, wer das Ding nicht beſſer verſteht, meinen ſollte: ſie würde mit ſammt ihrem Tänzer zuſammen knicken wie ein Taſchenmeſſer. Das Zuſehen machte mir in der That Vergnügen, und ſo hielt ich das Schwitzbad aus und weidete mich an dem angenehmen Anblick.

Die jetzigen Tänze ſind ſo zu ſagen für Verliebte gemacht, abſonderlich der Kotillon, den ſie auch deswegen wohl „den göttlichen“ zu nennen pflegen. Man ſollte meinen, es tanzten nichts als Brautleute; denn ſie laufen zuweilen quer durch den ganzen Saal gleichſam furioſo einander in die Arme. — Mein Roſinchen und der Offizier — denn daß er nicht fehlen durfte, verſteht ſich wohl von ſelbſt — kamen beinahe nicht vom Platze. Roſinchen ſah allerliebſt aus: eine Spanne unter dem rechten Knie hatte ſie eine Roſe angeneſtelt, die nannte ein Ingenieur-Lieutenant, der hier bei dem Chauſſeebau angeſtellt iſt, ein detaſchirtes Außenwerk. Ich weiß zwar nicht, was er damit ſagen wollte; aber das weiß ich, daß ſie ihr ungemein gut ſtand.

Neben mir ſtand ein junger Altdeutſcher, etwa in den Vierzigern, mit langen Haaren, die ſieckerten in der Hitze wie eine Thränenweide, wenn es geregnet hat; dem betagten Jüngling ſchien auch die ſchwarze Tunika nicht wenig zur Laſt zu fallen. Da er nun beſtändig auf ſeinem Platze blieb — denn die jungen Damen nahmen keine Notiz von ihm — ſo machte ich mich an ihn und fragte: warum er denn feiere und immer ſtill ſtehe, da ich doch bemerkte, daß Andere — und namentlich Alles, was Uniform trug — tapfer in den Kreis geholt würden? — „Alles beſtellte Arbeit“ — fuhr er mich in einem Anfall von Vandalismus an und zeigte dabei mit Fingern in den Kreis — „da kommt Unſereins nicht heran. Darum heißt ja der Tanz Kotillon, zu deutſch: Unterrock, weil die Schürzen hier das Regiment führen. Sehen Sie nur, Mamſell A. holt Herrn B. und führt ihn zu Fräulein C., und dieſe bringt ihr aus Dankbarkeit das nächſte Mal den Herrn D. und ſo geht es wie eine Zwickmühle. Wer keine Konnexionen hat, wie ich und Sie zum Beiſpiel, muß da ſtehen sans comparaison wie ein Maulaffe und zuſehen, und wenn die Tour an uns kommt, ſo haben die Andern die Damen ſchon ſo maroce getanzt, daß man Noth hat ſie fortzuſchleppen.“ — Mir gerann bei dieſer heilloſen Beſchreibung das Blut in den Adern. Nein, ich konnte mein Roſinchen keinen Augenblick länger in dieſem heidniſchen göttlichen Kotillon laſſen und wenn es mir hätte das Leben koſten ſollen. Ich eilte demnach zu ihr und ſagte: „Roſina, wenn Dir Deine und meine Ehre lieb iſt, ſo entfernſt Du Dich aus dieſem Hexentanz.“ — „Austreten?“ ſagte ſie und warf die Oberlippe gegen das Stumpfnäschen; „ich, austreten? Wo denkſt Du hin?“ — „An Dein Seelenheil denke ich!“ entgegnete ich ihr mit weicher Stimme; ſie aber lachte laut auf und meinte: die Hitze wäre mir wohl auf die Verſtandes-Nerven gefallen. — Der Herr Offizier mußte Wind von meinem Plänchen bekommen haben, denn gleich war er da und proteſtirte; hielt dem Tanze eine ſchwülſtige Lobrede, nannte ihn einen Freundſchafts-Tanz, meinte: es käme nun die letzte Tour, die nicht nur allerliebſt, ſondern ſogar wundervoll wäre, und indem ich noch balancire, welche Sorte von Gründen ich ihm entgegenſetzen will, iſt mein Roſinchen ſchon wieder mitten darunter. — Nun, dachte ich, einmal und nicht wieder; du haſt A geſagt, du willſt auch B ſagen und den Kelch leeren bis auf die Hefen. Mit geſpannter Neugierde paßte ich jetzt auf die verheißene letzte und zugleich wundervolle Tour. Wer aber malt mein Erſtaunen, als ich die Leute ſich bei den Händen faſſen und mit ausgeſpreizten Beinen wie raſend und beſeſſen ſeitwärts einher ſpringen ſah; und das ging ſo immer im Saale herum und immer wieder von vorne an. Das nennen die Menſchen in der Tanz-Kunſt-Sprache eine Galopade und belegen ſie obenein mit dem Prädikat: wundervoll. Daß es Gott erbarme! Faſt glaube ich ſelbſt: daß der Weltuntergang vor der Thür iſt, denn Alles geht kontrair und verkehrt. Die Menſchen hüpfen wie Poſtpferde, und dieſe haben kaum Luſt, die Füße zu rühren, und ſchleichen einher mit Menuett-Schritten. — Roſinchen ſank jetzt auf einen Stuhl; ſowohl die Roſe an ihrer Bruſt wie auch das detaſchirte Außenwerk hüpften beide wie die großen Hämmer auf dem Hüttenwerke. Ich ſetzte mich auch und wollte ihr ſo eben logiſch beweiſen: daß die Welt ſich in ein großes Irrenhaus zu verwandeln drohe, als ſie ſich fächelnd zurück lehnte, eine Taſſe Thee verlangte und ſchmelzend ausrief: „O Gott, das Leben iſt doch ſchön!“ — „Für den Liebhaber!“ murmelte ich vor mich hin, „für ſolch ein Leben aber lieber gar keins!“

10.

Roſinchens Spruch: das Leben ſey doch ſchön, hat ſie irgendwo aus einem poetiſchen Leſebuche aufgeſchnappt; ich für mein Theil möchte über die ſeit den letzten vier Tagen genoſſene Sorte Leben aus der Haut fahren; ja wäre ich nicht ein rechtgläubiger Chriſt, ſo hätte Satanas jetzt die beſte Gelegenheit, den teufliſchen Gedanken des Selbſtmordes in meine fromme Seele zu jagen. Doch nein, ich will ausharren und dulden, oder vielmehr bloß ausharren, denn geduldet habe ich ſchon, was ein Ehemann nur zu dulden vermag.

Ich bin gegenwärtig um einen Schatz ärmer und um eine Erfahrung reicher. Wenn der Böſe Unkraut unter den Waizen zu ſäen geſonnen iſt und das Fatum es nicht durchaus anders beſchloſſen hat, ſo kann es ein Weib am beſten ſäen: iſt nun obenein ein Offizier dabei behülflich, und wirkt zum Ueberfluß der Zufall vermittelnd ein, ſo geht alle Weisheit in Scherben, der allergeſcheidteſte Ehemann iſt ohne Rettung betrogen, und der beſte Philoſoph kommt gerade ſo weit und um nichts weiter, als der ſimpelſte Empiriker, den man im gemeinen Leben einen dummen Dorfteufel zu nennen pflegt. — Der verlorne Schatz iſt ſehr ſüßer Natur und heißt mit einem Wort — Roſinchen.

Die Feder zittert in meiner ſonſt ſo feſten Hand, wenn ich den ſüßen Unglücksnamen niederſchreibe. Aber mag ſie immerhin zittern! Aus Nächſtenliebe und zur Warnung für alle meine lieben Brüder und achtungswerthen Collegen, die mit mir im gleichen oder ähnlichen Falle ſind oder noch dahin kommen könnten, will ich den ſchmerzlichen Vorfall und die ganze ſchauderhafte Begebenheit mit dem Stoizismus eines Zeitungsſchreibers hiermit aufzeichnen. Wäre es möglich, daß die Menſchen durch den Schaden Anderer klug würden, meine traurige Geſchichte müßte alle klugmachenden Penſions-Anſtalten außer Kurs ſetzen.

Erſt will ich drei Mal um die Stadt gehen, um mich zu ſammeln, und dann der Vergeſſenheit zum Trotz ſchreiben, als ob ich es für die „Abendzeitung“ oder den „Geſellſchafter“ thäte.

11.

Am Morgen nach dem Schwitzbade ſchlief Roſinchen länger als gewöhnlich, das heißt: faſt bis zum hellen Mittag. — Aus Langeweile und ohne alle Abſicht ſtöbre ich ihr Neceſſair durch und ſtoße auf die ſilberne Nadelbüchſe, die ſie jüngſt im Würfel-Lotto gewann. Mechaniſch öffne ich ſie, und wie weiland aus der Uhr, blinzelt mir ein Papierchen entgegen. Ich entfalte es in aller Unſchuld, und erkenne dieſelbe Hand, welche das fatale: „Es bleibt dabei!“ geſchrieben hatte, nur diesmal war der Inhalt etwas weniger unbeſtimmt. — Sobald ich Faſſung gewonnen hatte, las ich unter lautem Herzklopfen Folgendes:

„Schöne Frau! — Der nächſte Sonnabend muß unſer Glück machen. · Ihr klapperdürrer Haustyrann ſtudirt dann eine Sonntags-Predigt, um nicht aus der Gewohnheit zu kommen. Punkt halb ſechs Uhr bin ich mit Pferd und Wagen an der bewußten Einſiedelei im Liebespark. Laſſen Sie nicht zu lange warten

Ihren Sie anbetenden F....“

Ich war im erſten Augenblick faſt unſchlüſſig, was ich thun ſollte, weil mir der Fall durchaus neu war. Zuletzt kalkulirte ich aber ſo: Ad Eins: Hältſt du ihr den Zettel vor, ſo riskirſt du, daß ſie läugnet; denn wo ſteht wohl geſchrieben: daß gerade ſie mit der ſchönen Frau gemeint iſt? Es giebt ja viele ſchöne Frauen in der Welt, zum Beiſpiel die von dem grünen Oberſtlieutenant — die war freilich nicht damit gemeint, Gott bewahre mich vor dem unheiligen Gedanken! — allein eben ſo viel bleibt ausgemacht, die Beweisgründe ſind in keinem Fall zureichend. F. kann ein Jeder heißen, und der klapperdürre Haustyrann könnte ganz füglich auf einen geliebten Collegen zielen. — Ad Zwei: Behältſt du den Zettel, ſo vermißt ſie ihn, und das ganze Project geht wahrſcheinlich gar nicht vor ſich; das wäre zwar im Ganzen gut, allein leider nicht radical, ſondern nur palliativ. — Ad Drei: Steckſt du ihn aber wieder da hin, wo du ihn gefunden haſt; thuſt du ferner, als ob gar nichts vorgefallen wäre: verbirgſt du dich endlich in der bewußten Eremitage, warteſt dort den Briefſteller ab und erwiſcheſt ihn ſammt der Invitirten bei dem Kragen, und zwar in dem Augenblick, wenn beide den Fuß in den Wagen ſetzen wollen, ſo iſt der Beweis nach aller Form Rechtens ad oculos geführt. Dann haſt du außerdem noch die Wahl: Entweder dein dich ärgerndes Auge auszureißen und von die zu werfen, oder deinen Feinden zu vergeben, auf daß dir wieder vergeben werde und das Himmelreich zu dir komme. — Nach dieſem Kalkül-Monolog war es an mir, im ſtolzen Selbſtvertrauen auszurufen: Es bleibt dabei!

12.

Dem Folgenden muß ich das Motto vorſetzen: „Der Menſch denkt und Gott lenkt!“ Ich bin ein Menſch und dachte, der Himmel aber es anders machte.

An dem beſprochenen Sonnabend ſchloß ich mich in meinen dreieckigen Erker-Käfig ein, welchen ich bei den theuren Badewohnungen zur Studirſtube mit ſchwerem Gelde gemiethet habe. Dies geſchah, um die Strafbaren ſicher zu machen. — Punkt drei Viertel auf drei Uhr — um die Zeit ja nicht zu verpaſſen — ſchlich ich vom hohen Olymp herunter, über den Hof bei dem Hühnerſtall vorbei, queer durch den Stadtgraben — der in jetziger Jahreszeit trocken iſt — über das Feld nach der bewußten Einſiedelei im Liebespark. Dieſer Park iſt ein Wäldchen, das zuweilen von den Badegäſten zur Promenade benutzt wird, abſonderlich wenn der Vollmond ſcheint. — Bei der Einſiedelei fand ſich von Pferden und Wagen keine Spur. Die Einſiedelei iſt gar nichts weiter, als ein großer, runder, hohler Baum mit einer Drehthür, ungefähr wie in den Nürnberger Chriſtbuden die Büchſen ſind, worin das erſte Menſchenpaar vom Baume der Erkenntniß ſpeiſet. — Ich ſchlüpfte unbemerkt hinein, und da ich noch ein Paar Stündchen vor mir hatte, ſo ſah ich mich nach einem Geſäß um. Der Thür gegenüber ſtand ein hölzerner Armſeſſel à la Campagne, und, nichts Arges ahnend, ſetze ich mich hinein. So wie aber das Gewicht meines Leibes in den Seſſel drückt, ſinke ich platt zur Erde, die Beine glitten mir ſo zu ſagen unter dem Leibe weg, und ſchnurr! geht es wie ein ungeſchmiertes Spinnrad. Zu gleicher Zeit umgiebt mich egyptiſche Finſterniß. — Den ungeheuren Schreck abgerechnet, hatte ich mir keinen Schaden gethan, und ich forſchte nun nach der Urſache dieſer auffallenden Erſcheinung. Da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen, aber heller ward es darum doch nicht um mich her — der Seſſel war ein ſogenannter Vexirſtuhl; ich erinnerte mich, auch ſchon auf dem Brunnen von ihm gehört zu haben, ohne damals zu denken: daß er mich einſt ſo nahe angehen würde. Aber wahrer Fieberſchauer durchzuckte meine Adern, als ich die Entdeckung machte: daß jenes niedergedrückte Geſäß mit einer geheimen Springfeder in Verbindung ſtand, welche zu gleicher Zeit die Thür vordrehte, und den Sitzenden dadurch aller Gemeinſchaft mit der Außenwelt beraubte. — Vergebens tappte ich an dem verwünſchten Seſſel umher, rüttelte und ſchüttelte ihn, wackelte bald an der Lehne, bald an den Füßen, und verſuchte alles Mögliche, die Springfeder auszumitteln, welche die Thür ins Schloß gedreht hatte — alle meine Mühe war umſonſt. — Zum erſten Mal in meinem Leben wußte ich mir durchaus gar nicht zu helfen, und nachdem ich wohl eine gute Stunde und darüber wie ein gejagtes Eichhörnchen in dem hohlen Baume umher geſprungen war, ſo daß mir der Angſtſchweiß über das Geſicht lief, löſte ſich mein immer wachſender Verdruß in einen bitterlichen Thränenſtrom auf. Guter Gott, Arndt behauptet: die Thräne und die Rede unterſcheide den Menſchen vom Thiere; ich war im Beſitz von beiden, und im Grunde doch wenig beſſer daran wie der Tanzbär im Käfig.

Ich habe die Phantaſie niemals leiden mögen, weil ſie zur Verderbtheit der Welt ſicherlich am meiſten beigetragen hat; ich habe mir auch deshalb von Kindesbeinen an alle mögliche Mühe gegeben, das Bischen Phantaſie zu unterdrücken, was ich von meiner ſeligen Mutter geerbt habe; allein auch dieſer ſchwache Reſt, der kaum zu einem Niebelungen-Liede hingereicht haben würde, fiel mir jetzt zur Laſt und wurde in meiner Oubliette mein bitterer Peiniger. Kraft deſſelben ſah ich nämlich im Geiſte den Wagen vorfahren, jetzt ſtieg Roſinchen mit ihrem frevelhaften Lieutenant ein, ſchmiegte ſich höchſt wahrſcheinlich ſanft und zärtlich an ſeinen Dollmann, und von dannen fuhren ſie unter dem Gezwitſcher lang entbehrter Küſſe und mit Hohngelächter der Hölle über den armen betrogenen Schäfer, der in ſeiner Eremitage ſteckte wie der Gänſekiel im Pennal. — Hier wäre ſelbſt der Gläubigſte zu fragen geneigt: Schickſal, biſt du gerecht?

Ich bemühte mich, meiner einbildungsreichen Phantaſie Daumſchrauben anzulegen, und endlich behauptete die Natur ihre Rechte: ich ſchlief ein.

Es mochte Mitternacht ſeyn, als ich erwachte; von Neuem fing ich meine Experimente an, die Thür zu öffnen, und ſiehe da! meine unſtät umher greifende Hand erfaßte einen Knebel, bei deſſen Drehung die Thür mit dem nämlichen Geräuſch zurück ſchnurrte und — offen war mein Käfigt. So ſchien es denn erwieſen, daß mich geſtern Nachmittag ein böſer Geiſt oder irgend eine andere Art boshafter Dämon geäfft haben mußte; denn warum habe ich den Knebel nicht früher und abſonderlich damals finden können, als Roſinchen ſich noch auf dem Brunnen-Territorio und ſo zu ſagen in meinem Weichbilde befand?

Der Regen ſchoß in Strömen vom Himmel. Ich durchrannte den verrätheriſchen Liebespark, nur mit einem dünnen, ziemlich abgetragenen Klüftchen auf dem Leibe, und eilte nach Hauſe. Hier gerieth ich in neue Noth. Das Haus war verſchloſſen; ich mußte den ſchlafenden Nachtwächter aus dem Spritzenhauſe heraus klopfen, und während er meine Hausthür aufſchloß, die gloſſirenden Redensarten und Anſpielungen dieſes ſchlaftrunkenen Melopoeten ruhig mit anhören, der da glaubte: ich kehrte von irgend einer ſtrafbaren nächtlichen Wanderſchaft zurück.

Da ſtand ich endlich vor Roſinchens Bett; es war ſchneeweiß, aber leer, und ich fing von Neuem bitterlich zu weinen an. Auf dem Kopfkiſſen des meinigen, neben der Nachtmütze, lag ein offener Brief, den man, wahrſcheinlich aus Mangel an Siegellack, wie eine Bräzel zuſammen geſchlungen hatte. Die Handſchrift war wiederum die nämliche, mir bereits aus der Uhr und der Nadelbüchſe bekannte, und der Inhalt lautete alſo:

„Wundern Sie ſich nicht, allerwertheſter Herr Anaſtaſius Möhrenſaft, wenn ich das zuckerſüße Roſinchen von Ihrem dürren Stock abpflücke, und leihen Sie meiner Rechtfertigung ein geneigtes Ohr. — Daß Roſinchen Sie heirathete oder vielmehr ſich Ihnen antrauen ließ, geſchah aus purer Verzweiflung, um der Knechtſchaft einer böſen Stiefmutter zu entgehen. Ich, ihr treuer Fernando, dem ſie lange vor der Bekanntſchaft mit Ihnen den Schwur ewiger Liebe gelobt hatte, war damals einer Ehrenſache wegen gezwungen, mein Vaterland eine Zeitlang zu verlaſſen, und vermochte ſie nicht zu retten. Zum Ueberfluß war Röschens Stiefmutter auf mich erbittert — warum? geht Sie nichts an — ſo daß keine Einwilligung von dieſer Seite zu hoffen war. — Endlich war meine Sache beigelegt, es gelang mir, die erzürnte Mutter zu verſöhnen; Röschen ſelbſt aber war indeſſen achtzehn Jahr und nach unſerm Landrecht mündig geworden, was ich Ihnen um deswillen in Erinnerung bringe, damit Sie nicht etwa das Gelüſtchen bekommen, Ihre langen dürren Finger nach dem Vermögen meiner Braut auszuſtrecken. Uebrigens ſteht dieſes im Auslande und dahin reicht Ihr chriſtlicher Klingelbeutel nicht. — Sie dachten eine reiche und ſchöne Frau wohlfeilen Kaufs zu erwiſchen, und meine Abweſenheit baute Ihnen zufällig die Brücke. Jetzt, Herr Anaſtaſius Möhrenſaft, hat ſich das Blatt gewendet; aber tröſten Sie Sich! Ich rufe mit Schiller: „Nur die Liebe iſt der Liebe Preis!“ — und Röschens Reiz viel zu göttlicher Natur, um den Abend eines pädagogiſchen Praſſers zu verſüßen. — Sie haben während des Jahres Ihrer Nominal-Ehe mein Röschen tüchtig geplagt, mithin kann Ihnen ein kleiner Denkzettel nicht ſchaden. Indeſſen haben Sie das Glück gehabt, ein Noviziat zu durchleben, das, wenn Sie es gut zu nutzen wiſſen, Ihnen und Ihrer zukünftigen Frau Liebſte viel Heil und Segen bringen kann; mithin ſind Sie uns noch Dankbarkeit obenein ſchuldig. — Seyn Sie nunmehr vernünftig; legen Sie der Scheidung keine Hinderniſſe in den Weg, die Ihnen doch zu nichts helfen würden, denn ſowohl das Römiſche als das Naturrecht iſt auf Röschens Seite. — Vollenden Sie Ihre Badekur mit dem beſten Erfolge, und ſollte der Schritt, den ich gethan habe, Ihre Galle reizen, ſo ſteht Ihnen mit Degen und Piſtolen zu Dienſten Ihr ergebenſter

Fernando v. Eiſenſchwerdt.“

Da ſtand ich nun in unſerm Schlafzimmer am geöffneten Grabe meines irdiſchen Himmelreichs; der Traum war ausgeträumt, und ich erwachte als Wittwer, ohne ſo zu ſagen Gatte geweſen zu ſeyn. — Was ſollte ich machen? — Der Philoſoph trat in ſeine Rechte, geſunde Logik an die Stelle verliebter Spekulation, und bei genauer Zergliederung des ganzen Falles ergab ſich als ſynthetiſches Reſultat: daß Roſinchen am Ende doch keine Frau für mich geweſen wäre.

Um wenigſtens die Sitte zu retten, gab ich vor: meine Frau ſey mit Extrapoſt voraus gereiſt; bezahlte mein ziemlich angeſchwollenes Conto im Gaſthofe, das alle Tauf- und Trau-Gelder auf mehr denn ein volles Jahr verſchlang, und beſtellte eine Fuhre nach Diſtelrode. Diesmal nahm ich aber nicht den Weg über B...; auf der Tour ſoll mich kein Menſch wieder zu ſehen bekommen, und, ſo Gott will, werde ich mich vor Weibern, Bädern und Offizieren hüten wie vor der Sünde.

Conſtantin Chriſtian Dedekind,

ein Reimer im Geſchmack der Hoffmannswaldauſchen Schule, von deſſen Leben weiter nichts bekannt iſt, als daß er kurſächſiſcher Steuerkaſſirer in Dresden und Kaiſerlicher gekrönter Poet war. Er ſtarb 1713.

Von ihm erſchien:

Heilige Myrthenblätter. Dresden, 1665.
Altaniens wertheſter Hirtenknabe Filareto. Dresden, 1665.
Neue geiſtliche Schauſpiele. Dresden, 1670–1676.
Heilige Arbeit, über Freud und Leid. Dresden, 1675.
Davidiſche Herzensluſt. Leipzig, 1680.
Altes und Neues in geiſtlichen Singſpielen. Dresden, 1681.
Tägliche Uebung mächtig wahrer Gottſeligkeit. Dresden, 1683.

Als ein merkwürdiges Beiſpiel des Aftergeſchmackes jener Periode möge ſtatt des weiteren Urtheils über Dedekind hier eine Arie mit Chor aus ſeinen: „Neuen geiſtlichen Schauſpielen, bekwehmet zur Muſic und herausgegeben 1670.“ (Himmel auf Erden. Fünften Begriffs, fünfter Auftritt) folgen. Sie lautet diplomatiſch genau:

Aria.

Maria. Sauſe! Sauſe! liebes Kind!
Sauſe! Söhnchen! ſauſe!
Schlaff, weil ſich nuhn Liebe ſindt,
in dem ganzen Hauſe.
Die da ſchimpften dich und mich
bitten um ſchön Wetter;
die geſtümpft, auf mich und dich
nännen dich Erretter.

Joſeph. Der unſ heute von ſich ſtieß
heiſcht dein Huld-Verleihen;
die den Stall unſ räumen hieß
hoffet auf Verzeihen.
Weil nun dich mit Furchten ehrt,
was dihr widerſtande:
ſo werd' ich dadurch gelehrt,
daß du Herr im Lande.

a 2. Dahrüm, ſauſe liebes Kind
Sauſe! Söhnchen! ſauſe!
Schlaff, weil ſich nuhn Liebe ſindt,
in dem ganzen Hauſe.

Engel Kohr. Aria.

Du, des Himmels Luſt und Herze!
Du, der Erden Aug und Kerze!
liegſt hier im Ochſen-Haüe:
Schlaff wohl! auf deiner Straüe.

Du der'r Engel Zier und Wonne!
Du, der'r Männſchen Licht und Sonne
machſt alles Dunkel helle:
Schlaff wohl! du Männſch Geſelle.

Du, der ewign Gottheit Ehre,
Du ô Prieſter reiner Lehre,
liebſt die Erlöſungs Mühe:
Schlaff wohl! beim dummen Viehe.

Du ô König deiner Jüden!
Du ô Trooſt der'r Hoffnungs-Müden!
bringſt Heil mit blinden Heiden
Schlaff wohl! Ob wihr gleich ſcheiden.
(Flügen ab.)

Schau - Plazz schleusst sich.

Friedrich Dedekind

ward um 1530 zu Neuſtadt geboren, ſtudirte in Wittenberg Theologie, erlangte dann 1550 daſelbſt die Magiſterwürde und erhielt darauf 1551 eine Pfarre zu Neuſtadt am Rübenberge. 1575 kam er als Prediger an die Michaeliskirche zu Lüneburg. Er ſtarb als Inſpector der Kirchen des Biſthums Lübeck am 27. Februar 1598.

D. wählte ſich nach damaliger Sitte die lateiniſche Sprache als Gewand für ſeine vorzüglich ſatyriſchen Dichtungen. Sein ausgezeichnetſtes Werk in dieſer Gattung iſt der Grobianus. De morum simplicitate libri tres. Frankfurt 1549; Leipzig 1552; Frankfurt 1554, 1564, 1584 u. ö., deutſch von K. Scheidt, Worms 1551. 4. von Hellbach 1567 (o. O.) und W. Scherffer. Brieg, 1640, n. A. 1708.

In deutſcher Sprache verfaßte er mehrere Komödien. Unter andern:

Der chriſtliche Ritter. Uelzen, 1590.
Neu chriſtlich Spiel von einem bekehrten Papiſten. Hamburg, 1596.

Dieſe letzteren ſind durchaus im damals herrſchenden Geſchmack geſchrieben und ohne ſonderlichen poetiſchen Werth, deſto mehr Talent, Witz und Leben zeigt ſich in ſeinen Satyren, welche früher, wie die vielen Auflagen beweiſen, mit großem Vergnügen geleſen wurden.

Johann Friedrich Degen

ward am 16. December 1752 zu Affalterthal im Baireuthiſchen geboren, ſtudirte Theologie und Philologie und erhielt 1775 eine Collaboratur in Erlangen. 1776 wurde er Lehrer am Anspachiſchen Gymnaſium, 1791 Director der hohen Schule zu Neuſtadt an der Aiſch und 1803 Profeſſor und Conſiſtorialrath zu Baireuth, wo er 1821 ſeine ehrenvolle Entlaſſung in den Ruheſtand nahm.

In deutſcher Sprache ſchrieb er:

Verſuch über die Philoſophie des Anakreon. Erlangen, 1779.
Deutſche Anthologie der römiſchen Elegiker. Nürnberg, 1784.
Bemerkungen über Gegenſtände der Unterweiſung und Erziehung auf Schulen. 1. St. Hof, 1804.
Epiſtel an Euſebio. Ansbach, 1805.
Epiſteln. Altenburg, 1793.
Epiſteln an Freund Cramer. Ansbach, 1786.
Einige Gedanken über den Roman. Augsburg, 1777.
Gedichte. Ansbach, 1786.
Ueber die redende Grazie. 3 St. Ansbach, 1779—83.
Verſuch einer vollſtändigen Literatur der deutſchen Ueberſetzungen der Römer. 4 Bde. Altenburg und Erlangen, 1794—99.
Literatur der deutſchen Ueberſetzungen der Griechen. Altenburg, 1798—99. N. A. d. 2. Bds. 1809. Nachtrag. Erlangen, 1799.
Schulreden, zu Neuſtadt an der Aiſch gehalten. Erlangen, 1800. N. A. 1818.
Ueber den Tibull, nebſt einigen ſeiner Elegieen. Ansbach, 1780.
Ueber Vorſehungsbegriffe. Bayreuth, 1806.
Ueber die Wahl der Gattin. Ansbach, 1778.
Einzelne Abhandlungen, Programme, Ueberſetzungen, u. ſ w.

Ein tüchtiger, im Leben wie in der Wiſſenſchaft durchgebildeter Pädagog und Philolog, der die in die bürgerlichen Verhältniſſe hinübergreifenden Gegenſtände ſeines Fachs mit Geiſt und Geſchick zu behandeln und mit geſundem Sinne und großer Klarheit zu entwickeln verſtand. — Seine Epiſteln und Gedichte können zwar nicht auf großen poetiſchen Werth Anſpruch machen, doch enthalten ſie manche, in anmuthigem Gewande vorgetragene Lehre und Wahrheit, welche rege Beherzigung verdient.

Johann Ludwig Deinhardstein,

ein Sohn des K. K. Hof- und Gerichtsadvokaten Aloys Deinhardſtein wurde zu Wien im Jahre 1794 geboren. Nach den auf der dortigen Univerſität zurückgelegten juridiſchen Studien, widmete er ſich allen Theilen der politiſchen Civil- und Criminalpraxis, wurde im Jahre 1824 Criminalcommiſſär, 1827 proviſoriſcher Profeſſor der Aeſthetik, der klaſſiſchen Literatur und der Geſchichte der Künſte an der Wiener Univerſität und im Jahre 1829 ordentlicher Profeſſor jener Lehrfächer an der Thereſigniſchen Ritterakademie, ſo wie 1832 Vicedirektor der Hofbühne und außerdem 1834 K. K. wirklicher Regierungsrath. Zugleich bekleidet er ſeit 1829 die Stelle eines erſten Redacteurs der Wiener Jahrbücher der Literatur. Unter den Ritterorden, welche ihm von mehreren ausländiſchen Höfen verliehen wurden, befindet ſich auch der Hausorden vom Falken oder zur Wachſamkeit, den er von S. K. H. dem jetzt regierden Großherzoge von Sachſen-Weimar in Berückſichtigung ſeiner Verdienſte um die deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft erhielt.

Seine Schriften ſind:

Dichtungen für Kunſtredner. Wien, 1815.
Dramatiſche Dichtungen. Wien, 1816.
Eheſtandsqualen. Luſtſpiel. Wien, 1820.
Theater. Wien, 1827.
Hans Sachs. Dramat. Gedicht. Wien, 1828.
Skizze einer Reiſe von Wien über Prag u. ſ. w. Wien, 1831.
Erzherzog Maximilians Brautzug. Dramat. Ged. Wien, 1832.
Garrick in Briſtol. Luſtſpiel. Wien, 1834.
Kritiken, Erzählungen, Dramen und Gedichte in den Wiener Jahrbüchern, dem Morgenblatte, der Aglaja, der Fortſetzung des Kotzebueſchen Almanachs u. a.

D. hat hat ſich vorzüglich als dramatiſcher Dichter durch ſeine Charakteriſtik, echte komiſche Kraft, treue Auffaſſung des Lebens, geſchickte Oekonomie und eine edle, gebildete und anmuthige Sprache Ruf erworben; ſelbſt in jenen ſeiner Leiſtungen, in welchen der Stoff nur eine mehr oberflächliche Darſtellung der Verhältniſſe und kein tieferes Eindringen in die Welt der Leidenſchaften geſtattete, tritt dennoch eine meiſterhafte Vollendung der Form dem Leſer und Zuſchauer wohlthuend entgegen. Hans Sachs wird allgemein als ſeine gelungenſte Arbeit in dieſer Gattung betrachtet. Als Aeſthetiker und Kritiker zeichnet er ſich durch Gründlichkeit, Klarheit und Geſchmack aus, und die Wiener Jahrbücher der Literatur haben unter ſeiner Leitung den wohlverdienten Ruhm, eine der beſten kritiſchen Zeitſchriften zu ſeyn, nicht allein erhalten und bewährt, ſondern noch vergrößert. — Er bereitet gegenwärtig die Herausgabe ſeiner lyriſchen Gedichte, ſo wie eines Handbuches der Aeſthetik vor.

Das diamantene Kreuz.*)

Original-Luſtſpiel in zwei Acten

von

Deinhardſtein.

Perſonen.

Der Baron.
Thereſe, ſeine Frau.
Thereſe von Eichdorf, ſeine Mündel.
Wilhelmine von Erben.
Herr von Steinau.
Guſtav von Brand.
Ein Bedienter des Barons.

Die Handlung geht vor auf dem Landgute des Barons.

Erſter Act.

(Garten des Barons. In der Mitte ein großer dichtbelaubter Baum, unter ihm ein Tiſch und Gartenſtühle. Im Hintergrunde die Gartenmauer, und eine kleine verſchloſſene Thür. Zur Seite erblickt man eine Leiter an einem Baume lehnend).

Erſte Scene.

Der Baron (einen Brief in der Hand haltend, in dem er leſt).

„Am beſten iſt's, Sie kommen ſelbſt, lieber Onkel, denn ich habe viel mit Ihnen zu reden, was ſich ſchwer einem Briefe anvertrauen läßt. Wir haben uns ohnedies ſeit acht Monaten nicht geſehen. Ihre dankbare Nichte Thereſe von Eichdorf.“

(er faltet den Brief zuſammen)

Sie ladet mich ein, nach der Reſidenz zu kommen, ſie hat mir viel zu ſagen, was man einem Briefe nicht anvertrauen kann, — ſie nennt ſich meine dankbare Nichte, was brauch' ich noch zu meinem Glücke? Endlich hat ſie nachgegeben, aber es hat auch Mühe gebraucht. Ein ganzes Heer von Schmeicheleien aller Art hab' ich vor ihr ausgebreitet; kein weibliches Herz wäre widerſtanden, und doch war bei ihr alles bisher vergebens. Lang' hätt' ich ſie aufgegeben, wäre die kleine Hexe nicht ſo überaus niedlich, daß man ſie lieben muß. — Hab' ich nun nicht Recht gehabt, mich immer ſo entgegen zu ſetzen, wenn Heirathsgedanken in ihr wach wurden? Ein Onkel in meinen Jahren, der eine hübſche Nichte verheirathet, iſt, gering geſagt, — ein Narr. — Darin hätt' ich aber auch nicht nachgegeben. Nach dem Teſtamente ihres Vaters hab' ich ſie in den Händen, und jeder Heirathsplan, mit dem ſie mir vor dem dreißigſten Jahre kommt, wird verworfen. — Ich will ihr gleich antworten, und alle Süßigkeiten in den Brief legen, die mir Amor in die Feder dictiren wird. (er geht ab).

Zweite Scene.

Die Baronin. Wilhelmine von Erben (von der entgegengeſetzten Seite auftretend).

Baronin. Du kannſt nicht glauben, Wilhelmine, wie mir die Ueberraſchung wohl gethan hat, Dich, du liebe, ſo lang vermißte Jugendfreundin auf einmal wieder zu ſehen. Nun laß ich dich aber auch nimmer von mir, du magſt anfangen, was du willſt.

Wilhelmine. Haſt du vergeſſen, liebe Thereſe, daß die ſchönſten Stunden zugleich die kürzeſten ſind. Ich muß nach der Reſidenz noch heute, ſpäteſtens morgen. Nur die Freude, dich in meine Arme zu ſchließen, konnte mich zu einem Verweilen bewegen, das vielleicht bedeutender iſt, als du denkſt. Ich ſollte eigentlich ſchon dort ſein, und wär' es auch, beträfe die Sache mehr, als eine Heirath.

Baronin. Eine Heirath? Doch nicht die deinige?

Wilhelmine (ſeufzend). Allerdings.

Baronin. Du ſeufzeſt dazu?

Wilhelmine. Wenn man von ſeiner Heirath ſpricht, pflegt man's ja immer zu thun. Man muß ſich dabei anſtellen, als läg Einem nicht viel daran.

Baronin. Kenn' ich deinen Bräutigam?

Wilhelmine. Ich glaube kaum. Er lebt in der Reſidenz, wo er nun einen reichen Onkel beerbt hat. Wir wollen uns in der Nähe ankaufen. Die Erbſchafts-Angelegenheiten fordern ſeine Gegenwart, und halten ihn zurück. Er erwartet mich ſpäter, aber die Tante, eine Freundin von Ueberraſchungen, führt mich ihm, unerwartet, entgegen. Sie iſt im Gaſthofe abgeſtiegen, und kaum wird mir's gelingen, ſie bis morgen hier zu halten.

Baronin. Es muß dir gelingen. Wie heißt denn dein künftiger Eheherr?

Wilhelmine. Steinau.

Baronin (erſtaunt). Steinau — Karl von Steinau?

Wilhelmine. Ja! — Kennſt du ihn?

Baronin. Sehr genau. Er iſt ein Jugendfreund meines Mannes, und gerade jetzt hier auf ſeinem Landgute.

Wilhelmine. Steinau hier? Das iſt allerliebſt.

Baronin (gedehnt). Der iſt dein Bräutigam?

Wilhelmine (etwas beleidigt). Warum ziehſt du denn das der ſo bedeutend? Der — der — —

Baronin. Ich meinte nur —

Wilhelmine. Was meinteſt du? Haſt du etwas gegen Steinau, ſo ſag' mir's grade heraus; haſt du nichts gegen ihn, ſo quäle mich nicht mit einem der, ich meinte nur, und dergleichen.

Baronin. Aufrichtig geſtanden, Wilhelmine, mein Mann wäre Steinau nicht. Er hat — ich will nicht ſagen — viele Fehler, doch gewiß viele Eigenheiten, die mir — unausſtehlich wären.

Wilhelmine. Und worin beſtehen ſie, dieſe unausſtehlichen Eigenheiten?

Baronin. Erſtens iſt er überaus neugierig, das ſchickt ſich doch nicht für einen Mann.

Wilhelmine. Die Männer ſind vor der Ehe alle neugierig. Erſt im Eheſtande werden ſie geſetzter

Baronin. Dann iſt er, mir wenigſtens, etwas zu ſchlau —

Wilhelmine. Das macht ſeinem Verſtande Ehre.

Baronin. Dann, — und dieß, liebes Kind, iſt ſein eigentlicher Hauptfehler, ſpielt er gern die Rolle des Zwiſchenträgers; immer weiß er die Leute unter einander zu hetzen, ohne daß ſie ſich's verſehen, und wo er ein Flämmchen findet, ſäumt er niemals, etwas Oel darein zu gießen, und freut ſich im Stillen darüber, wenn's ordentlich brennt.

Wilhelmine (beleidigt). Wer den Mann nicht näher kennen würde, den du da ſchilderſt, der ſähe einen läppiſchen, verſchlagenen bösartigen Menſchen vor ſich, und von allen dem findet man an Steinau auch nicht eine Spur. — Was du Neugierde nennſt, iſt gut beſehen, Wißbegierde, — was dir Schlauheit ſcheint, Verſtand — und was Hang zur Zwiſchenträgerei ſeyn ſoll, iſt nichts, als ein lebhafter Muthwille, der ſich gern hier und dort was zu ſchaffen macht, und den er übrigens ſchon verlieren ſoll, wenn er mein Mann iſt.

Baronin. Du ſcheinſt beleidigt, Wilhelmine, und haſt Unrecht, wenn du's biſt. Ich mußte dir ſagen, was ich wußte, es iſt eine Pflicht, die mir die Freundſchaft auferlegt. Auch beurtheile ich ihn vielleicht zu ſtreng; es iſt aber leicht verzeihlich — wer einen Mann hat, wie ich —

Wilhelmine (ſie lächelnd anſehend). Wie du — und was iſt das für ein Mann?

Baronin. So ordentlich — ſo männlich — ſo gut — ſo treu — ſo —

Wilhelmine. So — weiter — biſt du ſchon fertig?

Baronin. Die Eigenſchaften ſind mir genug.

Wilhelmine. Mir wären ſie's auch, wenn er ſie alle hätte — und keine andern dabei.

Baronin. Keine andern? — doch nicht etwa gar —

Wilhelmine. Bloße Eigenheiten — etwas Leichtſinn — etwas Eitelkeit — etwas Zerſtreuung — etwas Eiferſucht —

Baronin. Du willſt mir Gleiches mit Gleichem vergelten, aber es geht nicht. Die Eiferſucht geb' ich dir zum Theil zu — aber ſie iſt eine Folge einer zu heftigen Liebe, die ſich ertragen läßt.

Wilhelmine. Wenn nur der ohne Grund eiferſüchtige Mann nicht dir ſelbſt öfters Grund zur Eiferſucht gäbe.

Baronin (beleidigt). Wilhelmine! — doch, wie kann's mich kränken, daß du einen Mann beſchuldigſt, denn du nicht einmal vom Sehen kennſt.

Wilhelmine. Man kennt ſeine Leute denn auch vom Hören. Die öffentliche Meinung hat nie ganz unrecht —

Baronin. Die öffentliche Meinung — Wilhelmine! Du wirſt unartig.

Wilhelmine (die Baronin parodirend). Ich mußte dir ſagen, was ich wußte, es iſt eine Pflicht, die mir die Freundſchaft auferlegt. Du haſt mir die Augen geöffnet, ich will dir ein Gleiches thun. Weiſt du was, liebe Thereſe, ich will dir einen Beweis davon geben, daß ich wahr ſprach. Ich bleibe bis morgen hier — und verbinde mich, deinen Mann bis dahin in mich verliebt zu machen, daß er brennen ſoll durch und durch.

---

*) Aus Kotzebues: Almanach dramatiſcher Spiele. Vier und zwanzigſter Jahrgang. Leipzig, 1826.

Baronin (ſteht ſchnell auf). Wenn dir das gelingt, dann will ich dir glauben, doch früher nicht. Es wird dir aber nicht gelingen, davon kannſt du überzeugt ſeyn, ich kenne meinen Mann.

Wilhelmine. Nur mach ich's zur Bedingung, daß er mich hier nicht eher gewahr wird, bis ich es für nöthig finde, und daß er überhaupt vor der Hand nicht erfährt, daß wir uns kennen.

Baronin. Wie du willſt — wie du willſt. — (In die Scene blickend). Da kommt er eben den Baumgang herauf. Ich will dich bei dem Gartenthürchen hinauslaſſen, damit du ihm nicht begegneſt.

Wilhelmine. Mir iſt's recht.

Baronin (geſpannt). Mach nur, daß du *fortkommſt*.

Wilhelmine. Wo iſt die Thüre?

Baronin (darnach zeigend — ſpitzig). Dort. — Ich danke dir noch recht warm für deine freundſchaftliche Güte, aber ich fürchte, ich fürchte, dein alter Fehler — die Eitelkeit, Wilhelminchen — hat dich ein wenig zu weit geführt.

Wilhelmine (mit *Ironie*). Wir wollen ſehen. Es geſchieht übrigens vom ganzen Herzen, du kennſt ja das Sprichwort, Dienſt um Dienſt. — Schließ zu, daß er mir nicht nachkommt.

(Die Baronin geleitet Wilhelminen zur Gartenthüre, ſchließt auf, und läßt ſie durch — unter der Thüre umarmen ſie ſich noch einmal. Der Baron tritt ein, und blickt ſchnell nach der Gartenthüre, welche die Baronin eben verſchließt, er hat einen Brief in der Hand).

Dritte Scene.

Baron. Die Baronin.

Baron (für ſich). Was um alle Welt thut meine Frau dort? Sie hat Jemanden zur Thüre hinausgelaſſen, wie es ſcheint — auch hat ſie ſich ſo hinausgebückt, daß es ausſah, als hätte ſie Jemanden umarmt.

(Die Baronin kommt zurück).

Baron (ihr entgegen tretend). Du haſt Beſuche gehabt, mein Kind?

Baronin (etwas verlegen). Beſuche nicht ſo eigentlich —

Baron. Und wie, uneigentlich?

Baronin. Ich meinte es war nicht das, was man gewöhnlich Beſuch nennt. Meine Putzhändlerin hat mir einige Kleinigkeiten aus der Stadt mitgebracht.

Baron (ſie ſcharf anblickend). Kleinigkeiten! Sie müſſen *beſonders* klein ſein, denn ich ſehe ſie nicht.

Baronin. Sie hat ſie wieder mitgenommen, weil ich Manches daran geändert haben will.

Baron. Und da haſt du ſie zum Dank dafür umarmt?

Baronin (verlegen). Umarmt? — was fällt dir ein? — (den Brief des Barons erblickend) Correſpondenzen?

Baron. Väterliche Ermahnungen an meine Nichte in der Reſidenz. (Er ſteckt den Brief ein — für ſich.) Sie iſt äußerſt verlegen, darüber muß ich ins Klare kommen. (Laut). Was haſt du da für einen Schlüſſel?

Baronin. Zur Gartenthüre.

Baron (immer genauer forſchend). Warum haſt du denn gerade heute ſo genau zugeſchloſſen — es iſt doch ſonſt deine Art nicht.

Baronin (ihm die Hand auf die Schulter legend). Man hat mir geſagt, daß du mir zuweilen weniger Vertrauen ſchenkſt, als ich verdiene. Das glaub' ich nicht, und damit ich mich davon *recht genau* überzeuge, nehm' ich *den* Schlüſſel mit; übrigens kannſt du ganz ruhig ſein, es iſt nichts dahinter, was dir unlieb ſeyn könnte.

(ſie geht ab).

Vierte Scene.

Baron (allein).

Das geht zu weit! — Sie läßt Jemanden aus der Gartenthüre, — ich bemerke die Ueberreſte einer Umarmung — ich ſtelle ſie darüber zur Rede — ſie iſt verlegen — entſetzlich verlegen — ſie nimmt den Schlüſſel mit — geht fort — und ich ſoll ruhig ſeyn. (überlaut) Ich will nicht ruhig ſeyn — ich kann's nicht ſeyn mit geſunden Sinnen. — (Die Gartenthür betrachtend). Da ging Jemand hinaus — das iſt gewiß — das hat ſie mir ſelber eingeſtanden — ſo viel weiß ich alſo — *wer* aber hinausging, das weiß ich nicht — das will ich aber gleich erfahren. — (Er verſucht an der Thüre zu rütteln) Die Thüre iſt richtig verſchloſſen — und — (er verſucht es noch einmal) das Ding iſt von einer unglaublichen Solidität — einbrechen kann ich ſie nicht — (er ſucht in den Taſchen) — Schlüſſel habe ich nicht bei mir, — mach ich den Umweg durch's Haus, — ſo iſt der Kerl lang über alle Berge — ich muß gleich hinter ihm her ſein. — (Er blickt ängſtlich umher und gewahrt die Leiter). — Ach! Du kommſt erwünſcht — (er holt ſie ſchnell herbei, lehnt ſie an die Mauer, und ſteigt auf die Sproſſen) — richtig! — hab' ich's nicht gedacht — dort geht er noch — wart! ich will dich — mit einem kühnen Sprunge bin ich im Freien — beſſer einen Fuß weniger als einen Schmuck auf dem Kopfe zu viel! — (Er ſchwingt ſich auf die Mauer, ſo, daß er in reitender Stellung erſcheint).

Fünfte Scene.

Baron. Brand (etwas altmodiſch gekleidet).

Brand (der eine Weile verwundert zugeſehen hat, und kaum ſeinen Augen traut, rufend). Baron!

Baron (erſchrocken). Was iſt?

Brand (verwundert). Seyd Ihr's wirklich?

Baron. Das ſeht Ihr ja!

Brand. Was macht Ihr denn auf der Mauer?

Baron (verlegen). Ich — voltigire.

Brand. Auf der Mauer?

Baron. Warum nicht? Eine Höhe iſt wie die andere.

Brand. Darf ich Euch nicht bitten, Eure Uebungen ein wenig einzuſtellen. Ich habe Euch Dinge von der größten Wichtigkeit zu ſagen.

Baron (immer ins Freie blickend, für ſich). Dort geht der Kerl noch — ich muß ihm nach, ſonſt kommt er mir aus den Augen. — (Zu Brand) Vergebt lieber Freund, aber ich habe jetzt keine Zeit, Euch anzuhören — ein andermal ſteh' ich ganz Euch zu Dienſten. —

(er ſpringt über die Mauer.)

Sechste Scene.

Brand (allein, ihm verwundert nachblickend).

Träum' ich oder wach' ich? Er iſt über die Mauer geſprungen. — Der Mann iſt wohl manchmal etwas ſonderbar, vergeßlich und dergleichen — aber Spuren von wirklicher Geiſtesverwirrung hab' ich noch nie an ihm bemerkt. Er kann bedeutenden Schaden genommen haben. — Ich will doch nachſehen — (er ſteigt auf die Leiter und ſchaut über die Mauer). Da läuft er hin! — Weiß Gott! — er geberdet ſich wie ein Verrückter. — Davon muß ich gleich Thereſen in Kenntniß ſetzen; der Umſtand kann auf unſer Verhältniß eine verdrüßliche Wirkung haben — Leute von ſolcher Art — ſind keiner Einwilligung fähig. (er ſteigt herunter.)

Siebente Scene.

Brand. Steinau.

Steinau (der bei den letzten Worten Brands eingetreten iſt). Was iſt das? Wie kamſt du auf die Leiter?

Brand. Dem Baron habe ich nachgeſchaut. Mir iſt bang' um ihn. Stell' dir vor, wie ich eintrete, ſitzt er — (auf die Mauer zeigend) da oben, und voltigirt. Plötzlich ſpringt er in's Freie hinunter und rennt durch die Wieſen, daß ihm die Kleider vom Leibe fliegen.

Steinau. Das iſt in der That ſeltſam! Haſt du gar keine Vermuthung, warum er ſich ſo benahm?

Brand. Nicht die geringſte. Ich bat ihn herunter zu kommen, denn ich hatte Wichtiges mit ihm zu reden.

Steinau (neugierig). Wichtiges? — und worin beſtand's? —

Brand. Es war im Grunde nichts Wichtiges für Andere, bloß für mich. — — Es — — es iſt, aufrichtig geſagt, ein Geheimniß —

Steinau. Ein Geheimniß! — (für ſich) das muß ich wiſſen. — (Zu Brand) Alſo haſt du auch vor deinen *Freunden* Geheimniſſe?

Brand. Das nicht, lieber Steinau, aber ſieh! Dich intereſſirt's nicht — und dann iſt auch noch Jemands drein verflochten. —

Steinau. Mich intereſſirt's nicht! Wie kannſt du ſo reden. Mich intereſſirt Alles, was meine Freunde intereſſirt. — Lieber, guter Brand! — gieb mir einmal einen *Beweis* deines Vertrauens. — Nicht daß ich dich daran erinnern will, aber ich glaube, ich hab's verdient um dich. Unter Freunden muß gar nichts geheim ſeyn. Was für ein Geheimniß wollteſt du dem Baron entdecken?

Brand (lächelnd). Du biſt doch ſonderbar! — — Was nützt dir's, wenn ich dir's ſage, du kannſt mir doch nicht helfen.

Steinau. Nicht helfen. — Es iſt alſo etwas, wo du Hülfe brauchſt. — Jetzt mußt du mir's ſagen — jetzt kann ich darauf beſtehen, denn dir muß geholfen werden — und deine Freunde ſind verbunden, dir zu helfen.

Brand. Du biſt in der That ein herzensguter Menſch — (ſeine Hand ergreifend — gutmüthig). Wenn dir damit ein Gefallen geſchieht — will ich dir's wohl entdecken. — Es wird dir, wie du mich kennſt, etwas ſeltſam ſcheinen, aber's iſt doch einmal ſo — ich bin verliebt.

Steinau (mit der geſpannteſten Neugierde). Nur weiter — weiter —

Brand. Ich werde auch wieder geliebt. — Aber meine Geliebte —

Steinau. Nun — deine Geliebte — du ſpannſt deine Freunde ordentlich auf die Folter —

Brand. Meine Geliebte iſt wohl Herr ihres Herzens, aber nicht Herr ihrer Hand.

Steinau. Wer iſt aber Herr ihrer Hand?

Brand. Der Baron —

Steinau (verwundert). Der Baron — wie heißt denn deine Geliebte?

Brand. Das kann ich dir nicht ſagen, — jetzt wenigſtens nicht — aber ich hoffe, du ſollſt's bald erfahren. —

Steinau. Iſt ſie aus der Reſidenz oder —

Brand. Alles das kann und darf ich dir vor der Hand nicht entdecken. Es ſind ja Dinge, die meine Geliebte betreffen —

Steinau. Kenn' ich ſie?

Brand. Du frägſt umſonſt, Schatz! Alles, was ich dir ſagen durfte, hab' ich dir geſagt; drum quäle mich nicht weiter.

Steinau. Gut! Damit du ſiehſt, daß ich nicht zudringlich bin, ſollſt du nicht ein Wort mehr darüber hören. Jetzt komm' mit mir, wir wollen den Baron aufſuchen — ich muß erfahren, wie das Ding mit der Mauer zuſammenhängt.

Brand. Jetzt kann ich nicht, lieber Steinau — (er ſieht nach der Uhr) es iſt bald 9 Uhr, aber in einer Stunde bin ich bereit.

Steinau. Jetzt kannſt du nicht, das werden auch wichtige Geſchäfte ſein, die dich zurückhalten.

Brand. Sehr wichtige.

Steinau. Zum Beiſpiel?

Brand. In einer Stunde ſag' ich ſie dir.
(er will fort).

Steinau. Nichts da! Du kommſt mir nicht fort, bis ich weiß, wohin du gehſt, oder ich mach's kurz, ich begleite dich — ich gehe nicht von deiner Seite, da will ich dann doch bald ſehen, wo du hingehſt.

Brand (ängſtlich). Um's Himmelswillen thu das nicht, das gäbe eine ſaubere Geſchichte. — Du biſt doch wie die Kinder, Steinau! man hat keine Ruhe vor dir, bis man dir deinen Willen gethan hat. (heimlich) Ich muß allein ſeyn. — — (laut, und in Bangigkeit ſeufzend) Mich ruft ein Rendezvous mit der Perſon, von der ich vorhin ſprach.

Steinau. Und gleich —

Brand. In einer halben Stunde —

Steinau. Das läßt ſich hören. Siehſt du, wie nöthig Vertrauen zwiſchen Freunden iſt. Wüßt' ich das nun nicht, ich hätte dir den ganzen Spaß verderben können, und ohne meinen Willen. — Wie leicht kam ich in eure Nähe, ohne daß ich's gewußt hätte, und ſo was braucht keine Zeugen. — Wo kommt Ihr denn zuſammen?

Brand. Im Lindenwäldchen hinter dem Schloß, bei der Laube.

Steinau. Der Ort iſt prächtig, wie gemacht für derlei Zuſammenkünfte. —

Brand. Er iſt ruhig und ſicher —

Steinau. Vollkommen, vollkommen. Du biſt doch ein durchtriebener Vogel — das hätt' ich nicht hinter dir geſucht.

Brand. Nimm die Sache nur nicht etwa ſchief. Es geht alles in der größten Ordnung dabei her.

Steinau. Dafür kenn' ich dich ja! — doch geh' jetzt an deinen Poſten, — ich will dich nicht länger aufhalten. Deine Geliebte iſt vielleicht ſchon im Anzuge.

Brand. Du haſt Recht. Leb wohl, Steinau. Alſo in einer Stunde ſehen wir uns wieder. Wenn du den Baron triffſt, ſo ſuch ihn ein wenig auszuforſchen. Es iſt bei ihm nicht Alles, wie es ſeyn ſollte.

Steinau. Sey außer Sorgen. (Brand ab.)

Achte Scene.

Steinau (allein).

Verliebt! — Brand verliebt — ſeine Geliebte hier — und mit ihm in einem zärtlichen Rendezvous — das muß ich ſehen, und wenn ich die Augen darüber verlieren ſollte. Aber allein — das geht nicht, es könnte mir denn doch falſch gedeutet werden. Er hat ſich mir entdeckt — es müßte Alles mehr zufällig geſchehen, und ich dabei im Hintergrunde bleiben — Halt! Der Baron ſoll mit, dies iſt der Mann für Abentheuer ſolcher Art.

Neunte Scene.

Der Baron. Steinau.

Baron (tritt gedankenvoll auf, ohne Steinau zu bemerken, für ſich). Ich muß mich an der Perſon getäuſcht haben, der Menſch, dem ich nachlief, war mein alter Gärtner, und den hatte ſie doch ſicher nicht umarmt. — (Steinau gewahr werdend) Guten Abend, Steinau.

Steinau. Saubere Dinge muß ich hören von dir.

Baron. Wie ſo?

Steinau. Biſt du denn toll geworden? Auf der Mauer zu voltigiren, und darauf athemlos durch die Felder zu rennen.

Baron (etwas verlegen). Ich hatte einige Tage wenig Bewegung gemacht — da wollt' ich heute das Verſäumte einholen — und zugleich mich etwas zerſtreuen.

Steinau. Den Zweck ſcheinſt du nicht ganz erreicht zu haben; wie ich bemerke, biſt du ziemlich verſtimmt.

Baron. Verſtimmt eben nicht, aber die Migräne hat ſich eingefunden — auch hab' ich mir beim Sprunge den Fuß verrenkt. Ich will nach Hauſe geh'n, und mich zu Bette legen. (er will fort).

Steinau. Das thut mir herzlich leid. — Du kommſt dabei um ein paar köſtliche Unterhaltungen.

Baron. Ich bin heute nicht aufgelegt dazu.

Steinau. Erſtens ſind vor einigen Stunden zwei Damen im Gaſthofe abgeſtiegen, von denen die eine, wenigſtens ein Engel ſeyn ſoll. Mein Bedienter, ein Teufelskerl, hat ſie mir beſchrieben. Höchſtens 18 Jahre alt, gebaut wie eine Grazie, ſchwarzes Haar, Augen wie Sterne.

Baron (hält ſich die Ohren zu). Hör' auf!

Steinau (fortfahrend). Und ein Fuß, mein Jakob konnte ihn mit gehöriger Aufmerkſamkeit würdigen. Wie er mir ſagte, ließ ihn die Dame beim Ausſteigen auf dem Wagentritt ausruhen. Ein Fuß ſoll es ſeyn, daß ihn die Chineſen für klein halten würden.

Baron (mit der wärmſten Theilnahme). Dieß Geſchöpf iſt abgeſtiegen — hier — auf meinem Gute — im Gaſthofe?

Steinau. Iſt abgeſtiegen — und wohnt mit ihrer Mutter dort — ſie heißt Bernardine Senden und reiſt morgen wieder fort.

Baron. Woher weißt du das alles?

Steinau (geſchäftig). Ich habe mich gleich im Gaſthofe darnach erkundigen laſſen. Du kennſt mich, ich bin darin ein wenig genau.

Baron. Ah! das iſt was anders, die Migräne kann ich morgen ausſchlafen, und mein Fuß wird merklich beſſer. Wir wollen gleich hingehen, als Gutsherr bin ich den Fremden dieſe Aufmerkſamkeit ſchuldig.

Steinau. Nichts da — vor der Hand weiß ich noch einen beſſeren Beſuch.

Baron (feurig). Iſt Eine da, die noch ſchöner iſt?

Steinau. Das nicht — aber — (lachend) du glaubſt's nicht — wenn ich dir's ſage. Die Welt hat ihre alte Ordnung verändert — du kannſt noch einmal das Muſter eines guten Ehemannes werden. — Brand — der ſtille, ſittſame — ſcheue — höfliche Brand iſt verliebt — und hat in dieſer Stunde eine heimliche Zuſammenkunft mit ſeiner Geliebten. —

Baron (beſtimmt). Das iſt nicht möglich!

Steinau. Es iſt. — Eben war er da, und hat's ſelber mir unter tauſend Aengſten entdeckt. In der Laube hinter dem Schloſſe iſt die Zuſammenkunft. Wer ſeine Geliebte iſt, und wie ſie heißt, hat er mir verſchwiegen. Wir müſſen ſie kennen lernen. Wir müſſen hin.

Baron. Das verſteht ſich.

Steinau. Es muß ein eigenes Exemplar von Liebhaberinnen ſein, ich kann ſie mir kaum vorſtellen.

Baron. Wenn ſie ſo zurückgezogen iſt, und ſo höflich wie er, ſo kommen ſie vor lauter Complimenten zehn Tage nicht von einander.

Steinau. Das ſoll einen köſtlichen Spaß geben. Du gehſt wie zufällig an der Laube vorüber, ich ſtelle mich an, als wollte ich dich zurückhalten. — Auf jeden Fall müſſen wir die Dame zu Geſicht bekommen. Was Brand betrifft, mußt du ihn ganz auf dich nehmen, denn ich erſcheine in dieſer Angelegenheit als eine Gattung Vertrauter, und darf nicht aus der Rolle fallen.

Baron. Komm nur. Wir wollen rechts über die Wieſe geh'n, damit wir ihm noch den Vorſprung abgewinnen.

Steinau (die Uhr ziehend). Halb zehn Uhr — jetzt iſt's gerade Zeit, wir müſſen uns ohnedies ein Bischen maskiren, damit man uns nicht gleich erkennt.

(ſie gehen ab.)

(Wäldchen, mit einer Laube im Vordergrunde. — Im Hintergrunde ein Theil des Schloſſes — die Scene iſt vom Monde erleuchtet).

Zehnte Scene.

Brand (tritt auf, er blickt ängſtlich umher).

Dem Himmel ſey Dank! ſie iſt noch nicht da. Schon hab' ich gefürchtet, ich kam zu ſpät. Es iſt ein wahres Glück, daß ich Steinau von meinem Verhältniß geſagt habe; er hat Recht, ſein Weg führt ihn hier vorüber, er hätte uns überraſchen können, ohne daß er's gewollt hätte. Ich glaube, ich wäre des Todes geweſen. Nun ſind wir doch *vollkommen* ſicher.

Eilfte Scene.

Brand. Thereſe von Eichdorf.

(ſie trägt einen Schleier, den ſie zurückgeſchlagen hat, und am Halſe ein diamantenes Kreuz an einem goldenen Kettchen. Sie tritt von Brand ungeſehen auf, und klopft ihn auf die Schulter).

Thereſe. Guſtav!

Brand (fährt erſchrocken zuſammen, und zieht ehrerbietig den Hut, in höchſter Verlegenheit). Mein Fräulein! —

Thereſe. Legen Sie doch jetzt die Complimente ab, wir haben wahrhaftig keine Zeit dazu.

Brand. Vergeben Sie mir. Es iſt mir wunderbar zu Muthe. So ein Rendezvous hat doch in der That etwas ganz Eigenes an ſich, zumal ein erſtes. Ich bin an derlei Dinge nicht gewöhnt.

Thereſe. Das hat gar nichts zu bedeuten. Den Mangel ſolcher Erfahrungen ſehen wir den Männern gern nach. Haben Sie mit meinem Oheim geſprochen?

Brand. Ja und nein! Er war eben ſehr beſchäftigt, als ich kam und konnte mir kein Gehör geben.

Thereſe. Sie müſſen wieder hin. Sie wiſſen ja, von ihm hängt mein ganzes Schickſal ab. Er hat nach dem Teſtament meines Vaters *unbedingt meine Hand zu vergeben*, wenn ich nicht einen bedeutenden Theil meiner Erbſchaft verlieren ſoll.

Brand. Was iſt mir alles Geld der Erde ohne Ihren Beſitz!

Thereſe. Sehr artig, vielleicht auch mehr, aber beſſer iſt beſſer. Mein Beſitz *mit* dem Gelde iſt doch immer mehr werth, als mein Beſitz *ohne* Geld.

Brand. Ach! was ſind Sie für ein Engel, Thereſe! ſchön, gut, verſtändig: ich kann nur mit Zittern an den Augenblick denken, in dem ich Sie um den erſten Kuß erſuchen werde.

Thereſe. Denken Sie jetzt lieber an den Augenblick, der Sie mit meinem Oheim zuſammenbringt.

Brand. Das iſt bald geſchehen. — Was kann er meiner Bitte entgegenſtellen?

Thereſe. Ich fürchte mehr, als Sie denken. Ich weiß nicht warum, aber er will *durchaus* nicht, daß ich mich verheirathe, und hat ſich oft darüber ausgeſprochen.

Brand. Das wär' entſetzlich! ich will das Aeußerſte wagen; denn aufgeben *kann* ich Sie nicht.

Thereſe. Unſer Plan, daß ich zu meinem Onkel reiſen ſoll, iſt ſeit zwei Stunden erfüllt, und ich verſpreche mir viel davon. Sie ſehen mich *hier*. Er glaubt mich in der Reſidenz, und iſt auf mein Hierſeyn nicht vorbereitet, das kann uns nützen. Schlägt alles fehl, ſo wend' ich mich an die Baronin, ſie iſt eine vortreffliche Frau. — (in die Scene blickend) Treten wir in die Laube, bis die Leute vorüber ſind, die dort nahen.

Brand (mit einer Verbeugung). Wie Sie befehlen.

(ſie treten in die Laube.)

Zwölfte Scene.

Die Vorigen. Der Baron. Steinau.

(Beide in Mäntel gehüllt.)

Steinau (heimlich zum Baron). Sie ſind in der Laube. — Verſuch's, ob du Etwas hören kannſt.

(Der Baron tritt hinter die Laube und horcht auf — die Liebenden ſind in einem Geſpräche begriffen, er kommt zurück).

Baron (zu Steinau). Nicht eine Sylbe hab' ich verſtanden. Man hört wohl, daß ſie zuſammen ſprechen, aber es geſchieht ſo ſtill, daß man kein Wort unterſcheiden kann.

Steinau. Das iſt doch fatal — ich will nur ſelber hin — (er naht ſich der Laube und horcht auf — zum Baron zurückkehrend.) Du haſt Recht! ſie lispeln und ziſchen durch einander, wie es mir in meinem Leben nicht vorgekommen iſt.

(Brand kniet vor Thereſen nieder).

Baron. Am beſten wär's, wenn man ein wenig in die Laube hineinſchauen könnte.

Steinau. Ich will's verſuchen.

Baron. Doch nimm dich in Acht, daß ſie dich nicht erblicken.

Steinau. Sey außer Sorgen, auf ſolche Dinge verſteh ich mich in der Perfektion.

(er geht nach der Laube und verſucht auf verſchiedene Art durchzublicken).

Baron (für ſich). Ich bin nur auf die Donna neugierig, wie ſie ausſieht. — (zu Steinau, der zurückkommt) Haſt du was geſehen?

Steinau. Nicht ein Sandkorn. Das iſt ohne Zweifel die dichteſte Laube in Europa. Die Zweige ſind wie zuſammengeleimt. — (ärgerlich) Wie kannſt du ſo was auf deinem Gute dulden?

Baron. Morgen laß ich das Ding niederhauen. Was iſt anzufangen? — Weißt du was, da wir drinnen nichts entdecken können, wollen wir ſuchen, ſie *herauszukriegen*. Wir machen Lärm, nähern uns immer mehr der Laube — und wenn ſie davon laufen, ſetzen wir ihnen nach.

Steinau. Das iſt ein köſtlicher Einfall; wir wollen ihn gleich in's Werk ſetzen.

Baron. Thun wir, als ob wir zankten.

(ſie treten in einige Entfernung von der Laube, und rufen wie im Streit begriffen, laut)

He! holla! he! — Laß ab!

Brand (ſpringt ſchnell empor, — im Tone großer Angſt zu Thereſen). Um Gotteswillen! Ich glaube gar, da raufen ſich zwei —

Thereſe (heimlich). Halten Sie ſich nur ſtill. Vielleicht gehen ſie vorüber.

Steinau und der **Baron** (der Laube näher tretend, mit verſtärkter Stimme). He! holla! he! — zu Hülfe!

Brand (immer ängſtlicher). Hören Sie — ſie kommen immer näher — Ich dächte, das Beſte wäre, wir machten uns fort. —

Thereſe. Was fällt Ihnen ein, um ihnen in die Hände zu fallen? Schweigen Sie nur, damit man uns nicht gewahr wird. (ſie ſchlägt den Schleier über)

Brand (für ſich). Das ſind die Folgen eines Rendezvous.

Steinau, Baron (an die Laube klopfend, mit verſtellter Stimme). He! holla! — heraus da! wer iſt hier verſteckt?

(**Brand** faßt **Thereſen** ſchnell am Arme und läuft aus der Laube).

Steinau (ihnen nacheilend — mit verſtellter Stimme). Sieh da! ein Mädchen — (er will Thereſen zurückhalten). Halt, liebes Kind, ſo leicht kommen Sie uns nicht los.

Brand (faßt Thereſen ſtärker an, und zieht ſie fort — zu Thereſen). Es ſind Trunkenbolde! Laufen Sie, was Sie können. (Beide ſchnell ab).

Dreizehnte Scene.

Der Baron. Steinau.

Steinau (nach einer Pauſe). Fort ſind ſie — und wir haben das Nachſehen —

Baron. Warum haſt du ſie nicht zurückgehalten?

Steinau. Ich konnte doch keine Gewalt brauchen.

Baron. Man hätte denn doch —

Steinau (der ſich indeſſen der Laube genähert hat und ein am Boden liegendes Kreuz aufhebt, zum Baron). Halt! der Zufall iſt uns mehr günſtig, als wir's verdienen. Schau her, die Dame hat uns ein feines Merkzeichen zurückgelaſſen.

Baron. Was iſt das?

Steinau. Ein diamantenes Kreuz, welches ſich, wahrſcheinlich als Folge des Schreckens, vom Halſe der Donna losriß. Das ſoll uns bald auf die Spur führen; es ſcheint von Werth zu ſeyn, und der Eigenthümer wird ſich wohl melden.

Baron. Gieb her —

(Steinau giebt ihm das Kreuz.)

Baron (beſieht es, — für ſich — im Tone des höchſten Entſetzens). Alle Teufel! was muß ich ſehen — das iſt das Kreuz meiner Frau, ſie war in der Laube.

Steinau. Was haſt du denn mit einmal? — Kennſt du das Kreuz?

Baron (ohne auf ihn zu hören, immer im Anblicke des Schmucks verſunken). Sechs Diamanten — vier Smaragden — die Faſſung — die Kette — es iſt kein Zweifel mehr — ich hab es ja ſelber gekauft; geſtern noch ſah ich's an ihr.

Steinau (ihn rüttelnd). Karl! — komm doch zur Beſinnung.

Baron (auffahrend). Was iſt?

Steinau. Bald werd' ich dem Brand glauben müſſen, daß es nicht ganz richtig bei dir iſt.

Baron. Wer hat dir das geſagt? Brand?

Steinau. Durch ihn weiß ich, daß du auf der Mauer warſt, und über die Felder rannteſt; das ſind allerdings verdächtige Anzeigen.

Baron. Wie hat er mich ſehen können — da er im Garten ſtand, als ich lief, und uns die Mauer trennte.

Steinau. Er ſtieg auf die Leiter und ſah dir nach.

Baron (ihn anſtarrend). Nachgeſehen hat er mir — jetzt iſt's entſchieden. — Was ging es ihm an, was ich that, wenn er nicht der Schuldige war, aber ſo feierte er die Gewißheit ſeines Triumphes. — Es war auch eine verdammt lächerliche Scene. Ich laufe athemlos einem Menſchen nach, der ruhig hinter mir auf der Leiter ſteht.

Steinau (im Tone höchſter Verwunderung). Dem Brand biſt du nachgelaufen? — du mußteſt ja wiſſen, daß er im Garten war, da du mit ihm geſprochen haſt.

Baron (ohne darauf zu hören). Du haſt ſie zuvor beſſer geſehen dieſe Perſon, als ich, — du ſtandeſt ihr näher — was haſt du geſehen? — Das Kleinſte iſt von Bedeutung — verſchweige mir nichts — wie ſah ſie aus?

Steinau. Ich ſah nur die Figur — die war groß und ſchlank gebaut — ſchöne Taille —

Baron (dringend). Weiter — weiter —

Steinau. Weiter — ſah ich nichts —

Baron. Nichts! es iſt genug! Die Gartenthüre, die Umarmung, ihre Verlegenheit, ihr eigenes Geſtändniß, Brand, ſein Stehen auf der Leiter, das Rendezvous, das Entlaufen, die Taille, das Kreuz, (er hält alle Finger, an denen er die angeführten Stücke abzählte, hoch in die Höhe) — auf jeden Finger hab ich einen Beweis und alle ſtehen in einem gräßlichen Zuſammenhange. — Jetzt iſt es zu ſpät — ſie hat ſich wahrſcheinlich eingeſchloſſen, aber morgen, des Tages, will ich zu Beiden — (er faßt Steinau an der Bruſt, der erſchrocken ſich loszumachen ſucht) — — ihn will ich ſo faſſen, und ihn dann zertreten, wie einen Wurm, ihr aber dieß Kreuz vor die Augen halten, und wenn die Verrätherin athemlos hinſinkt, die herrlichſte Stunde meines Lebens genießen. (er ſtürzt ab.)

Steinau (ihm nachſehend). Das iſt ein Unglück! Er iſt wirklich von Sinnen.

(Ende des erſten Acts).

Zweiter Act.

(Im Garten des Barons).

Erſte Scene.

Die Baronin. Steinau.

Steinau (mit verſtellter Verwunderung). Und in der Nähe der Laube hörten Sie den Lärm?

Baronin. Ganz deutlich. Es war ein durchdringendes Geſchrei, gerade ſo, als ob Jemand angefallen würde; es müſſen ein paar Spitzbuben geweſen ſeyn.

Steinau (verlegen). Das wohl nicht.

Baronin. Es hat ſich doch kein Unglück dabei ereignet?

Steinau. Nichts, das ich wüßte.

Baronin. Ah! dann iſt auch nichts geſchehen, ſonſt wüßten Sie's gewiß.

Steinau (für ſich). Den Stich ſollſt du mir entgelten. — Vielleicht weiß der Baron etwas darum.

Baronin. Der Baron?

Steinau (geheimnißvoll). Er war um dieſe Zeit bei der Laube.

Baronin. Uebles iſt ihm dort zum Glücke nichts widerfahren; denn vor einer Stunde iſt er ausgeritten, und war, ſo viel ich vom Fenſter bemerkte, friſch und geſund.

Steinau. Fragten Sie nicht, wohin er geritten iſt?

Baronin. Darnach frag ich nie.

Steinau. Sie ſind doch ein Muſter einer nachſichtsvollen Frau. — Andere thun darin zu wenig, Sie eher zu viel.

Baronin. Wie verſtehen Sie das!

Steinau (lächelnd). Der Herr Baron haben einen empfänglichen Sinn für das Schöne.

Baronin. Das iſt mir lieb; es zeigt von ſeinem Geſchmack.

Steinau. Es iſt geſtern ein Mädchen im Gaſthofe abgeſtiegen mit ihrer Mutter. — Das Mädchen ſoll von ausnehmender Schönheit ſeyn. —

Baronin. Nun?

Steinau (ſie forſchend anblickend). Der Baron weiß, daß ſie hier iſt. — Sie verſtehen mich.

Baronin. Ich verſtehe Sie nicht —

Steinau (heimlich). Sein Spazierritt hängt mit ihrem Hierſeyn zuſammen, und wahrſcheinlich auch mit der Scene von geſtern Abend. Es ſollen ein paar Liebende aus der Laube geſchreckt worden ſeyn.

Baronin. Sie ſagten mir ja vorhin, Sie wüßten nicht was bei der Laube geſchah —

Steinau (verlegen). Ich ſagte, es ſoll geſchehen ſeyn — genau weiß ich es allerdings nicht — ich ſpreche vom Hörenſagen —

Baronin. So will ich mich darnach beſſer erkundigen. Ich will meinen Mann darum fragen. Er muß bald zurück ſeyn. — Auf Wiederſehen. (ſie verneigt ſich vor ihm, was Steinau äußerſt höflich erwiedert, und geht ab).

Steinau (ihr nachſehend). Gehorſamer Diener!

Zweite Scene.

Steinau (allein).

Ihren Mann will ſie fragen? Da muß ich vorbeugen. — Wenn ſie dem Baron alles das wieder ſagt, ſteh ich vor ihm in einem ſauberen Lichte. Ich muß ihn gleich aufſuchen, und der Sache eine Wendung geben, die mich aus der Verwickelung wieder herausdreht. Mit den Weibern iſt doch gar nichts anzufangen, wenn man auch in die Schläfrigkeit der ehelichen Verhältniſſe etwas Leben und Regſamkeit bringen wollte, es geht nicht, der Ehemann iſt ihr Orakel, und die Ruhe geht ihnen über Alles.

Dritte Scene.

Steinau. Der Baron.

(Baron tritt haſtig auf).

Steinau. Guten Morgen, Carl!

Baron (mürriſch). Guten Morgen — (er geht raſch auf und nieder).

Steinau (ihn betrachtend). Sag' mir nur, Carl, was dir fehlt? Ich kenne dich ſeit geſtern Abend nicht mehr. Schau mich doch nur an.

Baron (tritt vor ihm hin). Recht gern — recht gern. — Weißt du nicht — iſt meine Frau ſchon aufgeſtanden?

Steinau. Sie ging eben fort.

Baron. So! — Vergieb mir, lieber Steinau, daß ich dich allein laſſe, — aber ich muß gleich zu ihr.

Steinau. Familien-Geſchäfte?

Baron. So was dergleichen.

Steinau (lächelnd). Sie wird dich ausfragen, wegen geſtern Abend.

Baron (ſchnell gegen ihn gewendet). Meinſt du?

Steinau. Wenigſtens mir hat ſie ein Langes und Breites darüber vorgeredet. Sie weiß, daß du bei der Laube warſt. — Sie hat mich darüber zur Rede geſtellt — und auf eine Art, daß ich ihr's nicht geradezu läugnen konnte.

Baron. Hat nichts zu bedeuten. — (bitter lachend) Ich glaub' es gern, daß ſie es weiß.

(er reibt ſich, wie im Zorn, die Hände).

Steinau. Ich hab dir's nur darum geſagt, damit du nicht etwa glaubſt, daß ich aus Zwiſchenträgerei — oder —

Baron. Sey ohne Sorgen, ich kenne meine Leute.

Steinau. Sie glaubt auch, daß die bewußte Scene mit der Ankunft der Fremden zuſammenhängt?

Baron. Hat ſie das geſagt?

Steinau. Sie ließ mich's merken —

Baron. Frechheit ohne Gleichen! Ich ſage dir, das glaubt ſie nicht —

Steinau. Die Weiber ſagen ſelten das, was ſie glauben — und glauben ſelten das, was ſie ſagen.

Baron. Da haſt du Recht.

Steinau. Sag mir doch gelegentlich, wie ſie das angelegt hat, dich darüber zur Rede zu ſtellen. Ich komme gewiß dabei auf's Tapet, denn unſere Freundſchaft war ihr immer ein Dorn im Auge.

Baron. Wird nichts anlegen. — Leb wohl indeß!

(er will fort).

Steinau (ihn zurückhaltend). Nein! lieber Carl — ich ſtör' Euch nicht — bei Verhandlungen von Familien-Dingen darf kein Dritter im Hauſe ſeyn, nicht einmal 100 Schritte drum herum. Du weißt, wie ich darüber denke. — Ich gehe — (heimlich) vielleicht ſchlendr' ich ein wenig am Gaſthofe vorbei, um etwas Näheres über unſere ſchöne Fremde zu erfahren. — (lachend) Wir müſſen ja die Meinungen deiner Frau zu Ehren bringen. (er geht ab).

Vierte Scene.

(Baron (allein).

Alſo auf dieſe Weiſe meint ſie die Sache zu wenden — mich will ſie zur Rede ſtellen — ich ſoll der Schuldige ſeyn und ſie mein Richter. — Der Gedanke iſt nicht übel; wir wollen ihr indeß das Richteramt ein wenig erſchweren, der guten Frau! (Er zieht das diamantene Kreuz aus der Taſche, und betrachtet es aufmerkſam) — Du ſollſt mir meine Ehre wieder verſchaffen — den Beweis kann ſie mit aller Frechheit nicht umſtoßen. — Ich bin beiſpiellos betrogen worden, aber ich will mich auch beiſpiellos rächen; mein Name ſoll in der Geſchichte genannt werden neben Otello und Gutierre. — (er will ab, plötzlich bleibt er ſtehen und blickt in die Scene) Wer geht dort? ein Mädchen! — Ein allerliebſtes Ding, das iſt gewiß die Fremde, die geſtern ankam. So wahr ich lebe, die iſt hübſch und ganz nach meinem Geſchmacke. — Sie kommt auf mich zu, was ſucht ſie bei mir — (er ordnet die Kleider, und ſteckt ſchnell das Kreuz in die Taſche, ängſtlich umherſehend). Wenn wir nur nicht geſtört werden.

Fünfte Scene.

Baron. Wilhelmine von Erben.

Wilhelmine (mit artigem Verneigen). Vergeben Sie, ich ſuche den Herrn dieſes Schloſſes.

Baron (ſich gleichfalls verneigend). Er hat die Ehre vor Ihnen zu ſtehen. (Er holt eilig einen Stuhl, und ſetzt ihn vor Wilhelminen hin)

Wilhelmine. Es freut mich ſehr einen Mann perſönlich kennen zu lernen, von dem ich ſchon ſo viel Rühmenswerthes gehört habe.

Baron. Sie beſchämen mich. — (für ſich) Sie iſt ungemein liebenswürdig.

Wilhelmine. Ich komme als eine Bittende zu Ihnen, Herr Baron. Ich reiſe mit meiner Tante nach der Reſidenz. In der Nähe Ihres Landgutes wurde mein Wagen ſtark beſchädigt. Er kann erſt in einigen Tagen hergeſtellt werden, und übermorgen ſoll ich in der Reſidenz ſeyn. Sie würden mich ungemein verbinden, wenn ſie mir einen von Ihren Wägen leihen wollten. Ich ſende ihn mit Dank zurück, wie ich angekommen bin.

Baron. Befehlen Sie über meine Wägen, meine Pferde, meine Dienerſchaft, mein Landhaus, und über mich ſelbſt ganz ſo wie es ihnen beliebt.

Wilhelmine (aufſtehend). Ich bin Ihnen ungemein verbunden, Herr Baron, und eile, ſogleich meiner Tante von Ihrer Güte Nachricht zu geben.

Baron (der ſie auf die artigſte Weiſe zurückhält). Eilen Sie nicht — dieß iſt die einzige Bitte, die ich mir an Sie erlaube. Bekanntſchaften wie die Ihrige giebt man nicht ſo leicht auf.

Wilhelmine. Sie würden dabei nur ein Mädchen kennen lernen, die ſich wenig für Sie und Ihre Verhältniſſe ſchickte.

Baron. Scheinen Ihnen meine Verhältniſſe von ſo trauriger Art, daß Jugend und Liebenswürdigkeit ſich nicht dazu ſchicken?

Wilhelmine. So hab ich's nicht gemeint — aber — (für ſich) es iſt ein artiger Mann.

Baron (holt ſich einen Stuhl, und ſetzt ſich neben ſie, ſie wohlgefällig betrachtend). Iſt Ihre Reiſe wirklich ſo dringend, daß ſie ſich nicht um einige Tage aufſchieben ließe? Muß ich ſo früh wieder verlieren, was ich kaum gewann — — iſt gar nichts, was Sie zurückhalten könnte?

Wilhelmine. Ich kann über mein Hierbleiben nicht um eine Stunde verfügen, das gehört ganz in's Departement meiner Tante.

Baron. Ihrer Tante? — Iſt ſie ſchon bei guten Jahren, dieſe Tante?

Wilhelmine. In den Funfzigen —

Baron. So! — und wahrſcheinlich von einer großen Strenge der Grundſätze?

Wilhelmine. Von der größten —

Baron. Das gefällt mir; das bringen eigentlich die Jahre mit ſich. Man kann nicht genug ſtrenge ſeyn in dieſer verderbten Zeit. Sie hat Recht, die Tante. Solche Güter, wie das, welches ſie zu bewachen hat, ſind von großem Belange. Eine Hand wie dieſe — (er ergreift ihre Hand), ein Auge, wie dieſes — ein Herz, welches, wahrſcheinlich ihrer Vorſichten ſpottend, für einen Glücklichen ſchlägt —

Wilhelmine. Ich verſtehe Sie nicht —

Baron (überraſcht). Wirklich — frei — ganz frei wären Sie? — (für ſich) Da muß ich raſch zu Werke gehen, ſonſt kommt ſie mir aus den Händen, ich weiß nicht wie?

Wilhelmine (verſchämt). Wie kommen Sie zu der Frage?

Baron. Sie entſcheidet über mein Glück. — (nach einer Pauſe, in der er ſie ſehnſuchtsvoll anblickt) Ich muß es Ihnen geſteh'n, ſchöne Unbekannte, Sie haben mir ein großes Räthſel gelöſt. Bei Ihrem erſten Anblicke wurde mir klar, was ich bis jetzt von der unſichtbaren, blitzähnlichen Gewalt des Augenblicks hörte, der oft über unſer ganzes Leben entſcheiden ſoll. Ich glaubte nie daran. Sie haben mich bekehrt.

Wilhelmine. Herr Baron!

Baron. Das Gefühl, das Sie in mir erweckten, iſt von einer Art und von einer Tiefe, die ich nicht beſchreiben kann. — Ich bin ein ſtiller einfacher Mann. — Ich habe nie geliebt — bis auf dieſen Augenblick, in welchem jene Leidenſchaft alle Dämme der Vorſicht, der Grundſätze und der Convenienz durchbricht, und — (indem er vor ihr niederkniet) mich zu Ihren Füßen legt.

Wilhelmine. Stehen Sie auf, Herr Baron. — Wenn man uns überraſchte.

Baron (ſich ſchnell aufraffend). Daran hab' ich nicht gedacht.

Wilhelmine. Sie ſind alſo gleichfalls noch frei?

Baron (wehmüthig lächelnd). Ja!

Wilhelmine (ſeine Hand betrachtend). Wie kommt dabei der Ehring an Ihren Finger?

Baron (verlegen — nach einer kleinen Pauſe). Ein Erbtheil meines ſeligen Bruders. — Ich trage ihn zur ſteten Erinnerung an ſeine brüderliche Liebe und an ſein häusliches Glück.

Wilhelmine. Sie ſcheinen etwas verwirrt zu ſeyn.

Baron. Wer wäre es nicht, Ihnen gegenüber — dann vermengt ſich damit auch ein wehmüthiges Gefühl für meinen Bruder. — Wir haben uns ſehr lieb gehabt, und ich habe ein äußerſt weiches Gemüth.

(Wilhelmine ſieht ſchweigend zu Boden).

Baron (ihre Hand ergreifend). Ich erblicke da auch ein Ringelchen, das mich unruhig machen könnte —

Wihelmine (lächelnd). Ein Geſchenk meiner Tante.

Baron (zieht ihr einen kleinen Ring langſam vom Finger, ſie läßt es geſchehen. — Er ſteckt den Ring an ſeinen Finger, und hält ihn Wilhelminen vor's Auge). Darf ich?

Wilhelmine (verſchämt). Herr Baron!

Baron (wie außer ſich). Der Bund iſt geſchloſſen. (für ſich) Könnt' ich ihr nur auch gleich etwas geben. Ha! das kommt erwünſcht; meine Frau verdient's ohnedies nicht wieder. — (er zieht das diamantene Kreuz hervor, und legt ihr's um den Nacken) Geſtatten Sie mir, das ſchöne Geſchenk Ihrer Huld zu erwiedern — (ſie weigert ſich Anfangs, indem ſie zurückweicht, läßt es aber darauf geſchehen) — Sie dürfen mir's aber nicht verſagen, wenn Sie mich nicht namenlos unglücklich machen wollen.

Wilhelmine (das Kreuz betrachtend). Ein Geſchenk von ſolchem Werthe — wahrſcheinlich für Jemand Andern beſtimmt?

Baron. Nein — nein, es war mein Kreuz — (mit einem leiſen Seufzer) es iſt mein Kreuz —

Wilhelmine. Dann, was würde die Tante dazu ſagen?

Baron. Ich werde mich ihr vorſtellen. — Ich werde mich vor ihren Augen rechtfertigen. — Bringen Sie mich zu ihr — ich ſelbſt will ſie nach der Reſidenz bringen, es ruft außerdem ein wichtiger Brief mich hin.

Wilhelmine. Was denken Sie? Noch darf ſie nichts davon erfahren, daß wir uns kennen. Ich werde Ihnen meine Gründe ſagen, wenn wir uns wiederſehen.

Baron. Auch gut! Laſſen wir die Tante aus dem Spiele, das iſt mir noch lieber. — Wann aber ſeh' ich Sie wieder?

Wilhelmine. Der Diener, welcher den Wagen zurückbringt, übergiebt Ihnen ein Zettelchen, das Ihnen meinen Namen und meine Verhältniſſe nennen ſoll. (ſie will gehen).

Baron (drückt ſtürmiſch ihre Hand an ſeine Lippen). Unvergleichliches Mädchen!

Wilhelmine. Nicht ſo ungeſtüm, lieber Baron — (ſie geht ab — im Abgehen, wie für ſich) Nun, Thereſe, brennt er genug? (ab

Sechste Scene.

Baron.

Unſchuldiges Leiden wird doch immer vergolten! Kaum, daß ich erfahre, wie ſchwer meine Frau mich gekränkt hat, giebt mir das Schickſal einen billigen Erſatz an dieſem liebenswürdigen Geſchöpf. Ich will ihr gleich den Wagen zuſenden, und noch einige Polſter hineinlegen laſſen, damit ſie hübſch bequem ſitzt. (Er geht gegen die Scene und bleibt plötzlich ſtehen.) — Iſt's möglich? Brand? Er wagt's noch, mir unter die Augen zu treten? Elender Menſch! Ha! wie mir bei ſeinem Anblicke das Blut in den Adern kocht. — Wahrhaftig, er kommt. — Komm nur, du kommſt mir eben recht — ich will dich abfertigen, daß du zeitlebens an mich denken ſollſt.

Siebente Scene.

Der Baron. Brand.

Brand. Dem Himmel ſey Dank, treff' ich Euch endlich!

Baron. In der That, habt Ihr mich geſucht?

Brand. Im ganzen Hauſe. Eure Frau wies mich zu Euch —

Baron (mit Mühe an ſich haltend). Meine Frau! Wirklich?

Brand. Es iſt doch ein wahrer Engel von einem Weibe, ſo gut, ſo gefällig —

Baron. Gefällig — habt Ihr Beweiſe davon?

Brand. Und von ausnehmender Schönheit — man wird gar nicht fertig von ihr zu reden, wenn man einmal angefangen hat.

Baron. Und alles das ſagt Ihr mir in's Geſicht?

Brand. Warum nicht? Es wird Euch doch nicht beleidigen, wenn ich Euch die Vollkommenheiten Eurer Frau ins Gedächtniß führe; es fällt doch immer einiger Schimmer auch auf Euch zurück.

Baron (der nimmer an ſich zu halten vermag). Jetzt hab ich's ſatt. Wofür haltet Ihr mich? —

Brand (zögernd). Für —

Baron. Heraus mit der Sprache —

Brand. Wofür ich Euch halte? — (für ſich) Was ſoll ich ſagen? — Ich halte Euch für den Baron Carl von Erlach meinen Freund — den Gatten einer liebenswürdigen Frau —

Baron (wüthend). Laßt meine Frau aus dem Spiele, ſonſt dreh' ich Euch den Hals um.

Brand (zurückſpringend). Gott ſteh' mir bei! — jetzt bricht's los!

Baron (auf einen Platz zeigend). Da kommt her — (Baron tritt einige Schritte vor)

Baron. Noch näher.

Brand nähert ſich wieder etwas mehr dem Baron, aber mit mehr Vorſicht).

Baron (tritt ihm hart an den Leib, faßt ihn eine Weile ins Auge, dann wie ausholend). Wo ſeyd Ihr geſtern Abend geweſen?

Brand (verlegen). Geſtern Abend —

Baron. Ja! zwiſchen 9 und 10 Uhr?

Brand (für ſich). Er weiß Alles! — dieß alſo der Beweis ſeines Benehmens gegen mich. — Ich muß mich auf's Bitten legen, er iſt denn doch einmal der Oheim —

Baron. Nun! Werdet Ihr mir Antwort geben, oder werdet Ihr's nicht?

Brand. Ja, lieber Baron; ich ſehe es ein, es wäre thöricht von mir, es Euch länger zu verſchweigen, da ihr von Allem unterrichtet ſeyd. Ihr habt Recht. Ich liebe Thereſen, nehmet aber meine Verſicherung, daß ich bloß aus dem Grunde hergekommen bin, Euch Alles zu entdecken, und Euch um Eure Einwilligung zu bitten.

Baron. Das iſt zu viel! — Sind Sie von Sinnen?

Brand. Häuft allen Euren Zorn auf mich, wenn Ihr wollt, aber laßt's Thereſen nicht entgelten. — Auf mein Ehrenwort, ſie iſt an Allem unſchuldig — und nur ich allein habe ſie zu dem fatalen Rendezvous überredet. Sie hat lange Zeit nicht gewollt.

Baron. Vor Allem ſtellen Sie das vertraute Euch ein — Sie hören daß ich's auch nicht mehr gegen Sie gebrauche.

Brand. Seyd gerecht; hab ich wirklich Euren Zorn in einem ſo hohen Grade verdient? — Ihr habt ja auch geliebt — was habt Ihr denn gegen die ſchuldloſe Leidenſchaft; mein Stand und meine Einkünfte ſtehen, mein' ich, der Sache auch nicht entgegen —

Baron (ſeiner nicht mehr mächtig). Nicht entgegen? — einem ſolchen Verhältniſſe? In einer Stunde will ich die Antwort geben mit dem Degen in der Hand — hinter dem Park im Gehölz. Bis dahin fort aus meinen Augen.

Brand (beleidigt). Karl — Ihr — Sie gebrauchen da Ausdrücke —

Baron. Wie ſie dir zukommen, frecher — nichtswürdiger Menſch.

Brand (losbrechend — mit immer ſteigender Hitze). Das iſt zu viel. — Ich bin ein Mann von Erziehung und weiß recht gut, wie weit ein Wort gehen darf, wie weit nicht. Ich laſſe mir Vieles gefallen, aber zu viel iſt zu viel. Ihr — Sie müſſen nicht glauben, daß ich ein Haſe bin, weil ich den Degen nicht immer auf der Zunge führe, wie Sie. Den nichtswürdigen Menſchen geb' ich Ihnen zurück. — Sie verdienen ihn mehr als ich, der Sie einen harmloſen Mann beleidigt, der Sie ihn gemißhandelt, der Sie ihn bis zu einem Grade von Zorn gereizt haben, deſſen er ſich in ſeinem ganzen Leben nicht zu entſinnen weiß.

Baron. Sparen Sie der Worte, — Sie wiſſen, wo wir uns ſinden.

Brand (überlaut ſchreiend). Laſſen Sie mich ausreden — ich bin jetzt im Zuge. Ich werde kommen, ſorgen Sie nicht. Vor dreizehn Jahren hab ich fechten gelernt ſo gut wie Sie, und obſchon mir die nöthige Uebung mangelt, der Himmel wird den Schuldloſen beſchützen. — Dieß aber ſage ich Ihnen, ob Sie Ihre Einwilligung geben oder nicht, daran liegt mir nichts; die Gerichte ſollen darüber entſcheiden, wie weit ſich Ihre Gewalt erſtreckt über eine Perſon, die unter Ihrer Leitung unglücklich iſt.

Baron (vor Zorn bebend). Unglücklich — unter meiner Leitung. Nein! ich ärgere mich nicht mehr. Sie werden der Strafe nicht entlaufen, die Ihnen gebührt. Ich will Sie durcheinander rütteln, daß man Ihre Gebeine am jüngſten Tage nicht zuſammenſinden ſoll. Zuvor aber will ich zu meiner Frau und ihr ein paar Worte ins Ohr ſagen, von einem Gewicht und von einer Bedeutung, wie ſie vielleicht nie über die Lippen eines beleidigten Ehemannes gekommen ſind.

Achte Scene.

Brand (ihm nachſehend).

Der Menſch iſt fürchterlich in ſeinem Zorne. Was er vorhin von meinen Gebeinen geſprochen hat, war entſetzlich. Etwas verrückt iſt er auf jeden Fall, — denn was hat wieder der beleidigte Ehemann mit meinem Verhältniſſe zu Thereſen zu thun. Es iſt doch ſeltſam, woher er das Mädchen nicht verheirathen will. — Sie hat mir's zuvor geſagt, daß ich darin ein ſchweres Spiel haben würde. — (Nach einer Pauſe.) Das hätt' ich mir doch niemals gedacht, daß ich je mich würde ſchlagen müſſen. Ich bin gewiß nicht feige, aber ich kann mich bei derlei Dingen eines eigenen Gefühls nicht erwehren. Es geht mir durch den ganzen Körper mit einem ſeltſamen Drücken und Ziehen, und dabei fangen die Knie an zu zittern, und das Herz klopft ſo ſtark, als ob es zur Bruſt herausſpringen wollte. Bei all' meiner Herzhaftigkeit könnte man in einem ſolchen Augenblicke von mir haben, was man wollte. — Aber was iſt zu thun? Er hat mich ſchwer beleidigt — auch hab ich's ihm zugeſagt, ich kann nicht mehr zurück. — Ich will mir den Degen holen, und meinen letzten Willen in Ordnung bringen. (er geht ab).

Neunte Scene.

(Zimmer im Hauſe des Barons).

Baronin (tritt auf).

Es iſt doch ein abſcheulicher Menſch dieſer Steinau. Er ſteht in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen mit meinem Mann, und ſucht ihn hinter ſeinem Rücken bei mir zu verkleinern. — Etwas unruhig hat es mich doch gemacht. — Wenn er mir gerade mit Wilhelminen untreu würde, wär' mir's doppelt fatal. Vielleicht iſt er aber auch unſchuldig.

Zehnte Scene.

Baronin. Baron.

Baron (athemlos hereinſtürzend). Sind wir allein?

Baronin (umherblickend). Wie Sie ſehen. —

(er geht zur Thüre und verſchließt ſie).

Baronin. Was machen Sie da?

Baron. Ich ſchließe die Thüre. Obſchon Sie's nicht um mich verdient haben, will ich Ihnen die Beſchämung vor Zeugen erſparen.

Baronin. Die Beſchämung? mir? und wofür, wenn ich bitten darf?

Baron. Das ſollen Sie gleich erfahren.

Baronin. Ich bin begierig darnach. — Fangen Sie nur an.

Baron. Keine Frechheit, Madame! ſie empört mich noch mehr. Auch iſt das Läugnen und alle Verſtellung umſonſt, denn ich bin hinlänglich von meinem Unglücke und von meiner Schande unterrichtet. — Was hatten Sie geſtern in der Laube hinter meinem Schloſſe zu thun? — ich begehre darauf beſtimmte und genaue Antwort.

Baronin. Ich verſtehe Sie nicht.

Baron. Ich wiederhole es Ihnen, jedes Läugnen iſt vergebens. Ich weiß Alles, weiß, wen Sie geſtern im Garten geſprochen, wen Sie zur Thüre hinausgelaſſen, wen Sie umarmt haben — mit wem Sie in der Laube geweſen ſind. — Alles, alles.

Baronin. Wie oft verwies ich Ihnen Ihre grundloſe Eiferſucht, wie oft haben Sie mir Beſſerung verſprochen, und immer fallen Sie wieder in den alten Fehler zurück.

Baron. Nicht ich, Madame! Sie ſind gefallen, in die Hände eines Verführers ſind Sie gefallen, den ich nur zu lange Freund genannt habe.

Baronin. Carl! Sie werden mich aufbringen!

Baron. Sie winden ſich nicht heraus, weder mit Blicken, noch mit Worten. Diesmal hab ich Beweiſe gegen Sie — verſtehen Sie mich — Beweiſe.

Baronin. Worüber haben Sie Beweiſe?

Baron. Worüber? Nun! weil Sie es denn durchaus wiſſen wollen, darüber, daß Sie Brand im Garten geſprochen, daß Sie Brand in der Laube umarmt haben, daß Sie mit Brand in der Laube geweſen ſind.

Baronin (lachend). Mit Brand — ich — darüber haben Sie Beweiſe — die wünſcht' ich zu ſeh'n.

Baron. Wünſchen Sie's nicht. Ich könnte ſie Ihnen früher vorhalten, als Sie's vermuthen.

Baronin. Sie ſehen ich bin ziemlich gefaßt darauf.

Baron (kaum ſeiner mächtig). Ich könnte — (für ſich) Narr, der ich war, das Kreuz aus der Hand zu geben.

Baronin. Ich ſehe noch immer nichts.

Baron (hart an ſie tretend, und ihre Kleidung betrachtend). Wo haben Sie Ihr diamantenes Kreuz?

Baronin. Welches?

Baron. Das mit den Smaragden, welches ich Ihnen vor zwei Jahren zu Ihrem Geburtstage ſchenkte.

Baronin. Bevor ich Ihnen darauf antworte, müſſen Sie mir erklären, wie das Kreuz mit dem Verdachte zuſammenhängt, den Sie auf mich geworfen haben.

Baron. Das will ich Ihnen haarſcharf erklären. Der Zufall iſt zuweilen ungalanter gegen die Damen, als ihre Liebhaber. — Er ließ Sie in der Laube, in welcher Brand mit einer Dame war, die man trotz Nacht und Schleier nur zu gut erkannte, Ihr diamantenes Kreuz verlieren, und brachte es — zittern Sie — in meine Hände.

Baronin (nach einer Pauſe). Ich höre und zittere nicht — Sie aber, mein Herr, Sie ſollen zittern, und dies noch ehe fünf Minuten vergangen ſind.

(ſie geht ins Nebenzimmer).

Eilfte Scene.

Baron (allein).

Ich bin doch neugierig, zu erfahren, wie ſie ſich da herausbringen wird. Ich wollte wetten, ſie weiß, daß ich das Kreuz wegegeben habe, wie wäre ſie ſonſt zu der erſtaunlichen Sicherheit gekommen, die mich ſelbſt bald irre gemacht hätte. Was ſie wohl thun mag? — (Er geht zur Seitenthüre, durch welche die Baronin ging, und blickt durch's Schlüſſelloch.) Sie ſteht an ihrer Toilette — ſie nimmt ein Blatt heraus, mir ſcheint gar, ſie ſchreibt. — An wen hat ſie zu ſchreiben? — (Es wird an der Mittelthüre geklopft, der Baron fährt zurück). Man hat geklopft! Verdammte Zudringlichkeit! gerade jetzt. — (Er ſchließt auf. Die Baronin tritt aus dem Seitenzimmer).

Zwölfte Scene.

Die Baronin. Der Baron. Ein Bedienter.

Bedienter (zur Baronin gewendet). Fräulein von Erben.

Baronin (etwas verlegen). Ich —

Baron (heimlich zur Baronin). Warum zögern Sie, das Fräulein kommen zu laſſen. Wer iſt ſie? Darf ich ſie nicht ſehen?

Baronin. O ja! — doch —

Baron (ſchnell zum Bedienten gewendet). Das Fräulein iſt meiner Frau willkommen.

(Bedienter ab).

Dreizehnte Scene.

Baron. Baronin.

Baronin (lächelnd). Sie haben nicht ganz gut gethan, ſo auf die Bekanntſchaft meiner Freundin zu dringen.

Baron. Das wollen wir bald erfahren.

(Die Erben tritt ein, ſie hat das Kreuz, das ihr der Baron gab, am Halſe hängen).

Baron (geht ihr raſch etwas entgegen, und fährt darauf erſchrocken zurück). Alle Wetter! die Fremde.

(Die Damen umarmen ſich).

Vierzehnte Scene.

Die Vorigen. Wilhelmine von Erben.

Baron (mit erzwungener Faſſung, zur Baronin). Ihre Freundin? —

Baronin (Wilhelminen dem Baron vorſtellend). Fräulein Wilhelmine von Erben, von dem ich Ihnen ſo oft erzählt habe.

Baron (ſich überaus tief verneigend). Welch' intereſſante Bekanntſchaft.

Wilhelmine. Wir kennen uns ja ſchon. Ich und meine Tante danken Ihnen recht ſehr für Ihre Güte. Der Wagen iſt ſo eben angekommen.

Baron (äußerſt verlegen). Es freut mich — daß — (er macht Wilhelminen verſchiedene Zeichen, auf die ſie nicht zu achten ſcheint).

Baronin. Ihr kennt Euch, und woher?

Wilhelmine. Der Baron war ſo artig, uns einen Wagen zu leihen, da unſrer beſchädigt wurde.

Baronin. Mein Mann?

Wilhelmine (mit verſtelltem Staunen). Mann — der Baron verheirathet — ich dachte, er ſey dein Bruder.

Baron (zu Wilhelminen tretend, heimlich). Wenn wir allein ſind, werde ich Ihnen den ganzen Zuſammenhang aufklären.

Wilhelmine (beleidigt). Nichts da, mein Herr — jetzt begehr ich die Aufklärung, in Gegenwart meiner Freundin.

Baron (heimlich und dringend). Machen Sie mich nicht unglücklich.

Wilhelmine (wie vom Schmerz ergriffen). Nicht mehr, als Sie's verdienen. Sind Sie verheirathet, oder ſind Sie's nicht? Ich begehre nur ein Ja oder Nein —

Baron (ſchnell, und ſcheinbar über die Frage verwundert). Ja! — Wie können Sie darüber zweifeln?

Wilhelmine. Wie ich zweifeln kann? Weil Sie ſich vor einer Stunde im Garten für unverheirathet ausgegeben, und zu meinen Füßen um meine Liebe geworben haben.

Baronin. Carl! iſt das wahr?

Baron (nach einer Pauſe, in der er nachzudenken ſcheint). Ich kann mich nicht beſtimmt daran erinnern, aber es iſt möglich; Sie kennen ja meine Zerſtreuung.

Wilhelmine. Dießmal muß ſie etwas lange gedauert haben, wenn man Pfänder wechſelt.

Baron (für ſich). Beleidigte Liebe treibt ſie zum Aeußerſten. — (heimlich zu Wilhelminen) Schonen Sie mich doch.

Wilhelmine (mit ſcheinbar immer ſteigender Kränkung). Schweigen Sie, Baron. — Sie haben ein Herz zertreten, das ſchwer jemals wieder geneſen wird. Geben Sie mir meinen Ring zurück.

(Baron zieht ſchnell einen Ring vom Finger und giebt ihn Wilhelminen).

Wilhelmine (indem ſie ſich das Kreuz vom Halſe löſ't, und es dem Baron überreicht). Nehmen Sie auch Ihr Geſchenk wieder. Sie übergaben mir's als Verſicherung Ihrer ewigen Liebe; unter den jetzigen Verhältniſſen kann ich keinen Gebrauch davon machen.

Baronin (ſinkt in einen Stuhl und verhüllt ſich das Geſicht). Carl! Carl! hab ich das um Sie verdient?

Baron. Sparen Sie Ihre Thränen, und triumphiren Sie nicht zu früh. Es iſt wahr, ich habe gefehlt, aber Sie — Sie haben mich dazu gebracht. Eben dies Kreuz, das wie verzaubert immer wieder zu mir zurückkommt, zeugt wider Sie — (er hält ihr's vor)

Baronin. Elende Ausflucht — was geht mich dieß Kreuz an?

Baron. Beſehen Sie's doch etwas genauer — ſechs Diamanten, vier Smaragde. — Es iſt Ihr Kreuz, Madame! Daſſelbe, das ich Ihnen gab — daſſelbe, um welches ich Sie befragte, bevor (auf Wilhelminen zeigend) — dieſe, gutmüthige Freundin kam — daſſelbe, das Sie geſtern beim Rendezvous mit Brand in der Laube verloren haben.

Baronin (aufſtehend). Nein, mein Herr! der Sie Wahn und Täuſchung auf's Aeußerſte treiben — dieß Kreuz, was Sie mir vorhalten, kenn' ich nicht — jenes aber, von dem Sie ſprechen, iſt hier. — (ſie giebt ihm ein Käſtchen, welches ſie bisher in der Hand verborgen hielt).

Baron (öffnet es ſchnell — nimmt ein diamantenes Kreuz heraus, und läßt erſchöpft die Hände ſinken, für ſich). Ich bin verloren!

Wilhelmine (zur Baronin, geheim). Hab' ich recht gehabt?

Baronin (zu Wilhelminen, geheim). Ja — aber auch ich, denn, wenn ich mich nicht ſehr täuſche, iſt Steinau am ganzen Mißverſtändniſſe Schuld. Er ſuchte mich gegen meinen Mann aufzuhetzen, und wahrſcheinlich auch meinen Mann gegen mich.

Baron (für ſich). Es bleibt mir nichts übrig, ich muß den Reuigen ſpielen. — (er kniet vor der Baronin nieder) Liebe Thereſe! vergieb mir nur dießmal noch. Große Krankheiten bedürfen großer Kriſen, wenn Sie vom Grund aus geheilt werden ſollen. — So auch meine Eiferſucht. Jetzt erſt bin ich geneſen. Hätte nicht die Scene im Garten — mit dem Schlüſſel — (forſchend) Du weißt!

Baronin (auf Wilhelmine zeigend). Meine Freundin ſprach ich dort, — ihr öffnete ich die Gartenthüre, ſie habe ich umarmt.

Baron. Warum haſt du mir das nicht gleich geſagt?

Baronin. Weil Wilhelmine Ihnen unbekannt bleiben wollte, bis ihr's gelungen war, Sie gehörig verliebt zu machen, und einer zu gläubigen Hausfrau die Augen zu öffnen.

Baron (aufſtehend). Das war alſo Plan. (zu Wilhelminen) Ich bin Ihnen ſehr verbunden, mein Fräulein.

(Wilhelmine erwiedert die Verneigung).

Baronin. Sie iſt Steinaus Braut.

Baron (ſchnell). Steinau's — der Menſch iſt an allem Schuld. Er machte mich zuerſt (zu Wilhelminen) auf Sie aufmerkſam, er führte mich zur Laube, er hat heute ſeltſame Reden über meine Frau fallen laſſen.

Baronin (zu Wilhelminen, heimlich). Hab' ich recht gehabt?

Wilhelmine (zur Baronin). S' iſt ein Mann, wie der andere. — Sie taugen Alle nicht viel.

Baron. Was meine kleine Untreue betrifft, Thereſe, ſo denke, es war meine letzte, wie's meine erſte war Wer wie ich, außer dir, nie irgend einem weiblichen Geſchöpfe etwas von Liebe auch nur vorſagte, wer in Rückſicht ſeiner Sprödigkeit in der Reſidenz den Namen Kieſelherz getragen, dem mein' ich, kann man eines Fehltrittes ungeachtet, immerhin trauen.

Baronin (ihm die Hand reichend). Ich will's noch einmal verſuchen — aber gewiß zum letztenmal. (Der Baron ergreift ihre Hand und küßt ſie).

Wilhelmine (für ſich). Sie iſt doch wieder angeführt.

Fünfzehnte Scene.

Die Vorigen. Thereſe von Eichdorf. Brand (er trägt etwas Verhülltes unter dem Arme).

Baron (auf Brand zugehend). Lieber Brand — (er ſtutzt, wie er die Eichdorf blickt). Meine Nichte? Die hat noch gefehlt.

Baronin (zu Thereſe). Sie hier, liebe Eichdorf, wir glaubten Sie in der Reſidenz.

Thereſe. Vergeben Sie, gnädige Frau, daß ich ſo unvermuthet Sie überraſche, aber ich wurde zur Reiſe gezwungen, 's betrifft eine Sache von Belang.

Baron (mit erzwungenem Ernſt). Es iſt nicht fein, Fräulein Nichte, ſo allein in der Welt herumzureiſen, und ehrliche Leute zu erſchrecken. Was verſchafft uns die Ehre?

Thereſe. Ich komme, Sie, lieber Onkel, um Ihre Einwilligung zur Heirath mit Ihrem Freunde Brand zu bitten.

Baron (etwas verlegen). Mit Brand? — Davon wußt' ich ja gar nichts. Wie lange iſt denn das her, daß Ihr Euch liebt?

Brand (zum Baron im Hintergrunde, halb ſcheu, halb trotzig). Seit vorigem Jahre, wo wir uns in der Reſidenz kennen lernten.

Thereſe (zum Baron). Nach der Behandlung, die Brand von Ihnen erfahren, kann ich nur auf ein Mißverſtändniß ſchließen, denn obſchon Sie immer dagegen waren, daß ich mich verheirathe —

Baron (immer verlegener). Dagegen? was fällt Ihnen ein?

Thereſe. So hat ſich doch Ihr Unwille nie ſo laut, und ſo heftig ausgeſprochen —

Brand (im Hintergrunde). Laut und heftig. Das weiß der Himmel!

Baron. Vergebt mir Freund, — ich war damals etwas im Irrthume. (er geht zu Brand und reicht ihm die Hand).

Brand (raſch). Vergeben! Von ganzem Herzen. (er legt das Päckchen auf den Tiſch). — So werd' ich doch das fatale Juſtrument, meinen Degen, los. Er hat wie Feuer unter meinem Arme gebrannt.

Baron (zu Brand und der Eichdorf). Alſo Ihr Beide ſtackt in der Laube?

Brand. Freilich. Es war ein theures Rendezvous.

Thereſe. Mich koſtet's wenigſtens einen ziemlich koſtbaren Schmuck. — (zum Baron) Jenes diamantene Kreuz, welches Sie mir vor zwei Jahren geſchenkt haben?

Baron (für ſich — heftig überraſcht). Verdammt! die hat auch ein Kreuz von mir — daran hab' ich nicht gedacht.

Baronin (zur Eichdorf). Sie erhielten das Kreuz von meinem Manne — (in die Hände klatſchend). Das iſt allerliebſt.

Baron (zur Baronin, nach einer Pauſe, in der er, ſeine Verlegenheit bergend, nachzudenken ſcheint). Da können Sie ſich einen Begriff von meinen Zerſtreuungen machen, daß ich darauf vergaß. Es iſt richtig; jetzt fällt mir's ein. Ich kaufte vor zwei Jahren zwei Kreuze, beide einander gleich. Ich wollte keines einem fremden Käufer überlaſſen, und ſo waren ſie mir die Zeichen der edelſten Gefühle, (auf die Baronin zeigend) der Liebe, und (gegen die Eichdorf gewendet) der Freundſchaft, — nicht wahr?

Eichdorf. Sie ſagten doch auch dabei —

Baron (ihr ins Wort fallend). Laſſen wir das jetzt. (Er legt die Hände Thereſens und Brands ineinander). Nehmt einander hin, lieben Kinder, und — (indem er der erſten das diamantene Kreuz giebt) empfangen Sie hier auch das Kreuz wieder zurück; als Ehefrau müſſen Sie ſich daran gewöhnen. (zur Baronin, ſeufzend) Es iſt doch ein ſüßes Geſchäft, Glückliche zu machen.

Sechzehnte Scene.

Die Vorigen. Steinau.

Steinau. Vortrefflich! da find' ich ja — (Wilhelminen erblickend) Wilhelmine, Sie hier?

Wilhelmine. Ich nahm mir vor, Sie ein wenig näher kennen zu lernen, lieber Steinau, drum mußt' ich mich im Hintergrunde halten. Sie können nicht glauben, was man da für Erfahrungen macht.

Steinau (verlegen). Was mich betrifft —

Baron (dem Steinau Thereſen vorſtellend). Meine Nichte, Thereſe von Eichdorf.

Brand. Meine Braut, ſetz' ich Glücklicher dazu.

Baron (zu Steinau heimlich, indem er an ihm vorüber geht). Sie war in der Laube.

Baronin (zu Steinau, auf Wilhelminen zeigend.) War dieß die Fremde, die mein Mann auf ſeinem Spazieritte beſuchte?

Steinau. Bewahre der Himmel, man ſagte mir von einer gewiſſen Bernardine Senden.

Wilhelmine. Die iſt mit mir ein und dieſelbe Perſon. Meine Tante, um die Ueberraſchung vollkommen zu machen. wollte, daß wir unter fremden Namen reiſeten.

Steinau (ſich die Stirne trocknend). Ein excellenter Gedanke! (er wendet ſich in ſeiner Verwirrung zu Brand). Nimm meinen Glückwunſch, Freund!

Brand. Geh mir aus dem Wege. Ich laſſe mir's nicht nehmen, Du haſt uns alle ſo durcheinander gebracht.

Steinau. Warum nicht gar.

Baron (pathetiſch). „Allen Sündern ſey vergeben.“ (zur Baronin, ſie umſchlingend) Nicht wahr, liebes Weib?

Brand (Thereſen an der Hand faſſend). Wie glücklich bin ich durch Sie.

Steinau (ſich Wilhelminen nähernd). Der guten Dinge ſind drei; (auf die zwei Paare zeigend) Hier ſeh ich zwei wollen wir die Zahl voll machen?

Wilhelmine. Wenn Sie zuvor drei böſe Dinge werden abgelegt haben: Schwatzhaftigkeit, Zwiſchenträgerei und Neugierde.

Steinau. Was ſagte der Baron? Allen Sündern ſey vergeben, und darunter gehöre auch ich.

(Der Vorhang fällt.)

Friedrich Ferdinand Delbrück

ward im Jahre 1772 in Magdeburg geboren, erhielt nach vollendeter akademiſcher Laufbahn eine Collaboratur und 1802 eine Profeſſur am Cölniſchen Gymnaſium zu Berlin. Im Jahre 1810 ging er als Schulrath und außerordentlicher Profeſſor an der Univerſität nach Königsberg, ward 1816 Regierungs- und Schulrath in Magdeburg und 1818 ordentlicher Profeſſor der ſchönen Literatur in Bonn, wo er noch lebt.

Seine deutſchen Schriften ſind:

Chriſtenthum: Betrachtungen und Unterſuchungen. Bonn, 1822. 2 Thle.
Ein Gaſtmahl. Reden und Geſpräche über die Dichtkunſt. Berlin, 1809.
Gedächtnißrede auf Paul Sargi. Berlin 1808.
Lyriſche Gedichte mit erklärenden Anmerkungen u. ſ. w. 1. Bd. Berlin, 1800. (Mit einem Titel: Klopſtocks auserl. Oden. 1820.)
Ueber die Humanität. Magdeburg, 1796.
Lehrſätze, Rathſchläge und Fragen über Erziehung und Unterweiſung der Jugend. Bonn, 1823.
Predigten. Berlin, 1816.
Reden, veranlaßt durch die Ereigniſſe der Zeit. Königsb. 1814.
Reden, aus den Jahren 1807—30. Bonn, 1831.
Sokrates, Betrachtungen und Unterſuchungen. Köln, 1819.
Xenophon, zur Rettung ſeiner durch B. G. Niebuhr gefährdeten Ehre. Bonn, 1829.
Viele einzelne Reden, Abhandlungen, u. ſ. w.

Als Forſcher auf dem Gebiete der Philoſophie und beſonders der Aeſthetik hat ſich D. durch Klarheit, Tiefe, Geſchmack und Würde einen ſehr gefeierten Namen erworben. Eines gleichen Rufes erfreut er ſich als Redner, wo er reines Gefühl, Tiefe und Wärme, mit großer Beſonnenheit und Eleganz zu verbinden weiß. Nur in ſeinen theologiſchen Streitſchriften ſcheint er ſich auf einem ſeiner Perſönlichkeit und Eigenthümlichkeit weniger zuſagenden Felde zu bewegen, und iſt hier dem Tadel ſeiner Gegner nicht entgangen.

Hermann Christoph Gottfried Demme,

als Romanſchriftſteller bekannt unter dem Namen Carl Stille, ward am 7. September 1760 zu Mühlhauſen geboren, widmete ſich dem Studium der Theologie und ward darauf Subconrector in ſeiner Vaterſtadt und 1796 ebendaſelbſt Superintendent. Im Jahre 1801 nahm er einen Ruf als Generalſuperintendent in Altenburg an, wo er bis zu ſeinem am 21. December 1822 erfolgten Tode, höchſt ſegensreich wirkte.

Von ihm erſchien:

Der Pächter Martin und ſein Vater. Leipzig, 1793. 2 Thle. 3. A. 1802. 3 Th.
Erzählungen. 2 Thle. Riga, 1793. N. A. 1797.
Beiträge zur reinen Gottesverehrung. Riga, 1798.
Sechs Jahre aus Karl Burgfelds Leben. Riga, 1793.
Pächter Martin über die moraliſche Anwendung der franzöſiſchen Revolution. Göttingen, 1796.
Neue chriſtliche Lieder. Gotha, 1799.
Abendſtunden. Gotha, 1804—5. 2 Thle.
Predigten. Gotha, 1808.
Predigten und Reden. Neuſtadt, 1813.
Neun Reden. Gotha, 1817.
Gebete und Betrachtungen. Gotha, 1818 — 23. 2 Thl.
Leben Franz. A. Sachſes des Blinden herausgeg. v. D. Gotha 1819.

D. war ein Mann, den die Reinheit und das vortreffliche Streben ſeines Herzens, die Tüchtigkeit ſeiner Geſinnungen, und ſeine gediegene Welt- und Menſchenkenntniß eben ſo hoch ſtellten, wie ſeine ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen im Fache des Romans und der Kanzelberedſamkeit. Sein Styl iſt einfach und edel, ſein Zweck Belehrung und Beſſerung; meiſterhaft ſind in ſeinen erzählenden Arbeiten die Schilderungen und Entwickelungen der einzelnen Charactere, die er mit großer Innigkeit und Wahrheit dem Leſer vorzuführen verſteht. Als practiſcher Geiſtlicher hat er ſich vorzüglich ein bleibendes Verdienſt um ſeine Gemeinen durch die Einführung zeitgemäßer verbeſſerten Kirchengeſänge erworben.

Peter Denaiſius

ward am 1. Mai 1561 zu Straßburg geboren, ſtudirte die Rechte, erwarb ſich die Doctorwürde in denſelben und ging dann in Pfalzgräfliche Dienſte, in welchen er als Rath und Geſandter nach Polen und England geſchickt wurde. Später erhielt er eine Stelle als Aſſeſſor des Kammergerichtes zu Speier. Er ſtarb am 20. September 1610 in Heidelberg.

Von ſeinen Gedichten, welche nicht geſammelt wurden, iſt nur ein einziges, ein Hochzeitslied bis zu uns gekommen, daß ſich im dritten Bande des neunten Stücks der Sammlung Zürcheriſcher Streitſchriften S. 7—9 abgedruckt findet.

D. wird gewöhnlich als Opitz Vorgänger betrachtet und neben Meliſſus (S. d. A.) und Weckherlin genannt;

er behandelte Sprache und Vers mit Geſchmack und Correctheit und zeichnete ſich dadurch zu ſeiner Zeit rühmlich aus; weiter iſt jedoch, nach dem bereits angeführten Hochzeitsgedichte zu urtheilen, nichts Erhebliches an ihm zu loben.

Michael Denis,

ein zu ſeiner Zeit um die Ausbildung der ſchönen Literatur und der deutſchen Sprache, in den öſtreichiſchen Staaten ſehr verdienter Mann, ward am 27. September 1729 zu Schärding am Inn geboren, wo ſein Vater als Rechtsgelehrter lebte. Er erhielt ſeine erſte Bildung auf dem Jeſuitengymnaſium zu Paſſau und trat darauf 1747 zu St. Anna in Wien in den Jeſuitenorden. D. zeichnete ſich hier durch Eifer und Fähigkeiten aus und ward mehrere Jahre in verſchiedenen Provinzen Oeſtreichs als Jugenderzieher und Prediger beſchäftigt. 1759 wurde er Lehrer am Collegium Thereſianum zu Wien und unterrichtete daſelbſt in den ſchönen Wiſſenſchaften, der Literargeſchichte und der Bücherkunde. Nach Aufhebung ſeines Ordens ſowohl als der eben genannten Akademie ward er 1784 zweiter Cuſtos der Kaiſerlichen Bibliothek, 1791 aber erſter Cuſtos und K. K. Hofrath. Er ſtarb am 29. September 1800 und ward ſeinem Wunſch zufolge in dem zwei Stunden von Wien entfernten Hütteldorf begraben.

Seine deutſchen Schriften ſind:

Einige Bardengeſänge und geiſtliche Lieder. Wien, 1774.
Beſchäftigungen mit Gott. Wien o. J.
Poetiſche Bilder der meiſten kriegeriſchen Vorgänge in Europa, ſeit 1756, 2 Thle. Augsburg, 1768.
Wiens Buchdruckergeſchichte. Wien, 1782; nebſt Nachtrag. Wien, 1793.
Einleitung in die Bücherkunde. 2 Thle. Wien, 1777. N. A. 1796—98.
Leſefrüchte. 2 Bde. Wien, 1797.
Die Merkwürdigkeiten der Garelliſchen Bibliothek. Wien, 1780.
Oſſians und Sineds Lieder. 5 Bde. Wien, 1784 in 4.
Bardenfeier am Tage Thereſiens. Wien, 1770.
Zurückerinnerungen. Wien, 1794.
Literariſcher Nachlaß, herausgegeben von J. F. von Retzer. 2 Thle. Wien, 1804. in 4.
Einzelne Gedichte, Abhandlungen u. ſ. w. in mehreren Zeitſchriften.

Ueber Denis Werth als Menſch war bei ſeinem Tode nur eine Stimme. In einem kurzen Nekrologe, welcher gleich nach ſeinem Tode in der Wiener Zeitung Jahrgang 1800. No. 79. S. 3129 erſchien, heißt es u. A. „Unentweihte Herzensreinigkeit, frommer Eifer in Beobachtung ſeiner prieſterlichen Pflichten, die er nur gegen ſich ſtrenge und liebevoll gegen ſeine Mitmenſchen erfüllte, ein ſanfter gütevoller Character, angenehmer lehrreicher Umgang, raſtloſe Sorgfalt für den Unterricht und die ſittliche Veredlung der Jugend, längſt entſchiedene ſeltene Verdienſte um deutſche Sprache, Literatur und Dichtkunſt, die ihm unter den Gelehrten und Dichtern Deutſchlands einen der vorzüglichſten Plätze erwarben und wovon ſeine Werke hinlänglich zeugen, machen ihn jedem biedern Deutſchen unvergeßlich.“

Ueber Denis Leiſtungen als Dichter und Schriftſteller fällt einer der competenteſten Richter, Bouterwek (Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit Bd. 11. S. 266) folgendes Urtheil, das wir um ſo lieber hier mittheilen, als unſere Anſichten vollkommen mit demſelben übereinſtimmen: Seine eifrige Anhänglichkeit an den Glauben ſeiner Kirche hinderte ihn nicht, in Sachen, die der Kirche nicht angehen, auch von Proteſtanten zu lernen, und ſich beſonders für die proteſtantiſchen Dichter zu intereſſiren, die, wie Gellert und Klopſtock, ſein moraliſches Gefühl anſprachen. Seine ſanfte und bildſame Phantaſie und eine Feinheit des Geſchmacks, die damals in den öſtreichiſchen Staaten ſehr ſelten war, machten ihn fähig, die Muſter nachzuahmen, die er vorzüglich liebte. Klopſtocks Patriotismus hatte auch ihn ergriffen. Mit den enthuſiaſtiſchen Vorſtellungen, die er ſich von deutſcher Bardenpoeſie machte, ſtimmten die oſſianiſchen Gedichte überein, die damals bekannt wurden. Er war einer der Erſtern, die dieſe Gedichte in das Deutſche übertrugen. — In ſeiner Ueberſetzung der oſſianiſchen Gedichte harmonirt der Hexameter nicht mit dem Tone der erſiſchen Bardenpoeſie: aber die Ueberſetzung hat ein wahrhaft poetiſches Colorit und übertrifft in dieſer Hinſicht die Verſuche, deren bald mehrere folgten, die dem Oſſian zugeſchriebenen Werke nach Maipherſon ohne Vers in die deutſche Literatur zu verpflanzen. Den Wiederhall der oſſianiſchen Poeſie und der Oden und Bardiete von Klopſtock, erkennt man auch leicht in den eigenen Gedichten von Denis, oder wie er ſich vor dem Publicum nannte, Sined dem Barden. Originale Züge haben ſie nicht; aber ein warmes und edles Gefühl und eine lyriſche Phantaſie die mehr mit Idealen, als mit einer wirklichen Welt beſchäftigt war, reden in dieſen Gedichten eine kräftige und ſehr gebildete Sprache. Mehrere die zu den vorzüglichſten Gelegenheitsgedichten des Zeitalters gehören, haben ein öſtreichiſches Nationalintereſſe. Sie verherrlichen die öſtreichiſchen Generale Daun und Laudon und den Kaiſer Joſeph II. auf eine ähnliche Art, wie die preußiſchen Dichter ihren Friedrich zu beſingen nicht aufhören konnten.

Vgl. Michaelis Denisii, Commentariorum de vita sua libri V. im Nachlaß. Deutſch. Winterthur 1802. — Biographieen öſterreichiſcher Dichter, Bd. 2. Heft 1. S. 37 flgde. — D's Bild erſchien 1778 zu Wien, von Mansfeld und Jakob Adam geſtochen, ferner vor dem 13. Bande der Allgemeinen deutſchen Bibliothek und vor dem Leipziger Muſenalmanache für 1778.

Thereſia die Weiſe.*)

Gutrath der Barde.

Hat mir jemal ein Lied unter Gewaltigen
In dem Flügel der Schlacht, oder im nächtlichen
Siegesmahle gelungen,
Oder, wenn ich des thauenden

Morgens Kommen beſang, oder das Abendroth,
Oder, wenn ich den Fall eines der blühenden
Heldenſöhne beſeufzte,
Dem im Felde ſein Hügel ſtieg;

---

*) Aus: Bardenfeyer am Tage Thereſiens. Wien, 1770.

O ſo ſey mir auch heut unter den feyernden
Liederkönigen hold, göttliche Bardenkunſt!
Denn ich ſinge die Weisheit
Unſrer groſſen Gebietherinn.

So wie tagender Stral, wenn er in Oſten bricht,
Falbe Nebel verzehrt, welche die Krümmungen
Heller Bäche bedecken,
Und das reizende Blumenfeld;

So ſchwand trügender Durſt, welcher auf Wiſſenſchaft,
Und auf jeglicher Kunſt menſchlicher Hände lag,
Als vom Stuhle der Väter
Sich dem Volke die Fürſtinn wies.

Müßigbrütender Witz, luftiges Wortgezänk
Nicht nach Wahrheit bemüht, nicht der Natur getreu,
Scholl vom lärmenden Saale
Wahngetäuſchter Druiden aus.

Deinen Barden erzürnt war der Geſänge Geiſt,
War das ächte Gefühl, Donau! von dir geflohn
Zu den Quaden und Sachſen,
Zu den Katten und Brennen hin.

Denn ſie ſangen nicht deutſch, ſangen dem Volke nach,
Deſſen drückendes Joch Hermann in Stücke ſchlug,
Mengten weichliche Namen
Fremder Götter in jedes Lied.

Auch der ſinnende Fleiß, er der Beförderer
Jeder nützlichen Kunſt wohnte beym Fremdlinge,
Macht' ihn ſtolzer, und zog ihm
Unſre Schätze zur Beute zu.

Nun nicht länger! ſo rief unſre Gebietherinn,
Schwang den göldenen Stab über die Dämmerung.
Sieh, da ſchwanden die Schatten!
Eifer flammte die Geiſter an.

Männer traten hervor, hoher Erkenntniß voll,
Auf der Fürſtinn Geboth; jeglicher Wiſſenſchaft
Kam und jeder der Künſte
Glanz und Nutzen durch ſie zurück.

Und ein thürmender Bau ſtieg auf Thereſiens
Machtwort prächtig empor, öffnete Lernenden
Weite Thore. Sie ſaſſen,
Hörten Weisheit und liebten ſie.

Und der Barde gerührt langte das Harfenſpiel
Seiner Väter hervor, ſpannte die Saiten um,
Vaterländiſche Lieder
Sang die Tochter der Felſen nach.

Und der ſchlumernde Fleiß riß ſich beſchämet auf,
Griff zum Werke. Der Schall arbeitergebener
Hände ſchwang ſich in Städten,
Schwang vom Lande ſich himmelan.

Tiefſinn faßte den Sohn fremder Gebiethe; kaum
Glaubt' er, was er vernahm. Aber die Söhne Teuks
Sahn den rühmlichen Fortgang,
Sahn und freuten ſich brüderlich.

Und bald ſchwebte der Ruhm über Thereſiens
Weiſen. Einer, gelehrt alle Bewegungen
Heitrer nächtlicher Himmel,
Zog zum ferneſten Norden-hin.

Von dem Herrſcher erwählt, welcher, dem Vater gleich,
Weisheit liebt und belohnt, und dem erhabenſten
Unſrer Barden, vom Vater
Ueber Meere geruffen, horcht.

Dorthin zog er, und fand günſtigen Himmel dort,
That dem Herrſcher genug, kehrte von ihm geehrt,
Und nicht ohne Geſchenke
Deinem Himmel, o Wien! zurück.

Ha, du glückliches Wien! Unter Thereſiens
Mildem Strale wie ſchön ſiehſt du die Wißbegier
Zu der Reiſe gepfleget,
Süßer, nährender Früchte voll;

Siehſt du, wie die Gewalt weiſerer Lehren auch
Herz und Sitten erhöht, Umgang und Sprache bildt,
Und von ſpielenden Bühnen
Rohheit bannet und Afterwitz;

Siehſt du, wie ſie das Haupt unter den Künſten hebt,
Sie die männlichſte Kunſt, Waffengeſchicklichkeit,
Einem Helden vertrauet,
Der vom Lenze des Alters an

In dem Flügel der Schlacht rühmliches Eiſen trug,
Der von Joſeph geliebt, und vom erfahrenen
Brennenherrſcher geſchätzet
Ganz ſich Oeſterreichs Ehre weiht!

Aber ſiehſt du nicht auch, glückliches Wien! wie ſehr
Deines reifenden Ruhms Dauer Thereſien
Deiner weiſeſten Fürſtinn
An dem ſorgenden Herzen liegt?

Menſchen ſchwinden hinweg. Laſſen ſie Thaten nach,
Dann nennt Trümmer und Lied Thaten und ſie zugleich;
Aber Trümmer und Lied ſtirbt,
Gleichen Söhne den Vätern nicht.

Heil dir, ſorgendes Herz unſrer Gebietherinn!
Vätern gleichen durch dich Söhne. Du ruffeſt ſie
Von entferneten Gränzen
Deiner Reiche zur Kaiſerſtadt.

Da quillt Lehre für ſie jeglicher Wiſſenſchaft,
Da wird jedes Gefühl zeitlich der Tugend wach,
Da grünt Hoffnung der Zukunft,
Deutſches Vaterland! Hoffnung dir!

Jeden löblichen Schritt, welchen ein Heldenkind
Fortgeht, zeichnet das Aug ſeiner Beherrſcherinn,
Und Ihr Zuſpruch erwecket
Rühmlich Eilender Eiferſucht.

Und am Ziele der Bahn warten Belohnungen,
Jedem Sieger beſtimmt, welcher im Frühlinge
Seines Lebens, o Weisheit!
Deinem Reize ſich ganz ergab.

Weisheit, Weisheit! wie viel biſt du Thereſien
Schuldig! Weit iſt das Reich, dem du mit Ihr gebeutſt,
Zahlreich ſind die Verehrer,
Die Sie deinen Geſätzen ſchafft!

O ſo flamme den Geiſt deiner Verehrer an,
Daß ihr treffender Kiel, daß ihr beredter Mund,
Ihres Harfenſpiels Ausklang
Deine Freundinn verewigen!

Thereſia die Freygebige.

Sined der Barde.

Zieret, eh der Herbſt euch bleichet,
Zieret Sineds Harfenſpiel,
Friſche Blätter, die der Barde
Von der ſchönſten Eiche ſchnitt,
Zu Thereſiens
Ehre ſchnitt!

Tönet, eh der Tag ſich neiget,
Durch den hohen Fürſtenſaal,
Friſche Saiten, die der Barde
Seiner Feyerharfe kohr,
Zu Thereſiens
Ehre kohr!

Von der Güte ſollt ihr tönen,
Saiten, die der Barde kohr
Von der Güte, die die Fürſtinn
Zu der nahen Aehnlichkeit
Des unendlichen
Weſens hebt.

Gütig iſt Allvater. Gnade
Geht von ſeinem Antlitz' aus;
Und aus ſeinen Händen ſtrömet
Immer Segen auf die Welt.
Iſt Thereſia
Nicht ſein Bild?

Wenn aus lauen Frühlingswolken
Wachsthum und Gedeihen fleußt,
Trinken nicht nur Eichenwipfel,
Und der knoſpenvolle Strauch;
Auch das niedrigſte
Veilchen trinkt.

Alſo breiten Gnadenquellen
In der Fürſtinn weites Reich
Sich von Ihres Sitzes Stuffen
Durch der nächſten Diener Schaar
Bis zum ferneſten
Pflüger aus.

Männern, die mit treuem Rathe
Für das allgemeine Wohl
Ihre Sorgen unterſtützten;
Die nun Laſt der Jahre beugt,
Folget reicher Lohn
Bis ins Grab.

Männern, die mit kühnem Eiſen
In das blutige Gewühl
Sich für Ihre Rechte ſtürzten;
Die nun Greiſenalter drückt,
Folget reicher Lohn
Bis ins Grab.

Männer, die für Sie zu ſterben
Wünſchen; aber unerhört
Nur mit ſchweren Wunden kehren
Aus dem Sturme finſtrer Schlacht,
Danken Ihrer Huld
Troſt und Heil.

Gattinnen am frühen Steine
Der Geliebten thränenvoll,
Hilfelos, von Noth gequälet
Eilen an der Fürſtinn Herz,
Finden Lindrung dort
Ihrer Noth.

Kinder, die noch unerzogen
Der Erzeuger Leichen ſahn,
Jedem Mangel hingeworfen,
Oefter auch des Laſters Raub,
Rettet und verſorgt
Dieſes Herz.

Denn voll zärtlichen Erbarmens
Iſt das Herz Thereſiens.
Lange ſchuff Allvater keines
Unter Menſchenherzen ſo,
Wie von ſeiner Hand
Dieſes kam.

Kaum erreicht der Fürſtinn Erbſtuhl
Laut gedrückter Menſchlichkeit,
Fühlet Sie, gleich eignen Uebeln,
Eignem Leide, fremdes Leid;
Strecket Sie den Arm
Hilfreich aus.

Jedes fürſtliche Vermögen,
Das Ihr von dem Himmel ward,
Glaubet Sie Sich nur gegeben
Ihres Volkes Glück zu ſeyn,
Vielen Tauſenden
Wohl zu thun.

Jeder Tag mit Huld bezeichnet
Wird ein unſchätzbarer Ring
An der langen göldnen Kette,
Die von Ihren Hallen auf
Bis an deinen Sitz,
Gottheit! reicht.

Sonne blicket niemals heller
Auf den Hayn, auf Dach und Flur,
Als nach ſanftem Frühlingsträufeln,
Wenn ihr ſtralend Angeſicht
Jeder Tropfen ihr
Wieder giebt.

Niemal klären ſo die Freuden
Unſrer Fürſtinn Antlitz auf,
Als nach milden Herrſcherthaten,
Wenn Ihr des Begnadeten
Mund und Angeſicht
Troſt verräth.

Soll ſich mein Geſang verbreiten
In dem weiten Erbe Teuts,
Manche Stimme wird ſich heben:
„Wahrheit iſt, was Sined ſang!
Kinder! ich erfuhr,
Was er ſang.

Immer ſchwebt vor meinen Geiſte
Jener Stunde Seligkeit,
Da ich in der Tochter Habsburgs
Menſchenholden Augen ſtand,
Da ich gnadenvoll
Schied von Ihr.

Kein betrachtender Druide
Fühlt am ſtillen Hügel ſo,
Wenn er von der Sonne kehret,
Die nun mild in Weſten ſchied.
Ewig bleibt in mir
Dieß Gefühl!

Kinder! dienet dieſer Fürſtinn!
Niemand dient ihr unbelohnt;
Und die Dienſte, die ihr leiſtet,
Sind das Maaß des Lohnes nicht.
Nein! des Lohnes Maaß
Iſt Ihr Herz.

Alſo tönen manche Stimmen
In dem weitem Erbe Teuts.
Bardenvolk! und ſollten dieſe
Nicht auch deine Stimme ſeyn?
Liebt und lohnet Sie
Barden nicht?

O ſo laſſet Ihren Namen,
Und die Wunder Ihrer Huld
Unſrer Harfen Arbeit bleiben,
Bis im Felde keine Spur
Unſrer Pfade mehr
Sichtbar iſt.

Berg und Ebne ſoll ſie nennen,
Und des Eichenhaynes Graun,
Und die Donau ſie verwälzen;
Und der Städte thürmend Haupt
Schaure jedesmal
Freudig auf.

Lehren wollen wir die Jugend
Jedes nachzeitwerthes Lied,
Das uns in den Weiheſtunden
Von Thereſien gelang.
Durch der Jugend Mund
Leb' es fort!

Wenn im Mahle ſeiner Starken
Einſt ein Menſchenherrſcher ſitzt.
Und die Kraft des Hornes kreiſet
Und der Barde dann erſteht,
Und Thereſiens
Preiſe ſingt;

Dann befeure ſich des Herſchers
Wange, dann erhebe ſich
Seine Seele zu dem großen
Wunſche, wie Thereſia,
Deutſchlands ewiger
Ruhm zu ſeyn.

Leopold, Graf von Dernath

ward im Jahre 1784 zu Wien geboren, machte als kaiſerlicher Page ſeine Studien in der Thereſianiſchen Ritterakademie mit ſolcher Auszeichnung, daß derſelbe ſchon 1803 zum Kämmerer und im Jahre 1806 zum Hofſecretair ernannt wurde. In dieſen Zeitraum fallen deſſen kleinere Aufſätze in verſchiedenen Journalen und die Herausgabe des hiſtoriſchen Schauſpieles Gonſalvo von Cordova, welches auf mehreren Bühnen mit Beifall gegeben wurde. Später hat ſich Graf von D. ganz auf ſeine Güter zurückgezogen und ſcheint ſich auf das „Otium cum dignitate“ und auf wiederholte Luſtreiſen in das Ausland zu beſchränken.

Von ihm erſchien:

Gonſalvo von Cordova. Ein hiſtoriſches Schauſpiel in fünf Aufzügen. Zweite Ausgabe. Kaſchau, 1827.

Eine ſehr gebildete Sprache, Lebendigkeit und Wahrheit des Dialogs, gute Entwickelung der Charactere und ein reges dramatiſches Intereſſe ſind lobenswerthe Eigenſchaften dieſes Schauſpiels und laſſen es lebhaft bedauern, daß der talentvolle Verfaſſer deſſelben es bei dieſem einzigen Verſuche bewenden ließ, oder die Früchte ſeiner Muße der Oeffentlichkeit vorenthält.

Die Beſchränktheit des Raums und der Umſtand, daß jede größere Mittheilung doch nur ein abgeriſſener Theil eines zuſammenhängenden Ganzen wäre, veranlaſſen uns, aus dem eben erwähnten Drama, nur folgendes äußerſt gelungene Bruchſtück (Act. 5. Sc. 8.) als Probe mitzutheilen. —

Pedro.

Triumph, Triumph, Triumph!
Mein Herr hat einen Sieg erfochten, wie
Noch keiner je erfochten ward, und wie
Auch keiner mehr erfochten werden wird.
Nun bin ich wieder jung, nun hab ich Kraft,
Ich möchte tanzen, ſpringen wie ein Kind;
Gonſalv' hat Alamar beſiegt, Gonſalv',
Gonſalvo hat geſiegt, o daß ich es
Mit einem Laut der ganzen weiten Welt
Erzählen könnte! — (Erblickt die Königin.) Glorwürd'ge Fürſtin!
Wenn ich vor ungeſtümer Freude Euch
Nicht ſah, verzeiht's dem kind'ſchen alten Mann,
Ihr hättet ſehen ſollen dieſen Kampf,
Von weitem riefen ſie ſich ſchon, doch ſo
Wie Alamar Gonſalven rief, ſo wird
Dereinſt der Engel Gottes beim Gericht
Den böſen Alamar anrufen. Als
Sie näher ſich gekommen waren, war's
Als wären alle gleich verſtimmt, gelähmt;
Denn jeglicher ließ ab vom eignen Kampf,
Und es verbreitete ſich Todtenſtille.
Sieh' da erhob die Keule Alamar,
Die tapf're Klinge ſchwang Gonſalvo hoch,
Und keiner weicht dem Schlag des andern aus,
Weil ihre Rache ihnen Zeit nicht gönnt,
Ihr Leben zu erhalten, und ſie nur
Auf die Vernichtung ihres Gegners ſich
Beſchränken. Schwer trifft beyder Streich, der Helm
Gonſalvo's iſt dahin, die Schlangenhaut,
Die der Araber ſtatt des Panzers trägt,
Durchſchnitt Gonſalvo's Schwertſtreich, Alamar
Durch ſeine Wunde ſchon geſchwächt, erliegt;
Gonſalvo hebt ihn frey und kühn empor,
Dann ſchleudert er ihn todt zur Erde hin,
Und kaum erliegt ihr Haupt, ſo unterwirft
Sich gleich der wilden Zegris ſtolzer Stamm,
Granada fällt, mein Herr erobert es.

Ewald Christian Victorin Dietrich,

als Schriftſteller gewöhnlich nur Ewald Dietrich ſich nennend, ward am 19. Juli 1785 zu Grünhayn geboren, widmete ſich zuerſt dem Studium der Rechtsgelehrſamkeit, vertauſchte aber bald dieſelbe mit der Arzneiwiſſenſchaft und ging 1809 als Chirurg in ſächſiſche Kriegsdienſte. Als ſolcher begleitete er die Armee bei den Feldzügen in Polen, Rußland, den Niederlanden und Frankreich, ward 1815 Oberchirurg und trat darauf, als Sachſen einen Theil ſeiner Beſitzungen verlor, als Oberarzt in preußiſche Dienſte. Nachdem er eine Zeitlang in Scheibenberg und Moritzburg practicirt hatte, ward er 1820 Oberchirurgus in der K. Oeſtreichiſchen Armee und zog mit derſelben nach Italien. — Später nahm er jedoch ſeinen Abſchied und lebte ſeitdem als Privatgelehrter und Dr. med. in Dresden.

Von ihm erſchien:

Gedichte. Annaberg 1812. 2. A. Meißen, 1820.
Der Brunnen von Auſchwitz. Idylle. 1819.
Die romantiſchen Sagen des Erzgebirges. Annaberg, 1822—25. 3 Bde. (gemeinſchaftlich mit A. Texter.)
Jutta von Duben. Pirna, 1822.
Klara und Mathilde. Meißen, 1822.
Des Arztes Lehr- und Wanderjahre auf Reiſen und im Felde. Meißen, 1823.
Erzählungen im Kreiſe guter Kinder. Dresden, 1824.
Des Jägers Waffenglück und Minne. Dresden, 1826.
Vaterländiſche Sagen, Dresden, 1826.
Die Vorzeit oder Volks- und Ritterſagen Böhmens. Dresden 1826. 2 Thle.
Katharina della Bandiera. Meißen, 1827. 2 Thle.
Die Verlobung am Hochgerichte und des Pfarrers Tochter von Taubenhein. Meißen, 1829.
Die Bergchronik des K. S. Erzgebirges. Annaberg, 1818.
Die guten Brunnen von Niederzwönitz. Annaberg, 1818.
Griechenland und die Türkei. Annaberg, 1821.
Allgemeiner Haus- und Wirthſchaftsſchatz. Meißen, 1826—27. 2 Thle.
Hausarzneikunde. Meißen, 1829.
Teplitz und ſeine Umgebungen. Pirna, 1827.
Sächſiſche Vaterlandskunde. Leipzig, 1829.
Darſtellung der Heilquellen u. ſ. w. Sachſens, (gemeinſchaftlich mit F. D. Reichel) Dresden, 1824.

Ein gewandter Darſteller und Erzähler, der vorzüglich in ſeinen Volksſagen den rechten Ton zu treffen wußte; noch größeres Verdienſt erwarb er ſich jedoch durch ſeine populairen mediciniſchen und ſtatiſtiſchen Schriften.

Friedrich Diez,

ward am 15. März 1794 in Gießen geboren, ſtudirte daſelbſt und in Göttingen von 1811 bis 1817 erſt Philologie, dann nach einjähriger Unterbrechung, durch Theilnahme an dem Feldzuge von 1814, neuere Literatur. Nachdem er von 1819 bis 1820 als Privatlehrer in Utrecht gelebt, ward er 1822 Lehrer der ſüdlichen Sprachen und 1830 ordentlicher Profeſſor der neueren Literatur an der Univerſität zu Bonn.

Er gab heraus:

Beiträge zur Kenntniß der romantiſchen Poeſie. 1tes Heft. Berlin, 1825.
Die Poeſie der Troubadours. Zwickau, 1826.
Leben und Werke der Troubadours. Zwickau, 1829.
Altſpaniſche Romanzen. Frankfurt a. M., 1818.
Altſpaniſche Romanzen, beſonders vom Cid u. ſ. w. Berlin, 1821.
Grammatik der romaniſchen Sprachen. 1r. Th. Bonn, 1836.

Ein eben ſo gründlicher als geiſtreicher Kenner der ſüdlichen Literaturen des Mittelalters, der das ſeltene Talent beſitzt, die Ergebniſſe ſeiner gelehrten Forſchungen auf eine eben ſo geſchmackvolle als feine und allgemein faßliche Weiſe darzuſtellen und deſſen Schriften jedem Gebildeten, vorzüglich aber jungen Gelehrten als Muſter zu empfehlen ſind, wie in unſern Zeiten die Wiſſenſchaft zu behandeln ſey. D. Verdienſte und ſchriftſtelleriſche Eigenſchaften würden in Deutſchland noch weit mehr Anerkennung gefunden haben, wenn das Feld, deſſen Bearbeitung er ſich vorzugsweiſe widmete, nicht der größern Menge zu ferne läge. Als Ueberſetzer provenzaliſcher Lieder und ſpaniſcher Romanzen hat er ſich ebenfalls durch Gründlichkeit, Geſchmack, Herrſchaft über die Sprache und Wohllaut höchſt vortheilhaft ausgezeichnet.

Peire Vidal.*)

Die provencialiſche Nachricht über dieſen merkmürdigſten aller Hofdichter, der ungeachtet jener wunderlichen Miſchung von Geiſt und Thorheit, die ſeinen Charakter bezeichnet, in der Geſchichte der Kunſtpoeſie eine der vornehmſten Stellen einnimmt, klingt ſo abenteuerlich, daß man geneigt ſein könnte, ihr allen Glauben zu verſagen, wenn nicht gerade die unwahrſcheinlichſten Umſtände durch die Aeußerungen des Dichters ſelbſt oder anderer Troubadours beſtätigt würden. Vidal war der Günſtling der ausgezeichnetſten Männer und Frauen ſeiner Zeit; ſie wußten ſeine Dichtergaben zu ſchätzen, nicht ohne ſich über ſeine bis zur wirklichen Verrücktheit geſteigerte Selbſtverblendung zu beluſtigen, ſo daß er in der That die Rolle des Hofdichters und Hofnarren zugleich ſpielte. Die Doppelſeitigkeit ſeines Weſens ſpaltete die Meinungen, welche ſeine Kuuſtgenoſſen über ihn hegten; bei einigen galt er geradezu für einen Narren, während die Einſichtigen das reine Metall von den Schlacken zu ſcheiden wußten. Bei den Späteren tritt ſein Anſehen ungetrübt hervor und ſie führen ihn unter den Meiſtern der Poeſie und Erotik auf. Wir verſuchen ſein Leben ſo kritiſch zu erzählen, wie möglich: bei ihm iſt es nicht der Mangel an Nachrichten, der uns in Verlegenheit ſetzt, denn ſeine Lieder ſind mit hiſtoriſchen Beziehungen überſäet, wie denn das bunte Verweben mannichfaltiger Stoffe dieſem Dichter eigenthümlich iſt — wohl aber die Schwierigkeit, in die zerſtreuten Nachrichten und Winke, die von einer unſtäten Lebensweiſe Zeugniß geben, Licht und Ordnung zu bringen.

Er war aus Touloſe, der Sohn eines Kürſchners. Nachdem er ſich in der Kunſt des Dichtens geübt hatte, fing er an, die Höfe der Großen zu beſuchen; doch ſetzte er ſich nirgends feſt, er zog das Wanderleben vor und rühmte ſich ſeiner abenteuerlichen Lebensweiſe geradezu; es iſt daher nicht möglich, ſeinen beſtändigen Kreuz- und Querzügen zu folgen. Schon frühe ſcheint er einen großen Theil von Südfrankreich, Spanien und Oberitalien durchſtreift zu haben; zahllos ſind daher auch ſeine Liebesverbindungen.

Wir ſehen ihn zuerſt im Dienſte einer Dame zu Montesquieu, einem Schloß im Toulouſaniſchen, allein ſie nennt er ſchon eine neue Gebieterin, in deren Liebe ihm Roſen im Froſt erſcheinen und klares Wetter bei trübem Himmel, ihre Worte ſchmecken ihm wie Honig und er nennt ſie eine Taube ohne Galle. In der letzten Strophe des Liedes, welches dieſe Lobpreiſungen enthält (P. O. 182) geſteht er zugleich ſeine Liebe zu einem jungen Fräulein von Caſtilien, das ihm mehr werth ſey, als hundert mit Gold beladene Kameele nebſt dem Reiche Manuels. Dieſer berühmte byzantiniſche Kaiſer regierte bis 1180; wahrſcheinlich iſt alſo das galante Lied noch vor dieſem Zeitpunkte entſtanden. Wenn der Dichter in dem Geleite bei dem heiligen Jakob von Compoſtela ſchwört, zu Luzia hauſe ein Michael, der den des Himmels übertreffe, ſo giebt er uns hiermit eine weitere Andeutung zur Geſchichte ſeines Lebens. Miquel von Luzia, ein angeſehener ſpaniſcher Edelmann, gehörte zu der nächſten Umgebung des Königs Alfons II. von Aragon; er fiel nachher unter den Fahnen Pedro's in der Schlacht bei Muret. Wir vermuthen aus dieſer Stelle, daß Vidal ſchon damals Catalonien und den Hof des Königs von Aragon geſehen hatte.

Dieſem warmen Verehrer und mächtigen Beſchützer der Dichtkunſt bringt der Troubadour bei mehreren Gelegenheiten ſeine Huldigungen dar, ja er ſtand mit ihm in unmittelbarer Berührung und nahm den lebhafteſten Antheil an ſeinen Unternehmungen. Auch der Hof des Königs von Caſtilien wurde von ihm beſucht; er, der Bürgersſohn, nannte ſich ſogar den Hofritter des Königs, und zwar in einer ſeiner beſonnenſten Canzonen, die von einem andern Dichter als muſterhaft hervorgehoben wird. „Um euretwillen — ſagt Vidal zu einer gefeierten Hofdame — liebe ich das Narbonneſiſche nebſt Molina und Saverdun ſo wie Caſtilien und den edlen König Alfonſo, deſſen Ritter ich bin um euretwillen.“ Daß er den Ritterſchlag wirklich empfangen habe, brauchen wir bei ihm nicht vorauszuſetzen; auch ſagt der Mönch von Montaudon, Vidal habe ſich ſelbſt zum Ritter geſchlagen. In dieſer Canzone wird das Betragen der Genueſer gerühmt, die ſtets höflich ſeien und ſich nur gegen ihre Feinde ſtolz zeigten.

Zunächſt verſuchte ſich Vidal in Dienſten des Vizgrafen von Marſeille, Barral von Baux, deſſen Gunſt auch der Troubadour Folquet von Marſeille genoß. Wir ſehen ihn an dem Hofe dieſes Großen ungefähr ſeit dem Jahr 1180. Ihn bezauberte Barral's Gattin Adalaſia von Roquemartine, welche Folquet unter dem Namen Magnet feierte. Dieſe Frau iſt faſt nur aus der Geſchichte der provenzaliſchen Poeſie bekannt; indeſſen iſt es gewiß, daß ſie Barral's erſte Gattin war, der ſie kurz vor ſeinem Tode verſtieß, um mit Maria, Tochter Wilhelms VIII. von Montpellier, ein neues Eheband zu knüpfen. Vidal wurde der Liebling des Hofes und beſonders liebte ihn der Vizgraf; ihrem Gatten zu Gefallen zeigte ſich auch Adalaſia freundlich gegen ihn und that ihm die ſchönſten Verſprechungen, die der arme Sänger zu ernſtlich nahm.

In einer Canzone klagt er daher über ihre Wortbrüchigkeit und wünſcht, ſie möge ſich, ſtatt ihn mit ſüßen Mienen zu locken, lieber gleich anfangs hartherzig gezeigt haben; er verhalte ſich gegen ſie, wie ein verrückter Hirt, der einem ſchönen Hügel flöte. Das Lied iſt an die Königin von Aragon gerichtet, die in einer eignen Strophe gefeiert wird; ohne Zweifel iſt Sancha gemeint, Tochter Alfonſos VIII. von Caſtilien, ſeit 1174 an Alfons II. von Arragon vermählt. Ihm, dem erhabendſten der Könige, ſagt der Dichter, gebühre wohl eine ſolche Gattin. Für Alfons ergriff er nun auch die Waffe des Sirventes; eins dieſer Lieder kann zur Charakteriſtik ſeines Verfaſſers dienen.

„Hätte ich nur ein gutes Kampfroß — hebt er an (P. O. 187) — wie wollte ich meine Feinde jagen! Sie fürchten mich mehr ſchon bei dem Klange meines Namens, als die Wachteln den Sperber, und geben keinen Pfennig für ihr Leben; denn ſie kennen meine Stärke und meinen Ungeſtüm.“

„Hätte ich nur einen ſchlanken Renner, der König ſollte ruhig ſchlafen; ich wollte Provence und Montpellier in Ordnung halten, daß die Räuber und Freubeuter Vainaiſſin und Crau nicht mehr ausplündern ſollten!“

Es iſt zu erinnern, daß der ewige Krieg zwiſchen Alfons und dem Grafen von Toulouſe ganze Schaaren von Räubern in das Land gezogen hatte; Raimund bediente ſich ihrer ſogar gegen ſeinen Feind; Graf Wilhelm VIII. von Montpellier aber war mit Alfons verbündet.

---

*) Aus: D's. Leben und Werke der Troubadours. Zwickau 1829.

„Wenn ich — fährt der Dichter fort — meinen blanken Küraß angelegt und das Schwert, das mir Guigo neulich gab, umgegürtet habe, ſo bebt die Erde unter meinen Füßen. Ich habe keinen noch ſo mächtigen Feind, der mir nicht die Straße und den Weg überließe, ſo ſehr fürchtet man mich, wenn man meine Fußtritte hört.“

„An Kühnheit bin ich ein Roland und Olivier, an Artigkeit ein Berart von Montdidier; man lobt mich, weil ich mich edel benehme. Oftmals kommen mir Boten mit goldenen Ringen, mit weißen und ſchwarzen Bändern, mit Grüßen, die mein ganzes Herz entzücken.“

„Wenn ich die Zänker und Verläumder einmal erreiche, die mit falſchen Rathſchlägen anderer Klugheit verderben und jedes Vergnügen offen und heimlich zu Grunde richten, ſo ſollen ſie erfahren, von welcher Art die Streiche ſind, die ich austheile. Hätten ſie Hälſe von Eiſen oder Stahl, ſie nützten ihnen keine Pfauenfeder.“

„In allen Dingen erſcheine ich als Ritter, ja ich bin es und kenne die Kunſt der Minne und alles, was zu Liebſchaften gehört; nie gab es im Schlafgemach einen angenehmeren, nie in den Waffen einen grimmigeren und überlegeneren Mann! Mancher fürchtet mich, der mich weder ſieht, noch hört.“

„Wenn der König wieder vor Toulouſe auf dem Kampfplatz erſcheint, und der Graf mit ſeinen elenden Schützen auszieht und alle das Schlachtgeſchrei erheben, ſo weiß ich gewiß, ich werde den erſten Streich thun, und nicht eher ruhen, als bis ſie haufenweiſe hinein fliehen, ich hinterher, wenn man die Pforte nicht verſchließt.“

Dieſes Letzte zeigt, daß das Gedicht nach dem Jahr 1181 geſchrieben iſt: denn damals war Alfons in das Toulouſaniſche eingefallen, hatte mehrere Schlöſſer erobert und ſich ſelbſt vor den Mauern vor Toulouſe gelagert. Das Gedicht iſt Vierna, d. h. (wenn wir richtig vermuthen) der Vizgräfin von Marſeille zugeeignet.

Was des Dichters eingebildete Unwiderſtehlichkeit bei den Frauen betrifft, — anderswo ſagt er, die Ehemänner fürchteten ihn mehr, als Feuer und Schwert — ſo iſt es nur zu wahrſcheinlich, was die Lebensnachricht verſichert, daß dieſe ihn zum Beſten hatten, und ſelbſt Adalaſia möchte von dieſem Vorwurf nicht zu befreien ſein. Vidals Prahlſucht in dieſem Punkte aber verwickelte ihn einmal in ein unglückliches Abentheuer. Zu St. Gilles gab er ſich für den Liebhaber einer Edelfrau aus; der beleidigte Gatte ließ den Unvorſichtigen ergreifen und ihn eine ſymboliſche Strafe leiden, indem er ihm die Zunge durchbohren ließ; die Lebensnotiz ſpricht von Abſchneiden. Der Mönch von Montaudon erwähnt der Sache gleichfalls, indem er ſagt, Vidal habe ſeine Glieder nicht mehr ganz, ihm thue eine Zunge von Silber noth.

Adalaſia war nicht die einzige, bei welcher Peire den Liebhaber machte; er erwähnt mehrerer Liebeshändel, die zum Theil in dieſen Abſchnitt ſeines Lebens fallen. Zufolge eines Liedes (P. O. 189) beſuchte er das albigenſiſche Gebiet, wo ihn ein holder Schütze in dem Schloſſe Gaillac ſchwer verwundete. Er begab ſich hierauf nach dem Bezirk Carcaſſonne; dort rühmt er die Schlöſſer Saiſſac, Fanjau, welches ihm ein Paradies ſcheint, und Montrial, das er ein kaiſerliches Schloß nennt. Hier und anderswo preiſt er die Höflichkeit der Ritter und Frauen von Carcaſſonne; der Vizgraf Roger II. (1167 — 1194) ſcheint einen glänzenden Hof unterhalten zu haben, ſeine Gattin Adalaſia iſt als Beſchützerin Arnaut's von Marueil bekannt; unter den Baronen der Gegend wird Bertrand von Saiſſac als Dichterfreund gerühmt.

Einer der Frauen von Carcaſſonne gedenkt Vidal hier mit Auszeichnung, ihr ſüßes Lächeln wohnt in ſeinem Herzen. Er nennt ſie Loba (Wölfin), und die Handſchriften verſichern in dem Leben Raimon's von Miraval, der ſie gleichfalls beſang, ſie ſey die Tochter des R. (Raimund) von Penautier und die Gattin eines angeſehenen Ritters von Cabaret geweſen. Dieſe reizende Frau machte einen merklichen Eindruck auf Vidal; ſpäter wurde er um ihretwillen zum Narren. Am Schluſſe des Liedes ſagt er dem Carcaſſonne Lebewohl und erklärt, zu Barral zurückkehren zu wollen; die Provenzalen, mit welchen kein anderes Volk ſich vergleichen könne, ſollten ihn wieder beſitzen.

In der Sammlung ſeiner Gedichte finden wir noch eine Canzone, die er wahrſcheinlich damals auf dem Rückwege nach Marſeille dichtete; er tadelt die Barone als Verläumder, die nach ſeinem Verderben trachteten; er freut ſich, eine redliche Freundin (Adalaſia ?) gefunden zu haben; er bedauert den Verfall der Hoffeſte und der Gaſtfreiheit und kommt endlich auf ſeinen Lieblingsgegenſtand, ſein eigenes Ich.

„Ich finde mein Herz erhoben, denn Barral wird mich wieder haben, gelobt ſei Gott und wer mich erzog! Ich bin von der Art, daß mir täglich tauſend Grüße aus Catalonien und Lombardei zukommen, denn von Tag zu Tag erhebt ſich mein Ruhm und faſt ſtirbt der König (Alfons II.?) vor Neid; denn mit Frauen treibe ich meine Luſt und meinen Scherz.“

„Es iſt bewieſen und bekannt, wie ritterlich und wacker ich bin, und da der Herr mich ſo erhöht hat, ſo darf ich mich nicht unwürdig benehmen. Hundert Frauen kenne ich, die mich bei ſich haben möchten, wenn ſie mich kriegen könnten; ich bin einer, der ſich nie etwas einbildete, noch zu viel von ſich ſelbſt redete, aber es iſt wahr, Frauen küſſe ich und Ritter ſtrecke ich zu Boden.“

„Gar manches herrliche Turnier habe ich auseinander geſprengt; denn ich theile ſo tödtliche Streiche aus, daß alles ruft: das iſt Herr Peire Vidal! er, der Frauendienſt und Liebeshändel aufrecht hält und ſeiner Freundin zu Liebe edle Thaten vollbringt; er, der Schlachten und Turniere mehr liebt, als der Mönch das Brod; ihm dünkt es ungeziemend, zu lange an einem Orte zu weilen!“

Er wanderte alſo wieder nach Marſeille und verſuchte ſein Glück von neuem bei Adalaſia, die ſeine Lobgedichte doch nicht ungern hören mochte. Allein an einen andern Lohn, als den, welchen die Hofdichter für ihre Arbeiten gewöhnlich empfingen, war bei ihr nicht zu denken. Vidal beſchwert ſich daher in einer Canzone, daß ihr keins ſeiner Werke gefalle, daß ſie ihn weder ſehen noch hören wolle; gleichwohl könne er ſie nicht verlaſſen, und werde es machen wie der läſtige Pilger, der bitte und bitte, und aus dem kalten Schnee entſtehe zuletzt der Kryſtall, aus dem man brennendes Feuer ziehe — ein auch von andern benutzter Zug aus der fabelhaften Naturgeſchichte des Mittelalters. Die Zuſchrift lautet an den Grafen von Poitiers. „Ueber euch“ — ruft der Dichter aus — „beklage ich mich bei Gott, und Gott bei mir; er wegen ſeines Kreuzes und ich wegen meines Geldes.“ Das Lied muß alſo gleich nach 1187, wo Richard noch als Graf von Poitiers das Kreuz nahm, ohne den Zug anzutreten, geſchrieben ſein. Dieſe Stelle giebt uns zugleich einen Fingerzeig, daß Vidal eine Zeit lang in Richards Dienſt geſtanden hatte, oder auf irgend eine Weiſe für ihn thätig geweſen war. Das Gedicht ſchließt mit einem Lobſpruch auf den Grafen.

Eines Tages, erzählt die Lebensnachricht, als Vidal wußte, daß Barral aufgeſtanden und die Dame allein in ihrer Kammer war, trat er herein an ihr Bett. Als er bemerkte, daß ſie ſchlief, kniete er vor ihr nieder und küßte ſie. Sie erwachte und in der Meinung, es ſei ihr Gatte geweſen, lächelte ſie und erhob ſich aus dem Bette. Da erkannte ſie den thörichten Hofdichter und fing an zu ſchreien und zu rufen. Bei dem Lärm ſtürzten ihre Mädchen herbei; man ruft den Vizgrafen, allein Vidal hatte ſich davon gemacht. Adalaſia erhob vor ihrem Gemahl die bitterſte Klage gegen den verwegenen Troubadour, und bat mit weinenden Augen um Genugthuung. Barral dagegen fand die Sache ſcherzhaft und tadelte ſeine Gattin, daß ſie um einer Kleinigkeit willen einen ſo großen Lärm erhob; allein er fand ſie unbeweglich, ſie beſtand auf der ſtrengſten Genugthuung. Der Frevler war unterdeſſen entſprungen und beſtieg ein Schiff, das eben nach Genua abfuhr.

Dieſer romantiſche Vorfall läßt ſich aus des Troubadours Canzonen bedeutend berichtigen, Der Raub des Kußes wird von ihm ſelbſt auf das wärmſte gefeiert. Eines Morgens, erzählt er, ſtahl er ſich in der Geliebten Wohnung (er wohnte alſo nicht im Schloſſe) und küßte ihr verſtohlener Weiſe Mund und Kinn. Ihr Rachedurſt und Vidals ſchnelle Flucht iſt ein verſchönernder Zuſatz des Schreibers, der nur zu geneigt war, die Geſchichte zur Novelle zu machen. Eine Canzone bezeugt, daß ſich der Dichter fortwährend in Marſeille aufhielt und ſich an Adalaſias täuſchenden Verheißungen weidete. (III. 319).

„So wie der Arme, der in dem reichen Schloſſe liegend nie ſich beklagt, wie groß auch ſein Schmerz iſt: denn er fürchtet den Herrn zu reizen, ſo wage auch ich meinen tödtlichen Schmerz nicht auszuſprechen. Wohl muß ich Schmerz empfinden, da Sie, die ich auf dieſer Welt am meiſten liebe und verlange, ſich ſtolz gegen mich zeigt. Dennoch aus Furcht, ſie zu reizen, wage ich nicht, um ihre Gnade zu flehen.“

„So wahr mir Gott helfe, meine ſchöne Herrin begeht ein peinliches Verbrechen, weil ſie mir nicht beiſteht; ſie weiß doch, daß ich in ihr mein Herz und meine Liebe habe, ſo daß ich an nichts anderes mehr denke. Gott! warum redet ſie ſo freundlich mit mir und nimmt mich ſo huldreich auf, da ſie mir doch das nicht gewährt, weßhalb ich am meiſten leide? Vielleicht denkt ſie, mich ſo zu vertreiben, allein lieber will ich dulden, wie ich ſtets geduldet habe.“

„Wißt ihr, warum ich ihr eine ſo herzliche Liebe widme? Weil ich nie etwas ſo Schönes, Holdes und Gutes geſehen; es iſt mein Stolz, eine Frau zu lieben, die ſo erhaben iſt. Ach, wenn ich es erlebte, daß ſie ſich neben mir entkleidete, ich wäre glücklicher, als der Herr von Eſſidueil, welcher mit Ruhm beſteht, wenn andere erſchlaffen; mehr ſage ich nicht, aber ſo denke ich von Gottfried.“

„Wie einer, der ein Glasfenſter anſtarrt, das er im Sonnenglanze ſchön findet, ſo fühle ich ſolche Süßigkeit im Herzen, wenn ich ſie betrachte, daß ich mich um ihretwillen ſelbſt vergeße. Wohl ſchlägt mich Liebe mit den Ruthen, die ich breche, denn einmal ſtahl ich ihr in ihrem königlichen Schloſſe einen Kuß, den mein Herz nicht vergißt. Ach wie elend lebt, wer das nicht ſieht, was ihm lieb iſt!“

Der Dichter würzt ſeine Minnelieder gern mit politiſchen Rügen; dießmal ſchließt er mit einem Blick auf Spanien.

„Den vier Königen von Spanien ſteht es übel, daß ſie keinen Frieden unter ſich halten können; denn ſonſt ſind ſie von großen Vorzügen, offen und bieder, höflich und rechtlich, nur ſollten ſie ſich vereinigen und ihre Waffen gegen jenes Volk richten, das unſer Geſetz verwirft, bis ganz Spanien eines Glaubens wäre.“

Bald nachher verbannte ihn Adalaſia, welcher ſeine Huldigungen läſtig werden mochten, aus ihrem Angeſicht und nun begab er ſich zur See, wie uns berichtet wird, nach Genua. Dort blieb aber die Vizgräfin, für die er doch eine herzliche Neigung gefaßt haben muß, der Gegenſtand ſeiner Wünſche und Klagen. Ein Lied, welches damals entſtanden zu ſein ſcheint, möge in poetiſcher Ueberſetzung hier ſtehen; das Ganze haucht Sehnſucht nach Adalaſias Heimath Provence, die hier nach allen Weltgegenden eng abgezirkt wird. (III. 318).

Aus der Luft ſaug' ich Erquicken,
Die mein Land Provence ſendet,
Alles freut mich, was es ſpendet,
Ja, ich höre mit Entzücken,
Was man Gutes von ihm ſpricht,
Frage und ermüde nicht:
So kann mich ſein Lob erfreuen.

Solch' ein Land hat's nie gegeben,
Wie vom Rhoneſtrom nach Vence
Und vom Meer bis zur Durance,
Noch ein ſo vergnügliches Leben.
Drum ließ ich in lauter Glück
Froh mein Herz bei Ihr zurück,
Die den Trübſinn kann zerſtreuen.

Nichts darf uns des Tags beſchweren,
Wo wir ihrer uns beſonnen,
Da ſie Urquell aller Wonnen,
Und wer redet ihr zu Ehren,
Ihr, der beſten ohne Streit
Und der ſchönſten weit und breit,
Was er ſagt, er kann nicht lügen.

Was ich dicht' und ſonſt vollbringe,
Ihr verdank' ich's, da ſie Kenntniß
Mir verliehen und Verſtändniß;
Darum bin ich froh und ſinge,
Und was Schönes mir gelingt,
Selbſt was mir das Herz durchdringt,
Dank ich ihren holden Zügen.

Seine Abweſenheit ſcheint von kurzer Dauer geweſen zu ſeyn, wiewohl die Lebensnachricht ihn von Italien aus mit Richard Löwenherz nach dem heiligen Lande ziehen und nach einem „langen Aufenthalte“ daſelbſt auf Barral's Ruf nach Marſeille zurückkehren läßt, ohne Rückſicht darauf, daß Richard 1190 ſeinen Kreuzzug antrat, und Barral 1192 ſtarb. Wir ſetzen ſeine Rückkehr mit größerem Recht auf das Jahr 1189, indem wir ein Lied, worin er ſagt: Liebe habe ihn auch über dem Meere erreicht, drum ſey er zurückgekehrt, um vor Kummer und Schmerz zu ſterben, wenn die Freude ihm nicht beiſtehe, auf ſein Verhältniß zu Adalaſia und die Worte der Zuſchrift: „Herr Graf von Poitiers, es freut mich, daß ihr die höchſte Stufe erſtiegen habt“ auf Richards Thronbeſteigung (1189) beziehen; Barral, der des Troubadours Geſellſchaft nicht entbehren konnte, mochte ſeine Gattin verſöhnt und ihn aus Italien zurückgerufen haben. Außer ſich vor Freuden feierte dieſer ſeine Rückkehr in mehreren werthvollen Liedern.

„Da ich nach Provence zurückgekehrt bin — hebt eins derſelben an (III. 321) — und meine Dame ſich deſſen freut, ſo muß ich wohl edle Canzonen dichten, ſey es auch nur aus Dankbarkeit: mit Dienſt und Ehrenbezeugung erringt man ſtets des guten Gebieters Gaben, Wohlthaten und Ehren, die wir ſchätzen müßen; drum will ich mich deren beſtreben.“

„Nie habe ich einen Fehltritt gethan, drum darf ich hoffen, daß die Mißhandlungen mir zum Vortheil ausſchlagen, da das Gute ſo ſchön anfängt. An mir können ſich alle Liebenden ermuthigen, wenn ſie ſehen, wie ich durch angeſtrengte Mühe helles Feuer aus kaltem Schnee und ſüßes Waſſer aus dem Meere gewinne.“ ...

„Wer langes Harren tadelt, verſündigt ſich; haben die Bretonen doch jetzt ihren Artus, dem ſie Treue gelobt hatten. Auch ich habe durch langes Warten große Wonne errungen; früher ſtahl ich ihr im Drang der Liebe einen Kuß; jetzt muß ſie mir einen bewilligen.“

„Ohne Verbrechen that ich Buße, ohne Unrecht bat ich um Gnade, aus einem Nichts mache ich ein freundliches Geſchenk, aus Unwillen ziehe ich Wohlwollen, vollkommene Freude aus Thränen, ſüßes Behagen aus Liebe; ich bin kühn aus Furcht, weiß im Verlieren zu gewinnen und ſchon beſiegt zu überwinden.“

Schließlich wendet er ſich an den Vizgraf, den er nach der Verſicherung der Lebensnachricht Raynier nannte.

„Lieber Raynier, bei meiner Treue ich kenne nicht eures Gleichen; alle wackern Barone ſind wacker, weil ihr es ſeyd, und da Gott euch ohne Gleich erſchuf und mich zu eurem Diener beſtimmte, ſo will ich euch dienen mit Lob und allem, was in meinen Kräften ſteht, Raynier, denn ihr ſeyd ohne Gleichen.“

Adalaſia ließ ſich endlich bewegen, ihm mit Barral's Bewilligung den erſehnten Kuß zu geben. Er drückt ſeine Freude darüber in einer künſtlich eingerichten Canzone aus, worin gewiſſe Reimwörter ſich in allen Strophen wiederholen. Er beſingt hier ſein inneres Aufblühen, ſeit Vierna, die lieblichſte unter dem Himmel, (provenzaliſch: unter Gott, ähnlich sub divo) ihm ihre Huld wiedergeſchenkt hat und nennt die Blätter und Blüthen ſeines Herzens dauernder, als die der Natur.

Wenn ſich Peire Vidal wirklich, wie uns berichtet wird, dem Kreuzzuge Richards angeſchloſſen, ſo muß dieß ſchon im Sommer des folgenden Jahres in Marſeille geſchehen ſeyn, wo ſich der engliſche König mit ſeiner Macht einſchiffte. Wir dürfen annehmen, daß Richard den Troubadour perſönlich kannte. Von den Thaten des Letzteren iſt wenig zu ſagen; weiter als Cypern folgte er dem Zuge nicht. Dort aber vermählte er ſich, dem Bericht zufolge, mit einer Griechin und kehrte ſofort nach Europa zurück. Man wußte ihn zu überreden, ſeine Gattin ſei die Tochter des Kaiſers von Conſtantinopel und gebe ihm Anſprüche auf den griechiſchen Thron. Dieſe Anſprüche beſchloß er zu verfolgen, er ſparte jeden Pfennig zur Ausrüſtung einer Flotte, nahm einſtweilen das kaiſerliche Wappen an, ließ ſich Kaiſer nennen und bediente ſich eines Thrones. Dieſe ernſtlich gemeinte Poſſe beſtätigt ein Sirventes, das der italieniſche Markgraf Lanza gegen den Prätendenten ſchleuderte. (V. 248).

„Wir haben einen Kaiſer ohne Vernunft, Verſtand und Beſinnung. Nie hat ein ſolcher Trunkenbold auf dem Throne geſeſſen, nie ein ſolcher Feigling Schild und Lanze geführt, nie ein ſolcher Wicht Sporen angeſchnallt, nie ein ſolcher Schelm Verſe und Canzonen gemacht, es fehlt noch daß er mit Steinen um ſich wirft.“

„Man ſollte ihm den Kopf mit dem Degen ſpalten, ihm den Bauch mit ſtählernem Speer durchbohren und ihm die Augen mit Haken ausreißen; dann ſollte man ihm Wein geben und zur Auszeichnung einen alten ſcharlachrothen Hut ohne Bänder aufſetzen; ſeine Lanze müßte ein langer Stecken ſeyn, ſo könnte er ſicher von hier nach Frankreich wandern.“

Dieſen liebreichen Gruß beantwortete Vidal in gleichem Tone; er wirft dem Gegner Armuth und Elend vor und vergleicht ihn mit dem Blinden, der alle Scham verloren habe und auf offener Straße thue, was ihm einfalle. (V. 349).

Unterdeſſen (1192) war Barral geſtorben. Der Troubadour gab ſein Verhältniß zu Adalaſia auf und wandte ſich wieder nach Carcaſſonne, wo ihn beſonders Loba von Penautier anzog. Um ihretwillen ließ er ſich Wolf nennen, ja in einem Anfall von Narrheit kleidete er ſich in ein Wolfsfell und ließ ſich in dem Gebirge von Cabaret von den Hirten mit Hunden jagen; dieſe aber ſpielten ihm ſo übel mit, daß er für todt in Loba's Wohnung getragen wurde; der Herr von Cabaret, Loba's Gatte, nahm ſich ſeiner an, ſchickte nach einem Arzt und ließ ihn heilen. Kaum ſollte man dieſe Stelle der Lebensnachricht glauben, wenn nicht auch Matfre Ermenguau in ſeinem Breviari d'amor, welches 1257 angefangen wurde, dieſen Vorfall erzählte, ja Vidal ſelbſt giebt ihn deutlich zu verſtehen, indem er in einer Canzone (III. 305) ſagt: „Ihr mögt mich Wolf nennen, ich nehme dies für keinen Schimpf; die Hirten mögen mich anſchreien oder Jagd auf mich machen. Wälder und Gebüſche ſind mir lieber als Paläſte und Häuſer; in Wind, Froſt und Schnee lebe ich mit Freuden.“ Im Eingang drückt der Dichter ſeinen Schmerz über ſeinen Herrn den Grafen aus, und erklärt, nur die Bitten des Königs von Aragon könnten ihn zum Geſang bewegen; der Graf von Toulouſe Raimund V. ſtarb 1194.

Daß Vidal mitten in ſeinen Verirrungen Dichter blieb und ſich ſelbſt zu männlichen Gedanken zu erheben vermochte, bezeugen mehrere Rügelieder. Unter dieſen finden wir eins von umfaſſenderem Inhalt, das zu Anfang 1194 oder noch 1193 entſtanden ſeyn muß, da der Gefangenſchaft Richards als noch dauernd gedacht wird. Nach einem allgemeinen Eingang heißt es hier (IV. 105):

„In ſolches Elend haben die Apoſtel (die Päpſte) und falſchen Doctoren die heilige Kirche verſetzt, daß ſie Gottes Zorn reizen; durch ihre Thorheit und ihr ſündiges Leben haben ſie die Ketzerei hervorgerufen; da die Sünde von ihnen ſelbſt ausgeht, ſo iſt es ſchwer, ihr zu widerſtehen, doch ich will kein Ankläger ſeyn.“

„Das ganze Unheil kommt aus Frankreich von denen ſelbſt, die ſonſt die Beſten waren; denn der König iſt nicht treu noch wahrhaftig gegen Gott und Ehre; er hat den Graf im Stich gelaſſen, kauft, verkauft und ſchachert wie ein Knecht oder Krämer, darum ſind ſeine Franzoſen beſchimpft.“

„Die Welt geht quer, war ſie geſtern ſchlecht, ſo iſt ſie heute noch ſchlechter. Seitdem er das Gottesgeleite brach, haben wir nicht gehört, daß der Kaiſer an Ruhm und Hoheit zugenommen, und doch wenn er Richard wie ein Narr entſchlüpfen läßt, da er ihn einmal gefangen hält, ſo werden ihn die Engländer auslachen.“

„Auch über Spaniens Könige habe ich zu klagen, weil ſie ſich ſelbſt bekriegen und den Mohren aus Furcht röthliche und braune Pferde ſenden; ſie haben den Hochmuth ihrer Feinde verdoppelt und ſie ſelbſt ſind beſiegt worden; beſſer wäre es, ſie hielten Frieden, Treue und Glauben unter ſich.“

Nachdem der Troubadour den Fürſten dieſe Strafpredigt gehalten, gedenkt er ſeiner Geliebten in Ehren: „Wollt ihr wiſſen, wo ſie iſt — fährt er fort — fragt in der Gegend von Carcaſſonne.“

Plötzlich erblicken wir ihn auf einem andern Schauplatz, in Montferrat an dem Hofe des freigebigen Markgrafen von Bonifaz. Mit ihm beginnt eine Canzone, allein der Dichter erklärt ſogleich die lügenhaften Sänger, die nur in dieſem Punkte wahr ſeyen, hätten deſſen Lob bereits erſchöpft, ſo daß er nichts weiter über ihn zu ſagen wiſſe. Wenn er nunmehr bemerkt, der König von Aragon habe ihm ſeine Freude geraubt, ſonſt würde er ſich mit den Frauen von Carcaſſonne unterhalten, ſo iſt dieß eine räthſelhafte Antwort auf unſere Frage, was ihn von Loba vertrieben habe. Indeſſen gefällt er ſich in der Lombardei, man nennt ihn car messier, und ſchon ſingt er eine neue Freundin, gegen deren Augenpfeile es keinen Schild giebt, und deren Vorzüge ſich in dem Maße vervielfältigen, wie die Rechnung des Schachbretts.

Auch in Italien, dem Vaterlande der Politik, vergaß er die Welthändel nicht. In einem Sirventes jubelt er über den Sieg, welchen Piſa über das ſtolze Genua davon getragen. Der Haß zwiſchen beiden Freiſtaaten, der durch den Wetteifer im Handel erzeugt, durch den Streit über den Beſitz von Sardinien geſteigert worden, entbrannte ſeit Heinrichs VI. Eroberung von Sicilien (1194) in hellen Flammen. Damals errangen die Piſaner, die bei dem kaiſerlichen Hofe beſſer angeſchrieben waren, manche Vortheile über die Genueſer, ſo daß der Podeſta der letzteren vor Kummer darüber ſtarb; allein bald darauf (1195) rächten ſich die Genueſer auf das nachdrücklichſte. Die Deutſchen, welche der Troubadour in Italien Gelegenheit hatte kennen zu lernen, findet er unhöflich, ihre Rede gleich dem Hundegebell, er möchte drum nicht Herr von Friesland ſeyn, (das er unter allen deutſchen Ländern wegen ſeines Reichthums hervorzuheben ſcheint); er zieht es vor, unter den Lombarden, in der Nähe ſeiner blonden Dame zu leben. Ihm gehört Montferrat und Mailand, drum kann er Allemannen und Deutſchen, wie er ſagt, Hohn ſprechen; ja er wünſcht, daß Richard von England zur Rache wegen ſeiner Haft das Reich Palermo und Friesland umſtoßen möge. Er fügt die räthſelhaften Worte hinzu: „Von mir ſelbſt kann ich ſagen, wenn es um des Markgrafen willen nicht wäre, ich ſchätze ein zerrißenes Hemd keine fünf Mark.“ Hier, wie anderwärts, zeigt ſich Vidal als den Gegner der Deutſchen; es war die Wirkung ſeines Aufenthaltes in Italien, wo Heinrich IV. Freunde wie Feinde mit grauſamer Politik mißhandelte. Nachdem der Dichter ſich noch einmal Glück gewünſcht hat, daß Gott und Sanct Julian und das ſüße Land Canaves (in Montferrat) ihn herberge, ſo daß er nicht wieder nach Provence noch zum König Alfons zurück verlange, ſondern hier dem Dienſt der Schönſten ſeine Verſe und Canzonen widmen wolle, äußert er den Wunſch, Mailand und Pavia möchten ſich vereinigen und die Lombardei ſich vor den Freibeutern ſicher ſtellen. „Lombarden — ruft er am Schluß — denkt, als Apulien erobert ward, an das Schickſal der Barone, wie man ſie in die Macht von Buben gab; mit euch kann man noch ſchlimmer verfahren.“

Vidals Aufenthalt in der Lombardei war nicht von Dauer. Alle Reize, welche dieſer für die Hofpoeſie ſo günſtige Boden enthielt, konnten den unruhigen Sänger nicht feſſeln. Eins ſeiner Lieder iſt in Ungarn an dem Hofe des Königs Emmerich geſchrieben. Es beginnt mit dem Tode des beſten Herrn, wodurch der Dichter ſich bewogen fand, nach Ungarn zu ziehen. Es iſt kaum zu bezweifeln, daß er Alfonſo II. meint, der 1196 ſtarb; Emmerich, der in demſelben Jahr den Thron beſtieg, war Alfonſos Schwiegerſohn; ſeiner Gattin Conſtanze konnte der Dichter bekannt ſeyn, und dieß war Grund genug für ihn, dieſes neue Aſyl zu ſuchen. Der König nahm ihn, nach der Canzone zu ſchließen, gütig auf, wofür ihm der Dichter verſprach, ſein Diener und Freund zu ſeyn und ſeinen Namen in aller Welt zu verbreiten. Das Lied wird über Vich zu dem Korn von guter Aehre, d. h. zu Alfonſo's Nachfolger Petrus geſendet und ſchließlich den Deutſchen ihre Undankbarkeit (gegen gewiße lombardiſche Städte) vorgerückt.

Wie lange ſich Vidal in Ungarn aufgehalten, erfahren wir nicht. Als ſich Bonifaz von Montferrat im Jahre 1202 zum Kreuzzug entſchloſſen hatte, erließ Vidal einen poetiſchen Aufruf zu dieſem Unternehmen (IV. 118). Gelegentlich erhebt er den König der Catalanen und Aragoneſer (Petrus II.), tadelt aber ſeine Nachſicht gegen die Hofdiener, die ſich hochmüthig und zankſüchtig bewieſen, wonach wir vermuthen, daß der Troubadour Spanien von neuem beſucht hatte.

Ein ſpäteres Gedicht iſt in einem Badeort entſtanden, vielleicht zu Aix oder Avignon. (P. O. 191). Hier freut ſich Vidal, der Ruhe zu genießen und rühmt ſich, die Herberge des Grafen Heinrich zu theilen; er nennt ihn freigebig, kühn und artig, den Stern der Genueſer, der zu Land und zu Waſſer alle ſeine Feinde in Schrecken ſetzt. Wer iſt dieſer Heinrich? Ohne Zweifel jener Graf von Malta, der 1205 als Admiral der Genueſer den Piſanern Syracus abnahm, auch ſpäter den erſteren wichtige Dienſte leiſtete. Ferner rühmt ſich Vidal der Geſellſchaft des Grafen Arman; „er beſitzt — ſagt er — die Kühnheit des Argoneſers, die Geſelligkeit des Vianeſers, meine Artigkeit gegen Frauen und die Freigebigkeit des Königs von Leon,“ (Alfons IX. den er auch ſonſt erhebt). Offenbar iſt Graf Alemanni, einer der erſten genueſiſchen Staatsmänner, gemeint. In dieſer ausgezeichneten Geſellſchaft fühlte ſich der Troubadour behaglich; auch ſeinen Gönnern konnte es bei ihm nicht an Zeitvertreib fehlen. Noch hatte ihn ſeine ſeltſame Verblendung nicht verlaſſen, noch prahlt er in dieſem Gedichte; „Wenn ich bewaffnet zu Roſſe ſitze, ſo zertrete und zermalme ich alles, was mir im Wege ſteht; hundert Ritter habe ich ganz allein gefangen und hundert andern die Rüſtung abgenommen; hundert Frauen habe ich weinen und hundert andere lachen und ſcherzen gemacht.“

Dieſe thörichte Einbildung, welche der Troubadour von ſich ſelbſt hegte, verließ ihn auch im Alter nicht; noch immer hoffte er die ſchönſten Frauen für ſich einzunehmen. Der Widerſpruch, welchen Sinn und Unſinn in ſeinem Charakter bildeten, bewog einen andern Dichter, Blacatz, ihn ſelbſt um die Auflöſung dieſes Räthſels zu bitten. „Verargt mir's nicht — ſagt Blacatz in einer Canzone — wenn ich euch frage, warum ihr in manchen Dingen ſo wenig Verſtand zeigt und doch im Dichten Verſtand und Geſchick beſitzet? Wer im Alter noch, wie in der Jugend, ſeine Hoffnung auf hohe Frauen richtet, der iſt übler dran, als wenn er nie geboren wäre.“ In der Antwort beſchwert ſich Vidal über die ungeziemende Frage, behauptet aber den Satz, daß er in allen Dingen klug und gewandt ſey und auch in der Liebe noch Glück zu machen hoffe. (IV. 23). Später lieferte Zorgi ein ganzes Sirventes zu Vidals Rechtfertigung. „Die allergrößte Thorheit begeht — ſagt er hier — wer Peire Vidal einen Thoren nennt, denn ohne wahren Verſtand könnte man ſeine Verſe nicht hervorbringen.“ Dieſes Urtheil wird nun mit Sentenzen aus einer Canzone des Angeſchuldigten belegt. (P. O. 214).

Peire Vidal gehört unter die furchtbarſten Troubadours; von ſeinen Liedern haben ſich ungefähr ſechzig erhalten. Doch müſſen wir ihm einige der ihm zugeſchriebenen Lieder abſprechen, wenn wir nicht annehmen wollen, daß er hundert Jahre erreicht und in dieſem Alter immer noch gedichtet habe. Das eine (P. O. 190) ſingt das Lob Spaniens und des Königs und Kaiſers Alfonſos; der Verfaſſer nennt ſich zwar hier alt, arm und gebrechlich, allein gleichwohl paßt das Lied nicht in Peire Vidals Lebenszeit, denn Alfons wurde erſt 1257 zum deutſchen Kaiſer erwählt. — In einem andern Liede wird Alfons getadelt, weil er den Pfaffen vertraut, von falſchen Rathgebern bewogen die Fahne des Kaiſerthumes ergriff und den Dürftigen ſeine Hände nicht öffnet. Noch härter wird der franzöſiſche König (Ludwig IX.) angegriffen: er, den man für gerecht halte, tauge wenig und ſpende wenig. Dagegen wird König Manfred gerühmt: er habe den Clerus überwunden, Toscana habe ſeine Macht erfahren und in kurzem werde auch Genua ſie erfahren. (V. 340). Michael IV. nämlich Despot von Aetolien, Epirus und Corfu, Manfreds Schwiegervater war von dem Kaiſer von Nicäa, Michael Comnenus Paläologus geſchlagen worden und kam (1260) Hülfe flehend zu Manfred. Man mochte wohl glauben, daß dieſer ihn rächen würde, allein Italien machte ihm zu viel zu ſchaffen. Noch wird unſerm Troubadour ein halbes Sirventes zugeſchrieben, das gleichfalls Manfred's Ehre ſingt. (IV. 186). Der Verfaſſer frohlockt über die Niederlage der ſtolzen Florentiner. „Ha, König Manfred — ruft er aus — ihr ſeyd ſo mächtig, daß ich den für thöricht halte, der mit euch anbindet! Hat doch ein einziger eurer Barone die Florentiner zu Boden geſchlagen! Schwerlich möchte einer auf freiem Felde oder im Gebirge euch fortan Hohn ſprechen; auch rathe ich es denen vom Capitol nicht, daß ſie gegen euch ausziehen.“ Die Begebenheit iſt kurz folgende. Die Ghibellinen von Florenz hatten ſich nach Siena zurückziehen müſſen; dieſe Stadt wurde daher von Florenz gedrängt. Auf den Rath des durch Dante's Hölle berühmten Farinata degli Uberti, des Oberhauptes der Flüchtlinge, ſchicken dieſe eine Geſandtſchaft an Manfred und bitten um Hülfe. Der König ſchickt ihnen erſt hundert Deutſche, die nach einer großen Heldenthat aufgerieben werden, ſodann den Grafen Giordano da Anglone mit 800 Pferden, wozu ihre eigene Macht ſammt der von Siena und Piſa kam. Nun läßt Farinata die Florentiner benachrichtigen, die Saneſer würden ihnen für eine Geldſumme eins der Thore öffnen; wirklich nähern ſie ſich mit einer Macht von wenigſtens 30,000 Mann und leiden, bei Montaperti überfallen, eine furchtbare Niederlage, (4. September 1260). Kurz nachher zieht der Graf mit den Vertriebenen in Florenz ein.

Peire Vidal hat ſich auch im Fach der erzählenden Dichtkunſt verſucht und auch hier Talent gezeigt. Einer ganz ſinnreichen allegoriſchen Novelle, in welcher Liebe, Gnade, Scham und Redlichkeit perſonificirt erſcheinen, fehlt leider der Schluß; eine kürzere, verlorene Erzählung findet ſich in altitaliäniſcher Ueberſetzung oder Bearbeitung; eine dritte ihm zugleich zugeſchriebene ſcheint nicht ihm, ſondern Raimon Vidal zu gehören.

Guſtav Friedrich Dinter,

ein um die Volksbildung in Deutſchland, vorzüglich in Preußen und Sachſen, hochverdienter vortrefflicher Mann. Er ward am 29. Februar 1760 zu Borna in Sachſen geboren, erhielt ſeine Vorbildung auf der hohen Schule in Grimma und ſtudirte dann in Leipzig Theologie. Nach vollendeter akademiſcher Laufbahn wurde er Prediger in Kitſcher bei Borna, dann 1797 Seminar-Director zu Dresden und ſpäter Pfarrer in Görnitz. Am erſteren Orte ſchon begann er ſich vorzüglich dem Berufe zu weihen, zu dem ihn eigene Neigung, ſo wie das Bedürfniß ſeiner Zeit und ſeines Landes beſonders hinlenkten, der Verbeſſerung des Volksunterrichtes und der Bildung von Landſchullehrern nämlich, indem er in ſeinem Hauſe und während ſeiner Mußeſtunden zwei junge Männer für dieſes Fach gewiſſermaßen erzog. Nachdem er jene Aemter mit großem Erfolge verwaltet, ward er 1817 als Schulrath nach Königsberg in Preußen berufen, und 1819 zum Doctor und Profeſſor der Theologie an der dortigen Univerſität ernannt. Mit unermüdlichem Fleiße und immer gleichem Eifer wirkte er hier als Prediger, Profeſſor und Schulinſpector, im echteſten Sinne des Wortes ein wahrhaft frommer Mann, bis an ſeinen Tod, der am 29. Mai 1831 in Königsberg erfolgte. Dieſelbe heitere Laune, mit der er ſein Leben (ſ. unten) ſchildert, und welche die Frucht ſeines trefflichen Charakters und ſeines reinen Strebens war, verließ ihn nicht bis zu ſeinem letzten Augenblicke. Er entſchlummerte umgeben von geliebten Freunden und dankbaren Schülern.

Seine Schriften ſind:

A B C und Leſebuch. Neuſtadt a. d. Orla, 3 A. 1829.
Letzte Anrede eines Lehrers an ſeine Katechumenen. Neuſtadt, 1827. 3 A.
Anſichten und Bilder des Heiligen, Wahren und Schönen, (geſammelt von J. G. C. Schinke) 2 Bd. 12. Neuſtadt, 1833.
Anweiſung zum Gebrauch der Bibel in Volksſchulen. 3 Th. Neuſtadt, 1814—17.
Anweiſung zum Rechnen für preußiſche Bürger- und Landſchulen. Neuſtadt, 1830. 2 A.
Anweiſung zum Rechnen für ſächſiſche Dorfſchulen. Neuſtadt, 1833. 6 A.
Auszug aus dem Dresdner Katechismus. Wohlf. A. Neuſtadt, 1823.
Belehrungsblätter. Neuſtadt, 1818—23.
Die Bibel als Erbauungsbuch (in Gemeinſchaft mit Brockmann und Fiſcher) 5 Bd. Neuſtadt, 1832.
Schullehrerbibel. 9 Thl. Neuſtadt 1826—29.
Reden an künftige Volksſchullehrer. Halle und Leipzig, 1803—5. 2 A. 1820. 4 Thle.
Unterredungen über den lutheriſchen Katechismus. Neuſtadt, 1806—23. 13 Thle.
Predigten zum Vorleſen. 3. A. Neuſtadt, 1820.
Predigten. Neuſtadt, 1815.
Predigten auf alle Sonn- Feſt- und Bußtage. Neuſtadt, 1821.
Malvina, Buch für gebildete Mütter. Neuſtadt, 2 A. 1824.
Die Schulconferenzen zu Ulmenhain. Neuſtadt, 1821.
Das Gefühl an die Vernunft und die Vernunft an das Gefühl. Neuſtadt, 1828. 2 A.
Liederhomilien. Neuſtadt, 1829.
Selbſtbiographie. Neuſtadt, 1829.

Ein äußerſt practiſcher Sinn, Herzlichkeit, Ruhe, Klarheit und Faßlichkeit befähigten D. vorzüglich ſo ſegensreich auf die Bildung des Volkes durch ſeine Schriften wie durch ſeinen Unterricht und ſeine perſönliche Leitung und Theilnahme zu wirken, als er es gethan. Der Nutzen, den er dem Kirchen- und Schulweſen namentlich in Sachſen und Altpreußen gebracht hat, iſt unberechenbar und unvergeßlich, denn ſeine Werke befinden ſich in den Händen eines jeden nach höherem Ziele ſtrebenden Volksſchullehrers, und können nicht genug empfohlen werden. Wir entlehnen, um ein vollſtändiges Bild des vortrefflichen Mannes zu geben, deſſen Denkweiſe eben ſo ſehr ſeinem Herzen als ſeinem Verſtande Ehre macht, hier ein größeres Bruchſtück aus ſeiner Autobiographie, einer Schrift, in welcher ſich der fromme Ernſt ſeines Wirkens eben ſo lebendig wie ſeine ruhige Beſonnenheit und die Schärfe ſeines Verſtandes, zugleich mit der ganzen Liebenswürdigkeit ſeines heitern kindlichen Charakters offenbaren.

Vergl. Dinters Leben. (Aus dem homiletiſch liturgiſchen Correſpondenzblatte beſonders abgedruckt). Nürnberg, 1831.
Dinters Todtenfeier im Sächſiſchen Erzgebirge. Neuſtadt, 1831.

Mein Hauslehrer-Leben.*)

Von dieſem will ich nur wenig ſagen, weil ich nur wenig Wichtiges davon zu ſagen habe. Ich fühlte mich nicht glücklich, aber durch eigene Schuld. Ich habe nie ſo gut gegeſſen und getrunken als in jenen Jahren. Meine Stube hatte eine herrliche Ausſicht in den herrſchaftlichen Garten. Das Schloß, das ich bewohnte, war eins der prächtigſten Landgüter der Gegend. Ich hatte nur anderthalbe Stunde bis zu meinem Vater, und eben ſo weit auf der andern Seite bis zu meinem im Jahre 1828 verſtorbenen Bruder, der kurz vor meinem Anzuge in Bendorf Pfarrer in Bocka geworden war.

---

*) Aus: Dinters Leben. Neuſtadt a. d. Orla, 1829.

Ich hatte hundert Thaler Gehalt, was damals für ungemein viel galt. Auch fehlte es nicht an Weihnachtsgeſchenken. Der Kammerherr von Pöllnitz hatte etwas Kaltes und Steifes in ſeinem Umgange. Aber ſein Charakter war ſehr gut. Seine Gemahlin, eine geborne von Ponikau, war eine treffliche Frau, die meinen Zögling, ihren Stiefſohn, den Tod der leiblichen Mutter nicht vermiſſen ließ. Mein Zögling hatte nicht eine Ader von Falſchheit und Bosheit, und — ich war nicht glücklich! Durch eigene Schuld. Ich hatte mir ein hohes Ideal gebildet: Das muß dein Schüler erreichen! Aber er erreichte es nicht. Zum Theil konnte Mangel an Talent und Luſt daran Urſache ſeyn. Aber zum Theil, ja ich will's mit Beſchämung geſtehen, größten Theils lags an mir, daß mein Werk nicht gelang. Ich regte allerdings ſeine Thätigkeit an. Aber ſobald er eine Sache nur begriffen zu haben ſchien, ging's weiter. Ich widerholte etwa monatlich einmal, und fand das meiſte vergeſſen. Ich fühlte nicht, daß ich hätte langſamer fortſchreiten, öfter wiederholen ſollen, nicht, daß mein Zorn den guten Knaben furchtſam machte. Ich züchtigte ihn nie mit einem Inſtrumente, nie auf eine der Geſundheit gefährliche Weiſe. Aber ich biß vor Grimm mich in den Ballen des rechten Daumen ſo oft und ſo ſtark, daß ich erſt als Pfarrer die harte Haut, die daher entſtand, verlor. Ihn ſelbſt ſtieß ich mit der geballten Fauſt ins Geſicht, ſo daß er bisweilen blaue Flecken davon bekam. Das wußten die Aeltern. Der Augenſchein lehrte es, und ich wundere mich noch heute, daß ſie mich nicht verabſchiedeten. Aber ſie ſahen, daß der Knabe doch an Kenntniſſen zunahm. Sie ſahen, daß er dennoch an mir hing, daß er ihnen ſelbſt geſtand, er habe das verdient. Und von dieſen Rückſichten beſtimmt, hatten ſie eine Geduld mit mir, die ich unter ihren Verhältniſſen ſchwerlich mit meinem Hauslehrer gehabt haben würde. Genug, ſie ließen mich walten. Außer den Stunden waren Ludwig und ſein Lehrer die beſten Freunde. Sie ſpielten im Garten, im Winter auf dem Gange mit einander; badeten mit einander; der Lehrer nahm den Junker oft auf ſeinen Spaziergängen mit, und Ludwig war bei dem Magiſter immer noch lieber, als bei dem für ihn zu kalten Vater.

Summa: Als Erzieher und Geſellſchafter war ich gut, nur als Lehrer nicht. Ich fühlte es, daß ich anders ſeyn ſollte. Ich machte einmal ein Gedicht an mich ſelbſt, in dem die Zeilen vorkamen:

Da ſtürmen ſie wie brauſende Orkane,
Die Leidenſchaften durch einander hin!
Hinabgeſtürzt, hinaufgeſchleudert wagſt du,
Und bebſt, und wankſt, und fühlſt nicht Gott, nicht dich,
Nur deinen Grimm!

Weiter hin:

Was kann dich ſo entmannen?
Der Fehler eines Knaben, der zu neu
Für Welt und ſich die Thaten ſeines Lebens
Noch freilich nicht mit Männerwage wägt.
Das, was in heil'ger Ruhe ſtillen Stunden
Du ſelbſt dir ſelbſt nur allzu leicht verzeihſt,
Kann Funk' im Pulverthurm' dein Herz entflammen?

Dann eine Ermahnung zur Milde, und der Schluß:

Geh' beſſ're dich,
Und, kannſt du's nicht, ſo flieh', ſo eile, wähle!
Sei, was du willſt! Nur ſey nicht Pädagog!

Ich hatte das ganze Gedicht noch lange nachher. Ich weiß aber nicht, wohin es gerathen iſt. Obige Stellen aus demſelben habe ich aber im Gedächtniſſe behalten. Solche Vorſtellungen wirkten, bis Pöllnitz wieder einmal das Vorgetragene vergeſſen hatte.

Erſt, da mein Zögling reifer wurde, beſſer faſſen und behalten lernte, änderte ſich die Scene, wozu auch wohl der früher erzählte Todesfall, der milde Leidenſchaften an die Stelle der heftigen ſetzte, das Seinige beitragen mochte. Summa: Ich hätte in dieſem trefflichen Hauſe nützlicher und glücklicher ſeyn können, wenn ich minder hitzig geweſen wäre.

Uebrigens brachte ich ſchon damals viele grammatikaliſche Regeln in Knüttel-Verſe, wie es vor Zeiten Sitte geweſen war, und jetzt wieder Sitte wird. Ich ließ z. B. ſingen:

Unus, ullus, nullus,
Solus, totus, alius,
Uter, alter, neuter,
(Unſer alter Schneider)
Genitiv ius, Dativ i,
Sonſt biſt du ein Bärenhäuter.

Ich reimte die Regeln vom Genus der dritten Declination:

O, or, os. er, es, wenn's wächſt,
Masculina! Sonſt wirſt du bekleckſt.
A, is, aus und x,
Machſt da Weibchen einen Knix.
S, wenn ein Conſonans vorher geht,
Us, wenn's u im Genitiv noch ſteht,
Es, wenn's nicht wächſt,
Setz's Weibchen, Burſch, ſonſt biſt du behext.
A, e, c,
l, n, t,
ar, ur, us, wenn's u nicht bleibt,
Ludwig unter die Neutra ſchreibt,

Aus einer Operette hatte ich genommen, was dort ein Schullehrer ſingt:

Panis, piscis, crinis,
Lapis, ignis, civis,
Wenn ſich Hans nicht wohl bewahrt,
Wenn er ſich mit Greten paart,
(Tunis, fustis wird dann hart),
'S nimmt ein böſes Finis.

Daß wenig Gedanke darin war, ſchadete nicht. Genug, Ludwig behielt die Regeln. Mein Zögling kam nach Halle in's Pädagogium, dann nach Freiberg. Schrifſteller wurde er im Fache der Thierarzneikunſt.

Seine Schweſter, Lottchen, jetzt Frau von Engel, war ein liebes Kind, an dem meine ganze Seele hing. Da ſie von einer Gouvernante erzogen wurde, ſo hatte ich Wenig mit ihr zu thun. Vielleicht lieſet ſie dieſe kleinen Späßchen, und ſieht daraus, daß ſie mir damals ſchon Freude machte, und daß ihr Gedenken in mir noch lebhaft iſt. L. Vater, warum gehen denn dieſe Leute betteln? V. Weil ſie kein Brod haben, mein Lottchen. L. Wenn ſie kein Brod haben, warum eſſen ſie denn nicht Semmel?

Die Mama hatte Lottchens Weinglas zu voll geſchenkt. V. Das iſt zu voll für Lottchen! L. Lieber Vater, ich will Etwas abtrinken, dann iſt's nicht mehr zu voll.

Nach dem Butterbrode kam noch Torte. V. Lottchen, du kannſt Nichts davon bekommen. Dein Magen iſt ſchon geſchloſſen! L. Das ſchadet nichts. Die Torte ſtecke ich noch durch's Schlüſſelloch hinein.

Wir waren nach Eſchefeld zum Pfarrer Richter gefahren. Die Frau Pfarrerin hatte ein niedliches Bologneſerhündchen. Fräulein Lottchen war überredet worden, vom Kaffeetrinken bleibe man klein. Kaffee ſollte ſie nicht trinken, und klein bleiben ſah ſie für ein Unglück an. L. Wie alt iſt denn das Hündchen? Pf. Schon ſehr alt. L. Und wächſt nun nicht mehr? Pf. Nein! So klein bleibt's immer! L. Ach, du armes Thierchen! Du mußt einmal viel Kaffee geſoffen haben.

Ich glaubte meine Candidatenjahre nicht beſſer anwenden zu können, als wenn ich die Pfarrer, die Schullehrer und das Volk beobachtete. Dieſe Beobachtungen haben mich dann oft erheitert, belehrt, ermuntert, gewarnt. Ich kannte einen alten ehrwürdigen Pfarrer, der ſeine Predigten las. Einſt fand er's doch für nöthig, ſeine Gemeinen einmal auszuſchmälen. Er las auf dem Filiale die Strafpredigt ab, und ſetzte hinzu: Da habet ihr's nun, ihr Filialsleute. Aber denkt nicht, daß es denen drüben beſſer gehen ſoll. Die in der Mutterkirche ſollen es gleich eben ſo kriegen.

Bei einem andern Pfarrer hat ein Vater den Schullehrer verklagt, daß er ſeinen Sohn zu hart gezüchtigt hatte. Der Pfarrer kannte den Schullehrer und den Bauer. Er ſagt ruhig: Morgen früh um 8 Uhr komme ich in die Schule. Komme Er auch und ſehe Er, wie es dem Schullehrer geht. Der Pfarrer kommt. Der Bauer auch. Pfarrer. Herr Schullehrer, warum haben Sie den Sohn dieſes Mannes ſo hart gezüchtigt? Sch. Er hat ſich mir in Gegenwart aller Kinder widerſetzt. Die Kinder wiederholen es mit Ausdruck des Abſcheues. Pf. Welches Werkzeug haben Sie bei der Züchtigung gebraucht? Der Schullehrer zeigt ein dünnes, geſchmeidiges Stäbchen hervor, mit welchem er wohl Schmerzen verurſachen, aber nicht Schaden anrichten konnte. Pf. Herr Schulmeiſter! Was haben Sie gethan? Eine ſo grobe Widerſetzlichkeit nur ſo gelinde zu beſtrafen! Das iſt arg. Hier, Vater, nehme Er dieſes Stäbchen und gebe Er in Gegenwart aller Schulkinder ſeinem ungezogenen Sohne noch ſechs derbe Hiebe. Nachher erſt wollen wir Alle ſeinem Sohne vergeben. Der überraſchte Vater thut's. Und nicht leicht verklagte wieder Jemand den Schullehrer, wenn er nicht wichtige Urſachen hatte.

Ich hatte es als Anekdote gehört, aber nie geglaubt, daß nach dem ſiebenjährigen Kriege ein Pfarrer im Wittenberger Kreiſe gepredigt habe: „Ihr Bauern! Gott hat euch nun wieder Frieden geſchenkt. Aber ihr habet euch immer noch nicht gebeſſert. Wenn es ſo fortgeht, ſo muß Gott wieder Krieg ins Land ſchicken, dann geht es wieder: Prrpumpumpumpum,

Prrpumpumpumpum.“ Der Schullehrer auf dem Chore nimmt die Hand vor den Mund und trommpetet: Trrtängtängtängtäng. Der Pfarrer ſchreit erſchrocken: Herr Schulmeiſter iſt Er ein Narr? Der Schulmeiſter antwortet unerſchrocken: Herr Magiſter, wo Infanterie iſt, muß auch Cavallerie ſeyn. Dieß erzähle ich beim Kirchmeßſchmauſe eines benachbarten Pfarrers, ohne etwas Arges zu beſorgen. Auf einmal läuft die Hauswirthin weinend davon. Ich: Um Gottes willen, was widerfuhr der Frau Wirthin? Antw. Ja, wiſſen Sie denn das nicht? Den Streich, den Sie erzählten, hat ihr Vater in der Kirche gemacht.

Ein heftiger Pfarr-Adjunkt ſieht ſeiner Kanzel gegen über einen Bauerknecht ſich unanſtändig während der Predigt hinlegen. Er ſchreit ihn an: Richtet euch auf! Solche Stellungen mir gegenüber leide ich nicht. Der Knecht bleibt unbeweglich liegen. Der Pfarrer ärgert ſich, ſchließt bald, und läßt den Herrn des groben Menſchen kommen. Dieſer ſieht das Ungewitter voraus, will ihm entgehen und ſpricht zum Knechte: Jetzt iſt Neujahr. Ich bekomme einen andern Knecht, du einen andern Herrn. Ziehe ab. Um deinetwillen werde ich mir meinen Pfarrherrn nicht zum Feinde machen. Der Knecht zieht ab. Der Pfarrer iſt befriedigt. Aber Jener breitet in Altenburg am nächſten Markttage die Sage aus: Der Pfarrer in Y. habe ſich gehängt. Der Ruf wird allgemein. Aber an einigen Orten ſagt man, der **Emeritus**, (**male meritus**, der um Branntweins willen penſionirt war) habe es gethan, an andern der Adjunkt. Jeder hört's als Gerücht, das dem Andern dieß andichte. Ich war dabei, als **Emeritus** ſeine Penſion forderte. **Subst.** Für mich wär's gut, wenn Sie gethan hätten, was Ihnen die Welt Schuld giebt. **Em.** Sie giebt mir gewiß nichts Schlimmeres Schuld als Ihnen. **Adj.** Sie wiſſen es alſo nicht? Man erzählt überall, Sie hätten ſich gehängt. **Em.** Bewahre Gott, Herr Amtsbruder, Sie ſollen es gethan haben! Beide ſtanden wie aus den Wolken gefallen, bis ich ihnen die mir bekannte Sache aufklärte.

Zu viel Hitze iſt dem Pfarrer nicht gut. Zu viel Kälte wahrlich auch nicht. Der angeführte **male meritus** hatte eine Säuferin zur Frau, die ihn durchaus zum Saufen verleiten will. Ein benachbarter Pfarrer giebt ihm den Rath, hier helfe Nichts, er müſſe einmal zuſchlagen. Er verſpricht das zu thun. Nach einigen Wochen klagt er demſelben Freunde ſeine Noth. Dieſer: Ihnen iſt nicht zu helfen! Warum folgen Sie mir nicht? **Em.** (ganz ruhig:) Ja, Herr Amtsbruder, ich hab's ja verſucht. Es hat ſich aber umgekehrt. Ich habe die Schläge bekommen.

Das höchſte Ideal männlicher Ruhe ſtellte derſelbe Pfarrer bei folgender Gelegenheit auf: Das böſe Weib will ihn, da er ſich eingeſchloſſen hat, um Ruhe zu haben, nicht ſtudieren laſſen. Es iſt Winter. Sie heizt ſo fürchterlich ein, daß er alle Fenſter öffnen und nur bitten muß, ſie möge das Haus nicht anbrennen. Sie ſtellt ſich vor das Fenſter und ſchimpft in pöbelhaften Ausdrücken. Und er? Er ſetzt ſich an den Studiertiſch, und ſchreibt gelaſſen alle ihre Schimpfreden nach, um ſie dem kurfürſtlichen Conſiſtorium einzuſenden.

Ein anderer (ſonſt ſehr achtungswerther) Mann im Fürſtenthume Altenburg ſtand in dem Rufe der Einbildung auf ſeine Verdienſte. Den mußt du doch kennen lernen, dachte ich. In einem ſehr trockenen Sommer beſuchte ich ihn Sonntag Nachmittags. Unmittelbar nach dem Eintritte begann er: Herr Candidat, Sie kommen zu rechter Zeit. Ich muß Ihnen doch gleich das Gebet um Regen vorleſen, das ich ausgearbeitet, und meiner Gemeine vorgeſprochen habe. Ein junger Mann, wie Sie, muß hören, wie wir Erfahrenere es machen. Das Gebet war wirklich ſchön und kräftig. Aber das Selbſtlob empörte mich.

O, ſagte mein Bruder, das darf dich bei ihm nicht wundern. Er hat mir's nicht beſſer gemacht. Ich mußte, als ſeine Gattin geſtorben war, für einen Bauer ſeiner Gemeine eine Leichen-Predigt halten, auf die ich mich gar nicht hatte vorbereiten können. Ich extemporirte und gefiel. Er hatte das gehört, und machte mir das Compliment: Ihre extemporirte Predigt hat gefallen. Das macht Ihnen viel Ehre, in einer Gemeinde Beifall zu finden, die an ſehr gute Predigten gewöhnt iſt.

So beobachtete ich die Schwächen Anderer, wahrlich nicht um zu lachen, ſondern um mich warnen zu laſſen. Für gefährlich hielt ich nur Einen, bisher noch nicht Erwähnten. Dieſer wußte genau, was ich bei meinem letzten Zuſammenſeyn mit ihm geredet hatte. Er hielt ſich ein Buch, in welches er (wie er mir ſelbſt ſagte) an jedem Abende eintrug, wo er den Tag über etwas Merkwürdiges gehört hatte, um gelegentlich Gebrauch davon zu machen. Ich kam nicht wieder zu ihm.

Meine liebſten Freunde waren mein Bruder und Pfarrer Richter zu Eſchefeld. Von ihnen lernte ich Caſuiſtik. Sie erzählten dem lernbegierigen Dinter gern, was bisher in ihren Aemtern vorgekommen war, Ernſtes, Trauriges, Fröhliches. Sie lieferten mir Manches, was ich noch jetzt meinen Studenten als Beiſpiel erzähle, neben dem, was mir ſelbſt widerfahren iſt. Ich hörte, wie ſie den Katechumenen-Unterricht hielten, welche Grundſätze ſie dabei befolgten; was ſie bei den Krankenbetten, im Beichtſtuhle und bei andern amtlichen Handlungen für Erfahrungen machten. Ich verdanke Jenem, der noch lebt, und Dieſem, der längſt ſchläft, manche gute Lehre. Der Unerfahrene nahm ſich in Acht, dem Erfahrenen zu widerſprechen, und vermied dadurch die Pillen, wie ſie ein anderer etwas anmaßender Candidat verſchlucken mußte, der einen Pfarrer belehren wollte, was in dem oder jenem Falle zu thun ſey. Herr Candidat, ſo ſprach ein alter Prediger zu ihm, ſo reden Sie, ſo lange Sie ſich in drei Wochen einmal barbieren. Wenn Sie ſich, wie jetzt ich, in Einer Woche dreimal barbieren werden, dann urtheilen Sie gewiß anders.

Nur was ich etwa erfahren hatte, theilte ich ihnen mit. Z. B. Von Behauptung der Prieſterwürde erzählte ich das, was ein, Beiden bekannter, Mann gethan hatte. Er hatte einen Streit wegen einer unbedeutenden Holzangelegenheit, und legte ſich, indem er ſeinem Kirchenpatrone die Sache recht demonſtriren wollte, wohl Etwas zu horizontal auf ſeines Patrons Tiſch. Dieſer, der ihm vielleicht eher eine Lüge, als dieſe Unanſtändigkeit vergeben hätte, ſteht ernſt auf und ſpricht: Herr Pfarrer, Sie vergeſſen, daß Sie mir Ehrfurcht ſchuldig ſind! Ich bin Ihr Kirchen-Patron. Pf. in demſelben Tone: Herr Kirchen-Patron, Sie vergeſſen, daß Sie mir Ehrfurcht ſchuldig ſind. Ich bin Ihr Beichtvater!

Mit den Schullehrern kam ich damals ſehr wenig in Berührung. Der, welcher mir am Nächſten lebte, war ein ehrlicher, aber unbedeutender Mann. Er verſicherte mich ſelbſt, er werde müſſen einen Subſtituten annehmen, weil ihm das Glied ſteif würde, das der Schullehrer am Nothwendigſten brauche. Ich: Welches? Er: Die rechte Hand, dieſe brauche ich zum Orgelſpielen, zum Vorſchreiben, zum Zuſchlagen. Als ihm der nachherige Pfarrer verbot, die Bußpſalmen ſagen zu laſſen, gehorcht er nicht. Der Pfarrer kommt dazu, als der 51. Pſalm hergeſagt wird. Der Pfarrer ärgert ſich und wird unruhig. Doch hält er's aus bis zu den Worten: Baue die Mauern zu Jeruſalem. Bei dieſen ſpringt er auf und ſchreit: Ei, meinetwegen bauet Ihr ſie! Ich gebe keinen Groſchen dazu! Bauet Ihr dafür Eure Kirchhofsmauer! Das wäre klüger und nothwendiger! Von Stund an waren die Bußpſalmen abgeſchafft.

Einen anderen, ziemlich dicken Schullehrer fand ich bei einem Spaziergange nach meiner Vaterſtadt am Wege ſitzen in guter Ruhe. Ich fragte ihn: Ihre Kinder machen Ihnen wohl wenig Verdruß, da Sie ſo zunehmen? Er: was ſoll ich mich denn viel über die Kinder ärgern? Ich thue das meinige und denke: Ihr dummen Jungen, wenn Ihr nichts lernen wollet, es iſt mein Schade nicht. Ich bekomme mein Schulgetraide doch.

Der Cantor Bart und der Baccalaureus Koch, jener durch ſein Eingehen in die neuen Ideen der Zeit, dieſer durch die Herzlichkeit, die er in die alten Formen zu bringen wußte, waren mir vor vielen Andern achtbar.

Im Umgange mit dem Volke fühlte ich mich ſehr glücklich. Ich konnte nicht leicht vor Jemanden auf der Straße vorbeigehen, ohne ihm ein Geſpräch abzugewinnen. Ich lernte das Volk kennen. In der Zedlitzer Flur fuhr ein Bauer am Sonntage, in einer allerdings feuchten Zeit, Heu ein. Ich fragte ihn: Es iſt heute Sonntag und er fährt Heu ein. Wie will er das bei Gott verantworten? B. Ei was? Der Herr Jeſus hat geſagt, ich ſoll einen Eſel aus dem Waſſer ziehn am Sabbathtage. Mein Fuder Heu iſt mehr werth als ein Eſel. Ich hatte nichts einzuwenden.

Das Volk, das doch mit mir in keiner Verbindung ſtand, liebte mich, hatte Vertrauen zu mir, weil es mich gern predigen hörte, und weil ich mit jedem Kinde, das mir begegnete, freundlich ſprach. Man fragte mich oft um Rath. Eine Jungfer fragte mich, ob ſie den Meiſter Schmidt heirathen ſollte? Ich gab ihr den Rath, zu bedenken, daß der Mann ſechs Kinder habe. Das habe ich ſchon bedacht, ſagte ſie. Ich meine nun ſo: Wenn er ſie ſchon hat, ſo brauche ich ſie nicht erſt zu kriegen. Sie nahm ihn, wurde aber leider bald Wittwe. Warum? Die Sache iſt arg. Der baumſtarke Mann, der längſte im Dorfe, litt am Fieber. Ich wurde gebeten, ihn doch einmal (nicht als Geiſtlicher, ſondern als Freund) zu beſuchen. Ach, ſagte er, mir kann keine Arznei helfen! Ich: Woher weiß Er das ſo gewiß? Er: da meine erſte Frau ſo lange krank war, wechſelte ſie immer mit den Arzneien. Ich habe nun die Reſte alle aufgehoben, und jetzt, da ich krank wurde, habe ich's mit einem nach dem andern verſucht. Ich dachte, Eins muß doch das Rechte für meine Krankheit ſeyn. Aber nein! Es will mir keins helfen! Er ſtarb. Ich habe dieß nachher oft meinen Bauern erzählt, um ſie vor ähnlichen Thorheiten zu warnen.

Daß ich, verſteht ſich mit Genehmigung, aber ganz ohne Mitwirkung des Pfarrers, als Candidat einen Anhang neuer Lieder zum alten Geſangbuche einführte, will ich mir nicht zum Verdienſte anrechnen. Ich war Hauslehrer des Gutsherrn und Sohn des Gerichtshalters. Das gab allerdings meinen Worten Anſehen.

Aber Folgendes bleibt mir unvergeßlich. Ein ſiebenzigjähriger Mann hängt ſich, bloß weil ihn ein anderer, dem er zehn Thaler ſchuldig war, einen Spitzbuben geſcholten hatte. Die Schwiegertochter muß (um etwas Vergeſſenes nachzuholen), zurück ins Haus, und findet den Hängenden. Er wird losgeſchnitten und zum Leben gebracht. Zwei Tage nachher bitten mich ſeine Söhne, ihn zu beſuchen und aufzurichten. Ich: Das thue ich nicht, das iſt unſeres Herrn Pfarrers Sache. Er würde es für Eingriff in ſein Amt anſehen, wenn ich ihn beſuchen wollte. Sie: Eben darum brauchen wir Sie. Der Pfarrer hat ihn beſucht, und hat ihn ſo in die Hölle geworfen, daß er ſich, wenn der Pfarrer wieder kommt, gewiß noch einmal hängt. Hier war's nun freilich nöthig, daß ich hinging. Es galt Menſchenleben. Ich nahm die Sache von der natürlichſten Seite: Alter, Gott muß ihn doch ſehr lieb haben, da er die Umſtände ſo gelenkt hat, daß ſeine Schwiegertochter zurückkommen mußte, um ihn zu retten. Das fiel ihm auf. Genug, der Mann wurde beruhigt, und hat mich noch, da ich Pfarrer war, einigemal dankbar beſucht. Ich ging zum Pfarrer, um ihm zu ſagen, was ich gethan hatte, auch meine Verwunderung darüber nicht zu bergen, daß er den Mann ſo ſtreng behandelt habe. Pf. Wie ihr jungen Männer das verſteht! Er mußte ich ihn mit dem Geſetze angreifen. Nach einigen Tagen hätte ich das Evangelium ſchon nachkommen laſſen. Ich: Ja, wenn er ſich zum zweiten Male gehängt hätte.

Bisweilen nahm ich meinen Zögling mit zu den feinern Bauern-Familien, Göllnitz, Weiske und zum Müller. Er ſollte das Volk achten und lieben lernen.

So ging ich nicht ganz übel durch's Hauslehrer-Leben vorbereitet ins Pfarramt über. Im Ganzen iſt der Hauslehrerſtand als Mittel zwiſchen Akademie und Pfarrei nicht zu verachten. Der junge Mann entwöhnt ſich vom Studententone, lernt ſich fügen, lernt beſonders auf dem Lande ſich an's Volk anſchmiegen, beobachtet Pfarrer und Landadel, und ſammelt tauſend Erfahrungen, die ihm im Pfarramte nützlich ſind. Nur muß er ſich nicht zu einſeitig an das hohe Haus anſchmiegen, ſonſt gewöhnt er ſich an Bedürfniſſe, die er nachher nie befriedigen kann, fühlt ſich unter den Landleuten nicht glücklich, weil ſie den Hofton weder haben, noch erwiedern, noch verſtehen. Die Stunden, die ihm das Hauslehrer-Amt übrig läßt, muß er den Pfarrern, den Schullehrern, dem Volke widmen.

Einige Nebenperſonen, die mir in dieſem Zeitraume merkwürdig wurden, muß ich noch erwähnen: Die ehrwürdigen Großältern meines Zöglings, das Pflugkiſche Haus in Ehrenhayn, eine Familie, die an Humanität, an echtem Chriſtenſinne Wenige ihres Gleichen hatte. Sie ſtarben beide in der Zeit, da ich Führer ihres Enkels war. Sie wurden in ihrem Garten begraben, und die letzten Verſe der ihnen zu Ehren von mir gedichteten Geſänge, waren Zeugen meiner innigſten Empfindung. Der Eine:

So, wenn hinter'm Ulmenhaine nieder
Matter ſtrahlend uns die Sonne ſinkt,
Jauchzen jenſeits neue Jubellieder
Einer Welt, die Morgenſtrahlen trinkt.

Der andere, Anrede an die Laube, wo der Edle ruht:

Grün' unentweiht, ein Heiligthum für Alle,
    Die dir ſich nahn.
Des Enkels Enkel ſtaun' in deiner Halle
    Ihr Bildniß an.
Voll heil'ger Ehrfurcht ruf' er: Ach, ſie haben
    Vor langer Zeit
Hier einen edlen, edlen Greis begraben!
    Grün' unentweiht.

Neben dem Ernſten ſtehe etwas Luſtiges. Ich beſuchte mit meinem Zöglinge die Ställe des Gutes an einem der Feiertage. Auf einem Futterkaſten ſaß ein feſtlich gekleideter, bildſchöner Bauerjunge von ungefähr vierzehn Jahren. Ich frage ihn: Wer biſt du, mein Sohn? Er, faſt im Tone der gebildeten Welt: Ich habe die Ehre der Saujunge vom Hofe zu ſeyn. Der erſte Mann des Staates hätte mir ſeinen Stand nicht feierlicher ankündigen können, als hier der — Saujunge.

Auf dem dritten ſeiner Güter hatte mein Principal einen Pfarrer, der im 96ſten Jahre ſtarb, nachdem er drei Subſtituten gehabt hatte. Der letzte Subſtitut ſchreibt einmal an des Alten Stubenthür: Dieſer Jünger ſtirbt nicht. Der Alte ſchreibt darunter: So will ich, daß er bleibe, bis ich komme; Narre, was geht's dich an! Dieſer Alte hatte, um die Wäſche zu ſchonen, von jeher ſtatt der Tiſchtücher und Servietten die blauen Umſchläge der Zuckerhüte gebraucht.

Der Pfarrer in Ehrenhayn erzählte mir, er ſey als Gymnaſiaſt einſt von der Kanzel herab ein Hundsfott genannt worden. In N. bei Altenburg war ein alter Pfarrer geweſen, der immer etwas Halblächerliches in ſeine Predigten verwebt hatte. Die Gymnaſiaſten erfahren an einem Ferientage: Der Pfarrer zu N. hält heute eine Leichenpredigt. Sie gehen hinaus. Die Predigt ſelbſt geht ohne etwas Auffallendes hin. Der Schluß aber war: So viel mit euch, liebe Leichenbegleiter. Nun aber einige Worte mit Euch, ihr jungen Leute, die ihr gekommen ſeyd, um euch über einen alten Mann luſtig zu machen. Hierauf folgt eine derbe Strafpredigt, die ſich mit den Worten ſchließt: Da ich in Altenburg vom Gymnaſium abging, habe ich in fünf Sprachen valedicirt. Ihr Hundsfötter, was könnet Ihr? Amen.

Dem Altenburgiſchen Superintendenten L. war es bei demſelben Manne noch ſchlimmer gegangen. Der Superintendent will doch auch den berüchtigten Mann einmal predigen hören und zugleich ſich um den Zuſtand des dortigen Kirchenweſens bekümmern. Er kommt gerade am erſten Advents-Sonntage Der Pfarrer predigte: Damals zog Jeſus ein mit Hilfe eines Eſels. Heutzutage kommt er zu ſeiner Gemeinde durch die chriſtlichen Lehrer und Prediger. Nun gibt es von ihnen verſchiedene Arten: kleinere, wie ich bin. Aber Chriſtus hat auch in ſeinem Kirchendienſte große Kirchen-Eſel, dergleichen wir einen heute in unſerer Gemeine zu ſehen die Ehre haben. — Wer preiſet nicht unſere Zeiten glücklich, in denen ſolche Dinge unerhört, ja faſt unmöglich ſind. Die Nachricht iſt aus des Superintendenten Munde, der die Sache meinem Principale erzählt hat.

Meinen Schulkindern habe ich, um ihnen zu beweiſen, daß Fehler gegen die Rechtſchreiberei oft den ganzen Sinn entſtellen, erzählt, was damals ſich wirklich zutrug. Eine Dame äußert in einer Geſellſchaft, wo von Mandel-Krähen*) die Rede iſt, ſie habe noch nie einen ſolchen Vogel geſehen, und wünſche wohl einmal ein ſo ſchönes Thier ausgeſtopft zu erhalten. Der Hauswirth, ein reicher Gutsbeſitzer, ſchreibt unverzüglich an einen Jäger in der Lauſitz, und bittet, er möge ihm doch ſobald als möglich einige Mandel Krähen ſchicken. Dieſer befolgt den Befehl genau und ſendet mit der ordinären Poſt (nicht einige Mandel-Krähen), ſondern, wie es geſchrieben ſtand, 45, alſo drei Mandel Krähen, die ein ziemliches Porto koſteten.

Wie ein witziger Einfall bisweilen einen Fehler bedecken kann, davon habe ich meinen Bauernknaben oft auch ein in Bendorf mir vorgekommenes Beiſpiel erzählt. Der ſogenannte Kuhjunge, ich glaube er hieß St., ſchlief bei der Heerde ein. Der Herr Kammerherr reitet aus, um nach ſeiner Wirthſchaft zu ſehen, und findet das Vieh auf der Saat, und den jungen Menſchen ſchlafend. Er will nicht abſteigen, ſondern denkt: Auf den Abend ſoll er ſchon ſeine Strafe erhalten. Der Abend kommt. Ich ſtehe neben dem mit dem Straf-Inſtrumente bewaffneten Gutsherrn in der Hausthür des Schloſſes. Mein St. treibt ſo dicht als möglich an der entgegengeſetzten Seite des Hofes hin. P. St—ch! Komm her, ich will dir Etwas ſagen! St. Ach, gnädiger Herr, ſo ein dummer Junge, wie ich bin, braucht nicht Alles zu wiſſen! Und ſogkeich ſchleicht er in den Kuhſtall. Der Herr lachte laut über den Einfall und gab ihm ſtatt der Strafe einen Species-Thaler. (1⅓ Thlr. Preuß.)

Einem Bauer dagegen wäre ſeine witzig ſeyn ſollende, aber wirklich unwitzige Grobheit beinahe ſehr übel bekommen, wenn nicht eine Fürbitte des Superintendenten die Strafe abgewendet hätte. Es war Kirchenviſitation. Pfarrer und Schullehrer verklagten einen Bauer, daß er ſeinen 12jährigen Sohn ſo ſchlecht zur Schule halte. Der Knabe rücke dem Confirmanden-Alter entgegen, und könne noch nicht leſen. Der Mann wurde herbeigeholt. Anfangs war der Bauer bei allen Anklagen ſtumm. Nachher, als man in ihn drang, rief er: Mein Junge weiß die zehn Gebote. Mehr braucht er nicht zu wiſſen. Sp. Aber er kann noch nicht leſen! B. Kann wohl leſen! Sch. Das iſt nicht wahr! B. Kann wohl leſen. Steine lieſt er immer vom Felde weg. Der Kirchen-Patron rief erzürnt: Sollteſt du dem Hohenprieſter alſo antworten? und wollte ihn arretiren laſſen. Bloß des Superintendenten Fürwort rettete ihn.

Meinen Schulknaben in Dresden, von denen Viele die Ausſicht hatten, Herrenbediente zu werden, gab ich die Warnung: Wenn ihr in ein vornehmes Haus kommt, ſo bekümmert euch ja um die fremden Worte, die in der Sprache der Vornehmen vorkommen. Thuet ihr das nicht, ſo werdet ihr ausgelacht! Der Schreiber H. in Bendorf mußte, wenn große Geſellſchaften da waren, mit den zwei übrigen Bedienten bei Tiſche aufwarten. Einſt rief die Frau Kammerherrin: Präſentire Er die Sauce herum. — Mein H. wußte nicht, was für ein Ding das ſey, und ſah ſich verlegen um. Der Kammerherr merkt, wo es ihm fehlt und ſchreit: Die Titſche H., die Titſche! Freilich verſtand es nun H., aber er wurde laut ausgelacht. Ein andermal reichte er die Kerne der Melone als eßbar herum und die genießbaren Theile derſelben wollte er als Futter für Schweine in die Küche tragen. Von dieſer Zeit an wendete ſich H. an den ältern Bedienten Buch, einen geweſenen preußiſchen Soldaten. Dieſer wies ihn an, was zu thun und zu laſſen ſei, und H. wurde nicht mehr ausgelacht.

---

*) Manche ſchreiben Mantel-Krähen weil die Farbe ihres Gefieders faſt das Anſehen eines Mantels hat.

Dieſer Buch war ſtolz darauf, dem alten Fritz (wie er mit Ehrfurcht ihn nannte), gedient, und mehrmals bei ihm Schildwache geſtanden zu haben. Er war ſelbſt Zeuge der Derbheit geweſen, mit welcher der Kutſcher Pfund den König behandelt hatte. Er erzählte: Einſt rief der König ungeduldig von dem obern Stockwerke herab: Nun, Pfund, wird's bald? Der Kutſcher antwortete: Nun, nun, Ew. Majeſtät, ich kann nicht blaſen! Der König ließ ſich's gefallen und wartete.

Hans Karl Dippoldt

ward am 26. März 1783 in Grimma geboren, erhielt daſelbſt ſeine Schulbildung und ſtudirte darauf zu Leipzig und Jena. Nach vollendeter akademiſcher Laufbahn, wurde er 1809 Kuſtos der Univerſitätsbibliothek zu Leipzig und nahm im folgenden Jahre einen Ruf als Profeſſor der Geſchichte und Geographie am Gymnaſium zu Danzig an, wo er am 30. September 1811 in der Blüthe ſeiner Jahre ſtarb.

Er gab heraus:

Geſchichte des Grafen Egmond. Leipzig, 1810.
Leben Kaiſer Karls des Großen. Tübingen, 1810.
Skizzen der allgemeinen Geſchichte. Berlin, 1812, 2 Bde. (erſchien erſt nach ſeinem Tode.)
W. Coxe's Geſchichte des Hauſes Oeſtreich (mit Ad. Wagner.) Amſterdam und Leipzig, 1810—12, 2 Bde.
Allgemeines hiſtoriſches Archiv. Tübingen, 1811. 2 Hefte (gemeinſchaftlich mit F. A. Koethe.)

D's hiſtoriſchen Leiſtungen fehlt vorzüglich tieferes Forſchen und ein gründliches Quellenſtudium; ein Mangel, der durch den ihm eigenthümlichen anmuthigen Styl und ſeine lebendige und beſeelte Darſtellung nicht erſetzt wird.

Johann Samuel Diterich

ward am 15. December 1721 in Berlin geboren, ſtudirte Theologie zu Frankfurt an der Oder und Halle und bekleidete nach einander ſeit 1748 die drei Predigerſtellen an der Marienkirche in Berlin. Im Jahre 1763 wurde er zum Beichtvater der Königin und 1770 zum Oberconſiſtorialrath ernannt. Er ſtarb in ſeiner Vaterſtadt am 14. Januar 1797.

Seine Schriften ſind:

Zwei und vierzig neue Lieder und 26 Nachahmungen oder Bearbeitungen älterer Lieder in den Liedern für den öffentlichen Gottesdienſt und dem Geſangbuch für die häusliche Andacht. Berlin 1765 und 1787.
Unterweiſung zur Glückſeligkeit. N. A. Berlin, 1788.
Andachten für Chriſten die zum heil. Abendmahl gehen. Berlin, 1775.

Ein würdiger Diener des göttlichen Wortes, der ſich zu ſeiner Zeit, ſowohl durch eigene Productionen, wie durch talentvolle Umſchmelzungen älterer geiſtlicher Geſänge, ausgezeichnete Verdienſte um die Verbeſſerung des Kirchenliedes erwarb.

Johann Christoph Döderlein,

einer der berühmteſten deutſchen Theologen des achtzehnten Jahrhunderts ward am 20. Januar 1745 zu Windsheim geboren, ſtudirte Theologie und wurde nach kaum zurückgelegter akademiſcher Laufbahn 1768 Diakonus an der Hauptkirche ſeines Geburtsortes. Im Jahre 1772 erhielt er einen Ruf als Profeſſor an der Univerſität zu Altdorf, und ging 1782 in gleicher Eigenſchaft nach Jena, wo er am 2. December 1792 ſtarb.

Von ihm erſchien im Drucke:

Auserleſene theologiſche Bibliothek. 4 Bde. Leipzig, 1780—92; fortgeſetzt unter dem T.: Theologiſches Journal. 1. Bd. Nürnb., 1793.
Ueber die chriſtliche Fürbitte. Jena 1781.
Unterweiſung in den Lehrwahrheiten der chriſtlichen Religion. 2 Thle. Nürnb., 1791.
Predigten. Halle, 1777.
Chriſtlicher Religionsunterricht nach den Bedürfniſſen unſerer Zeit. 2 Thle. Nürnberg, 1785—1803. — (Die 5 erſten nur ſind von D.)
Kurzer Entwurf der chriſtlichen Sittenlehre. Jena, 1789.
Fragmente und Antifragmente u. ſ. w. 2 Thl. Nürnberg, 1782.
Einzelne theologiſche Abhandlungen. Flugſchriften u. ſ. w.

Döderlein's Verdienſte als Theolog zu charakteriſiren wäre hier am unrechten Orte, es genüge daher, zu bemerken, daß er zu einer Zeit, wo die Gottesgelehrtheit ſich in engen Banden befand, einer der thätigſten gründlichſten und einſichtigſten Beförderer der Entwickelung des vernunftgemäßen Chriſtenthums in Deutſchland war, und in dieſer Hinſicht einen eben ſo wichtigen als heilbringenden Einfluß auf ſeine gelehrten wie auf ſeine ungelehrten Glaubensgenoſſen ausübte. Als Kanzelredner fehlte es ihm jedoch an Kraft und Feuer; er verfiel in ſeinen Predigten zu oft in eine gewiſſe ſüßliche Sentimentalität, welche in jenen Tagen wohl den Beifall Einzelner ſich erwarb, aber ohne dauernden Eindruck auf die Menge blieb.

Chriſtian Wilhelm von Dohm,

berühmt als Staatsmann wie als Schriftſteller, ward am 11. December 1754 zu Lemgo geboren. Der frühe Verluſt ſeiner Eltern erſchwerte ſeine Jugend. Doch überwand er glücklich alle Hinderniſſe, zeichnete ſich bereits auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt durch Fleiß und Talent aus und bezog 1769 die Univerſität Leipzig, um ſich der Theologie zu widmen, die er indeſſen bald mit der Jurisprudenz vertauſchte. Ohne die ſogenannten Brodſtudien zu vernachläſſigen, beſchäftigte er ſich während ſeiner akademiſchen Jahre eifrig mit Philoſophie, Mathematik und Geſchichte, und begab ſich dann 1771 zu Baſedow, um denſelben bei deſſen philanthropiſchen Bemühungen zu unterſtützen. Im folgenden Jahre kehrte er zur Vollendung ſeiner Studien nach Leipzig zurück und ging darauf 1773 als Pagenhofmeiſter bei dem Prinzen Ferdinand von Preußen nach Berlin. Dieſes Amt gab er aber ſehr bald wieder auf, beſchäftigte ſich eine Zeitlang mit literäriſchen Arbeiten und beſuchte darauf noch Göttingen, um ſich in ſeinen juriſtiſchen und publiciſtiſchen Kenntniſſen völlig auszubilden. Hier verband er ſich 1776 mit Boje zur Herausgabe des deutſchen Muſeums und arbeitete an einer Geſchichte der Engländer und Franzoſen in Oſtindien, welche jedoch unvollendet blieb. Im Herbſte 1776 nahm er einen Ruf als Profeſſor am Collegium Carolinum in Kaſſel an und lehrte hier mit großem Erfolge drei Jahre lang Finanzwiſſenſchaften und Statiſtik. Endlich ging ſein Wunſch, in preußiſchen Staatsdienſt zu treten, in Erfüllung; er ward 1779 im geheimen Archiv zu Berlin mit dem Titel eines Kriegsrathes angeſtellt und zu manchen wichtigen Verhandlungen gebraucht. Schnell ſtieg er nun von Stufe zu Stufe, ward preußiſcher geheimer Kreisdirectorialrath, Geſandter im niederrheiniſch-weſtphäliſchen Kreiſe, Miniſter am kurkölniſchen Hofe und in den Adelſtand erhoben und wirkte mit Kraft und Beifall auf dieſem verwickelten Poſten. Nachdem ihn der Revolutionskrieg zwei Mal aus den Rheingegenden vertrieben hatte, nahm er ſeinen Wohnſitz 1795 zu Halberſtadt und ging 1797 als dritter preußiſcher Geſandter nach Raſtadt, wo er den bekannten Bericht über die Ermordung der franzöſiſchen Geſandten (1799) entwarf. Nach dem Luneviller Frieden beauftragte ihn ſein Staat mit der Organiſirung der Reichsſtadt Goslar und ernannte ihn bald darauf (1804) zum Präſidenten der eichsfeld-erfurtiſchen Kriegs- und Domainenkammer in Heiligenſtadt. Hier blieb er auf ausdrücklichen Befehl auch nach der Schlacht von Jena und trat darauf 1807 in den Staatsdienſt des Königs von Weſtphalen, der ihn 1808 zum Geſandten am Hofe zu Dresden ernannte. Eine ſchwere Krankheit bewog ihn zwei Jahre ſpäter ſeinen Abſchied zu nehmen; er zog ſich auf ſein Gut Puſtleben bei Nordheim zurück und verbrachte den Reſt ſeiner Tage mit literäriſchen Beſchäftigungen. Sein Tod erfolgte am 29. Mai 1820.

Seine Schriften ſind:

Geſchichte der Engländer und Franzoſen im öſtlichen Indien. Leipzig, 1776. 1. Thl.
Materialien zur Statiſtik und neueſten Staatengeſchichte. Lemgo, 1777—85. 5 Liefrgn.
Geſchichte des bairiſchen Erbfolgeſtreits. Frankfurt und Leipzig, 1779. 4.
Ueber die deutſche Literatur. Berlin, 1780.
Ueber die bürgerliche Verbeſſerung der Juden. Berlin, 1781—83. 2 Thl.
Ueber den deutſchen Fürſtenbund. Berlin, 1785.
Denkwürdigkeiten meiner Zeit. Lemgo und Hannover, 1814—19. 5 Thle.
Einzelne Abhandlungen und Aufſätze im deutſchen Muſeum u. ſ. w.

D. war einer der edelſten und kräftigſten Männer ſeiner Zeit, der in ſeinen Schriften ſtrenge Wahrheitsliebe, Scharfblick, gründliche Kenntniſſe und große Gewandtheit mit einer reinen und vortrefflichen Darſtellung verband und einer der Erſten zeigte, wie der Deutſche Wiſſenſchaft und Leben verbinden müſſe. Sein mit Wohlwollen und ſchöner Freiſinnigkeit abgefaßtes Werk, über die bürgerliche Verbeſſerung der Juden, verdiente größere Beherzigung in unſeren Tagen, nicht bloß die Anerkennung, die ihm zu Theil geworden iſt.

Vgl. Gronau, Dohm nach ſeinem Wollen und Handeln. Lemgo, 1824.

Jakob Dominikus

ward am 10. Nov. 1764 zu Rheinbergen geboren, ſtudirte Philoſophie und Jurisprudenz und erhielt 1790 eine außerordentliche Profeſſur der Philoſophie an der Univerſität Erfurt. Im Jahre 1802 wurde er ordentlicher Profeſſor daſelbſt und nach Aufhebung der Univerſität 1810 Kammerdirector, Finanz- und Domainenrath. 1817 in gleicher Eigenſchaft nach Coblenz verſetzt, ſtarb er dort am 17. Juli 1819.

Er gab heraus:

Ueber Weltgeſchichte und ihr Princip. Erfurt, 1790.

Erfurt und das erfurtiſche Gebiet. Gotha, 1793. 2 Thle.
Don Emanuel, König von Portugal. Leipzig, 1795.
Ferdinand, Herzog von Alba. Leipzig, 1796. 2 Thle.
Heinrich IV. König von Frankreich. Zürich, 1797. 2 Thle.
Der Kampf um Europens Stiefel. Erfurt, 1800.
Ueber die Feier der Geburtstage bei den Alten. Erfurt, 1807.

Ein talentvoller Hiſtoriker, deſſen biographiſche Arbeiten ſich vorzüglich durch gute Darſtellung, Scharfſinn und gründliches Wiſſen vortheilhaft auszeichnen.

Georg Christian Wilhelm Asmus Döring

ward am 11. December 1789 in Kaſſel geboren und erhielt früh daſelbſt eine Anſtellung als Hoftheaterdichter. Im Jahre 1815 verließ er jedoch ſeine Vaterſtadt und nahm 1815 ſeinen Wohnſitz in Frankfurt am Main, von wo er 1818 die Schweiz und Italien beſuchte. 1820 begleitete er den Prinzen Alexander von Witgenſtein nach Bonn und kehrte darauf wieder nach Frankfurt am Main zurück, wo er (Dr. phil., H. Meiningiſcher Legationsrath und Fürſtl. Sayn-Witgenſtein'ſcher Hofrath) am 10. October 1833 ſtarb.

Seine Schriften ſind:

Weißagung der Pythia. Kaſſel, 1814.
Die Halle des Ruhms. Kaſſel, 1814.
Die Weihe des Siegers. Frankfurt, 1815.
Die freie Flur am Main. Frankfurt, 1818.
Das Kaleidoſcop. Frankfurt, 1819.
Cervantes. Drama. Frankfurt, 1819.
Offenbacher Taſchenbuch fü 1820—22.
Ludwig XVI. Frankfurt, 1820.
Poſa. Trauerſpiel. Frankfurt, 1820.
Phantaſiegemälde. Frankfurt, 1822. fgde., fortgeſetzt von E. Döller.
Der treue Eckart. Trauerſp. Frankfurt, 1822.
Frühlinsklänge. Leipzig, 1822.
Zenobia. Frankfurt, 1823.
Freikugeln. Kaſſel, 1824.
Das Geheimniß des Grabes. Frankfurt, 1824.
Zwei Luſtſpiele. Amberg, 1825.
Frauentaſchenbuch. Nürnberg, 1825.
Alpenroſen. Kaſſel, 1826.
Albrecht der Weiſe. Nürnberg, 1826.
Stimmen des Lebens. Frankfurt, 1827.
Sonnenberg. Novelle. Frankfurt, 1828. 3 Thle.
Wanderleben. Kaſſel, 1828.
Dichterbündniß. Kaſſel, 1829.
Drei Nächte. Novellen. Leipzig, 1829. 2 Thle.
Die Mumie von Rotterdam. Frankf. 1830. 2 Thle.
Der Hirtenkrieg. Frankfurt, 1830. 3 Thle.
Freundestroſt. Kaſſel, 1830.
Novellen. 4 Thle. Frankfurt, 1831.
Das Kunſthaus. Novelle. Frankfurt, 1831. 3 Thle.
Van Speyck. Frankfurt, 1831.
Das Opfer von Oſtrolenka. Frankfurt, 1832. 3 Thle.
Roland von Bremen. Frankfurt, 1832. 3 Thle.
Tage der Vorzeit. Dramat. Gedichte. Frankfurt, 1833.
Erzählungen. 4 Thle. Frankfurt, 1833.
Die Geiſelfahrt. 3 Thle. Frankfurt, 1833.
Dramatiſche Novellen. Frankfurt, 1833. 4 Thle.

Als dramatiſcher Dichter ſtrebte D. beſonders dem Vorbilde Schillers nach, doch fehlte es ihm zu ſehr an Kraft und Tiefe, und ſeine tragiſchen Arbeiten, durch nichts als eine gebildete Sprache ausgezeichnet, ſind daher als die ſchwächſten Leiſtungen ſeiner Muſe zu betrachten. Größeren Beifalls erfreuten ſich einige kleinere Luſtſpiele, in welchen ſich Leben und Bühnengewandtheit beurkundet. Am Glücklichſten war er als Erzähler, beſonders in denjenigen ſeiner Romane, in welchen er geſchichtliche Gegenſtände behandelte und ſich Walter Scott zum Muſter nahm. Unter dieſen möchte ſein Sonnenberg als die gelungenſte Leiſtung zu betrachten ſeyn. — Im Allgemeinen beſaß D. ein hübſches und gefälliges Talent, Gewandtheit, Phantaſie und Erzählungsgabe. Doch ſchadete ihm wie ſo Vielen in Deutſchland unendlich, daß er für den Erwerb ſchreiben und deshalb unabläſſig ſchaffen mußte, wobei ihm keine Muße blieb, ſeinen Productionen Ruhe und Reife angedeihen zu laſſen.

Heinrich Döring

ward den 5. May 1789 in der ehemaligen freien Reichsſtadt Danzig geboren. Sein Großvater väterlicher Seite war der dortige Rathsherr und Kämmerer Johann Georg Döring, deſſen Verdienſte Schlichtegroll gewürdigt hat;*) ſein Großvater mütterlicher Seite der Rathsherr und nachherige Bürgermeiſter Michael Groddeck, den Friedrich Wilhelm III. 1798 in den Adelsſtand erhob.**) Seinem Vater, dem Kaufmann Johann Samuel Döring, verdankte er eine ſorgfältige Erziehung durch Privatlehrer, die ihn beſonders in den ältern und neuern Sprachen unterwieſen. Früh gewann er die engliſche und franzöſiſche Literatur lieb. Neigung für Poeſie und wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen entfremdete ihn dem Handelsſtande, welchem er ſich, dem väterlichen Wunſche gemäß, einige Jahre gewidmet hatte. Im J. 1811 trat er in das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt. Unter ſeinen Lehrern gewannen beſonders F. Th. Rink und der zu früh verſtorbene Hiſtoriker H. K. Dippoldt, einen entſchiedenen Einfluß auf ſeine Bildung. Seit dem Jahr 1814 widmete er ſich zu Jena dem Studium der Theologie, beſchäftigte ſich aber, durch Goethe, Falk und Knebel, beſonders durch letzteren mehrfach angeregt, vorzugsweiſe mit den ſchönen Wiſſenſchaften. Die Bekanntſchaft mit Ludwig Wieland, dem Sohn des Dichters, veranlaßte ihn 1817 nach Weimar zu gehen, wo er, in Bertuchs Hauſe wohnend, Antheil nahm an der Herausgabe des Weimariſchen Oppoſitionsblattes. Mit dem Schluſſe des genannten Jahres kehrte er jedoch wieder nach Jena zurück, wo er ſeitdem als Doctor der Philoſophie und Privatgelehrter lebt.

---

*) S. deſſen Nekrolog auf d. J. 1792. Bd. 2. S. 198. u. ſ. w.

**) S. Löſchin's Geſchichte Danzigs. (Danzig 1825) Th. 2. S. 325. Vergl. S. 248. 258. 269. 272. 319.

Seine Schriften ſind:

Gedichte. Jena, 1816.
London und ſeine Bewohner. Aus d. Franzöſiſchen. Weimar, 1818.
Hulda, ein Taſchenbuch. Jena, 1818.
Kleine Romane und Erzählungen. Jena, 1818.
Satyriſch-humoriſtiſche Gedichte. Leipzig, 1820.
Manfred, Trauerſpiel von Lord Byron. Zwickau, 1821.
Denkwürdigkeiten der geheimen Geſellſchaften in Unteritalien, insbeſondere der Carbonari. Weimar, 1822.
Friedrich v. Schillers Leben. Weimar, 1822. 2. Aufl. Ebd. 1824.
Bibliſche Gemälde, Legenden, Balladen und vermiſchte Gedichte. Danzig, 1822.
Der Seeräuber, von W. Scott. Zwickau, 1822. 5 Bdchn. N. A. Ebd. 1825.
Ipſiboë. Roman von Arlincourt. Leipzig, 1823. 3 Bde.
Pflicht und Gewiſſen. Trauerſpiel von A. Freih. v. Seckendorff. Metriſch bearbeitet. Leipzig, 1823.
Der Alterthümler, von W. Scott. Zwickau, 1823. 4 Bdchn. N. A. Ebd., 1826.
J. G. v. Herders Leben. Weimar, 1823. 2. Ausgabe Ebd. 1829.
Das Schloß von Pontefract. Hiſtor. Roman. Leipzig, 1824. 3 Bde.
Quentin Durward, von W. Scott. Zwickau, 1824. 5 Bdchen. N. A. Ebd. 1827.
Redgauntlet, von W. Scott. Jena, 1824. 3 Bde.
Sardanapal. Trauerſpiel von Lord Byron. Zwickau, 1825.
Der Gjaur. Bruchſtück einer türkiſchen Erzählung von Lord Byron. Zwickau, 1825.
Klopſtocks Leben. Weimar, 1825.
Lebensbeſchreibungen berühmter brittiſcher Dichter und Proſaiſten, von W. Scott. Leipzig, 1826.
Erzählungen der Kreuzfahrer, von W. Scott. Zwickau, 1826. 6 Bdchen. N. A. Ebd. 1828.
J. P. Fr. Richters Leben. Gotha, 1826. (Vermehrt und erweitert, Leipzig, 1830 — 1832. 2 Bde.)
Der letzte der Mohikaner, von Cooper. Frankf. a. M. 1826. 6 Bdchen.
Macduffs Kreuz, Drama von W. Scott. Zwickau, 1826.
G. A. Bürgers Leben. Berlin, 1826.
Die Schule der Frauen, Luſtſpiel von Moliére. Zwickau, 1827.
Schwänke, ſcherzhafte Gedichte und Poeſien ernſterer Gattung. Danzig, 1828.
J. W. v. Goethe's Leben. Weimar, 1828. N. verm. Ausgab. Ebd. 1833.
A. v. Kotzebue's Leben. Weimar, 1830.
Die deutſchen Kanzelredner des 18. u. 19. Jahrhunderts. Neuſtadt a. d. O. 1830.
Gallerie deutſcher Dichter und Proſaiſten. 1. Bd. Gotha, 1832.
Die gelehrten Theologen Deutſchlands, im 18. u. 19. Jahrhundert. Neuſtadt a. d. O. 1831 — 1835. 4 Bde.
C. F. Gellerts Leben. Greiz, 1833.
Fr. v. Matthiſſons Leben. Zürich, 1833.
Joh. Heinr. Voß. Nach ſ. Leben u. Wirken dargeſtellt. Weimar, 1834.
Fr. v. Schillers auserleſene Briefe. Zeitz, 1834. N. verm. Ausgabe, Ebd. 1835. 3 Bdchen.
Nachleſe zu Fr. v. Schillers ſämtlichen Werken. Zeitz, 1835.
Rußlands Helden. Leipzig, 1835. *),
Joh. v. Müllers Leben. Zeitz, 1835.

Zu der deutſchen Ueberſetzung von Shaſkpear's Werken in Einem Bande (Schneeberg 1835) hat D. 11 Stücke geliefert; außerdem Beiträge zu dem Weimarſchen Modejournal, der Frauenzeitung, der Thusnelde, den Zeitſchwingen, der Abendzeitung, dem Geſellſchafter, den Zeitgenoſſen, dem deutſchen Ehrentempel, der Erſch-Gruberſchen Encyclopädie, dem Taſchenbuch für Lieb' und Freundſchaft, dem Coburger Taſchenbuch u. a. m.

(Bis hieher von Hrn. D. Döring ſelbſt mitgetheilt.)

H. Döring hat ſich vorzügliches Verdienſt durch ſeine Biographieen berühmter Männer, beſonders deutſcher Dichter erworben, da er in denſelben emſigen Fleiß, zarte Discretion, Unpartheilichkeit und Würde mit anmuthiger Darſtellung zu vereinen wußte. — Als Ueberſetzer arbeitet er mit Kenntniß und Geſchmack. Als lyriſcher Dichter zeigt er ein glückliches Talent für das komiſche Genre, das er mit großer Gewandtheit zu behandeln verſteht, doch findet ſich unter ſeinen ernſten Poeſien ebenfalls manches Gelungene.

Carl Auguſt,*)

Großherzog von Sachſen-Weimar.

Schwer iſt's, auf dem Throne das rein Menſchliche zu ergreifen und feſtzuhalten — auf den Höhen irdiſcher Gewalt ſich den ſichern und klaren Blick in die verſchlungnen Verhältniſſe und mannigfachen Anfoderungen des bürgerlichen Lebens zu gewinnen. Daher zeigt uns die Geſchichte eher zehn ruhmvolle Eroberer, Geſetzgeber und Neubegründer mächtiger Staatsverhältniſſe, als Einen milden Genius, der Geiſteshoheit und weiſen Machtgebrauch mit dem ſanftern Zauber friedlichen Wohlwollens vereinigt und in dem Fürſten nie den Menſchen vergeſſen hätte.

Einem ſolchen Genius begegnen wir in Carl Auguſt, und wenige thatſächliche Umriſſe werden genügen, einem Fürſten, deſſen ganzes Daſeyn That war, und dem längſt das ſchönſte Denkmal in aller Herzen errichtet iſt, auch hier eins zu ſetzen.

Glorreichen Ahnen entſproſſen (den 3. September 1757), hatte Carl Auguſt das Schickſal, ſeinen Vater nie kennen zu lernen. Schwächlich, zur Auszehrung geneigt, verſchied Ernſt Auguſt Conſtantin bereits den 28. Mai 1758, als ſein erſtgeborener Prinz Carl Auguſt erſt neun bis zehn Monden zählte. Ihn — das erſte Hoffnungspfand eines faſt erlöſchenden Fürſtenhauſes — begrüßte zwiefacher Jubel, und bald nachher ward er zum Herrſcher berufen.

Die Obervormundſchaft über das Land war theils durch ſeines Vaters Teſtament, theils durch kaiſerlichen Spruch (den 3. Auguſt 1759) der in dieſem Augenblicke ſelbſt noch unmündigen Herzogin Anna Amalia zugefallen. Sechzehn Jahre hindurch führte dieſe, durch Geiſt und Herz gleich ausgezeichnete Fürſtin, das Miniſterium ihres verſtorbenen Gemahls beibehaltend, die obervormundſchaftliche Regierung. Ihre angeborne Weisheit, Milde und Beſonnenheit zeigte ſich beſonders in jener furchtbaren Periode des ſiebenjährigen Krieges, wo Theurung, Hungersnoth und Seuchen wetteiferten, das Land zu erſchöpfen. Jene Uebel aber hatte ſie durch ihre ſeltne Klugheit und durch ihr weiſes Benehmen gegen den damaligen Hauptfeind ihres Landes, Friedrich II, der ihr mütterlicher Oheim war, wo nicht abzuwenden, doch zu erleichtern geſucht. Mit der Zärtlichkeit einer Mutter und der Sorgfalt einer Fürſtin leitete ſie die Erziehung Carl Auguſts und ſeines Bruders Conſtantin, der erſt nach ſeines Vaters Tode geboren worden war. Beiden wurde von Friedrich II. der Graf Görz als Oberhofmeiſter empfohlen. Ihm ſtanden als Lehrer und beſtändige Aufſeher der Prinzen die beiden ſchätzbaren Gelehrten Seidler und Hermann zur Seite*). Wie Fenelon einſt für Frankreichs Dauphin ſeinen Telemach ſchrieb, ſo dichtete Wieland für Carl Auguſt und deſſen Bruder den goldnen Spiegel oder die Könige von Scheſchian, als Inbegriff alles Nützlichen und Edlen, was die Großen aus der Geſchichte der Menſchheit zu lernen haben. Auch mit der Wahl des Herkules, die er damals ſchrieb, verband Wieland einen pädagogiſchen Zweck.

Unter ſolchen Männern ward Carl Auguſt zu perſönlicher Aufopferung und vorurtheilsfreiem Streben, zur

---

*) Bei Ueberreichung dieſes Werks an Ihre Kaiſerliche Hoheit, die Frau Großherzogin von Sachſen-Weimar, erhielt der Verfaſſer eine goldene Doſe, begleitet von einem eigenhändigen Handſchreiben.

*) S. den Deutſchen Ehrentempel. Herausgegeben von Wilhelm Hennings. Bd. XI. S. 48. flg.

**) Beide beſchloſſen, jener als Conſiſtorialrath, dieſer als Legationsrath und Aufſeher des Münzkabinets rühmlich und geachtet ihre Laufbahn zu Weimar.

Liebe für Kunſt und Wiſſenſchaft und zu jeder menſchlich-ſchönen Tugend herangebildet. Frühzeitig hatte ſich ſein lebhafter Geiſt entwickelt, und ſchon in ſeinem jugendlichen Alter mußte man die Schnelligkeit bewundern, womit er jede Idee auffaßte und in das Innerſte eines Gegenſtandes eindrang. Ihm, dem mehr an dem Weſen der Dinge als an ihrer Form lag, mochte wohl die Lehrmethode jener Zeit nicht immer zuſagen, und es iſt wohl glaublich, was die Tradition von ihm überliefert: daß er ſich zuweilen die Unzufriedenheit ſeiner Lehrer zugezogen habe. Wohl aber verdient es erwähnt zu werden, daß Carl Auguſt ſchon in ſeinem vierzehnten Jahre dem großen Friedrich das Urtheil abgewann: „er habe noch nie einen jungen Menſchen von dieſem Alter geſehen, der zu ſo großen Hoffnungen berechtige.“ *)

Geſundheit und eine treffliche Conſtitution begünſtigte die Entwickelung ſeines Geiſtes, die ſelbſt durch die zwangvolle Etikette nicht gehemmt werden konnte, die damals am Weimariſchen Hofe ſowohl im äußern Benehmen, als in der Kleidung herrſchte. Dieſe beſtand, nach noch vorhandenen Gemälden Carl Auguſts aus jener Periode, in einem ſtarr geſtickten Rocke mit langen Schößen und Aufſchlägen, in einer eben ſo geſtickten langen Weſte, in einem Degen mit einer Menge Bandſchleifen, in einem großen Federhut unter'm Arm und in ſeidnen Strümpfen mit abgeſtumpften Schuhen und großen ſilbernen Schnallen. Der Kopf war mit einem hohen, wohlgekräuſelten Toupet und zwei dicken Locken, beide mit Puder und Pommade reichlich durchknetet, geſchmückt und den ganzen Putz vollendete ein großer Haarbeutel.

Den weſentlichſten und heilſamſten Einfluß auf ſein ganzes Leben hatte eine Reiſe, die Carl Auguſt, gegen das Ende ſeiner Minderjährigkeit, von dem Grafen v. Görz und dem nachmaligen Oberſtallmeiſter v. Stein begleitet, in's Ausland machte. Sie dauerte vom Herbſt 1774 bis zu Johannis 1775. Wichtig für Carl Auguſts höhere Geiſtesausbildung war die in Paris angeknüpfte Bekanntſchaft mit d'Alembert, Diderot und andren berühmten Gelehrten. Auch beſuchte er die trefflichen Anſtalten für Wiſſenſchaften und Künſte, die ſich damals ſchon in der Hauptſtadt Frankreichs befanden, und eignete ſich manches davon an. Den Geſchmack für eine wohleingerichtete Bühne hatte er gleichfalls ſeinem Aufenthalte in Paris zu danken.

Auf der eben erwähnten Reiſe lernte Carl Auguſt die Landgräfin Louiſe von Heſſen-Darmſtadt kennen, und ihr ſanfter, liebenswürdiger Charakter, verbunden mit einem zarten Sinn für Wiſſenſchaft und Kunſt, bewog ihn, ſich bald nachher um ihre Hand zu bewerben.

In Frankfurt am Main öffnete ſich ſein, nicht nur für Liebe, ſondern auch für Freundſchaft empfängliches Herz einem hochgeſinnten jungen Manne, deſſen geniale Schriften, ungeachtet einer gegen Wieland gerichteten Satire**), ihm mit lebhafter Achtung erfüllt hatten. Herzlich lud Carl Auguſt den jungen Autor im December 1774 zu ſich ein, und bald nachdem er die Regierung angetreten (den 3. September 1775) und den 3. October des genannten Jahres ſeine Vermählung gefeiert hatte, gewann er (den 7. November 1775) an Göthe fürs ganze Leben den treuſten Diener und vertrauteſten Freund, ja einen ausgezeichneten Schmuck ſeiner Regierung, wie kein anderes Land ihn aufzuweiſen vermag.

Ein ſolcher Gewinn mußte ihm einigermaßen Erſatz bieten für das bittere Gefühl, womit Carl Auguſt ein Jahr zuvor (d. 6. Mai) das Weimariſche Schloß mit einer Menge von Kunſtſchätzen, namentlich vielen Gemälden von Lucas Kranach, hatte in Flammen auflodern ſehen.

Kaum hatte Carl Auguſt ſeine Regierung angetreten, als er ſich aus eigner Einſicht von der Nothwendigkeit überzeugte, manche veraltete und unbrauchbar gewordene Einrichtungen abzuſchaffen. Sein erſtes Beſtreben war daher dahin gerichtet, geiſt- und talentvolle Männer um ſich zu verſammeln, um ihm bei der Ausführung ſeiner Ideen in Staats- und Kirchenangelegenheiten behülflich zu ſein. Wie ſehr er das für einen Regenten unſchätzbare Talent beſaß, Menſchen gehörig zu würdigen und ihnen gerade da, wo ſie am meiſten nützen können, ihren Platz anzuweiſen, zeigte Carl Auguſt, als ſeine Wahl auf Herder, Griesbach, v. Knebel u. a. ausgezeichnete Männer fiel, die er aus der Ferne zu ſich berief. Die Geheimen Räthe der vormundſchaftlichen Regierung v. Fritſch, Greiner und Schmidt behielt der junge Fürſt in gerechter Anerkennung ihres Werths und ihrer Kenntniß in der Geſchäftsführung bei. Ihr Rath unterſtützte ihn, als ſich ſein Hauptaugenmerk auf die Verwaltung der Rechtspflege lenkte. Schon im December 1775 erſchien eine neue Proceßordnung, und zwei Jahre ſpäter ein Reſcript zur Sicherſtellung des Vermögens der Abweſenden. Daran knüpften ſich manche wohlthätige Einrichtungen für das Wohl des Landes in geiſtiger, wie in phyſiſcher Hinſicht. Carl Auguſt kam zuerſt auf den Gedanken (1784) das Waiſenhaus ſeiner Reſidenz in ein Waiſeninſtitut abzuändern, wodurch die öffentliche Erziehung verlaſſener Kinder in Familienkreiſen bewirkt wurde. Gleichzeitig mit dieſem Schritt zur Wohlfahrt des Weimariſchen Landes ſah man dort die halb alberne, halb barbariſche Kirchenbuße abſchaffen. Neben den neuen Einrichtungen zur Verſorgung der Armen, wodurch dem Bettelweſen geſteuert wurde, traten auch die erſten vervollkommneten Löſchungsanſtalten ins Leben, deren Wirkſamkeit ſich oft unter den Augen des jungen Herrſchers erprobte, wenn Feuerruf in der Gegend Weimars erſcholl. Auch die Schwierigkeiten, mit denen die Errichtung eines Hebammeninſtituts zu Jena, unter Loders Leitung, verknüpft war, wurden ſtandhaft beſiegt. Die Idee eines Schullehrer-Seminars, welche ſchon die Herzogin Amalie gefaßt hatte, wurde unter Carl Auguſts Regierung ausgeführt. Gleich zu Anfange derſelben war der einſichtsvolle Fürſt bedacht geweſen, die Landwirthſchaft, Wald- und Gartencultur in allen ihren Zweigen zu verbeſſern. Unter Mitwirkung des thätigen und unterrichteten Oberforſtmeiſters v. Wedel verbeſſerten ſich durch Anpflanzungen die Wälder. Auch die Schätze der Bergwerke und Salzquellen blieben nicht unbeachtet. Mit beſonderer Vorliebe betrieb Carl Auguſt den Gartenbau, und der von ihm, unter Mitwirkung Bertuchs, angelegte Park bei Weimar, iſt ein ſprechender Beweis, wie er in ſeinen Anſichten der Natur treu blieb, und nur nach dem wahren Großen und Schönen ſtrebte.

Erweiterung ſeiner Kenntniſſe war überhaupt das Ziel, das er nie aus dem Auge verlor. Um in keiner Art des Wiſſens zurück zu bleiben, trat er den 5. Februar 1782 in den Freimaurerorden, dem er ſtets als ächter Anhänger treu blieb und ihn mit fürſtlicher Huld beſchützte. Um ſeine Wißbegierde zu befriedigen, unternahm er öfters Reiſen. Eine der merkwürdigſten war die in die Schweiz, die er in Göthes Geſellſchaft machte. Durch die rüſtigen Fußwanderungen in allen Theilen der himmelanſtrebenden Alpen hatte der junge Fürſt die Pflanzenkunde und Mineralogie lieb gewonnen, die ihm zeitlebens die reinſten Genüſſe verſchaffte. Er brachte es in dieſem Zweig des Wiſſens ſo weit, daß er ſich ſpäterhin nicht nur die gewöhnlichen Kenntniſſe eines Liebhabers, ſondern auch die gründlichen eines Gelehrten darin erwarb. Wie leidenſchaftlich er Botanik liebte, beweiſen die Einrichtungen des bereits erwähnten Parks und des bei Weimar befindlichen Luſtſchloſſes Belvedere.

Unter dieſen friedlichen Beſchäftigungen regte ſich in Carl Auguſts Seele der Wunſch nach kriegeriſchem Ruhm und einer militäriſchen Laufbahn, als er ſeinen Großoheim Friedrich II. zum erſten Mal in Berlin beſuchte. Von dem großen König mit mannigfachen Zeichen hoher Achtung empfangen, ließ er ſich ſeitdem ſehr angelegen ſein, mit Eifer alles zu ſtudiren, was auf die Kriegskunſt Bezug hatte. Sie practiſch zu üben, hatte ſich ihm, bei der allgemeinen Ruhe, die in ganz Deutſchland während der erſten Jahre ſeiner Regierung herrſchte, keine Veranlaſſung geboten. Indeß näherte ſich die Verfaſſung des deutſchen Reichs täglich mehr ihrer Auflöſung. Die beabſichtigten Pläne Joſephs II., die kaiſerliche Macht im Bayeriſchen Erbfolgekriege zu vergrößern, vereitelte Friedrich der Große. Die unter ihm zu einem Ganzen vereinigten Herrſcher ſchloſſen den bekannten Fürſtenbund ab, und Carl Auguſt, durch Bande der Verwandtſchaft an Preußen gekettet, entſprach dem Vertrauen, das Friedrich in ihn ſetzte, durch die wichtigſten perſönlichen Dienſtleiſtungen bei der Abſchließung jenes Bundes. Schon damals mochte ſein helblickender Geiſt eine Vorahnung haben von den furchtbaren Kämpfen, die Deutſchland bevorſtanden. Aber ſein von Natur kraftvoller Körper, geſtärkt, durch häufige Jagdübungen, durch manche beſchwerliche Reiſen, theils zu Pferde, theils zu Fuß, die ihn gelehrt hatten, jeder Witterung Trotz zu bieten, hatte ihn längſt auf jene furchtbaren Kämpfe vorbereitet. Er der Sprößling eines uralten Heldenſtammes ſah ſich daher ſehnſuchtsvoll nach einer Schule um, wo er das Practiſche des Kriegsweſens gründlich erlernen könnte.

Eine ſolche Schule ward ihm, als er, in Königl. Preußiſche Dienſte tretend 1787 als Freiwilliger den Feldzug nach Holland mitmachte Friedrich Wilhelm II. ernannte ihn ſpäterhin zum Generalmajor und übergab ihm das zu Aſchersleben ſtehende Cüraſſier-Regiment, das ſeit der Zeit ſeinen Namen führte. An der Spitze dieſes Regiments, bei welchem er ſich durch ſeinen Dienſteifer, durch ſeine militäriſche Kenntniß und durch zweckmäßige Strenge allgemeine Achtung erworben hatte, ſtand er auch im Jahre 1790 in Schleſien. Aber die Gelegenheit, Ruhm einzuerndten, bot ſich ihm nicht, da die zu Reichenbach abgeſchloſſene Convention den Ausbruch der Feindſeligkeiten zwiſchen Preußen und Oeſterreich wieder vereitelte. Eine Art von Entſchädigung gewährte ihm die Inſpection über die ſogenannte Magdeburger Cavallerie, die ihm der König vor dem Rückmarſch aus Schleſien übertrug, und dadurch ſeinen militäriſchen Wirkungskreis einigermaßen erweiterte.

---

*) S. die hiſtoriſchen und politiſchen Denkwürdigkeiten des Grafen von Görz. Th. 1. S. 8.

**) Götter, Helden und Wieland. Eine Farçe. Leipzig, 1774.

Bald aber, nach dem Ausbruch der franzöſichen Revolution, bot ſich Carl Auguſt eine Gelegenheit, jenem Wirkungskreiſe noch eine größere Ausdehnung zu geben. Als die ſämmtlichen verbündeten Armeen Deutſchlands ſich im Mai 1792 zu ihrem Marſche an den Rhein in Bewegung ſetzten, ſchloß ſich auch Carl Auguſt jener großen Weltbegebenheit als thätiger Theilnehmer an. Der ſchreckliche Feldzug in der Champagne hatte für die Geſundheit der Meiſten, welche Carl Auguſt begleitet hatten, ſchlimme Folgen gehabt. Daß er ſelbſt dieſem Uebermaaße von Beſchwerden nicht erlag, verdankte er nur ſeiner kräftigen Natur. Von einer ſehr liebenswürdigen Seite zeigte ſich ſein Character durch den Eifer und die Sorgfalt, die er ſeinem leidenden Gefolge widmete; ja er ſetzte ſich ſelbſt oft dem Mangel aus, damit es keinem der Seinigen an der nothwendigen Nahrung fehlen möchte.

Im Jahr 1793 wohnte er an der Spitze ſeines Regiments mehreren hitzigen Gefechten bei, die während der Belagerung von Mainz, in der Nähe von Pirmaſens vorfielen. Bei dem nächtlichen Angriffe auf Bitſch in den Vogeſen, der freilich mißglückte, ſtand Carl Auguſt mit der ganzen Armee in der Nähe, um die errungenen Vortheile zu benutzen. Während er zu Pirmaſens ſtand, raubte ihm ein bösartiges Fieber ſeinen einzigen Bruder Conſtantin (d. 6. September 1793). Dieſer ſchmerzliche Verluſt mochte nebſt ſeinem Mißmuth über die Art, wie jener Krieg geführt wurde, der Grund ſein, weshalb er damals nach einem kurzen Aufenthalte zu Landau, wo ſeinem Regimente die Blokade übertragen war, nach Weimar zurückkehrte. Dort langte er den 3. December, nur von ſeiner Gemahlin erwartet, in der Mitternachtsſtunde an, um dem lauten Jubel ſeiner Unterthanen vorzubeugen. Daß der Plan, Ruhe und Ordnung in Frankreich wieder hergeſtellt zu ſehen, faſt gänzlich vereitelt ſchien, ſchmerzte Carl Auguſt tief. Seine fehlgeſchlagenen Erwartungen, verbunden mit manchen perſönlichen Unannehmlichkeiten, wirkten nachtheilig auf ſeine Geſundheit. Es vergiengen mehrere Monate, ehe das geſtörte Gleichgewicht ſeiner Kräfte wieder hergeſtellt werden konnte. Unter ſolchen Umſtänden bat er den König von Preußen um die Entlaſſung aus ſeinem Dienſte, die ihm der Monarch unter Zuſicherung ſeiner fortwährenden Freundſchaft und Hochachtung gewährte.

Dem Lande gereichte dieſer Schritt, beſonders in ökonomiſcher Hinſicht, zu weſentlichem Nutzen. Bei den ungeheuern Anforderungen des Kaiſers an die Stände des Reichs hatte Carl Auguſt damals das Dreifache ſeines Contingents ins Feld ſtellen müſſen, und der ihm damals angeſonnene Beitrag zur Erhaltung der preußiſchen Armee am Rhein hätte ſich, wenn die ganze Forderung bewilligt worden wäre, auf eine jährliche Summe von 180,000 Thaler belaufen. Auch der durch ſeinen Aufenthalt im Felde vergrößerte Aufwand mag den Herzog zum Dienſtaustritt bewogen haben.

Die vermittelſt des Baſeler Friedens (1795) für das nördliche Deutſchland eingetretene Waffenruhe hatte ſeinem Feldherrnleben ohnedieß ein Ziel geſteckt, und Carl Auguſt benutzte dieſe Muße, um ſowohl in Weimar als in der Umgegend, vielen aus Frankreich gewanderten Franzoſen ein Aſyl zu eröffnen. Zu denen, die in der herzoglichen Reſidenz ſelbſt Aufnahme fanden, gehörte der ehrwürdige Erzbiſchof von Rheims, der Graf Narbonne, die Mitglieder der franzöſiſchen Nationalverſammlung Montmorency, Mounier und Camille-Jordan; andere ausgezeichnete Männer aus dem weltlichen und geiſtlichen Stande ungerechnet. Auch Frau v. Stael hatte dort für ihr vielbewegtes Leben einen ruhigen Zufluchtsort gefunden.

In dieſe Periode gehört das ſchon früh begonnene aber mit doppeltem Eifer fortgeſetzte Streben Carl Auguſts, Weimar zu einem Sitze der Kunſt und Wiſſenſchaft zu machen. Förderlich war ihm hierin vor allen Göthe's Leitung, an den er ſich durch die Bande inniger Freundſchaft gekettet fühlte. Während Wieland durch ſeinen fürſtlichen Gönner in eine von allen Geſchäften befreite Lage verſetzt, nur der Dichtkunſt und den Wiſſenſchaften lebte, fuhr Herder mit ernſtem Sinne fort, über Kirchen und Schulen zu walten und außerdem durch mannigfache Schriften zum Guten und Schönen anzuregen. Mit Schiller, der damals aus Jena nach Weimar gerufen ward, vollendete ſich der unſterbliche Kranz großer Geiſter, wie ſie kein Land, geſchweige eine verhältnißmäßig nur kleine Stadt je aufzuweiſen gehabt hat. Aber daß Weimar in geiſtiger Hinſicht das Höchſte und Schönſte in ſich vereinigte, kann ſo wenig vergeſſen werden, als der Fürſt, der zu ſo hochſinnigen Streben und zu ungeſtörter Entwicklung ſeltener Talente Gelegenheit bot.

Auch unter denen, die an Carl Auguſts Hofe angeſtellt waren, befanden ſich Männer, die Gelehrſamkeit und ernſtes Wiſſen mit der Neigung zur heitern Dichtkunſt verbanden. Unvergeßlich bleiben in ſolcher Hinſicht die Namen eines v. Seckendorff, v. Einſiedel, v. Knebel u. a. Auch Bode, Muſäus, Bertuch, Böttiger trugen zum Glanze Weimars nicht wenig bei. Vorzüglich aber hatte die Academie zu Jena, nicht ohne große Aufopferungen von Seiten Carl Auguſts, damals ihren höchſten Flor erreicht. Wenig andere Univerſitäten Deutſchlands konnten ſich rühmen, eine ſo bedeutende Zahl berühmter Gelehrten in den verſchiedenartigſten Fächern zu beſitzen. Hier mögen nur die Namen eines Griesbach, Paulus, Reinhold, Fichte, Schelling, Thibaut, Feuerbach, Loder, Schütz, Hufeland, Voß und Schlegel ſtehen.

Um dieſe Zeit ward auch das Hoftheater in Weimar eine Muſterſchule für die dramatiſche Kunſt in Deutſchland. Mit geringen Mitteln war wirklich Unglaubliches geleiſtet worden, und die herbeiſtrömenden Fremden vermißten nicht in dem kleinen Saale den Prunk der größern Bühnen. Neben Göthe, unter deſſen Leitung das Weimariſche Theater ſtand, entwickelte auch bald nachher Schiller ſein dramatiſches Talent, und brachte ſeinen Wallenſtein, ſeine Maria Stuart, Jungfrau v. Orleans u. a. ſeiner dramatiſchen Werke zur Aufführung.

Auch für die Verſchönerung der Reſidenz durch neue Straßen und Plätze ſorgte damals der Herzog mit regem Eifer. Der Wiederaufbau des eingeäſcherten Schloſſes, von Göthe in artiſtiſcher, und von dem Geh. Rath v. Voigt in finanzieller Rückſicht geleitet, kam unter Mitwirkung der tüchtigſten Künſtler des In- und Auslandes damals zu Stande. Kaum war er beendigt, als der Herzog die Freude hatte, ſeinen erſten, am 8. Februar 1783 geborenen Prinzen, den jetzigen Großherzog Carl Friedrich an der Seite der Ruſſiſchen Großfürſtin Maria Paulowna, Alexanders I. Schweſter, die ihm am 3. Auguſt 1804 anvermählt ward, in Weimar einziehen zu ſehen.

Aber ein ſo frohes Ereigniß wurde nur zu bald durch eine Reihe von Stürmen getrübt, welche, nachdem ſie ſchon ſeit 1792 in den ſüddeutſchen Ländern gewüthet, auch in noch ungleich höherem Grade die norddeutſchen trafen. Schon im Jahre 1797 hatte Carl Auguſt unter Friedrich Wilhelm III. Fahne wieder die 1793 verlaſſene Laufbahn als Generallieutenant betreten. Seinem ſcharfen Blicke konnte die Ueberzeugung nicht entgehen, daß Deutſchlaud noch mancher ſchwere Kampf bevorſtehe. Er bereitete ſich daher im Stillen darauf vor, daran Theil zu nehmen und eine ſeiner würdige Rolle darin zu ſpielen. Schon im Jahre 1805 drohte eine ſchwarze Gewitterwolke, die immer düſterer am politiſchen Himmel heranzog, ſich über das nördliche Deutſchland zu entladen, und Preußen hatte ſchon, um Oeſterreich beizuſtehen, ein mächtiges Heer zuſammengebracht. Dieſe Armee, die in der Nähe von Erfurt, das unterdeß an Preußen gekommen war, ihren Sammelplatz aufſchlug, erhielt, ungeachtet der damals herrſchenden Theuerung, durch Carl Auguſts früher getroffene Vorkehrungen, Alles, was ſie zu ihren Bedürfniſſen brauchte.

Nach der Schlacht von Auſterlitz ſah ſich der König von Preußen durch die Herrſchſucht Napoleons in die nicht mehr zu vermeidende Nothwendigkeit verſetzt, im Herbſt 1806 Frankreich den Krieg zu erklären. Am 14. October des genannten Jahres wurde die Schlacht bei Jena geliefert und während die Feinde durch alle unbeſetzt gebliebenen Schluchten und Gebirgspäſſe mit Sturmesmacht gegen Weimar vorrückten, hatte dieſe Stadt die unglückſeeligen Folgen von der gänzlichen Niederlage der preußiſchen Armee in allen ihren Schreckniſſen zu ertragen. Indeß Carl Auguſt mit dem ſeiner Führung übertragenen Corps bei Ilmenau am Thüringer Walde ſtand, wurde ſeine Reſidenz geplündert, ſein Land verheert. Was erhalten wurde, verdankte er nur ſeiner edelmüthigen Gemahlin, der Herzogin Louiſe, die während dem wilden Kriegsgetümmel, unerſchrocken und mit Seelenſtärke dem übermüthigen Sieger in ihrem Schloſſe entgegentrat, und ihm durch ihre Faſſung und ihren Geiſt Achtung abnöthigte. Der Herzog befand ſich indeß in einer höchſt bedenklichen Lage. Aber die Idee, den Dienſt Preußens zu verlaſſen und jenem edlen Königshauſe jetzt im Unglück den Rücken zuzuwenden, konnte in ſeinem hochherzigen Gemüthe auch da nicht Raum finden, als er durch ſeine Räthe die dringendſte Aufforderung zur Rückkehr in ſein Land erhielt. Von dieſer ſchweren Wahl befreite ihn auf ſein eingereichtes Schreiben Friedrich Wilhelm III. indem er ihn der Pflichten gegen Preußens Dienſt entließ. Noch im Jahre 1806 konnten die Weimariſchen Abgeordneten zu Poſen den 14. December einen Frieden und den Beitritt zum Rheinbunde abſchließen, der freilich zu den auf 2,300,000 Thlr. angeſchlagenen Opfern des Kriegs noch neue Laſten hinzufügte.

So war die dem Namen nach erworbene Souverainität des Herzogs für ſein edles und gefühlvolles Herz zu einer neuen Bürde geworden, deren Druck noch der Tod ſeiner würdigen Mutter, der Herzogin Amalia (den 10. April 1807) vermehrte. Sie hatte den damals geglaubten Untergang ihres uralten und berühmten Stammhauſes, indem ihr Bruder, Herzog Ferdinand von Braunſchweig in dieſem Kriege den Heldentod fand, nicht überleben können. Für einen ſo ſchmerzlichen Verluſt, den Carl Auguſt vor allen ſeinen Unterthanen, ſo groß deren Trauer auch war, doppelt tief fühlen mußte, war der Beſuch der beiden mächtigſten Kaiſer Europa's Alexanders I. und Napoleons von dem nahgelegnen Erfurt aus, immer nur eine geringe Entſchädigung, zumal bei den immer neuen Opfern, die die Verpflichtungen des Rheinbundes von ihm erheiſchten. Nachdem Carl Auguſts Truppen (1807) der Belagerung Colbergs beigewohnt hatten, vergoſſen ſie 1809) ihr Blut in Tyrol, mit den von edler Freiheit begeiſterten Bewohnern jenes Landes kämpfend. Spaniens heißes Klima wurde ihnen ſpäterhin noch verderblicher, als das Schwert der Feinde, und als ſie (1812) gegen das durch die Bande des Bluts mit ihrem Fürſtenhauſe verwandte Rußland ausrücken mußten, ſahen viele ihre Heimath nie wieder.

Auch in dieſen ſtürmiſchen Zeiten verlor Carl Auguſt nie den Glauben an eine baldige Rettung, und beugte ſich daher nie vor dem Uebermuthe Napoleons. Aber bei jeder Gelegenheit, wo er mit dem Kaiſer Frankreichs zuſammenkam, namentlich 1808 und 1812 in Dresden, erwarb ſich der Herzog durch die Characterſtärke, Offenheit, Einſicht und Unerſchrockenheit, die Achtung, ja das ſcheinbare Vertrauen Napoleons, unter deſſen Augen der jüngere Prinz Bernhard in der Schlacht bei Wagram unter den Sachſen rühmlich kämpfte und ſich den Orden der Ehrenlegion erwarb.

Jene düſtern Tage, welche die ſtürmiſch bewegte Zeit für Carl Auguſt herbeigeführt hatte, wurden durch einzelne Sonnenblicke wieder erhellt. Im J. 1808 begrüßte den Herzog das Lächeln der erſten Enkelin, 1811 das einer zweiten. Ein Jahr früher hatte er ſeine einzige Tochter Caroline an den Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin vermählt. Leider trennte dieſe Verbindung, von der ſich in jeder Rückſicht die ſchönſte Zukunft erwarten ließ, ſchon im Jahr 1816 der Tod der Prinzeſſin, der ihr Gemahl bald in's Grab nachfolgte.

Zwei Jahre früher war dem Herzog indeß die Freude geworden, Deutſchlands Freiheit und Unabhängigkeit durch die Völkerſchlacht bei Leipzig erkämpft zu ſehen. Zwar mußten die Weimariſchen Lande noch einmal alle jene Schreckniſſe erfahren, die ein hindurchſtürmendes, geſchlagenes Heer nach allen Seiten hin verbreitete; ſie mußten allen Foderungen genügen, welche die nachfolgende ſiegende Armee machte. Aber die Hoffnung half dieſe neuen Kriegslaſten muthig tragen; ſie machte Anſtrengungen möglich, die früher unerträglich geſchienen hätten. Deutſchlands Jugend erhob ſich, um an dem Kampfe für Wahrheit und Recht, für Fürſt und Vaterland Theil zu nehmen. Auch in Weimar hatte ſich ein Corps von Freiwilligen gebildet, das den 31. Januar 1814, theils zu Fuß, theils zu Pferde auszog. Carl Auguſt nahm an dem Feldzuge als ruſſiſcher General Antheil. Das aus Sachſen, Heſſen und Ruſſen beſtehende Corps, welches er commandirte, beſtand aus 25 bis 30,000 Mann. Mit dieſen Truppen zog er nach den Niederlanden, um die dortige Feſtungskette und den General Maiſon zu beobachten. Der anfänglichen Beſtimmung nach hatte der Herzog mit ſeinem Corps zu der Hauptarmee ſtoßen ſollen. Da aber die Schweden, die dort ſeine Stelle einnehmen ſollten, nicht herbei kamen, blieb ihm nichts übrig, als durch Wachſamkeit und kräftige Maßregeln alle Pläne des thätigen Feindes zu vereiteln. Das von ihm auf höhern Befehl verſuchsweiſe unternommene Bombardement von Maubeuge blieb, ungeachtet Carl Auguſt in mehreren bedeutenden Affairen den Sieg davon trug, ohne Erfolg. War es ihm indeß überhaupt nicht vom Schickſal gegönnt, glänzenden Waffenruhm einzuerndten, ſo konnte er doch mit dem Bewußtſein, nach Kräften an dem Befreiungskampfe Deutſchlands Theil genommen zu haben, in dem eroberten Paris die Erinnerung an die in ſeiner Jugend dort verlebten Tage erneuern. Aus der Hauptſtadt Frankreichs begab er ſich nach England, deſſen Betriebſamkeit und Gewerbfleiß für ihn ſehr anziehend war, und von da nach Wien, wo der berühmte Congreß im October 1814 begonnen hatte. Als Erſatz für die nicht kleinen Opfer, die er der Errettung Deutſchlands gebracht hatte, ward ihm mit dem Titel eines Großherzogs eine bedeutende Vergrößerung ſeines Gebiets zuerkannt.

Nicht lange war Carl Auguſt indeß als Mitglied des Deutſchen Bundes und als völliger Souverain in ſeine Lande zurückgekehrt, als Napoleon durch ſeine Flucht von Elba abermals die äußerſten Anſtrengungen aller verbündeten Mächte nöthig machte. Obgleich Carl Auguſt diesmal nicht dem Rufe der Kriegstrommete folgte, ſo ſtanden doch ſeine Linientruppen (1815) ebenfalls im Felde und zeichneten ſich beſonders bei der Belagerung von Mezieres aus. Dazu bot ſich beſonders ſeinem Sohne Bernhard in der blutigen und für immer entſcheidenden Schlacht bei Belle-Alliance erwünſchte Gelegenheit.

Ungeſtört konnte ſich Carl Auguſt wieder der Regierung ſeines Landes widmen, nachdem der Friede zu Paris abgeſchloſſen und Napoleons Herrſchaft für immer vernichtet war. Die ſämmtlichen Kriegslaſten, die ſeit 1805 ſich übermäßig gemehrt hatten, zu vergüten, war freilich nicht möglich, doch wurde durch die Zahlungen, welche Frankreich zufolge des Friedenſchluſſes zu leiſten hatte, durch das, was England an Subſidien zahlte, Rußland und Preußen vergüteten, eine Summe von 800,000 Thaler an die am meiſten betheiligten Unterthanen entrichtet. Zwar mußten noch gegen 130,000 Thaler unvergütet bleiben; aber das baldige gänzliche Verſchwinden der Spuren früherer Drangſale und der immer mehr ſich verbreitende Wohlſtand, bewieſen die weiſe Vorſorge des Großherzogs.

Wie in allen frühern Perioden ſeines Lebens, widmete auch in dieſer Carl Auguſt die Rechtspflege einer beſondern Aufmerkſamkeit. Neue und heilſame Geſetze wurden gegeben, die Strafanſtalten zweckmäßig verbeſſert, und beſondere Gerichte eingeſetzt, wodurch den Stadträthen die Juſtizpflege entnommen ward. Die Landesverwaltung wurde gänzlich von der Verwaltung der Gerechtigkeit getrennt, und in Jena vereinigten ſich ſämmtliche erneſtiniſche Lande zu einem Appellationsgerichte. Für die in der eben genannten Stadt befindliche Academie ſorgte Carl Auguſt durch freigebige Dotirung einzelner Anſtalten und durch die zweckmäßigſten Einrichtungen in der Adminiſtration der Finanzen. Die Gehalte der Lehrer nicht nur an den Landſchulen, ſondern auch auf den Gymnaſien zu Weimar und Eiſenach wurden erhöht. Zu den zweckmäßigſten Anſtalten, welche Künſte und Wiſſenſchaften fördern ſollten, gehörten beſonders die freien Zeichneninſtitute zu Weimar und Jena, die Sternwarte und die reichen wiſſenſchaftlichen Sammlungen an dem letztgenannten Orte. Die Oberaufſicht darüber führte Carl Auguſts Freund Göthe.

Wohlthätige Anſtalten wurden überall im Lande errichtet. Dazu gehörten, außer den Almoſencaſſen auch noch diejenigen, aus denen arme Knaben bei Handwerken aufgedungen und losgeſprochen wurden. Für die Wittwen und Waiſen verſtorbener Staatsdiener wurde durch das Penſionsgeſetz vom 6. April 1821 geſorgt. Auch das Medicinalweſen hatte Carl Auguſt zu einem beſonderen Gegenſtande ſeiner Aufmerkſamkeit gemacht. Schon im Jahre 1801 war die Kuhpockenimpfung im Lande eingeführt worden. Im Jahre 1821 wurde das ſchon früher zu Jena beſtehende Irrenhaus in ein allgemeines Landesinſtitut verwandelt. Als nicht minder wichtig verdient das daſelbſt befindliche Krankenhaus angeführt zu werden, das durch Erweiterung und Aufführung neuer Gebäude einen größern Umfang erhielt.

Der Landescultur und Landwirthſchaft widmete Carl Auguſt, aus angeborener Neigung, eine fortwährende Aufmerkſamkeit. Unter den vielen, zum Beſten der Landwirthſchaft erlaſſenen Verfügungen mögen hier nur das Gut- und Triftgeſetz vom 3. April 1821 erwähnt werden, das Geſetz zum Schutz der Waldungen, ein anderes zur Ablöſung der Frohnen und zur Ablösbarkeit der Zwangsgeſindedienſte. Im Weimariſchen und Eiſenachſchen bildeten ſich landwirthſchaftliche Vereine, deren Zweckmäßigkeit Carl Auguſt anerkannte und beſtätigte.

Nicht nur für die Anlegung von Kunſtſtraßen und Chauſſeen, die unter Carl Auguſts Regierung blos im Fürſtenthume Eiſenach über 300,000 Thaler koſteten, ſorgte er mit unermüdlichem Eifer, auch die Reſidenz Weimar hat ihm an innerer Verſchönerung viel zu danken. Die uralten innern Stadthore wurden abgebrochen, die alten Stadtgräben ausgefüllt und der ſchöne Carlsplatz angelegt. Auch der bereits erwähnte Park bei Weimar gehört zu den ſchönſten Zierden dieſer Reſidenz.

Alle Zeugniſſe von dem Streben Carl Auguſts, das Wohl des Landes zu fördern, hier einzeln aufzuzählen, würde den Raum dieſer Darſtellung überſchreiten. Alles lag ihm am Herzen, was darauf Bezug hatte. Er konnte mit Terenz ſagen: Homo sum; nil humani a me alienum puto; und bezeichnender hätten ihn die Bewohner Maylands, als er 1817 ihre Stadt beſuchte, nicht ehren können, als durch den Zuruf: il principe huomo.

Zum höchſten Ruhm gereicht es Carl Auguſt, daß er einer der erſten deutſchen Fürſten war, welcher das dem geſammten Volke 1815 gegebene Wort einer landſtändiſchen Verfaſſung bald und ungeſchmälert löſte. Er verſammelte 1816 eine Auswahl aus den Rittergutsbeſitzern, den Bürgern und dem Bauernſtande; mit ihnen wurde das Grundgeſetz vertragsmäßig verabredet. Am 5ten May des genannten Jahres trat die Verfaſſungsurkunde in's Leben, und 1817, 1820, 1823 und 1826 ſind demnach die Landtage gehalten worden.

Auch die Preßfreiheit fand an Carl Auguſt einen kräftigen Beſchützer. Leider war indeß dieſe verſprochene Frucht des deutſchen Völkerkampfes, durch Verleumdung und Bosheit, wie durch den Mißbrauch, den einige Individuen aus zu übertriebenem Eifer von dem huldreichen Geſchencke machten, wieder zur Chimäre. Dem edlen Fürſten blieb nichts übrig, als dem Genius des Böſen nach Kräften entgegen zu arbeiten. Aber auch die Wartburgsfeier (1817) und der zwei Jahre ſpäter verübte Mord A. v. Kotzebues führten für Carl Auguſt manche unangenehme und ſtörende Verhältniſſe herbei.

Entſchädigung bot ihm dafür die Geburt eines Enkels am 24. Juny 1818. Auch der mit Ida von Meinigen (d. 30. May 1816) vermählte Prinz Bernhard ward Vater von drei Söhnen und einer Tochter. Selbſt der unglückliche Theaterbrand im März 1825 hatte nur die Folge, daß Jeder ſich anſtrengte, durch Geldbeiträge und Arbeitſamkeit die Aufführung einer neuen Bühne zu beſchleunigen, deren erſte Vorſtellung den Großherzog an ſeinem 50jährigen Regierungsjubiläum (den 3. September 1825) überraſchte.

An jenem Tage und den folgenden ſah man alle Häuſer in Weimar und in der Umgegend mit Kränzen und Blumen geſchmückt. Dies Feſt, deſſen ausführliche Schilderung wir in einem eignen Werke erhalten haben*), aus vollem Herzen zu feiern, wie es ein ſo allgeliebter Fürſt verdiente, war ſchon einige Jahre früher die ſchönſte Hoffnung des Weimariſchen Landes geweſen. Aber dieſe ſeltene Feier zu begehen, ſchien das Schönſte nicht ſchön genug, und jeder wetteiferte, den Andern zu übertreffen. Jenes Feſt war um ſo ergreifender, da Er, dem es galt, jugendlich kräftig daſtand, als wolle er noch manches Jahr zu den funfzigen geſellen, in denen er ſo weiſe und mild regiert hatte. Um das Feſt auch bei der Nachwelt für immer zu verewigen, wurden zwei Bürgerſchulen zu Weimar und Eiſenach bei dieſer Veranlaſſung geſtiftet. Bei dem bald darauf (den 7. Novemb.) gefeierten Jubiläum Göthe's, bot ſich dem edlen Fürſten erwünſchte Gelegenheit, durch eine goldne Medaille, mit ſeinem, ſeiner Gemahlin und des Dichters Bildniſſe geſchmückt, der Nachwelt zu ſagen, welch ein zartes Band ihn an ſeinen treuſten Freund und Diener knüpfe.

Im Sommer 1826 hatte Carl Auguſt die Freude, ſeinen Sohn Bernhard von einer beſchwerlichen, aus regem Wiſſensdrang unternommenen Reiſe aus Amerika wiederkehren zu ſehen. — Bald aber nach ſeiner Jubelfeier, bei welcher ſein körperliches Wohlbefinden zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigt hatte, ward eine Abnahme ſeiner Kräfte ſehr ſichtbar. Die ſonſt gewohnten Beſchwerden und Bewegungen ertrug er minder leicht. Noch auffallender zeigte ſich dies, als Carl Auguſt ſein ſiebzigſtes Jahr erreicht hatte. Der veränderliche Winter von 1827—1828 war beſonders für ſeinen Geſundheits-Zuſtand ſehr nachtheilig geweſen. Als Arzeneien und Mineralwaſſer denſelben zwar erleichterten, doch keine eigentliche Geneſung herbeiführten, hoffte er dieſe in Teplitz zu finden. Zuvor aber wollte er noch den von der Prinzeſſin-Enkelin Carl von Preußen ihm geborenen Urenkel küſſen, und nebenher die mannigfachen Verſchönerungen in Augenſchein nehmen, welche in Berlin während ſeiner Abweſenheit ſtatt gefunden hatten. Eine nach Jena und Dornburg unternommene Luſtfahrt, die ihm ſehr wohl bekommen war, beſtimmte ihn den 29. May 1823 Weimar zu verlaſſen. Aber dieſe Reiſe wurde ihm durch mancherlei körperliche Beſchwerden, beſonders durch kurzen Athem und Schlafloſigkeit verbittert. Doch nöthigte ihm das Wiederſehen der Seinigen in Glienecke bei Potsdam, wo er den 1. Juny unerwartet eintraf, das Geſtändniß ab, nie in ſeinem Leben einen ſchönern Augenblick genoſſen zu haben. Begleitet von dem Gemahl ſeiner Enkelin, dem Prinzen Carl, Alexander v. Humboldt und dem Major von Staff, verweilte Carl Auguſt, um alle Merkwürdigkeiten Berlins kennen zu lernen, acht Tage lang in dieſer Reſidenz. Während dieſer Zeit nahm die Erſchöpfung ſeiner Kräfte zu, und als er noch Abends ſpät der Vorſtellung der Eumeniden im Opernhauſe beiwohnte, führte der Dunſt und die Hitze in der darauf folgenden Nacht, heftige Bruſtkrämpfe für ihn herbei. Nachdem er von Berlin den 13. Juny abgereiſt war, langte er den 14. Mittags von Wittenberg in dem bei Torgau gelegenen Schloſſe Graditz an, wo er die große Stuterei in Augenſchein nehmen wollte. Ungeachtet er ſich dort wohler zu fühlen ſchien, als ſeit zwei Tagen, ſo war ihm doch ſein Ende näher, als er es vielleicht ahnen mochte. Denn ein Schlagfluß raubte ihm den 14. Juny 1828, Abends nach 8 Uhr das Leben, als er am Fenſter ſtehend, friſche Luft ſchöpfen wollte.

Die ſterbliche Hülle des geliebten Todten wurde nach Weimar geſchafft und fand dort ihren Ruheplatz. Denn als ſchon einige Jahre zuvor in der Reſidenz ein Gottesacker angelegt und vom Stadtrathe zu Weimar Stellen zu Erbbegräbniſſen veräußert wurden, hatte auch Carl Auguſt anfragen laſſen, ob ihm eine ſolche zu Theil werden könne. Und als er ſie nun bauen laſſen, wurden Schillers Gebeine zur Linken des Raumes gelegt, den ſeine Hülle jetzt bedeckt. Ihm zur Rechten wird einſt Göthe ruhen und ſo auch noch im Grabe das Wort wahr werden, welches einſt der Dichter der Jungfrau von Orleans in prophetiſchem Geiſte ſprach:

„Es ſoll der Sänger mit dem Fürſten gehen;
Sie beide wohnen auf der Menſchheit Höhen.“

Vor vielen Fürſten hatte Carl Auguſt es verdient, vom Engel des Todes ſo ſchmerz- und leidenlos zur beſſern Heimath abgerufen zu werden.

Daß er mit dem Gedanken an eine ſolche ſich nicht ſelten vertraut gemacht hatte, und außer ſeinen mannigfachen Tugenden auch die der Frömmigkeit beſaß, iſt durch glaubwürdige Mittheilungen hinlänglich verbürgt. „Ein Thor iſt,“ äußerte er einſt, „wer keinen Gott glaubt,“ und als ihm einmal die Frage vorgelegt wurde, auf welchen Anlaß er ſich dem Studium der Botanik ſo eifrig zugewandt habe, gab er zur Antwort: „In den unglücklichen Jahren 1806 und 1807, wo ſo Viele an Gottes Weltregierung zu zweifeln anfingen, wankte auch mein Glaube. Da wandt' ich mich von den Menſchen zu den Pflanzen, um mir meinen Glauben zu erhalten, und mich in ihm aufzurichten.“

Aus den einfachen Berichten der Evangeliſten hatte er ſich ein Bild von Jeſu entworfen, vor welchem er die tiefſte Achtung empfand, und ſich freute, dies Bild in der von dem Generalſuperintendenten Dr. Röhr in Weimar herausgegebenen Schrift: Paläſtina ꝛc. wiederzufinden. Noch in ſeinen letzten Lebensjahren ſtudirte er das Leben Jeſu von Dr. Paulus. Aber nur in vertraulichen Herzensergießungen pflegte er ſich über den geheimnißvollen Zuſammenhang der überſinnlichen und ſinnlichen Welt zu äußern. Er erklärte dabei Vieles für nicht beſtreitbar, was Andere dafür halten, z. B. die Theilnahme der Abgeſchiedenen an irdiſchen Dingen, die Einwirkung der Ahnen auf ihre Nachkommenſchaft u. ſ. w. Bei einem ſolchen Anlaſſe gedachte er einmal eines ſehr intereſſanten Geſprächs, das er mit dem verſtorbenen Dalberg über die ſichtbare Rückkehr Vorausgegangener auf einer Abendreiſe nach Erfurt gehabt hatte. Solche Gegenſtände indeß öffentlich zu verhandeln und förmlich zu vertheidigen oder zu widerlegen, hielt er für ſo wenig angemeſſen, daß er einſt eine neuere Schrift, die darüber ſichern Aufſchluß verſprach, geradezu für abgeſchmackt erklärte. „Wer,“ ſagte er, halb unwillig, „kann etwas darüber wiſſen.

An dem öffentlichen Gottesdienſte nahm er aus innerm Andachtstriebe oft Theil, und die Confirmationshandlungen ſeiner fürſtlichen Enkelinnen waren für ihn ſehr rührende Feſte. Nur beklagte er öfters, daß Harthörigkeit ihm die Theilnahme an der öffentlichen Erbauung erſchwere. Mit deſto größerer Aufmerkſamkeit las er einzelne gedruckte Predigten anziehenden Inhalts. Auch die neuſten Bewegungen auf dem Gebiete des Liturgiſchen verfolgte er mit vielem Intereſſe und erklärte ſich nur für das Zweckmäßige und Bewährte, mitunter wohl auch mit Hinzufügung einer witzigen Bemerkung über die darin geſchehenen Fehlgriffe. Nichts that ihm mehr leid, als wenn es an Mitteln fehlte, den kirchlichen Bedürfniſſen einzelner Gemeinden und ihren Wünſchen zu genügen, z. B. eine eigene Kirche und einen eigenen Geiſtlichen zu beſitzen.

Bei der raſtloſen Thätigkeit ſeines Geiſtes, für das Wohl ſeines Landes zu ſorgen, geſtattete er ſeinem Körper nur wenig Ruhe. In ſeinen frühern Jahren genoß er regelmäßig nur zwei bis drei Stunden Schlaf, und auch in den ſpätern geſtattete er ſich, wenn er anders wohl war, wenig mehr. Nichts war ihm verdrießlicher, als Aufſchub von Geſchäften, welche für den Augenblick abgethan werden konnten und mußten. Hatte er den ganzen Vormittag in anhaltender Arbeit zugebracht, ſo fragte er, wenn die Stunde kam, wo er ſich im Freien zu erholen wünſchte, ſtets: „Iſt noch etwas abzuthun?“ Hieß es: Ja, aber es kann anſtehen! ſo war ſtets die Antwort: „Nein! Nur her damit! ich habe Zeit!“

---

*) Weimars Jubelfeſt am 3. September 1825. 2 Abtheilungen. M. 8 Kupfertafeln. Weimar 1825—26. gr. 8.

Zu jeder Stunde des Tags, ſelbſt in den allerfrühſten Morgenſtunden, hatten ſeine Staatsdiener freien Zutritt bei ihm, und wie nachſichtig und billig er gegen diejenigen war, welche körperliche Schwäche allmälig unfähig machte, ihren Platz mit der frühern Thätigkeit auszufüllen, davon ließen ſich zahlloſe Beiſpiele anführen. „Man muß,“ pflegte er in ſolchen Fällen zu äußern, „bei alten Leuten mehr auf dasjenige ſehen, was ſie gethan haben, als auf das, was ſie noch thun können.“

Bei der angebornen Milde ſeines Herzens wirkte nichts tiefer auf ihn, als die Nothwendigkeit, ein Todesurtheil unterſchreiben zu müſſen. Pflicht und Gefühl kämpften in ſolchen Augenblicken auf's heftigſte in ihm. „Ich kann nicht hart ſein, äußerte er in ſolchen Fällen. Selbſt meine niedrigſten Diener mögen mir ein Zeugniß geben, wie ich mich gegen ſie benehme. Ich höre gern, ich verzeihe gern. Nur unter zufriedenen, frohen Geſichtern mag ich ſelbſt leben!“ Und ſo finden wehl auf Carl Auguſt, den Unvergeßlichen, bei dem man unentſchieden bleiben muß, ob er größer als Fürſt oder als Menſch war, jene Worte ihre Anwendung, welche Göthe einſt am Grabe der Herzogin Amalie ſprach:

„Dies iſt der Vorzug edelſter Naturen, daß ihr Hinſcheiden in höhere Regionen ſegnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde; daß ſie uns von dorther gleich Sternen, entgegenleuchten, als Richtpunkte, wohin wir unſern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu lenken haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hülfreichen im Leben hinwendeten, nun die ſehnſuchtsvollen Blicke nach ſich ziehen, als Vollendete, Seelige.“

Der Schwanenritter *).

Auf dem Schloß zu Cöln, in trautem Kreiſe,
    Saß vor Alters edler Ritter Zahl,
Würzte, nach der biedern Väter Weiſe,
    Durch Geſpräch und Scherz das heitre Mahl.
Fröhlich in die Runde
Gieng von Mund zu Munde
    Weingefüllt der goldene Pokal.

Sieh: da traten einige der Gäſte
    Auf den hohen Söller hin, und ſahn
Hoch verwundert zu dem frohen Feſte
    Einen unbekannten Ritter nahn;
Auf des Rheines Wogen
Kam er hergezogen,
    Und ſein Fahrzeug lenkt ein weißer Schwan.

Und in ſeiner Rüſtung, die ihn düſter,
    Wie ein dunkles Nachtgewölk, umfloß,
Nahm er ſchweigend, unter dem Geflüſter
    Der Verſammlung, Platz als Tiſchgenoß.
Rings herum im Kreiſe
Forſchte Neugier leiſe,
    Weſſen Antlitz das Viſir verſchloß.

Und er ſchien die Freude nicht zu theilen,
    Dumpf verſchloſſen ſaß er da, und ſchwieg;
Aber als, nach flüchtigem Verweilen,
    Er ſein Schifflein wiederum beſtieg,
Griff er in die Saiten,
Sang vergangener Zeiten
    Stilles Glück und Heldenruhm und Sieg.

Und ſo kam er oft dahergezogen,
    Stets begleitet von dem treuen Schwan;
Da empörte brauſend einſt die Wogen
    Unter Blitz und Donner ein Orkan;
Mit gewalt'gem Krachen
Borſt der leichte Nachen,
    Und die Fluth verſchlang den Rittersmann.

Sanft verhallte noch der Klang der Cyther,
    Als der Fremdling ſchon dem Blick entſchwand;
Doch es hob, im leuchtenden Gewitter
    Schnell der Schwan ſich auf des Thurmes Rand;
Und er ziert noch immer
Jener Warte Trümmer,
    Die man drum den Schwanenthurm genannt.

Die Königswahl. *)

Ein König lag, erſchöpft und bleich,
    Faſt in den letzten Zügen,
Und wollte über Thron und Reich
    Nach ſeinem Tod verfügen;
Doch unerbittlich trieb Freund Hein
Die ernſte Schuld des Lebens ein,
    Und ließ ſich nicht bewegen,
Aus Achtung für der Aerzte Cur,
Ihm auch ein Viertelſtündchen nur
    Großmüthig zuzulegen.

Noch war kein Mond verfloſſen, ſeit
    Der Landesfürſt verſchieden
Da ſtörte blut'ger Zwiſt und Streit
    Den lang bewahrten Frieden.
Zwei tapfre Söhne, rauh und wild,
Eröffneten dies Kampfgefild,
    Um durch die Macht der Waffen
Den, ſeit uralten Zeiten ſchon
Dem Erſtling zuerkannten Thron
    Sich ſelber zu verſchaffen.

Da ſprach, als lange hin und her
    Des Sieges Glück ſich neigte,
Und ſich, bei tapfrer Gegenwehr,
    Kein froher Ausgang zeigte,
Ein Ritter: „Hört des Greiſes Wort,
Der lang' ein treuer Schirm und Hort
    Des Königreichs geweſen!
Ich will den Knoten, der geſchürzt,
Euch troſtlos in's Verderben ſtürzt,
    So ihr mir's gönnet, löſen.“

Faſt ſchien's, als ob das rohe Paar
    Des Greiſes Warnung rührte;
Sie folgten willig ihm ſogar,
    Als er in's Schloß ſie führte.
Hier ſahn, in Purpur eingehüllt,
Sie ihres Vaters Mumienbild
    Auf einem Seſſel prangen;
Die Krone ſchmückt ſein Silberhaar,
Und über'm Haupt des Todten war
    Sein Bogen aufgehangen.

Der Alte nahm ihn von der Wand,
    Und ſprach, da an der Pforte
Das Kleeblatt in Verwirrung ſtand,
    Mit ernſtem Ton die Worte:
„Mehrt nicht das Blut, ſo leider floß,
Und gönnt, durch dieſes Jagdgeſchoß,
    Euch gütlich zu vergleichen.
Die Krone werde dem verliehn,
Dem's glückt, den ſtrahlenden Rubin
    Der Krone zu erreichen.“

Und wirklich — o Entſetzen! nahm
    Der Aelteſte den Bogen,
Und raſch die Senne ſpannend, kam
    Der Peil herabgeflogen,
Der aber, fern vom güldnen Reif
Der Krone, an des Kragens Streif
    Halb matt vorüber ſchwirrte;
Allein noch ſchlechter war der Schuß
Des Zweiten, der gar bis zum Fuß
    Des Todten ſich verirrte.

Der jüngſte Bruder aber ſtand
    Betroffen, und erbleichte,

---

*) Aus den bibliſchen Gemälden, Legenden u. ſ. w. Danzig, 1822. S. 81 u. flg.

*) Aus den bibliſchen Gemälden, Legenden u. ſ. w. S. 96. u. flg.

Als jetzt auch ihm des Greiſes Hand
Den Schickſalsbogen reichte.
Er warf ihn fort, und ſprach: „Verzeiht!
Dem Jüngling, der in hartem Streit
Mit kindlichen Gefühlen
Sich nicht ſo leicht entſchließen kann,
Wie ſeine Brüder raſch gethan,
Auf's — Vaterherz zu zielen.

Nein, lieber will ich Reich und Staat
Für immerdar entſagen,
Als das Bewußtſeyn ſolcher That
Qualvoll im Buſen tragen!" —
„Dein iſt das Reich, und dein der Thron!"
Rief jener, mit bewegtem Ton
Und freudetrunk'nem Blicke:
„Heil jedem, der den Vater ehrt
Wie du, o Prinz, denn er iſt werth,
Daß ihn der Scepter ſchmücke."

Dem alten Buch in Quart, woher
Wir dies Gedicht entlehnen,
Beliebt's, mit keiner Sylbe mehr
Der Brüder zu erwähnen;
Allein die Folge macht es klar,
Daß Reue wohl das kecke Paar
Zu mildrer Denkart führte,
Weil unſre Quelle deutlich ſagt,
Daß der Gekrönte hochbetagt
In Ruh' und Glück regierte.

Der Wunderthäter *).

Wer Gutes wirkt, empfängt als Lohn
Nicht ſelten Tadel und Verdruß.
Erfuhr dies doch vor Zeiten ſchon
Der heilige Ambroſius,
Der, auf des Höchſten Wink und Rath,
Als treuer Knecht manch Wunder that,
Und öfters ungeſtüm und hart
Vom Biſchof drob geſcholten ward.

Einſt, nach vollbrachtem Meßgebet,
Verließ den dunkeln Zellengang
Der Heilige, und ſtrich noch ſpät,
Wie öfters ſchon, die Stadt entlang.
Da ſcholl ein Ruf zu ſeinem Ohr;
Er ſah verwundert raſch empor,
Und ſieh' es glitt ein armer Tropf
Herab vom hohen Kirchthurmsknopf.

Und überwältigt von dem Maaß
Des Mitgefühls bei Andrer Noth,
Stand Sankt Ambroſius, vergaß
Des Biſchofs drohendes Gebot,
Der jüngſt noch, zornig und entflammt,
Als Wunderthäter ihn verdammt,
Und rief, indem er ſeinen Stab
Dreimal emporſchwang: „Komm herab!"

Und jener ſtand, mit leichtem Schwung,
Geſund auf ſeinen Füßen da,
Zur höchlichen Verwunderung
Der Menge, die das Schauſpiel ſah.
Doch ach: ſein Retter ahnte nicht,
Das ſchon ein ſchadenfroher Wicht,
Der längſt ihm abhold war, im Flug
Die Wundermähr zum Biſchof trug.

Der, ſtreng und zornig, wie er war,
Fuhr wild den Uebelthäter an,
Und äußerte voll Wuth ſogar
Ein Wort von Acht und Kirchenbann,
Doch milderte der Bitten Kraft
Dies Urtheil bis zur Kloſterhaft,
Vereint mit dürrem Faſtenmahl,
Worauf der Schuld'ge ſich empfahl.

Wie froh war unſer Wundermann,
Als endlich er der Haft entflog:
Er ſchloß der muntern Schaar ſich an,
Die eben hin zur Kirmeß zog.
Der Biſchof ſelbſt, vom ſüßen Wein
Gelockt, beſtieg ſein Eſelein,
Ein Thier, das mit bedächt'gem Tritt
Bequem und ſicher vorwärts ſchritt.

Es brachte glücklich ihn an's Ziel,
Bis ſpät, nach manchem Flaſchenſieg,
Der Biſchof, müde vom Gewühl,
Sein Leibroß wiederum beſtieg,
Das trägen Schrittes vorwärts ging,
Indeß ſein Herr im Sattel hing,
Und bald, vom ſüßen Rebentrank
Berauſcht, in tiefen Schlummer ſank.

Doch auf der nahen Brücke Pfad
Stand ihm ein ſchlimmes Loos bevor:
Hier trieb ein mächtig Mühlenrad
In raſchem Schwung die Fluth empor,
Und ach! ſein Thier, das ſtets ſo treu
Sich ihm erwies, ward plötzlich ſcheu,
Und warf, wie einen Federball,
Den Reiter in der Wogen Schwall.

Der Schwimmer kämpfte, fortgerafft
Vom Strudel, mit Verzweiflungsmuth;
Doch es entwich der Arme Kraft
Beim Rudern durch die wilde Fluth;
Und da im lauten Wogendrang
Sein Ruf nach Hülfe dumpf verklang,
So blieb, in dieſer höchſten Noth,
Zuletzt kein Wunſch ihm, als der Tod.

Da plötzlich ließ das Brauſen nach,
Es ſtockt des Mühlwerks raſcher Lauf,
Und eine ſanfte Stimme ſprach
Das ſüße Troſtwort: „Komm herauf!"
Der Biſchof ſchwamm, mit neuem Muth,
Zur Brücke durch die ſtille Fluth,
Wo ſich ein Arm hinunterbog,
Und rettend ihn an's Ufer zog.

Wie beugt' ihn tief der Schaam Gewicht,
Als — Sankt Ambroſius vor ihm ſtand!
Doch ſanft, mit lächelndem Geſicht,
Ergriff der Heilige ſeine Hand,
Und ſprach, als ihn des Biſchofs Lob
Bis zu den Sternen ſchier erhob:
„Laßt das, und gönnet mir dafür
An euch ein ernſtes Wörtlein hier.

Misdeutend Gottes Wink und Rath,
Beſtraftet ihr, voll Leidenſchaft,
Was ich an euerm Nächſten that,
Mit Faſtenkoſt und ſtrenger Haft.
Denkt jetzt, Hochwürdiger, zurück
An euer eignes Misgeſchick,
Und zürnt, wo Menſchenkraft gebricht,
Der Wunderhülfe künftig nicht."

Der Freiersritt. *)

Julchen war ein holdes Mädchen
Von ſo reizender Geſtalt,
Daß ſie rings herum im Städtchen
Wohl für eins der ſchönſten galt.
Viel verliebte, eitle Gecken
Nahten ſich von hier und dort
Doch ſie ſcheuchte, halb mit Necken,
Dieſe Schmetterlinge fort.

Bakel nur, der Dorfſchulmeiſter,
Werde hier allein genannt;

Aus den bibliſchen Gemälden, Legenden u. ſ. w. Danzig, 1822. S. 49 u. flg.

Aus den Schwänken, ſcherzhaften Gedichten u. ſ. w. Danzig, 1828. S. 9. u. flg.

Er bewarb vor allen dreiſter
Sich ſchon längſt ums Julchens Hand.
Doch nicht hold war ſein Erſcheinen,
Denn er ſchritt, ein dicker Zwerg,
Keck einher auf Säbelbeinen,
Und den Rücken ziert' ein Berg.

Julchens ſpröden Sinn zu beugen,
Spart' er weder Geld noch Zeit;
Spitzen, Bänder waren Zeugen
Seiner Lieb' und Zärtlichkeit.
Doch er kam, trotz den Geſchenken,
Nimmer an's erſehnte Ziel,
Bis er nach gar vielem Denken,
Auf ein neues Mittel fiel.

„Gebt mir euren Rappen, Vetter!"
Sprach er einſt; "o ſagt nicht nein!
Seht es lockt das Frühlingswetter
Morgen mich nach Wildenhain." —
Auguſt ſprach: „Er ſteht zu Dienſten!
Aber nehmt euch wohl in Acht,
Weil mein Leibroß oft die kühnſten,
Wunderlichſten Sprünge macht." —

„Habt doch darum keine Sorgen!"
Sprach vergnügt der kleine Mann;
„Ich bin froh, daß ich mich morgen
Recht im Glanze zeigen kann.
Man erblickt mich in der Ferne,
Sieht des edlen Roſſes Lauf
Und — zwei lichte Augenſterne
Schauen mild zu mir herauf."

Auguſt lächelte ein wenig,
Nahm dann Abſchied, und verließ
Ihn, der froher als ein König,
Sein beglücktes Schickſal pries. —
Tags darauf ſaß er zu Pferde,
Stattlich, ehrenfeſt und breit,
Sah mit Stolz bald hin zur Erde,
Bald auf ſein beſetztes Kleid.

Zierlich war es zugemeſſen
Von erfahrner Schneiderhand,
Und ſo reich verbrämt mit Treſſen,
Daß es ihm vortrefflich ſtand.
Feſtlich waren Hut, Perücke,
Dieſe groß und jener klein —
Kurz, im erſten Augenblicke
Nahm der Reiter jeden ein.

Angelangt bereits im Städtchen,
Schaute Bakel unverwandt
Nach dem vielgeliebten Mädchen,
Das ſchon vor der Thüre ſtand.
Plötzlich wich ſein Gaul voll Tücke,
Von des Weges ebner Bahn,
Und es kamen Hut, Perücke
Früher, als er ſelber, an.

Und er ſah, daß ach! der Vetter
Neben ſeiner Schönen ſtand,
Und er drückt' ihr — große Götter!
Zärtlich drückt' er ihr die Hand.
Starr ſtand Bakel eine Weile,
Seinem Mund entfloh kein Laut.
Jener ſprach; „Für eure Eile
Dank' ich euch, nebſt meiner Braut.

Euer Unfall war zum Glücke
Nicht gefährlich; faßt nur Muth!
Die verlorene Perücke
Finden wir, zuſammt dem Hut.
Labt euch drum in meinem Hauſe,
Gönnt den müden Gliedern Raſt,
Und bei meinem Hochzeitſchmauſe
Seid mir ein willkomm'ner Gaſt.

Conterfey einer ehr- und tugendſamen Jungfrau*).

(Aus den Archiven eines alten Kloſters.)

Zum Erſten ſoll eine Jungfrau ſein
Wie die Glocken am Charfreitag ſeyn:
Wesmaßen das iſt ein ſelten Spiel
Soll ein Weibsbild ſich laſſen nit hören viel.

Zum Andern ſoll eine Jungfrau ſein
Wie eine Orgel in der Kirchen ſeyn;
Wesmaßen man ſolche gar leidlich berührt,
Alsbald ſie ein mächtig Geſchrei vollführt.

Zum Dritten ſoll eine Jungfrau ſein
Auch ferner wie eine Spitalſuppe ſeyn;
Die reizet eines Theils nicht zu ſündigem Spiel,
Und hat darneben der Augen nit viel.

Zum Vierten ſoll eine Jungfrau ſein
Vornehmlich auch wie eine Schildkröt ſeyn;
Die hütet ihr Haus, wie's gebühren thut,
Wesmaßen es ihr auf dem Rücken ruht.

Zum Fünften ſoll eine Jungfrau ſein
Gar wie eine finſtere Nachteulen ſeyn,
So freilich faſt abſonderlich klingt:
Ich mein', weil die nimmer an's Tagslicht dringt.

Solch Conterfey hab' ich, Hubertus, geſtellt
Zu Nutz und Frommen der chriſtlichen Welt,
Im Jahr, da man ſchrieb Zwölfhundert und zehn; —
Die Herrlichkeit Gottes wird ewig beſtehn.

Der Charlatan.*)

Von ſeiner Bühne rief ein Charlatan:
„Jetzt werden Sie, verehrte Herrn und Frauen —
Erſchrecken Sie nur nicht — den Teufel ſchauen!"
Erſtaunt ſah alles rings den Prahlhans an.
Drauf zog eine Börſ', im Auf- und Niedergehen,
Behend hervor, die ziemlich breit und tief
Dem äußern Schein nach war, und rief:
„Nun, wem beliebt es, hier hineinzuſehen?" —
Ein Herr bog, mit der Breite des Geſichts
Sich drüber hin, und ſah mit offnem Mund
Gewiſſenhaft hinab bis auf den Grund.

„Was ſehen Sie? nicht war, Sie ſehen nichts?"
Das leidet," ſprach der Andre, „keinen Zweifel."
„Nun," rief der Charlatan," das iſt der Teufel,
Wenn man, ſo viel man ſich bemüht,
Die Börſe leer und immer leer nur ſieht.

---

*) Aus den ſatyriſch humoriſtiſchen Gedichten. Leipzig, 1820. S. 115. u. flg.

**) Aus den Schwänken, ſcherzhaften Gedichten u. ſ. w. Danzig, 1828. S. 317.

Johann Heinrich Bernhard Dräseke

ward am 18. Januar 1774 in Braunſchweig geboren, ſtudirte von 1792 bis 1794 Theologie auf der Univerſität zu Helmſtädt und wurde ſchon im folgenden Jahre zum zweiten Prediger in Mölln erwählt. Drei Jahre ſpäter rückte er in die erſte Stelle, nahm jedoch 1804 das Pfarramt auf dem St. Georgsberge bei Ratzeburg an und verweilte hier bis 1814, wo er dritter Prediger an der St. Ansgarii-Kirche in Bremen ward. Im

Jahre 1817 erhielt er die Würde eines Licentiaten, 1819 die eines Doctors der Theologie. Nachdem er einen Ruf als Generalſuperintendent in Coburg abgelehnt hatte, von dem Herzoge von Sachſen Gotha aber aus beſondeter Hochachtung zum Herzoglich Sächſiſchen Kirchenrathe ernannt worden war, folgte er 1832 der Berufung als K. Preußiſcher Biſchof und Generalſuperintendent der Provinz Sachſen, nach Magdeburg, wo er noch gegenwärtig lebt, und in voller Kraft ſeines edeln Geiſtes ſegensreich wirkt.

Von ihm erſchien im Drucke:

Zur Beförderung wahrer Religioſität. Schwerin, 1796.
Schilderungen für denkende Chriſten. Lüneburg, 1803.
Predigten für denkende Verehrer Jeſu. Lüneburg, 1804 fgde. N. A. 1807. 5 Thle.
Hinweiſungen auf das Eine was Noth iſt. Lüneburg, 1812.
Glaube, Liebe, Hoffnung. Lüneburg, 1813. 4. A. 1824.
Deutſchlands Wiedergeburt. Lüneburg, 1814. 2. A. 1818. 2 Thle.
Predigten über die letzten Schickſale unſeres Herrn. Lüneburg, 1816—22. N. A. 1826. 4 Thle.
Chriſtus an das Geſchlecht dieſer Zeit. Lüneburg, 1819.
Gemälde aus der heiligen Schrift. Lüneburg, 1821.
Drei Feſtpredigten. Bremen, 1827.
Jeſus und Nikodemus. Lüneburg, 1828.
Lazarus Auferweckung. Lüneburg, 1828.
Die Gottesſtadt und die Löwengrube. Lüneburg, 1829.
Letzte Predigt vor der Ansgarii Gemeinde. Bremen, 1832.
Erſte Predigt vor der Domgemeinde in Magdeburg. Magdeburg, 1832.
Hirtenbriefe. Halle, 1832.
Viele einzelne Predigten u. ſ. w.

D. wird als einer der ausgezeichnetſten deutſchen Kanzelredner betrachtet und dies mit Recht. Da er eben ſo eigenthümlich als bedeutend iſt. — Glühende Begeiſterung, erhabene Würde, Reichthum der Anſchauungen, Kraft verbunden mit Zartheit und Anmuth, glänzende Diction und eine wahrhaft kunſtvolle Ausbildung ſind ſeinen Vorträgen eigen. Das oft Ueberraſchende ſeiner Einkleidungen, Uebergänge und Wendungen iſt von ſeinen Gegnern hin und wieder mit dem Tadel der Geſuchtheit belegt worden, ein Vorwurf, der aber als haltlos wegfällt, wenn man bedenkt, daß ein ſo reicher und tiefer Geiſt, oft wieder Willen zu Ungewöhnlichem greifen muß, um die Fülle ſeines Herzens und ſeiner Gedanken bemeiſtern und ordnen zu können.

Predigt am 24. Sonntage nach Trinitatis.*)

Im Jahr 1810 gehalten.

Wie kommt es, meine Brüder, daß wir ſo oft, und ohne es zu wollen, Andern unangenehm werden? Wie kommt es, daß wir ſie ſo häufig bald durch Reden, bald durch Schweigen, bald durch eine Annäherung, und bald durch ein Zurücktreten, bald durch unſere Fehltritte, und bald ſogar durch unſere Verdienſte in Verlegenheit ſetzen? Wie kommt es, daß wir ihnen keine Wohlthat erzeigen können, ohne ſie zu demüthigen, und keinen Dank abſtatten, ohne ihnen peinlich zu ſein; daß wir ſie zur Mißgunſt reizen, wenn wir ihnen unſere Vorzüge enthüllen, und gegen uns erbittern, wo wir ſie tadeln müſſen? Und wenn nun, zum Beiſpiel, Kranke beſonders uns nicht gern um ſich ſehen, wenn Unglückliche in unſerer Nähe ſich noch elender fühlen, wenn Schüchterne zu uns kein Herz haben, wenn Fehlerhaften bei uns aller Muth entſinkt, wenn reizbaren Naturen unſer Weſen widerſteht, wenn höher gebildete, wenn feiner geſittete Perſonen bei ſo mancher Gelegenheit an uns Anſtoß nehmen, — — wie kommt das? — —

Eine Antwort erklärt dies Alles: es fehlt uns an Zartgefühl.

Zartgefühl! — So Manche nennen dich! So Wenige kennen dich! — Wiſſen wir auch, was Zartgefühl ſei, meine Brüder? —

Gott hat uns fähig gemacht, Eindrücke aller Art zu empfangen, und uns derſelben bewußt zu werden; wir haben Gefühl. Nehmen wir nun die Eindrücke, die auf uns geſchehen, gleichwohl nicht wahr, ſo ſind wir ohne Gefühl. Bemerken wir nur die ſtärkeren, ſo iſt unſer Gefühl ſtumpf. Wenn man dagegen mit Wenigem auf uns wirken kann, ſo haben wir ein weiches Gefühl; wenn ſelbſt leiſe Anregungen dazu hinreichen, ein feines Gefühl; wenn ſie uns auffallend bewegen, ein lebhaftes Gefühl; wenn ſie gern in unſer Innerſtes dringen, ein tiefes Gefühl; wenn ſie zu ſchönen Anſtrengungen uns begeiſtern, ein edles Gefühl; wenn ſie uns geneigt machen zu helfen, zu ſegnen, ein menſchenfreundliches Gefühl; wenn wir endlich keinen Eindruck, es ſei von Innen oder von Außen her, empfangen können, ohne auf der Stelle zu bemerken: was uns gerade nun zieme, damit unſere Würde unverletzt bleibe, und dem Nächſten durchaus wohl, ja nicht wehe ſei — ſo haben wir Zartgefühl.

Es kommt daher beim Zartgefühl auf mehr an, als auf ein blos gefühlvolles Herz. Man kann bei aller Lebendigkeit, Weichheit, Stärke und Tiefe des Gefühls, doch ſehr unzart empfinden. Das Zartgefühl bezieht ſich lediglich auf Vermeidung von Uebelklängen in der Seele. Reiner Wohllaut ſoll ſein in uns, und in des Mitbruders Herzen. Keine Saite, die dieſen Wohllaut ſtören würde, ſoll berührt werden; vielmehr ſoll immer nur das Paſſendſte, das Edelſte, das Würdigſte geſchehen. Dazu gehört aber ein ſicheres, und in den meiſten Fällen zugleich ein ſchnelles Entſcheiden, damit der Augenblick, auf den es vielleicht ankommt, nicht vorübergehe. Hat ein Menſch dieſen reinen Wohlklangsſinn, ſo, daß er nun weder in ſeine eigene, noch in des Nächſten Empfindung widrig eingreift, vielmehr jederzeit ſchnell und richtig, mit Thaten und Worten, das Angemeſſenſte trifft: ſo beſitzt er Zartgefühl.

Ueber dieſes Zartgefühl laſſet mich heute reden. Es fehlt vielen Menſchen von Natur; aber kein Guter iſt, der nicht darnach ſtrebte. Denn es iſt eine der vornehmſten Zierden des Chriſten; es war der ſchönſte, der liebenswürdigſte Schmuck im Betragen unſers Herrn.

Merket nur auf die Belehrungen, die das heutige Evangelium über dieſen Gegenſtand uns ertheilen wird, und laſſet uns ſie für unſere Veredlung nützen.

Gott aber, der es uns geſetzt hat, das herrliche Ziel, darnach wir ringen, — der es erklärt hat, daß über Gemeines und Niedriges immer mehr unſer Weſen ſich aufſchwingen ſoll, — er ſtärke uns, und bereite für die Aufnahme alles Wahren und Guten unſere Seelen.

Text,

Matth. 9, 18—26.

Indem Jeſus alſo mit ihnen redete, — ſiehe da kam der Oberſten Einer, fiel vor ihm nieder, und ſprach: Herr, meine Tochter iſt geſtorben; aber komm und lege deine Hand auf ſie, ſo wird ſie in's Leben zurückkehren. Jeſus ſtand auf, und folgte ihm mit ſeinen Jüngern,

Unterwegs trat von hinten zu ihm ein Weib, das ſchon zwölf Jahre lang den Blutfluß gehabt, und rührete ſeines Kleides Saum an, weil ſie dachte: „Könnte ich ſein Kleid nur berühren, ſo würde ich geſund werden.“ Jeſus wandte ſich um und bemerkte ſie. „Sei getroſt, meine Tochter, ſprach er, dein Glaube hat dir geholfen,“ Und das Weib ward geſund zu derſelben Stunde.

Jetzt kam er in des Oberſten Haus. Und als er hier nun die Pfeifer ſahe und das Getümmel des Volkes, ſprach er: gehet aus einander. Das Mägdlein iſt nicht todt; ſondern es ſchläft. Da verlachten ſie ihn. Die Leute wurden jedoch entfernt, und er ging hinein, ergriff des Mägdleins Hand, und — es richtete ſich lebend auf.

Die Nachricht davon verbreitete ſich in der ganzen umliegenden Gegend.

Denkenden Menſchen kann es nicht entgehen, wie mannigfaltige und befriedigende Aufſchlüſſe über das Zartgefühl dieſer Abſchnitt darbietet. Wir wollen daher die einzelnen Punkte, die uns hier beſonders lehrreich ſind, hervorheben, und bei ihnen verweilen.

---

*) Aus der Bibliothek deutſcher Canzelberedſamkeit. 2. Bd. Gotha und Neu-York, 1827.

Es tritt zu Jeſu ein Oberſter und flehet inſtändig Hülfe für ſein Kind.

„Herr, meine Tochter iſt jetzt geſtorben. Aber komm' und lege deine Hand auf ſie, ſo wird ſie wieder leben.“ Unzarte Seelen, wenn eine Bitte an ſie ergeht, ſträuben ſich erſt gegen deren Erfüllung, wollen eine Wiederholung derſelben erwarten, machen dem Bittenden gern ſeine Hülfloſigkeit und Abhängigkeit, vielleicht auch ſeinen Unwerth in ihren Augen möglichſt fühlbar. Hier heißt es dagegen: „Und Jeſus ſtand auf und folgte ihm.“ Dies iſt Zartgefühl. Nicht eine Bürde will der Edle denen auflegen, die ſich bedürfend an ihn wenden dem Empfänger ſoll wohl ſein, wie dem Geber.

Sodann verdient ein Weib unſere Aufmerkſamkeit. Mit einem geheimen Uebel behaftet, das ſie bereits zwölf Jahre duldete, ſchmachtete ſie nach endlicher Rettung. Gleichwohl ſcheuet ſie ſich, laut zu werden. Es vertragen nicht alle Leiden das Licht. Auch ihr Gebrechen hüllt ſie ſchamhaft in tiefes Dunkel. — Ueberdies findet ſie den Meiſter ſchon auf die Rettung Anderer bedacht, und für Unglückliche, die ihr zuvorgekommen ſind, gewonnen. Wie dürfteſt du, denkt ſie, ſeine Sorgfalt noch mehr theilen, und auch für dich jetzt eine Bitte wagen! Nein, bemerkt will ſie gar nicht werden; nur ihm nahe möchte ſie einen Augenblick ſein; nur ſein Kleid einmal berühren, um zu geneſen. So tritt ſie von hinten heran; und es genügt ihr, damit ſie auf keine Art die ihm ſchuldige Ehrerbietung verletze, ſeines Kleides Saum. Dies iſt Zartgefühl, meine Brüder. Nicht beläſtigen mag ein ſolches Gemüth irgend Jemand; nicht ſich aufdringen mit ſeiner Noth; nicht Geräuſch machen vor den Menſchen; am wenigſten Gebrechen, die ein keuſcher Sinn zu verſchleiern gebietet, zur Schau tragen. Keinen Begriff hat es von jener Entartung, die durch rückſichtloſes Preisgeben ekelhafter Anblicke das Mitleid der Menſchen zu ertrotzen ſucht.

Jeſus aber bemerkt deſſen ungeachtet, was vorgeht. Und wie äußert er ſich? — Er hätte ſeine Wahrnehmung ganz verhehlen können; und dies wäre nicht unzart geweſen. Er handelt aber noch zarter; er erſcheint edel und wahr zugleich. Er wendet ſich um, ſiehet das Weib und ſpricht: „Sei getroſt, meine Tochter! dein Glaube hat dir geholfen.“ Es bedarf keiner Bitte von Seiten des Weibes; ihr Auge bittet, ihr Betragen bittet, ihr Zuſtand bittet, dies iſt genug. Es bedarf weiter keiner Erklärung über die Beſchaffenheit ihres Uebels in Gegenwart der Menge; er weiß ja, was ſie wünſcht, dies iſt genug. Es bedarf weiter keines Zuredens von ihm, um die Schüchterne zu ermuthigen; er ſpricht: ſei getroſt, dies iſt genug. Es bedarf weiter keines Dankes von ihr, um den Herrlichen zu belohnen; er legt den Erfolg ihrem eigenen Glauben bei. Nur, daß nirgend anders her, als aus dem Glauben, die Hülfe komme und kommen könne, meint er ihr betheuern zu müſſen. Dies iſt genug. So handelt das Zartgefühl.

Er kommt endlich in des Oberſten Wohnung. Was findet er da? gemeinen, rohen Sinn. Wie? wenn noch jetzt Menſchen geladen werden zu einer Leichenfeier, und kaum, daß der Todte in ſeine Ruhekammer geſenkt, und die Worte des Ernſtes und Troſtes zu ſeinem Andenken geſprochen und die letzten Klänge des Sterbeliedes verſtummt ſind: ſiehe, ſo ſtrömen die Gedankenloſen dahin, um ſich in ſinnlicher Luſt zu berauſchen. Dem ähnlich iſt dieſer Auftritt. Es ſollte feierliche Stille herrſchen im Todtenhauſe; und Getümmel umdrängt das Lager der Verblichenen. Es ſollte beſchämt ein Jeder das Ungeziemende anerkennen, als der Heiland darauf hinweiſet; und „ſie verlachen ihn.“ — Wie groß, wie liebenswerth neben dieſen der Göttliche! „Das Mägdlein ſchläft“ ſpricht er. Nicht mehr ſcheinen, als es iſt, ſoll das, was er thun wird. Anſpruchslos ruhig, geſammelt, tritt er zu des Kindes Bette, ergreift es bei der Hand, und — es erwacht. Die Eltern kommen, ſehen, wiſſen nicht, ob ſie auch ſchon ſich hingeben dürfen dem Entzücken ihrer Seele; und während ſie alle Seeligkeit des Wiederhabens, mit ihrem Lieblinge ſchmecken, hat der Retter, wie es ſcheint, ſich ihrem Dank entzogen. Denn nichts ſetzt der Evangeliſt hinzu, als die Worte: durch die ganze umliegende Gegend habe ſich das Gerücht ſeiner helfenden Liebe verbreitet.

Doch weicht der Erlöſer nicht jedes Mal den Aeußerungen der Dankbarkeit aus. Auch würde dies nicht immer zart heißen können. Es laſſen ſich ſogar Fälle denken, wo gerade das Zartgefühl einem Wohlthäter gebietet, ſich die Ergießungen des ihm verpflichteten Herzens gefallen zu laſſen, ſie freundlich aufzunehmen, ſie ſelbſt zu erwarten. Hören wir nicht auch den Heiland einſt ſagen, als der dankbare Samariter zu ſeinen Füßen ſinkt: „Sind ihrer nicht zehen rein worden? Wo ſind aber die Neun?“ *) —

So giebt es überall eine Grenze zwiſchen dem Zuviel und dem Zuwenig. Man ſtößt an, wenn man dieſe Grenze überſpringt. Und ſie wahrzunehmen, ihre feinſten Linien zu entdecken, bei jeder vorkommenden Gelegenheit und in jedem eintretenden Verhältniß ſie zu bemerken, und darum alle Mal auf der Stelle zu entſcheiden, was nun das Rechte, das dahin Gehörige ſei, was geſchehen müſſe, was nicht, was zu verſchweigen, was zu tadeln, was zu dulden, worauf ein Gewicht zu legen, was unbemerkt zu laſſen, ob zu bleiben, oder zu gehen ſei, damit Keiner ſich unangenehm durch uns berührt finde: das eben iſt des Zartgefühls Natur und Weſen, das iſt die Kunſt, die es übt.

Wollet ihr von der Art, wie es ſich darlegt, der Beiſpiele noch mehr haben? hier ſind ſie. Nur, wo ſoll man beginnen, wo enden?

Du alſo etwa verwalteſt ein Geſchäft, das mit größerer Mühe, als du wohl anfangs gedacht, verbunden iſt; und die Menſchen, für welche du arbeiteſt, ſchätzen dies herzlich. Haſt du nun Zartgefühl: ſo läſſeſt du ihnen das Saure, Harte, Peinliche deiner Anſtrengungen nie abſichtlich in die Augen fallen, weil du ihnen dadurch drückend werden würdeſt.

Du wirſt beſchenkt; und die Gabe, wiewohl gutmeinende Einfalt ſie darreicht, iſt dennoch nicht ſehr paſſend für dich, vielleicht überall nicht brauchbar. Haſt du nun Zartgefühl: ſo hältſt du dein Urtheil über ihren Unwerth zurück, weil ein Solches zu wehe thun müßte, und nimmſt ſie, um des liebenden Gebers willen, freundlich an.

Du erblickſt einen Bekannten, der vormals über dir ſtand, nach langen Jahren in weniger ehrenden Verhältniſſen; und ſollſt nunmehr ihm Befehle ertheilen, ſtatt daß er ſonſt dir gebot. Haſt du nun Zartgefühl: ſo iſt es dir nicht möglich, an dieſen Wechſel ihn mit Uebermuth zu erinnern, denn dies würde ihn beugen; ſondern du verſchleierſt den Uebelſtand, ſo gut du vermagſt.

Du findeſt Gelegenheit, dem einen großen Dienſt zu leiſten, der dir einſt eine kleine Hülfe verweigerte. Haſt du nun Zartgefühl: ſo giebſt du nicht nur zu jenem Dienſte dich hin; du thuſt es zugleich fröhlich und anſpruchlos; ja du deuteſt nicht ein Mal von fern auf ſeine frühere Ungefälligkeit zurück, weil daraus ja Wille und Abſicht hervorging, ihn zu beſchämen.

Du biſt Vater eines verlornen Sohnes, aber bei all' deinem Unglück doch ſo glücklich, daß er wiederkehrt, und beladen mit dem Gefühl ſeines Unrechts, und geläutert durch bittere Erfahrungen, und veredelt durch fromme Reue, zu deinen Füßen, oder, ehrender noch für dein Vaterherz, in deine Arme ſinkt. Haſt du nun Zartgefühl: ſo ſtürmſt du nicht mit neuen Vorwürfen auf den armen Zernichteten ein, ſondern leiteſt gütig den ſchüchternen, irren Blick auf eine beſſere Folgezeit, die ein tugendhafter Wandel ſchaffen werde, ſprichſt indeß zu Allen, die in deinem Hauſe ſind: Freuet euch mit mir! der todt war, lebt; den ich verloren, hab' ich wieder funden!

Du biſt in der traurigen Nothwendigkeit, deinen Gatten, dein Kind, deinen Verwandten auf einem langwierigen Krankenlager zu verpflegen. Ein Heer von Beſchwerden und Sorgen wächſt dir dadurch zu, und vielleicht wird überdies noch durch des Leidenden Ungeduld deine Laſt dir vergrößert. Haſt du nun Zartgefühl: ſo rückſt du ihm, ſelbſt wenn du dazu manchmal verſucht werden ſolteſt, deine Entbehrungen nicht vor; du wachſt, wenn du ſeinem Bette dich naheſt, ſogar über deine Mienen; du zeigſt, neben der Theilnahme der Liebe, ihm immer auch ihre Heiterkeit, damit er beruhigt glaube: die Bürde ſei für dich gar nicht ſo groß, als ſie ihm ſcheint. Wirſt du aber ſelbſt einmal Gegenſtand fremder Pfleg' und Wartung, ſo hüteſt du dich um ſo mehr, ſie durch Unmuth den Deinigen zu erſchweren, und belohnſt ihre Opfer, indem du ſie verſüßeſt.

Du kommſt mit Menſchen, die du als über dir erkennen, vor welchen du Ehrfurcht hegen, gegen die du dich demüthig beweiſen ſollſt, mit Vater, Mutter, Lehrer, Vorgeſetzten etwa, in den Fall, daß ſie gegen dich Unrecht haben, oder von dir eine Wohlthat anzunehmen genöthigt ſind. Haſt du nun Zartgefühl: ſo erſparſt du ihnen nicht nur das Erröthen über dieſe Lage, und vermeideſt Geſtändniſſe; du ſetzeſt ſogar dich, wenn nur dadurch das rechte Verhältniß wieder eintreten kann, abſichtlich in Schatten; du nimmſt, wenn es angeht, auf dich die Schuld des Fehlers; du ſtelleſt deine Hülfen ſo, daß ſie mehr ein Beitrag zu deinem, als ihrem Glücke, erſcheinen müſſen.

---

*) Luc. 17, 17.

Du könnteſt in einer Geſellſchaft, wo man hier dieſe, dort jene Anſprüche an dich macht, und Einer hierdurch verwundbar, der Andere dadurch es iſt, — leicht könnteſt du da etwas thun, etwas unterlaſſen, was beleidigen dürfte. Haſt du nun Zartgefühl: ſo wägſt du Alles, Worte, Blicke, Thaten. Du benimmſt dich bei dieſer Sorgfalt nicht ängſtlich, nicht ſchwerfällig, nicht kleinlich, nicht in's Ungewiſſe tappend. Du bemerkſt leicht und ſchnell, was jedem Einzelnen gebührt, und welche Beziehungen vorhanden ſind zwiſchen dir und ihm. Und darum ſprichſt du im Beiſein eines Dritten nie flüſternd in's Ohr; ſprichſt nicht vor Unkundigen, damit du ſie ausſchließeſt, in fremder Zunge; ſprichſt nicht vor Gebrechlichen von körperlicher Verkrüppelung; nicht vor Verarmten von heruntergekommenen Familien; nicht vor Menſchen, denen der Tod tiefe Wunden ſchlug, von Gegenſtänden, daraus ihr vielleicht eingeſchlummerter Gram neue Nahrung ſchöpfen würde. Du bleibſt dann nicht, wo man darauf rechnet, daß du geheſt. Du redeſt nicht, wo es ſchicklicher wäre, daß du ſchwiegeſt. Du zögerſt nicht, wo du ſieheſt, daß Alles eilt. Du drängſt dich nicht hervor, wo dein Verhältniß es eher mit ſich brächte, daß man dich aus beſcheidenem Hintergrunde herbeirufen müßte. Du machſt kein Geräuſch, wo der Ort, der Zweck, die Handlung, die Stunde ſtilles Weſen verlangt. Du erhebſt kein Gelächter über fremde Zurechtweiſung, wo du noch gar nicht weißt, ob ſie nicht vielmehr deine Folgſamkeit verdiene und deinen Dank. Du vergiſſeſt nie die kluge, die feine, die ſchonende, die liebevolle Rückſicht auf den Nächſten, auf ſeinen Stand, ſein Alter, ſeine Stimmung, ſeine Schickſale, ſeinen Charakter, ſeine Verdienſte um dich, und ſelbſt ſeine Fehler.

Soll ich noch länger fortfahren in dieſer Schilderung, meine Brüder? Ich denke, das Bild, das hier zu zeigen war, müſſet ihr Alle erkannt haben. Ihr müſſet ſeine Züge nun wiederfinden können im Leben, und wiederherſtellen können in eurem Leben, wenn es euch damit ein Ernſt iſt. Zartgefühl, das haltet feſt, Zartgefühl will nie beleidigen, will ſtets ſchonen, will mit Jedem es ſo machen, daß ihm wohl ſei, recht wohl. Darum faſſet es auf, was für jeden Augenblick und für jedes Verhältniß das Wohllautendſte und Lieblichſte ſei, faſſet es ſchnell auf, und handelt dieſer Entſcheidung gemäß.

So thut endlich ein zartfühlender Menſch nicht blos in Beziehung auf Andere und in Gegenwart Anderer: ſo thut er nicht minder in Beziehung auf ſich ſelbſt, und wenn er mit ſich allein iſt. Wie ließe ſich dies auch trennen! — Freilich, es giebt Solche, die das Zartgefühl in ſeinen gewöhnlichen Aeußerungen blos nachmachen, weil ſie ſich das Anſehen deſſelben zu geben wünſchen. Ihr Zartgefühl wohnt nicht in reinem Herzen; es prunkt auf ihren Lippen und in ihrer angenommenen Manier. Blendwerk iſt die züchtige Sitte, die holde Freundlichkeit, die feine Schonung, die ſie geſchickt erkünſteln. Ihr Weſen verhält ſich zum ächten Zartgefühl, wie das betrügliche Kupferſtück eines Falſchmünzers gegen vollwichtiges, rein ausgeprägtes Gold. Da ihnen nun blos daran liegt, für zartfühlend zu gelten, vielleicht um ihre Anſprüche an die Umgebung deſto höher ſteigern zu dürfen: ſo iſt es natürlich, daß ſie beim Austritt aus den Kreiſen der Geſellſchaft die täuſchende Maske gern abwerfen, und das eitle, mühſame, zwangvolle Spiel nur erſt bei der Rückkehr dahin wieder beginnen. Für ſich ſelbſt wiſſen ſie nichts von dem, was ſie bei Andern ſcheinen. Alles geht da gemein her und roh. — Wer es hat, wer es wahrhaft hat, das zartfühlende Herz: wie kann er jemals etwas Anders, als dieſes Herz zeigen? Es iſt ſeine Natur; wie könnte er es irgendwo, wenn gleich unbemerkt, verläugnen? Verſchönernd dringt es in alle Zweige ſeines Lebens, und iſt die Feder ſeines ganzen Thuns. Nie bietet ein Solcher ſich ſelbſt, was er gegen Andere aus Achtung ſich nicht erlauben möchte. Nie vernachläßigt er ſich, wär's auch nur in der Hauskleidung. Nie ziert er ſeinen Körper auf eine Art, die mit ſeinem Alter, ſeinem Berufe, ſeinen ſonſtigen Verhältniſſen im Widerſpruch ſtände. Und ſelbſt von der herrſchenden Weiſe, die ſo gern blindlings über den Geſchmack der Einzelnen gebietet, nimmt er, mit heiliger Schaam, nur das an, wobei auch nicht die leiſeſte Verletzung ſeine Würde bedrohet. Sie treten ja Alle ſo öffentlich, ſo frei, ſo laut zu unſerem Heilande hin, die ihn um etwas zu bitten haben. Warum erſcheint das Weib im Evangelio nicht eben ſo? Gefühl ihrer Frauenwürde, Gefühl der Schonung, welche für geheime Gebrechen die Natur erheiſcht, Gefühl der Achtung gegen ſich ſelbſt, Zartgefühl iſt es, was die Sittſame zurückhält.

Dächtet ihr aber, daß der Menſch mit dem zartfühlenden Herzen nun gar nicht kräftig auftreten könne, oder dürfe? ſo würdet ihr irren. Es bezweifelt doch gewiß des Meiſters Zartgefühl Niemand. O wahrlich! es hieß von dieſem Herrlichen mit Recht: „er wird nicht zanken noch ſchreien, und man wird ſein Geſchrei nicht hören auf den Gaſſen. Das zerſtoßene Rohr wird er nicht zerbrechen, und nicht auslöſchen den glimmenden Tocht“; *) deſſen ungeachtet aber predigte eben dieſer zarte Geiſt ſo gewaltig, daß ihrer Viele ſich über ſeine Rede entſetzten; ſtemmte ſich ſo ſtark den Anmaßungen des Wahns und der Bosheit entgegen, daß die Machthaber unter den verblendeten Zeitgenoſſen beſchämt zurücktraten; deckte ſo kühn die Gebrechen ſeines Volks auf, und nannte die Verführer deſſelben ſo laut „Heuchler und Schlangen und Otterngezüchte, denen nichts bevorſtände, als hölliſche Verdammniß“, daß ihr tiefſter Ingrimm, wohin er ging, ſeinen Schritten folgte. Iſt nicht auch im Evangelio, als er eintritt „in des Oberſten Haus, und ſiehet die Pfeifer und das Getümmel des Volks“, ſein erſtes Wort gleich ein Machtwort an die geräuſchvolle Menge: „gehet auseinander; denn das Mägdlein iſt nicht todt, ſondern es ſchläft?“

Meine Brüder! Warum auch müßte Schwäche eine Begleiterin des Zartgefühls ſein? Zartgefühl will ja nur Andern nicht unedel in den Weg treten; ſeinen Weg will es aber gehen und behaupten. Zartgefühl will ja nur ſchonend die Menſchen behandeln, Jeden nach ſeiner Eigenthümlichkeit; Unterſchiede will es aber gerade deshalb anerkennen und geltend machen. Zartgefühl will ja nur nicht kränken, wenn es tadeln, und nicht aufhören, zu lieben, wenn es ſtrafen muß; ſchweigen aber zu Allem, und in Alles ſich ſchlaff ergeben, will es nimmer. Eben in ſeinem Weſen liegt es, daß es jede Abweichung von der Regel des Schönen mit Scharfblick entdeckt, daß es alles Unedle tief verabſcheuet; daß es das Urbild alles Guten und Erhabenen möglichſt treu im Leben darzuſtellen wünſcht. Ja, bei ächtem Zartgefühl kann und darf ſo wenig ſittliche Schwäche wohnen, daß vielmehr in tauſend Fällen die höchſte Selbſtverläugnung, und folglich eine große, eine ſeltene innere Stärke dazu gehört, nicht unſanft zuzugreifen, und ſelbſt in Augenblicken der Leidenſchaft und der Begeiſterung auf dem Pfade des Würdigen und Schönen ſich zu bewahren. — Auch wollen ja nicht alle Naturen auf gleiche Art behandelt ſein. Vielmehr, während man dieſe zuredend gewinnen, ſanft erinnern, freundlich unterſtützen, ermunternd leiten muß, ſoll man jene ernſtlich warnen, drohend erſchrecken, ſtrenge beſchränken, eigener Uebung überlaſſen. Hier iſt Geben, dort Verſagen, hier ſind Lobſprüche, dort Vorwürfe; hier dieſes Maaß und dieſes Mittel, und dort wieder andere Weiſe und anderes Verhalten nöthig. Sehet, in dem Allen das Rechte zu treffen, das iſt Zartgefühl. Wie ließe es ſich denken, außer in einem kräftigen Gemüthe? —

Manche Menſchen kommen mit ſehr glücklichen Anlagen zum Zartgefühl in die Welt, geliebte Brüder. Ihr Weſen iſt Liebe, Schonung, Freundlichkeit. Die Natur hat es ihnen unmöglich gemacht, Jemanden hart und herbe anzulaſſen. Der Unterſchied zwiſchen dem, was ziemt, und dem, was anſtoßen, kränken, wehe thun würde, liegt ihnen, als kleinen Kindern ſchon, hell vor Augen, und dies giebt ihrem Benehmen jene Anmuth, und ihrer Anmuth jene Natürlichkeit und Sicherheit, die, in der Art, durch Fleiß und Kunſt ſchwerlich erlangt wird, und die man feinen Takt nennt.

Andere dagegen haben von dieſer Zartheit nicht eine Spur. Sie kennen keine Rückſichten. Sie treten in roher Unbefangenheit zu dir heran, und wiſſen's nicht anders, als daß du ſie nehmen müſſeſt, wie ſie einmal ſind. Sie bewegen ſich nicht, ohne anzuſtoßen, und öffnen den Mund nicht, ohne unſchicklich zu ſein. Sie machen dich ein Mal über das andere erröthen, bald durch die Art, wie ſie ſich ſelbſt erniedrigen und verunſtalten. Sie ſchonen weder durch die Anblicke, die ſie gewähren, dein Auge, noch durch die Reden, die ſie führen, dein Ohr, noch durch die Anträge, die ſie dir machen, deine Tugend, noch durch die Unſitte, womit ſie dir begegnen, deinen Sinn für Zucht und Wohlſtand. So verwunden ſie dein Innerſtes tauſend Mal, ohne es ein Mal zu ahnen. Sie ſehen nicht, wie dich ihre Schmeicheleien anekeln. Sie berechnen nicht, was du bei ihren Beſchuldigungen empfindeſt. Sie fragen nicht, ob ihre Erzählungen dich langweilen. Sie achten's nicht, ob ſie durch ihre Unbeſonnenheit Gedanken, Erinnerungen, Bilder, Auftritte in dir hervorrufen, die vielleicht Wochenlang deine Ruhe ſtören. Und bei all' dieſer zurückſtoßenden Widrigkeit meinen ſie es, zum Theil, nicht gerade übel. Der Wille, dir wehe zu thun, kommt vielleicht in ihre Seele nicht. Es iſt wohl ſelbſt mit ihrer Rohheit ſo viel Gutmüthigkeit gepaart, daß du nicht umhin kannſt, ihnen auf der Stelle zu verzeihen. — Genug, wenn Zartgefühl manchmal ſchon aus dem Betragen eines Kindes uns anſpricht: ſo

---

*) Matth. 12, 19. 20.

ſcheinen, auf der andern Seite, Manche dafür überall nicht empfänglich zu ſein.

Wir reden hier indeſſen vom Zartgefühl nicht als von einer Gabe der Natur, die der Menſch ohne ſein Zuthun beſitze, oder nicht beſitze. Wir reden von chriſtlichem Zartgefühl, meine Brüder. Wir reden vom Zartgefühl als von einem Gegenſtande des Strebens, und zwar als von einer Tugend, die Jeder, in gewiſſem Maaße, erwerben könne, wenn er will. Es gereicht Niemandem zur Schande, wenn ihm bei ſeiner Geburt ſtumpfe Sinne zu Theil worden ſind; aber das ſchändet ihn, wenn er dieſen Naturmangel nicht durch treue Sorgfalt zu verbeſſern ſucht. So ehrt es noch Keinen, daß der Schöpfer ihn feiner beſaitet, und offener für das Schöne gebildet hat; es ehrt ihn nur das, was er aus dieſen Talenten mit freier Thätigkeit ſchafft; es ehrt ihn nur die Höhe, zu welcher er es vervollkommnet, und die Treue, mit welcher er es benutzt.

Was für eine Natur uns geworden ſei, theure Brüder, — ein Geſchenk der ewigen Liebe iſt ſie immer. Laſſet uns die reich ausgeſtattete ehren; laſſet uns die niedre hinaufſtimmen und die gemeine adeln durch frommen Fleiß. Chriſtliches Zartgefühl iſt gerade nur die Feinheit und Würde des Sinnes, die wir uns aus Liebe zu Gott, aus Ehrfurcht gegen unſern Meiſter, aus Wohlwollen gegen die Brüder, aus Achtung für das Schöne überhaupt aneignen. Es iſt die Fertigkeit in Allem, „was ehrbar und keuſch und lieblich iſt und wohllautet,“ deren wir uns befleißigen, weil wir fühlen, daß dies recht iſt und das Gegentheil verächtlich; weil wir als Kinder Gottes uns betrachten und als Nachfolger Jeſu; weil wir es anerkennen, daß die Menſchheit eine große, in Eintracht und Liebe zuſammenſtimmende, Familie ſein ſoll; weil eine Welt uns erwartet, deren zarte Freuden kein rohes Gemüth ſchmecken kann. Es iſt endlich die göttliche Geſinnung und Gewohnheit, die an dem Mitbruder nichts mit ſo ehrfurchtsvoller Rückſicht glaubt behandeln zu dürfen, als — ſein Gewiſſen; die den Gläubigen in ſeinem Glauben nicht verwirren, die dem Unſchuldigen auch nicht das kleinſte Aergerniß geben, die keine Seele verderben, vielmehr gern „ſeelig machen möchte, Alle,“ die ſich ihr nahen.

Dieſes Zartgefühl äußert Jeſus, wo er auftritt, es ſei redend, oder handelnd. Sehet in unſer Evangelium, oder blicket wohin ſonſt in ſeiner Geſchichte; wie er hier die Kinder zu ſich kommen läßt und ſie herzet, und dann wieder umherwandelt, und die zerſtreuten Küchlein nach Mutterart ſammeln will unter ſeinen Flügeln; wie er hier annimmt, was die Dankbarkeit einer gebeſſerten Sünderin ihm bereitet, und dort eine Gefallene gegen ihre Verdammer ſchützt; wie er hier ſeinen Jüngern aus Schonung, „was ſie noch nicht tragen können,“ verhehlt, und dort in einen Blick auf Petrus alle Wehmuth über ſeine verſchmäheten Warnungen legt.

Es iſt klar, meine Brüder. Es giebt nicht nur noch ein anderes Zartgefühl, als das angeborne, ein Zartgefühl höherer Gattung, ein Zartgefühl, zu dem man ſich erheben, darin man fortſchreiten kann, wie in jeder Tugend, ein chriſtliches. Man darf noch weiter gehen. Man darf ſagen, das ganze Leben Jeſu ſei eine Reihe von Gemälden, aus welchen Zartgefühl, als herrſchender Geiſt, uns entgegenhauche. Man darf behaupten, daß die Religion, die uns zur Würde der Kinder Gottes erhebt, die uns den Rang einer heiligen und unbefleckten Gemeine anweiſet, die uns mit allen Menſchen auf Erden durch das Band des gegenſeitigen Liebens und Helfens verbrüdern will, recht eigentlich eine Religion des Zartgefühls zu heißen verdiene.

Wie aber bildet ſich für ein ſolches Zartgefühl unſer Herz?

Am beſten iſt es, wenn gleich die erſte Kindheit dazu benutzt wird. Die Keime dieſer köſtlichen Pflanze ſind dann vorhanden. Sie dürfen ſich blos entfalten, ehe ſie unter den Dornen der Begier erſtickt, oder durch der Menſchen und ihres Beiſpiels Rohheit zertreten werden. Nur Raum gebet der reinen, kindlichen Natur, o ihr, die ihr von Gott zu Schutzengeln der Unſchuld erkoren ſeid, Pflegerinnen der Säuglinge, Erzieher der Jugend, Eltern und Lehrer allzumal! Nur nicht ſelbſt ausſtreuen möge eure Hand den Saamen der Unduldſamkeit, der Zankſucht, des Neides, des Haſſes. Nähret dagegen und unterhaltet die Regungen der Liebe, der Theilnahme, des Mitleids, der Scham, wenn ſie in der jungen Seel' erwachen. Wähnet ihr: angepredigt, oder angeſcholten und angezürnt und angeſtraft werde ein zarter Sinn dem Kinde? Das kann er nicht. Im Keime ſterben wird er da. Euer Beiſpiel muß Alles thun. Behandelt eure Kleinen ſelbſt mit Würd' und Feinheit. Nie fahret hart und ungeſtüm ſie an. Seid gegen ſie ganz Schonung, Zutrauen, Sorgfalt, Zärtlichkeit. Erweiſet euch untereinander, vor ihren Augen, die ehrende, die güt'ge, zarte Rückſicht, durch welche der Sinn milde und das Leben ſchön wird. Es werde nie die edlere Sitte hintangeſetzt. Es werde nie, auch über Fremdes, anders als im Geiſte der Gerechtigkeit, der Mäßigung, des Wohlmeinens geurtheilt. Und verlaſſet euch darauf! Er wird gedeihen, herrlich wird er gedeihen, und euch ſchon früh durch liebliche Früchte überraſchen, der Sinn, der Niemand wehe thun, nie ſeine Würd' entweihen kann.

Vor allen, Mütter! iſt es euch gegeben, der Kinder Herz für Zartgefühl zu bilden. Euch iſt's nicht ſchwer. Seid nur ſelbſt gute Menſchen, und wollet nie mehr, nie minder ſein. Liebet nur immer, und lehret lieben. Hauchet nur, wo möglich im Wiegenliede ſchon, den Sinn für Wohltaut und die Luſt am Recht in die noch unentweihten Seelen. Wendet dem unſichtbaren Kinderfreunde ſchon da ihr Herz zu. Sorgt, daß ſie, lallend noch, von ihm ſchon hören, von ihm ſtammeln mögen, und daß die Sehnſucht nach ſeiner Liebe der Haupttrieb ihres ſchönen Lebens ſei. Wahrlich, ſie werden bald nicht anders können, als — zart empfinden.

Iſt der Menſch, meine Brüder entwachſen eines ſolchen Mutter Schooß, noch überdies, vielleicht als Kind bereits, mit mancher Erdennoth bekannt geworden; haben Leiden, die er ſahe, die er tragen half, die wenigſtens ſein Auge mitbeweinte, für die ſein Seufzer auf zum Himmel ſtieg, oder, die er auch ſelbſt ſchon zu bekämpfen hatte, ſein Herz erweicht, und, weil er Schmerzen kennt, des Bruders Schmerz auch achten ihn gelehrt: ſo wird ihm das beſonders vortheilhaft. Des Zartgefühles übungsreichſte Schule iſt — die Trübſal.

Wer jedoch über die frühere Lebenszeit hinwegkam, ohne für dieſen Sinn gebildet zu werden; bei wem die Neigung, Denkart, Sitte ſich ſchon gerichtet, ſchon entſchieden hat: dem iſt's dann ſchwerer, daß er zart empfinden lerne; — zumal, wenn ihn die Natur vielleicht aus gröberm Thone ſchuf, oder wenn er heranwuchs unter rohen Menſchen, oder wenn ſein Beruf allmählich ihn noch ſtumpfer, rauher machte. Seid aber darum nicht muthlos, Chriſten, auch wenn ihr euch in dieſer Lage fändet. In eurer Würde liegt eure Hoffnung. Es iſt ein nichtiges Vorurtheil, als gäb' es Zartgefühl in höhern Ständen nur. Auch in der Hütt' und unter ſchlechter Hülle ſchlug oft ein Herz, das würdiger empfand, als mancher niedre Große neben ihm. Fühlt euch als Chriſten; und ihr könnt Alles werden, dazu der Menſch berufen iſt. Oeffnet dem heiligen Geiſte eure Herzen. Sammelt euch oft vor dem Vater in frommer Inbrunſt. Entfernt von euch, was ſo nicht wandeln mag. Suchet die Edleren auf. Laſſet erweicht werden an ihrer Milde eure Härte. Lernet von Jeſus, wie man zartfühlende Seelen behandeln müſſe. Vollbringet dann, was liebenswerth euch dünkt, und unterdrücket, was zu Schlechtem reizt. Denn nur in dem Maaße gedeihen edlere Regungen, als wir die gröbere Sinnlichkeit feſſeln, und nichts führt ſicherer zu ächtem Zartgefühl, als Liebe Gottes, Ehrfurcht gegen Jeſum, und Luſt und Trieb zu ſeinem Wort.

Und, o! wie iſt's des Fleißes doch ſo werth, dahin zu ſtreben! In einem Hauſe, wo Gatte und Gattin, wo Eltern und Kinder, wo Herrſchaft und Dienſtboten, wo Jung und Alt mit zartem Sinne ſich behandeln, wo Keinem Weh geſchieht, wo Aller Wohlſein Allen wichtig iſt, wo ſtets dem Wunſch ein Blick, der ihn bemerkt, entgegenkommt, wo Niemand unbeſcheiden fordert und ungetröſtet klagt, wo Jeder getragen mit ſeinen Fehlern, und verſtanden wird in jeder leiſen Bebung ſeines Herzens, wo Liebe wohnt, und Tadel ſelbſt und Strafe Liebe haucht: da, da! wer möchte da nicht ſeine Hütte bauen!

Trachtet dahin, meine Brüder! Ringet nach dieſem geruhigen und ſtillen Leben in aller Gottſeeligkeit und Ehrbarkeit. Es kann geführt werden mitten im Kriege. Es kann behauptet werden unter Drang und Sorg' und Entbehrung!

Fürchtet auch nicht, wo Zartgefühl ſei, ſei es ängſtlich, zwangvoll, unheimiſch. Da athme Niemand frei vor lauter Rückſicht, der Frohſinn lieb' ein ungebundnes Weſen. Meine Brüder! Das iſt nicht Zartgefühl, was Andre peinigt und beſchwert, was ihre Lebensluſt verkümmert; was kräftige Natur willkührlich hemmt, und bei jedem ungewohnten Anblick oder Ton in eine vorgegebne Ohnmacht ſinkt. Verwöhnung iſt's, und Gaukelweſen, und Mißverſtand, und eitel Zärtelei.

Wie das Kind erſt das Gängelband gebraucht, um bald ſicher aufzutreten: ſo muß das Herz durch freiwillige Befangenheit zur ächten Unbefangenheit gelangen. Es muß ſich binden an des Lebens Regel, um nachher wahrhaft frei zu ſein. Es muß den niedern Regungen Gewalt thun, um bald nur edle Triebe zu empfinden.

O laſſet dies eure Anſicht und euer Bemühen werden, meine Geliebten! Zartgefühl wird euch dann nicht Bürde dünken. Es wird eure beſſere Natur, es wird die Würze eurer Verbindungen, es wird euch Vorgenuß des Himmels ſein. Amen.

Georg Leonhard Bernhard von Dreſch

ward am 20. März 1786 in Forchheim geboren, ſtudirte Jurisprudenz, Philoſophie und Geſchichte und habilitirte ſich 1808 mit dem Profeſſorscharacter als Privatdocent in Heidelberg. Im Jahre 1811 wurde er ordentlicher Profeſſor der Geſchichte und Würtembürgiſcher Bücher-Fiscal in Tübingen, 1823 Profeſſor der Rechte zu Landshut und von hier 1826 in gleicher Eigenſchaft nach München verſetzt, wo er 1831 als Deputirter der Univerſität in der Kammer lebhaft für die Beſchränkung der Preßfreiheit in Baiern wirkte. Er lebt fortwährend in München als K. Baieriſcher Hofrath, Oberbibliothekar, ordentlicher Profeſſor der Geſchichte und Ritter des Ordens der Würtembergiſchen Krone.

Seine Schriften ſind:

Ueber die Dauer der Volksverträge. Landshut, 1808.
Syſtematiſche Entwickelung der Grundbegriffe des Privat-Staats- und Völkerrechts. Heidelberg, 1810—17.
Ueberſicht der allgemeinen politiſchen Geſchichte. Weimar, 1814. 3. Th. N. A. 1824.
Ueber die Anſprüche der Juden auf das Bürgerrecht. Tübingen, 1816.
Napoleons Wiederkehr. O. O. 1815.
Ueber die Hauptſtaaten des europäiſchen Staatenſyſtems. Tübingen, 1817.
Ueber den methodiſchen Unterricht in der allgemeinen Geſchichte. Weimar, 1818. N. A. 1824.
Lehrbuch der allgemeinen Geſchichte. 2. Curſus. Weimar, 1818. N. A. 1821—24.
Oeffentliches Recht des deutſchen Bundes. Tübingen, 1820—21. 2 Thle.
Naturrecht. Tübingen, 1822.
Baierſches Staatsrecht. Ulm, 1823.
Schmidts Geſchichte der Deutſchen; fortgeſetzt. B. 23—25. Ulm, 1824—26.
Rede bei Eröffnung der Univerſität München. München, 1826.
Kleine Schriften. Ulm, 1827.
Abhandlungen aus verſchiedenen Theilen des Rechtes. München, 1830.
Einzelne Abhandlungen u. ſ. w.

Ein bedeutender Rechtsgelehrter zeigt D. bei ſeinen hiſtoriſchen Schriften ſeine Stärke, beſonders in dem politiſchen Scharfblick, den gründlichen Kenntniſſen und dem lebendigen, würdevollen Vortrage, ſo wie in der methodiſchen Klarheit der Auffaſſung und Darſtellung des von ihm behandelten Gegenſtandes.

Johann Matthias Dreyer

ward 1716 in Hamburg geboren, lebte daſelbſt, mit dem Titel eines Fürſtlich Holſteiniſchen Secretairs, größentheils als Privatgelehrter und ſtarb 1769 in dürftigen Umſtänden.

Von ihm erſchien:

Schöne Spielwerke beim Wein, Punſch und Krambamboli. Hamburg 1763. — (Selten, da es ſeiner Obſcönität wegen, bald nach dem Erſcheinen öffentlich von Henkers Hand verbrannt wurde.)
Vorzüglichſte deutſche Gedichte. Altona, 1771.

Ein ſehr witziger aber leichtfertiger Kopf, der ſich in ſeinen poetiſchen Verſuchen der Gottſchediſchen Schule anſchloß und die Sprache mit Correctheit zu behandeln wußte. Anderen Werth haben ſeine Leiſtungen nicht, auch iſt er berühmter durch ſeine treffenden Repliken und originellen Einfälle, welche ſich in Hamburg traditionell erhalten haben. Mehreres dieſer Art, theilt Jördens in ſeinen: „Denkwürdigkeiten, Characterzüge und Anecdoten aus dem Leben der vorzüglichſten deutſchen Dichter und Proſaiſten. Leipzig, 1812. 3 Bde.“ mit.

Karl Friedrich Drollinger,

ward am 26. December 1688 zu Durlach geboren, ſtudirte von 1704 bis 1710 die Rechte zu Baſel, und ward im letzteren Jahr Dr. juris utriusque und Regiſtrator des geheimen Archivs in ſeiner Vaterſtadt. 1722 ernannte ihn der Margraf von Baden-Durlach zum Hofrath und 1726 zum geheimen Archivhalter. In Folge der Kriegsunruhen begleitete er ſeinen Fürſten nach Baſel, führte mit großem Eifer deſſen Angelegenheiten und ſtarb daſelbſt, von überhäuften Arbeiten und Anſtrengungen erſchöpft, am 1. Juni 1742.

Eine Sammlung ſeiner Gedichte erſchien erſt nach ſeinem Tode unter dem Titel:

Herrn K. F. Drollinger's weiland Hochfürſtl. Baden-Durlach'ſchen Hofraths und geh. Archivhalters Gedichte, ſammt andern dazu gehörigen Stücken, wie auch einer Gedächtnißrede auf denſelben ausgefertiget von J. J. Sprung u. ſ. w. Baſel, 1743. Mit neuem Titel. Frankfurt a. M. 1745.

D's Gedichte zeichnen ſich zu einer Zeit, wo die deutſche Poeſie noch ſo ſehr in Banden lag, durch Reichthum und Tiefe der Gedanken, Kraft und Würde und eine ſeltene Correctheit aus.

Eduard Duller

ward 1809 in Wien geboren, und ſtudirte in ſeiner Vaterſtadt Philoſophie und Jurisprudenz. Er entwickelte ſchon ſehr früh äußerſt glückliche Anlagen und verfaßte bereits in ſeinem achtzehnten Jahr ein Schauſpiel, Meiſter Pilgram, das 1828 ſich auf der Bühne außerordentlichen Beifalls zu erfreuen hatte. Um ſeine dichteriſchen Fähigkeiten noch mehr auszubilden, begab er ſich 1829 nach München und kehrte dann auf kurze Zeit wieder nach Wien zurück. Im Jahre 1830 ging er von Neuem nach München und von dort nach Baden-Baden, wo er thätigen Antheil an dem von Spindler redigirten Journal, der Zeitſpiegel nahm. Nachdem er ſpäter eine Zeitlang, mit literäriſchen Arbeiten beſchäftigt, in Trier verweilt, zog er nach Frankfurt am Main, wo er ſich gegenwärtig noch als Dr. phil. und Redacteur der von ihm gegründeten Zeitſchrift, „der Phönix“ befindet.

Er ſchrieb:

Meiſter Pilgram. Schauſpiel. Wien, 1829.
Die Wittelsbacher. Balladen. München, 1831.
An Könige und Völker. Canzonen. Stuttgart, 1831.
Berthold Schwarz. Novelle. Stuttgart, 1832.
Der Antichriſt. Novelle. Leipzig, 1833. 2 Thle.
Freund Hain. Stuttgart, 1833.
Franz von Sickingen. Dramatiſches Gedicht. Frankfurt a. M. 1833.
Erzählungen und Phantaſieſtücke. Frankfurt, 1834. 2 Bde.
Die Feuertaufe. Erzählung. Frankfurt, 1834. 2 Bde.
Phantaſiegemälde. Frankfurt, 1835. 1836. 2 Bde.
Geſchichten und Mährchen für Jung und Alt. Frankfurt, 1835. 2 Bde.
Der Rache Schwanenlied. Schauſpiel. Stuttgart, 1835.
Kronen und Ketten. Roman. Frankfurt, 1835. 3 Bde.
Erzählungen, Gedichte u. ſ w. in verſchiedenen Zeitſchriften, Almanachen u. ſ. w.

Außerdem gab er heraus:

Erholungsſtunden. Frankfurt, 1834. 12 Hefte.
Der Phönix. Zeitſchrift. Frankfurt, 1835 — 1836.

Unter den jüngern deutſchen Dichtern iſt D. unzweifelhaft einer der reichſten und talentvollſten. Im Beſitz einer glühenden, ſtets raſtlos wirkenden und ſchaffenden Phantaſie, voll Innigkeit und Feuereifer für das Gute und Schöne, beurkundet er in jeder neuen Leiſtung, welch hohes Ziel er ſich geſteckt und wie unabläſſig und ernſt er demſelben zuſtrebe, aber es fehlt ihm noch jene Ruhe und Beſonnenheit, welche allein das Leben giebt, und die der Kampf mit ſchweren Verhältniſſen, bisher in ihm auszubilden verhinderte. Als dramatiſcher Dichter erſcheint er am Glücklichſten; ſein Franz von Sickingen enthält viele wahrhaft ſchöne Scenen, und ein reges, der Natur entlehntes Leben. In ſeinen lyriſchen Productionen, ſo künſtleriſch dieſelben auch meiſtens gehalten ſind, läßt er ſich zu ſehr von dem Strome ſeiner Gedanken und Anſchauungen fortreißen, und behauptet nicht jene Klarheit und Rundung, die zur Vollbringung eines Kunſtwerkes unerläßlich ſind, auch ſchlägt er zuweilen, im Drange Gewaltiges zu ſchaffen, die Sprache in zu ſchwere Feſſeln. Als gewandter erfindungsreicher Erzähler bewährt er ſich mit jedem neuen Werke immer mehr und mehr und hat beſonders in einigen kleineren Leiſtungen ſehr glückliche Anlagen für das echt Komiſche beurkundet. Hätte der talentvolle D. eine ſorgenfreie, reiche Jugend verlebt, oder gewährte ihm ein gütiges Geſchick jene ſegensvolle, feſſelloſe Muße, in der allein ein Dichter vollkommen gedeihen kann, ſo würde er gewiß Großes ſchaffen, und ſich mit der Zeit den gefeierteſten Namen in der Geſchichte deutſcher Literatur beigeſellen können.

Der Auferſtehungsmann.*)

Novelle.

Der Doktor Goodfriday war eben von einer kleinen Landreiſe wieder nach London zurückgekehrt. Um ſeine junge Frau noch am ſpäten Abend, da er nicht mehr erwartet wurde, zu überraſchen, hatte er dem alten James befohlen, mit dem Wagen bei einem Univerſitätsfreunde vorzufahren, deſſen Haus er wie ſein eignes betrachten durfte. Der Freund war nicht daheim; nichts deſtoweniger wurde des Doktors Wagen in der Remiſe beherbergt. Goodfriday wünſchte ſeinem James gute Nacht, drückte den Hut tief in die Stirne, knöpfte den langen weißen Ueberrock bis an den Hals zuſammen, zog den Kragen herauf bis zur Naſe, ſteckte die Hände in die Seitentaſchen des Ueberrocks und wanderte nunmehr, unfern der Katharinen-Docks, ſeiner noch etwas weit davon entleg'nen Wohnung zu.

Er befand ſich ſeit noch nicht allzulanger Zeit in London — er hatte die erſte Zeit ſeiner ärztlichen Praxis in Oxford, wo er geboren war und ſtudirte, zugebracht; — das dumpfe Labyrinth der Weltſtadt war ihm daher noch nicht ganz geläufig. Am Ausgang einer engen Gaſſe, die von mehrern andern durchſchnitten war, blickte er überlegend um ſich, in Zweifel, welchen Weg er einſchlagen wollte. Ein ſchmutziger Kerl, knirpſig, in einer Matroſenjacke, mit breitkrempigem Hut, ein Seemann unſtreitig, ſtand plötzlich vor dem Doktor, ſo unverſehen, als wäre er eben aus der Erde emporgewachſen, wie der Teufel, vor dem uns Gott behüte.

„Herr! habe ich Euren Willen errathen?“ fragte der Zudringliche, an der langen Geſtalt des Doktors mit heimlichem, ſelbſtzufried'nem Lächeln emporblinzend. Der Doktor war etwas verblüfft über den jämmerlichen Kerl, deſſen krumme Beine den kurzen, dicken, ſchweren Rumpf kaum tragen zu wollen ſchienen. „Ich weiß nicht,“ . . . . . ſtotterte er, nicht ſowohl verlegen, als vielmehr zerſtreut, faſt bewußtlos, ohne Zweck und Abſicht. „God dam!“ verſetzte der Matroſe, „Ihr ſollt ſehen, daß ich ſo viel Billigkeit im Leibe habe, als irgend ein Faſhionable. Bei'm luſtigen Teufel und jener anmuthigen Lady, ſeiner Großmutter! Sir! ich will Euch, weil Ihr der ehrenwertheſte Herr ſeid, der ſich je mit ehrlichen armen Leuten in ein Geſchäft einließ, ſo chriſtliche Waare zubringen, als je in Altengland geliefert wurde. Und ich will augenblicklich an einem der beiden Münſterthürme aufgeknüpft werden, wenn ich, was den Preis betrifft, einen ſchäbigen Juden mache.“ „Was willſt du von mir? was ſoll ich?“ fragte Sir Goodfriday, der während der Rede des Matroſen unſchlüſſig, wie in Träumen, weiter gewandert war. Herr!“ erwiederte der Matroſe, „ich bin ehrlicher als irgend einer meiner Kameraden, die je auf einem Hammok ſchliefen. Euer Geſicht iſt mir wohl bekannt; ich ſah Euch damit ſeit Kurzem oft in die edle mediciniſch-chirurgiſche Geſellſchaft ſpazieren, und habe es auch, als ein ächter biſchöflicher Chriſt, der mit freien Augen eine halbe Meile weit ſieht, nicht vergeſſen, wie Ihr mich öfter bemerktet. Es iſt Niemand hier in der Nähe, Sir! und wir können ungeſtört ſprechen. Im Voraus müßt Ihr mir geloben, daß Ihr mich nicht verlaſſen werdet, wenn ich vielleicht dereinſt an allerlei Krankheiten in Greenwich danieder liegen ſollte.“ „Kerl,“ rief der Doktor, „ich glaube, du biſt dem Pallaſt von Bedlam entſprungen.“ — „Mit Nichten!“ erwiederte der Matroſe demüthig; „ich habe, Gott ſei Dank! noch etwas Hirn in meinem Kopf; freilich, wer weiß, welcher Schurke meinen armen Schädel mit ſeinem geringfügigen Inhalt ſchon bei meinen Lebzeiten verkauft hat. Nun! das geht eben von Einem zum Andern. Herr! unſer eins verkauft ſich wechſelſeitig bei bebendigem Leibe für den Fall des Abſterbens; ich Tomas Polecat bin vor manchem Toms, James, John, Nick und ſo weiter nicht ſicher. Aber zur Sache, Herr! Es wird bereits ſpät; wir wollen zum Ziele eilen, ſonſt verſäume ich die Stunde, um die ſich Faſhionables unſrer wack'ren Zunft, die Reſurrections-Men, zu verſammeln pflegen.“

---

*) Aus: Erzählungen und Phantaſieſtücke. Von Eduard Duller. 1. Bd. Frankfurt am Main, 1834.

— Dem guten Doktor Goodfriday ging plötzlich ein Licht auf, als er das Wort: Reſurrections-Men hörte. Das Benehmen des heimtückiſchen, zudringlichen Kerls wurde ihm begreiflich. Er beſchloß, ihm zu folgen, und in die Höhlen des Verbrechens einen forſchenden Blick zu werfen, da ihm der Zufall hiezu ſo günſtig die Hand bot. Er fühlte nur noch in ſeine Seitentaſche, worin ſeine Reiſepiſtolen ſteckten, und ſtellte ſich an, als ob er mit Toms Polecat längſt Abrede getroffen und alles in's Reine gebracht hätte.

„Ehrlicher Toms Polecat!“ ſprach der Doktor, während er an der Seite des Reſurrections-Man weiter ging, „ich bewund're Eure ausnehmende Betriebſamkeit und Euren löblichen Eifer zum Beſten der leidenden Menſchheit. Denn indem Ihr es nicht ſcheuet, den guten Todten die Erde ſehr leicht zu machen und dem jüngſten Tag im vorhinein etwas in's Handwerk zu pfuſchen, ſtraf' mich Gott! ſo unterſtützt Ihr die Wiſſenſchaft eben ſo gut, als irgend ein Protektor der mediciniſchen oder mediciniſch-chirurgiſchen, oder frenologiſchen Geſellſchaft; und es iſt gewiß nicht Eure Schuld, wenn in England die Oſteologie noch nicht ganz klar entwickelt iſt, wenn die Myologie von unſern jungen Aerzten zuweilen mit der Mythologie verwechſelt wird, wenn das Polyneſien der Splanchnologie noch manche unentdeckte Länder enthält, und die Neurologie noch auf eine Nervoſität der Forſchung wartet.“ „Herr!“ verſetzte Toms, „ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, die ganze mediciniſche Geſellſchaft zu verkaufen, zu gerben, in Alkohol zu ſetzen oder mit Firniß zu überziehen, wenn ich der chirurgiſchen Geſellſchaft dadurch einen Gefallen erweiſen könnte; oder die letztere ſelbſt abzuliefern, wenn ich der frenologiſchen damit meine Ergebenheit und Dienſtbefliſſenheit bezeigen dürfte. Unter andern, Sir! weil wir gerade ſo im beſten Vertrauen uns beſprechen und unterhalten, ſo ſagt mir gefälligſt, was Ihr mir für den Jungen bezahlt, den ich mit Lebensgefahr übernommen habe. Ich ſag' es deshalb, damit ich weiß, wie wir künftig unſern Handel einrichten; denn ich habe heute zum erſten Mal die Ehre, Ew. Lordſchaft zu grüßen. Ich will übrigens zu allen Zeiten billig ſein, Herr! und Ihr ſollt ſehen, daß ich immer friſche Waare liefere, geſunde Burſche, bei denen Einem das Herz im Leibe vor Vergnügen hüpft.“

Dem Doktor bebte das Herz im Leibe vor Grauen ob des ungeheuren Frevels, der ſein Gewerbe über die rieſige gleißende Weltſtadt verbreitete, in der nicht einmal der Todten heilige Ruheſtätte vor Entweihung und Raub ſicher ſind, in der tauſend und aber tauſend Mutterherzen zittern müſſen, wo Mord und Gewalt in jedem Winkel lauern, wo aus den düſtern Häuſern, wie aus Gefängniſſen, die Freude und Unſchuld entfliehen. Obgleich der Doktor vor dieſem Bilde, das in ſeiner Seele plötzlich aufdämmerte, zurückſchauderte, ſo hatte er dem Teufel bereits den Finger gereicht und mußte daher zuſehen, wohin dieſer ihn an der ganzen Hand fortſchleppen würde. Er tröſtete ſich zugleich mit dem Gedanken, nach Beſichtigung der gräulichen Schlupfwinkel des Verbrechens in den Armen ſeiner Familie ein heiteres Bild der Tugend, Unſchuld und des ſtillen Glückes zu finden, und entſchloß ſich daher, um ſeine Neugier zu ſtillen und ſeine Gemahlin mit der ſchaurigen, mährchenhaft klingenden Beſchreibung derſelben unterhalten zu können, dem Reſurrections-Man weiter zu folgen und den Handel einzugehen. Bei der in England herrſchenden Schwierigkeit, Leichname zu erhalten, konnte es übrigens ihm, der ſich ſeiner Kunſt leidenſchaftlich hingab, nicht gleichgültig ſein, ſeine anatomiſchen Kenntniſſe wieder einmal durch eine Zergliederung zu ſchärfen.

„Was meinſt du zu fünf Pfunden?“ fragte der Doktor, um mit dem Leichenverkäufer Handel eins zu werden. „Sir!“ antwortete Polecat, indem er ſtehen blieb, die Hände auf den Rücken legte, eines ſeiner krummen Beine über das andere kreuzte, und an dem Doktor hinaufſah: „Sir!“ ſprach er mit einem rauhen Tone: „Sehe ich etwa aus wie ein ſtinkender Kabeljau, wie ein ausgehäuteter Seehund, wie ein ungetheerter, lecker Schiffsraum, aus dem man eben die naſſe Contrebande abgehoben? Sehe ich ſo aus, daß Ihr mir fünf Pfunde bietet? Fünf Pfund?! Ich will auf der Stelle an einem Galgenſtrick erſticken, wenn der Junge, den ich Euch bringe, nicht viermal ſo viel werth iſt. Herr! der Burſche wiegt ſeine vollen 20 Pfund Sterling, wie keiner in Altengland; ein ganz kerngeſunder Burſche, zart wie ein Küchlein, noch weiß und roth, wie aus einem Ei geſchält.“

„Kerl!“ rief der Doktor Goodfriday, eine grauenhafte Ahnung unterdrückend; „male deine Waare mit nicht allzulebhaften Farben; ich wäre ſonſt verſucht, dich für etwas mehr zu halten, als für einen bloßen Auferſtehungsmann. Wie kommt es, daß die Leiche kein Gebrechen hat? An welcher Krankheit verſchied der Aermſte, von dem du ſprichſt?“

Toms ſah, daß der Doktor Goodfriday nicht Spaß verſtand, lockerte ſich mit dem Finger die Halsbinde, huſtete verlegen und ſprach: „Ew. Lordſchaft müſſen wohl verſtehen, daß ich, der zeitlebens auf Maſtbäumen auf- und abgeklettert, zum Todtenbeſchauer verdorben bin. Was weiß ich, wie meine Leute ſterben! Gott habe ſie alle ſelig und mich nicht weniger. Lieber Sir! es kann nicht ein Menſch wie der andere ſterben. Das intereſſirt uns auch nicht. Ich verſichere, um fünfzehn Pfund iſt er nicht zu theuer bezahlt.“

„Kerl!“ donnerte der Doktor, den Matroſen an der Bruſt packend, „ich will wiſſen, von welchem Kirchhof du das Mutterſöhnchen geſtohlen haſt.“ Toms Polecat bemühte ſich, von der nervigen Fauſt des Doktors loszukommen. „Verfluchtes Seekalb!“ rief der Doktor unwirſch, zog eine Piſtole aus der Taſche und ſetzte ſie dem Kerl auf die Bruſt. „Geſtehe!“ rief er, „du Dieb, der dem Strick nicht entgehen wird.“ „Herr!“ ſtöhnte Polecat, „um ſechs Pfund ſollt Ihr die Leiche haben. Seit Eva zum erſten Mal ſchwanger wurde, kam kein Diſſektor zu einem wohlfeilern Kauf. Ihr ſeid ein ausgelernter Händler. Aber der Teufel ſoll mich holen, wenn ich in dieſer Sache nicht wenigſtens fünf Pfund baaren Verluſt habe.“

Der Doktor lächelte unwillkührlich über die komiſche Geiſtesgegenwart des abgefeimtem Spitzbuben und ſteckte die Piſtolen wieder in die Taſche. „Sind wir noch nicht bald an Ort und Stelle?“ fragte er, nachdem er ſchweigend eine geraume Weile neben ſeinem Begleiter durch allerlei verruchte Kreuz- und Querſtraßen weiter gewandelt war. „Redet nicht ſo laut, edler Herr!“ flüſterte ihm Toms zu; „ich ſehe dort um die Ecke Schatten, welche dem des Sheriff und der Herrn Policeiofficiers ſehr ähnlich ſcheinen. Habt nur noch ein wenig Geduld. — Nur noch zehn Schritte! So! hier iſt mein Haus.“ — „Wie?“ ſprach der Doktor, erſtaunt, ein alterthümliches, jedoch von außen ganz anſtändig dekorirtes Haus vor ſich zu ſehen, deſſen Fenſterläden geſchloſſen waren: — „ich hatte mich auf eine ſchmutzige Kneipe gefaßt gemacht.“ Sein Vertrauen wuchs wieder. „Sir!“ verſetzte ihm Polecat mit einer Art von Stolz; „ich hoffe nicht, daß Ihr uns für lumpiges Geſindel haltet. Ihr ſollt einen Salon finden, wie nirgends im Weſtende, und eine Geſellſchaft von Faſhionables, die ihres Gleichen ſucht. Doch beſinnt Euch nicht länger und tretet ein, damit wir nicht die Aufmerkſamkeit jener edlen Herrn erregen, die uns ſchon ſeit einer Viertelſtunde, wie Bediente, auf der Ferſe folgen. Nehmt an der Dunkelheit kein Aegerniß; reicht mir die Hand! Bald ſpricht Toms Polecat: es werde Licht! und es wird Licht werden.“ Dem Doktor ſchlug das Herz höher, als er neben dem großen Thor durch eine kleine, niedere Pforte in den dunkeln Hofraum trat. „Geh voran, Toms!“ ſprach er leiſe und faßte die Piſtolen im Sacke feſt an. Toms ſchloß vorſichtig die Pforte zu und geleitete hierauf den Doktor über eine Treppe in ein hellerleuchtetes Vorzimmer, in welchem er ihn einlud, Hut und Ueberrock abzulegen, und ſich dann entfernte.

Der Doktor Goodfriday befand ſich bereits eine Viertelſtunde in einem ſehr geſchmackvoll dekorirten Salon und konnte vor Befremden, Zweifel und Ueberraſchung noch immer nicht recht zu ſich kommen. Das ganze Abentheuer hatte bis jetzt ſo einen entgegengeſetzten Eindruck auf ihn gemacht, daß die plötzliche Verſetzung in die Formen des anſtändigſten Weltlebens ihn unheimlich, mährchenhaft anregte. Dieſer geheimnißvolle Eingang, die in der Nähe ſchleichenden Schergen, die engverſchloſſenen Fenſterläden des alterthümlichen und, wie es anfänglich ſchien, verlaſſenen Pallaſtes, der Aufgang über eine prächtige, aber unerleuchtete Treppe und nun die zahlreichen Spiegel an den Wänden der Gemächer, der blendende Kerzenſchimmer, die Uniform der Männer, die rauſchenden Seidenkleider der Damen, — Alles zuſammen verſetzte den Doktor in eine Stimmung, von deren eigentlichem Gruudton er ſich nicht Rechenſchaft abzulegen vermochte. Polecat riß ihn aus ſeinem ſtarren Hinbrüten. Polecat? ja! er war's; und doch traute der Doktor kaum ſeinen Augen, als er das widerwärtige, von Pockennarben verunſtaltete, von einem mächtigen Backenbart umkränzte Geſicht ſeines nächtlichen Begleiters zwiſchen zwei blendend weißen Halskrägen eine bedeutend hohe Cravate überragen ſah, als er die mißgeſtaltige Figur mit den krummen Beinen in einem braunen Frack, ſcharz-ſammtnem Gilet, kurzen Seidenhoſen und grau modernen Seidenſtrümpfen, zierlich wie die Figur eines vollſtändigen Elegants, eines lebendigen Modejournals, plötzlich gewahr wurde. „Ihr ſeid heute unſer Gaſt!“ flüſterte ihm Polecat zu; „nennet mich Baronet. Wie findet Ihr unſern Salon?“ — „Kerl!“ erwiederte der Doktor, unwillkürlich halblaut ausrufend, noch immer von Erſtaunen gefeſſelt, „träum' ich denn, oder iſt das Alles Wirklichkeit? Spielt mir nur meine aufgeregte Phantaſie ſolche Narrenspoſſen, oder ſchleicht ſich in der That einer der gemeinſten Kirchhofdiebe in einen der beſten Zirkel des Weſtendes?“

„Ihr träumt ſehr lebhaft,“ ſprach Polecat etwas mißmuthig, aber doch mit einer Art von feinem Ton. „Befehlt Ihr, daß man Euch Eis bringe? Iſt Euch ein Spiel gefällig?“ — „Wer ſind denn dieſe ſchönen und anmuthigen Damen?“ fragte der Doktor etwas zerſtreut. Der unbekannte Baronet gab ihm mit ſchnell geläufiger Zunge folgenden Beſcheid: „Sir! es ſind Damen aus den beſuchteſten Häuſern. Hier hat Niemand Zutritt, der ſich nicht ganz direkt ausweiſen kann. Allen Freuden, mögen ſie nun heißen wie immer, iſt hier der gaſtfreundliche Tempel aufgethan. Sucht Ihr Euern Himmel in Roßbeaf? gut! der ſchäumende Porter möge das ſtille Meer zu dieſen Inſeln bilden. Habt Ihr ein Gelüſt nach ausgeſuchten Lekkerbiſſen? wir verwechſeln nur ein Paar Buchſtaben, und der feinſte Porto wird im Glaſe perlen. Wollt Ihr mit dem Glück anbinden? nebenan hält der verſchwiegene König Pharao einſamen Hof, wirbelt die vielbeſuchte Roulette, zeigt ſich rouge et noire im ungleichen Wechſel. Straf mich Gott! Sir, habt Ihr noch nicht genug? Bei meinem Wappen! Sir, Ihr ſeid ein Nimmerſatt! Aber in's Geiersnamen! und wäre Euer Verlangen ſo bodenlos, daß kein Senkblei es erreicht, wir wollten es mit Gewährung füllen. Hier gibt es Kammern und Kämmerchen, von reizendem Halbdunkel magiſch eingehüllt. Herr! ich wette eine Krone gegen eine Schiffsmütze, daß von dieſen Damen wenigſtens alle nicht unempfindlich ſind. Sir! ich bin in der Türkei geweſen und habe das Modell des mohamedaniſchen Paradieſes mitgebracht. Kommt, edler Sir! laſſet uns in eine Nebenſtube gehn und an einen Tiſch ſitzen. Wir finden dort wohl anmuthige Geſellſchaft.“

Dem Doktor ſchwindelten die Sinne; er hatte ſich wohl ſeit den wenigen Jahren ſeiner Praxis ſchon in den verſchiedenſten Kreiſen bewegt; ſo eine außergewöhnliche Geſellſchaft aber, in deren Mitte er wie durch Zauberſchlag verſetzt worden war, lähmte die Schnellkraft ſeines Bewußtſeyns. Es war ihm, als wandle er viele Klafter tief im geheimen Schooße der Erde, in den wunderbaren Schachten und prangenden, blinkenden Sälen, wo Gnomen und Salamandrinen das Gewand der gewöhnlichen Welt anziehen und durch tauſenderlei Reize, tauſenderlei Metamorphoſen das Auge des Zauberers ſelber blenden, der nun mit einem Male, im Kleid ſeiner nüchternen Herrſchergewalt, unter ſie tritt.

„Möge ich wo immer ſein,“ ſprach er endlich in fröhlicher Wallung, indem er dem mißgeſtalteten Baronet die Hand reichte — „ich will dieſe Gelegenheit nicht unbenützt entrinnen laſſen, die tolle Faſtnacht, die hier, wie es ſcheint, Jedem feilgeboten wird, ſo wohlfeil zu kaufen, als es angeht. Zudem bin ich ſchon jetzt berauſcht, trunken von meiner Neugierde und Fantaſie, in Träume gewiegt von tauſend Spiegelbildern der Trunkenheit, vom Reiz der Ueppigkeit und der Luſt.“

„Wir wollen auch vor der Hand nichts denken als Porto,“ ſprach Baronet Polecat, indem er den Doktor an ein Tiſchchen zog, an welchem bald nachher zwei Damen die noch übrigen zwei Plätze einnahmen. „Seht Euch um, Sir! Heimliches Geflüſter, ſüßeſtes Liebesvertrauen herrſcht rings in dieſem traulichen Arkadien. John, mehr Wein herbei! — Auf Euer Wohl, meine Damen!“

Polecat hob das Glas, der Doktor desgleichen, die Damen thaten Beſcheid. „Wer ſind dieſe zwei Herrn dort an dem Seitentiſchchen?“ fragte der Doktor leiſe ſeinen Nachbar. „Es ſind junge Aerzte, Sir!“ verſetzte Polecat; „ich will mich auf der Stelle über Bord werfen laſſen, wenn Ihr dieſelben nicht kennet.“ Die zwei Aerzte, welche ſich erhoben, und nun Hand in Hand im Zimmer auf und ab ſpazierten, augenſcheinlich von Orgien übermannt, kamen gerade in die Nähe des Tiſchchens, woran Goodfriday und Polecat nebſt den Damen ſaßen. „Was machen die Geſchäfte?“ redeten ſie Polecat an, welcher ihnen, ohne viele Complimente, etwas ſauertöpfiſch antwortete: „Wie immer zu dieſer albernen Jahreszeit, wenn es noch nicht recht Winter werden will! Wäre es doch ſchon November, daß wir ärnten könnten, was unſer ehrenwerther Freund, der Spleen, vermittelſt Stricken oder Halsbinden an verdrießlichen Gentlemen zuſammenmäht!“

Polecat's unwillkürlich in Ernſt-übergehende Rede war für Goodfriday wie ein ſcharfer Zugwind, der den Trunkenen plötzlich im Freien anweht. „Was iſt das für ein trübſeliges Geſicht, Sir?!“ fragte Polecat, als er bemerkte, daß der Doktor mit ernſter Miene aufſtand. Eine der Damen ging an einen unfern ſtehenden Flügel und ſpielte in leiſem, wollüſtigem Piano eine italieniſche Melodie. „Laßt mich los, ihr heilloſen Lockungen!“ fluchte der Doktor, an den Tiſch gelehnt. Ein freundliches Mädchenantlitz blickte ihm jedoch im ſelben Augenblicke über die Schulter. „Polecat!“ fuhr der Doktor in ſeinem Zorn fort, „bringt mich aus dieſem Tollhaus der Gaukelei und Luſt!“ — „Dachte ich doch,“ verſetzte Polecat verdrießlich, „Euch einen angenehmen Abend zu verſchaffen und den Anfang unſerer Geſchäfte fröhlich zu begehen. Wie Ihr es hier findet, könnet Ihr ſehen, daß wir auf guten Ton halten. Der Teufel ſoll mich alſogleich auf ein papiernes Boot kommandiren, zu ſpinneweb'nen Segeln, wenn ich nicht die Abſicht hatte, Euch einen vergnügten Abend zu bereiten. „Schönen Dank!“ murrte der Doktor; „die ganze Art ſagt mir eben ſo wenig zu, als es mir ziemt, dieſelbe mitzumachen.“ „Nun!“ meinte Polecat, „es ſitzen hier lauter ehrliche Leute, lauter biſchöfliche Chriſten, alte Seeleute, außerdem von den Landratten kaum zehn oder zwölf, ein paar Todtengräber, d. h. nichtgraduirte, und dann auch mehrere junge Aerzte, überhaupt was eben zur Zukunft gehört. Um Euch die Herren namhaft zu machen, führe ich Euch zuerſt den Disſektor Cut dort an; — ferner ....“ „Wie!“ unterbrach Goodfriday den Redſeligen, — „der Disſektor Cut! — Cut! ja, ich habe ihn wohl kennen gelernt, dieſen Cut! Wer iſt die Dame, mit der er ſich ſo angelegentlich unterhält, daß ich beider Geſichtszüge gar nicht gewahr werden kann?“ Polecat verſetzte: „Er brachte ſie heute zum erſten Mal, — vor einer Viertelſtunde, wie ich hörte, in unſern Zirkel. Ich will Euch ſpäter den Zuſammenhang mittheilen. Sir! der Disſektor Cut hat den Teufel im Leibe; denn er ſtrotzt von Finten und Kniffen, um, wollüſtig und geizig, wie er iſt, Weiber von hitzigem Temperament und blöden Augen, ich meine, — blödem Verſtand, zu kirren. Doch, wie geſagt, davon ſpäter bei einer Flaſche Wein! Nun, Gott ſchenke ihm das ewige Leben!“

Der Gedanke, daß ſich der Disſektor, ſein unverſöhnlicher Feind, in dieſen Mauern befinde, warf einen gefährlichen Funken in des Doktors Goodfriday Bruſt. „Wie wär's,“ dachte er, „wenn dieſer Polecat .... Ich zweifle nicht, daß ſich Polecat kein Gewiſſen daraus machen würde, mehr als einen bloßen Auferſtehungsmann abzugeben, wenn es dem ſchmutzigen Hund bezahlt wird ... Pfui! welche gräßliche Gedanken! — Erſtickt im Keim, verdorrt an den Wurzeln, ihr furchtbaren Träume! Bin ich ein Chriſt, und darf mich von ſolchen Träumen überraſchen laſſen? Hab' ich nicht Weib und Kind?! Der Satan hat mich heute bei meiner Neugierde und Unerfahrenheit in dieſem Babel feſtgepackt.“ “Sir, Ihr ſeid ein finſt'rer Gaſt!“ unterbrach Polecat den Gedankenlauf des Doktors. Es ward lebhafter in dem kleinen Zimmer; eine rothwangige Sirene ſchmiegte ſich im Gewühl dicht an Goodfriday, mehrere andere geſchminkte Damen in ſchwarzſeidenen Kleidern warfen ihm bedeutſame Blicke zu. Das Galgengeſicht eines Croupiers drängte ſich durch die Menge. „Sir!“ flüſterte Polecat dem Doktor zu, „ſetzt Euch durch Eure finſtere Miene doch nicht den Blicken der ſchönen Welt aus. Beliebt es Euch aber vielleicht, unſern Handel früher abzumachen und meine Waare zu beſehen! auch gut! Nach geſchehener Arbeit iſt ſüß ruh'n. Ihr ſeid, wie ich ſchon bemerkt habe, in Geſchäftsſachen ſehr accurat, und wir wollen daher gehn, um meine wackern Burſche zu beſchauen.“ Dem Doktor, einem Neuling in dieſen Gefilden menſchlicher Ruchloſigkeit, ſchauderte die Haut bei dem Gedanken an die frevelhaft entwendeten Leichen, durch deren Verkauf die ſaubere Geſellſchaft in den Stand geſetzt war, ſich luſtig zu machen. Er wünſchte ſich im Stillen Glück, daß ihm der Himmel ein treues Weib beſchieden, welches ihn morgen frühe durch holde Zärtlichkeit für die Grauſale entſchädigen würde, die er heute mitbeſah. Polecat zog ihn aus dem Gedränge. „Auf baldiges Wiederſehen, meine ſchönen Damen!“ rief er den Sirenen zu; dem Doktor flüſterte er, während ſie ſich entfernten, in's Ohr: „Nicht wahr, unſre ſchöne Welt ſteht der hoffähigen im Weſtende in keinem Stücke nach?“

„In des Himmels Namen, Sir Cut!“ flehete die Dame zum Disſektor; „habt Erbarmen, mißhandelt mich nicht länger mit dieſen ſchrecklichen Worten und Zumuthungen; reißet mich aus dieſer grauſamen Ungewißheit! Wo iſt mein Mann?“ Der Disſektor lachte höhniſch, zuckte die Achſeln und ſprach: „Stolze, ſchöne Mylady! Ihr trauet mir ſo viel Verſtand zu, als dem Lord Gott Vater. Bin ich allwiſſend? Weiß ich, in welcher ſchmutzigen Kneipe ſich Euer Herr Gemahl jetzt befindet! Er liebte von jeher, ſchon in Oxford, wo wir zuſammen ſtudirten, das Gemeine.“ „Um Gotteswillen!“ rief die Dame entſetzt halblaut, ich bin gräßlich betrogen. Ihr wiſſet nicht, wo mein Gemahl iſt, und ſagtet mir vor einer halben Stunde: Ihr wolltet mich zu ihm bringen, um ihn zu überraſchen; Ihr ſeid verſöhnt, aller Groll und Haß ſei zwiſchen meinem Gatten und Euch vernichtet und vergeſſen, ſagtet Ihr, und ſprechet nun in Ausdrücken von meinem Gemahl, die ich nicht gehört haben mag.“ „Reimet Euch die Hiſtorie zuſammen, wie es Euch beliebt,“ erwiederte der Disſektor kaltblütig; „wir führen die Komödie Shakeſpeare's auf: Was Ihr wollt.“ — „Herr! Ihr ſeid fürchterlich!“ ſprach die Dame; „Ihr lockt mich vor kurzem mit teufliſcher Liſt vom Hauſe fort, und bringt mich in eine wildfremde, unheimliche Geſellſchaft, in der Ihr mir Hohn ſprechet. Wenn Ihr einen Funken von Menſchlichkeit im Herzen habt, ſo beſchicket Ihr den Kutſcher, daß er mich wieder heimfahre, daß ich mich an der unſchuldigen Liebe meines Sohnes von den Mißhandlungen erhole, die mir Eure Zudringlichkeit und Euer gräßlicher Hohn zufügten." „Ihr verſetzt Euch in unnöthige Sorge, meine Schönſte!" erwiederte der Diſſektor; „Euer Sohn befindet ſich hier in Eurer Nähe, ich habe für Alles geſorgt." „Wo iſt er, wo?" ſtöhnte die bekümmerte, entſetzte Mutter, nichts Gutes ahnend. „Folget mir in jenes Gemach," entgegnete Cut, „dort habe ich ihn hinbringen laſſen, um Euch durch ſeinen Anblick zu erfreuen." Die Dame drängte ſich durch die Geſellſchaft in das bezeichnete Gemach, daſſelbe, durch welches Goodfriday und Polecat geſchritten waren, als ſie ſich in die Keller begaben, wohinaus eine kleine Seitenthüre führte. Mit triumphirendem wollüſtigem Lächeln ſchritt ihr der Diſſektor in das von magiſchem Helldunkel erleuchtete Zimmer nach.

Der Doktor hatte in gerechter Befugniß, unbemerkt von Allen, ein Tiſchmeſſer heimlich zu ſich geſteckt, und war dann mit Toms Polecat, der offenbar einen der Aktionäre und Tonangeber jener ſaubern Geſellſchaft vorſtellte, eine ſchmale dunkle Wendelſtiege hinabgeſtiegen, an Polecat's Hand forttappend. Wohl regte ſich in des Doktors Bruſt immer mehr und mehr das Grauen, je tiefer ſie ſtiegen; aber es drängte ihn zugleich gewaltſam, alle Schlupfwinkel und Waarenlager der Leichendiebe kennen zu lernen. Endlich gelangten die Beiden in eine Art von Kellerhalle, in welcher eine Lampe dürftiges Licht verbreitete. Einige Kienſpäne lagen am Boden. Ein Paar Thüren des Gewölbes führten zu ſehr kalten, trock'nen Kammern. „Sind wir am Ziel?" fragte der Doktor, leiſe aufathmend. „Wir ſind's," erwiederte Polecat; „das ſind unſere Magazine." Er ſchloß dem Doktor die Thüren auf und leuchtete mit einem angezündeten Span in die Kammern, der Reihe nach. „Seht Ihr, Sir!" erläuterte Polecat, der, hier in ſeiner eigentlichen Sphäre wieder in ſeinen plumpen Matroſenton verſiel, „es ſind lauter honette Kerls, die hier aufgeſpeichert liegen. Nummer eins: ein delikater Gentleman, robuſt wie von Fichtenholz, ein ausgetheerter Roſtbeaf-Eſſer; nebenan ſein Freund Pudding, etwas ſchwammig, doch noch immer ein edles Wild für einen Sektionstiſch, ganz geſund bis auf einige ſchwarze Flecken am Halſe; Nummer drei: ein magrer Vikar. God dam! die Welt iſt ſo verderbt, daß die Diener der Kirche eigentlich als lebendige Skelette herumwandeln. Es iſt ein gutes Werk, ſo einen ausgehungerten Vikar abzuthun." „Kerl!" ſchrie der Doktor, und faßte Polecat an der Gurgel, „dein Frevel ſelber verräth dich! Ungeheurer Gräuel! nicht genug, daß Ihr die heiligen Ruheſtätten des Friedens erbrecht und daraus die Perlen der Erde ſtehlt; nein, es iſt gräßlich! die Habſucht mordet! Geſtehe oder ich erwürge dich!" „Sachte!" erwiederte Polecat, und zog liſtig aus ſeinem modiſchen Frack eine feſte Schlinge hervor. Im ſelben Augenblick ſaß ihm des Doktors Meſſer hart an der Kehle. Polecat ſchüttelte ſich wie im Fieber und ſprach dann kaltblütig: „Der Vikar iſt für die Frenologen beſtimmt; ich glaube, ſie werden ihn brauchen können. Ew. Lordſchaft ſind mit Permiß entweder der Teufel ſelbſt oder klüger, als ich. Daß Ew. Lordſchaft aber als Arzt nicht wiſſen ſollten, wie wir arme gedrängten Ehrenmänner es mit den Leichen halten, nimmt mich wunder. Sir! es geſchieht in allen Ehren und Unſchuld, wenn wir ſie abmuckſen. Thut doch das Meſſer von meiner Kehle weg! — Es verurſacht ihnen keinen Schmerz, höchſtens ein wenig Kizzeln, ſie ſterben gemeiniglich an einem gelinden Erſticken; denn was das Seitenſtechen oder dergleichen betrifft, das läßt ſich im Allgemeinen nicht verheimlichen. Sir! wir armen Leute müſſen doch auch leben; und Ihr vor Allen, als Arzt, ſolltet eben ſo viel Einſehen und Nachſicht bei dieſer Angelegenheit haben, ſtraf' mich Gott! als mehrere Eurer Collegen. Ihr habt gewiß nicht in London promovirt. Gott erhalte Euch ein langes Leben, Sir! da ich nun einmal in Eurer Gewalt ſtehe. — Sir! ich höre, Ihr ſeid ein honetterer Mann, als der Diſſektor Cut. — Sir! es iſt nicht nothwendig, daß Ihr mir mit dieſem Meſſer ein Leid anthut!" Der Doktor hielt Polecat noch immer bei der Gurgel; er wollte die Gelegenheit, manchen Aufſchluß zu erhalten, nicht ungenützt vorüberſtreichen laſſen, und fragte daher: „Ihr ſteht wohl, wie es ſcheint, in gutem Einvernehmen mit Sir Cut, dem Diſſektor?" „Wie Ihr's nehmt," erwiederte Polecat; „empfehlt nur Eurer werthen Fauſt weniger Faſſungskraft. Schaut, Sir! der Teufel ſoll mich gleich nach Oſtindien verſchachern, wenn ich den Diſſektor Cut nur um ein Quentchen weniger haſſe, als die Peſt, die feine Lady. Er war früherhin immer meine gute Kundſchaft, ſowohl was Beſtellung und Kauf anbelangt, als auch dadurch, daß er ſelber zuweilen Gelegenheit fand, aus vornehmen Häuſern Waaren abzuliefern. Vor einiger Zeit aber ließ er ſich's beifallen, eine eigene Reſurrections-Faktorei anzulegen. Obgleich dieſelbe in Zeit von zwei Monaten, zu Grunde ging, weil meine Agenten wack're Burſche ſind, ſo hat er mir doch in jener Friſt manches Pfund baaren Verluſt verurſacht. Iſt er vielleicht Euer Freund, Sir! ſo bitte ich Euch vielmals um Vergebung." „Was ſagſt du? donnerte der Doktor, „mein Freund! Ich haſſe ihn wie die Sünde!" „Ich darf Euch's wohl ſagen," flüſterte Polecat zutraulich, — „aber thut doch einmal das ſpitzige Meſſer weg! — ich darf Euch's wohl ſagen (denn Ihr habt mich heute ganz zu Eurem ergebenen Knecht gemacht), daß er ſchon auf der Liſte ſteht!" — „Wie!" fragte Goodfriday, geſpannt horchend. „Sir!" gab Polecat Beſcheid, „ſeitdem es mit meinem Lehrherrn Burke vorbei iſt, und ich den Großhandel allein treibe, weiß ich mich ſchon in meine Feinde zu finden. Freilich iſt's wahr, daß Cut, ſeit ſeine Faktorei zu Grunde ging, ſich wieder zu uns hält und uns Wild in's Netz jagt; was nützt das aber? wir müſſen ihm dafür die Leichen um die Hälfte wohlfeiler ablaſſen. Ich habe alſo noch immer baaren Verluſt. Aber, wie geſagt, er ſteht auf der Liſte, und es ſoll ihm nichts helfen, wenn er auch noch zehnmal zuthunlicher wäre. Mir wird nichts an ihm abgehen, wenn es einmal mit ihm aus iſt, als ſeine Kunſt, die Weiber kirre zu machen. Ich verſprach Euch oben, Euch manches über die Lady mitzutheilen, mit der er ſich heute unterhält. Wißt, es iſt ein Teufelskerl, und er verſteht es, wie geſagt, trefflich, die Weiber ſo zu betrügen und durch tauſenderlei Liſt kirre zu machen, daß ſie willenlos werden und ihm blind in's Netz folgen. Nun ſprach er mir ſchon vor ein Paar Tagen im ſtrengſten Vertrauen, daß er einen Streich vorhabe, der auch mir Vortheil bringen ſollte, — einen kerngeſunden weiblichen Cadaver nämlich und eines Kindes Leiche. Er hatte ſchon längſt die Abſicht, eines Doktors Frau in's Netz zu locken und auf dieſe Art das Söhnlein zugleich, einen fetten Biſſen für mich, ein kerngeſundes Jüngelchen von fünf bis ſechs Jahren. — Sir, drückt doch nicht ſo mörderiſch an meiner Gurgel! Ihr ſeht ja, daß ich ohnehin im Zug bin und Euch alle meine Heimlichkeiten vertraue, weil Ihr ja doch ſo befohlen habt, und weil der Junge eben der iſt, den ich Euch für den billigen Preis von ſechs Pfund heute Abend verkauft habe." — „Weiter!" ſtammelte der Doktor. — Polecat fuhr in ſeinem Berichte fort: „Nun hört, Sir! es iſt zum Tollwerden, wie pfiffig der Höllenhund, der Diſſektor, war; in Altengland gibt es keinen ärgern Halunken mehr. Der Doktor, von dem die Rede iſt, — ein gar gutmüthiges Schaf, — ein Patron, der in der Provinz aufgewachſen iſt und in ſeiner Frömmigkeit keine Ahnungen von unſerm Handel hat, — wie Ihr, ein Todfeind des Sir Cut, — iſt eben jetzt auf dem Lande zu Beſuch. Indeſſen hat der edle Diſſektor der ſchönen Doktorsfrau weißgemacht: ihr Gemahl habe ſich mit ihm verſöhnt, ſei heute vom Lande zurückgekehrt (er kömmt erſt übermorgen), habe ihn (den Diſſektor) zu ihr geſendet, und ſie bitten laſſen, ihm zu einem Freunde entgegen zu fahren, wo ſie den Gemahl in der Geſellſchaft treffen würde. Sie läßt ſich bethören und folgt dem Schlauen, der, längſt in ſie verliebt, ſie oben zu ſeinem Willen bringen wird. Indeſſen die Frau ſich hier befindet, läßt der pfiffige Diſſektor das Söhnlein ſtehlen und liefert es mir zu billigem Preis. Ich vermuthe, er wird nun eben mit der Doktorsfrau luſtig ſeyn. Hat er den Spaß gehabt, ſo kömmt ſie auch nicht mehr lebend aus meinem Hotel. Für des Diſſektors Leiche ſtehe ich, da ich weiß, daß er ohnehin viele Feinde hat, wie z. B. Euch, edler Sir! Aber Ihr müßt mir geloben, mir als Kundſchaft nicht weiter zu gehn, und thut vor Allem das garſtige Meſſer da weg!" Goodfriday ſtöhnte: „Gräßlich! und der Sohn, was iſts mit dem Sohn!" „Ihr drängt ja ganz ſchauderhaft!" nahm Polecat wieder das Wort; — „in der Kammer Nummer 4; den hab' ich Euch aufgehoben. Wahrhaftig, ein delikater Biſſen für eine Sektion!" „Todt!" ſtöhnte Goodfriday. Polecat lachte und — heulte im nächſten Augenblick; denn das Meſſer des Doktors ſaß ihm plötzlich tief in der Bruſt, er ſank röchelnd zuſammen. Der Doktor ſtürzte mit dem brennenden Kienſpan gegen die Kammer, ſchob den ſchweren Riegel zurück und fand darinnen auf einem Strohlager — ſein Söhnchen. Mit einem Schrei der Verzweiflung warf er ſich über den theuren Leib.

Polecat raffte ſich mit letzter Kraft auf und ſchleppte ſich bis zum Doktor hin, zog dann, noch im Augenblick des Todes ein Verbrechen erſinnend, die Schlinge aus der Taſche, und warf ſie dem Doktor um den Hals. „Betrogen!" ſtammelte er röchelnd, während er ſich bemühte, die Schlinge feſt zu ſchnüren; „ich hatte es mir vorbehalten. Ich würde doch nicht ſo ein Eſel geweſen ſein, meine beſten Waaren auf's Gerathewohl im Vorhinein zu ſchlachten, vermodern und verſchimmeln zu laſſen. Ich hatte mir's aufgeſpart, ihn abzuthun, wenn wir Handels eins wären. Nun verſchlägt's mir nichts; Drei für Eins!“

Mit einem kräftigen Griff ſchleuderte Goodfriday die Schlinge vom Halſe und ſtieß den ſterbenden Mörder mit dem Fuß von ſich. Er faßte den Knaben in ſeinen Arm, befühlte ſeinen Puls, horchte an ſein Herz. „Herr, mein Gott! er lebt!“ rief er, erſchüttert von Hoffnung und Freude. „Das Entſetzen, die dumpfe Kerkerluft hat ihn nur betäubt. Er lebt! mein Kind lebt! Gott, ich danke dir!“ Er warf ſich auf die Kniee; ſein inbrünſtiger Dank ſtieg geflügelt zum Himmel empor. Polecat hauchte neben ihm ſeine Seele aus.

Der Knabe ſchlug die Augen auf und ſchmiegte ſich, als er den liebenden Vater erkannte, an deſſen Bruſt. Der Doktor, von Freude und Sorge beſtürmt, drückte den Knaben an's Herz, faßte einen brennenden Kienſpan und ſchritt die dunkle Wendeltreppe empor. Dumpfes Getöſe drang ihm entgegen, welches lauter und lauter wurde, je mehr er aufwärts drang und ſich den Gemächern nahte, die er früher verlaſſen hatte. Neue Beſorgniſſe durchſchnitten ſeine Bruſt. „Erbarmer im Himmel!“ betete er leiſe, „ſoll ich noch an der Schwelle der Rettung mein Liebſtes verloren ſehen? Und mein Weib! mein Weib! mein ſchuldloſes, betrogenes Weib!“

Als der Doktor, mit ſeinem Sohn auf dem Arm, in das erſte jener vom verführeriſchen Helldunkel umfloſſenen Gemächern trat, ſah er, daß ſich vier bis fünf Kerls um ſeine Frau und den Diſſektor zu ſchaffen machten. Das Entſetzen machte ihn beinahe im Boden einwurzeln. Die Kerls waren beſchäftigt, ſeine Frau zu binden und zu knebeln; der Diſſektor wollte ſich aus den Armen der Matroſen losringen, und auf ſeine Beute ſtürzen. „Verdammte Landratte!“ polterte einer; „die lange Zögerung bringt Gefahr. Maſter Polecat hat uns geheißen, nicht ſo lange zu zaudern, ſondern die Sache ſchnell abzuthun.“ Der Diſſektor wollte ſprechen. Einer der Matroſen verhielt ihm den Mund. „Nicht gemuckſt!“ flüſterte er leiſe; „wenn Ihr ein Wort ſprecht, ſitzt Euch das Meſſer im Bauch. Wo nur Polecat ſteckt? Sträubt Euch nicht länger. — Folgt uns Mylady! ſonſt ſoll Euch der Tod hier erfaſſen.“ „In's Teufelsnamen!“ ſchrie der Diſſektor außer ſich; „ich habe meinen Tribut noch nicht empfangen, des Weibes raſende Gegenwehr iſt ſchuld daran. Es war ausgemacht, daß ihr das Weib nicht früher antaſten ſolltet, als bis ich es euch überlieferte.“ — „So ſoll dich!“ geiferte ein Matroſe; „der Gentlemann führt durch ſein mörderiſches Geſchrei die verfluchten Policeofficiers auf unſere Spur.“ Das Wort Policeofficiers weckte wie ein Blitz in des Doktors Bruſt die Erinnerung an das Erſcheinen derſelben in der Gegend des Hauſes. Er barg den Knaben hinter eine Ottomane und gebot ihm, ſich ruhig zu verhalten. „Hunde!“ donnerte er mit Löwenſtimme den Betroffenen zu, „laßt die Frau los! die Policeofficiers ſind auf euern Ferſen.“ Die unerwartete Dazwiſchenkunft, die mit aller Kraft laut gerufene Rede erſchütterte die Mörder. Der Diſſektor Cut ſtürzte wie toll auf ihn zu. „Halt!“ riefen die Matroſen, „Sir Cut! Ihr ſeid uns verfallen, verkauft und verrathen. Mit Euch iſt's bald alle.“ Ein Paar Handfeſte ergriffen den ſich Sträubenden; die andern wollten ſich der Frau bemächtigen. Der Doktor rang, mit dem Meſſer in der Hand, kräftig wie ein hungernder Tiger, mit den Mördern. Indeſſen entſtand in den andern Gemächern verworrenes Getöſe; Leuchter wurden umgeworfen Herren und Damen ſuchten in wilder Flucht zu entrinnen. Umſonſt!

Eine bedeutende Schaar von Policeofficiers hatte das Neſt umringt; zehn bis zwölf traten in das Gemach, wo ſich Goodfriday mit ſeiner Frau und der Diſſektor ſammt den Mördern befanden. Des Doktors Frau war, erſchüttert von dem Vorgang, ohnmächtig zu Boden geſunken. Die Matroſen und der Diſſektor wurden gefeſſelt.

„Eliſe!“ rief der Doktor mit ſanfter Stimme, bekümmert ſein bleiches Weib anblickend, das ohnmächtig in ſeinen Armen lag.

„Mutter!“ liſpelte der Knabe, der aus ſeinem Verſteck hervorgeeilt war und ſich liebkoſend an ihre Bruſt ſchmiegte. „Mutter!“ liſpelte er nochmals. Der ſüße Namen erweckte das tief erſchütterte Weib. „Er lebt!“ rief ſie, in die Kniee ſinkend, und preßte den Sohn an's hochklopfende Herz. „Gott, ich danke dir! Er lebt! er lebt!“

Johann Jakob Dusch

ward am 21. Februar 1725 in Celle geboren, ſtudirte Theologie und ſchöne Wiſſenſchaften zu Göttingen, lebte darauf geraume Zeit als Hofmeiſter in mehreren Familien und ward dann Profeſſor am akademiſchen Chriſtianeum in Altona, nachdem er bis 1756 daſelbſt als Privatgelehrter ſich aufgehalten hatte. Im Jahre 1766 erhielt er das Amt eines Directors an dieſer Anſtalt und 1780 den Character eines K. Däniſchen Juſtizrathes. Er ſtarb am 18. December 1787.

Vom ihm erſchien im Drucke:

Sämmtliche poetiſche Werke. Altona, 1765—67. 3 Bde.
Moraliſche Briefe. Leipzig, 1759. 1772. 2 Thle.
Briefe zur Bildung des Geſchmacks. Leipzig, 1764 fgde. 6 Thle.
Geſchichte Karl Ferdiners. Breslau, 1776 fgde. 6 Thle.
Der Verlobte zweier Bräute. Breslau, 1785.
Die Pupille. Altona, 1798. 2 Thle.

Was ſich in der Poeſie, nach den Geſchmacksforderungen ſeiner Zeit ohne Phantaſie und eigentliche Productivität mit dem Verſtande allein erreichen ließ, das hat D. auch wirklich erreicht, denn er beſaß reiche Beleſenheit, Geſchmack und Correctheit. Am Glücklichſten iſt er daher in ſeinen didactiſchen Poeſieen, welche eine Fülle von tiefen und edeln Gedanken enthalten. Seine komiſchen Epopöen ſind dagegen nur ſchwache Nachahmungen engliſcher Vorbilder, und ſeine Romane obwohl zu ihrer Zeit gern geleſen, und durchaus nicht ohne moraliſchen und pſychologiſchen Werth, fielen längſt der Vergeſſenheit anheim.

Cleone an den Cyneas*).

Soll ich noch länger vergebens eine Zeile erwarten? Soll ich ewig leiden, fürchten und ſchweigen? Ach, Cyneas! ich kann meiner Sorge nicht mehr gebieten, ich muß endlich mein Herz mit meinen Thränen vor Dir ausgießen. Wir haben keine andere Zuflucht, wir Unglücklichen, als Klagen und Thränen. Weinen iſt das letzte ganze Vergnügen der Leidenden. Wenn Du ſelbſt mich nicht tröſten willſt, ſo darfſt Du mir wenigſtens dieſe Erleichterung meines Herzens nicht verbieten.

Noch liebe ich, noch ſegne ich Dich, und meine unglückliche Liebe, die ich nicht vergeſſen, die alle meine Thränen nicht haben verlöſchen können. Vergieb mir, daß ich Dir einen Augenblick verderbe, den Du vielleicht an den Lippen einer andern Geliebten in Entzückungen zubringen konnteſt. Einen Augenblick, einen Seufzer kannſt Du mir wohl ſchenken. Ich habe ein Recht, ihn zu fordern; ich habe dieſes Recht mit dem Verluſte der Ruhe meines ganzen Lebens erkauft. Jede Stunde, die ich Dir nicht verſchönern konnte, war für mich ſonſt eine Stunde, die ich nicht zu leben wünſchte. In Deinen Augen ſuchte ich mein Schickſal; Freude oder Schmerz, Leben oder Tod hingen von Deinen Blicken ab. Ich fordere nur eine leichte Vergeltung, nur einen Seufzer.

Fürchte Dich nicht vor dem Inhalte dieſes Briefes. Was wollteſt Du von der fürchten, die Dich liebt? Ich will mich nicht über Untreue beſchweren, will nicht Vorwürfe einer beleidigten Liebe, nicht Verwünſchungen zuſammenhäufen. Wie könnte ich dem fluchen, in dem ich allein meine Glückſeligkeit zu finden wünſche!

---

*) Aus Duſch moraliſchen Briefen. Leipzig, 1759.

Zwar dieſe Hoffnung iſt verloren: aber meine Liebe nicht. Dieſe ſchlägt noch in jedem Pulsſchlage, fließt noch in jeder Thräne aus, athmet noch in jedem Seufzer. — Laß mich denn klagen; laß mich in meine Thränen meine Feder tauchen, und niederſchreiben, was mein Herz mir vorſagt. Es iſt voll; es kann ſeine Fülle nicht mehr faſſen. Es hat die Schmerzen eines ganzen Jahres geſammelt, und auf einen Tag zuſammengeſpart.

Schon ein Jahr lebe ich in dieſer traurigen Einſamkeit. Ich wünſche, ich meine, ich hoffe, ich verzweifle, wünſche von neuem, und ein Tag geht wie der andere hin. Ich weiß nicht, ob Du noch lebſt! Wenn Du noch lebſt, ſo haſt Du Deine Unglückliche vergeſſen. Du ſchreibſt nicht, Du tröſteſt ſie nicht. Was haben auch die Todten mit den Lebendigen, oder die Elenden mit den Glücklichen für Gemeinſchaft? Vielleicht haſt Du dem Willen Deiner unverſöhnlichen Mutter endlich nachgegeben, und genießeſt jetzt in den Armen einer glücklichen Geliebten alle die Freuden, die ich Dir geben konnte. Ich ſegne Deine neue Verbindung, und fordere Dich nicht in meine Arme zurück, wenn nicht Liebe das einzige iſt, was Dich glücklich machen kann. Denn was kann ich Dir ſonſt verſprechen, als Liebe, als ein zärtliches Herz? —

Ach, was ſage ich! — Ich fordere Dich nicht zurück? Nein, meine Thränen ſtrafen mich Lügen! Sie fließen blos aus Verlangen nach Dir! Alles habe ich verloren; Ehre, Ruhm, Freude und Eltern: alle dieſe würde ich in Dir wiederfinden. Aber ſoll ich auch Dir entſagen, ſo entſage ich aller Glückſeligkeit, verliere alles, was ich noch hoffen konnte. —

Und warum nicht zugleich mein Leben? dieſes ſo unglückliche, beſchwerliche Leben? Seinen Freuden bin ich ſchon abgeſtorben! Die Welt iſt für mich ſo öde, wie das Grab; alles iſt traurige, lebloſe Einſamkeit. Der Tod allein iſt meine einzige, beſte Hoffnung, mein einziger, gewiſſer Troſt. Täglich ſeufze ich ihm entgegen. Was ſoll ich in einer Welt, worin mein Cyneas für mich nicht mehr ſein will? In einer Welt, die mich mit Mitleiden, oder Verachtung anſieht? — Mikleiden oder Verachtung! Welches von beiden iſt dem am härteſten zu ertragen, der ſo glücklich war? — Warum und wozu ſollte ich leben? Um zu ſeufzen, um Thränen zu vergießen, um jeden Tag den Tod zu wünſchen? O wäre ich nie glücklich geweſen, hätteſt Du mich nie geliebt! — Aber Du liebteſt mich; unſre Väter billigten unſre Liebe, der Himmel ſelbſt billigte ſie. Ein heiliger Hymen zündete für uns die hochzeitliche Fackel an; der Altar ſtand bereit. Bald, bald ſollten wir vor demſelben verbunden werden. Wir durften lieben, wünſchen und hoffen, und keine Zärtlichkeit, kein Wunſch, keine Hoffnung war uns verboten: noch ein Schritt, welche Freuden, o welche Glückſeligkeiten! — Aber wie kurz war die Hoffnung; wie gefährlich für meine Unſchuld, wie verderblich für meine Ehre! Der Tag kommt — Erinnerung voll Qual! Strömet hin, meine Thränen! Der ſchönſte Tag meines Lebens ward der unglücklichſte. — Der Tod des Vaters entreißt mir den Sohn, löſcht die Kerzen aus, und reißt den Brautkranz von meinen Schläfen: die hochzeitlichen Freuden, der Altar, die Fackeln, die uns leuchten ſollten, das ganze Gefolge der Huldgötter — dieſe entzückenden Phantaſieen alle, verſchwinden! —

Wie ſo ſchnell ſeid ihr entflohen, ihr ſüßen, ihr angenehmen Träume! Mit welcher Dunkelheit habt ihr euch geendigt, ihr Frühlingstage meines Lebens! Wo ſind die geliebten Phantaſieen einer Zukunft, wo jede Minute gülden, jede Sorge unbekannt, jeder Wunſch erhört ſein ſollte? — Alle, alle dahin! Wenige Augenblicke haben mir dieſe Welt der Freuden auf das grauſamſte zerſtört, haben mein Elyſium in eine Einöde, in eine traurige Wüſte verwandelt. Die Liebe — ach, ich hoffte, ich Thörichte hoffte alle meine Glückſeligkeit in ihr; hoffte, wenn's möglich wäre, einen Himmel auf der Welt zu finden: dieſen Himmel in ihren Entzückungen! Unglückliche Verblendung! Dieſe ſelig geprieſene Liebe hat Schmerzen für Freuden, Verachtung für Ehre, Gram für Entzückung, Verzweiflung für Hoffnung geboren. Meine Augen ſehen ſehnſüchtig nach einem Troſte umher; ſie finden ihn nirgends, und fließen von Thränen über!

Wo ſollte ich ihn finden? Sage, wo ſollte ich einen einzigen finden? In der Zeit, die vergangen iſt? — Darf ich dahin zurückſehen, ohne vor Scham zu brennen, ohne vor mir ſelbſt zu erröthen? Da ſah ich mich für die Deinige an, ließ mich durch die Liebe verrathen, that den erſten Fehltritt, der mich ſo weit, ſo weit von der Ruhe des Lebens entfernte, — als ich nun bin! — Oder ſoll ich Troſt in meinem gegenwärtigen Zuſtande ſuchen? Wo iſt die einzige Freude, auf welche mein Herz ein Recht hat? Was darf ich hoffen, und was muß ich nicht befürchten? Reue, Verfolgung, Sorge, Elend iſt alles, was ich empfinde, erfahre, denke und erwarte.

Selbſt die Erinnerung der glückſeligſten Stunden meines Lebens dient mir nur zum Maaß meines gegenwärtigen Unglücks. Ich blicke mit Thränen nach der Höhe zurück, wovon ich herabfiel, und ſehe ſo erſt die Tiefe worin ich liege.

Wenn ich an jenen Tag denke, wo mein gar zu ſicheres Herz von ſanften Entzückungen überwallte, wo ich, von Deinen Armen umſchlungen, an Deinen Lippen hing, wo mein Herz an dem Deinigen ſchlug, wo Freudenthränen von meinen Wangen ſchlichen; wenn ich an die Stunden denke, wo wir bald, bald an den Altar treten ſollten, wo die keuſche Liebe mit allen ihren Freuden, uns erwartete: wie ganz fühle ich alsdann mein jetziges Unglück! Wie wünſche ich, nie glücklich geweſen und im Unglücke gehärtet zu ſein! Wie das Licht den benachbarten Schatten in tieferer Schwärze zeigt, ſo erhebt die Erinnerung empfundener Glückſeligkeit die Farbe des gegenwärtigen Elends. Ich liebte Dich, ich durfte Dich lieben, ich wurde geliebt, ich beſaß Dich, ich durfte alles wünſchen, alles hoffen, alles empfinden: jetzt — ach! wo iſt von tauſenden eine Freude, eine ſichere Hoffnung! Was, weiß ich gewiß, was darf ich wünſchen? — wünſchen zwar alles, aber hoffen — wie wenig!

Eilet, ihr Tage, die ihr der traurigen Cleone ſo langſam verſchleicht, eilet! der letzte ihres Lebens iſt der erſte ihrer Ruhe! — Aber wie weit ſind Ruhe und ich vielleicht noch entfernt! Möchte ſilbernes Haar mein Haupt, Bläſſe und Verfall meine Wangen bedecken! Dann könnte ich mich, dann wollte ich mich tröſten. Was weineſt Du, Thörichte! könnte ich zu mir ſelbſt ſagen. Du ſiehſt das Ende deines Grams, was weineſt Du? Die untergehende Sonne meldet Dir die ruhige Nacht; Du ſteheſt an der Quelle der Glückſeligkeit, Noch ein Schritt, dann biſt Du da, wo Du zu ſein wünſcheſt!

Aber der Gram wird thun, was mein Alter verſagt. Erſchöpft von Thränen und verzehrt von Seufzern, werde ich vor dem Herbſte meiner Jahre ſchmachten, verblühen, hinſinken. — Der Himmel wird ſich derer erbarmen, welche die Menſchen verſtoßen haben.

O Cyneas, vereine Dein Gebet mit dem meinen; erbitte der wenigſtens den Tod, der Du das Leben nicht geben willſt! Sterbend will ich Dich ſegnen; und Du haſt meinen Segen nöthig. Wenn eine Gerechtigkeit die Handlungen der Menſchen richtet, ſo haſt Du ihn nöthig! Unauflösliche Ketten hatten uns verbunden. Der Tod allein kann ſie auflöſen. Dann mag, dann darf eine zweite Liebe die Feſſeln von meiner Hand um eine Geliebtere legen: Du darfſt dann die vergeſſen, die Du lange nicht mehr liebteſt. Hältſt Du es für lieblos, der den Tod zu erbitten, die nur wünſchte, daß Dein ganzes Leben glückſelig ſein möchte? Es iſt weit liebloſer, wenn Du mich verlaſſen haſt, mir das Leben zu wünſchen: ein kummervolles, beſchimpftes, verachtetes Leben — ein Leben, wie das meinige, ohne Hoffnung, ohne Troſt, ohne Stütze, ohne — Dich.

O, konnteſt Du Deine Braut ſo bald vergeſſen? — Wir Unglücklichen! Man vergißt uns, wenn wir glauben, das heiligſte Recht erkauft zu haben, am zärtlichſten geliebt zu ſein! Unſre Thränen, anſtatt unſre unbeſtändigen Verehrer zu rühren, ſchrecken ſie dann von uns weg! Sie fliehen von der Gemeinſchaft des Grams in den Schooß neuer Vergnügen, und wollen mit ihren Geliebten von der Liebe nichts theilen, als ihre Freuden. — Sie fragen nicht, ob wir ſo leichtſinnig ſind, als ſie, und wollen, daß wir dann aufhören, ſie zu lieben, wenn es ihnen gefällt, ungetreu zu werden. Unſre Thränen werden ihnen verdrießlich, und unſre gerechteſten Klagen halten ſie für Verfolgungen.

Aber ich muß, ich muß mein Herz vor Dir ausſchütten, und durch ein Gemälde meines Elends Dich wenigſtens erinnern, daß ich noch lebe. Ja, noch lebe ich. — Wenn von aller Gemeinſchaft der Freuden und der Lebendigen ausgeſchloſſen, leben heißt: ſo lebe ich. — Aber wie? Ein Spott meines Geſchlechts, und ſelbſt derer, die ſich bewußt ſind, wie ſehr ſie eine gefallene Unſchuldige mit ihrer Verachtung beleidigen; ein Schimpf meiner Verwandten, die mich verſtoßen; ein Fluch meiner Eltern, die mich nicht kennen wollen; von Wenigen bedauert, die mir nicht helfen können; von Allen verlaſſen, bei denen ich Troſt finden ſollte, und von Dir vergeſſen. Ich verberge meine unglücklichen Tage, meinen Schimpf und meine Thränen, aus Scham, vor den Augen der Welt und meiner frohlockenden Feinde; verbanne mich aus dem Angeſichte meiner Freundinnen, um in einer armſeligen Hütte einſam zu weinen, und fürchte täglich, von denen entdeckt zu werden, bei welchen Natur und Herz mich heißen Troſt und Schutz zu ſuchen. — Welch ein Schickſal iſt unglücklicher, als wenn wir ſelbſt vor der Hülfe fliehen müſſen! Eine arme Unglückliche, die das Leben empfing, um von ihrer Mutter dereinſt ihr Elend zu erben, lernt in meinen Armen, an meiner Bruſt, an meinem Herzen von mir weinen, und das Geſchäft beginnen, wozu ſie geboren wurde. —

Ach, von mir empfing ſie dieſes Leben, dieſe traurige Erbſchaft — und von Dir. Hat ſie einen Vater? — Ein Vater würde ihre Mutter nicht vergeſſen. Wenn er ſie auch vergeſſen könnte, ſo würde ihn die Tochter an die Mutter erinnern. Aber die Bande des Bluts ſind dem nicht mehr heilig, der die Verbindung der Liebe vergeſſen hat.

Wäreſt Du nur getreu, wie gern wollte ich mehr, als dieſes dulden, wenn noch mehr zu dulden ſein kann! Die Hoffnung, dieſe göttliche Stärkung, die den ſchmachtenden Elenden erquickt, aufrichtet, in's Leben zurück verſetzt, wie der Thau der Morgenröthe das von der Hitze des Mittags hingewelkte Kraut, würde mir alles, alles erleichtern. Ich könnte der Vergebung der Menſchen entbehren: denn ich weiß, der Himmel hat mir vergeben. Ich könnte den Schimpf der Welt ertragen; unſre Verbindung würde ihn auslöſchen. Ich könnte mich mit dem Bewußtſein meiner Tugend gegen die Verachtung meiner Feinde tröſten. Aber Du haſt mich verlaſſen, letzte, letzte Hoffnung meines Lebens, auch Du! —

Doch ich will Deine Untreue Deinem Herzen nicht zuſchreiben. Du biſt nicht grauſam genug, unglücklich zu machen. Du biſt zu edel, ein Vergnügen in den Thränen einer Betrogenen zu finden. Du biſt nicht ſo undankbar, eine unausſprechliche Liebe mit Gram und Schande zu belohnen. Du ſelbſt haſt oft den Fluch über die Verführer meines armen Geſchlechts geſprochen, welche mit der Hölle die Freuden über den Fall einer Unſchuldigen theilen. In Deinen Augen brannte ein ſchöner Eifer, und jede Deiner Gebehrden entſprach der Heftigkeit Deiner Worte, womit Du Deinen Abſcheu ausdrückteſt. Ich ſah edle Thränen über Deine Wangen gleiten. Ich hing ſtarr an Deinen Blicken, mein Herz klopfte, ich weinte mit Dir — denn wann habe ich nicht mit Dir geweint? — Ich ſah — und ſeufzte in einer frohen Wehmuth — Deine Bewegung, wenn Du von ſolchen Geſchichten redeteſt, — als nun die unſrige iſt.

Wie liebte ich Dich um dieſes edlen, dieſes fühlenden Herzens willen! Mein thränendes Auge — ich weiß nicht, ob es mehr aus Mitleid für die Unglücklichen, oder aus Zärtlichkeit für Dich weinte — war auf Dich geheftet. Ich ſah den Himmel in Deinen Blicken. Dann ſank ich an Dein Herz, dann drückte ich Dir die Hand, konnte nicht reden, weinte meine Empfindungen, drückte Dich voll Inbrunſt an meine Bruſt. — Wie ſollte ich einem ſolchen Herzen mißtrauen! Wie könnte ich glauben, daß Deine Thränen ohne Empfindung und erkünſtelt floſſen! Thränen hat die Natur dem Elende und der Tugend gegeben, die ſich des Elends erbarmt. Der ſpottet der Natur und verlacht ihren Schöpfer, wer dieſe heiligen Thränen nachahmt, um zu verführen und unglücklich zu machen. Die Bosheit hat keinen höhern Grad, als die Heuchelei, die die Larve der Tugend mißbraucht, um die Unſchuld unter die Füße zu treten.

Cyanens Fall, was für Thränen zwang er aus meinen Augen! Ach, haſt Du es vergeſſen? Du fluchteſt ihrem Verführer. — Sie fiel, wie ich nun gefallen bin. Wie blutete mein Herz bei dem Unglück meiner Freundin! Es weiſſagte ſich vielleicht ſein eignes Schickſal. Du empfandeſt ein gleiches Mitleiden, und ſuchteſt mich umſonſt zu tröſten. Arme Cyane! ſeufzte ich noch glückliches Mädchen, in Deinen Armen, an Deiner Bruſt. Ich wußte nicht, daß dieſer Seufzer mir ſelbſt gelten würde. Cyane bedurfte ihn nicht: der Tod entriß ſie der Schande und dem Gram. Aber über die, welche lebt, um beides zu empfinden, wer wird über die ſeufzen! Wer bezahlt ihr mit einer mitleidigen Thräne den Tribut, den ſie keiner Unglücklichen verſagte? Unglücklicher Zuſtand, wenn wir Mitleiden verdienen! Solche Thränen ſind Zeugniſſe, wie ſehr elend wir ſind! Ach, ich hoffte ein ganz anderes Schickſal. Nicht Zähren, die die Barmherzigkeit fallen läßt: Glückwünſche hoffte ich, ich hoffte, beneidet zu werden.

Wäre Dein Herz ſchuldig; wäre es ſolcher Verſtellung und dieſer Untreue ſchuldig, elender Cyneas! Dein Fluch, dein Fluch! — Du wärſt noch unglücklicher, als ich! — Nein, ich will Dich, auch wenn Du mich verläſſeſt, nicht ſchuldig glauben. Ich will mich bereden, daß ein unvermeidliches Schickſal Dich mir entreißt. Wie könnte ich Dich boshaft denken, ohne mein Unglück durch eine neue Qual zu vergrößern!

Oft geh' ich am Abend, wenn Dunkelheit und Stille die Gegenden ſo öde macht, als mein Herz, in's Einſame, wo keine Neugier die Seufzer des Unglücklichen behorcht, und überlaſſe mich, unter finſtern Gebüſchen, meinem Gram. Ein traurig rauſchender Bach murmelt in meine Klagen; der thauende Himmel ſcheint mit mir zu weinen, die Gebüſche beantworten meine Seufzer, und die Landſchaft rings um mich her ſcheint in melancholiſcher Stille meine Schwermuth zu empfinden. Den Unglücklichen trauert und weint alles. Wo findet er eine Freude? Die Freuden flüchten vor ihm; er bringt allenthalben ſeinen Kummer mit; er ſteckt die ganze ſchöne Natur mit ſeiner Traurigkeit an.

Oft ruft mich der Morgenſtern erſt unter der feuchten Laube, welche die einfältige Hand des Landmanns aus Linden geflochten, aus meinem Tiefſinn. Da denke ich, wer ich war, und wer ich ſein könnte; alle goldne Stunden meiner glücklichen Liebe, alle Freuden, die ich genoß, alle Entzückungen, die ich hoffen konnte, gehen da durch meine Gedanken. Mein Herz klopft, meine Wange glüht, ich vergeſſe mich, aber nur einen Augenblick! Dann erwache ich wieder, fühle, wer ich bin, falle aus der Freude in meine Verzweiflung zurück, und meine Thränen tränken mit dem Thaue die Blumen, die zu meinen Füßen verwelken.

Oft, wenn ich ſo ſitze, wenn ich meine Hände falte, wenn mein Herz ſeine Seufzer, und mein Auge ſeine Thränen mit dem erſten Morgenweihrauch, der von dem Opferheerde der Natur aufwallt, gen Himmel geſendet; wenn dann mein verwachtes Haupt, gleich der entſchlummernden Blume, hinſinkt auf meine Hand; wenn die Müdigkeit den Schlaf ruft, und die Gedanken ſich tief in meine Seele zurückziehen: ſo ſpielen Träume um mich, und geben mir meinen Geliebten zurück, den Du mir verſagſt. Ich ſehe ſeinen werthen Schatten, rufe ihn, ſtrecke meine Hände nach ihm aus, umfaſſe ihn, drücke ihn an mein Herz. Ach, kurze Freude! Er entflieht; die Angſt weckt mich aus einem ſchönen Traume zu einem unglücklichen Leben, und meine Augen fangen ihr trauriges Geſchäft wieder an.

Auch wachend betrügt mich oft die Einbildung. Oft glaube ich, wenn in der Stille der Mitternacht die Gebüſche um mich rauſchen, wenn der Mond ſeine Silberſtrahlen durch die zerſtreuten Bäume wirft und ſeltſame Geſtalten aus Licht und Schatten bildet, welche die Phantaſie auszeichnet, Dich von ferne zu ſehen, oder Deine Fußtritte zu hören. Ich ſehe begierig dahin, ich lauſche; jedes Geliſpel der Blätter, die der ſterbende Athem des Weſtes bewegt, gießt Schauer auf mich herab. Mein Herz klopft ſtärker, und mein ſchmachtendes Auge ſucht den, den meine Sehnſucht ſich wünſcht. Aber umſonſt! die Geſtalt verſchwindet, ſobald der Mond ſeine Stellung verändert; die Winde ruhen, alles wird melancholiſche, öde Stille und Einſamkeit.

Wann wird kein Traum mich mehr betrügen? Wann werde ich Dich wiederfinden? Jenſeit des Grabes? — Ach, werde ich ſtark genug ſein, dieſen öden, dieſen vielleicht langen Zwiſchenraum des Lebens, mit ſtandhafter Geduld zu ertragen? Werde ich nie über Dich ſeufzen?

Wenn Du mich verlaſſen willſt, ſo ſollteſt Du mich doch nicht ganz vergeſſen. Bin ich Dir ſo gleichgültig, daß auch kein Gedanke Dich an Deine Cleone, oder an die troſtloſe Mutter Deiner Tochter erinnert? Wenn der Name Cleone das Herz des Liebhabers kalt läßt: ſo ſollte doch der Name Mutter den Vater rühren. Bin ich keiner Zeile würdig, oder bedarf ich vielleicht Deinen Troſt nicht? Wie ſehr würde eine Zeile mich aufrichten! Dieſen Troſt ſollteſt Du mir nicht verſagen, wenn Du nicht mehr liebſt. Ach, wie wenig iſt nicht ein Troſt für diejenige, welche Liebe hoffen und fordern durfte!

Wenn Du noch — Aber was hoffe ich? Ich bin vergeſſen, wie ein Todter, vergeſſen! Ich ſehe keine Zeile, ich höre keine Nachricht von Dir. Meine Liebe forſcht umſonſt: und was entgeht der Nachforſchung der Liebe? Das Gerücht ſcheint Deinen Namen, oder doch den Winkel der Erde nicht zu kennen, wohin mein Schickſal mich verbannt hat. Wir ſind ſo getrennt, wie die, welche Erdſtriche und Meere trennen; getrennt, wie die Lebendigen und Todten.

Aber Du weißt, wo ich bin; Du weißt, wie verlaſſen, wie elend! Wenn mein Zuſtand Dich rührte, ſo würde nichts Dich zurückhalten können, Deine weinende Cleone zu ſehen. Keine Gewalt iſt ſtark genug, die Liebe zu überwinden. Berge und Ströme ſind geringe Hinderniſſe für ſie. Wenn Ketten ihre Hände feſſeln, ſo weiß ſie ſich der Ketten zu entledigen, oder wenigſtens ihren Seufzern den Kerker zu öffnen. Und nur ein Seufzer, wie viel redet er nicht!

Warum höre ich nichts von Dir? Wenn ein eiferſüchtiges Auge über deine Handlungen wacht; wenn Du nicht wagen darfſt, zu ſchreiben: haſt Du denn keinen Freund, dem Du einen Gruß an Deine Cleone anvertrauen kannſt? Warum kommt nicht einer von Dir, der mir in Deinem Namen ſagt, daß Du mich liebſt? Ich verlange keine weitläuftige Erzählung Deines Schickſals, keine lange Entſchuldigung Deines Schweigens! Ach, ich verlange nur eine kurze Verſicherung von Deiner Liebe, nur einen Seufzer verlange ich, nur die wenigen Worte: Cyneas liebt ſeine Cleone.

Aber wenn Du auch keinen Freund um Dich haſt, wenn jedes Auge Dich bewacht: ſo iſt doch die Liebe reich genug an unſchuldigen Erfindungen, alle Wächter zu hintergehen. Ein ganzes Jahr hat leicht einen freien Augenblick; und mehr als einen Augenblick bedarfſt Du nicht, um dieſe wenigen Worte auf ein Blatt zu werfen: ich liebe. Die Menſchen ſind nicht alle fühllos, ſind nicht alle ohne Mitleiden. Und wenn gleich alle, die um Dich ſind, fühllos wären, ſo könnteſt Du aus ihrem Eigennutze den Vortheil ziehen, den Du von ihrer Freundſchaft nicht zu fordern wagſt. Iſt Deine Liebe ſo arm an Empfindungen, wie kaltſinnig muß ſie ſein!

Ach, ſchweige nicht länger: eine einzige Zeile wird alles entſchuldigen. Für einen Seufzer will ich Dir alles vergeben: alle meine Sorgen, alle meine Thränen, alles was ich gelitten habe und noch leide, will ich Dir für die zwei Worte vergeben: ich liebe. Sieh, wie ſehr ich noch liebe! Reiße mich aus meinen tödtlichen Zweifeln, richte mich endlich durch eine Hoffnung wieder auf. — Oder wenn Du mich nicht mehr liebſt, ſo hintergehe mich wenigſtens, und gewöhne mich nach und nach an mein Unglück. Alles, auch das will ich Dir verzeihen, daß Du mich verläſſeſt; nur vergiß Deine Tochter nicht.

Cyneas an Cleone.

Ungeduldig riß ich den oft geküßten Brief auf, deſſen Siegel mir ſagte, daß er von meiner Cleone kam. Meine Begierde verſchlang den traurigen Inhalt; mein Herz beantwortete Seufzer mit Seufzern, und mein Auge vergalt Thränen mit Thränen. — Welche ein Gemälde! Welch ein Abriß des Jammers! Ach unſchuldige Unglückliche! Du leideſt, und ich war der Sträfliche.

Nein, verſchweige mir nichts; ſchreibe mir Alles, laß mich die geringſten Deiner Sorgen empfinden, laß mich eine traurige Gemeinſchaft an Deinen ganzen Kummer haben; gieß alle Deine Klagen, alle Deine Thränen aus: mein Herz iſt geöffnet: es fordert mehr als ſeinen Theil; es wollte lieber Alles für Dich leiden. —

Aber wie konnteſt Du glauben, daß ich ſo boshaft ſei, Dich zu verlaſſen, oder ſo leichtſinnig, Dich nicht mehr zu lieben? O, Du Einzige, in der alle meine beſten Wünſche ihr Ende finden, in der alle meine Hoffnungen einer Glückſeligkeit ihr Ziel haben, in der mein unruhiges Verlangen ſeine Ruhe findet, jeder meiner Seufzer, den an Deiner Bruſt nicht die Liebe, jede Thräne, die nicht die Zärtlichkeit erzwang, ſei von den Unſterblichen, die unſichtbar uns bewachten, mir zum Fluch angeſchrieben!

Wie unglücklich iſt Dein Zuſtand, arme, bedauerte, theure Cleone! Aber wie viel unglücklicher machſt Du ihn durch den widrigen Gedanken, das ich ein Treuloſer ſein könnte. Ich fühle die ganze Verzweiflung, mit der Du in dieſen unglücklichen Augenblicken kämpfſt. Ich ſehe Dich leiden, weinen, Deine Hände ringen, höre Deine Klagen, höre Deine Seufzer alle, und laſſe nicht einen unbeantwortet. Vielleicht ſeufzeſt Du über mich, den Urheber Deines Unglücks — ein ſchrecklicher Seufzer, wenn ich ihn verdiente! Vielleicht klagſt Du mich bei der göttlichen Gerechtigkeit an, die das Flehen der Unſchuldigen immer erhört; ja vielleicht — o, kann ich daran denken, ohne zu zittern? — vielleicht entwiſcht Deiner Ungeduld ein Fluch! Weh' mir, wenn ich nicht unſchuldig wäre! Aber der, der die Welt richtet, erhöre ihn, wenn ich Dich jemals verlaſſe!

Dich verlaſſen? — Wie kannſt Du ſo denken? Seitdem ich von Dir ſchied, bin ich der Freude unbekannt geworden. Mein Herz hebt ſich mühſam unter einer drückenden Laſt. Gram und Sorge verbannen die Heiterkeit aus meinem Geſichte, wie die Ruhe aus meiner Seele. Ich quäle mich unaufhörlich mit den nagenden Vorwürfen, Dich unglücklich gemacht zu haben; und nichts kann mich beruhigen, als der feſte Entſchluß, Dein Unglück zu endigen, oder es mit Dir zu theilen.

Ach, erinnerſt Du dich nicht mehr an die Proben, die ich Dir vormals von meiner Liebe gab? Haſt Du vergeſſen, wie demüthig ich mich Deinem ſtolzen Vetter zu Füßen warf, wie ich die Zwiſtigkeiten und die Eiferſucht unſrer beiden Familien vergaß, und meiner Liebe und Dir alle die Achtung aufopferte, die die Ehre meines Hauſes von mir fordern konnte? Mein eigner Stolz lehnte ſich wider dieſe Demuth auf; meine Scham beſtritt meine Erniedrigung: aber meine Liebe überwand alles. Ich umfaßte dem die Kniee, den ich verachtete, und bat mit Thränen einen Hochmüthigen um ſeine Einwilligung, den ich haßte. — Weißt Du noch, wie ſchwer ſein ſtolzes, ſein hartes Herz mir dieſen Sieg machte? Weißt Du noch, mit welcher Geduld ich mich zu allen Erniedrigungen herabließ, wodurch er mich führte, um ſeinen Hochmuth ganz an mir zu ſättigen? Ich duldete ſeine Verachtung und überwältigte alle meine widerſpenſtigen Leidenſchaften: denn Du warſt der Preis für dieſe Demuth. Erinnere Dich doch an die Stunde, wo ich endlich ſeine Einwilligung theuer genug erkauft hatte! Wie dankte ich Deinem Vetter, wie inbrünſtig ſchloß ich Dich an meine Bruſt, wie ſtrömten mein Herz und meine Augen vor Freude und Zärtlichkeit über! Erinnere Dich daran, meine Cleone, und glaube, daß dieſe Hinderniſſe, die uns jetzt trennen, mein Verlangen, Dich zu beſitzen, nur geſtärkt haben.

Nein, meine Geliebte, die Tochter darf nicht an die Mutter erinnern; ich liebe die Tochter nur in der Mutter. Ihr Bild iſt immer vor meinen Augen, ſie lebt in meinem Herzen, ſie lebt in jedem meiner Gedanken. Die Bande des Bluts ſind mir nicht heiliger, als die Bande der Liebe. Du biſt die Meinige, und keine Macht, keine Zeit, keine Leiden ſollen mich Dir entreißen.

Warum wollteſt Du denn die Liebe bereuen, die Du mir bezeugt haſt? Warum errötheſt Du, wenn Du an den Tag zurückdenkſt, der mein glücklichſter war? Wenn eine Liebe, die ſich auf Zärtlichkeit des Herzens, auf harmoniſche Empfindungen gleichgeſtimmter Seelen gründet; eine Liebe ohne alle Nebenabſichten, die nichts von Eigennutz, nichts von elender Weltklugheit, nichts von Stolz wußte; eine Liebe unter Herzen, die ſich für einander geſchaffen fühlen, ſo rein und unſchuldig, wie ſie der Schöpfer eingepflanzt hat, ſo geſetzlich, daß unſere Vorgeſetzten ſie billigten; wenn eine ſolche Liebe die unſrige war: ſo haben wir nichts zu bereuen. Unglücklich kann ſie ſein; aber wer ſie ſträflich nennt, beleidigt die Unſchuld.

Wenn auch die Welt erſt unſre Empfindungen billigen, wenn der Beifall der Verwandten erſt die Liebe heiligen und das Ceremoniell ihre Banden erſt ſchließen muß, ehe wir uns frei derſelben überlaſſen können; das Ceremoniell, das oft verkaufte Hände in eiſerne Ketten zuſammen feſſelt, und Herzen trennt, die ſich lieben, Herzen verbindet, die ſich haſſen: wer iſt auch alsdann ungerecht genug, unſre Liebe zu verwerfen? Du biſt längſt die Meinige durch den Beifall derer, die über unſern Willen gebieten wollen. Längſt haben unſre Väter den Segen über unſre Liebe geſprochen. Schon in der Kindheit waren wir für einander beſtimmt. Mit inniger Freude ſahen ſie uns zuſammen erwachſen, und vereinigten zwei unmündige Seelen, die dereinſt eine der andern Glück machen ſollten. Unſer Bund war in der Welt und im Himmel ſchon unterſchrieben. Du warſt meine Braut, und der Augenblick, der uns unzertrennlich verbinden ſollte, rückte heran. Einige Tage — wie hatten wir nach dieſer Zeit geſeufzt! — ſollten nur noch unſre vollkommene Glückſeligkeit verſchieben. Sie ſchienen uns Jahrhunderte; und ich eilte, mich in den Beſitz meiner irdiſchen Glückſeligkeit zu ſetzen. Verzeihe mir, daß ich Dich an den Tag erinnere, der der Urſprung alles Deines Leidens und meiner Qual iſt. — Habe ich da Dich und den Himmel beleidigt, ſo geſchah es aus einer Unwiſſenheit deſſen, was der Vorhang der Zukunft vor uns verdeckte.

Gütiger Himmel! Wie viel verbirgt eine Stunde vor den Augen der Menſchen! Wie viel hängt von einem Augenblicke ab! Morgen ſollte ich am Altare Deine Hand empfangen; Dein Herz hatte ich längſt; und zu Deinem Unglücke war ſchon der Grund gelegt, unvermeidlich gelegt. Du warſt ſchon die Mutter eines künftigen Zeugen unſrer Liebe, als das Schickſal die volle Schaale ſeiner härteſten Prüfung über uns ausgoß. Welch ein Tag war der, der vor dem Tage herging, woran wir ſo glücklich zu werden hofften; o Cleone, welch ein Tag. In Deinen Armen in Entzückungen berauſcht, ſah ich die Sonne über mir aufgehen, und Thränen des Kummers floſſen, als ſie unterging. Mein zärtlicher Vater! wie hart war der Streich, der Dich von meiner Seite riß! So lange mein mühſames Leben dauert, werde ich auf Deinem Grabe weinen! Er ſtarb! Ströme von Thränen ſind zu wenig für dieſen Verluſt. In ihm fiel unſere Hoffnung, unſer Schutz, unſre Glückſeligkeit! — Umſonſt ging die folgende Sonne für uns auf, umſonſt hatten wir endlich dieſen Tag hergeſeufzſt; er forderte andre Thränen, als die wir gehofft hatten; er ſollte uns trennen, nicht verbinden. Der Tod ſtürzte den Altar um, an dem wir vereinigt werden ſollten. Ach, Cleone, welch eine Veränderung! Unſre Liebe ſah nun wieder ein Jahrhundert zwiſchen unſre Glückſeligkeit gelegt! Erſt trennte uns der Wohlſtand auf Monate, hernach der Zwiſt unſrer Familien auf ewig! — Auf ewig? Nein, bei der heiligen Aſche unſrer Väter, ewig ſoll er uns nicht trennen!

Glaube nicht, Cleone, daß menſchliche Hände dieſe heiligen Bande wieder zerreißen ſollten, die ſchon vor dem Auge Gottes feſt geſchloſſen ſind. Keine Gewalt ſoll ſie zerreißen, keine als — Gottes! — Ach, wie oft habe ich zu Dir hingeſeufzt! wie oft war ich entſchloſſen, alle andre Vortheile zu verachten, und bei Dir mein ganzes Glück zu ſuchen! Aber — ſoll ich Dir noch Dein hartes Schickſal unerträglicher machen? Soll ich ſagen, wie unglücklich Du mit mir ſein wirſt? Mein Herz blutet, wenn ich mich der ſchrecklichen Betrachtung überlaſſe, daß ich ſo gar unglücklich bin, mich bei Dir nicht entſchuldigen zu dürfen! Nein, Cleone, mit der Entſchuldigung müßte ich Dein Herz durchbohren, Dein Herz, das ſchon zu viel gequält wird. Wüßteſt Du, wie grauſam mein Schickſal iſt! Aber laß mich dieſe Erzählung für eine beſſere Stunde aufbehalten, wo meine Standhaftigkeit alle dieſe Hinderniſſe überwunden hat, und wo ich meine Cleone in meine Arme, an mein Herz ſchließe!

Der Zorn meiner Mutter iſt unverſöhnlich und unerbittlich; die Thränen ihres Sohnes fließen alle umſonſt. Vergebens bemühe ich mich, die Feindſchaft beizulegen; alle Vorſtellungen ſind umſonſt; ſie ſchätzt die Eide, die ihr in der Hitze des Zornes entfuhren, viel zu heilig, um unſere Verbindung zu erlauben, und umſonſt ſtelle ich ihr die Eide vor, die mich mit Dir verbinden. — Welche Eide ſind heiliger, o Himmel! Eide der Feindſchaften oder der Liebe? Sie droht mir den Fluch! Der Fluch einer Mutter iſt ſchrecklich: aber kann er den treffen, der tugendhaft handelt?

Sieh, Cleone, das iſt das Schickſal Deines unglücklichen Cyneas! Von ſolchem Kampfe wird mein Herz gefoltert! Soll ich mich von allem Gehorſam gegen eine Mutter losreißen? Wirſt Du leiden, daß ſie über mich ſeufze? — Zwar ungerechte Seufzer; aber doch Seufzer einer Mutter! Ach, flehe mit mir den Himmel an, liebſte Cleone, der uns nur prüft, daß er die Prüfung endige! und laß mich arbeiten, daß ich die Feindſchaft endlich beilege. Dann kann ich Dich mit ruhigerem Gewiſſen beſitzen; dann kann auch kein Engel unſere Verbindung ſträflich finden.

Doch ich weiß, ſie iſt unſträflich; ſie iſt mehr als unſträflich, ſie iſt gerecht; und ſträflich würde es ſein, ſie zu trennen. Ich weiß auch, ſelbſt der Fluch einer Mutter, dieſer im Zorne entwiſchte Fluch, den ſie vielleicht bereut und doch für unverletzlich hält, müßte kraftlos ſein, und der Himmel würde ihn nicht achten; aber ſoll ich des Vergnügens beraubt ſein, Dich durch meine Verbindung glücklich zu machen? Soll ich unſre Vereinigung mit Sorge für die Zukunft anfangen, und Dich vielleicht — denn wer ſieht alle Zufälle voraus — in Kurzem an dem Nöthigen Mangel leiden ſehen? Mangel und Armuth ſind ſchreckliche Feinde der menſchlichen Glückſeligkeit! Je mehr wir uns lieben, je ſtärker würden wir uns drücken. Zwar auch nicht die Armuth ſelbſt ſollte mich abhalten, redlich zu handeln; und es wäre eine elende Entſchuldigung, wenn ich dieſe anführen wollte, um unſre Vereinigung auf ewig aufzuheben. Ein redliches Herz hat keine andere Entſchuldigung, ſich von ſeinem Verſprechen loszumachen, als eine unwidertreibliche Unmöglichkeit. Es verlangt keine Entſchuldigung, und verwirft alle Vorſchläge des Eigennutzes oder Ehrgeizes mit Verachtung; aber wenn es hoffen kann, durch einen kurzen Aufſchub der Erfüllung ſeines Verſprechens, ſich in den Stand zu ſetzen, ſein Wort vollkommen erfüllen zu können und demjenigen, den dieſer Aufſchub Thränen gekoſtet hat, dieſe Thränen durch überwiegende Glückſeligkeit zu vergüten: ſo ſage: was darf er wählen? — Schreibe es keinem Mangel an Liebe zu, daß ich ſo weit ſehe: ich weiß es, meine Geliebte, Liebe, heftige Liebe iſt kurzſichtig; ſie reißt ſich von den Feſſeln der Vernunft los, und wenn ſie durch einen Abgrund müßte, ſo fliegt ſie ihrem Gegenſtande zu. Allein glaube nicht, daß ich nicht zu kämpfen hätte: was ich thue, das thue ich mit Gewalt, dem Wunſche und Entſchluſſe meines Herzens entgegen. Tadle es jetzt, daß meine Liebe meiner Vernunft ſo viele Gewalt erlaubt; ich hoffe, ſie ſoll ihr die Strenge vergeben, wenn ſie dieſelbe mit Ruhe und deſto größerer Glückſeligkeit vergüten wird. Heftige Liebe, die ſich blos ihren Wünſchen überläßt, mag brünſtiger ſein: Liebe, der Grundſätze und Vernunft zu Hülfe kommen, iſt dauerhafter. Sie vermeidet die Sorgen, und beugt dem harten Schickſal vor, das Uebereilung und Unvorſichtigkeit gern zu beſtrafen pflegt; ſie legt einen feſten Grund zu einer dauerhaften Zufriedenheit, und entfernt von den Tagen der Zukunft den Verdruß und die Sorge, welche auch die glücklichſte Vereinigung und die zärtlichſte Liebe ſtören und ſchwächen können. Sieh, meine Cleone, alſo iſt dieſe Vernunft, der ich jetzo eine Gewalt über mein Verlangen einräume, nicht weniger Liebe für Dich: und Liebe und Vernunft müſſen endlich alles überwinden.

Was könnte uns vor einem unglücklichen Leben ſchützen, wenn ich mich jetzo blos dem Wunſche meiner Liebe überlaſſen wollte? Meine Mutter hat geſchworen, mich zu enterben, wenn ich ihrem Willen zuwider lebe. Sie muß durch Güte gewonnen werden, wenn ihr Schwur unkräftig werden ſoll. Folge ich meiner Neigung, ach Cleone, ſo iſt nichts gewiſſer, als daß ich ſie erzürne, und ihr Zorn, nur ihr Zorn iſt ſchrecklich. — Ich werde ſie endlich durch Güte gewinnen, wenigſtens wird mein Gehorſam ſie rühren. Ich merke ſchon, daß ihr Eigenſinn nachläßt. Vormals drang ſie mit größerer Heftigkeit in mich, und forderte von mir — — darf ich es ſagen? — einen Schwur, Dich zu vergeſſen! Aber wenn ich jemals vergeſſen habe, daß ſie meine Mutter war, wahrhaftig, ſo war es in dieſem Augenblicke! da war ich meiner Liebe nicht mächtig, und goß frei mein ganzes Herz vor ihr aus. War ſie beleidigt, ſo muß mich ihr Antrag entſchuldigen. Man kann nicht ohne alle Beleidigung reden, wenn man uns ein Laſter zumuthet.

Vielleicht wurde ſie gerührt: denn ſeit der Zeit hat ſie ſich geſcheut, eine Untreue von mir zu begehren. Sie verlangt keinen Eid mehr, und meine Bitten werden endlich noch ihren Eigenſinn überwinden. Aber wie lange werde ich noch nach Dir ſeufzen? Wie lange, meine Cleone, wirſt Du mir entgegen hoffen? — Ach, daß ich dieſe Frage zu Deiner und meiner Beruhigung nicht beantworten kann. — Vielleicht werde ich ſelbſt dieſen grauſamen Zwang nicht lange mehr ertragen können. Jeder Tag vermehrt meine Liebe und meine Ungeduld! Ich bin wie ein Gefangner; jeder merkt auf meine Handlungen, jeder ſucht meine Entſchlüſſe auszuforſchen und verfolgt mich auf allen Tritten. Ich habe keinen Freund um mich: alles iſt Verräther. Könnte ich noch frei mein Herz ausgießen und alle meine Empfindungen und Gedanken ſchreiben, ſo würde mir dieſes noch ein Troſt, und Dir eine Erleichterung ſein. Aber wem ſoll ich meine Geheimniſſe vertrauen? Durch wem ſoll ich meiner Cleone meine Seufzer überſenden? — Aber laß uns die Prüfung des Himmels erdulden; es wird gewiß eine deſto größere Glückſeligkeit darauf erfolgen. O, wie entzückt mich der Gedanke, wenn ich mir das Vergnügen vorſtelle, das uns unſre Verbindung unerſchöpflich geben wird! Wie werde ich meiner Cleone entgegeneilen und ihr getreues Herz an mein Herz drücken! Wie wird ſie mir mit Freudenthränen im Auge und mit offnen Armen entgegenfliegen. Und wie wird eine der erſten Stunden, wann wir uns wiederfinden, Jahre voll Kummer und Sorgen bezahlt machen!

Kann indeß dieſes noch eine Beruhigung für Dich ſein, meine Geliebte, daß unſre Trennung nicht lange mehr dauern ſoll; ſo höre noch meinen letzten Entſchluß und beurtheile daraus meine Liebe. Wenn ich ſehe, daß meine Bitten das Herz meiner Mutter nicht rühren und daß ſie vielleicht ſich zu lange meiner gehemmten Forderung widerſetzen würde, ſo will ich Gelegenheit ſuchen, mich auf einige Tage, unter einem unverdächtigen Vorwande, zu entfernen; und dieſer Tage einer ſoll unſre Liebe durch heilige Bande unzertrennlich machen. Nur um Dich zu beruhigen und Dir allen Zweifel zu nehmen, Cleone, habe ich dieſen Entſchluß feſt gefaßt. Ich kehre indeß zu meiner Mutter zurück und unſere Verbindung bleibt bis auf den glücklichen Augenblick verſchwiegen, wo ich endlich ihren Eigenſinn überwinden werde. Erwarte bald entweder dieſe Stunde, oder die Nachricht, das wir ganz glückſelig ſind.

E.

Karl Egon Ebert

wurde im Jahr 1801 zu Prag in Böhmen geboren. Sein Vater (Doctor der Rechte, Landesadvokat und Fürſtlich Fürſtenberg'ſcher Hofrath), ein Mann von ausgezeichneter Bildung und vorzüglichem Charakter, verwendete alle Sorgfalt auf die erſte Entwicklung ſeines Sohnes, die von einem eigenen Erzieher geleitet wurde, bis der Knabe, mehr durch Zufall als Abſicht, während eines Aufenthaltes mit ſeinem Vater in Wien, in ein dort befindliches öffentliches Erziehungsinſtitut gerieth, welchem Geiſtliche aus dem Orden der P. P. Pianiſten vorſtanden. Hier erwachte zuerſt in dem 14 jährigen E. der Trieb zur Poeſie, welcher aber ſo wenig berückſichtigt wurde, und ſo vielen Hemmungen ausgeſetzt war, daß E. ſich glücklich pries, als er nach 2 Jahren wieder in ſein Vaterland und Vaterhaus zurückkehren konnte, wo er neben den Schulſtudien ſeiner Lieblingsbeſchäftigung ungeſtört nachhängen durfte. Die Jahre von 1817 bis einſchließlich 1819 waren es, in denen er, in jugendlichem Uebermuthe ſeinem Talente und der bis dahin ſich angeeigneten Bildung vorgreifend, ſich an das Höchſte wagte; er ſchrieb innerhalb dieſes Zeitraums an 20 Dramen, worunter ſogar Ausführungen der in Schillers Nachlaß vorhandenen Pläne zu „Warbeck, und den Maltheſern" ſich befanden. Später verwarf er zwar dieſe Verſuche als unreife Jugendarbeiten gänzlich; doch waren ſie, in Bezug auf Erlangung einiger Sprachgewandtheit nicht ohne Vortheil für ſeine ſpätern Erzeugniſſe geblieben. Zu der Ueberzeugung gelangt, daß das Drama für ihn noch eine zu hohe Aufgabe ſey, wendete er ſich mehrere Jahre hindurch ausſchließlich der lyriſchen Poeſie zu, für die er in einem ungebundenen, dem Genuß der ſchönen Natur mit inniger Vorliebe hingegebenen Leben Stoff und Farben fand. Eine Auswahl der in jener Periode entſtandenen Poeſien bildete nachher den Inhalt der im Jahr 1824 bey Kronberger in Prag erſchienenen „Gedichte" welche, um einen Band vermehrt, im Jahre 1828 als zweite Auflage unter dem Titel „Dichtungen" bei Calve aufgelegt wurden. Während dieſer Zeit aber, und ſchon ſeit dem Jahre 1823 beſchäftigte ſich E. mit der Bearbeitung eines böhmiſch-nationalen Heldengedichtes „Wlaſta", welches im Jahr 1829 bei Calve erſchien, und in dieſe Periode fällt auch das dramatiſche Gedicht „Bretislaw und Jutta, welches auf der Prager Bühne im Jahr 1828 zuerſt dargeſtellt wurde, und dort noch ſtets mit gleichem Intereſſe gegeben wird. Im Jahr 1829, nach dem Tode ſeines Vaters, unternahm E. eine Reiſe durch Süddeutſchland und die Schweitz. Dieſe Reiſe und ein früherer Aufenthalt in einem einſamen Mönchskloſter auf dem Lande, wo er einige Zeit zubrachte, um das dritte Buch der Wlaſta ganz ungeſtört zu ſchreiben, gaben Anlaß zu dem im Jahr 1832 bei Brodhag in Stuttgart erſchienenen idylliſchen Erzählung „das Kloſter." Im Jahr 1835 aber kam ſein Trauerſpiel „Czeſtmir" in Prag zur Aufführung und ſoll nächſtens im Druck erſcheinen. Auch bereitet E. eine poetiſche Reiſe durch Süddeutſchland und die Schweitz zur Herausgabe vor, die blos aus Gedichten beſtehen wird, wie ſie eben von intereſſanten Oertern oder Perſonen angeregt wurden.

E. wurde nach geendeten philoſophiſchen und juridiſchen Studien im Jahr 1825 als Bibliothekar und Archivar bei dem in Donaueſchingen reſidirenden, regierenden Fürſten Karl Egon zu Fürſtenberg angeſtellt, der auch in Böhmen bedeutende Beſitzungen hat. Im Jahr 1829 wurde E. zum Rath und Archiv-Director ernannt, in welcher Stelle er ſich noch befindet. Sein angenehmes Verhältniß zu dem durch Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens gleich ausgezeichneten, wegen ſeines edlen Liberalismus ſo hoch gefeierten Fürſten, darf Bürge ſeyn, daß E's Muſe, ungehemmt von Außen, in der Folge fruchtbarer ſeyn wird, als es in den letzten Jahren der Fall war, in welchen ſeine Kraft von einem innern Leiden geiſtiger oder körperlicher Art gefeſſelt zu ſeyn ſchien.*)

E's Dichtungen zeichnen ſich ſämmtlich durch Innigkeit, Reichthum der Phantaſie, Wärme und Kraft der Gedanken aus; wenn er ſich auch in ſeinen erſten Leiſtungen hin und wieder zu ſehr von ſeinem jugendlichem Feuer fortreißen ließ, und vorzüglich jener Ruhe und Beſonnenheit ermangelt, welche das reifere Alter verleiht, ſo iſt doch Großes und Gelungenes von ihm zu hoffen, um ſo mehr als jede ſpätere Arbeit beurkundet, wie ernſt ſein Streben iſt, bei dem Beſitze reicher Mittel, das vorgeſteckte Ziel möglichſter Vollkommenheit zu erreichen. Sein epiſches Gedicht „Wlaſta" enthält manches überaus Gelungene, ſo wie ſich in ſeinen lyriſchen Dichtungen viel Zartes und Tiefes, das er mit großer Anmuth auszuſprechen weiß, findet. Daß ſein dramatiſches Gedicht, „Bretislaw und Jutta" ſich bei ſeinem Erſcheinen auf der Bühne dauernden Beifalls erfreute, ward bereits oben erwähnt.

Die Ruine.**)

Spätabend. Eine Anhöhe mit den Trümmern einer Veſte.
Kurd, Gottwald und Guido klimmen herauf.

Kurd.

Wir ſind am Ziel, doch welche Täuſchung zeigte,
Als wir vom tiefen Thal emporgeſchaut,
Auf dieſer Höh' uns einen Wunderbau?
Entfernung ſchmolz die Theile in einander,
Das gier'ge Auge füllte jede Lücke,
Und goß die einzlnen Stücke in ein Ganzes,
Das als ein Ungeheuer uns erſchien.
Nun ſtehn wir hier, und ſehn mit bangem Blick
Ein ärmliches, verwittertes Gemäuer,
Zerfallne Thürme, eingerollte Bogen,
Drein blöde Eulen dumpf'ge Neſter bau'n,
Drinn ſich der Sturm verirrt, drauf trockne Diſteln
Vergelbtes Reihgras und verkrümmte Föhren,
Die einz'gen lebenden Geſchöpfe, ſchwanken.

---

*) Bis hierher von einem Freunde des Herrn Rath Ebert mitgetheilt.

**) Aus: Dichtungen von K. E. Ebert. 2. Bd. Prag, 1828.

O mußt' ich hierher gehn, den alten Gram
Um die Vernichtung alles Herrlichen,
Um alles Ird'ſchen Loos, der Dinge Wandel
Durch ſolchen Anblick neu mir zu erwecken?
Was ſeh' ich hier, als ein erbärmlich Bild
Der furchtbar waltenden Vergänglichkeit,
Und ihres Schergen, des geſchäft'gen Todes?
Was ſeh' ich hier, als eine morſche Leiche
Der Kraft, ein elend Grabmal des Erhabnen,
Als einen Gottesacker großer Zeit?
O daß der Menſch es liebt, ſein eigen Loos
In Bildern der Zerſtörung anzuſtaunen,
Daß ich es liebe, meinen düſtern Sinn
An der Betrachtung ſolchen Grauns zu weiden!

Gottwald.

Du ewig trüber, ewig bittrer Freund,
Was dachteſt du zu finden hier, als Trümmer,
Erinnerungen an verrauſchte Zeit,
An Thaten, die empor aus ſolchen Mauern,
Wie Eichen aus dem heim'ſchen Boden wuchſen?
Mir blüht bei ſolchem Anblick die Geſchichte,
Die Sag' erhält mir Grund, die graue Vorzeit
Erdämmert mir, und die Geſtalten drinn
Gewinnen Klarheit, Farbe und Bewegung.
Jedweder Stein ſpricht von Geſcheh'nem mir,
Die morſchen Bogen, die, im Grund gelöſt,
Sich zu einander neigen, ſcheinen mir
Von alter Zeit ſich heimlich zu beſprechen,
Der greiſe Thurm der Föhr' auf ſeinem Haupte
Ein wundervolles Mährchen zu erzählen,
Indeß dort die zerſunkene Kapelle
Sich in das ſchöne Sonſt zurücketräumt,
Da noch Geſäng' in ihren Hallen tönten.
Wo iſt das Trübe da, das dich ergreift?
Geſchehn muß, was geſchieht, und mich erfreut's,
Zurückzuſchaun in die verſunknen Tage,
In das gewalt'ge Meer gelungner Thaten,
Geſpannten Strebens, und gebrochner Kräfte,
Das hinter uns in ew'ger Ebbe liegt.
Wem dies nicht Hochgewinn, den nenn' ich arm,
Denn der Genüſſe höchſter iſt ihm fremd.

Guido.

Ich rühme mich weit reicher doch, denn du.
Indeß der Anblick der Ruine dir
Die Wiſſenſchaft belebt, den regern Geiſt
Zurückeleitet zum Geweſenen,
Belebt er mir die Phantaſie, und bildet
Zur Gegenwart mir die Vergangenheit.
Ich ſehe keine Trümmer mehr vor mir,
Nein, eine mächt'ge unverſehrte Veſte
Mit glatten Zinnen, rieſ'gen Thürmen ſteigt
Vor meinem Blick im Abendnebel auf.
Dort ſchlängelt ſich der ſchmale Burgweg hin,
Dort liegt die Brücke, dran das Gitterthor,
Drinn ſteht der Pförtner mit dem Schlüſſelbunde,
Gewalt'ge Doggen lagern rings um ihn.
Auf hoher Mauer ſchreiten ernſte Wächter
In blanken Waffen langſam hin und her,
Indeß ein Andrer, hoch am Thurm erſcheinend,
Die rothen Fahnen abnimmt, und verſchwindet.
Doch auf dem Söller droben, der ſo kühn
Ob jähem Abgrund ſchwebt, ſitzt ſtillerfreut
Der alte Ritter; ihm zur Seite ſteht
Der junge Sohn in herrlich buntem Wams,
Und am Geländer lehnt das Töchterlein,
Und ſchaut weitum in's tiefe Land, und ſpielt
Mit ſchnee'gen Fingern in den goldnen Locken.
Da tönt mit einem Male Glockenklang,
Und mit entblößtem Haupte kniet der Greis,
Und Sohn und Tochter, Wächter, Pförtner, knie'n,
Und ſprechen leiſ' und fromm den Abendſegen.

Gottwald.

Du ſchwärmſt, wie ſtets; doch dich beglückt dein Schwärmen,
Und was beglückt, iſt gut. Doch auf nun, auf!
Schon breitet tiefes Dunkel ſich ringsum,
Und noch, Gedanken tauſchend, ſtehn wir da,
Vergeſſend, die Ruine zu beſchauen.

Guido.

Laß uns noch weilen, bis der Sterne Licht
Zum Gang uns leuchtet. Sieh, ſchon klärt ſich leicht
Das tiefe Grau dort hinter dem Gemäuer;
Schon lichtet ſich ein Kreis, der ſichtlich wächſt,
Schon drängt der Nebel flüchtend ſich hinweg,
Schon dringen einzle Strahlen raſch hervor,
O ſieh, ſchon ſteigt der volle Mond empor!
Jetzt, ob mir gleich die ſchöne Täuſchung weicht,
Als ſteig' ein feſtes Schloß hier in die Lüfte,
Genieß' ich doch ein neues Bild, da hell
Der Mond ſich in die ſchwarzen Trümmer ſenkt,
Die er durchfließt mit zauberiſchem Glanze.

Kurd.

Ja, ſchauerlich erſcheinen nun die Maſſen
Des vielgeſtalt'gen, ewigen Geſteines,
Das ordnungslos und ſeltſam hier ſich häuft,
Dort, weit zerſtreut, nur hier und dorten ragt.
Durch alle Fugen, alle leeren Räume,
Durch die zerfallnen Fenſter, durch die Riſſe
Zerſprungner Wände ſcheint der bleiche Mond
Wie durch ein modrig rieſiges Geripp.
Das iſt das wahre Bild nun der Vernichtung,
Die mich empört; doch wunderbar, daß mich
Ein ſonderlich Gelüſte immer treibt,
Dem, was mir in der tiefſten Seele widert,
Mit ſtets erneutem Triebe nah' zu gehn! —
Kommt, Brüder, laßt uns die Ruine ſehn.

Sie wollen in die Ruine, als plötzlich aus derſelben ein zweiſtimmiger Geſang ertönt. Sie bleiben beſtürzt ſtehn.

Erſte Stimme.

Die Zugbrück' nieder, auf das Thor,
Mir däucht, es naht mein Sohn,
Mir ſchlägt ſo ſüß an's ſtumpfe Ohr
Bekannter Stimme Ton.

Ach, könnt' ich doch vom Lager auf,
Dran mich das Alter ſchließt!
Doch horch, die Treppen kommts herauf—
O Sohn, ſey mir gegrüßt!

Zweite Stimme.

Den Gruß, o Vater, dreifach dir,
Bei dir nun ruh' ich aus,
Es ward wohl heiß und ſchwülig mir,
Ich kämpfte harten Strauß.

Erſte Stimme,

Gewiß, ich ſeh's an deinem Blick,
Gewiß, du haſt geſiegt,
Du bringſt die Töchter mir zurück,
Der freche Räuber liegt.

Zweite Stimme.

Im Haine fiel das Ungethüm,
Von ew'ger Nacht umflort,
Doch ach, Berilde neben ihm,
Von ſeinem Dolch durchbohrt

Erſte Stimme.

Ach weh! mein Kind, der Roſe gleich,
Verhaucht iſt deine Glut!
Doch, Sohn, um Gott, auch du wirſt bleich,
Aus deinem Wams quillt Blut!

Zweite Stimme.

Bringt einen Sarg mir, einen Sarg,
Geſchmückt mit Schild und Schwert,
Ich war wohl kühn, ich war wohl ſtark,
Und bin der Ahnen werth.

O Vater, mir verſinkt das Licht,
Und Stimmen rufen hohl,
Die Kraft iſt hin, das Leben bricht,
O Vater mein, leb wohl.

Erſte Stimme.

Zwei Särge bringt, zwei Särg' herauf,
Für Sohn und Töchterlein,
Und einen dritten noch thut auf
Und legt mich ſelbſt hinein.

Mein alter Stamm, du biſt nun aus,
Du ruhſt in dunkler Truh',
So ſtürz' auch du, mein altes Haus,
Und deck' uns Todte zu!

Gottwald (ſchaudernd).

Was war das? welcher ſchauerliche Sang
Aus dieſen öden Mauern?

Kurd.

Mir erbebte
Das Herz im Buſen.

Guido.

Seht, was ſchreitet dort
Aus den Ruinen! zwei Geſtalten, bleich
Gleichwie der Mond, mit langen Silberbärten,
Gehüllt in dunkle, ſchleppende Talare.
Das ſind der Ahnengruft entſtiegne Geiſter,
Die ihren eingeſtürzten Sitz durchwandeln.
Flieht! flieht! ſie ſchreiten her!

Gottwald.

Laß fort uns eilen!
Sey's, was es ſey, es iſt nicht gut hier weilen.

Zwei Einſiedler nähern ſich, der Eine ruft:

Erſter Einſiedler.

Ihr Wandrer, fürchtet nichts; wir ſind nicht Schatten,
Nicht Geiſter, wie ihr meinen mögt, wir fühlen
Wie ihr, in unſern Adern rollet Blut,
Ob träg' auch, da uns Greiſenjahre drücken.
Zwei Klausner ſind wir, die in dieſe Trümmer,
Das ächte Bild der ird'ſchen Nichtigkeit,
Sich ihre Klauſe bauten, unbekümmert,
Ob über Nacht vielleicht die Mauer ſtürzt,
Ob ſie ein Sturm aus loſer Fügung reißt,
Und ihre Hütte, und ſie ſelbſt zerſchmettert.
Den Augenblick erſehnend, der uns ſanft
Hinüberleite zu dem Ewigen,
Schau'n wir ringsum in die Vergänglichkeit,
Uns über ſie in heil'gem Stolz erhebend;
Das Leben ſcheint uns Tod, der Tod uns Leben,
Die weite Erd' uns eine Stufe nur,
Auf der wir betend auf zum Himmel ſteigen.
Von ſolchen Greiſen fürchtet nichts, und tretet
Getroſt uns näher, und in unſre Klauſe.

Kurd.

O welche ſeltne, heitre Anſicht deſſen,
Was mir ſo finſter, ſo entſetzlich ſcheint!

Guido (mit den Uebrigen näher kommend).

Sagt an doch, welcher räthſelhafte Sang
Erſcholl ſo eben, wie aus Geiſtermund?

Zweiter Einſiedler.

Was ihr gehört, das war die düſtre Sage
Vom Untergang des Stammes dieſer Burg.
Viel andre Sagen wiſſen wir von ihr,
Die wir in Liedern uns und Wandrern ſingen,
Wie wir das Lied euch ſangen, das euch ſchreckte.
Es thut uns wohl, in den verlaßnen Mauern
Vergang'nes Leben wieder aufzurufen,
Uralten Sinn im Neuen zu bewahren,
Und gleichſam Stimmen todter Zeit zu ſeyn.
Beliebt's euch, einzugehn in unſre Hütte,
So werd' euch Alles, was wir wiſſen, kund.

Gottwald.

Die Trümmer wollen wir zuerſt durchgehn,
Dann ſollt ihr uns in eurer Klauſe ſehn.

Erſter Einſiedler.

So geht, indeß wir unſre Glocke ſchwingen,
Gebete ſprechen, und das Nachtlied ſingen.

Alle gehn in die Ruinen. Bald darauf ertönt die Glocke der Einſiedelei, und der Einſiedler Nachtlied:

Alles ruht und ſchweigt hienieden,
Nur der milde Vater wacht,
Sendet Labung aus und Frieden,
Hüllet lind und kühl die Müden
In die ſtille Nacht.

Aus des Himmels blauem Bogen
Blickt ſein liebend Aug' als Mond,
Der, von ſanftem Schein umzogen,
In des Aethers leichten Wogen
Ruhverheißend thront.

Vater, heut auch wolle lindern
Jedem Trüben ſeine Pein,
Laß auch dieſe Nacht den Sündern,
Laß ſie allen deinen Kindern
Süßes Labſal ſeyn!

Der Schild.

Poetiſche Erzählung in zwei Geſängen.

Erſter Geſang.

Der Morgen hob aus dunklen Meereswogen
Sein roſig dämmernd Angeſicht hervor,
Die Stern' erblaßten, und die Nebel zogen,
Ein dünner Silberſchleier, hoch empor,
Und Strahlen drangen auf zum Himmelsbogen,
Zerſtäubt entwich der letzte Wolkenflor,
Und, ſteigend durch der Lüfte blaue Fluten,
Zog ſtolz die Sonn' empor in gold'nen Gluten.

Und ſchon war's laut im hohen Königsſchloſſe
Von Männertritten und vom Stimmendrang,
Da ſprengten ſchmucke Ritter, hoch zu Roſſe,
Zum Thor hinein mit luſt'gem Panzerklang,
Dort eilten Reiſige und Dienertroſſe
Mit ſchwerem Schritt den weiten Hof entlang,
Hier ſcholl Geſtampf von hundert Pferdehufen,
Dort lauter Sang, und dort ein zeternd Rufen.

Die Ritter aber eilen nach den Hallen,
Wo hoch am Thron der greiſe König ruht,
Sein Haupt iſt tief zur Bruſt herabgefallen,
In ſeinen Wangen iſt kein Tropfen Blut,
Und nur aus ſeiner Fäuſte feſtem Ballen,
Die immer zucken, wie vor Grimm und Wuth,
Und aus der dunklen Augen wildem Brennen
Iſt, daß er lebt und fühlet, zu erkennen.

Lang bleibt es ſtill und bange in der Runde,
Kein Laut ertönet, keine Lippe bebt,
Bis ſich, als hätt' er eine tiefe Wunde,
Der König ſchmerzlich auf vom Sitze hebt —
„Vernehmt, ihr Edlen," ruft er, „trübe Kunde,
Das Härt'ſte, Schrecklichſte hab' ich erlebt;
O, wär' ich früher doch, von Freuden trunken,
Und frei von Schmach, in's kühle Grab geſunken!

Ihr kennt den Schild, der ſtets nach alter Sitte
Sich fortgeerbt in unſerm Königshaus,
„Bewahr' ihn treu!" war meines Vaters Bitte,
Er ſprach's, und haucht' in meinen Armen aus;
Ihr kennt den Schild, es ſtrahlt in ſeiner Mitte
Ein großer Demant Silberflammen aus,
Der Rand iſt Gold, beſetzt mit edlen Steinen,
Die ſchön zum Kranz ihr buntes Licht vereinen.

Dies edle Kleinod hatte meinem Ahnen
Aftur, der mächt'ge Zaubrer, einſt geſchenkt,
Und jeden Vorfahr hat auf allen Bahnen
Der theure Schild zum ſichren Ziel gelenkt.
Er brachte Ruhm und Ehre unſern Fahnen,
Die ſtets geſiegt, wohin man ſie geſchwenkt,
Die Aehren trugen ſiebenfachen Segen,
Und Fruchtbarkeit und Glück war allerwegen.

Drei Tage ſind's, da mich der heitre Morgen
Hinausgelockt zur muntern Eberjagd,

All meiner Bürde frei und aller Sorgen,
Hatt' ich mich tiefhin in den Forſt gewagt,
Wo, rings von ſchroffen Felſen wohl geborgen,
Des Rieſen Oller hohe Veſte ragt.
Dort ſank ich müde hin, in's Moos mich drückend,
Und Schlaf umfing mich ſtärkend und erquickend.

Doch hatt' ich kaum der Ruhe Luſt empfunden,
Als mich ein ſchwerer Druck vom Schlummer weckt,
Ich fühle wie von Schlangen mich umwunden,
Und will empor mich reißen, tief erſchreckt;
Doch meine Glieder ſind wie feſtgebunden,
Und meine Augen noch von Nacht bedeckt,
Mein Herz iſt ſchwer, ich glaube zu erſticken —
Jetzt ſchau' ich auf — was mußt' ich da erblicken!

Den Rieſen ſeh' ich ſtehn, der mit der Rechten
Mich niederpreßt voll ſchrecklicher Gewalt,
Von ſeiner Linken fühl' ich mich umflechten,
Die mir den Schild gewandt vom Arme ſchnallt,
Und jetzt, wie wenn der Alp in ſchweren Nächten
Uns plötzlich losläßt, war ich aufgeprallt,
Weg war der Schild, und aus der Veſte Hallen
Hört' ich des Rieſen Hohngelächter ſchallen.

Euch ruf' ich auf nun, daß ihr nicht dem Hohne
Des frechen Räubers Preis mich geben wollt,
Und weil der Schild nur Jenem wird zum Lohne,
Der Sieg nur Jenem nach der Sage hold,
Der anverwandt iſt dieſem alten Throne,
In deſſen Adern Blut der Ahnen rollt,
So ruf' ich die, ſo theilhaft dieſes Glückes,
Den Zorn zu löſen meines Mißgeſchickes."

Kaum hat des Königs Rede ausgeklungen,
Da nahn dem Throne Ulf und Waldemar.
Der Erſte ſcheint von finſt'rem Geiſt durchdrungen,
Des Andern Auge leuchtet frei und klar.
Des Einen ſchwarz Gelock hängt wirr verſchlungen;
Geglättet fließt des Andern gold'nes Haar.
Der Ein' iſt ſchwarz vom Haupt zum Fuße nieder;
Ein blau Gewand umſchließt des Andern Glieder.

„Verwandt ſind wir dem Thron, und deine Schmerzen,"
So ſprechen ſie, „mag löſen unſer Blut,
Und läg' es hinter ſiebenfachen Erzen,
Des Frevlers Herz trifft unſer friſcher Muth!"
Der König hört das Wort mit leichterm Herzen,
In ſeine Wangen drängt ſich wieder Glut —
„Dem Sieger," ruft er freudig, „ſey zum Lohne
Der Tochter Hand, und einſt die Königskrone."

Giſelda ſtand am Thron, in ſich verſunken;
Nun irrt nach Waldemar ihr feuchter Blick,
Der aber gibt, von ſüßer Hoffnung trunken,
Ihr einen freudeflammenden zurück.
Den Augen Ulf's entſprühen düſtre Funken;
Er ſinnt, zu feſſeln ſich das hohe Glück.
Der König ruft: „Nun folgt mir zum Gelage,
Zum Kampfe zieht hinaus am nächſten Tage."

Bei reichem Mahl, bei frohem Klang der Becher,
Der Morgen, Mittag und der Abend flieht,
Gefeiert wird der Muth der beiden Rächer
Durch vieler Harfner kräftig tönend Lied.
Die Nacht erſcheint, da heben ſich die Zecher,
Und ſuchen Ruh', von Wein und Rede müd',
Und bald umweht der Schlummer, ſüß und ſtille,
Ein jeglich Aug' mit ſeiner linden Hülle.

Giſelda nur in ihrer Halle oben
Iſt wach noch, ſpähend Fenſters Höh',
Ihr Auge überglänzt die Sterne droben,
Den Mond verdunkelt ihres Buſens Schnee.
Die Hände hält gen Himmel ſie erhoben,
In Seufzern kündet ſie ihr tiefes Weh,
Die leichte Luft bewegt des Herzens Klopfen,
Die Lippe bebt, und heiße Thränen tropfen.

Da tönt es plötzlich durch die nächt'ge Ruhe,
Ein Ton, wie einer einzlnen Saite Klang,
Und raſch vom Fenſter eilt ſie, was ſie thue,
Sie weiß es kaum, ſie folgt nur ihrem Drang;
Vom Fuße zieht ſie flink die goldnen Schuhe,
Und ſteht ſchon draußen in dem Bogengang,
Und eilt hindurch und ſteht dann lauſchend wieder,
Und ſchleicht mit leiſerm Tritt die Treppe nieder.

Schon iſt ſie unten, tritt mit bangem Zagen
Zum Garten ein, ſchon reut ſie ihr Entſchluß,
Da fühlt ſie kräft'ge Arm' um ſich geſchlagen,
Auf ihren Lippen brennt ein glüh'nder Kuß,
Und all' vergolten iſt ihr kühnes Wagen,
Hin gibt ſie ſich dem ſeligen Genuß,
Und Alles ſchwimmt und flirrt vor ihren Blicken
In Luſt und Rauſch, in Wonne und Entzücken.

Fort zieht ſie Waldemar mit ſanftem Dringen,
Hin, wo von tiefem Dunkel rings geſchützt,
Die Bäume ſich zu einer Laube ſchlingen,
Die hie und da der Mondſtrahl nur durchblitzt.
Daran ein klarer Quell mit frohem Springen
Die nahen Blumen wie im Scherz beſpritzt,
Dabei im Buſch mit wundervollen Tönen
Die Nachtigall von Liebe ſingt und Sehnen.

Doch ſüßer, als der Sang der Nachtigallen,
Ertönt Giſeldas zarter Roſenmund,
Mit ſchmelzenderm, mit lieblicherem Schallen,
Gibt ſie ihr Lieben und ihr Leiden kund;
„O Holder," ruft ſie weinend, „wirſt du fallen,
Was hielte mich am weiten Erdenrund?
Könnt' ich dein Aug', dein liebes, nimmer ſehen,
Wie Blume ohne Sonn', müßt' ich vergehen!

Noch biſt du mein, noch halt' ich dich im Arme,
Noch drück' ich dich an meine treue Bruſt,
Noch faſſ' ich deine Hand, die liebewarme,
Noch ſtreichl' ich deine Lock' in ſtiller Luſt;
Und morgen — weh, daß Gott ſich mein erbarme!
Und morgen — weh, daß du zum Kampfe mußt!
Vielleicht auf deiner Leiche halt' ich morgen
Mein warmes an dein kaltes Herz geborgen!

Und dreifach Weh, wenn Ulf als Sieger kehrte,
Der Finſtre, aller beſſern Regung bloß,
Er, den Natur die Liebe nimmer lehrte,
Ihm heimzufallen, welch ein ſchrecklich Loos!
Ha, eh' ich mich dem Schändlichen gewährte,
Verſchlinge mich des Meeres tiefer Schooß,
Eh' ſey dieß Herz, von hartem Schmerz gebrochen,
Mit ſcharfem Dolch, dem Schwure treu, durchſtochen!"

Sie ruft's, und reicher ihre Thränen ſtrömen,
Doch muthig blickt und tröſtet Waldemar:
„O wolle, Theure, dich ſo ſchwer nicht grämen.
Der Himmel ſchützt ein redlich liebend Paar;
Er wird dem kalten Ulf die Arme lähmen,
Mich führen aus der rühmlichen Gefahr —
Mich leiten Glaube, Hoffnung und die Liebe,
Kein Gott iſt, der da ungerührt verbliebe."

So tröſtet er, und ſaugt von ihren Lippen
Mit weichen Küſſen jeden Seufzer fort,
Die Thräne weiß vom Aug' er weg zu nippen,
Zu löſen all ihr Leid mit trautem Wort;
Indeß ergeht ſich Ulf auf öden Klippen,
Die hoch emporgethürmt am Meeresbord,
Verſtörten Blicks, gefaltet ſchwer die Stirne,
Im Herzen Eis, und Feuer im Gehirne.

Und eben kommt ein Sturm heraufgezogen,
Den Mond umhüllt ein ſchauriges Gewand,
Ein ſchwarz Gewölk bedeckt des Himmels Bogen,
Und dunkler ſtets und dunkler wird das Land,
Mit dumpfem Rauſchen heben ſich die Wogen,
Von ihren Schlägen wiederhallt der Strand,
Doch lauter noch, als Sturm und Meer im Grimme,
Tönt durch das Brauſen Ulf's gewalt'ge Stimme.

„Ha, tobe, See, und ſauſe, Sturm, dein Flügel,
Ihr Elemente alle, lehnt euch auf,
Zerreißt, beherrſchte Kräfte, eure Zügel,
Und ſtürmt entgegen eurem alten Lauf,
Ihr Felſen, ſtürzt, zerſchichtet euch, ihr Hügel,
Ihr Flammen in den Tiefen, ſchießt herauf,
Begrab' in deinen Trümmern mich, du Erde,
Soll es geſchehn, daß ich nicht Sieger werde!

Wornach als Ziel, als höchſtem Erdenlohne,
Mein hochgemuthet Herz von je erſchwoll,
Der Zepter liegt vor mir, die Königskrone,
Die nun mein Muth, mein Schwert erringen ſoll;
O ſtählt die Kraft mir, mächtige Dämone,
Zur Seite ſteh' mir euer ew'ger Groll,
Stürzt Waldemar'n, laßt mich den Preis erjagen,
Und, dienſtbar euch, will ich den Purpur tragen.

Ja, dieſer Sturm iſt Stimme der Erhörung,
Denn Schrecken nur und Graus iſt euer Reich,
Und in der Fluten, in der Luft Empörung,
Verkündet ihr den ird'ſchen Blicken euch!"
Er ruft's, doch plötzlich ſchweigt der Wogen Gährung,
Der Sturm verzieht ſich, und die See wird gleich,
Die Wolken reißen, und in hellem Lichte
Erſcheint der Mond mit klarem Angeſichte.

Bald aber wird er blaß und ſchwindet wieder,
Verglimmend in der Dämm'rung grauem Schein,
Des Morgenrothes glänzendes Gefieder
Taucht Alles ſchon in ſeine Farbe ein,
Da ſchreitet raſch zur Veſte Ulf hernieder,
Tritt düſter in die hohe Halle ein,
Darin der König in der Ritter Kreiſe
Schon ungeduldig harrt der bald'gen Reiſe.

„Wohlauf denn!" ruft der Greis in hoher Freude,
Und legt auf's Haupt der Kämpfer ſeine Hand,
„Wohlauf denn! kräft'ger Segen leit' euch Beide,
Wird Einem auch der Sieg nur zugewandt;
Für welchen von euch das Geſchick entſcheide,
Er ſey ein Gott hinfort dem Vaterland,
Die zweite Sonne ſey er dieſem Reiche,
Die ſelbſt dem König nicht an Glanze weiche."

Die Kämpfer heben ſich mit kühnem Sinnen,
Und gehn, und wünſchend folgt der ganze Schwall,
Und nieder von den Thürmen und den Zinnen
Begrüßt ſie ſchmetternder Drommeten Schall;
Sie jagen fort, als trieb' ſie Sturm von hinnen,
Im Flug ſchon überſchritten iſt der Wall,
Schon ſieht man fern der Helme hell Gefunkel,
Und ſchon verſchwinden ſie im Waldesdunkel.

Hin ſchreiten ſie durch hohe Eichenhaine,
Dann an gewalt'ger Berge jähem Hang,
Dann über kahle klippige Geſteine,
Dann mitten durch Geſträuche führt ihr Gang,
Doch Jeder geht, als wär' er nur alleine,
Denn Waldemar ergötzt ſich mit Geſang,
Indeß der Andre, brütend und verſchloſſen,
Mit Schweigen wandert neben dem Genoſſen.

Schon ſteht die Sonne hoch, und ihre Tritte,
Verdoppeln Beide nun zu ſchnellerm Lauf,
Und immer nimmt, bei jedem weit'ren Schritte,
Sie eine tief're, öd're Wildniß auf,
Oft ſtehn ſie ſtill in rieſ'ger Felſen Mitte,
Und ſpähn umſonſt nach einem Pfad hinauf,
Und kehren um, und kommen immer wieder
In unwirthbare, enge Klüfte nieder.

Doch plötzlich öffnet ſich vor ihren Blicken,
Weithin ſich ſtreckend, eine tiefe Schlucht,
Die Berge weiter auseinander rücken,
Und laufen aus in eine Meeresbucht,
Und dort, gethürmt auf rieſ'gen Felſenſtücken,
Erſehn ſie freudenvoll, was ſie geſucht,
Des Rieſen Oller Veſte liegt vor ihnen,
Von hellem Strahl der Mittagsglut beſchienen.

Die Beiden ſtehn mit feſtgebannten Beinen:
Ihr Aug' erlabt ſich an der ſelt'nen Schau,
Die Mauern, ſchwer gefügt aus rohen Steinen,
Deckt eine Felſenplatte dick und rauh,
Zwei ſchmale Gitterfenſter nur erſcheinen,
Dem Tage Einlaß gönnend, in dem Bau,
Und eine ungeheure eh'rne Pforte
Gewähret Sicherheit dem Schauerorte.

Mit einem Mal bricht Ulf die lange Stille —
„Zuerſt gebührt mir Aelterem der Strauß,
Daß ſo die alte Sitte ich erfülle,
Ruf' ich zuerſt das Ungethüm heraus!"
Und Waldemar darauf: „Geſcheh' dein Wille,
Erſt zwingen wir den Hühnen aus dem Haus,
Dann kämpfe du, ich aber harrend wende
Zurücke mich bis zu des Kampfes Ende."

Und vor die Veſte eilen raſch die Ritter
Ihr Horn erdröhnt, ſie ſchleudern Stein' an's Thor,
Da murmelt's droben, wie ein fern Gewitter,
Allmählig wachſend aus der Höhl' hervor;
Ein rieſig Haupt erſcheinet am Gegitter,
Und donnernd ſchlägt es an der Kämpfer Ohr:
„Wer wagt's, wer wagt's, vom Schlafe mich zu wecken?
Was wollt ihr hier, wer ſeyd ihr, ſchmale Recken?

„Wir wollen dich!" ſchreit Ulf, „du Ungeheuer,
Wir wollen dich, komm nieder, ſchmählich Thier!
Und wär' dein Leib von Erz, dein Athem Feuer,
Du wälzeſt heut im Sand dich noch vor mir!
Des Schildes Raub, fürwahr, er kommt dir theuer,
Du gibſt dein Blut, dein ſchwarzes Blut dafür.
Komm nieder, daß dich meine Waffen lehren,
Mit deinem zott'gen Haupt den Staub zu kehren!"

Er ruft es, und mit furchtbar lautem Höhnen
Erſchallt es droben: „Warte, kleiner Wicht!"
Es ſchlägt an's Thor, das mit gewalt'gem Dröhnen
Zerſchmettert, gleich aus Band und Angel bricht;
Der Rieſ' erſcheint, ſein Haar gleicht Löwenmähnen,
Es flammt ſein Blick, wie eines Blitzes Licht,
Sein Leib iſt mooſ'gem Felſen zu vergleichen,
Sein knot'ger Arm dem ſtärkſten Aſt der Eichen.

Er ſteht, und lacht: „Dreihundert ſolcher Klingen,
Dreihundert ſolcher Knäblein ſendet her,
Und einen pfünd'gen Stein will ich verſchlingen,
Wenn einer ſich erfreut der Wiederkehr!"
Er lacht's, und hebt den Speer mit mächt'gem Schwingen,
Und, fehlend, eine Tanne trifft der Speer,
Die ächzt im tiefſten Mark, und fällt zerſplittert,
Die Luft erbrauſ't, der Boden bebt erſchüttert.

Zurück in's Haus ſpringt Oller jetzt in Eile,
Und eilig iſt er wieder rückgekehrt,
In ſeiner Rechten eine eich'ne Keule,
Die Linke mit des Königs Schild bewehrt;
Er brüllt: „Wohlan, wir kämpfen ohne Weile,
Erhebe, Zwerg, dein federleichtes Schwert,
Du führſt es wahrlich heut zum letzten Male!"
Und ſpringt von Fels zu Fels, und ſteht im Thale.

Er dringt gen Ulf, dem, eh' er ſich bereitet,
Die Keul' im Falle Haupt und Schulter ſtreift,
Sein Arm zuſammt dem Schwert heruntergleitet,
Und dunkles Roth aus Helm und Schiene träuft,
Und kaum daß er zwei Schritte rückwärts ſchreitet,
Und taumelnd nach dem nächſten Baume greift,
Als ihn die Kraft verläßt, die Füße weichen,
Er ſtürzt dahin mit ſchrecklichem Erbleichen.

Die Waffe ſchwingt der Rieſe wild zurücke,
Da eilt zur Seite Waldemar heraus,
Und haut, und trift ihn ſchmetternd in's Genicke,
Und hochauf ſpringen blut'ge Quellen draus;
Der Rieſe wendet ſich mit wildem Blicke,
Die Keule fällt mit ſchrecklichem Geſaus,
Doch Waldemar iſt ſchnell dem Schlag entſprungen,
Die Keule tief im Boden eingedrungen.

Und eh' der Wunde ſich vermag zu wenden,
Springt Waldemar am Rücken ihm empor,
Umklammert ſeinen Hals mit nerv'gen Händen,
Und ſticht den Dolch ihm bis an's Heft in's Ohr.
Der Rieſe will zurück die Keule ſenden,
Doch jener ſpringt herab, und eilt hervor,
Und wie die Keule rückwärts ſauſet eben,
Trifft vorn der Ritter in des Rieſen Leben.

Das gute Schwert durchbohrte, nah' dem Herzen,
Des Starken Leib, dem jetzt die Keul' entſinkt,
Den Dolch dem Ohr entreißt er, brüllt vor Schmerzen,
Indeß ſein ſtrömend Blut die Erde trinkt;
Noch einmal will er vor, doch ſieht er ſchwärzen
Die Sonne ſich dem Blick, der Tag verblinkt,
Und plötzlich, wie ein Felsblock, ſtürzt er nieder,
Und ſtreckt noch rieſiger die rieſ'gen Glieder.

Das Schwert entreißt nun Waldemar der Wunde,
Und haut vom Rumpf das ſtarre, blut'ge Haupt,
Und ſinkt auf's Knie, und ruft aus ſel'gem Munde:
„Ich hab' geliebt, gehoffet, und geglaubt!
Giſelda, du wirſt mein zu ew'gem Bunde,
Und nun und nimmer wird du mir geraubt!"
Er ruft's, und faßt des Königs Schild voll Wonne,
Und ſtreckt ihn dankend auf zur goldnen Sonne.

Indeß bewegt ſich Ulf, erwacht zum Leben,
Nur leicht verwundet, eine Schulter lahm,
Er ſchauet, was geſchehn, mit inn'rem Beben,
Sein Herz durchkämpfen Wuth und bittrer Gram;
Dem Feinde ward, nicht ihm, der Preis gegeben!
Er flucht im Stillen, er vergeht vor Scham,
Doch ſchweigt er, daß ſein Inn'res ſich verhehle,
Ein ſchwarzer Plan ſteigt auf in ſeiner Seele.

Mit heit'rem Blick dem Sieger zugewendet,
Reicht er die Hand ihm: — „Retter in Gefahr,
Vergib, vergib mir, wenn ich, arg verblendet,
Verführt von Argwohn, ſonſt dir hold nicht war,
Mein Herz ſey mit dem Handſchlag dir verpfändet,
Ich muß dich fürder lieben, Waldemar,
Und du auch, Edler, ſollſt mich Freund noch nennen,
Und keine Macht der Erden ſoll uns trennen!"

Und Waldemar umarmt ihn mit den Worten:
„Ein ſchöner Tag, der alſo uns vereint,
Mir iſt, als ſäh' ich in des Himmels Pforten,
Draus Lieb' und Freundſchaft ſtrahlend niederſcheint;
Doch auf von hier, mein Heil erblüht nur dorten,
Wo bang vielleicht um mich die Traute weint;
Ihr reich' ich dann den Siegeskranz, den grünen!"
Er ſagt's, und faßt den Schild, das Haupt des Hünen.

Doch ſchnell erwiedert Ulf: „Auf and'rem Wege,
Als den wir gingen, laſſ' zurück uns ziehn,
Als Jüngling wallt' ich oft auf beſſ'rem Stege,
Dort ſchlängelt er ſich auf, noch kenn' ich ihn,
Wir wandern da durch ſchattige Gehege,
Dann über eine weite Eb'ne hin;
So bring' ich früher dich zum ſchönen Ziele
Da deine Ungeduld ich mit dir fühle."

Fort eilet Waldemar, von Ulf geleitet,
Den Berg empor, dann über eine Au,
Dann liegt ein mächtig Blachfeld ausgebreitet,
Gleich einer Steppe, unfruchtbar und rauh,
Der Himmel ſelbſt, der ſich darüber ſpreitet,
Iſt, wie die weite Eb'ne drunten, grau,
Der Boden rings von dieſem öden Lande
Iſt hoch bedeckt mit feinem Staub und Sande.

So weit die Ritter vor- und rückwärts ſpähen,
Iſt rings derſelbe öde, todte Raum;
Beſchränkt von keinem Thal, von keinen Höhen,
Erreicht das müde Aug' ein Ende kaum,
Kein lebend Weſen iſt weitum zu ſehen,
Kein Halm erhebt ſich rings, kein Strauch, kein Baum;
Inmitten nur erblickt man ein Gemäuer,
An Höh' gering, an Breite ungeheuer.

Begegnend eilig des Genoſſen Frage,
Spricht Ulf: „Ich ſeh' wornach dein Blick mich fragt,
Dieß iſt ein uralt Denkmal früher Tage,
Da rohe Kraft noch mehr, als itzt, gewagt;
Der Rieſen Schloß hat dort, ſo geht die Sage,
Mit mächt'gen Zinnen himmelan geragt;
Und was du ſiehſt, geſtürzt vom Zeitenſturme,
Es iſt der Reſt von einem morſchen Thurme.

Zwar ſiehſt du nichts, als Trümmer, die da liegen
Zerſtreut und hingeworfen rings im Rund,
So hoch doch, als der Thurm einſt aufgeſtiegen,
So tief noch reicht er in der Erde Schlund;
Drinn ſoll noch manch ein lang Gerippe liegen,
Oft ſieht man Lichtlein flammen auf dem Grund,
Deß ſich die leichten Gnomen ſtatt der Hünen
Seit ihrem Sturz zum Aufenthalt bedienen."

Und ſtille ſteht er nun ſchon an den Trümmern,
Und lehnt ſich über den zerfall'nen Rand. —
„Ei ſieh, mir däucht, ich ſeh' es drunten ſchimmern,
Dort drüben, links hin an der feuchten Wand;
Jetzt ſcheint es tief im Grunde aufzuflimmern,
Es glänzt, wie vieler Leuchten trüber Brand,
Und gleich Geſtalten ſchwebt es hin und wieder,
Bald dehnt es ſich empor, bald ſinkt es nieder."

Begierig naht ſich Waldemar der Mauer,
Und lehnt beiſeite den erſiegten Schild,
Er bückt ſich hin, und ſpricht: „Von Nacht und Schauer
Erblick' ich wohl die Tiefe rings erfüllt,
Doch grauer wird's, je mehr ich ſchau', und grauer,
Und nirgend ſeh' ich Licht und Schattenbild;
Dich täuſcht die Phantaſie, die Wunderſage
Macht träumen deinen Geiſt am hellen Tage."

„O nein," erwiedert Jener, „was ich ſehe,
Geſtalt und Form gewinnt es üb'rall ſchier,
Je unverwandter ich hernieder ſpähe,
Je klarer, deutlicher erſcheint es mir;
Nur tiefer neige hin dich von der Höhe,
Des Tages Schein beirrt das Auge dir!"
Er ſagt's, und Waldemar, mit ſcharfen Blicken,
Bemüht ſich, tiefer ſich hinabzubücken.

Da ſtreckt ſich plötzlich Ulf — zurücke ſpringend,
Faßt den Genoſſen er mit ſtarker Hand,
Der will beſtürzt empor, ſich rückwärts ringend,
Vergebens doch iſt hier ſein Widerſtand,
Denn, den Gedrückten ſtärker noch umſchlingend,
Drängt Ulf ihn nieder von dem jähen Rand,
Er gleitet, ſtürzt, und ſchwer von ſeinem Falle
Erdröhnt der tiefe Grund mit dumpfem Halle.

Zweiter Geſang.

Der Tag verſank, der Himmel ſah erblaſſend
Herab auf das geröthete Gefild,
Die Sonn', in Purpur jede Wolke faſſend,
Lag am Gebirg, von dunklem Glanz erfüllt,
Und, mählig auch die Gipfel ſchon verlaſſend,
Verſank ihr troſtreich liebevolles Bild,
Und nur ihr Wiederſchein, nach oben glänzend,
Durchdrang die Luft noch, Fels und Wald umgränzend.

Noch woget vor dem Königsſchloß die Menge
Des bunten Volks erwartend hin und her,
Und Jedem iſt um's Herz ſo bang und enge,
Und Furcht und Sorge wachſen mehr und mehr;
Und hie und da ſchon ruft es durch's Gedränge:
„O fruchtlos Harren! keiner kommt wohl mehr;
Gewiß erſchlug der grimme Rieſe Beide,
Des Königs Luſt, des Vaterlandes Freude!"

Auf ſammt'nem Thron, im Freien ſich erhebend,
Der König ſitzt, ſchon aller Hoffnung baar,
Und ſeine Hand, von inn'rem Schauder bebend,
Durchwühlt im Krampf ſein ſilbern Greiſenhaar;
In weitem Kreis, zur Rechten ihn umgebend,
Spricht Troſt ihm zu der Prieſter heil'ge Schaar,
Die Ritter aber, die zur Linken ſtehen,
In ſtummem Leid zur Erde niederſehen.

Doch bänger iſt, als All' im ganzen Schwarme,
Giſelda, die am Thurme droben ſteht,
Und deren Auge, naß von bitt'rem Harme,
Durch Thränen in die düſtre Weite ſpäht;
Auf wildbewegter Bruſt gekreuzt die Arme,
Spricht ſie ein leiſes ſchmerzliches Gebet,
Verzweiflung aber tobt mit heißen Schmerzen,
Da ihre Lippe betet, ihr im Herzen.

Da ſprengt ein Reiter plötzlich durch die Reihen,
In vollem Flug, das Schwert geſchwenkt, heran; —
„Heil! Heil dem König!" ruft er, „Heil dem Treuen,
Der das gewalt'ge Siegeswerk gethan!
Nun wird dem Reich der Segen ſich erneuen,
Bald wird der Sieger mit dem Schilde nahn.
Schon könnt ihr ihn dort niederſchreiten ſchauen,
Doch, ihn zu kennen, wehrt das Abendgrauen."

Wie ſpringt der König da von ſeinem Sitze,
Voll neuen, friſchen Lebens, wieder auf,

Wie drängt ſich da, die Prieſter an der Spitze,
Dem Sieger zu des Volkes mächt'ger Hauf',
Bald hier- bald dorthin eilt in froher Hitze
Der Ritter Schaar in unſtät wirrem Lauf,
Giſelden doch, bei ſchreckenvollem Harren,
Will alles Blut in ihren Adern ſtarren.

Nicht lange währt's, als, wie vom Sturm verſchlagen,
Des Volkes Strom zurücke wieder ſchwillt,
Und Ulf erſcheint, halb ſchreitend, halb getragen,
Die Miene kühn, das Auge ſtolzerfüllt,
Und prangend läßt den Schild er hochauf ragen,
Den ſeine aufgelöſ'te Schärp' umhüllt,
Und naht ſich ſo, umjauchzt von Jubelrufen,
Umrauſcht von Lob, des Thrones hohen Stufen.

Der König eilt herab, ihn zu umſchließen —
„Willkommen, hoch willkommen, junger Held!“
Er ruft's, und ſeine Freudenthränen fließen,
Sein Herz erpocht, von Luſt emporgeſchwellt;
Das Volk, es hört nicht auf mit Jubelgrüßen,
Die Harfen klingen, die Drommete gellt,
Giſelda doch liegt ſtarr und bleich am Thurme,
Die zarte Blume, hingeknickt vom Sturme.

Und Ulf erhebt ſich jetzt mit ſolcher Rede:
„Nun, königlicher Herr, es iſt vollbracht,
Ich bringe dir aus grauſenhafter Fehde
Den Schild zurück, mit ihm die alte Macht;
Mein Kampfgefährte endete ſo ſchnöde,
Daß ich zu ſiegen ſelbſt nicht mehr gedacht —
Empfangt, ihr Prieſter, hier die Siegeszeichen,
Mit heil'ger Hand dem König ſie zu reichen.“

Das Haupt des Rieſen gibt er ſammt dem Schilde
Entſchleiert in der Prieſter fromme Hand;
Was ſteht da plötzlich, wie ein Steingebilde,
Der König ſtarr — die Miene ſtraff geſpannt?
Was ſtiert der Prieſter Blick ſo graß und wilde,
Was hüllen ſie das Haupt in ihr Gewand,
Und rufen zu des Königs tiefen Stöhnen
Ein furchtbar „Weh!“ in grauſen Jammertönen?

„Was iſt's, was iſt's?“ ſo ruft's von allen Seiten,
Und Ulf entſetzt: „Was faßt euch für ein Wahn?“
Die Prieſter aber weit die Arme breiten,
Und heben hoch den blanken Schild hinan,
Und jammern auf: „Was half's, ihn zu erbeuten,
Er frommt uns nicht, es fehlt der Talisman,
Der Diamant, durch den er Kraft bekommen,
O ſeht! o ſeht! ſein Licht iſt ausgeglommen!“

Und alles Volk erblickt nun mit Entſetzen
In Schildes Mitte den verglühten Stein,
Und jeglich Auge bittre Thränen netzen,
Und Jeder ſtimmt zum Weh der Prieſter ein;
Zuletzt zerſtreun ſich All' von ihren Plätzen,
Heim wandert Jeder trauernd und allein,
Auch Ulf verläßt mit ſtarkem Schritt die Stelle,
Im Herzen kocht ihm eine ganze Hölle.

Den König aber führen heim die Seinen,
Erſt geht er ſtill, dann bricht er aus und ruft:
„O Götter, keinen Tag mehr laßt mir ſcheinen;
Zu ew'ger Nacht vernichtet mir die Luft,
Und ungeſehn will ich mich elend weinen,
Hinunter weinen in der Väter Gruft,
Der Erſte meines Stammes, der in Schande
Mit greiſem Haupte ſtürzt vom Grabesrande!“

Und ohne Labungstrank und ohne Speiſe,
Berathend ob des göttlichen Gerichts,
Durch deſſen Spruch ſo wunderbarer Weiſe
Erloſchen im Demant der Strahl des Lichts,
Verweilt die Nacht er in der Prieſter Kreiſe,
Sie rathen lange und errathen nichts,
Bis ſie zuletzt ein Opferfeſt beſchließen,
Sobald der Tag die Erde würde grüßen.

Indeſſen tobt und raſ't in ihrer Halle
Giſelda, ihrer Sinne nicht bewußt,
Die Wölbung tönt von ihres Jammers Schalle,
Sie reißt ihr leicht Gewand, ſie ſchlägt die Bruſt;
Bald ſinkt ſie hin, dann hebt ſie ſich vom Falle,
Und lacht empor, als wär' ihr Herz voll Luſt,
Bald ſtarrt ſie brütend hin, das Auge trocken,
Bald ſchreit ſie auf, und rauft die weichen Locken.

Schon faßte ſie den Dolch, ſich zu durchbohren,
Die Zofen doch entriſſen ihr den Stahl,
Sie nöth'gen ſie zum Sitz, und, tiefverloren
In dumpfes Sinnen, ſitzt ſie ſtarr und fahl;
Doch hat die Glut darum nicht ausgegohren,
Auf ſpringt ſie, faßt den Dolch zum zweiten Mal,
Doch ihr entreißen ihn die Zofen wieder,
Und drücken kräftig ſie auf's Lager nieder.

Vergebens iſt der Troſt aus mildem Munde,
Kein Flehen, kein Beſchwören bringt Gewinn,
Ach, Worte heilen keine Herzenswunde,
Kein Balſam iſt für den zerſtörten Sinn;
Sie wüthet fort, bis daß die letzte Stunde
Der dunkeln Nacht ſchon zieht am Himmel hin,
Und der Erſchöpften matte, glüh'nde Augen,
Vom Schlaf beſiegt, der Ruhe Labung ſaugen.

Es ſinkt ihr Haupt in die gerungnen Arme,
Und ſchlaffer wird die Sehne, ſtill das Blut,
Der Puls wird ſtill, das ſchrecklich warme,
Schon leiſer pocht es in gedämpfter Glut;
Die Seele nur, erſchüttert noch von vom Harme,
Nur Phantaſie, die gaukelnde, nicht ruht,
Und eilig flieht ſie mit Giſelda's Sinnen,
Aus ihr heraus ſie führend, weit von hinnen.

Giſelden däucht, ſie werde fortgeleitet
Von unſichtbarer Hand durch eine Au;
Dann liegt ein mächtig Blachfeld ausgebreitet,
Gleich einer Steppe, unfruchtbar und rauh;
Der Himmel ſelbſt, der ſich darüber ſpreitet,
Iſt, wie die weite Eb'ne drunten, grau,
Der Boden rings von dieſem öden Lande
Iſt hoch bedeckt mit feinem Staub und Sande.

So weit ſie vor- und rückwärts möge ſpähen,
Iſt rings derſelbe öde todte Raum,
Beſchränkt von keinem Thal, von keinen Höhen,
Erreicht das müde Aug' ein Ende kaum;
Kein lebend Weſen iſt ringsum zu ſehen,
Kein Halm erhebt ſich rings, kein Strauch, kein Baum,
Immitten nur erblickt ſie ein Gemäuer,
An Höh' gering, an Breite ungeheuer.

Da iſt's, als wenn ihr eine Stimme riefe:
„Giſelda, geh' zu jener Mauer Rand,
Und blickſt du dort herunter in die Tiefe,
Wird plötzlich all dein Kummer dir entwandt!“
Ihr iſt, als ob ſie eilig weiter liefe,
Schon auf die Mauer ſtützt ſie ihre Hand,
Schon neigt ſie ſich herunter von der Trümmer,
Und ſieht hinab, und ſpäht und ſpähet immer.

Mit einem Mal erfüllet das Gemäuer
Mit flücht'gem Schweben leichter Nebelſchein,
Und dämmernd weicht es üb'rall, wie ein Schleier,
Wie Mondlicht dringt es in die Tiefe ein,
Ihr Auge blickt nun ſicherer und freier
Die Kluft hindurch und bis zum Grund hinein,
Dort ſieht ſie Strahlenglanz am Boden flirren,
Und hierhin bald, bald wieder dorthin irren.

Und nun gewahrt ſie, daß dieß irr' Geſtrahle
Von einer Rüſtung kommt, die unten ruht,
Ein Ritter liegt, umfügt von blankem Stahle,
Am Grunde hingeſtreckt, in ſeinem Blut;
Sein ſtarres Angeſicht, das leichenfahle,
Bedeckt des gold'nen Haares dichte Flut,
Er regt ſich nicht, er iſt wohl eine Leiche,
Und ſeine Seele ſchon im Geiſterreiche.

Da tönet unten plötzlich eine Stimme,
Als ſchalle ſie aus tiefem Fels hervor:
„Auf, helft ihm, den der Feind, in ſeinem Grimme,
Zum Opfer ſeiner Herrſchbegier erkohr!
Noch möglich iſt's, daß neues Leben glimme
Aus der zerſchlag'nen, blut'gen Bruſt empor,
Wir Kleinen wollen ſanft und ſüß ihn betten;
Vielleicht gelingt's, den Edlen noch zu retten!“

Und wie dieß tönt, da theilen ſich die Wände,
Und aus dem Riſſe quillt ein blendend Licht;
Ein zwergig Männlein ſchlüpft herein behende,
Mit weißem Bart, mit lächelndem Geſicht,
Ein Demantgürtel ſchließt um ſeine Lende,
Die Haare eine goldne Kron' durchflicht;
Den Silberzepter hat er hoch geſchwungen,
Ein Purpurmantel hält den Leib umſchlungen.

Ihm folgen viele winzige Geſtalten,
Ein Lämpchen flammt in einer Jeden Hand;
Sie drehn ſich eilig mit geſchäft'gem Walten;
Die Leuchten hängen Viele an die Wand,
Den Ritter mühn ſie ſich emporzuhalten,
Und And're löſen ihm des Panzers Band;
Noch Andre bringen Waſſer klar und helle,
Und Moos, für eine Lagerſtatt, zur Stelle.

Sie ziehn den Starren nun zum weichen Pfühle,
Sie rütteln ihn, ſie waſchen Glied um Glied,
Sie reiben ihm die Stirn, die todeskühle,
Sie ſalben ſeine Wunden, nimmer müd',
Am Herzen horchen ſie, ob nicht Gefühle
In den verglühten Buſen wieder zieht,
Und pflegen ſorgſam ihn auf alle Weiſe,
Und trippeln um ihn her und ſingen leiſe:

„Wir Gnomen, wir lieben,
Das Mitleid zu üben;
Wir helfen dem Trüben,
Dem Leidenden gern;
Und wem nur nicht grauet,
Und wer uns vertrauet,
Der ſuchet, der ſchauet
Die Hülfe nicht fern.

Uns liegen Arzneien,
Die Kraft zu erneuen
Dem Guten und Treuen
In blinkendem Schacht.
Und was wir beſitzen,
Wir müſſen es nützen,
Den Frommen zu ſchützen
Durch himmliſche Macht!"

Kaum hat das Lied, das freundliche, geendet,
Da ſtreckt der Ritter ſeine Rechte dar;
Er athmet auf, er regt ſich — ſtaunend ſendet
Den Blick er ringsum in der Gnomen Schaar;
Und wie das Angeſicht er rückwärts wendet,
Erkennt Giſelda ihren Waldemar. —
Auf ſchreit ſie, — und der Traum, er iſt zerronnen
Mit allem Glanz, mit allen ſeinen Wonnen.

Vom Lager ſpringt ſie auf, noch ſteht ſie irre,
Befangen von dem zaub'riſchen Geſicht,
Ans Fenſter eilt ſie, ſieht, wie mit Geflirre,
Die Sonne Bahn ſich aus den Wellen bricht.
Der Vögel Chor in ſchallendem Gewirre
Begrüßet das erſehnte neue Licht;
Die Bäume rauſchen und die Lüfte wehen
Den Thau vom Gras, den Nebel von den Höhen.

Da hebt gen Himmel ſie, bewegt, die Hände, —
„Du, ew'ger Geiſt, der aus der Sonne blickt,
Der, was er ſchuf, vom Anbeginn zum Ende,
Erhielt, vermehrte, ſegnet und beglückt, —
Ich fühl's, du biſt's, zu dem ich jetzt mich wende,
Der das Geſicht, das ſel'ge, mir geſchickt;
Ich fühl's am Tag, der neu die Welt entzündet,
Du haſt im Traum die Wahrheit mir verkündet!"

Ihr Auge leuchtet auf, vom Hoffnungsſtrahle
Geröthet, glänzt die bleiche Wange neu.
Sie eilt hinab, wo ſchon beim Opfermahle
Die Prieſter betend ſtehn; ſie eilt herbei,
Den König zieht ſie fort zum ſtillen Saale,
Bekennt ihm dort, mit jungfraulicher Scheu,
Wie ſie ſeit lange Waldemar ſchon liebte,
Wie ihre Seele ſich um ihn betrübte.

Den Traum erzählt ſie dann, in haſt'ger Eile,
Und fleht: „O theurer Vater, ordne gleich,
Daß alle ſich verſammeln ohne Weile,
Die angeſehn und groß in deinem Reich;
Dann folget mir — gleich einem ſich'ren Pfeile,
Der nach dem Ziele ſchwirrt, geleit' ich euch,
Das Räthſel löſend, hin auf ſchnellen Wegen,
Zur Rettung mir, dem Land und dir zum Segen."

Doch ordne auch, daß nicht der Sieger fehle,
Daß Ulf auch mit ſey in dem ſelt'nen Zug;
Ich ahne Böſes, ſchwarz iſt ſeine Seele,
Sein Herz zu jeder Schandthat hart genug.
Er folge mit dem Schilde mir, doch hehle
Den Zweck des Zuges ihm mit leichtem Trug.
Die Götter ſind mit mir, ich darf es hoffen!
In wenig Stunden liegt das Wunder offen!

Der König läßt ſein Machtgebot ergehen,
Erfüllt von ſüßen Glaubens neuem Licht;
Und als verſammelt die Beruf'nen ſtehen,
Tritt feierlich er unter ſie und ſpricht:
„Was hundert ſcharfe Augen oft nicht ſehen,
Erblickt der reinen Unſchuld klar Geſicht;
Und was nicht weiſer Rath vermag zu löſen,
Thut oft ſich kund dem unbedachten Weſen.

Ein Traum wies meiner Tochter eine Stelle,
Dort hinter jenen Wäldern, wo, den Groll
Der Götter ſühnend, auf zur Himmelsſchwelle
Der Rauch von unſrem Opfer ſteigen ſoll.
Dann, ſprach der Traum, erglänzet doppelhelle,
Des Schildes Diamant, und ſegenvoll
Wird das verlaſſ'ne Land hinfort gedeihen,
Und alles Heil ſich, alle Luſt erneuen.

Drum laßt zum Zuge eilig uns bereiten;
Zu frühe nicht wird ſolch ein Glück gewährt.
Giſelda wird uns nach der Stelle leiten,
Wie ſie der Traum, der himmliſche, gelehrt.
Der Sieger mit dem Schild ſoll uns begleiten,
Ihm lohn' ich herrlich dann ſein tapfres Schwert!"
Er ſpricht es, und Giſelda kommt mit Prangen,
Gar feſtlich ausgeſchmückt, einhergegangen.

Da ordnet ſich der Zug in einzlne Schaaren,
Giſelda ſchreitet königlich voran,
Ihr folget Ulf; in rauſchenden Talaren,
Schließt ſich der Prieſter lange Reihe an.
Dann geht der greiſe König, und, in Paaren,
Der Hauf der ſchmucken Ritter hinterdran.
Den Zug beſchließen Diener, Roß und Wagen,
Und Knaben, die Geräth zum Opfer tragen.

Giſelda, die den Weg hier, dort Geſträuche,
Die Wieſe da, die noch ſo üppig blüht,
Die Quelle an dem Pfad, und dort die Eiche,
Wie ſie's im Traum erblickte, wieder ſieht,
Entladet ihre Bruſt, die wonnereiche,
Nun in ein herrlich klingend heilig Lied;
Und wie die Prieſter es und Ritter hören,
Da ſtimmen ſie dazu in vollen Chören.

Fort geht der Zug, durch Au'n und ſchatt'ge Haine,
Bis plötzlich auf der dunkle Forſt ſich thut,
Und vor den Blicken, weit in grauem Scheine,
Die öde Eb'ne, fern ſich dehnend, ruht.
Da ſinkt Giſelda knieend hin am Raine.
Und jubelt auf, erfüllt von ſel'gem Muth:
„Ich bin am Ziel, darnach ſo heiß ich flehte;
Glück auf! der Traum wird wahr, dieß iſt die Stäte!"

Entzückend tönt der Jubelruf für Alle,
Den finſtern Ulf nur grauſer Schreck erfaßt,
Wohl ahnt er nichts von ſeinem nahen Falle,
Sein Herz doch zittert ohne Ruh und Raſt.
Fort muß er mit der Andern dichtem Schwalle,
Giſelden folgend, die, gedrängt von Haſt,
Von Sehnſucht glühend, mit verſtärktem Schritte
Den Trümmern zueilt in der Eb'ne Mitte.

Schon ſteht ſie dort, ſie faſſet Ulf am Arme,
Vernichtet ſcheint er, ſeine Wang' erbleicht,
Sie aber ruft dem zugedrängten Schwarme:
„Das Ziel des Traums, der Wahrheit, iſt erreicht!
Mich zu befrein und euch von ſchwerem Harme,
Mit einem einz'gen Worte kann ich's leicht!"
Sie ſagt's und neigt ſich von der Mauer nieder,
Ruft: „Waldemar!" und mächtig hallt es wieder.

Da tönt's: „Wer ruft mir?“ dumpf herauf von innen,
„Ach, rettet mich an's Tageslicht hinauf!“
Und Ulf erſtarrt, ſein Blut, es will gerinnen;
Schon will er ſinken, rafft ſich wieder auf,
Und reißt ſich los, und will behend von hinnen;
Die Ritter doch erfaſſen ihn im Lauf,
Und halten ihn, und winden aus den Händen
Den Dolch ihm, der ſein Leben ſollte enden.

Und wieder ruft Giſelda ſtark hinunter:
„Giſelda iſt es, Trauter, die dir ruft:
In Luſt und Wonne geht das Herz ihr unter;
Dich wieder zu erſchaun aus dumpf'ger Gruft,
Ein Hängſeil laſſen flugs wir dir herunter;
D'ran ſchwinge dich empor zur reinen Luft!“
Und wie ſie's ruft, da kommen ſchon in Eile
Die ſtarken Diener mit dem langen Seile.

Nicht lange währt's, da ziehn, mit freud'gem Bangen,
Den Ritter ſie an's Tageslicht hervor.
Er ſpringt heraus, vom Jubelgruß empfangen,
Giſelda ſchlingt am Hals ſich ihm empor;
Die Freunde all' an ſeinen Lippen hangen,
Der Ritter keiner fehlt in dieſem Chor;
Der Königsgreis bedeckt ihn heiß mit Küſſen,
Ihn, den ein Wunder nur erretten müſſen.

Doch plötzlich wendet Waldemar die Blicke,
Erſchauet Ulf, und raſet auf ihn ein: —
„Ha, Mörder, dich entlarvte das Geſchicke,
Und Gnomen mußten meine Schützer ſeyn;
Doch du, Verworfner, büße deine Tücke;
Her mit dem Schilde, Frecher, er iſt mein!
Dein Schwert heraus, ich will dich niederkämpfen,
Den glüh'nden Haß auf ewig dir zu dämpfen!“

Den Schild entreißt er ihm, ihn hoch erhebend,
Dem König und den Prieſtern zugewandt,
Da ſchallt Gejauchz', die weite Luft durchbebend:
„O ſeht, nun iſt er in der rechten Hand!“
Wie eine Sonne, ob dem Haupt ihm ſchwebend,
Erglänzt im Schilde feurig der Demant;
Und rings am Rande die Geſteine flammen,
Und fließen all' in eine Glut zuſammen.

Erwacht, erholt vom erſten freud'gen Schrecken,
Beginnt der König: „Zähme deine Wuth,
O Waldemar! du ſollſt dich nicht beflecken,
Dich ſchänden nicht mit Baſiliskenblut.
Den Niedrigen ſoll ew'ge Nacht bedecken,
Verzehren mag ihn gift'ge Schlangenbrut;
Hinab mit ihm; zur Luſt den ew'gen Göttern,
Soll ſein Gebein am Grunde ſich zerſchmettern!“

Erfüllt wird das Gebot, und drunt' am Grunde
Liegt der Verräther. Sterben kann er nicht;
Die Gnomen ätzen täglich ihm die Wunde,
Die immer auf, mit neuen Schmerzen, bricht;
Denn Gnomen ſind mit Guten nur im Bunde,
Doch grimmig haſſen ſie den Böſewicht.
So walten ſie im Dunkel, ſtreng und milde,
Wie ihr vernommen habt im Lied vom Schilde.

Christian August Gottlob Eberhard

ward im Jahre 1769 zu Belzig im preußiſchen Herzogthume Sachſen geboren, und erhielt ſeine Bildung in Halle, wo ihn die Familie von Madai, nachdem er im zwölften Jahre ſeines Alters ſeinen Vater verloren hatte, als Pflegeſohn zu ſich nahm. Er ſtudirte nun, jedoch ohne beſondere Neigung, Theologie und beſchäftigte ſich dagegen vorzugsweiſe gern mit Kunſtſtudien und bellettriſtiſchen Arbeiten. Mit dieſen Letzteren, welche er ohne Nebenabſicht, nur zu ſeinem Vergnügen verfaßt hatte, trat er erſt ſpäter und zu Anfange anonym hervor, machte dann von dem Honorar, welches ihm dieſelben eingetragen hatten, eine Reiſe an den Rhein, im Sommer 1793, und widmete ſich nach ſeiner Rückkehr beſonders phyſiologiſchen und pathologiſchen Forſchungen. In der Folge nannte er ſich bei ſeinen dichteriſchen Arbeiten, zeichnete ſich vorzüglich als erzählender Schriftſteller aus, und hatte thätigen Antheil an den von ſeinem Freunde Becker herausgegebenen periodiſchen Schriften, ſo wie er auch gemeinſchaftlich mit Lafontaine die Zeitſchrift Salina herausgab. Nach dem Tode eines anderen Freundes, des Buchhändlers Schiff, übernahm E. die Leitung der Renger'ſchen Buchhandlung, ſo wie er ſeit 1818 ſeine Mußeſtunden dazu anwandte, eine Felſenhöhe zwiſchen Giebichenſtein und Halle anzubauen und in eine ſchöne Gartenanlage umzuwandeln. Hier lebt er noch jetzt in einem anmuthigen Landhauſe, allgemein geſchätzt und verehrt.

Seine Schriften ſind:

Yſop Lafleur's Werke. Halle, 1798.
Ferdinand Werner. Halle, 1802. N. A. 1808. 2 Th.
Prinz Fet-Elaf. Halle, 1803.
Geſammelte Erzählungen. Leipzig, 1803—7. 4 Thle.
Die Wittwe. Luſtſpiel. Halle, 1805.
Federzeichnungen. Halle, 1805.
Iſcharioth Krall. Halle, 1807.
Sankt Sylveſter. Poſſe, 1810.
Flatterroſen. Halle, 1817.
Weſtold und ſein Freund. Halle, 1823. 2 Thle.
Hannchen und die Küchlein. Idylliſches Gedicht. Halle, 1822 und öfter.
Der erſte Menſch und die Erde. Idyll. Ged. Halle, 1828.
Sämmtliche Schriften. Halle, 1830. 20 Bde.
Gemeinſchaftlich mit Lafontaine: Salina. Halle, 1812—1816. 8 Thle.
Einzelne Erzählungen Gedichte u. ſ. w. in den Zeitſchriften: Idas Blumenkörbchen, Becker's Erholungen, u. ſ. w.

Geſunder und treffender Witz, Kenntniß der Welt und des Lebens, feine Characteriſtik, Anmuth und Lebendigkeit der Darſtellung, bei edler Einfachheit und Natürlichkeit, verleihen Eberhard's erzählenden Leiſtungen einen dauernden Werth und weiſen ihm ſeinen Rang neben den beſten deutſchen Schriftſtellern in dieſem Fache an. Hinſichtlich ſeiner übrigen dichteriſchen Leiſtungen hat ihm ſeine echte ungeſchminkte Herzlichkeit und ſein reiner Sinn viele Herzen gewonnen, und wenn er hier auch mehr nachahmend als originell erſcheint, ſo verdient doch vieles, das aus ſeiner Feder floß, namentlich ſein „Hannchen und die Küchlein,“ mit vollem Rechte die Anerkennung die ihm in ſo reichem Maaße zu Theil ward.

Nur keine Mesalliance! *)

Erzählung.

In dem ſchönen Dorfe Aſſelheim liegen die Höfe zweier Rittergüter dicht neben einander. Auf dem ſogenannten alten Hofe reſidirte Jahr aus Jahr ein die Wittwe des hochſeligen Herrn Kammerjunkers von Rollbeck. Der ſogenannte neue Hof war an den Regierungsrath Wangold verkauft, weil der Herr Kammerjunker die letzten zwanzig Jahre ſeines Lebens

---

*) Aus Eberhard's geſammelten Erzählungen. Halle u. Leipzig, 1803.

oft viel Unglück gehabt hatte, nicht beim Feldbau und bei der Viehzucht, ſondern beim Faro und Grobhaus.

Die Frau Kammerjunkerin fand ſich in ihr Schickſal mit möglichſtem Anſtande; und wenn ſie auch aufhören mußte, auf eine vornehme Weiſe zu leben: ſo that ſie deswegen doch nicht darauf Verzicht, vornehme Geſinnungen zu äußern. Sie betheuerte allen ihren ſtiftsfähigen Freundinnen, der Verluſt ihres ſchönſten Hofes würde ihr ſehr wenig ſchmerzhaft ſeyn, wenn er nur wieder das Eigenthum irgend einer ſtiftsfähigen Familie geworden wäre; und als der bürgerliche Regierungsrath zum erſten Male den Frühling dort genießen wollte, nahm ſie nicht allein für ihre eigene Perſon die zweckmäßigſten Maßregeln, mit dem neuen Nachbar in keine Gemeinſchaft zu kommen, ſondern ſie gab auch deshalb ihrer Dienerſchaft die gemeſſenſten Befehle; und mit Junker Rudolph, ihrem einzigen Söhnlein, nahm ſie ein beſonderes Exercitium vor, um ihm die vornehmen Manieren recht geläufig zu machen, mit denen er die etwaigen, höflichen Annäherungen gewiſſer Leute von ſich abzuwehren habe.

Alle dieſe Anſtalten ſchienen indeß nicht nöthig geweſen zu ſein; denn der Regierungsrath hielt ſich und die Seinigen von ſelbſt in beſcheidener Entfernung von ſeiner nächſten Nachbarin, ohne daß es ihm deshalb an geſellſchaftlichem Verkehr gefehlt hätte. Er galt für einen Mann von bedeutendem Einfluß in der Reſidenz; er war ein unterhaltender Geſellſchafter; er war gaſtfrei, er führte einen ſehr guten Tiſch, und er geizte ganz und gar nicht mit ſeinem vortrefflichen Weine: es fehlte ihm alſo keineswegs an vornehmen Gäſten mit Ordenskreuzen und Kammerherrn-Schlüſſeln.

Als die Frau Kammerjunkerin dieſes ein Paar Sommer hindurch, erſt mit großem, und dann mit immer geringerem Erſtaunen, beobachtet hatte, konnte ſie nicht länger unterlaſſen, auch ein wenig mit dem Strome zu ſchwimmen; und um nicht inconſequent zu erſcheinen, ſetzte ſie es ſich und ihrem Rudolph von Zeit zu Zeit aus einander, daß man den Regierungsrath gewiſſermaßen für nobilitirt könnte gelten laſſen, erſtens, weil er ein ſo altadeliges Rittergut beſitze, und zweitens, weil er ein adeliges Amt bekleide.

Dem Junker Rudolph, der nun ſchon bei einem Dragonerregimente in Reihe und Glied geſtellt war, kam dieſe neue Lehre gar nicht ungelegen, denn er litt bei ſeinem Urlaub, trotz der vielfältigen Liebkoſungen ſeiner Mutter, und trotz des vertraulichen Umgangs mit ſeinem Reitklepper, gar gewaltig an Langerweile. Er ſehnte ſich daher mit ganzer Seele nach anderweitiger geſellſchaftlicher Zerſtreuung, wo er ſeine Uniform und ſeine kleine Galanterie zeigen und nebenbei ſeinem äußerſt geſunden Appetit bei etwas Beſſerem, als der gewöhnlichen Hausmannskoſt freies Spiel laſſen könne. Der große Tag erſchien, und der ſtattliche Junker ſaß während des Schmauſes in der vollen Pracht und Glorie ſeiner knappen Uniform und ſeines weißen Milchbarts neben Sophien, der aufblühenden Tochter vom Hauſe, deren bürgerliche Geburt er gänzlich überſah und vergaß, nicht ſowohl wegen ihrer leiblichen Schönheit und geiſtigen Anlagen, als vielmehr wegen der Menge von herrlichen Speiſen und Getränken, welche ihn dermaßen ergötzten und beſchäftigten, daß ihm zum Betrachten und Unterhalten ſeiner Nachbarin wenig oder gar keine Zeit übrig blieb. Doch als er recht durch und durch ſatt war, und, ungeachtet ſeines beſten Willens, nichts mehr genießen konnte, erinnerte er ſich dankbar der Verdienſte, welche Sophie ſich um ihn durch freundliches Nöthigen zum Zulangen erworben hatte, und gewiſſenhaft ſetzte er nun alle ihm zu Gebote ſtehenden Künſte der Galanterie in Bewegung. Er erzählte von Bällen und Duellen, denen er in der Garniſon ſchon beigewohnt, ſchilderte mit Enthuſiasmus die Schönheit der Pferde und der Töchter ſeines Obriſten, und ſetzte zuletzt den ganzen Schatz ſeiner Ehre zum Pfande, daß die eine der Letzteren, und zwar die nämliche, um welche ſich noch kürzlich erſt zwei Kornets, zur Probe, wer von Beiden am verliebteſten in ſie ſei, auf Tod und Leben geſchlagen hätten, Sophien ſo ähnlich ſei, als ob ſie ihr aus den Augen geſchnitten wäre.

Sophie wollte ihm das nicht glauben, weil ihr bis dahin noch kein Menſch geſagt hatte, daß ſie ſchön ſei. Ihre Gouvernante, die oft gerade das Gegentheil geäußert hatte, ſollte den Streit entſcheiden. Da erſchrack der Junker, und wußte dem Umwillen der Gouvernante keine beſſere Entſchuldigung entgegen zu ſetzen, als die Verſicherung, daß er nur geſpaßt habe. Sobald er aber mit Sophien wieder einmal allein war, ſchwur er ihr hoch und theuer, daß ſeine erſte Ausſage ſein vollkommenſter Ernſt geweſen ſei, und damit ſie ſich von der Wahrheit derſelben mit eignen Augen überzeugen möchte, drückte er ihr ein niedliches Taſchenetuis mit einem kleinen Spiegel in die Hand, zum recht nahen und genauen Betrachten ihres Geſichtchens, wenn die großen Wandſpiegel in den Zimmern ihres Hauſes ihr etwa zu hoch hingen.

Sophie war hoch erfreut über das allerliebſte Geſchenk, und betrachtete ſogleich ihr Geſicht recht gewiſſenhaft in dem kleinen Spiegel, um zu ſehen, ob Rudolph oder die Gouvernante recht habe. Ehe ſie indeſſen hierüber noch mit ſich einig werden konnte, hatte die Gouvernante ſchon das grauſame Urtheil ausgeſprochen, daß ein ſo gefährliches Geſchenk nicht behalten werden dürfe; und ohne Barmherzigkeit ward es in die Hände, aus denen es gekommen war, wieder zurück geſchickt.

Bei der nächſten Zuſammenkunft ließ es der Junker nicht undeutlich merken, daß ſein Herz gekränkt und ſeine Ehre beleidigt ſei. Die Gouvernante that freilich, als ob ſie hievon nichts merke; aber Sophiens Gutmüthigkeit ergriff die erſte Gelegenheit, die ſich ihr darbot, um ihm zu ſagen, daß ſein Geſchenk ihr recht viele Freude gemacht, und daß es ihr ſehr leid gethan habe, ihn durch die Zurückgabe deſſelben kränken zu müſſen.

Nun hielt der Junker eine gar ſchöne Rede gegen die Kabalen des Neides, der ſich mit ſeinem tyranniſchen Scepter und ſeinen Baſiliskenklauen zwiſchen ſympathiſirende Herzen werfe, um ſie von einander zu reißen und auf das Grauſamſte zu zerfleiſchen. Die tragiſchen Geſten, welche er hiezu machte, beſtanden theils aus einigen kühnen Griffen an das Gefäß ſeines Säbels, theils aus einigen tüchtigen Schlägen, die er mit geballter Fauſt gegen ſeine Stirn that. Sophie verſtand von Allem nichts, und lief verſchüchtert mit der Nachricht zu ihrer Gouvernante, daß der Junker ganz gewaltig betrunken, wo nicht gar verrückt ſein müſſe. Sie fürchtete und vermied ihn von nun an, ſo oft er ſich ihr auch wieder nähern wollte, und wenn ſie ihn nicht ſah, dachte ſie auch faſt gar nicht an ihn. Auf einmal aber ward ſie auf's neue ſehr lebhaft an ihn erinnert, denn ſie fand eines Abends ganz unvermuthet das bewußte Etuis wieder in ihrem Strickbeutel, und auf einem dabei befindlichen Zettel las ſie von der Hand des Junkers folgende Verſe:

An Sophiens Spiegel.

„Als dich Sophiens Blick beſtrahlte:
Da lacht' aus dir, in wunderbarer Pracht,
Von einem Engel angelacht,
Ein Engelsbild, wie kein Correg' es malte.

Sag' an, wo iſt das Bild geblieben,
Das dir ein günſt'ger Augenblick geliehn?
O, hätteſt du's nicht laſſen fliehn:
Wie zärtlich würd' ich, kaltes Glas, dich lieben!

Fruchtloſer Wunſch! — Doch blüht im Herzen
Mir nicht ihr Bildniß, göttlich ſchön und hehr?
Ja, hier, hier blüht es! Nur zu ſehr
Empfind' ich das an meiner Sehnſucht Schmerzen! —

Wie wandelt ſeliges Entzücken
So plötzlich ſich in namenloſe Pein!
Die Herrliche! Nur ſie allein
Kann ungeſtraft ihr ſchönes Bild erblicken.“

Dicht unter dieſen Verſen ſtand Vor- und Zuname des Junkers nebſt Monatstag und Jahrzahl vorzüglich leſerlich geſchrieben, und zwiſchen dieſem proſaiſchen Anhang war das große von Rollbeck'ſche Familienwappen mit möglichſter Präciſion, zum Zeichen der elegiſchen Stimmung des Schreibers, auf ſchwarzes Siegellack gedrückt.

Sophie wußte ſchlechterdings nicht, was ſie ſah und las, bis die Gouvernante, welche ihr über die Schultern ſah, mit lebhaftem Erſtaunen ausrief; „Est-il possible? Er macht Verſe auf Sie?“

„Verſe?“ ſtotterte die erſchrockene Sophie — „Ich habe wahrhaftig keine beſtellt!“ — Im Nu war das Blatt ihrer Hand entriſſen, und nun erſt war ſie recht neugierig, zu wiſſen, was ſie geleſen habe. Doch unerbittlich eilte die Gouvernante mit ihrer poetiſchen Beute hinweg, um ſie dem Regierungsrath mitzutheilen. Nach einigem Beſinnen ging auch Sophie nach dem Zimmer ihres Vaters, und da ſie hörte, daß die Gouvernannte ihn im Garten aufſuche, nahm ſie ebenfalls ihren Weg dorthin. Doch ſtatt Derer, die ſie ſuchte, erblickte ſie an einer dichten Heckenwand höchſt unerwartet den poetiſchen Junker, der ſie ſo ſchüchtern, als ob er ein recht böſes Gewiſſen hätte, begrüßte.

„Ach!“ ſtotterte Sophie erſchrocken und verlegen — „Sie haben Verſe auf mich gemacht — —“

Eigentlich wollte ſie noch hinzuſetzen, daß er das hätte ſollen bleiben laſſen; aber ſie vergaß dies augenblicklich, weil er blutroth ward und ſie mit ſehr gepreßter Stimme fragte, ob die Verſe auch nicht zu ſchlecht für ſie wären. Sie war zu redlich, als daß ſie ihm nicht hätte geſtehen ſollen, wie wenig ſie bis jetzt davon wiſſe, und wie unwahrſcheinlich es ſei, daß ſie das eingebüßte Blatt wieder werde in ihre Hände bekommen. Da erbot ſich der Junker auf's Großmüthigſte zum Schadenerſatz, bat Sophien, ein wenig zu warten, und lief ſpornſtreichs davon, ehe ſie dazu kommen konnte, ſeine Höflichkeit zu verbitten. Ihm laut nachzurufen, hielt ſie aber aus mehr als einem Grunde nicht für rathſam.

Während ſie noch unſchlüſſig und unwillig nach der Stelle ſah, wo er verſchwunden war, und als ſie eben von ganzem Herzen wünſchte, daß er nicht wieder zurückkehren möchte, hörte ſie hinter ſich in dem Heckengange ihren Vater und die Gouvernante vorübergehen, die ſich eben über die poetiſche Neuigkeit beſprachen. Sophie wollte hervortreten, denn ſie hatte ja ſelbſt ihren Vater von dem Vorgefallenen benachrichtigen wollen; allein der Schreck über die ſchon begonnene, ernſtliche Anklage der Gouvernante machte, daß ſie mit klopfendem Herzen unſchlüſſig ſtehen blieb. Der Regierungsrath, der die große Neuigkeit nur erſt im Allgemeinen gehört hatte, ſchien nicht viel daraus zu machen, und ſuchte ſie auch der eifernden Erzieherin als unbedeutend vorzuſtellen, indem er ihr halb ſcherzhaft ſagte, ein Mädchen müſſe ſich ſo früh als möglich an poetiſche Galanterien, ſo gut als an Thee und Waſſerſuppen, gewöhnen, denn auf welches blonde oder braune Gänschen würden heut zu Tage nicht einige Dutzend ſchlechte Verſe gemacht?

Die Gouvernante hatte eine entſchiedene Schwäche für die Kunſt des Verſemachens, ohne deswegen aus einer ſtrengen poetiſchen Schule zu ſein, und nahm es dem Regierungsrath ein wenig übel, daß er die Verſe des Junkers, ohne ſie geleſen zu haben und leſen zu wollen, für ſchlecht hielt. Mit dem Tone der Kennerin verſicherte ſie daher, daß ſie vortrefflich wären, und der Junker gar nicht ſo dumm, wie er ausſähe, ſondern ein guter Kopf und ein ſchöner Geiſt ſei, wie irgend einer in den Ehrentempeln der vergoldeten deutſchen Taſchenbücher.

Sophie hatte nach dieſem Geſpräch nicht abſichtlich hingehorcht, ſondern es nur gehört, weil es ihr an Muth fehlte, hervorzutreten, oder davon zu laufen, und weil es ihr nicht eingefallen war, ſich die Ohren zuzuhalten. Und daß ſie für's erſte nichts weiter hörte, hatte ſeinen Grund bloß in dem Umſtande, daß die Sprechenden ſich jetzt auf ihrem Spaziergange weiter von der Hörerin entfernten. Aber die Wirkung deſſen, was ſie gehört, war bei ihr nichts weniger, als vorübergehend. Sie hatte ihre Gouvernante und manche Andere zu oft mit Ehrfurcht und Begeiſterung von den poetiſchen ſchönen Geiſtern in und außerhalb Weimar ſprechen hören, als daß ihr der Junker nicht auf einmal in einem neuen, herrlichen Lichte hätte erſcheinen ſollen, ſeit er von ſeiner größten Widerſacherin für eine Art von Weimaraner erklärt worden war. Sie hielt ihn nun für ein Weſen höherer Art, deſſen Aufmerkſamkeit ihr im höchſten Grade ſchmeichelhaft ſein mußte. Sie machte ſich bittere Vorwürfe darüber, einen ſo ausgezeichneten Junker bisher ſo unverantwortlich verkannt und geringgeſchätzt zu haben. Sich zu entfernen, eh' er zurückkehrte, fiel ihr jetzt nicht mehr ein; ſie erwartete ihn vielmehr mit recht freudiger Ungeduld, und ſann ernſtlich darauf, wie ſie ihn recht fröhlich empfangen, und wegen des Vergangenen verſöhnen wolle.

Endlich kam der Junker halb außer Athem wieder herbei gerannt. Sophiens kunſtmäßigſter Knix begrüßte ihn ſchon von weitem, und ſie wartete mit Ungeduld nur auf die Frage aus ſeinem Munde, was ſie von den Dichtern halte, um ihnen allen, und ihm ins Beſondere, in der allerehrfurchtsvollſten Antwort zu huldigen. Doch der Junker ſchien dieſe Geſinnungen ſchon bei ihr vorauszuſetzen, denn er ſtellte darüber weiter kein Examen an, ſondern fragte ſie bloß, welche von den beiden verunglückten Abſchriften des Gedichts, die er herbeigeholt hatte, ſie ſtatt der dritten, fehlerfreien, die ihr entwendet war, haben wolle. In der erſten war nur eine einzige Zeile ausgelaſſen; in der andern waren ein Paar Wörter doppelt geſchrieben, und am Ende noch ein großer Klex zur Zugabe gemacht. Der Junker ſtimmte für Nro. 1, weil da das Wappen beſſer abgedruckt war, und weil man nach ſeiner Meinung, das Fehlen einer Zeile weniger bemerke, als den unwillkührlichen Ueberfluß in Form von Buchſtaben oder von einem Klexe.

Sophie neigte ſich deſſen ungeachtet zu Nro. 2; doch ehe ſie noch ihre Gründe dafür auseinander ſetzen konnte, hörte ſie, daß ihr Vater und die Gouvernante ſich wieder in dem Heckengange näherten. Das junge Paar verſtummte augenblicklich erſchrocken vor dem älteren, das noch immer den vorigen Stoff zur Unterhaltung lebhaft verarbeitete. — „Ihr Urtheil, mein Herr Regierungsrath,“ ſagte die Gouvernante eben laut und vernehmlich, „Ihr Urtheil über das Gedicht, als Gedicht, ſei dann, welches es wolle: ſo müſſen Sie mir doch in dem einen Punkte Recht geben, daß ſich eine ſehr zärtliche Liebe zu Sophien darin ganz unverkennbar ausſpricht.“

„O ja!” erwiederte der Regierungsrath — verliebt mag er wohl in ſie ſein, wie es ſo ein Junker nun eben zu ſein pflegt; aber wer wird darüber in die große Lärmtrompete ſtoßen! Thun ſie ja, als merkten Sie davon gar nichts!“

Er ſetzte noch hinzu, daß Sophie auf dieſe Art am ſicherſten in ihrer kindlichen Unbefangenheit zu erhalten und der Junker von ſeiner Narrheit zu heilen ſei; da im Gegentheil durch ein ſtürmiſches Entgegenkämpfen eine ſolche Poſſe oft ſehr bedeutend werde. — Von dieſem wichtigen Zuſatze hörte das junge Paar aber kein Wort mehr, theils weil die Sprechenden ſich ſchon wieder entfernten, theils weil die wenigen Worte, welche deutlich zu verſtehen waren, einen ſo gewaltigen Eindruck auf die beiden betroffenen Hörer machten, daß ihnen auf eine Weiſe faſt gänzlich das Hören und Sehen verging.

Ein leiſes: „Ach, Herr Jeſus!“ war Sophiens Lippen unwillkührlich entflohn, als ſie hörte, daß der Junker in ſie verliebt ſei. Sie war erſchrockener, als wenn neben ihr Feuerlärm geſchrieen würde; aber zugleich hatte ſie eine Empfindung, als ob der Lärm nur einem prächtigen Freudenfeuer gelte. Ihr Geſicht glühte; ſie konnte vor Schaam kein Auge aufſchlagen, und das gewählte Blatt entſank ihrer zitternden Hand.

Auch der Junker war nicht wenig betreten. Doch als die Sprechenden vorüber waren, ſuchte er ſich zu ermannen, und machte der langen, ängſtlichen Pauſe ein Ende, indem er das hingefallene Blatt aufhob, und Sophien ſchüchtern fragte, ob ſie es nun etwa doch noch wegen des Klexes verwerfe?

„Ach nein! darum nicht;“ war ihre Antwort — „allein es ſoll ja etwas von Liebe darin ſtehen!“

Wenige Augenblicke nur ſtand der Junker an, was er hierauf erwiedern und thun ſolle. Dann war ſein Entſchluß gefaßt. Er that einen verzweifelten Fußfall; er verſicherte, daß es wörtlich wahr ſei, was eben von ihm in dem Heckengange geſprochen worden, und daß er bereit ſei, ſich eben ſo tapfer, wie die beiden Kornets um die Tochter des Obriſten, um Sophien zu ſchlagen; und er beſchwor ſie, ihn nun ein für allemal als ihren Liebhaber anzuerkennen. Sophie war dieſem Antrage gar nicht abgeneigt, da ſie es, nach der Ausſage der Gouvernante, nicht nur mit einem ſchönem Geiſte zu thun hatte, ſondern auch ihr Vater ſelbſt, wie ſie meinte, die Liebe des Junkers gebilligt hatte. Sie bat dieſen daher, ſich nur noch höchſtens ein Jahr zu gedulden, binnen welcher Zeit ſie gewiß hoffe konfirmirt zu werden, denn früher ſchicke es ſich doch wohl für ein Mädchen nicht, einen förmlichen Liebhaber zu haben.

Gegen dieſen altmodiſchen Aberglauben ſtellte ihr der Junker eine Menge von Beiſpielen neumodiſcher Liebesgeſchichten auf, theils aus der wirklichen Welt, theils aus allerhand moraliſchen Romanen und Erzählungen, in welchen die kleinen Mädchen, unbeſchadet ihrer Kindlichkeit und Unſchuld, gleich aus den Armen ihrer alten Wärterinnen, von denen ſie laufen gelernt haben, in die Arme ihrer jungen Liebhaber hüpfen, von denen ſie nun kunſtmäßig küſſen lernen. Solchen überwiegenden Gründen vermochte Sophie nicht zu widerſtehen. Sie reichte dem Junker die Hand zum Aufſtehen, ließ ſich zwei- oder dreimal von ihm küſſen, verſprach ihm, auf ſein wiederholtes Bitten, ewige Treue und ſtrenge Verſchwiegenheit gegen Jedermann, bis er Offizier wäre und ſie heirathen könne; und ſo war dann wieder ein Liebesbund geſchloſſen, ſo ſchön, als in irgend einem moraliſch-verliebten Hiſtorienbuche.

Seit dieſer wichtigen Stunde gab ſich die gewiſſenhafte Sophie recht ernſtlich Mühe, in ihren Liebhaber verliebt zu ſein; und ſo ungeſchickt ſie ſich hiezu auch anfangs anſtellte, ſo ging es jedoch nach und nach immer beſſer mit ihren zärtlichen Gedanken an ihn, wenn ſie getrennt waren, und mit ihren verſtohlenen Blicken, Winken und Händedrücken, wenn ſie ſich in Geſellſchaft ſahen. Selbſt zu manchen geheimen Zuſammenkünften, bei denen ſie immer dreiſter ſchwatzen und küſſen lernte, wußte ſie Rath zu ſchaffen, ohne daß die Gouvernante ſie ertappte; denn ſie war überhaupt nichts weniger als auf den Kopf gefallen, und das Romanhafte eines geheimen Einverſtändniſſes mit einem poetiſchen Liebhaber, der ihr von Zeit zu Zeit ein Paar zärtliche Verſe als Konterbande zuſteckte, gewann immer mehr Reiz für ſie, und entwickelte jetzt manche Anlage in ihr, die ſonſt vielleicht noch lange geſchlummert hätte.

Was die Gouvernante wirklich nicht ſah, und was der Regierungsrath als eine kindiſche Poſſe belachte, das entging deswegen der ernſthaften Beachtung vieler Anderen nicht. Es gab in Aſſelheim, ſo gut als anderwärts, Leute, die, nach der Erfahrung eigener Liebesintriguen, wie Spürhunde, den

Intriguen Anderer auflauerten, um, was ſie ſich ſelbſt ſehr leicht verziehen, aber vor Jedermann ſorgfältig zu verhehlen ſuchten, an ihrem Freund und Nachbar ſo ſtreng als möglich zu rügen, und die Kunde davon, ſo weit nur ihr Wirkungskreis reichte, zu verbreiten. So ward dann Sophie von Leuten, gegen welche ſie ein wahrer Engel der Unſchuld war, ohne Barmherzigkeit beklatſcht und verdammt; und das gelindeſte Urtheil, was man über den Junker ausſprach, war dieſes, daß er darauf ausgehe, das Gut, das ſein Vater am Spieltiſche verloren habe, mit der Zeit am Traualtare wieder zu gewinnen.

Es konnte nicht fehlen, daß die Kunde von dem Allem endlich durch ein Paar dienſtfertige Zungen auch bis zu den Ohren der Gouvernante und der Frau von Rollbeck drang, die beide dadurch nicht wenig überraſcht und erſchüttert wurden. — Die Rückwirkung hievon auf das verrathene Liebespaar war von ſehr verſchiedener Art. Während Sophie in Thränen der Angſt und Beſchämung faſt zerfloß, trat der Junker gegen ſeine Frau Mama ſehr keck in die Schranken, und berief ſich, zur Behauptung ſeiner Freiheit im Felde der Liebe, auf die glorreichen Beiſpiele ſeines hochſeligen Herrn Papa's und ſeines eben ſo hochſeligen Herrn Onkels, die es bis an ihren Tod, oft genug bei einer Flaſche Wein erzählt und belacht hatten, was ſie, weiland als heranwachſende Buben, mit den Töchtern des Schulmeiſters und Verwalters für verliebte Scherze getrieben. — Frau von Rollbeck ſetzte hierauf ſehr gründlich auseinander, daß Plaiſanterien dieſer Art gewöhnlich von gar keinen, oder doch nur von leicht zu überſehenden Folgen, und daher einem jungen Cavalier wohl zu verzeihen wären; dahingegen eine Liebesgeſchichte mit einer Demoiſelle, wobei man ſich zu ſchriftlichen Erklärungen mit Namensunterſchrift und Beifügung des Wappens verführen laſſe, zu den allererdenklichſten dummen Streichen gehöre, deren ſich ein junger Edelmann ſchuldig machen könne.

Bei genauerer Unterſuchung ergab ſich nun freilich, daß Junker Rudolph kein Eheverſprechen, ſondern nur zärtliche Verſe ſchriftlich von ſich gegeben habe, und dieſes beruhigte ſeine Frau Mama nicht wenig; doch auch gegen die Verſe wußte ſie ſehr erhebliche Einwendungen vorzutragen. — Sie dachte nämlich über das Verſemachen ohngefähr, wie die Türken über das Muſikmachen, und meinte, daß ein Cavalier wohl ein Hochzeit- oder ein anderes Carmen mit allen Ehren annehmen, leſen und bezahlen könne, daß aber die Verfertigung ſolcher Waare ſich nur für Schulmeiſter, Magiſter und dergleichen ärmliche und ſchwächliche Leute ſchicke.

Das wirkte ſehr ſtark auf den Junker, den trotz ſeiner verbotenen Liebe hatte er ſich doch noch nicht von allen noblen Geſinnungen entfremdet. Zu ſeiner Ehrenrettung geſtand er daher, daß er die Verſe nur aus gedruckten Büchern abgeſchrieben, und daß er längſt ſelbſt bemerkt habe; wie wenig das Verfertigen derſelben ſich für einen Junker paſſe, indem er nie aus eigenen Mitteln welche habe zu Stande bringen können. — Dieſes vertrauliche Geſtändniß, das aber für jeden Andern ein Geheimniß bleiben ſollte, trug wieder etwas zur Beruhigung der Frau von Rollbeck bei, und ſie mißbilligte an dem ganzen Verſeſpiele für jetzt nichts weiter, als die dabei geſchehene Herabwürdigung ihres großen Familienwappens.

Da ſie aber erfahren hatte, daß Sophie thöricht genug geweſen wäre, ſich vorzüglich durch den Glauben an das poetiſche Genie ihres Sohnes zu einem geheimen Liebesverſtändniß verführen zu laſſen: ſo baute ſie hierauf augenblicklich den Plan zur gänzlichen Zerſtörung deſſelben. Sie ließ die Gouvernante zu ſich kommen, theilte dieſer unverholen ihre Meinung über die immer häufiger werdenden Mesalliancen mit, und entdeckte zur Zugabe, nicht ohne Schadenfreude, das heilige Geheimniß von den zärtlichen Verſen, denn für die zukünftige Unverletztheit ihres Stammbaums gab ſie ſehr gern den poetiſchen Lorbeer ihres Sohnes Preis.

Mit vieler Erbitterung über den erlittenen Betrug verkündigte die Gouvernante Sophien, daß der Junker kein poetiſches Genie, ſondern nur ein poetiſcher Spitzbube, und alſo im Grunde wirklich ſo dumm ſei, als er ausſehe. Die ſchon mit ſich ſelbſt uneins geweſene Sophie ward es nun förmlich auch mit dem Junker. Bei der erſten Gelegenheit, da er ſie mit der alten Vertraulichkeit wieder anredete, hielt ſie ihm ſehr empfindlich ſeine Betrügerei vor, und ſagte ihm die bisherige Liebesverbindung mit dürren Worten auf. Weil er nun mit Schrecken ſah, wie treulos ſeine Mutter ihn verrathen habe, und daß die ganze Ehre ſeines Kopfes nebſt ſeinem ſchönen Liebesromane auf dem Spiele ſtehe: ſo faßte er auf der Stelle einen heldenmüthigen Entſchluß, und log Sophien ohne Bedenken vor, daß er mit jener Ausſage nur ſeine Mutter belogen habe, weil ſie ein hartnäckiges Vorurtheil gegen das Verſemachen habe.

Sophie war, zur Ehrenrettung ihres eignen Verſtandes, nur zu ſehr geneigt, ſich durch dieſe Vorſpiegelung auf's neue hintergehen zu laſſen; doch war ſie auch vorſichtig genug, ſich dieſe Schwäche nicht geradezu merken zu laſſen: und da ſie ihrem Vater und der Gouvernante heilig verſprochen hatte, von ihrer bisherigen Verirrung zurück zu kehren: ſo blieb ſie ſtandhaft bei ihrer Erklärung, daß ſie den Junker nicht mehr zum Liebhaber verlange.

Dieſer ſchrieb die Unwirkſamkeit ſeiner zärtlichen Bitten und verzweifelten Fußfälle einzig und allein der Verrätherei ſeiner Mutter zu, und ſein Dichten und Trachten war nun darauf gerichtet, ſich zu rächen, und den Fehler ſeiner voreiligen Offenherzigkeit wieder gut zu machen. Er rannte daher noch an dem nämlichen Tage zwei Stunden lang in arger Sonnenhitze hinter einem Haſen, einem Eichhörnchen und noch einem Haſen her, ſtürzte dann mit glühendem Geſicht und halb außer Athem in das Zimmer ſeiner Mutter, und nahm eilig aus ihrem Schreibtiſch das Petſchaft mit dem großen Wappen.

„Je Rudolphchen!“ ſagte die erſtaunte Dame — „Du ſchwitzeſt ja, wie ein Braten! Was haſt Du denn gemacht?“

„Verſe!“ war ſeine Antwort — „Das ſehen Sie ja wohl, daß ich Verſe gemacht habe. Ich kann mir nicht helfen: ich muß das Wappen darunter drücken.“ Mit dieſen Worten flog er zur Thür hinaus und auf ſein Zimmer.

Die Mutter rief hinter ihm her; aber er hörte nichts davon, oder that wenigſtens ſo. Wie er erwartet hatte, kam die Mutter ihm nun nachgelaufen, um eine nähere Erklärung zu fodern. Und dieſe gab ihr der Schelm dann, ſo pfiffig und boshaft, als es ihm nur möglich war. — Mit einem ziemlich grell gemalten Ausdruck von Beſchämung auf der einen und Enthuſiasmus auf der andern Seite, ſagte er, daß er neulich, aus kindlicher Gutmüthigkeit, ſeine liebe Mama, um ſie nicht auf einmal ſo ſchwer zu kränken, ein wenig belogen habe, daß er es aber jetzt offenherzig geſtehen wolle, er erliege faſt unter den allerunadeligſten Talenten und Neigungen, denn er hange mit gleicher, unbezwinglicher Leidenſchaft an dem Verſemachen und an Sophien.

Frau von Rollbeck war ganz außer ſich über den bedauernswürdigen Gemüthszuſtand ihres einzigen, geliebten Sohnes, und wußte ſich die traurige Verwahrloſung deſſelben nicht anders zu erklären, als daß ſie meinte, ſich an dem Magiſter, dem ſie am Tage nach ihrer Hochzeit für ſein großes Gratulationscarmen einen Speciesthaler in die Hand gedrückt hatte, höchſt unglücklicher Weiſe verſehen zu haben. Sie vergoß die bitterſten Thränen hierüber, und empfand mehrere Tage lang beim Anblick ihres Sohnes den heftigſten Kummer und Aerger.

Eines Abends legte ſie ſich halb krank zu Bette, und durchwachte, voll der unruhigſten Gedanken, den größten Theil der Nacht. Erſt gegen Morgen ſchlummerte ſie ein; aber nicht, um ſich zu erholen, ſondern nur, um ſich noch mehr zu ängſtigen, denn der lebhafteſte und böſeſte Traum ihres ganzen Lebens quälte ſie unbarmherzig bis zum Erwachen.

Es kam ihr nämlich vor, als ob ſie ernſtlich krank und immer kränker würde, als ob ſie nach langer Qual endlich ſtürbe, und wegen harter Anklagen von Seiten ihres ſeligen Gemahls, der nichts weniger als ſelig, ſondern tief in der Hölle mit Zähneklappen beſchäftigt war, nur mit genauer Noth in den Himmel käme.

Hier ward ſie auf mannichfache Weiſe erſt überraſcht, dann ein wenig entzückt, und endlich recht bitter gekränkt.

Der Himmel war, wider Vermuthen, gar nicht voll Geigen, ſondern bloß voll von ſtillen Seligen, die ſich, vermuthlich Anſtands halber, von ihrer Seligkeit nicht das Mindeſte merken ließen. Ueberall war Glanz und Pracht und ſchweigende Feierlichkeit, wie bei der großen Cour des fürſtlich Z*ſchen Hofes, wo Frau von Rollbeck weiland Hofdame geweſen war. Auch der alte, ehrwürdige Herr, welcher, dem Haupteingange gegenüber, auf einem prächtigen Throne ſaß, glich dem höchſtſeligen Fürſten von Z* auf's Haar; und der Engel, welcher die neue Selige in der majeſtätiſchen Vorhalle empfing, unterſchied ſich durch nichts, als die langen Flügel, von einem gallamäßig geputzten Z*ſchen Kammerherrn, welches in ihr manche höchſt angenehme, wiewohl etwas weltliche Erinnerungen erweckte.

Um zur großen Mittelthür, die bloß für den ſtiftsfähigen Adel geöffnet wurde, eingehen zu dürfen, und um am Throne förmlich präſentirt werden zu können, mußte ſie durchaus eine ſeidene Robe anhaben, an deren Vorderſeite ihr Stammbaum in Gold geſtickt war. Himmliſche Kammerfrauen brachten auch ſehr bald den Stoff zu der Robe, und erboten ſich zur ſchnellen Verfertigung der Stickerei. Nur verlangten ſie, was ſehr billig war, daß Frau von Rollbeck die Namen ihrer Ahnen genau dazu angebe. Wie die Arme ſich hier an manchen Stellen wegen ihres, zum erſten Male von dieſer Seite untreuen Gedächtniſſes faſt auf's neue halb todt ärgerte, und zurück in's Grab ängſtete, ehe ſie ſich nach und nach auf alle Namen beſann — das gehörig zu ſchildern, ſoll keine Zunge oder Feder eines Erdenbürgers im Stande ſein.

Doch die Stickerei wurde endlich glücklich zu Stande gebracht; die große Feierlichkeit der Präſentation ging, etwas ängſtlich und langweilig, doch höchſt ehrenvoll vorüber, und die neue Himmelsbewohnerin ward in einen glänzenden Kreis von lauter vornehmen Herren und Damen geführt, die alle auf himmelblauen, damaſtenen, ſtark vergoldeten Stühlen ſaßen, und mit himmliſch-ſeligem Wohlgefallen ihre Wappen betrachteten, die groß und prachtvoll zu ihren Füßen in den koſtbaren Teppich gewirkt waren.

Frau von Rollbeck wurde von dem Engel, der ſie empfangen hatte, auf den für ſie beſtimmten Platz geführt, und von dem ganzen Kreiſe höchſt achtungsvoll begrüßt. Sobald ſie ſich geſetzt hatte, bat ſie der Engel, ihre nächſten Nachbarn zur Rechten und zur Linken zu betrachten. Sie that es, und ſah mit Entzücken, daß ſie ſich in der Mitte ihrer früh verſtorbenen Kinder befand, deren jedes auf einem verhältnißmäßig kleineren Stuhle ſaß, damit es mit den Füßen ſein Wappen berühren konnte, wie die großen Leute.

Die zärtliche Mutter überhäufte die geliebten Kleinen mit Liebkoſungen; doch ſie erwiederten dieſes keinesweges, und wollten ſie theils gar nicht kennen, theils warfen ſie ihr vor, daß ſie von ihr auf Erden bald zu warm und bald zu kalt gehalten, und überfüttert und todt gedrückt wären.

Vergeblich verſicherte die Gekränkte, daß ſie das Alles nur aus zärtlicher Liebe gethan habe; ſie konnte die Herzen der kleinen himmliſchen Starrköpfe durchaus nicht erweichen, und rief daher im bittern Gefühl ihres Schmerzes aus: „Ach wenn doch mein Rudolph hier wäre! Kommt denn mein Rudolphchen nicht bald?“

„Nimmer in dieſen würdigen Kreis!“ donnerte ihr der Engel in's Ohr. Auf ihre ängſtliche Frage erhielt ſie die troſtloſe Antwort, daß ein Cavalier, der ſich bis zu einer Mesalliance erniedrigt habe, auf keinen dieſer vornehmen Plätze Anſpruch machen könne, ſondern die ganze, lange Ewigkeit hindurch auf der entfernten, elenden Gallerie, wo die einfältige, bürgerliche Frömmigkeit abgefunden werde, vorlieb nehmen müſſe.

Da that die erſchrockene Mutter einen lauten Schrei des Entſetzens; doch ſtatt eines tröſtlichen Wortes, lachte der Engel laut auf, und ihre eigenen Kinder und endlich der ganze vornehme Kreis folgten ſeinem ſchadenfrohen Beiſpiele, und trieben die Arme mit immer lauterem, gräßlicherem Hohngelächter zu einer Verzweiflung, wie ſie die Hölle nicht ſchrecklicher kennt. —

Frau von Rollbeck erwachte in heftigem Fieberſchweiße aus dieſem quälenden Traume, ohne das Mindeſte von der Sehnſucht zu fühlen, mit welcher viele andere Träumer an ihrem geträumten Himmel hangen. Vielmehr brach ſie in ein inbrünſtiges Dankgebet aus, als ſie mit klarem Bewußtſein wieder ihren irdiſchen Betthimmel erkannte, um den ſie mit Freuden jenen, und vielleicht jeden, überirdiſchen hingab. Aber ſo quälend und ſo albern ihr Traum auch geweſen war: ſo konnte ſie doch nicht unterlaſſen, ſich noch wachend mit den Bildern deſſelben zu beſchäftigen. Und je länger und ernſthafter ſie darüber brütete, deſto bedeutender erſchien ihr dies und jenes darin. Sie hielt ihn endlich wirklich für das Werk einer höhern Macht, um ihr ſelbſt ihren nahen Tod anzukündigen, und ihren Sohn vor der allerunglücklichſten Verirrung zu warnen. — Was nun ihren eigenen Tod betraf: ſo ergab ſie ſich, mit einigem Vertrauen zu ihrer guten Natur, in ihr Schickſal; aber ſobald ſie an ihren Sohn dachte, ſeufzte ſie immer mit gepreßtem Herzen: „Ach, Alles! Alles! nur keine Mesalliance!“

In einer trüben Abendſtunde, da dieſer Gedanke, bei vermehrter Krankheit, mit ganz beſonderer Lebhaftigkeit und Aengſtlichkeit vor ihr ſtand, trat unvermuthet der Regierungsrath in ihr Zimmer, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Sie hielt ſeinen Beſuch für eine Schickung des Himmels, und ſprach mit ihm in vertraulichem Tone von ihrem nahen Tode. Und als der Regierungsrath ihr voll warmer Theilnahme Muth und Hoffnung einſprach, ward ſie immer vertrauter, und platzte endlich mit der Erzählung ihres ganzen Traums heraus. Nur mit Mühe konnte der Regierungsrath das Lachen unterdrücken. Doch ward er ernſthafter, als ſie zuletzt in den Seufzer ausbrach: „Ach, nur keine Mesalliance!“ und ihn dann fragte, ob er nicht auch, als ein ſo verſtändiger Mann, eine Mesalliance für eine höchſt unglückliche Thorheit halte, und es ſich zur Gewiſſensſache machen werde, ſeine Tochter davon zurück zu halten.

Er verzieh der kranken, an Geiſt und Körper ſchwachen Frau das Alberne und Unſchickliche, was in dieſer Frage lag, und verſicherte nur mit ernſtem, feſtem Tone, daß er nie in eine Mesalliance ſeiner Tochter willigen werde.

„Gewiß nie? nie?“ ſtammelte Frau von Rollbeck, und ſtreckte ihm ihre Hand entgegen. — „Können Sie mir das mit einem Handſchlage, an Eides Statt, wohl verſprechen?“

Der Regierungsrath war großmüthig genug, auch jetzt jede Empfindlichkeit zu unterdrücken, und mit der Schwäche der Kranken Nachſicht zu haben. Er legte ſeine Hand in die ihrige, und wiederholte mit Nachdruck ſeine vorige Verſicherung. Da ſah ihn Frau von Rollbeck noch mit einem unausſprechlich dankbaren Blicke an, und ſank dann erſchöpft in einen leichten Schlummer, wobei ein ſo heitres Lächeln um ihren Mund ſchwebte, als ſähe ſie ihren Rudolph ſchon groß und breit auf einem der himmelblauen, damaſtenen Stühle ſitzen.

Junker Rudolph war fromm genug, mehrere Tage lang an die prophezeiende und warnende Bedeutſamkeit ihres Traumes zu glauben. Er hielt den nahen Tod ſeiner Mutter für gewiß, und fing an, ſeine geliebte Verirrung für eine Verſündigung an ſeinem ſchönen Stammbaume zu halten. Doch als ſeine Mutter, anſtatt zu ſterben, wieder friſch und geſund aus dem Krankenzimmer trat, und alſo ihr Traum von dieſer Seite zum Lügner geworden war: ſo verſchüttete er das Kindlein gänzlich mit dem Bade, und glaubte auch an die Warnung des Traumes nicht mehr. Und weil es ſeinen Ehrgeiz nun bitter kränkte, ſich von einem ſolchen Hirngeſpinſt auf einige Zeit haben bethören zu laſſen: ſo ſteuerte er jetzt mit doppelten Segeln auf das Ziel ſeiner Liebe los, vielleicht weit weniger aus Verliebtheit, als aus Trotz. Und da Sophie, ſtets eingedenk des Verſprechens, das ſie ihrem Vater gegeben hatte, ſich durchaus zu keiner Gemeinſchaft mit dem Junker weiter verſtehen wollte: ſo that er ganz deſperat, und faßte den abenteuerlichen Entſchluß, ſeine Schöne, mit Liſt oder Gewalt, zu entführen, um, ihren und ſeinen Verwandten zum Aerger, mit ihr ſo ſelig, wie im dritten Himmel, zu leben.

Der franzöſiſche Revolutionskrieg war eben ausgebrochen, und der Junker erwartete täglich die Ordre, zu ſeinem Regimente zurück zu kehren, um mit demſelben zu Felde zu ziehn. Er hielt dies für eine glückliche Begünſtigung ſeines Planes, denn er hatte gehört, daß bei einem bevorſtehenden Feldzuge ſelbſt dem ärmſten Soldaten das Heirathen ſehr leicht erlaubt werde; er, als ein Junker, hoffte nun, hierauf um ſo mehr rechnen zu können, da ihn die nächſte Bataille unfehlbar wenigſtens zum Kornet machen mußte. Aber um dieſe günſtigen Umſtände gehörig zu nützen, war auch keine Zeit zu verlieren, und er entſchloß ſich daher zu einer möglichſt raſchen Ausführung ſeines herrlichen Plans.

Die Haupthülfe hiebei ſollte freilich ſein Reitklepper leiſten, der zu dieſem Zwecke vor ein leichtes Cabriolet geſpannt werden ſollte. Da ſich der Klepper indeſſen ein wenig widerſpenſtig beim Ziehen zeigte, und auch von Sophien nicht viel Willfährigkeit, ſich ziehen zu laſſen, erwartet werden konnte: ſo bedurfte der Junker durchaus noch eines Gehülfen mit geſunden Armen und Beinen in der entſcheidenden Stunde.

Weder Kutſcher noch Großknecht wollten anbeißen bei dieſem kitzlichen Unternehmen, ob er ſie gleich mit den ſchönſten Verſprechungen zu erangeln ſuchte. Der Einzige, auf den er nun noch ſeine Hoffnung ſetzen zu können glaubte, war Herrmann, des verſtorbenen Schulmeiſters Sohn, den ſein Herr Vetter und Pathe, der Prediger des Orts, unter dem Vorwande, ihn zu einem tüchtigen Schulmeiſter zu bilden, als Kammerdiener und Kutſcher und Gärtner und Abſchreiber und Ratten- und Mäuſefänger in ſeinem Hauſe möglichſt kärglich beköſtigte und kleidete. — Herrmann war ein muntrer, rüſtiger Burſche von neunzehn Jahren, der genug Gutmüthigkeit und Sinn für etwas Beſſeres beſaß, um, trotz des eigennützigen Mißbrauches, den man mit ſeiner unermüdlichen Dienſtfertigkeit trieb, dennoch den Prediger, wie ſeinen Vater zu ehren, und ſich reichlich belohnt und glücklich zu fühlen, wenn er nur von Zeit zu Zeit in einer freien Stunde ein belehrendes Geſpräch mit anhören, oder ein nützliches Buch, vorzüglich hiſtoriſchen oder mathematiſchen Inhalts, leſen konnte. Dabei fehlte es ihm aber auch nicht an Muth und Laune zu den keckſten Unternehmungen, und der Junker, der ihm vorſichtiger Weiſe ſeinen Plan nicht als eine ernſthafte Entführung, ſondern nur als einen vorübergehenden Scherz vortrug, fand bei ihm ſogleich ein williges Ohr. —

Alle Verabredungen waren getroffen, und der Augenblick der Ausführung rückte heran. Der Junker hielt mit ſeinem Cabriolet in einem dichten Gebüſch unweit des Wangoldſchen Gartens, gerade ſo, wie es in hundert Romanen beſchrieben iſt. Sophie war, wie gewöhnlich um dieſe Zeit, bei ihrem Blumenbeete, Herrmann ging ganz ehrbarlich zu ihr, und lockte ſie durch eine vorgeſchriebene Lüge zum Garten hinaus in das Gebüſch. Er kam mit ihr glücklich bis an das Cabriolet. Doch als nun Rudolph hinter dem Klepper hervortrat, warf ſie einen Blick voll Unwillen auf Herrmann, und mit den Worten: „Pfui! das iſt eine ſchlechte Betrügerei!“ wandte ſie ſich um, und wollte entfliehn.

Jetzt übergab Rudolph Herrmannen geſchwind das Pferd, um Sophien aufzuhalten, und trug ihr knieend ſeinen Plan vor, ſie nach ſeiner Garniſon zu entführen, und dort überſchwenglich glücklich zu machen. Anfangs erwiederte ihm Sophie hierauf bloß, daß er nicht geſcheidt ſei; als ſie ſich aber überzeugte, daß ſein Antrag ganz ernſtlich gemeint ſei, riß ſie ſich ſo haſtig von ihm los, daß er um und um purzelte, und dann lief ſie, ſo ſchnell ſie konnte, davon. Nach wenigen Secunden war ſie indeſſen eingeholt, und der Junker, von Zorn und Liebe entbrannt, zog ſie, trotz ihres Weinens und Bittens und Scheltens, mit Gewalt nach dem Wagen zurück. Herrmann, der die ganze Scene noch nicht zu deuten wußte, und Sophien mit in den Wagen heben ſollte, kam entrüſtet hinzugeſprungen, und ſagte: „Junker, Sie treiben den Spaß zu weit!“ — Nun hörte er mit Abſcheu, daß eine ernſtliche Entführung im Werke ſei, und daß er des Junkers goldene Uhr zur Belohnung haben ſolle, wenn er hülfreiche Hand leiſtete. Das brachte ihn in Feuer und Flammen. Nach wenigen Secunden hatte er Gewalt durch noch ſtärkere Gewalt vertrieben; Sophie war frei, und er hielt den Junker zurück, daß er der Fliehenden nicht wieder nachlaufen konnte. Darob ergrimmte der Ueberwundene denn freilich auf's Höchſte, und um ſeine Ritterehre zu retten und zu rächen, riß er, ſobald er dazu kommen konnte, ſein Ritterſchwerdt aus der Scheide. Doch Herrmann, der ſich noch nicht für reif zum Tode hielt, faßte ſchnell und kräftig den gegen ihn aufgehobenen Arm. Eine leichte Verwundung, die er hiebei bekam, begeiſterte ihn nur zu noch größerem Heldenmuthe. Im Nu hatte er das Mordinſtrument erobert, und gegen einen Stein geſchleudert, daß es in zwei Stücken zerſprang, und gleich darauf war auch der Junker ſo kräftig zu Boden geworfen, daß er ebenfalls beinahe mitten entzwei brach, und heulend und ſcheltend vor Schmerz und ohnmächtiger Wuth auf ſeinem harten Lager liegen blieb. —

Sophie war entflohn; der Klepper mit dem Cabriolet davon geſprungen; und ſo entſchloß ſich denn Herrmann gleichfalls, ſich davon zu machen, und zwar je weiter, je lieber. So unſchuldig er dies Abenteuer auch begonnen, und ſo brav er es auch geendet hatte: ſo fürchtete er doch das Schlimmſte von der Strenge des Predigers und von der Rache und dem Stolze des Junkers und der Frau von Rollbeck. Sehr bald war daher ſein Entſchluß gefaßt, nicht wieder nach Aſſelheim zurück zu kehren, ſondern Soldat zu werden; und mit raſchen Schritten ging er vorwärts, um auf die Landſtraße zu gelangen.

Ehe er noch aus dem Gebüſche kam, begegnete ihm Sophie, die ſich in der erſten Beſtürzung verirrt hatte, und nun ſchüchtern auf einem weiten Umwege zurück kam. Herrmann ward ſogleich ihr Begleiter, um ſie, nöthigen Falles, zum zweiten Male zu ſchützen. Er bat ſie mit Thränen um Vergebung, wegen der Angſt, die er ihr mit hatte bereiten helfen, und ſie dankte ihm mit Thränen für ihre Rettung, beſonders da ſie ſah, daß er um ihretwillen verwundet war. Er ſollte ſich in ihrem Hauſe verbinden, erquicken, belohnen laſſen; doch am Eingange des Dorfes nahm er treuherzig und wehmüthig von ihr Abſchied; alle ihre Bitten vermochten nicht, ihn zurück zu halten, und erſt nach langem Sträuben nahm er von ihr die wenigen Groſchen, die ſie bei ſich hatte, und ihm mit unwiderſtehligen Bitten aufdrang, damit er unterweges nicht Noth litte. —

Gegen den Junker zeugte in Aſſelheim nicht Sophie allein, ſondern auch das zerbrochene Cabriolet, und ein im Koth faſt erſtickter Bauerjunge, den der zügelloſe Klepper in einen tiefen Sumpf gerannt hatte. Der Regierungsrath führte ſehr ernſthafte Beſchwerde bei der Frau von Rollbeck doch ehe dieſe noch über eine zweckmäßige und anſtändige Züchtigung ihres Lieblings mit ſich einig werden konnte, fuhr das Schickſal mit einer eiligen Marſchordre dazwiſchen. Da wandelte der mütterliche Zorn ſich in Trennungsſchmerzen; die Beleidigten nahmen mit der plötzlichen Entfernung des Liebesritters vorlieb, und dieſer zog ſtill und kleinlaut von dannen, um ſich einſtweilen, ſtatt eines Myrthenkranzes, mit einem Lorbeerkranze zu behelfen.

Noch größer, als der Unwille gegen den Junker, war im Wangold'ſchen Hauſe die Sorge um Herrmann, dem man gleich am Tage ſeiner Flucht vergeblich mehrere Boten nachgeſchickt hatte. Einige Wochen ſpäter kam endlich ein Brief von ihm an den Prediger, worin er fröhlichen Muthes meldete, daß er eben im Begriff ſei, mit dem P*ſchen Artilleriecorps in's Feld zu ziehen, daß er das Glück gehabt habe, die beſondere Gunſt ſeines braven Obriſten zu erwerben, und daß er mit allem Fleiße arbeite, ſich dieſelbe zu erhalten und ein recht tüchtiger Kanonen- und Bombenſchütze zu werden. Außerdem war ſein Brief voll des wärmſten Dankes gegen ſeinen ehemaligen Wohlthäter und voll der aufrichtigſten Reue über die Veranlaſſung zu ſeiner Flucht. — Der Prediger ward verſöhnt, und Sophie in hohem Grade gerührt und erfreut. Der Regierungsrath aber ſchrieb ſogleich an den Obriſten, der ſein alter Freund war, empfahl ihm den jungen Menſchen auf's Angelegentlichſte, und ſetzte demſelben eine monatliche Zulage aus. Er hatte das feſte Zutrauen zu Herrmann, daß er in ſeiner jetzigen Lage auf ſeinem rechten Platze ſei, und ſich unter ſeinen Kameraden bald vortheilhaft auszeichnen werde, und Herrmann rechtfertigte in vollem Maße, ſein ganzes Leben hindurch, jenes ehrenvolle Vertrauen ſeines neuen Wohlthäters.

Der Regierungsrath kehrte nach der Reſidenz zurück mit ſehr ernſthaften Betrachtungen über die wichtige Lebensepoche, welcher Sophie ſich allmählig näherte. Er wußte, daß ſie ihr Herz aus dem Rudolph'ſchen Romane ganz rein und unbefleckt errettet hatte; allein dennoch war er ihretwegen nicht ohne Sorgen, weil er ſelbſt, in dem Gewühle ſeiner Geſchäfte, ſie zu ſehr aus den Augen verlor, und die Gouvernante ihm zu viele Beweiſe von Unfähigkeit zu der wichtigen Aufgabe, die ſie als Erzieherin löſen ſollte, gegeben hatte. Dies beſtimmte ihn, nach ſehr reiflicher Ueberlegung, zu einer zweiten Heirath, und er gab Sophien eine der trefflichſten, gebildetſten Frauen zur Stiefmutter, welche, lebhaft durchdrungen von der Würde und Heiligkeit ihres Berufs, ihre neuen Pflichten mit der gewiſſenhafteſten und verſtändigſten Treue erfüllte.

Sophiens Geiſt und Herz entwickelten ſich auf das Herrlichſte unter dieſer weiſen und liebevollen Lehrerin und Leiterin, und ſie reifte in jeder Hinſicht zu der ſchönſten Liebenswürdigkeit heran. Der Regierungsrath ſah das mit lebhafter Dankbarkeit und Freude. Sorgenfreier, und daher auch thätiger und mit glücklicherem Erfolge, als jemals, konnte er ſich nun den Geſchäften ſeines Amtes widmen. — Nach Jahr und Tag war die Folge hievon, daß ihm die oberſte Stelle in der Behörde, bei welcher er angeſtellt war, mit dem Titel eines wirklichen Geheimenraths und dem hiemit verbundenen Adel von ſeinem Monarchen angetragen ward. Er konnte und mochte dieſe Belohnung und Aufmunterung zu einer noch ausgebreiteteren Wirkſamkeit nicht ablehnen; nur verbat er das neue Adelsdiplom als überflüſſig, indem er den ſehr alten Adelsbrief ſeiner Familie vorzeigte, der nur von ſeinem verarmten Großvater bis auf beſſere Zeiten als unnütz bei Seite gelegt worden war.

Dieſe Neuigkeit erregte weit umher faſt ſo viel freudige Theilnahme, als Aufſehen. Eine der auffallendſten Wirkungen davon zeigte ſich indeſſen im nächſten Frühling, da Frau von Rollbeck ihren Nachbar als Geheimrath von Wangold bewillkommte. Freundlicher und höflicher hatte man ſie noch nie geſehn; ſie ließ nicht undeutlich merken, daß ſie von jeher eine altadelige Natur in den Wangolds gewittert habe, und in Sophien ſchien ſie faſt ſo vernarrt zu ſein, wie weiland ihr Sohn Rudolph. —

Einer der geiſt- und kenntnißreichſten Männer, der Aſſeſſor Lauro, benutzte in jener Zeit ſehr eifrig die Gaſtfreundſchaft des Wangoldſchen Hauſes, und war dort auch, wie es ſchien, ſehr gern geſehn. Er war wirklich, was Rudolph nur zu ſein ſcheinen wollte: ein Dichter, und ſein Name glänzt ſehr ausgezeichnet unter den fröhlichen Sängern im deutſchen Muſentempel. Er war zu fein, Sophien mit plumpen Liebesreimen zu beſtürmen, wie jener Afterpoet; aber aus zehn niedlichen, vergoldeten Bücherchen lachten ihr ſeine Laune und ſein Witz, in das reizendſte poetiſche Gewand gehüllt, ſo anziehend entgegen, und ſeine geſellſchaftlichen Scherze und Urtheile waren immer ſo geiſtvoll, unterhaltend und belehrend, daß ſie ſich nach und nach weit mehr über ſeine Beſuche freute, als vor Zeiten über die romantiſchen Zuſammenkünfte mit dem romantiſchen Junker.

Frau von Rollbeck fand für gut, hierüber gegen eine Freundin eine kleine Anmerkung hinzuwerfen. Die Freundin wiederholte, mit etwas veränderter Wortſtellung, dieſe Anmerkung gegen Frau von Rollbeck. Nun hatte dieſe nichts Eiligeres zu thun, als Sophien bei der nächſten Gelegenheit, welche ſie dazu aber ein wenig vom Zaun abbrach, mit recht tantenmäßiger Bedenklichkeit in's Ohr zu flüſtern, daß Stadt und Land die gründlichſten Anmerkungen über die häufigen Beſuche des Aſſeſſors machten.

Sophie verſicherte mit unverſtellter Unbefangenheit, daß ſie nicht begreifen könne, wie Stadt und Land ſich ohne Noth mit dieſer Gründlichkeit in Koſten ſetze. — Das hörte Frau von Rollbeck nicht ohne Troſt; und um ſich gänzlich zu beruhigen, ging ſie noch einen Schritt weiter, und brach ebenfalls die Gelegenheit ein wenig vom Zaune, um den Geheimrath auszuhorchen, ob er wirklich noch eben ſo, wie ehedem als Regierungsrath an ihrem Krankenbette, über die Meſalliancen denke. — Auch hier war das Reſultat ihrer Bemühung das allererwünſchteſte. Der Geheimrath verſicherte ſo ernſthaft, als damals, daß er, nach ſeinen Grundſätzen, nie eine wirkliche Mesalliance ſeiner Tochter zugeben werde.

Nun war Frau von Rollbeck wegen der möglichen Anſprüche des bürgerlichen Aſſeſſors durchaus beruhigt; und ſo angenehm ihr ehemals jene Verſicherungen aus dem Munde des bürgerlich geglaubten Regierungsraths wegen der künftigen Unbeflecktheit ihres Stammbaums geweſen waren, eben ſo erfreulich klangen ſie ihr jetzt aus dem Munde des altadeligen Geheimraths, durch deſſen reiche Tochter der verloſchene Glanz ihres Hauſes mit der Zeit herrlich wieder herzuſtellen war. — „Denn“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „darüber kann man wohl ein Auge zudrücken, daß Sophiens Mutter nicht adelig war. Den Vater mag das, nach ſeinen jetzigen Grundſätzen, freilich ärgern, aber den Gefallen kann ich ihm ſchon thun, eine Verheirathung meines Rudolphs mit ſeiner Tochter für keine wirkliche Mesalliance, wie er ſich ausdrückt, zu halten. Hat ſie doch einen Vater von guter, alter Familie. Wer wird dem guten Mädchen noch wegen der ſeligen Mutter einen Vorwurf machen!“ —

Man ſieht hieraus, daß ſich Frau von Rollbeck in den letzten Jahren ein wenig von den revolutionären Grundſätzen, die über den Rhein gekommen waren, hatte anſtecken laſſen. — Seit jenem Geſpräch mit dem Geheimrath führte ſie nun einen ſehr lebhaften Briefwechſel mit ihrem Sohne; jeden Schritt, um welchen er den Feldmarſchall (von dem er freilich noch ziemlich weit entfernt war) näher rückte, notificirte ſie triumphirend im Wangoldſchen Hauſe; ſie ſprach viel von ſeiner jetzigen ſoliden Reue über ehemalige jugendliche Verirrungen, und Sophien flüſterte ſie nicht ſelten ins Ohr, daß alte Liebe nicht roſte, und daß ihr Rudolph in ſeiner martialiſchen Bruſt das allertreueſte Schäferherz mit ſich herum trage.

Sophie ließ deutlich merken, daß nicht jede Liebe von Roſt befreit bleibe, und daß ihr Herz noch von keiner ſchäferlichen Treue den Beweis ſtellen könne. Deßhalb wünſchte Frau von Rollbeck nichts ſo ſehnlich, als eine recht baldige Rückkehr ihres Sohnes, denn ſie war überzeugt, daß er, um zu ſiegen, nur zu kommen und in ſeiner Offizieruniform geſehen zu werden brauche.

Doch die zärtliche Mutter ſollte dieſe Freude nicht erleben. Ehe der Donner jenes unſeligen Krieges mit ſeinen nachfolgenden, vielfachen Echo's verklungen war, überraſchte ſie ein unerwarteter Schlagfluß, der ſie augenblicklich in den Stand ſetzte, nun — wenn er anders noch für ſie leer ſtand — auf dem himmelblauen Stuhle, den ſie einſt im Traume geſehen hatte, gebührendermaßen für die Ewigkeit Platz zu nehmen. —

Erſt im Mai des künftigen Jahres kehrte die Armee in ihre Heimath zurück, und faſt zu gleicher Zeit traten Rudolph und Herrmann wieder in Aſſelheim auf, wo kurz zuvor auch die Wangoldſche Familie angekommen war.

Rudolph erſchien zuerſt. Aus dem Junker war ein Lieutenant, aus dem Milchbart war ein ernſthafter Stutzbart, und aus der ganzen, weiland etwas täppiſchen, Jünglingsgeſtalt war ein reifer junger Mann mit kräftigem, ſoldatiſchem Anſtande geworden. Ohne daß er den Mund zu öffnen brauchte, flößte er den Meiſten durch ſein Aeußeres ſchon eine gewiſſe Achtung ein. Die Blicke aller jungen Frauen und Mädchen in Aſſelheim ruhten mit ſichtbarem Wohlgefallen auf ihm, und ſelbſt Sophie fühlte ſich durch die vortheilhafte, äußere Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, ſehr angenehm überraſcht.

Eine größere Ueberraſchung war indeſſen doch Herrmanns Erſcheinung. Er trat ebenfalls als ein wohlgebildeter junger Mann mit ſehr gutem Anſtande auf, und gab Jenem an ſoldatiſchem Range nichts nach, denn Muth und ausgezeichnete Kenntniſſe hatten auch ihn zum Lieutenant gemacht, obgleich ſein Beſchützer, der brave Obriſt, gleich zu Anfange des Krieges durch eine feindliche Kugel getödtet worden war. Man behandelte daher den Emporgekommenen jetzt nicht allein in dem Hauſe des Predigers, wo er ſonſt ziemlich gemißhandelt ward, als einen ſehr ehrenwerthen Gaſt, ſondern man nahm ihn auch in dem Wangoldſchen Familienkreiſe mit großer Achtung und Freundlichkeit auf, und beſonders die dankbare Sophie ehrte ihn durch die feinſte Aufmerkſamkeit als den Mann, der einſt, ſo redlich als muthig, ihr Retter geweſen war, und ſein Geſchick dem ihrigen ohne Furcht und Klage zum Opfer gebracht hatte.

Man war bei ſeinem erſten Erſcheinen im Wangoldſchen und in dem Predigerhauſe etwas beſorgt wegen ſeines Zuſammentreffens mit Rudolph. Doch dieſer trug ſchon ſeit einigen Monaten, durch ſeine Schuld, einen neuen Beweis von Herrmanns perſönlichem Muthe in einer langen Narbe an ſeinem Arme; daher war der alte Streit zwiſchen Beiden gänzlich ausgeglichen, und ſie gingen nun, beſonders weil Rachſucht nicht in Rudolphs Charakter lag, ohne Zwiſt und Neckerei ruhig neben einander hin.

Auffallend war aber die die große Verſchiedenheit in ihrem geſellſchaftlichen Benehmen, vom erſten Augenblick ihres Widererſcheinens an. — Herrmann trat in jedem neuen Kreiſe zuerſt mit einer gewiſſen, unbezwinglichen Schüchternheit auf, die nahe an Blödigkeit grenzte, und eine natürliche Folge ſeiner früheren, höchſt beſchränkten Lage und ſeiner angebornen Beſcheidenheit war. Hatte er indeſſen, auch unter den fremdeſten Menſchen, nur erſt ein wenig ruhig Athem geſchöpft, ſo ward er ein immer unterhaltenderer Geſellſchafter, und jedem guten, gebildeten Manne, Weibe oder Mädchen ward immer wohler neben ihm. — Rudolph hingegen trat überall ſogleich mit dreiſter Sicherheit auf, und imponirte Jedem, der ihn zum erſten Male ſah; doch er hielt ſchwerlich eine ſeiner ſchnellen Eroberungen feſt, denn nach den erſten abgethanen Höflichkeitsformeln, war es, als ob Blei ſeine Zunge belaſtete, und ſeine Unbefangenheit nützte ihm faſt zu nichts weiter, als zu einer faſt heroiſchen Erduldung und Mittheilung der drückendſten Langeweile.

Man war im Wangoldſchen Hauſe anfangs gutmüthig genug, die Urſache hievon in ſeiner beſchämenden Rückerinnerung an manche Jugendthorheiten zu ſuchen, und man beeiferte ſich daher recht ſehr, ihm zu zeigen, daß ſeine jetzige Beſcheidenheit alle ehemaligen, böſen Eindrücke gänzlich verwiſcht habe. Doch alle ihm entgegenkommende noch ſo feine Höflichkeit und Schonung machte ihn zu keinem beſſeren Geſellſchafter, ſondern gab ihm nur den Muth, endlich mit einer ſchriftlichen Bewerbung um Sophiens Hand auf das Unerwartetſte hervor zu treten.

An dem nämlichen Tage erſchien der poetiſche Lauro in Perſon, und meldete, daß er Kriegsrath mit einem guten Gehalte geworden ſei. Man ſah an ſeinem ganzen Thun und Weſen, beſonders an ſeiner auf's Höchſte geſteigerten Aufmerkſamkeit gegen Sophien, daß er im Begriff war, ſo ernſtlich, wie Rudolph, mit einem Heirathsantrage heraus zu rücken. Da zog der Geheimrath Herrmannen, der eben auch ſeinen Beſuch, wie alle Tage, machen wollte, in ein Nebenkabinet, machte ihn aufmerkſam auf des neuen Kriegsraths unverkennbare Abſichten, und bat den äußerſt Betroffenen, ſich ja bis zu Abend nicht von der Geſellſchaft zu entfernen, damit der Kriegsraths keine Gelegenheit zu einer zärtlichen Erklärung fände. „Denn“ ſetzte er in vertraulichem Tone hinzu — „das liefe auf eine wirkliche Mesalliance hinaus, und ich bleibe bei dem Grundſatze, den ich mit der ſeligen Frau von Rollbeck zweimal im Duett abgeſungen habe: „„Alles; nur keine Mesalliance!““

Der Geheimrath faßte bei dieſen Worten Herrmannen ſehr ſcharf ins Auge, und ſah, das Herrmann eine Anwandlung von Stick- oder Schlagfluß haben mußte, denn das Blut ſchien ihm alle Adern des Geſichts ſprengen zu wollen, und er ſtotterte und ſchnappte nach Luft, als ob ihm die Kehle zugeſchnürt würde. Der Geheimerath war aber hartherzig genug, hiebei nicht die mindeſte Theilnahme zu zeigen, oder nur zu thun, als ob er etwas davon bemerke, ſondern ſchob den armen Patienten ſo bald als möglich zum Schildwachſtehen in das Geſellſchaftszimmer zurück.

In der gefährlichſten Batterie war Herrmannen nie ſo böſe zu Muthe geweſen, als auf dem Poſten, welcher ihm heute angewieſen war. Als ein braver Soldat blieb er freilich bis zum Augenblick der Ablöſung darauf ſtehen, ohne ſich um einen Schritt zu weit zu entfernen; aber hundertmal war er im Begriff, ſich mit der Fauſt gegen die Stirn zu ſchlagen, denn auf einmal war es ihm klar geworden, daß er ein Narr und Dummkopf ſei; und als ein ſolcher war er dann auch bis zum Abend ein gar erbärmlicher Geſellſchafter, der weder ein Geſpräch einzuleiten noch fortzuſetzen verſtand, und in gedankenloſer Zerſtreuung oft halbe und ganze Viertelſtunden lang auf eine und die nämliche Stelle des Fußbodens oder der Decke des Zimmers ſah. Doch füllte er ſeinen Platz ſo gut aus, als irgend eine an ihren Ort geſtellte Null, und machte es dem Kriegsrath unmöglich, eine vertraulichere Erklärung anzubringen. Sobald er dieſen aber durch ſeine läſtige Gegenwart hinweggeärgert hatte, blieb auch er keine Minute länger, ſondern eilte auf die Pfarre, und es war ſein heißer Wunſch, daß er recht bald wieder in den Krieg ziehen möchte, um ſeinen halbverlornen Kopf entweder ganz wieder zu erhalten, oder ganz verlieren. —

Als der Geheimrath mit Frau und Tochter allein war, redete er die letzte, ſehr überraſchend, alſo an: „Liebe Sophie, Du biſt neunzehn Jahr alt, und haſt drei Liebhaber. Herr von Rollbeck hat ſich ſchon ſchriftlich erklärt, dem Kriegsrath ſchwebte den ganzen Nachmittag die allerpoetiſchſte Liebeserklärung auf der Zunge, und Herrmann, der mir ſchon längſt verdächtig geweſen iſt, hat ſich dieſen Mittag durch Rothwerden und Stottern vollends verrathen, als ich ihm beiläufig ſagte, daß ich kein Freund von wirklichen Meßalliancen ſei —

Welchen von dieſen Dreien würdeſt Du wohl wählen, liebe Sophie?"

Die arme Sophie erröthete und ſtotterte, ſo ſehr, als es Herrmann gethan hatte, und wich, ſo lange ſie konnte, einer Erklärung aus. Endlich, beſſer gefaßt nach einer vertraulichern Aufforderung, gab ſie zur Antwort, ſie liebe wohl den Einen von jenen Dreien, aber ſie könne ſich nicht ganz in die Aeußerungen ihres Vaters finden, und darum wiſſe ſie nicht, ob er ihre Liebe wohl billigen werde.

„Wie wär' es möglich," erwiederte der Geheimrath — „daß meine Sophie anders, als nach meinem Sinne, ſollte gewählt haben? Der Eine Deiner Liebhaber iſt ganz ungebildet und nur vielleicht brav; der Andere iſt ſehr brav und gebildet; der Dritte iſt ſehr fein gebildet, aber durchaus nicht brav. Sollteſt Du das nicht herausgefühlt haben, ſo gut, als ich? Und könnteſt Du dann noch zweifelhaft ſein?"

„Ach nein!" fiel ihm Sophie lebhaft ins Wort — „Herrmann, Herrmann iſt ſehr brav und gebildet, darum hab' ich ihn lieben müſſen; und daß er auch mich liebt, hat ſich mir unverkennbar offenbart durch die Art, wie er mir neulich noch zwei von den Groſchen zeigte, die ich ihm vor ſechs Jahren mit auf den Weg gab, und die er ſo ſorgſam bis jetzt aufgehoben hat. Ich habe auch immer geglaubt, daß Sie dieſe meine Liebe billigen würden; nur das Wort Mesalliance hat mich einen Augenblick irre gemacht. — Oder ſollten Sie es vielleicht in einem andern, als dem gewöhnlichen Sinne gebraucht haben?"

„O, Triumph!" rief der Geheimrath, und ſchloß Sophien freudig in die Arme — „hieran erkenn' ich meine Tochter und das Werk der trefflichſten Stiefmutter und Erzieherin! — Ja, Sophie, Du verſtehſt mich, und haſt ganz nach meinem Sinne gewählt! — Wie hätt' ich das Wort Mesalliance brauchen können in dem gemeinen verbrauchten Sinne! Ich ſpielte nur damit bei der alten Dame und bei Deinem Herrmann, um Jene in ihrer Schwachheit zu ſtärken, und um Dieſen auf eine entſcheidende Art auszuforſchen. — Meine wahre Meinung war, und iſt, und bleibt, daß nicht ein kleiner Abſtand der Geburt, wohl aber ein weſentlicher Unterſchied in geiſtiger und moraliſcher Bildung eine wirkliche Mesalliance macht, bei der kein echtes häusliches Glück gedeihen kann. Unſer innres Ich iſt wichtiger und heiliger, als die veralteten, äußeren Formen der Geſellſchaft. Dieſe ſind nur zufällig und beſchränkt, aber Jenes iſt etwas Ewiges, und die Abſtufungen ſeiner Veredlung und Verwilderung ſind unendlich. — Dank ſei es Deinen glücklichen Naturanlagen und Deiner trefflichen Erzieherin: Dein Herz iſt kindlich rein und gut, und Dein Geiſt ſteht auf einer ſchönen Stufe echter Bildung! Und eben, weil ſie echt iſt, wird dieß Zeugniß Dich nicht zur eiteln Närrin machen, wie es ſo viele Halbgebildete und Verbildete ſind. — Wie könnteſt Du die rohe Unwiſſenheit und geiſtloſe Langweiligkeit eines Rollbecks, und wenn er auch der reichſte Reichsgraf wäre, ein ganzes Leben hindurch mit Gleichmuth ertragen! Wie würde die Herz- und Sittenloſigkeit eines Lauro, und wenn er auch von allen Muſen eigenhändig mit Lorbeerkränzen geſchmückt würde, Dein Gefühl mit jedem Tage unheilbarer verwunden! Mit Jedem von dieſen Beiden wäre Deine Verbindung daher eine wirkliche, höchſt unglückliche Mesalliance. Aber Herrmann, der arme Schulmeistersſohn, der nie einen Reim gemacht hat, beſitzt Kopf und Herz, und Kenntniſſe und Charakter genug, um Deiner Liebe vollkommen werth zu ſein, und wird gewiß Dich glücklich machen!" —

Mit dankbaren Freudenthränen umarmten einander Vater und Mutter und Tochter. Schon am folgenden Tage wurde dieſe rührende Gruppe durch den glücklichen Herrmann wiederholt und vergrößert. — Viele nannten auf einige Zeit den Geheimrath einen thörichten Sonderling, und zuckten mitleidig die Achſeln über das beſcheidene Glück ſeiner Tochter. Aber die ungetrübte Dauer deſſelben, die ſteigende Achtung, welche ſich Herrmann erwarb, und die Verachtung, zu welcher ſpäterhin Rollbeck und Lauro — Jener durch ſeine Rohheit, und Dieſer durch ſeine Schlechheit — hinabſanken, rechtfertigten hinlänglich des Geheimraths Grundſätze und Sophiens Wahl.

Das Waiſengrün.*)

O Hamburg, alte Hafenſtadt,
Mit vielen Gaſſen krumm und eng,
Voll Schmutz, Geſchrei und Volksgedräng,
Wer häßlich dich geſcholten hat,
Der komm' und ſeh' dein Waiſengrün,
Und ſeh' in einem Schmuck dich blüh'n,
Den man — wie weit man fährt und ſchifft —
Wohl nirgends, nirgends ſchöner trifft!
Und wenn ihm hoch das Herz dann ſchlägt:
So bitt' er's ab dir, tief bewegt,
Daß erſt er dich verachtet hat,
Du alte, wackre Hafenſtadt!

Wohl groß und herrlich dehnt um dich
Der Elbe breiter Spiegel ſich,
Mit ſeinem dichten Maſtenheer
Hinwinkend auf das große Meer;
Wohl blüht in heiterm Farbenglanz
Weit um dich her ein ſchöner Kranz
Von Gärten, baum- und blumenreich,
Wo Kinder, holden Engeln gleich,
Wo ſchöne Mädchen, ſchöne Frau'n
An hundert Stellen ſind zu ſchau'n.
Doch wer nur dieſer Herrlichkeit
Als flücht'ger Wandrer, ſich gefreut,
Nicht glücklich preiſen kann ich Den,
Denn Hamburgs Silberblick erglüh'n
Hat freudig doch nur Der geſeh'n,
Der feiern ſah das Waiſengrün.

Es iſt der Waiſen höchſtes Feſt,
Das man ſie jährlich feiern läßt;
Doch nicht ein Feſt für ſie allein,
Ein Feſt iſt's für die ganze Stadt,
Für Arm und Reich, für Groß und Klein,
Für Jeden, der ein Herz nur hat.

Im Roſen-Monat, früh hervor
Tritt aus des Waiſenhauſes Thor
Der armen Waiſen große Schaar,
So Knab' als Mägdlein, Paar bei Paar,
Mit neuen Kleidern angethan,
Ihr kleiner Kapitain voran,
In ſeiner Hand ein Ehrenſtab,
Den man, als Fleißes Lohn, ihm gab,
Bei ihm der Ehrenknaben vier,
Und All' in friſcher Kränze Zier;
Hier Lehrer und dort Lehrerin,
Daß, in der frommen Stiftung Sinn,
Auch beim Umherzieh'n frank und frei,
Stets Ruh' und gute Ordnung ſei. —
So dehnet lang und länger ſich
Der Zug daher, gar feierlich,
Der Straßen Labyrinth entlang,
Mit frommem, kirchlichem Geſang,
Der rührender das Herz durchdringt,
Als mancher, der viel ſchöner klingt.

Um milde Gaben zu empfah'n,
Zieh'n Alle hin die lange Bahn,
Doch Wen'ge ſind die Sammler nur
Auf dieſer frommen Erndteflur,
Und reichen, mit vergnügtem Sinn,
So rechts als links, die Büchſen hin,
Die Uebrigen erwarten's ſtill,
Ob man auch ſie bedenken will,
Und ſtecken Münzen, noch ſo klein,
In ihre Taſchen dankbar ein. —

Früg' Einer nun: „Iſt ſolch ein Brauch
Des reichen Hamburgs würdig auch?
Verdirbt man nicht der Kinder Sinn
Durch ſolch' Umherzieh'n nach Gewinn?"
So ſpräch' ich: „Strenger Frager du,
Gen Hamburg eile! geh' hinzu,
Und ſieh mit eignem Aug' ein Feſt,
Das ſchwer ſich nur beſchreiben läßt!
Wo man, wie hier, das Geben liebt,
Mit Kält' und Hochmuth Keiner giebt;
Des Gebens fromme Freudigkeit
Zur höhern Gab' ein Scherflein weiht;
Und unbefangner Kindesſinn
Nimmt ſolche Gabe freudig hin,
Und weiß, vergnügten Angeſichts,
Von Scham und von Erniedrung nichts." —

Und wenn es ein Triumphzug wär'
Von einem großen Siegesheer,

---

*) Aus A. G. Eberhard's Schriften.

Es würd' ihm größre Achtſamkeit,
Als dieſem Zug', wohl kaum geweiht.
Die Wachen treten in's Gewehr,
Dem kleinen Kapitain zur Ehr',
Der nie nach Geld die Hand ausſtreckt,
Weil man's ihm in die Taſchen ſteckt.
An allen Fenſtern, ſpiegelblank,
Die größt' und kleinſte Straß' entlang,
Wenn dieſer Zug vorüberzieht,
Man Kopf an Kopf gereihet ſieht.
Auch quillt in Eil aus jedem Haus,
So Alt als Jung, zur Thür heraus;
Gedrängt auf allen Treppen 'ſtehn
Die Leut', um ſolchen Zug zu ſeh'n.

Da ſteh'n ſelbſt reiche Handelsherrn —
Gar hochgeachtet nah und fern —
Vergeſſen für den Augenblick
Des Handels Flor und Mißgeſchick,
Um reiche Wohlthat auszuſtreu'n,
Die armen Waiſen zu erfreu'n.
Behagliche Matronen ſchau'n
Hinab mit ſchön geputzten Frau'n,
Und üben fromme Chriſtenpflicht,
Mit mildem, lächelndem Geſicht.
Auch Knab' und Mägdlein eilen hin,
Mit angeerbtem, gutem Sinn,
Und theilen, was ſie haben, aus,
Ihr Geld und ihren Blumenſtrauß.
Es giebt der Knecht, es giebt die Magd;
Es reicht die Wittwe, hochbetagt,
Mit ſchwacher Hand ihr Scherflein dar,
Wie ſie's gehalten jedes Jahr,
Und manche Mutter hebt geſchwind
Hinauf an's Herz ihr liebes Kind,
Und danket Gott, indem ſie's küßt,
Daß es nicht früh verwaiſt ſchon iſt,
Und lehret es, wie Groß und Klein
Zum Geben heut bereit muß ſein,
Indem ſie, frommen Dankes voll,
Durch ſeine Hand giebt ihren Zoll.
In grobem oder feinem Kleid
Denkt Mancher auch der alten Zeit,
Wo er, als arme Waiſe, mit
Einher in dieſem Zuge ſchritt,
Denkt an des Vaters frühen Tod
Und an der armen Mutter Noth,
Denkt, wie der erſte Schilling ihn
Entzückt beim erſten Waiſengrün!
Wär' da die Straß' auch noch ſo eng:
Er drängt ſich durch das Volksgedräng,
Geht langſam mit dem Zug dann fort,
Singt mit im Herzen, Wort vor Wort,
Das wohlbekannte, fromme Lied;
Und wo er eine Waiſe ſieht,
So blaß und ſchwach, wie er es war,
Da wird das Aug' im thränenklar;
Er wird des Gebens nimmer ſatt,
Bis, was er in der Taſche hat,
Und ohne daß er's zählt und mißt,
In Waiſenhand gewandert iſt.

Deß freu'n die armen Kinder ſich
Auf ihrem Zug herzinniglich.
Es macht der vielen Geber Hand
Sie mit der ganzen Stadt verwandt.
Es iſt, als ſagte Jedermann:
„Ihr All' gehört uns Allen an!“
Die, eltern- und geſchwiſterlos,
Sonſt waren hungrig, nackt und bloß,
Die ſeh'n ſich nicht verlaſſen mehr;
Sie geh'n, wie durch ein ganzes Heer
Von Eltern und Geſchwiſtern, hin,
Sie fühlen, mit vergnügtem Sinn,
Sich nicht mehr arm, nicht mehr verwaiſt,
Kaum wiſſend noch, was ſolches heißt. —

Auf ihrer langen, langen Bahn
Sie All' Erquickung auch empfah'n,
Wie Elternhand ſie Kindern reicht,
Damit die Wandrung werde leicht.
Es wehren Milch und weißes Brod
Der Furcht vor Durſt und Hungersnoth.
Iſt auch dazu kein Tiſch gedeckt:
Das Frühſtück doch vortrefflich ſchmeckt;
Und rinnt auch von der Stirn der Schweiß:
Sie achten's nicht um ſolchen Preis,
Und Jeder ißt vergnügt und trinkt,
Bis ihn der Führer weiter winkt.

Mit friſcher Kraft beim Lobgeſang
Geht's wieder Straß' an Straß' entlang,
Bis endlich gar zur Stadt hinaus,
Zum ſpäten, frohen Mittagsſchmaus.
Auf grüner Wieſ', in langem Zelt,
Sind lange Tafeln aufgeſtellt,
Vollauf beſetzt mit Speiſ' und Trank,
Auf beiden Seiten Bank an Bank.
Da legt nun Jeder an den Tag,
Was ſchon am Eßtiſch er vermag;
Ja Mancher aus dem Waiſenchor
Thut's einem Rathsherrn faſt zuvor,
Und zeigt die angeſtammte Kraft
In Back', in Zahn, und Magenſaft,
Die mancher Millionenmann
Gern zeigte, doch nicht zeigen kann.

Wie werden bleiche Wangen roth
Bei ſolchem, frohem Mittagsbrod;
Vergnügt iſt Jeder, Keiner zankt!
Auch wird dem lieben Gott gedankt,
Der jedem Raben Futter giebt,
Und väterlich die Waiſen liebt.

Doch iſt geendet auch der Schmaus,
Iſt d'rum die Freude noch nicht aus.
Das ſchöne Feſt, das Waiſengrün,
Das ſieht man jetzt erſt ganz erblüh'n
Denn auf dem grünen Wieſenplan
Geht erſt der Waiſen Luſt recht an.
Gefreut hat ſich die ganze Schaar
Auf dieſe Stund' ein ganzes Jahr,
Und wogt nun fröhlicher umher,
Als wenn die Wieſ' ein Prachtſaal wär'.
Da wird geſprungen, wird geſcherzt;
Wer ſchüchtern war, er wird beherzt;
Der Schatz der Taſche wird gezählt,
Und an der Bude wird gewählt
Ein ſchönes Kleinod, bunt bemalt,
Wird auf der Stelle baar bezahlt
Mit Sechsling- und mit Schilling-Stück,
Und hoch gejauchzt ob ſolchem Glück. —

Wie zeigt es da ſich unverhüllt,
Daß Kindeshand iſt leicht gefüllt,
Daß Armuth leicht zu tröſten iſt,
Wenn man mit Lieb' ihr Leid ermißt.

Sechshundert Waiſen voller Luſt,
Genährt an Hamburgs Mutterbruſt —
Wem ſcheuchte ſolch ein Anblick nicht
Die finſtern Falten vom Geſicht? —

Des Wohlthuns ſchöner Blüthenbaum,
Er wurzelt tief in Hamburgs Raum,
Und breitet aus die Aeſte weit
In immer höhrer Kräftigkeit!
D'rum laut geprieſen ſei die Stadt,
Die ſolch ein Feſt zu zeigen hat;
Sie feir' es froh noch tauſend Jahr,
Sie ſei geſegnet immerdar!

Dresden. *)

(Vorgeleſen im dortigen Liederkreiſe, am 12. April 1822).

Das Dresden, wahrlich, that's mir an,
Daß ich davon nicht laſſen kaan!
Seit dreißig Jahren bin ich jetzt
Zum zehnten Mal hinein verſetzt,
Und immer neu erſcheint es mir.
Doch frag' ich mich: „Was willſt du hier,
Du alter, fremd gewordner Gaſt?“
So ſtock' ich bei der Antwort faſt.
Der friſche Kunſt- und Schönheit-Sinn,
Der ſonſt mich warm belebt, iſt hin,

---

*) Aus A. G. Eberhard's Schriften.

Wenn auch nicht ganz — da Gott vor ſei! —
Doch großentheils; denn frank und frei
Bekenn' ich, mit Verzicht auf Ruhm,
Mein jetziges Philiſterthum.
Das dreht ſich meiſt um Weib und Kind,
Und macht für Vieles taub und blind.
Was hoch den Zwanziger entzückt,
Iſt weit dem Fünfziger entrückt;
Denn Dem erſcheint, als blauer Dunſt,
Im Leben viel und in der Kunſt.

Und ſtreif' ich durch dies Paradies,
Zu ſuchen, was ich hier verließ:
So wird das Herz mir ſchrecklich ſchwer,
Denn Vieles ſind' ich gar nicht mehr,
Und vieles ſind ich ſo verdreht,
Daß mir zum Schau'n die Luſt vergeht!

Wie mancher ſchöne Augenſtern,
In den ich ſonſt geſchaut ſo gern,
Ging, ach! mit ſeines Glanzes Pracht
Schon unter in des Grabes Nacht!
Wie manche, ſonſt ſo leichte Bruſt,
Nur athmend Frieden, Lieb' und Luſt,
Iſt ſchwer gedrückt, und hart bedroht
Von wahrer und erträumter Noth!
Zwar manches, ſonſt gar ſpröde Kind
Iſt jetzt recht liberal geſinnt,
Und grüßt mich frei mit Hand und Kuß;
Doch ſagen muß ich's mit Verdruß,
Und wenn es auch gefühllos wär':
„Es iſt der alte Kuß nicht mehr,
Der im vergang'nen Säculo
Mich zaubern konnte überfroh!"

Und leider! in der Männerwelt,
Da iſt es ſchlimmer noch beſtellt!
Der eine Freund — hilf Himmel! — mißt
Des Lebens Glück nach Glück im Whiſt!
Der Andre — das ſei Gott geklagt! —
Wird von der lieben Frau geplagt,
Und küßt das Marter-Inſtrument
— Das aus Reſpekt mein Mund nicht nennt —
Mit Lammes fromm-geduld'gem Sinn,
Als hielt es Papſtes Fuß ihm hin!
Den Dritten, welcher ſonſt zum Spaß
Oft ſchlug die ſchönſten Entrechat's,
Den hör' ich jetzt erbärmlich ſchrein,
Vor Schmerz vom leid'gen Zipperlein!
Der Vierte vollends — — doch, es ſei
Genug an dieſer Litanei!
Warum erzählt, was Jedermann
Zur Gnüge täglich ſehen kann?
Seit mir verſchimmelt Haar um Haar,
Bin ich auch Der nicht, der ich war!
Warum denn ſollten's Andre ſein?
Wer klug iſt, findet ſich darein,
Daß ſich verwandelt Jung in Alt,
Vergnügt in Ernſt, und Warm in Kalt,
Und nimmt, für kleine Schwächen blind,
Die Menſchen, wie ſie eben ſind.

Und wenn ich Vieles auch verlor:
So kann ich mehr, als je zuvor,
Mich hier bewährter Freunde freu'n,
Die tauſend Freudenblumen ſtreu'n
Auf meinen frohen Lebenspfad,
Durch treue Lieb' in Wort und That.
Denn die mir, neben Frau und Kind,
Die Liebſten hier auf Erden ſind,
Die ſind' ich freudig jetzt gebannt
Hier an der Elbe ſchönem Strand,
So daß das ſchönſte Herzensfeſt
Sich hier für mich nun feiern läßt.

Ja, das iſt's, was nach Dresden jetzt
Zum zehntenmal mich hat verſetzt,
Was freundlich mir den Schmerz verſüßt
Bei Allem, was ich eingebüßt,
Was, wenn mir auch in Welt und Kunſt
Jetzt viel erſcheint als blauer Dunſt,
Mir freudig doch das Herz erwärmt;
Denn, wenn es endlich ausgeſchwärmt
In Amors Stachelroſen-Hain:
So wohnt ſich's deſto feſter ein
Im Freundſchafttempel, der, umkränzt
Mit Immergrün, hochheilig glänzt.
Und wenn, von ſeinem Glanz erhellt,
Sich überall verſchönt die Welt,
Und treuen Freunden, froh vereint,
Ein Eden ſelbſt die Wüſt' erſcheint:
Wie muß in ſolchem Zauberſtrahl
Jetzt mir erſcheinen dieſes Thal,
Mir Glücklichem, der hochentzückt
Hinaus in ſeinen Zauber blickt,
An Freundes und an Freundin Hand,
Die treu bewährt ich längſt erfand!

Doch thu' ich nun die Frag' an mich:
„Warum behältſt du nicht für dich
Im Herzen deines Herzens Glück,
Und greifſt zur Leier gar zurück,
Die, ein vergeßnes, armes Ding,
Seit langer Zeit am Nagel hing?"
Erwiedr' ich: „Ei, man thut, was man
Nicht laſſen darf, nicht laſſen kann."

Den möcht' ich ſehn, deß Worte nicht
In Dresden würden zum Gedicht,
Wenn in der Bruſt ſich etwas nur
Ihm regt von dicht'riſcher Natur!
Daß hier ſo Vieles zu mir ſpricht,
Was mich ergötzt, das macht es nicht!
Wohl ſah ich manchen prächt'gern Strom,
Und manchen ältern, höhern Dom,
Und manchen kühnern Bergesſchwung
Mit freudiger Begeiſterung,
Als hier der Elbe ſchönes Thal
Mir zeigt im Mond- und Sonnenſtrahl;
Auch manchen doch noch edlern Wein,
Als edlen Meißner, ſchlürft' ich ein;
Und näher nach dem Nordpol fand
Ich höhern Thermometerſtand,
Und ſüßern Frühlingsblumenduft,
Als hier zur Zeit durchwürzt die Luft;
Auch manches höh're Lebensglück
Entzündete mir Herz und Blick,
Im Kreiſe faſt ſo ſchöner Frau'n,
Als Dresdens Flora giebt zu ſchau'n;
Doch ſetzt' ich — wie ich ſchwören kann —
Nur ſelten einen Reim daran,
Denn Pegaſus, der edle Gaul,
War ſtets bei mir ein wenig faul! —
Wie kommt's nun, daß er, ungeſtimmt,
Mich jetzt auf ſeinen Rücken nimmt?
Wie komm' ich zu der Verſeluſt,
Bei alt und kalt geworduer Bruſt?
Was iſt's, das meinen Proſa-Text
Durch Reim auf Reim zu Verſen hext,
Daß, würd' ich jetzo auf einmal
Zur Frau, ich hielte dem Gemahl,
In Verſen neuſten Styls, fürwahr,
Gardinenpredigten ſogar?

Das geht, ich ſag' es frank und frei,
Nur zu durch große Zauberei!
Es iſt und bleibt ein wahres Wort,
Das Dresden iſt ein Zauberort!
Denn wenn's ein Zauberort nicht wär',
O ſagt, wie käm' ein ſolches Heer
Von Sängern, faſt zu zählen kaum,
Zuſammen in ſo kleinem Raum?

Geht doch im Lenz hinaus auf's Feld,
Und von den Alpen bis zum Belt
Begrüßen, mit vergnügtem Ton,
Euch von der ganzen Legion
Von Lerchen, die den Frühling preiſ't,
Seit längrer Zeit, als Ewald Kleiſt,
Auf jeder noch ſo ſchönen Flur
Doch immer zwei, drei Sänger nur;
Und nirgend rauſcht ein ganzer Chor
Von Lerchen über euch empor,
Denn weislich ſind ſie allzumal
Vertheilet über Berg und Thal,
Bis zu der ſand'gen Scholl' im Meer,
Die ſonſt faſt ganz iſt wüſt und leer,
Als hätt' es, nach durchdachtem Plan,
Ein maître de plaisir gethan,

Der überall gewiſſenhaft
Dem Freudeluſt'gen Freude ſchafft,
Doch nie und nirgend, übereilt,
Zu wenig und zu viel vertheilt.

Und alſo hat auch Gott gewollt,
Daß nirgendwo es fehlen ſollt'
(In Deutſchland mind'ſtens) an Genie
Zur edlen Kunſt der Poeſie;
Und darum — Heil dir, Deutſchland! — hat
Krähwinkel ſelbſt, die gute Stadt,
Ihr Männchen, das, als Stadtpoet,
Auf's Verſemachen ſich verſteht,
Und mit gewandter Geiſteskraft
Die Honoratiorenſchaft,
Bei jedem Luſt- und Trauerfeſt
Sein Mitgefühl vernehmen läßt.
Ja jedes Städtchen nicht allein
Kann ſolches Kleinods ſich erfreu'n,
Selbſt manches Dörfleins Kantor macht
Sein Verschen, daß es klappt und kracht,
Verkündend uns zum neuen Jahr,
Welch' Wetter in dem alten war.

Angeben endlich ſollt' einmal
Ein Geopraph mit ſcharfer Zahl,
Wie viel in jedem deutſchen Staat,
Auf jede Meile im Quadrat,
Zu rechnen ſei Poetenthum,
Mit vielem oder wen'gem Ruhm.
Dann ſäh'n die Steuerräthe gleich,
Was für ein Geldquell, neu und reich,
Jetzt wär' ein tücht'ger Steuerſatz
Auf's Dichten, für des Staates Schatz;
And in die Augen ſpräng' es dann
Recht deutlich erſt für Jedermann,
Daß mancher Staat, wer weiß wie ſtark,
An Flinten- und Kanonen-Mark,
Und reich an ſonſt'ger Induſtrie,
Doch Prieſter für die Poeſie
Nicht halb ſo viel zu zeigen hat,
Als Dresden, die geprieſ'ne Stadt.
Denn, wie der prächtige Veſuv
So manchen Berg, der großen Ruf
Erhielt durch Bild und Red' und Schrift,
An innerm Leben übertrifft,
Das ewig brauſ't und ewig glüht,
Und auf in Feuerſäulen ſprüht:
So thut es Dresden auch zuvor
Dem ganzen deutſchen Städte-Chor
An innern Lebens reger Kraft
Und künſtleriſcher Meiſterſchaft,
Die auf in tauſend Blumen blüht,
Von Himmelsflammen überglüht.
Es iſt, umlacht von heitrer Flur,
Ein großer Muſentempel nur,
Und Haus bei Haus iſt ein Altar,
Und zahllos iſt die Prieſterſchaar,
Die täglich ihre Opfer bringt,
Und nach der Muſe Beifall ringt,
Indem der Eine, ſeelenvoll,
Ergreift die Leier des Apoll,
Sein Glück bejauchzt, ſein Leiden klagt,
Von Mit- und Vorwelt ſingt und ſagt;
Der Andre, mit gemeßnem Schritt,
Dem Erſten an die Seite tritt,
Mit Flöten- und mit Geigenklang
Zu ehren, was der Dichter ſang;
Ein Dritter von der Staffelei,
Treibt mit dem Pinſel Zauberei
Und bannet auf die Leinwand hin,
Was ihm beweget Herz und Sinn;
Ein Vierter, mit dem Meißel, macht,
Daß aus dem Stein ein Gott erwacht;
Ein Fünfter zu der Trauerurn'
Uns führt auf tragiſchem Kothurn;
Ein Sechſter, durch Apollo's Gunſt,
Das Leſen ſelbſt erhebt zur Kunſt;
Ein Siebenter — ein Zehnter gar —
Allein genug! 's iſt offenbar! —
Wer zweifeln wollte, wäre blind! —
Apollo und die Muſen ſind —
Aus ihrer alten Tempel Pracht,
In ſturmbewegter Zeiten Nacht,
Durch rohe Barbarei verſtört —
In Dresdens Mauern eingekehrt,
Daß an der Elbe möcht' entſtehn
Ein neues, geiſtiges Athen.

Als alte Heiden, werden ſie
Sich freilich ganz bekehren nie,
Und lang verdroß ſie Gruß und Knix
Vor Hochaltar und Crucifix;
Doch finden ſie ſich jetzt darein,
Und laſſen Chriſten Chriſten ſein,
In Wort und That, in Schrift und Bild,
Und keiner ſchmollt, und keiner ſchilt,
Wenn Maler und Poet, verzückt,
Mit Blumen ſeinen Glauben ſchmückt.

Hochvornehm wandeln ſie noch ſo,
Wie ſonſt, einher incognito,
Und bergen ſich ſo gut, daß man
Sie ahnen nur, nicht kennen kann.
Wer weiß, ob nicht Apoll als Hirt
Auch hier manchmal die Flur durchirrt,
(Beſonders ſeit ſich Bock und Schaf
Veredelt und vermehrt ſo brav);
Und wenn auch Jungfraun-Sprödigkeit
Vor ihm nicht mehr um Hülfe ſchreit,
Und keine mehr ſich, angſtgepreßt,
In einen Baum verwandeln läßt:
Iſt mancher Jungfrau hier das Haupt
Mit Lorbeern doch ſo ſchön umlaubt,
Daß man wohl merkt, an weſſen Hand
Sie ſolche edle Zierde fand.
Wer weiß auch, ob er nicht mit Stern
Und Band ſich ſchmückt, wie große Herrn,
Und als Horaz und als Mäcen
Gleich ehrenvoll weiß da zu ſtehn?
Wer weiß denn, ob nicht dieſer Kreis
(Zu ſeinem und der Muſen Preis
Geſtiftet) Manchen oft als Gaſt,
Vielleicht als Mitglied gar, umfaßt?
Daß holde Grazien hier ſind,
Wer das nicht ſäh', der wäre blind,
Und die ſind ſtets, als blutsverwandt,
Den Muſen nahe, wie bekannt.
Ich armer, leſender Poet,
Verlegen bin ich, doch discret,
Und zeige, ſo geſpannt ich bin,
Nach Keinem doch mit Fingern hin,
Wenn gleich ich fragen möchte: „Wer
Iſt Die und Die, und Der und Der?"
Bei Gott, ich trau' am Ende nicht
Des beſten Freundes Angeſicht!
Wer weiß, ob er, ob Frau und Kind,
Nicht auch nur Menſchenmasken ſind,
Die mich, aus bloßer Neckerei,
Hieher gelockt zur Leſerei?
Ich ſage hier für Keinen gut,
Denn höchſtens werf' ich noch mit Muth
Die ehrliche Behauptung hin,
Daß ich nicht Gott, nicht Muſe bin;
Und alſo bleibt's mein letztes Wort:
Das Dresden iſt ein Zauberort!

Johann Georg Eccard, ſpäter von Eckhart

ward am 7. September 1674 zu Duingen im Hannöverſchen geboren, bekam ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung auf der Kloſterſchule Pforta und bezog dann die Univerſität Leipzig. Nach vollendeten Studien ward er Secretair des Feldmarſchall von Flemming in Dresden und erhielt dann (1706) eine Profeſſur der Geſchichte in Helmſtädt. Von hier 1713 als Rath und Hiſtoriograph nach Hannover berufen, folgte er 1717 Leibnitz im Bibliothekariat und wurde vom Kaiſer Karl VI. geadelt. Seine zerſtörten Vermögensumſtände zwangen ihn jedoch heimlich nach Corvey und von hier nach Cöln zu fliehn, wo er 1723 zur katholiſchen Religion übertrat. Auf Veranlaſſung des Fürſtbiſchofs von Würzburg wurde er als wirklicher Hofrath, ſpäter Geheimrath, Bibliothekar zu Würzburg, wo er am 9. Feb. 1730 ſtarb.

Seine Schriften ſind:

Monatliche Auszüge aus allerhand Büchern. Hannover, 1700—1702. 3 Bde.
Historia studii etymologici linguae Germanicae. Hannover, 1711.
Hymnus magnus ecclesiae quem Te Deum laudamus vulgo vocant. Helmſtädt, 1713. 4.
Incerti Monachi Weissenburgensis Catechesis theotisca. Hannover, 1713.
Poetiſche Nebenſtunden. Braunſchweig, 1721.
Corpus historicum medii aevi. Leipzig, 1723. 2 Bde. Folio.
Commentarii de rebus Franciae orientalis. Würzburg, 1729—1731. 2 Bde. Folio.

E. erwarb ſich vorzügliches Verdienſt durch ſeine Bemühungen, das Studium der deutſchen Sprache zu verbreiten, ſo wie durch ſeine Bekanntmachung, Vergleichung und Erklärung alter Sprachdenkmäler, zu einer Zeit, als dieſes Feld des Wiſſens noch ſehr unangebaut lag und ſich nur höchſt geringes Intereſſe für daſſelbe, bei der Nation beurkundete. Seine eigenen poetiſchen Leiſtungen ſind im Geſchmack jener Tage und ſchon an und für ſich unbedeutend.

Eckehard I. der Mönch von St. Gallen,

Notkers Oheim und Lehrer, ſtarb 973. Er ſchrieb ein Gedicht von Walthers Flucht und deſſen Kämpfen mit den Wormſer Helden, in lateiniſchen Hexametern, wahrſcheinlich nach einem deutſchen Original, das zuerſt von Fiſcher herausgegeben ward unter dem Titel:

De prima expeditione Attilae reg. Hun. in Gallias ac de rebus gestis Waltharii Aquitan. principis. 1780 u. 1792. 4.

Guſtav Edinhard, s. W. Fink.

Johann Auguſtin Egenolff

wurde im Jahr 1683 in Dresden, wo ſein Vater als Rector lebte, geboren, beſuchte die Kloſterſchule Pforta und ſtudirte darauf in Leipzig, wo er 1705 Magiſter wurde, Philologie. Dann ging er nach ſeiner Vaterſtadt zurück und machte darauf mit dem Grafen Moritz von Sachſen eine Reiſe nach Holland, auf welcher er bei der Belagerung mehrerer Feſtungen gegenwärtig war. Nach ſeiner Heimkehr ward er Tertius an der Fürſtenſchule zu Grimma, wo er 1729 ſtarb.

Seine deutſchen Schriften ſind:

Hiſtorie der deutſchen Sprache. Leipzig, 1716. 12. — Zweiter Theil, Leipzig, 1720. 12.
Kaiſer Karls des Großen Lebensbeſchreibung. Durch Eginharden u. ſ. w. in's Deutſche gebracht und mit Anmerkungen verſehen. Leipzig, 1728. 12.
Chronologiſche Zeittafel vom Anfang der Welt, bis auf gegenwärtige Zeit. Leipzig, 1722. Fol.

Ein wackerer Schulmann, deſſen Geſchichte der deutſchen Sprache ein für jene Zeit ſehr verdienſtliches Werk war und von ſeinen Nachfolgern viel benutzt worden iſt. Wir theilen hier als Probe ſeiner Behandlungsweiſe die erſten drei Capitel dieſes Werkes mit.

Das erſte Capitel.

Von den gelehrten Leuten, ſo von der Hiſtorie der Teutſchen Sprache geſchrieben.

Obwohl unterſchiedene Gelehrte Stückweiſe von der Teutſchen, wie nicht weniger derjenigen Sprache, aus welcher ſie nebſt ihren Schweſtern entſtanden, gehandelt; ſo iſt doch meines Wiſſens keiner unter denſelben, welcher auf ſolche Art, wie mit Gott ich zu thun geſonnen bin, davon geſchrieben. Denn ich werde mir angelegen ſeyn laſſen, derſelben Natur und äuſerliche Geſtalt, nebſt den Veränderungen, welchen ſie von Japhets Zeit an, bis auf die jetzige unterworfen geweſen, zu unterſuchen. Bei den Alten, ſowol Griechiſchen als Römiſchen Geſchicht-Schreibern findet man hiervon nichts mehr, als dieſe Merkmahle und Fußtapfen, daß ſie bekennen: daß ſie ihren Gottesdienſt und Sprache von den Barbarn, als Scythen, Phrygiern, Thraciern, und andern dergleichen Völckern bekommen haben; wovon wir hernachmals reden werden. Unter denen, ſo in den neuern Zeiten hiervon gehandelt, hat Goropius Becanus daß Eiß gebrochen, und in ſeinen unterſchiedenen Schrifften gar deutlich erwieſen, daß die Cimbriſche, Celtiſche, oder Scythiſche Sprache, welcher ſehr ähnliche Töchter die Teutſche, Holländiſche, Schwediſche, Däniſche, und andere ſind, die alleräſteſte von Europa und eine Mutter der übrigen ſey. Es gedenket zwar der Herr Schottel eines Gelehrten, mit Namen Annius Vetulonius, ſo der erſte Erfinder derer Sätze ſeyn ſoll, welche Becanus hernach weiter bewieſen, und führet aus dem Duret an, daß Lybius und Geraldus wider den Annius geſchrieben. Aber ich habe weder ſeine, noch ſeiner Widerſacher Schriften jemals zu ſehen bekommen, finde auch nirgends, daß einiges Werk von ihm ſey gemachet worden. Auf unſern Goropius aber wieder zu kommen, ſo gehet es demſelben, wie faſt allen Gelehrten und Künſtlern, ſo ſich in eine Wiſſenſchaft vertieft haben, und dahero insgemein aus derſelben alles, was nur in der Welt vorgehet, herzuführen pflegen. Alſo, da Becanus ſiehet, das viele Griechiſche, Lateiniſche, Franzöſiſche, Italiäniſche, und andere Wörter aus der alten Cimbriſchen Sprache herkommen, ſo ſchlüſſet er, wie man in den Schulen redet, a particulari ad universale, und ſuchet darzuthun, daß alle Worte der Europäiſchen, ja gar der Orientaliſchen Sprachen unmittelbar aus der Cimbriſchen müßten hergeleitet werden. Aber hierinnen fehlet er, und bringet ſo wunderliche und Cabaliſtiſche Grillen vor, daß er mit Recht von den Gelehrten verlachet wird, wiewol im übrigen einige gelinder, einige ſchärfer von ſeinen Schriften urtheilen. Meines Wiſſens hat ihn keiner ärger angegriffen, als Lipſius und Julius Cäſar Scaliger, wie ihn denn der letztere einen Marktſchreyer und Narren über den andern heiſſet, wovon ein weitläuftig Exempel Chabotius angeführet. Es hat auch ſolches Becanus wohl gewußt, daher er zum öfftern, ſonderlich in dem andern Buche ſeiner Hermathene, viel wider den Scaliger ſchreibet, und demſelben ſeine Fehler zeiget. Der ſeelige Herr Dr. Auguſt Pfeiffer, der wegen ſeiner großen Wiſſenſchaft ſo wol in Europäiſchen, als Morgenländiſchen Sprachen, hierinnen nicht ungeſchickt urtheilen können, widerlegt zwar die Gedanken, ſo Becanus von der Ebräiſchen Sprache hat, läßt ihn aber im übrigen ſeyn, wer er iſt. Morhoff verlacht an vielen Orten ſeine Grillen, an andern aber giebt er ihm ſein gebührendes Lob: ja Chr. Gryphius weiſet, daß einige Gelehrte, ſo ein großes Licht ſeyn wollen, als Bochart, und Chifflet ſelbſt, zu weilen mit dieſes Mannes Kalbe gepflüget, und unterſchiedene ihre Erfindungen ihm zu danken haben. Dieſem Becanus giebt an ſeltſamen Herleitungen wenig oder nichts nach, Joh. Conrad Wakius in ſeiner Anzeigung, wie nehmlich die uralte Teutſche Sprache meiſtentheils ihren Urſprung aus dem Celtiſchen oder Chaldäiſchen habe, und das Beyriſche aus dem Syriſchen herkomme: Regensburg 1713. 8. Denn ob er wol in Hiſtoriſchen Dingen, ſo lange er dem Morhoff nachgehet, nicht unrecht urtheilet, auch vielen Fleiß und Zeit zu Erlernung der Morgenländiſchen Sprachen mag angewendet haben; ſo iſt doch kaum glaublich, daß er ſeine Herleitungen ſelbſt in ſeinem Gemüthe billigen, oder vor wahr halten ſollte. Nichts iſt im ganzen Werke lächerlicher, als wenn er p. 23 den Geſang: Heye Bobeye was niſtelt im Stroh! vor Syriſch hält, und p. 24 die Redensart des gemeinen Pöbels: in die Lateiniſche Kunſt kommen, vom Ebräiſchen eres, Chaldäiſchen arsa, und Syriſchen arso, welches ſo viel als ein Sarg heiſſet, herleitet; wiewol er im übrigen an einigen Orten hart wider die redet, ſo ſeine Meynungen nicht annehmen wollen, und ſie vor tumme Kerl und lächerliche Böcke hält, als die z. E. mühſelig von andern Worten als vom Syriſchen misal, gehen, herführen. Aber wir laſſen dieſe Grillen, und kommen wieder auf unſern Becanus. Dieſer, nachdem er den Weg gebahnet, haben ſich einige bemühet, ſo wol von den Völkern, bey welchen noch heute zu Tage die unmittelbaren und gleichſam leiblichen Töchter der Celtiſchen Sprache gebräuchlich, als auch von andern, welcher Sprachen die Lateiniſche hauptſächlich zur Mutter haben, dieſe Wahrheit weitläuftig auszuführen. In Italien hat einer, Namens Antonio Riccardi, in einem Buche, welches er della precendenza delle lingue genennt, behauptet: daß die Cimbriſche Sprache alle am Alterthume übertreffe, welches Werk mir aber ſelbſten niemals zu Geſichte kommen iſt. Der Herr Morhoff gedenket unter andern deſſelben in ſeinem Buch von der Teutſchen Poeſie. Was aus dem großen Werke, ſo jetzt ein Gelehrter in Venedig unter den Händen hat, in welchem er die Hiſtorie der Alphabeter, und der bekannten Sprachen ſelbſt vorſtellen will, werden wird, und was an des Joh. Chamberlayne in Amſterd. ſeiner ganz neuen Schrift von eben dieſen Dingen ſey, muß die Zeit lehren. So mißgünſtig als viele unverſtändige Franzoſen auf unſere Nation ſeyn, und die Teutſche Sprache lieber, nach dem Ausſpruch Carls des V., zu einer Pferdeſprache machen wollten; ſo hat ſich doch ein verſtändiger Mann unter ihnen gefunden, welcher alle unbeſonnene Federn, ſo jemals hiervon etwas ungleiches geurtheilet, genugſam widerleget, und das rühmliche Alterthum unſers Volks und Sprache ſo gut vorgeſtellet, daß es kein Teutſcher hätte beſſer machen können. Es iſt ſolches der Abt Pezron in ſeinem Werkchen, ſo er von dem Alterthume der Celtiſchen Nation und Sprache geſchrieben: Antiquité de la nation et de la langue des Celtes: welches Buch billig jeder Teutſcher ſeiner Vortrefflichkeit halber leſen ſollte. Die Herren Holländer, Engeländer, Dänen, (und unter denſelben ſonderlich Olaus Wormius,) und Schweden haben in Unterſuchung ihrer Mutterſprache, und des Alterthums derſelben, mehr Fleiß angewendet, als wir Teutſchen, und viele Bücher davon heraus gegeben, die vom Herrn Morhoff und andern häufig angeführet werden. Wie denn ſonderlich die Schweden alle Winkel ihres Landes durchkriechen, um einige Nachricht von ihres Volks Alterthum und Sprache zu haben, auch in dieſer Abſicht eine eigene Geſellſchaft aufgerichtet, und in Upſal einen Profeſſor der Septentrionaliſchen Sprachen eingeſetzt. Das meiſte und fürnehmſte, was von ſolcher Schwediſchen Sprache und ihren Alterthümern angeführet werden kann, findet man bei dem Herrn Rudbeck in ſeiner Atlantica. Sonſt hat auch ein gelehrter Mann in Engeland, Namens George Hickes, alles, was nur von Nordiſchen Alterthümern übrig iſt, mit großer Mühe und Geſchicklichkeit zuſammen geſuchet, und heraus gegeben, unter dem Titel: Thesaurus linguarum septentrionalium, Oxf. 1705, fol. 2 Tom., in welchem Werke wir Teutſchen ſehr beſchämet werden, daß wir einen Ausländer alle Alterthümer, ſo nur von unſerm Volke und Sprache zu haben, mit ſolcher Geſchicklichkeit ſammlen laſſen, daß wir uns bey demſelben Raths erhohlen müſſen, und keinen von unſern Landsleuten aufweiſen können, der hierinnen ſo nützlichen Fleiß angewendet. Unter uns iſt ſo wol der Zeit, als den Verdienſten nach, vor allen zu rühmen der Herr Philipp Cluver, ein Danziger, welcher, indem er in ſeinem Alten Teutſchlande (Germania Antiqua) das Alterthum des Teutſchen Volks unterſuchet, auch zugleich hin und wieder gar löblich (ob er wol ſeine Fehler und Irrthümer auch hat) von ihrer Sprache urtheilet, und ſich ſonderlich in Erklärung der Namen der Völker, Flüſſe, Länder und Dörfer nützlich bemühet, auch umſtändlich weiſet, daß die erſten Einwohner von ganz Europa, den Sprachen nach wenig oder gar nicht unterſchieden geweſen. Nach ihm folget der bekannte Herr Schottel, welcher in unterſchiedenen Schriften, ſo er von dieſer Materie geſchrieben, viel, aber nicht alles angeführet, was zur Teutſchen Sprache Ruhm und Eigenſchaft gehöret. Aber alles, was in deſſen Schrifften weitläuffig vorgetragen wird, findet man kürzlich in den Grundſätzen des Herrn Joh. Bödickers, welche mit guten Beweisthümern befeſtiget, und worinne immer eine und die andere Anmerckung, ſo zur Hiſtorie unſerer Mutterſprache gehöret, mit eingerüket. Das einzige, ſo mir an dieſem Werke mißfällt, iſt, daß die Grundſätze von der Eigenſchaft der Sprache, und die Hiſtorie derſelbigen unter einander gemenget, gleichſam über einen Haufen liegen. Sonſten haben ſeine Gedanken auch in Hiſtoriſchen Dingen ihre Richtigkeit und Grund, wes wegen wir ihn denn zum öfftern anführen werden, als einen Mann, der in dieſen Wiſſenſchaften großen Verſtand gehabt, und viel Zeit darauf gewendet: beklagen auch, daß ſeine übrige Schriften, ſo er verſprochen, noch nicht an den Tag gekommen. Am ausführlichſten hat hiervon geſchrieben der gelehrte Herr Morhoff, in ſeinem Buche, von der Teutſchen Sprache und Poeſie. Denn ob wol die Menge der Sachen, welche er im gerühmten nützlichen Werke abgehandelt, nicht zugelaſſen, eine ausführliche Hiſtorie unſerer Mutterſprache zu ſchreiben; ſo hat er doch den Weg gezeigt, welchen einer, der hierinnen etwas thun wollte, halten müſſe; weswegen wir uns auch ſeiner zum öfftern bedienet, und in ſeine Fußtapfen zu treten geſuchet haben. Wie hoch übrigens dieſes ſein angezogenes Buch von den Gelehrten gehalten wird, findet man in der Vorrede ſeines ſogenannten Polyhistoris p. 46: und iſt zu beklagen, daß der vortreffliche Verfaſſer dieſes Werks, von welchem Teutſchland eben ſowohl, als Frankreich von ſeinem Salmaſius ſagen kann; Non illi, sed scientiis defuit, quod ignoravit; ſeine übrigen Schriften, ſonderlich aber die verſprochenen Origines Germanicas, nicht hat zu Ende bringen können. Wir übergehen hier, weder aus Verachtung noch Unwiſſenheit viele andere, ſo ihren Fleiß zur Unterſuchung und Ausbeſſerung der Teutſchen Sprache angewendet, wie wir auch zum Theil ſelbſt in dieſem Buche angezogen, und begnügen uns diejenigen hier angeführet zu haben, derer Gedanken wir entweder gebilliget, und weiter ausgeführet, oder widerleget.

Das zweite Kapitel.

Von der großen Veränderung, welcher die Sprachen unterworfen ſind, und derſelben vornehmſten Urſachen.

Iſt eine Sache in der Welt, ſo der Veränderung unterworfen; ſo ſind es die Sprachen der Menſchen, wie ſolches von vielen gelehrten Leuten, in unterſchiedenen Schriften, iſt erkannt und bewieſen geworden. Wer es nicht gläubet, halte die Teutſche Sprache, ſo zu des Großen Carls Zeiten geredet worden, und unſere heutige; das Griechiſche, ſo Demoſthenes gebrauchet, und das ſo jetzt in den Griechiſchen Landen gebräuchlich; das Latein, wie es Cicero und Ennius geredet, nebſt dem jetzigen Italiäniſchen, ſo daraus entſprungen, gegen einander: ſo wird er befinden, daß die Veränderung ſo merklich und groß ſey, daß Leute, ſo von einerley Volke hergekommen, und bey einerley Volck erzogen worden, deren einer aber geboren geworden, da der andere ſchon vor etliche 100 Jahren geſtorben geweſen, ſich nicht verſtehen würden, wenn ſie zuſammen kommen ſollten, und jeglicher die Sprache reden, die zu ſeiner Zeit gebräuchlich geweſen. Siehe hiervon Wormii Fastos Danicos, und Harsdorff. Phil. Germ. Ob nun wol eine Sprache mehr, die andere weniger, ſolcher Veränderung unterworfen, ſo kann ſich doch aus natürlichen Urſachen keine davon ausſchließen. So lange die Menſchen fortfahren werden, in Speiſen und dero Zubereitung, in Kleidern und dergleichen Dingen, die Veränderung und neue Mode zu lieben: ja ſo lange ſie nicht aufhören werden, neue Dinge nebſt ihren Namen zu erſinden; ſo lange wird die Veränderung der Sprachen nicht können vermieden werden. Es iſt zu allen Zeiten dieſer Gebrauch in der Welt geweſen, daß ſich die Leute bemühet, demjenigen Volke, das vor andern berühmt geweſen, wie andere Sitten und Gewohnheiten, alſo auch vornehmlich ſeine Sprache abzulernen, dieſelbe zu reden, und viel daraus in ihre Mutterſprache zu übernehmen. Zu Zeiten Alexanders des Großen hörte man in allen Ländern Griechiſch reden, und da die Römer faſt die Helffte der bekannten Länder bezwungen, wurde die Lateiniſche Sprache überall eingeführet, wovon noch heute zu Tage ihre Töchter als Zeugen übrig ſind. Zu den Zeiten Carls des V. bemühete ſich ganz Europa Spaniſch zu reden, eben als wie jetzt ſich viele befleißigen die Franzöſiſche Sprache zu verſtehen, und aus derſelben etwas in ihrer Mutterſprache mit anzubringen; welches denn zu Veränderung der Sprache kein geringes beyträgt. So verurſacht auch nicht weniger der Umgang mit andern Völkern eine große Veränderung in derſelben, weil hierdurch nicht allein viele fremde Worte in ein Land gebracht werden, ſondern auch viele der einheimiſchen Wörter ſich müſſen von den Ausländern anders, als ſonſt gewöhnlich, ausſprechen laſſen, welches ſich denn nach und nach die Einwohner auch mit angewöhnen. Daher ſiehet man, daß die Sprachen derſelbigen Völker, bey welchen die Handlung ſehr getrieben wird, und welche am meiſten mit andern Nationen zu thun haben, auch vor allen der Veränderung unterworfen, und mit fremden Wörtern angefüllt ſind. Das meiſte aber thut hierbei der Unterſchied des Landes und Erdbodens, der Speiſe und des Getränkes: deßwegen findet man, daß einerley Volk, welches ſich zu einer Zeit in zween unterſchiedenen Landen niederläßt, in kurzen einander unverſtändlich wird. Gleichwie man ſchwerlich 20 Meilen reiſen kann, ohne eine merkliche Veränderung in den Dingen, ſo aus der Erde hervor wachſen, anzutreffen, welches daher entſteht, das der Erdboden entweder fett oder mager, leimicht oder ſandicht iſt; alſo muß hieraus nothwendig in den Einwohnern des Landes und den Würkungen ihrer Lebensgeiſter, auch folglich in äußerlichen Handlungen und der Rede, ein Unterſchied erfolgen. Man weiß, daß die Schweizer, ob ſie wol eine Art der Teutſchen Sprache reden, dennoch dieſelbe ſo langſam und übel ausſprechen, daß ſie andern Völkern mehr zu heulen, als zu reden ſcheinen. Einige, ſo von der Arzneikunſt geſchrieben, halten dafür, daß die Urſache ſolcher übeln Ausrede keine andere ſey, als die Kröpfe, mit welchen dieſe Nation, und ſonderlich ihr Weibsvolk, faſt durchgehends geplagt iſt; weil durch dieſelben die Werkzeuge der Rede alſo gedruckt und gezwängt würden, daß nothwendig dergleichen unangenehme Sprache daraus erfolgen müßte. Von den Kröpfen aber ſelbſt ſagen ſie, daß ſie von dem kieſigten Waſſer des Landes herrühreten. Es ward in allen Römiſchen Provinzen einerley Lateiniſche Sprache eingeführet, wie uns ſolches Terentius, Seneca, Martialis, Prudentius, und viele andere, durch ihre Exempel lehren, die als Ausländer eben ſolch Latein geſchrieben, als die gebohrnen Römer, und doch entſtand bald darauf in den Ländern, wo die Römer als Ueberwinder ihre Sprache eingeführt, eine ſolche Veränderung, daß heute zu Tage kein Franzoſe weder einen Spanier noch Italiener verſteht, ob wol ihre Sprachen die Lateiniſche eben ſo wol zur Mutter haben, als die ſeinige. Ja wer erfährt nicht täglich, daß jegliches Theil, wo nicht gar jegliche Stadt, eines Königreiches oder Landes ihre beſondere Mundart oder Dialect habe? die oft ſo ſehr von einer andern unterſchieden iſt, daß ſich Leute von einerley Volk nicht verſtehen; wie wir ſolches an den Weſtphalen und Schwaben, Niederſachſen und Oeſterreichern ſehen. Daher kommt es auch, daß einige Buchſtaben und Worte gewiſſer Sprachen den Ausländern auszuſprechen unmöglich ſind. Von der Aethiopiſchen Sprache hat ſolches Herr Ludolff und von der Lappländiſchen Joh. Scheffer, von andern andere angemerkt. Ich habe auch ſolches ſelbſt an einem geborenen Hottentotten zum öfftern wahrgenommen, der ſich in Holland aufhielt, deſſen Worte, die er aus ſeiner Mutterſprache herſagte, uns Europäern nachzuſagen und recht auszuſprechen unmöglich waren. Wir wollen hier nicht anführen, wie durch deßwegen aufgerichtete Geſellſchaften und gelehrte Leute manche Sprache ſich von Zeit zu Zeit verbeſſert, und eben dadurch verändert habe, da bald dieſes bald jenes Wort abgeſchafft, und wieder gebräuchlich wird, wie Horatius ſaget:

Ut sylvae foliis pronos mutantur in annos,
Prima cadunt: ita verborum vetus interit aetas,
Et juvenum ritu florent modo nata vigentque.

Und an einem andern Orte:

Multa renascentur, quae jam cecidere, cadentque,
Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus,
Quem penes arbitrium est, et vis, et norma loquend.

Auch wollen wir nicht beſchreiben, wie ein Volk, das von einem andern angefallen und überwunden wird, weder ſeine vorige, noch des Uberwinders Sprache behalte, ſondern daß eine neue daraus entſtehe, wie wir aus dem Exempel der Spanier, die weder die Celtiſche, Lateiniſche, noch Saraceniſche Sprache behalten, und anderer abnehmen; oder wenn ſich Leute von unterſchiedenem Volk mit einander befreunden oder verehlichen, was da vor eine Vermiſchung daraus erfolge? wie Nehem. XIII. 24 zu erſehen: ſondern wir ſchlüßen aus dem bisher geſagten nur ſo viel, daß, da die Natur der Menſchen vor der Sündfluth eben alſo, wie nach derſelben beſchaffen geweſen, die Welt aber vor der Sündfluth 1656 Jahr geſtanden, auch mit Menſchen ſehr angefüllt geweſen, nothwendig folgen müſſe: daß die Sprache, welche von Adam bis auf Noah fortgepflanzt worden, einiger Veränderung ſey unterworfen geweſen, oder, daß noch vor der Sündfluth unterſchiedene Mundarten entſtanden. Dieſes hat auch ſchon Mericus Caſaubonus in ſeinem kleinen, aber gelehrten Buche von der Hebräiſchen Sprache p. 3. angemerckt. Es kann zwar hierwider eingewendet werden, daß dergleichen Veränderung mit dem langen Leben der Erzväter ſtreite; aber wer ſieht nicht heute zu Tage, daß ſich die Alten vielmal nach der neuen Mode richten, und ihre vorige Gewohnheiten verlernen? Auch von dieſen Altvätern ſelbſt, ſind zum Gebrauch des menſchlichen Lebens, unterſchiedene neue Dinge erfunden worden, welche ſie zum Unterſcheid anderer Sachen mit neuen Namen haben belegen müſſen; zu geſchweigen, daß ſie nicht alle nach einander an einem Orte leben können, ſondern durch Veränderung ihrer Wohnungen zur Veränderung der Sprachen Anlaß gegeben. Und wäre ſolche Veränderung aus angeführten natürlichen Urſachen nicht erfolget, ſo müßte Gott ſolches durch ein ſonderbares Wunderwerk bewerkſtelligt haben, wovon aber die heilige Schrift nichts meldet. Jedoch wollen wir deßwegen mit niemand einen Streit anfangen, ſondern laſſen hierinne einem jedem ſeine Meynung. Wer mehr von der nothwendigen Veränderung der Sprachen, und derſelben Urſachen nachleſen will, ſchlage nach, was Salmaſius zu Ende ſeiner ſogenannten Helleniſtica, und Kirchmäyer, wie auch Ol. Borrichius Disput. de Causis diversitatis linguarum angemerkt hat. Zum Beſchluß dieſes Capitels wollen wir anhängen die Worte des ſcharfſinnigen Saavedra. Es ſagt derſelbe: La naturaleza distingviò las provincias, y las cercoya con murallas de montes, ya con fosos de rios, y ya con las soverbias olas del mar, para difficultarsus intentos ala ambicion humana: con este sin constitugo la diversidad de climas de naturales, y de lenguas; Das iſt: Die Natur hat die Länder von einander abgeſondert, und ſie nicht allein mit Bergen gleich als Mauren, ſondern auch mit Flüſſen, ja den ſtolzen Willen des Meeres umgeben, um die Begierden des menſchlichen Ehrgeizes im Zaum zu halten. In dieſer Abſicht hat ſie den Unterſchied der Länder und Erdbodens, wie auch der Neigung des Menſchen und der Sprachen eingeführet.

Das dritte Capitel.

Ob aus angeführten Urſachen eine Sprache könne ſo ſehr verändert werden, daß in ihren Töchtern keine einzige Gleichheit oder Anzeigung der Mutter zu finden?

Wir halten zwar mit dem berühmten Ludolff dafür, daß noch viele Völcker und Sprachen in der Welt ſind, von welchen wir keine Wiſſenſchaft oder Nachricht haben. Es möchte auch Herr Stirnhelm, wenn er noch lebte, ſeine Meynung beweiſen, da er ſagt: „es ſey wahrſcheinlich, das gleich wie aus einer Sprache die andern alle hergekommen, ſie alſo wieder zu derſelben könnten gezogen werden.“ Dieſes aber ſcheint natürlich, daß es in Anſehung der Veränderung (per analogismum) nothwendig einer Sprache wie der andern gehen müſſe. Da nun alſo die Veränderung den Sprachen gemein und gleichſam natürlich iſt; ſo fragt ſichs: ob aus oben angeführten Urſachen eine jüngere Sprache der ältern, aus welcher ſie entſtanden, dermaßen unähnlich werden könne, daß man von dieſer nicht das geringſte Merkmahl und Anzeigung in jener finden könnte? worauf wir allerdings mit Nein antworten. Es verhält ſich mit den Sprachen eben als wie mit den Metallen. Dieſe laſſen ſich durch das Feuer alſo zwingen, und zuſammen ſchmelzen, daß aus vielerley und unterſchiedener Materie nur eine Maſſe wird, welche am äußerlichen Anſehen und Farbe keiner von den Materien gleich iſt, aus welchen ſie zuſammen geſchmelzet. Wenn aber ein kluger Meiſter, der die Scheidekunſt wohl verſtehet, darüber kömmt;

ſo kann er bald einem jeglichen Metalle ſeine eigene Natur und Anſehen wieder geben. Ja er hat ſeine gewiſſe Handgriffe und Merkmahle, aus welchen er urtheilen, und noch vor der Zertheilung gewiß ſagen kann, von welchem Metall weniger oder mehr in dem zuſammengeſchmolzenen Klümpen zu finden ſey. Alſo mag eine Sprache, ſo ſehr mit andern vermengt und verderbt ſeyn als ſie will; ſo wird doch allezeit derjenige, ſo die Wortforſchung recht gelernet, und genugſame Wiſſenſchaft von denjenigen Sprachen hat, von derer Töchtern einer er handelt, bald ſagen können, woher jedes Wort und Redensart genommen ſey. Hierbey iſt noch dieſes gewiß, daß, wie immer ein Metall von dem andern leichter oder ſchwerer zu ſcheiden iſt; alſo ſind die Stammwörter in dieſer oder jener Sprache leichter oder ſchwerer zu finden, als in einer andern. Wer nun hierinnen was hauptſächliches thun will, muß vor allen Dingen die in Wiſſenſchaften ſo ſchädlichen Vorurtheile abſchaffen, ſich gewiſſe Grund-Regeln vorſetzen, oder ſich derer, ſo ihm ſchon von andern gelehrten Leuten an die Hand gegeben worden, bedienen. Die Sache mit Exempeln zu erörtern; ſo ſollte vielen lächerlich ſcheinen, wenn ich ſage: das Savoiſche Wort Ciau, ſo man ausſpricht zschiau, käme von Clavis, der Schlüſſel, her; aber ich will es beweiſen. Von dem Lateiniſchen Clavis iſt das Italieniſche Clave gemacht worden. Die Piemonteſer können cl neben einander nicht ausſprechen, verwandeln deswegen l in i, werfen auch das letzte e weg, ſo wird aus ave All, und alſo aus clave Ciau. Bei unſerer Mutterſprache zu bleiben, ſo iſt das Lateiniſche Wort Homo nichts anders als das Teutſche Wort Mann oder Mon mit dem Articul ho oder he, wie er noch bey den Holländern gebräuchlich. Denn es hat Morhoff zur Gnüge erwieſen, daß die uralten Lateiner nicht geſagt: homo, hominis; ſondern homon, homonis. Ich kann nicht umhin, hier ein weitläuftiger Exempel anzuführen, um zu zeigen, wie ich mich im 2. Theile bey der Wortforſchung verhalten werde. Es iſt ein alt Japhetiſch oder Europäiſch Stammwort, Ut, welches im Niederſächſiſchen, Engliſchen, Ißländiſchen, Norwegiſchen, Schwediſchen, Däniſchen und andern Mundarten, ſo viel, als das Hochteutſche aus und Holländiſche uyt bedeutet. Daher ſagt man in Niederſachſen ſcherzweiſe, das Lateiniſche ex habe im Genitivo ut-is, aus iſts. Aus dieſem kleinen Wörtchen ſind in den Europäiſchen Sprachen durchgehends ſehr viel Worte entſtanden, welche auf den erſten Anblick gar keine Verwandtſchaft mit demſelben zu haben ſcheinen. Durch die Vorſetzung des Hauchs (Spiritus), von welchem in dem 2. Theile dieſes Werks viel wird zu reden ſeyn, iſt daraus geworden hut. Dieſes alte Japhetiſche Wort heißt ſowol in der Hochteutſchen als derſelben verwandten Sprachen 1) alles äußerliche, ſo uns zur Bedeckung oder Beſchützung dienet. In ſolchem Verſtande wird es oft in der Bibel gebraucht, auch im Liede: er hält über uns Hut und Wacht. Hiervon kömmt: Hütten, hüten, behüten, verhütet, Obhut ꝛc. 2) Heißt es die Decke unſers Fleiſches, Schwediſch Hwt oder Hut, Hochteutſch Haut. Einige Nachkommen Japhets haben, wie in andern, ſo auch in dieſem Worte den Hauch verdoppelt, oder denſelben in C oder K verwandelt. Daher iſt aus Hut das Lappländiſche Kaote, und Finniſche Koto, ſo eine ausgeſpannte Haut, oder auch eine Hütte und Bauerhaus heißt, wie auch nebſt der Lateiniſchen Endung Cutis geworden, wovon intercus, recutitus, ich dürfte auch bald ſagen Custos entſtanden. Auf gleiche Weiſe iſt aus Halm, Heſſe, Hart Holländiſch Hertze, Schwediſch und Däniſch Hierta, Horn, Hals, mit der Zeit geworden Calamus, Cattus, *Καρδια*, Cornu, Collus. Die Sclaviſchen Völcker haben, nebſt der Verwandelung des h in k, auch aus t ein z oder s gemacht, wie man etwa in unterſchiedenen Mundarten twe und zwee, Tom und Zohm oder Zaum, Tuyg oder Zeug zu ſagen pfleget. Alſo iſt auch Hut, Kuz, Kuze, Koze, entſtanden, welches in Polniſcher, Böhmiſcher und andern Sorabiſchen Sprachen die Haut bedeutet, woher auch das Poln. Cussac oder Kuzac ſeinen Urſprung hat. Hiermit ſcheinen auch verwandt zu ſeyn das Franzöſiſche Casaque, Spaniſche Casaca, Italiäniſche Casacca, Schweizeriſche Kutze oder Kaſel, Griechiſche *κάσας*, ſo alle faſt einerley bedeuten. Ja es iſt auf gleiche Art davon entſtanden, Kutte, Kittel, wo nicht auch Cucullus etc. Von Hut iſt auch das Griechiſche Wort *κύτος* oder *σκύτος* die Haut, wovon abermal viel Wörter herkommen, wie jeglicher ſelbſt nachforſchen kann. Hut heißt 3) eine Hütte, Schw. Hydda, Fr. la hutte, Ungriſch haz, eine Hütte, ein Haus. Als man gelernet die Hütten größer zu machen, iſt aus Hut, das Schwediſche, Ißländiſche und Tartariſche Hús, Hus, Hws, Däniſche Huus, Engliſche House und Deutſche Haus geworden. Was iſt gewöhnlicher, als das in unterſchiedenen Sprachen s und t verwechſelt werden? als Catte, Water, *πράττω*, Heſſe, Waſſer, *πρασσω*. Aus dieſem Has, Hus iſt entſtanden Casa, wie auch Franz. huys, huyssier, Ungriſche huszár, gleichſam huszárlot, der ſich unter der Hütte verbirget und bedeckt, ein Soldate, Huſſar ꝛc. Hut heißt auch 4) die Decke des Haupts (Pileus) Schw. Engliſch und Däniſch Hatt ꝛc. Wir übergehen die verblümten Bedeutungen dieſes Worts, da es die Freyheit und dergleichen heißt. Im andern Theile werden wir zeigen, wie mit der Zeit die Stammwörter durch vorgeſetzte Buchſtaben verlängert, und dadurch ihre Bedeutungen verändert geworden ſind. Alſo bedeutet der vorgeſetzte Buchſtabe s oder sc ſo viel als das Lateiniſche ex. Von Arm (Brachium) kömmt das Niederländiſche ſcärmen, d. i. den Arm aufſtoßen oder fechten. Daher iſt das Ital. Schermire, Fr. escrimer, Spaniſche esgrimer, Teutſche Beſchärmen, wie es die Alten geſchrieben. Da nun vor Hut sc geſetzt worden, ſo iſt daraus entſtanden Scut, Schwediſch Scyd, Hocht. Schutz, Lat. Scutum, Ital. Scuto, Fr. escus etc. ferner: ſchütten, ſchützen, ſchythen, ſchieſſen Scytha, *σκύϑης*, Schut, Kornſchütte ꝛc. Ich könnte noch weiter gehen; aber wieder auf mein Vorhaben zu kommen, ſo würde auf den erſten Anblick niemand leichte darauf fallen, daß zum Exempel *σκύτος*, huszár, intercus von ut, herkäme, ſondern vielmehr darüber lachen, wenn er ſähe, daß es ein anderer davon herleitete. Aber wenn einer mit genugſamer Wiſſenſchaft verſehen, ohne Vorurtheile dieſer Herleitung nachdenken wird, ſo wird er allerdings befinden, daß ſie der Vernunft und Wahrheit gemäß, und nicht zu verlachen ſey.

Chriſtian Ulrich Detlev von Eggers

ward am 11. Mai 1758 zu Itzehoe im Herzogthum Holſtein geboren und begann nach vollendeten Studien, ſeine Laufbahn im Staatsdienſt als Aſſeſſor der däniſchen Rentekammer in Copenhagen. Er erhielt darauf das Amt eines Bevollmächtigten in dem deutſchen und oſtindiſchen Secretariat, bei dem Commerzcollegium daſelbſt, und ward 1785 Profeſſor an der dortigen Univerſität. Im Jahre 1799 wurde er Legationsrath und Deputirter der deutſchen Staatskanzlei und 1802 Oberprokurator der Herzogthümer Schleswig und Holſtein, ſo wie 1806 in den deutſchen Freiherrnſtand erhoben. Er ſtarb als Dr. jur., K. Dän. Conferenzrath, Ritter des Dannebrogordens und Oberpräſident der Stadt Kiel, auf ſeinem Gute Garz bei Kiel, nach einem ſehr thätigen Leben am 21. Nov. 1813.

Von ihm erſchien im Druck:

Gedächtnißrede auf Max. Julius Leopold von Braunſchweig. Copenhagen, 1785.

Skizzen und Fragmente zu einer Geſchichte der Menſchheit. Copenhagen, 1786 fgde. 3 Theile. N. A. 1805.

Deutſches gemeinnütziges Magazin. Leipzig, 1788—1803.

Denkwürdigkeiten der franzöſiſchen Revolution, in Rückſicht auf Staatsrecht und Politik. Copenhagen, 1795—1806. 6 Thle.

Probirſtein für ächte Freimaurer. Copenhagen, 1786. 2 Thle.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen A. P. von Bernſtorff. Copenhagen, 1800.

Bemerkungen auf einer Reiſe durch das ſüdliche Deutſchland, durch Elſaß und die Schweiz. Copenhagen, 1801—1809. 7 Thle.

Beiträge zur Kenntniß von Holſtein. Schleswig, 1806—7. 2 Thle.

Reiſe durch Franken, Baiern, Oeſtreich, Preußen und Sachſen. Leipzig, 1810. 4 Thle.

E's Schriften zeichnen ſich beſonders durch den Scharfblick, die Beobachtungsgabe und die feine lebendige

Darſtellung aus, welche den erfahrenen, wiſſenſchaftlich gebildeten Staatsmann beurkunden. Seine Geſchichte der Menſchheit ſteht dem Herder'ſchen Werke um ſo mehr nach, als es ihr im Verhältniß zu jenem an philoſophiſcher Tiefe mangelt. Doch bietet ſie manches höchſt Gelungene und durchgearbeitete, in glücklicher Form dar. — Die Reiſen gewähren noch jetzt eine eben ſo angenehme als belehrende und anregende Lectüre; E's wichtigſtes und bedeutendſtes Werk bleibt indeſſen die Denkwürdigkeiten der franzöſiſchen Revolution.

Gorsli von Ehenheim, s. Minnesänger.

Martin Ehlers

ward am 6. Januar 1732 in der Wilſtermarſch im Holſteiniſchen geboren, ſtudirte in Kiel, bekleidete darauf eine Zeitlang das Rectorat an der Schule zu Segeberg und erhielt dann die ordentliche Profeſſur der Philoſophie in Kiel, wo er am 9. Januar 1800 ſtarb.

Er gab heraus:

Sammlung kleiner Schriften. Flensburg, 1776.

Von der menſchlichen Freiheit. Deſſau, 1783.

Ueber die Sittlichkeit der Vergnügungen. Flensburg, 1790. 2 Thle.

Ein klarer und verſtändlicher Styl, ſo wie geſunde Moral und Lebensanſicht iſt ſeinen popularphiloſophiſchen Schriften eigen, welche zu ihrer Zeit ſehr gern geleſen wurden.

Friedrich Ehrenberg

ward am 6. Dec. im Jahre 1776 zu Elberfeld geboren, ſtudirte Theologie und wurde dann reformirter Prediger zu Plettenberg, ſpäter zu Iſerlohn in der Grafſchaft Mark und 1806 nach Berlin berufen, wo er noch jetzt als Doctor der Theologie, K. P. Oberconſiſtorialrath, erſter Hof- und Domprediger und Ritter des rothen Adlerordens, eben ſo hoch geehrt, als innig geliebt, von Allen, die ihn kennen, lebt.

Seine zahlreichen Schriften ſind:

Andachtsbuch für Gebildete des weiblichen Geſchlechtes. Leipzig, 1816. 4. Auflage. Leipzig, 1826.

Betrachtungen über die wichtigſten Angelegenheiten des religiöſen Sinnes und Lebens in Predigten für gebildete Chriſten. Berlin, 1812.

Bilder des Lebens. 2 Bde. Elberfeld, 1811. N. A. 1830. 3 Bd. Daraus beſonders abgedruckt: Agathens ländliche Stunden. Elberfeld, 1815.

Blätter, dem Genius der Weiblichkeit. Berlin, 1809.

Der Character und die Beſtimmung des Mannes. Elberfeld, 1798. 2. A. 1822.

Ueber Denken und Zweifeln. Halle, 1802.

Euphranor über die Liebe. 2 Thle. Elberfeld, 1805—1806. N. A. 1809—17.

Feſtpredigten. Leipzig, 1807.

Für Frohe und Trauernde. Leipzig, 1818. N. A. und 2. Thl. Leipz. 1820—26.

Geiſt der reinen Sittlichkeit. 1. Thl. Lemgo, 1802.

Handbuch für die äſthetiſche, moraliſche und religiöſe Bildung des Lebens. Elberfeld, 1809.

Die practiſche Lebensweisheit. 2 Bde. Leipzig, 1805—1806.

Reden an gebildete Menſchen u. ſ. w. 2 Thle. Düſſeldorf, 1802.

Reden über die wichtigſten Gegenſtände der höheren Lebenskunſt. Elberfeld, 1804.

Reden an Gebildete des weiblichen Geſchlechtes. 2 Bde. Elberfeld. 1804. 4. Aufl. 1827—29.

Das Schickſal. Elberfeld, 1805.

Seelengemälde. 2 Bde. Berlin, 1811—12.

Weiblicher Sinn und weibliches Leben. 2 Thle. Berlin, 1809. 2 A. 1819.

Die Veredlung des Menſchen u. ſ. w. Leipzig, 1803. 2 Bde.

Das Volk und ſeine Fürſten. Reden. Leipzig, 1815.

Wahrheit und Dichtung über unſere Fortdauer nach dem Tode. Leipzig, 1803.

Viele einzelne Predigten u. ſ. w.

Ein wahrhafter Diener des göttlichen Wortes, in der ſchönſten und reichſten Bedeutung dieſes Ausdruckes, hat E. durch ſeine vielen, echte Religioſität und Sittlichkeit befördernden Schriften, außerordentlichen Nutzen in Deutſchland, vorzüglich bei den Frauen geſtiftet, da er es vor Allem durch ſeltene Anmuth des Vortrages, tiefe Menſchenkenntniß und einen klaren, practiſchen Blick verſtand, in weiblichen Gemüthern die höchſten Intereſſen anzuregen, ohne das wirkliche Leben mit allen ſeinen Gegenſätzen, aus den Augen zu verlieren. Mit Unrecht hat man ihm vorzüglich in Schriften dieſer Art, eine gewiſſe Süßlichkeit und Geziertheit vorgeworfen, da es ihm gerade darum zu thun war, die zarteſten Verhältniſſe eben ſo zart zu behandeln, und ſchon von vorn herein durch ſeine feine und ſaubere Auffaſſung und Darſtellung den ſo leicht verletzlichen weiblichen Gemüthern Vertrauen einzuflößen. Doch nicht allein auf dieſem Felde hat ſich E. ſo ausgezeichnet bewährt, ſeine übrigen theils für ein allgemeineres Publicum, theils für Männer geſchriebenen moraliſchen und ascetiſchen Werke haben ſich durch ihre Vortrefflichkeit einen bleibenden Werth erworben, vorzüglich ſein: der Character und die Beſtimmung des Mannes, aus welcher wir hier mehrere Auszüge mittheilen. Als Kanzelredner gehört E. durch ſeine tiefe Religioſität, ſeine philoſophiſche Klarheit und Ruhe, ſeine Weltkenntniß und ſeinen ſchönen, würdigen Vortrag gleichfalls zu den Beſten ſeiner Zeit.

Ueber die Behandlung der Einbildungskraft.*)

Die Einbildungskraft hat ſehr großen Einfluß auf den Geiſt, den Charakter und das Leben des Mannes. Nicht genug, daß ſie einen bedeutenden Theil ſeiner Freuden und ſeiner Leiden beſtimmt; ſie kann auch den Verſtand erleuchten und verwirren, das Gemüth ſtählen und verweichlichen, die Gefühle läutern und verunreinigen, die Thätigkeit unterſtützen und hemmen; ſie kann ihm ſeine Beſtimmung lebhafter vergegenwärtigen und ſie ihm aus den Augen rücken, ſie kann ihn für die Tugend und für das Laſter befeuern; ſie kann Verſuchungen herbeiführen, und ihn gegen die ſtärkſten Verſuchungen waffnen; ſie kann ſein Leben erheitern und ihn elend machen. Laſſen Sie mich daher über diejenige Behandlung derſelben, wodurch ſie der Bildung eines echt männlichen Sinnes und Thuns möglichſt förderlich wird, jetzt einige Winke geben.

Auf keine Weiſe darf die Einbildungskraft zum Vortheile anderer Kräfte des Geiſtes unterdrückt oder geſchwächt werden. Die Natur hat nichts hervorgebracht, deſſen ſie nicht bedurfte. Auf die Einbildungskraft mußte ſie, bei dem, was ſie mit dem Menſchen überhaupt und mit dem Manne insbeſondere beabſichtigte, vorzüglich rechnen. So lange ſie nicht aus dem Verhältniſſe tritt, in welchem ſie zu den übrigen Kräften des Geiſtes ſtehen ſoll, iſt ſie ein herrliches Vermögen, in welchem der Adel des menſchlichen Weſens mächtig hervorſtrahlt, und das zu keiner wahrhaft menſchlichen Verrichtung entbehrt werden kann.

Von der Einbildungskraft empfängt der Verſtand die meiſten Stoffe, an welchen ſeine Thätigkeit im Bilden von Begriffen und Urtheilen ſich äußert. Muß ſie gleich ſelbſt alles von den Sinnen entnehmen; ſo würde uns doch der bei weitem größte Theil von dem, was ſich unſern Sinnen darſtellt, verloren gehen, wenn uns nicht die Einbildungskraft im Bilde wieder vergegenwärtigte, was jenen bereits entrückt worden. Nur ſelten iſt dem Verſtande, was er verarbeiten ſoll, in unmittelbarer Anſchauung gegeben: faſt immer muß jene ihm vorhalten, was ſie aus dieſem ſich zu eigen gemacht. Wenn andere uns ihre Gutachten mittheilen, ſo iſt ſie es, die uns in den Stand ſetzt, dieſelben aufzufaſſen, indem ſie dem gehörten Worte ſeinen Begriff zugeſellt, und dieſem den Gegenſtand unterlegt. Sie führt den Verſtand von einem Gedanken zum andern hinüber, und wenn ſich dieſer zwar in den meiſten Fällen genöthigt ſieht, mit denſelben ganz andere Verknüpfungen vorzunehmen, ſo findet er ſich doch nicht ſelten von ihr durch die glücklichſten Combinationen überraſcht. Ihr verdanken wir die Einfälle, in denen oft die Keime großer Entdeckungen verborgen liegen.

Zu unſern feinſten und ſtärkſten Gefühlen wirkt die Einbildungskraft mit; und das vielgeſtaltete innere Leben, das ſich in den menſchlichen Stimmungen offenbart, das im Gemüthe eine ſo große und wunderbare Welt entfaltet, und ſich wie ein mächtiger Strom in die Thaten des Mannes ergießt, würde gar nicht ſein, wenn die Phantaſie nicht wäre.

Mittelſt der Einbildungskraft halten wir die Zwecke feſt, die wir in unſern Beſtrebungen verfolgen; durch ſie enthüllen ſich uns die Dinge, aus welchen wir die zu Erreichung derſelben erforderlichen Mittel wählen. Ihr gehört zu einem nicht geringen Theile der Enthuſiasmus an, mit dem der Mann erfüllt ſein muß, um ſich an das Große und Schwere zu wagen, der Gefahr Trotz zu bieten, und zu verachten, was das Vorurtheil und der kleine Sinn der Welt immer hoch hält.

Soll das, was über die ſichtbare Welt hinaus liegt, dem ſich aber doch das Gemüth gläubig und ſehnend zuwendet, wornach der Wille greift, damit er ſich halte im Sturme, für das Herz Bedeutung gewinnen, und ſich des Lebens bemächtigen: dann muß es die Phantaſie im Symbole zeigen. Sollen die Ideen der Vernunft auf unſer Thun Einfluß erlangen: dann müſſen ſie, in das Gewand der Phantaſie gekleidet, als freundliche Ideale vor uns hintreten. Und was ſind die Werke, wodurch die Kunſt uns entzückt, anders, als Erzeugniſſe der Phantaſie, vom Geiſte geſtaltet, in den Formen der Vollendung?

Endlich darf auch nicht vergeſſen werden, wie die Phantaſie oft das enge Leben erweitert, über ſeine Noth tröſtet, in ſeine Dunkelheit Licht ſendet, ſeine Bitterkeiten verſüßt, und ſeine Täuſchungen vergeſſen macht.

Wir haben deswegen zunächſt Sorge zu tragen, daß wir die Einbildungskraft bereichern, und zwar, ſo viel als möglich, mit wahren, edeln und fröhlichen Bildern. Sie kann nichts geben, was ſie nicht empfangen hat, und ſoll doch viel geben. Was ſich in ihr geſammelt, iſt freilich noch eben ſo wenig Gedanke, als es die Gewandtheit und das Leben des Verſtandes verbürgt; aber aus ihm bildet ſich der Gedanke, von ihm muß die denkende Kraft Stoff, Reiz und vielfältige Hülfe erhalten. Reichthum der Phantaſie iſt wenigſtens eine Bedingung des Gedankenreichthums. Menſchen, deren Einbildungskraft leer iſt, verſtehen ſich eben ſo ſchlecht darauf, von andern Belehrung anzunehmen, als ſelbſt Gedanken zu erzeugen. Die Einbildungskraft muß aus dem, was ſie ſich angeeignet, dem Witze das Aehnliche, der Ueberlegung das Zutreffende, der Wahl die Gegenſtände mit ihren Eigenſchaften darſtellen. In einer reichen Phantaſie entſtehen oft zufällig die Reibungen der Ideen, aus welchen große Wahrheiten, glückliche Plane und herrliche Werke hervorgehen. Je reicher die Phantaſie iſt, deſſo beſſer kann ſie uns ſchadlos halten für die Armuth der Welt, und deſto mehr findet man in ſich ſelbſt, wenn man ſonſt überall leer ausgeht.

Die Bilder aber, womit Sie Ihre Einbildungskraft bereichern, ſeien wahr, d. h., der Natur getreu. Nur in einer gewiſſen Sphäre iſt ihr verſtattet, zu verſchönern, und auch in dieſer erſt dann, wenn ſie ſchon hinlänglich geſammelt, und ſich des Wirklichen gehörig verſichert hat. Das Leben hat Zwecke, welche verlangen, daß es ſich auch in der Phantaſie finde, wie es iſt. Aus dem Wahren erzeugt ſich das Schöne, aber ungetrübt gehe das Wahre erſt in uns ein, damit es ſich auch in ſeiner Wahrheit geltend machen könne. Wo die Phantaſie den Stoff zu Kenntniſſen hergeben ſoll, da liegt alles daran, daß ſie jedes in ſeiner echten Geſtalt zeige. Zu verhüten iſt deswegen, daß irgend ein Intereſſe zu ſehr hervor hebe, was ihm zuſagt, und dagegen verdunkle, was mit ihm in keiner Berührung ſteht.

Mit der Wahrheit jedes beſondern Bildes verträgt ſich indeß wohl das Beſtreben, der Einbildungskraft vorzüglich edle und fröhliche Bilder zuzuführen.

Aus der Einbildungskraft zieht das Herz größtentheils ſeine Nahrung. Iſt in ihr wenig des Großen und Würdigen: ſo werden auch die Gefühle ſelten ſein, die den Sinn für das Große und Würdige beleben. Iſt ſie mit Gemeinem, Ekelhaftem, Verächtlichem angefüllt: ſo iſt ſchwer zu vermeiden, daß die Geſinnung nicht davon angeſteckt werde; das Zartgefühl wird auf keinen Fall unverletzt bleiben. Sind es Gedanken des Vortrefflichen, was ſie in freien Spielen ſich äußert, dem Geiſt vergegenwärtigt: dann wird die Liebe zum Vortrefflichen, durch jede freie Regung derſelben geſtärkt, und das Vortreffliche ſelbſt dem Gemüthe immer mehr eingewöhnt.

Haben Sie Ihrer Einbildungskraft viele fröhliche Bilder gewonnen, und alles, was ſie aufgenommen, ſo viel als möglich fröhlich geſtaltet: dann werden Sie immer mit Wohlgefallen den Beſchäftigungen des Geiſtes, bei welchen ſie vorzüglich wirkſam ſein muß, ſich hingeben können, die Erweiterung Ihrer Kenntniſſe und die Anſtrengungen des Nachdenkens werden ſich immer mehr zur leichten und friſchen Thätigkeit ſtimmen, der Ernſt des ſpätern Lebens wird ſich mildern, und es wird Ihnen nie an Mitteln der Erheiterung fehlen. Eine trübe Phantaſie vergiftet die Quelle des innern Lebens. Finſtre Bilder, die ſich ihr eingedrückt haben, verlieren ſich nie ganz aus dem Gemüthe, und theilen dieſem faſt immer eine bleibende unglückliche Stimmung mit. Aber alles Traurige gewinnt eine gefällige Geſtalt, wenn es vom Schimmer einer fröhlichen Phantaſie beleuchtet wird, beſonders wenn dies der Morgenſchimmer des Lebens iſt.

Darum ſoll es ſich ſchon die Erziehung eine wichtige Angelegenheit ſein laſſen, die Einbildungskraft mit edeln und fröhlichen Bildern zu bereichern, wie denn auch ſie hierin das Meiſte zu leiſten vermag. Willig und frei öffnet ſich der jugendliche Sinn den Dingen, die ſich ihm darſtellen, leicht entfernt man von ihm, was widrige Eindrücke machen würde, und bringt ihm nahe, was man zuträglich findet, und am liebſten eignet ſich das jugendliche Gemüth das Edle und Fröhliche an, weil dies ſeiner Stimmung in höherm Grade zuſagt, während mit den Jahren für ſo manches der Sinn ſich verſchließt, manches andre ſich uns mit einer Gewalt aufdringt, welcher zu widerſtehen ſchwer fällt, und die Seele oft mit Ernſt und Trauer erfüllt, von dem was ihr das Wohlthätigſte iſt, ſich wegwendet. Doch müſſen eigne Bemühungen das Angefangene fortſetzen; und ſie können viel des Verſäumten nachholen.

Hier darf aber nicht vergeſſen werden, daß es etwas anderes iſt die Phantaſie — und etwas anderes das Gedächtniß bereichern. Die Phantaſie ergreift das Bild im Leben, und trägt es über in das eigenſte Leben. Das Gedächtniß faßt es auf in ſeinem Schatten; es bleibt ihm immer etwas Todtes — und behält immer dieſelbe Geſtalt, in welcher es von ihm aufgenommen wurde. Eine reiche Phantaſie bringt von neuem hervor, ein reiches Gedächtniß giebt nur wieder. Wer das Wahrgenommene, oder ſonſt ihm Mitgetheilte bloß ſeinem Gedächtniſſe einprägt, gewinnt wohl allerlei Kenntniſſe, ohne jedoch dadurch in ſeinem Innern vermögender zu werden.

Die Einbildungskraft wird nicht anders bereichert, als durch den freien, vielſeitigen Blick in die Welt. Man muß indeß nicht ſehen, um etwas Beſondres von ihr zu erfahren, ſondern um ſie ſelbſt ſich anzueignen, nicht um Kenntniſſe zu ſammeln, ſondern um Geſtaltungen in ſich aufzunehmen, nicht mit der Aufmerkſamkeit der Wißbegierde, ſondern mit Innigkeit des Gemüthes, mit Anregung des Intereſſes, welches jede rein geſtimmte Menſchenſeele an die Natur feſſelt.

---

*) Aus Ehrenberg's: der Character und die Beſtimmung des Mannes. Elberfeld 1822.

Dabei iſt noch zu bedenken, daß die Bereicherung der Phantaſie nur Mittel zu höhern Zwecken iſt, und daher dieſe nicht hindern ſoll. Am wenigſten darf ſie dem denkenden Verarbeiten, der Bildung des Lebens und einer weiſen Thätigkeit in den Weg treten, die von ihr vielmehr Unterſtützung und Förderung erwarten. Weder der Verſtand noch das Herz wird von einer reichen Phantaſie Gewinn ziehen, wenn über der Bereicherung derſelben eine andre Kraft verſäumt worden iſt.

Nächſt der Bereicherung der Einbildungskraft nimmt die Art, wie ſie ſich thätig erweiſt, die für die Geiſteskultur und den Charakter des Mannes von gleich großer Wichtigkeit iſt, unſre Sorge in Anſpruch. Hier haben wir insbeſondere die Reizbarkeit und Beweglichkeit, die Lebhaftigkeit, das Feuer, die Stärke und die Kühnheit derſelben zur nähern Betrachtung zu ziehen.

Reizbarkeit und Beweglichkeit der Einbildungskraft ſind nahe mit einander verwandt. Die Einbildungskraft iſt reizbar, wenn ſie leicht angeregt wird; ſie iſt beweglich, wenn ſie die angeregte Thätigkeit ſchnell und anhaltend fortſetzt. Die reizbare Einbildungskraft vergegenwärtigt uns faſt bei allem, was ſich uns in der Anſchauung darſtellt oder unſer Nachdenken beſchäftigt, irgend ein Bild, das, nach ihren Geſetzen, damit zuſammenhängt. Die bewegliche Einbildungskraft eilt von einem Bilde zum andern, immer bieten ſich ihr neue Verknüpfungen dar, und ſie muß mit Gewalt zu dem Zwecke der jedesmaligen Geiſtesbeſchäftigung zurück gelenkt werden.

Allerdings ſind dies ſchätzbare Vorzüge. Durch ſie wird der Reichthum der Einbildungskraft erſt etwas werth. Das Talent, eine Sache ganz zu überſehen und zu durchdenken, jeden Gegenſtand nach ſeinen verſchiedenen Beziehungen zu faſſen, die Gabe, ſchnell ein richtiges Urtheil zu fällen, und in Verlegenheiten ſchnell das Zweckmäßige zu treffen, die Fertigkeit ſich mitzutheilen und das von andern Mitgetheilte gleich zu verſtehen, und vorzüglich der das Verſchiedene in ſeinem Aehnlichen zuſammenfügende Witz, hangen hauptſächlich von einer reizbaren und beweglichen Einbildungskraft ab.

Doch iſt es von großem Nachtheil, wenn die Reizbarkeit und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft ihr Maaß überſteigen, ſie geſtatten uns dann nicht, eine Sache ſcharf in das Auge zu faſſen, und bei ihr lange genug zu verweilen, ſie ziehen unaufhörlich unſre Aufmerkſamkeit von dem ab, was uns jetzt eben beſchäftiget — und in mancherlei Zerſtreuungen umher, und laſſen uns keiner Unterſuchung auf dem geraden Wege nachgehen; ſie erfüllen den Geiſt mit einer Unruhe, bei welcher nichts mit Sammlung und Energie betrieben wird, und bringen in das ganze Weſen eine Getheiltheit und Flüchtigkeit, bei welcher es nie zu einem ernſtlichen Wollen kommt. Tiefes Eindringen und Feſtigkeit des Charakters wird man bei einer zu reizbaren und beweglichen Einbildungskraft wohl immer vergebens ſuchen.

Reizbarkeit und Beweglichkeit der Phantaſie kann man ſich zwar nicht verſchaffen; ſie ſind Geſchenke der Natur. Aber man kann ſie, wo ſie zu ſtark ſind, ſchwächen; und das iſt wichtiger, darauf haben alle zu denken, die nach einem männlichen Charakter ſtreben. Nichts wirkt ſicherer dahin, als daß man es ſich mit jeder Sache, mit welcher man ſich beſchäftigt, Ernſt ſein läßt, und ein möglichſt lebhaftes Intereſſe für ſie in ſich erweckt; daß man ſich hütet, der Trägheit, welche die Spiele der Phantaſie ſo ergötzlich findet, nachzugeben, und daß man nur die Gewalt, die man über ſeine Gedanken beſitzt, welche die größte iſt, die dem Menſchen verliehen ward, und ſeine Freiheit am Meiſten verherrlicht, gehörig anwendet. Die Gewohnheit bringt es endlich dahin, daß ſich die Thätigkeit der Phantaſie den Befehlen des Verſtandes unterwirft, und die Nachtheile ihrer Reizbarkeit und Beweglichkeit vermeidet, ohne uns von den Vortheilen derſelben zu entziehen.

Die lebhafte Einbildungskraft ſtellt alles in individueller Beſtimmtheit — oder doch in individueller Beziehung, die feurige alles in großen Umriſſen und ergreifenden Verhältniſſen dar. Jene vergegenwärtigt den Gegenſtand ſelbſt in anſchaulicher Klarheit oder Innigkeit des Gefühles; dieſe deutet ihn nur an in einzelnen, aber kräftigen, bedeutungsſchweren Zügen. Jene verweilt bei ihm in ſtiller Betrachtung, dieſe ſtrömt gewaltig dahin — an allem nur berührend vorüber. Jene führt ins Leben herab, dieſe über das Leben hinauf.

Feuer der Einbildungskraft iſt für die männliche Natur eben ſo charakteriſtiſch, wie die Lebhaftigkeit derſelben für die weibliche. Zum Entwerfen großer Plane, zum Faſſen großer Ideen und zum Bilden erhabener Entſchließungen muß die Meiſten eine feurige Einbildungskraft in den Stand ſetzen. Bei wenigen wird der Verſtand ihrer Unterſtützung entbehren können, nie aber darf er ihre Vorbereitungen verſchmähen. Was die bewegliche Phantaſie für die gewöhnliche Thätigkeit, das iſt die feurige für das ſchöpferiſche Wirken. Auf den Grad der Erhitzung kommt wenig an — mehr auf das lebendige Eingreifen, auf das gedankenvolle Hinſtellen, auf das raſche und doch kräftige Fortſchreiten. In dieſem Sinne muß die lebhafte Phantaſie ſich zur feurigen erheben, um die Genialität der echten Kunſt zu erreichen. Selbſt der philoſophiſchen Forſchung ſind die Andeutungen einer feurigen Phantaſie nützlich; indem ſie bald derſelben einen höhern Schwung geben, bald ſie auf bisher unbekannte Gebiete leiten, bald ſie mit wirklich wahren Ideen bereichern: daß ſie nur nicht die Vernunft aus ihrem Rechte verdrängen, Entſcheidungen ſich anmaßend, welche dieſer allein gebühren, und myſtiſche Sprüche ausbietend für gediegene Weisheit!

Ueberhaupt iſt eine feurige Phantaſie nicht ohne Gefahr für den intellectuellen und ſittlichen Charakter. Leicht tritt ſie dem ruhigen Denken in den Weg; leicht begnügt ſie ſich mit einem dunkeln Ahnen, wo ein deutliches und genaues Wiſſen möglich und nöthig iſt; leicht verleitet ſie, Schimmer der Bilder mit Gehalt der Gedanken zu verwechſeln; leicht drängt ſie in wilden Stürmen den Menſchen aus der Einheit ſeines Weſens; leicht läßt ſie in brauſendem aber ſchnell niedergeſchlagenem Streben die Kraft erſchöpfen; nicht ſelten exaltirt ſie einzelne Gefühle zur zerſtörenden Gewalt; nicht ſelten endlich ſtürzt ſie in die wildeſten Ausſchweifungen.

Es iſt ein großer Unterſchied, ob das Feuer der Phantaſie vom Temperamente oder von irgend einer Leidenſchaft entzündet ſei. Im erſten Falle ergreift es mehr gleichmäßig den ganzen Menſchen, und hat noch mancherlei Kräfte der Mäßigung in ſich ſelbſt. Im zweiten ſtürzt es auf die Leidenſchaft zurück, von der es ausging, und treibt ſie über alle Grenzen hinaus.

Oft erglüht auch die Phantaſie von einer großen Idee. Dann iſt vor allem der ſittliche und der rein menſchliche Gehalt dieſer Idee zu unterſuchen, damit man bei Zeiten traurigen Verirrungen zuvor komme, und im übrigen dieſe Idee mit den andern Zwecken des Lebens in Harmonie ſetze.

Nie bedarf die feurige Phantaſie mehr der ſorgfältigen Bewachung als im Jünglingsalter. Hier lodert ihr Feuer am ſtärkſten; hier bekommt es die gefährlichſte Nahrung; hier greift es ſo leicht verwüſtend um ſich, und hindert ſo oft die wohlthätigſten Beſtrebungen. Die edelſten Gefühle und Regungen werden nicht ſelten von der Gluth einer wilden Phantaſie verzehrt. Die Beſchäftigung mit ſolchen Wiſſenſchaften, welche die Anſchauung und den Verſtand in Anſpruch nehmen, das Leſen ſolcher Schriften, die zum Nachdenken nöthigen, ſtrenge Selbſtgewöhnung, alles ſcharf zu beſtimmen, genau zu prüfen und bis auf den Grund zu erforſchen, ſorgfältige Pflege der ſittlichen Anlagen, ernſte Blicke auf das Leben, und eifriges Bemühen, ſich für ſeine Beſtimmung tüchtig zu machen, ſind die beſten Mittel, dies zu verhüten — Mittel, deren Anwendung nicht ſelten auch in ſpätern Jahren noch erfordert wird, das zu ſtarke Feuer der Einbildungskraft zu dämpfen, damit ein gediegener, in ſich abgeſchloſſener und in ſeinem Gleichgewichte ruhender Charakter zum Vorſchein komme.

Eine ſtarke Einbildungskraft bedarf wenig der Unterſtützung von außen. Zwar muß auch ſie von der Erfahrung ihren Stoff haben, wie den erſten Reiz; aber, mit jenem bereichert und von dieſem berührt, bewegt ſie ſich feſt und frei auf eignem Boden, und bildet ſich aus dem, was ſie empfangen hat, ihre eigne Welt. Einmal von der Erfahrung losgeriſſen, hält ſie ihr Leben über derſelben empor, und gießt es aus in wunderbare, große, gewaltige Schöpfungen, während die ſchwache jeden Augenblick zu ihr zurück muß, und nichts zu Stande bringt, wozu ſie nicht von ihr die Umriſſe und die ſchon zubereiteten Materialien empfing. Menſchen von ſtarker Einbildungskraft ſind es, die eine Idee lange feſthalten, von allen Seiten ausgeſtalten, und ſich ganz in ſie verlieren können.

Eine ſtarke Einbildungskraft gehört dazu, um die Vernunft in ihrer Selbſtſtändigkeit mit dem Leben zu erreichen, und ſich dem hinzugeben, was das Höchſte des Menſchen iſt. Sie iſt aber auch nöthig, wo mehr als Gemeines zum Vorſcheine kommen — und unentbehrlich, wo dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge ein bedeutender Umſchwung gegeben werden ſoll. Nur ſeien die übrigen Kräfte des Geiſtes ihr gewachſen; nur ſtehe mit ihr im Bunde der helle Gedanke, feſtes

Einwurzeln im wirklichen Leben, offener Sinn für ſeine Angelegenheiten und Trieb zum Handeln. Ohne das führt ſie entweder zu leeren Grübeleien oder zu phantaſtiſchen Träumen.

Wehe dem Zeitalter, wo körperliche und geiſtige Erſchlaffung eine größere, unnatürliche Stärke der Einbildungskraft erzeugt hat! Dieſe Stärke ermangelt des echten Lebens, weil der gute Menſch ſeiner ermangelt; und es bleibt ihr nichts übrig, als in wenigen mißgeſtalteten Formen zu erſtarren. So ſinkt ſie von ihren ohnmächtigen Flügeln bald als roher Aberglaube zu Boden.

Auf Stärke der Einbildungskraft hat es die Natur in dem Manne angelegt; und ſie findet ſich hier, freilich mit Unterſchied des Maaßes, überall, wo nicht das Phlegma jede ſtärkere Regung ausgetrieben, oder frühe Verbildung ſie unterdrückt hat. Es bedarf ihrer zu einem thatenvollen Leben.

Die Einbildungskraft wird kühn, wenn ſie in ihrer Stärke über jede Schranke hinausdringt, welche ihr die Wirklichkeit anlegen will. Die kühne Einbildungskraft verſchmäht auch die einengende Regel, unter welcher die Erfahrung ihr immer ihre Stoffe anbietet; ihr gelten nur diejenigen Geſetze, welche aus dem höchſten Vermögen der Menſchen ſtammen. Der Verſtand kann ihr nicht folgen, weil er an den Feſſeln der Sinne liegt; dafür meiſtert er ſie denn ohne Ende. Es iſt die Idee des Unendlichen, was ihr immer vorſchwebt, und ob ſie ſich bewußt iſt, dieſes nie erreichen zu können, ſo ſtrebt ſie doch, in beſtändigen Erweiterungen des Endlichen, ſich ihm zu nähern, oder es in Symbolen anzudeuten.

Sie kann aber eben ſo wohl das Gefühl zerreißen, als den Geiſt erheben. Das Erſte vorzüglich dann, wenn ſie im Dienſte einer düſtern Stimmung ſteht. Der Künſtler bedarf ihrer; aber in ihm wird ſie vom Genie beſeelt und geregelt, daß ſie nur in ſchönen und großen Geſtalten, die zugleich in ihrer Schönheit und Größe wahr ſind, darſtellen kann. Wo es ihr hierin fehlt, da muß ihr aus allem Vermögen entgegen gearbeitet werden. Die Kraft iſt verderblich, wenn ihr nicht das Geſetz einwohnt.

Die kühne Einbildungskraft wird auf dieſe Weiſe eine regelloſe, eine Dienerin roher Leidenſchaft. Sie verachtet unter den Geſetzen der Erfahrung auch die Bildung der Vernunft. Von wollüſtigen Paradieſen bis zu Höllen voll ſchauderhafter Qual ſteht ihr ein unermeßliches Gebiet offen. Durch ſie wird die Schwärmerei zum Unſinne. Der Aberglaube zum Fanatismus. In allen Verhältniſſen des Lebens richtet ſie Zerrüttungen an; jede Ordnung der Dinge ſucht ſie zu verkehren. Der Seele raubt ſie ihre Kraft, dem Gemüthe ſeinen Zuſammenhang, dem Handeln ſeinen Zweck. Der Charatter geht gänzlich durch ſie zu Grunde, und alles, was im Herzen Schlimmes iſt, kann durch ſie zum Ungeheuern geſteigert werden.

Noch iſt übrig, daß wir uns für den Gebrauch der Einbildungskraft, weil dieſer nicht von der natürlichen Beſchaffenheit derſelben allein beſtimmt wird, und doch für das Leben und die Erreichung der Zwecke, die dem Manne angewieſen ſind, von ſo großer Wichtigkeit iſt, einige Regeln merken.

Vor allem hüten Sie ſich, daß Sie der Einbildungskraft nicht einen zu großen Einfluß auf die Angelegenheiten des Lebens geſtatten. Sie darf, ja ſie ſoll Ihnen zur Beſorgung derſelben und zur Verſchönerung der Wirklichkeit, von der Vernunft geleitet, Ideale geben. Aber ſie darf ſich nicht in Ihre Anſichten, in Ihre Erwartungen miſchen. Die Welt, wie ſie iſt, nicht wie ſie im Schmucke der Phantaſie erſcheint, empfängt ihr Wirken, und giebt Ihnen zurück, was daraus entſteht. Jener gehören Ihre Zwecke an, jener ſind die Bedürfniſſe eigen, denen Sie abhelfen ſollen, aus jener müſſen Sie Ihre Mittel nehmen. So lange es Ihnen auch gelingen mag, ſich in ſüßer Täuſchung zu erhalten: einmal wird ſich Ihnen doch die Wahrheit aufdringen, ſei es in verfehlten Abſichten oder in bittern Erfahrungen. Sie werden kennen lernen die Güter, die Ihnen einen unbezahlbaren Werth zu haben ſchienen, die Verhältniſſe, die Sie in einem ſo ſanften Schimmer erblickten, die Menſchen, denen Sie ſo herrliche Geſinnungen andichteten, die Schwierigkeiten, die Sie im Rauſche des Entzückens überſahen, die Klüfte, die Sie in begeiſterter Sehnſucht nicht gewahr wurden. Wie unglücklich werden Sie ſein, wenn Sie zu ſpät merken, daß Sie ſich verrechnet haben, und nun vor der leiſen Berührung der Wahrheit, die Stützen Ihrer Zufriedenheit zuſammenſinken! Einmal gewohnt, ſich mehr von der Einbildungskraft als vom Verſtande leiten zu laſſen, wird es Ihnen ſchwer werden, nicht in das andre Extrem zu verfallen, und in düſterer unheilbarer Schwermuth allen Glauben und alle Hoffnung aufzugeben.

Ueber das Mittelmäßige kommt auf Erden wenig hinaus. So oft Ihre Urtheile und Erwartungen gegen dieſen Grundſatz verſtoßen: ſo oft haben Sie Urſache mißtrauiſch zu ſein und näher zu forſchen, ob nicht Ihre Phantaſie hier vergrößert habe. Denn meiſten Theils geſchieht dieſes ſo unvermerkt, daß man ohne ſorgfältige Prüfung nichts davon wahrnimmt. Die jugendliche Einbildungskraft verſchönert ſo gerne. Es mag Ihrem Herzen wehe thun, den angenehmen Traum zu zerſtören; aber es iſt doch nothwendig, wenn Ihnen nicht der ganze Gewinn des Lebens verloren gehen ſoll. Der Schmerz kommt Ihnen doch; je ſpäter, deſto herber. Geben Sie zur rechten Zeit dem Verſtande ſein Recht, damit er nicht einſt das lange vorenthaltene deſto ſchrecklicher zurück fordre.

Doch dies nicht allein in den Angelegenheiten des Lebens, ſondern auch in den Beſchäftigungen des Nachdenkens. Nur vom Verſtande kann das Wahre entdeckt und richtig aufgefaßt werden; nur deſſen iſt man ſicherer, was man durch ihn gewonnen hat. Auch hier maßt ſich die Phantaſie an, was ihr nicht gebührt. Schwankende, dunkle Bilder fließen in einander, ſie regen das Gemüth mächtig auf; ſie vereinigen ſich zu einem ſtarken Totaleindrucke; man iſt davon ergriffen, und glaubt begriffen zu haben; man ſieht dämmernde Umriſſe, und glaubt die Sache ſelbſt zu beſitzen; man ahnet, und glaubt zu verſtehen; man bildet ſich ein zu denken, während man nicht einmal träumt, und bald iſt das allmächtige Zauberwort gefunden, das alles mit Einem Schlage hervorbringt.

Das iſt meiſt das Weſen des jetzt ſo vielfältig und laut geprieſenen Myſtizismus — ein Gähren und Brauſen beginnender Gedanken, mit denen es nie zur Scheidung kommt. Bei vielen hilft ſich nachher der geſunde Verſtand von ſelbſt; aber viele gehen auf dieſem Wege für die Einſicht verloren. Der Rauch verdirbt ihnen die Augen, daß ſie vergeſſen, was klares Sehen iſt. Aus den dunkeln Regungen läßt ſich alles bilden, worauf Neigung oder Laune verfällt. Und da man auf das Urtheil des Verſtandes wenig achtet, da dieſer ſelten einmal zum Sprechen kommt, da man ſo lebhaft fühlt; ſo iſt jedem Unſinne die Thür geöffnet. Geſellt ſich nun dazu, wie es gewöhnlich geſchieht, jugendlicher Dünkel — auch ein Kind der Phantaſie mit dem Egoismus erzeugt: — dann iſt kaum noch Rettung zu hoffen.

Deutliche Begriffe führen allein zur echten Weisheit, und zum rechten Handeln. Die ſichere Probe, daß man dieſe beſitzt, iſt, wenn man ſie in ihre Merkmale zerlegen und andern mittheilen kann. Was man deutlich gedacht hat, läßt ſich auch verſtändlich bezeichnen. Das Vorgeben: man fühle wohl, wie etwas ſei, aber man könne es nicht ſagen, iſt immer ein Beweis, daß man phantaſirt.

Die Phantaſie ſucht oft auch durch ſinnreiche Verknüpfungen den großen und erſten Zuſammenhang zu vertreten, den der Verſtand in die Gedanken bringt. Was auf dieſe Weiſe entſteht, ſtimmt nicht ſelten wunderbar mit andern Erſcheinungen und Gedankenverbindungen überein. Durch dieſes Uebereinſtimmen geblendet, unbekümmert um das viele, was doch nicht übereinſtimmt, ohne Sorge, ob ſich dieß auch mit ausgemachten Wahrheiten vertrage, zimmert man ſolche Einfälle zu Syſtemen aus, denen es weniger an gläubigen Jüngern als an Grund und Boden fehlt. So iſt das Weſen der Schwärmerei.

Laſſen Sie ſich nicht blenden durch den Glanz ſolcher Meteore, die jeder Tag auf- aber auch wieder untergehen ſieht. Die Wahrheit müßte ſich trauernd von Ihnen wenden.

Vermeiden Sie nicht weniger ſorgfältig jede einſeitige Richtung der Phantaſie. Sie folgt gerne irgend einem Zuge: rühre er von einem intereſſanten Gedanken, oder von einer beſondern Stimmung des Gemüthes, oder von einer Neigung des Herzens, oder von der Gewohnheit einer beſondern Beſchäftigung her. So empfängt der Geiſt in ſeiner weitern Ausbildung Geſtalt und Richtung, die er aus ſeinem urſprünglichen Weſen nehmen ſollte, von Zufälligem; die Harmonie der Gemüthskräfte iſt zerſtört — die Klarheit der Seele, die das Licht des Lebens iſt, wird getrübt. Ein oft ſehr verkehrtes Intereſſe wird zum herrſchenden erhoben, dem jede Thätigkeit des Geiſtes gehorchen muß. Die fixe Idee der Phantaſie entſcheidet über den Gedankenlauf und über den Charakter.

Iſt es eine beſtimmte Vorſtellung, was ihr vorſchwebt: ſo wird alles auf ſie gezogen, alles mit ihrem Lichte beleuchtet, und jedes Dinges Werth nach dem Verhältniſſe entſchieden, worin es zu ihr ſteht. Zu den traurigſten Verirrungen des Verſtandes führt dieſer Weg.

Steht die Phantaſie im Dienſte einer düſtern Stimmung: dann iſt es unvermeidlich, daß dieſe immer düſtrer werde, bis zum dumpfen Hinbrüten und zum gänzlichen Lebenshaſſe.

Hat eine Leidenſchaft ſich ihrer bemächtigt: ſo muß dieſe bis zu einer faſt unbezwinglichen Stärke hinanwachſen. Ihre natürliche Kraft iſt unbedeutend gegen die Vermehrung, welche dieſelbe von der Phantaſie erhält. Das Verlangen wird immer brennender, der Genuß in immer höherem Grade unerſättlich, das Ziel immer weiter hinausgerückt. Jeder andere Trieb des Herzens weicht entweder dieſer Leidenſchaft oder wird ihr, die ſich alles zu unterwerfen und anzueignen weiß, was uns ſonſt als wünſchenswerth erſcheinen möchte, dienſtbar.

Die Geſundheit der Seele und die Vollſtimmigkeit des Lebens verlangt, daß die Phantaſie nach allen Seiten ſich verbreite, jeden Reichthum des Lebens ſich aneigne, und für die ganze Summe menſchlicher Gedanken, Gefühle und Neigungen thätig ſei.

Nur werde ſie rein erhalten vom Unſittlichen. Kein unlautres Bild müſſe von ihr aufgefaßt, und mit Wohlgefallen unterhalten werden. Gefährlicher, als was die Sinne zeigen, iſt, was die Einbildungskraft ahnet — gefährlicher, als womit die Wirklichkeit reizt, was jene dichtet — gefährlicher, als das erhitzte Blut, die ruhige verſchönernde Betrachtung. So ſüß iſt die Sünde nicht, wie die Phantaſie ſie darſtellt; ſie hat überdies Häßlichkeiten, Verlegenheiten, Verſtimmungen, Sorgen, Gewiſſensbiſſe, Qualen, die von dieſer verhüllt werden. Was die Einbildungskraft gewonnen hat, das findet leicht den Weg zum Herzen; der lebhafte, zur Fertigkeit gewordene Gedanke reift leicht zur That. Der Verſuchung, die ſchnell und gewaltig auf uns eindringt, bietet ſich auch ein rüſtiger Widerſtand entgegen; aber mit nachgiebigen Unterhandlungen endigen ſich gewöhnlich die ſtillen Kämpfe, in die wir uns ſelbſt verwickeln. Durch die Phantaſie faßt die Sünde den Menſchen an ſeiner größten Schwäche.

Iſt es Ihnen darum zu thun, ein reines Herz zu bewahren und in einem reinen Herzen ruht ja das heitre Bewußtſein, die Kraft und die friſche That des Mannes: — dann bewachen Sie ſorgfältig die Regungen der Einbildungskraft: dann unterdrücken Sie ſchnell, was das Gewiſſen verurtheilt: dann hüten Sie ſich, durch ſie mit der Sünde in eine Gemeinſchaft zu treten, die ſo bald ein unauflösliches Bündniß geworden iſt.

Endlich wird es auch nöthig ſein, daß Sie ſich nur ſelten und mit großer Vorſicht den müßigen Träumen der Phantaſie überlaſſen. Schwer würden Sie bei dem Gegentheile von ſich fern halten, was das Laſter begünſtigt. In der ſüßen Bethörung wird die Stimme des Gewiſſens überhört, und wo alles eine ſo gefällige Geſtalt trägt, wo alles dem Herzen ſo angenehm ſchmeichelt, wer ſollte da Arges vermuthen? Wird das Arge ſich der Phantaſie nicht oft erſt dann in ſeiner wahren Geſtalt zeigen, wann es das Herz ſchon gewonnen und gefeſſelt hat? Zu dem iſt der Menſch nicht zum Träumen geboren, ſondern zum Handeln. All' ſein Thun, vorzüglich das, wobei die edelſten Kräfte angeſtrengt ſind, ſoll entweder in ſich ſelbſt Werth, oder einen vernünftigen Zweck haben.

So mag man ſich denn wohl zur Erholung angenehmen Beſchäftigungen überlaſſen. Aber ſtets ſeien dieſe Beſchäftigungen rein: nie ſeien ſie mehr als unterhaltende Spiele, denen man ſich immer entreißen kann; nie müſſen ſie das Gemüth verſtimmen oder verweichlichen; nie müſſen ſie den Traum an die Stelle der Wahrheit ſetzen, nie die Befreundung mit dem Leben ſtören, nie uns mit Menſchen und Umgebungen in Mißverhältniß ſetzen, nie jene weiche, wehmüthige, ſchwärmeriſche Sehnſucht erzeugen, die den Muth erſtickt mit der Kraft, die immer verlangt und nie erreicht, weil ſie nur betrachten, nie etwas thun will.

Dem höchſten Intreſſe des Lebens gehorche auch die Einbildungskraft. Sinn für das Wahre, Schöne und Gute regle immer ihren Gebrauch, dann wird er nie Mißbrauch ſein.

Ueber den moraliſchen Charakter des Mannes.

Der Mann ſoll unter der Idee des Sittlich-Guten einen Charakter haben, oder vielmehr das Sittlich-Gute ſoll in ihm einen Charakter bilden; das iſt eine der erſten Forderungen, die an ihn gemacht werden, und nimmer wird man in dem Charakterloſen den Mann anerkennen. Ueber den Inhalt und Grund dieſer tief gehenden Forderung wollen wir uns jetzt zu verſtändigen ſuchen.

Unter Charakter verſteht man das ſich Gleichbleibende in der Gemüthsart und dem Thun des Menſchen. Man ſagt von Jemand, er habe *keinen Charakter*, wenn es ihm an Haltung in ſeinem geiſtigen Sein, an Uebereinſtimmung in ſeinen Wünſchen, Streben und Handeln fehlt. Des Charakterloſen Gemüth iſt an nichts befeſtigt, durch nichts in ihm ſelbſt beſtimmt. Das Spiel der Dinge, die mit vorzüglicher Stärke auf ihn wirken oder der Empfindungen, die in ihm ſich mächtiger regen, erſcheint er ſo und anders, wie es Zeit und Umſtände fügen, häufig im Widerſpruche mit ſich ſelbſt, ohne es zu merken, weil der gegenwärtige Augenblick meiſt in Vergeſſenheit gebracht hat, was das Intereſſe des zunächſt vorhergehenden war. Es hält ſchwer, auch nur im Wechſel ſeines Fühlens und Wollens eine Regel zu finden.

Keinen Charakter hat der *Leichtſinnige*; denn er hängt ganz von dem jedesmaligen Eindrucke ab. Zwar könnte die fröhliche Luſt, auf die er immer ausgeht, eine gewiſſe Einheit in ſein Leben bringen. Aber er berechnet nicht darnach; er verfolgt ſie nicht conſequent; er unterſcheidet nicht unter den verſchiedenen Arten derſelben; er nimmt ſie, wie ſie ihm kommt; er gleitet von Einem zum andern, und kaum hat man ihn auf einer Stelle gefaßt, ſo iſt er ſchon nicht mehr da. Wenn auch in der Seele des Leichtſinnigen ein Intereſſe mächtiger wird, als die übrigen, ſo wird es doch nie mächtig genug, um dieſe an ſich zu ziehen, ſich zu unterwerfen, und darauf ein Syſtem des Lebens zu erbauen.

Keinen Charakter hat der *Launiſche*. Er ſteht unter der Herrſchaft veränderlicher, oft entgegengeſetzter, Empfindungen, von denen er ſelbſt nicht weiß, wie ſie ihm kommen, und was ſie wollen. Wäre bei ihm ein überwiegendes Intereſſe vorhanden: er würde ihm doch nur dann folgen, wenn das Gefühl ſeines gegenwärtigen Zuſtandes ihn nicht überwältigt, und das iſt äußerſt ſelten. Er denkt, begehrt, verabſcheut und handelt, wie ſeine Stimmung es ihm eingiebt. Niemand ergründet ihn, weil aller ſichere Grund bei ihm fehlt. Er ſelbſt vermag nicht zu beſtimmen, wie er im nächſten Augenblicke handeln werde, weil er nicht weiß, wie ihm im nächſten Angenblicke zu Muthe ſein möge. Wenn ſich bei jedem andern noch einigermaßen vertrauen läßt, auf den Werth, den gewiſſe Dinge in der Regel für die menſchliche Natur haben, ſo fällt auch das bei ihm weg, weil ſeine eigne Natur nie dieſelbe iſt, und dieſe gerade in ihrer Eigenheit das Meiſte vermag.

Keinen Charakter hat der *Wankelmüthige*. Ihm iſt es Bedürfniß, in ſeiner Liebe und in ſeinem Treiben ſchnell zu etwas anderm überzugehen. Für ihn giebt es keinen Werth, als den der Auswechslung und der Neuheit. Er verläßt ſchnell, dem er ſich ergeben hatte, weil der Reiz alles Bleibenden und Feſten entblößt war. Auf einen ſo lockern Grund kann kein Charakter gebaut werden. Es iſt allerdings ein Princip in ſeiner Seele, was ihn beſtimmt, jetzt dies, dann jenes zu wählen; aber dieſes ſtrebt eben dahin, ihn ins Unendliche aus einander zu werfen.

Charakterlos iſt nicht weniger der *Eigenſinnige*. Er hat wohl einen Willen, und weiß ſich bei demſelben zu behaupten und Widerſtand zu leiſten, wo man ihn zu hindern oder für etwas Andres zu gewinnen ſucht; aber das Feſte zeigt ſich nur in den einzelnen Willensbeſtimmungen, was dieſe erzeugt, iſt immer etwas zufälliges — der erſte oder lebhafteſte Gedanke über eine Sache, oder der Umſtand, daß andre ſich ſchon für das Entgegengeſetzte erklärt haben. Dem Eigenſinnigen gebricht es an den Anlagen des Verſtandes und des Gemüthes, die man zu einem Charakter erfordern muß, wenn man nicht ſo nachgiebig ſein will, das für Charakter zu nehmen, daß ſich der Geiſt mit den Jahren in den Formen befeſtigt hat, die ihm über ſeinem eigenſinnigen Treiben am meiſten bequem geworden; wobei man freilich die Unvereinbarkeit der auf dieſe Weiſe zu einem Ganzen zuſammengezwungenen Theile überſehen hätte.

An Charakter fehlt es endlich auch denen, *deren Gemüth zwiſchen Intereſſen getheilt iſt*, ohne daß ſie darüber mit ſich einig werden können, wie dieſe Intereſſen gegen einander auszugleichen ſeien; die daher bald dieſem, bald jenem folgen, wie ſich ihnen Eins als das vorzüglichere darſtellt, oder lebhafter wie die andern angeregt wird.

Zum Charakter gehört vor allem, daß das Gemüth auf etwas ruhe, wovon ſeine Beſtrebungen die Richtung empfangen, oder daß ihm etwas einwohne, wodurch alle ſeine Aeußerungen beſtimmt werden, und woraus ſich das Leben des Menſchen, ſo wie es aus dem Innern kömmt, erklären läßt. Der Mann von Charakter kann wohl mehr als ein Intereſſe haben, wovon er ſtärker bewegt wird, wenn nur die Dinge, die ihn treiben, einander in feſten Beſtimmungen neben- und untergeordnet ſind, und deswegen nicht mit einander in Streit gerathen können. In dem Thun des Mannes von Charakter iſt nichts Zweck, jedes kann vielmehr in ſeiner Nothwendigkeit und in ſeinem Zuſammenhange mit einem letzten Princip erkannt werden. Wer in ſein Inneres tief genug eingedrungen wäre, würde ſein Handeln für jeden beſondern Fall mit der größten Zuverſicht vorher zu ſagen im Stande ſeyn.

Feſtigkeit und Uebereinſtimmung im Leben des Menſchen ſind an ſich noch kein Charakter; ſie ſind es erſt dann, wenn ſie ſich als *Eigenſchaften des Willens* kund thun. Der Charakter iſt die wahre Kraft des Menſchen, die Energie hat der Menſch aber allein in ſeinem *Willen*; wer noch keinen Willen hat, beſitzt ſich ſelbſt noch nicht, und in ſeinem conſequenten Begehren zeigt ſich nichts, als verſtändige Thierheit. Die Perſönlichkeit haftet am Willen, und der Charakter iſt nichts anders als Behauptung der Perſönlichkeit.

Manche Menſchen ſind von Jugend auf in eine gewiſſe Form eingewöhnt worden, andern hat ein dunkler Trieb eine beſtimmte Richtung gegeben, noch andere haben ſich ſelbſt zufällig und unbewußt eine eigenthümliche Weiſe des Denkens, Strebens und Handelns angebildet. Auch dieſen kann man keinen Charakter zugeſtehen, weil an dem, was ſie ſind, der Wille keinen Antheil hat, und es nicht ſelten mit dem, was die Natur bei ihnen beabſichtigte, im Widerſpruche iſt, niemals aber dieſem völlige Genüge leiſtet.

Der Wille iſt nie ohne Einſicht; dem Wollen geht vorher das Ueberlegen und Wählen, nach der Erkenntniß, die man von den Gegenſtänden der Wahl und ihrem Verhältniſſe zu ſeinem Intereſſe gewonnen. Die Wahl aber kann ſich darauf beſchränken, unter mehrern ſinnlichen Begierden für die ſtärkern zu entſcheiden, wobei der Wille ein *gebundener* bleibt; ſie können ſich dagegen auch über alle ſinnliche Begierden erheben, um in völliger *Freiheit* der Selbſtbeſtimmung zwiſchen dieſen und dem Geſetze der Vernunft die Entſcheidung zu treffen. Im letztern Falle iſt der *natürliche* Charakter in einen *freien*, *moraliſchen* — entweder *böſen* oder *guten* — verwandelt worden.

Soll der Wille den Namen des Charakters verdienen: dann muß er in ſich ſelbſt feſt werden, ſich zu einem Syſtem des Wollens bilden, ſich nach einem Geſetze in allen Thaten geltend machen, und allenthalben ſiegreich durchgreifen. Das bloße Mögen und Wünſchen, das Entſchließen mit geheimen Vorbehalt und immer zögerndem Aufſchub, ſind das Zeichen einer Schwäche, bei welcher kein Charakter aufkommen kann. Entſchieden und rüſtig vom Gedanken eilend zur That, haltend am Beſchloſſenen, wie an einer unabwendlichen Nothwendigkeit, zeigt ſich immer der Mann von Charakter.

Ueber das Handeln nach Grundſätzen.

Daß man nach Grundſätzen handeln müſſe, iſt ein beinahe verbrauchter Gemeinſpruch; kopf- und herzloſe Menſchen, denen kaum ahnen kann, was damit geſagt ſey, führen ihn im Munde; raffinirender Eigennutz, kalter Ehrgeiz, geiſtesarmer Dünkel, eigenwilliger Querſinn und träges Phlegma pflegen ſich täglich auf ihn zu berufen; daher man ſich faſt ſcheuen ſollte, ihn wieder ins Andenken zu bringen. Gleichwohl bleibt ihm ſeine hohe Wahrheit; und je mehr der Mißbrauch ihn entweiht und verunſtaltet hat, deſto mehr thut es Noth, ihn in ſeinem Ernſte, in ſeinem echten Gehalte und ſeinem Einfluſſe auf das Leben darzuſtellen.

Im *ſtrengen Handeln nach Grundſätzen* bewährt ſich *der männliche Charakter*. Grundſätze müſſen dieſem Charakter Einheit und Haltung geben. In Grundſätzen muß ſich die Vernunft ſeiner bemächtigen, um ihn zu retten aus unſeligem Schwanken und der Herrſchaft verderblicher Leidenſchaft. Durch Grundſätze gelangt man erſt dahin, daß man weiß, was man will, daß man dieſes Eine kräftig erfaßt, immer vor Augen hat, und conſequent verfolgt.

Wo es an Grundſätzen fehlt, da ſind zahlloſe Irrthümer und Täuſchungen unvermeidlich. Es fehlt da auch an Prinzipien des Wahren und Rechten; und es bleibt nichts übrig, als daß man blindlings ergreife, was ſich gerade ſcheinbar zu machen weiß, was den Launen des Augenblickes gefällt, was den jetzt regen Anſichten und Wünſchen am meiſten zuſagt — oder nach Vorurtheilen und herrſchenden Neigungen zu entſcheiden. Im erſten Falle wird man Eines und Daſſelbe bald annehmlich, bald verwerflich finden — im andern wenigſtens eben ſo oft das Wahre verfehlen, als deſſelben theilhaftig werden. Menſchen ohne Grundſätze ſehen meiſt nur die Außenſeite der Dinge, und dieſe ſelten einmal ganz. Sie finden ſich täglich betrogen, und ſind nicht im Stande es zu ändern.

Noch unſicherer wird ohne Grundſätze das Handeln. Man läßt ſich entweder von Einfällen, oder von Gefühlen, oder von Neigungen beſtimmen. In keinem dieſer Fälle iſt eine mit ſich ſelbſt übereinſtimmende Thätigkeit möglich. Einfälle erkennen kein Geſetz; Gefühle wechſeln unaufhörlich; die Neigungen liegen faſt immer mit einander im Streite. Für Augenblicke macht ſich die Eine geltend, um es bald bereuen zu laſſen, daß die andre verſäumt worden iſt. Während man auf der einen Seite gewinnt, verliert man auf der andern, und weiß nicht, ob der Gewinn oder der Verluſt höher anzuſchlagen ſei. An feſtes in einander greifendes Hinwirken auf einen Zweck iſt nicht zu denken. Wenn man ſich auch eines ſolchen bewußt iſt, kennt man doch ſein wahres Intereſſe und ſein Verhältniß zu den übrigen Zwecken des Lebens nicht; man iſt nicht im Stande, Kräfte und Mittel gehörig zu berechnen und ſeine Anſtrengungen zweckmäßig einzurichten. Die Ueberlegung wird von nichts gehalten: die größte Klugheit greift unabläſſig fehl, weil ſie nur nach dem entſcheiden kann, was der Zufall ihr anbietet.

Es giebt wohl Menſchen, die, indem ſie bloß dem Zuge einer mächtigen Leidenſchaft mit einiger Beſonnenheit zu folgen ſcheinen, in ihren Bemühungen nicht ganz unglücklich ſind. Aber in der That werden doch dieſe Bemühungen von nur nicht entwickelten und durchdachten Grundſätzen geleitet: und ſo ſehr es ihnen auch mit dem, wozu die Leidenſchaft ſie treibt, gelingen mag, nie werden ſie das geſammte Intereſſe ihrer Natur befriedigt, ſtets werden ſie ſich von Einſeitigkeit peinlich gedrückt finden.

Nach Grundſätzen muß man ſich im Leben mit ſeinen mannigfaltigen Angelegenheiten orientiren, um alles zur Einheit deſſelben zu bilden, und in dieſer Einheit ſich ſelbſt zu genügen.

Nach Grundſätzen muß man handeln, um Geiſteswürde an ſich zu bewähren, denn dieſe allein können die That dem Naturzwange entreißen und in das herrliche Gebiet der Freiheit leiten.

Auch die Tugend kann in der männlichen Natur nicht anders als nach Grundſätzen gebildet werden. Nur, wenn ſie vom Willen in Grundſätzen gefaßt und in das Leben eingeführt worden, vermag ſie ſich in der Eigenthümlichkeit ihres Weſens zu entfalten und zu behaupten. Der ſie nicht auf Grundſätze richtet, da kömmt ſie auch nicht in ihrer Vollſtändigkeit zum Vorſcheine. Einzelne Maximen, eine Frucht der Angewöhnung, einzelne pflichtmäßige Handlungen, ein Werk der Neigung oder zufälliger Gewiſſensregung, einzelne ſchöne Aufwallungen, in die das Temperament ſich ergießt: das iſt alles, was man hier erwarten kann — keine herrſchende und durchgreifende Geſinnung, kein beſtändiger Wille, keine gleichförmige Handlungsweiſe, ohne welches für — was es auch ſei, der Name der Tugend vergebens in Anſpruch genommen wird.

Das Erſte der Sittlichkeit iſt Lauterkeit des Sinnes, Liebe des Guten um ſein ſelbſt willen; wie ſoll dieſes aber erreicht werden, wenn nicht der Grundſatz in urſprünglicher Heiligkeit feſt ſteht? Das Zweite iſt Freiheit des Entſchluſſes; iſt daran aber zu denken ohne Grundſätze? Sind es nicht dieſe, in welchen allein man ſich über die Herrſchaft der Sinnlichkeit erheben, und etwas ſeyn kann in ſich ſelbſt? Das Dritte iſt, daß ſie ein abgeſchloſſenes, innig zuſammenſtimmendes Ganze ſei: wie iſt das möglich, wenn nicht Grundſätze ihre Theile zu einander ordnen, und ihre Anwendung auf alle Kräfte des Gemüthes beſtimmen? Das Vierte iſt, daß ſie Plan des Lebens werde; wird ſie das aber je, wenn nicht Grundſätze ihre Ausführung leiten? Das Fünfte iſt, daß nichts vermöge, ſie zu erſchüttern: womit ſie ſich aber auch ſonſt noch bewaffnen möge; nichts wird ihr hinlängliche Sicherheit gewähren, wenn nicht Grundſätze ihre Schutzwehr ſind. Grundſätze lehren das Gefährliche vermeiden, und der Verſuchung Widerſtand leiſten. Sie geben Stärke des Willens, die ſich ſiegreich behauptet, während, was Neigung und Gefühl hervorgebracht haben, jeden Augenblick zerſtört werden kann. Durch ſie wird die Tugend eigenthümliche Kraft des Gemüthes, während, was anderswo her erzeugt worden iſt, immer etwas Anklebendes bleibt, welches ſich ohne viel Mühe wieder abtrennen läßt.

Der ganze Werth der Grundſätze beruht darauf, *daß nach denſelben gehandelt* werde. Menſchen, die viel von ihren Grundſätzen ſprechen, haben gewöhnlich gar keine, und wenn ſie welche haben, ſo werden dieſe, eben dadurch, daß ſie dieſelben immer im Munde führen, ihrer Wirkſamkeit beraubt. Wer mit Grundſätzen Gepränge treibt, der verſteht ſich gewiß nicht auf ihre innere Würde. Dieß iſt auch ſo gemein geworden, daß der Beſonnene deſſen ſich ſchämt.

Aber immer nach Grundſätzen zu handeln, ſie gegen jeden mächtigen Antrieb der Sinne und der Leidenſchaft durchzuſetzen, ſie zu einer unabwendbaren Nothwendigkeit des Lebens, die zugleich Freudigkeit des Gemüthes iſt, zu erheben: das iſt allerdings keine geringe Aufgabe.

Vor allem thut ſich hier die Schwierigkeit hervor, *daß unſre Grundſätze uns nicht ſtets gegenwärtig ſind*. Offenbar wird denſelben oft blos deswegen entgegen gehandelt, weil wir uns ihrer nicht erinnern. Dieß geſchieht nicht blos in den Augenblicken, wo die Umſtände drängen, und die Leidenſchaft fortreißt, ſondern oft auch in ſolchen, wo wir mit Ruhe und Ueberlegung unſre Entſchließungen faſſen. Auf mancherlei wird da wohl Rückſicht genommen, nur nicht auf Grundſätze. Umſonſt würde man dieſes zur Pflicht machen: denn es könnte uns ja auch begegnen, daß wir uns auf die Pflicht gerade nicht beſännen.

Der Erinnerung läßt ſich nicht gebieten, ſie folgt ihren eignen Geſetzen. Aber es laſſen ſich Anſtalten treffen, daß die

Erinnerung von ſelbſt komme; und das iſt es, was uns für die Fälle, wo wir unſern Grundſätzen zuwider handelten, weil wir nicht an ſie dachten, verantwortlich macht. Schon der feſte Wille, etwas nie zu vergeſſen, leiſtet viel. Dieſer Wille greift gewiſſermaßen durch alle geiſtigen Thätigkeiten hindurch, und wird nur ſelten von ſtärkern Gefühlen überwältigt; er hält den Gedanken wach, daß er ſich an jede Vorſtellung anſchließt. Wenn man ſelten an ſeine Grundſätze denkt: ſo rührt das meiſtentheils daher, daß man gleich Anfangs nicht recht an ſie gedacht hat. Man beſchäftigt ſich mit ihnen, wie mit Wahrheiten, die für den Verſtand gehören; man gewinnt ihnen blos ein ſpeculatives Intereſſe ab. Einzig beſorgt für ihre Richtigkeit oder für ihren Schimmer, überſieht man ihr praktiſches Weſen, und verſäumt, ſie dem Willen zu übergeben, ſie in einem kräftigen Entſchluſſe zu ergreifen. Höchſtens bringt man es zu dem Wunſche, daß immer nach ihnen gehandelt werden möchte. So iſt es kein Wunder, wenn ſie das Schickſal aller bloßen Vorſtellungen haben, endlich unter der Menge neu hinzuſtrömender Bilder und Gedanken begraben zu werden.

Doch nicht genug, daß uns unſre Grundſätze erinnerlich bleiben: **ſie müſſen auch Kraft haben.** Zwar iſt die Befolgung derſelben das Geſchäft des Willens. Aber der Wille iſt nicht ganz gleichgültig gegen den Antrieb. Er bedarf der Anſtrengung weniger, wo dieſer mächtiger iſt. Den Grundſätzen gegenüber ſtehen die heftigen Triebe der Sinnlichkeit. Dieſe werden den Willen oft fortreißen, wenn nicht auch die Grundſätze eine eigenthümliche Gewalt haben. Ueberdieß wird vieles gethan, wozu der Wille nicht mitwirkt, weil er nicht angeregt wurde, oder weil es dazu an der vollen Beſinnung fehlt. Hier kämpfen Grundſatz und Neigung gegen einander, und dem Stärkern bleibt der Sieg. Zwar ſoll es unſer Beſtreben ſeyn, daß dieß immer ſeltener geſchehe, und die That immer mehr aus klarem Bewußtſeyn und freier Selbſtkraft hervor trete. Aber es wird viel erfordert, damit es dahin komme, und Kraft der Grundſätze iſt dazu eben das wirkſamſte Mittel.

Bei den meiſten muß die natürliche Kraft der Grundſätze verſtärkt werden, wenn es mit der Befolgung derſelben gelingen ſoll.

Dieß ſteht dadurch zu bewirken, daß man ſie mit wichtigen Betrachtungen, mit großen Gefühlen und tiefen Bewegungen des Herzens in Verknüpfung bringt. Vorzüglich iſt hier auf das Gefühl der moraliſchen Achtung und der religiöſen Erhebung zu rechnen. Indeß ſind auch die innern Wirkungen und die äußern Folgen einer ſtandhaften Befolgung würdiger Grundſätze nicht aus der Acht zu laſſen. Man vergegenwärtige ſich ihren Ernſt und ihre Bedeutung, ihren ordnenden und verſchönernden Einfluß auf alle Angelegenheiten des Lebens, die Ehre, die ſie verſchaffen, die Verdienſte, die ſie erwerben, die Ruhe, die ſie gewähren, das Gelingen, zu welchem ſie führen, die Uebereinſtimmung, in welche ſie uns mit der Ordnung der Welt ſetzen, und die Erwartungen, welche ſie begründen. Man heilige ſie durch den Glauben an Gott und Ewigkeit. Man betrachte ſie oft in ihrer Verbindung mit einer über alles ehrwürdigen und erhabenen Beſtimmung. Man ſorge, daß die Zuſtände, in welche ſie uns bei ihrer Befolgung und Uebertretung verſetzen, nicht zu ſchnell vorüber gehen; man überlaſſe ſich vorzüglich der ſchönen Freude, die das Bewußtſeyn, ihnen nachgelebt zu haben, gewährt. Man waffne ſich gegen die Verſuchung, und ſtärke ſich durch beſtändiges Vorhalten edler Beiſpiele. Man übe ſich endlich in der Zähmung der Leidenſchaft, und ſuche die Macht der Sinnlichkeit durch freiwillige Entbehrungen, Erduldungen und Anſtrengungen zu ſchwächen.

Sollen Grundſätze endlich einen **feſten Charakter bilden, und über das ganze Leben eine unumſchränkte Herrſchaft führen:** dann müſſen ſie bleibende Form des Willens werden. Dieß iſt nicht anders zu erlangen als durch Gewöhnung. Je öfter man die Befolgung derſelben ſich ſelbſt gleichſam abgerungen hat: deſto leichter wird ſie; deſto mehr dringt ſie ſich uns unwillkührlich auf; deſto mehr wird es uns eigen, in ihrem Dienſte zu denken und zu handeln.

Es iſt überaus wichtig, ſich die Uebertretung ſeiner Grundſätze **nie** zu geſtatten. Solche Nachſicht entkräftet ihr Anſehen, vermehrt die Macht der Sinnlichkeit und die Trägheit des Willens. Rüſtiges Aufbieten des ganzen Vermögens, entſchloſſener Widerſtand gegen den gefährlichen Reiz gibt kaum zu berechnenden Zuwachs der Kraft, und iſt dadurch noch mehr werth, als durch die Erreichung der beſondern Zwecke, wozu es verhilft.

Iſt man einmal gewohnt, nach Grundſätzen zu handeln: dann kann man bald nicht anders; die Leidenſchaft fügt ſich dem vernünftigen Willen; die Sinnlichkeit gehorcht nicht allein ſeinen Geſetzen, ſondern ſie nimmt auch die Geſtalt deſſelben an. So vollendet ſich die Einheit, und in ihr die Würde und der Friede des Lebens.

Joseph Freiherr von Eichendorff,

einer der liebenswürdigſten und talentvollſten lebenden deutſchen Dichter, ward am 10. März 1788 auf dem Gute ſeines Vaters, Lubowitz bei Ratibor in Oberſchleſien geboren, erhielt ſeine erſte Bildung durch Hauslehrer und auf dem katholiſchen Gymnaſium in Breslau und ſtudirte dann von 1805 bis 1808 die Rechte in Halle und Heidelberg. Nach vollendeter akademiſcher Laufbahn ging er auf Reiſen, lebte mehrere Jahre in Wien und nahm alsdann 1813 als freiwilliger Jäger am Befreiungskriege Theil, in welchem er zum Offizier avancirte. 1816 ward er Referendarius bei der Regierung zu Breslau, 1821 Regierungsrath zu Danzig und 1824 Regierungs- und Oberpräſidialrath zu Königsberg in Preußen. Dieſen letzteren Wohnſitz vertauſchte er ſpäter mit Berlin, wo er gegenwärtig, im Dienſte ſeines Staates beſchäftigt, noch verweilt. Seine erſten poetiſchen Leiſtungen erſchienen unter dem erdichteten Namen Florens.

Er gab heraus:

- **Ahnung und Gegenwart.** Ein Roman (herausgegeben von de la Motte Fouqué). Nürnberg, 1815.
- **Krieg den Philiſtern.** Dramatiſches Mährchen. Berlin, 1823.
- **Aus dem Leben eines Taugenichts und das Marmorbild.** Zwei Novellen. Berlin, 1826.
- **Meyerbeths Glück und Ende.** Berlin, 1828.
- **Ezzelin von Romano.** Trauerſpiel. Königsberg, 1828.
- **Der letzte Held von Marienburg.** Trauerſpiel. Königsberg, 1830.
- **Dichter und ihre Geſellen.** Roman. Berlin, 1835.
- **Einzelne Beiträge in Zeitſchriften, Muſenalmanachen u. ſ. w.**

E. kann mit Recht als einer der ſpäteſten aber talentvollſten und eigenthümlichſten Jünger der ſogenannten romantiſchen Schule betrachtet werden. Er verbindet mit einer Tiefe und Innigkeit des Gefühls, wie man ſie ſelten findet, überaus große Anmuth der Geſtaltung. Reichthum, obwohl nicht eben Wechſel der Phantaſie, einſchmeichelnden Wohllaut, Friſche und Beweglichkeit und einen leichten, ſchalkhaften Witz. Nur Wenige wiſſen den Reiz der Natur, wie ſie ihn auf ein empfängliches Herz ausübt, mit ſolchem Zauber, und Farbenſchmelz wiederzugeben, als er es thut. Dieſer Zauber wird noch erhöht durch ſeine echte, aus ſeinem reinen Inneren hervorſpringende, nie ſich vorlaut an das Licht drängende, aber ſtets ſeinen Schöpfungen eine wohlthätige Begleiterin bleibende Nationalität. Am Glücklichſten iſt er in ſeinen lyriſchen Erzeugniſſen, deren inniges Gefühl, deren Lieblichkeit und Zartheit ſich mit einſchmeichelnder Anmuth der Seele des Leſers bemächtigen und noch lange in ihr nachklingen. — Sein

Roman „Ahnung und Gegenwart", war das Kind einer trüben Zeit, und ward daher nicht ſo bekannt und gewürdigt, als er es zu ſeyn verdient, weshalb wir hier die Aufmerkſamkeit des Leſers von Neuem auf ihn lenken. In ſeinen Trauerſpielen herrſcht E's lyriſche Subjectivität zu ſehr vor; ſie ermangeln daher, jener Kraft und Schärfe, welche das Drama vor Allem fordert, obwohl ſie große und unerreichte Schönheiten enthalten. E. iſt ein Dichter auf den ſeine Nation ſtolz ſeyn darf, um mit wenigen Worten ſchließlich ſeinen Werth zuſammen zu faſſen.

Aus dem Leben eines Taugenichts.*)

Erſtes Capitel.

Das Rad an meines Vaters Mühle braußte und rauſchte ſchon wieder recht luſtig, der Schnee tröpfelte emſig vom Dache, die Sperlinge zwitſcherten und tummelten ſich dazwiſchen; ich ſaß auf der Thürſchwelle und wiſchte mir den Schlaf aus den Augen, mir war ſo recht wohl in dem warmen Sonnenſcheine. Da trat der Vater aus dem Hauſe; er hatte ſchon ſeit Tagesanbruch in der Mühle rumort und die Schlafmütze ſchief auf dem Kopfe, der ſagte zu mir: „Du Taugenichts! da ſonnſt Du Dich ſchon wieder und dehnſt und reckſt Dir die Knochen müde, und läßt mich alle Arbeit allein thun. Ich kann Dich hier nicht länger füttern. Der Frühling iſt vor der Thüre, geh auch einmal hinaus in die Welt und erwirb Dir ſelber Dein Brodt." — „Nun," ſagte ich, „wenn ich ein Taugenichts bin, ſo iſt's gut, ſo will ich in die Welt gehen und mein Glück machen." Und eigentlich war mir das recht lieb, denn es war mir kurz vorher ſelber eingefallen, auf Reiſen zu gehn, da ich den Goldammer, der im Herbſt und Winter immer betrübt an unſerem Fenſter ſang: „Bauer, mieth' mich, Bauer mieth' mich!" nun in der ſchönen Frühlingszeit wieder ganz ſtolz und luſtig vom Baume rufen hörte: „Bauer, behalt Deinen Dienſt!" Ich ging alſo in das Haus hinein und holte meine Geige, die ich recht artig ſpielte, von der Wand, mein Vater gab mir noch einige Groſchen Geld mit auf den Weg, und ſo ſchlenderte ich durch das lange Dorf hinaus. Ich hatte recht meine heimliche Freud', als ich da alle meine alten Bekannten und Kameraden rechts und links, wie geſtern und vorgeſtern und immerdar, zur Arbeit hinausziehen, graben und pflügen ſah, während ich ſo in die freie Welt hinausſtrich. Ich rief den armen Leuten nach allen Seiten recht ſtolz und zufrieden Adjes zu, aber es kümmerte ſich eben keiner ſehr darum. Mir war es wie ein ewiger Sonntag im Gemüthe. Und als ich endlich ins freie Feld hinaus kam, da nahm ich meine liebe Geige vor, und ſpielte und ſang, auf der Landſtraße fortgehend:

Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen,
Den ſchickt er in die weite Welt,
Dem will er ſeine Wunder weiſen
In Feld und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hauſe liegen,
Erquicket nicht das Morgenroth,
Sie wiſſen nur vom Kinderwiegen,
Von Sorgen, Laſt und Noth um Brodt.

Die Bächlein von den Bergen ſpringen,
Die Lerchen ſchwirren hoch vor Luſt,
Was ſollt' ich nicht mit ihnen ſingen
Aus voller Kehl' und friſcher Bruſt?

Den lieben Gott laß ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach' auf's Beſt' beſtellt!

Indem wie ich mich ſo umſehe, kömmt ein köſtlicher Reiſewagen ganz nahe an mich heran, der mochte wohl ſchon einige Zeit hinter mir drein gefahren ſeyn, ohne daß ich es merkte, weil mein Herz ſo voller Klang war, denn es ging ganz langſam, und zwei vornehme Damen ſteckten die Köpfe aus dem Wagen und hörten mir zu. Die eine beſonders ſchön und jünger als die andere, aber eigentlich gefielen ſie mir alle beide. Als ich nun aufhörte zu ſingen, ließ die ältere ſtill halten und redete mich holdſeelig an: „Ei, luſtiger Geſell, Er weiß ja recht hübſche Lieder zu ſingen." Ich nicht faul dagegen: „Ew. Gnaden aufzuwarten, wüßt' ich noch viel ſchönere." Darauf fragte ſie mich wieder: „Wohin wandert Er denn ſchon ſo am frühen Morgen?" Da ſchämte ich mich, daß ich das ſelber nicht wußte, und ſagte dreiſt: „Nach W."; nun ſprachen beide mit einander in einer fremden Sprache, die ich nicht verſtand. Die jüngere ſchüttelte einigemal mit dem Kopfe, die andere lachte aber in einem fort und rief mir endlich zu: „Spring Er nur hinten mit auf, wir fahren auch nach W." Wer war froher als ich! Ich machte einen Reverenz und war mit einem Sprunge hinter dem Wagen, der Kutſcher knallte und wir flogen über die glänzende Straße fort, daß mir der Wind am Hute pfiff.

Hinter mir gingen nun Dorf, Gärten und Kirchthürme unter, vor mir neue Dörfer, Schlöſſer und Berge auf; unter mir Saaten, Büſche und Wieſen bunt vorüberfliegend, über mir unzählige Lerchen in der klaren blauen Luft — ich ſchämte mich laut zu ſchreien, aber innerlichſt jauchzte ich und ſtrampelte und tanzte auf dem Wagentritt herum, daß ich bald meine Geige verloren hätte, die ich unterm Arme hielt. Wie aber denn die Sonne immer höher ſtieg, rings am Horizont ſchwere weiße Mittagswolken aufſtiegen, und alles in der Luft und auf der weiten Fläche ſo leer und ſchwül und ſtill wurde über den leiſe wogenden Kornfeldern, da fiel mir erſt wieder mein Dorf ein und mein Vater und unſere Mühle, wie es da ſo heimlich kühl war an dem ſchattigen Weiher, und daß nun alles ſo weit, weit hinter mir lag. Mir war dabei ſo kurios zu Muthe, als müßt' ich wieder umkehren; ich ſteckte meine Geige zwiſchen Rock und Weſte, ſetzte mich voller Gedanken auf den Wagentritt hin und ſchlief ein.

Als ich die Augen aufſchlug, ſtand der Wagen ſtill unter hohen Lindenbäumen, hinter denen eine breite Treppe zwiſchen Säulen in ein prächtiges Schloß führte. Seitwärts durch die Bäume ſah ich die Thürme von W. Die Damen waren, wie es ſchien, längſt ausgeſtiegen, die Pferde abgeſpannt. Ich erſchrack ſehr, da ich auf einmal ſo allein ſaß, und ſprang geſchwind in das Schloß hinein, da hörte ich von oben aus dem Fenſter lachen.

In dieſem Schloſſe ging es mir wunderlich. Zuerſt wie ich mich in der weiten kühlen Vorhalle umſchaue, klopft mir Jemand mit dem Stocke auf die Schulter. Ich kehre mich ſchnell herum, da ſteht ein großer Herr in Staatskleidern, ein breites Bandelier von Gold und Seide bis an die Hüften übergehängt, mit einem oben verſilberten Stabe in der Hand, und einer außerordentlich langen gebognen kurfürſtlichen Naſe im Geſicht, breit und prächtig wie ein aufgeblaſener Puter, der mich frägt, was ich hier will. Ich war ganz verblüfft und konnte vor Schreck und Erſtaunen nichts hervor bringen. Darauf kamen mehrere Bedienten die Treppe herauf und herunter gerennt, die ſagten gar nichts, ſondern ſahen mich nur von oben bis unten an. Sodann kam eine Kammerjungfer (wie ich nachher hörte) grade auf mich los und ſagte: ich wäre ein ſcharmanter Junge, und die gnädige Herrſchaft ließe mich fragen, ob ich hier als Gärtnerburſche dienen wollte? — Ich griff nach der Weſte; meine paar Groſchen, weiß Gott, ſie müſſen beim Herumtanzen auf dem Wagen aus der Taſche geſprungen ſeyn, waren weg, ich hatte nichts als mein Geigenſpiel, für das mir überdies auch der Herr mit dem Stabe, wie er mir im Vorbeigehn ſagte, nicht einen Heller geben wollte. Ich ſagte daher in meiner Herzensangſt zu der Kammerjungfer: Ja, noch immer die Augen von der Seite auf die unheimliche Geſtalt gerichtet, die immerfort wie der Perpendickel einer Thurmuhr in der Halle auf und ab wandelte, und eben wieder majeſtätiſch und ſchauerlich aus dem Hintergrunde heraufgezogen kam. Zuletzt kam endlich der Gärtner, brummte was von Geſindel und Bauerlümmel unterm Bart, und führte mich nach dem Garten, während er mir unterwegs noch eine lange Predigt hielt: wie ich nur fein nüchtern und arbeitſam ſeyn, nicht in der Welt herumvagiren, keine brodtloſen Künſte und unnützes Zeug treiben ſolle, da könnt ich es mit der Zeit auch einmal zu was Rechten bringen. — Es waren noch mehr ſehr hübſche, gutgeſetzte, nützliche Lehren, ich habe nur ſeitdem faſt alles wieder vergeſſen. Ueberhaupt weiß ich eigentlich gar nicht recht, wie doch alles ſo gekommen war, ich ſagte nur immerfort zu allem: Ja, — denn mir war wie einem Vogel, dem die Flügel begoſſen worden ſind. — So war ich denn, Gott ſey Dank, im Brodte. —

In dem Garten war ſchön leben, ich hatte täglich mein warmes Eſſen vollauf, und mehr Geld als ich zu Weine brauchte, nur hatte ich leider ziemlich viel zu thun. Auch die Tempel, Lauben und ſchönen grünen Gänge, das gefiel mir alles recht gut, wenn ich nur hätte ruhig drinn herumſpazieren können und vernünftig diskuriren, wie die Herrn und Damen, die alle Tage dahin kamen. So oft der Gärtner fort und ich allein war, zog ich ſogleich mein kurzes Tabackspfeifchen heraus, ſetzte mich hin, und ſann auf ſchöne höfliche Redensarten, wie ich die eine junge ſchöne Dame, die mich in das Schloß mitbrachte, unterhalten wollte, wenn ich ein Kavalier wäre und mit ihr hier herumginge. Oder ich legte mich an ſchwülen Nachmittagen auf den Rücken hin, wenn alles ſo ſtill war, daß man nur die Bienen ſumſen hörte, und ſah zu, wie über mir die Wolken nach meinem Dorfe zuflogen und die Gräſer und Blumen ſich hin und her bewegten, und gedachte an die Dame, und da geſchah es denn oft, daß die ſchöne Frau mit der Guitarre oder einem Buche in der Ferne wirklich durch den Garten zog, ſo ſtill, groß und freundlich wie ein Engelsbild, ſo daß ich nicht recht wußte, ob ich träumte oder wachte.

---

*) Novelle v. J. v. Eichendorff. Berlin, 1826.

So ſang ich auch einmal, wie ich eben bei einem Luſthauſe zur Arbeit vorbey ging, für mich hin:

Wohin ich geh' und ſchaue,
In Feld und Wald und Thal
Vom Berg' in's Himmelsblaue,
Viel ſchöne gnäd'ge Fraue,
Grüß' ich Dich tauſendmal.

Da ſeh' ich aus dem dunkelkühlen Luſthauſe zwiſchen den halbgeöffneten Jalouſien und Blumen, die dort ſtanden, zwei ſchöne junge friſche Augen hervorfunkeln. Ich war ganz erſchrocken, ich ſang das Lied nicht aus, ſondern ging, ohne mich umzuſehen, fort an die Arbeit.

Abends, es war grade an einem Sonnabend, und ich ſtand eben in der Vorfreude kommenden Sonntags mit der Geige im Gartenhauſe am Fenſter und dachte noch an die funkelnden Augen, da kommt auf einmal die Kammerjungfer durch die Dämmerung dahergeſtrichen. „Da ſchickt Euch die vielſchöne gnädige Frau was, das ſollt Ihr auf ihre Geſundheit trinken. Eine gute Nacht auch!“ Damit ſetzte ſie mir fix eine Flaſche Wein auf's Fenſter und war ſogleich wieder zwiſchen den Blumen und Hecken verſchwunden, wie eine Eidechſe.

Ich aber ſtand noch lange vor der wunderſamen Flaſche, und wußte nicht, wie mir geſchehen war. — Und hatte ich vorher luſtig die Geige geſtrichen, ſo ſpielt' und ſang ich jetzt erſt recht, und ſang das Lied von der ſchönen Frau ganz aus und alle meine Lieder, die ich nur wußte, bis alle Nachtigallen draußen erwachten und Mond und Sterne ſchon lange über dem Garten ſtanden. Ja, das war einmal eine gute ſchöne Nacht!

Es wird keinem an der Wiege geſungen, was künftig aus ihm wird, eine blinde Henne find't manchmal auch ein Korn, wer zuletzt lacht, lacht am beſten, unverhofft kommt oft, der Menſch denkt und Gott lenkt, ſo meditirt' ich, als ich am folgenden Tage wieder mit meiner Pfeife im Garten ſaß und es mir dabei, da ich ſo aufmerkſam an mir herunter ſah, faſt vorkommen wollte, als wäre ich doch eigentlich ein rechter Lump. — Ich ſtand nunmehr, ganz wider meine ſonſtige Gewohnheit, alle Tage ſehr zeitig auf, eh' ſich noch der Gärtner und die andern Arbeiter rührten. Da war es ſo wunderſchön draußen im Garten. Die Blumen, die Springbrunnen, die Roſenbüſche und der ganze Garten funkelten von der Morgenſonne wie lauter Gold und Edelſtein. Und in den hohen Buchen-Alleen, da war es noch ſo ſtill, kühl und andächtig, wie in einer Kirche, nur die Vögel flatterten und pickten auf dem Sande. Gleich vor dem Schloſſe, gerade unter den Fenſtern, wo die ſchöne Frau wohnte, war ein blühender Strauch. Dorthin ging ich dann immer am früheſten Morgen und duckte mich hinter die Aeſte, um ſo nach dem Fenſter zu ſehen, denn mich im Freien zu produziren hatt' ich keine Kourage. Da ſah ich nun allemal die allerſchönſte Dame noch heiß und halb verſchlafen im ſchneeweißen Kleide an das offne Fenſter hervortreten. Bald flocht ſie ſich die dunkelbraunen Haare und ließ dabei die anmuthig ſpielenden Augen über Buſch und Garten erheben, bald bog und band ſie die Blumen, die vor ihrem Fenſter ſtanden, oder ſie nahm auch die Guitarre in den weißen Arm und ſang dazu ſo wunderſam über den Garten hinaus, daß ſich mir noch das Herz umwenden will vor Wehmuth, wenn mir eins von den Liedern bisweilen einfällt — und ach das alles iſt ſchon lange her!

So dauerte das wohl über eine Woche. Aber das einemal, ſie ſtand gerade wieder am Fenſter und alles war ſtille rings umher, fliegt mir eine fatale Fliege in die Naſe und ich gebe mich an ein ſchreckliches Nieſen, das gar nicht enden will. Sie legt ſich weit zum Fenſter hinaus und ſieht mich Aermſten hinter dem Strauche lauſchen. — Nun ſchämte ich mich und kam viele Tage nicht hin.

Endlich wagte ich es wieder, aber das Fenſter blieb diesmal zu, ich ſaß vier, fünf, ſechs Morgen hinter dem Strauche, aber ſie kam nicht wieder an's Fenſter. Da wurde mir die Zeit lang, ich faßte ein Herz und ging nun alle Morgen frank und frei längs dem Schloſſe unter allen Fenſtern hin. Aber die liebe ſchöne Frau blieb immer und immer aus. Eine Strecke weiter ſah ich dann immer die andere Dame am Fenſter ſtehn. Ich hatte ſie ſonſt ſo genau noch niemals geſehen. Sie war wahrhaftig recht ſchön roth und dick und gar prächtig und hoffärtig anzuſehen, wie eine Tulipane. Ich machte ihr immer ein tiefes Kompliment, und, ich kann nicht anders ſagen, ſie dankte mir jedesmal und nickte und blinzelte mit den Augen dazu ganz außerordentlich höflich. — Nur ein einziges mal glaub' ich geſehn zu haben, daß auch die Schöne an ihrem Fenſter hinter der Gardine ſtand und verſteckt hervor guckte. —

Viele Tage gingen jedoch ins Land, ohne daß ich ſie ſah. Sie kam nicht mehr in den Garten, ſie kam nicht mehr an's Fenſter. Der Gärtner ſchalt mich einen faulen Bengel, ich war verdrüßlich, meine eigne Naſenſpitze war mir im Wege, wenn ich in Gottes freie Welt hinaus ſah.

So lag ich eines Sonntags Nachmittag im Garten und ärgerte mich, wie ich ſo in die blauen Wolken meiner Tabackspfeife hinausſah, daß ich mich nicht auf ein anderes Handwerk gelegt, und mich alſo morgen nicht auch wenigſtens auf einen blauen Montag zu freuen hätte. Die andern Burſche waren indeß alle wohlausſtaffirt nach den Tanzböden in der nahen Vorſtadt hinausgezogen. Da wallte und wogte alles im Sonntagsputze in der warmen Luft zwiſchen den lichten Häuſern und wandernden Leierkaſten ſchwärmend hin und zurück. Ich aber ſaß wie eine Rohrdommel im Schilfe eines einſamen Weihers im Garten und ſchaukelte mich auf dem Kahne, der dort angebunden war, während die Veſperglocken aus der Stadt über den Garten herüberſchallten und die Schwäne auf dem Waſſer langſam neben mir hin und her zogen. Mir war zum Sterben bange. —

Während deß hörte ich von weitem allerlei Stimmen, luſtiges Durcheinanderſprechen und Lachen, immer näher und näher, dann ſchimmerten roth' und weiße Tücher, Hüte und Federn durch's Grüne, auf einmal kommt ein heller lichter Haufen von jungen Herren und Damen vom Schloſſe über die Wieſe auf mich los, meine beide Damen mitten unter ihnen. Ich ſtand auf und wollte weggehen, da erblickte mich die ältere von den ſchönen Damen. „Ey, das iſt ja wie gerufen,“ rief ſie mir mit lachendem Munde zu, „fahr' Er uns doch an das jenſeitige Ufer über den Teich!“ Die Damen ſtiegen nun eine nach der andern vorſichtig und furchtſam in den Kahn, die Herren halfen ihnen dabei und machten ſich ein wenig groß mit ihrer Kühnheit auf dem Waſſer. Als ſich darauf die Frauen alle auf die Seitenbänke gelagert hatten, ſtieß ich vom Ufer. Einer von den jungen Herren, der ganz vorn ſtand, fing unmerklich an zu ſchaukeln. Da wandten ſich die Damen furchtſam hin und her, einige ſchrien gar. Die ſchöne Frau, welche eine Lilie in der Hand hielt, ſaß dicht am Bord des Schiffleins und ſah ſtilllächelnd in die klaren Wellen hinunter, die ſie mit der Lilie berührte, ſo daß ihr ganzes Bild zwiſchen wiederſcheinenden Wolken und Bäumen im Waſſer noch einmal zu ſehen war, wie ein Engel, der leiſe durch den tiefen blauen Himmelsgrund zieht.

Wie ich noch ſo auf ſie hinſehe, fällt's auf einmal der andern luſtigen Dicken von meinen zwei Damen ein, ich ſollte ihr während der Fahrt Eins ſingen. Geſchwind dreht ſich ein ſehr zierlicher junger Herr mit einer Brille auf der Naſe, der neben ihr ſaß, zu ihr herum, küßt ihr ſanft die Hand und ſagt: „Ich danke ihnen für den ſinnigen Einfall! ein Volkslied, geſungen vom Volk in freiem Feld und Wald, iſt ein Alpenröslein auf der Alpe ſelbſt, — die Wunderhörner ſind nur Herbarien, — iſt die Seele der National-Seele.“ Ich aber ſagte, ich wiſſe nichts zu ſingen, was für ſolche Herrſchaften ſchön genug wäre. Da ſagte die ſchnippiſche Kammerjungfer, die mit dem Korbe voll Taſſen und Flaſchen hart neben mir ſtand und die ich bis jetzt noch gar nicht bemerkt hatte: „Weiß Er doch ein recht hübſches Liedchen von einer vielſchönen Fraue.“ — „Ja, ja, das ſing Er nur recht dreiſt weg,“ rief darauf ſogleich die Dame wieder. Ich wurde über und über roth. — Indem blickte auch die ſchöne Frau auf einmal vom Waſſer auf, und ſah mich an, daß es mir durch Leib und Seele ging. Da beſann ich mich nicht lange, faßt' ein Herz, und ſang ſo recht aus voller Bruſt und Luſt:

Wohin ich geh' und ſchaue
In Feld und Wald und Thal
Vom Berg' hinab in die Aue:

Viel ſchöne, hohe Fraue,
Grüß ich Dich tauſendmal.

In meinem Garten find' ich
Viel Blumen, ſchön und fein,
Viel Kränze wohl d'raus wind' ich
Und tauſend Gedanken bind' ich
Und Grüße mit darein.

Ihr darf ich keinen reichen,
Sie iſt zu hoch und ſchön,
Die müſſen alle verbleichen,
Die Liebe nur ohne Gleichen
Bleibt ewig im Herzen ſtehn.

Ich ſchein' wohl froher Dinge
Und ſchaffe auf und ab,
Und ob das Herz zerſpringe,
Ich grabe fort und ſinge,
Und grab' mir bald mein Grab.

Wir ſtiegen ans Land, die Herrſchaften ſtiegen alle aus, viele von den jungen Herren hatten mich, ich bemerkt' es wohl, während ich ſang mit liſtigen Mienen und Flüſtern verſpottet vor den Damen. Der Herr mit der Brille faßte mich im Weggehen bey der Hand und ſagte mir, ich weiß ſelbſt nicht mehr was, die ältere von meinen Damen ſah mich ſehr freunlich an. Die ſchöne Frau hatte während meines ganzen Liedes die Augen niedergeſchlagen und ging nun auch fort und ſagte gar nichts. — Mir aber ſtanden die Thränen in den Augen, ſchon wie ich noch ſang, das Herz wollte mir zerſpringen von dem Liede vor Schaam und vor Schmerz, es fiel mir jetzt auf einmal alles recht ein, wie Sie ſo ſchön iſt und ich ſo arm bin und verſpottet und verlaſſen von der Welt, — und als ſie alle hinter den Büſchen verſchwunden waren, da konnt' ich mich nicht länger halten, ich warf mich in das Gras hin und weinte bitterlich.

Zweites Capitel.

Dicht am herrſchaftlichen Garten ging die Landſtraße vorüber, nur durch eine hohe Mauer von derſelben geſchieden. Ein gar ſauberes Zollhäuschen mit rothem Ziegeldache war da erbaut, und hinter demſelben ein kleines buntumzäuntes Blumengärtchen, das durch eine Lücke in der Mauer des Schloßgartens hindurch an den ſchattigſten und verborgenſten Theil des letzteren ſtieß. Dort war eben der Zolleinnehmer geſtorben, der das alles ſonſt bewohnte. Da kam des einen Morgens frühzeitig, da ich noch im tiefſten Schlafe lag, der Schreiber vom Schloſſe zu mir und rief mich ſchleunigſt zum Herrn Amtmann. Ich zog mich geſchwind an und ſchlenderte hinter dem luſtigen Schreiber her, der unterwegs bald da bald dort eine Blume abbrach und vorn an den Rock ſteckte, bald mit ſeinem Spazierſtöckchen künſtlich in der Luft herumfocht und allerlei zu mir in den Wind hineinparlirte, wovon ich aber nichts verſtand, weil mir die Augen und Ohren noch voller Schlaf lagen. Als ich in die Kanzlei trat, wo es noch nicht recht Tag war, ſah der Amtmann hinter einem ungeheuren Dintenfaſſe und Stößen von Papier und Büchern und einer anſehnlichen Perücke, wie die Eule aus ihrem Neſt, auf mich und hob an: „Wie heißt Er? Woher iſt Er? Kann Er ſchreiben, leſen und rechnen?“ Da ich das bejahte, verſetzte er: „Na, die gnädige Herrſchaft hat Ihm, in Betrachtung Seiner guten Aufführung und beſondern Meriten, die ledige Einnehmerſtelle zugedacht.“ — Ich überdachte in der Geſchwindigkeit für mich meine bisherige Aufführung und Manieren, und ich mußte geſtehen, ich fand am Ende ſelber, daß der Amtmann Recht hatte. — Und ſo war ich denn wirklich Zolleinnehmer, ehe ich mich's verſah.

Ich bezog nun ſogleich meine neue Wohnung und war in kurzer Zeit eingerichtet. Ich hatte noch mehrere Geräthſchaften gefunden, die der ſelige Einnehmer ſeinem Nachfolger hinterlaſſen, unter andern einen prächtigen rothen Schlafrock mit gelben Punkten, grüne Pantoffeln, eine Schlafmütze und einige Pfeifen mit langen Röhren. Das alles hatte ich mir ſchon einmal gewünſcht als ich noch zu Hauſe war, wo ich immer unſern Pfarrer ſo kommode herumgehen ſah. Den ganzen Tag, (zu thun hatte ich weiter nichts) ſaß ich daher auf dem Bänkchen vor meinem Hauſe in Schlafrock und Schlafmütze, rauchte Taback aus dem längſten Rohre, das ich nach dem ſeligen Einnehmer gefunden hatte, und ſah zu, wie die Leute auf der Landſtraße hin- und hergingen, fuhren und ritten. Ich wünſchte nur immer, daß auch einmal ein paar Leute aus meinem Dorfe, die immer ſagten, aus mir würde mein Lebtage nichts, hier vorüber kommen und mich ſo ſehen möchten. — Der Schlafrock ſtand mir ſchön zu Geſichte, und überhaupt das alles behagte mir ſehr gut. So ſaß ich denn da und dachte mir mancherlei hin und her, wie aller Anfang ſchwer iſt, wie das vornehmere Leben doch eigentlich recht kommode ſei, und faßte heimlich den Entſchluß, nunmehr alles Reiſen zu laſſen, auch Geld zu ſparen, wie die andern, und es mit der Zeit gewiß zu etwas Großem in der Welt zu bringen. Inzwiſchen vergaß ich über meinen Entſchlüſſen, Sorgen und Geſchäften die allerſchönſte Frau keineswegs.

Die Kartoffeln und anderes Gemüſe, das ich in meinem kleinen Gärtchen fand, warf ich hinaus und bebaute es ganz mit den auserleſenſten Blumen, worüber mich der Portier vom Schloſſe mit der großen kurfürſtlichen Naſe, der, ſeitdem ich hier wohnte, oft zu mir kam und mein intimer Freund geworden war, bedenklich von der Seite anſah, und mich für einen hielt, den ſein plötzliches Glück verrückt gemacht hätte. Ich aber ließ mich das nicht anfechten. Denn nicht weit von mir im herrſchaftlichen Garten hörte ich feine Stimmen ſprechen, unter denen ich die meiner ſchönen Frau zu erkennen meinte, obgleich ich wegen des dichten Gebüſches Niemand ſehen konnte. Da band ich denn alle Tage einen Strauß von den ſchönſten Blumen, die ich hatte, ſtieg jeden Abend, wenn es dunkel wurde, über die Mauer, und legte ihn auf einen ſteinernen Tiſch hin, der dort inmitten einer Laube ſtand; und jeden Abend wenn ich den neuen Strauß brachte, war der alte von dem Tiſche fort.

Eines Abends war die Herrſchaft auf die Jagd geritten; die Sonne ging eben unter und bedeckte das ganze Land mit Glanz und Schimmer, die Donau ſchlängelte ſich prächtig wie von lauter Gold und Feuer in die weite Ferne, von allen Bergen bis tief ins Land hinein ſangen und jauchzten die Winzer. Ich ſaß mit dem Portier auf dem Bänkchen vor meinem Hauſe, und freute mich in der lauen Luft, und wie der luſtige Tag ſo langſam vor uns verdunkelte und verhallte. Da ließen ſich auf einmal die Hörner der zurückkehrenden Jäger von Ferne vernehmen, die von den Bergen gegenüber einander von Zeit zu Zeit lieblich Antwort gaben. Ich war recht im innerſten Herzen vergnügt und ſprang auf und rief wie bezaubert und verzückt vor Luſt: „Nein, das iſt mir doch ein Metier, die edle Jägerei!“ Der Portier aber klopfte ſich ruhig die Pfeife aus und ſagte: „Das denkt Ihr Euch juſt ſo: Ich habe es auch mitgemacht, man verdient ſich kaum die Sohlen, die man ſich abläuft; und Huſten und Schnupfen wird man erſt gar nicht los, das kommt von den ewig naſſen Füßen.“ — Ich weiß nicht, mich packte da ein närriſcher Zorn, daß ich ordentlich am ganzen Leibe zitterte. Mir war auf einmal der ganze Kerl mit ſeinem langweiligen Mantel, die ewigen Füße, ſein Tabacksſchnupfen, die große Naſe und alles abſcheulich. — Ich faßte ihn, wie außer mir, bei der Bruſt und ſagte: „Portier, jetzt ſchert Ihr Euch nach Hauſe, oder ich prügle Euch hier ſogleich durch!“ Den Portier überfiel bei dieſen Worten ſeine alte Meinung, ich wäre verrückt geworden. Er ſah mich bedenklich und mit heimlicher Furcht an, machte ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, von mir los und ging, immer noch unheimlich nach mir zurück blickend, mit langen Schritten nach dem Schloſſe, wo er athemlos ausſagte, ich ſei nun wirklich raſend geworden.

Ich aber mußte am Ende laut auflachen und war herzlich froh, den ſuperklugen Geſellen los zu ſeyn, denn es war grade die Zeit, wo ich den Blumenſtrauß immer in die Laube zu legen pflegte. Ich ſprang auch heute ſchnell über die Mauer und ging eben auf das ſteinerne Tiſchchen los, als ich in einiger Entfernung Pferdetritte vernahm. Entſpringen konnt' ich nicht mehr, denn ſchon kam meine ſchöne gnädige Frau ſelber, in einem grünen Jagdhabit und mit nickenden Federn auf dem Hute, langſam und wie es ſchien in tiefen Gedanken die Allee herabgeritten. Es war mir nicht anders zu Muthe, als da ich ſonſt in den alten Büchern bei meinem Vater von der ſchönen Magelone geleſen, wie ſie ſo zwiſchen den immer näher ſchallenden Waldhornsklängen und wechſelnden Abendlichtern unter den hohen Bäumen hervor kam, — ich konnte nicht vom Fleck. Sie aber erſchrack heftig, als ſie mich auf einmal gewahr wurde, und hielt faſt willkührlich ſtill. Ich war wie betrunken vor Angſt, Herzklopfen und großer Freude, und da ich bemerkte, daß ſie wirklich meinen Blumenſtrauß von geſtern an der Bruſt hatte, konnte ich mich nicht länger halten, ſondern ſagte ganz verwirrt: „Schönſte gnädige Frau, nehmt auch noch dieſen Blumenſtrauß von mir, und alle Blumen aus meinem Garten und alles was ich habe. Ach könnt' ich nur für Euch in's Feuer ſpringen!“ — Sie hatte mich gleich anfangs ſo ernſthaft und faſt böſe angeblickt, daß es mir durch Mark und Beine ging, dann aber hielt ſie, ſo lange ich redete, die Augen tief niedergeſchlagen. So eben ließen ſich einige Reiter und Stimmen im Gebüſch hören. Da ergriff ſie ſchnell den Strauß aus meiner Hand und war bald, ohne ein Wort zu ſagen, am andern Ende des Bogenganges verſchwunden.

Seit dieſem Abend hatte ich weder Ruh' noch Raſt mehr. Es war mir beſtändig zu Muthe, wie ſonſt immer, wenn der Frühling anfangen ſollte, ſo unruhig und fröhlich, ohne daß ich wußte warum, als ſtünde mir ein großes Glück oder ſonſt etwas Außerordentliches bevor. Beſonders das fatale Rechnen wollte mir nun erſt gar nicht mehr von der Hand, und ich hatte, wenn der Sonnenſchein durch den Kaſtanienbaum vor dem Fenſter grüngolden auf die Ziffern fiel, und ſo fix vom Transport bis zum Latus und wieder hinauf und hinab addirte, gar ſeltſame Gedanken dabei, ſo daß ich manchmal ganz verwirrt wurde, und wahrhaftig nicht bis drei zählen konnte. Denn die acht kam mir immer vor wie meine dicke enggeſchnürte Dame mit dem breiten Kopfputz, die böſe ſieben war gar wie ein ewig rückwärts zeigender Wegweiſer oder Galgen. — Am meiſten Spaß machte mir noch die neun, die ſich mir ſo oft, eh' ich mich's verſah, luſtig als ſechs auf den Kopf ſtellte, während die zwei wie ein Fragezeichen ſo pfiffig drein ſah, als wollte ſie mich fragen: Wo ſoll das am Ende noch hinaus mit Dir, Du arme Null? Ohne Sie, dieſe ſchlanke Eins und Alles, bleibſt Du doch ewig Nichts!

Auch das Sitzen draußen vor der Thür wollte mir nicht mehr behagen. Ich nahm mir, um es kommoder zu haben, einen Schemel mit heraus und ſtreckte die Füße darauf, ich flickte ein altes Paraſol vom Einnehmer, und ſteckte es gegen die Sonne wie ein chineſiſches Luſthaus über mich. Aber es half nichts. Es ſchien mir, wie ich ſo ſaß und rauchte und ſpekulirte, als würden mir allmählig die Beine immer länger vor Langerweile, und die Naſe wüchſe mir vom Nichtsthun, wenn ich ſo ſtundenlang an ihr herunter ſah. — Und wenn denn manchmal noch vor Tagesanbruch eine Extrapoſt vorbei kam, und ich trat halb verſchlafen in die kühle Luft hinaus, und ein niedliches Geſichtchen, von dem man in der Dämmerung nur die funkelnden Augen ſah, bog ſich neugierig zum Wagen hervor und bot mir freundlich einen guten Morgen, in den Dörfern aber ringsumher krähten die Hähne ſo friſch über die leiſewogenden Kornfelder herüber, und zwiſchen den Morgenſtreifen hoch am Himmel ſchweiften ſchon einzelne zu früh erwachte Lerchen, und der Poſtillon nahm dann ſein Poſthorn und fuhr weiter und blies und blies — da ſtand ich lange und ſah dem Wagen nach, und es war mir nicht anders, als müßt' ich nur ſogleich mit fort, weit, weit in die Welt. —

Meine Blumenſträuße legte ich indeß immer noch, ſobald die Sonne unterging, auf den ſteinernen Tiſch in der dunkeln Laube. Aber das war es eben; damit war es nun aus ſeit jenem Abend. — Kein Menſch kümmerte ſich darum: ſo oft ich des Morgens frühzeitig nachſah, lagen die Blumen noch immer da wie geſtern, und ſahen mich mit ihren verwelkten niederhängenden Köpfchen und darauf ſtehenden Thautropfen ordentlich betrübt an, als ob ſie weinten. — Das verdroß mich ſehr. Ich band gar keinen Strauß mehr. In meinem Garten mochte nun auch das Unkraut treiben, wie es wollte, und die Blumen ließ ich ruhig ſtehn und wachſen bis der Wind die Blätter verwehte. War mir's doch eben ſo wild und bunt und verſtört im Herzen.

In dieſen kritiſchen Zeitläufen geſchah es denn, daß einmal, als ich eben zu Hauſe im Fenſter liege und verdrüßlich in die leere Luft hinaus ſehe, die Kammerjungfer vom Schloſſe über die Straße daher getrippelt kommt. Sie lenkte, da ſie mich erblickte, ſchnell zu mir ein und blieb am Fenſter ſtehen. — „Der gnädige Herr iſt geſtern von ſeiner Reiſe zurückgekommen,“ ſagte ſie eilfertig. „So?“ entgegnete ich verwundert — denn ich hatte mich ſchon ſeit einigen Wochen um nichts bekümmert, und wußte nicht einmal, daß der Herr auf Reiſen war, — „da wird ſeine Tochter, die junge gnädige Frau, auch große Freude gehabt haben.“ — Die Kammerjungfer ſah mich kurios von oben bis unten an, ſo daß ich mich ordentlich ſelber beſinnen mußte, ob ich was Dummes geſagt hätte. — „Er weiß aber auch gar nichts,“ ſagte ſie endlich und rümpfte das kleine Näschen. „Nun,“ fuhr ſie fort, „es ſoll heute Abend dem Herrn zu Ehren Tanz im Schloſſe ſein und Maskerade. Meine gnädige Frau wird auch maskirt ſeyn, als Gärtnerin — verſteht er auch recht — als Gärtnerin. Nun hat die gnädige Frau geſehen, daß er beſonders ſchöne Blumen hat in ſeinem Garten.“ — Das iſt ſeltſam, dachte ich bei mir ſelbſt, man ſieht doch jetzt faſt keine Blumen mehr vor Unkraut. — Sie aber fuhr fort: „Da nun die gnädige Frau ſchöne Blumen zu ihrem Anzuge braucht, aber ganz friſche, die eben vom Beete kommen, ſo ſoll Er ihr welche bringen und heute Abend, wenns dunkel geworden iſt, damit unter dem großen Birnbaum im Schloßgarten warten, da wird ſie dann kommen und die Blumen abholen.“

Ich war ganz verblüfft vor Freude über die Nachricht, und lief in meiner Entzückung vom Fenſter zur Kammerjungfer hinaus. —

„Pfui, der garſtige Schlafrock!“ rief dieſe aus, da ſie mich auf einmal ſo in meinem Aufzuge im Freien ſah. Das ärgerte mich, ich wollte auch nicht dahinter bleiben in der Galanterie, und machte einige artige Kapriolen, um ſie zu erhaſchen und zu küſſen. Aber unglücklicher Weiſe verwickelte ſich mir dabei der Schlafrock, der mir viel zu lang war, unter den Füßen, und ich fiel der Länge nach auf die Erde. Als ich mich wieder zuſammen raffte, war die Kammerjungfer ſchon weit fort, und ich hörte ſie noch von Ferne lachen, daß ſie ſich die Seiten halten mußte.

Nun aber hatt' ich was zu ſinnen und mich zu freuen. Sie dachte ja noch immer an mich und meine Blumen! Ich ging in mein Gärtchen und riß haſtig alles Unkraut von den Beeten, und warf es hoch über meinen Kopf weg in die ſchimmernde Luft, als zög' ich alle Uebel und Melancholie mit der Wurzel heraus. Die Roſen waren nun wieder wie ihr Mund, die himmelblauen Winden wie ihre Augen, die ſchneeweiße Lilie mit ihrem ſchwermüthig geſenkten Köpfchen ſah ganz aus wie Sie. Ich legte alle ſorgfältig in einem Körbchen zuſammen. Es war ein ſtiller ſchöner Abend und kein Wölkchen am Himmel. Einzelne Sterne traten ſchon am Firmamente hervor, von weitem rauſchte die Donau über die Felder herüber, in den hohen Bäumen im herrſchaftlichen Garten, neben mir ſangen unzählige Vögel luſtig durcheinander. Ach, ich war ſo glücklich!

Als endlich die Nacht hereinbrach, nahm ich mein Körbchen an den Arm und machte mich auf den Weg nach dem großen Garten. In dem Körbchen lag alles ſo bunt und anmuthig durcheinander, weiß, roth, blau und duftig, daß mir ordentlich das Herz lachte, wenn ich hinein ſah.

Ich ging voller fröhlicher Gedanken bei dem ſchönen Mondſchein durch die ſtillen, reinlich mit Sand beſtreuten Gänge über die kleinen weißen Brücken, unter denen die Schwäne eingeſchlafen auf dem Waſſer ſaßen, an den zierlichen Lauben und Luſthäuſern vorüber. Den großen Birnbaum hatte ich gar bald aufgefunden, denn es war derſelbe, unter dem ich ſonſt, als ich noch Gärtnerburſche war, an ſchwülen Nachmittagen gelegen.

Hier war es ſo einſam dunkel. Nur eine hohe Eſpe zitterte und flüſterte mit ihren ſilbernen Blättern in einem fort. Vom Schloſſe ſchallte manchmal die Tanzmuſik herüber. Auch Menſchenſtimmen hörte ich zuweilen im Garten, die kamen oft ganz nahe an mich heran, dann wurde es auf einmal wieder ganz ſtill.

Mir klopfte das Herz. Es war mir ſchauerlich und ſeltſam zu Muthe, als wenn ich jemanden beſtehlen wollte. Ich ſtand lange Zeit ſtockſtill an den Baum gelehnt und lauſchte nach allen Seiten, da aber immer Niemand kam, konnt' ich es nicht länger aushalten. Ich hing mein Körbchen an den Arm und kletterte ſchnell auf den Birnbaum hinauf, um wieder im Freien Luft zu ſchöpfen.

Da droben ſchallte mir die Tanzmuſik erſt recht über die Wipfel entgegen. Ich überſah den ganzen Garten und grade in die hellerleuchteten Fenſter des Schloſſes hinein. Dort drehten ſich die Kronleuchter langſam wie Kränze von Sternen, unzählige geputzte Herren und Damen, wie in einem Schattenſpiele, wogten und walzten und wirrten da bunt und unkenntlich durcheinander, manchmal legten ſich welche ins Fenſter und ſahen hinunter in den Garten. Draußen vor dem Schloſſe aber waren der Raſen, die Sträucher und die Bäume von den vielen Lichtern aus dem Saale wie vergoldet, ſo daß ordentlich die Blumen und die Vögel aufzuwachen ſchienen. Weiterhin um mich herum und hinter mir lag der Garten ſo ſchwarz und ſtill.

Da tanzt Sie nun, dacht' ich in dem Baume droben bei mir ſelber, und hat gewiß lange wieder Dich und Deine Blumen vergeſſen. Alles iſt ſo fröhlich, um Dich kümmert ſich kein Menſch. — Und ſo geht es mir überall und immer. Jeder hat ſein Plätzchen auf der Erde ausgeſteckt, hat ſeinen warmen Ofen, ſeine Taſſe Kaffe, ſeine Frau, ſein Glas Wein zu Abend, und iſt ſo recht zufrieden; ſelbſt dem Portier iſt ganz wohl in ſeiner langen Haut. — Mir iſt's nirgends recht. Es iſt, als wäre ich überall eben zu ſpät gekommen, als hätte die ganze Welt gar nicht auf mich gerechnet. —

Wie ich eben ſo philoſophire, höre ich auf einmal unten im Graſe etwas einherraſcheln. Zwei feine Stimmen ſprachen ganz nahe und leiſe miteinander. Bald darauf bogen ſich die Zweige in dem Geſträuch auseinander, und die Kammerjungfer ſteckte ihr kleines Geſichtchen ſich nach allen Seiten umſehend, zwiſchen der Laube hindurch. Der Mondſchein funkelte recht auf ihren pfiffigen Augen, wie ſie hervorguckten. Ich hielt den Athem an mich und blickte unverwandt hinunter. Es dauerte auch nicht lange, ſo trat wirklich die Gärtnerin, ganz ſo wie mir ſie die Kammerjungfer geſtern beſchrieben hatte, zwiſchen den Bäumen heraus. Mein Herz klopfte mir zum zerſpringen. Sie aber hatte eine Larve vor und ſah ſich, wie mir ſchien, verwundert auf dem Platze um. — Da wollt's mir vorkommen, als wäre ſie ganz nahe an den Baum und nahm die Larve ab. — Es war wahrhaftig die andere ältere gnädige Frau!

Wie froh war ich nun, als ich mich vom erſten Schreck erholt hatte, daß ich mich hier oben in Sicherheit befand. Wie in aller Welt, dachte ich, kommt die nur jetzt hierher? wenn nun die liebe ſchöne gnädige Frau die Blumen abholt, — das wird eine ſchöne Geſchichte werden! Ich hätte am Ende weinen mögen vor Aerger über den ganzen Spektakel.

Indem hub die verkappte Gärtnerin unten an: „Es iſt ſo ſtickend heiß droben im Saale, ich mußte mich ein wenig abkühlen gehen in der freien ſchönen Natur.“ Dabei fächelte ſie ſich mit der Larve in einem fort und blies die Luft von ſich. Bei dem hellen Mondſchein konnt' ich deutlich erkennen, wie ihr die Flechſen am Halſe ordentlich aufgeſchwollen waren; ſie ſah ganz erboßt aus und ziegelroth im Geſichte. Die Kammerjungfer ſuchte unterdeß hinter allen Hecken herum, als hätte ſie eine Stecknadel verloren. —

„Ich brauche ſo nothwendig noch friſche Blumen zu meiner Maske,“ fuhr die Gärtnerin von neuem fort, „wo er auch ſtecken mag!“ — Die Kammerjungfer ſuchte und kicherte dabei immer fort heimlich in ſich ſelbſt hinein. — „Sagteſt Du was, Roſette?“ fragte die Gärtnerin ſpitzig. — „Ich ſage, was ich immer geſagt habe,“ erwiederte die Kammerjungfer und machte ein ganz ernſthaftes treuherziges Geſicht, „der ganze Einnehmer iſt und bleibt ein Lümmel, er liegt gewiß irgendwo hinter einem Strauche und ſchläft.“

Mir zuckte es in allen meinen Gliedern, herunter zu ſpringen und meine Reputation zu retten — da hörte man auf einmal ein großes Paucken und Muſiciren und Lärmen vom Schloſſe her.

Nun hielt ſich die Gärtnerin nicht länger. „Da bringen die Menſchen,“ fuhr ſie verdrüßlich auf, „dem Herrn das Vivat. Komm, man wird uns vermiſſen!“ — Und hiermit ſteckte ſie die Larve ſchnell vor und ging wüthend mit der Kammerjungfer nach dem Schloſſe zu fort. Die Bäume und Sträucher wieſen kurios, wie mit langen Naſen und Fingern hinter ihr drein, der Mondſchein tanzte noch fix, wie über eine Klaviatur, über ihre breite Taille auf und nieder, und ſo nahm ſie, ſo recht wie ich auf dem Theater manchmal die Sängerinnen geſehn, unter Trompeten und Pauken ſchnell ihren Abzug.

Ich aber wußte in meinem Baume droben eigentlich gar nicht recht, wie mir geſchehen, und richtete nunmehr meine Augen unverwandt auf das Schloß hin; denn ein Kreis hoher Windlichter unten an den Stufen des Einganges warf dort einen ſeltſamen Schein über die blitzenden Fenſter und weit in den Garten hinein. Es war die Dienerſchaft, die ſo eben ihrer jungen Herrſchaft ein Ständchen brachte. Mitten unter ihnen ſtand der prächtig aufgeputzte Portier wie ein Staatsminiſter, vor einem Notenpulte, und arbeitete ſich emſig an einem Fagot ab.

Wie ich mich ſo eben zurecht ſetzte, um der ſchönen Serenade zuzuhören, gingen auf einmal oben auf dem Balkon des Schloſſes die Flügelthüren auf. Ein hoher Herr, ſchön und ſtattlich in Uniform und mit vielen funkelnden Sternen, trat auf den Balkon heraus, und an ſeiner Hand — die ſchöne junge gnädige Frau, in ganz weißem Kleide, wie eine Lilie in der Nacht, oder wie wenn der Mond über das klare Firmament zöge.

Ich konnte keinen Blick von dem Platze verwenden, und Garten, Bäume und Felder gingen unter vor meinen Sinnen, wie ſie ſo wunderſam beleuchtet von den Fackeln, hoch und ſchlank da ſtand, und bald anmuthig mit dem ſchönen Offizier ſprach, bald wieder freundlich zu den Muſikanten herunter nickte. Die Leute unten waren außer ſich vor Freude, und ich hielt mich am Ende auch nicht mehr und ſchrie immer aus Leibeskräften Vivat mit. —

Als ſie aber bald darauf wieder von dem Balkon verſchwand, unten eine Fackel nach der andern verlöſchte, und die Notenpulte weggeräumt wurden, und nun der Garten rings umher auch wieder finſter wurde und rauſchte wie vorher — da merkt' ich erſt alles — da fiel es mir auf einmal auf's Herz, daß mich wohl eigentlich nur die Tante mit den Blumen beſtellt hatte, daß die Schöne gar nicht an mich dachte und lange verheirathet iſt, und daß ich ſelber ein großer Narr war.

Alles das verſenkte mich recht in einen Abgrund von Nachſinnen. Ich wickelte mich, gleich einem Igel, in die Stacheln meiner eignen Gedanken zuſammen; vom Schloſſe ſchallte die Tanzmuſik nur noch ſeltner herüber, die Wolken wanderten einſam über den dunkeln Garten weg. Und ſo ſaß ich auf dem Baume droben, wie die Nachteule, in den Ruinen meines Glück's die ganze Nacht hindurch.

Die kühle Morgenluft weckte mich endlich aus meinen Träumereien. Ich erſtaunte ordentlich, wie ich ſo auf einmal um mich her blickte. Muſik und Tanz war lange vorbei, im Schloſſe und rings um das Schloß herum auf dem Raſenplatze und den ſteinernen Stufen und Säulen ſah alles ſo ſtill, kühl und feierlich aus; nur der Springbrunnen vor dem Eingange plätſcherte einſam in einem fort. Hin und her in den Zweigen neben mir erwachten ſchon die Vögel, ſchüttelten ihre bunten Federn und ſahen, die kleinen Flügel dehnend, neugierig und verwundert ihren ſeltſamen Schlafkameraden an. Fröhlich ſchweifende Morgenſtrahlen funkelten über den Garten weg auf meine Bruſt.

Da richtete ich mich in meinem Baume auf, und ſah ſeit langer Zeit zum erſtenmale wieder einmal ſo recht weit in das Land hinaus, wie da ſchon einzelne Schiffe auf der Donau zwiſchen den Weinbergen herabfuhren, und die noch leeren Landſtraßen wie Brücken über das ſchimmernde Land ſich fern über die Berge und Thäler hinausſchwangen.

Ich weiß nicht wie es kam — aber mich packte da auf einmal wieder meine ehemalige Reiſeluſt: alle die alte Wehmuth und Freude und große Erwartung. Mir fiel dabei zugleich ein, wie nun die ſchöne Frau droben auf dem Schloſſe zwiſchen Blumen und unter ſeid'nen Decken ſchlummerte, und ein Engel bei ihr auf dem Bette ſäße in der Morgenſtille. — Nein, rief ich aus, fort muß ich von hier, und immer fort, ſo weit als der Himmel blau iſt!

Und hiermit nahm ich mein Körbchen, und warf es hoch in die Luft, ſo daß es recht lieblich anzuſehen war, wie die Blumen zwiſchen den Zweigen und auf dem grünen Raſen unten bunt umher lagen. Dann ſtieg ich ſelber ſchnell herunter und ging durch den ſtillen Garten auf meine Wohnung zu. Gar oft blieb ich da noch ſtehen auf manchem Plätzchen, wo ich ſie ſonſt wohl einmal geſehen, oder im Schatten liegend an Sie gedacht hatte.

In und um mein Häuschen ſah alles noch ſo aus, wie ich es geſtern verlaſſen hatte. Das Gärtchen war geplündert und wüſt, im Zimmer drin lag noch das große Rechnungsbuch aufgeſchlagen, meine Geige, die ich ſchon faſt ganz vergeſſen hatte, hing verſtaubt an der Wand. Ein Morgenſtrahl aber, aus dem gegenüberſtehenden Fenſter, fuhr grade blitzend über die Saiten. Das gab einen rechten Klang in meinem Herzen. Ja, ſagt' ich, komm nur her, Du getreues Inſtrument! Unſer Reich iſt nicht von dieſer Welt! —

Und ſo nahm ich die Geige von der Wand, ließ Rechnungsbuch, Schlafrock, Pantoffeln, Pfeifen und Paraſol liegen und wanderte, arm wie ich gekommen war, aus meinem Häuschen und auf der glänzenden Landſtraße von dannen.

Ich blickte noch oft zurück; mir war gar ſeltſam zu Muthe, ſo traurig und doch auch wieder ſo überaus fröhlich, wie ein Vogel, der aus ſeinem Käfig ausreißt. Und als ich ſchon eine weite Strecke gegangen war, nahm ich draußen im Freien meine Geige vor und ſang:

Den lieben Gott laß ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd und Himmel thut erhalten,
Hat auch mein Sach' auf's Beſt' beſtellt!

Das Schloß, der Garten und die Thürme von Wien waren ſchon hinter mir im Morgenduft verſunken, über mir jubilirten unzählige Lerchen in der Luft; ſo zog ich zwiſchen den grünen Bergen und an luſtigen Städten und Dörfern vorbei gen Italien hinunter.

Drittes Capitel.

Aber das war nun ſchlimm! Ich hatte noch gar nicht daran gedacht, daß ich eigentlich den rechten Weg nicht wußte. Auch war rings umher kein Menſch zu ſehen in der ſtillen Morgenſtunde, den ich hätte fragen können, und nicht weit von mir theilte ſich die Landſtraße in viele neue Landſtraßen die gingen weit, weit über die höchſten Berge fort, als führten ſie aus der Welt hinaus, ſo daß mir ordentlich ſchwindelte, wenn ich recht hinſah.

Endlich kam ein Bauer des Weges daher, der, glaub ich, nach der Kirche ging, da es heut eben Sonntag war, in einem altmodiſchen Ueberrocke mit großen ſilbernen Knöpfen und einem langen ſpaniſchen Rohr mit einem ſehr maſſiven ſilbernen Stockknopf darauf, der ſchon von weitem in der Sonne funkelte. Ich frug ihn ſogleich mit vieler Höflichkeit: „Können Sie mir nicht ſagen, wo der Weg nach Italien geht!" — Der Bauer blieb ſtehen, ſah mich an, beſann ſich dann mit weit vorgeſchobner Unterlippe, und ſah mich wieder an. Ich ſagte noch einmal: „nach Italien, wo die Pommeranzen wachſen." — „Ach was gehn mich ſeine Pommeranzen an!" ſagte der Bauer da, und ſchritt wacker wieder weiter. Ich hätte dem Manne mehr Konduite zugetraut, denn er ſah recht ſtattlich aus.

Was war nun zu machen? Wieder umkehren und in mein Dorf zurückgehn? Da hätten die Leute mit den Fingern auf mich gewieſen, und die Jungen wären um mich herumgeſprungen: Ey, tauſend willkommen aus der Welt! wie ſieht es denn aus in der Welt? hat er uns nicht Pfefferkuchen mitgebracht aus der Welt? — Der Portier mit der kurfürſtlichen Naſe, welcher überhaupt viele Kenntniſſe von der Weltgeſchichte hatte, ſagte oft zu mir: „Werthgeſchätzter Herr Einnehmer! Italien iſt ein ſchönes Land, da ſorgt der liebe Gott für alles, da kann man ſich im Sonnenſchein auf den Rücken legen, ſo wachſen einem die Roſinen ins Maul, und wenn einen die Tarantel beißt, ſo tanzt man mit ungemeiner Gelenkigkeit, wenn man auch ſonſt nicht tanzen gelernt hat." — Nein, nach Italien! rief ich voller Vergnügen aus, und rannte, ohne an die verſchiedenen Wege zu denken, auf der Straße fort, die mir eben vor die Füße kam.

Als ich eine Strecke ſo fort gewandert war, ſah ich rechts von der Straße einen ſehr ſchönen Baumgarten, wo die Morgenſonne ſo luſtig zwiſchen den Stämmen und Wipfeln hindurch ſchimmerte, daß es ausſah, als wäre der Raſen mit goldenen Teppichen belegt. Da ich keinen Menſchen erblickte, ſtieg ich über den niedrigen Gartenzaun und legte mich recht behaglich unter einem Apfelbaum ins Gras, denn von dem geſtrigen Nachtlager auf dem Baume thaten mir noch alle Glieder weh. Da konnte man weit in's Land hinausſehen, und da es Sonntag war, ſo kamen bis aus der weiteſten Ferne Glockenklänge über die ſtillen Felder herüber und geputzte Landleute zogen überall zwiſchen Wieſen und Büſchen nach der Kirche. Ich war recht fröhlich im Herzen, die Vögel ſangen über mir im Baume, ich dachte an meine Mühle und an den Garten der ſchönen gnädigen Frau, und wie das alles nun ſo weit lag — bis ich zuletzt einſchlummerte. Da träumte mir, als käme die ſchöne Fraue aus der prächtigen Gegend unten zu mir gegangen oder eigentlich langſam geflogen zwiſchen den Glockenklängen, mit langen weißen Schleiern, die im Morgenrothe wehten. Dann war es wieder, als wären wir gar nicht in der Fremde, ſondern bei meinem Dorfe an der Mühle in dem tiefen Schatten. Aber da war alles ſtill und leer, wie wenn die Leute Sonntag in der Kirche ſind und nur der Orgelklang durch die Bäume herüber kommt, daß es mir recht im Herzen weh that. Die ſchöne Frau aber war ſehr gut und freundlich, ſie hielt mich an der Hand und ging mit mir, und ſang in einemfort in dieſer Einſamkeit das ſchöne Lied, das ſie damals immer frühmorgens am offenen Fenſter zur Guitarre geſungen hat, und ich ſah dabei ihr Bild in dem ſtillen Weiher, noch viel tauſendmal ſchöner, aber mit ſonderbaren großen Augen, die mich ſo ſtarr anſahen, daß ich mich beinah gefürchtet hätte. — Da fing auf einmal die Mühle, erſt in einzelnen langſamen Schlägen, dann immer ſchneller und heftiger an zu gehen und zu brauſen, der Weiher wurde dunkel und kräuſelte ſich, die ſchöne Fraue wurde ganz bleich und ihre Schleier wurden immer länger und länger und flatterten entſetzlich in langen Spitzen, wie Nebelſtreifen, hoch am Himmel empor; das Sauſen nahm immer mehr zu, oft war es, als blieſe der Portier auf ſeinem Fagot dazwiſchen, bis ich endlich mit heftigem Herzklopfen aufwachte.

Es hatte ſich wirklich ein Wind erhoben, der leiſe über mir durch den Apfelbaum ging; aber was ſo braußte und rumorte, war weder die Mühle noch der Portier, ſondern derſelbe Bauer, der mir vorhin den Weg nach Italien nicht zeigen wollte. Er hatte aber ſeinen Sonntagsſtaat ausgezogen und ſtand in einem weißen Kamiſol vor mir. „Na," ſagte er, da ich mir noch den Schlaf aus den Augen wiſchte, „will Er etwa hier Poperenzen klauben, daß er mir das ſchöne Gras ſo zertrampelt, anſtatt in die Kirche zu gehen, Er Faullenzer!" — Mich ärgert' es nur, daß mich der Grobian aufgeweckt hatte. Ich ſprang ganz erboßt auf und verſetzte geſchwind: „Was, Er will mich hier ausſchimpfen? Ich bin Gärtner geweſen, eh' Er daran dachte, und Einnehmer, und wenn er zur Stadt gefahren wäre, hätte Er die ſchmierige Schlafmütze vor mir abnehmen müſſen, und hatte mein Haus und meinen rothen Schlafrock mit gelben Punkten." — Aber der Knollfink ſcheerte ſich gar nichts darum, ſondern ſtemmte beide Arme in die Seiten und ſagte bloß: „Was will Er denn? he! he!" Dabei ſah ich, daß es eigentlich ein kurzer, ſtämmiger, krummbeiniger Kerl war, und vorſtehende glotzende Augen und eine rothe etwas ſchiefe Naſe hatte. Und wie er immer fort nichts weiter ſagte als: „he! — he!" — und dabei jedesmal einen Schritt näher auf mich zukam, da überfiel mich auf einmal eine ſo kurioſe grausliche Angſt, daß ich mich ſchnell aufmachte, über den Zaun ſprang und, ohne mich umzuſehen, immer fort querfeldein lief, daß mir die Geige in der Taſche klang.

Als ich endlich wieder ſtill hielt, um Athem zu ſchöpfen, war der Garten und das ganze Thal nicht mehr zu ſehen, und ich ſtand in einem ſchönen Walde. Aber ich gab nicht viel darauf acht, denn jetzt ärgerte mich das Spektakel erſt recht, und daß der Kerl mich immer Er nannte, und ich ſchimpfte noch lange im Stillen für mich. In ſolchen Gedanken ging ich raſch fort und kam immer mehr von der Landſtraße ab, mitten in das Gebirge hinein. Der Holzweg, auf dem ich fortgelaufen war, hörte auf und ich hatte nur noch einen kleinen wenig betretnen Fußſteig vor mir. Ringsum war Niemand zu ſehen und kein Laut zu vernehmen. Sonſt aber war es recht anmuthig zu gehn, die Wipfel der Bäume rauſchten und die Vögel ſangen ſehr ſchön. Ich befahl mich daher Gottes Führung, zog meine Violine hervor und ſpielte alle meine liebſten Stücke durch, daß es recht fröhlich in dem einſamen Walde erklang.

Mit dem Spielen ging es aber auch nicht lange, denn ich ſtolperte dabei jeden Augenblick über die fatalen Baumwurzeln, auch fing mich zuletzt an zu hungern, und der Wald wollte noch immer gar kein Ende nehmen. So irrte ich den ganzen Tag herum, und die Sonne ſchien ſchon ſchief zwiſchen den Baumſtämmen hindurch, als ich endlich in ein kleines Wieſenthal hinaus kam, das rings von Bergen eingeſchloſſen und voller rother und gelber Blumen war, über denen unzählige Schmetterlinge im Abendgolde herum flatterten. Hier war es ſo einſam, als läge die Welt wohl hundert Meilen weit weg. Nur die Heimchen zirpten, und ein Hirt lag drüben im hohen Graſe und blies ſo melancholiſch auf ſeiner Schalmei, daß einem das Herz vor Wehmuth hätte zerſpringen mögen. Ja, dachte ich bei mir, wer es ſo gut hätte, wie ſo ein Faullenzer! unſer einer muß ſich in der Fremde herumtreiben und immer attent ſeyn. — Da ein ſchönes klares Flüßchen zwiſchen uns lag, über das ich nicht herüber konnte, ſo rief ich ihm von weiten zu: wo hier das nächſte Dorf läge? Er ließ ſich aber nicht ſtören, ſondern ſtreckte nur den Kopf ein wenig aus dem Graſe hervor, wies mit ſeiner Schalmei auf den andern Wald hin und blies ruhig wieder weiter.

Unterdeß marſchirte ich fleißig fort, denn es fing ſchon an zu dämmern. Die Vögel, die alle noch ein großes Geſchrei gemacht hatten, als die letzten Sonnenſtrahlen durch den Wald ſchimmerten, wurden auf einmal ſtill, und mir fing beinah an angſt zu werden, in dem ewigen einſamen Rauſchen der Wälder. Endlich hörte ich von ferne Hunde bellen. Ich ſchritt raſcher fort, der Wald wurde immer lichter und lichter, und bald darauf ſah ich zwiſchen den letzten Bäumen hindurch einen ſchönen grünen Platz, auf dem viele Kinder lärmten, und ſich um eine große Linde herumtummelten, die recht in der Mitte ſtand. Weiterhin an dem Platze war ein Wirthshaus, vor dem einige Bauern um einen Tiſch ſaßen und Karten ſpielten und Tabak rauchten. Von der andern Seite ſaßen junge Burſche und Mädchen vor der Thür, die die Arme in ihre Schürzen gewickelt hatten und in der Kühle mit einander plauderten.

Ich beſann mich nicht lange, zog meine Geige aus der Taſche, und ſpielte ſchnell einen luſtigen Ländler auf, während ich aus dem Walde hervortrat. Die Mädchen verwunderten ſich, die Alten lachten, daß es weit in den Wald hineinſchallte. Als ich aber ſo bis zu der Linde gekommen war, und mich mit dem Rücken dran lehnte, und immer fort ſpielte, da ging ein heimliches Rumoren und Gewiſper unter den jungen Leuten rechts und links, die Burſche legten endlich ihre Sonntagspfeifen weg, jeder nahm die Seine, und eh' ich's mich verſah, ſchwenkte ſich das junge Bauernvolk tüchtig um mich herum, die Hunde bellten, die Kittel flogen, und die Kinder ſtanden um mich im Kreiſe, und ſahen mir neugierig ins Geſicht und auf die Finger, wie ich ſo fix damit handthierte.

Wie der erſte Schleifer vorbei war, konnte ich erſt recht ſehen, wie eine gute Muſik in die Gliedmaßen fährt. Die Bauerburſchen, die ſich vorher, die Pfeifen im Munde, auf den Bänken reckten und die ſteifen Beine von ſich ſtreckten, waren nun auf einmal wie umgetauſcht, ließen ihre bunten Schnupftücher vorn am Knopfloch lang herunter hängen und kapriolten ſo artig um die Mädchen herum, daß es eine rechte

Luſt anzuſchauen war. Einer von ihnen, der ſich ſchon für was Rechtes hielt, haſpelte lange in ſeiner Weſtentaſche, damit es die andern ſehen ſollten, und brachte endlich ein kleines Silberſtück heraus, das er mir in die Hand drücken wollte. Mich ärgerte das, wenn ich gleich dazumal kein Geld in der Taſche hatte. Ich ſagte ihm, er ſollte nur ſeine Pfennige behalten, ich ſpielte nur ſo aus Freude, weil ich wieder bei Menſchen wäre. Bald darauf aber kam ein ſchmuckes Mädchen mit einer großen Stampe Wein zu mir. „Muſikanten trinken gern,“ ſagte ſie, und lachte mich freundlich an, und ihre perlweißen Zähne ſchimmerten recht ſcharmant zwiſchen den rothen Lippen hindurch, ſo daß ich ſie wohl hätte darauf küſſen mögen. Sie tunkte ihr Schnäbelchen in den Wein, wobei ihre Augen über das Glas weg auf mich herüber funkelten, und reichte mir darauf die Stampe hin. Da trank ich das Glas bis auf den Grund aus, und ſpielte dann wieder von Friſchem, daß ſich alles luſtig um mich herumdrehte.

Die Alten waren unterdeß von ihrem Spiel aufgebrochen, die jungen Leute fingen auch an müde zu werden und zerſtreuten ſich, und ſo wurde es nach und nach ganz ſtill und leer vor dem Wirthshauſe. Auch das Mädchen, das mir den Wein gereicht hatte, ging nun nach dem Dorfe zu, aber ſie ging ſehr langſam, und ſah ſich zuweilen um, als ob ſie was vergeſſen hätte. Endlich blieb ſie ſtehen und ſuchte etwas auf der Erde, aber ich ſah wohl, daß ſie, wenn ſie ſich bückte, unter dem Arme hindurch nach mir zurückblickte. Ich hatte auf dem Schloſſe Lebensart gelernt, ich ſprang alſo geſchwind herzu und ſagte: „Haben Sie etwas verloren, ſchönſte Mamſell?“ — „Ach nein,“ ſagte ſie und wurde über und über roth, „es war nur eine Roſe — will Er ſie haben?“ — Ich dankte und ſteckte die Roſe ins Knopfloch. Sie ſah mich ſehr freundlich an und ſagte: „Er ſpielt recht ſchön.“ — „Ja,“ verſetzte ich, „das iſt ſo eine Gabe Gottes.“ — „Die Muſikanten ſind hier in der Gegend ſehr rar,“ hub das Mädchen dann wieder an und ſtockte und hatte die Augen beſtändig niedergeſchlagen. „Er könnte ſich hier ein gutes Stück Geld verdienen — auch mein Vater ſpielt etwas die Geige und hört gern von der Fremde erzählen — und mein Vater iſt ſehr reich.“ — Dann lachte ſie auf und ſagte: „Wenn Er nur nicht immer ſolche Grimaſſen machen möchte, mit dem Kopfe, beim Geigen!“ — „Theuerſte Jungfer,“ erwiederte ich, ernſtlich: „nennen Sie mich nur nicht immer Er; ſodann mit dem Kopftremulenzen, das iſt einmal nicht anders, das haben wir Virtuoſen alle ſo an uns.“ — „Ach ſo!“ entgegnete das Mädchen. Sie wollte noch etwas mehr ſagen, aber da entſtand auf einmal ein entſetzliches Gepolter im Wirthshauſe, die Hausthüre ging mit großem Gekrache auf und ein dünner Kerl kam wie ein ausgeſchoßner Ladſtock herausgeflogen, worauf die Thür ſogleich wieder hinter ihm zugeſchlagen wurde.

Das Mädchen war bei dem erſten Geräuſch wie ein Reh davon geſprungen und im Dunkel verſchwunden. Die Figur vor der Thür aber raffte ſich hurtig wieder vom Boden auf und fing nun an mit ſolcher Geſchwindigkeit gegen das Haus loszuſchimpfen, daß es ordentlich zum Erſtaunen war. „Was!“ ſchrie er, „ich beſoffen? ich die Kreideſtriche an der verräucherten Thür nicht bezahlen? Löſcht ſie aus, löſcht ſie aus! Hab' ich Euch nicht erſt geſtern über'n Kochlöffel balbirt und in die Naſe geſchnitten, daß Ihr mir den Löffel morſch entzwei gebiſſen habt? Balbieren macht einen Strich — Kochlöffel, wieder einen Strich — wieviel ſolche hundsföttiſche Striche wollt Ihr denn noch bezahlt haben? Aber gut, ſchon gut! ich laſſe das ganze Dorf, die ganze Welt ungeſchoren. Lauf't meinetwegen mit Euren Bärten, daß der liebe Gott am jüngſten Tage nicht weiß, ob Ihr Juden ſeid oder Chriſten! Ja, hängt Euch an Euren eignen Bärten auf, Ihr zottigen Landbären!“ Hier brach er auf einmal in ein jämmerliches Weinen aus und fuhr ganz erbärmlich durch die Fiſtel fort: „Waſſer ſoll ich ſaufen, wie ein elender Fiſch? iſt das Nächſtenliebe? Bin ich nicht ein Menſch und ein ausgelernter Feldſcheer? Ach, ich bin heute ſo in der Rage! Mein Herz iſt voller Rührung und Menſchenliebe!“ Bei dieſen Worten zog er ſich nach und nach zurück, da im Hauſe als ſtill blieb. Als er mich erblickte, kam er mit ausgebreiteten Armen auf mich los, ich glaube der tolle Kerl wollte mich ambraſiren. Ich ſprang aber auf die Seite, und ſo ſtolperte er weiter, und ich hörte ihn noch lange, bald grob bald fein, durch die Finſterniß mit ſich diskuriren.

Mir aber ging mancherlei im Kopf herum. Die Jungfer, die mir vorhin die Roſe geſchenkt hatte, war jung, ſchön und reich — ich konnte da mein Glück machen, eh' man die Hand umkehrte. Und Hammel und Schweine, Puter und fette Gänſe mit Aepfeln geſtopft — ja, es war mir nicht anders, als ſäh' ich den Portier auf mich zukommen: „Greif zu, Einnehmer, greif zu! jung gefreit hat Niemand gereut, wer's Glück hat, führt die Braut heim, bleibe im Lande und nähre Dich tüchtig.“ In ſolchen philoſophiſchen Gedanken ſetzte ich mich auf dem Platze, der nun ganz einſam war, auf einen Stein nieder, denn an das Wirthshaus anzuklopfen traute ich mich nicht, weil ich kein Geld bei mir hatte. Der Mond ſchien prächtig, von den Bergen rauſchten die Wälder durch die ſtille Nacht herüber, manchmal ſchlugen im Dorfe die Hunde an, das weiter im Thale unter Bäumen und Mondſchein wie begraben lag. Ich betrachtete das Firmament, wie da einzelne Wolken langſam durch den Mondſchein zogen und manchmal ein Stern weit in der Ferne herunterfiel. So, dachte ich, ſcheint der Mond auch über meines Vaters Mühle und auf das weiße gräfliche Schloß. Dort iſt nun auch ſchon alles lange ſtill, die gnädige Frau ſchläft, und die Waſſerkünſte und Bäume im Garten rauſchen noch immer fort wie damals, und allen iſt's gleich, ob ich noch da bin, oder in der Fremde, oder geſtorben. — Da kam mir die Welt auf einmal ſo entſetzlich weit und groß vor, und ich ſo ganz allein darin, daß ich aus Herzensgrunde hätte weinen mögen.

Wie ich noch immer ſo daſitze, höre ich auf einmal aus der Ferne Hufſchlag im Walde. Ich hielt den Athem an und lauſchte, da kam es immer näher und näher. Bald darauf kamen auch wirklich zwei Reiter unter den Bäumen hervor, hielten aber am Saume des Waldes an und ſprachen heimlich ſehr eifrig miteinander, wie ich an den Schatten ſehen konnte, die plötzlich über den mondbeglänzten Platz vorſchoſſen, und mit langen dunkeln Armen bald dahin bald dorthin wieſen. — Wie oft, wenn mir zu Hauſe meine verſtorbene Mutter von wilden Wäldern und martialiſchen Räubern erzählte, hatte ich mir ſonſt immer heimlich gewünſcht, eine ſolche Geſchichte ſelbſt zu erleben. Da hatt' ich's nun auf einmal für meine dummen frevelmüthigen Gedanken! — Ich ſtreckte mich nun an dem Lindenbaum, unten dem ich geſeſſen, ganz unmerklich ſo lang aus, als ich nur konnte, bis ich den erſten Aſt erreicht hatte und mich geſchwinde hinaufſchwang. Aber ich baumelte noch mit halbem Leibe über dem Aſte und wollte ſo eben auch meine Beine nachholen, als der eine von den Reitern raſch hinter mir über den Platz daher trabte. Ich drückte nun die Augen feſt zu in dem dunkeln Laube, und rührte und regte mich nicht. — „Wer iſt da?“ rief es auf einmal dicht hinter mir. „Niemand!“ ſchrie ich aus Leibeskräften vor Schreck, daß er mich doch noch erwiſcht hatte. Insgeheim mußte ich aber doch bei mir lachen, wie die Kerls ſich ſchneiden würden, wenn ſie mir die leeren Taſchen umdrehten. — „Ey, ey,“ ſagte der Räuber wieder, „wem gehören denn aber die zwei Beine, die da herunter hängen?“ — Da half nichts mehr. „Nichts weiter“ verſetzte ich, „als ein paar arme, verirrte Muſikantenbeine,“ und ließ mich raſch wieder auf den Boden herab, denn ich ſchämte mich auch, länger wie eine zerbrochene Gabel da über dem Aſte zu hängen.

Das Pferd des Reiters ſcheute, als ich ſo plötzlich vom Baume herunterfuhr. Er klopfte ihm den Hals und ſagte lachend: „Nun wir ſind auch verirrt, da ſind wir rechte Kameraden; ich dächte alſo, Du hälfeſt uns ein wenig den Weg nach B. aufſuchen. Es ſoll Dein Schade nicht ſeyn.“ Ich hatte nun gut betheuern, daß ich gar nicht wüßte, wo B. läge, daß ich lieber hier im Wirthshauſe fragen, oder ſie in das Dorf hinunter führen wollte. Der Kerl nahm gar keine Raiſon an. Er zog ganz ruhig eine Piſtole aus dem Gurt, die recht hübſch im Mondenſchein funkelte. „Mein Liebſter,“ ſagte er dabei ſehr freundlich zu mir, während er bald den Lauf der Piſtole abwiſchte, bald wieder prüfend an die Augen hielt, „mein Liebſter, Du wirſt wohl ſo gut ſeyn, ſelber nach B. vorauszugehn.“

Da war ich nun recht übel daran. Traf ich den Weg, ſo kam ich gewiß zu der Räuberbande und bekam Prügel, da ich kein Geld bei mir hatte, traf ich ihn nicht — ſo bekam ich auch Prügel. Ich beſann mich alſo nicht lange und ſchlug den erſten beſten Weg ein, der an dem Wirthshauſe vorüber vom Dorfe abführte. Der Reiter ſprengte ſchnell zu ſeinem Begleiter zurück, und beide folgten mir dann in einiger Entfernung langſam nach. So zogen wir eigentlich recht närriſch auf gut Glück in die mondhelle Nacht hinein. Der Weg lief immerfort im Walde an einem Bergeshange fort. Zuweilen konnte man über die Tannenwipfel, die von unten herauflangten und ſich dunkel rührten, weit in die tiefen ſtillen Thäler hinausſehen, hin und her ſchlug eine Nachtigall, Hunde bellten in der Ferne in den Dörfern. Ein Fluß rauſchte beſtändig aus der Tiefe und blitzte zuweilen im Mondſchein auf. Dabei das einförmige Pferdegetrappel und das Wirren und Schwirren der Reiter hinter mir, die unaufhörlich in einer fremden Sprache mit einander plauderten, und das helle Mondlicht und die langen Schatten der Baumſtämme, die wechſelnd über die beiden Reiter wegflogen, daß ſie mir bald ſchwarz, bald hell, bald klein, bald wieder rieſengroß vorkamen. Mir verwirrten ſich ordentlich die Gedanken, als läge ich in einem

Traum und könnte gar nicht aufwachen. Ich ſchritt immer ſtramm vor mich hin. Wir müſſen, dachte ich, doch am Ende aus dem Walde und aus der Nacht herauskommen.

Endlich flogen hin und wieder ſchon lange röthliche Scheine über den Himmel, ganz leiſe, wie wenn man über einen Spiegel haucht, auch eine Lerche ſang ſchon hoch über dem ſtillen Thale. Da wurde mir auf einmal ganz klar im Herzen bei dem Morgengruße, und alle Furcht war vorüber. Die beiden Reiter aber ſtreckten ſich, und ſahen ſich nach allen Seiten um, und ſchienen nun erſt gewahr zu werden, daß wir doch wohl nicht auf dem rechten Wege ſeyn mochten. Sie plauderten wieder viel, und ich merkte wohl, daß ſie von mir ſprachen, ja es kam mir vor, als finge der eine ſich vor mir zu fürchten an, als könnt ich wohl gar ſo ein heimlicher Schnaphahn ſeyn, der ſie im Walde irre führen wollte. Das machte mir Spaß, denn je lichter es ringsum wurde, je mehr Courage kriegt' ich, zumal da wir ſo eben auf einen ſchönen freien Waldplatz herauskamen. Ich ſah mich daher nach allen Seiten ganz wild um, und pfiff dann ein Paarmal auf den Fingern, wie die Spitzbuben thun, wenn ſie ſich einander Signale geben wollen.

„Halt!“ rief auf einmal der Eine von den Reitern, daß ich ordentlich zuſammen fuhr. Wie ich mich umſehe, ſind ſie beide abgeſtiegen und haben ihre Pferde an einen Baum angebunden. Der Eine kommt aber raſch auf mich los, ſieht mir ganz ſtarr ins Geſicht, und fängt auf einmal ganz unmäßig an zu lachen. Ich muß geſtehen, mich ärgerte das unvernünftige Gelächter. Er aber ſagte: „Wahrhaftig, das iſt der Gärtner, wollt' ſagen: Einnehmer vom Schloß!“

Ich ſah ihn groß an, wußt' mich aber ſeiner nicht zu erinnern, hätt' auch viel zu thun gehabt, wenn ich mir alle die jungen Herren hätte anſehen wollen, die auf dem Schloß ab und zu ritten. Er aber fuhr mit ewigem Gelächter fort: „Das iſt prächtig! Du vacirſt, wie ich ſehe, wir brauchen eben einen Bedienten, bleib bei uns, da haſt Du ewige Vakanz.“ — Ich war ganz verblüfft und ſagte endlich, daß ich ſo eben auf einer Reiſe nach Italien begriffen wäre. — „Nach Italien?!“ entgegnete der Fremde, „eben dahin wollen auch wir!“ — „Nun, wenn das iſt!“ rief ich aus und zog voller Freude meine Geige aus der Taſche und ſtrich, daß die Vögel im Walde aufwachten. Der Herr aber erwiſchte geſchwind den andern Herrn und walzte mit ihm wie verrückt auf dem Raſen herum.

Dann ſtanden ſie plötzlich ſtill. „Bei Gott,“ rief der Eine, „da ſeh' ich ſchon den Kirchthurm von B.! nun, da wollen wir bald unten ſeyn.“ Er zog ſeine Uhr heraus und ließ ſie repetiren, ſchüttelte mit dem Kopfe, und ließ noch einmal ſchlagen. „Nein,“ ſagte er, „das geht nicht, wir kommen ſo zu früh hin, das könnte ſchlimm werden!“

Darauf holten ſie von ihren Pferden Kuchen, Braten und Weinflaſchen, breiteten eine ſchöne bunte Decke auf dem grünen Raſen aus; ſtreckten ſich darüber hin und ſchmaußten ſehr vergnüglich, theilten auch mir von Allem ſehr reichlich mit, was mir gar wohl bekam, da ich ſeit einigen Tagen ſchon nicht mehr vernünftig geſpeißt hatte. — „Und daß Du's weißt,“ ſagte der Eine zu mir, — „aber Du kennſt uns doch nicht?“ — ich ſchüttelte mit dem Kopfe. — „Alſo, daß Du's weißt: ich bin der Maler Leonhard, und das dort iſt — wieder ein Maler — Guido geheißen.

Ich beſah mir nun die beiden Maler genauer bei der Morgendämmerung. Der Eine, Herr Leonhard, war groß, ſchlank, braun, mit luſtigen feurigen Augen. Der Andere war viel jünger, kleiner und feiner, auf altdeutſche Mode gekleidet, wie es der Portier nannte, mit weißem Kragen und bloßem Hals, um den die dunkelbraunen Locken herabhingen, die er oft aus dem hübſchen Geſichte wegſchütteln mußte. — Als dieſer genug gefrühſtückt hatte, griff er nach meiner Geige, die ich neben mir auf den Boden gelegt hatte, ſetzte ſich damit auf einen umgehauenen Baumaſt, und klimperte darauf mit den Fingern. Dann ſang er dazu ſo hell wie ein Waldvögelein, daß es mir recht durch's ganze Herz klang:

Fliegt der erſte Morgenſtrahl
Durch das ſtille Nebelthal,
Rauſcht erwachend Wald und Hügel:
Wer da fliegen kann, nimmt Flügel!

Und ſein Hütlein in die Luft
Wirft der Menſch vor Luſt und ruft:
Hat Geſang doch auch noch Schwingen,
Nun ſo will ich fröhlich ſingen!

Dabei ſpielten die röthlichen Morgenſcheine recht anmuthig über ſein etwas blaſſes Geſicht und die ſchwarzen verliebten Augen. Ich aber war ſo müde, daß ſich mir die Worte und Noten, während er ſo ſang, immer verwirrten, bis ich zuletzt feſt einſchlief.

Als ich nach und nach wieder zu mir ſelber kam, hörte ich wie im Traume die beiden Maler noch immer neben mir ſprechen und die Vögel über mir ſingen, und die Morgenſtrahlen ſchimmerten mir durch die geſchloſſenen Augen, daß mir's innerlich ſo dunkelhell war, wie wenn die Sonne durch rothſeidene Gardinen ſcheint. Come é bello! hört' ich da dicht neben mir ausrufen. Ich ſchlug die Augen auf, und erblickte den jungen Maler, der im funkelnden Morgenlicht über mich hergebeugt ſtand, ſo daß beinah nur die großen ſchwarzen Augen zwiſchen den herabhängenden Locken zu ſehen waren.

Ich ſprang geſchwind auf, denn es war ſchon heller Tag geworden. Der Herr Leonhard ſchien verdrüßlich zu ſeyn, er hatte zwei zornige Falten auf der Stirn und trieb haſtig zum Aufbruch. Der andere Maler aber ſchüttelte ſeine Locken aus dem Geſicht und trällerte, während er ſein Pferd aufzäumte, ruhig ein Liedchen vor ſich hin, bis Leonhard zuletzt plötzlich laut auflachte, ſchnell eine Flaſche ergriff, die noch auf dem Raſen ſtand und den Reſt in die Gläſer einſchenkte. „Auf eine glückliche Ankunft!“ rief er aus, ſie ſtießen mit den Gläſern zuſammen, es gab einen ſchönen Klang. Darauf ſchleuderte Leonhard die leere Flaſche hoch ins Morgenroth, daß es luſtig in der Luft funkelte.

Endlich ſetzten ſie ſich auf ihre Pferde, und ich marſchirte friſch wieder neben her. Gerade vor uns lag ein unüberſehliches Thal, in das wir nun hinunter zogen. Da war ein Blitzen und Rauſchen und Schimmern und Jubiliren! Mir war ſo kühl und fröhlich zu Muthe, als ſollt' ich von dem Berge in die prächtige Gegend hinausfliegen.

Viertes Capitel.

Nun Ade, Mühle und Schloß und Portier! Nun ging's, daß mir der Wind am Hute pfiff. Rechts und links flogen Dörfer, Städte und Weingärten vorbei, daß es einem vor den Augen flimmerte; hinter mir die beiden Maler im Wagen, vor mir vier Pferde mit einem prächtigen Poſtillon, ich hoch oben auf dem Kutſchbock, daß ich oft Ellenhoch in die Höhe flog.

Das war ſo zugegangen: Als wir vor B. ankommen, kommt ſchon am Dorfe ein langer, dürrer, grämlicher Herr im grünen Flauſchrock uns entgegen, macht viele Bücklinge vor den Herrn Malern und führt uns in das Dorf hinein. Da ſtand unter den hohen Linden vor dem Poſthauſe ſchon ein prächtiger Wagen mit vier Poſtpferden beſpannt. Herr Leonhard meinte unterwegs, ich hätte meine Kleider ausgewachſen. Er holte daher geſchind andere aus ſeinem Mantelſack hervor, und ich mußte einen ſchönen Frack und Weſte anziehen, die mir ſehr vornehm zu Geſicht ſtanden, nur daß mir alles zu lang und weit war und ordentlich um mich herum ſchlotterte. Auch einen ganz neuen Hut bekam ich, der funkelte in der Sonne, als wär' er mit friſcher Butter überſchmiert. Dann nahm der fremde grämliche Herr die beiden Pferde der Maler am Zügel, die Maler ſprangen in den Wagen, ich auf den Bock, und ſo flogen wir ſchon fort, als eben der Poſtmeiſter mit der Schlafmütze aus dem Fenſter guckte. Der Poſtillon blies luſtig auf dem Horne, und ſo ging es friſch nach Italien hinein.

Ich hatte eigentlich da droben ein prächtiges Leben, wie der Vogel in der Luft, und brauchte doch dabei nicht ſelbſt zu fliegen. Zu thun hatte ich auch weiter nichts, als Tag und Nacht auf dem Bocke zu ſitzen, und bei den Wirthshäuſern manchmal Eſſen und Trinken an den Wagen herauszubringen, denn die Maler ſprachen nirgends ein, und bei Tage zogen ſie die Fenſter am Wagen ſo feſt zu, als wenn die Sonne ſie erſtechen wollte. Nur zuweilen ſteckte der Herr Guido ſein hübſches Köpfchen zum Wagenfenſter heraus und diskurirte freundlich mit mir, und lachte dann den Herrn Leonhard aus, der das nicht leiden wollte, und jedesmal über die langen Diskurſe böſe wurde. Ein paarmal hätte ich bald Verdruß bekommen mit meinem Herrn. Das einemal, wie ich bei ſchöner, ſternklarer Nacht droben auf dem Bock die Geige zu ſpielen anfing, und ſodann ſpäterhin wegen des Schlafes. Das war aber auch ganz zum Erſtaunen! Ich wollte mir doch Italien recht genau beſehen, und riß die Augen alle Viertelſtunden weit auf. Aber kaum hatte ich ein Weilchen ſo vor mich hingeſehen, ſo verſchwirrten und verwickelten ſich mir die ſechszehn Pferdefüße vor mir wie Filet ſo hin und her und übers Kreuz, daß mir die Augen gleich wieder übergingen, und zuletzt gerieth ich in ein ſolches entſetzliches und unaufhaltſames Schlafen, daß gar kein Rath mehr war. Da mocht' es Tag oder Nacht, Regen oder Sonnenſchein, Tyrol oder Italien ſeyn, ich hing bald rechts, bald links, bald rücklings über den Bock herunter, ja manchmal tunkte ich mit ſolcher Vehemenz mit dem Kopf nach dem Boden zu, daß mir der Hut weit vom Kopfe flog, und der Herr Guido im Wagen laut aufſchrie.

So war ich, ich weiß ſelbſt nicht wie, durch halb Welſchland, das ſie dort Lombardey nennen, durchgekommen, als wir an einem ſchönen Abend vor einem Wirthshauſe auf dem Lande ſtillhielten. Die Poſtpferde waren in dem daranſtoßenden Stationsdorfe erſt nach ein paar Stunden beſtellt, die Herren Maler ſtiegen daher aus und ließen ſich in ein beſonderes Zimmer führen, um hier ein wenig zu raſten und einige Briefe zu ſchreiben. Ich aber war ſehr vergnügt darüber, und verfügte mich ſogleich in die Gaſtſtube, um endlich wieder einmal ſo recht mit Ruhe und Komodität zu eſſen und zu trinken. Da ſah es ziemlich lüderlich aus. Die Mägde gingen mit zerzottelten Haaren herum, und hatten die offnen Halstücher unordentlich um das gelbe Fell hängen. Um einen runden Tiſch ſaßen die Knechte vom Hauſe in blauen Ueberziehhemden beim Abendeſſen, und glotzten mich zuweilen von der Seite an. Die hatten alle kurze, dicke Haarzöpfe und ſahen ſo recht vornehm wie junge Herrlein aus. — Da biſt Du nun, dachte ich bei mir, und aß fleißig fort, da biſt Du nun endlich in dem Lande, woher immer die kurioſen Leute zu unſerm Herrn Pfarrer kamen, mit Mauſefallen und Barometern und Bildern. Was der Menſch doch nicht alles erfährt, wenn er ſich einmal hinterm Ofen hervormacht!

Wie ich noch eben ſo eſſe und meditire, wuſcht ein Männlein, das bis jetzt in einer dunkeln Ecke der Stube bei ſeinem Glaſe Wein geſeſſen hatte, auf einmal aus ſeinem Winkel wie eine Spinne auf mich los. Er war ganz kurz und bucklicht, hatte aber einen großen graußlichen Kopf mit einer langen römiſchen Adlernaſe und ſparſamen rothen Backenbart, und die gepuderten Haare ſtanden ihm von allen Seiten zu Berge, als wenn der Sturmwind durchgefahren wäre. Dabei trug er einen altmodiſchen, verſchoſſenen Frack, kurze plüſchene Beinkleider und ganz vergelbte ſeidene Strümpfe. Er war einmal in Deutſchland geweſen, und dachte Wunder wie gut er deutſch verſtünde. Er ſetzte ſich zu mir und frug bald das, bald jenes, während er immerfort Taback ſchnupfte: ob ich der Servitore ſey? wenn wir arriware? ob wir nach Roma kehn? aber das wußte ich alles ſelber nicht, und konnte auch ſein Kauderwelſch gar nicht verſtehn. „Parlez vous françois?" ſagte ich endlich in meiner Angſt zu ihm. Er ſchüttelte mit dem großen Kopfe, und das war mir ſehr lieb, denn ich konnte ja auch nicht franzöſiſch. Aber das half alles nichts. Er hatte mich einmal recht auf's Korn genommen, er frug und frug immer wieder; je mehr wir parlirten, je weniger verſtand einer den andern, zuletzt wurden wir beide ſchon hitzig, ſo daß mir's manchmal vorkam, als wollte der Signor mit ſeiner Adlernaſe nach mir hacken, bis endlich die Mägde, die den babiloniſchen Diskurs mit angehört hatten, uns beide tüchtig auslachten. Ich aber legte ſchnell Meſſer und Gabel hin und ging vor die Hausthüre hinaus. Denn mir war in dem fremden Lande nicht anders, als wäre ich mit meiner deutſchen Zunge tauſend Klafter tief ins Meer verſenkt, und allerlei unbekanntes Gewürm ringelte ſich und rauſchte da in der Einſamkeit um mich her, und glotzte und ſchnappte nach mir.

Draußen war eine warme Sommernacht, ſo recht um paſſatim zu gehn. Weit von den Weinbergen herüber hörte man noch zuweilen einen Winzer ſingen, dazwiſchen blitzte es manchmal von ferne, und die ganze Gegend zitterte und ſäuſelte im Mondenſchein. Ja manchmal kam es mir vor, als ſchlüpfte eine lange dunkle Geſtalt hinter den Haſelnußſträuchen vor dem Hauſe vorüber und guckte durch die Zweige, dann war alles auf einmal wieder ſtill. — Da trat der Herr Guido eben auf den Balkon des Wirthshauſes heraus. Er bemerkte mich nicht, und ſpielte ſehr geſchickt auf einer Zitter, die er im Hauſe gefunden haben mußte, und ſang dann dazu wie eine Nachtigall.

Schweigt der Menſchen laute Luſt:
Rauſcht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es ſchweifen leiſe Schauer
Wetterleuchtend durch die Bruſt.

Ich weiß nicht, ob er noch mehr geſungen haben mag, denn ich hatte mich auf die Bank vor der Hausthür hingeſtreckt, und ſchlief in der lauen Nacht vor großer Ermüdung feſt ein.

Es mochten wohl ein paar Stunden ins Land gegangen ſeyn, als mich ein Poſthorn aufweckte, das lange Zeit luſtig in meine Träume hereinblies, ehe ich mich völlig beſinnen konnte. Ich ſprang endlich auf, der Tag dämmerte ſchon an den Bergen, und die Morgenkühle rieſelte mir durch alle Glieder. Da fiel mir erſt ein, daß wir ja um dieſe Zeit ſchon wieder weit fort ſeyn wollten. Aha, dachte ich, heut iſt einmal das Wecken und Auslachen an mir. Wie wird der Herr Guido mit dem verſchlafenen Lockenkopfe herausfahren, wenn er mich draußen hört! So ging ich in den kleinen Garten am Hauſe dicht unter die Fenſter, wo meine Herren wohnten, dehnte mich noch einmal recht ins Morgenroth hinein und ſang fröhlichen Muthes:

Wenn der Hoppevogel ſchreit,
Iſt der Tag nicht mehr weit,
Wenn die Sonne ſich aufthut,
Schmeckt der Schlaf noch ſo gut! —

Das Fenſter war offen, aber es bleibt alles ſtill oben, nur der Nachtwind ging noch durch die Weinranken, die ſich bis in das Fenſter hineinſtreckten. — Nun was ſoll denn das wieder bedeuten? rief ich voll Erſtaunen aus, und lief in das Haus und durch die ſtillen Gänge nach der Stube zu. Aber da gab es mir einen rechten Stich ins Herz. Denn wie ich die Thüre aufreiße, iſt alles leer, darin kein Frack, kein Hut, kein Stiefel. — Nur die Zitter, auf der Guido geſtern geſpielt hatte, hing an der Wand, auf dem Tiſche mitten in der Stube lag ein ſchöner voller Geldbeutel, worauf ein Zettel geklebt war. Ich hielt ihn näher ans Fenſter, und traute meinen Augen kaum, es ſtand wahrhaftig mit großen Buchſtaben darauf: für den Herrn Einnehmer!

Was war mir aber das alles nütze, wenn ich meine lieben luſtigen Herrn nicht wieder fand? Ich ſchob den Beutel in meine tiefe Rocktaſche, das plumpte wie in einen tiefen Brunn, daß es mich ordentlich hinten über zog. Dann rannte ich hinaus, machte einen großen Lärm und weckte alle Knechte und Mägde im Hauſe. Die wußten gar nicht, was ich wollte, und meinten, ich wäre verrückt geworden. Dann aber verwunderten ſie ſich nicht wenig, als ſie oben das leere Neſt ſahen. Niemand wußte etwas von meinem Herren. Nur die eine Magd — wie ich aus ihren Zeichen und Geſtikulationen zuſammenbringen konnte — hatte bemerkt, daß der Herr Guido, als er geſtern Abends auf dem Balkon ſang, auf einmal laut aufſchrie, und dann geſchwind zu dem andern Herrn in das Zimmer zurückſtürzte. Als ſie hernach in der Nacht einmal aufwachte, hörte ſie Pferdegetrappel. Sie guckte durch das kleine Kammerfenſter und ſah den bucklichten Signor, der geſtern ſo viel mit mir geſprochen hatte, auf einem Schimmel im Mondſchein quer übers Feld gallopiren, daß er immer Ellen hoch überm Sattel in die Höhe flog und die Magd ſich bekreuzte, weil es ausſah, wie ein Geſpenſt, das auf einem dreibeinigen Pferde reitet. — Da wußt' ich nun gar nicht, was ich machen ſollte.

Unterdeß aber ſtand unſer Wagen ſchon lange vor der Thüre angeſpannt und der Poſtillon ſtieß ungeduldig ins Horn, daß er hätte berſten mögen, denn er mußte zur beſtimmten Stunde auf der nächſten Station ſeyn, da alles durch Laufzettel bis auf die Minute voraus beſtellt war. Ich rannte noch einmal um das ganze Haus herum und rief die Maler, aber Niemand gab Antwort, die Leute aus dem Hauſe liefen zuſammen und gafften mich an, der Poſtillon fluchte, die Pferde ſchnaubten, ich, ganz verblüfft, ſpringe endlich geſchwind in den Wagen hinein, der Hausknecht ſchlägt die Thüre hinter mir zu, der Poſtillon knallt und ſo ging's mit mir fort in die weite Welt hinein.

Fünftes Capitel.

Wir fuhren nun über Berg und Thal Tag und Nacht immer fort. Ich hatte gar nicht Zeit, mich zu beſinnen, denn wo wir hinkamen, ſtanden die Pferde angeſchirrt, ich konnte mit den Leuten nicht ſprechen, mein Demonſtriren half alſo nichts; oft, wenn ich im Wirthshauſe eben beim beſten Eſſen war, blies der Poſtillon, ich mußte Meſſer und Gabel wegwerfen und wieder in den Wagen ſpringen, und wußte doch eigentlich gar nicht, wohin und weswegen ich juſt mit ſo ausnehmender Geſchwindigkeit fortreiſen ſollte.

Sonſt war die Lebensart gar nicht ſo übel. Ich legte mich, wie auf einem Kanapee, bald in die eine, bald in die andere Ecke des Wagens, und lernte Menſchen und Länder kennen, und wenn wir durch Städte fuhren, lehnte ich mich auf beide Arme zum Wagenfenſter heraus und dankte den Leuten, die höflich vor mir den Hut abnahmen oder ich grüßte die Mädchen an den Fenſtern wie ein alter Bekannter, die ſich dann immer ſehr verwunderten, und mir noch lange neugierig nachguckten.

Aber zuletzt erſchrak ich ſehr. Ich hatte das Geld in dem gefundenen Beutel niemals gezählt, den Poſtmeiſtern und Gaſtwirthen mußte ich überall viel bezahlen, und ehe ich mich's verſah, war der Beutel leer. Anfangs nahm ich mir vor, ſobald wir durch einen einſamen Wald führen, ſchnell aus dem Wagen zu ſpringen und zu entlaufen. Dann aber that es mir wieder leid, nun den ſchönen Wagen ſo allein zu laſſen, mit dem ich ſonſt wohl noch bis ans Ende der Welt fortgefahren wäre.

Nun ſaß ich eben voller Gedanken und wußte nicht aus noch ein, als es auf einmal ſeitwärts von der Landſtraße abging. Ich ſchrie zum Wagen heraus, auf den Poſtillon: wohin er denn fahre? Aber ich mochte ſprechen was ich wollte, der Kerl ſagte immer bloß: „Si, Si, Signore!“ und fuhr immer über Stock und Stein, daß ich aus einer Ecke des Wagens in die andere flog.

Das wollte mir gar nicht in den Sinn, denn die Landſtraße lief grade durch eine prächtige Landſchaft auf die untergehende Sonne, wohl wie in ein Meer von Glanz und Funken. Von der Seite aber, wohin wir uns gewendet hatten, lag ein wüſtes Gebürge vor uns mit grauen Schluchten, zwiſchen denen es ſchon lange dunkel geworden war. — Je weiter wir fuhren, je wilder und einſamer wurde die Gegend. Endlich kam der Mond hinter den Wolken her, und ſchien auf einmal ſo hell zwiſchen die Bäume und Felſen herein, daß es ordentlich grauslich anzuſehen war. Wir konnten nur langſam fahren in den engen ſteinigten Schluchten, und das einförmige ewige Geraſſel des Wagens ſchallte an den Steinwänden weit in die ſtille Nacht, als führen wir in ein großes Grabgewölbe hinein. Nur von vielen Waſſerfällen, die man aber nicht ſehen konnte, war ein unaufhörliches Rauſchen tiefer im Walde, und die Käutzchen riefen aus der Ferne immerfort: „Komm mit, Komm mit!“ — Dabei kam es mir vor, als wenn der Kutſcher, der, wie ich jetzt erſt ſah, gar keine Uniform hatte und kein Poſtillon war, ſich einigemal unruhig umſahe und ſchneller zu fahren anfing, und wie ich mich recht zum Wagen herauslegte, kam plötzlich ein Reiter aus dem Gebüſch hervor, ſprengte dicht vor unſeren Pferden quer über den Weg, und verlor ſich ſogleich wieder auf der andern Seite im Walde. Ich war ganz verwirrt, denn, ſoviel ich bei dem hellen Mondſchein erkennen konnte, war es daſſelbe buckliche Männlein auf ſeinem Schimmel, das in dem Wirthshauſe mit der Adlernaſe nach mir gehackt hatte. Der Kutſcher ſchüttelte den Kopf und lachte laut auf über die närriſche Reiterei, wandte ſich aber dann raſch zu mir um, ſprach ſehr viel und ſehr eifrig, wovon ich leider nichts verſtand, und fuhr dann nech raſcher fort.

Ich aber war froh, als ich bald darauf von ferne ein Licht ſchimmern ſah. Es fanden ſich nach und nach noch mehrere Lichter, ſie wurden immer größer und heller, und endlich kamen wir an einigen verräucherten Hütten vorüber, die wie Schwalbenneſter auf dem Felſen hingen. Da die Nacht warm war, ſo ſtanden die Thüren offen, und ich konnte darin die hell erleuchteten Stuben und allerlei lumpiges Geſindel ſehen, das wie dunkle Schatten um das Heerdfeuer herumhockte. Wir aber raſſelten durch die ſtille Nacht einen Steinweg hinan, der ſich auf einen hohen Berg hinaufzog. Bald überdeckten hohe Bäume und herabhängende Sträucher den ganzen Hohlweg, bald konnte man auf einmal wieder das ganze Firmament, und in der Tiefe die weite ſtille Runde von Bergen, Wäldern und Thälern überſehen. Auf dem Gipfel des Berges ſtand ein großes altes Schloß mit vielen Thürmen im hellſten Mondenſchein. — „Nun Gott befohlen!“ rief ich aus, und war innerlich ganz munter geworden vor Erwartung, wo ſie mich da am Ende noch hinbringen würden.

Es dauerte wohl noch eine gute halbe Stunde, ehe wir endlich auf dem Berge am Schloßthore ankamen. Das ging in einen breiten runden Thurm hinein, der oben ſchon ganz verfallen war. Der Kutſcher knallte dreimal, daß es weit in dem alten Schloſſe wiederhallte, wo ein Schwarm von Dohlen ganz erſchrocken plötzlich aus allen Lucken und Ritzen herausfuhr und mit großem Geſchrei die Luft durchkreuzte. Darauf rollte der Wagen in den langen, dunklen Thorweg hinein. Die Pferde gaben mit ihren Hufeiſen Feuer auf dem Steinpflaſter, ein großer Hund bellte, der Wagen donnerte zwiſchen den gewölbten Wänden. Die Dohlen ſchrien noch immer dazwiſchen — ſo kamen wir mit einem entſetzlichen Spektakel in den engen gepflaſterten Schloßhof.

Eine kurioſe Station! dachte ich bei mir, als nun der Wagen ſtill ſtand. Da wurde die Wagenthür von draußen aufgemacht, und ein alter langer Mann mit einer kleinen Laterne ſah mich unter ſeinen dicken Augenbraunen grämlich an. Er faßte mich dann unter den Arm und half mir, wie einem großen Herrn, aus dem Wagen heraus. Draußen vor der Hausthür ſtand eine alte, ſehr häßliche Frau im ſchwarzen Kamiſol und Rock, mit einer weißen Schürze und ſchwarzen Haube, von der ihr ein langer Schnipper bis an die Naſe herunter hing. Sie hatte an der einen Hüfte einen großen Bund Schlüſſel hängen und hielt in der andern einen altmodiſchen Armleuchter mit zwei brennenden Wachskerzen. Sobald ſie mich erblickte, fing ſie an tiefe Knixe zu machen und ſprach und frug ſehr viel durcheinander. Ich verſtand aber nichts davon und machte immerfort Kratzfüße vor ihr, und es war mir eigentlich recht unheimlich zu Muthe.

Der alte Mann hatte unterdeß mit ſeiner Laterne den Wagen von allen Seiten beleuchtet und brummte und ſchüttelte den Kopf, als er nirgend einen Koffer oder Bagage fand. Der Kutſcher fuhr darauf, ohne Trinkgeld von mir zu fordern, den Wagen in einen alten Schoppen, der auf der Seite des Hofes ſchon offen ſtand. Die alte Frau aber bat mich ſehr höflich durch allerlei Zeichen, ihr zu folgen. Sie führte mich mit ihren Wachskerzen durch einen langen ſchmalen Gang, und dann eine kleine ſteinerne Treppe herauf. Als wir an der Küche vorbei gingen, ſtreckten ein paar junge Mägde neugierig die Köpfe durch die halbgeöffnete Thür und guckten mich ſo ſtarr an, und winkten und nickten einander heimlich zu, als wenn ſie in ihrem Leben noch kein Mannsbild geſehen hätten. Die Alte machte endlich oben eine Thüre auf, da wurde ich anfangs ordentlich ganz verblüfft. Denn es war ein großes ſchönes herrſchaftliches Zimmer mit goldenen Verzierungen an der Decke, und an den Wänden hingen prächtige Tapeten mit allerlei Figuren und großen Blumen. In der Mitte ſtand ein gedeckter Tiſch mit Braten, Kuchen, Sallat, Obſt, Wein und Confekt, daß einem recht das Herz im Leibe lachte. Zwiſchen den beiden Fenſtern hing ein ungeheurer Spiegel, der vom Boden bis zur Decke reichte.

Ich muß ſagen, das gefiel mir recht wohl. Ich ſtreckte mich ein Paarmal und ging mit langen Schritten vornehm im Zimmer auf und ab. Dann konnt' ich aber doch nicht widerſtehen, mich einmal in einem ſo großen Spiegel zu beſehen. Das iſt wahr, die neuen Kleider vom Herrn Leonhard ſtanden mir recht ſchön, auch hatte ich in Italien ſo ein gewiſſes feuriges Auge bekommen, ſonſt aber war ich grade noch ſo ein Milchbart, wie ich zu Hauſe geweſen war, nur auf der Oberlippe zeigten ſich erſt ein paar Flaumfedern.

Die alte Frau mahlte indeß in einem fort mit ihrem zahnloſen Munde, daß es nicht anders ausſah, als wenn ſie an der langen herunterhängenden Naſenſpitze kaute. Dann nöthigte ſie mich zum Sitzen, ſtreichelte mir mit ihren dürren Fingern das Kinn, nannte mich poverino! wobei ſie mich aus den rothen Augen ſo ſchelmiſch anſah, daß ſich ihr eine Mundwinkel bis an die halbe Wange in die Höhe zog, und ging endlich mit einem tiefen Knix zur Thüre hinaus.

Ich aber ſetzte mich zu dem gedeckten Tiſch, während eine junge hübſche Magd herein trat, um mich bei der Tafel zu bedienen. Ich knüpfte allerlei galanten Diskurs mit ihr an, ſie verſtand mich aber nicht, ſondern ſah mich immer ganz kurios von der Seite an, weil mir's ſo gut ſchmeckte, denn das Eſſen war delikat. Als ich ſatt war und wieder aufſtand, nahm die Magd ein Licht von der Tafel und führte mich in ein anderes Zimmer. Da war ein Sopha, ein kleiner Spiegel und ein prächtiges Bett mit grünſeidenen Vorhängen. Ich frug ſie mit Zeichen, ob ich mich da hineinlegen ſollte? Sie nickte zwar: „Ja,“ aber das war denn doch nicht möglich, denn ſie blieb wie angenagelt bei mir ſtehen. Endlich holte ich mir noch ein großes Glas Wein aus der Tafelſtube herein und rief ihr zu: „felicissima notte!“ denn ſo viel hatt' ich ſchon italieniſch gelernt. Aber wie ich das Glas ſo auf einmal ausſtürzte, bricht ſie plötzlich in ein verhaltnes Kichern aus, wird über und über roth, geht in die Tafelſtube und macht die Thüre hinter ſich zu. „Was iſt da zu lachen?“ dachte ich ganz verwundert, „ich glaube die Leute in Italien ſind alle verrückt.“

Ich hatte nur immer Angſt vor dem Poſtillon, daß der gleich wieder zu blaſen anfangen würde. Ich horchte am Fenſter, aber es war alles ſtille draußen. Laß ihn blaſen! dachte ich, zog mich aus und legte mich in das prächtige Bett. Das war nicht anders, als wenn man in Milch und Honig ſchwämme! Vor den Fenſtern rauſchte die alte Linde im Hofe, zuweilen fuhr noch eine Dohle plötzlich vom Dache auf, bis ich endlich voller Vergnügen einſchlief.

Sechstes Capitel.

Als ich wieder erwachte, ſpielten ſchon die erſten Morgenſtrahlen an den grünen Vorhängen über mir. Ich konnte mich gar nicht beſinnen, wo ich eigentlich wäre. Es kam mir vor, als führe ich noch immer fort im Wagen, und es hätte mir von einem Schloſſe im Mondſchein geträumt und von einer alten Hexe und ihrem blaſſen Töchterlein.

Ich ſprang endlich raſch aus dem Bette, kleidete mich an, und ſah mich dabei nach allen Seiten in dem Zimmer um. Da bemerkte ich eine kleine Tapetenthür, die ich geſtern gar nicht geſehen hatte. Sie war nur angelehnt, ich öffnete ſie, und erblickte ein kleines nettes Stübchen, das in der Morgendämmerung recht heimlich ausſah. Ueber einen Stuhl waren Frauenkleider unordentlich hingeworfen, auf einem Bettchen daneben lag das Mädchen, das mir geſtern Abends bei der Tafel aufgewartet hatte. Sie ſchlief noch ganz ruhig und hatte den Kof auf den weißen bloßen Arm gelegt, über den ihre ſchwarzen Locken herabfielen. Wenn die wußte, daß die Thür offen war! ſagte ich zu mir ſelbſt und ging in mein Schlafzimmer zurück, während ich hinter mir wieder ſchloß und verriegelte, damit das Mädchen nicht erſchrecken und ſich ſchämen ſollte, wenn ſie erwachte.

Draußen ließ ſich noch kein Laut vernehmen. Nur ein früherwachtes Waldvöglein ſaß vor meinem Fenſter auf einem Strauch, der aus der Mauer heraus wuchs, und ſang ſein Morgenlied. „Nein,“ ſagte ich, „Du ſollſt mich nicht beſchämen und allein ſo früh und fleißig Gott loben!“ — Ich nahm ſchnell meine Geige, die ich geſtern auf das Tiſchchen gelegt hatte, und ging hinaus. Im Schloſſe war noch alles todtenſtill, und es dauerte lange, ehe ich mich aus den dunklen Gängen ins Freie heraus fand.

Als ich vor das Schloß heraus trat, kam ich in einen großen Garten, der auf breiten Terraſſen, wovon die eine immer tiefer war als die andere, bis auf den halben Berg herunter ging. Aber das war eine lüderliche Gärtnerei. Die Gänge waren alle mit hohem Graſe bewachſen, die künſtlichen Figuren von Buchsbaum waren nicht beſchnitten und ſtreckten, wie Geſpenſter, lange Naſen oder ellenhohe ſpitzige Mützen in die Luft hinaus, daß man ſich in der Dämmerung ordentlich davor hätte fürchten mögen. Auf einige zerbrochene Statuen über einer vertrockneten Waſſerkunſt war gar Wäſche aufgehängt, hin und wieder hatten ſie mitten im Garten Kohl gebaut, dann kamen wieder ein paar ordinaire Blumen, alles unordentlich durcheinander, und von hohem wilden Unkraut überwachſen, zwiſchen dem ſich bunte Eidechſen ſchlängelten. Zwiſchen den alten hohen Bäumen hindurch aber war überall eine weite, einſame Ausſicht, eine Bergkoppe hinter der andern, ſo weit das Auge reichte.

Nachdem ich ſo ein Weilchen in der Morgendämmerung durch die Wildniß umherſpaziert war, erblickte ich auf der Teraſſe unter mir einen langen ſchmalen blaſſen Jüngling in einem langen braunen Kaputrock, der mit verſchränkten Armen und großen Schritten auf und ab ging. Er that als ſähe er mich nicht, ſetzte ſich bald darauf auf eine ſteinerne Bank hin, zog ein Buch aus Taſche, las ſehr laut, als wenn er predigte, ſah dabei zuweilen zum Himmel, und ſtützte dann den Kopf ganz melancholiſch auf die rechte Hand. Ich ſah ihm lange zu, endlich wurde ich doch neugierig, warum er denn eigentlich ſo abſonderliche Grimaſſen machte, und ging ſchnell auf ihn zu. Er hatte eben einen tiefen Seufzer ausgeſtoßen und ſprang erſchrocken auf, als ich ankam. Er war voller Verlegenheit, ich auch, wir wußten beide nicht, was wir ſprechen ſollten, und machten immerfort Complimente vor einander, bis er endlich mit langen Schritten in das Gebüſch Reißaus nahm. Unterdeß war die Sonne über dem Walde aufgegangen, ich ſprang auf die Bank hinauf und ſtrich vor Luſt meine Geige, daß es weit in die ſtillen Thäler herunter ſchallte. Die Alte mit dem Schlüſſelbunde, die mich ſchon ängſtlich im ganzen Schloſſe zum Frühſtück aufgeſucht hatte, erſchien nun auf der Terraſſe über mir, und verwunderte ſich, daß ich ſo artig auf der Geige ſpielen konnte. Der alte grämliche Mann vom Schloſſe fand ſich dazu und verwunderte ſich ebenfalls, endlich kamen auch noch die Mägde, und Alles blieb oben voller Verwunderung ſtehen, und ich fingerte und ſchwenkte meinen Fidelbogen immer künſtlicher und hurtiger und ſpielte Kadenzen und Variationen, bis ich endlich ganz müde wurde.

Das war nun aber doch ganz ſeltſam auf dem Schloſſe! Kein Menſch dachte da ans Weiterreiſen. Das Schloß war auch gar kein Wirthshaus, ſondern gehörte, wie ich von der Magd erfuhr, einem reichen Grafen. Wenn ich mich dann manchmal bei der Alten erkundigte, wie der Graf heiße, wo er wohne? Da ſchmunzelte ſie immer bloß, wie den erſten Abend, da ich auf das Schloß kam, und kniff und winkte mir ſo pfiffig mit den Augen zu, als wenn ſie nicht recht bei Sinne wäre. Trank ich einmal an einem heißen Tage eine ganze Flaſche Wein aus, ſo kicherten die Mägde gewiß, wenn ſie die andere brachten, und als mich dann gar einmal nach einer Pfeife Taback verlangte, ich ihnen durch Zeichen beſchrieb, was ich wollte, da brachen Alle in ein großes unvernünftiges Gelächter aus. — Am verwunderlichſten war mir eine Nachtmuſik, die ſich oft, und grade immer in den finſterſten Nächten, unter meinem Fenſter hören ließ. Es griff auf einer Guitarre immer nur von Zeit zu Zeit einzelne, ganz leiſe Klänge. Das einemal aber kam es mir vor, als wenn es dabei von unten: „pſt! pſt!“ herauf rief. Ich fuhr daher geſchwind aus dem Bett, und mit dem Kopf aus dem Fenſter. „Holla! heda! wer iſt da draußen?“ rief ich hinunter. Aber es antwortete Niemand, ich hörte nur etwas ſehr ſchnell durch die Geſträuche fortlaufen. Der große Hund im Hofe ſchlug über meinem Lärm ein paarmal an, dann war auf einmal alles wieder ſtill, und die Nachtmuſik ließ ſich ſeitdem nicht wieder vernehmen.

Sonſt hatte ich hier ein Leben, wie ſich's ein Menſch nur immer in der Welt wünſchen kann. Der gute Portier! er wußte wohl was er ſprach, wenn er immer zu ſagen pflegte, daß in Italien einem die Roſinen von ſelbſt in den Mund wüchſen. Ich lebte auf dem einſamen Schloſſe wie ein verwunſchener Prinz. Wo ich hintrat, hatten die Leute eine große Ehrerbietung vor mir, obgleich ſie ſchon alle wußten, daß ich keinen Heller in der Taſche hatte. Ich durfte nur ſagen: „Tiſchchen deck' Dich!“ ſo ſtanden auch ſchon herrliche Speiſen, Reis, Wein, Melonen und Parmeſankäſe da. Ich lies mir's wohlſchmecken, ſchlief in dem prächtigen Himmelbett, ging im Garten ſpazieren, muſizirte und half wohl auch manchmal in der Gärtnerei nach. Oft lag ich auch Stundenlang im Garten im hohen Graſe, und der ſchmale Jüngling (es war ein Schüler und Verwandter der Alten, der eben jetzt hier zur Vakanz war), ging mit ſeinem langen Kaputrock in weiten Kreiſen um mich herum, und murmelte dabei, wie ein Zauberer, aus ſeinem Buche, worüber ich dann auch jedesmal einſchlummerte. — So verging ein Tag nach dem andern, bis ich am Ende anfing, von dem guten Eſſen und Trinken ganz melancholiſch zu werden. Die Glieder gingen mir von dem ewigen Nichtsthun ordentlich aus allen Gelenken, und es war mir, als würde ich vor Faulheit noch ganz auseinander fallen.

In dieſer Zeit ſaß ich an einem ſchwülen Nachmittage im Wipfel eines hohen Baumes, der am Abhange ſtand, und wiegte mich auf den Aeſten langſam über dem ſtillen, tiefen Thale. Die Bienen ſummten zwiſchen den Blättern um mich herum, ſonſt war alles wie ausgeſtorben, kein Menſch war zwiſchen den Bergen zu ſehen, tief unter mir auf den ſtillen Waldwieſen ruhten die Kühe auf dem hohen Graſe. Aber ganz von weiten kam der Klang eines Poſthorns über die waldigen Gipfel herüber, bald kaum vernehmbar, bald wieder heller und deutlicher. Mir fiel dabei auf einmal ein altes Lied recht aufs Herz, das ich noch zu Hauſe auf meines Vaters Mühle von einem wandernden Handwerksburſchen gelernt hatte, und ich ſang:

Wer in die Fremde will wandern,
Der muß mit der Liebſten gehn,
Es jubeln und laſſen die Andern
Den Fremden alleine ſtehn.

Was wiſſet Ihr, dunkele Wipfeln
Von der alten ſchönen Zeit?
Ach, die Heimath hinter den Gipfeln,
Wie liegt ſie von hier ſo weit.

Am liebſten betracht ich die Sterne,
Die ſchienen, wenn ich ging zu ihr,
Die Nachtigall hör' ich ſo gerne,
Sie ſang vor der Liebſten Thür.

Der Morgen, das iſt meine Freude!
Da ſteig ich in ſtiller Stund'
Auf den höchſten Berg in die Weite,
Grüß Dich Deutſchland aus Herzensgrund!

Es war, als wenn mich das Poſthorn bei meinem Liede aus der Ferne begleiten wollte. Es kam, während ich ſang, zwiſchen den Bergen immer näher und näher, bis ich es endlich gar oben auf dem Schloßhofe ſchallen hörte. Ich ſprang raſch vom Baume herunter. Da kam mir auch ſchon die Alte mit einem geöffneten Pakete aus dem Schloſſe entgegen. „Da iſt auch etwas für ſie mitgekommen,“ ſagte ſie, und reichte mir aus dem Paket ein kleines niedliches Briefchen. Es war ohne Aufſchrift, ich brach es ſchnell auf. Aber da wurde ich auch auf einmal im ganzen Geſichte ſo roth, wie eine Päonie, und das Herz ſchlug mir ſo heftig, daß es die Alte merkte, denn das Briefchen war von — meiner ſchönen Fraue, von der ich manches Zettelchen bei dem Herrn Amtmann geſehen hatte. Sie ſchrieb darin ganz kurz: „Es iſt alles wieder gut, alle Hinderniſſe ſind beſeitigt. Ich benutzte heimlich dieſe Gelegenheit, um die erſte zu ſeyn, die Ihnen dieſe freudige Botſchaft ſchreibt. Kommen, eilen Sie zurück. Es iſt ſo öde hier und ich kann kaum mehr leben, ſeit Sie von uns fort ſind. Aurelie.“

Die Augen gingen mir über, als ich das las, vor Entzücken und Schreck und unſäglicher Freude. Ich ſchämte mich vor dem alten Weibe, die mich wieder abſcheulich anſchmunzelte, und flog wie ein Pfeil bis in den allereinſamſten Winkel des Gartens. Dort warf ich mich unter den Haſelnußſträuchern ins Gras hin, und las das Briefchen noch einmal, ſagte die Worte auswendig für mich hin, und las dann wieder und immer wieder, und die Sonnenſtrahlen tanzten zwiſchen den Blättern hindurch über den Buchſtaben, daß ſie ſich wie goldene und hellgrüne und rothe Blüthen vor meinen Augen in einander ſchlangen. Iſt ſie am Ende gar nicht verheirathet geweſen? dachte ich, war der fremde Offizier damals vielleicht ihr Herr Bruder, oder iſt er nun todt, oder bin ich toll, oder — „Das iſt alles einerlei!“ rief ich endlich und ſprang, „nun iſt's ja klar, ſie liebt mich ja, ſie liebt mich!“

Als ich aus dem Geſträuch wieder hervor kroch, neigte ſich die Sonne zum Untergange. Der Himmel war roth, die Vögel ſangen luſtig in allen Wäldern, die Thäler waren voller Schimmer, aber in meinem Herzen war es noch viel tauſendmal ſchöner und fröhlicher!

Ich rief in das Schloß hinein, daß ſie mir heut das Abendeſſen in den Garten herausbringen ſollten. Die alte Frau, der alte grämliche Mann, die Mägde, ſie mußten alle mit heraus und ſich mit mir unter dem Baume an den gedeckten Tiſch ſetzen. Ich zog meine Geige hervor und ſpielte aß und trank dazwiſchen. Da wurden ſie alle luſtig, der alte Mann ſtrich ſeine grämlichen Falten aus dem Geſicht und ſtieß ein Glas nach dem andern aus, die Alte plauderte in einem fort, Gott weiß was; die Mägde fingen an auf dem Raſen mit einander zu tanzen. Zuletzt kam auch noch der blaſſe Student neugierig hervor, warf einige verächtliche Blicke auf das Spektakel, und wollte ganz vornehm wieder weiter gehen. Ich aber nicht zu faul, ſprang geſchwind auf, erwiſchte ihn, eh' er ſich's verſah, bei ſeinem langen Ueberrock, und walzte tüchtig mit ihm herum. Er ſtrengte ſich nun an, recht zierlich und neumodiſch zu tanzen, und füßelte ſo emſig und künſtlich, daß ihm der Schweiß vom Geſicht herunterfloß und die langen Rockſchöße wie ein Rad um uns herum flogen. Dabei ſah er mich aber manchmal ſo kurios mit verdrehten Augen an, daß ich mich ordentlich vor ihm zu fürchten anfing und ihn plötzlich wieder los ließ.

Die Alte hätte nur gar zu gerne erfahren, was in dem Briefe ſtand, und warum ich denn eigentlich heut' auf einmal ſo luſtig war. Aber das war ja viel zu weitläuftig, um es ihr auseinanderſetzen zu können. Ich zeigte blos auf ein paar Kraniche, die eben hoch über uns durch die Luft zogen, und ſagte: „ich müßte nun auch ſo fort und immer fort, weit in die Ferne!“ — Da riß ſie die vertrockneten Augen weit auf, und blickte, wie ein Baſilisk, bald auf mich, bald auf den alten Mann hinüber. Dann bemerkte ich, wie die beiden heimlich die Köpfe zuſammenſteckten, ſo oft ich mich wegwandte, und ſehr eifrig mit einander ſprachen, und mich dabei zuweilen von der Seite anſahen.

Das fiel mir auf. Ich ſann hin und her, was ſie wohl mit mir vorhaben möchten. Darüber wurde ich ſtiller, die Sonne war auch ſchon lange untergegangen, und ſo wünſchte ich Allen gute Nacht und ging nachdenklich in meine Schlafſtube hinauf.

Ich war innerlich ſo fröhlich und unruhig, daß ich noch lange im Zimmer auf- und niederging. Draußen wälzte der Wind ſchwere ſchwarze Wolken über den Schloßthurm weg, man konnte kaum die nächſten Bergkoppen in der dicken Finſterniß erkennen. Da kam es mir vor, als wenn ich im Garten unten Stimmen hörte. Ich löſchte mein Licht aus, und ſtellte mich ans Fenſter. Die Stimmen ſchienen näher zu kommen, ſprachen aber ſehr leiſe mit einander. Auf einmal gab eine kleine Laterne, welche die eine Geſtalt unterm Mantel trug, einen langen Schein. Ich erkannte nun den grämlichen Schloßverwalter und die alte Haushälterin. Das Licht blitzte über das Geſicht der Alten, das mir noch niemals ſo gräßlich vorgekommen war, und über ein langes Meſſer, daß ſie in der Hand hielt. Dabei konnte ich ſehen, daß ſie beide eben nach meinem Fenſter hinaufſahen. Dann ſchlug der Verwalter ſeinen Mantel wieder dichter um, und es war bald Alles wieder finſter und ſtill.

Was wollen die, dachte ich, zu dieſer Stunde noch draußen im Garten? Mich ſchauderte, denn es fielen mir alle Mordgeſchichten ein, die ich in meinem Leben gehört hatte, von Hexen und Räubern, welche Menſchen abſchlachten, um ihre Herzen zu freſſen. Indem ich noch ſo nachdenke, kommen Menſchentritte, erſt die Treppe herauf, dann auf dem langen Gange ganz leiſe, leiſe auf meine Thür zu, dabei war es, als wenn zuweilen Stimmen heimlich mit einander wisperten. Ich ſprang ſchnell an das andere Ende der Stube hinter einen großen Tiſch, den ich, ſobald ſich etwas rührte, vor mir aufheben, und ſo mit aller Gewalt auf die Thüre losrennen wollte. Aber in der Finſterniß warf ich einen Stuhl um, daß es ein entſetzliches Gepolter gab. Da wurde es auf einmal ganz ſtill draußen. Ich lauſchte hinter dem Tiſch und ſah immerfort nach der Thür, als wenn ich ſie mit den Augen durchſtechen wollte, daß mir ordentlich die Augen zum Kopfe heraus ſtanden. Als ich mich ein Weilchen wieder ſo ruhig verhalten hatte, daß man die Fliegen an der Wand hätte gehen hören, vernahm ich, wie Jemand draußen ganz leiſe einen Schlüſſel ins Schlüſſelloch ſteckte. Ich wollte nun eben mit meinem Tiſche losfahren, da drehte es den Schlüſſel langſam dreimal in der Thür um, zog ihn vorſichtig wieder heraus und ſchnurrte dann ſachte über den Gang und die Treppe hinunter.

Ich ſchöpfte nun tief Athem. Oho, dachte ich, da haben ſie Dich eingeſperrt, damit ſie's kommode haben, wenn ich erſt feſt eingeſchlafen bin. Ich unterſuchte geſchwind die Thür. Es war richtig, ſie war feſt verſchloſſen, eben ſo die andere Thür, hinter der die hübſche bleiche Magd ſchlief. Das war noch niemals geſchehen, ſo lange ich auf dem Schloſſe wohnte.

Da ſaß ich nun in der Fremde gefangen! Die ſchöne Frau ſtand nun wohl an ihrem Fenſter und ſah über den ſtillen Garten nach der Landſtraße hinaus, ob ich nicht ſchon am Zollhäuschen mit meiner Geige dahergeſtrichen komme, die Wolken flogen raſch über den Himmel, die Zeit verging — und ich konnte nicht fort von hier! Ach, mir war ſo weh im Herzen, ich wußte gar nicht mehr, was ich thun ſollte. Dabei war mir's auch immer, wenn die Blätter draußen rauſchten, oder eine Ratte am Boden knosperte, als wäre die Alte durch eine verborgene Tapetenthür heimlich hereingetreten und lauere und ſchleiche leiſe mit dem langen Meſſer durch's Zimmer.

Als ich ſo voll Sorgen auf dem Bette ſaß, hörte ich auf einmal ſeit langer Zeit wieder die Nachtmuſik unter meinen Fenſtern. Bei dem erſten Klange der Guitarre war es mir nicht anders, als wenn mir ein Morgenſtrahl plötzlich durch die Seele führe. Ich riß das Fenſter auf und rief leiſe herunter, daß ich wach ſey. „Pſt, pſt!“ antwortete es von unten. Ich beſann mich nun nicht lange, ſteckte das Briefchen und meine Geige zu mir, ſchwang mich aus dem Fenſter, und kletterte an der alten, zerſprungenen Mauer hinab, indem ich mich mit den Händen an den Sträuchern, die aus den Ritzen wuchſen, anhielt. Aber einige morſche Ziegel gaben nach, ich kam ins Rutſchen, es ging immer raſcher und raſcher mit mir, bis ich endlich mit beiden Füßen aufplumpte, daß mir's im Gehirnkaſten kniſterte.

Kaum war ich auf dieſe Art unten im Garten angekommen, ſo umarmte mich Jemand mit ſolcher Vehemenz, daß ich laut aufſchrie. Der gute Freund aber hielt mir ſchnell die Finger auf den Mund, faßte mich bei der Hand und führte mich dann aus dem Geſträuch ins Freie hinaus. Da erkannte ich mit Verwunderung den guten langen Studenten, der die Guitarre an einem breiten, ſeidenen Bande um den Hals hängen hatte. — Ich beſchrieb ihn nun in größter Geſchwindigkeit, daß ich aus dem Garten hinaus wollte. Er ſchien aber das alles zu wiſſen, und führte mich auf allerlei verdeckten Umwegen zu dem untern Thore in der hohen Gartenmauer. Aber da war nun auch das Thor wieder feſt verſchloſſen! Doch der Student hatte auch das ſchon vorbedacht, er zog einen großen Schlüſſel hervor und ſchloß behutſam auf.

Als wir nun in den Wald hinaustraten und ich ihn eben noch um den beſten Weg zur nächſten Stadt fragen wollte, ſtürzte er plötzlich vor mir auf ein Knie nieder, hob die eine Hand hoch in die Höh, und fing an zu fluchen und an zu ſchwören, daß es entſetzlich anzuhören war. Ich wußte gar nicht, was er wollte, ich hörte nur immerfort: Idio und cuore und amore und fuore! Als er aber am Ende gar anfing, auf beiden Knien ſchnell und immer näher auf mich zuzurutſchen, da wurde mir auf einmal ganz grauslich, ich merkte wohl, daß er verrückt war, und rannte, ohne mich umzuſehen, in den dickſten Wald hinein.

Ich hörte nun den Studenten wie raſend hinter mir drein ſchreien. Bald darauf gab noch eine andere grobe Stimme vom Schloſſe her Antwort. Ich dachte mir nun wohl, daß ſie mich aufſuchen würden. Der Weg war mir unbekannt, die Nacht finſter, ich konnte ihnen leicht wieder in die Hände fallen. Ich kletterte daher auf den Wipfel einer hohen Tanne hinauf, um beſſere Gelegenheit abzuwarten.

Von dort konnte ich hören, wie auf dem Schloße eine Stimme nach der andern wach wurde. Einige Windlichter zeigten ſich oben und warfen ihre wilden rothen Scheine über das alte Gemäuer des Schloſſes und weit vom Berge in die ſchwarze Nacht hinein. Ich befahl meine Seele dem lieben Gott, denn das verworrene Getümmel wurde immer lauter und näherte ſich immer mehr und mehr. Endlich ſtürzte der Student mit einer Fackel unter meinem Baume vorüber, daß ihm die Rockſchöße weit im Winde nachflogen. Dann ſchienen ſie ſich alle nach und nach auf eine andere Seite des Berges hinzuwenden, die Stimmen ſchallten immer ferner und ferner, und der Wind rauſchte wieder durch den ſtillen Wald. Da ſtieg ich ſchnell von dem Baume herab, und lief athemlos weiter in das Thal und die Nacht hinaus.

Siebentes Capitel.

Ich war Tag und Nacht eilig fortgegangen, denn es ſaußte mir lange in den Ohren, als kämen die von dem Berge mit ihrem Rufen, mit Fackeln und langen Meſſern noch immer hinter mir drein. Unterwegs erfuhr ich, daß ich nur noch ein paar Meilen von Rom wäre. Da erſchrack ich ordentlich vor Freude. Denn von dem prächtigen Rom hatte ich ſchon zu Hauſe als Kind viele wunderbare Geſchichten gehört, und wenn ich dann an Sonntags-Nachmittagen vor der Mühle im Graſe lag und alles ringsum ſo ſtille war, da dachte ich mir Rom wie die ziehenden Wolken über mir, mit wunderſamen Bergen und Abgründen am blauen Meer, und goldnen Thoren und hohen glänzenden Thürmen, von denen Engel in goldenen Gewändern ſangen. — Die Nacht war ſchon wieder lange hereingebrochen, und der Mond ſchien prächtig, als ich endlich auf einem Hügel aus dem Walde heraustrat, und auf einmal die Stadt aus der Ferne vor mir ſah. — Das Meer leuchtete von weiten, der Himmel blitzte und funkelte unüberſehbar mit unzähligen Sternen, darunter lag die heilige Stadt, von der man nur einen langen Nebelſtreif erkennen konnte, wie ein eingeſchlafener Löwe auf der ſtillen Erde, und Berge ſtanden daneben, wie dunkle Rieſen, die ihn bewachten.

Ich kam nun zuerſt auf eine große, einſame Haide, auf der es ſo grau und ſtill war, wie im Grabe. Nur hin und her ſtand ein altes verfallenes Gemäuer oder ein trockener wunderbar gewundener Strauch; manchmal ſchwirrten Nachtvögel durch die Luft, und mein eigener Schatten ſtrich immerfort lang und dunkel in der Einſamkeit neben mir her. Sie ſagen, daß hier eine uralte Stadt und die Frau Venus begraben liegt, und die alten Heiden zuweilen noch aus ihren Gräbern heraufſteigen und bei ſtiller Nacht über die Haide gehn und die Wanderer verwirren. Aber ich ging immer grade fort und ließ mich nichts anfechten. Denn die Stadt ſtieg immer deutlicher und prächtiger vor mir herauf, und die hohen Burgen und Thore und goldenen Kuppeln glänzten ſo herrlich im hellen Mondſchein, als ſtänden wirklich die Engel in goldenen Gewändern auf den Zinnen und ſängen durch die ſtille Nacht herüber.

So zog ich denn endlich, erſt an kleinen Häuſern vorbei, dann durch ein prächtiges Thor in die berühmte Stadt Rom hinein. Der Mond ſchien zwiſchen den Palläſten, als wäre es heller Tag, aber die Straßen waren ſchon alle leer, nur hin und wieder lag ein lumpiger Kerl, wie ein Todter, in der lauen Nacht auf den Marmorſchwellen und ſchlief. Dabei rauſchten die Brunnen auf den ſtillen Plätzen, und die Gärten an der Straße ſäuſelten dazwiſchen und erfüllten die Luft mit erquickenden Düften.

Wie ich nun eben ſo weiter fort ſchlendere, und vor Vergnügen, Mondſchein und Wohlgeruch gar nicht weiß, wohin ich mich wenden ſoll, läßt ſich tief aus dem einen Garten eine Guitarre hören. Mein Gott, denk' ich, da iſt mir wohl der tolle Student mit dem langen Ueberrock heimlich nachgeſprungen! Darüber fing eine Dame in dem Garten an überaus lieblich zu ſingen. Ich ſtand ganz wie bezaubert, denn es war die Stimme der ſchönen gnädigen Frau, und daſſelbe welſche Liedchen, das ſie gar oft zu Hauſe am offnen Fenſter geſungen hatte.

Da fiel mir auf einmal die ſchöne alte Zeit mit ſolcher Gewalt auf's Herz, daß ich bitterlich hätte weinen mögen, der ſtille Garten vor dem Schloß in früher Morgenſtunde, und wie ich da hinter dem Strauch ſo glückſelig war, ehe mir die dumme Fliege in die Naſe flog. Ich konnte mich nicht länger halten. Ich kletterte auf den vergoldeten Zierrathen über das Gitterthor, und ſchwang mich in den Garten hinunter, woher der Geſang kam. Da bemerkte ich, daß eine ſchlanke weiße Geſtalt von fern hinter einer Pappel ſtand und mir erſt verwundert zuſah, als ich über das Gitterwerk kletterte, dann aber auf einmal ſo ſchnell durch den dunklen Garten nach dem Hauſe zuflog, daß man ſie im Mondſchein kaum füßeln ſehen konnte. „Das war ſie ſelbſt!“ rief ich aus, und das Herz ſchlug mir vor Freude, denn ich erkannte ſie gleich an den kleinen, geſchwinden Füßchen wieder. Es war nur ſchlimm, daß ich mir beim Herunterſpringen vom Gartenthore den rechten Fuß etwas vertreten hatte, ich mußte daher erſt ein paarmal mit dem Beine ſchlenkern, eh' ich zu dem Hauſe nachſpringen konnte. Aber da hatte ſie unterdeß Thür und Fenſter feſt verſchloſſen. Ich klopfte ganz beſcheiden an, horchte und klopfte wieder. Da war es nicht anders, als wenn es drinnen leiſe flüſterte und kicherte, ja einmal kam es mir vor, als wenn zwei helle Augen zwiſchen den Jalouſien im Mondſchein hervorfunkelten. Dann war auf einmal wieder alles ſtill.

„Sie weiß nur nicht, daß ich es bin,“ dachte ich, zog die Geige, die ich allezeit bei mir trage, hervor, ſpazierte damit auf dem Gange vor dem Hauſe auf und nieder, und ſpielte und ſang das Lied von der ſchönen Frau, und ſpielte voll Vergnügen alle meine Lieder durch, die ich damals in den ſchönen Sommernächten im Schloßgarten, oder auf der Bank vor dem Zollhauſe geſpielt hatte, daß es weit bis in die Fenſter des Schloſſes hinüber klang. — Aber es half alles nichts, es rührte und regte ſich Niemand im ganzen Hauſe. Da ſteckte ich endlich meine Geige traurig ein, und legte mich auf die Schwelle vor der Hausthür hin, denn ich war ſehr müde von dem langen Marſch. Die Nacht war warm, die Blumenbeete vor dem Hauſe dufteten lieblich, eine Waſſerkunſt weiter unten im Garten plätſcherte immerfort dazwiſchen. Mir träumte von himmelblauen Blumen, von ſchönen, dunkelgrünen, einſamen Gründen, wo Quellen rauſchten und Bächlein gingen, und bunte Vögel wunderſam ſangen, bis ich endlich feſt einſchlief.

Als ich aufwachte, rieſelte mir die Morgenluft durch alle Glieder. Die Vögel waren ſchon wach und zwitſcherten auf den Bäumen um mich herum, ols ob ſie mich für'n Narren haben wollten. Ich ſprang raſch auf und ſah mich nach allen Seiten um. Die Waſſerkunſt im Garten rauſchte noch immerfort, aber in dem Hauſe war kein Laut zu vernehmen. Ich guckte durch die grünen Jalouſien in das eine Zimmer hinein. Da war ein Sopha, und ein großer runder Tiſch mit grauer Leinwand verhangen, die Stühle ſtanden alle in großer Ordnung und unverrückt an den Wänden herum; von außen aber waren Jalouſien an allen Fenſtern heruntergelaſſen, als wäre das ganze Haus ſchon ſeit vielen Jahren unbewohnt. — Da überfiel mich ein ordentliches Grauſen vor dem einſamen Hauſe und Garten und vor der geſtrigen weißen Geſtalt. Ich lief, ohne mich weiter umzuſehen, durch die ſtillen Lauben und Gänge, und kletterte geſchwind wieder an dem Gartenthor hinauf. Aber da blieb ich wie verzaubert ſitzen, als ich auf einmal von dem hohen Gitterwerk in die prächtige Stadt hinunter ſah. Da blitzte und funkelte die Morgenſonne weit über die Dächer und in die langen ſtillen Straßen hinein, daß ich laut aufjauchzen mußte, und voller Freude auf die Straße hinunter ſprang.

Aber wohin ſollt' ich mich wenden in der großen fremden Stadt? Auch ging mir die confuſe Nacht und das welſche Lied der ſchönen gnädigen Frau von geſtern noch immer im Kopfe hin und her. Ich ſetzte mich endlich auf den ſteinernen Springbrunnen, der mitten auf dem einſamen Platze ſtand, wuſch mir in dem klaren Waſſer die Augen hell und ſang dazu:

Wenn ich ein Vöglein wär',
Ich wüßt' wohl, wovon ich ſänge,
Und auch zwei Flüglein hätt',
Ich wüßt' wohl, wohin ich mich ſchwänge!

„Ey, luſtiger Geſell, du ſingſt ja wie eine Lerche beim erſten Morgenſtrahl!“ ſagte da auf einmal ein junger Mann zu mir, der während meines Liedes an den Brunnen heran getreten war. Mir aber, da ich ſo unverhofft Deutſch ſprechen hörte, war es nicht anders im Herzen, als wenn die Glocke aus meinem Dorfe am ſtillen Sonntagsmorgen plötzlich zu mir herüber klänge. „Gott, willkommen, beſter Herr Landsmann!“ rief ich aus und ſprang voller Vergnügen von dem ſteinernen Brunnen herab. Der junge Mann lächelte und ſah mich von oben bis unten an. „Aber was treibt Ihr denn eigentlich hier in Rom?“ fragte er endlich. Da wußte ich nun nicht gleich, was ich ſagen ſollte, denn daß ich ſo eben der ſchönen gnädigen Frau nachſpränge, mocht' ich ihm nicht ſagen. „Ich treibe,“ erwiederte ich, „mich ſelbſt ein bischen herum, um die Welt zu ſehn.“ — „So ſo!“ verſetzte der junge Mann und lachte laut auf, „da haben wir ja ein Metier. Das thu' ich eben auch, um die Welt zu ſehn, und hinterdrein abzumalen.“ — „Alſo ein Maler!“ rief ich fröhlich aus, denn mir fiel dabei Herr Leonhard und Guido ein. Aber der Herr ließ mich nicht zu Worte kommen. „Ich denke,“

ſagte er, „Du gehſt mit und frühſtückſt bei mir, da will ich Dich ſelbſt abkonterfeyen, daß es eine Freude ſeyn ſoll!“ — Das ließ ich mir gern gefallen, und wanderte nun mit dem Maler durch die leeren Straßen, wo nur hin und wieder erſt einige Fenſterladen aufgemacht wurden und bald ein paar weiße Arme, bald ein verſchlafnes Geſichtchen in die friſche Morgenluft hinausguckte.

Er führte mich lange hin und her durch eine Menge konfuſer enger und dunkler Gaſſen, bis wir endlich in ein altes veräuchertes Haus hineinwuſchten. Dort ſtiegen wir eine finſtre Treppe hinauf, dann wieder eine, als wenn wir in den Himmel hineinſteigen wollten. Wir ſtanden nun unter dem Dache vor einer Thür ſtill, und der Maler fing an in allen Taſchen vorn und hinten mit großer Eilfertigkeit zu ſuchen. Aber er hatte heute früh vergeſſen zuzuſchließen und den Schlüſſel in der Stube gelaſſen. Denn er war, wie er mir unterwegs erzählte, noch vor Tagesanbruch vor die Stadt hinausgegangen, um die Gegend bei Sonnenaufgang zu betrachten. Er ſchüttelte nur mit dem Kopfe und ſtieß die Thüre mit dem Fuße auf.

Das war eine lange, lange große Stube, daß man darin hätte tanzen können, wenn nur nicht auf dem Fußboden alles voll gelegen hätte. Aber da lagen Stiefeln, Papiere, Kleider, umgeworfene Farbentöpfe, alles durch einander; in der Mitte der Stube ſtanden große Gerüſte, wie man zum Birnenabnehmen braucht, ringsum an der Wand waren große Bilder angelehnt. Auf einem langen hölzernen Tiſche war eine Schüſſel, worauf, neben einem Farbenklekſe, Brod und Butter lag. Eine Flaſche Wein ſtand daneben.

„Nun eß’t und trinkt erſt, Landsmann!“ rief mir der Maler zu. — Ich wollte mir auch ſogleich ein Paar Butterſchnitten ſchmieren, aber da war wieder kein Meſſer da. Wir mußten erſt lange in den Papieren auf dem Tiſche herumraſcheln, ehe wir es unter einem großen Pakete endlich fanden. Darauf riß der Maler das Fenſter auf, daß die friſche Morgenluft fröhlich das ganze Zimmer durchdrang. Das war eine herrliche Ausſicht weit über die Stadt weg in die Berge hinein, wo die Morgenſonne luſtig die weißen Landhäuſer und Weingärten beſchien. — „Vivat unſer kühlgrünes Deutſchland da hinter den Bergen!“ rief der Maler aus und trank dazu aus der Weinflaſche, die er mir dann hinreichte. Ich that ihm höflich Beſcheid, und grüßte in meinem Herzen die ſchöne Heimath in der Ferne noch viel tauſendmal.

Der Maler aber hatte unterdeß das hölzerne Gerüſt, worauf ein ſehr großes Papier ausgeſpannt war, näher an das Fenſter herangerückt. Auf dem Papiere war bloß mit großen ſchwarzen Strichen eine alte Hütte gar künſtlich abgezeichnet. Darin ſaß die heilige Jungfrau mit einem überaus ſchönen, freudigen und doch recht wehmüthigen Geſichte. Zu ihren Füßen auf einem Neſtlein von Stroh lag das Jeſuskind, ſehr freundlich, aber mit großen ernſthaften Augen. Draußen auf der Schwelle der offnen Hütte aber knieten zwei Hirten-Knaben mit Stab und Taſche. — „Siehſt Du,“ ſagte der Maler, „dem einen Hirtenknaben da will ich deinen Kopf aufſetzen, ſo kommt dein Geſicht doch auch etwas unter die Leute, und will’s Gott, ſollen ſie ſich daran noch erfreuen, wenn wir beide ſchon lange begraben ſind und ſelbſt ſo ſtill und fröhlich vor der heiligen Mutter ihrem Sohne knien, wie die glücklichen Jungen hier.“ — Darauf ergriff er einen alten Stuhl, von dem ihm aber, da er ihn aufheben wollte, die halbe Lehne in der Hand blieb. Er paßte ihn geſchwind wieder zuſammen, ſchob ihn vor das Gerüſt hin, und ich mußte mich nun darauf ſetzen und mein Geſicht etwas von der Seite, nach dem Maler zu, wenden. — So ſaß ich ein paar Minuten ganz ſtill, ohne mich zu rühren. Aber ich weiß nicht, zuletzt konnt’ ich’s gar nicht recht aushalten, bald juckte mich’s da, bald juckte mich’s dort. Auch hing mir grade gegenüber ein zerbrochner halber Spiegel, da mußte ich immerfort hineinſehen, und machte, wenn er eben malte, aus Langeweile allerlei Geſichter und Grimaſſen. Der Maler, der es bemerkte, lachte endlich laut auf und winkte mir mit der Hand, daß ich wieder aufſtehen ſollte. Mein Geſicht auf dem Hirten war auch ſchon fertig, und ſah ſo klar aus, das ich mir ordentlich ſelber gefiel.

Er zeichnete nun in der friſchen Morgenkühle immer fleißig fort, während er ein Liedchen dazu ſang und zuweilen durch das offne Fenſter in die prächtige Gegend hinausblickte. Ich aber ſchnitt mir unterdeß noch eine Butterſtolle und ging damit vergnügt im Zimmer auf und ab und beſah mir die Bilder, die an der Wand aufgeſtellt waren. Zwei darunter gefielen mir ganz beſonders gut. „Habt Ihr die auch gemalt?“ frug ich den Maler. „Warum nicht gar!“ erwiederte er, „die ſind von den berühmten Meiſtern Leonardo da Vinci und Guido Reni — aber da weißt Du ja doch nichts davon!“ — Mich ärgerte der Schluß der Rede. „O,“ verſetzte ich ganz gelaſſen, „die beiden Meiſter kenne ich wie meine Taſche.“ — Da machte er große Augen. „Wie ſo?“ frug er geſchwind. „Nun,“ ſagte ich, „bin ich nicht mit ihnen Tag und Nacht fortgereiſt, zu Pferde und zu Fuß und zu Wagen, daß mir der Wind am Hute pfiff, und hab’ ſie alle beide in der Schenke verlohren, und bin dann allein in ihrem Wagen mit Extrapoſt immer weiter gefahren, daß der Bombenwagen immerfort auf zwei Rädern über die entſetzlichen Steine flog, und“ — „Oho! Oho!“ unterbrach mich der Maler, und ſah mich ſtarr an, als wenn er mich für verrückt hielte. Dann aber brach er plötzlich in ein lautes Gelächter aus. „Ach,“ rief er, „nun verſteh’ ich erſt, Du biſt mit zwei Malern gereiſt, die Guido und Leonhard hießen?“ — Da ich das bejahte, ſprang er raſch auf und ſah mich nochmals von oben bis unten ganz genau an. „Ich glaube gar,“ ſagte er, „am Ende — ſpielſt Du die Violine?“ — Ich ſchlug auf meine Rocktaſche, daß die Geige darin einen Klang gab. — „Nun wahrhaftig,“ verſetzte der Maler, „da war eine Gräfin aus Deutſchland hier, die hat ſich in allen Winkeln von Rom nach den beiden Malern und nach einem jungen Muſikanten mit der Geige erkundigen laſſen.“ — „Eine junge Gräfin aus Deutſchland?“ rief ich voller Entzücken aus, „iſt der Portier mit?“ — „Ja das weiß ich alles nicht,“ erwiederte der Maler, „ich ſah ſie nur einigemal bei einer Freundin von ihr, die aber auch nicht in der Stadt wohnt. — Kennſt Du die?“ fuhr er fort, indem er in einem Winkel plötzlich eine Leinwanddecke von einem großen Bilde in die Höhe hob. Da war mir’s doch nicht anders, als wenn man in einer finſtern Stube die Laden aufmacht und einem die Morgenſonne auf einmal über die Augen blitzt, es war — die ſchöne gnädige Frau! — ſie ſtand in einem ſchwarzen Sammtkleide im Garten, und hob mit der einen Hand den Schleier vom Geſicht und ſah ſtill und freundlich in eine weite prächtige Gegend hinaus. Je länger ich hinſah, je mehr kam es mir vor, als wäre es der Garten am Schloſſe, und die Blumen und Zweige wiegten ſich leiſe im Winde, und unten in der Tiefe ſähe ich mein Zollhäuschen und die Landſtraße weit durch’s Grüne, und die Donau und die fernen blauen Berge.

„Sie iſt’s, ſie iſt’s!“ rief ich endlich, erwiſchte meinen Hut, und rannte raſch zur Thür hinaus, die vielen Treppen hinunter, und hörte nur noch, daß mir der verwunderte Maler nachſchrie, ich ſollte gegen Abend wieder kommen, da könnten wir vielleicht mehr erfahren!

Achtes Capitel.

Ich lief mit großer Eilfertigkeit durch die Stadt, um mich ſogleich wieder in dem Gartenhauſe zu melden, wo die ſchöne Frau geſtern geſungen hatte. Auf den Straßen war unterdeß alles lebendig geworden, Herren und Damen zogen im Sonnenſchein und neigten ſich und grüßten bunt durcheinander, prächtige Karoſſen raſſelten dazwiſchen, und von allen Thürmen läutete es zur Meſſe, daß die Klänge über dem Gewühle wunderbar in der klaren Luft durcheinander hallten. Ich war wie betrunken von Freude und von dem Rumor, und rannte in meiner Fröhlichkeit immer grade fort, bis ich zuletzt gar nicht mehr wußte, wo ich ſtand. Es war wie verzaubert, als wäre der ſtille Platz mit dem Brunnen, und der Garten, und das Haus bloß ein Traum geweſen, und beim hellen Tageslicht alles wieder von der Erde verſchwunden.

Fragen konnte ich nicht, denn ich wußte den Namen des Platzes nicht. Endlich fing es auch an ſehr ſchwül zu werden, die Sonnenſtrahlen ſchoſſen recht wie ſengende Pfeile auf das Pflaſter, die Leute verkrochen ſich in die Häuſer, die Jalouſien wurden überall wieder zugemacht, und es war auf einmal wie ausgeſtorben auf den Straßen. Ich warf mich zuletzt ganz verzweifelt vor einem ſchönen Hauſe hin, vor dem ein Balkon mit Säulen breiten Schatten warf, und betrachtete bald die ſtille Stadt, die in der plötzlichen Einſamkeit bei heller Mittagſtunde ordentlich ſchauerlich ausſah, bald wieder den tiefblauen, ganz wolkenloſen Himmel, bis ich endlich vor großer Ermüdung gar einſchlummerte. Da träumte mir, ich läge bei meinem Dorfe auf einer einſamen grünen Wieſe, ein warmer Sommerregen ſprühte und glänzte in der Sonne, die ſo eben hinter den Bergen unterging, und wie die Regentropfen auf den Raſen fielen, waren es lauter ſchöne bunte Blumen, ſo daß ich davon ganz überſchüttet war.

Aber wie erſtaunte ich, als ich erwachte, und wirklich eine Menge ſchöner friſcher Blumen auf und neben mir liegen ſah! Ich ſprang auf, konnte aber nichts beſonderes bemerken, als bloß in dem Hauſe über mir ein Fenſter ganz oben voll von duftenden Sträuchen und Blumen, hinter denen ein Papagey unabläſſig plauderte und kreiſchte. Ich laß nun die zerſtreuten Blumen auf, band ſie zuſammen und ſteckte mir den Strauß vorn ins Knopfloch. Dann aber fing ich an, mit dem Papagey ein wenig zu diskuriren, denn es freute mich, wie er in ſeinem vergoldeten Gebauer mit allerlei Grimaſſen herauf und herunter ſtieg und ſich dabei immer ungeſchickt über die große Zehe trat. Doch ehe ich mich's verſah, ſchimpfte er mich „furfante!“ Wenn es gleich eine unvernünftige Beſtie war, ſo ärgerte es mich doch. Ich ſchimpfte ihn wieder, wir geriethen endlich beide in Hitze, je mehr ich auf Deutſch ſchimpfte, je mehr gurgelte er auf italieniſch wieder auf mich los.

Auf einmal hörte ich Jemanden hinter mir lachen. Ich drehte mich raſch um. Es war der Maler von heute früh. „Was ſtellſt Du wieder für tolles Zeug an!“ ſagte er, „ich warte ſchon eine halbe Stunde auf Dich. Die Luft iſt wieder kühler, wir wollen in einen Garten vor der Stadt gehen, da wirſt Du mehrere Landsleute finden und vielleicht etwas näheres von der deutſchen Gräfin erfahren.“

Darüber war ich außerordentlich erfreut, und wir traten unſern Spaziergang ſogleich an, während ich den Papagey noch lange hinter mir drein ſchimpfen hörte.

Nachdem wir draußen vor der Stadt auf ſchmalen ſteinigten Fußſteigen lange zwiſchen Landhäuſern und Weingärten hinaufgeſtiegen waren, kamen wir an einen kleinen hochgelegenen Garten, wo mehrere junge Männer und Mädchen im Grünen um einen runden Tiſch ſaßen. Sobald wir hinein traten, winkten uns alle zu, uns ſtill zu verhalten, und zeigten auf die andere Seite des Gartens hin. Dort ſaßen in einer großen, grünverwachſenen Laube zwei ſchöne Frauen an einem Tiſch einander gegenüber. Die eine ſang, die andere ſpielte Guitarre dazu. Zwiſchen beiden hinter dem Tiſche ſtand ein freundlicher Mann, der mit einem kleinen Stäbchen zuweilen den Takt ſchlug. Dabei funkelte die Abendſonne durch das Weinlaub, bald über die Weinflaſchen und Früchte, womit der Tiſch in der Laube beſetzt war, bald über die vollen, runden, blendendweißen Achſeln der Frau mit der Guitarre. Die andere war wie verzückt und ſang auf italieniſch ganz außerordentlich künſtlich, daß ihr die Flechſen am Halſe aufſchwollen.

Wie ſie nun ſo eben, mit zum Himmel gerichteten Augen, eine lange Kadenz anhielt, und der Mann neben ihr mit aufgehobenem Stäbchen auf den Augenblick paßte, wo ſie wieder in den Takt einfallen würde, und keiner im ganzen Garten zu athmen ſich unterſtand, da flog plötzlich die Gartenthüre weit auf, und ein ganz erhitztes Mädchen und hinter ihr ein junger Menſch mit einem feinen, bleichen Geſicht ſtürzten in großem Gezänke herein. Der erſchrockene Müſikdirektor blieb mit ſeinem aufgehobenen Stabe wie ein verſteinerter Zauberer ſtehen, obgleich die Sängerin ſchon längſt den langen Triller plötzlich abgeſchnappt hatte, und zornig aufgeſtanden war. Alle übrigen ziſchten den Neuangekommenen wüthend an. „Barbar!“ rief ihm einer von dem runden Tiſche zu, „Du rennſt da mitten in das ſinnreiche Tableau von der ſchönen Beſchreibung hinein, welche der ſeelige Hoffmann, Seite 347 des „Frauentaſchenbuchs für 1816,“ von dem ſchönſten himmelſchen Bilde giebt, daß im Herbſt 1814 auf der Berliner Kunſtausſtellung zu ſehen war!“ — Aber das half alles nichts. „Ach was;“ entgegnete der junge Mann, „mit Euren Tableau's! Mein ſelbſt erfundenes Bild für die andern, und mein Mädchen für mich allein! So will ich es halten! O Du Ungetreue, Du Falſche!“ fuhr er dann von neuem gegen das arme Mädchen fort, „Du kritiſche Seele, die in der Malerkunſt nur den Silberblick, und in der Dichtkunſt nur den goldenen Faden ſucht, und keinen Liebſten, ſondern nur lauter Schätze hat! Ich wünſche Dir hinführo, anſtatt eines ehrlichen maleriſchen Pinſels, einen alten Duca mit einer ganzen Münzgrube von Diamanten auf der Naſe, und mit hellen Silberblick auf der kahlen Platte, und mit Goldſchnitt auf den paar noch übrigen Haaren! Ja nur heraus mit dem verruchten Zettel, den Du da vorhin vor mir verſteckt haſt! Was haſt Du wieder angezettelt? Von wem iſt der Wiſch, und an wen iſt er?“

Aber das Mädchen ſträubte ſich ſtandhaft, und je eifriger die Anderen den erboßten jungen Menſchen umgaben und ihn mit großem Lärm zu tröſten und zu beruhigen ſuchten, deſto erhitzter und toller wurde er von dem Rumor, zumal da das Mädchen auch ihr Mäulchen nicht halten konnte, bis ſie endlich weinend aus dem verworrenen Knäuel hervorflog, und ſich auf einmal ganz unverhofft an meine Bruſt ſtürzte, um bei mir Schutz zu ſuchen. Ich ſtellte mich auch ſogleich in die gehörige Poſitur, aber da die Andern in dem Getümmel ſo eben nicht auf uns Acht gaben, kehrte ſie plötzlich das Köpfchen nach mir herauf und flüſterte mir mit ganz ruhigem Geſicht ſehr leiſe und ſchnell ins Ohr: „Du abſcheulicher Einnehmer! um Dich muß ich das alles leiden. Da ſteck' den fatalen Zettel geſchwind zu Dir, Du findeſt darauf bemerkt, wo wir wohnen. Alſo zur beſtimmten Stunde, wenn Du in's Thor kommſt, immer die einſame Straße rechts fort! —“

Ich konnte vor Verwunderung kein Wort hervorbringen, denn wie ich ſie nun erſt recht anſah, erkannte ich ſie auf einmal: es war wahrhaftig die ſchnippiſche Kammerjungfer vom Schloß, die mir damals an dem ſchönen Samſtag's-Abende die Flaſche mit Wein brachte. Sie war mir ſonſt niemals ſo ſchön vorgekommen, als da ſie ſich jetzt ſo erhitzt an mich lehnte, daß die ſchwarzen Locken über meinen Arm herabhingen. — „Aber, verehrteſte Mamſell,“ ſagte ich voller Erſtaunen, „wie kommen Sie“ — „Um Gotteswillen, ſtill nur, jetzt ſtill!“ erwiederte ſie, und ſprang geſchwind von mir fort auf die andere Seite des Gartens, eh' ich mich noch auf alles recht beſinnen konnte.

Unterdeß hatten die Andern ihr erſtes Thema faſt ganz vergeſſen, zankten aber untereinander recht vergnüglich weiter, indem ſie dem jungen Menſchen beweiſen wollten, daß er eigentlich betrunken ſey, was ſich für einen ehrliebenden Maler gar nicht ſchicke. Der runde fixe Mann aus der Laube, der — wie ich nachher erfuhr — ein großer Kenner und Freund von Künſten war, und aus Liebe zu den Wiſſenſchaften gern alles mitmachte, hatte auch ſein Stäbchen weggeworfen, und flankirte mit ſeinem fetten Geſicht, das vor Freundlichkeit ordentlich glänzte, eifrig mitten in dem dickſten Getümmel herum, um alles zu vermitteln und zu beſchwichtigen, während er dazwiſchen immer wieder die lange Kadenz und das ſchöne Tableau bedauerte, das er mit vieler Mühe zuſammengebracht hatte.

Mir aber war es ſo ſternklar im Herzen, wie damals an dem glückſeligen Sonnabend, als ich am offnen Fenſter vor der Weinflaſche bis tief in die Nacht hinein auf der Geige ſpielte. Ich holte, da der Rumor gar kein Ende nehmen wollte, friſch meine Violine wieder hervor und ſpielte, ohne mich lange zu beſinnen, einen welſchen Tanz auf, den ſie dort im Gebirge tanzen, und den ich auf dem alten, einſamen Waldſchloſſe gelernt hatte.

Da reckten ſie alle die Köpfe in die Höh. „Bravo, braviſſimo! ein deliziöſer Einfall!“ rief der luſtige Kenner von den Künſten, und lief ſogleich von einem zum andern, um ein ländliches Divertiſſement, wie er's nannte, einzurichten. Er ſelbſt machte den Anfang, indem er der Dame die Hand reichte, die vorhin in der Laube Guitarre geſpielt hatte. Er begann darauf außerordentlich künſtlich zu tanzen, ſchrieb mit den Fußſpitzen allerlei Buchſtaben in den Raſen, ſchlug ordentliche Triller mit den Füßen, und machte von Zeit zu Zeit ganz paſſable Luftſprünge. Aber er bekam es bald ſatt, denn er war etwas korpulent. Er machte immer kürzere und ungeſchicktere Sprünge, bis er endlich ganz aus dem Kreiſe heraustrat und heftig puſtete und ſich mit ſeinem ſchneeweißen Schnupftuch unaufhörlich den Schweiß abwiſchte. Unterdeß hatte auch der junge Menſch, der nun wieder ganz geſcheut geworden war, aus dem Wirthshauſe Caſtagnetten herbeigeholt, und ehe ich mich's verſah, tanzten alle unter den Bäumen bunt durcheinander. Die untergegangene Sonne warf noch einige rothe Wiederſcheine zwiſchen die dunklen Schatten und über das dunkle Gemäuer und die von Epheu wild überwachſenen halb verſunkenen Säulen hinten im Garten, während man von der andern Seite tief unter den Weinbergen die Stadt Rom in den Abendgluthen liegen ſah. Da tanzten ſie alle lieblich im Grünen in der klaren ſtillen Luft, und mir lachte das Herz recht im Leibe, wie die ſchlanken Mädchen, und die Kammerjungfer mitten unter ihnen, ſich ſo mit aufgehobenen Armen wie heidniſche Waldnymphen zwiſchen dem Laubwerk ſchwangen, und dabei jedesmal in der Luft mit Caſtagnetten luſtig dazu ſchnalzten. Ich konnte mich nicht länger halten, ich ſprang mitten unter ſie hinein und machte, während ich dabei immerfort geigte, recht artige Figuren.

Ich mochte eine ziemliche Weile ſo im Kreiſe herum geſprungen ſeyn, und merkte gar nicht, daß die andern unterdeß anfingen müde zu werden und ſich nach und nach von dem Raſenplatze verloren. Da zupfte mich Jemand von hinten tüchtig an den Rockſchößen. Es war die Kammerjungfer. „Sei kein Narr,“ ſagte ſie leiſe, „Du ſpringſt ja wie ein Ziegenbock! Studiere Deinen Zettel ordentlich, und komm bald nach, die ſchöne junge Gräfin wartet.“ — Und damit ſchlüpfte ſie in der Dämmerung zur Gartenpforte hinaus, und war bald zwiſchen den Weingärten verſchwunden.

Mir klopfte das Herz, ich wäre am liebſten gleich nachgeſprungen. Zum Glück zündete der Kellner, da es ſchon dunkel geworden war, in einer großen Laterne an der Gartenthür Licht an. Ich trat heran und zog geſchwind den Zettel heraus. Da war ziemlich kritzlich mit Bleifeder das Thor und die Straße beſchrieben, wie mir die Kammerjungfer vorhin geſagt hatte. Dann ſtand: „Elf Uhr an der kleinen Thüre.“

Da war noch ein paar lange Stunden hin! — Ich wollte mich demungeachtet ſogleich auf den Weg machen, denn ich hatte keine Raſt und Ruhe mehr; aber da kam der Maler, der mich hierher gebracht hatte, auf mich los. „Haſt Du das Mädchen geſprochen?“ frug er, „ich ſeh' ſie nirgends mehr; das war das Kammermädchen von der deutſchen Gräfin.“ „Still, ſtill!“ erwiederte ich, „die Gräfin iſt noch in Rom.“ Nun deſto beſſer,“ ſagte der Maler, „ſo komm und trink' mit uns auf ihre Geſundheit!“ und damit zog er mich, wie ich mich auch ſträubte, in den Garten zurück.

Da war es unterdeß ganz öde und leer geworden. Die luſtigen Gäſte wanderten, jeder ſein Liebchen am Arm, nach der Stadt zu, und man hörte ſie noch durch den ſtillen Abend zwiſchen den Weingärten plaudern und lachen, immer ferner und ferner, bis ſich endlich die Stimmen tief in dem Thale im Rauſchen der Bäume und des Stromes verloren. Ich war nur noch mit meinem Maler, und dem Herrn Eckbrecht — ſo hieß der andre junge Maler, der ſich vorhin ſo herum gezankt hatte — allein oben zurückgeblieben. Der Mond ſchien prächtig im Garten zwiſchen die hohen dunklen Bäume herein, ein Licht flackerte im Winde auf dem Tiſche vor uns und ſchimmerte über den vielen vergoßnen Wein auf der Tafel. Ich mußte mich mit hinſetzen und mein Maler plauderte mit mir über meine Herkunft, meine Reiſe, und meinen Lebensplan. Herr Eckbrecht aber hatte das junge hübſche Mädchen aus dem Wirthshauſe, nachdem ſie uns Flaſchen auf den Tiſch geſtellt, vor ſich auf den Schoß genommen, legte ihr die Guitarre in den Arm, und lehrte ſie ein Liedchen darauf klimpern. Sie fand ſich auch bald mit den kleinen Händchen zurecht, und ſie ſangen dann zuſammen ein italieniſches Lied, einmal er, dann wieder das Mädchen eine Strophe, was ſich in dem ſchönen ſtillen Abend prächtig ausnahm. — Als das Mädchen dann weggerufen wurde, lehnte ſich Herr Eckbrecht mit der Guitarre auf der Bank zurück, legte ſeine Füße auf einen Stuhl, der vor ihm ſtand, und ſang nun für ſich allein viele herrliche deutſche und italieniſche Lieder, ohne ſich weiter um uns zu bekümmern. Dabei ſchienen die Sterne prächtig am klaren Firmament, die ganze Gegend war wie verſilbert vom Mondſchein, ich dachte an die ſchöne Fraue, an die ferne Heimath, und vergaß daüber ganz meinen Maler neben mir. Zuweilen mußte Herr Eckbrecht ſtimmen, daüber wurde er immer ganz zornig. Er drehte und riß zuletzt an dem Inſtrument, daß plötzlich eine Seite ſprang. Da warf er die Guitarre hin und ſprang auf. Nun wurde er erſt gewahr, daß mein Maler ſich unterdeß über ſeinen Arm auf den Tiſch gelegt hatte und feſt eingeſchlafen war. Er warf ſchnell einen weißen Mantel um, der auf einem Aſte neben dem Tiſche hing, beſann ſich aber plötzlich, ſah erſt meinen Maler, dann mich ein paarmal ſcharf an, ſetzte ſich darauf, ohne ſich lange zu bedenken, grade vor mich auf den Tiſch hin, räusperte ſich, rückte an ſeiner Halsbinde, und ſing dann auf einmal an, eine Rede an mich zu halten. „Geliebter Zuhörer und Landsmann!“ ſagte er, „da die Flaſchen beinah leer ſind, und da die Moral unſtreitig die erſte Bürgerpflicht iſt, wenn die Tugenden auf die Neige gehen, ſo fühle ich mich aus landsmännlicher Sympathie getrieben, Dir einige Moralität zu Gemüthe zu führen. — Man könnte zwar meinen,“ fuhr er fort, „Du ſey'ſt ein bloßer Jüngling, während doch Dein Frack über die beſten Jahre hinaus iſt; man könnte vielleicht annehmen, Du habeſt vorhin wunderliche Sprünge gemacht, wie ein Satyr; ja, einige möchten wohl behaupten, Du ſeyeſt wohl gar ein Landſtreicher, weil Du hier auf dem Lande biſt und die Geige ſtreichſt; aber ich kehre mich an ſolche oberflächliche Urtheile nicht, ich halte mich an Deine feingeſpitzte Naſe, ich halte Dich für ein vazirendes Genie.“ — Mich ärgerten die verfänglichen Redensarten, ich wollte ihm ſo eben recht antworten. Aber er ließ mich nicht zu Worte kommen. „Siehſt Du,“ ſagte er, „wie Du Dich ſchon aufblähſt von dem bischen Lobe. Gehe in Dich, und bedenke dieſes gefährliche Metier! Wir Genie's — denn ich bin auch eins — machen uns aus der Welt eben ſo wenig, als ſie aus uns, wir ſchreiten vielmehr ohne beſondere Umſtände in unſern Siebenmeilenſtiefeln, die wir bald mit auf die Welt bringen, grade auf die Ewigkeit los. O höchſt klägliche, unbequeme, breitgeſpreitzte Poſition, mit dem einen Beine in der Zukunft, wo nichts als Morgenroth und zukünftige Kindergeſichter dazwiſchen, mit dem andern Beine noch mitten in Rom auf der Piazza del Popolo, wo das ganze Säkulum bei der guten Gelegenheit mitwill und ſich an den Stiefel hängt, daß ſie einem das Bein ausreißen möchten! Und alle das Zucken, Weintrinken und Hungerleiden lediglich für die unſterbliche Ewigkeit! Und ſiehe meinen Herrn Collegen dort auf der Bank, der gleichfalls ein Genie iſt; ihm wird die Zeit ſchon zu lang, was wird er erſt in der Ewigkeit anfangen?! Ja, hochgeſchätzter Herr College, Du und ich und die Sonne, wir ſind heute früh zuſammen aufgegangen, und haben den ganzen Tag gebrütet und gemalt, und es war alles ſchön — und nun fährt die ſchläfrige Nacht mit ihrem Pelzärmel über die Welt und hat alle Farben verwiſcht.“ Er ſprach noch immerfort und war dabei mit ſeinen verwirrten Haaren von dem Tanzen und Trinken im Mondſchein ganz leichenblaß anzuſehen.

Mir aber graute ſchon lange vor ihm und ſeinem wilden Gerede, und als er ſich nun förmlich zu dem ſchlafenden Maler herum wandte, benutzte ich die Gelegenheit, ſchlich, ohne daß er es bemerkte, um den Tiſch, aus dem Garten heraus, und ſtieg, allein und fröhlich im Herzen, an dem Rebengeländer in das weite, vom Mondſchein beglänzte Thal hinunter.

Von der Stadt her ſchlugen die Uhren Zehn. Hinter mir hörte ich durch die ſtille Nacht noch einige Guitarren-Klänge und manchmal die Stimmen der beiden Maler, die nun auch nach Hauſe gingen, von ferne herüberſchallen. Ich lief daher ſo ſchnell, als ich nur konnte, damit ſie mich nicht weiter ausfragen ſollten.

Am Thore bog ich ſogleich rechts in die Straße ein, und ging mit klopfendem Herzen eilig zwiſchen den ſtillen Häuſern und Gärten fort. Aber wie erſtaunte ich, als ich da auf einmal auf dem Platze mit dem Springbrunnen heraus kam, den ich heute am Tage gar nicht hatte finden können. Da ſtand das einſame Gartenhaus wieder, im prächtigſten Mondſchein, und auch die ſchöne Fraue ſang im Garten wieder daſſelbe italieniſche Lied, wie geſtern Abend. — Ich rannte voller Entzücken erſt an die kleine Thür, dann an die Hausthür, und endlich mit aller Gewalt an das große Gartenthor, aber es war alles verſchloſſen. Nun fiel mir erſt ein, daß es noch nicht Elf geſchlagen hatte. Ich ärgerte mich über die langſame Zeit, aber über das Gartenthor klettern, wie geſtern, mochte ich wegen der guten Lebensart nicht. Ich ging daher ein Weilchen auf dem einſamen Platze auf und ab, und ſetzte mich endlich wieder auf den ſteinernen Brunnen voll Gedanken und ſtiller Erwartung hin.

Die Sterne funkelten am Himmel, auf dem Platze war alles leer und ſtill, ich hörte voll Vergnügen dem Geſange der ſchönen Frau zu, der zwiſchen dem Rauſchen des Brunnens aus dem Garten herüberklang. Da erblickt ich auf einmal eine weiße Geſtalt, die von der andern Seite des Platzes herkam, und grade auf die kleine Gartenthür zuging. Ich blickte durch den Mondflimmer recht ſcharf hin — es war der wilde Maler in ſeinem weißen Mantel. Er zog ſchnell einen Schlüſſel hervor, ſchloß auf, und ehe ich mich's verſah, war er im Garten drinn.

Nun hatte ich gegen den Maler ſchon von Anfang eine abſonderliche Pike wegen ſeiner unvernünftigen Reden. Jetzt aber gerieth ich ganz außer mir vor Zorn. Das liederliche Genie iſt gewiß wieder betrunken, dachte ich, den Schlüſſel hat er von der Kammerjungfer, und will nun die gnädige Frau beſchleichen, verrathen, überfallen. — Und ſo ſtürzte ich durch das kleine, offengebliebene Pförtchen in den Garten hinein.

Als ich eintrat, war es ganz ſtill und einſam darin. Die Flügelthür vom Gartenhauſe ſtand offen, ein milchweißer Lichtſchein drang daraus hervor, und ſpielte auf dem Graſe und den Blumen vor der Thür. Ich blickte von weitem herein. Da lag in einem prächtigen grünen Gemach, das von einer weißen Lampe nur wenig erhellt war, die ſchöne gnädige Frau, mit der Guitarre im Arm, auf einem ſeidenen Faulbettchen, ohne in ihrer Unſchuld an die Gefahren draußen zu denken.

Ich hatte aber nicht lange Zeit, hinzuſehen, denn ich bemerkte ſo eben, daß die weiße Geſtalt von der andern Seite ganz behutſam hinter den Sträuchern nach dem Gartenhauſe zuſchlich. Dabei ſang die gnädige Frau ſo kläglich aus dem Hauſe, daß es mir recht durch Mark und Bein ging. Ich beſann mich daher nicht lange, brach einen tüchtigen Aſt ab, rannte damit gerade auf den Weißmantel los, und ſchrie aus vollem Halſe „Mordjo!“ daß der ganze Garten erzitterte.

Der Maler, wie er mich ſo unverhofft daherkommen ſah, nahm ſchnell Reißaus, und ſchrie entſetzlich. Ich ſchrie noch beſſer, er lief nach dem Hauſe zu, ich ihm nach — und ich hätt' ihn beinah ſchon erwiſcht, da verwickelte ich mich mit den Füßen in den fatalen Blumenſtöcken, und ſtürzte auf einmal der Länge nach vor der Hausthür hin.

„Alſo Du biſt es Narr!“ hört' ich da über mir ausrufen, „haſt Du mich doch faſt zum Tode erſchreckt!“ — Ich raffte mich geſchwind wieder auf, und wie ich mir den Sand und die Erde aus den Augen wiſche, ſteht die Kammerjungfer vor mir, die ſo eben bei dem letzten Sprunge den weißen Mantel von der Schulter verloren hatte. „Aber,“ ſagte ich ganz verblüfft, „war denn der Maler nicht hier?“ — „Ja freilich,“ entgegnete ſie ſchnippiſch, „ſein Mantel wenigſtens, den er mir, als ich ihn vorhin im Thore begegnete, umgehangen hat, weil mich fror.“ — Ueber dem Geplauder war nun auch die gnädige Frau von ihrem Sopha aufgeſprungen, und kam zu uns an die Thür. Mir klopfte das Herz zum Zerſpringen. Aber wie erſchrack ich, als ich recht hinſah und, anſtatt der ſchönen gnädigen Frau, auf einmal eine ganz fremde Perſon erblickte!

Es war eine etwas große korpulente, mächtige Dame mit einer ſtolzen Adlernaſe und hochgewölbten ſchwarzen Augenbraunen, ſo recht zum Erſchrecken ſchön. Sie ſah mich mit ihren großen funkelnden Augen ſo majeſtätiſch an, daß ich mich vor Ehrfurcht gar nicht zu laſſen wußte. Ich war ganz verwirrt, ich machte in einem fort Komplimente, und wollte ihr zuletzt gar die Hand küſſen. Aber ſie riß ihre Hand ſchnell weg, und ſprach dann auch italieniſch zu der Kammerjungfer, wovon ich nichts verſtand.

Unterdeß aber war von dem vorigen Geſchrei die ganze Nachbarſchaft lebendig geworden. Hunde bellten, Kinder ſchrien, zwiſchen durch hörte man einige Männerſtimmen, die immer näher und näher auf den Garten zukamen. Da blickte mich die Dame noch einmal an, als wenn ſie mich mit feurigen Kugeln durchbohren wollte, wandte ſich dann raſch nach dem Zimmer zurück, während ſie dabei ſtolz und gezwungen auflachte, und ſchmiß mir die Thüre vor der Naſe zu. Die Kammerjungfer aber erwiſchte mich ohne weiteres beim Flügel, und zerrte mich nach der Gartenpforte.

„Da haſt Du wieder einmal recht dummes Zeug gemacht,“ ſagte ſie unterweges voller Bosheit zu mir. Ich wurde auch ſchon giftig. „Nun zum Teufel!“ ſagte ich, „habt Ihr mich denn nicht ſelbſt hierher beſtellt?“ — „Das iſt's ja eben,“ rief die Kammerjungfer, „meine Gräfin meinte es gut mit Dir, wirft Dir erſt Blumen aus dem Fenſter zu, ſingt Arien — und das iſt nun ihr Lohn! Aber mit Dir iſt nun einmal nichts anzufangen, Du trittſt Dein Glück ordentlich mit Füßen.“ — „Aber,“ erwiederte ich, „ich meinte die Gräfin aus Deutſchland, die ſchöne gnädige Frau“ — „Ach“ unterbrach ſie mich, „die iſt ja lange ſchon wieder in Deutſchland, mit ſammt Deiner tollen Amour. Und da lauf Du nur auch wieder hin! Sie ſchmachtet ohnedieß nach Dir, da könnt' Ihr zuſammen die Geige ſpielen und in den Mond gucken, aber daß Du mir nicht wieder unter die Augen kommſt!“

Nun aber entſtand ein entſetzlicher Rumor und Spektakel hinter uns. Aus dem andern Garten kletterten Leute mit Knüppeln haſtig über den Zaun, andere fluchten und durchſuchten ſchon die Gänge, desperate Geſichter mit Schlafmützen guckten im Mondſchein bald da bald dort über die Hecken, es war, als wenn der Teufel auf einmal aus allen Hecken und Sträuchern Geſindel heckte. — Die Kammerjungfer fackelte nicht lange. „Dort, dort läuft der Dieb!“ ſchrie ſie den Leuten zu, indem ſie dabei auf die andere Seite des Gartens zeigte. Dann ſchob ſie mich ſchnell aus dem Garten, und klappte das Pförtchen hinter mir zu.

Da ſtand ich nun unter Gottes freiem Himmel wieder auf dem ſtillen Platze mutterſeelen allein, wie ich geſtern angekommen war. Die Waſſerkunſt, die mir vorhin im Mondſchein ſo luſtig flimmerte, als wenn Englein darin auf und nieder ſtiegen, rauſchte noch fort wie damals, mir aber war unterdeß alle Luſt und Freude in den Brunnen gefallen. — Ich nahm mir nun feſt vor, dem falſchen Italien mit ſeinen verrückten Malern, Pommeranzen und Kammerjungfern auf ewig den Rücken zu kehren, und wanderte noch zur ſelbigen Stunde zum Thore hinaus.

Neuntes Capitel.

Die treuen Berg' ſteh'n auf der Wacht:
„Wer ſtreicht bei ſtiller Morgenzeit
Da aus der Fremde durch die Haid'?“ —
Ich aber mir die Berg' betracht'
Und lach' in mich vor großer Luſt,
Und rufe recht aus friſcher Bruſt
Parol und Feldgeſchrei ſogleich:
Vivat Oeſtreich!

Da kennt mich erſt die ganze Rund,
Nun grüßen Bach und Vöglein zart
Und Wälder rings nach Landesart,
Die Donau blitzt aus tiefem Grund,
Der Stephansthurm auch ganz von fern
Guckt übern Berg und säh mich gern,
Und iſt er's nicht, ſo kommt er doch gleich,
Vivat Oeſtreich!

Ich ſtand auf einem hohen Berge, wo man zum erſtenmal nach Oeſtreich hineinſehen kann, und ſchwenkte voller Freude noch mit dem Hute und ſang die letzte Strophe, da fiel auf einmal hinter mir im Walde eine prächtige Muſick von Blasinſtrumenten mit ein. Ich dreh' mich ſchnell um und erblicke drei junge Geſellen in langen blauen Mänteln, davon bläſt der Eine Oboe, der Andere die Klarinett, und der Dritte, der einen alten Dreiſtutzer auf dem Kopfe hatte, das Waldhorn — die akkompagnirten mich plötzlich, daß der ganze Wald erſchallte. Ich, nicht zu faul, ziehe meine Geige hervor, und ſpiele und ſinge ſogleich friſch mit. Da ſah einer den Andern bedenklich an, der Waldhorniſt ließ dann zuerſt ſeine Bausbacken wieder einfallen und ſetzte ſein Waldhorn ab, bis am Ende Alle ſtille wurden, und mich anſchauten. Ich hielt verwundert ein, und ſah ſie auch an. — „Wir meinten,“ ſagte endlich der Waldhorniſt, „weil der Herr ſo einen langen Frack hat, der Herr wäre ein reiſender Engländer, der hier zu Fuß die ſchöne Natur bewundert; da wollten wir uns ein Viatikum verdienen. Aber, mir ſcheint, der Herr iſt ſelber ein Muſikant.“ — „Eigentlich ein Einnehmer,“ verſetzte ich, „und komme direkt von Rom her, da ich aber ſeit geraumer Zeit nichts mehr eingenommen, ſo habe ich mich unterweges mit der Violine durchgeſchlagen.“ — „Bringt nicht viel heut zu Tage!“ ſagte Waldhorniſt, der unterdeß wieder an den Wald zurückgetreten war, und mit ſeinem Dreiſtutzer ein kleines Feuer anfachte, daß ſie dort angezündet hatten. „Da gehn die blaſenden Inſtrumente ſchon beſſer,“ fuhr er fort; „wenn ſo eine Herrſchaft ganz ruhig zu Mittag ſpeißt, und wir treten unverhofft in das gewölbte Vorhaus und fangen alle drei aus Leibeskräften zu blaſen an — gleich kommt ein Bedienter herausgeſprungen mit Geld oder Eſſen, damit ſie nur den Lärm wieder los werden. Aber will der Herr nicht eine Collation mit einnehmen?“

Das Feuer loderte nun recht luſtig im Walde, der Morgen war friſch, wir ſetzten uns alle rings umher auf den Raſen, und zwei von den Muſikanten nahmen ein Töpfchen, worin Kaffee und auch ſchon Milch war, vom Feuer, holten Brod aus ihren Manteltaſchen hervor, und tunkten und tranken abwechſelnd aus dem Topfe, und es ſchmeckte ihnen ſo gut, daß es ordentlich eine Luſt war anzuſehen. — Der Waldhorniſt aber ſagte: „Ich kann das ſchwarze Geſöff nicht vertragen,“ und reichte mir dabei die eine Hälfte von einer großen übereinander gelegten Butterſchnitte, dann brachte er eine Flaſche Wein zum Vorſchein. „Will der Herr nicht auch einen Schluck?“ — Ich that einen tüchtigen Zug, mußte aber ſchnell wieder abſetzen und das ganze Geſicht verziehn, denn es ſchmeckte wie Dreimännerwein. „Hieſiges Gewächs,“ ſagte der Waldhorniſt, „aber der Herr hat ſich in Italien den deutſchen Geſchmack verdorben.“

Darauf kramte er eifrig in ſeinem Schubſack und zog endlich unter allerlei Plunder eine alte zerfetzte Landkarte hervor, worauf noch der Kaiſer in vollem Ornate zu ſehen war, den Zepter in der rechten, den Reichsapfel in der linken Hand. Er breitete ſie auf dem Boden behutſam auseinander, die Andern rückten näher heran, und ſie berathſchlagten nun zuſammen, was ſie für eine Marſchroute nehmen ſollten.

„Die Vakanz geht bald zu Ende,“ ſagte der Eine, „wir müſſen uns gleich von Linz abwenden, ſo kommen wir noch bei guter Zeit nach Prag.“ — „Nun wahrhaftig!“ rief der Waldhorniſt, „wem willſt Du da was vorpfeifen? Nichts als Wälder und Kohlenbauern, kein geläuterter Kunſtgeſchmack, keine vernünftige freie Station!“ — „O Narrenspoſſen!“ erwiederte der Andere, „die Bauern ſind mir grade die Liebſten, die wiſſen am Beſten wo einen der Schuh drückt, und nehmens nicht ſo genau, wenn man manchmal eine falſche Note bläſt.“ — „Das macht, Du haſt kein point d'honneur,“ verſetzte der Waldhorniſt, „odi profanum vulgus et arceo, ſagt der Lateiner.“ — Nun, Kirchen aber muß es auf der Tour doch geben,“ meinte der Dritte, „ſo kehren wir bei den Herrn Pfarrern ein.“ — „Gehorſamſter Diener! ſagte der Waldhorniſt, „die geben kleines Geld und große Sermone, daß wir nicht ſo unnütz in der Welt herumſchweifen, ſondern uns beſſer auf die Wiſſenſchaften appliciren ſollen, beſonders wenn ſie in mir den künftigen Herrn Konfrater wittern. Nein, nein, Clericus clericum non decimat. Aber was giebt es denn da überhaupt für große Noth? die Herren Profeſſoren ſitzen auch noch im Karlsbade, und halten ſelbſt den Tag nicht ſo genau ein.“ — „Ja, distinguendum est inter et inter,“ erwiederte der Andere, „quod licet Jovi, non licet bovi!“

Ich aber merkte nun, daß es Prager Studenten waren, und bekam einen ordentlichen Reſpekt vor ihnen, beſonders da ihnen das Latein nur ſo wie Waſſer vom Munde floß. — „Iſt der Herr auch ein Studirter?“ fragte mich darauf der Waldhorniſt. Ich erwiederte beſcheiden, daß ich immer beſondere Luſt zum ſtudiren, aber kein Geld gehabt hätte. — „Das thut gar nichts,“ rief der Waldhorniſt, „wir haben auch weder Geld, noch reiche Freundſchaft. Aber ein geſcheuter Kopf muß ſich zu helfen wiſſen. Aurora musis amica, das heißt zu deutſch: mit vielem frühſtücken ſollſt Du Dir nicht die Zeit verderben. Aber wenn dann die Mittagsglocken von Thurm zu Thurm und von Berg zu Berg über die Stadt gehen, und nun die Schüler auf einmal mit großem Geſchrei aus dem alten finſtern Kollegium heraus brechen und im Sonnenſcheine durch die Gaſſen ſchwärmen — da begeben wir uns bei den Kapuzinern zum Pater Küchenmeiſter und finden unſern gedeckten Tiſch, und iſt er auch nicht gedeckt, ſo ſteht doch für jeden ein voller Topf darauf, da fragen wir nicht viel darnach und eſſen, und perfektioniren uns dabei noch im Lateiniſchſprechen. Sieht der Herr, ſo ſtudiren wir von einem Tage zum andern fort. Und wenn dann endlich die Vakanz kommt, und die Andern fahren und reiten zu ihren Aeltern fort, da wandern wir mit unſern Inſtrumenten unter'm Mantel durch die Gaſſen zum Thore hinaus, und die ganze Welt ſteht uns offen.“

Ich weiß nicht — wie er ſo erzählte — ging es mir recht durch's Herz, daß ſo gelehrte Leute ſo ganz verlaſſen ſeyn ſollten auf der Welt. Ich dachte dabei an mich, wie es mir eigentlich ſelber nicht anders ginge, und die Thränen traten mir in die Augen. — Der Waldhorniſt ſah mich groß an. „Das thut gar nichts,“ fuhr er wieder weiter fort, „ich möchte gar nicht ſo reiſen: Pferde und Kaffee und friſchüberzogene Betten, und Nachtmützen und Stiefelknecht vorausbeſtellt. Das iſt juſt das Schönſte, wenn wir ſo frühmorgens heraustreten, und die Zugvögel hoch über uns fortziehn, daß wir gar nicht wiſſen, welcher Schornſtein heut für uns raucht, und gar nicht vorausſehen, was uns bis zum Abend noch für ein beſonderes Glück begegnen kann.“ — „Ja,“ ſagte der Andere, „und wo wir hinkommen und unſere Inſtrumente herausziehen, wird alles fröhlich, und wenn wir dann zur Mittagsſtunde auf dem Lande in ein Herrſchaftshaus treten, und im Hausflur blaſen, da tanzen die Mägde mit einander vor der Hausthür, und die Herrſchaft läßt die Saalthür etwas aufmachen, damit ſie die Muſik drin beſſer hören, und durch die Lücke kommt das Tellergeklapper und der Bratenduft in den freudenreichen Schall heraus gezogen, und die Fräuleins an der Tafel verdrehen ſich faſt die Hälſe, um die Muſikanten draußen zu ſehn.“ — „Wahrhaftig,“ rief der Waldhorniſt mit leuchtenden Augen aus, „laßt die Andern nur ihre Kompendien repetiren, wir ſtudiren unterdeß in dem großen Bilderbuche, daß der liebe Gott uns draußen aufgeſchlagen hat! Ja glaub' nur der Herr, aus uns werden grade die rechten Kerls, die den Bauern dann was zu erzählen wiſſen und mit der Fauſt auf die Kanzel ſchlagen, daß den Knollfinken unten vor Erbauung und Zerknirſchung das Herz im Leibe berſten möchte.“

Wie ſie ſo ſprachen, wurde mir ſo luſtig in meinem Sinn, daß ich gleich auch hätte mit ſtudiren mögen. Ich konnte mich gar nicht ſatt hören, denn ich unterhalte mich gern mit ſtudirten Leuten, wo man etwas profitiren kann. Aber es konnte gar nicht zu einem recht vernünftigen Diskurſe kommen. Denn dem einen Studenten war vorhin angſt geworden, weil die Vakanz ſo bald zu Ende gehen ſollte. Er hatte daher hurtig ſein Klarinett zuſammengeſetzt, ein Notenblatt vor ſich auf das aufgeſtemmte Knie hingelegt, und exerzirte ſich eine ſchwierige Paſſage aus einer Meſſe ein, die er mitblaſen ſollte, wenn ſie nach Prag zurückkamen. Da ſaß er nun und fingerte und pfiff dazwiſchen machmal ſo falſch, daß es einem durch Mark und Bein ging und man oft ſein eigenes Wort nicht verſtehen konnte.

Auf einmal ſchrie der Waldhorniſt mit ſeiner Baßſtimme. „Topp, da hab' ich es,“ er ſchlug dabei fröhlich auf die Landkarte neben ihm. Der Andere ließ auf einen Augenblick von ſeinem fleißigen Blaſen ab, und ſah ihn verwundert an. „Hört,“ ſagte der Waldhorniſt, „nicht weit von Wien iſt ein Schloß, auf dem Schloſſe iſt ein Portier, und der Portier iſt mein Vetter! Theuerſte Kondiszipels, da müſſen wir hin, machen dem Herrn Vetter unſer Kompliment, und er wird dann ſchon dafür ſorgen, wie er uns wieder weiter fortbringt!“ — Als ich das hörte, fuhr ich geſchwind auf. „Bläſt er nicht auf dem Fagott?“ rief ich, „und iſt von langer grader Leibesbeſchaffenheit, und hat eine große vornehme Naſe?“ — Der Waldhorniſt nickte mit dem Kopfe. Ich aber embraſſirte ihn vor Freuden, daß ihm der Dreiſtutzer vom Kopfe fiel, und wir beſchloſſen nun ſogleich, alle miteinander im Poſtſchiffe auf der Donau nach dem Schloß der ſchönen Gräfin hinunter zu fahren.

Als wir an das Ufer kamen, war ſchon alles zur Abfahrt bereit. Der dicke Gaſtwirth, bei dem das Schiff über Nacht angelegt hatte, ſtand breit und behaglich in ſeiner Hausthür, die er ganz ausfüllte, und ließ zum Abſchied allerlei Witze und Redensarten erſchallen, während in jedem Fenſter ein Mädchenkopf herausfuhr und den Schiffern noch freundlich zunickte, die ſo eben die letzten Pakete nach dem Schiffe ſchafften. Ein ältlicher Herr mit einem grauen Ueberrock und ſchwarzen Halstuch, der auch mitfahren wollte, ſtand am Ufer, und ſprach ſehr eifrig mit einem jungen ſchlanken Bürſchchen, das mit langen ledernen Beinkleidern und knapper, ſcharlachrother Jacke vor ihm auf einem prächtigen Engländer ſaß. Es ſchien mir zu meiner großen Verwunderung, als wenn ſie beide zuweilen nach mir hinblickten und von mir ſprächen. — Zuletzt lachte der alte Herr, das ſchlanke Bürſchchen ſchnallzte mit der Reitgerte, und ſprengte, mit den Lerchen über ihm um die Wette, durch die Morgenluft in die blitzende Landſchaft hinein.

Unterdeß hatten die Studenten und ich unſere Kaſſe zuſammengeſchoſſen. Der Schiffer lachte und ſchüttelte den Kopf, als ihm der Waldhorniſt damit unſer Fährgeld in lauter Kupferſtücken aufzählte, die wir mit großer Noth aus allen unſern Taſchen zuſammen gebracht hatten. Ich aber jauchzte laut auf, als ich auf einmal wieder die Donau ſo recht vor mir ſah; wir ſprangen geſchwind auf das Schiff hinauf, der Schiffer gab das Zeichen, und ſo flogen wir nun im ſchönſten Morgenglanze zwiſchen den Bergen nnd Wieſen hinunter.

Da ſchlugen die Vögel im Walde, und von beiden Seiten klangen die Morgenglocken von fern aus den Dörfern, hoch in der Luft hörte man machmal die Lerchen dazwiſchen. Von dem Schiffe aber jubilirte und ſchmetterte ein Kanarienvogel mit darein, daß es eine rechte Luſt war.

Der gehörte einem hübſchen jungen Mädchen, die auch mit auf dem Schiffe war. Sie hatte den Käfig dicht neben ſich ſtehen, von der andern Seite hielt ſie ein feines Bündel Wäſche unterm Arm, ſo ſaß ſie ganz ſtill für ſich und ſah recht zufrieden bald auf ihre neuen Reiſeſchuhe, die unter dem Röckchen hervorkamen, bald wieder in das Waſſer vor ſich hinunter, und die Morgenſonne glänzte ihr dabei auf der weißen Stirn, über der ſie die Haare ſehr ſauber geſcheitelt hatte. Ich merkte wohl, daß die Studenten gern einen höflichen Diskurs mit ihr angeſponnen hätten, denn ſie gingen immer an ihr vorüber, und der Waldhorniſt räuſperte ſich dabei und rückte bald an ſeiner Halsbinde, bald an dem Dreiſtutzer. Aber ſie hatten keine rechte Kourage, und das Mädchen ſchlug auch jedesmal die Augen nieder, ſobald ſie ihr näher kamen.

Beſonders aber genirten ſie ſich vor dem ältlichen Herrn, mit dem grauen Ueberrock, der nun auf der andern Seite des Schiffes ſaß, und den ſie gleich für einen Geiſtlichen hielten. Er hatte ein Brevier vor ſich, in welchem er las, dazwiſchen aber oft in die ſchöne Gegend von dem Buche aufſah, deſſen Goldſchnitt und die vielen dareingelegten bunten Heiligenbilder prächtig im Morgenſchein blitzten. Dabei bemerkte er auch ſehr gut, was auf dem Schiffe vorging, und erkannte bald die Vögel an ihren Federn; denn es dauerte nicht lange, ſo redete er einen Studenten lateiniſch an, worauf alle drei heran traten, die Hüte vor ihm abnahmen, und ihm wieder lateiniſch antworteten.

Ich aber hatte mich unterdeß ganz vorn auf die Spitze des Schiffes geſetzt, ließ vergnügt meine Beine über dem Waſſer herunter baumeln, und blickte, während das Schiff ſo fort flog und die Wellen unter mir rauſchten und ſchäumten, immerfort in die blaue Ferne, wie da ein Thurm und ein Schloß nach dem andern aus dem Ufergrün hervorkam, wuchs und wuchs, und endlich hinter uns wieder verſchwand. Wenn ich nur heute Flügel hätte! dachte ich, und zog endlich vor Ungeduld meine liebe Violine hervor, und ſpielte alle meine älteſten Stücke durch, die ich noch zu Hauſe und auf dem Schloß der ſchönen Frau gelernt hatte.

Auf einmal klopfte mir Jemand von hinten auf die Achſel. Es war der geiſtliche Herr, der unterdeß ſein Buch weggelegt, und mir ſchon ein Weilchen zugehört hatte. „Ey,“ ſagte er lachend zu mir, „ey, Herr Ludi magister, Eſſen und Trinken vergißt er.“ Er hieß mich darauf meine Geige einſtecken, um einen Inbiß mit ihm einzunehmen, und führte mich zu einer kleinen luſtigen Laube, die von den Schiffern aus jungen Birken und Tannenbäumchen in der Mitte des Schiffes aufgerichtet worden war. Dort hatte er einen Tiſch hinſtellen laſſen, und ich, die Studenten, und ſelbſt das junge Mädchen mußten uns auf die Fäßer und Pakete ringsherum ſetzen.

Der geiſtliche Herr packte nun einen großen Braten und Butterſchnitten aus, die ſorgfältig in Papier gewickelt waren, zog auch aus einem Futteral mehrere Weinflaſchen und einen ſilbernen, innerlich vergoldeten Becher hervor, ſchenkte ein, koſtete erſt, roch daran und prüfte wieder und reichte dann einem Jeden von uns. Die Studenten ſaßen ganz kerzengrade auf ihren Fäſſern, und aßen und tranken nur ſehr wenig vor großer Devotion. Auch das Mädchen tauchte bloß das Schnäbelchen in den Becher, und blickte dabei ſchüchtern bald auf mich, bald auf die Studenten, aber je öfter ſie uns anſah, je dreiſter wurde ſie nach und nach.

Sie erzählte endlich dem geiſtlichen Herrn, daß ſie nun zum erſtenmale von Hauſe in Condition komme, und ſo eben auf das Schloß ihrer neuen Herrſchaft reiſe. Ich wurde über und über roth, denn ſie nannte dabei das Schloß der ſchönen gnädigen Frau. — Alſo das ſoll meine zukünftige Kammerjungfer ſeyn! dachte ich und ſah ſie groß an, und mir ſchwindelte faſt dabei. — „Auf dem Schloſſe wird es bald eine große Hochzeit geben,“ ſagte darauf der geiſtliche Herr. „Ja,“ erwiederte das Mädchen, die gern von der Geſchichte mehr gewußt hätte; „man ſagt, es wäre ſchon eine alte, heimliche Liebſchaft geweſen, die Gräfin hätte es aber niemals zugeben wollen.“ Der Geiſtliche antwortete nur mit: „Hm, hm,!“ während er ſeinen Jagdbecher vollſchenkte, und mit bedenklichen Mienen daraus nippte. Ich aber hatte mich mit beiden Armen weit über den Tiſch vorgelegt, um die Unterredung recht genau anzuhören. Der geiſtliche Herr bemerkte es. „Ich kann's Euch wohl ſagen,“ hub er wieder an, „die beiden Gräfinnen haben mich auf Kundſchaft ausgeſchickt, ob der Bräutigam ſchon vielleicht hier in der Gegend ſey. Eine Dame aus Rom hat geſchrieben, daß er ſchon lange von dort fort ſey.“ — Wie er von der Dame aus Rom anfing, wurd' ich wieder roth. „Kennen denn Ew. Hochwürden den Bräutigam?“ fragte ich ganz verwirrt. — „Nein,“ erwiederte der alte Herr, „aber ſoll ein luftiger Vogel ſein.“ — „O ja,“ ſagte ich haſtig, „ein Vogel, der aus jeden Käfig ausreißt, ſobald er nur kann, und luſtig ſingt, wenn er wieder in der Freiheit iſt.“ — „Und ſich in der Fremde herumtreibt,“ fuhr der Herr gelaſſen fort, „in der Nacht paßatim geht, und am Tage vor den Hausthüren ſchläft.“ — Mich verdroß das ſehr. „Ehrwürdiger Herr,“ rief ich ganz hitzig aus, „da hat man Euch falſch berichtet. Der Bräutigam iſt ein moraliſcher, ſchlanker, hoffnungsvoller Jüngling, der in Italien in einem alten Schloſſe auf großem Fuß gelebt hat, der mit lauter Gräfinnen, berühmten Malern und Kammerjungfern umgegangen iſt, der ſein Geld ſehr wohl zu Rathe zu halten weiß, wenn er nur welches hätte, der“ — „Nun, nun, ich wußte nicht, daß Ihr ihn ſo gut kennt,“ unterbrach mich hier der Geiſtliche, und lachte dabei ſo herzlich, daß er ganz blau im Geſichte wurde, und ihm die Thränen aus den Augen rollten. — „Ich hab' doch aber gehört,“ ließ ſich nun das Mädchen wieder vernehmen, „der Bräutigam wäre ein großer, überaus reicher Herr.“ — „Ach Gott, ja doch, ja! Confuſion, nichts als Confuſion!“ rief der Geiſtliche und konnte ſich noch immer vor Lachen nicht zu Gute geben, bis er ſich endlich ganz verhuſtete. Als er ſich wieder ein wenig erholt hatte, hob er den Becher in die Höh und rief: „das Brautpaar ſoll leben!“ — Ich wußte gar nicht, was ich von dem Geiſtlichen und ſeinem Gerede denken ſollte, ich ſchämte mich aber, wegen der römiſchen Geſchichten, ihm hier vor allen Leuten zu ſagen, daß ich ſelber der verlorene glückſeelige Bräutigam ſey.

Der Becher ging wieder fleißig in die Runde, der geiſtliche Herr ſprach dabei freundlich mit Allen, ſo daß ihm bald ein Jeder gut wurde, und am Ende alles fröhlich durcheinander ſprach. Auch die Studenten wurden immer redſeliger und erzählten von ihren Fahrten im Gebirge, bis ſie endlich gar ihre Inſtrumente holten und luſtig zu blaſen anfingen. Die kühle Waſſerluft ſtrich dabei durch die Zweige der Laube, die Abendſonne vergoldete ſchon die Wälder und Thäler, die ſchnell an uns vorüberflogen, während die Ufer von den Waldhornsklängen wiederhallten. — Und als dann der Geiſtliche von der Muſik immer vergnügter wurde und luſtige Geſchichten aus ſeiner Jugend erzählte: wie auch er zur Vakanz über Berge und Thäler gezogen, und oft hungrig und durſtig, aber immer fröhlich geweſen, und wie eigentlich das ganze Studentenleben eine große Vakanz ſey zwiſchen der engen düſtern Schule und der ernſten Amtsarbeit — da tranken die Studenten noch einmal herum, und ſtimmten dann friſch ein Lied an, daß es weit in die Berge hineinſchallte:

Nach Süden nun ſich lenken
Die Vöglein allzumal,
Viel' Wandrer luſtig ſchwenken
Die Hüt' im Morgenſtrahl.
Das ſind die Herrn Studenten,
Zum Thor hinaus es geht,
Auf ihren Inſtrumenten
Sie blaſen zum Valet:
Ade in die Läng' und Breite
O Prag, wir ziehn in die Weite:
Et habeat bonam pacem,
Qui sedet post fornacem!

Nachts wir durch's Städtlein ſchweifen,
Die Fenſter ſchimmern weit,
Am Fenſter dreh'n und ſchleifen
Viel ſchön geputzte Leut.
Wir blaſen vor den Thüren
Und haben Durſt genug,
Das kommt vom Muſiciren,
Herr Wirth, einen friſchen Trunk!
Und ſiehe über ein Kleines
Mit einer Kanne Weines
Venit ex sua domo —
Beatus ille homo!

Nun weht ſchon durch die Wälder
Der kalte Boreas,
Wir ſtreichen durch die Felder,
Von Schnee und Regen naß,
Der Mantel fliegt im Winde,
Zerriſſen ſind die Schuh,
Da blaſen wir geſchinde
Und ſingen noch dazu:
Beatus ille homo
Qui sedet in sua domo
Et sedet post fornacem
Et habet bonam pacem!

Ich, die Schiffer und das Mädchen, obgleich wir alle kein Latein verſtanden, ſtimmten jedesmal jauchzend in den letzten Vers mit ein, ich aber jauchzte am allervergnügteſten, denn ich ſah ſo eben von fern mein Zollhäuschen und bald darauf auch das Schloß in der Abendſonne über die Bäume hervorkommen.

Zehntes Capitel.

Das Schiff ſtieß an das Ufer, wir ſprangen ſchnell ans Land und vertheilten uns nach allen Seiten im Grünen, wie Vögel, wenn das Gebauer plötzlich aufgemacht wird. Der geiſtliche Herr nahm eiligen Abſchied und ging mit großen Schritten nach dem Schloſſe zu. Die Studenten dagegen wanderten eifrig nach einem abgelegenen Gebüſch, wo ſie noch geſchwind ihre Mäntel ausklopften, ſich in dem vorüberfließenden Bache waſchen, und einer den andern raſiren wollten. Die neue Kammerjungfer endlich ging mit ihrem Kanarienvogel und ihrem Bündel unterm Arm nach dem Wirthshauſe unter dem Schloßberge, um bei der Frau Wirthin, die ich ihr als eine gute Perſon rekommandirt hatte, ein beſſeres Kleid anzulegen, ehe ſie ſich oben im Schloſſe vorſtellte. Mir aber leuchtete der ſchöne Abend recht durchs Herz, und als ſie ſich nun alle verlaufen hatten, bedachte ich mich nicht lange und rannte ſogleich nach dem herrſchaftlichen Garten hin.

Mein Zollhaus, an dem ich vorbei mußte, ſtand noch auf der alten Stelle, die hohen Bäume aus dem herrſchaftlichen Garten rauſchten noch immer darüber hin, ein Goldammer, der damals auf dem Kaſtanienbaume vor dem Fenſter jedesmal bei Sonnenuntergang ſein Abendlied geſungen hatte, ſang auch wieder, als wäre ſeitdem gar nichts in der Welt vorgegangen. Das Fenſter im Zollhauſe ſtand offen, ich lief voller Freuden hin und ſteckte den Kopf in die Stube hinein. Es war Niemand darin, aber die Wanduhr pickte noch immer ruhig fort, der Schreibtiſch ſtand am Fenſter, und die lange Pfeife in einem Winkel, wie damals. Ich konnte nicht widerſtehen, ich ſprang durch das Fenſter hinein, und ſetzte mich an den Schreibtiſch vor das große Rechenbuch hin. Da fiel der Sonnenſchein durch den Kaſtanienbaum vor dem Fenſter wieder grüngolden auf die Ziffern in dem aufgeſchlagenen Buche, die Bienen ſummten wieder an dem offnen Fenſter hin und her, der Goldammer draußen auf dem Baume ſang fröhlich immerzu. — Auf einmal aber ging die Thüre aus der Stube auf, und ein alter, langer Einnehmer in meinem punktirten Schlafrock trat herein! Er blieb in der Thüre ſtehen, wie er mich ſo unverſehens erblickte, nahm ſchnell die Brille von der Naſe, und ſah mich grimmig an. Ich aber erſchrack nicht wenig darüber, ſprang, ohne ein Wort zu ſagen auf, und lief aus der Hausthür durch den kleinen Garten fort, wo ich mich noch bald mit den Füßen in dem fatalen Kartoffelkraut verwickelt hätte, das der alte Einnehmer nunmehr, wie ich ſah, nach des Portiers Rath ſtatt meiner Blumen angeflanzt hatte. Ich hörte noch, wie er vor die Thür herausfuhr und hinter mir drein ſchimpfte, aber ich ſaß ſchon oben auf der hohen Gartenmauer, und ſchaute mit klopfendem Herzen in den Schloßgarten hinein.

Da war ein Duften und Schimmern und Jubiliren von allen Vöglein; die Plätze und Gänge waren leer, aber die vergoldeten Wipfel neigten ſich im Abendwinde vor mir, als wollten ſie mich bewillkommnen, und ſeitwärts aus dem tiefen Grunde blitzte zuweilen die Donau zwiſchen den Bäumen nach mir herauf. –

Auf einmal hörte ich in einiger Entfernung im Garten ſingen:

Schweigt der Menſchen laute Luſt:
Rauſcht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es ſchweifen leiſe Schauer
Wetterleuchtend durch die Bruſt.

Die Stimme und das Lied klang mir ſo wunderlich, und doch wieder ſo altbekannt, als hätte ich's irgend einmal im Traume gehört. Ich dachte lange, lange nach. — „Das iſt der Herr Guido!“ rief ich endlich voller Freude, und ſchwang mich ſchnell in den Garten hinunter — es war daſſelbe Lied, das er an jenem Sommerabend auf dem Balkon des italieniſchen Wirthshauſes ſang, wo ich ihn zum letztenmal geſehn hatte.

Er ſang noch immer fort, ich aber ſprang über Beete und Hecken dem Liede nach. Als ich nun zwiſchen den letzten Roſenſträuchern hervor trat, blieb ich plötzlich wie verzaubert ſtehen. Denn auf dem grünen Platze am Schwanenteich, recht vom Abendroth beſchienen, ſaß die ſchöne gnädige Frau, in einem prächtigen Kleide und einem Kranz von weißen und rothen Roſen in dem ſchwarzen Haar, mit niedergeſchlagenen Augen auf einer Steinbank und ſpielte während des Liedes mit ihrer Reitgerte vor ſich auf dem Raſen, grade ſo wie damals auf dem Kahne, da ich ihr das Lied von der ſchönen Frau vorſingen mußte. Ihr gegenüber ſaß eine andere junge Dame, die hatte den weißen runden Nacken voll brauner Locken gegen mich gewendet, und ſang zur Guitarre, während die Schwäne auf dem ſtillen Weiher langſam im Kreiſe herumſchwammen. — Da hob die ſchöne Frau auf einmal die Augen, und ſchrie laut auf, da ſie mich erblickte. Die andere Dame wandte ſich raſch nach mir herum, daß ihr die Locken ins Geſicht flogen, und da ſie mich recht anſah, brach ſie in ein unmäßiges Lachen aus, ſprang dann von der Bank und klatſchte dreimal mit den Händchen. In demſelben Augenblick kam eine große Menge kleiner Mädchen in blüthenweißen kurzen Kleidchen mit grünen und rothen Schleifen zwiſchen den Roſenſträuchern hervorgeſchlüpft, ſo daß ich gar nicht begreifen konnte, wo ſie alle geſteckt hatten. Sie hielten eine lange Blumenguirlande in den Händen, ſchloſſen ſchnell einen Kreis um mich, tanzten um mich herum und ſangen dabei:

Wir bringen Dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide,
Wir führen Dich zu Luſt und Tanz,
Zu neuer Hochzeitsfreude.
Schöner, grüner Jungfernkranz,
Veilchenblaue Seide.

Das war aus dem Freiſchützen. Von den kleinen Sängerinnen erkannte ich nun auch einige wieder, es waren Mädchen aus dem Dorfe. Ich kneipte ſie in die Wangen und wäre gern aus dem Kreiſe entwiſcht, aber die kleinen ſchnippiſchen Dinger ließen mich nicht heraus. — Ich wußte gar nicht, was die Geſchichte eigentlich bedeuten ſollte, und ſtand ganz verblüfft da.

Da trat plötzlich ein junger Mann in feiner Jägerkleidung aus dem Gebüſch hervor. Ich traute meinen Augen kaum — es war der fröhliche Herr Leonhard! — Die kleinen Mädchen öffneten nun den Kreis und ſtanden auf einmal wie verzaubert, alle unbeweglich auf einem Beinchen, während ſie das andere in die Luft ſtreckten, und dabei die Blumenguirlanden mit beiden Armen hoch über den Köpfen in die Höh' hielten. Der Herr Leonhard aber faßte die ſchöne gnädige Frau, die noch immer ganz ſtill ſtand und nur manchmal auf mich herüber blickte, bei der Hand, führte ſie bis zu mir und ſagte:

„Die Liebe — darüber ſind nun alle Gelehrten einig — iſt eine der kuragiöſeſten Eigenſchaften des menſchlichen Herzens, die Baſtionen von Rang und Stand ſchmettert ſie mit einem Feuerblicke darnieder, die Welt iſt ihr zu eng und die Ewigkeit zu kurz. Ja, ſie iſt eigentlich ein Poetenmantel, den jeder Phantaſt einmal in der kalten Welt umnimmt, um nach Arkadien auszuwandern. Und je entfernter zwei getrennte Verliebte von einander wandern, in deſto anſtändigern Bogen bläſt der Reiſewind den ſchillernden Mantel hinter ihnen auf, deſto kühner und überraſchender entwickelt ſich der Faltenwurf, deſto länger und länger wächſt der Talar den Liebenden hinten nach, ſo daß ein Neutraler nicht über Land gehen kann, ohne unverſehens auf ein Paar ſolche Schleppen zu treten. O theuerſter Herr Einnehmer und Bräutigam! obgleich Ihr in dieſem Mantel bis an den Geſtaden der Tiber dahinrauſchtet, das kleine Händchen Eurer gegenwärtigen Braut hielt Euch dennoch am äußerſten Ende der Schleppe feſt, und wie Ihr zucktet und geigtet und rumortet, Ihr mußtet zurück in den ſtillen Bann ihrer ſchönen Augen. — Und nun dann, da es ſo gekommen iſt, Ihr zwei lieben, lieben närriſchen Leute! ſchlagt den ſeeligen Mantel um Euch, daß die ganze andere Welt rings um Euch untergeht — liebt Euch wie die Kaninchen und ſeyd glücklich!“

Der Herr Leonhard war mit ſeinem Sermon kaum erſt fertig, ſo kam auch die andere junge Dame, die vorhin das Liedchen geſungen hatte, auf mich los, ſetzte mir ſchnell einen friſchen Mirthenkranz auf den Kopf, und ſang dazu ſehr neckiſch, während ſie mir den Kranz in den Haaren feſtrückte und ihr Geſichtchen dabei dicht vor mir war:

Darum bin ich Dir gewogen,
Darum wird Dein Haupt geſchmückt,
Weil der Strich von Deinem Bogen
Oefters hat mein Herz entzückt.

Dann trat ſie wieder ein paar Schritte zurück. — „Kennſt Du die Räuber noch, die Dich damals in der Nacht vom Baume ſchüttelten?“ ſagte ſie, indem ſie einen Knix mir machte und mich ſo anmuthig und fröhlich anſah, daß mir ordentlich das Herz im Leibe lachte. Darauf ging ſie, ohne meine Antwort abzuwarten, rings um mich herum. „Wahrhaftig noch ganz der Alte, ohne allen welſchen Beiſchmack! aber nein, ſieh doch nur einmal die dicken Taſchen an!“ rief ſie plötzlich zu der ſchönen gnädigen Frau, „Violine, Wäſche, Barbirmeſſer, Reiſekoffer, alles durcheinander!“ Sie drehte mich dabei nach allen Seiten, und konnte ſich vor Lachen gar nicht zu Gute geben. Die ſchöne gnädige Frau war unterdeß noch immer ſtill, und mochte gar nicht die Augen aufſchlagen vor Schaam und Verwirrung. Oft kam es mir vor, als zürnte ſie heimlich über das viele Gerede und Spaßen. Endlich ſtürzten ihr plötzlich Thränen aus den Augen, und ſie verbarg ihr Geſicht an der Bruſt der andern Dame. Dieſe ſah ſie erſt erſtaunt an, und drückte ſie dann herzlich an ſich.

Ich aber ſtand ganz verdutzt da. Denn je genauer ich die fremde Dame betrachtete, deſto deutlicher erkannte ich ſie, es war wahrhaftig niemand anders, als — der junge Herr Maler Guido!

Ich wußte gar nicht was ich ſagen ſollte, und wollte ſo eben näher nachfragen, als Herr Leonhard zu ihr trat und heimlich mit ihr ſprach. „„Weiß er denn noch nicht?“ hörte ich ihn fragen. Sie ſchüttelte mit dem Kopfe. Er beſann ſich darauf einen Augenblick. „Nein, nein,“ ſagte er endlich, „er muß ſchnell alles erfahren, ſonſt entſteht nur neues Geplauder und Gewirre.“

„Herr Einnehmer,“ wandte er ſich nun zu mir, „wir haben jetzt nicht viel Zeit, aber thu mir den Gefallen und wundere Dich hier in aller Geſchwindigkeit aus, damit Du nicht hinterher durch Fragen, Erſtaunen und Kopfſchütteln unter den Leuten alte Geſchichten aufrührſt, und neue Erdichtungen und Vermuthungen ausſchüttelſt.“ — Er zog mich bei dieſen Worten tiefer in das Gebüſch hinein, während das Fräulein mit der, von der ſchönen gnädigen Frau weggelegten Reitgerte in der Luft focht und alle ihre Locken tief in das Geſichtchen ſchüttelte, durch die ich aber doch ſehen konnte, daß ſie bis an die Stirn roth wurde. — „Nun denn,“ ſagte Herr Leonhard, „Fräulein Flora, die hier ſo eben thun will, als hörte und wüßte ſie von der ganzen Geſchichte nichts, hatte in aller Geſchwindigkeit ihr Herzchen mit Jemandem vertauſcht. Darüber kommt ein Andrer und bringt ihr mit Prologen, Trompeten und Pauken wiederum ſein Herz dar und will ihr Herz dagegen. Ihr Herz iſt aber ſchon bei Jemand, und Jemands Herz bei ihr, und der Jemand will ſein Herz nicht wieder haben, und ihr Herz nicht wieder zurück geben. Alle Welt ſchreit — aber Du haſt wohl noch keinen Roman geleſen?“ — Ich verneinte es. — „Nun, ſo haſt Du doch einen mitgeſpielt. Kurz: das war eine ſolche Konfuſion mit den Herzen, daß der Jemand — das heißt ich — mich zuletzt ſelbſt ins Mittel legen mußte. Ich ſchwang mich bei lauer Sommernacht auf mein Roß, hob das Fräulein als Maler Guido auf das andere und ſo ging es fort nach Süden, um ſie in einem meiner einſamen Schlöſſer in Italien zu verbergen, bis das Geſchrei wegen der Herzen vorüber wäre. Unterweges aber kam man uns auf die Spur, und von dem Balkon des welſchen Wirthshauſes, vor dem Du ſo vortrefflich Wache ſchliefſt, erblickte Flora plötzlich unſere Verfolger.“ — „Alſo der bucklichte Signor?“ — „War ein Spion. Wir zogen uns daher heimlich in die Wälder, und ließen Dich auf dem vorbeſtellten Poſtkurſe allein fortfahren. Das täuſchte unſere Verfolger, und zum Ueberfluß auch noch meine Leute auf dem Bergſchloſſe, welche die verkleidete Flora ſtündlich erwarteten, und mit mehr Dienſteifer als Scharfſinn Dich für das Fräulein hielten. Selbſt hier auf dem Schloſſe glaubte man, daß Flora auf dem Felſen wohne, man erkundigte ſich, man ſchrieb an ſie — haſt Du nicht ein Briefchen erhalten?“ — Bei dieſen Worten fuhr ich blitzſchnell mit dem Zettel aus der Taſche. — „Alſo dieſer Brief?“ — „Iſt an mich,“ ſagte Fräulin Flora, die bisher auf unſre Rede gar nicht Acht zu geben ſchien, riß mir den Zettel raſch aus der Hand, überlas ihn und ſteckte ihn dann in den Buſen. — „Und nun,“ ſagte Herr Leonhard, „müſſen wir ſchnell in das Schloß, da wartet ſchon Alles auf uns. Alſo zum Schluß, wie ſich's von ſelbſt verſteht und einem wohlerzognen Romane gebührt: Entdeckung, Reue, Verſöhnung, wir ſind alle wieder luſtig beiſammen, und übermorgen iſt Hochzeit!“

Da er noch ſo ſprach, erhob ſich plötzlich in dem Gebüſch ein raſender Spektakel von Pauken und Trommeten, Hörnern und Poſaunen; Böller wurden dazwiſchen gelöſt und Vivat gerufen, die kleinen Mädchen tanzten von neuem, und aus allen Sträuchern kam ein Kopf über dem andern hervor, als wenn ſie aus der Erde wüchſen. Ich ſprang in dem Geſchwirre und Geſchleife Ellenhoch von einer Seite zur andern, da es aber ſchon dunkel wurde, erkannte ich erſt nach und nach alle die alten Geſichter wieder. Der alte Gärtner ſchlug die Pauken, die Prager Studenten in ihren Mänteln muſicirten mitten darunter, neben ihnen fingerte der Portier wie toll auf ſeinem Fagot. Wie ich den ſo unverhofft erblickte, lief ich ſogleich auf ihn zu, und embraſſirte ihn heftig. Darüber kam er ganz aus dem Concept. „Nun wahrhaftig und wenn der bis ans Ende der Welt reiſt, er iſt und bleibt ein Narr!“ rief er den Studenten zu, und blies ganz wüthend weiter.

Unterdeß war die ſchöne gnädige Frau vor dem Rumor heimlich entſprungen, und flog wie ein aufgeſcheuchtes Reh über den Raſen tiefer in den Garten hinein. Ich ſah es noch zur rechten Zeit und lief ihr eiligſt nach. Die Muſikanten merkten in ihrem Eifer nichts davon, ſie meinten nachher: wir wären ſchon nach dem Schloſſe aufgebrochen, und die ganze Bande ſetzte ſich nun mit Muſik und großem Getümmel gleichfalls dorthin auf den Marſch.

Wir aber waren faſt zu gleicher Zeit in einem Sommerhauſe angekommen, daß am Abhange des Gartens ſtand, mit dem offnen Fenſter nach dem weiten tiefen Thale zu. Die Sonne war ſchon lange untergegangen hinter den Bergen, es ſchimmerte nur noch wie ein röthlicher Duft über dem warmen, verſchallenden Abend, aus dem die Donau immer vernehmlicher herauf rauſchte, je es ſtiller ringsum wurde. Ich ſah unverwandt die ſchöne Gräfin an, die ganz erhitzt vom Laufen dicht vor mir ſtand, ſo daß ich ordentlich hören konnte, wie ihr das Herz ſchlug. Ich wußte nun aber gar nicht, was ich ſprechen ſollte vor Reſpekt, da ich auf einmal ſo allein mit ihr war. Endlich faßte ich ein Herz, nahm ihr kleines weißes Händchen — da zog ſie mich ſchnell an ſich und fiel mir um den Hals, und ich umſchlang ſie feſt mit beiden Armen.

Sie machte ſich aber geſchwind wieder los und legte ſich ganz verwirrt in das Fenſter, um ihre glühenden Wangen in der Abendluft abzukühlen. — „Ach,“ rief ich, „mir iſt mein Herz recht zum Zerſpringen, aber ich kann mir noch alles recht denken, es iſt mir alles noch wie ein Traum!“ — „Mir auch,“ ſagte die ſchöne gnädige Frau. „Als ich vergangenen Sommer,“ ſetzte ſie nach einer Weile hinzu, „mit der Gräfin aus Rom kam, und wir das Fräulein Flora glücklich gefunden hatten, und mit zurückbrachten, von Dir aber dort und hier nichts hörten — da dacht' ich nicht, daß alles noch ſo kommen würde! Erſt heut zu Mittag ſprengte der Jokey, der gute flinke Burſch, athemlos auf den Hof und brachte die Nachricht, daß Du mit dem Poſtſchiffe kämſt.“ — Dann lachte ſie ſtill in ſich hinein. „Weißt Du noch,“ ſagte ſie, „wie Du mich damals auf dem Balkon zum letzenmal ſahſt? das war grade wie heute, auch ſo ein ſtiller Abend, und Muſik im Garten.“ — „Wer iſt denn eigentlich geſtorben?“ frug ich haſtig. — „Wer denn?“ ſagte die ſchöne Frau und ſah mich erſtaunt an. — „Der Herr Gemahl von Ew. Gnaden,“ erwiederte ich, „der damals mit auf dem Balkon ſtand.“ — Sie wurde ganz roth. „Was haſt Du auch für Seltſamkeiten im Kopf!“ rief ſie aus, „das war ja der Sohn von der Gräfin, der eben von Reiſen zurückkam, und es traf grade auch mein Geburtstag, da führte er mich mit auf den Balkon hinaus, damit ich auch ein Vivat bekäme. — Aber deshalb biſt Du wohl damals von hier fortgelaufen?“ — „Ach Gott, freilich!“ rief ich aus, und ſchlug mich mit der Hand vor die Stirn. Sie aber ſchüttelte mit dem Köpfchen und lachte recht herzlich.

Mir war ſo wohl, wie ſie ſo fröhlich und vertraulich neben mir plauderte, ich hätte bis zum Morgen zuhören mögen. Ich war ſo recht ſeelenvergnügt, und langte eine Hand voll Knackmandeln aus der Taſche, die ich noch aus Italien mitgebracht hatte. Sie nahm auch davon, und wir knackten nun und ſahen zufrieden in die ſtille Gegend hinaus. — „Siehſt Du,“ ſagte ſie nach einem Weilchen wieder, „daß weiße Schlößchen, das da drüben im Mondſchein glänzt, das hat uns der Graf geſchenkt, ſammt dem Garten und den Weinbergen, da werden wir wohnen. Er wußt es ſchon lange, daß wir einander gut ſind, und iſt Dir ſehr gewogen, denn hätt' er Dich nicht mitgehabt, als er das Fräulein aus der Penſions-Anſtalt entführte, ſo wären ſie beide erwiſcht worden, ehe ſie ſich vorher noch mit der Gräfin verſöhnten, und alles wäre anders gekommen.“ — „Mein Gott, ſchönſte, gnädigſte Gräfin,“ rief ich aus, „ich weiß gar nicht mehr, wo mir der Kopf ſteht vor lauter unverhofften Neuigkeiten; alſo der Herr Leonhard?“ — „Ja, ja,“ fiel ſie mir in die Rede, „ſo nannte er ſich in Italien; dem gehören die Herrſchaften da drüben, und er heirathet nun unſere Gräfin Tochter, die ſchöne Flora. — Aber was nennſt Du mich denn Gräfin?“ — Ich ſah ſie groß an. — „Ich bin ja gar keine Gräfin,“ fuhr ſie fort, „unſere gnädige Gräfin hat mich nur zu ſich auf's Schloß genommen, da mich mein Onkel, der Portier, als kleines Kind und arme Weiſe mit hierher brachte.“

Nun wars mir doch nicht anders, als wenn mir ein Stein vom Herzen fiele! „Gott ſegne den Portier,“ verſetzte ich ganz entzückt, „daß er unſer Onkel iſt! ich habe immer große Stücke auf ihn gehalten.“ — „Er meint es auch gut mit Dir,“ erwiederte ſie, „wenn Du Dich nur etwas vornehmer hielteſt, ſagt er immer. Du mußt Dich jetzt auch eleganter kleiden“ — „O,“ rief ich voller Freuden, „engliſchen Frack, Strohhut und Pumphoſen und Sporen! und gleich nach der Trauung reiſen wir fort nach Italien, nach Rom, da gehn die ſchönen Waſſerkünſte, und nehmen die Prager Studenten mit und den Portier!“ — Sie lächelte ſtill und ſah mich recht vergnügt und freundlich an, und von fern ſchallte immerfort die Muſik herüber, und Leuchtkugeln flogen vom Schloß durch die ſtille Nacht über die Gärten, und die Donau rauſchte dazwiſchen herauf — und es war alles, alles gut!

Gedichte *)

von

Joſeph Freiherrn von Eichendorff.

Winterlied.

Mir träumt', ich ruhte wieder
Vor meines Vaters Haus
Und ſchaute fröhlich nieder
In's alte Thal hinaus,
Die Luft mit lindem Spielen
Ging durch das Frühlingslaub,
Und Blüten-Flocken fielen
Mir über Bruſt und Haupt.

Als ich erwacht, da ſchimmert
Der Mond vom Waldesrand,
Im falben Scheine flimmert
Um mich ein fremdes Land,
Und wie ich ringsher ſehe:
Die Flocken waren Eis,
Die Gegend war vom Schnee,
Mein Haar vom Alter weiß.

Das Ständchen.

Auf die Dächer zwiſchen blaſſen
Wolken ſcheint der Mond herfür,
Ein Student dort auf der Gaſſen
Singt vor ſeiner Liebſten Thür.

---

*) Aus: Deutſcher Muſenalmanach für das Jahr 1838. Leipzig.

Und die Brunnen rauſchen wieder
Durch die ſtille Einſamkeit
Und der Wald vom Berge nieder,
Wie in alter ſchöner Zeit.

So in meinen jungen Tagen
Hab' ich manche Sommernacht
Auch die Laute hier geſchlagen
Und manch luſt'ges Lied erdacht.

Aber von der ſtillen Schwelle
Trugen ſie mein Lieb' zur Ruh —
Und du, fröhlicher Geſelle,
Singe, ſing' nur immer zu!

Frühlingsklänge.

Vom Münſter Trauer-Glocken klingen,
Vom Thal ein Jauchzen ſchallt herauf.
Zur Ruh ſie dort dem Todten ſingen,
Die Lerchen jubeln: wache auf!
Mit Erde ſie ihn ſtill bedecken,
Das Grün aus allen Gräbern bricht,
Die Ströme hell durch's Land ſich ſtrecken,
Der Wald ernſt wie in Träumen ſpricht,
Und bei den Klängen, Jauchzen, Trauern,
So weit in's Land man ſchauen mag,
Es iſt ein tiefes Frühlingsſchauern
Als wie ein Auferſtehungstag.

Kriegslied.

Nicht mehr in Waldesſchauern
An jäher Klüfte Rand,
Wo dunkle Tannen trauern,
Siehſt du die Brut mehr lauern
Auf wüſter Felſenwand.

Die Greiffen nicht mehr fliegen
Lindwürm' auf heißem Sand
Nicht mehr mit Löwen kriegen,
Auf ihren Bäuchen liegen
Die Drachen im platten Land.

Doch wo das Leben ſchimmelt,
Soweit man reiſen kann,
Von Würmern es noch wimmelt,
Und was auf Erden himmelt,
Sie hauchen's giftig an.

Noch halten ſie in Schlingen
Die wunderſchöne Braut,
Bei Nacht hört man ihr Singen
Die ſtille Luft durchdringen
Mit tiefem Klagelaut.

Das iſt die Brut der Natter,
Die immer neu entſtand:
Philiſter und ihre Gevatter,
Die machen groß Geſchnatter
Im deutſchen Vaterland.

Sankt Georg, du blanker Streiter,
Leg' deine Lanze ein,
Und wo ein wackrer Reiter,
Dem noch das Herz wird weiter,
Der ſteche friſch mit drein!

Guter Rath.

Springer, der in luſt'gem Schreiten
Ueber die gemeine Welt,
Kokettiret mit den Leuten,
Sicherlich vom Seile fällt.

Schiffer, der nach jedem Winde,
Blaſ' er witzig oder dumm,
Seine Segel ſtellt geſchwinde,
Kommt im Waſſer ſchmählich um.

Weiſen Sterne doch die Richtung,
Hörſt du Nachts doch fernen Klang,
Dorthin liegt das Land der Dichtung,
Fahre zu und frag' nicht lang.

Der alte Held.

Tafellied zu Goethe's Geburtstag 1831.

„Ich habe gewagt und geſungen,
Da die Welt noch ſtumm lag und bleich,
Ich habe den Bann-bezwungen,
Der die ſchöne Braut hielt umſchlungen,
Ich habe erobert das Reich.“

„Ich habe geforſcht und ergründet
Und that es euch treulich kund:
Was das Leben dunkel verkündet,
Die heilige Schrift, die entzündet
Der Herr in der Seelen Grund.“

„Wie rauſchen nun Wälder und Quellen
Und ſingen vom ewigen Port:
Schon ſeh' ich Morgenroth ſchwellen,
Und ihr dort, ihr jungen Geſellen,
Fahrt immer immerfort!“

Und ſo, wenn es ſtill geworden,
Schaut er vom Thurm bei Nacht
Und ſegnet den Sänger-Orden,
Der an den blühenden Borden
Das ſchöne Reich bewacht.

Dort hat er nach Luſt und Streiten
Das Panner aufgeſtellt,
Und die auf dem Strome der Zeiten
Am Felſen vorübergleiten,
Sie grüßen den alten Held.

Heimkehr.

Der Wintermorgen glänzt ſo klar,
Ein Wandrer kommt von ferne,
Ihn ſchüttelt Froſt, es ſtarrt ſein Haar,
Ihm log die ſchöne Ferne,
Nun endlich will er raſten hier,
Er klopft an ſeines Vaters Thür.

Doch todt ſind, die ſonſt aufgethan,
Verwandelt Hof und Habe,
Und fremde Leute ſehn ihn an
Als käm' er aus dem Grabe;
Ihn ſchauert tief im Herzensgrund,
Ins Feld eilt er zur ſelben Stund.

Da ſang kein Vöglein weit und breit
Er lehnt' an einem Baume,
Der ſchöne Garten lag verſchneit,
Es war ihm wie im Traume,
Und wie die Morgenglocke klingt,
Im ſtillen Feld er niederſinkt.

Und als er aufſteht vom Gebet,
Nicht weiß wohin ſich wenden,
Ein ſchöner Jüngling bei ihm ſteht,
Faßt mild ihn bei den Händen:
„Komm' mit, ſollſt ruhn nach kurzem Gang.“ —
Er folgt, ihn rührt der Stimme Klang.

Nun durch die Bergeseinſamkeit
Sie wie zum Himmel ſteigen,
Kein Glockenklang mehr reicht ſo weit,
Sie ſehn im öden Schweigen
Die Länder hinter ſich verblühn,
Schon Sterne durch die Wipfel blühn.

Der Führer jetzt die Fackel ſacht
Erhebt und ſchweigend ſchreitet,
Bei ihrem Schein die ſtille Nacht
Gleichwie ein Dom ſich weitet,
Wo unſichtbare Hände baun —
Den Wandrer faßt ein heimlich Graun.

Er ſprach: was bringt der Wind herauf
So fremden Laut getragen,
Als hört' ich ferner Ströme Lauf,
Dazwiſchen Glocken ſchlagen?
„Das iſt des Nachtgeſanges Wehn,
Sie loben Gott in ſtillen Höh'n.“

Der Wandrer drauf: ich kann nicht mehr —
Iſt's Morgen, der ſo blendet?
Was leuchten dort für Länder her?
Sein Freund die Fackel wendet:
„Nun ruh zum letztenmale aus,
Wenn du erwachſt, ſind wir zu Haus.“

Johann Gottfried Eichhorn

ward am 16. Oct. 1752 zu Dörrenzimmern im Hohenloheſchen geboren, ſtudirte Theologie und Philologie in Göttingen und ward dann Rector der Schule zu Ohrdruf im Herzogthum Gotha. Er vertauſchte jedoch dieſe Laufbahn mit der eines akademiſchen Docenten und wirkte als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen, von 1775 — 1788 an der Univerſität Jena, darauf erhielt er einen Ruf nach Göttingen, das er ſeitdem nicht wieder verließ und wo er am 25. Juni 1827 als Doctor der Theologie und Philoſophie, geheimer Juſtizrath, Ritter des Guelphenordens, erſter Profeſſor der Philoſophie und Mitdirector der Societät der Wiſſenſchaften ſtarb.

Seine in deutſcher Sprache verfaßten Werke ſind:

Geſchichte des oſtindiſchen Handels vor Mohamed. Gotha, 1775.
Der Naturmenſch. Berlin und Stettin, 1783.
Joh. David Michaelis. Göttingen, 1791.
Urgeſchichte, herausgegeben von J. P. Gabler. Altdorf, 1791 — 93. 2 Thle.
Allgemeine Geſchichte der Cultur und Literatur des neueren Europa. Göttingen, 1796—99. 2 Thle.
Literärgeſchichte. Göttingen, 1799. N. A. 1812—14. 3 Thle.
Weltgeſchichte. Göttingen, 1799 — 1814. 3 A. 1818 —20. 4 Thle.
Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte. Göttingen, 1803—4. 6 Th. 3 A. Hannover 1817—18.
Die franzöſiſche Revolution. Göttingen, 1797. 2 Thle.
Geſchichte der Literatur u. ſ. w. Göttingen, 1805 —12. 12 Thle. N. A. 1818 flgde.
Urgeſchichte des erlauchten Hauſes der Welfen. Hannover, 1817.
Hiob. Leipzig, 1810. N. A. 1828.
Die hebräiſchen Propheten. Göttingen, 1816—1819. 3 Thle.

E's Verdienſte um die Wiſſenſchaft in Deutſchland ſind nicht zu berechnen und können nie dankbar genug anerkannt werden. Er war es, der durch ſeine Kenntniſſe und ſeine Schriften vorzüglich die Verbreitung einer geſunden und gründlichen Kritik der bibliſchen Schriften beförderte und hier den rechten Weg zeigte. Eben ſo klar, ſcharfſinnig und umſichtig verfuhr er auch in ſeinen übrigen hiſtoriſchen und literärhiſtoriſchen Werken, in welchen er die genaueſte Forſchung mit wahrem Pragmatismus und einer edeln und gebildeten Darſtellungsweiſe zu vereinigen wußte. Vorzüglich ſchätzbar iſt unter dieſen ſeine „Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte“, ſowohl durch ihre klare Ueberſicht, als durch die genaue Angabe der einzelnen hiſtoriſchen und politiſchen Verhältniſſe und Veränderungen.

Friedrich Hildebrand von Einsiedel

ward am 30. April 1750 zu Lumpzig bei Altenburg geboren und ſeit ſeinem eilftem Jahre dem Pageninſtitut zu Weimar übergeben, wo er ſich durch ſeine Munterkeit und ſeine Schelmſtücke, welche ſpäter Kotzebue zu ſeinen Pagenſtreichen benutzt haben ſoll, ſchon früh als ein heller Kopf auszeichnete. Später ſtudirte er in Jena die Rechte mit großem Fleiß ohne jedoch die Ausbildung ſeines Körpers darüber zu vernachläſſigen und erhielt 1770 eine Anſtellung als Regierungsaſſeſſor in Weimar. 1775 ward er daſelbſt Hofrath, fand jedoch nicht ſonderliches Wohlgefallen an ſeiner Laufbahn und gab ſich oft einer eigenthümlichen Zerſtreutheit hin, die ihn häufig im Geſchäftsleben ſtörte, und welche mit den Jahren eher zu- als abnahm, ſo daß ſich noch manches komiſche Ereigniß dieſer Art traditionell auf die Nachlebenden verflanzt hat. Als er jedoch im folgenden Jahre zum Kammerherrn der verwittweten Herzogin Amalie von Sachſen Weimar ernannt wurde, befand er ſich vollkommen in ſeiner Sphäre und trug nicht wenig theils durch ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit, theils durch ſeine intellectuelle Bildung dazu bei, den auserleſenen Kreis von Männern und Frauen, welchen die geiſtreiche Fürſtin um ſich verſammelt hatte, zu zieren, und thätigen, ſelbſtſtändigen Antheil an Allem zu nehmen, was hier zur Veredlung und Verſchönerung des Lebens in das Daſeyn gerufen wurde. Im Jahre 1787 begleitete er die Herzogin auf einer Reiſe nach Italien und ſtieg nach Weimar zurückgekehrt von Würde zu Würde. — Als ihm ſeine erhabene Gönnerin durch den Tod entriſſen wurde, ernannte ihn die regierende Herzogin zu ihrem Oberhofmeiſter, eine Charge, die er bis zu ſeinem Tode bekleidete. Er ſtarb am 9. Juli 1828 als Geheimerath, Oberhofmeiſter, Präſident des Oberappellationsgerichtes zu Jena und Komthur des G. S. Hausordens vom Falken u. ſ. w.

Seine Schriften ſind:

Ceres. Ein Vorſpiel. Weimar, 1774.
Die eiferſüchtige Mutter. Luſtſpiel. Weimar, 1774.
Neueſte vermiſchte Schriften. (Anonym). Deſſau, 1783—84. 2 Thle.
Grundlinien zu einer Theorie der Schauſpielkunſt. Leipzig, 1797.
Die Brüder. Luſtſpiel. Leipzig, 1802.
Luſtſpiele des Terenz. 2 Bde. Leipzig, 1806.

Reiche Bildung, Grazie, Sittlichkeit und feiner Geſchmack, waren, wie im Leben, ſo auch in ſeinen Schriften v. Einſiedels unzertrennliche Begleiterinnen, obwohl er mehr theilnehmend und anregend, als eigentlich ſelbſtſchaffend wirkte. Am Gelungenſten erſcheint ſeine Bearbeitung des Terenz für die Bühne; zu bedauern iſt daher, daß eine ähnliche Behandlung von ſechs Komödien des Plautus, welche ſein Nachlaß in der Reinſchrift enthielt, bis jetzt keinen Herausgeber gefunden hat.

Einige Lieder von Einſiedel *).

Die Hoffnung.

Ach! ohne Hoffnung
Wäre nichts das Leben.
Zwar, Schatten gleich,
Kann bald entſchweben
Was wir gehofft,
Geträumt — der Strahl
Des ſchönſten Lichts,
Verdämmern in ein leeres Nichts.

Doch ſonder Hoffnung
Wäre hin für immer
Des Lebens Glück!
Ein Glanz — ein Schimmer,
Lockt unſern Wunſch.
Die Roſe: Täuſchung,
Hier verweht,
Dort neu, und reizender entſteht.

Ein ſüßes Wähnen
Iſt des Menſchen Wonne;
Mit Adler Flug'
Empor zur Sonne
Getragen, wünſcht
Ein jeder ſich,
Was ihm gefällt:
Und wird der Schöpfer einer Welt.

Auf dem Waſſer.

Beim Abſchied von Fanny.

Dunkeler, trüber,
Ferne vorüber
Schwindet das Ufer im Lauf.
Nächtliche Hülle,
Schauerlich ſtille,
Sinket — O! Schifflein halt auf.

Schreckliche Eile! —
Säume, ach! weile,
Harr' im beflügelten Lauf!
Mußt du ſo rennen;
Grauſam zu trennen
Herzen? — O! Schifflein halt auf.

Harre. Dort ſchwellen
Fürchterlich Wellen
Drohend zu Wolken hinauf;
Kehr' in den Hafen
Wieder: — es ſtrafen
Götter den frevelnden Lauf.

In der letzten Nacht im Jahre.

Nächtlich Dunkel hüllt den Morgen
Neuen Jahres, neuen Lebens,
In geheimnißvolle Schleyer.
Was vergangen, iſt entſchwunden;
Was da kommt, iſt uns verborgen.
So verſchlingen unvermerkt
Jahre ſich — ein Tag den andern,
Daß wir kaum den Wechſel ahnend,
Bald auf raſcher Wünſche Schwingen
Vorwärts eilen,
Bald in Träumen aus der Vorzeit
Uns verweilen. — —
Liebe Freundin, reinen Herzens,
Schöner Seele, holder Reize!
Du, nur Du kannſt mir gewähren,
Was nicht wechſelt, nicht entſchwindet,
Was in jedem Augenblicke,
Gleich dem Athem, den wir ſchöpfen,
Daſeyn iſt und Daſeyn giebt.
Was wir wachend immer träumen,
Was wir träumend gerne wachten;
Was nicht Spiel bethörter Sinne,
Täuſchung nicht, noch Schatten iſt:
Denn Du Göttliche! kannſt geben
Liebe dieſem Herz — und Leben.

Schlaf-Lied.

Schlafe ſanft mein Herz,
Schlafe ſanft und mild;
Schlaf iſt des ſchönen Todes Bild;
Wer reinen frommen Herzens lebt,
In Ahnung froher Zukunft ſchwebt,
Den ſchreckt nicht Dunkelheit, noch Nacht,
Ein Engel freundlich um ihn wacht. —
Schlafe ſanft mein Herz,
Schlafe ſanft und mild!
Schlaf iſt des ſchönen Todes Bild.

Schlafe ſanft mein Kind,
Schlafe ſanft mein Gold!
Der Himmel iſt der Liebe hold;
Mit milder, lieber Vater-Hand,
Schirmt er vertrauter Seelen Band.
Nicht ewig wird dein treues Herz
Erdulden trüber Leiden Schmerz. —
Schlafe ſanft mein Kind,
Schlafe ſanft mein Gold!
Der Himmel iſt der Liebe hold.

Schlafe ſanft mein Herz,
Schlafe ſanft und mild.
Schlaf iſt des ſchönen Todes Bild.
Wenn hingeſchlummert iſt die Zeit,
Wenn ausgeharrt ſo manches Leid:
Dann ſchmückt uns, ſtatt dem Mirthen-Kranz,
Der ſchönſten Sternen-Krone Glanz. —
Schlafe ſanft mein Herz,
Schlafe ſanft und mild.
Schlaf iſt des ſchönen Todes Bild.

Auf einer Reiſe im Winter.

Umſchwebſt Du mich, Götter-Bild;
Acht' ich nicht Nord und Froſt,
Noch iſt das Schneegeſtöber
Das des Tannen-Waldes
Stolze Wipfel beugt.

Umſchwebſt Du mich, Götter-Bild,
Schaut mein kühnerer Blick
Von der Felſen-Höh' furchtlos hinab,
Wo der Abgrund droht.

Neben Dir, o Götter-Bild,
Ruht' ich einſt ſanfter im Thal:
Als May-Luft uns wehte,
Als roſiger Duft
Unſer Lager bethaute. —

Holdere Göttin der Zeit,
Eil' im Blumen-Gewande
Bald, ach! balde zurück. —
Einſam wandeln wir dann
Wieder im Buchen-Hayn,
Himmliſches Götter-Bild!

---

*) Aus: Neueſte vermiſchte Schriften. 2r Bd. Deſſau und Leipzig, 1784.

Die Hoffnung.

Vollen Segels, treibt der Nachen
Jungen raſchen Lebens fort,
Auf dem unbegränzten Meere
Sorglos, ohne Ziel und Port.

Wolken thürmen ſich zu Donner,
Blitze kreuzen ferne ſchon;
Doch es glänzen helle Sterne
Noch am blauen Himmels-Thron.

Decket Eis die hohen Berge,
Schnee die Felſenharte Flur;
Blüht doch Immergrün und Mirthe,
Mildern Frühlings holde Spur.

Liegt der Erdkreis rund umſchleiert
Von dem Dunkel ſchwarzer Nacht;
Hofft er, daß am Morgen-Himmel
Phöbus lichter Strahl erwacht. —

Trübte Schwermuth meine Sinne,
Drückte Kummer dieſes Herz;
Sandeſt du, des Himmels Tochter,
Hoffnung, Balſam meinem Schmerz.

Deine freundliche Gefärtin,
Phantaſie, erſchien mir dann,
Führte mich auf Blumen-Pfaden
Manche hohe Sternen-Bahn.

Aber, wird der Zauber-Nebel
Grauſam ach! von Dir zerſtäubt;
Fühl' ich, daß der leche Nachen
Schüchtern auf dem Meere treibt.

Ohne Anker, ſo zu ſteuern,
Raſtlos in der Stürme Noth
Wilden Wellen preiß gegeben:
Fanny — bringt dem Schiffer Tod!

Ich und Sie.

Gleich geſchaffne Seelen ahnden
Suchen und ereilen ſich.
Auf dem ſtillen Pfad' des Lebens
Fand ich Fanny, Fanny mich.

Wo ſie wandelt, geh' ich gerne;
Meine Schritte ſpäht ſie leicht,
Wünſch ich: wird nur Fanny Wille,
Will ſie: nur mein Wunſch erreicht.

An den Mond.

Schönes Licht, du eilſt vorüber,
Säume deinen Wolken-Tanz!
Daß mein Auge länger ſpähe
Dich, im holden Silberglanz.

Daß ich meiner trüben Seele
Flehe Troſt von dir herab; —
Bald nützt milden Thaues Balſam
Nimmer mir, im frühen Grab!

Sey mir Bild, und hohes Deuten
Meines Erde-Wallens hier;
Werd' ich jene Nebel-Hüllen
Auch durchgleiten — ähnlich dir?

Werd' ich über Wolken wallen?
Nicht, wie Wolken, einſt verwehn?
Soll ich Staub — ein Staub der Erde,
Ewig mich, gleich Welten, drehn? —

Doch es bleibe unentfaltet
Jener Schleyer meinem Blick;
Möchte hier ein Strahl des Hoffens
Sanft entdämmern mein Geſchick?

Wüßt' ich, Fanny, ob Dein Auge
Je mir holder lächeln wird? —
Jahre ſchon um Gegenliebe
Seufzend, meine Bitte girrt!

Sollen Thränen nie vertrocknen,
Milder Troſt mir werden nie?
Soll der Leiden ſteter Kummer
Mich zu Grabe tragen früh?

Wohl! auch ſterbend will ich lieben
Noch Dein unerbittlich Herz:
Eine Zähre, mitleidsvoller,
Weinſt Du dann in ſtillem Schmerz.

Sprichſt: „Hier ruht ein treuer Schatten,
„Ach! daß er noch mein gedenkt
„Sonder Zürnen; da ich grauſam
„Ihn ſo lang — ſo hart gekränkt!"

Bringſt von Roſen und Cipreſſen
Dann der Sterbe-Kränze zwey:
Roſen, meine Liebe deutend,
Und Cipreſſen, Deine Reu.

Beim Erwachen.

Gegrüßt! Blick nicht ſo ſcheu herauf
Aus deinem feuchten Thal;
Beginne deinen Himmels-Lauf,
Du früher Morgen-Strahl!

Lang' bin ich wach; und ſanft enfiel
Des Schlummers Binde mir:
Denn ich, des ſchönſten Traumes Spiel,
Sah' meine Fanny hier.

Nicht reizender, des Meeres Schaum
Entſchlüpft, ſtand Venus da;
Als ich, im ſüßen Wonne-Traum,
Die holde Zaubrinn ſah.

Ein freundlich Lächeln war ihr Mund,
Ihr Auge war ſo mild!
Die Hand ſo weiß, der Arm ſo rund —
Ihr Bau der Grazien Bild.

Es ſchlang ein perlenfarbnes Band
Sich um ihr lockig Haar,
Und ſchalkhaft ſchürzte ihr Gewand
Der Liebes-Götter Schaar.

Ich ſahe Lippen roſenroth
Zum wärmſten Kuſſe glühn!
Vor Augen ſah' ich ſichern Tod,
Und doch konnt' ich nicht fliehn! —

Hinweg o Schleyer! ſeufzt ich laut —
Zu hohen Reiz du dekſt!
Sich' ein Verräther mir vertraut,
Was nimmer du verſtekſt.

Ja, ja! dieß warme Herz ſich regt,
Und drängt ſich hoch empor;
Sag, wem es ſo entgegenſchlägt,
O Fanny! mir ins Ohr. —

Du zögerſt? Nun ich rath es ſchon,
Treib immer deinen Spott!
Mir winkt von ſeinem Roſen-Thron
Triumph! der Liebes-Gott.

Eis-Lied.

Die Bahnen der Tiefen,
Die Bahnen des Lebens,
Durchgleiten wir eilend —
Und ſäumen vergebens

Den ſinkenden Taumel
Am Rande, wenns bricht.
Der Feige nur, wendet
Hinweg das Geſicht!

Wenn Luna mir leuchtet
Zum wechſelnden Stahl,
Und ſendet mir Schimmer
Ins dämmernde Thal;
Leicht kann ich die Bahnen
Der Tiefen durchgleiten —
Auf Bahnen des Lebens
Soll Liebe mich leiten!

Lebens-Lied.

Blumen hab ich mir geſtreut
Auf den Pfad des Lebens;
Liebe giebt mir ſüß Geleit,
Muth, der Geiſt des Rebens.

Noch glänzt Sonne mir ſo ſchön,
Auch wird Mond mir ſcheinen,
Muß ich — dämmerts — ſchlafen gehn;
Mögt ihr Andern weinen!

Trink-Lied.

Reiche mir den vollen Becher,
Daß ſie weichen meine Sorgen;
Denn wer ſagt mir, ob ich Morgen
Trinken noch, und ſingen kann?

Fülle jede hohle Flaſche!
Gram und Kummer zu beſiegen
Soll die letzte Drachme fliegen;
Euch, ihr Erben, lach' ich an.

Trinkend, ſoll mich Ephen kränzen,
Lorbeer, ſieg ich, mich umſchlingen;
Reime, wird der Rauſch mir bringen,
Schwung, der Sterne Sonnen-Bahn! —

Mag der Parze Faden reißen;
Wo Silen und Bachus zechen,
Wirds an Trauben nicht gebrechen:
Froh beſteig ich Chārons Kahn.

Des Nachts.

Sanft Du ſchläfſt,
Und deinen Schimmer
Späh' ich leiſe,
Seufzend, fern;
Ach! ich trage
Leid und Kummer,
Willig immer
Still und gern.

Bald auch mir
Wird Morpheus Binde
Aug' und Sinne
Dämmern zu:
Ach! ich Armer
Such' und — finde
Träumend nur —
Die ferne Ruh.

Am Abend.

Gute Nacht, geliebte Holde,
Süße Ruh' und Frieden Dir!
Ach daß Du in Deinem Herzen
Hätteſt Raum — und gäb'ſt ihn mir!

Mir, dem wärmſten und getreuſten
Aller, die in bunter Schaar
Dir, vom Morgen bis zum Abend,
Huldigen das ganze Jahr.

Dürft' ich ſo ein Herz bewohnen,
Und verriegeln jede Thür:
Gerne gäb' ich Dir, für immer,
Mich zum Eigenthum dafür. —

Willſt Du meines? ſo begehre
Sieh' ich öffne Dirs ſogleich.
Auch iſt wenig Zins zu geben,
Tags ein Kuß — und ich bin reich!

Ueberreich ſogar, ich gebe
Auch ſie doppelt einſt zurück,
Und ſind Küſſe Dir zu theuer?
Tauſche ſie um einen Blick;

Doch um einen, der bedeutend
Einem wärmern Wunſch entſpricht,
Blicke, wie Du täglich ſpendeſt,
Solche, Freundin, gelten nicht.

Am erſten Winter-Morgen.

Ha! blaſſer Winter biſt du da
In deinem Schnee-Gewand?
Willkommen, traulich reiche mir
Die kalte dürre Hand!

Meinſt du, ich würde, Wölfen gleich,
Mit Heulen dich empfahn?
Nein, nein! — Ich liebe deine Pracht
Auf rauher Silber-Bahn.

Zu Bergen thürme ſich empor
Der Flocken Wolken Heer,
Es ſtarre, rund um mich, die Welt
In deinem Panzer ſchwer;

Ich acht' es wenig! wohl bei Muth
Lach' ich ob deiner Macht,
Und blieſe ſiebenfacher Nord
Mich an, in ſchwarzer Nacht.

Mir duftet Frühling mild und grün,
Ich athme Sommer-Glut;
Und rege Geiſter tummeln ſich
In meinem heißen Blut.

Denn wo Sie wallt, iſt Roſen-Mond,
Und ew'ge Blüthen blühn —
Was ſoll mir ferner Sonnen Strahl!
Wo Fannys Augen glühn!

Am Weihnachts-Abend.

Es kam in dürftigem Gewand
Das Kindlein Chriſt, und wundernd ſtand
Der Hirte — dürftig an Verſtand —
Da er's ſo arm und kindiſch fand.

So man ein Kind und kindiſch iſt,
Schafft große Freud' der Heil'ge-Chriſt;
Da leuchten bunte Kerzen mehr,
Als itzt ein ganzes Fackel-Heer.

Ein grüner Baum der deutet an:
Daß man einſt wachſe hoch heran —
Des Baumes Deuten trifft wohl zu,
Ach! hin iſt Kindheit, Glück, und Ruh.

Dem Jüngling ſchlägt ein reges Herz;
Er tauſcht ſich Freud' um Leid, mit Schmerz,
Und mancher Wunſch in ihm verweilt,
Dem Glück und Zeit zu raſch enteilt.

Bald kommt die Welt — als ein Orkan —
Die dürrt uns zum geſetzten Mann.
Und löſt ſich einſt der Pilger-Schuh —
So geht man heim zur ew'gen Ruh.

Du Zauberin! mit milder Hand,
O! leite mich am Gängel-Band
Zurück, in froher Kindheit Land;
Und gleit' ich — reiche mir die Hand!

Ein Neujahr-Wunſch.

Vom Götter-Sitz da komm ich her,
Und bringe ſchöne neue Mähr
Am erſten Tag im Januar;
Euch drob zu freun das ganze Jahr.
Sie iſt kein feiler Mode-Traum,
Und paßt für eines Jeden Gaum. —

Der alte Zevs von ſeinem Thron
Grüßt freundlich jeden Erden-Sohn,
Und macht — durch meinen ſichern Mund —
Dem Erd-Ball ſeinen Rathſchluß kund:

Zeithero wars der Brauch bei ihm
Deſpot zu ſeyn, aus Staats-Maxim;
Von armer Sterblichen Beſchwerden
Von unſern Wünſchen hier auf Erden,
Vom Klagen über Injuſtiz
Nahm er bekanntlich nie Notiz,
Und gouvernirte ſtets die Welt,
Als wär' er blos auf's Ganze geſtellt. —

Doch anders itzt! Der alte Gott
Will thun dieß Jahr, als ſey er todt,
Er will die Dinge laufen laſſen,
Sie mögen gut oder übel paſſen,
Es ſoll kein Murren ſeyn auf Erden,
Einem jeden ſolls nach Sinne werden;
Was einer wähnet gut und recht —
Es ſey ſo ſchieelig oder ſchlecht,
So ſelbſtiſch, ſchief und unerhört —
Das ſoll ihm alsbald ſeyn gewährt.

Dieweil nun alle Wünſche meiſt
Sich ſtimmen faſt in einem Geiſt,
Und Geld und Gut ſammt langen Leben
Die Puppe iſt, wonach wir ſtreben;
So wirds geſchehn in kurzer Zeit
Daß es überall Dukaten ſchneit,
Der Tod frißt fort kein Menſchen-Kind,
Und Aerzte nimmer nöthig ſind.
Ein Jeder wird erlangen Recht,
Kein Menſch wird ſeyn des andern Knecht.
Dem Trinker ſoll nie mangeln Wein,
Den Liebenden nie Mondenſchein.
Ein jedes Mädchen bekommt einen Mann,
Was einer will, er alsbald kann.
Die Erde roh und ungedüngt
Den ſchönſten, fettſten Waizen bringt —
Mit einem Wort, die ganze Natur
Wird dirigirt durch Wünſche nur,
Und ſollten Wünſche ſich durchſchneiden
So mögen plurima entſcheiden,
Wie's in Collegien der Brauch. —
Indeſſen wird den rundſten Bauch
Sich Zevs auf ſeinem Berg erzielen,
Und ſehn, wie wir die Farce ſpielen.
— — — — — — —

Bei ſo geſtalltem Lauf der Sachen
Wär's thörig, viele Wünſche machen;
Da jeder alſobald erhält,
Was wünſchend ſeinen Buſen ſchwellt,
Auch ganzer Facultäten Rath
Verfehlt, was einer vonnöthen hat!

Fragmente einer cosmopolitiſchen Speculation.

Auch mir erſcholl in meinem litterariſchen Kerker die Nachricht:

Ein wohldenkender Menſchenfreund ſey auf den Gedanken gerathen, über die Möglichkeit und über die Mittel den Kindermord zu verhüten, die Meinungen Anderer zu hören; und es ſey zu dieſem Ende, eine, mit einer Prämie begleitete Preisfrage, von ihm in die Welt gegangen.

Da ich für meine Perſon keine Anſprüche mache, weder die Frage aufzulöſen, noch den Preis zu gewinnen; (und da ich das ſogenannte Speculiren gewiß nicht aus Ruhmſucht treibe, vielmehr — obſchon unſer achtzehntes Jahrhundert ein ſehr aufgeklärtes Jahrhundert, und die Köpfe dieſes Jahrhunderts ſehr aufgehellte Köpfe ſeyn ſollten; — mich aller Vorſicht und Behutſamkeit eines Schleichhändlers dabei bedienen muß) ſo brauche ich mich ſo genau an die Gränzen, und an den vorgeſchriebenen Zweck nicht zu binden, und ich darf nach Maßgabe und Reihe meiner Hipotheſen und Folgerungen, mehr von dem reden: was meinem Bedünken nach künftig erſt, möglicher Weiſe erlangt werden könnte; als von dem, was gegenwärtig wirklich erreicht werden ſoll.

Die Sache ſelbſt ſtellt ſich mir folgender Geſtalt dar.

Je unnatürlicher ein Verbrechen iſt, deſto ſchwerer iſt es auslangend politiſche Vorkehrungen dagegen zu treffen.

Denn wo Inſtinkt — dieß mächtige Geſetz der Natur — ſich vergebens empört; da ſind Pönalverordnungen und Strafen das unwirkſamſte aller Mittel.

Ueberhaupt wird durch Strafen nicht gebeſſert, ſondern blos geſchreckt. Schrecken iſt ein momentaner vorübergehender Eindruck — was ſoll, was kann der wirken? Höchſtens Vorſicht, ausgeklügeltere Hüllen zu künftigen Verbrechen. Sollte der Anblick, das Beiſpiel der Strafen, eine bleibendere Wirkung hervorbringen, und alſo dadurch minder geſchreckt als gebeſſert werden; ſo müßte man das vorübergehende des Eindruckes durch immerwährendes Wiederholen zu erſetzen ſuchen, und noch obendrein (da bekanntlich der Anblick des Schauderlichſten uns bald gewöhnlich werden kann) gleichſam ſtufenweis von Grauſamkeit zu Grauſamkeit dabei ſteigen, um die wiederholten Eindrücke nicht frucht- und kraftlos werden zu laſſen. Wer wollte ſich aber zum erſten die Schlauigkeit eines Denuncianten, und zum letzteren das Raffinement eines Inquiſitoren wünſchen?

Der Kindermord — in ſo fern er von Müttern begangen wird, wie dieß der gewöhnliche Fall iſt — dieſer gehört zu der erwähnten Art unnatürlicher Verbrechen; wo Strafen und Strafgeſetze vergebens angewendet werden, denſelben zu ſteuern.

Nichts iſt leichter beantwortet als die Frage: warum kommen Beiſpiele von Kindermord vor, da es ein ſo unnatürliches Verbrechen iſt?

Darum, weil die Begriffe von Ehre und Schande, womit wir Keuſchheit und Unkeuſchheit bei dem weiblichen Geſchlecht bezeichnen, einmal unſerer Vorſtellungsart eigen geworden ſind, und weil ſich dadurch, in der bürgerlichen Verfaſſung ſehr weſentliche, ſehr wichtige Vortheile und Nachtheile damit verbunden haben.

Welche Mutter würde ſonſt auf den Gedanken gerathen, ihr Kind umzubringen, wenn ſie nicht unvermeidliche Schande und Nachtheile, die ihre eigne Exiſtenz für immer und ohne Wiedererſatz untergraben, zugleich damit vertilgen wollte?

Indeſſen iſt man durch das Wiſſen der Grundurſachen eines Uebels, nicht ſogleich in den Stand geſetzt, daſſelbe hinwegräumen zu können, obwohl ſolche Nachforſchungen zu denen erſten Schritten gehören, welche (mindeſtens zur Verhütung, oder zur Milderung ſo mancher Anomalie die Natur und Verhältniſſe — im ununterbrochenen Kampf gegen einander — erzeugen) gethan werden müſſen, um heller und klarer zu ſehen, wo es dunkel iſt, und wo es auch, ganze Epochen lang, gut ſeyn mag, daß es dunkel bleibe.

Unter einer Million erwachſener Menſchen ſind kaum zehen ſo glücklich organiſirt, daß ſie eine Empfänglichkeit für irgend eine neue, ihnen ungewöhnliche Vorſtellungsart haben, und es iſt ſchon um deswillen überhaupt ſchwer, auf die Menſchen zu wirken.

Wer ſein Vertrauen auf Wahrheit ſetzt, und durch dieſe in die Meinungen, Begriffe, Phantaſien, und Glaubens-Formeln der Menſchen eindringen will, um ſie zu einem veränderten Geſichtspunkt zu lenken, der erkennt bei den erſten Verſuchen bald ſeinen Irrthum. Durch Wahrheit iſt noch nie auf den großen Haufen gewirkt worden, und es wird nie durch ſie darauf gewirkt werden. Der Grund liegt immer wieder darin: daß die Menſchen, in einem gewiſſen Alter, unfähig ſind, ſo manigfaltige Vorſtellungsarten, und ſo vielſeitige Geſichtspunkte anzunehmen, um zu erkennen, was wirklich wahr iſt, und darnach alle reſultirende Seitenbegriffe nebſt den mehr oder weniger partiellen Folgerungen daraus, mit der ganzen Summe ihrer Ideen und aufgefaßten Eindrücke in Harmonie zu ſetzen, und dieſes Gewebe mit Leichtigkeit ſo oft gleichſam umſpinnen und umwirken zu können, als es neu erhaltene Vorſtellungsarten, und neu erblickte Geſichtspunkte erforderlich machen.

Dieſe Operationen ſind den meiſten Menſchen ganz unmöglich, einigen zu beſchwerlich — daher iſt Täuſchung von je her ſo mächtig, und Wahrheit von je her ſo unwirkſam geweſen! — und nur wenige mögen ſich damit abgeben, der nackten Jungfrau Wahrheit nachzuſtreben, die, ſittſam, ſtets unſerem Blick entſchlüpft, und den Pfad ihres leiſen Trittes nur von ferne ſpähen läßt.

Aber angenommen, man könne über die Begriffe und Vorſtellungsarten der Menſchen mehr Herrſchaft ausüben als es wirklich möglich iſt; auch dann würde ein Uebel nicht immer hinweggeräumt werden können, obſchon man die Grundurſachen nicht allein wüßte, ſondern auch ſolche zu heben in Stand ſich befände.

Das Hinderniß kann nemlich in dem Wohl des Ganzen liegen; dieſes leidet nicht immer ganz willkührliche Einrichtungen, und oft iſt es räthlich, daß man bei politiſchen Colliſionen, ſo wie bei moraliſchen, ein geringeres Uebel dulde, wenn das Wegſchaffen der Grundurſachen deſſelben, ein größeres allgemeineres Uebel nach ſich ziehen würde.

Es wäre in dem vorliegenden Fall höchſt unverſtändig zu ſagen: man hebe die Begriffe von Ehre und Schande auf, womit zeither Keuſchheit und Unkeuſchheit bezeichnet worden ſind, ſo wird kein Beiſpiel von Kindermord mehr vorkommen.

Welche Zerrüttung würde ein ſolcher Vorſchlag, wenn er auch der Ausführung fähig wäre, in der bürgerlichen Verfaſſung anrichten!

Eben ſo füglich könnte man ſagen: man hebe die Begriffe vom Eigenthum, vom Mein und Dein auf; ſo kann niemand nach des Andern Hab' und Gut ſtreben — und allem Diebſtahl iſt vorgebeugt.

Es bedarf keines Beweiſes, daß die Ehen die Grundveſte häuslicher Glückſeligkeit ſind, und daß Ruhe und Eintracht der Familien allein das Wohl des Ganzen gründen und befördern muß. Alſo iſt es nöthig und wichtig, das jungfräuliche Reinheit bei dem Werth und bei der Hochſchätzung erhalten werde, womit die Menſchen ſie zu belegen gewohnt ſind; denn die, aus der Zahl der Jungfrauen erwählte Frau, muß dieſes Vorzuges würdig ſeyn, wenn ununterbrochenes Vertrauen, den Mann, der ſie ſich zur Gefährtin des Lebens beſtimmte, in allen Zeiten und unter allen Umſtänden begleiten ſoll.

Es mag Wahn und Grille hier ins Spiel kommen; allein wie oft trägt nicht Wahn und Grille mehr zu unſerer Ruhe und Glückſeligkeit bei, als alle anvernünftelte Ueberzeugung, die, als ein Kind unſerer Vorſtellungskraft, ſo mannigfaltig an Gewand und Farbe ſeyn kann, als irgend ein Kind unſerer Phantaſie es iſt! Auch mag Selbſtverblendung und Täuſchung, für eine Zeit lang, die Stelle des Vertrauens zuweilen erſetzen; allein wer iſt Bürge, daß argwöhniſche Vermuthungen und ruhige Zweifel nicht früher oder ſpäter das ehelige Glück untergraben — daß dieſe durch Saamen des Zwieſpaltes zerſtöhren, was Eintracht binden, halten, und befeſtigen ſollte?

Ich übergehe vorſätzlich eine ganze Reihe von bekannten Allgemeinſätzen, um dem Hauptgegenſtand dieſer Spekulation — nemlich dem wirkſamſten Mittel zu Verhütung des Kindermordes — näher zu kommen.

Die Natur hat ſchon in jeder Mutter Bruſt ſo viel inſtinktartige Liebe für ihr Kind gelegt, daß keine ihre Hände mit dem Blute deſſelben beflecken würde, wenn nicht in gewiſſen Augenblicken dieſe Liebe durch die Furcht der Strafe und Schande, durch die ſchreckliche Ausſicht ihr ganzes Daſeyn beſchimpft zu ſehen, durch die Gefahr allem Glück des Lebens, den ſchönſten Hoffnungen, den von Jugend auf geträumten und genährten Hoffnungen und Wünſchen nun für immer entſagen zu müſſen, überwunden und überwogen würde.

Man muß daher von der Strafe und *Schande*, von den Beſorgniſſen und der Gefahr, die ein Mädchen unter dieſen Umſtänden *bedrohen*, ſo viel *abnehmen*, bis die *natürliche Mutterliebe* damit ins *Gleichgewicht* gebracht, und wo möglich noch um etwas überwiegend gemacht werde.

Daß dadurch dem Kindermord gewiß vorgebeugt werden würde, und daß in dieſer *Modification* das zuverläſſigſte Mittel erhalten ſey, alle Beiſpiele dieſes ſo unnatürlichen, die Menſchheit entehrenden Verbrechens zu verbannen, daran wird niemand zweifeln, und ich kann füglich alle Beweisgründe für die unfehlbarſte Wirkung dieſes Vorſchlags übergehen; allein die Möglichkeit denſelben in Anwendung zu bringen, und die Art und Weiſe, das Uebergewicht, das gegenwärtig ſo ſehr auf der Seite des politiſchen Nachtheiles für ein ſolches Mädchen iſt, auszugleichen, und noch dazu auf die andere Seite des angebornen Inſtikts zu bringen, ohne dem häuslichen Glück, ohne dem Wohl des Staats, und ohne den Grundſätzen der bei uns eingeführten chriſtlichen Religion dabei entgegen zu handeln; dieſes bedarf einer genaueren Betrachtung, und muß näher beſtimmt und eingeſchränkt werden, um in dem wahren Geſichtspunkt zu erſcheinen.

In unſerer Art zu empfinden mag es einige Hauptzüge geben, welche überall und zu allen Zeiten vorkommen, und welche der Menſchheit überhaupt gemein ſind; in unſerer Art zu denken aber da iſt alles willkührlicher.

Wenn auch unſere Empfindungskraft durch Individualität determinirt wird, ſo kann ſie ſich dennoch nie ganz unähnlich werden: dahingegen ſind die Phänomene der menſchlichen Denkkraft ſo mannigfaltig, daß man in Anſehung dieſer, keine charakteriſirenden immer wieder erſcheinenden Hauptzüge angeben kann, ihre Regeln ſind conventionelle Wortſchälle, und ihre Richtſchnur eben ſo zufällige Begriffformeln ſammt deren Verbindungen.

Unſere Vorſtellungsart bildet ſich zum Theil nach unſerer Empfindungskraft, zum Theil aber auch nach unſerer Denkkraft; ſie iſt in dem letzten Fall einer größeren und leichteren Modification fähig als in dem erſten Falle — wie dieß aus dem eben angeführten von ſelbſt erhellt.

Will man auf die Menſchheit wirken, ſo muß man der Vorſtellungsart des großen Haufens dieſe oder jene Richtung zu geben ſuchen; und dieß iſt möglich, in ſo fern man der Empfindungskraft auf keine Weiſe Gewalt anthut, ſondern einzig ſolche Modification zu erreichen ſucht, welche ihren Grund in der weit maniableren Denkkraft nehmen ſollen.

Ein blos flüchtiges Studium der Menſchenkunde beweiſt, wie ähnlich und wie unähnlich ſich die Menſchen ſind, wie ähnlich in der Vorſtellungsart ſo ein Reſultat ihrer Empfindungen iſt, wie unähnlich in der, die ein Reſultat ihrer Denkkraft geworden iſt. Wie abweichend, wie heterogen ſogar erſcheint da die Vorſtellungsart der letzten Gattung?

Das Ideal der Schönheit, bald der reinſte reizendſte Bau, bald die groteskeſte Unform, eben ſo widerſinnig der Geſchmack in Kleidung und Schmuck! Was einer hochſchätzt, das verachtet der andere. Eine Ehrenbezeugung hier, iſt dort eine Beleidigung. Alle religiöſe Meinungen, wie erbaulich Tauſenden, und eben ſo vielen ein Aergerniß. Lebensgebräuche, wie verſchieden? Sogar Lebensgewohnheiten, bei welchen ſich Nationen ſeit Jahrhunderten wohl befinden, die ſich andere — ob ſie ſchon um kein Haar breit beſſer daran ſind — zum höchſten Unglück anrechnen würden, u. ſ. w.

Kurz, ſchön und häßlich, ſchicklich und unſchicklich, ſchätzbar und verächtlich, anſtändig und unanſtändig, üblich und anſtößig, ſittlich und unſittlich, behaglich und mißfällig — alles wird durch Meinung und durch Convention, determinirt; beide ſind Töchter unſeres Gehirns, oder Puppen vielmehr: denn ſie können nicht nur in unzählige Hüllen gekleidet, ſondern in eben ſo mannigfaltigen eigenthümlichen Geſtalten producirt und reproducirt werden.

Die Menſchen ſind indeſſen ſo gewandt eben nicht, mit dieſen Puppen ganz nach Willkühr zu ſpielen, und ohngeachtet es ihnen anfangs gleich geweſen wäre, *welche* der Zufall ihren Händen zugeführt hätte; ſo werden ſie dennoch in der Folge mit dieſer oder jener derſelben ſo bekannt und vertraut, daß ſie ſich davon weder ſcheiden können, noch mögen. Es verbinden und verweben ſich die Vorſtellungsarten, welche blos Reſultate ihrer Denkkraft ſind, und an ſich willkürliche zufällige Begriffcombinationen waren, ſo eng, ſo feſt mit jenen wenigen einförmigeren, und dem was Menſchheit primitiv bezeichnet an- und zugehörigen Vorſtellungsarten, welche dem Herzen entkeimen, und Töchter der Empfindungskraft ſind, daß ſie wirklich ſchwer von einander zu unterſcheiden ſind, und gleichſam Theile ihrer Individualität werden.

Will man alſo dem großen Haufen der Menſchen eine modificirte Vorſtellungsart über irgend einen Punkt der urſprünglich ſeine Richtung von der menſchlichen Denkkraft nimmt, geben; ſo muß man die Jugend, ja die Kindheit ſogar zum Gegenſtand nehmen, deren noch freies Gehirn und noch unbefangene Denkkraft vorzüglich — ich möchte ſagen: einzig — zu ſeinem Geſichts- und Wirkungskreis wählen, und dem Einfluß auf Erwachſene im Allgemeinen entſagen.

Um alles dieß auf den hier vorliegenden Fall anzuwenden, nemlich: um die Begriffe von Schande zu modificiren, womit ein Mädchen, daß außer der geſetzlichen Verbindung Mutter wird, für immer gleichſam gebrandmarkt iſt — um dieſe Begriffe ſo weit zu modificiren, und dahin zu mildern, daß das *intendirte Gleichgewicht* zwiſchen *politiſchem Nachtheil*, und *angebornenem Inſtinkt*, als das zuverläſſigſte Mittel dem Kindermord vorzubeugen, erlangt werde — und ſelbige der Vorſtellungsart der Menſchen allgemein zu machen; muß man bei Erziehung der Jugend, zwar keine Gleichgültigkeit über Ehre und Schande lediger Frauensperſonen zu wirken ſuchen, jedoch aber dieſe Begriffe gar ſehr gemildert beibehalten, und derſelben dahin modificirt beizubringen ſuchen: daß das Ertragen und Dulden des Zwanges der Enthaltſamkeit, immer eine achtungswerthe Tugend bliebe, die Selbſtbeherrſchung, Kraft und Reinheit des Geiſtes, lobenswerthe Bewahrung körperlichen Reizes, Zeichen einer verſtändigen Aufführung, Beweis des Gehorſams gegen göttliche und menſchliche Geſetze, Folgſamkeit dem Willen und Wünſchen der Eltern gemäß zu handeln, andeute, die der Jugend auf das ernſtlichſte und wärmſte anzupreiſen und einzuſchärfen wäre. Ferner müßte man ſich hüten, die Verletzung der Keuſchheit, und den Mangel der Enthaltſamkeit nicht in dem tiefen Grad der Verachtung, wie es gewöhnlich iſt, zu zeigen; ſondern blos als ein menſchliches Vergehen — das Schwäche und Unreinheit des Geiſtes, beklagenswerthen Leichtſinn, Sorgloſigkeit für eignes *Glück* und Beſtes, Verletzung der Pflicht gegen Gott, die Obrigkeit und Eltern, Folge blinder Leidenſchaft, unverſtändige Uebereilung, bewieſe — der Jugend ebenfalls mit gleichem Ernſt und mit gleicher Wärme vorſtellen und dieſelbe dafür warnen.

Auf dieſe Art halte ich es für möglich, die Vorſtellungsart der Menſchen durch die Erziehung ſo weit zu mildern, daß die zum Mittel gegen den Kindermord vorgeſchlagene Modification unſerer Begriffe über Keuſchheit und Unkeuſchheit und der damit verknüpften Ehre und Schande, erlangt, und daß der in jeder Mutterbruſt liegende Naturtrieb wiederum in das gehörige Verhältniß und Gleichgewicht mit den politiſchen Nachtheilen, die denſelben bisher überwogen, gebracht würde.

Man darf nicht fürchten, daß der Jugend dadurch allzugroße Gleichgültigkeit über die Begriffe von Ehre und Schande, eingeflößt würden, und daß dieſe Modification auf Sittlichkeit und Tugend nachtheilig wirken möchte. Keuſchheit und Reinheit ſoll und muß ihren Werth immer behalten, und Verletzung dieſer Pflichten ſoll und muß nach wie vor, als eine moraliſche Unvollkommenheit angeſehen werden, nur unter dem billigern menſchlichern Geſichtspunkt: daß eheloſer Stand hinfür als ein unnatürliches Verhältniß, und Unkräftigkeit denſelben zu ertragen als eine unglückliche Schwachheit, die ſich ſelbſt durch die Folgen ſtraft, bei der Erziehung vorgeſtellt werde.

Um mich eines Beiſpiels zu bedienen, ſo vergleiche man hier die Begriffe, welche wir von Armuth und Reichthum empfangen.

Jedes Kind wird zu Arbeitſamkeit und Fleiß angemahnt, reichliches Auskommen, ehrlicher Gewinn wird ihm als etwas ſeines eifrigſten Strebens und Bemühens werthes anempfohlen und geprieſen, aber wer würde es billigen, wenn man der, Jugend, um dieſen Zweck zu erreichen, Mangel der Glücksgüter, Verluſt des Vermögens, wäre es auch Schuld des Dürftigen, ſo verächtlich ſchildern wollte, als man über den leichtſinnigen Fehltritt eines Mädchens zu ſprechen pflegt? Würde es nicht für eine rohe, unverſtändige Erziehung gehalten werden, wenn man darum die Armuth, als einen Gegenſtand des Hohns und Spottes, der Jugend preis geben wollte?

Schon die Veranlaſſung dieſer Frage zeigt genugſam, wie tief und feſt dieſe Begriffe von Ehre und Schande in der Vorſtellungsart der Menſchen liegen: und alles Bemühen, ſie zu modificiren wird das geſuchte Verhältniß ohnehin mit Mühe erreichen, es werden noch immer eine Menge Inconvenienzen die aus der bürgerlichen Verfaſſung fließen, unvermeidlich bleiben und bleiben müſſen, die jedem Mädchen die Erhaltung ihres jungfräulichen Werthes hoch und heilich achten lehren; zu geſchweigen, daß Schätzung dieſer Vollkommenheit überhaupt mit Cultur immer verbunden und der Menſchheit natürlich ſeyn wird.

Man findet in der Geſchichte, daß ähnliche Modificationen menſchlicher Begriffe und Vorſtellungsarten, gar oft möglich geweſen ſind; und daß weder dem Staat noch der Religion durch ſolche Milderungen Nachtheil erwachſen iſt. So hat man zum Beiſpiel allerlei Aberglauben abgeſchafft, ohne deswegen dem Unglauben dadurch Platz zu machen. Man hat die Menſchen zur Toleranz gewöhnt, und es iſt grade daraus weder Gleichgiltigkeit noch Verachtung der Religion erfolgt.

Es ſind dem aufrühreriſchen Geiſt ganzer Nationen Schranken geſetzt worden, und Muth und Tapferkeit ſind dadurch nicht erloſchen. Warum ſollte es gefährlicher ſeyn, die Menſchen nachſichtiger gegen ein Vergehen zu machen, das von allen das verzeihlichſte iſt? Warum ſollte gerade dieß mit Schimpf und unverlöſchlichem Makel bezeichnet bleiben, und ewig ſo tiefer Verachtung Preis gegeben werden, daß man mit Schauder den reinſten der Inſtinkte, *die Mutterliebe*, ſich in Grauſamkeit verwandeln ſieht? Warum ſollte es bedenklich ſeyn, der Jugend hierüber wahrere und dadurch zugleich gemildetere Begriffe beizubringen, und allmählig durch Erziehung die Vorſtellungsart der Menſchen ſo weit zu modificiren, daß die gegenwärtig allzuharten und nachtheiligen Folgen in unſerer bürgerlichen Verfaſſung vermindert und weniger überwiegend gemacht würden? —

Elloposkleros, s. Fiſchart.

Franz von Elzholtz,

urſprünglich aus einer angeſehenen holländiſchen Familie ſtammend, ward am 1. Oct. 1791 zu Berlin geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf der Schule zum grauen Kloſter daſelbſt, und nahm 1813 als Freiwilliger in der preußiſchen Armee am Befreiungskriege Theil, in welchem er zum Cavallerieoffizier avancirte. Nach dem Frieden wurde er Regierungsſecretair in Köln und machte, ſowohl während dieſes Verhältniſſes, als auch ſpäter, ſeit 1823 größere Reiſen nach Holland, England und Italien. Als er 1825 wiederkehrte, hatte vorzüglich ſein geiſtreiſches dramatiſches Spiel „Komm her" bereits viel zur Verbreitung ſeines Namens beigetragen, er wurde demzufolge 1827 zur Organiſation des H. Sachſen Koburg-Gothaiſchen Hoftheathers berufen und zum Legationsrath ernannt. Dieſes Amt legte er jedoch 1830 wieder nieder, und lebte ſeitdem mit literäriſchen Arbeiten beſchäftigt, ohne feſten Wohnort.

Er gab heraus:

Wanderungen durch Köln und deſſen Umgegend. Köln, 1820.
Der neue Achilles. (Anonym). Köln, 1821.
Denkblätter. Berlin, 1827.
Schauſpiele. Stuttgart, 1830.
Anſichten und Umriſſe aus der Reiſemappe zweier Freunde. Berlin, 1830. 2 Thle.
Schauſpiele. (N. A. mit einem zweiten Thle. vermehrt). Leipzig, 1835. 2 Thle.

Lebenskenntniß, Herrſchaft über die Sprache und feiner Geſchmack ſind dieſem Verfaſſer eigen, und haben ihn vorzüglich einen entſchiedenen Beruf für das höhere Luſtſpiel beurkunden laſſen, ſo daß auf dieſem Gebiete noch viel von ihm zu erwarten iſt.

Komm her! *)

Dramatiſche Aufgabe in Einem Act.

Perſonen.

Der Schauſpieldirector.
Die Schauſpielerin.
Der Theaterdiener.

---

*) Aus: Schauſpiele von Elsholtz. Leipzig, 1835.

Zimmer im Hauſe des Schauſpieldirectors.

Erſte Scene.

Director
(vor einem mit Papieren bedeckten Tiſche).
Ein Dutzend Briefe voll der glänzendſten Talente!
Vortrefflich, wenn man nicht die Schreiberinnen kennte,
Vortrefflich, wenn uns nicht Erfahrung oft gelehrt,
Was briefliches Talent auf dem Theater werth!
So ſeh' ich um den Platz, der hier vacant, mit Fragen
Und Floskeln aller Art mich täglich wie erſchlagen.
Empfindung, Adel, Kraft, Gedächtniß, Bildung, Geiſt,
Geſchmack, Beleſenheit und wie es weiter heißt,
Hat Jede, ſchwört ſie mir, ohn' alles Uebertreiben;
Doch keine Einzige kann — orthographiſch ſchreiben. —
Wer bleibt, bei ſo viel Kunſt, an Kunſtſinn gern zurück?
Drum ſchreib' ich morgen gleich und — danke für das Glück,
Womit man *mich* bedroht und die Theatercaſſe;
Denn Waſſer ſing' ich eh'r im Danaidenfaſſe,
Als Beifall, Ruf und Geld in dieſer Schönen Netz!
Bei neuer Künſtler Wahl iſt einmal mein Geſetz,
Nie zu vertrau'n, bevor ich Proben nicht geſehen,
Und Proben, die nicht leicht den Kenner hintergehen.
Die wahre Kunſt iſt nicht auf jedem Markt zu Kauf;
Nur ſelten iſt ſie da, noch ſeltner tritt ſie auf;
Und wie viel Dinge muß das Glück zuſammenſtellen,
Soll dem geheimen Born ihr heil'ger Strom entquellen!
Wie ſeh'n wir wider ſie die Mißgunſt oft empört,
Wie oft die ſchönſte Saat vom Lebensfroſt zerſtört,
Den rechten Platz verfehlt, der Beſſern Muth erkalten
Und rohe Stümper ſich für die Beruf'nen halten!
Die Kunſt des Mimen, ſo bewunderswerth, ſo groß,
Theilt mit des Dichters Kunſt ein eigen ſeltſam Loos.
Zu beiden hält ſich leicht, ob kaum des Tempels *Stufen*
Er je erklimmen mag, der Schüler für berufen.
Wer ſchreiben kann, der meint, leicht ſchrieb' er ein Gedicht;
Es ſind ja *Worte* nur, die man zuſammenflicht,
An Worten fehlt es nicht; — was fragt man nach Gedanken!?
Und ſo erſcheint man dreiſt als Dichter in den Schranken.
Von *gleichem* Muthe fühlt vor unſrer *Breterwelt*
Der Schüler ſich entflammt, der nichts für leichter hält,
Wie droben ſchön geputzt, als König zu erſcheinen
Und nach Bedarf zu ſchrei'n, zu raſen und zu weinen.
Gedächtniß hab' ich viel, ſo denkt er, Arm und Bein
Und Lunge kann gewiß bei Keinem beſſer ſein;
Das Andre findet ſich. — So ſind wir nun berathen,
Wir armen Lenker in Thalien's bunten Staaten;
Und wenn auch wahre Kunſt ſich hier und da noch zeigt,
Wird der verdiente Kranz doch ſelten ihr gereicht:
Denn jetzt entzückt uns mehr der Ton gewandter Kehlen,
Als der Geſchichte Bild und Malerei der Seelen.
Man will genießen, — doch genießen ohne Müh',
Und *kommt* einmal der Ernſt, er kommt doch ſtets zu früh.

Zweite Scene.

Theaterdiener (tritt auf).
Ein Frauenzimmer wünſcht den gnäd'gen Herrn zu ſprechen.
Director.
Sie komme!
(Diener ab.).
Was ſie will, begehrt kein Kopfzerbrechen.
Gewiß ſo ein Talent; für jedes Fach gerecht,
Das Unterkommen ſucht; doch hier ergeht's ihr ſchlecht!
Ich werd' ihr dergeſtalt den Muth zu Boden ſchlagen,
Daß ſie zum zweitenmal ſich hütet, mich zu plagen.

Dritte Scene.

Schauſpielerin (mit Hut und Shawl).
Mein Herr —
Director.
Ergeb'ner Knecht! Mit wem hab' ich das Glück —
Schauſpielerin.
Mein Herr —
(für ſich)
Sein Weſen ſcheucht mir faſt den Muth zurück.
(laut)
Ich bin —
Director.
Doch wer? mir ſind die Stunden zugemeſſen
Schauſpielerin (für ſich).
Er kennt mich nicht; — die Zeit der Kindheit ſcheint vergeſſen.
(laut)
Mein Name gilt hier nichts, drum gleich, weshalb ich kam,
Weshalb ich, Sie zu ſeh'n, mir die Erlaubniß nahm.
Auf hieſ'ger Bühne ſei, — verſichert man, — ſo eben
Das Fach der Heldinnen und Mütter zu vergeben.
Wenn mein Talent dazu mich würdig machen kann,
So biet' ich meinen Dienſt der Anſtalt freudig an.
Director.
Verbunden! Doch ich darf es Ihnen nicht verhehlen,
Daß dieſem Platze nicht Bewerberinnen fehlen;
Nur keine that bis jetzt der Forderung genug,
Und Zeuge war ich hier von manchem Selbſtbetrug.
Ich ſah, wie ſtolze Pfau'n, ſich Königinnen ſpreizen,
Naivität erborgt von abgeblüh'ten Reizen;
Ich ſahe Rachegluth und haßentflammten Sinn
Sich äußern, — wie den Zorn von einer Wäſcherin.
So hab ich's gar zu oft, ja, ſchlimmer noch erfahren,
Und möchte gern davor in Zukunft mich bewahren.
Schauſpielerin.
Nach Wunſch, mein Herr, obwohl, ich muß es frei geſteh'n,
Man nicht wohl *richten* kann, bevor man nicht *geſeh'n*.
Director.
So glauben Sie vielleicht dem Anſpruch zu genügen,
Und hätten Luſt, ſich in mein Probeſtück zu fügen?
Schauſpielerin.
Vielleicht!
Director.
Ich ſchmeichle nicht und ſag' es gleich vorher,
Mir bangt vor dem Erfolg, denn, was ich will, iſt ſchwer.
Schauſpielerin.
Die Schwierigkeit beſiegt mein inn'res Widerſtreben,
Zu welchem Ihr Empfang wohl Anlaß konnte geben.
Sie ſeh'n, mein Herr, auch ich nicht ſchmeichle,
Director.
Nein! fürwahr,
Das ſeh' ich! —
(für ſich).
Nur Geduld, dir ſtech' ich bald den Staar,
Womit die Eitelkeit das Auge dir umwoben.
(laut)
So unterzieh'n Sie denn ſich jeder meiner Proben?
Schauſpielerin.
Ja wohl!
Director.
Nur Eines noch, bevor wir weiter geh'n;
Ich will nicht die *Perſon*, will Charaktere ſeh'n.
Schauſpielerin.
Doch welche? Wollen Sie mir ſelbſt die Wahl vergönnen?
Director.
O nein.
Schauſpielerin.
Nur werd' ich dann Sie wohl befried'gen können,
Da mir zum Theil vielleicht die Stücke nicht bekannt?
Director.
Verzeihen Sie, was Noth, iſt gleich hier bei der Hand.
Sie brauchen nur das Wort: Komm her! ſich einzuprägen.
Schauſpielerin.
Komm her?
Director.
Und in dies Wort den Sinn und Ton zu legen,
Nachdem es Lage, Stand, Charakter mit ſich bringt.
Dies iſt das Probeſtück, wodurch der Platz bedingt.
Schauſpielerin.
Sehr ſonderbar!
Director.
Warum? Hier ſind nicht große Phraſen.
Die Roll' iſt leicht ſtudirt und Niemand braucht zu blaſen.
Schauſpielerin (Hut und Shawl ablegend).
Wohlan, ich bin bereit!
Director.
So ſtellen wir uns vor,
Daß eine Königin aus ihrer Frauen Chor
Geruht, zu ihrem Dienſt ſich eine zu berufen;
Schauſpielerin.
Komm her!
Director.
Und ferner, daß zu ihres Thrones Stufen
Sie einem Höfling winkt, der fern ſteht.
Schauſpielerin.
Kommt!
Director.
Auch wie
Sie einen Feldherrn ruft, für ſeine Thaten nie

Belohnt, der nun durch ſie mit goldner Gnadenkette
Geſchmückt ſoll werden.
Schauſpielerin.
Kommt!
Director.
Des Vaters Sterbebette
Bewachend, — deſſen Thron ihr Erbtheil werden ſoll, —
Erblicke ſie den Arzt und — der Gefühle voll,
Die Ehrſucht, Kindespflicht und Schmerz in ihr erregen,
So trete ſie dem Mann, — der helfen ſoll, — entgegen.
(als ſie zögert)
Nun?
Schauſpielerin.
Kommt, o kommt!
Director.
Madam, Sie haben mich gelehrt,
Daß, was uns unbekannt, zunächſt der Prüfung werth.
Doch ſchreiten wir voran! Vor einer Mutter ſtehen
Zwei junge Liebende, die um ihr Jawort flehen.
Der Bräutigam iſt arm, — ſie kämpft, — es wird ihr ſchwer,
Doch endlich breitet ſie die Arme aus —
Schauſpielerin.
Kommt her!!
Director.
Es ruf' ihr Töchterlein die Mutter, dem ſie ſchmollet.
Schauſpielerin.
Komm her!
Director.
Ihr Stiefkind nun.
Schauſpielerin.
Komm her!
Director.
Ein Wagen rollet
Vorüber und erfüllt mit Angſt das Mutterherz.
Sie ruft dem Kinde zu:
Schauſpielerin.
Komm her!
Director.
Im tiefſten Schmerz,
Sieht vor der Schlacht die Frau den Gatten von ſich ſcheiden.
Ihr bleibt ein einz'ger Troſt in ihrem Seelenleiden, —
Die Kinder, die ſie ruft und preßt an ihre Bruſt:
Schauſpielerin.
Kommt her!
Director.
Der Gatte kehrt zurück. Voll ſel'ger Luſt,
Ruft ſie den Kindern zu, da ſie ihn ſieht erſcheinen:
Schauſpielerin.
Kommt her, kommt her!
Director.
Als Mund und Mund ſich nun vereinen,
Erblickt den Diener ſie, der mitzog mit dem Herrn,
Und ruft, — mit Allen theilt ſie ihre Freude gern, —
Auch ihn herbei.
Schauſpielerin.
Komm her!
Director.
Der Mutter Proben laſſen
Mich von der Künſtlerin ſehr günſt'ge Meinung faſſen.
Nun aber zeige ſich, wie, der Verzweiflung nah,
Ein Weib, die all' ihr Gut in Aſche ſinken ſah,
In Jammer ausbricht bei dem Leichenbett des Gatten,
Den ihre Noth verbeut, zur Erde zu beſtatten,
Als ſie den Gläubigern, die nicht ihr Gram erweicht,
Ihr ganzes Hab' und Gut, — des Gatten Reſte zeigt.
Schauſpielerin.
Kommt her!
Director.
Und wie ein Weib, die einen Mann erſchlagen,
Von dem ihr zarter Leib ein Liebespfand getragen,
Und der ihr Spott und Hohn, ſtatt Hülfe gab und Rath,
Der Häſcher Schar, die ſie zur Haft zu führen naht,
Entgegentritt und ſelbſt ſich giebt in ihre Hände.
Schauſpielerin.
Kommt her!
Director.
Ich weiß genug, — und hier der Trübſal Ende:
Von einem Böſewicht entriſſen dem Gemahl,
Erträgt ein edles Weib des tiefſten Kerkers Qual,
Um, ihrer Pflicht getreu, den Räuber nicht zu lieben.
Doch endlich ſinkt ihr Muth, — ein Dolch iſt ihr geblieben;
Sie ruft, — als wiche ſie des Unholds frecher Luſt, —
Ihn zu ſich und verſenkt den Stahl in ihre Bruſt.
Schauſpielerin.
Komm her!
Director.
Ich muß geſteh'n: Sie wußten zu bekunden
Des Schmerzes Macht, als ob Sie ſelbſt ihn ſchon empfunden.
Doch weiter: Vom Geräuſch und Prunk der Städte fern,
Bemerkt ſchön Röschen doch die Nähe eines Herrn,
Des Blicke bald auf ſie, bald auf ein Blatt ſich wenden.
Einſt überraſcht ſie ihn und ſieht in ſeinen Händen
Ihr eignes Bild! — Sie ſtaunt, das Athmen wird ihr ſchwer, —
Dann ruft ſie im Triumph die Nachbarn:
Schauſpielerin.
Kommt, kommt her! —
Director.
Voll Eiferſucht entdeckt, nach kaum ſechs Monden Ehe,
Ein Weibchen, daß ihr Mann auf Nebenwegen gehe,
Sie warnt, — er läugnet keck; doch einſt, — o Unglückstag!
Enthüllt ein Billet-doux der Armen ihre Schmach.
Noch zweifelnd ſieht ſie juſt den Ungetreuen kommen.
Nun bricht ſie los; der Mann ſpielt abermals den Frommen;
Jedoch mit kräftigerm Beweis verſeh'n als er,
Entfaltet ſie den Brief und ruft:
Schauſpielerin.
Da komm! — komm her!
Director.
Das nenn' ich Eiferſucht! —
(halb gegen die Zuſchauer gewendet)
Hier kann man Vorſicht lernen,
Um gleiches Loos von ſich im Nothfall zu entfernen —
Doch hören wir nun auch den Ton der jungen Braut,
Die mit verſchämtem Blick auf den Geliebten ſchaut,
Der einen Kuß ihr ſtahl und, drum von ihr geſcholten,
Von weitem ſteht?
Schauſpielerin.
Komm her!
Director.
Ihr Schmälen wird vergolten;
Er kommt nicht.
Schauſpielerin.
Komm denn her!
Director.
Nicht weichet ſein Verdruß,
Bis endlich ſie ihm ſelbſt die Wange reicht zum Kuß.
Schauſpielerin.
Komm her!
Director (die dargereichte Wange küſſend).
Vortrefflich.
Schauſpielerin.
Wie? gehört das auch zur Probe?
Director.
Verzeihung, mein Verſtoß ſpricht ſehr zu ihrem Lobe!
Und nun verkünde noch mir dieſer holde Mund
Des Bauermädchens Ruf, dem Spitz, der Schäferhund,
Ihr Brot hat weggeſchnappt, das ſie ihm möcht' entreißen,
Wenn ſie nicht fürchtete, es würde Spitz ſie beißen.
Schauſpielerin.
Komm hier, mein Hündchen, komm, komm hier, komm hier, komm hier!
Director.
Nachdem der Raub verzehrt, gehorcht dem Ruf das Thier.
Sie glaubt, nun beiß' es ſie, da ſieht ſie Görgen kommen,
Und wird, auf ihr Geſchrei, von ihm in Schutz genommen.
Schauſpielerin.
Komm her, komm her, komm her!
Director.
Es zankt mit ſeiner Frau
Sich Hans und drohet ihr, er ſchlag' ſie braun und blau.
Der Zorn erſtickt ſie faſt; ſie greift nach einem Beſen
Und ſchreit:
Schauſpielerin.
Ja, — komm nur her!
Director.
Doch ohne Federleſen
Zerbläut er ſie, daß faſt der Athem ihr vergeht,
Nur nicht der Trotz. Sie keucht, da er den Rücken dreht:
Schauſpielerin.
Ja komm nur — du —
Director.
Madam', Sie zeigen mir das Leben;
Natur iſt hier die Kunſt! Nie kann ich mir vergeben,
Daß ſolch Talent ſich ſo von mir empfangen ſah.
Ich war, — vergeſſen Sie, was hier zuvor geſchah!
Sie haben überreich mir Ihre Kunſt bewieſen

Und daß ſie ſich enthüllt, dafür ſei Gott geprieſen!
Ich bin entzückt, — erſtaunt! — was kann ich für Sie thun?
Schauſpielerin.
Nur eine Kleinigkeit!
Director.
Was iſt's?
Schauſpielerin.
Sie laſſen —
Director.
Nun?
Schauſpielerin.
Sie laſſen ungeſtört mich meines Weges ziehen.
Director.
Sie wollten, — nimmermehr! Sie wollten mir entfliehen?
Schauſpielerin.
Nicht anders, denn zu ſehr bin ich durch Sie verletzt.
Director.
Ich mache Alles gut.
Schauſpielerin.
Das wäre?! Selbſt noch jetzt
Beleidigen Sie mich.
Director.
Wie ſo?
Schauſpielerin.
Mich nicht zu kennen,
Da ſonſt Sie ſtets gewünſcht, ſich nie von mir zu trennen.
Director.
O Himmel! — Wie? Schon längſt war eine Aehnlichkeit
Mir ſichtbar, — doch — fürwahr! Geſchäfte, Menſchen, Zeit, —
Man wird verwirrt. — Ich weiß kaum ſelbſt, wie mir geſchiehet!
Ihr Anblick, — Ihr Talent, — der Kuß von erſt, — es ziehet
Wie eine Zauberwelt im Innern mir vorbei.
Schauſpielerin.
Doch ſagt der Zauber nicht, daß ich — Eliſe ſei!
Director.
Die Spielgenoſſin, — Sie? Nun fängt es an zu tagen!
Was hielt Sie, Theure, ab, mir das ſogleich zu ſagen?
Schauſpielerin.
Ei! die Empfindlichkeit, daß Sie mich nicht gekannt.
Director.
Wie konnt' ich ahnen?
Schauſpielerin.
Still! Entſchuld'gung ſei verbannt.
Wir bleiben Freunde drum; nur laſſen Sie mich gehen.
Director.
Das laſſ' ich nicht, ich muß vielmehr darauf beſtehen,
Auf *eine* Probe noch zu ſtellen Ihre Kunſt.
Ein Mann von guter Art bewirbt ſich um die Gunſt
Der liebenswerth'ſten Frau, ſo ſchön, als voll Talente,
Die, wenn er ſie nicht ſchon ſeit frühſter Jugend kennte,
Ihm dennoch theuer ward, wo immer er ſie fand.
Er giebt ihr, was er hat, — ſein Herz und ſeine Hand,
O möchte ſie dafür ihm ihre Liebe geben!
Er wartet auf Beſcheid; — ſie ſpricht:
Schauſpielerin.
Komm her!
Director (ſie umarmend).
Fürs Leben!

Hieronymus Emſer,

einer der heftigſten Gegner Luthers und der Reformation, ward am 26. März 1477 in Ulm geboren, ſtudirte in Tübingen und Baſel Theologie und canoniſches Recht, und bekleidete dann zwei Jahre das Amt eines Secretairs bei dem Cardinal Raimund von Gurk, den er auf ſeinen Reiſen durch Italien und Deutſchland begleitete. Darauf ward er Magiſter in Erfurt und lehrte daſelbſt Humaniora. Von hier ging er in gleicher Eigenſchaft nach Leipzig und ward daſelbſt Baccalaureus der Theologie und Licentiat des canoniſchen Rechtes, worauf ihn Herzog Georg 1504 zu ſich als ſeinen Secretair und Orator nach Dresden berief. Im Jahr 1510 ward er nach Rom geſandt, um die Heiligſprechung des Benno zu bewirken. Nach ſeiner Heimkehr erhielt er mehrere Präbenden in Dresden und Meißen und zog ſich in den Privatſtand zurück. Er ſtarb am 8. November 1527 in Dresden.

Seine deutſchen Schriften ſind:

Wider das unchriſtliche Buch Martini Luthers, Auguſtiners, an den teutſchen Adel ausgangen u. ſ. w. Leipzig, 1521.

An den Stier zu Wittenberg. O. O. u. J.

Auf des Stiers zu Wittenberg wietende Replica O. O. u. J. Beides Flugſchriften gegen Luther.

Der Bock tritt freg auff dieſen plan hat wyder Ehren nye gethan. O. O. 1525. 4.

Anfangs Luthers Freund ward er nach der Disputation zu Leipzig (27. Juli 1519) deſſen eifrigſter Feind, wobei ihm denn auch Luther freilich, in der Derbheit jener Tage, nichts ſchuldig blieb. — Seine Satyren haben übrigens durchaus keinen äſthetiſchen Werth und ſind nur plumpe, in ſchlechtem Deutſch geſchriebene Schmähungen. —

Johann Enenkl (Jannſen Enikel),

aus adelichem Geſchlecht, ward 1227 (nach Anderen 1190) zu Wien geboren, lebte daſelbſt als Domherr und ſtarb um 1250 in ſeiner Vaterſtadt.

Er ſchrieb:

Fürſtenbuch von Oeſtreich und Steyerland (in markomanniſch-fränkiſchen Reimen), herausgegeben von Hier. Megiſer. Linz, 1618. N. A. 1740. 8.

Univerſalchronik (in Proſa und Verſen), wovon Proben in Pezii Script. rer. austr. II. S. 636—646 und in Magnus Faus philoſophiſchem Verſuche über Enikels Univerſalchronik. St. Mereſheim, 1788. — Eine vollſtändige Ausgabe wird in Wien, dem Vernehmen nach, vorbereitet.

Beide Werke haben mehr ſprachlichen als hiſtoriſchen Werth. —

Johann Jakob Engel

ward am 11. September 1741 zu Parchim im Mecklenburgiſchen, wo ſein Vater als Prediger lebte, geboren. Nachdem er im elterlichen Hauſe und dann in der dortigen Stadtſchule ſeine erſte Bildung erhalten, beſuchte er das Gymnaſium zu Roſtock, von dem er ſpäter zu der Univerſität daſelbſt überging. Er beſchäftigte ſich hier vorzüglich mit den theologiſchen Wiſſenſchaften und widmete ſich dann zu Bützow und zu Leipzig mit Vorliebe dem Studium der Philoſophie und der Sprachenkunde. Mehrere Predigten, welche er während dieſes Zeitraums theils in Bützow theils in Parchim gehalten, hatten ihn bereits in ſeinem Vaterlande ehrenvollen Ruf erworben, und er würde ſich wohl dem Predigtamte gewidmet haben, wäre er nicht durch ſein Verhältniß zu dem pietiſtiſchen Superindenten Zachariä, der alle Andersdenkenden verketzerte, davon zurückgeſchreckt worden. Er blieb daher in Leipzig, wo er ſich ſeinen Unterhalt durch literäriſche Arbeiten und Vorleſungen verſchaffte und ſich bald einen ſehr ehrenvollen Namen in der gelehrten Welt zu erwerben wußte. Unter vier, zu gleicher Zeit ihm gewordenen Anträgen, zog er, dem Wunſche ſeiner Mutter folgend, einen Ruf als Profeſſor am Joachimsthal'ſchen Gymnaſium allen übrigen vor. Er begab ſich dem zufolge 1776 nach Berlin, lehrte hier mit dem größten Beifall, ward Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, und hatte bald darauf die Ehre, dem jetzigen Könige von Preußen und mehreren Prinzen und Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes Unterricht zu ertheilen. Dadurch mit dem damals regierenden Könige Friedrich Wilhelm II. bekannt geworden, erhielt er von dieſem die Oberdirection des Berliner Theaters, welche er bis 1794 verwaltete, dann aber, da ſeine wankende Geſundheit zu ſehr von dem mannichfachen, mit einer ſolchen Stelle verknüpften Aerger litt, niederlegte. — Er begab ſich nun nach Schwerin, wo er ſich mit literäriſchen Arbeiten beſchäftigte, ward aber bald von ſeinem erhabenen Zögling, gleich nach deſſen Regierungsantritt, auf das Wohlwollenſte eingeladen zurückzukehren, um unter Zuſicherung ſeines Gehaltes als Mitglied der Akademie und einer anſehnlichen Penſion, ohne alle amtliche Verpflichtung, dort ſeiner Neigung und den Muſen zu leben. Engel folgte dieſer ehrenvollen Aufforderung im Jahre 1798, arbeitete jedoch zu angeſtrengt und untergrub ſeine leidende Geſundheit immer mehr. Er ſtarb auf einer Beſuchsreiſe zu ſeiner bejahrten Mutter, am 28. Juni 1802 in ſeiner Vaterſtadt.

Seine Schriften ſind:

- **Der dankbare Sohn.** Leipzig, 1770 und öft.
- **Die Apotheke.** Oper. Leipzig, 1771.
- **Der Edelknabe.** Luſtſpiel. Leipzig, 1774 und öft.
- **Der Philoſoph für die Welt.** 2 Thle. Leipzig, 1775—1777 und öft.
- **Lobrede auf den König.** Berlin, 1781.
- **Kleine Schriften.** Berlin, 1795.
- **Fürſtenſpiegel.** Berlin, 1798.
- **Herr Lorenz Stark.** Berlin, 1801.
- **Schriften.** 12 Thle. Berlin, 1801—1806.
- **Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten.** Berlin, 1783.
- **Mimik.** Berlin, 2 Bde.

Als Menſch wie als Schriftſteller verdient Engel gleiche Achtung. Er war ein wohlwollender, redlicher, wahrheitsliebender, das Gute und Schöne nach beſten Kräften befördernder Mann, ein dankbarer, guter Sohn, ein unveränderlich treuer Freund. Als Schriftſteller zeichnete er ſich beſonders durch ſeinen feinen Geſchmack, ſein gründliches Wiſſen und ſeine ſcharfe Beobachtungsgabe aus. Vorzüglich verdankte ihm die populäre Philoſophie in Deutſchland große Fortſchritte. Sein proſaiſcher Styl iſt glänzend, leicht, witzig und correct, und daher ein Muſter wahrer Eleganz, obwohl hier und da in der von ihm erſtrebten Natürlichkeit zu künſtlich. Leſſing blieb fortwährend ſein Vorbild doch erreichte er ihn nie, da ihm Leſſing's ſelbſtſtändiger Scharfſinn mangelte, auch beſaß er für einen Dichter nicht genug Phantaſie. Seine äſthetiſchen und kritiſchen Bemühungen ſind durch die ſpäteren Fortſchritte der Philoſophi ſehr überflügelt worden, doch hat ſeine **Mimik** ſich ein bleibendes Anſehn zu bewahren gewußt, da ſie einen reichen Schatz feiner pſychologiſcher Bemerkungen umfaßt. — Seine Luſtſpiele erhielten ſich lange auf der Bühne, um ſo mehr, als ſie ſich durch ſcharfe Charakterzeichnung, Wahrheit und Lebendigkeit des Dialogs und vortreffliche ſceniſche Oekonomie auszeichneten. Als ein Meiſterwerk, in jedem Sinne des Wortes, iſt indeſſen ſein vortreffliches Charactergemälde „Herr Lorenz Stark" als die Perle aller ſeiner Schriften zu betrachten.

Das ähnlichſte Portrait Engels ward von **Freidhof** nach einem Oelgemälde von **Weitſch** geſchabt, und hat auch in künſtleriſcher Hinſicht großen Werth.

Vergeltung *).

Bei dem ſteten, oft ſo ſchrecklichen Wechſel der Dinge, können Perſonen vom höchſten Anſehen in den Fall kommen, daß ſie des Erbarmens der Niedrigſten bedürfen. Wohl dann denen, die ſelbſt, in den Tagen ihres Glücks, Erbarmen geübt haben, ſie werden die guten Folgen davon, in den Tagen ihres Unglücks, empfinden.

Was in unſeren Tagen geſchehen iſt, wovon, nur wenige Jahre zurück, noch niemand die Ahnung hatte, bedarf keiner Erwähnung. Man weiß, daß auch von dem rohſten, ergrimmteſten Pöbel, mitten in der wildeſten Wuth des Aufruhrs, Unterſchiede gemacht wurden, die ihren Grund in einer dankbaren Erinnerung des Vergangenen hatten. Die ältere Geſchichte hat uns ähnliche Beiſpiele hinterlaſſen. —

In Sicilien war, um die Zeit des Aufruhrs der **Gracchen**, das Elend der dort befindlichen Sclavenmenge, die faſt die Hälfte der Bevölkerung dieſer Inſel ausmachte, bis aufs Höchſte geſtiegen. Einer der fühlloſeſten Wüthriche war ein gewiſſer **Damophilus** aus Enna, der alle ſeine Sclaven mit glühenden Eiſen an der Stirne hatte brandmarken laſſen, ſie Nachts in enge Kerker zuſammenpreßte, und mit anbrechendem Morgen ſie bei der magerſten Koſt, die kaum ihr Leben zu friſten hinreichte, auf die Felder zur Arbeit jagte. Sein Weib **Megallis** war gegen den weiblichen Theil des Geſindes nicht minder grauſam. Die geringſten Fehler wurden mit den entſetzlichſten Züchtigungen beſtraft, und die kaum zu erzwingenden Tagewerke mit unerbittlicher Strenge gefordert.

Unter dieſen unerträglichen Leiden, war der einzige Troſt der Elenden die junge Tochter des Hauſes, deren Herz für die Gefühle der Menſchlichkeit eben ſo offen, als das Herz ihrer Aeltern dafür verſchloſſen war. Durch ihre flehenden Fürbitten bewegte ſie oft die wüthende Mutter zur Schonung; durch ihre innige Theilnahme machte ſie Qualen, die ſie nicht hatte abwenden können, erträglicher; und durch ihre geheime Wohlthätigkeit erſetzte ſie, ſo viel ſie konnte und durfte, die den Sclaven verſagten Nothwendigkeiten.

Es kam zum Aufruhr, der ſich bald, wie eine Flamme unter feuerfangendem Stoff, bis in alle drei Spitzen der Inſel verbreitete. Auf den Feldern des **Damophilus** brach er aus: er ſelbſt, dieſer Nichtswürdige, ſein Weib, ſeine Tochter, da ſie ſich eben in einem Garten der Vorſtadt ſorglos erluſtigten, fielen in die Hände der Sklaven. Nach dem Willen des Anführers, eines gewiſſen **Eunus**, ſollte über den **Damophilus** ein förmliches Verhör gehalten werden, bei welchem Ankläger und Zeugen aufträten, und die Menge Richter wäre; aber die unaufhaltſame Wuth zweier Sclaven, die vorzüglich grauſam waren behandelt worden, machte dieſem Scheingerichte ein Ende: ſie ſtürzten über ihren Tyrannen her, und ſchlugen ihn mit wiederholten mörderiſchen Streichen zu Boden. Das Schickſal ſeines Weibes war fürchterlicher; denn ſie fiel in die Hände ihrer Sclavinnen, die erſt mit Furienwolluſt jede Art von Marter und von Mißhandlung an ihr erſchöpften, und ſie dann, nach geſättigter Rache, auf eine Anhöhe ſchleppten, um ſie in die Tiefe zu ſtürzen.

Mitten unter dieſen Stürmen der empörteſten, ſinnloſeſten Wuth blieb die Tochter nicht allein verſchont, ſondern erhielt auch die unverkennbarſten Beweiſe der Dankbarkeit, der Liebe und Ehrerbietung. Ihr ſo oft bewieſenes Erbarmen war in

---

*) Aus Engels Fürſtenſpiegel. Berlin, 1798.

Aller Herzen; das Lob ihrer Menſchlichkeit, ihrer Tugend, auf Aller Lippen. Das geringſte Vergehen gegen ſie mit Wort oder That würde auf das Empfindlichſte ſeyn gerächt worden. Man beſchloß, ſie von dem grauenvollen Orte, wo ihre Aeltern geblutet hatten, und zugleich von dem Schauplatze des bevorſtehenden wüthenden Krieges zu entfernen; durch ein ſichres Gefolge brachte man ſie hinweg nach Catana, und überlieferte ſie dort, unberührt, in die Hände ihrer Verwandten. — —

Die Geſchichte hat uns ſo manche verabſcheuungswürdige Namen, auch die eines Damophilus und einer Megallis, aufbehalten; warum hat ſie uns doch den Namen dieſer Guten, dieſer Edlen verſchwiegen? Doch auch ohne Namen verehrt der Freund der Menſchheit ihr Andenken, und freut ſich der ſo ſchön an ihr beſtätigten Wahrheit: daß auch über die roheſten und fühlloſeſten Gemüther die Tugend ihr göttliches Recht behauptet.

Geſchichte.

Die Geſchichte iſt für Könige eine treffliche Lehrerin, die aber ſo unglücklich iſt, etwas unachtſame Schüler zu haben. — Würden wir ſonſt die ehemaligen Fehler mit den ehemaligen Folgen immer zurückkommen ſehen? Würden ſo oft neue Beiſpiele zur Warnung dienen, wenn die Warnung älterer Beiſpiele gefruchtet hätte? —

Könige! ruft ſo laut die Geſchichte, wagt es nicht, gegen den herrſchenden Geiſt eurer Zeit anzukämpfen; er iſt durch eine Folge von Jahrhunderten eben ſo unwidertreiblich herbeigeführt, als es durch die periodiſchen Umwälzungen des Himmels die Jahreszeiten ſind: es iſt gleich thöricht, dieſe oder jenen zurückhalten zu wollen; und das geringſte Uebel, was für euch daraus erwachſen kann, iſt, daß man an euren Einſichten zweifelt. — Könige! laßt endlich ab von dem Wahne, als ob ihr durch ſtete Erweiterung eurer Grenzen immer mächtiger würdet: der gedrungene, ſaftreiche Staatskörper iſt ſtärker, als der aufgedunſene, entnervte: und wollt ihr mächtiger werden, ſo ſorgt für Thätigkeit, Sparſamkeit, Sitten, Gemeingeiſt. — Könige! verlaßt euch nie gegen eine einfache, gediegene Macht, auf eine vielfache, zuſammengeſtückte: Cabale, Ungehorſam, Eiferſucht, Neid, drohen euch mit Zerrüttung eurer durchdachteſten Plane; und am Ende werdet ihr nicht, wie ihr wolltet, Provinzen gewonnen, aber Provinzen verloren haben. — Könige! verhütet, wenn immer möglich, daß nicht auswärtiger Krieg mit innerer Unruhe zuſammentreffe: beſänftiget die Gemüther durch Herſtellung der alten Ordnung, eh' ihr euch in den Krieg wagt: ſucht und ſichert den Frieden, eh' ihr gefahrvolle innere Umwälzungen unternehmt: denn Faulſtoff in den Eingeweiden des Staats, und äußre Wunden dazu, drohen den Tod. — Alles dieſes, und wie viel mehr! ruft ſo laut die Geſchichte: ihre Lehrlinge hören, aber dringen nicht in den Sinn ihrer Reden; oder wenn ſie ja etwas faſſen, ſo verlieren ſie's wieder im Taumel der Ehrſucht, aus deren Zauberkelche ſie nicht ſatt werden, ſich zu berauſchen. — —

Pilotenfiſche.

Es giebt unter den Tyrannen des Meers einen ſehr merkwürdigen, von Le Vaillant beſchriebenen, der einen ungeheuren Rachen zum Verſchlingen, aber durchaus keinen Verſtand hat, ſich zu bewegen. Dieſer Verſtand ſteckt außer ihm in zwei Dienern, die ihren gnädigen Herrn nie verlaſſen, ſondern auf zwei hervorragenden Enden ſeines Kopfes Wache halten. Soll der Tyrann geruhen weiter zu gehen: ſo ſchwimmen dieſe Diener voran, und er getroſt hinter drein; ſoll er ſich tiefer herablaſſen: ſo fahren ſie ihm über den Rücken, und er gehorſamlich nieder; ſoll er höher heraufſteigen: ſo berühren ſie ihn unten am Bauch, worauf er gnädigſt ſich hebt. Die Matroſen, die bei Benennung dieſer dirigirenden Fiſche im Kreiſe ihrer gewohnten Begriffe bleiben, haben ſie Pilotenfiſche genannt; man könnte ſie ſonſt, mit gutem Fug und Recht, auch Miniſterfiſche nennen.

Zeitvertreibe.

Es iſt wohl traurig, daß oft die ſanfteſten, gutmüthigſten Fürſten ſo viel Undank von ihren Völkern erfahren. Man ſollte ſich Glück wünſchen, daß man ſie hat, und man wird nicht müde, ihrer zu ſpotten und ſie in den Augen der Welt herabzuſetzen.

„Was dünkt euch dazu,“ ſagt das eine Volk, „daß unſer durchlauchtigſter Herr den ganzen Tag nichts thut, als an der Drechſelbank ſitzen?“ — „Da mag ihm weniger heiß als dem unſrigen werden,“ erwiedert das andere, „denn deſſen ganze Luſt iſt, am Feuerherde zu ſtehen und Paſteten zu backen.“ — „Der unſrige,“ ruft ein drittes, „iſt ein ganz anderer Mann; der fordert die Schloſſermeiſter von ganz London heraus, ein ſchöneres Vorlegeſchloß, oder einen künſtlichern Schlüſſel zu machen, als er.“

Iſt es zu begreifen, was dieſe Unſinnigen wollen? — Soll denn etwa der Fürſt, gleich dem letzten Mediceer, ſein ganzes Daſeyn im Bette verträumen, oder gleich dem wilden Jäger, der noch jetzt durch die Forſten ſpukt, Feld und Wald mit ſeinen Hunden durchſtreifen, und alle Saaten, alle Ernten zu Schanden reiten? Soll er auf jeder Wachtparade, wenn irgend eine Binde zu locker oder ein Zopf nicht ſteif genug ſitzt, die Helden des Vaterlandes halb todt ſchlagen laſſen? Soll er unermeßliche Summen am Spieltiſche vergeuden; oder in ſchwärmeriſchen Andachtsübungen allen ſeinen Verſtand, ſeinen Frohſinn erſticken?

Regieren, ſchreit man, regieren ſoll er; denn wofür ſonſt iſt er da? — Als ob es um das Regieren eine ſo leichte Sache wäre! Er iſt zum Fürſten geboren: das iſt ſchon wahr; aber die Kunſt zu regieren iſt nicht mit ihm geboren: und was man in jüngern Jahren hätte thun können, ſie ihm beizubringen, das iſt nun einmal verſäumt. Zum Lernen, weiß man, hatte der junge Prinz niemals Luſt, und wirklich auch niemals Zeit: denn das Muſter der Fürſtenmütter konnte durchaus nicht dulden, daß der geliebte Erbe bei irgend einer Ergötzlichkeit fehlte; und da ſie ſelbſt von einer zur andern unaufhaltſam fortſchwärmte, ſo kam auch der gute Knabe aus dem betäubenden Hofgeſchwirr, aus den geiſtertödtenden Indigeſtionen, und aus den trunkenen Erwartungen neuer, immer ſchönerer Vergnügungen nie heraus.

Aber, ſchreit man von neuem, wenn er denn nicht regieren kann, und wir denn einmal an Miethlinge verkauft ſeyn müſſen; ſo ſoll er uns wenigſten nicht dem Vorwurfe ausſetzen, daß wir einem Drechsler, einem Koch, einem Schmiede gehorchen: er ſoll ſich edler und würdiger beſchäftigen, als er thut. — Edler und würdiger? — Lieber Gott! — Wenn man nun dieſen Beſchäftigungen nachfragt; ſo wird gewiß herauskommen, daß der Prinz ſich an lehrreichen Unterhaltungen ergötzen, Bücher leſen, wohl gar, wie ein Cäſar und Antonin, ſelbſt die Feder in die Hand nehmen ſoll. — Aber wenn er nun, von ſeiner zarteſten Kindheit an, vor allen ſolchen Beſchäftigungen einen Eckel hat? wenn noch jetzt der Angſtſchweiß ihm vor die Stirne tritt, ſo bald er nur eine halbe Seite Gedrucktes oder Geſchriebenes herableſen ſoll? wenn man ſchon aus dem Einzigen, was er wohl ſchreiben muß, aus ſeinem Namen ſieht, daß Schreiben ſeine Sache nun gar nicht iſt: — kann man ihm da als Vergnügen vorſchlagen, was für ihn die grauſamſte Marter wäre? Oder ſieht man denn nicht, daß, wenn der Prinz zu ſolchen Beſchäftigungen Luſt hätte, er zur Regierung weit untauglicher wäre? — Zu zeichnen, oder ein Inſtrument zu ſpielen, iſt, wenn es ſchlecht geſchieht, bei weitem nicht ſo viel werth, als gut zu drechſeln oder zu ſchmieden; und daß doch übrigens der Herr von den ſchönen Künſten einige Kenntniß hat, daß erhellt aus der Leichtigkeit und Anmuth, womit er tanzt. Auch nennt er, in der Gallerie, von mehr als einem Gemälde den Namen des Meiſters, und iſt ein großer eifriger Bewunderer der italieniſchen kleinen Oper. —

Kurz, es iſt unverantwortlich, wie man den armen Großen zuweilen mitſpielt. Man ſcheint die boshafte Abſicht zu haben, ſie vor lauter langer Weile umkommen zu laſſen; aber man bedenkt nicht, was für ein Schickſal man da ihrer ſie umgebenden Dienerſchaft bereiten würde. In ihrer mürriſchen Laune würde nichts ihnen recht gemacht werden; ſie würden ewig tadeln, nergeln, ſchelten: und noch ein Glück, wenn es beim bloßen Schelten bliebe! Läſtermäuler wollen von Prinzen erzählen, die in Anwandlungen ihrer böſen Laune mit Fäuſten ſollen um ſich geſchlagen, wohl gar mit Füßen um ſich getreten haben.

Nein, ihr guten, lieben, ſanftmüthigen Prinzen, bleibt, wenn ihr einmal Beruf dazu fühlt, vor eurer Drechſelbank, eurem Herde, und eurem Amboß! Laßt euch durch das Geſchrei von Menſchen nicht irre machen, die auf ihre Unterthanenpflicht: zu ſchweigen, ſich wenigſtens um nichts beſſer verſtehen, als ihr euch auf eure Fürſtenpflicht: zu regieren! Laßt euch, für keinen Preis, aus dieſer frohen Laune herausſpotten, die uns um euret- und ſelbſt um unſertwillen ſo lieb iſt! Wenn ihr das vorgeſetzte Tagewerk vollbracht habt, und eure Puppen fürs Schachſpiel vortrefflich gerathen ſind; wenn eure

Paſteten einen feinern Geſchmack, als die Hanauer oder Straßburger, oder ſelbſt als die Pariſer, haben; wenn eure Schlüſſel in ihre Schlöſſer vollkommen paſſen: dann tretet ihr aus eurer Werkſtätte hervor, ſo froh und ſo heiter, ſo wohlgeſinnt und ſo mildthätig; — wir könnten uns gar keinen gnädigern Fürſten wünſchen als wir, dem Himmel ſey Dank! an euch haben.

Müßiggang.

Ein einfältiger Reichsſtädter ſah in X.. den Landesherrn mit einem äußerſt ſauren Geſichte und einer Eile vorbeijagen, daß die Pferde ſtürzen mochten. — Lieber Gott! fragte er einen Einwohner des Orts, der ihn herumführte; was muß er vorhaben, der Herr?

„Er? — Er iſt müde, auf ſeinem Schloß in der Stadt zu gähnen, und fährt nun hin, um draußen in ſeinem Belvedere zu gähnen."

Das wär' es Alles? fragte der Reichsſtädter erſtaunt.

„Das iſt's rein Alles! Er jagt immer die Pferde todt, um zu rechter Zeit an dem Orte zu ſeyn, wo er nichts zu thun hat."

Aber ich bitte Sie, Freund, wenn der Herr auch auf ſeinen jährlichen weitern Reiſen ins Bad und auf die Meſſe ſo ganz entſetzlich fährt —

„Anders niemals."

Da müßten ja, dächt ich, ihm ganze Ställe voll Pferde fallen.

„Ihm wohl nicht, aber den Unterthanen."

Hm! — Und er hätte wirklich nichts zu verſäumen?

„Nichts in der Welt."

Man ſollte aber doch glauben: bei den mancherlei Regierungsgeſchäften — —

„Die beſorgen die Räthe."

Und bei der anſehnlichen Armee, die er hält — —

„Die beſorgen die Generale."

Und bei der vorfallenden vielen Correſpondenz — —

„Die beſorgen die Secretäre."

Hm! Hm! — Aber ſehen Sie doch! ſehen Sie! Da iſt er ſchon die ganze lange Straße hinunter; da iſt er ſchon draußen vor dem Thor auf der Höhe. Man ſollte glauben, alles Geſchirr müßte reißen. — Und daß der gute Herr nicht vor Schwindel vom Sitz fällt!

„Das hat nichts auf ſich. Er hat feſte Gehirnnerven."

Je nun — er nutzt ſie eben nicht ab. — Aber auf jenen weitern Reiſen, mein Freund, da bekommen doch wohl die Unterthanen etwas, wenn ihnen die Pferde fallen?

„Verſteht ſich. Etwas für ihre Pferde, und auch wohl etwas für ſich."

Nun, das iſt denn doch gnädig! Auch etwas für ſich?

„Prügel." — —

Ob Geſpräche dieſer Art, ganz ſo hämiſch und bitter, unter den Geringern wirklich vorfallen? iſt nicht die Frage. Es wäre zu wünſchen, daß Fürſten ihre Unterthanen belauſchen, oder daß ſie Blicke bis in ihr innerſtes werfen könnten; ſie würden finden, daß ſie nur allzu häufig von ihnen verachtet, und oft dann am meiſten verachtet werden, wenn ſie am meiſten vor ihnen zu glänzen wähnen.

Nachruhm.

Für den Menſchen, das Geſchöpf der Zeit, iſt die Gegenwart immer wenig, die Zukunft Alles. In ſie hinein ſtrebt jeder ſeiner Wünſche, in ſie die meiſten ſeiner Gedanken. Für ſie nur lebt er, ſorgt er, arbeitet er; ſie ſich aufzuhellen, horcht er auf Wahrſager, Zeichendeuter, Beſchwörer; ſie ſich zu verſchönern, opfert er Kräfte, Vergnügen, Geſundheit, Leben.

Gröbere Seelen hangen mit ihren Wünſchen und Gedanken nur an der nächſten Zukunft; feinere, ſchweifen damit hinaus, bis über das Grab. Wenn alles Uebrige aufhört, ſoll der Nachruhm noch dauern; wenn Alles Trümmer iſt, was das Leben gebaut hat, ſoll die Ehrenſäule noch da ſtehen.

Es hilft nichts, daß man den Ruhmſüchtigen fragt: wird das Lob, das im Tode hinter dir bleibt, zu deiner Kenntniß gelangen? Wird die Bewunderung einer noch ungebornen Nachwelt dein Ohr; das Blatt der Geſchichte, das dich den Göttern zuzählt, dein Auge entzücken? — Entweder zieht er, wie jener Römer, aus der Liebe des Nachruhms ſelbſt, einen Beweis der Unſterblichkeit und des fortdaurenden Zuſammenhanges mit dem Erdenleben; oder er gibt wenigſtens, durch die Allmacht der Phantaſie, entfernten Jahrhunderten Gegenwart, hört Töne, zu denen die Organe noch in unentwickelten Keimen ſchlafen, lieſ't Werke, zu denen die Schriften noch in ungeöffneten Schachten ruhen. —

Aber, möchte man ausrufen: prophetiſcher Träumer! wie kannſt du Urtheile deiner Eitelkeit mit Urtheilen der Nachwelt verwechſeln? Sind denn jene ſchon eines mit den Urtheilen der Zeitgenoſſen? — Schmeichler, weißt du, ſind gerne Lügner; und der größte Schmeichler iſt immer der Menſch ſich ſelbſt.

Oder achteſt du vielleicht der Wahrheit deiner Vorſtellungen nicht, und erfreuſt dich nur an ihrer Lieblichkeit, ihrer Schönheit? Würdeſt du den, der dich vom Wahnſinne heilte, als einen Feind deiner Zufriedenheit haſſen? — Dann biſt du der Mittheilung des Geheimniſſes unwerth, wie man ſich die Zukunft gewiß macht. Dann träume!

Die Nachwelt iſt unpartheiiſch, unbeſtechlich, gerecht. Ihr Urtheil kann anfangs ſchwanken; aber bald werden die Weiſeſten und Edelſten ihm Feſtigkeit geben. — Du ſelbſt kannſt dein unpartheiiſcher Richter nicht ſeyn; das duldet deine Eitelkeit nicht: und doch mußt du dir die Zukunft von der Gegenwart borgen. Geh, und ſuche dir unter den Mitlebenden einen der Weiſeſten, Edelſten auf: ſtrebe ſeiner Freundſchaft würdig zu werden; und haſt du, in der ſeligſten Minute deines Daſeyns, dieß Ziel erreicht, dann freue dich in dem Ruhme, den Er vielleicht dir giebt, deines Nachruhms! Aus ihm, dem offenen, hellſehenden, biedern Beurtheiler, tönt dir eine Stimme der unpartheiiſchen, unbeſtechlichen, gerechten Zukunft.

Zwar iſt er Freund; und Freundſchaft hat ihre Schwächen für den Geliebten. Aber ſey wahrhaft ruhmwerth; und meinſt du, nicht auch die Nachwelt werde ſie haben? Reine volle Unpartheilichkeit gibt's einmal nicht, als im Gerichte des Himmels. — Mit kalter, ſtrenger Richtermiene naht ſich der Beurtheiler einem Charakter; nicht Würden, Geſchlechtstafeln, Schätze, Kronen, können ihn blenden: das Alles iſt im Tode dahin; was ihn noch einzig anzieht, iſt der Geiſt und das Herz: denn deren Rechte ſind ewig. Laß ihn zu loben, zu bewundern, zu lieben finden; und ſeine Kälte erwärmt ſich, ſeine Strenge wird milder; er wägt jetzt ängſtlich am Tadel, und weniger ängſtlich am Lobe: ſein Scharfſinn wird erfinderiſch an Entſchuldigungsgründen. Ohne daß er es weiß, daß er es will, hat er Flecken überſehen, hat er Schönheiten hervorgehoben. —

O, eure Eitelkeit, euer Stolz, ihr Fürſten, den ihr ſo ungerne ablegt! Den Durſt nach Unſterblichkeit habt ihr; aber wo iſt an eurer Seite der Freund, deſſen ſtrenges Urtheil ſie euch verbürgte!

Sittenwerth.

Laſter, die unbedeutenden Privatperſonen Schande machen, machen ſie unfehlbar auch Fürſten. Große Regententugend kann allerdings den perſönlichen Fehler ſo überglänzen, daß wir kaum ihn gewahr werden; aber doch würde das Licht von jener, ohne den Schatten von dieſem, ſicher in größerer Reinheit, in größerer Fülle ſtrahlen.

Jener ruhmvolle Fürſt, ſagen wir, war ein trefflicher Feldherr, an deſſen Märſchen, Stellungen, Belagerungen, Schlachten, Rückzügen, noch jetzt alle Krieger lernen; warum befleckte er doch ſeinen Ruhm durch ſchändliche Wolluſt? Dieſer Andere war ein muſterhafter Staatswirth, der Handel, Ackerbau, Gewerbe, Kunſtfleiß, mit bewunderungswürdiger Thätigkeit und Klugheit emporbrachte; warum entehrte er doch ſo viel Verdienſt durch Zornwuth, durch barbariſche Grauſamkeiten? Hier ein Dritter war eifriger Beförderer der Wiſſenſchaften, nach deſſen Namen die Nation ihr goldenes Zeitalter benennt; warum verfiel er doch in eine Verſchwendung, wovon man die traurigen, verderblichen Folgen noch jetzt empfindet?

Cimon, Scipio, Lucull, ſind Namen, die im Tempel der Unſterblichkeit glänzen. Aber eben die Geſchichte, die uns die Thaten dieſer Helden erzählt, ſetzt hinzu: daß dem Einen ſeine Liebe zu dem Weine, dem Andern ſein Hang zum Schlafe, dem Dritten ſeine verſchwenderiſche Tafel zum Vorwurf gereicht hat.

Man urtheile: wenn ſchon ſolche, in Vergleichung nur kleine, Fehler den Ruhm großer Männer verdunkeln können; was wird erſt volle Laſterhaftigkeit, volle Unſittlichkeit thun? Kein Verdienſt um den Staat, wie vollwichtig es immer ſey, gibt auf Seite der Ehre den Ausſchlag gegen die Schande eines unedlen, eines boshaften Charakters. —

Und daß man doch ja, was man Verdienſt um den Staat nennt, nicht mißverſtehe, nicht einſeitig blos das geſtiftete Gute berechne, und das mitgeſtiftete Böſe vergeſſe! Ein Regent hat den Staat erweitert, bereichert, furchtbar gemacht, hat ihn in die vortheilhafteſten Verhältniſſe mit den umgebenden Mächten geſetzt: wahre große Verdienſte! Er hat mit gleicher Thätigkeit auch im Innern gewirkt, hat Wiſſenſchaften, Kunſtfleiß, Handel, zu einer Höhe, wie noch keiner ſeiner Vorgänger, getrieben: äußerſt ruhmvoll und edel! Aber warum ſieht denn gleichwohl der Geſchichtforſcher von tieferm Blick eben in dieſer glänzenden Regierung die Epoche des anhebenden Verfalls, des nachher ſo ſchrecklich gewordenen Verderbens? — Das unglückliche Beiſpiel des Fürſten hat ſeinem Hofe, der Hof dem Adel, der Adel den niedrigen Ständen zur Verachtung der Sitten den Ton angegeben; das Beiſpiel hat um ſo mächtiger und tiefer gewirkt, weil die wahrhaft großen Eigenſchaften des Fürſten ſeine Fehler zu entſchuldigen, ſie nicht nur verzeihlich, ſondern ſelbſt liebenswürdig zu machen ſchienen. Man rechnete ſich's zur Ehre, ihm ähnlich zu ſeyn; und da man dieß in dem, worin er wirklich groß war, nicht konnte, ſo ward man's um ſo lieber in dem, worin er klein und verächtlich war, in ſeiner Zügelloſigkeit, ſeiner Sittenverſpottung.

Wie weit ein ſolcher Anfang gedeihen, bis zu welcher Höhe das einmal eingeriſſene Verderben anſchwellen könne, das haben ältere und neuere Beiſpiele zu ſchrecklich gezeigt. — Glücklich ein Volk, wenn es aus dem Rauſche, worin es dem Abgrunde zutaumelte, durch drohende Schickſale noch bei Zeiten geweckt wird; oder wenn unter den frühern Nachfolgern des Fürſten ein wahrhaft edler auftritt, der durch weiſe Geſetze wieder Ordnung, und wenn auch anfangs nur äußere Ordnung, erzwingt, bis durch ſtete kraftvolle Handhabung dieſer Geſetze, und mehr noch durch das eigene ehrwürdige Beiſpiel des Fürſten, die Tugend ihre Rechte zurückerhält und in den Seelen wieder emporkömmt! Aber wehe dem Staat, wenn am Hofe und unter dem Volk die Ungebundenheit fortwirkt, bis erſt alle Scham verſchwunden, bis die innere heilige Sanction, die mehr als Strafen das Anſehen der Geſetze ſchützen müßte, in den Gemüthern dahin iſt! Dann wird nur allzubald Pflicht und Tugend zum Spott, Gemeingeiſt und Vaterlandsliebe zur Thorheit werden; alle Bande, die das Ganze in ſich und mit dem Throne verknüpften, werden ſich löſen; das ehemals durch Tugend ſo genau, ſo innig vermiſchte Intereſſe Aller, wobei der Staat einer ſo vollen Geſundheit, eines ſo frohen Lebens genoß, wird ſich zu ſchändlichem Eigennutze vereinzeln; der Staat wird ſeinem Untergange entgegenkränkeln, und wie lange auch dieſes daure, wie lange auch die noch übrige Kraft, im harten Todeskampf, die endliche volle Auflöſung verſpäte: ſo wird doch dieſe gewiß, und wer kann ſagen, unter wie ſchmerzhaften Kämpfen, mit wie gräßlichen Symptomen, erfolgen.

Wie? Und den erſten Urheber dieſes Verderbens, deſſen Laſter ſo unendlich mehr einriſſen, als ſeine Talente bauen konnten; ihn, der das Volk an den Anblick von Unſittlichkeit gewöhnte, und zu eigener Unſittlichkeit verleitete; ihn ſollten wir als einen der Gründer, der Wohlthäter des Staats, als einen um ſein Volk hochverdienten Fürſten verehren, ſollten ſein Bild im Tempel des Nachruhms aufſtellen, und unter lauten Lobgeſängen es mit Lorber bekränzen? — Zwar ihm ganz ſeinen Lorber verſagen, das werden wir weder wollen noch können; aber wir werden Cypreſſen in dieſen Lorber flechten, werden trauren, daß ſo großen achtungswürdigen Talenten gerade das fehlen mußte, wodurch ſie dem Vaterlande zum Segen geworden wären: die Tugend. —

Soll denn aber, kann man hier fragen, der Sittenlehrer ganz ſo ſtrenge Forderungen an Fürſten, als an andere Menſchen machen? Soll jenen das erhabene Vorrecht, außer der Gewalt der Geſetze zu ſeyn, in gar keinem Stücke zu gute kommen? Freilich, einem Cäſar Borgia, einem Carl dem Schlimmen von Navarra, auch nur von ferne zu ähneln, würde den Fürſten ſchänden, und dem Volke Verderben bringen. Aber es gibt ja geringere Sünden, die man vielleicht mit Unrecht Laſter nennt, da man ſie nur Schwachheiten nennen ſollte; Sünden, worein gerade die fühlenſten Herzen, die feinſten wohlwollenſten Charaktere, am liebſten verfallen. Schwachheiten dieſer Art haben wir mehreren der beſten, der geprieſenſten Könige zu verzeihen; und warum ſie nicht allen Fürſten als eine Erholung von ihren Arbeiten, als eine Zerſtreuung und Gemüthsſtärkung bei ihren oft drückenden Sorgen gönnen? Sind ſie nur im Uebrigen weiſe, tugendhaft, edel; — ob ſie nicht die treuſten Gemahle, nicht die beſtändigſten Liebhaber ſind: was für einen Flecken kann das auf ihre Ehre werfen, oder was für einen ſo großen Schaden der Nation thun? —

Allerdings iſt ein Unterſchied zwiſchen Fehlern; allerdings iſt der bloße, beſonders feinere, Wollüſtling in unendlich geringerm Grade verächtlich und haſſenswerth, als der Blutſauger, der Tyrann, der Vergifter. Aber auch die kleinſte Quelle kann in ihrem Laufe der Zuflüſſe ſo viele aufnehmen, daß ſie zum wilden verheerenden Strom wird; und der unbedeutendſte Sittenfehler kann durch alle die, die ſich nach und nach ihm zugeſellen, in die gehäſſigſten, verderblichſten Laſter führen. Wie, wenn die erſte zarte Empfindung für Schönheit, für Reiz des Umgangs, für Geiſt und Witz, die den Prinzen von der geſetzlichen zu der ungeſetzlichen Verbindung hinzog, wenn dieſe ſo unſchuldig, ſelbſt ſo liebenswürdig ſcheinende Empfindung ihm eine Gebieterin gäbe, der er für das zweideutige Opfer ihrer Ehre nichts glaubte abſchlagen zu dürfen, und die es verſtände, alle anfangs verſteckten, aber nach und nach ſich entwickelnden Laſter ihrer eigenen Seele in die ſeinige hinüber zu pflanzen? Wie, wenn der Hang dieſer Gebieterin zu Vergnügungen, zur Pracht, zur Ueppigkeit; wenn die glänzende Verſorgung der unechten, vielleicht ſehr zahlreichen Nachkommenſchaft zu ungeheurer Verſchwendung, zu gänzlicher Erſchöpfung des Staatsvermögens führte, und dann, um auszudauren, nichts weiter übrig bliebe, als ſich die ungerechteſten, grauſamſten Erpreſſungen zu geſtatten? Wie, wenn die lauteſten Anſprüche des Verdienſtes überhört, alle die Beſten und Edelſten zurückgeſetzt werden müßten, um Würden, Ehrenſtellen, Reichthümer auf die Zweige des oft ſo dunkeln Hauſes der Geliebten, auf jeden verächtlichen Günſtling oder Schützling derſelben zuſammen zu häufen? Wie, wenn die Rachſucht der Stolzen, die leicht Verachtung ſieht, weil ſie Verachtung verdient, und deren Zorn, Schmeicheleien, Thränen die ſchwache Seele des Prinzen nicht zu widerſtehen vermag, die würdigſten Männer des Staats zum Opfer forderte, und dann an die Stelle der Edlen Nichtswürdige träten, die zu jeder Bosheit, Ungerechtigkeit, Abſcheulichkeit, ſo wie zur kriechenſten Schmeichelei, zur unbedingteſten Unterwerfung, zur freudigſten Erfüllung jedes nur halb geäußerten verderblichen Wunſches bereit wären? Hätte nicht da der anfangs nur ſchwache, in ſeiner Schwachheit liebenswürdige Fürſt ſich plötzlich in einen boshaften, tyranniſchen verabſcheuungswerthen Unterdrücker verwandelt?

Daß man es doch niemals vergeſſe! alle Tugenden der Seele hangen an einem gemeinſchaftlichen heiligen Bande, deſſen leichtſinnige Trennung Gefahr bringt, daß ſie ſich alle zerſtreuen werden. Man löſ't den Endknoten der Schnur, und denkt, nur Eine Perle herabgleiten zu laſſen; aber ſiehe! alle übrigen gleiten nach.

Und wenn nun Hof, Adel, Volk, von dem verführeriſchen Beiſpiele des Fürſten hingeriſſen, gleiche Grundſätze annimmt, gleich leicht über Heiligkeit der Ehen und Sträflichkeit zärtlicher Nebenverbindungen denkt; welche Maſſe allgemeinen Verderbens kann und wird aus den einzelnen Unordnungen nicht erwachſen! Oder ſollt' es folgenlos bleiben, wenn das ehemals ſo zärtliche Band der Familien zerriſſen, der Friede des Hauſes geſtört, eben dadurch das Haus verekelt, das Intereſſe nach außen verſchleppt, von dem Vermögen verſchleudert, an den Geſchäften verſäumt wird? — Ohne des andern unſäglichen Uebels zu erwähnen, wovon das größte die Nachbildung der Jugend nach dem älterlichen Muſter iſt; welchen Verfall der Sitten kann allein die Verſchleuderung des Vermögens bewirken! Der Ruin ſelbſt iſt das geringere Uebel; das unendlich größere iſt, daß man, um dieſem Ruine auszuweichen, und die einmal angefangene Lebensart, ſey es aus Geſchmack oder aus Nothwendigkeit, fortzuſetzen, ſich endlich Dinge erlaubt, wovor man in einer beſſern Lage, eben wie der Geſunde vor künſtlichen Wunden, denen ſich ein Kranker zuletzt unterwirft, zurückſchaudern würde. Die heiligſten Pflichten ſcheinen dann nicht mehr heilig; der Leichtſinn, der das eine Verhältniß verletzt hat, fängt an, alle übrigen zu verletzen; Scham, Gewiſſenhaftigkeit, wahre Ehre verſchwinden; Betrug, Eidbrüchichkeit, Veruntreuung werden gemein; die Schande, die ehemals an den Laſtern ſelbſt hing, hängt jetzt nur an dem Mangel der Feinheit, der Liſt, womit man ſie hätte verdecken ſollen. Alſo bis dahin, bis zu einer ſo wilden Geſetzloſigkeit, konnte der kleine Anfang führen, daß man ſich Freiheiten nahm, die für unſchuldige Rückkehr zur Natur, für muthige Losreißung von abergläubiſchen Grillen, für edle Erhebung über altväteriſches Vorurtheil galten! — Die Laſter, wie die Tugenden, ſind ſich innig verwandt; jedes trägt den Samen der übrigen in ſich: und wenn nur eins davon in dem Volke Wurzel faßt, ſo werden bald alle, wie ein unvertilgbares Unkraut, das ganze Land überdecken, und Raum und Saft allen edleren Pflanzen entziehen. Kaum wird dann noch hie und da eine Tugend, wie eine einzelne Blume, eine einzelne Kornähre, trauren.

Aber, ſagt man vielleicht, muß denn der Fürſt, was er ſich ſelbſt erlaubt, darum auch Andern geſtatten? Iſt er nicht Herr, um durch weiſe Geſetze die Unordnungen einzuſchränken und dem Verderben zuvorzukommen? Hat er es nicht in ſeiner Macht, mit unerbittlicher Strenge über dieſe Geſetze zu halten? — Wie? Seine eigenen Handlungen ſoll er verdammen? Soll mit jedem Geſetze dem Volke ein Licht anzünden, woran es die Schande ſeines Fürſten erkenne? Soll mit ſeinen Untugenden allein ſtehen wollen, um ihren Anblick deſto auffallender, deſto empörender zu machen? — Laſter hat immer gern Geſellſchaft von Laſter; es zieht ſich vor der Tugend mit gleichem Widerwillen, wie die Häßlichkeit vor der Schönheit, zurück; es findet in Beiſpielen Entſchuldigung, und fürchtet, durch Unduldſamkeit noch verhaßter, noch verabſcheuter zu werden. — Und was für Kraft könnten denn auch Geſetze haben, die auf dem Throne ſelbſt und rings um den Thron verlacht und verſpottet werden? Nein, wenn Ordnung, Sittlichkeit, Tugend, in ihrer Würde bleiben oder darin zurücktreten ſollen: ſo muß der Fürſt ſelbſt ein Edler ſeyn, der zu jedem ſeiner Geſetze das Beiſpiel gebe; ſo muß das Laſter nicht blos zittern ſich ihm zu nähern, es muß auch erröthen; ſo muß das gezüchtigte Verbrechen nicht Grund finden, mit Unmuth entgegen zu reden oder zu knirſchen: es muß ſich gedrungen fühlen, ſein eigenes Verdammungsurtheil zu billigen, und die Hand, die es ſchlägt, zu verehren.

Sicherheit.

Nur zu oft mochten Fürſten, in dieſer letzten aufrühreriſchen Zeit des Jahrhunderts, für ſich ſelbſt oder für ihre Kinder zittern. Jenes ſchwarze Gewitter im Weſten, mochten ſie ſagen, hat ſich bis über die Alpen gewälzt; was kann es hindern, ſich auch über den Rheinſtrom zu wälzen?

Das Rathſamſte bei dieſer ſchrecklichen Möglichkeit wäre wohl das: daß man nicht zu ſorglos im gegenwärtigen Sonnenſtrahl ſpielte, ſondern dem fürchterlichen Phänomen, um es von ſeinem Horizont entfernt zu halten, mit aller der Kraft entgegenwirkte, die dem Menſchen in der ſittlichen Natur ſo viel mehr, als in der körperlichen, zu Theil ward.

Daß es mit dieſem Entgegenwirken gelingen werde, wenn es nur durch weiſe Mittel und mit ausdaurendem Ernſte geſchieht, das ſcheint die Sinnesart des Volks zu verbürgen. Ruhig, ſtandhaft, bieder, treu, muß es guten, und wenn auch nur erträglichen, Fürſten weit weniger Sorge, als die übrigen Völker, machen. Es hat von ſeiner Anhänglichkeit an gerechte, menſchenliebende Herrſcher die ſprechenſten, rührendſten Beweiſe gegeben; aber am Ende freilich hat auch das taubenartigſte Geſchöpf ſeine Galle: und zu ſehr oder zu lange gereitzt, geängſtigt, gemartert, braucht es, inſtinctmäßig, alle ihm verliehene Kraft, um ſich der Angſt und der Qual zu entladen.

Wie ſchon hieraus erhellt, ſo wäre kein Mittel, ſich zu ſichern, gewagter und alſo ſinnloſer, als wenn man Strenge und Druck vermehrte, und die Zügel der Regierung auf einmal ſo kurz faßte, als möglich. Eben dieſer ängſtliche, zuletzt unerträgliche Zwang könnte zu einer Wuth verleiten, die das ſonſt gutmüthige Volk über alle Schranken hinausriſſe, und den unweiſen Führer von ſeinem Sitz herab unter die Räder ſeines eigenen Wagens würfe. Ein noch wenig denkendes, wenig gebildetes Volk mag ſich bis zu dumpfem Sclavenſinne erniedrigen laſſen; mit einem ſchon aufgeklärten, zum Nachdenken erwachten, mit dem Deutſchen, wird ſo ein Verſuch ſchwerlich glücken.

Gleich unweiſe, und bei grauſamen Mitteln gewiß auch gleich gewagt, wird das Bemühen ſeyn, der Aufklärung ſelbſt entgegenzuarbeiten, und dadurch, daß man Dummheit und Aberglauben an ihre Stelle ſetzte, dem Sclavenſinne den Weg zu bahnen. Wer einmal von den Phantomen, womit die Menſchheit in den Kinderjahren gegängelt ward, die Seele frei hat, der verſchmäht es auf immer, ſie wieder anzunehmen; ihm ſie aufdringen wollen, kann keinen andern Erfolg haben, als ihn in Harniſch zu jagen und zu erbittern. Herrſcher, die zu unſern Zeiten ſich für höhere, von Gott geheiligte Weſen gäben, und in dieſer Eigenſchaft blinde Verehrung, blinden Gehorſam verlangten, würden ihren Zweck ſo ganz verfehlen, daß ſie nur verhaßter und verächtlicher würden.

Alſo auf dieſem Wege, daß man den Zuſtand des Volks oder ſelbſt das Volk verſchlechtert, ſcheint das Ziel, nach dem man ſtrebt, nicht erreichbar. Und ſo ſchlage man dann lieber den andern beſſern Weg ein, der nicht, wie jener, im Sumpfe, ſondern auf trockener lichter Höhe liegt, und wo man ſich weder zu fürchten hat, daß man verſinken, noch, wenn man glücklich hindurchkömmt, von Schande triefen werde. Man kehre die Grundſätze und die Verfahrungsweiſe, mit denen es nicht hat gelingen wollen, gerade um, und ſehe zu, ob es dann eher gelingt. — Läßt ſich nichts von Verſchlechterung erwarten: ſo verſuche man es mit Verbeſſerung; will die einmal angebrannte Fackel ſich nicht wieder auslöſchen laſſen; ſo trage man ſie mit eigener Hand dem Volke vor; ſteht der Thron auf Furcht und auf Elend nicht ſicher: ſo ſtelle man ihn hin auf Dankbarkeit und auf Wohlfahrt, — vielleicht, daß er dann weniger wankt.

Was wollen denn Völker, wenn ſie ihrem angeſtammten Herrſcher den Gehorſam aufkündigen, und das Panier des Aufruhrs erheben? Wollen ſie in die Wälder zurück, in denen ihre Urväter, als einzelne, nackte, bei aller Freiheit elende Wilde umherſchweiften? Wollen ſie wieder die Eichel zu ihrer Koſt machen, und ihren Trunk mit hohler Hand aus dem Bache ſchöpfen? Oder wollen ſie Völker bleiben, und alſo in Geſellſchaft, in bürgerlicher Vereinigung fortleben? — Wenn ſie, wie Niemand zweifelt, dieſes Letztere wollen: ſo müſſen ſie denn auch fortfahren wollen, Führer zu haben, nur kluge und gute Führer; Geſetzen Folge zu leiſten, nur weiſen und milden Geſetzen; gemeinſchaftlich Laſten zu tragen, nur mäßige, nicht erdrückende Laſten. Sich ein Volk zu denken, das zwar das Eine, aber nicht das Andere wollte, das die Vortheile geſellſchaftlicher Vereinigung, aber zugleich die volle Freiheit des Wilden wünſchte; das hieße, ſich ein Volk von lauter Wahnwitzigen denken.

Angenommen nun, die erſehnte Verbeſſerung des Zuſtandes biete ſich freiwillig dar; der kluge gute Führer, dem man zu folgen wünſcht, ſey in der eigenen Perſon des Fürſten vorhanden; die mildere Geſetzgebung, die Erleichterung der Laſten, nach der man ſtrebt, ſey von ſeiner eigenen Weisheit, Volksliebe, Sparſamkeit, Staatswirthſchaft zu hoffen: iſt es denkbar, daß ein Volk nicht lieber in Ruhe dieſe Wohlthaten ſollte entgegennehmen, als durch blutigen, gefahrvollen Kampf ſie erringen wollen? daß es den eben hervorbrechenden ſchönen Frühling mit allen ſeinen Lieblichkeiten verachten, und ſchlechterdings auf die Schöpfung eines neuen Himmels, einer neuen Erde beſtehen ſollte? Ohne vorhergehendes wüſtes, finſteres Chaos gibt es ſolche Schöpfungen nicht: alle Elemente des aufgelöſten Staats würden erſt in fürchterlicher Unordnung durch einander gewirbelt werden, und dann würde in Angſt zu erwarten ſtehen, was für ein neuer Staatskörper aus der gährenden, brauſenden Maſſe nach langem Kampf ſich entwickeln möchte. Möglich immer, daß es ein beſſerer; aber auch eben ſo möglich, daß es ein ſchlechterer wäre, als der zerſtörte. Und auf dieſe Gefahr hin ſollte ein Volk es wagen, und den ganzen langen, oft ſo unſeligen Zeitraum zwiſchen Umſturz der alten und Feſtſtellung der neuen Verfaſſung durchleben wollen? ſollte mitten in der ſchönſten Hoffnung, die ein weiſer guter Fürſt ihm gibt, Entſchließung faſſen, wie ſie nur die äußerſte Noth, nur die wildeſte Verzweiflung entſchuldigt? — Mag eine ſo traurige Hirnepidemie unter Völkern auch möglich ſeyn; unter dem unſrigen, daß einen ſo gemäßigten Himmel und einen ſo ruhigen Puls hat, iſt ſie gewiß wenig wahrſcheinlich.

Verſuche es nur der deutſche Fürſt, der mitten unter den jetzigen Stürmen ſeine Nächte ruhig durchſchlafen möchte — ruhig, nicht wegen der Raſereien fremder Völker, deren Folgen auch ihn treffen können, aber wegen der Geſinnung des eigenen — verſuche er's, ſich wahrhaft weiſe und gut, und mit dieſer Weisheit und Güte unabläſſig thätig zu zeigen; kenne er durchaus keinen Unterſchied zwiſchen ſeinem eigenen perſönlichen, und zwiſchen dem Vortheile des Volks: ſuche er jeden gerechten Wunſch zu befriedigen, jede gegründete Klage abzuſtellen; erleichtere er durch Beſchränkung der eigenen Ausgaben, durch beſſer berechnete Staatswirthſchaft, durch ſorgfältige Aufmerkſamkeit auf jede Nahrungs- und Reichthumsquelle, den Unterthanen die Laſt; verleihe er, ohne Anſehen der Perſon, kräftigen Schutz gegen gewaltthätige Unterdrückung, und ſey er ſelbſt von allen Unterdrückungen fern; zerbreche er jede der Menſchheit unwürdige Feſſel, und gönne allen die volle Freiheit, welche die Freiheit der Uebrigen zuläßt, befehle er nie ohne Gründe, und nie ohne wahre, erleuchtende, vom eigenen Beſten des Volks entlehnte Gründe; treffe er Anſtalten, um das von ihm bewirkte Gute auch für die Zukunft zu ſichern; und um Alles zuſammen zu faſſen, zeige er in jeder ſeiner Handlungen Gemeinſinn, Bürgerſinn, Vaterſinn: er wird inne werden, daß, je länger er dieſes Weges fortgeht, deſto mehr ihn alle Unruhe verläßt; daß, je würdiger er ſich des Vertrauens vom Volke macht, deſto mehr ſein eigenes Vertrauen zum Volke zunimmt. Nur zaudere er nicht, bis ſich ſchon die erſten Spuren anhebender Gährung zeigen, und ſeine Tugend das Anſehen von Furcht hat; denn Furcht macht verächtlich, und Verachtung iſt gefahrvoller, als Haß: freie, edle, großmüthige Wirkungen ſeines Geiſtes und Herzens müſſen all jene Wohlthaten ſcheinen; und dann laß immer, nahe an ſeinen Gränzen, furchtbare Gewitter toben! Ueber dieſe Grenzen hinüber zieht keines; ſein eigener Thron wird von keinem Donner erſchüttert, ſein eigenes Zepter durch keinen Blitzſtrahl ihm aus der Hand geſchlagen. Wenn ſchon jedem Verdienſte geringerer Art ein Grad von Hochachtung folgt; ſo muß einem nem ſo großen fürſtlichen Verdienſte unausbleibliche Verehrung folgen.

Soll dieſe Verehrung höher ſteigen, ſo daß ſie Anbetung werde — und das wird ſie, wenn ſie ſich innig mit Liebe miſcht: — ſo verbinde der Fürſt mit jenen erſten, weſentlichſten Regententugenden noch die: daß er gegen Alle, auch die Niedrigſten im Volke, Zuneigung und Achtung beweiſe; daß er den Zutritt zu ſich Jedem offen laſſe, den Natur oder Wichtigkeit ſeines Anliegens zur eigenen Perſon des Fürſten hinführt, daß, wenn er Bitten bewilligt, es nicht mit Stolz, ſondern mit Güte; wenn er ſie abſchlägt, es nicht mit Härte, ſondern mit Bedauern geſchehe; daß er Liebesbeweiſe des Volks freudig dankbar erwiedere, und oft und gern, ohne blendenden Prunk, ohne durch ſeine Gegenwart zu beläſtigen, mit Vertrauen, aber zugleich mit Würde, vor den Unterthanen erſcheine. Ein Fürſt von anerkanntem hohem Verdienſt, der ſo den Fürſten verbirgt, und ſich ſo ganz nur als Menſch zeigt, wandelt eben darum als ein Gott unter den Menſchen. Ihn begleitet die Herrlichkeit, ihn umgibt die Sicherheit eines Gottes.

Der Edelknabe. *)

In einem Aufzuge.

Perſonen:

Der Fürſt von ***
Frau von Detmund.
Fähnrich von Detmund, ihr älterer Sohn.
Der Edelknabe, ihr jüngerer Sohn.
Hauptmann von *** ihr Bruder.
Der Direktor des fürſtlichen Gymnaſiums.
Ein Kammerdiener.

(Die Scene, ein Vorzimmer. Durch zwei offne Flügelthüren ſieht man in ein Kabinet, worin ein Feldbette ſteht. Vor dem Bette befindet ſich auf einem Tabouret eine brennende Lampe und eine Uhr.)

Erſter Auftritt.

Der Fürſt (liegt beinahe völlig angekleidet, mit über ſich geworfenem Mantel, auf dem Feldbette). Der Edelknabe (hat ſich im Vorzimmer in einen Seſſel geworfen und ſchläft).

Der Fürſt (erwachend). Das heißt geſchlafen! — O Gottlob, daß es Friede iſt! Nun ſchläft man wieder, von Sorgen und vom Lärm unerweckt. — (Nach der Uhr ſehend): Zwei Uhr? Erſt zwei Uhr? — Es muß weiter ſeyn. Ich habe länger gelegen. — (Er ruft): Page! Page!

Der Edelknabe (fährt in die Höhe und fällt wieder zurück). He! He! Dieſen Augenblick! — Gleich!

Fürſt. Keiner da? Keine Antwort?

Edelknabe (wirft ſich herum und murmelt). Ich bin ja nur jetzt — nur ſo eben — Ich habe ja noch ſo wenig — —

Fürſt. Das ſpricht doch. Wer wäre denn das? — (Indem er den Schirm von der Lampe zurückſchlägt und hinſieht): Ach! iſt's möglich? Das Kind! — Hat das bei mir, oder hab' ich bei ihm wachen ſollen? Was hat man gedacht?

Edelknabe (iſt aufgetaumelt, und reibt ſich die Augen): Gnädigſter Herr? —

Fürſt. Komm, komm, Kleiner! Ermuntere Dich! — Zieh Deine Uhr heraus! Meine hier iſt abgelaufen.

Edelknabe (hält ſich an der Armlehne des Seſſels und nickt). Wie — wie, gnädigſter Herr?

Fürſt (lachend). Du biſt trunken vor Schlaf. Du machſt die drolligſte Figur von der Welt. Ich möchte Dich gleich ſo gemalt haben. — Die Uhr, ſag' ich, die Uhr ſollſt Du herausziehn. Du ſollſt ſehn, was die Zeit iſt.

Edelknabe (indem er langſam näher tritt). Die Uhr, gnädigſter Herr? — Ach verzeih'n Sie! Ich habe keine.

Fürſt. Du träumſt noch. Was wollteſt Du keine Uhr haben?

Edelknabe. Ich habe noch nie eine gehabt.

Fürſt. Noch nie? Das iſt viel. — Dein Vater ſchickt Dich hieher, und gibt Dir nicht einmal das Nothwendigſte? das Einzige, was Du zu meiner Aufwartung brauchſt? —

Edelknabe. Ja, wenn ich noch einen Vater hätte!

Fürſt. Du haſt keinen mehr? —

Edelknabe. Er iſt geſtorben, eh' ich zur Welt gekommen. Ich hab' ihn niemals gekannt.

Fürſt. Du armer Knabe! — Aber ſo konnte doch Deine Mutter, Dein Vormund —

Edelknabe. Meine Mutter, gnädigſter Herr? — Ach! Sie wiſſen nur nicht. Die iſt ſo unglücklich, ſo arm! Sie hat an mich ihr letztes gewandt, und zu einer Uhr war nichts übrig. — Mein Vormund ſagte, ich brauchte eine; aber — (gähnend) er hat mir noch keine geſchafft.

Fürſt. Wer iſt Dein Vormund? —

Edelknabe. Mein Vetter, gnädigſter Herr.

Fürſt (lächelnd). Sehr wohl! Aber der Vettern gibt's viel in der Welt. — Alſo wer iſt Dein Vetter? —

Edelknabe. Er iſt hier — Hauptmann unter der Garde. Er hat hier heute die Wache.

Fürſt. Ach ja! Ich erinnere mich. Eben der, von deſſen Händen ich Dich erhalten habe. (Ihm das Licht gebend). Da nimm, Kleiner! Halt feſt! In dem Kabinet, dort zur Seite (indem er darauf hinzeigt) müſſen zwei Uhren unter dem Spiegel hangen. Bring mir *die zur Rechten*, und nimm dich in Acht mit dem Licht!

Edelknabe (abgehend). Ja, gnädigſter Herr.

Zweiter Auftritt.

Der Fürſt (allein).

Ein guter Knabe! So aufrichtig, ſo freundlich, ſo dreiſt! — Ich glaube wenn ſein kleines Herz Geheimniſſe hätte; ich wollte ſie alle von ihm herausfragen. — O ſo ein Mann für ein Kind, und ſo ein Mann dann mein Freund! — Was will ich? Ich träume wohl gar? — Nein, das Schickſal hat den Fürſten der kleinern Glückſeligkeiten zu viel geſchenkt; es wär, ungerecht, wenn es ihnen auch die größte gewährte. — Schade nur, daß das Kind mir zu klein iſt! Ich kann es nicht brauchen. Ich muß es der Mutter wieder zurück ſchicken.

Dritter Auftritt.

Der Fürſt. Der Edelknabe.

Edelknabe (mit Uhr und Licht). Es iſt um fünf, gnädigſter Herr.

Fürſt. Alſo bald Morgen! Ich dacht' es — (die Uhr ihm abnehmend). Aber iſt denn das die Uhr die ich Dir ſagte, die Uhr, die zur Rechten hing?

Edelknabe. Nicht? — Ich glaubte es doch.

Fürſt. Und wäre ſie's auch geweſen, Kleiner! Hätteſt Du Deinen Vortheil verſtanden; Du hätteſt nach der andern gegriffen. Denn die hier, voll Brillanten — was wäre wohl die einem Kinde nütze? — Oder haſt Du vielleicht Deinen Vortheil zu gut verſtanden? Iſt Dir's gegangen, wie manchem, der alles verliert, weil er zu viel gewinnen will? — Sprich!

Edelknabe. Wie das? Ich verſtehe Sie nicht.

Fürſt. So muß ich deutlicher reden. — Du weißt doch, was Rechts und Links iſt?

Edelknabe (ſich beſinnend, indem er auf ſeine Hände ſieht). Rechts und Links, gnädigſter Herr? —

Fürſt (die Hand auf ſeiner Schulter). Geh, geh, guter Knabe! Du magſt es noch eben ſo wenig, als Gutes und Böſes, zu unterſcheiden wiſſen. Und daß Du *den* Unterſchied nie erfahren möchteſt! — Aber jetzt lauf! Rufe mir Deinen Vetter, den Hauptmann! Er ſoll hereinkommen. Hier herein vor mein Bette. Sage ihm das!

Vierter Auftritt.

Der Fürſt (wieder allein).

Sehr unſchuldig! Sehr liebenswürdig! Um deſto mehr ſoll er fort. — Der Hof ſagt man, iſt der Ort der Verführung. Ich kann nicht zugeben, daß er verführt werde. — Aber fort ſoll er? Wohin? — Wenn die Mutter ſo arm wäre, wie er ſie macht; ſo außerordentlich arm, daß ſie das Kind nicht mehr erziehen könnte. — Ich muß das hören. Der Hauptmann muß mir das näher ſagen.

---

*) Der Edelknabe. Luſtſpiel von J. J. Engel. Leipzig, 1774.

Fünfter Auftritt.

Der Fürſt. Der Edelknabe.

Edelknabe. Er kommt, gnädigſter Herr.

Fürſt. Nun? Wie ſteht's denn? Wie iſt's? — Du ſprichſt ja mit einer ſo trübſeligen Stimme. Biſt Du noch müde?

Edelknabe. Ach ja! — Ein wenig!

Fürſt. Wenn es weiter nichts iſt! Wirf Dich immer wieder in Deinen Seſſel! — Ich bin ein Kind geweſen, wie Du. Ich weiß, wie ſüß in der Kindheit der Schlaf iſt. — Wirf Dich hinein, ſag' ich! Ich erlaube es Dir. (Indem der Knabe geht, und ſich wieder in die Stellung zum Schlafen hinwirft) Dachte ich's nicht? Er läßt ſich das nicht umſonſt geſagt ſeyn.

Sechſter Auftritt.

Der Fürſt. Der Edelknabe (der gleich wieder einſchläft). Der Hauptmann.

Hauptmann. Ihro Durchlaucht? —

Fürſt. Treten Sie her, Herr Hauptmann! — Was dünkt Ihnen von dem kleinen Boten, den ich Ihnen geſchickt habe? Wozu, glauben Sie, daß ich ihn brauchen könnte? — Zur Aufwartung! —

Hauptmann (die Achſel zuckend). Er iſt freilich zu klein.

Fürſt. Oder zum Ausſchicken? Zum Wegreiten? —

Hauptmann. Ich fürchte wahrlich, er würde nicht wieder kommen.

Fürſt. Oder des Nachts hier zu wachen?

Hauptmann (lächelnd). Je nun — Wenn Ew. Durchlaucht nur ſelber ſchliefen —

Fürſt. Alſo wozu, Herr Hautmann? Zu nichts! Das iſt klar. — — Doch Sie wollten auch nicht, daß er *mir*, ſondern daß ich *ihm* nützte. Sie wollten ihm hier Erziehung verſchaffen. Sie ſagten mir von der Armuth der Mutter. — Iſt ſie denn wirklich ſo arm?

Hauptmann (die Hand vor der Bruſt). Wirklich! wirklich, gnädigſter Herr.

Fürſt. Und geworden? Wodurch? —

Hauptmann. Durch eben den Krieg, wodurch andre reich wurden. — Frei von Schuld war ihr Gut nie geweſen; jetzt iſt es völlig in fremder Hand; alles iſt abgebrannt, ausgeplündert, zu Grund und Boden geriſſen; kein Ziegel auf dem Dache gehört mehr ihr. — Dazu kommen Prozeſſe, gnädigſter Herr; die ſind hinter dem Kriege drein, wie die Peſt hinter dem Hunger, und ehe ſie aus werden, da müſſen Kindeskinder verderben. — Zum größten Glück für ſie, ſind ihre Söhne verſorgt; der Jüngſte iſt hier bei Ew. Durchlaucht; der Aelteſte iſt Fähndrich unter der Garde: Sie hilft ſich dann durch, wie ſie kann. —

Fürſt. Sehr elend vermuthlich?

Hauptmann. Das errathen Ew. Durchlaucht. — (Kalt) Sie lebt da in einer armſeligen Hütte; ganz allein und verlaſſen; ich komme nie zu ihr hin; ich bin ihr Bruder, und es würde mich jammern, wenn ich es anſähe.

Fürſt. Ihr Bruder ſind Sie?

Hauptmann. Leider, gnädigſter Herr!

Fürſt (verächtlich). Leider? Und kommen nie zu ihr hin? — Ich verſtehe, Herr Hauptmann. Sie würden ſich ihres Elends nur ſchämen, oder wenn Sie ſich rühren ließen, würden Sie Unkoſten haben. (Der Hauptmann geräth in Verwirrung). — Wie heißt Ihre Schweſter?

Hauptmann. Von Detmund, gnädigſter Herr.

Fürſt (nachſinnend). Von Detmund? Von Detmund? — Hatt' ich nicht unter meinen Truppen einen Major von Detmund? —

Hauptmann. Ganz recht, gnädigſter Herr!

Fürſt. Der gleich im erſten Feldzug blieb? —

Hauptmann. Im erſten Feldzuge. Ganz recht! — Das war der Vater des Fähndrichs und dieſes Kleinen. — Es war ein rechtſchaffner Mann. Er ſtieg auf eine Sturmleiter, als wenn er zum Tanze ginge. Er hatte Herz, wie ein Löwe.

Fürſt. Und wie ein Menſch! Das will noch mehr ſagen, Herr Hauptmann. — Ich erinnere mich ſeiner ſehr wohl, und ich wünſchte —

Hauptmann (einen Schritt näher tretend). Was wünſchten Ew. Durchlaucht? —

Fürſt. Mit ſeiner Wittwe zu reden.

Hauptmann. Das können Sie dieſen Augenblick. Sie iſt hier.

Fürſt. Sie iſt hier? — Schicken Sie zu ihr, Herr Hauptmann! — Ich will ſie ſehn, und will ihr das Kind wieder zurück geben.

Hauptmann (bittend). Gnädigſter Herr —

Fürſt. Doch darf ihr das nicht geſagt werden. Gehen Sie! (der Hauptmann geht ab).

Siebenter Auftritt.

Der Fürſt. Der Edelknabe (ſchlafend).

Fürſt. So arm! Durch den Krieg! — Wie viel Elend macht doch der Krieg! Wie viel Familien mögen nicht über ihn ſeufzen? Gut, daß ſie nur über ihn, und nicht über mich ſeufzen! Ich nahm aus Nothwendigkeit Theil daran; nicht aus Neigung — (aufſtehend). Doch heraus! Es iſt Tag. — Der Friede hat immer auch ſein Schlimmes. Er macht wohllüſtig und träge. — (Nach einigem Auf- und Niedergehen bleibt er an dem Seſſel ſtehen, in welchem der Knabe ſchläft). Ein holder Knabe! — Wie unbekümmert er da liegt! Wie ſanft! — Er dünkt ſich in dem Hauſe eines Freundes zu ſeyn, mit dem es keiner Umſtände braucht. Er iſt die lautre Natur — (wieder umhergehend). Seine Mutter — Aber wahrhaftig! ich thäte nicht viel für ſie, wenn ſie ſo, wie der Hauptmann, wäre. Ich muß ſie ausforſchen. Ich muß ſie prüfen, und dann — dann iſt's immer noch Zeit, meinen Entſchluß zu faſſen. (Er ſtützt ſich auf die Kopflehne des Seſſels, und indem er den Knaben mit Wohlgefallen betrachtet, wird er ein Papier gewahr, das ihm aus der einen Taſche hervorſteht.) Was iſt das? Ein Brief wie es ſcheint. — (Er nimmt es und lieſ't die Unterſchrift). „Deine ewiggetreue Mutter von Detmund." — Ha, von der Mutter! — Ob ich ihn leſe? — — Ich wünſchte doch, ihren Charakter zu kennen. Gegen das Kind wird ſie ihn nicht verſtellt haben. — Ich will ihn leſen. —

„Mein liebſter Moritz!"

„So viel Mühe Dir noch das Schreiben macht, ſo haſt Du Dich doch meiner Bitte erinnert, und mir ſogar mehr geſchrieben, als ich verlangt hatte. Ich erkenne darin Deine Liebe, und ich umarme Dich dafür. — Du ſchreibſt mir, daß Du dem Fürſten vorgeſtellt worden; daß Er die Gnade gehabt, Dich anzunehmen; daß er der beſte, der freundlichſte Herr ſey, und daß Du ihn von Deinem ganzen Herzen liebeſt — — — (Den Knaben anſehend). Nein, wirklich? Das ſchreibſt Du, Kleiner? — Nun, ſo iſt's ja wohl Pflicht, daß ich Dich wieder liebe; daß ich Dir's zu beweiſen ſuche." —

„Du haſt das wohl Urſache, mein Kind; denn ohne ſeinen Beiſtand, was würde wohl in der Welt Dein Schickſal ſeyn? — Du biſt nicht allein eine vaterloſe, ſondern, wenn ſchon Deine Mutter noch lebt, auch eine mutterloſe Waiſe; denn mich hat das Glück außer Stand geſetzt, meine Pflicht an Dir zu erfüllen. Das war immer mein größtes, mein ſchwerſtes Leiden. Bei jedem Unfalle, der mich betraf, blieb ich ſtandhaft, ſo lange ich nur *an mich* dachte; die Thränen kamen erſt dann, wenn ich auf *Dich* ſah." —

Viel Zärtlichkeit! Viel Gefühl, wie es ſcheint! — Und wenn ſie nur eine eben ſo gute Frau iſt, als Mutter. — Doch warum nicht? — Gewiß! Ganz gewiß!

„So gern ich nun wollte, ſo kann ich Dich nicht ſelbſt den Weg zur Glückſeligkeit führen. Ich muß hier in der Entfernung ſtehen bleiben; aber mit aller Kraft, die mir die Liebe gibt, will ich Dir nachrufen, ſo lange ich Dich errufen kann und will Dich bitten, daß Du die rechte Straße geheſt. — Liebſtes Kind! Mit dem Gehorſam, den Du mir ſtets erwieſen haſt, trage dieſen Brief immer bei Dir!" — (Einen Blick auf den Knaben). Er *war* gehorſam. Er hat es ehrlich gethan.

„Und wenn Du Deine Pflicht übertreten, wenn Du die Ermahnungen brechen willſt, die ich noch mit dem letzten Abſchiedskuſſe, mit den letzten Thränen Dir zurief; — o dann, mein Kind, dann erinnere Dich dieſes Briefes, und überlies ihn! erinnre Dich einer Mutter, die in ihrer Einſamkeit keine Freude kennt, als die Hoffnung, die Du ihr gibſt." —

Keine ſonſt? — Hat er nicht einen Bruder?

„Erinnere Dich, daß Du ſie vor Kummer in's Grab bringen, daß Du eben das Herz durchbohren würdeſt, daß Dich auf Erden am meiſten liebt. —

Sie fühlt ſeine Gefahr. — Sie hat ſehr Recht; denn er *iſt* in Gefahr. — Und konnte ſie's wagen? Konnte ſie den Entſchluß faſſen? —

„Ich ſchreibe das nicht aus Mistrauen zu Dir; Dein Betragen hat mir keine Urſache dazu gegeben. — Nein, mein Kind! nein! Du haſt meine Thränen um Deinen Bruder geſehen; Du wirſt mir den Kummer nicht machen, den Er mir machte."

Alſo der Aeltere? der Fähndrich? — Das muß ich näher erfahren.

„Du warſt immer gut, immer gehorſam, immer kindlich geſinnt; dieſes Zeugniß gebe ich Dir mit Freudenthränen. Fahre ſo fort, wie Du anfingſt, und werde ein rechtſchaffner

Mann! Dann haſt Du keine arme und unglückliche Mutter mehr; Du haſt eine reiche und eine glückliche Mutter.“

Sehr wohl! Sie gefällt mir. — Das Unglück, ſcheint's, hat ſie nur erhoben, ſtatt ſie niederzudrücken.

„Zu Ende Deines Briefes ſchreibſt Du, daß alle Deine Mitpagen Uhren hätten. Ich merke Dir's an, wie ſehr auch Du eine zu haben wünſchteſt; aber Du brichſt davon ab, und unterdrückſt Deinen Wunſch. Eben um dieſer Beſcheidenheit willen geht mir's an's Herz, daß ich ihn nicht ſoll erfüllen können. Aber vergib mir, mein Kind! Ich kann nicht. So eben zeigt ſich eine Nothwendigkeit, nach der Hauptſtadt zu geh'n; das wird mir alles das Wenige hinnehmen, was ich noch habe. Doch laß auch dieſe Ausgabe nur überſtanden ſeyn, und ich will mich auf's äußerſte einſchränken; ich will mir alles verſagen, um, wo möglich, Deinen Wunſch zu befriedigen. Was nur immer in meinen Kräften iſt, das will ich für meinen Liebling thun, damit es ihm nie an Ermunterung zur Tugend und zum Gehorſame fehle. — Ich ſehe Dich nun wieder, und bin“ — —

Vortreffliche Frau! — Ich will den Brief meiner Gemahlin zeigen. Ich will ihn bei mir behalten. — Doch nein! Es iſt der ganze Reichthum des Knaben. (Er ſteckt ihn wieder in die Taſche, aus der er ihn gezogen hatte). — Wie ſüß er noch ſchläft! — Seinen Kindern, ſagt man, gibt der Himmel ihr Glück im Schlafe, und bei ihm wird das wahr werden. Sein Glück iſt gemacht. — (Er nimmmt ihn bei der Hand). Kleiner! — Kleiner! — (Der Knabe erwacht, und ſieht den Fürſten eine Weile mit weitoffnen Augen an. Der Fürſt ihn wieder). Sehr drolligt, beim Himmel! — Komm! Ermuntre Dich Kleiner! Es iſt jetzt Tag, und Du kannſt hier nicht länger ſchlafen. Steh auf!

Edelknabe (langſam aufſtehend). Ja, gnädigſter Herr.

Fürſt. Deine beiden Augen ſind noch voll Schlafs. — Da geh hin in mein Kabinet! (der Knabe geht). Lösch die Lampe aus! Wirf die Thüren zu! (Er löſcht die Lampe aus, und wirft die Thüren zu). — Nun geh' nach dem, wo die Uhren hingen! Hübſch ſchnell! — Nein, nein! nach jenem dort gegen über! Geſchwinde! — Komm wieder hieher! Komm zurück! — Biſt du nun munter?

Edelknabe. Ach ja, gnädigſter Herr!

Fürſt. Sage mir doch — denn ich halte Dich für einen fleißigen und geſchickten Knaben. — Kannſt Du ſchon Briefe ſchreiben?

Edelknabe. O wenn ich will! — Schon ganzer zwei hab' ich geſchrieben.

Fürſt. Und die zwei? — An Deine Mutter vermuthlich.

Edelknabe (ſehr freundlich). An meine Mutter, gnädigſter Herr.

Fürſt. Die Freude funkelt Dir aus den Augen, wenn ich nur von ihr rede. — (Vor ſich). Wie ſehr ſich das liebt, weil es arm iſt! — Und iſt ſie denn eine ſo gute Frau, Deine Mutter?

Edelknabe (ergreift des Fürſten Hand mit ſeinen beiden). Ach, wenn Sie ſie kennen ſollten!

Fürſt. Das werd' ich, Kleiner.

Edelknabe. Sie iſt ſo liebreich, ſo gut —

Fürſt. Dann wollt' ich aber nur wünſchen, daß ſie auch gute Söhne hätte. — Der Fähnrich, ſagt man, ſoll nicht der Beſte ſeyn; aber Du —

Edelknabe (den Kopf ſchüttelnd). Ach, der Fähndrich! der Fähndrich!

Fürſt. Man ſagt wirklich, daß er ihr vielen Kummer macht. — Wäre das wahr?

Edelknabe. Je nun, gnädigſter Herr — Man hat mir nur verboten, davon zu reden. Wenn's der Oberſt erführe — — (im Vertrauen). O das iſt ein harter, häßlicher Mann, der Oberſt.

Fürſt (die Hand erhebend). Behüte! Kein Wort muß er erfahren! — Was iſt denn aber vorgefallen! Was hat's denn gegeben?

Edelknabe. Allerhand! Ich weiß ſelbſt nicht recht, was? — So viel weiß ich, daß ſich meine Mutter ſehr übel darum gehabt; daß ſie ſich ſchon einmal ganz bloß gegeben, um es nur bei Zeiten zu unterdrücken. — (Ganz nahe an ihn hinantretend und leiſe). Er hätte, ſagte ſie unglücklich werden, er hätte vom Dienſt kommen können.

Fürſt. Vom Dienſt? Ei, wie das?

Edelknabe. Ja, das kann ich nicht ſagen, gnädigſter Herr.

Fürſt. Mir wohl! Warum nicht? —

Edelknabe. Man hat's mir ſelbſt nicht geſagt.

Fürſt (lachend). Da hat man ſehr klug gethan. Das iſt denn freilich ein anders. — Alſo wieder auf Dich zu kommen: Du hatteſt vorhin keine Uhr. Haſt Du wohl Deiner Mutter um eine geſchrieben?

Edelknabe. Ein einzig's mal, aber nicht wieder!

Fürſt. Ich merk's. — Ganz gewiß hat ſie Dir einen Verweis gegeben?

Edelknabe. Ach nein, gnädigſter Herr! Sie will ſich behelfen, ſchreibt ſie, um mir viel zu erſparen, und ſie behilft ſich ſo ſchon ſo elend. — Das jammert mich viel zu ſehr.

Fürſt. Das muß Dich auch jammern. Ein guter Sohn ſollte ſeiner Mutter nicht neue Sorgen machen; er ſollte wünſchen, daß er ihr helfen könnte. — — Und eine Uhr. — Wenn's nur um eine Uhr zu thun iſt! die wäre ja wohl noch ſonh zu bekommen. — (Indem er eine Börſe herauszieht). Sieſt her, kleiner Moritz! Da hätte ich zwölf Dukaten erübrigt, die ich verſchenken könnte, — und — ich will ſie verſchenken. Her Deine Hand! (Der Knabe hält die Hand hin, und indem der Fürſt zählt).

Edelknabe. Sollen ſie mein, gnädigſter Herr!

Fürſt. Dein! Allerdings! — Aber ſprich, was beginnſt du nun mit dem Gelde?

Edelknabe (freudig). Könnt' ich nicht eine Uhr dafür haben? —

Fürſt. O ja! Eine recht ſchöne! — in meinem Lande gemacht, und London darauf geſchrieben; aber — wenn wir's beim Lichte betrachten — Du brauchſt keine Uhr. Ich ſelbſt habe ja Uhren genug. — (Indem der Knabe ihn aufmerkſam anſieht). Wär' ich wie Du, wüßt' ich ſchon, was ich thäte. Ich machte einen ganz andern, ganz beſſern Gebrauch von dem Gelde. — Doch, wie Du willſt! wie Du willſt! — Jetzt geh ich, um mich ankleiden zu laſſen. Du bleibſt hier, bis ich wieder komme.

Edelknabe (ihm nach). Gnädigſter Herr —

Fürſt. Was iſt's? Was beliebt?

Edelknabe. Meine Mutter iſt hier. Sie fährt den Morgen wieder zurück und ich möchte ſo gerne noch von ihr Abſchied nehmen. — (Liebkoſend). Darf ich? Erlauben Sie mir's?

Fürſt. Nein, guter Kleiner! Dießmal ſoll Deine Mutter hieher kommen. Sie ſoll zu Dir kommen. Geduld! (Er geht ab).

Achter Auftritt.

Der Edelknabe (allein).

Hierher kommen? Zu mir? Ei, wie das? — Aber was geht das mich an? Wenn ſie nur kömmt! — Eins, zwei, drei — (er zählt leiſe weiter bis zwölf). Zwölf Dukaten zu einer Uhr! — O Himmel! Wie freue ich mich! Es iſt, als ob ich die Uhr ſchon hätte, ſchon gehen hörte, ſchon aufzöge. — Aber — was ſagte der Fürſt? Er wüßte ſchon, was er thäte, wenn er wie ich wäre? Was denn? — — Ja, Er! Er, der Uhren die Menge in allen Zimmern hat; Er weis viel, wie's einem andern thut, der in ſeinem Leben noch keine gehabt hat. — Aber — erſt ſagte er auch, ein guter Sohn ſolle ſeiner Mutter zu helfen ſuchen. Gewiß dacht' er hier wieder an meine Mutter. — Zwölf Dukaten! (indem er ſie anſieht). Das iſt freilich viel Geld! Gewaltig viel Geld! wenn ſie die hätte, davon könnte ſie lange, lange leben. — (Er drückt das Geld mit beiden Händen gegen die Bruſt). Ach, eine Uhr! eine Uhr! — (und indem er die Hände wieder ſinken läßt). Aber auch eine Mutter! eine ſo gute Mutter — Sie war noch geſtern ſo niedergeſchlagen. Sie ſah ſo blaß aus, ſo krank. Ich glaube, wenn ich das Geld ihr wiedergäbe, ihr wär' auf einmal geholfen. — Soll ich's denn thun? Soll ich's ihr geben? — (entſchloſſen). O ja! O ja! — — Aber bald muß ſie kommen; denn ſonſt gereut's mich wieder. Die Uhr liegt mir zu ſehr am Herzen. (Den Zeigefinger an den Lippen). Horch! Stille! Wer kömmt? —

Neunter Auftritt.

Der Edelknabe. Frau von Detmund. Der Hauptmann.

Edelknabe (ihr entgegen). Liebe Mama —

Frau von Detmund (ſich ſchüchtern umſehend und ohne auf das Kind zu achten). Ich weiß nicht; — ich bin ſo unruhig, mein Bruder. — Wenn ich nur ſeine Abſichten wüßte! Wenn ich nur gleich vorher wüßte — —

Hauptmann. Seine Abſichten? — Da ſieh das Kind an! Das Kind gibt er Dir wieder. — (Indem ſie erſchrokken auf den Knaben ſieht, der mit großer Freundlichkeit ihre Hand küßt). Es war auch wohl, beim Himmel! ſehr thöricht, daß Du es herbrachteſt. Was ſoll es dem Fürſten? — Die andern Edelknaben, die werden groß und gehen in Dienſt;

aber der — (verächtlich die Hand gegen ihn hinwerfend) der iſt zu allem verdorben! den drückt der Kummer und der Gram nieder, womit Du ihn aufgeſäugt haſt! der wird in ſeinem Leben nicht wachſen!

Frau von Detmund (ſchmerzlich). Mein Bruder! —

Hauptmann. Kurz: wenn ja der Fürſt auf Dich hört, ſo laß Dich nur nicht auf das Kind ein! Das iſt umſonſt. — Sprich ihn lieber wegen des Fähndrichs zu Gute! Der hat doch noch Wachsthum! Der ſieht doch noch einem Manne ähnlich!

Frau von Detmund. Wie ſagſt Du? Wegen des Fähndrichs?

Hauptmann. Nun ja! Er hat zu ihm geſchickt.

Frau von Detmund. Ich erſchrecke. Sollt' Er erfahren haben — —

Hauptmann (immer noch kalt). Doch wohl! Wahrſcheinlicher Weiſe! — (Den Stock in die Seite und gegen die Erde lehnend, indem er mit dem Kopf dazu ſchüttelt). Und wenn Er nun hätte; was meinſt Du? Wenn Er nun wüßte, daß der Bube hat durchgehen wollen? daß er Gelder unterſchlagen? daß er nur durch meine Vermittelung — (hitzig den Stock vor ſich niederſtoßend). O bei Gott! Es bringt mich noch ſelbſt in die Wache. Ich wollte, ich hätte mich nie um Deine Kinder bekümmert. Nie ein Haar! Und ich will auch nicht wieder! — (Er geht murrend ab, und ſieht ſich noch einmal um). In meinem Leben nicht wieder!

Zehnter Auftritt.

Frau von Detmund. Der Edelknabe.

Edelknabe (da er ihre Unruhe ſieht). Der Vetter iſt immer böſe. — Laſſen Sie ihn reden, und fürchten Sie nichts, liebe Mama!

Frau von Detmund. Ach ſchweig, Kind! Du weißt nicht — —

Edelknabe. Ei, ja! Ich weiß mehr als der Vetter. — Der Fürſt iſt gar nicht ſo, wie er ſagt; Er thut gewiß keinem Menſchen Uebels; Er hat mich nur eben beſchenkt. — (Ihr die Hand mit dem Gelde vorhaltend). Seh'n Sie nur! Seh'n Sie! Das hat er mir alles geſchenkt.

Frau von Detmund (beſtürzt). Iſt es möglich? Der Fürſt — —

Edelknabe (indem er die Hände in weiter Entfernung über einander hält). Aus einem großen, großen Beutel voll Gold. Eben jetzt, eh' Sie herkamen. — Ach, wenn der wollte, Mama! Wenn der wollte! Der hat! —

Frau von Detmund. Aber wie? Ich begreife das nicht. — Er mußte doch eine Urſache, eine Veranlaſſung haben — —

Edelknabe. Ei freilich! Seine Uhr ſtand ihm ſtille. — Er hatte geſtern den ganzen Tag über gejagt, da mochte er vergeſſen haben, ſie aufzuziehen; und heut den Morgen — (indem er zum Kabinet läuft und den einen Flügel öffnet). Sehn Sie nur hier! Er lag da hier auf dem Bette — — da ſchrie er in mich hinein, ich ſollte nach meiner Uhr ſehn; und da — weil ich nun keine hatte — —

Frau von Detmund. So gab er Dir dieß?

Edelknabe. So gab er mir's, daß ich mir eine ſchaffen ſollte. — — (das Geld wieder hinzeigend). Zwölf Dukaten, liebe Mama.

Frau von Detmund. Sieh mich an! Darf ich's glauben?

Edelknabe. Gewiß! Gewiß! Glauben Sie's immer! — Aber die Uhr thut mir nicht noth, und es wird ſchon noch ſonſt eine geben. — (nach ihrer Hand greifend). Stecken Sie ein! Nehmen Sie hin!

Frau von Detmund (gerührt). Wie, mein Kind? — Wie?

Edelknabe. Es geht mir ſo nahe, daß ich Sie immer weinen ſehe. — O ich wollte, daß ich nur viel hätte, recht viel! da ſollen Sie nie wieder weinen. — Alles, alles, was ich nur hätte, das wollte ich Ihnen geben.

Frau von Detmund (ſich über ihn bückend). Wollteſt Du das?

Edelknabe. Und ach! da ſollten Sie ſo vergnügt ſeyn! ſo glücklich! —

Frau von Detmund (ihn küſſend). Ich bin es, mein Kind. Ich gäbe dieſen Augenblick nicht um alles Gold Deines Fürſten. — (ihn noch einmal küſſend) O Du weißt nicht, wie viel Elend eine Mutter über der Freude an ihrem Kinde vergißt!

Edelknabe (wieder nach ihrer Hand greifend). Sie nehmen's doch aber! — Nehmen Sie's ja, liebe Mama!

Frau von Detmund. Ich will es nehmen. Ich darf Dich nicht ſelbſt kaufen laſſen; denn Du würdeſt betrogen werden. Ich will für Dich kaufen, mein Kind.

Edelknabe. Für mich? Eine Uhr? —

Frau von Detmund. Du wirſt hier bleiben; da brauchſt Du eine.

Edelknabe. Ach nicht doch! nicht doch! Wozu? — Der Fürſt hat ja Uhren, wo man nur hinſieht. Er hat mir ja ſebſt geſagt, ich brauchte keine.

Frau von Detmund. Und hat Dir doch eine geſchenkt?

Edelknabe. Wirklich! wirklich! Er hat's geſagt.

Frau von Detmund. Du betrügſt mich, mein Kind. Du redeſt die Unwahrheit, und das ſollſt Du nie, auch nicht aus Liebe zu Deiner Mutter.

Edelknabe. Die Unwahrheit? Sie glauben mir nicht? — Nun, ſo wollte ich, daß der Fürſt nur da wäre, daß er nur käme! — (ſich umſehend). Er kommt auch.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Fürſt.

Edelknabe (ihm mit ausgeſtrecktem Finger entgegen). Nicht wahr, gnädigſter Herr? Sie haben mir zwölf Dukaten zu einer Uhr geſchenkt?

Fürſt (lächelnd). Das hab' ich, Kleiner.

Edelknabe. Sie haben mir geſagt, daß ich die Uhr nicht nöthig hätte?

Fürſt. Ja wohl! Das hab' ich geſagt.

Edelknabe (ſchnell herum). Nun, Mama? Nun?

Frau von Detmund (in Verlegenheit). Mein Kind — (laut). O verzeihen Ihro Durchlaucht! Verzeihen Sie der Einfalt eines Kindes, das der Ehrerbietung vergißt!

Fürſt. Verziehen, Madame? — Dieſe Einfalt entzückt mich. Ich wollte, ich könnte in dieſer Einfalt mit allen Menſchen leben. Sie iſt ſo ſehr in der Natur. — Immer ſprich, Kleiner! Was war's? Wollte Dir Deine Mutter vielleicht nicht glauben?

Edelknabe (halb ärgerlich). Nein, gnädigſter Herr! — Erſt wollte ſie mir nicht glauben, und nachher auch nicht nehmen.

Fürſt. Was hör' ich? Nicht nehmen — Alſo haſt Du wohl gar mein Geſchenk ſo verachtet, es wieder wegzuſchenken? — Ich will nicht hoffen!

Edelknabe (betreten). Gnädigſter Herr!

Fürſt. In der That; das würde mir wenig Luſt machen, Dir mehr zu ſchenken. — Nur gleich bekannt! Haſt Du's gethan!

Edelknabe (ſich entſchuldigend, indem er auf ſeine Mutter zeigt). Sie iſt ſo arm, gnädigſter Herr!

Fürſt. Du guter Knabe! (ihm unter's Kinn greifend). — — Und alſo haſt Du Deinen einzigen Wunſch, Deine liebſte Begierde aufgeopfert, um Deiner Mutter zu helfen? — O wahrhaftig! Dann wäre es Jammer, wenn Du Deine Uhr ſollteſt verloren haben. — (Indem er ſeine eigne Uhr hervorzieht). Aber ſieh! Und wenn ich nur dieſe einzige hätte; — um Deine Zärtlichkeit zu belohnen: — (Er gibt ſie ihm). Du ſollteſt ſie dennoch haben!

Edelknabe (freudig zugreifend). Ach gnädigſter Herr! — Iſt ſie im Gange?

Fürſt. Sey ruhig! In vollem Gange. — (indem der Knabe zu ſeiner Mutter läuft, ſie ihr zu zeigen). Aber wenn man's bedenkt: iſt es nicht ſchlimm in der Welt? Die meiſten Reichthümer werden von Schwelgern beſeſſen, die ſie verſchwenden, oder von Geizhälſen, die ſie verſchließen. Männer, wie Du, ſollten reicher ſeyn; da würde die Welt ſich beſſer ſtehen. — Und was hindert mich denn, Dich reicher zu machen? — Komm! Steck' die Uhr ein! Geſchwind! — Und weil Du ſo gut mit dem Wenigen umgingſt — (ihm eine Börſe geben). — Da nimm! Da ſind für zwölf Dukaten ihrer hundert.

Edelknabe (erſtaunt ihn anſehend). Ach gnädigſter Herr!

Fürſt. Du bedenkſt Dich? So nimm doch!

Edelknabe. Beutel und alles? — (im Begriff es zurück zu geben). Das iſt ja wirklich zu viel.

Fürſt. Wenn's für Dich wäre! Schon recht! — Aber ich gab es Dir, daß Du es anlegen ſollteſt. Und wer meinſt Du wohl, der es brauchen könnte?

Edelknabe. Brauchen? — (vom Fürſten auf ſeine Mutter, und dann wieder auf den Fürſten ſehend). Da, liebe Mama!

Frau v. Detmund (ſich ihm nähernd). Ihro Durchlaucht —

Fürſt. Keine Dankſagung, Madame! Sie werden finden, daß es ſehr wenig iſt, und daß ich weit mehr wieder verderbe, als ich gut gemacht habe. — Aber — (die Hand gegen den Edelknaben) Sie ſehen ſchon, ohne daß man es Ihnen ſagt — Das Kind iſt viel zu ſchwach für mich, viel zu klein. Es iſt in einem Alter, worin man andern noch keine Dienſte leiſten kann; worin man ſelbſt ihrer noch braucht, und kurz — Sie werden es ohne Schwierigkeit wieder annehmen, hoff' ich. — — Sie ſchweigen?

Frau von Detmund (vor ſich niederſehend). Ich habe Unrecht, Ihro Durchlaucht.

Fürſt. Wie ſo? Worin? —

Frau von Detmund. Ich habe Unrecht — daß ich mich einer Armuth ſchäme, die ich ſelbſt nicht verſchuldet habe. — Aber ich will mich ihrer nicht ſchämen. Ich will ſie frei in der Gegenwart meines Fürſten bekennen. (ihm näher tretend und in die Augen ſehend) Ja, Ja, Ihro Durchlaucht; ich bin zu arm, mein Kind zu erziehen. Ich habe ſchon längſt für die Zukunft geſorgt; nur zu bald werd' ich anfangen, auch für den heutigen Tag zu ſorgen; und wenn dann mein größter Kummer zurückkehrt; — wenn Ew. Durchlaucht dieſes unmündige, unerzogne Kind verſtoßen — (ſie will ihre Thränen zurückhalten) deſſen Vater zu früh ſtarb. — O verzeihen Sie meiner Schwachheit!

Edelknabe. Sie weint? (des Fürſten Hand ergreifend und wehmüthig) Gnädigſter Herr!

Fürſt. Nun, wenn auch Du kömmſt! — Was iſt's?

Edelknabe (bittend). Sie werden doch mich nicht verſtoßen? —

Fürſt. Nicht? Meinſt Du nicht? — Nun wohlan denn! Um Deines Zutrauens willen! — Er mag bleiben, Madame. — (verſtellt) Es wäre zwar freilich Jammer, wenn ſeine Unſchuld — Doch nein! Das wird ſo bald keine Gefahr haben.

Frau von Detmund (äußerſt aufmerkſam). Seine Unſchuld, Ihro Durchlaucht?

Fürſt (wie vorhin). Nein nein! Sie könnten glauben, als wenn ich zurückzöge. Laſſen Sie's gut ſeyn, Madame!

Frau von Detmund (verlegen). Aber doch — wenn es nicht zu kühn von mir wäre — dürft' ich wohl um die Gnade einer Erklärung bitten?

Fürſt (immer verſtellt). Ich wollte nur ſagen, Madame — ich bin ſchon längſt mit meinen Edelknaben ſehr unzufrieden; ich finde, daß ſie der Auswurf des jungen Adels ſind — in allen Ränken und Schalkheiten ausgelernt; und vielleicht — vielleicht könnte ihr Umgang, ihr Beiſpiel — — Doch Sie ſehen; das es ein bloßes Vielleicht. Auf ein Vielleicht wollen wir's wagen.

Frau von Detmund (etwas zu hitzig des Kindes Hand ergreifend). Nein, gnädigſter Herr!

Fürſt (wie beleidigt). Nicht? — Wie Sie meinen, Madame.

Frau von Detmund. Das Herz meines Kindes iſt mir zu wichtig. Ich zittre vor der Gefahr, worein ich es hätte ſtürzen können.

Fürſt. Aber bedenken Sie doch — —

Frau von Detmund. Ich darf nichts bedenken. Ich ſehe mein Kind im Feuer; und wenn ich's nur rette — ob ich es nackend rette! —

Fürſt. Ohne Vermögen! ohne Unterricht! ohne Erziehung! Wie ſoll das werden? Was ſoll herauskommen, Madame?

Frau von Detmund. Was Gott will! Mir ſoll es gleich ſeyn. — Kann er ſeinen Stand nicht behaupten; ſo mag er das Land bauen, und mag in Armuth ſterben!

Fürſt. Das heißt edel gedacht! Ich ſehe, Madame, Sie verdienen alles, was ich nur für Sie thun kann. — (ihr näher und mit Wärme). — Wie ſoll ich helfen? Wie ſoll ich Ihre Umſtände beſſern? — Reden Sie! Fordern Sie! Es iſt Ihr Freund, der vor Ihnen ſteht.

Frau von Detmund (äußerſt verwirrt und gerührt). O Ihro Durchlaucht — —

Fürſt. Sagen Sie mir vor allen Dingen: Wie iſt der Zuſtand Ihres Vermögens? — Ihr Gut? — —

Frau von Detmund. Iſt durchaus nicht zu retten.

Fürſt. So groß iſt die Schuld? — Aber Sie haben Prozeſſe, wie man mir ſagt. — Geben denn die keine Hoffnung?

Frau von Detmund. Keine gnädigſter Herr! — Außer dem Einen, denn ich wegen einer geringen Erbſchaft führe. Mein Recht darauf iſt unſtreitig; nur der Reichthum anderer Verwandten kämpft noch mit meinem Rechte. — Eben war ich hier, um aus Noth einen Vergleich zu treffen; — es hat ſich zerſchlagen.

Fürſt. Deſto beſſer für Sie! So müſſen Sie jetzt, auch ohne Vergleich, zu Ihrem Rechte kommen. Ich hafte dafür. — Nehmen Sie überdieß noch hundert Louisd'or zum Jahrgelde an! Das wird Sie, hoffe ich über alle Bedürfniſſe hinausſetzen.

Frau von Detmund (ſich niederwerfend). So viele Gnade! — Kann ich ſie je —

Fürſt (hält ſich zurück). Was ſoll das? Stehen Sie auf! Stehen Sie auf! — Ich thue ja nichts, als was ich dem Andenken des Mannes ſchuldig bin, deſſen Wittwe Sie ſind; als was ich für jeden thun würde, deſſen Verdienſte ich ſo, wie die Ihrigen, ſchätzte. — Sagen Sie mir: Würden Sie jetzt noch Bedenken haben, das Kind wieder zurück zu nehmen?

Frau von Detmund. Wie könnt' ich, Ihro Durchlaucht?

Fürſt. Und Du, Kleiner? — Gingſt Du wohl gerne mit Deiner Mutter?

Edelknabe (die Uhr in der Hand). Mit meiner Mutter? O ja!

Fürſt. Aber ich weiß doch, Du liebſt mich. Du bliebſt auch wohl gern hier bei mir?

Edelknabe. Sehr gern, gnädigſter Herr!

Fürſt. Nun dann! — Wenn das iſt — — Schick' ich Dich fort, ſo hätt' ich Dich doch immer verſtoßen, und Du haſt mich ſo dringend gebeten, Dich nicht zu verſtoßen. Auch hat Dich Deine Mutter nun einmal in meine Arme geworfen. Ich muß denn ſchon auf Anſtalten denken. — Bleiben Sie da! Ich komme wieder Madame.

Zwölfter Auftritt.

Frau von Detmund. Edelknabe.

Frau von Detmund. Gütiger Gott! (indem ſie ſich in den Seſſel wirft). Was war das?

Edelknabe (fröhlich um ſie herum). Nun? Nun? — Iſt's nun recht? Iſt's nun gut?

Frau von Detmund (ihn zärtlich zu ſich ziehend). O liebſtes Kind! — —

Edelknabe. Aber Sie freuen ſich ja nicht! Sie müſſen ſich freuen, liebe Mama!

Frau von Detmund. Ich bin beſchämt über mein Glück. — Ich denke an mein Mißtrauen gegen die Vorſicht, an den tödtlichen Kummer den ich fühlte, als Du zur Welt kamſt. Es war in eben der Stunde, es war unmittelbar auf den Augenblick, da ich den Tod Deines Vaters erfuhr. — Mit welchem Jammer ſah ich Dich an! Mit welchem Schmerz, Dich geboren zu haben! (indem ſie ihn küßt und die Arme um ihn herumſchlägt). Und warſt Du der, der mir helfen, der ſchon in ſeiner frühen Kindheit meine Thränen abtrocknen ſollte? — — Gott! Was fehlt mir nun noch? — Nichts! Nichts, als Gewißheit von Deinem Bruder! Dann bin ich glücklich.

Edelknabe. Von meinem Brnder? Wie das, liebe Mama?

Frau von Detmund. Wenn der Fürſt ſein Verbrechen wüßte — —

Edelknabe. Ach wenn auch! Es hat ja nichts zu bedeuten. — Sie ſehn ja wohl, wie liebreich, wie freundlich er iſt.

Frau von Detmund. Gegen uns, mein Kind. — Weil wir unſchuldig ſind.

Edelknabe. Und er hat mir ja verſprochen, es ſollte geheim bleiben. Der Oberſt ſollte nichts davon wiſſen.

Frau von Detmund (auffahrend). Was? Dir verſprochen? —

Edelknabe. Ganz gewiß! Ganz gewiß! Daß Sie ſich alſo deßwegen nicht ängſten!

Frau von Detmund. Ich erſtaune. Du haſt ihm geſagt? —

Edelknabe (indem er Unrath merkt). Ach nicht viel! — Was ich wußte. — Er fragte mich nach meines Bruders Aufführung, und da konnt' ich doch nicht Unwahrheit reden. Das haben Sie ja ſelbſt mir verboten.

Frau von Detmund (ängſtlich). Aber Kind! — Liebſtes Kind! — Konnte denn Deine Einfalt —

Edelknabe. Wie? Sind Sie unruhig darüber?

Frau von Detmund. Ob ich's bin! Ob ich unruhig bin! — Wenn er nun weiter fragt? Wenn er erfährt? — O Du kannſt mich, deinen Bruder, uns alle in's Unglück bringen.

Edelknabe (im Begriff zu weinen). In's Unglück bringen?

Frau v. Detmund. Ach! da höre ich ſchon — (ſich auf ihn werfend und ihm zuredend). Sei nur ſtille! und ruhig! — Thränen würden das Uebel nur ärger machen. Sey ruhig!

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Fürſt. Hinter ihm der Fähndrich und der Hauptmann.

Fürſt. Nur herein! Nur mir nach, meine Herren! — (zum Fähndrich). Sie ſind alſo Detmund? Ein Sohn des wackern Majors von Detmund?

Fähndrich (ſich tief verbeugend). Ja, Ihro Durchlaucht.

Fürſt. Eine große Empfehlung! Sie hatten einen ſehr rechtſchaffnen Vater. — Vermuthlich reizt Sie ſein rühmliches Beiſpiel zur Nachfolge? Sie beſtreben ſich, ſeiner würdig zu ſeyn?

Fähndrich (wie vorher). Ich thue nur meine Pflicht. Ihro Durchlaucht. —

Fürſt. Dann thun Sie alles. Der rechtſchaffenſte Mann thut nicht mehr. Da, Herr Fähndrich! da ſehen Sie Ihre Mutter, eine ſehr hochachtungswürdige Frau; auch Ihren Bruder, einen ſehr liebenswürdigen Knaben. — Ich bin außerordentlich von der Familie eingenommen; und um ſie hier ganz beiſammen zu ſehen — —

Fähndrich (ſich immer verbeugend). Ew. Durchlaucht haben viel Gnade.

Fürſt. Doch wohl nicht mehr, als ich ſollte? —

Fähndrich. Ew. Durchlaucht urtheilen ſehr gnädig.

Fürſt. Wirklich; es fehlt nur an der Ueberzeugung, daß ich richtig urtheile, und Ihr Glück iſt gemacht. — Doch dieſe freie, zuverſichtliche Miene, die Ihnen ſo wohl ſteht —

Fähndrich. O Ihro Durchlaucht —

Fürſt. Ja, ja! Die zeigt entweder ein ſehr edles oder ein ſehr verderbtes Herz an; und das letzte — nein, das wird der Sohn ſolcher Eltern nicht haben. Das wird er nicht haben! — — Was meinen Sie daß ſich thun ließe, Herr Fähndrich? Ein Schritt weiter, brächte Sie in der That nicht viel weiter. Was dünkt Ihnen? —

Fähndrich (die Hände reibend). Freilich, Ihro Durchlaucht — —

Fürſt. Aber wenn wir nun dieſen einen Schritt überhüpften? wie da? — Eine Kompagnie! Kapitain! Das iſt doch immer ſo das erſte Ziel ſolcher Herren, und dem wären wir dann ſchon ziemlich nah im Geſichte. — Doch vorher — (indem er ſich ſchnell gegen den Hauptmann kehrt). Was denken Sie zu ihrem Vetter, Herr Hauptmann?

Hauptmann (etwas betreten). Ich? — Was ich denke? —

Fürſt. Viel Böſes, ſollte man glauben.

Hauptmann. O nein! Eher Gutes, Ihro Durchlaucht — Ich denke immer, er hat Herz; er wird brav thun.

Fürſt (mit Beifall auf den Fähndrich ſehend). Doch? In der That? —

Hauptmann. Und da er auch ziemlich gewachſen iſt — —

Fürſt. Nun ja wohl! Da iſt er der gemachteſte Menſch von der Welt. Das iſt ſicher. — Aber in ſeiner Aufführung, in ſeinen Sitten Herr Hauptmann. — Ich muß mich ſchämen, daß ich nach ſo einer Kleinigkeit frage, — wie iſt er in ſeinen Sitten beſchaffen?

Hauptmann Je nun — (lächelnd), dann und wann ein wenig zu luſtig, zu aufgeräumt; aber — wie Ew. Durchlaucht ſchon wiſſen — das gehört zum Soldaten.

Fürſt. Wie ich ſchon weiß? Sie lehren mich in der That etwas Neues. — Es fehlt nur noch an Ihrem Zeugniſſe, Madame. Was ſagen denn Sie mir von Ihrem Sohne? — — (nach einer Pauſe) Gar nichts? —

Frau von Detmund. Was ſollte ich ſagen?

Fürſt. Was Sie denken — die Wahrheit!

Frau von Detmund. Und kann ich das, Ihro Durchlaucht? — Wenn ich meinen Sohn loben müßte; würden Sie wollen, daß ich ihn in ſeiner Gegenwart lobte? Oder wenn ich ihn tadeln müßte, daß ich ihn in der Gegenwart deſſen tadelte, der ſein Schickſal in ſeiner Gewalt hat?

Fürſt (lächelnd). Vortrefflich, Madame! Sie ſind gütig, wie eine Mutter, und fein, wie ein Frauenzimmer. Ich bewundere Sie ganz. — — (ernſthaft). Ein jeder, mein Herr Fähndrich, hat ſeine Weiſe, und ich habe die meinige. Wenn ich einen Offizier befördern will, ſo fange ich damit an, daß ich ihn in die Wache werfe. Was dünkt Ihnen dazu?

Fähndrich (erſchrocken). Ihro Durchlaucht — —

Fürſt. Ja, ja! Das iſt nun nicht anders. Geben Sie ihren Degen dem Hauptmann! — Ein beſcheidneres Betragen hätte alles entſchuldigt; aber dieſe Zuverſicht, dieſe Dreiſtigkeit — — Was kann man von einem Menſchen erwarten, der mit einem Gewiſſen, wie Ihres, ſo frech iſt? der es fühlen muß, daß er meine Ungnade verdient; der es weiß, wie nichtswürdig er gegen die gütigſte Mutter gehandelt, und der dennoch — — In die Wache mit ihm! Auf einen Monat, Herr Hauptmann! — Ich will das, was vorgefallen, nicht näher wiſſen; und das um Ihretwillen, Madame! — um der Art willen, wie ich's erfahren habe; um der Größe des Verbrechens willen, daß ich aus allen Umſtänden errathen kann. — — Aber, Herr Hauptmann! — (In ſeinem ſtrengſten Tone). Sobald wieder das Allergeringſte vorfällt; gleich Bericht an mich! Auf der Stelle! — Ich habe mir's in den Kopf geſetzt, ich will den jungen Menſchen erziehen, und weder Sie, Herr Hauptmann — (gelinder) noch Sie, Madame, ſollen mir meine Erziehung verderben. — (Beſonders zu Frau von Detmund). Daß Sie ihm nie womit aushelfen! nie! auch nicht mit der mindeſten Kleinigkeit! auch nicht unter dem Namen eines Geſchenks! Durchaus nicht! — — Er kann von ſeinem Gehalte leben, und der mag ſich einſchränken lernen. — (Eine Bewegung mit der Hand). Fort! In die Wache, Herr Fähndrich! (Die beiden Offiziere treten ab).

Vierzehnter Auftritt.

Der Fürſt. Frau von Detmund. Der Edelknabe.

Fürſt (ſie anſehend). Nun? — So niedergeſchlagen, Madame?

Frau von Detmund (beſcheiden). Ich bin Mutter, Ihro Durchlaucht.

Fürſt. Aber doch nicht von den weichlichen, die lieber ihre Kinder nicht beſſern, um ſie ja nicht zu kränken?

Frau von Detmund. Wie falſch wäre dann meine Liebe! — Nein, ich fürchte nur, daß mein Sohn Dero Gnade auf immer verloren hat.

Fürſt. Fürchten Sie das? — Und doch habe ich ihn für's erſte der Gnade nur würdig machen wollen, die ich ihm aufbewahre. — Jugend und Unbeſonnenheit — denen verzeih' ich ſo leicht, Madame; aber ich darf nur nicht immer. Was bei dem einen Bewegungsgrund zu Beſſerung iſt, wird bei dem andern Einladung zu größern Verbrechen. — Sorgen Sie indeſſen nur nicht! Der junge Menſch wird ſchon klüger, und nach eben dem Maaße werde ich gütiger werden. — (Sich gegen den Edelknaben wendend). Was den Kleinen betrifft — — Wiſſen Sie, welche Abſichten ich mit ihm habe?

Frau von Detmund. Nein, Ihro Durchlaucht. — — Aber wie ſie auch ſeyn mögen, ſie werden die großmüthigſten ſeyn. — So ſehr ich auch immer meinen Fürſten verehrt habe, ſo überzeugt mich doch dieſer Tag, daß ich ihn noch zu wenig verehrt.

Fürſt. Was wollen Sie denn? Sie kennen mich nicht. — Bloß um dem Staat einen rechtſchaffnen Mann, um mir ſelbſt einen nützlichen Diener, um meinem Sohn einen Freund zu erziehen, der einſt ſo willig für ihn ſterbe, wie ſein Vater für mich ſtarb; — — bloß deswegen. —

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Kammerdiener.

Kammerdiener. Der Direktor, Ihro Durchlaucht!

Fürſt. Schon da? Laßt ihn vorkommen! (der Kammerdiener geht ab). — Ich hoffe, Madame, Sie werden meine Abſichten nur hören dürfen, um ſie zu billigen.

Sechzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Direktor.

Direktor (ſich verbeugend und mit der Stimme zitternd). Auf Ew. Durchlaucht höchſten Befehl —

Fürſt. Näher her, Herr Direktor! Mit Männern wie Sie, muß man nicht bloß von weitem bekannt ſeyn. — Man hat mir viel Gutes von Ihnen geſagt. Man hat Sie mir als einen Mann von großen Kenntniſſen und Verdienſten gerühmt.

Direktor (äußerſt verwirrt). Mich, Ihro Durchlaucht?

Fürſt. Auch habe ich mich ſelbſt von der Wahrheit dieſes Lobes überzeugt. Ich habe Ihr Buch von der Erziehung geleſen. — Was haben Sie ſonſt noch geſchrieben?

Direktor (zitternd). Ich! — Nichts, das — — Gar nichts, das — —

Fürſt. Das für mich wäre, wollen Sie ſagen?

Direktor. Nein — Ja, Ihro Durchlaucht.

Fürſt. Ja? Und warum nicht für mich? — Vielleicht, weil es einen ganzen Gelehrten fordert, und ich nur ein halber bin? Hab' ich's getroffen?

Direktor (erſchrocken zurücktretend). Gütiger Gott! — Könnt' ich ſo kühn ſeyn? — —

Fürſt. Nun, nun! Das wäre ſo kühn eben nicht. Allzuviel Gelehrſamkeit iſt eben keine Ehre für einen Fürſten. — Alſo warum nicht für mich?

Direktor (ſtotternd). Weil — weil — weil es zu unvollkommen, — zu unwürdig — zu — —

Fürſt. Hören Sie auf! Sie beſchämen mich ſonſt. — Ich wollte ſchon ſagen, daß ihr Buch ganz vortrefflich wäre, daß es viel Wiſſenſchaft, viel Kenntniß des Menchen, viel warmen Eifer für Rechtſchaffenheit und Tugend verriethe. — Aber was iſt Ihnen? Sie zittern ja ganz?

Direktor. Die hohe Gnade — die hohe Ehre — —

Fürſt (nach einigem Stillſchweigen und verdrüßlich). Sie ſind ein Deutſcher. Nicht wahr?

Direktor (ehrerbietig zurückweichend). Ihro Durchlaucht.

Fürſt (wieder gütig, indem er ihm näher tritt). Nun, was thut's! Bin ich doch auch einer! Schämen Sie ſich darum nur nicht! Ich wollte nur wünſchen, Sie hätten den alten Franzoſen gekannt; das alte Erbſtück von meinem Vater, das hier am Hof lebte. — Oder haben Sie ihn etwa gekannt?

Direktor. Einigermaßen. Von Anſehen.

Fürſt. Nicht näher?

Direktor. Nein, Ihro Durchlaucht.

Fürſt. O Schade! Das war ein trefflicher Mann. — Wenn man das Biſchen Witz und Sentiment von der Oberfläche ſchöpfte, ſo war das Uebrige ſeines Gehirns eben nicht viel; aber ſich geltend zu machen, ſich ein Anſehn zu geben — darin war es der erſte Kopf von Europa. — Frei, frei, Herr Direktor! Beſcheidenheit iſt mir lieb; aber das, was man Demuth nennt — unerträglich! — — Um zur Sache zu kommen: Was macht die vornehmſte adeliche Penſion auf dem Gymnaſium?

Direktor. Die vornehmſte? — Das iſt verſchieden, Ihro Durchlaucht.

Fürſt. Aber ſo im Ganzen! ſo ohngefähr!

Direktor. Ohngefähr? — Zwiſchen drei und vier Hundert.

Fürſt. Was es ſey! — Ich habe hier einen Knaben, den ich hinaufgeben will, und es verſteht ſich, wenn ich gleichſam ſein Vater werde, daß ich ihn nicht ſchlechter halten kann, als der beſte Edelmann ſeinen Sohn hält. — Doch das Wichtigſte noch! Wer führt die Aufſicht über die Knaben?

Direktor. Die Lehrer, Ihro Durchlaucht.

Fürſt. Wackre Männer vielleicht! aber ich kenne ſie nicht. — Sie allein, Herr Direktor kenne ich, und hätte Vertrauen zu Ihnen. — Würden Sie wohl, wenn ich ſie bäte —

Direktor (beſchämt). Ihro Durchlaucht!

Fürſt. Würden Sie wohl die unmittelbare Aufſicht über dieſes Kind übernehmen?

Direktor. Es iſt ja meine Pflicht, Ihro Durchlaucht.

Fürſt. Nein! Als Pflicht will ich es nicht betrachtet haben. — Würden Sie's gerne; würden Sie's mit Vergnügen thun?

Direktor (ſich verbeugend). Ich finde in meiner Pflicht mein Vergnügen.

Fürſt. Wohl! und es iſt natürlich, daß ich mich erkenntlich dafür beweiſe. — (Zu dem Edelknaben, indem er ihn bei der Hand nimmt). Komm her, Kleiner! Komm! Du ſiehſt, das iſt ein liebreicher, freundlicher Mann, zu dem ich Dich führe. Hätteſt Du wohl Vertrauen zu dieſem Manne? Möchteſt Du wohl mit ihm gehen und bei ihm leben?

Edelknabe (den Direktor einen Augenblick anſehend). O ja, gnädigſter Herr.

Fürſt. Aber dann mußt Du auch wiſſen, was dieſer Mann Dir inskünftige ſeyn wird. Dein größter Wohlthäter, Dein Lehrer! Du wirſt ihm den willigſten Gehorſam, die zärtlichſte Ehrerbietung ſchuldig ſeyn; und wenn er über Dich klagte — —

Edelknabe. Nein, nein! Das ſoll er nie, gnädigſter Herr.

Fürſt. Du haſt ein Beiſpiel geſehen, daß ich eben ſo ſcharf ſeyn kann, als ich gut bin, — Alſo, wenn er je über Dich klagte — —

Edelknabe (zum Direktor, dem er ehrerbietig die Hand küßt). Nein, nein! Das ſollen Sie nie, Herr Direktor.

Fürſt (zum Direktor). Wie gefällt Ihnen das Kind?

Direktor (gerührt). O Ihro Durchlaucht. — Schon weil ich ihn aus Ihren Händen erhalte, wird er mir theurer ſeyn, als mir mein eigener Sohn iſt. —

Fürſt. So könnte er dann mit Ihnen gehen. — Sind Sie's zufrieden, Madame?

Frau von Detmund (mit Feuer). Gütiger Gott! — Nur zufrieden?

Fürſt. Nun ſo geh' denn! So geh! (die Hand auf ſeinen Kopf legend). Werde ein rechtſchaffener, ein kluger, ein glücklicher Mann! Und was das Uebrige anbetrifft; — da ſey Du froh und getroſt! Es ſoll Dir nie an etwas gebrechen. — (Ihn anſehend.) Nun, Kleiner? So wehmüthig?

Edelknabe (ſich tief verbeugend und nach ſeiner Hand greifend). Leben Sie wohl, gnädigſter Herr!

Fürſt (mit Rührung). Iſt es das? (ihn aufhebend und küſſend.) Und auch Du lebe wohl! auch Du, guter Knabe! Du haſt das dankbarſte Herz. — Ich beurlaube Sie, Herr Direktor. — Und Sie Madame; gehen Sie ihm nach, und ſehen Sie, wo Ihr Kind bleibt!

Frau von Detmund (ſich niederwerfend, mit Feuer). Kann ich geh'n, Ihro Durchlaucht — —

Fürſt. Was ſoll das? Ich liebe das nicht.

Frau von Detmund. Kann ich gehn, eh' ich mein Herz — —

Fürſt (ſie aufhebend). Nein ſage ich! Stehen Sie auf! Stehen Sie auf! — Ich kann es nicht haben, daß irgend ein Menſch vor mir kniee.

Frau von Detmund. Nun dann! Ich gehorche und gehe. — (Die Hand erhebend.) Aber vor Gott will ich knieen, und will ihn bitten, daß er ewig den großmüthigſten Fürſten ſegne.

Fürſt (einige Schritte nach und gnädig). Leben Sie wohl! Leben Sie glücklich, Madame!

Siebenzehnter Auftritt.

Der Fürſt (allein, indem er ſich umſieht).

Ein ſchöner Morgen! Ob ich mir denn noch ein kleines Vergnügen mache? Das größte hab' ich nun einmal gehabt. — Nein, arbeiten, arbeiten will ich! Es wird mir trefflich von Statten gehen. Ich bin zufrieden mit mir. — —

Tobias Witt *).

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächſten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt geſehen, als Mancher, der ſein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geſchichtchen, die er ſich hie und da aus eigener Erfahrung geſammelt hatte. Poetiſches Verdienſt hatten ſie wenig aber deſto mehr praktiſches, und das Beſonderſte an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zuſammengehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, ſeiner Klugheit wegen. — Ei! fing der alte Witt an und ſchmunzelte: Wär' ich denn wirklich ſo klug?

Die ganze Welt ſagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde — —

Je nun! wenn Er das werden will, das iſt leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was! wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till! Und muß es dann anders machen, wie die.

Als zum Exempel?

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte dahier in meiner Jugend ein alter Arithmeticus; ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor ſich ſelbſt; in ſeinem Leben ſprach er mit keinem Menſchen. — Und einem ins Geſicht ſehen; das that er noch weniger: immer guckt' er ganz finſter in ſich hinein. — Wie meint Er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefſinnigen Kopf.

Ja, es hat ſich wohl! Einen Narren! — Hui! dacht' ich da bei mir ſelbſt — denn der Titel ſtand mir nicht an — wie der Herr Veit muß man's nicht machen. Das iſt nicht fein. — In ſich ſelbſt hinein ſehen: das taugt nicht; ſieh du den Leuten dreiſt ins Geſicht! Oder gar mit ſich ſelbſt ſprechen; pfui! ſprich du lieber mit Andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till? Hatt' ich da Recht? —

Ei ja wohl! Allerdings!

---

*) Aus Engels: „der Philoſoph für die Welt“. Berlin, 1775 — 1777.

Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein Anderer herum; das war der Tanzmeiſter Herr Flink: der guckte aller Welt ins Geſicht, und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum. Und den, Herr Till — wie meint Er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen luſtigen Kopf? —

Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hui, dacht' ich da wieder; das iſt doch drollig! Wie mußt du's denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz, wie der Herr Veit, noch ganz, wie der Herr Flink. Erſt ſiehſt du den Leuten hübſch dreiſt ins Geſicht, wie der Eine, und dann ſiehſt du hübſch bedächtig in dich hinein, wie der Andre. Erſt ſprichſt du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir ſelbſt, wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till? So hab' ich's gemacht, und das iſt das ganze Geheimniß.

Ein andermal beſuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar ſehr über ſein Unglück klagte. — Ei was? fing der alte Witt an und ſchüttelte ihn: Er muß das Glück nur ſuchen, Herr Flau: Er muß darnach aus ſeyn.

Das bin ich ja lange; aber was hilft's? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig leg' ich die Hände lieber gar in den Schooß, und bleibe zu Hauſe. —

Ach nicht doch! nicht doch, Herr Flau! Gehn muß Er immer darnach, aber ſich nur hübſch in Acht nehmen, wie Er's Geſicht trägt.

Was? Wie ich's Geſicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie Er's Geſicht trägt. Ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur linken ſein Haus baute: ſo lag einſt die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren: und da kam unſer Bürgermeiſter gegangen, Herr Trick: damals noch ein blutjunger Rathsherr; der rannte, mit von ſich geworfnen Armen, ins Gelag hinein, und hielt den Nacken ſo ſteif, daß die Naſe mit den Wolken ſo ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, brach ein Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit ſagen, lieber Herr Flau? —

Ei die alte Lehre! Du ſollſt die Naſe nicht allzu hoch tragen.

Ja ſieht Er? Aber auch nicht allzu niedrig. — Denn nicht lange darnach kam noch ein Andrer gegangen: das war der Stadtpoet, Herr Schall: der mußte entweder Verſe oder Hausſorgen im Kopfe haben; denn er ſchlich ganz trübſinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinſinken wollte. Krach! riß ein Seil! der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meine, Herr Flau. — Wie man's Geſicht tragen muß? —

Sie meinen, ſo hübſch in der Mitte. —

Ja freilich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu ſcheu in den Erdboden ſieht. — Wenn man ſo die Augen fein ruhig nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft: ſo kommt man in der Welt ſchon vorwärts, und mit dem Unglück hat's ſo leicht nichts zu ſagen.

Noch ein andermal beſuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Speculation Geld von ihm borgen. — Viel, fing er an, wird dabei nicht herauskommen; das ſeh' ich vorher: aber es rennt mir ſo von ſelbſt in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieſer Ton ſtand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel, meint Er dann wohl, lieber Herr Wills, daß Er braucht?

Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa. —

Wenn's nicht mehr iſt; die will ich Ihm geben. Recht gern! — Und damit Er ſieht, daß ich Ihm gut bin, ſo will ich Ihm obendrein noch etwas Anders geben, das unter Brüdern ſeine tauſend Reichsthaler werth iſt. Er kann reich damit werden. —

Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein! —

Es iſt nichts. Es iſt ein bloßes Hiſtörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen: der hatte ſich eine einzige Redensart angewöhnt; die bracht ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre! Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie ſteht's, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fing er an, Ein fünfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredete: Nun Herr Grell? Sie haben ja auch bei dem Bankerott verloren? — Ach was? ſagte er wieder. Es iſt der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein Hunderter fünfe. — Er ſaß in ſchönen Umſtänden, der Mann; aber wie geſagt! die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, daß Er wollte?

Ich? — ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr Tomm: der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt Ihm dazu? —

Ei, ums Himmels willen! Die möcht' ich doch wiſſen. — Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie ſtehts, Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach, viel Geld! fing er an, viel Geld! — und da ſah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredete: Was iſt Ihnen? Warum ſo mürriſch, Herr Tomm? — Ach! ſagte er wieder: ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer fünfzig Reichthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber, wie geſagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt Ihm nun beſſer?

Ei, das verſteht ſich. Die letzte!

Aber — ſo ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er ſagte auch: viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer ſchrechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwiſchen den beiden Redensarten mitten inne wohnte; ich habe mir immer beide gemerkt: und da ſprech' ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bei meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte alſo? —

Viel Geld! viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills? Es wird ſchon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, ſo muß man ſprechen, wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, ſo muß man ſprechen, wie der Herr Grell.

Traum des Galilei *).

Galilei, der ſich um die Wiſſenſchaften ſo unſterblich verdient gemacht hatte, lebte jetzt in einem ruhigen ruhmvollen Alter, zu Arcetri im Florentiniſchen. Er war bereits ſeines edelſten Sinnes beraubt, aber er freute ſich dennoch des Frühlings: theils um der wiederkehrenden Nachtigall und der duftenden Blüthen willen, theils um der lebhaftern Erinnerung willen, die er an ehemalige Freuden hatte.

Einſt, in ſeinem letzten Frühling, ließ er ſich von Viviani, ſeinem jüngſten und dankbarſten Schüler, in das Feld von Arcetri führen. Er merkte, daß er ſich für ſeine Kräfte zu weit entfernte, und bat daher im Scherz ſeinen Führer, ihn nicht über das Gebiet von Florenz zu bringen. Du weißt, ſagte er, was ich dem heiligen Gericht habe geloben müſſen. — Viviani ſetzte ihn, zum Ausruhen, auf eine kleine Erhebung des Erdreichs nieder; und da er hier, den Blumen und Kräutern näher, gleichſam in einer Wolke von Wohlgeruch ſaß, erinnerte er ſich

---

*) Galilei ward zweimal vor die Inquiſition in Rom geladen, weil er das Syſtem des Copernicus vertheidigte, das der heiligen Schrift entgegen ſchien. Das zweitemal ſaß er lange gefangen, und in größter Ungewißheit wegen ſeines Schickſals; endlich gab man ihn unter der Bedingung frei, daß er nicht aus dem Herzogthume Florenz weichen ſollte. Seine wichtigſten aſtronomiſchen Entdeckungen, die er theils allein, theils mit Andern zugleich machte, ſind diejenigen, deren in dieſem Traume erwähnt wird. Er lebte nach ſeiner letzten Gefangenſchaft auf ſeinem Landhauſe zu Arcetri, verlor ſein Geſicht, und genoß in den letzten Jahren bis an ſeinen Tod der Geſellſchaft des Viviani, der nachher ſein Leben beſchrieb, und ſeinen Namen nie anders als mit dem Zuſatze zu unterzeichnen pflegte: Schüler des Galilei. Mit dieſen wenigen Anmerkungen wird in dem nachfolgenden Aufſatze hoffentlich nichts mehr dunkel ſeyn. Umſtändlichere Nachrichten findet man in Montucla Histoire des Mathématiques, Heumanni Actis Phil. und andern bekannten Büchern. — (Man ſehe vor allen die jetzt erſchienene Lebensbeſchreibung des Galilei von Herrn Jagemann.)

der heißen Sehnſucht von Freiheit, die ihn einſt zu Rom, bei Annäherung des Frühlings befallen hatte. Er wollte jetzt eben den letzten Tropfen Bitterkeit, der ihm noch übrig war, gegen ſeine grauſamen Verfolger ausſchütten, als er ſchnell wieder einhielt, und ſich ſelbſt mit den Worten beſtrafte: Der Geiſt des Copernicus möchte zürnen.

Viviani, der noch von dem Traum nichts wußte, auf den ſich Galilei bezog, bat ihn um Erläuterung dieſer Worte. Aber der Greis, dem der Abend zu kühl und für ſeine kranken Nerven zu feucht ward, wollte erſt zurückgeführt ſeyn, eh' er ſie gäbe.

Du weißt, fing er dann nach einer kurzen Erholung an, wie hart mein Schickſal in Rom war, und wie lange ſich meine Befreiung verzögerte. Als ich fand, daß auch die kräftigſte Fürſprache meiner Beſchützer, der Medici, und ſelbſt der Widerruf, zu dem ich mich herabließ, noch ohne Wirkung blieben, warf ich mich einſt, voll feindſeliger Betrachtung über mein Schickſal und voll innerer Empörung gegen die Vorſehung, auf mein Lager nieder. — So weit du nur denken kannſt, rief ich aus, wie untadelhaft iſt dein Leben geweſen! Wie mühſam biſt du, im Eifer für deinen Beruf, die Irrgänge einer falſchen Weisheit durchwandert, ums das Licht zu ſuchen, das du nicht finden konnteſt! Wie haſt du alle Kraft deiner Seele dran geſetzt, um hindurch zur Wahrheit zu brechen, und ſie alle vor dir zu Boden zu kämpfen, die verjährten mächtigen Vorurtheile, die dir den Weg vertraten! Wie karg gegen dich ſelbſt haſt du oft die Tafel geflohn, nach der dich gelüſtete, und den Becher, den du ausleeren wollteſt, von deinen Lippen gezogen, um nicht träge zu den Arbeiten des Geiſtes zu werden! Wie haſt du mit den Stunden des Schlafs gedarbt, um ſie der Weisheit zu ſchenken! Wie oft, wenn Alles um dich her in ſorgloſer Ruhe lag, und den ermüdeten Leib zu neuen Wollüſten ſtärkte; wie oft haſt du vor Froſt gezittert, um die Wunder des Firmaments zu betrachten, oder in trüben umwölkten Nächten beim Schimmer der Lampe gewacht, um die Ehre der Gottheit zu verkündigen, und die Welt zu erleuchten! — Elender! Und was iſt nun die Frucht deiner Arbeit? Was für Gewinn haſt du nun für alle Verherrlichung deines Schöpfers und alle Aufklärung der Menſchheit? — Daß der Gram über dein Schickſal die Säfte aus deinen Augen trocknet; daß ſie dir täglich mehr abſterben, dieſe treuſten Gehülfen der Seele; daß nun bald dieſe Thränen, die du nicht halten kannſt, ihr dürftiges Licht auf ewig vertilgen werden!

So ſprach ich zu mir ſelbſt, Viviani, und dann warf ich einen Blick voll Neids auf meine Verfolger. — Dieſe Unwürdigen, rief ich, die in geheimnißreiche Formeln ihren Aberwitz und in ehrwürdiges Gewand ihre Laſter hüllen, die zur ſchnöden Ruhe für ihre Trägheit ſich menſchliche Lügen zu Ausſprüchen Gottes heiligten, und den Weiſen, der die Fackel der Wahrheit empor hält, wüthend zu Boden ſchlagen, daß nicht ſein Licht ſie in ihrem wollüſtigen Schlummer ſtöre; dieſe Niederträchtigen, die nur thätig für ihre Lüſte und das Verderben der Welt ſind: wie lachen ſie, in ihren Palläſten, des Kummers! wie genießen ſie, in unaufhörlichem Taumel, des Lebens! wie haben ſie dem Verdienſte Alles geraubt; auch das heiligſte ſeiner Güter, die Ehre! wie ſtürzt vor ihnen andächtig das Volk hin, das ſie um die Frucht ſeiner Acker betrügen, und ſich Freudenmahle von dem Fett ſeiner Heerden und dem Moſt ſeiner Trauben bereiten! — Und du, Unglücklicher! der du nur Gott und deinem Berufe lebteſt; der du nie in deiner Seele eine Leidenſchaft aufkommen ließeſt, als die reinſte und heiligſte, für die Wahrheit; der du, ein beſſerer Prieſter Gottes, ſeine Wunder im Welt-Syſtem, ſeine Wunder im Wurm offenbarteſt: mußt du jetzt auch das Einzige miſſen, wornach du ſchmachteſt? das Einzige, was ſelbſt den Thieren des Waldes und den Vögeln des Himmels gegeben iſt — Freiheit? Welches Auge wacht über die Schickſale der Menſchen? Welche gerechte unparteiiſche Hand theilt die Güter des Lebens aus? Den Unwürdigen läßt ſie Alles an ſich reißen; dem Würdigen Alles entziehen!

Ich klagte fort, bis ich einſchlief; und alsbald kam es mir vor, als ob ein ehrwürdiger Greis an mein Lager träte. Er ſtand, und betrachtete mich mit ſtillſchweigendem Wohlgefallen, indeß mein Auge voll Verwunderung auf ſeiner denkenden Stirne und den ſilbernen Locken ſeines Hauptharrs ruhte. — Galilei! ſagte er endlich: was du jetzt leideſt, das leideſt du um Wahrheiten, die ich dich lehrte; und eben der Aberglaube, der dich verfolgt, würde auch mich verfolgen, hätte nicht der Tod mich in jene ewige Freiheit gerettet. — Du biſt Copernicus! rief ich, und ſchloß ihn, noch eh' er mir antworten konnte, in meine Arme. — O ſie ſind ſüß, Viviani, die Verwandtſchaften des Bluts, die ſchon ſelbſt die Natur ſtiftet; aber wie viel ſüßer noch ſind Verwandtſchaften der Seele! Wie viel theurer und inniger, als ſelbſt die Bande der Bruderliebe, ſind die Bande der Wahrheit! Mit wie ſeligen Vorgefühlen des erweiterten Wirkungskreiſes, der erhöheten Seelenkraft, der freien Mittheilung aller Schätze der Erkenntniß, eilt man dem Freund entgegen, der an der Hand der Weisheit hereintritt!

Siehe! ſprach nach erwiederter Umarmung der Greis: ich habe dieſe Hülle zurückgenommen, die mich ehemals einſchloß, und will dir ſchon jetzt ſeyn, was ich dir künftig ſeyn werde — dein Führer. Denn dort, wo der entfeſſelte Geiſt in raſtloſer Thätigkeit unermüdet fortwirkt; dort iſt die Ruhe nur Tauſch der Arbeit: eignes Forſchen in den Tiefen der Gottheit wechſelt nur mit dem Unterricht, den wir den ſpätern Ankömmlingen der Erde geben; und der Erſte, der einſt deine Seele in die Erkenntniß des Unendlichen leitet, bin Ich — Er führte mich bei der Hand zu einer niedergeſunkenen Wolke, und wir nahmen unſern Flug in die unermeßliche Weite des Himmels. Ich ſah hier den Mond, Viviani, mit ſeinen Anhöhen und Thälern; ich ſah die Geſtirne der Milchſtraße, der Plejaden und des Orion; ich ſah die Flecken der Sonne, und die Monden des Jupiter: Alles, was ich hienieden zuerſt ſah, das ſah ich dort beſſer mit unbewaffnetem Auge, und wandelte am Himmel, voll Entzückens über mich ſelbſt, unter meinen Entdeckungen, wie auf Erden ein Menſchenfreund unter ſeinen Wohlthaten wandelt. Jede hier durchgearbeitete mühevolle Stunde ward dort fruchtbar an Glückſeligkeit, an einer Glückſeligkeit, die der nie fühlen kann, der leer an Erkenntniß in jene Welt tritt. Und darum will ich nie, Viviani, auch nicht in dieſem zitternden Alter, aufhören nach Wahrheit zu forſchen: denn wer ſie hier ſuchte, dem blüht dort Freude hervor, wo er nur hinblickt; aus jeder beſtätigten Einſicht, aus jedem vernichteten Zweifel, aus jedem enthüllten Geheimniß, aus jedem verſchwindenden Irrthum. — Siehe! ich fühlte dieß Alles in jenen Augenblicken der Wonne; aber auch nur dieß Einzige, daß ich es fühlte, iſt mir geblieben: denn meine zu überhäufte Seele verlor jede einzelne Glückſeligkeit in dem Meere ihrer aller.

Indem ich ſo ſah und ſtaunte, und mich in deſſen Größe verlor, der dieß Alles voll allmächtiger Weisheit ſchuf, und durch ſeine ewig wirkſame Liebe trägt und erhält, erhob mich das Geſpräch meines Führers zu noch höhern Begriffen. — Nicht die Grenzen deiner Sinne, ſagte er, ſind auch die Grenzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu dir herüberſchimmert: noch viele Tauſende leuchten, deinem Blick unbemerkbar, im endloſen Aether; und jede Sonne, wie jede ſie umkreiſende Sphäre, iſt mit empfindenden Weſen, iſt mit denkenden Seelen bevölkert. Wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper, und wo nur Weſen ſich glücklich fühlen konnte, da wallen Weſen! Nicht Eine Spanne blieb in der ganzen Unermeßlichkeit des Unendlichen, wo der ſparſame Schöpfer nicht Leben hinſchuf, oder dienſtbaren Stoff für das Leben; und durch dieſe ganze zahlloſe Mannigfaltigkeit von Weſen hindurch herrſcht, bis zum kleinſten Atom herab, unverbrüchliche Ordnung: ewige Geſetze ſtimmen Alles von Himmel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie. Unergründlich iſt für den unſterblichen Weiſen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung, und unerſchöpflich der Quell ſeiner Seligkeiten. — Zwar, was ſag' ich dir das ſchon jetzt, Galilei? Denn dieſe Seligkeiten faßt doch ein Geiſt nicht, der, noch gefeſſelt an einen trägen Gefährten, in ſeiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert, und ſich ſchon zum Staube zurückgeriſſen fühlt, wenn er kaum anfing ſich zu erheben!

Er mag ſie nicht faſſen, rief ich, dieſe Seligkeiten, nach ihrer ganzen göttlichen Fülle, er kennt ſie, Copernicus, nach ihrer Natur, ihrem Weſen. Denn welche Freuden ſchafft nicht, ſchon in dieſem irdiſchen Leben, die Weisheit! Welche Wonne fühlt nicht, ſchon in dieſen ſterblichen Gliedern, ein Geiſt, wenn es nun anfängt in dieſer ungewiſſen Dämmerung ſeiner Begriffe zu tagen, und ſich immer weiter und weiter der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntniß aufgeht, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt, voll unendlicher Schönheit! — Erinnre dich, der du ſelbſt ſo tief in die Geheimniſſe Gottes ſchauteſt, und den Plan ſeiner Schöpfung enthüllteſt; erinnre dich jenes Augenblicks, als der erſte kühne Gedanke in dir heraufſtieg, und ſich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzudrängten, ihn zu faſſen, zu bilden, zu ordnen; erinnre dich, als nun Alles in herrlicher Uebereinſtimmung vollendet ſtand, mit wie trunkener Liebe du noch einmal das ſchöne Werk deiner Seele überſchauteſt, und deine Aehnlichkeit mit dem Unendlichen fühlteſt, dem du nachdenken konnteſt! — O ja, mein Führer! Auch ſchon hienieden iſt die Weisheit an himmliſchen Freuden reich; und wäre ſie's nicht: warum ſähn wir aus ihrem Schooße ſo ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu? — —

Die Wolke, die uns trug, war zurück zur Erde geſunken, und ließ ſich jetzt, wie es mir däuchte, auf einen der Hügel vor Rom nieder. Die Hauptſtadt der Welt lag vor uns; aber voll tiefer Verachtung ſtreckt' ich aus meiner Höhe die Hand hin, und ſprach: Sie mögen ſich groß dünken, die ſtolzen Bewohner dieſer Palläſte! weil Purpur ihre Glieder umhüllt, und Gold und Silber auf ihren Tafeln das Koſtbarſte beut, was Europa und Indien tragen! Aber, wie der Adler auf die Raupe im Seidengeſpinnſt, ſo ſieht auf dieſe Blöden der Weiſe herab; denn ſie ſind Gefangene an ihrer Seele, die über das Blatt nicht hinaus können, an dem ſie kleben: indeß der freie Weiſe auf ſeine Höhen tritt und die Welt überſchaut, oder ſich auf Flügeln der Betrachtung hinauf zu Gott ſchwingt, und unter Sternen einhergeht.

Da ich ſo ſprach, Viviani, da umwölkte ſich mit feierlichem Ernſt die Stirn meines Führers; ſein brüderlicher Arm ſank von meinen Schultern herab, und ſein Auge ſchoß einen drohenden Blick bis ins Innerſte meiner Seele. — Unwürdiger! rief er: ſo haſt du ſie ſchon auf Erden gefühlt, jene Freuden des Himmels! haſt deinen Namen herrlich gemacht vor den Weiſen der Nationen? haſt ſie alle erhöht, deine Seelenkräfte, daß ſie bald freier und mächtiger fortwirken in Erkenntniß der Wahrheit, eine Ewigkeit durch? Und nun dich Gott würdigt, Verfolgung zu leiden, nun dir deine Weisheit Verdienſt werden ſoll, und dein Herz ſich mit Tugenden ſchmücket, wie dein Geiſt mit Erkenntniß: nun iſt es ohne Spur vertilgt, das Gedächtniß des Guten, und deine Seele empöret ſich wider Gott? — — Hier erwacht ich von meinem Traum, ſah mich aus aller Herrlichkeit des Himmels in mein ödes Gefängniß zurückgeworfen, und überſchwemmte mit einer Fluth von Thränen mein Lager. Dann erhob ich, mitten durch die Schatten der Nacht, mein Auge, und ſprach: O Gott voll Liebe! Hat das Nichts, das durch dich Etwas ward, deine Wege getadelt? Hat der Staub, dem du Seele gabſt, hat er auf die Rechnung ſeiner Verdienſte geſchrieben, was Geſchenke deiner Erbarmung waren? Hat der Unwürdige, den du in deinem Buſen, an deinem Herzen nährteſt, dem du ſo manchen Tropfen Seligkeit reichteſt aus deinem eigenen Becher; hat er deiner Gnaden und ſeiner Vorzüge vergeſſen? — Schlage ſein Auge mit Blindheit! laß ihn nie wieder die Stimme der Freundſchaft hören! laß ihn grau werden im Kerker! Mit willigem Geiſte ſoll er's tragen, dankbar gegen die Erinnerung ſeiner genoßnen Freuden, und ſelig in Erwartung der Zukunft! —

Es war meine ganze Seele, Viviani, die ich in dieſem Gebete hingoß; aber nicht das Murren des Unzufriedenen, nur die willige Ergebung des Dankbaren, hatte der Gott vernommen, der mich zu ſo viel Seligkeit ſchuf! Denn ſiehe! ich lebe hier frei zu Arcetri, und nur heute noch hat mich mein Freund unter die Blumen des Frühlings geführt.

Er tappte nach der Hand ſeines Schülers, um ſie dankbar zu drücken; aber Viviani ergriff die ſeinige, und führte ſie ehrerbietig an ſeine Lippen.

Die Cur-Methoden.

Der Menſch iſt von Grund aus verderbt — ſagte Dümmler, mein ſtiller Nachbar, und ſchlug die Augen gen Himmel. — Da iſt nichts übrig, als daß er ſich ſelbſt ertödte; daß er ganz neu werde, eine ganz andere Creatur.

Und was denn für eine? — ſchrie Drangſturm, mein wilder Nachbar, und ſtemmte ſeine Fäuſte in beide Seiten. — Der Menſch iſt gut, wie er iſt, nur daß er zu zahm geworden: Kopfhängen, Herr, zeigt ein mattes Herz an, und je muthiger und je unbändiger, deſto geſünder!

Der ſtille Nachbar gab mir einen wehmüthig freundlichen Blick, und der wilde ſchlug mich mit der Fauſt auf die Schulter. Beide forderten mich auf zu entſcheiden. — Der Eine, merkt man wohl, war ein Frömmler, der ſich über den Menſchen härmt, daß er kein reiner Geiſt; der Andre, ein Kraftgenie, das in ſeiner Einfalt den leidenſchaftlichſten Menſchen, dieſes Ideal der Dichtkunſt, für das Ideal des wirklichen Charakters anſieht, und uns nun im ganzen Ernſt darnach umbilden möchte.

Sie Beide, fing ich an, halten den Menſchen für krank, meine Herren, und ich denke, Sie haben Recht; aber über die Art der Krankheit und über die Methode der Cur ſind Sie nicht einig, und da kann nur Einer von Ihnen Recht haben, oder auch alle Beide Unrecht. — Ihr Streit erinnert mich an eine Geſchichte, die ich Ihnen erzählen könnte, wenn Sie Luſt hätten mich anzuhören. — Sie waren's Beide zufrieden.

In einer Stadt alſo — in welcher des lieben Vaterlandes? gilt gleich — lebten einſt drei vornehme Herren, alle Drei gleich ſchwach und gleich krank. Ob ſie der Ceres oder dem Bacchus oder irgend ſonſt einer Gottheit zu viel geopfert hatten, oder ob auch das Gift aus dem Blute ihrer edlen Ahnen in ſie übergegangen war, kann ich nicht ſagen. Genug, es waren bloße Geſtalten von Menſchen. Herr von Schlaff ſah aus, wie das Fieber; Herr von Quöch, wie die Auszehrung und Herr von Hemm, wie die Schwindſucht.

In eben dieſer Stadt lebten drei vorzüglich berühmte Aerzte. Doctor Süß, Doctor Mark, Doctor Sinn. Die beiden Erſtern waren nicht viel mehr als Empiriker oder Aerzte vom Hörenſagen, und hatten ſehr viel zu thun; der Letztere war ein Mann voller Einſicht, aber es fehlte an Praxis. Doctor Süß galt bei dem ſchönen Geſchlecht und bei den Liebhabern der alten Leier; Doctor Mark machte ſein Glück bei der Jugend und bei den Bewunderern des Neuen; Doctor Sinn ward von den Klugen gebraucht, und ging zu Fuße; die andern Beiden aber fuhren in Kutſchen.

Herr von Schlaff fiel durch den Rath ſeiner Tanten in die Hände des Doctor Süß. Doctor Süß fand in ſeinem Kranken nichts, als ſcharf gewordene Säfte, die er verſüßen, ſchleimichte, die er verdünnen, und überhaupt nichts als verdorbene, die er früh oder ſpät herausſchaffen müßte. Er griff alſo friſch zum Werke, verſüßte, verdünnte, führte ab und aus, durch alle Wege und Oeffnungen der Natur. Morgens nahm Herr von Schlaff, auf Verordnung, eine gute Portion Manna, Mittags ſah man ihn bei einem Töpfchen voll Tamarindenmuß, und vor Schlafengehen nahm er Cremor mit Zucker. Sein gewöhnliches Getränke war Mandelmilch, und beſonders Tiſane von ſüßen Hölzern. Um die heilſame Ausdünſtung zu befördern, lag er wohl zugedeckt zwiſchen Flaumbetten, und aus dem Zimmer zu kommen, war ihm bei Strafe der Apoplexie verboten. — Ein Paar Wochen vergingen, ſo war von dem ganzen Herrn von Schlaff nichts mehr auszuführen, als ſeine Seele: und auch die ſchickte der Doctor Süß mit dem letzten Mannatränkchen gen Himmel.

Herr von Quöch, der nun auch anfing auf ſeine Cur zu denken, ließ ſich durch dieſes Beiſpiel warnen, und ſetzte ſein Vertrauen auf die Methode des Doctors Mark. Doctor Mark dachte an keine Reinigung ſeines Kranken; er ſchüttelte nur den Kopf über die Schwachheit des Pulſes, und verordnete Stärkungsmittel. Alle Morgen tauchte er ihn bis über den Kopf in Stahlbad; Quaſſia mit ſpaniſchem Weine trat an die Stelle des Thees, und roher Schinken mit einem Schnitte Pumpernickel an die Stelle des Frühſtücks. Hart vor dem Eſſen ward ein Schluck bitterer Magen-Eſſenz genommen, und vor Schlafengehen verſchlang Herr von Quöch noch eine derbe Portion China, nicht in Extract, ſondern in Subſtanz. Das Lager war eine harte Matratze, mit Pferdehaaren geſtopft, und das Oberbette eine ganz leichte dünne Decke, mit Baumwolle durchnäht. Auf dieſe Art, glaubte Doctor Mark, müßte aus ſeinem Kranken, ſo ſchwach er jetzt wäre, noch ein Mann wie ein Herkules werden. So etwas ward denn auch wirklich aus ihm; aber ein Herkules auf dem Oeta: denn der zu geſchwächte Herr von Ouöch fiel plötzlich in eine Raſerei, worin er ein geladenes Piſtol erhaſchte und ſich über dem rechten Auge eine Kugel durch den Kopf ſchoß. — Seine China hatt' er noch eingenommen: Emilie Galotti lag auf dem Pulte aufgeſchlagen.

Durch beide Beiſpiele gewitzigt, wandte ſich nun Herr von Hemm an den demüthigen Fußgänger, den Doctor Sinn. Doctor Sinn ſah gar bald, wo es fehlte. Die feſten Theile, ſagte er, ſind geſchwächt, und die Säfte übel gemiſcht: Herr von Hemm hat nur immer genoſſen und nichts gethan; er hat gewiſſe Kräfte der Natur zu viel und andre zu wenig geübt. Ihn ſo auf einmal reinigen zu wollen, daß hieße bei ſeiner Schwachheit ihn über den Haufen werfen; und ihn unmittelbar ſtärken wollen, das hieße bei der ſchlechten Beſchaffenheit ſeiner Säfte, das Uebel noch feſter binden. Ich ſehe wohl, ich muß auf Beides zugleich bedacht ſeyn, und vor Allem muß mein Kranker ſich gelinde Bewegung machen, und gute Diät halten. Jenes wird nach und nach den geſchwächten Fiebern ihren Ton, und dieſes den verderbten Säften ihre gehörige Miſchung geben. — Zum guten Glück war Herr von Hemm ſeinem Arzte folgſam; er hielt die ihm vorgeſchriebene Diät, machte ſich die ihm empfohlene Bewegung, und ſo lebt er noch jetzt; nicht zwar von allen Anfällen frei, aber im Ganzen denn doch geſund und zufrieden. — —

Da ſieht man Gottes Gnade! ſagte der ſtille Nachbar; denn der mußte doch allein das Gedeihen geben. — Ja, das gab er auch, ſagte der wilde; denn er gab dem Doctor Verſtand in's Hirn, daß er von keiner Ertödtung und keiner neuen Creatur phantaſirte. — So ging der alte Streit wieder an: der Eine behauptete, daß die Natur grundverderbt, der Andere, daß ſie ſehr gut ſey. Jener wollte ſie nichts als reiner, dieſer ſie nichts als ſtärker haben. An die Anwendung meines Geſchichtchens ward nicht gedacht, und ich ſah zu ſpät, daß es gleich vergebliche Arbeit iſt, Mohren zu waſchen, und Leute, die einmal Partei genommen, auf andre Gedanken zu bringen.

Proben rabiniſcher Weisheit *).

1.

„Wer ſich der Gerechtigkeit annimmt, richtet das Land auf; wer ſich ihr entzieht, iſt Schuld an ſeinem Verderben."

Rabbi Aſſi war krank, lag auf dem Bette, von ſeinen Schülern umgeben, bereitete ſich zum Tode. Sein Neffe trat zu ihm herein, und fand, daß er weinte. — Was weinſt du, Rabbi? fragte er. Muß nicht jeder Blick in dein vollbrachtes Leben dir Freude bringen? Haſt du etwa das heilige Geſetz nicht genug gelernt, nicht genug gelehrt? Siehe, deine Schüler hier ſind Beweiſe vom Gegentheil. Haſt du etwa verſäumt, Werke der Gottſeligkeit auszuüben? Jedermann iſt eines Beſſern überführt. Und die Demuth war die Krone aller deiner Tugenden! Niemals wollteſt du erlauben, daß man dich zum Richter der Gemeinde wählte, ſo ſehr auch die Gemeinde es wünſchte.

Eben das, mein Sohn, antwortete Rabbi Aſſi, betrübt mich jetzt. Ich konnte Recht und Gerechtigkeit unter den Menſchenkindern handhaben, und aus mißverſtandener Demuth hab' ich es unterlaſſen. „Wer ſich der Gerechtigkeit entzieht, iſt Schuld an dem Verderben des Landes."

„Den Menſchen und dem Viehe hilft der Herr."

2.

Auf ſeinem Zuge, die Welt zu bezwingen, kam Alexander, der Macedonier, zu einem Volke in Afrika, das in einem abgeſonderten Winkel in friedlichen Hütten wohnte, und weder Krieg noch Eroberer kannte. Man führte ihn in die Hütte des Beherrſchers, um ihn zu bewirthen. Dieſer ſetzte ihm goldene Datteln, goldene Feigen, und goldenes Brod vor. — Eſſet ihr das Gold hier? fragte Alexander. — Ich ſtelle mir vor, antwortete der Beherrſcher: genießbare Speiſen hätteſt du in deinem Lande wohl auch finden können. Warum biſt du denn zu uns gekommen? — Euer Gold hat mich nicht hieher gelockt, ſprach Alexander; aber eure Sitten möchte ich kennen lernen. — Nun wohl, erwiederte Jener, ſo weile denn bei uns, ſo lange es dir gefällt.

Indem ſie ſich unterhielten, kamen zwei Bürger vor Gericht. Der Kläger ſprach: Ich habe von dieſem Manne ein Grundſtück gekauft, und als ich den Boden durchgrub, fand ich einen Schatz. Dieſer iſt nicht mein: denn ich habe nur das Grundſtück erſtanden, nicht den darin verborgenen Schatz; und gleichwohl will ihn der Verkäufer nicht wieder nehmen. — Der Beklagte antwortete: Ich habe ihm das Gut, ſammt Allem, was darin verborgen war, verkauft, und alſo auch den Schatz.

Der Richter wiederholte ihre Worte, damit ſie ſähen, ob er ſie recht verſtanden hätte; und nach einiger Ueberlegung ſprach er: Du haſt einen Sohn, Freund? Nicht? — Ja! — Und du eine Tochter? — Ja! — Nun wohl! dein Sohn ſoll deine Tochter heirathen, und das Ehepaar den Schatz zum Heirathsgute bekommen. — Alexander ſchien betroffen. Iſt etwa mein Ausſpruch ungerecht? fragte der Beherrſcher. — O nein, erwiederte Alexander, aber er befremdet mich. — Wie würde denn die Sache in eurem Lande ausgefallen ſeyn? fragte Jener. — Die Wahrheit zu geſtehen, antwortete Alexander, wir würden beide Männer in Verwahrung gehalten, und den Schatz für den König in Beſitz genommen haben. — Für den König? fragte der Beherrſcher voller Verwunderung … Scheinet auch die Sonne auf jene Erde? — O ja! — Regnet es dort? — Allerdings! — Sonderbar! Gibt es auch zahme, krautfreſſende Thiere dort? — Von mancherlei Art. — Nun, ſprach der Beherrſcher, ſo wird wohl das allgütige Weſen, um dieſer unſchuldigen Thiere willen, in eurem Lande die Sonne ſcheinen und regnen laſſen. Ihr verdientet es nicht.

3.

Aeußerer Feind und innere Verräther.

Aus einer Eiſenſchmiede fuhr ein mit neugehämmerten Aexten beladener Wagen durch den nahe gelegenen Wald. Die Sonne glänzte auf den Stahl, und die Bäume des Waldes erzitterten ob der Erſcheinung. — Wer wird vor ihnen beſtehen? Dieſe Eiſen fällen uns alle! — So klagte ihr Angſtgeräuſch. Aber eine bejahrte Eiche rief ihnen zu: Fürchtet nichts! So lange Keiner von euch dieſen Aexten Stiele leiht, kann euch dieſe Schärfe nicht ſchaden.

4.

Der Wein in irdnen Gefäßen.

Je mehr die Kaiſertochter *) mit dem Rabbi Joſua, dem Sohn Ananias, ſich unterhielt, deſto mehr ergötzte ſie ſein Scharfſinn, erfreuten ſie ſeine Kenntniſſe, erbauten ſie ſeine Tugendlehren. Doch entſchlüpfte ihr einſt, gleichſam unwillkührlich, das Wort: Welche ſchöne Seele und welche widrige Hülle! Konnten ſo liebliche Tugenden nicht in einem ſchöneren Körper wohnen? — Sage mir, große Fürſtentochter, fragte ſie der Rabbi nach einer Weile: worin wird der Rebenſaft deines edlen Vaters aufbewahrt? — In irdenen Gefäßen. — Unmöglich! Darin bewahrt ja den ſeinigen jeder Bürger. Man ſollte doch des Kaiſers Weine in goldenen und ſilbernen aufbehalten. — Du haſt nicht Unrecht, erwiederte die Fürſtin: das wäre ſchicklicher, und das ſoll von nun geſchehen. — Der Wein verdarb; ſein Geiſt entfloh. — Du haſt mich übel berathen, ſagte nach einiger Zeit die Fürſtentochter. In den Prachtgefäßen iſt der Wein meines Vaters verdorben. — Sehr möglich! erwiederte Joſua: auch Tugend und Kenntniſſe gedeihen am beſten in wenig glänzenden Körpern.

Der Aetna.

Ein Malteſerritter von der neuen Ordenszunge in Baiern, der Graf von S**, machte aus ſeiner Reiſe der Pflicht nach Valetta eine Reiſe des Unterrichts und Vergnügens, und nahm auf ſeinem Wege dahin die vornehmſten Merkwürdigkeiten Italiens und Siciliens in Augenſchein. Ein Tagebuch dieſer Reiſe, das er an ſeinen Freund in München, den Freihern von Th**, überſchrieb, empfiehlt ſich durch genauere Schilderungen mancher noch nicht genug beachteten Werke der Natur und Kunſt, vorzüglich aber durch die überall eingeſtreuten, meiſtens philoſophiſchen Betrachtungen. Ich habe Erlaubniß, von folgender Stelle, die aus einem von Catania datirten Briefe gezogen iſt, öffentlich Gebrauch zu machen.

„— Von Nicoloſi aus, ging jetzt die Reiſe über weite Strecken wüſte liegender Lava, und war ſehr unangenehm und beſchwerlich. Hie und da eine Ausſicht in ferne blühende Thäler, und auf ſchön bekränzte Hügel; aber wir waren unfähig, ſie zu genießen: die Natur litt zu ſehr über der ertödtenden Hitze, die durch keinen Aushauch von Pflanzen gemäßigt, durch keinen wohlthätigen Schatten eines Baums auch nur einen Augenblick gemildert ward. Endlich, da wir uns der zweiten waldichten Region des Aetna näherten, flatterten uns dann und wann kühle Lüftchen entgegen, mit erquickenden Wohlgerüchen geſchwängert; und wie ſehnſuchtsvoll eilten wir nun jenem lieblichen Dunkel zu, das uns ſo einladend entgegenwinkte! In der Erwartung liegt ſonſt immer mehr als in der Erfüllung, oder langes Schmachten des Bedürfniſſes erhöht auch den Werth des Erſehnten unmäßig; aber hier, mein Freund, war es anders: wir betraten kein bloßes Juan Fernandez, daß nur durch ſeinen Abſatz mit der verlaßnen öden Wüſte des Meers ein Paradies geſchienen hätte, ſondern in der That einen Garten Eden."

„Und dieſes entzückende Eden, mit Bäumen von dem wollüſtigſten Wuchſe, auf deren Zweigen überall ſangreiche Vögel hüpften, mit den mannigfaltigſten lieblichſten Blumen und den balſamiſchſten Kräutern überpflanzt; auf welchem Grunde, glauben Sie, daß die Hand der Natur es angelegt habe? — Eben auf jener verglühten Lava, die vor undenklicher Zeit Verderben und Entſetzen verbreitete, und die nun, nach einer Folge von Jahrhunderten, zu dem fruchtbarſten Boden der ganzen weiten Erde geworden. — Dieſe Umſchaffung verderblicher Feuerſtröme zu Paradieſen; ſollte ſie nicht ein eben ſo geheiligtes Bild von dem Gebrauche werden, den die Vorſehung früher oder ſpäter vom Böſen macht, als es der Schmetterling, der aus ſeinem Grabe hervorgeht, von der Unſterblichkeit der Seele geworden?"

„Wir hatten noch einen ſehr weiten Weg bis zur Geißhöhle, dem gewöhnlichen Nachtlager, vor uns; aber wir konnten doch unmöglich der Verſuchung widerſtehen, unſre Maulthiere zu verlaſſen, und auf dem weichen buntfarbigen Teppich der Blumen zu ruhen. Der Wein, den unſer mitgenommener Vorrath hergab, löſchte bald unſern Durſt; alle unſre Sinne waren geſtärkt und wacker: der Geiſt des Geſprächs und des Lachens, der uns ſo ganz ſchien verlaſſen zu haben, kam mit neuer Munterkeit wieder; und wir fühlten uns gewiß auf dieſer herrlichen Naturſcene nicht minder glücklich, als der Menſch in ſeiner natürlichen Unſchuld. Auch war in der That unſre Reiſe ſo unſchuldig, und ich darf ſagen, ſo fromm; es war eine Art von heiliger Wallfahrt; nicht um abergläubiſch Sünden zu büßen, die nur ein künftiges beſſeres Leben austilgt; ſondern nur den ewig liebreichen Vater der Natur, in dem weiteſten Blick auf ſeine unausſprechlich herrliche Schöpfung, zu genießen und zu bewundern.“

---

*) Aus dem Talmud und dem Midraſch gezogen. Die Erzählungen beziehen ſich auf Sprüche der Schrift, die eben darum voranſtehen.

*) Vermuthlich die Tochter Antoninus des Frommen.

„Doch ſo wollüſtig auch unſre gewählte Lagerſtätte war, ſo verließen wir ſie bald ohne Reue; denn, wie auf Verabredung, riefen wir Alle mit Einer Stimme: Weiter! weiter! Dieſes Weiter blieb die Loſung, ſo lange es die Höhe hinanging: die Erwartung noch ſchönerer Scenen, die vor unſerer Einbildung ſchwebten, ſpornte uns bald von jedem reizenden Anblick hinweg, und ſelbſt der reizendſte konnte uns nicht über Minuten feſſeln. — Jetzt waren wir an der Höhle angelangt, auf deren dürrem Laube wir ruhen, und zum Fortſetzen der Reiſe die Mitternachtſtunde erwarten wollten. Aber ſo einzige, ſo entzückende Ausſichten um uns her; wie wäre es möglich geweſen, uns vor dem vollen Anbruch der Dunkelheit einer trägen Ruhe zu überlaſſen? So wie ich mich fühlte, war ich noch nie bei der aufgehenden Sonne wach und heiter geweſen, als ich es jetzt bei der untergehenden war. Unſere ganze Geſellſchaft ſchweifte umher, der Eine hierhin, der Andere dorthin; und mich beſonders führte mein Weg auf einen der nahe liegenden Berge, vielleicht eben denjenigen, deſſen Ausſicht der brittiſche Reiſende mit ſo viel Entzücken beſchreibt. Er hatte wohl Urſache zu dieſem Entzücken: denn die unſägliche Mannigfaltigkeit von Gegenſtänden, die ſich hier auf einmal dem Blicke aufſchließt, eine Tempe Griechenlands, und eine thebaiſche Wüſte, auf eine einzige Fläche gezeichnet, und beide durch ihren ſchneidenden Gegenſatz einander ſo mächtig hebend; hier Elyſium, mit unzähligen Wohnſitzen durchflochten, und von Gewäſſern durchſtrömt, die ſich hundertfach in ſchöner Unordnung ſchlängeln; dort Ruinen ehemals blühender Städte und prachtvoller Tempel, die jetzt ihr ſinkendes Haupt aus der Meilen langen, eiſenfarbigen, felſenharten Lava hervorſtrecken — ein trauriges Denkmal der Vergänglichkeit irdiſcher Pracht! — dann wieder das gränzenloſe, die krummen Ufer beſpülende, Meer mit hie und da einem Eiland; die bald ſandigen, bald felſigen, bald fruchtbaren Küſten, von unzähligen Segeln, wie von Bienen umſchwärmt — und was ſoll ich das große, nie zu vollendende Bild bis in ſeine kleinern Partien zeichnen? — alles dieß macht auf die Seele den tiefſten und zugleich den ſonderbarſten Eindruck: einen Eindruck, wovon ſich die Wolluſt dem nicht mittheilen läßt, der nie ſelbſt etwas Aehnliches fühlte. Die Phantaſien, welche die Luſtgärten der Feen ſo reizend und die Wildniſſe der Hölle ſo ſchrecklich ſchuf, hat noch nie ein Gemälde hervorzaubern können, wie es hier die große Künſtlerin, die Natur, dem erſtaunten Auge ſo frei und ſo unnachahmlich hinwirft.“ —

„Nach ſo viel Genüſſen eines einzigen Tages, mein Freund, und jetzt noch zum Beſchluß eine Wolluſt ſchmeckend, wie Tauſende in ihrem ganzen Leben nicht einmal ahnen, viel weniger fühlen: hätt' ich da noch fortfahren ſollen zu wünſchen? Hätt' ich nicht zufrieden nach meiner Höhle kehren, und die Begierde nach Mehr wenigſtens bis auf morgen verſparen ſollen? Aber kaum war mein Auge von dem unendlich ſchönen Anblick nur halb geſättigt; ſo wandt' es ſich ſchon gegen die ſchneebedeckte Kuppe des Aetna, die ſich noch Miglien weit über mir emporhob. — Wenn ſchon hier, dacht ich, auf der Hälfte der Höhe, dieſer Blick in die Natur hinab ſo groß und ſo herrlich iſt! wie mag er erſt dort, am Rande jenes furchtbaren Schlundes ſeyn, wo auch im Rücken kein Gebirge mehr irgend eine Gegend Siciliens oder des Meers oder des Himmels verbaut, wo alle benachbarten Höhen bis zu Maulwurfshügeln verſchwinden, und vielleicht der ſtolze Geſichtskreis ſich bis an die Wohnung der Barbern hin, bis hin an die Ufer eines fremden Welttheils erweitert? — Ich verlor mich in der Fülle und Majeſtät dieſer Bilder, die meine Phantaſie um ſo leichter und kühner entwarf, da ſchon von dem wirklichen Genuß meine Sinne ſo trunken waren; und nun, in der zunehmenden Hitze meiner Begeiſterung, ward jeder Gedanke zum lauten Worte. — O, rief ich aus, wenn nicht dort ſo wilde, ſo ungezähmte Orkane raſ'ten; wenn nicht dieſer traurige, unfruchtbare, ewige Winter den Gipfel unbewohnbar machte, nicht Feuerfluthen und Schwefeldämpfe und Aſchengüſſe und emporgeſchleuderte Felſenſtücke jeden Augenblick mit Tod und Verderben drohten; dort eine Warte zu bauen! dort auf dieſer Spitze Siciliens und Europens, im ungeſättigten Anſchauen einer ſo überherrlichen Schöpfung, Sinne und Herz zu erquicken, und auf die Thorheiten der Menſchen hinabzuſehen, wie die Gottheit von ihrem Himmel darauf hinabſieht: welch ein Gedanke! welch ein großer, ſtolzer Gedanke! und muß er denn mehr nicht, als das; muß er nur Gedanke, nur Traum ſeyn?“

„Ich hatte hohe Zeit, mich zu mäßigen und meinem Entzücken Grenzen zu ſetzen; denn ſchon brach die Dämmerung an, und nur eben mit ihrem letzten Schimmer fand ich mich zu meiner Höhle zurück. Meine Gefährten waren über mein Ausbleiben ſchon Alle in Unruhe; ſie riefen ſo oft und ſo laut, daß es ihnen unmöglich werden mußte, meine Antwort zu hören. — Wir begaben uns jetzt unverzüglich zur Ruhe, und ſetzten dann unſre Reiſe zwar etwas ſpäter fort, als wir gewollt hatten, aber doch noch frühe genug, um beim Aufgang der Sonne auf dem Gipfel zu ſeyn. Die ringsumgebende, vom Sternenlicht nur ſehr ſparſam erhellte Finſterniß, das dann und wann vernommene dumpfe hohle Aechzen des Berges, das vom Winde geſchüttelte Waldlaub, die ſteilen Felſenſtücke, die unſre Maulthiere mit langſamem, bedächtigem Schritte hinankeuchten! und was nun noch unſre aufgereizte, zu Schreckbildern geſtimmte Phantaſie hinzuthat: die unermeßlichen Höhlenſchlünde, über denen vielleicht dieſes ganze koloſſaliſche Gebirge nur eine leicht hingewölbte Brücke von ſchon baufälligen Bögen iſt: dieſe Eindrücke und dieſe Bilder hielten uns Alle in ſchweigender Furcht, und übergoſſen uns mit eiskalten Schaudern. Aber noch unendlich ſchlimmer ward dieſer Zuſtand, als plötzlich der Cyklop, unſer Führer, uns zurief: er verliere den Weg; er fürchte, uns an Oerter zu führen, von denen wir in unabſehliche Tiefen ſtürzen könnten; er beſchwöre uns, ſo lieb uns das Leben ſey, keinen Schritt weder vor- noch rückwärts zu thun. Wir mußten alſo, ungewiß ob nicht am Rande der Vernichtung, auf unſern Maulthieren halten; ohne Muth, nur ein Glied zu bewegen, ohne Muth, auch nur Athem zu ſchöpfen: in einer Lage, deren Peinliches und Grauenvolles zu ſchildern ich keine Worte habe. Nur zu ſehr erkannten wir, als die Dämmerung ſich endlich einſtellte, die Wirklichkeit unſrer Gefahr, aber auch zugleich die Mittel, ihr auszuweichen: wir erſtiegen glücklich die Höhe, und unſer Entzücken war grenzenlos, obgleich die beſte unſrer Hoffnungen, leider! dahin war; die ſchöne Hoffnung: früher, als der erſte Strahl der Sonne, auf dem Gipfel zu ſeyn, und in dem großen Concerte der ganzen ſie begrüßenden Natur die erſten Stimmen zu werden.“

„Eben daß dieſes fehlſchlug, zeigt mir den Gedanken als völlig thöricht, in der Beſchreibung der Ausſicht vom Aetna mit dem Britten zu wetteifern; denn gerade das Schönſte, Hervorſtechenſte, Herrlichſte ſeiner Schilderung würde der meinigen fehlen. Indeſſen trauern Sie über den Verluſt, den Sie hiedurch erleiden, nur nicht zu ſehr; an einer Schilderung durch bloße Worte, und wenn ſie von der erſten Meiſterhand käme, iſt bei Gegenſtänden dieſer Art immer ſo wenig, ſo nichts verloren. Selbſt ſich aufzumachen, ſebſt den Aetna zu erklettern, iſt der hohe aber heilige Preis, wofür man einen der erſten Genüſſe des Erdenlebens, und ein Bild für die Phantaſie erſteht, das alle übrigen Bilder nicht bloß niederſchlägt, ſondern ſie auslöſcht. Die Natur iſt in ihrer Einrichtung gerecht! ſie will nicht, daß der Gemächliche, der auf den weichen Polſtern ſeines Ruhebettes blieb, und den dringendſten Bitten ſeines Freundes, auch auf dieſer Reiſe ihn zu begleiten, ſo hartnäckig widerſtand; ſie will nicht, daß er die Wonne des Unternehmenden theile, der den mühevollen Weg über Alpen und Apenninen entſchloſſen antrat, dem Gifthauch der pontiniſchen Sümpfe und dem tödtlichern des Sirocco Trotz bot, ſich in die Nähe der berüchtigten Scylla wagte, und jetzt weder Hitze noch Froſt, weder Gefahr noch Ermüdung ſcheute, um an einen Gipfel hinanzuklimmen, der von jeher das Erſtaunen der Welt war.“

„Aber — frag' ich mich jetzt ſo oft, indem ich den Berg, auf welchen meine Fenſter die Ausſicht haben, betrachte — iſt es möglich, daß ich mit dieſer Zufriedenheit mich wieder hier in Catania finde? daß die am Vorabende der Erſteigung ſo glühende, ſich ſelbſt ſo unauslöſchlich dünkende Begierde bis zu dieſem Grade der Kühle gedämpft iſt? daß ich jenen Standort, auf dem ich ſo viel Seligkeit hoffte, und ſo viel Seligkeit fand, mit dieſer — — nicht Gleichgültigkeit; denn nie werd' ich ohne Wonne der dort verlebten Stunden gedenken, und ſo oft meine Einbildung ſchwärmt, wird ſie am liebſten auf jener Höhe ſchwärmen — aber mit dieſer Stille, dieſem Gleichgewichte der Seele, anblicken kann? Wahrlich! wenn jetzt die Warte gebaut ſtände, die ich mir dort zum ewigen Sitze wünſchte, wenn kein Schnee und kein Eis ſie bedeckte, kein Sturm ſie umheulte, kein hervorbrechender Lavaſtrom ſie bedrohte; ja, wenn der Weg hinan ſo gefahrlos und leicht wäre, wie auf unſre vaterländiſchen

Hügel: ich würde dennoch —— etwa nie ſie betreten? nie in der unausſprechlich großen Anſicht mich wieder verlieren, und den erhabenen Schöpfer in ſeiner Schöpfung anbetend bewundern? — O wie oft noch! wie oft! und immer mit erneuerter Wolluſt! Aber ſie wirklich zu meinem Wohnſitz erwählen, mich ganz und gar in die Herrlichkeit der großen Anſicht verſenken, und nur für ſie leben, in ihr ruhen, an ihr genug haben wollen? — Nein, mein Freund! ſo hat der Schwämer einmal geſchwärmt, und ſo kann er ewig nicht wieder ſchwärmen. Noch war ich, bei der natürlichen Hitze meines Bluts, vor Froſt nicht erſtarrt; noch trieb mich keine Furcht, den Augenblick meiner Rückkehr zu weit hinauszuſetzen, vom Gipfel; noch ſchreckten mich keine Rückwürfe des ſo ſtillen, ſeine Dämpfe ſo ruhig hinabwälzenden Kraters. Anfang von Erſättigung war's, allmähliges Schwinden geſtillter Begierde war's, was den übrigen zu matten Antrieben Kraft gab, was mich, zwiſchen Wollen und Nichtwollen, zwiſchen Vorſatz und Reue, von den Eisfeldern hinab in den Wald, in die Frühlingsthäler, in die Mauern von Catania brachte."

„Und ſo hätt' ich denn, auf jener geſegneten Höhe, außer dem herrlichſten Bilde für die Phantaſie, auch noch eine der wichtigſten Wahrheiten für den Verſtand erbeutet, oder wenn nicht ſie ſelbſt, dieſe Wahrheit, da ich ſie in der That ſchon hatte, wenigſtens eine Anſicht, eine Ueberzeugung von ihr, wie ſie auf keinem andern Standpunkt ſo leicht möchte gewonnen werden. Fragen Sie, wen Sie wollen, den Schlemmer, den Wollüſtling, den Denker, den Tugendfreund, um das Erſte und Höchſte in jeder Gattung: um den lieblichſten Gaumenkitzel, die bezauberndſte Schönheit, die einnehmendſte der Erkenntniſſe, die entzückendſte der Empfindungen; und Alle werden mit ihren Antworten anſtehen, werden ſchwanken, zurücknehmen, beſſern. Aber fragen Sie den Freund ſchöner Natur, der, von glühender Liebe für ſie getrieben, faſt ganz Europa durchſtrich, und Helvetiens und Nordens romantiſchſte Anſichten kennt: fragen Sie ihn um den weiteſten, erhabenſten, ſtolzeſten Blick auf die Schöpfung; und ohne Bedenken wird er Ihnen antworten: es giebt nur Ein Sicilien, und nur Einen Blick von dem Aetna. — Wie? Und auch dieſes Erſte, Einzige eines ganzen Welttheils konnte den lüſternen Späher nicht feſſeln? nicht ſo ihn feſſeln, daß es ihm den Wunſch nach ſtetem ungeſtörtem Genuſſe entlockte? Welcher andere Blick, von welchem Piko, welchem Ophyr *), welchem Rieſen Peru's oder Chili's herab, wird ihm dann dieſen Wunſch entlocken? — Keiner, keiner, mein Freund! Denn eben das iſt's, wovon der erſtiegene Aetna mir eine ſo tiefe, lebendige Ueberzeugung gab: daß nicht Haben und nicht Beſitzen des Menſchen Seligkeit macht, ſondern Streben, Erreichen."

„Aber, läßt ſich hier fragen, warum wähnt denn gleichwohl der Menſch, wenn er irgend einem höhern erſehnten Ziele zuſtrebt, daß er, dort angelangt, ruhen, daß keine Leidenſchaft weiter ihn dem Schooße der Zufriedenheit entlocken werde, in welchen ſchon jetzt die Hoffnung ihn zu ſo ſüßem, ſo erquickendem Schlummer bettet? Weil die Begierde, ſo lange ſie währt, ihm für keinen andern Gegenſtand Sinn läßt, als für den ihres Strebens; weil die Phantaſie dieſem Gegenſtande eine Schönheit, Fülle, Liebenswürdigkeit leiht, wie er ſie in der Wirklichkeit niemals hat; weil auch ſelbſt die Vernunft wenigſtens darin einſtimmt: daß die Idee voller Seligkeit nicht in dem Gefühle des Mangels liegt, welches uns in Thätigkeit ſetzt, nicht in der Mühe und Arbeit, welche dieſe Thätigkeit koſtet, ſondern allerdings im Beſitz, in der Ruhe. Aber, ſetzt die Vernunft, wenn man ſie aushört, hinzu: eben darum iſt dieſe Seligkeit nicht für dich, Endlicher, der du bei unbeſchränktem Triebe immer in ſo beſchränktem Kreiſe wirkeſt, und zum Schöpfen aus dem Strome, deſſen ganze Fülle deinem Durſt kaum genügt, nur den Becher des Augenblicks haſt, der nie mehr als einzelne dürftige Tropfen auffaßt; ſie iſt einzig für den, der vor ſeinem Blick alle Möglichkeit ſieht, und in ſeiner Hand alle Wirklichkeit trägt, deſſen Unermeßlichkeit keine Erweiterung, deſſen Ewigkeit keinen Zuſatz geſtattet. Du, in deiner Endlichkeit, deiner Beſchränktheit, der du des erreichbaren Guten immer ſo viel mehr ſiehſt, als des erreichten; wie könnteſt du anders, als Wünſche auf Wünſche erzeugen? als Beſtrebungen an Beſtrebungen reihen? als unabläſſig an den Schranken drängen, die dich umgeben, und nie zufrieden mit dem Raume, den du gewannſt, nur an ſeiner Erweiterung arbeiten, nur im Gelingen dieſer Erweiterung deine Zufriedenheit finden? Und daß doch ja dieſer Trieb deiner Natur nicht matt werde, ſtillſtehe, erſterbe! Er iſt für deine Glückſeligkeit das, was für dein Leben der Herzſchlag. Jene Seelenleere, die der nichts mehr wünſchende, nichts mehr hoffende Menſch empfindet, iſt der traurigſte aller denkbaren Zuſtände, mehr zum Selbſtmorde hinneigend, als die drückendſte Sorge oder der peinlichſte Schmerz; denn in Sorge und in Schmerz offenbart ſich ein Gut, das höchſt anlockend, höchſt begehrungswürdig iſt, und alſo die Seele in Wirkſamkeit, das Leben in Werth erhält: die Erlöſung." —

„Ich blicke auf meine Aetnareiſe zurück, und ich finde dieſe Ausſprüche der Vernunft nicht allein beſtätigt, ſondern auch ins Licht geſetzt und erweitert. — Gewiß waren die Tage, da ich den Berg erſtieg, die mühevollſten, beſchwerlichſten meines Lebens; das empfind' ich noch jetzt an dieſer Trägheit, dieſer Steifheit und Zerſchlagung dieſer Glieder, die ich zwar nach jeder Bergreiſe mehr oder minder, aber noch nie ſo ſtark oder ſo anhaltend empfand. Doch wie nichts war mir alle Beſchwerde gegen das große Ziel, dem ſie mich näher brachte, und wie belohnt ward ſie mir, ſchon durch die ſüßen Augenblicke des Ausruhens, in dem ſchattichten Walde hinter der Lava von Nicoloſi, auf dem himmliſch-ſchönen Berge in der Nachbarſchaft unſrer Ruheſtätte! Das Andenken dieſer Augenblicke wird mir nie aus der Seele weichen, und ſehr oft werd' ich aus dem Schooße der Ruhe, die ich mir als das Glück meines Alters träume, auf ſie zurückſehen, um durch Erinnerung ehemaliger Freuden den Abgang von gegenwärtigen zu erſetzen. Aber wenn ich ſie nun näher erforſche, dieſe Augenblicke, um das eigentlich Anziehende in ihnen gewahr zu werden; war es nicht mehr der Blick in die Zukunft, als die Empfindung der Gegenwart, mehr das innere ruhige Fortſtreben der Phantaſie, als die Pflege und Erquickung der Sinne, was ihnen den höhern, den empfindlichern Reiz gab? — Als ich auf jenem ſchwellenden Raſen, unter Blumenduft und Nachtigalltönen, mir den Schweiß von der Stirn trocknete, und den lechzenden Gaumen mit ſüßem Nektar erfriſchte; labte mich da nicht mehr, als der Nektar ſelbſt, der Gedanke: ſo viele Mühe ſchon überſtanden, ſo viel Wegs ſchon gewonnen! ſo viel ſchon näher dem großen Ziele! War nicht das: Weiter! Weiter! womit wir uns ſo ſchnell wieder aufrafften und auf unſre Maulthiere zurückwarfen, ein lautes Zeugniß, wie viel ſchwächer uns die Gegenwart feſthielt, als die Zukunft anzog? wie viel mehr Antheil an der Fröhlichkeit, die unter uns herrſchte, die Hoffnung hatte, als die Empfindung? — Und auf dem wonnevollen Berge in der Nähe der Geißhöhle; war es nicht mehr das über, als das unter mir, der Blick zur Kuppe hinauf, als in die Ebene hinab, mehr was kommen ſollte, als was ſchon war, wodurch ich meine Bruſt ſo erweitert, meinen Geiſt ſo gehoben fühlte? Würd' ich, wenn ich mehr mit dem Sinne genoſſen, als mit der Phantaſie geſchwärmt hätte, die einbrechende Dämmerung nicht beachtet, die Nothwendigkeit der Rückkehr nicht erwogen, meinen wartenden Gefährten die Unruhe nicht erſpart haben, die ihnen mein Ausbleiben machte?"

„Doch noch lauter, als dieſe ſchönen Augenblicke der Reiſe, zeugt von dem ſteten Vorwärtsſtreben der Seele jener ſchreckliche Augenblick, wo der Ruf des Cyklopen uns feſt auf unſre Maulthiere bannte, daß auch Stimme und Athem in unſrer Bruſt, und ſelbſt der Gedanke in unſrer Seele, ſtillſtand. Freilich war das erſte Schreckbild, das uns hier vorſchwebte, der Tod, dieſes volle ſchleunige Abreißen alles Bewußtwerdens, Fortgehens, Strebens, und eben darum das ſchwärzeſte und gefürchteſte unter den Uebeln. Aber auch bei wiederkehrender Faſſung, als wir uns zwar vom Tode gerettet, doch immer noch in der Nothwendigkeit dachten, jede Hoffnung des Weitergehens aufzugeben, und zufrieden mit der ſchon erreichten Höhe an den Fuß des Berges zurückzukehren: wie wenig wollte ſich dieſe Zufriedenheit finden! wie hielten wir unſre ganze Aetna-Reiſe für ſo vereitelt, verloren, verunglückt! und doch hatten wir Undankbaren ſchon einen der frohſten, ſeligſten Tage gelebt; hatten mit gierigem, entzücktem Auge der reichſten, mannigfaltigſten Schönheiten ſchon ſo viele verſchlungen! Aber das lag nun einmal hinter uns, und war Nichts; nur was vor uns lag, und was ein neidiſches feindſeliges Geſchick uns zu nehmen drohte, war Alles."

„Aber, hör' ich Sie ſagen, Sie erreichten doch endlich die Höhe, und als nun mit dem letzten Fußtritt, der ſie erſtieg, alles Weiterdringen gehemmt war, und Sie nichts mehr über ſich ſahen als Luft und Aether; war denn da mit der Begierde, die hier freilich erſterben mußte, auch Ihre Wonne dahin? — Sie war, wie ich, auf dem Gipfel! — Ich geſtehe Ihnen, mein Freund: dieſes Erreichen eines lange erſehnten, mühſam errungenen Zieles, das ſich des Sehnens und des Erringens durch ſeine Vortrefflichkeit werth zeigt; dieſes erſte Umſchlingen eines ganzen Reichthums von Schönheit, der jetzt in der Wirklichkeit ſelbſt, wie vorher in der Phantaſie, mit Unerſchöpflichkeit täuſcht; dieſes augenblickliche Stillſtehen und Verweilen der überraſchten, faſt über ihre Kräfte erhöheten und erweiterten Seele: — es iſt ein Annähern an die Freu-

---

*) Ophyr heißt ein Berg in Sumatra, der nach einer Berechnung von Marsden, ſo viel höher als der Piko iſt, daß er, nächſt dem Montblanc, der höchſte der alten Welt ſeyn würde.

den der Gottheit, ein kurzes flüchtiges Berühren jener Seligkeit in allumfaſſender Ruhe; ein Kuß, möchte ich ſagen, den die Zeit der Ewigkeit raubt. Aber falſch iſt's, daß die Begierde ſo ſchnell erſterbe, oder der Fortgang ſo frühe gehemmt werde. Jene war nicht auf Mühe und Schweiß des Strebens, nur auf Wonne des Genuſſes gerichtet; und Genuß iſt für Menſchen nicht Ruhe, Stillſtand, Schlaf: es iſt daurender, aber ungehinderter, leichter, wollüſtig-ſanfter Fortgang von einem Bilde, einer Empfindung zur andern. Die aus ihrem Wonnetaumel erwachte Seele ſchwärmt entzückt in dem ganzen ihr preisgegebenen Ueberfluſſe umher, ohne nur noch zu ahnen, daß ſie ermüden, daß ſie in dieſer Fülle der Wolluſt ſich je erſättigen könne; aber nur zu bald kehren Bilder und Empfindungen wieder, und werden durch Wiederkehr ſchwächer. Die Seele genießt noch fort, aber ſchon ſinkt ſie allmählich zum Mangel und zum Bedürfniß, dem gewöhnlichen Zuſtande der Menſchheit, zurück: und durch dieſen ſo entgegengeſetzten Weg, da es jetzt von Reichthum zu Armuth geht, ſtatt vorher von Armuth zu Reichthum, wird der Gegenſtand des Genuſſes immer weniger anziehend, ſo wie der des Strebens es immer mehr ward. Unterbrechung und Wechſel geben dann jenem den Reiz der Neuheit noch auf Augenblicke zurück; aber endlich offenbart ſich zu ſehr die Erſchöpflichkeit auch des größten, des umfaſſendſten Gegenſtandes: die Begierde läßt nach, und der Fortgang hört auf; die Ewigkeit nimmt Flügel der Zeit und verſchwindet."

„In dieſer allgemeinen Geſchichte aller menſchlichen Genüſſe, haben Sie auch die des meinigen auf dem Aetna. — Wie war der erſte Blick, den wir auf die unermeßliche Weite unſers Geſichtskreiſes warfen, ſo ſtolz, ſo wonnevoll, ſo entzückend! Wie fühlten wir uns über alles Irdiſche ſo emporgehoben, und der Gottheit ſo nahe! — Dieſes vor uns ausgeſpannte, unendlichſcheinende Meer, dieſes gegenüberliegende maleriſche Calabrien, dieſe Liparen mit ihrem ewig dampfenden, ewig funkenſprühenden Stromboli; dieſes Königreich mit allen ſeinen Häfen, Städten, Bergen, Thälern, zu unſern Füßen: — — es iſt unmöglich, mein Freund, daß die Seele eines Sterblichen mehr geſpannt, gehoben, erweitert werde, als es die unſrige war. — Wenn, nach der Meinung jener Weiſen des Alterthums, nicht umſchließende Mauern, ſondern freie Höhen von weiter Ausſicht die beſſern Anbetungsplätze einer allgegenwärtigen, allwirkenden Gottheit ſind; ſo befanden wir uns hier auf dem erſten, dem erhabenſten unſrer Erde, und die heiligen Schauder, von denen wir übergoſſen wurden, ſchienen es zu verkündigen. Wir riefen einander in allen Ausdrücken, welche die Sprache nur hat, unſer Erſtaunen, unſer Entzücken entgegen; und dieß ſo lange, bis ein wiederholter lauter Donner des Berges uns gleichſam abrief, nun auch ſeinen Krater, den Urſprung ſo vieler Schrecken ſeit ganzen Jahrtauſenden, zu betrachten.

Wir fanden, als wir von dieſer Betrachtung zurückkehrten, die Ausſicht in der That noch verherrlicht; die höher heraufgeſtiegene Sonne zeigte Alles in vollerm verklärenderm Lichte, und wir ſahen die Gegenſtände, mit bloßem, wie mit bewaffnetem Auge, weit ſchärfer: aber der Eine Reiz, ohne welchen alle übrigen unkräftig ſind, der Reiz der Neuheit, war hin; die Gegenſtände, ſo groß und herrlich ſie waren, fielen zu wenig mir auf. Wir bemerkten jetzt zuerſt, wie unerträglich ſtrenge die Luft in dieſer Höhe über der Meeresfläche ſey; erinnerten uns zuerſt, wie viel wir ſie milder im Walde, trotz des noch winterhaften Anſehens ſeiner äußerſten Gegend, wie einladend und erquickend wir ſie tiefer hinab, zwiſchen den Blumen und Blüthen gefunden; und nun? — erfolgte, was Sie ſich denken können: daß wir zwar immer noch ſtanden, bedauerten, zweifelten, neue Blicke hinabwarfen, um das große, nie wiederkehrende Bild deſto tiefer in die Seele zu drücken; aber denn doch, von der Kälte getrieben, uns endlich zu dem erſten und hiemit zu allen nachfolgenden Schritten entſchloſſen: denn jenen gethan, erlaubte die Glätte des Bodens keine Aufmerkſamkeit mehr, als auf die Sicherheit unſers Fußtritts. — Hätt' ich gezaudert, bis die volle Erſättigung eingetreten wäre, und hätte mich dann auf der Höhe ſelbſt der Gedanke ergriffen: daß ich hier ewig weilen, daß ich in ſtetem Anſchaun dieſer überſchwenglichen Schönheiten meine Tage beſchließen ſollte; ich glaube, daß er mich mehr hätte erſtarren machen, als das umgebende Eisfeld. — Wenn der Weiſe von Agrigent auf der Höhe des Aetna wirklich gelebt, und wenn er Urſachen gehabt hat, zu ſeinen Mitbürgern nicht wieder zurückzukehren; ſo iſt der Selbſtmord, den er an ſich verübt haben ſoll, mir aus einem beſſern Grund erklärbar, als daß er ſich für einen Gott hat wollen gehalten wiſſen: er war ermüdet von dem ewig einförmigen, obgleich unausſprechlich großen, unausſprechlich erhabenen Anblick, und wollte ſich lieber in den bodenloſen Schlund ſtürzen, als noch länger ein Daſeyn ſchleppen, das ihm zur Laſt und Qual ward." —

„Das alſo, hör' ich Sie hier mit ſpöttiſchem Lächeln ſagen, der Erfolg Ihrer Aetna-Reiſe? das der Gewinn von ſo viel übernommener Mühſeligkeit, Arbeit, Gefahr? — Ja, mein Freund! Wenn Sie die Bereicherung meiner Phantaſie und einige Zuſätze zu meinen Naturkenntniſſen abrechnen; das und nichts anders! Ich habe gelernt, daß die Glückſeligkeit eine ſpröde Geliebte iſt, die, bei aller holden Geſinnung für uns, der vollen vertrauten Umarmung ſich ſchlau entwindet, durch ſtrenge Blicke, wenn wir ſie feſthalten wollen, uns ſcheinbar ungütig abſchreckt, und dann doch wieder, aus näherer oder weiterer Ferne, uns ſüße Hoffnungen lächelt. Doch ich ſollte vielleicht in einem andern, als dieſem ſpielenden, ſcherzenden Tone eine Erzählung ſchließen, aus welcher ſich Wahrheiten ableiten laſſen, die für das Leben von der größten Wichtigkeit ſind."

„Ich berühre hier nur zwei dieſer Wahrheiten, weil eben ſie aus dem Obigen am deutlichſten hervorzuſpringen ſcheinen. Die erſte iſt: daß, um wahrhaft glücklich und um daurend glücklich zu ſeyn, man ſich eine Höhe zum Ziel ſetzen muß, wo das Ausruhen der Kräfte immer ſüßer, der Rückblick auf die vollendete Bahn immer gefallender, der Trieb zum Vorwärtsdringen immer lebhafter, das Herz zum Ertragen der Mühſeligkeit immer freudiger werde; eine Höhe, die ſich unabſehbar emporhebe, oder (um dieſem Gedanken ſeine Vollendung zu geben) deren Gipfel über das Grab hinaus bis in die Ewigkeit reiche. Der Weiſe, der dieſe Wahrheit erkennt, kann alſo umöglich zu ſeinem letzten Ziele körperliche Wollüſte machen; kann unmöglich ſeine Glückſeligkeit in einem gähnenden, langweiligen Fortſchleichen von Hügelchen zu Hügelchen ſuchen: wo die Ausſicht nie, weder ihre Dürftigkeit noch ihre Beſchränktheit verliert; wo ein ermüdendes Einerlei mit kaum zu rechnenden Abänderungen ewig wiederkehrt; die Begierde ſtatt zu wachſen, ſinkt: die Kraft, ſtatt neues Leben und Feuer zu gewinnen, ſich ſchwächt, abſtumpft, verzehrt; wo die Empfindung des Daſeyns, ſtatt wacher und wonnevoller zu werden, nur träger, dumpfer, träumender wird. Als minder verächtliche Ziele erſcheinen aus dieſem Geſichtspunkte, Macht, Ehre, Einfluß, Geſchicklichkeit, Kunſt; als der erſten und würdigſten eines: Wiſſenſchaft, Erkenntniß der Wahrheit; weil hier, nach Popens ſchönem Bilde, ſich Alpen über Alpen erheben, und die Begierde nie geſättigt, aber durch neue Freuden immer genährt, befeuert, geſchwellt wird.

Die zweite nicht minder wichtige Wahrheit iſt: daß man ſich eine Höhe zum Ziel ſetzen muß, auf welche ſich ein gangbarer Pfad hinanwinde, der, wenn auch ſteil und mühſam, doch nirgend durch unüberſteigliche Hinderniſſe verſperrt ſey; eine Höhe, von welcher kein feindſeliges Schickſal uns mit rauher Cyklopenſtimme ein Halt! entgegendonnern könne, das vielleicht alle unſere Kräfte plötzlich lähme, alle unſere Erwartungen ſchrecklich zu Boden ſchlage. Durch dieſe zweite Wahrheit werden, als höchſte und letzte Ziele, auch jene entfernt, welche die erſte zwar nichts weniger als empfahl, aber doch zuließ; und nur ein Einziges bleibt, wenn wir wahrhaft weiſe ſeyn wollen, zu wählen übrig. Verlegen wir nämlich das letzte Ziel, nach welchem alle unſere Wünſche und Beſtrebungen, wie nach ihrem Mittelpunkte, ſich hinrichten, entweder außer uns, oder wenn auch in uns, doch in eine ſolche Kraft der Seele, die zu ihrem glücklichen Fortſtreben und Weiterbilden äußerer Gegenſtände, Vortheile, Hülfen bedarf: ſo ſind und bleiben wir in den Händen des Schickſals, und dieſer tückiſche Dämon kann, nach Gefallen, ſein neckendes oder ſein grauſames Spiel mit uns treiben. Aber verlegen wir es in das Einzige, was von allem Aeußern ewig unabhängig bleibt, in den Willen ſelbſt; ſetzen wir zum höchſten Punkt unſers Beſtrebens die grenzenloſeſte Vervollkommnung und Veredlung dieſer beſten Kraft unſrer Natur: ſo haben wir nicht allein ein Ziel, das in der That nie erreicht werden kann und nie erreicht worden iſt — denn wo hätte noch der Weiſe und der Gute gelebt, über den kein Weiſerer und kein Beſſerer möglich geweſen wäre? — ſondern was mehr heißt, unſere Abhängigkeit vom Schickſal hört auf: ſeine ſchlimmſten Tücken können nichts, als unſern Fortgang zum Ziele befördern; als uns Anlaß zu einem Verhalten geben, in welchem der Adel unſerer Seele ſich immer ſchöner, immer glänzender zeigt; als uns glücklicher eben da machen, wo wir der Glückſeligkeit am fähigſten ſind, in unſerm eigentlichſten, unſerm innerſten Selbſt.

Daß dieſes Selbſt mehr noch in unſerm Willen, als in unſerer Denkkraft beſtehe, davon belehrt uns ein unwiderſprechliches Gefühl; und eben hieraus erklärt es ſich, warum das Anſchauen der Vollkommenheiten unſers Geiſtes, wenn es mehr als kalte Zufriedenheit, wenn es wahre innige Wolluſt bewirken ſoll, ſich mit Erinnerung der Arbeiten, Anſtrengungen, Aufopferungen verbinden muß, die uns jene Vollkommenheiten gekoſtet haben. Würden wir, wie die kunſtvollen Inſekten, mit vollendeten Fertigkeiten, nicht mit bloßen Anlagen und Fähigkeiten, geboren: ſo würden wir an den vorzüglichſten Kräften unſerer Seele kaum ein höheres Wohlgefallen haben, als etwa an den ſchönen Umriſſen unſers Geſichts, oder dem regelmäßigen Wuchs unſerer Glieder; aber daß es freie edle Thätigkeit war, wodurch wir die nackten unbeſtimmten Anlagen und Fähigkeiten erſt zu wirklichen Kräften und Fertigkeiten erhöhten: das iſt es, was uns dieſe Kräfte und Fertigkeiten am meiſten werth macht, warum wir auf ſie ſo vorzüglich ſtolz ſind. Wir haben durch jene Thätigkeit ſie gleichſam zu unſerm vollen Eigenthume geſtempelt, ſie in unſer wahres Selbſt mit hineingezogen; und da es allgemeines Geſetz iſt, daß die Vollkommenheiten eines Gegenſtandes uns immer um ſo mehr rühren, je nähere Verwandtſchaft mit unſerm Selbſt dieſer Gegenſtand hat: ſo iſt nun die Freude an unſern Geiſteskräften weit inniger, als wenn ſie bloße Geſchenke der Natur, bloße zufällige Vortheile geblieben wären. Die höchſte reinſte Quelle der Freude aber muß, nach eben dieſem Geſetze, die unmittelbar an dem Willen ſelbſt erkannte Vollkommenheit ſeyn, oder mit einem völlig gleichbedeutenden Worte: die Tugend.“ — —

„Doch ich vergeſſe, daß in an einen Mann ſchreibe, der ein wenig nach den Grundſätzen der neuern Epikureer hinhängt, und der meine etwas ſtoiſchen Betrachtungen ſchwerlich nach ſeinem Geſchmack finden wird. Laſſen Sie mich alſo geſchwind mit der Verſicherung der Hochachtung und Ergebenheit ſchließen, die ein ſo milder Stoiker, wie ich, gegen einen ſo edlen Epikureer, wie Sie, noch immer hegen darf. Ich bin u. ſ. w.“

Karl Christian Engel,

des Vorigen jüngerer Bruder, ward am 12. Auguſt 1752 zu Parchim geboren, ſtudirte die Heilkunde und ließ ſich als Dr. med. und ausübender Arzt in Schwerin nieder, wo er am 4. Januar 1801 ſtarb.

Er gab heraus:

Vandalia und ihr Genius. Ein Gedicht. Schwerin, 1785. 4.
Der Abſchied. Vandalia an Charlotte. Schwerin, 1785. 4.
Wir werden uns wiederſehn. Eine Unterredung nebſt einer Elegie. Göttingen, 1787. N. A. Leipzig, 1797.
Biondetta. Ein allegoriſches Schauſpiel mit Geſang. Berlin, 1792.
Der Geburtstag. Ein Luſtſpiel. Berlin, 1796.
Das Mutterpferd. Luſtſpiel. Berlin, 1799.
Der kleine Irrthum. Luſtſpiel. Berlin, 1799.
Einzelne kleine Aufſätze und Gedichte in Zeitſchriften u. ſ. w,

K. C. E. war nicht ohne Talent, doch erreichte er bei weitem ſeinen Bruder nicht. Seine zu ihrer Zeit nicht ungern geſehenen Luſtſpiele ſind gänzlich von der Bühne verſchwunden.

Karl August Engelhard,

als Dichter Richard Roos genannt, ward am 4. Februar 1769 in Dresden geboren, ſtudirte in Leipzig und erhielt darauf eine Anſtellung als Acceſſiſt, bei der K. Bibliothek in ſeiner Vaterſtadt. Im Jahre 1807 ward er Archivſecretair und 1811 K. S. wirklicher Archivarius der geheimen Kriegskanzlei. Er ſtarb daſelbſt am 28. Januar 1834.

Seine Schriften ſind:

Geographiſch-ſtatiſtiſche Reiſe durch Italien. 4 Thle. Dresden, 1794.
Geographiſch-ſtatiſtiſche Reiſen. Dresden, 1794. 4 Bdchen.
Maleriſche Wanderungen durch Sachſen. Leipzig, 1795.
Der neue Kinderfreund. Leipzig, 1794. 6 Bde
Denkwürdigkeiten aus der ſächſiſchen Geſchichte. Dresden, 1797 flgde. 4 Th.
Briefwechſel der Familie des neuen Kinderfreundes. Leipzig, 1798. 2 Thle.
Darſtellungen aus der deutſchen Geſchichte. Leipzig, 1799.
Beſchreibung von Kurſachſen (gemeinſchaftlich mit d. J. Merkel). Dresden. N. A. 1804—1818. 9 Bde.
Handbuch der Erdbeſchreibung der ſächſiſchen Lande. Dresden, 1801. 4. A. 1813.
Geſchichte der ſächſiſchen Lande. Dresden, 1802 flg. 2 Thle.
Karl Bruckmann. Görlitz, 1803. 5 Thle.
Der Fluch des Ehebettes. Görlitz, 1803.
Die beſtrafte Korbflechterin. Görlitz, 1803.
Beiträge zu einer Schaubühne für die Jugend. Görlitz, 1803.
Tägliche Denkwürdigkeiten aus der ſächſiſchen Geſchichte. Dresden, 1809. 3 Thle.
Tharands heilige Hallen. Dichtung. Leipzig, 1815.
Erzählungen. Dresden, 1820.
Gedichte. Dresden, 1820.
Bunte Steine. Leipzig, 1821. 2 Thle.
Dietrich von Harras u. ſ. w. Leipzig, 1822.
Einzelne Beiträge, Gedichte u. ſ. w. in Zeitſchriften, namentlich in der Abendzeitung,

E’s hiſtoriſche und geographiſche Schriften, obwohl in einer untergeordneten Sphäre ſich bewegend, verdienen das Lob großer Genauigkeit und Gründlichkeit. Als Dichter erhebt er ſich nicht über das Mittelmäßige und zeigte das meiſte, wenn gleich immer nur ein beſchränktes Talent, im komiſchen Genre.

Caroline Engelhard,

eine Tochter der bekannten lyriſchen Dichterin, Philippine Engelhard (S. d. A.) ward im J. 1781 zu Kaſſel geboren und lebt gegenwärtig in Berlin.

Sie ſchrieb:

Juliens geſammelte Briefe. 4 Bde. Leipzig, 1806—1809. 3. A. 1830.
Der Oberförſter Kraft und ſeine Kinder. Leipzig, 1818.
Lebensbilder. Leipzig, 1818. 2. A. 1824.
Erzählungen. Braunſchweig, 1821.
Bunte Reihe. Magdeburg, 1823.

Ihre Leiſtungen gehören zu den lehrreichſten und geiſtvollſten Werken deutſcher Schriftſtellerinnen, da ſie mit

Anmuth und Würde, einen tiefen moraliſchen Zweck, eine elegante Darſtellungsweiſe und vortreffliche Charakterſchilderungen zu verbinden weiß. Namentlich verdienen „Juliens geſammelte Briefe“ als eine der beſten, aus weiblicher Feder gefloſſenen Schriften empfohlen zu werden.

Magdalene Philippine Engelhard,

der Vorigen Mutter und eine Tochter des berühmten Hiſtorikers Gatterer ward am 21. Oct. 1756 in Nürnberg geboren und vermählte ſich im Jahre 1780 mit dem damaligen Kriegsſecretair (nachherigen Geheimerathe) J. P. Engelhard in Kaſſel, wo ſie am 29. Juli 1820 ſtarb.

Sie gab heraus:

Gedichte von Philippine Gatterer. Mit Kupfern von Chodowiecki. Göttingen, 1778.
Gedichte von Philippine Engelhard geb. Gatterer. Zweite Sammlung. Göttingen, 1782.
Neujahrsgeſchenk für liebe Kinder. Göttingen, 1787.
Gedichte. Dritte Sammlung. Nürnberg, 1821.
Einzelne Gedichte in Muſenalmanachen, Zeitſchriften u. ſ. w.

Leichte Natürlichkeit, echtes Gefühl, Naivetät, doch nicht ohne Flüchtigkeit und zu große Tändelei ſind ihren poetiſchen Verſuchen eigenthümlich, und wieſen ihr zu ihrer Zeit, einen ehrenvollen Rang unter den deutſchen Schriftſtellerinnen an.

Joseph Friedrich Engelschall

ward am 16. Dec. 1739 zu Marburg geboren, erhielt eine ſorgfältige Erziehung, hatte aber das Unglück ſchon im vierzehnten Jahre das Gehör zu verlieren und mußte ſeine Neigung für die ſchönen Künſte durch eigene Hülfe auszubilden ſtreben. Er privatiſirte lange in ſeiner Vaterſtadt, mit literäriſchen Arbeiten beſchäftigt, bis er endlich 1788 außerordentlicher Profeſſor und Zeichnenlehrer an der dortigen Univerſität wurde. Zu große Anſtrengung zerſtörte jedoch ſeine Geſundheit, er ſtarb am 18. März 1797.

Von ihm erſchien:

Gedichte von J. F. Engelſchall. Leipzig, 1788.
Joh. Heinrich Tiſchbein, als Menſch und Künſtler dargeſtellt. Nürnberg, 1797.
Kleine Schriften von J. F. Engelſchall (herausgegeben von K. W. Juſti). 2 Thle. Göttingen, 1815.

Ein angenehmes Talent, das bei günſtigen Verhältniſſen, Bedeutenderes würde geleiſtet haben. Seine Biographie Tiſchheins iſt meiſterhaft.

Ulrich von Eschenbach, s. Minnesinger.

Wolfram von Eschenbach, s. Minnesinger.

Johann Joachim Eschenburg

ward am 1. Dec. 1743 in Hamburg geboren, beſuchte die dortigen gelehrten Anſtalten und ſtudirte dann in Leipzig und Göttingen Theologie und Philologie. Im Jahre 1768 ward er Hofmeiſter am Collegium Carolinum in Braunſchweig 1773 Profeſſor, 1786 Hofrath daſelbſt. In ſpäteren Zeiten ertheilte man ihm die Direction dieſer Anſtalt gemeinſchaftlich mit Buhle. Er ſtarb in hohem Alter, am 29. Februar 1820 als geheimer Juſtizrath, Ritter des Guelphenordens und Mitdirector des Carolinum zu Braunſchweig.

Seine Schriften ſind:

Theodorus an Klemens. Heroide. Leipzig, 1766.
Lucas und Hannchen. Operette. Braunſchweig, 1768. 4.
Komala. Braunſchweig, 1769. 4.
Sedaine's Deſerteur. Mannheim, 1772.
Robert und Kalliſte. Breslau, 1776.
Das gute Mädchen. Leipzig, 1778.
Racine's Eſther. Hamburg, 1772.
Die Wahl des Herkules. Braunſchweig, 1773. 4.
Voltaire's Zaire. Leipzig, 1776.
Altengliſche und altſchottiſche Balladen. Berlin, 1777.
Britiſches Muſeum. Leipzig, 1777—1781. 7 Thle.
Handbuch der klaſſiſchen Literatur. Berlin und Stettin, 1783.
Theorie und Literatur der ſchönen Wiſſenſchaften. Berlin und Stettin, 1783.
Beiſpielſammlung zur Theorie. Berlin und Stettin, 1788—1795. 8 Thle.
Lehrbuch der Wiſſenſchaftskunde. Berlin und Stettin, 1792.
W. Shakeſpear's Schauſpiele. Zürich, 1798—1806. 12 Thle.
Denkmäler altdeutſcher Dichtkunſt. Bremen, 1799.

E's eigene poetiſche Leiſtungen ſind unbedeutend, glücklicher war er in ſeinen Ueberſetzungen, zu einer Zeit, als man dieſen Zweig der Literatur noch nicht ſo angebaut hatte, wie das in ſpäteren Tagen in unſerm Vaterlande geſchah; vorzüglich erwarb ſich E. das Verdienſt, der Erſte zu ſeyn, welcher den Shakeſpear vollſtändig und treu verdeutſchte, und wenn auch ſeine Uebertragung der Eleganz und Leichtigkeit entbehrt, die ſich ſeine Nachfolger anzueignen wußten, ſo kann ihr doch das Lob nicht ſtreitig gemacht werden, mit dem gewiſſenhafteſten Fleiße ausgearbeitet zu ſeyn. Denſelben raſtloſen Fleiß und Eifer zeigte E. auch bei ſeinen Bemühungen die Kenntniß der engliſchen und altdeutſchen Literatur in unſerm Vaterlande zu verbreiten und zu befeſtigen. Ueberhaupt hat er Großes als Lehrer, wie als Schriftſteller zur Bildung des Geſchmacks der Nation beigetragen und ſeine verſchiedenen Hand- und Lehrbücher behaupteten lange ein wohlverdientes Anſehen, ſelbſt noch dann, als die großen Fortſchritte der Philoſophie auf die von ihm behandelten Wiſſenſchaften ihren Einfluß ausübten und dieſelben in reichem Maße förderten, und über das von ihm geſteckte Ziel hinaus führten.

Christoph Adam von Eſchenmayer

ward am 4. Juli 1770 zu Neuenburg im Würtembergiſchen geboren, und ließ ſich nach vollendeten mediciniſchen Studien als Arzt zu Kirchheim unter Teck nieder, von wo er auf eine kurze Zeit nach Sulz ging, dann aber 1800 als Stadt- und Amtsphyſikus nach Kirchheim zurückkehrte, bis er 1811 als außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie und Medicin nach Tübingen berufen wurde. Gegenwärtig iſt er ſeit 1818 ordentlicher Profeſſor der Philoſophie und Ritter des Königl. Würtembergiſchen Civilverdienſtordens daſelbſt.

Seine Schriften ſind:

Ueber die Enthauptung. Tübingen, 1797.
Sätze aus der Naturmetaphyſik. Tübingen, 1797.
Verſuch, die Geſetze magnetiſcher Erſcheinungen aus der Naturmetaphyſik zu entwickeln. Tübingen, 1797. 2. Aufl. 1798.
Die Philoſophie in ihrem Uebergange zur Nichtphiloſophie. Erlangen, 1803.
Der Eremit und der Fremdling. Erlangen, 1805.
Einleitung in Natur und Geſchichte. Erlangen, 1806.
Pſychologie. Tübingen, 1817. 2. A. 1822.
Syſtem der Moralphiloſophie. Stuttgart, 1818.
Religionsphiloſophie. Stuttgart, 1818—1822. 2 Thle.
Normalrecht. Tübingen, 1819. 2 Thle.
Die einfachſte Dogmatik, aus Vernunft, Geſchichte und Offenbarung. Tübingen, 1826.
Myſterien des inneren Lebens. Tübingen, 1830.

Eſchenmayer iſt einer der geiſtreichſten Naturphiloſophen, der jedoch von dem Syſteme Schellings abwich, indem er ein Gebiet des Glaubens aufſtellte, in welchem alle Philoſophie ein Ende fände, und nach dieſen Grundſätzen eine eigene myſtiſche Glaubenslehre annahm. Sein Syſtem zu entwickeln iſt hier nicht der Ort, es genüge zu bemerken, daß bei ihm Phantaſie nnd Gefühl ein vorherrſchendes Uebergewicht über Denkkraft und Scharfſinn ausüben, in allen ſeinen Werken aber ein ſehr edler und tiefer frommer Geiſt waltet.

Der Schulmeiſter von Eßlingen, s. Minneſinger.

Ewald, s. Ewald Hering.

Friedrich Ewald

ward 1727 in Spandau geboren, lebte eine Zeitlang in Berlin, wurde dann 1757 Heſſendarmſtädtiſcher Hofrath und ging 1767 nach Rom, wie man ſagt in ein Karthäuſerkloſter, wo er zu Anfange des 19. Jahrhunderts ſoll geſtorben ſeyn.

Von ihm erſchien:

Sinngedichte und Lieder. Berlin, 1755. N. A. von K. H. Jördens. Berlin, 1791.

Ein in kleinen, tändelnden oder epigrammatiſchen Gedichten glücklicher geſchmackvoller, aber bereits ganz vergeſſener Dichter.

Johann Ludwig Ewald

ward am 16. September 1747 in Hayn bei Offenbach geboren, ſtudirte in Marburg Theologie und erhielt dann eine Pfarre in Offenbach. Im Jahre 1781 ging er als Generalſuperintendent nach Detmold, 1796 als Prediger an der Stephanskirche nach Bremen, 1805 als reformirter Kirchenrath und Profeſſor der Moral nach Heidelberg. Von hier kam er 1807 als geiſtlicher Miniſterialrath nach Karlsruhe, wo er am 19. März 1822 ſtarb.

Er ſchrieb:

Predigten. Lemgo, 1787—1792. 12 Hefte.
Predigten. Leipzig, 1789. 2 Thle.
Predigten. Lemgo, 1806. 2 Thle.
Urania. Hannover, 1793—1795. 2 Thle.
David. Leipzig, 1795. 2 Thle.
Chriſtliches Hand- u. Hausbuch. Hannover, 1797—1798. 4 Thle. N. A. 1806. 2 Thle.
Die Kunſt, ein gutes Mädchen u. ſ w. zu werden. Bremen, 1798. 2 Thle. 4. A. 1807. 3 Thle. 5. A. von Jacobs 1826.
Salomon. Gera, 1800.
Kommunionbuch. Bremen, 1801.
Chriſtliche Sonntagsfeyer. Bremen, 1803.
Erbauungsbuch für Frauenzimmer. Hannover, 1803. 2 Thle.
Der gute Jüngling u. ſ. w. Hannover, 1804.
Mehala, die Inghthaitin. Drama. Mannheim, 1808.
Eheliche Verhältniſſe u. ſ. w. Elberfeld, 1810. N. A. 1821. 4 Thle.
Menſchenbeſtimmung und Lebensgenuß. Elberfeld, 1814. 2 Thle.
Ueber die Erziehungslehre u. ſ. w. Mannheim, 1817. 3 Thle.
Chriſtliche Betrachtungen u. ſ. w. Frankfurt, 1818. 2 Thle.
Chriſtenthumsgeiſt und Chriſtenſinn. Winterthur, 1819. 2 Thle.
Viele einzelne Flugſchriften, Predigten, Beiträge zu Zeitſchriften u. ſ. w. u. ſ. w.

Ein vortrefflicher aſcetiſcher Schriftſteller und Kanzelredner, deſſen Leiſtungen allgemein bekannt ſind und viel Gutes gewirkt haben. Sie zeichnen ſich durch echte Frömmigkeit, Toleranz, Lebensklugheit und einen eleganten, reinen Styl vorzüglich aus und werden noch immer in ihrem Kreiſe gern geleſen.

Albrecht von Eybe oder Ybe

ward in den erſten Decennien des 15. Jahrhunderts geboren und war Doctor beider Rechte, Archidiakonus zu Würzburg, Domherr zu Bamberg und Eichſtädt, und Kämmerling des Pabſtes Pius II. Er ſtarb im Jahre 1485.

Von ihm erſchien im Druck:

Ob einem manne ſey zu nemē ein eelichs Weib oder nicht. Folio. o. O. u. J.; ferner Nürnberg, 1472. 4. Augsburg, 1474. Folio, und öfterer.
Spiegel der ſitten u ſ. w. Augsburg, 1511. Folio.
Zwo Comödien des ſynnreichen poeten Plauti u. ſ. w. Augsburg, 1518. 4. Frankfurt, 1550. Folio. 1557. 8.

Ein tüchtiger kräftiger Moralphiloſoph, deſſen Styl für die damaligen Zeiten eben ſo tüchtig iſt, wie ſeine geſunden Anſichten und ſeine erprobte Welt- und Menſchenkenntniß.

Ruleman Friedrich Eylert

ward am 5. April 1770 zu Hamm in der Grafſchaft Mark geboren, erhielt ſeine erſte Bildung auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und ſtudirte dann in Halle Theologie. Nach vollendeter akademiſcher Laufbahn ward er anfangs dritter, darauf zweiter Prediger und Nachfolger ſeines Vaters in Hamm. Mehrere Anträge zu Aemtern im Auslande lehnte er ab und ging 1806 als Hof-, Garde- und Garniſonprediger nach Potsdam, wo er gegenwärtig noch als Dr. theol. u. philos., evangeliſcher Biſchof, Mitglied des Staatsrathes, des Miniſteriums der geiſtlichen und Schulangelegenheiten ſowie des Obercenſurcollegiums und Ritter des rothen Adlerordens II mit dem Sterne, höchſt ſegensreich wirkt.

Er gab heraus:

Betrachtungen über die u. ſ. w. Wahrheiten des Chriſtenthums u. ſ. w. Dortmund, 1803 flg. 5 Thle. N. A. 1805.
Ueber Geiſteskrankheit und Gemüthsruhe. 2 Thle. Braunſchweig, 1805.
Homilieen über die Parabeln Jeſu. Halle, 1806. N. A. 1819.
Gedächtnißfeier der verewigten Luiſe von Preußen. Berlin, 1812.
Predigten über Bedürfniſſe unſeres Herzens. Halle, 1813.
Neueſtes Magazin von Feſt- und Gelegenheitsreden (mit Dräſeke und Hanſtein). Magdeburg, 1816. flgde.
Viele einzelne Predigten u. ſ. w. u. ſ. w.

Ein überaus geſchätzter Kanzelredner und aſcetiſcher Schriftſteller, der die wichtigſten, geiſtigen Intereſſen klar und lichtvoll zu behandeln und vor Allem mit ſeltener Kraft und Wärme, und edelm tiefem Gefühl zu den Herzen ſeiner Zuhörer zu reden und ſie für das Wahre und Gute zu entflammen und zu begeiſtern weiß.

Das Bild der chriſtlichen Liebe zu Gott *).

Wenn ich mit Menſchen und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, ſo wäre es mir Nichts nütze. Amen.

Die Epiſtel am erſten Sonntage nach Trinitatis, welche wir auch unſerer heutigen Betrachtung zum Grunde legen, ſtehet geſchrieben im I. Briefe des Johannes im 4. Cap. und lautet vom 16. bis zum 21. Verſe alſo:

> Gott iſt die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm.
> Daran iſt die Liebe völlig bei uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts; denn gleichwie Er iſt, ſo ſind auch Wir in dieſer Welt.
> Furcht iſt nicht in der Liebe, ſondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus; denn die Furcht hat Pein. Wer ſich aber fürchtet, der iſt nicht völlig in der Liebe.
> Laſſet uns ihn lieben; denn Er hat uns zuerſt geliebet.
> So jemand ſpricht: Ich liebe Gott, und haſſet ſeinen Bruder, der iſt ein Lügner. Denn wer ſeinen Bruder nicht liebet, den er ſiehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht ſiehet?
> Und dies Gebot haben wir von ihm, daß wer Gott liebet, daß der auch ſeinen Bruder liebe.

---

*) Predigt von Dr. R. F. Eylert. Frankfurt a. d. Oder, 1832.

Theure Mitchriſten!

Wie oft iſt es doch der Fall, daß wir gerade von dem, was wir am häufigſten im Munde führen, die undeutlichſten Begriffe haben! Wir brauchen dieſes oder jenes Wort täglich und ſtündlich, wir führen fort und fort dieſe oder jene Redensart im Munde, ohne von ihrer höhern Bedeutung, ohne von ihrer Verpflichtung, welche ſie uns auferlegt, ergriffen zu ſeyn. Ich erinnere Euch nur an das Wort Liebe. Wie oft werdet Ihr in Eurem Leben, in Eurem täglichen Umgange mit Bekannten und Freunden dies Wort theils hören, theils ſelbſt ausſprechen — ohne daß Ihr an die hohe, an die umfaſſende Bedeutung dieſes Wortes gedacht habt oder denkt. Und wie es mit einem Worte ſich verhält, ſo vflegt es auch mit ganzen Pflichten zu geſchehen. Gerade die Pflicht, welche von Jugend an Euch am nachdrücklichſten und eindringlichſten eingeſchärft und anempfohlen wurde, verliert im täglichen Leben ihre Bedeutung, tritt in ihrem ganzen umfaſſenden Sinne, in ihrer anregenden Kraft, je älter Ihr werdet, auch um deſto mehr in den Hintergrund, ſo daß nur Euerm Gedächtniſſe die Worte noch anhangen. So iſt keine Pflicht Euch von Jugend an mehr empfohlen worden, als die: Gott über Alles zu lieben. Tauſend Bibelſtellen habt ihr Euerm Gedächtniſſe eingeprägt, welche Euch die Liebe zu Gott als das höchſte Gebot und Gut, daß die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens hat, darſtellen ſollte. Euer Herz wünſcht auch nichts mehr als die Liebe Gottes; denn wer möchte wohl Gott zum Feinde haben? — aber habt Ihr — wenn Ihr die Hand auf's Herz legt — dieſem Wunſche Eures eigenen Herzens, dieſer erſten chriſtlichen Tugend wohl immerdar ſo nachgelebt, daß Ihr der Liebe Gottes Euch gewiß halten könnt? Habt ihr in der Freude und im Kummer, im Glück und im Unglück, in trüben und in frohen Tagen immer nur zuerſt an Gott gedacht? Hat die Liebe Gottes Euch ſo gerührt, ſo befeſtigt, ſo ſtark gemacht, daß Euch nichts von ihm und von ſeiner Liebe je trennte, je trennen konnte? Ja! laßt mich weiter fragen, th. Mitchr.! Habt Ihr von der wahren chriſtlichen Liebe zu Gott wohl einen ſo deutlichen Begriff, daß dieſer Euch das Verhältniß, in welchem wir zu Gott ſtehen, ohne Täuſchung, ohne Uebertreibung angeben könnte? Haben nicht Zerſtreuungen, haben nicht Sorgen, hat nicht Weltluſt Euch dieſen Begriff verdunkelt? Denket Ihr Euch, wenn Ihr auch täglich die Worte: „Denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen“ — im Munde führet, mehr dabei als Euer eignes Leben zu beweiſen ſcheint — fühlt Ihr den hohen Sinn der Worte, wenn Ihr einmal beim Aufgang der Sonne, oder bei einer unerwarteten Freude gerührt ausrufet: ja Gott iſt die Liebe? — Ich ſehe um mich und ich erblicke auf Euerm Antlitz die Antwort auf meine Frage. Euer eigenes Herz geſteht es ſich in dieſem Augenblick, daß Ihr Gottes Liebe zwar oft empfunden, aber doch noch nicht ſo erkannt habt, daß dadurch das Bild der chriſtlichen Liebe zu Gott in Eurer Seele recht lebendig und wirkſam geworden wäre; daß Euer ganzes Leben dadurch die fromme Richtung erhalten hätte, welche nichts Höheres, nichts Größeres und Erhabeneres kennt, als in der Liebe zu Gott zu bleiben. So laßt mich denn verſuchen, Euch in der gegenwärtigen Stunde dieſes Bild zu entwerfen. Vielleicht daß es unter Gottes gnädigem Beiſtande dazu beiträgt, Euch zu dem freudigen Ausrufe zu bewegen: ja wir haben erkannt und geglaubt die Liebe, die Gott zu uns hat — wie Euch zu dem feſten Entſchluß zu veranlaſſen: ja wir wollen ihn lieben, denn er hat uns zuerſt geliebet!

Höret zu dieſem Entzweck noch einmal mit frommen Sinne und mit geſpannter Aufmerkſamkeit unſere heutigen Textes-Worte:

Gott iſt die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm. Daran iſt die Liebe völlig bei uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts; denn gleichwie er iſt, ſo ſind auch wir in dieſer Welt. Furcht iſt nicht in der Liebe, ſondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus; denn die Furcht hat Pein. Wer ſich aber fürchtet, der iſt nicht völlig in der Liebe. Laſſet uns ihn lieben; denn er hat uns zuerſt geliebet. So Jemand ſpricht: Ich liebe Gott, und haſſet ſeinen Bruder, der iſt ein Lügner. Denn wer ſeinen Bruder nicht liebet, den er ſiehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht ſiehet? Und dies Gebot haben wir von ihm, daß wer Gott liebet, daß der auch ſeinen Bruder liebe.

Kann man, theure Mitchriſten, dieſe Worte hören, ohne nicht gleich von dem erhabenen Gedanken: ja Gott iſt die Liebe! wunderbar ergriffen zu werden? Wie ein milder Frühlingshauch, der nach langem, öden Winter durch die neuerwachte Natur wehet und Alles mit ſeinem erquickenden Oden belebt und befruchtet, ſo treten unſerer geiſtigen Natur dieſe Worte des frommen Johannes entgegen. Gott iſt die Liebe! Wie wird unſer Herz durch dieſes Wort ſo freudig bewegt, wie jauchzt unſere Seele nicht bei dieſem Gedanken! Was jede ſterbliche Bruſt, was die Cherubim und Seraphim als das Höchſte und Seligſte erkennen und preiſen, die Liebe, die Nähe Gottes ſoll uns zu Theil werden, wenn wir ihn, der uns zuerſt geliebt hat, wieder lieben, wenn wir uns durch den, der die Wohnung der Engel verließ, und auf die Erde kam, die Sünder zu erlöſen, wenn wir uns durch Jeſus Chriſtus Gottes Liebe erwerben. Denn daran iſt ja erſchienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott ſeinen eingebornen Sohn geſandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben ſollen.

Wohl möchte uns bange ſeyn, wohl möchten wir zittern und zagen können, ob der Gott, der einſt das furchtbare Wort geſprochen: verflucht ſei der Acker um deinetwillen, mit Kummer ſollſt du dich darauf nähren dein Lebelang, Dornen und Diſteln ſoll er dir tragen — im Schweiß deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen, bis daß du wieder zu Erde werdeſt, davon du genommen biſt — Liebe wieder ſeinen Geſchöpfen, Gnade den Gefallenen ſchenken könnte, wenn er nicht eben durch ſeinen Sohn dieſe ſelige und beſeligende Verheißung uns gegeben hätte! Er ſah an die Menſchen in ihrem Jammer, und erbarmte ſich unſer. Ich will euch erretten von euerm Elend, ſprach der Herr, ich will mit euch einen neuen Bund machen, einen Bund, der auf Liebe, auf gegenſeitige Liebe gegründet und geſtützt ſeyn ſoll. Und in dieſem Sinne ſchreibt der fromme Joh. die großen Worte nieder: Gott iſt die Liebe! Sehet da, m. Z., abgefallen und doch begnadigt — verſtoßen und doch angenommen — elend und doch geliebt! In unſere Hand hat es Gott gelegt, ſeine Liebe von neuem uns zu erwerben — er will von neuem ſeine Liebe in einem noch höhern, größern Maße uns zuwenden, wenn wir ihn lieben in Chriſto Jeſu, ſeinem Sohn. Denn welcher bekennt, daß Jeſus Gottes Sohn iſt, in dem bleibet Gott, und er in Gott. So laßt mich denn jetzt

das Bild der chriſtlichen Liebe zu Gott

1) in ihrem Grunde,
2) in ihren Aeußerungen, und endlich
3) in ihrem Lohne

eurem Verſtande klar, und eurem Herzen theuer machen.

I.

„Gott iſt die Liebe — er hat uns zuerſt geliebt.“ Sehet da, m. Z., den Grund der chriſtlichen Liebe zu Gott. Gott iſt die Liebe, ruft uns der Aufgang der Sonne entgegen, Gott iſt die Liebe — ſo jauchzet die ganze Natur. Durch ſein Wollen in's Leben gerufen, trägt und leitet ſeine Hand uns auch im Leben — was wir haben und ſind, ſind und haben wir durch ihn — jede gute Gabe, jede Freude, jeder Lebensgenuß iſt ſein Geſchenk. Und aus welchem Grunde giebt er uns dieſe Freude, oder jenes Glück? Haben wir vielleicht etwas gethan, weshalb Gott ſchuldig wäre, uns dieſes oder jenes Gut zu verleihen? Können wir vielleicht Abrechnung mit ihm halten? Können wir irgend etwas von ihm fordern? O Ihr antwortet Euch alle ſelbſt auf dieſe Fragen, theure Mitchriſten, daß es nur die Liebe iſt, die Gott bewegt, uns dies Alles zu ſchenken, daß er nur aus Liebe zu uns die reichen Gaben, welche wir täglich genießen, vor uns ausgeſchüttet hat. Aber mehr als Sonne, mehr als Natur, mehr als alle die Gaben, welche unſer leibliches und irdiſches Wohlſein herbeiführen, muß uns die Sendung ſeines Sohnes von ſeiner unendlichen Liebe überzeugen. Nach Gottes Bilde geſchaffen hatte die Sünde uns Gott unähnlich gemacht, und auf daß das verlorene Ebenbild wieder hergeſtellet und der Zugang zu ſeinem Vaterherzen uns wieder geöffnet würde, giebt Gott uns den, der ſeiner Herrlichkeit Zeuge von Ewigkeit war, auf daß er ſich opferte für unſere Sünden! Und der Grund dieſer unendlichen, unbeſchreiblichen Wohlthat war nur wiederum die reinſte Liebe zu uns! Und wie wäre es nun möglich das Bild der chriſtlichen Liebe zu Gott in ihrem Grunde anders darzuſtellen, anders ſich zu denken als Johannes es thut.

Gott iſt die Liebe — er hat uns zuerſt geliebt — folgt daraus nicht von ſelbſt, daß wir ihn wieder lieben ſollen, wieder lieben müſſen — und zwar zuerſt — mit ganzem, ungetheilten Herzen, mit aller Inbrunſt, mit voller Seele! Wo wäre ein Menſch, der da haſſen könnte, wo er geliebt, unverdient geliebt würde — der den nicht wieder lieben müßte, der für Vergehungen Wohlthaten, für Sünden Segnungen ihm bereitete! Mein Sohn! rufe dir das Bild deines Vaters zurück, der dich ſchwachen Säugling mit Liebe empfing, als nur Thränen deine Sprache waren; deſſen Liebe zunahm, als du anfingſt ihm ſchon Kummer zu machen, und der mit der höchſten Liebe dir nachblickte, als das Laſter dich umſtrickt hatte. Hat ſeine Liebe dich nicht ergriffen, hat ſeine Liebe dich nicht zurückgebracht auf den Weg der Tugend? Meine Tochter! denke an deine Mutter! Kannſt du ſie zählen die ſchlafloſen und kummervollen Nächte, welche ſie deinetwillen gehabt, kannſt du ſie meſſen die Thränen, welche ſie um dich geweint? Aber hat dich ihre ſorgſame, ſtille, unausgeſetzte Liebe nicht gerührt, könnteſt du ein Mutterherz brechen, könnteſt du die Mutter nicht lieben, die dich zuerſt geliebt? Und wir wollten unſern Gott nicht lieben, den Gott aus vollem Grunde unſers Herzens nicht lieben, der uns ehe als Vater und Mutter, ehe denn dieſe Erde gegründet war, ſchon liebte, deſſen Augen uns ſahen, da wir noch unbereitet waren, der über uns war im Mutterleibe? der ſeines eigenen Sohnes nicht verſchonte, ſondern dem Kreuzestod ihn übergab, auf daß wir leben ſollten? der für dieſen Reichthum der Gnade, für dieſe Fülle von Liebe nicht Opfer, nicht Entſagung aller Freuden, nicht Tödtung jeder heitern Lebensthätigkeit, ſondern nur Liebe, Liebe um Liebe fordert? O laßt uns ihn lieben m. B.! denn er hat uns ja zuerſt geliebt — laßt uns bei jeder Freude, die uns zu Theil wird, bei jedem Kummer, der uns drückt, bei jedem Gedanken, der uns bewegt, ſeine Liebe nie vergeſſen — laßt der Liebe zu Gott jeden Tag, den wir erleben, jede Stunde, jeden Augenblick gewidmet ſeyn — laßt uns von dieſer Liebe Alles hoffen, laßt uns dieſer Liebe Alles vertrauen — laßt uns mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele, mit ganzem Gemüthe ihn lieben, denn er hat uns zuerſt geliebet! Aber wie nun dieſe Liebe äußern? Höret die Worte des Johannes:

II.

„Furcht iſt nicht in der Liebe, ſondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus; denn die Furcht hat Pein. Und dies Gebot haben wir von ihm, daß wer Gott liebet, daß der auch ſeinen Bruder liebe.“

Sehet da theure Mitchriſten! die chriſtliche Liebe zu Gott in ihren Aeußerungen! Kann die Liebe zu Gott, wenn ſie, wie wir eben ſie darzuſtellen bemüht waren, in der That und Wahrheit aus dem lautern Grunde, Gott zu lieben, weil er uns zuerſt geliebt hat, entſprang, ſchöner und erfreulicher im Leben ſich äußern, als Johannes dieſe ihre Aeußerungen angiebt. Laßt uns dieſe beiden Punkte näher erwägen. Wo Liebe iſt, Liebe zu Gott aus lauterm Grunde, da iſt keine Furcht ſagt Johannes. Und wie wahr, wie bezeichnend iſt dieſe Aeußerung der chriſtlichen Gottesliebe. Denket Euch einen Menſchen, deſſen Herz kalt und ungerührt gegen Gottes Liebe wäre, in deſſen Bruſt nur Eigenliebe herrſchte, deſſen Seele nie von Gottes unendlicher Liebe bewegt würde. Sehet, wie unruhig ſind ſeine Blicke, wie angſtvoll irrt ſein Auge umher, wie ſchwankend ſind ſeine Schritte! Wie berechnet er jedes Wort, ob es ihm Ehre oder Schande bringen könne, wie überlegt er jede That, ob ſie in die Augen der Menſchen fiele, oder verborgen bleibe! Wie zählt er jede Stunde, ob er auch recht ſie genieße und wie hat er doch am Ende ſeines Lebens ſo wenig Freude gehabt! Welche Pläne macht er, um Alles in feſter Regel um ſich zu geſtalten und wie wird er doch gleich einem Rohre von allerlei Lehre und Täuſcherei der Menſchen hin und her bewegt! Wie müht er ſich ab, ſeinen Namen zu verherrlichen, und wie ſchnell iſt er vergeſſen, ſobald er die Augen geſchloſſen! Wie zittert er bei jedem Unglück — wie ängſtiget er ſich bei jeder Freude, daß ſie vielleicht nur von kurzer Dauer ſeyn und größerer Schmerz darauf folgen könnte; wie bebt er bei der Nähe des Todes und des ihm bevorſtehenden Gerichts; und ſo iſt ſein ganzes Leben eine Furcht und in dieſer Furcht eine lange Pein. Nach Menſchengunſt nur ſtrebend, auf Menſchen ſich verlaſſend, ſteht er da wie ein unfruchtbarer Feigenbaum, den der Herr verflucht! Er will geehrt ſeyn und man verſpottet ihn — er ſucht ein Amt und man ſpeiſet ihn ab mit leeren Hoffnungen. Er bietet ſeine Kräfte und Talente an, und man will ſie nicht — er will ſich geltend machen und man ſtößt ihn zurück, oder läßt ihn in allerlei Proben untergehen! Da fängt er an zu verzweifeln, da ruft er aus in Zorn und Wuth: Verflucht iſt, wer ſich auf Menſchen verläßt, und ſo ſündigt er auch — denn Gott ſtraft Sünden mit Sünden — gegen die zweite Aeußerung der chriſtlichen Gottesliebe. Aber wie ganz anders verhält es ſich mit dem Menſchen, der Gott liebt. Er iſt wie ein Baum gepflanzet an den Waſſerbächen und alles, was er macht, geräth wohl. Er iſt geſchmücket wie eine Braut, deren Antlitz von Freude und Liebe ſtrahlt! Sein Auge iſt ruhig, denn es iſt nach oben gerichtet, wenn auch das Leben ſtürmt, oder die Freude ihn übermannen will. Er hofft Alles, aber fürchtet Nichts. Weder der thörichte Haß der Menſchen, noch ihre blinde Liebe beunruhigt ihn — denn er liebet den, der ihn zuerſt geliebt. Gerathen ſeine Pläne nicht, ſcheitern ſeine Hoffnungen, er weiß, daß Gottes Liebe Alles zum Beſten wendet; werden Andere ihm vorgezogen, läßt man ihn warten — trägt er unverſchuldet einen ſchweren, geheimen Kummer — Nichts kann ihn ſo tief beugen, daß er die Freudigkeit darüber verlöre, die ſeines Lebens höchſter Schmuck iſt — denn er weiß, daß wie Er iſt, ſo ſind auch wir in dieſer Welt; — die Freudigkeit iſt ſein Eigenthum, die ihn ſelbſt bei dem Gefühle der Schuld nicht verläßt, da ſeine Liebe zu Gott auf den Glauben an Jeſus gegründet und gebauet iſt, der ihm Gott nicht als einen ſtrafenden, ſondern als einen liebenden, als einen verſöhnten Gott gezeigt und ihm auch dadurch eine Freudigkeit am Tage des Gerichts bewirkt hat. Und ſo erhellet dieſe Freudigkeit ihm die Nacht des Grabes, welche dem, der Gott nicht liebt, Furcht und Pein bereitet; vor dieſer innern, ſeligen Freudigkeit verſchwinden die Schatten des Todes wie die Nebel beim Aufgang der Sonne; und ſo ſiehet der, welcher Gott liebt, nur neue Liebe in dem Uebergang zu einer beſſern Welt, da wo das ſelbſtſüchtige, trotzige und doch ſo verzagte Herz, das Gott nicht liebt, nur Verweſung und Untergang erblicken kann; und ſo ſtehet er feſt gewurzelt in dem Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe — und wie ganz von ſelbſt zeigt ſich nun auch die zweite Aeußerung ſeiner chriſtlichen Liebe zu Gott, nämlich die Liebe gegen die Brüder.

Denn wie wäre es theure Mitchriſten! anders möglich, als daß die innige, ungetheilte Gottesliebe nicht auch zugleich eine wahre ungeheuchelte Bruderliebe bewirkte? Wie könnte der, welcher den Vater aller Menſchen liebt, nicht auch zugleich die Menſchen ſelbſt lieben? Wie könnten unſere Augen, wenn ſie uns aufgegangen ſind über unſern eigenen Zuſtand, nicht auch zugleich uns übergehen beim Anblick fremder Noth — wie könnten wir Hülfe, Rath und Troſt unſern Brüdern verſagen, wenn wir erkannt haben, daß Gottes Liebe uns ſchon ſo oft aus Trübſal und Noth geholfen hat — wie könnten wir der Schwachen uns nicht annehmen wollen, wenn wir mit ganzer Seele an dem hängen, welcher um unſerer Schwachheit willen jeden Erdenſchmerz freudig litt und erduldete! Wie könnten wir eine Freudigkeit haben an jenem Tage des Gerichts, an welchem des Menſchen Sohn kommen wird in aller ſeiner Herrlichkeit, zu richten über Lebendige und Todte, wenn der Herr dann nicht zu uns ſagen könnte: Was ihr dem Geringſten eurer Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan! Ja ſchreibet, ſchreibet theure Mitchriſten! die Worte des Johannes: So jemand ſpricht: ich liebe Gott, und haſſet ſeinen Bruder, der iſt ein Lügner; denn wer ſeinen Bruder nicht liebet, den er ſiehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht ſiehet, tief, tief in eure Seele, und vergeſſet die Worte des Herrn nicht, der mit der innigſten Liebe, aber auch mit dem feierlichſten Ernſte Euch zuruft: an euern Früchten will ich euch erkennen!

O wohl Euch, wenn Eure chriſtl. Liebe zu Gott im täglichen Leben, in euerm Hauſe, im Umgang mit Eltern, Geſchwiſtern, Verwandten ſowohl, als auf dem Schauplatz des öffentlichen Lebens ſich auch als eine Liebe darſtellt, die da, wie der Apoſtel Paulus ſagt, langmüthig und freundlich iſt, die nicht eifert, nicht Muthwillen treibet und ſich nicht blähet; die ſich nicht ungeberdig ſtellt, die nicht das Ihre ſuchet, die nicht ſich erbitten läßt, die nicht nach Schaden trachtet, die aber Alles verträgt, Alles glaubet, Alles hoffet, Alles duldet. Dann werdet Ihr nicht mehr durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort ſehen — nicht mehr ſtückweiſe erkennen, ſondern erkennen, gleichwie ihr erkannt ſeid — dann wird der Lohn, den Liebe Euch verheißen, Liebe Euch zugeſichert hat, der Eurer Liebe ſchönſtes Ziel iſt, Euch auch zu Theil werden!

Und dieſer Lohn? Höret die Worte des Johannes:

III.

„Wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm.“ Sehet da, m. Z., den Lohn der chriſtl. Liebe zu Gott! Wohl iſt er ſchwer der Kampf, den Gottesliebe gegen Weltliebe zu kämpfen hat; wohl iſt ſie lockend die Verſuchung, welche Eigenliebe ſtets uns legt — denn ach: hier iſt ja bei uns allen der faule Fleck, den der böſe Feind zu verwunden nicht nachläßt — wohl mag uns vor einer Selbſtverläugnung bangen, die mit der, uns leider ſchon von unſerer Geburt an zur andern Natur werdenden Selbſtliebe in ſtetem Widerſpruche ſteht — aber herrlich iſt der Lohn, welcher dem vorbehalten iſt, der aus dieſem Kampfe ſiegreich hervorgeht. Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm! Was kann dies anders heißen, theure Mitchr.! als daß er in der Theilnahme an der Heiligkeit und Seligkeit Gottes bleibt. Theilnehmen an der Heiligkeit und Seligkeit Gottes *). Laßt uns dies näher erwägen.

---

*) 1. Joh. C. 3. V. 24.

Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in der Theilnahme an der Heiligkeit Gottes — er beharrt auf dem Wege Gott ähnlich zu werden. Eine der erhabenſten Eigenſchaften Gottes ſprechen wir aus, wenn wir von ſeiner Heiligkeit reden; wir betrachten ihn dann als das Weſen, welches unbedingt das Gute will und befördert und das Böſe verabſcheut und hindert — als den Vater des Lichts, bei welchem iſt kein Wechſel des Lichts und der Finſterniß. Und wir? Wir ſollen nicht nur, wir können auch an der Heiligkeit Gottes theilnehmen durch die Liebe. Lieben wir Gott wahrhaft, dann reinigen wir unſer Herz von den unlautern Neigungen der Selbſtſucht, des Stolzes, Mißtrauens und machen es zu einem Tempel ſeines Geiſtes, dann wirken wir aber auch, indem wir unſere Gottesliebe durch Bruderliebe bethätigen, Werke Gottes; dann ſind wir barmherzig, wie der Vater im Himmel barmherzig iſt, und obſchon wir uns, vermöge unſerer urſprünglichen Schwäche und Sündhaftigkeit nur allmählig dem Ziele ſittlicher Vollkommenheit nähern können, ſo tragen wir doch die unverſiegbare Quelle des Wachsthums in allem Guten in uns — denn die Liebe iſt ja des Geſetzes Erfüllung — und ihr ſind die Gebote Gottes nicht ſchwer! Was alſo von Anfang an jeder Weisheit höchſtes Ziel, und was dennoch keiner Weisheit zu erreichen je möglich war; wonach der Menſchen Verſtand von Anfang an gerungen, und was dennoch kein Verſtand je errang, das ſoll durch Liebe möglich werden, das kann die Liebe erringen. Wodurch die Schlange den Adam einſt verführte, und was Verdammniß ihm und uns allen bereitete, da nur Eigenliebe die Quelle ſeines Wunſches „Gott ähnlich zu ſein" war — ſehet, hiedurch will Chriſtus uns von neuem heiligen, uns von neuem Gott ähnlich machen, wenn Gottesliebe dieſe Sehnſucht begleitet, welche, wenn ſie auch nur oft tief in unſerer Bruſt ſchlummert, doch auf das innigſte mit unſerer höhern, geiſtigen Natur verbunden iſt. Wer in der Liebe bleibet — der bleibet auf dem Wege Gott ähnlich zu werden. Er bleibet: er ſchwankt nun nicht mehr hin und her; er gehet nun nicht mehr bald vor — bald rückwärts, ſondern feſten unverrückten Schrittes wandelt er dem Ziele: Gott ähnlich zu werden entgegen. Erfaßt Euch nicht ein heiliger Schauer, m. Z.? Fühlt Ihr Euch nicht wunderbar ergriffen von dieſer Verheißung? Was iſt das für ein Menſch, der auf dem Wege iſt Gott ähnlich zu werden? Wer wagt es, dieſen Gedanken auszudenken in ſeiner unendlichen Tiefe, in ſeiner ganzen Heiligkeit! Gott ähnlich zu werden iſt ja das höchſte Ziel, das unſerm unſterblichen Geiſte geſtellet und vorbehalten iſt — auf dieſes Ziel wartet das ängſtliche Harren der Creatur, und nach dieſem Ziele ringen ſelbſt die Engel! Und an der Hand der Gottesliebe können und ſollen wir, die wir einſt Gott unähnlich durch Eigenliebe geworden, dieſem ſchönen Ziele entgegengehen, und Er der Vater des Lichts und der Liebe, will uns erkennen als ſeine Kinder, die aus ihm ſind und zu ihm zurückkehren! Die Liebe zu ihm ſoll alles unheilige Weſen von uns abſtreifen; denn Er der Heilige will, daß wir heilig werden, gleichwie er es iſt!

Doch nicht blos Theilnehmer an der Heiligkeit Gottes bleibt der, welcher in der Liebe bleibt, er bleibt auch in der Theilnahme an der Seligkeit Gottes.

Theilnehmer an der Seligkeit Gottes. — Zwar können wir uns hier auf Erden nicht in einen durchaus ſeligen Zuſtand verſetzen, eben ſo wenig als wir jemals Gott werden, und zu durchaus heiligen Weſen uns erheben können. — Aber der Weg der Annäherung zur Seligkeit Gottes iſt uns mit der Liebe geöffnet, ſo lange wir in ihr beharren. Treue in der Liebe macht uns ſchon in ſo fern unausgeſetzt glücklich in der Zeit, als ſie uns das fortdauernde Bewußtſein der Selbſtzufriedenheit gewährt, die Achtung und Liebe der Gutgeſinnten und Frommen uns ſichert, und bei der Veränderlichkeit menſchlicher Geſinnungen gegen uns den Beifall Gottes erhält, dem wir durch Liebe dienen, und bei dem Wechſel des äußern Glücks uns ſelig macht in Hoffnung. Daher iſt auch dieſer Zuſtand theure Mitchriſten! kein vorübergehender, ſondern ein unter allen Lebenslagen ſtets ſich gleichbleibender. Nicht bald verzagt, bald gefaßt; nicht bald troſtlos, bald gottergeben iſt das Herz deſſen, der Theil nimmt an der Seligkeit Gottes — denn in einem ſolchen ſchwankenden Zuſtande liegt ja gerade jener innere Unfriede, jene unſelige Zerriſſenheit des Unbekehrten, des Menſchen, der Gott noch nicht liebt — ſondern in einer fortdauernden ungetrübten Heiterkeit der Seele, in einem nie geſtörten innern Frieden des Herzens, wie die Kinder ihn haben, die dem Himmel noch halb angehören, offenbart ſich unſere Theilnahme an der Seligkeit Gottes. Blicket auf Jeſus Chriſtus, auf ihn, m. Z., der uns ein Vorbild dieſer Seligkeit gelaſſen hat. Sehet, des Menſchen Sohn hat nicht, wo er ſein Haupt hinlegen könnte — aber ſtörte es den Frieden ſeiner Seele? — Sehet, der Heilige, der Gerechte, der nie eine Sünde gethan und in deſſen Munde nie ein Betrug erfunden, ſtehet da, ergriffen, wie ein Mörder, von rohen Henkersknechten; verhöhnt, verſpottet, geſchlagen und in das Angeſicht geſpieen — aber ſein Angeſicht leuchtet wie eine Sonne — ſehet auf Golgatha's Höhen das Kreuz, an welchem der Heiland blutet — und doch ruft ſelbſt ein Verbrecher ihm zu: Wahrlich du biſt Gottes Sohn! Liebe war um ihn, Liebe über ihm, Liebe in ihm und ſo war er in Gott und Gott in ihm. So treten die Engel zu ihm hernieder und dienen ihm, als er aus Liebe zu Gott jede Verſuchung kräftig von ſich gewieſen; ſo iſt Gott auf allen ſeinen Wegen ihm nahe, wo er aus Liebe die Menſchen belehrt und beſtraft; ſo erweckt ihn Gott aus des Todes Armen, als er aus Liebe zu uns auch des Grabes Nacht nicht ſcheute! Und dieſer Beiſtand Gottes, dieſe Gemeinſchaft mit Gott, dieſer Schutz des Allmächtigen, der Chriſto zu Theil wurde, weil die höchſte Gottesliebe ihn beſeelte, ſoll auch uns, wenn wir wie er in der Liebe bleiben, zu Theil werden. Auch wir ſollen Gottes Nähe, Gottes unmittelbaren Einfluß auf allen unſern Wegen, die Liebe uns führt, wahrnehmen und ſchmecken. Denn in dieſem „Eins ſein mit Gott", wie Chriſtus es war, beſteht ja die Theilnahme an der Seligkeit Gottes, und eben dies Eins ſein mit Gott bewirkt uns jenen innern Frieden, verſchafft uns jenen von allen äußern Schickſalen unabhängigen, glücklichen Zuſtand! Und beſtätigt nicht die ganze Geſchichte dieſe beſeligende Erfahrung? Wer war mit Paulus, was bewirkte dieſen hohen Muth, dieſe innere Freudigkeit, die ihn Ketten und Banden nicht ſcheuen ließ, um das Evangelium zu verkündigen? Was ließ des Stephanus Antlitz wie das eines Engels glänzen, als er unter Steinwürfen ſeinen Geiſt aufgab? Wer war in Luther, wer wirkte durch ihn, als er aus Liebe zu Gott, aus Liebe zur Wahrheit, die Chriſtus zu bezeugen erſchienen war, die Nacht des Aberglaubens zerſtörte, und die Ketten der Finſterniß zerbrach? Wer war mit all' jenen frommen Männern, die ohne eigene Mittel Werke der Liebe gründeten, die ihre Segnungen noch heute verbreiten und von Geſchlecht zu Geſchlecht verbreiten werden? Wer war mit all' den Völkern, die aus Liebe zu Gott in den Kampf zogen, wer führte ſie zum Sieg? Wer iſt in jenen frommen Seelenhirten, die aus Liebe zu Gott keine Entbehrung fühlen, wer giebt ihren Worten Kraft, ihren Bitten Gehör, daß ſie eindringen wie ein ſcharfes Schwert in das Herz der Menſchen? — O wer war mit Euch allen, theure Brüder! wenn Euch irgend etwas gelang, das mit Gott unternommen Euch Ehre, Glück und Zufriedenheit brachte — und welche Seligkeit wird Euch und Eurer Liebe jenſeits beſchieden ſein, wenn Euer Auge bricht, wenn Eure letzte Stunde geſchlagen, und wenn ihr der Erde wiedergebet, was von der Erde genommen war? Denn wiſſet Ihr nicht, daß Glaube, Liebe und Hoffnung bleibt, — aber die Liebe iſt die größte unter ihnen! Darum iſt ſie auch die erſte Bedingung des Segens Gottes in ſeinem ewigen Reiche. — Nach ihr wird er fragen am Tage des Gerichts; ſie wird er zum Maßſtabe des Gerichts, das er dem Sohne übergeben hat, machen — denn nicht ſowohl das, was wir an Kenntniſſen eingeſammelt und äußerlich geleiſtet, ſondern das, was wir aus Liebe gewirkt haben, wird uns zum Empfange der Krone der Gerechtigkeit förderlich ſein — nur die Liebe wird uns einführen in den Kreis der vollendeten Gerechten, die durch Liebe ſelig ſind, und enger uns verbinden mit Gott, der die Liebe iſt, und mit Chriſto!

Und iſt dieſer Lohn der chriſtlichen Liebe zu Gott nicht köſtlicher als Alles, was die Erde ſonſt zu bieten und zu geben vermag? Sollten wir nach dieſem Lohne nicht ringen, um dieſe Palme nicht kämpfen, den Kampf der Liebe nicht kämpfen wollen, der uns größer macht als ob wir zehn Städte gewönnen? Der unſer Herz in einen Tempel des Friedens verwandelt, in dem Gott wohnet? Der uns Freudigkeit giebt, wenn die Welt uns verläßt, Freudigkeit am Tage des Gerichts? Der glückliche Eintracht über alle unſere Verhältniſſe bringt, der uns ſchmecken läßt Gottes Barmherzigkeit, wenn wir ſtrauchelten auf dem Pfade der Tugend? Was wollen wir hiezu noch ſagen, theure Mitchriſten!*) Iſt Gott für uns, wer mag wider uns ſein? Welcher auch ſeines eignen Sohnes nicht hat verſchonet, ſondern hat ihn für uns alle dahin gegeben; wie ſollte er uns mit ihm nicht Alles ſchenken? Wer will die Auserwählten Gottes beſchuldigen? Gott iſt hier, der da gerecht macht. Wer will verdammen? Chriſtus iſt hier, der geſtorben iſt, ja vielmehr, der auch auferwecket iſt, welcher iſt zur rechten Gottes, und vertritt uns. Wer will uns ſcheiden von der Liebe Gottes? Trübſal, oder Angſt, oder Verfolgung, oder Hunger, oder Blöße, oder Fährlichkeit, oder Schwert? Wie geſchrieben ſtehet: Um deinetwillen werden wir getödtet den ganzen Tag, wir ſind geachtet wie Schlachtſchafe. Aber in dem Allen überwinden wir weit, um deswillen, der uns geliebt hat. Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürſtenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Creatur, mag uns ſcheiden von der Liebe Gottes, die in Chriſto Jeſu iſt, unſerm Herrn. Amen.

---

*) Röm. 8. V, 31—39.

F

Johann Heinrich Faber,

wahrſcheinlich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zu Straßburg geboren, war eine Zeitlang kurmainziſcher Hofgerichtsrath und Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften und der Rechte an der Univerſität zu Mainz, ſpäter aber Secretair des kaiſerlichen Geſandten Grafen von Neipperg zu Frankfurt am Main. Er ſtarb 1791 als Privatmann in Mainz.

Von ihm erſchien:

Anfangsgründe der ſchönen Wiſſenſchaften zum Gebrauch akademiſcher Vorleſungen. Mainz, 1767.
Inkle und Yariko. Trauerſpiel. Frankfurt am Main, 1768.
Die Schnitterin, Luſtſpiel nach Favart; Jenneval, Schauſpiel von Mercier; die engliſche Waiſe, Schauſpiel aus dem Franzöſiſchen; Zemire und Azor, Singſpiel aus dem Franzöſiſchen u. ſ. w. u. ſ. w. Seine ſämmtlichen dramatiſchen Ueberſetzungen und Bearbeitungen finden ſich in „Sammlung der komiſchen Operetten, ſo wie ſie von der kurpfälziſchen deutſchen Hofſchauſpielergeſellſchaft unter Direction Marchand's aufgeführt worden. 6 Thle. Frankfurt a. M., 1770—78.
Ueber Gellerts Abſterben. Frankfurt a. M., 1770.
Winterabende. Frankfurt a. M. 1781—85. 3 Thle.
Der Sammler, eine Monatsſchrift. Frankfurt a. M., 1788. 6 Hefte.
Der Illuminat, eine Monatsſchrift. Frankfurt a. M., 1788. 12 Hefte.
Poetiſche und proſaiſche Aufſätze über Aufklärung. Frankfurt a. M., 1789.
Luiſe oder der Sieg weiblicher Tugend. Frankfurt, 1792. 2 Thle.

Seine Vorleſungen über die ſchönen Wiſſenſchaften waren mehr eine fleißige Compilation als ein ſelbſtſtändiges Werk, erwarben ſich jedoch bei ihrem Erſcheinen wegen ihrer Unpartheilichkeit ſowohl wie des in denſelben niedergelegten Reichthums von Kenntniſſen, das Lob der Zeitgenoſſen. Faber's übrige Leiſtungen, beſonders die poetiſchen erhoben ſich nie über die Mittelmäßigkeit und hatten nur ephemeren Werth und Ruf.

Johann Andreas Fabricius

ward im Jahre 1696 zu Dodendorf bei Magdeburg geboren, ſtudirte Theologie und Philologie in Leipzig und habilitirte ſich daſelbſt als Docent. Später wurde er Adjunctus der philoſophiſchen Facultät in Jena und dann Profeſſor am Carolinum und Rector des Catharineum in Braunſchweig. 1753 vertauſchte er dieſe Aemter mit dem Rectorat zu Nordhauſen, wo er am 28. Februar 1769 ſtarb.

Er gab heraus:

Philoſophiſche Oratorie. Leipzig, 1724. N. A. unter dem Titel: Philoſophiſche Redekunſt. Leipzig, 1739.
Vernünftige Grundregeln zum Parentiren. 2. A. Wolfenbüttel, 1739.
Regeln der geiſtlichen Beredſamkeit. Leipzig, 1748.
Wie man ſeinen Verſtand recht gebrauchen ſoll. Weimar, 1758.
Verſuche in der deutſchen Rede-, Dicht- und Sprachkunſt Jena, 1737.
Leichenreden. Wolfenbüttel, 1739.
Allgemeiner Abriß der Hiſtorie der Gelehrſamkeit. Leipzig, 1752—59. 3 Bde.

Ein tüchtiger Schulmann, zeichnete er ſich zu ſeiner Zeit auch als Theoretiker und Literärhiſtoriker aus; ſeine Lehrbücher der Redekunſt haben zwar ihren Werth gänzlich verloren, ſein Abriß der Gelehrtengeſchichte wird dagegen von Sachverſtändigen noch mit Achtung genannt und hat ſich den einmal erworbenen Ruf ſelbſt bis zu unſeren Tagen bewahrt.

Just Friedrich Erdmann Fabricius

ward in den erſten Decennien des 18. Jahrhunderts zu Diesdorf bei Magdeburg geboren, erhielt nach vollendeten Studien eine Lehrerſtelle an der Schule zu Kloſterbergen und wurde dann Prediger zu Alleringersleben und Morsleben, ſpäter zu Neuhaldensleben, wo er 1784 ſtarb.

Von ihm erſchien:

Vermiſchte Gedichte von J. F. E. Fabricius. Halle, 1754. Zweiter Theil. Magdeburg, 1763.
Moraliſches Lehrgedicht über den Frieden. Magdeburg, 1762.

Ein mittelmäßiger didactiſcher Dichter, der ſich in einer für ſeine Zeit ziemlich correcten Schreibart bewegt, und nicht ohne Ernſt und Würde iſt, dem es aber durchaus an eigentlichem Beruf zur Poeſie mangelt, weshalb er auch nur von ſehr Wenigen gekannt und ſelbſt von dieſen ſehr bald wieder vergeſſen wurde.

Johann Daniel Falk

ward im Jahre 1770 in Danzig geboren, wo ſein Vater, ein armer Perrückenmacher, ihn durchaus für denſelben Stand erziehen wollte. Des Knaben Eifer und Wißbegierde, welche ihn ſogar antrieben, ſeinen Eltern zu entlaufen, um ſich den ihm verhaßten Beſchäftigungen zu entziehen, trugen endlich den Sieg davon und es gelang ihm mit Bewilligung ſeiner Verwandten und von Wohlgeſinnten unterſtützt, das akademiſche Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt zu beſuchen, wo er ſich während der ſechs Jahre, die er dort verweilte, durch Fleiß Eifer und hohe Sittlichkeit auf das Ehrenvollſte auszeichnete. Er bezog darauf in ſeinem zwei und zwanzigſten Jahre die Univerſität Halle mit der Abſicht dort Theologie zu ſtudiren, gab jedoch dieſen Beruf bald auf und widmete ſich mit Vorliebe der ſchönen Literatur. Durch einige gelungene ſatyriſche Gedichte war Wieland beſonders aufmerkſam auf den jungen, vielverſprechenden Mann geworden und hatte wiederholt mit großem Lobe über ihn geurtheilt. Falk bildete ſich nun mit Vorliebe zum Satyriker aus, und ließ ſich, da ihm Halle nicht mehr zuſagte, 1798 als Privatmann in Weimar nieder, mit literäriſchen Arbeiten beſchäftigt. Nach der Schlacht von Jena eröffnete ſich ihm hier jedoch eine neue Laufbahn; durch Wieland empfohlen, erhielt er eine Anſtellung bei der franzöſiſchen Behörde, und ſtiftete durch ſeine Vermittelung zwiſchen dieſen und ſeinen Mitbürgern großen Nutzen. In Anerkennung ſeiner derartigen Verdienſte ernannte ihn der Großherzog von Weimar bald nachher zum Legationsrath und ſetzte ihm einen Jahrgehalt aus. Er beſchäftigte ſich nun wieder mit ſchönwiſſenſchaftlichen Leiſtungen, ward jedoch 1813 von Neuem in die Unruhen des Krieges gezogen, und erwies ſich äußerſt hülfreich und thätig, obwohl ihn ſelbſt zu jener Zeit einer der härteſten Schläge traf; er verlor nämlich zu gleicher Zeit vier liebe Kinder, an dem damals herrſchenden Fieber. Dieſes ſchwere Unglück gab jedoch ſeinem neuen Streben eine neue, ſegensvolle Richtung; er faßte den Gedanken auf, ſich der, durch den Krieg verwaiſten und verwilderten Kinder im Weimariſchen anzunehmen und gründete im Verein mit dem noch lebenden, würdigen Oberconſiſtorialrath Horn in Weimar, die Geſellſchaft der Freunde in der Noth deren vorzüglichſter Zweck war, ihre Schützlinge zu tüchtigen, nützlichen Bürgern zu erziehen. Das Gedeihen dieſer Anſtalt erfüllte ihn mit großer Freude, um ſo mehr als er derſelben nicht geringe perſönliche Opfer brachte und es ihm gelang den von den Zöglingen ſelbſt ausgeführten Bau eines Bet- und Schulhauſes, ſo weit gefördert zu ſehen, daß dieſer bei dem Jubelfeſte des Großherzogs Karl Auguſt am 3. September 1825 der Vollendung nahe war. Aber ſeine Geſundheit war durch die vielen Anſtrengungen untergraben; eine ſchmerzliche, auszehrende Krankheit warf ihn im September 1825 auf das Lager und machte ſeinem Leben am 14. Februar 1826 ein Ende.

Seine Schriften ſind:

Die heiligen Gräber zu Kom und die Gebete. Leipzig, 1796. N. A. 1799. 2 Thle. 12.
Taſchenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre. Leipzig, 1797 — 1803. 7 Thle. Tübingen, 1805. 8r Thl.
Prometheus. Dram. Gedicht. Tübingen, 1803.
Neueſte Sammlung kleiner Satiren, Gedichte und Erzählungen. Berlin, 1804.
Amphitruon. Luſtſpiel. Halle, 1804.
Leben, wunderbare Reiſen und Irrfahrten des Johannes von der Oſtſee. Tübingen, 1805.
Elyſium und Tartarus. Zeitſchrift für 1806. Weimar. 4.
Römiſches Theater der Engländer und Franzoſen. Thl. 1. Amſterdam, 1811.
Ozeaniden. Amſterdam, 1812.
Sämmtliche ſatyriſche Werke. Leipzig, 1817. 7 Thle.
Auserleſene Werke, alt und neu (herausgeg. von A. Wagner). Leipzig, 1819. 3 Thle.
Volksſpiegel zu Lehr und Beſſerung. Leipzig, 1826.
Falks Leben, Liebe und Leiden in Gott (herausg. v. A. Wagner). Altenburg, 1817.
Dr. Martin Luther und die Reformation. Leipzig, 1830 (Weimar).
Kleine Abhandlungen, die Poeſie und Kunſt betreffend. Weimar, 1803.
Goethe aus näherem perſönlichen Umgange dargeſtellt. Leipzig, 1832. 12.

Falk erregte, wie das bereits ſchon weiter oben bemerkt wurde, bei ſeinem erſten Auftreten als Schriftſteller große Hoffnungen. Das Feld der eigentlichen Satyre war nie mit rechten Erfolg in Deutſchland angebaut worden, und man glaubte daher ſeinen erſten Leiſtungen zufolge in ihm mit der Zeit einen ausgezeichneten deutſchen Satyriker begrüßen zu können. Wieland hatte ihm durch ſeine empfehlenden Beurtheilungen die Bahn gebrochen und geebnet; Wieland's Stimme galt damals Großes, und die deutſchen Kritiker beſtrebten ſich um die Wette, den jungen Dichter zu loben und zu ermuntern, dem einmal vorgeſteckten Ziele rüſtig entgegen zu ſchreiten. Allerdings beſaß Falk in hohem Grade viele, einem Satyriker nothwendige Eigenſchaften: eine feine Beobachtungsgabe, richtiges Gefühl für das Schickliche, ſchnelle Auffaſſung des Lächerlichen und den Muth daſſelbe der Oeffentlichkeit Preis zu geben, Witz und Laune, eine gebildete kräftige Sprache, reiche Beleſenheit und tiefe Ehrfurcht vor dem Guten und Wahren, aber er vergriff es darin, daß er von der Satyre Profeſſion machen wollte. Er hatte Anfangs mit dem ganzen Reichthum ſeiner Ideen das Werk begonnen, dieſer wurde bald erſchöpft, da der Satyriker ſich in zu engen Kreiſen bewegen muß; es ſollte dennoch immer Neues geſchafft werden, und ſo gerieth F. vom rechten Wege ab, ward trivial und perſönlich, wiederholte ſich und vergriff ſich in der Wahl ſeiner Stoffe, kurz ſchritt zurück anſtatt vorwärts zu ſchreiten und das Anſehen in welchem er bei der Nation als Satyriker geſtanden hatte, ſank eben ſo ſchnell, als daſſelbe früher ſchnell geſtiegen war. Er wandte ſich nun zwar einem anderen und ſegensreicheren Felde zu; ſeine practiſche Wirkſamkeit erndtete jedoch auch hier größeren Lohn als ſeine literäriſchen Leiſtungen, denn eine gewiſſe ſüßliche Breite und Geſchwätzigkeit und eine zu ſehr hervorgehobene Neigung zum Pietismus erwarben ihm die Neigung der Mehrzahl ſeiner Leſer nicht, und ſeine Werke wurden daher bald vergeſſen. — Unter ſeinen Schriften möchten die Helden, die heiligen Gräber zu Kom, Einzelnes aus dem „Prometheus“ und der eigenthümliche Roman „Johannes von der Oſtſee“ eine Art von Autobiographie, beſonders hervorzuheben ſeyn. Im Ganzen fehlte es ihm an wahrer Tiefe; dies iſt auch wohl eigentlich der Grund der ihn hinderte, ſich als Satyriker eine bedeutendere Stellung in ſeinem Vaterlande zu erwerben und zu erhalten. — Als Menſch und Bürger verdient er die ehrenvollſte Anerkennung und das geſammte Großherzogthum Weimar iſt ihm beſonders innigen und bleibenden Dank ſchuldig, denn er hat viel für daſſelbe gethan.

Der Ocean und die Seinen *).

O ihr, deren Rücken die Undankbar'n
Schnell auf furchendem Kiel durchfahren,
Ihr Kinder des alten Ocean,
Hebt leiſe
Die Weiſe,
Welche den Gram mir beſänftiget, an!
Du in verborgener Felſenkrümme
Traurig flüſternde Erdenſtimme,
Quelle, du Bergeinſiedlerinn,
Kleine vertrauliche Plauderinn,
Beginn, Beginn
Du den Geſang unabläſſiger Klage!
Daß des alten Oceanus
Jammer ein Fluß dem andern Fluß,
Eine Quelle der andern ſage,
Wenn ihr auf eurer Wanderſchaft
Euch entweder im fiſchreichen Hage,
Wo im Bache das Reh ſich begafft,
Und vom ſingenden Fiſchergelage
Netzumhangenes Ufer ertönt,
Oder da, wo vom Hammerſchlage
Dumpf wiederhallend das Bergwerk dröhnt,
Und nur träufelnder Tufſtein regnet,
Unter Eiſenſtufen begegnet.

(Stimmen im Wogengeräuſch).

All uns, des Ocean
Zahlreiche Söhne,
Flüchtige Töchter,
Wolkenbewohner,
Felſengeſchlechter:
So viel nur immer
Dem Vater, dem alten
Geliebten, entriſſen
In Strömen, in Flüſſen,
Hin und zurück
Wandern und irren,
Und ihn nicht finden:
All uns zuſammen
Ziehen und binden
Jammer und Sehnſucht
Des gleichen Geſchicks!
Doch, wie uns armen
Quellen, vor allen
Iſt unerbittlicher
Keins zugefallen
Der ausgetheilten Looſe des Glücks!
Kleine tückiſche Erdengeiſter,
— Die oben nennen ſie Brunnenmeiſter —
Die kommen mit Bohrern und Schaufeln zu Hauf,
Und lauern heimlich im Dunkeln uns auf,
Uns abzuſtechen,
Uns abzugraben —
Und wenn ſie uns haſchen,
Und wenn ſie uns haben:
Dann — leb wohl, Vater Ocean!
Wir ſehn dich nicht wieder! Um uns iſt's gethan,
Gefangen ſind deine armen Kinder,
Und kommen nun nimmer und nimmer los.
Im tiefſten, finſterſten Kellergeſchoß.
Da betten ſie uns im Waſſercylinder,
Da müſſen wir dann im Gewölbe von Stein,
Zwiſchen den blechernen Brunnenröhren,
Mit heiſcherm Geräuſch unſer Leben verſchrein,
Wo wir nichts ſehen und nichts hören,
Und nur zuweilen viergebeint
Die garſtige Waſſereidechs' erſcheint.
Hoch über uns ziehn der Mond und die Sterne!
Stille ringsum! Kein Blumenduft!
Kein Bienchen, das ſummt! Kein Guguk, der ruft!
Nur deine klagende Stimm' aus der Ferne,
Vater, dringt immer und immerdar
Zu uns herab in die dumpfe Ciſterne.
So vergeht uns manch trauriges Jahr. —
Auf einmal werden wir ihn gewahr,
Unſern alten Kerkermeiſter,
Ihn, und ſeine dienſtbaren Geiſter.
Weh uns! Daß er nur etwa nicht gar
Uns noch größeres Unheil bereite,
Und zum geräuſchvollen Markt uns leite!
Auf und ab, und quer und krumm,
Führt er im Bauch der Erd' uns herum.
Plötzlich ein Lichtſtrahl aus finſterer Weite!
Und ein Gebrumm!
Ein Geſumm!
Ein verworrnes Getös von Kannen, die klappern,
Von Schwengeln, die knarren, von Mägden, die plappern!
Weh uns! Ein Röhrtrog ſind wir nun!
Schon kommen in Haufen
Die Feinde gelaufen!
O großer ſteinerner Vater Neptun,
Schütz' uns, ſchütz' uns mit deinem Harpun!
Was nur zu thun?
Wohin uns wenden?
Zurück! Zurück!
Die Eimer, die Krüge,
In ihren Händen,
Verrathen zur Gnüge
Uns unſer Geſchick!
Haben nun nimmer
Ruh und Frieden;
Müſſen immer
Kochen und ſieden;
Und früh und ſpät
Am Schüſſelbret
Kochtöpfe,
Suppennäpfe,
Meſſingpfannen,
Kaffeekannen,
Gläſer und Flaſchen
Spülen und waſchen. —
Aber der allerhärteſte Stand
Für uns iſt der bey einem Brand,
Wo jeder Lump von Wagenknechte
Mit ſeiner Spritze der erſte ſeyn möchte.
Gaß' ab, Gaß' auf
Schweppern die alten Sturmgefäße!
Iſt das am Brunn ein Gefahr', ein Gelauf
Um ſo eine alte Feuereſſe,
Als ginge die Welt in Flammen auf!
Feuer!
Feuer!
Aus jeglichem Haus
Fährt ein kalmankener Schlafrock heraus,
Und wird mit von den Patrollen
Fortgeriſſen, er mag wollen,
Oder nicht! Hier geht Gewalt für Recht,
Und hinter ihm ſteht der Feuerknecht.
So fehlt es auch nicht an Dieb'sgeſellen,
Die, als wollten ſie retten, ſich ſtellen:
Aber fragt eben Niemand: wohin?
Huſch mit Bett und Bettgeſtellen,
Und ganzen Körben voll Meſſing und Zinn
In ein verborgenes Quergäßchen hin!
Ding Dang! Ding Dang!
Der Thürmer zerreißt den Glockenſtrang;
Dazu das Gebrumm der Lärmkanonen,
Zwiſchen drein das Geplärr der Matronen:
„Herr ſtraf uns nicht in deinem Zorn!“
Und das gellende Nachtwächterhorn,
Und der Qualm, und die platzenden Fenſterſcheiben:
Nein! das läßt ſich nicht ſo beſchreiben.
Genug! wir ſind es am End' allein,
Welche die Stadt vom Verderben befrei'n!
Doch meint ihr, es ſiele dem Menſchen nur ein,
Uns dieſen Dienſt belohnen zu wollen?
Da irrt ihr! Er ſperrt zum Dank in Caſtr len
Uns, zwiſchen dem eiſernen Dreyfuß, ein.
Aber wir ſpotten ſeiner Feſſel!
Wir löſchen ziſchend die Flammen aus,
Und ſtehlen uns leiſ aus dem Kupferkeſſel
Zum finſterqualmenden Rauchfang hinaus. —

---

*) Aus: Falks „Prometheus.“

Und droben erwarten ſchon mit Frohlocken
Uns unſre Schweſtern von Land und Meer:
Hoch fahren wir Flüchtlinge über den Brocken
Und über's Alpengebirge daher,
Bis, früh oder ſpäter,
Uns alle der Aether
Erbarmend vereint,
Und, Klein und Groß,
Uns all' in den Schooß
Vater Oceans niederweint.

Die Ströme und Wellen.

Vater Ocean, woll' es den Quellen,
Unſern geliebteſten Schweſtern, doch ſagen,
Daß ſie nicht alſo in Jammer verzagen,
Sondern lieber, ſtillend ihr Klagen,
Sich in Ruhe zu uns geſellen!
Denn auch wir, deine Kinder, haben
Viel Leid's unverſchuldet
Vom Menſchen erduldet.
Da thürmt er Quader,
Zu Pfeilerbrücken,
Auf unſern Rücken;
Zieht Dämm' und Graben!
Baut Marmorſchleußen;
Und fiſcht, mit Reuſen
Und Angelruthen,
Die Silbergeſchwader
Aus unſern Fluthen.
Gar Mühlenräder
Müſſen wir treiben,
Und ihm entweder
Das Korn zerreiben,
Womit die Polacken
Kommeggen und Schmacken
Im Frühling bepacken:
Oder in Säcken,
Und auf Schebecken,
Ihm Kaffee und Kocco,
Von Fetz und Marocco,
Bis zu den Batſchkiren,
Landeinwärts verführen;
Wozu wir nichts ſagten,
Wenn nur nicht ſo oft uns
Die Zollämter plagten,
Und ganz unverhofft uns
Den Durchgang verſagten.
Da ziehen ſie mächtige Schlagbäume vor,
Und ſtellen, in einen blauen Rock'lor
Tief eingewickelt, denn irgend ſo eine
Galgenphyſiognomie davor,
Um am Ufer auf und ab zu ſpatzieren,
Und was an Waaren paſſirt, zu plombiren.
Kein Koffer, in den er die Naſe nicht ſteckt;
Keine Kiſte, worauf er ſein Siegel nicht kleckt!
Und jeglichem übermüthigen Tadler,
Den etwa ſtrafbarer Fürwitz neckt,
Daß er zu vorlaut hier wird, dem reckt
Ein großer, furchtbarer Doppeladler,
Mit einem „Von Gottes Gnaden, Wir Paul
Der Erſte" — „Wir Friedrich Wilhelm der Zweyte"
Et caetera, an der Thorwegſeite,
Die Krallen entgegen, und ſtopft ihm das Maul.
Doch nach geendeter Schiffahrt Tagen,
Und hat nur der Winter die Quellen mit Eis
Erſt bepanzert, und gläſerne Brücken geſchlagen,
Daß in der Wogen flüchtigem Gleis,
Wo ſonſt nur ruhige Kiele gleiten,
Nun Frachtfuhren ſchellen und Jagdſchlitten läuten;
Wann ſpiegelnd die Rhede den Seefahrer hält
Fern von der Heimath trautem Gebiete,
Und krachender Froſt die Fenſter zerſchellt
An der rothbemahlten Schiffercajüte:
Dann nahen ſich uns, zu Rächern beſtellt,
Die Thauwinde. — Muthige Feuerwerker
Zerſprengen unſern kryſtallnen Kerker
Mit Bomben: — ha, wie er nun donnert und bellt
Der entfeſſelte Strom! Hoch angeſchwellt
Hebt er aus ſeinen Pfählen das Blockwerk;
Hier trägt er Hütten mit Ufer und Strauch,
Mit blöckendem Vieh, und ſteigendem Rauch,
Und ſchreyenden Menſchen im oberſten Stockwerk,
In brüllender, wüſter Verwirrung: und dort
Den Fährmann, zuſammt ſeiner Fähre fort. —
Gebirge verſinken in ſchlagenden Wellen;
Weit umher
Ein trümmerbedecktes, unendliches Meer;
Im Wipfel des Ahorns wohnen Forellen;
Mit röthelnden Augen durchblickt der Stör
Die Zweige zerſtreuter Ulmen und Erlen:
Wo Hänflinge hüpften, gleiten nun Schmerlen;
Das flüchtige Reh, das dem Jagdſpieß entrann,
Erklettert zackige Tannenäſte,
Und gafft von oben die neuen Gäſte
Des Waldes voller Verwunderung an;
Die Seemew' und der verſchwindende Täucher
Durchſtreichen die Lucken geſunkener Speicher;
Das Waſſerhuhn niſtelt am Scheunenthor,
Und Tauben beherbergt des Teichſchilfs Rohr. —
Und dennoch darf noch die Rache nicht raſten:
Schon reißen die Anker der Rhede vom Stoß
Zuſammengebirgter Schollen ſich los.
Und ganze Wälder gebrochener Maſten
Treiben dem offenen Meere zu.

Der Ocean.

Tag der Wiedervergeltung du,
Willkommen, willkommen vom Mittag ihr Stürme!
Ihr führt mit rothem Geſicht ihn herbey,
Den Rächer! Was will dieß ſo emſig um Spreu
Durch einander kribbelnde Erdgewürme,
Das jetzt in den Abgrund ſich wühlt, und jetzt,
Um einiger Silberſtangen willen,
Zwiſchen meinen Charybden und Scyllen
Und ſich ein ſchöpfendes Bret nur ſetzt;
Das bald, in verſinkenden Täucherglocken,
Nach Perlen meine Tiefen durchfiſcht;
Bald, mit der Begeiſterung wildem Frohlocken,
Die Todeslooſe des Seegefecht's miſcht,
Bis, ob der Leichen Anblick erſchrocken,
Ihr Ufer, das ſie ſo lange benäßt,
Die flüchtige, klagende Welle verläßt.

Die Wellen.

Alſo flohen wir traurig Mycale.
Und das meerumgürtete ſchöne Milet!
Kaum daß noch Rohrkolb' und Muſchelſchale
Ihre Stätte dem Wand'rer verräth!
Wo bey geräuſchvoller Waffen Signale
Manch perſiſches Ruderſchiff unterging:
Da hüpft nun, im ſcheidenden Abendſtrahle,
Auf blühender Diſtel manch lockender Fink.

Der Ocean

Willkommen, willkommen zum zweyten Male,
Die ihr vernahmt meiner Rache Schwur,
Eilbothen der alten Mutter Natur,
Die ihr die Luft, ohne Compaß und Charte,
Mit ſchreyender Zugvögel Eil, durchreiſt,
Und die Straße verirrten Krannichen weiſ't,
Ihr Kinder des Aeolus, die ich erwarte,
Willkommen! — Ein unſichtbarer Geiſt,
Der ſauſend das Tauwerk, wie Fäden zerreißt,
Die Anker, wie Glas, an Klippen zerſchmeißt,
Fährt daher,
Ueber Land und Meer. —
Herbey, herbey nun zum Todtenmahl,
Kommt allzumahl,
Grauſchuppigt', amphybiſche Ungeheuer
Des fiſchreichen Abgrund's, mit Floßfedern ihr,
Und ihr mit Springbrunnen, oben zur Zier
Des Hauptes eröffnet: ſo viel nur euer,
Dem Harpunier
In Grönland entronnen,
An Küſten ſich ſonnen,
Oder im kühlenden Meergras ſchlummern,
Ihr Robben, ihr Krokodill' und ihr Hummern,
Du Schwertfiſch, und du gefräßiger Hay,
Herbey, herbey! — —
Sie haben's vernommen;
Sie kommen
Geſchwommen;
Sie jappen;
Sie ſchnappen
Nach ihnen; zerlegen

Mit Schwertern, mit Sägen
Die Hände, die Leiber,
Die Aerme der Räuber. —
Und nach geendigtem Todtenſchmaus:
Da pflaſtr' ich, mit ihren von Sonnenſcheine
Und Winde gebleichten Schädeln, mir meine
Geräumigen Vorrathskammern aus.

Cerberus und ſeine drei Köpfe *).

Cerberus. Erſter Kopf, Dogmatismus.

Ich bin der Dogmatismus genannt,
Gar gräulich befeindet vom alten Kant;
Es möchte kein Hund ſo länger leben:
Drum bin ich dem Scepticismus ergeben,
Ob mir vielleicht, durch ſeinen Mund,
Kein neu Geheimniß würde kund;
Allein es geht mir nur toller von Hume,
Und immer toller im Kopf herum;
Denn wer die Ding' an ſich nicht erkennt:
Der Kopf ob jedem Vorfall brennt:
Da ſitzt wohl Einer und ſpeiſt jetzunder,
Und meint, er verzehre Fleiſch und Gemüs'
Vom ſelbſt bezahlten Silberſervize;
Doch ſchluckt er nur eigne Ideen herunter:
Ihm iſt, wenn Gockelhähne ſingen,
Als hört' er eine Glock' erklingen;
Und wenn er ein Stück Zwiebel aß,
Als läs' er in Klopſtocks Meſſias was;
Der Oberon ſchmeckt ihm wie Koriander:
So geh'n die Ding' ihm untereinander;
Es ſind ihm alle fünf Sinne verdächtig:
Ob weiß die Kerz' ihm brennt? ob nächtig?
Ob ſchwarz das Eiſen? ob grün der Klee?
Ob flüſſig das Waſſer? ob weiß der Schnee?
Er könnt' und könnt' es nicht ergründen,
Und wollt' er tauſend Kerzen anzünden.
Und wie auch ſollt' es anders ſeyn,
Da kein Stück Glocke, kein Stück Schein
Von außen kömmt in ihn hinein?
Da alles Idee nur iſt im Kopf,
Rein abgezogen vom Kirchthurmknopf,
Rein abgezogen an ſich vom Dinge,
Was draußen erſchein' auch, oder erklinge.
O goldne Popularphiloſophie,
Dein's Gleichen ſah ich auf Erden nie!
O edler Consensus Gentium,
Wo biſt du hingewandert, durch Hume?
War kein Stück Fleiſch doch, kein Stück Brot,
Woraus man ſonſt nicht ſchmeckte Gott;
Kein Trank, woraus man früh und ſpät
Erweiſen des Höchſten Ehr' nicht thät:
Gelärmt, getobt, gezankt und geraſet:
Was hilft's? Excessit, erumpit, evasit,
Was lehrten Katheder, mit großem Fleiß,
Der phyſicotheolog'ſche Beweis!
Wenn A nicht wär', und wenn B nicht wär':
Wär C und wär' E auch nimmermehr:
Dergleichen Beweiſ' und gelehrte Brocken
Sind gut nun, den Hund vom Ofen zu locken!
O gebt an den Erkenntnißplatz
Mir einen tücht'gen Erfahrungsſatz:
Wit Gold bezahlt' ich euch ſo ein Dictum,
Wie zum Beiſpiel: „Cacatum non est pictum;"
Wodurch man „quod duo eadem
Non dantur" im Kopf hat, ohne Syſtem. —
Weiß jedes Weib, das wäſcht am Faß,
Doch, „waſch mir den Pelz, und mach ihn nicht naß!"
Sie kennt's, und ſchiert ſich wenig drum,
's Principium Indiscernibilium.
„Wo kein Geld, keine Muſikanten,"
Das wiſſen, wie Strumpfwirker, ſo Fabrikanten,
Und tragen in ihrem Kopf ſo gratis
's ganze Principium causalitatis.
Mir — ſetzt ſich eine Flieg' auf die Nas',
Und frag' ich wißbegierig: was
Von ihrem Setzen die Urſach ſey?
Erwiedern ſogleich ſie, mit großem Geſchrey
So wie der Kopf die Nas' geſetzt:
So ſetz' die Nas' die Fliege jetzt;
Sey jedes ein Individuum;
So ſetz' der Bär der Biene Geſumm;
Der Wolf das Lamm; der Jäger die Sau;
Das Weib das Kind und der Mann die Frau:
So läugnen ſie mir den Sensus communis:
Da ſchlage drein doch der Dey zu Tunis!
Oft kömmt's, zu Tripeln und zu Quadrupeln,
Mir aufgeſtiegen im Kopf von Scrupeln:
Da iſt mir die Henn' ein Gerſtenkorn;
Weiß weder, was hinten iſt, noch, was vorn;
Kann weder von Kopf, noch Schwanz, noch beiden
Dupliken-Köpfen mich hier unterſcheiden! —
Zuweilen wohl bringt es mir Behagen,
Mich zum Eklekticismus zu ſchlagen:
Ich nehm' zwey Köpf' — drey Ohren an —
Eine Schnauze — was man glauben kann:
So was nur gehen mag, und beſtehen,
Und was auch Weltleut' eingeſehen;
Z. B. Marcus Cicero:
Allein da nennen ſie mich einen Badaud;
Das wurmt mir denn gewaltig im Kopf:
Ich krieg' mich ſelber ergrimmt bey'm Schopf:
Was, du 'n Badaud? du 'n Maulaff' nur?
So ein Pipi, pour faire l'amour?
So 'ne „Petite Menotte, sautez encor!"
Zur Meß' und vor'm Jahrmarktsthor?
So wollt' ich, es ſchlüge mir Einer jetzunder
Die andern beiden Köpf' herunter.
Glatt weg vom Rumpf: ſo krirgt ich mit dem
Doch Einheit in meinem Denkſyſtem!
Denn mit drey Köpfen ich ſagen kann,
Wie ſchwer Ein'm kömmt das Denken an.
(heult)

2. Kopf, Spinozismus.

Was heulſt du, Memme, Ahi! Ahi!
Nun trifft dich, was du verwirkt am Genie!
In deiner hölliſchen Camera
Obscura da unten, wo niemand dich ſah;
In Plutos altem Hundehaus',
Wo Flöh' du brüteſt zu Tauſenden aus:
Da war'ſt doch niemals zu bellen müſſig;
War keiner von uns, wie du, ſo biſſig;
Verführteſt ein ſo verwünſcht Gebell,
Daß es herauf vom Cocytus hell
Erſcholl, bis zum Ufer der Spree und der Oder
Willt'n Rachen halten, Canaill'? oder
Ich ſchlag' dir die Zähn' ein — kuſch!

3. Kopf, Idealismus.

(der den 2ten vertraulich auf die Seite nimmt)
Jacob!

2. Kopf, Spinozismus

Was beliebt?

3. Kopf, Idealismus.

Mach's auch nicht allzugrob!
Denn iſt's der Philoſophen auch Keiner:
Iſt's ſtets ein Hund doch, wie Unſereiner.
(laut)
Ich, Dogmatismus, an deinem Platz,
Erwählte mir einen Glaubensſatz:
Mit einem tücht'gen Poſtulat
Ein Fundament das Wiſſen hat.

1. Kopf, Dogmatismus.

Da liegt ja eben der Haſ' im Pfeffer:
Hol' euch der Henker, ihr Aeffer und Kläffer!
Vermaledeyt, ihr kritiſchen Hunde!
Legt da mir Poſtulate zum Grunde!
Schneid' einer aus ſolchem Rohr mir Pfeifen!
Ich will ja nicht glauben: ich will begreifen.
Z. B. ſag' mir einer ein Mal:
Iſt Eins eine Zahl, und Drei eine Zahl:
Wie meine drey Köpf' hier Eins ſeyn können?
Das will ich nicht glauben; das will ich erkennen.

2. Kopf, Spinozismus.

Wie iſt es möglich, armer Tropf,
So wenig wurmt dir ſchon im Kopf?
Daß Eins zugleich auch Drei ſein kann,
Das Bischen Glauben ficht dich an?

---

*) Aus Falk's „Prometheus."

Im Gegentheil, was mich verwundert,
Iſt, daß es nicht Tauſend iſt, und nicht Hundert!
Du biſt, vom Kopfe bis zur Pfot',
Bey Licht beſehn, ja nichts als Gott:
So wirkt des mächt'gen Donners Knall
Im Baß, Diſcant und im Conzertſaal,
Gleich wie in deines Leib's Canal;
Ein Theil derſelben Weltſubſtanz
Webt Mücken- und Planetentanz;
Doch du, Modification,
Erkennſt gar wenig nur davon:
Biſt zum Kryſtall jetzt angeſchoſſen;
Mußt jetzt, als Stier, mit Hörnern ſtoßen;
Und bellſt ein ander Mal, am Kahn
Von Charon, unten die Seelen an:
So wirkſt, dir ſelber unbewußt,
Zu Freud' und Leid du — was du mußt:
Was heut' an's ſchwarze Bret ſchlägt Theſen:
Frißt morgen Menſchen im Irokeſen;
Was ſingt Bardalen im Klopſtock kühn:
Schreibt morgen: „Er und über Ihn."
Du meinſt, das, was du thuſt, biſt du?
Narr, du ſtehſt hinten nur, und ſiehſt zu:
Ein andrer ſchrieb die Meſſiade,
Und commentirt im Profeſſor Schade:
Was hinter'm Stuhl das Zuſehn hat,
Iſt, was ihr Klopſtock nennt und Schad'.

3. Kopf, Idealismus.

Du wirſt ſo hohe Siebenſachen
Noch lang' ihm nicht begreiflich machen:
Specifiſches Gewicht und Laſt
Iſt, was ein Kopf, wie der, nur faßt;
Es muß ihm alles ſeyn gar klar,
Verwandelt in klingende Münze gar;
Deß will ich nächſtens ihn überführen,
Ihn aus ſich ſelbſt ihm conſtruiren,
Damit er aus ſeinem Ich ermißt,
Was für ein armer Tropf er iſt.

2. Kopf, Spinozismus.

Thu' das! Verdienſt 'n Gotteslohn!
Nun weiter in unſerer Concluſion!

1. Kopf, Dogmatismus.

Mit euerm verwünſchten Raiſonnement!
Sagt mir nur, währt das Ding noch lang'?

3. Kopf, Idealismus.

Und immer gründlich, und immer ſchön,
Und niemals wird's zu Ende gehn!

1. Kopf, Dogmatismus.

O weh mir, wie meine drey Köpf' mir ſchwindeln,
Wie's drinn mir 'rumgeht, wie hundert Spindeln!

2. Kopf, Spinozismus.

Da iſt kein Rath, als mußt dich ganz
Vergeſſen in ew'ger Weltſubſtanz;
Dein armes Ich, wie die Perſon,
In Gott — die Modification.

3. Kopf, Idealismus.

Halt ein! Was räthſt du ihm vermeſſen,
Sein Ich im Nicht-Ich zu vergeſſen?
Nein! halten muß er jenes feſt;
Dann aus ſich ſelbſt erſchaffen den Reſt:
Denn ſo hab' ich es angefangen,
Um zum Bewußtſeyn zu gelangen.

2. Kopf, Spinozismus.

Haſt ſo der Dinge Lauf verkehrt?

3. Kopf, Idealismus.

Nicht im geringſten, Brüder, hört!
Sechs Tauſend Jahre ſind's, daß ich, mit Menſch und Affen,
Mit Thier und Pflanzen, dieſe Welt erſchaffen.
Wenn ich die Wahrheit rein geſtehen ſoll,
Beſinn' ich deß mich zwar nicht allzuwohl;
Doch hat es damit ſeine Richtigkeit,
Und der Beweis iſt eben, daß ihr ſeyd: —
Wer ſonſt, als Ich auch, hätt' euch ſetzen können?
Ich nur iſt Ich, und ſchaffen heißt erkennen! —
So hab' ich unten, in der alten Nacht,
Aeonen nun bereits gedacht — gedacht!
Was hab' ich nicht gemacht? was werd' ich nicht noch machen? —
Der Höllenfluß — Mercur — die Todten — Charons Nachen —
Auch die zwey Köpfe da auf euerm Rumpf
Sind gleichfalls meines Denkſyſtems Triumph;
Denn dieß nur iſt die Mutter aller Dinge:
Ich war's, der dem Saturn einſt ſeine Ringe,
Der zu dem Monde ſeine Strahlen wog;
Und was am Acheron vorüberzog,
Der Schatten Ciceros — und Alexander,
Und Scipio: ich ſchuf ſie alle mit einander;
Nur ſann ich mir ein ſchlechtes Schickſal aus:
Denn ich erwählte mir des Pluto Hundehaus.

2. Kopf, Spinozismus.

Das war nicht wohlgethan, wie ich bemerke,
Vom Herrn und Meiſter der ſechs Tagewerke;
Der's „werde Licht!" am erſten Tage ſprach:
Kriecht ein am ſechſten unter's Hundedach!
Pfui! Cerberus, das war brutal gehandelt;

3. Kopf, Idealismus.

Was hilft's? Die Laun' iſt mir nun ein Mal angewandelt:
So iſt's, mein Freund, das Nicht-Ich iſt bedingt:
Im Ich nur rein die Schöpfungskraft erklingt.

2. Kopf, Spinozismus.

Dir ſcheint, wie Schaffen, Denken eins zu ſeyn,
Und doch iſt jen's nur Wahrheit; dieſes Schein:
Ein Spiel mit Formen, die kein Seyn erreichten.
Sonſt nichts iſt des Gedankens Wetterleuchten.

3. Kopf, Idealismus.

Du irrſt. Es deckt, ein Blitz, der Schöpfung Abgrund auf:
Materie iſt nichts, als Schutt und Hauf',
Umnebelnd Licht und ew'ge Himmelsgluth:
Geſättigt kehrt nur, wer in Gott geruht.

2. Kopf, Spinozismus.

So wagſt du's, die Natur mir abzuläugnen?

3. Kopf, Idealismus.

Und du, mein eignes Ich dir anzueignen?

2. Kopf, Spinozismus.

Nein, im Bewußtſeyn, ewig ungetrennt,
Iſt, wie des Ichs, des Nicht-Ichs Element.

3. Kopf, Idealismus.
(trotzig)

Ich trenn's!

2. Kopf, Spinozismus.

Wie wirſt du dieß bewirken können?

3. Kopf, Idealismus.

Ich ſetz' es.

2. Kopf, Spinozismus.

Gut! das heißt: du willſt es trennen:
Dieſelbe Freyheit wirſt du mir vergönnen!
So ſetz' ich auch, und ſetze die — Natur.

3. Kopf, Idealismus.

Der Mißverſtand liegt hier in Worten nur:
Zum Beiſpiel, ſiehſt du jenen Floh?

1. Kopf, Dogmatismus.
(hitzig)

Ein Floh? wo iſt die Beſtie? Sagt mir! Wo!
Nur gleich gegriffen, gleich gefaßt!
Denn ich crepir' vor Flöhen faſt.

2. Kopf, Spinozismus.

So geſchwinde kömmſt du nicht davon:
Hör aus erſt die Demonſtration!

Der Flohſtich verurſacht dir ein Jücken,
Und ein Geluſten dem Nagel zum Knicken:
Nun iſt die Frag' hier die: gebt Acht!
Ob der Nagel den Floh, oder der Floh den Nagel macht?

3. Kopf, Idealismus.

Ich ſag', es macht den Nagel der Floh.

2. Kopf, Spinozismus.

Ich aber läugne, daß dieſem ſo;
Denn da der Nagel den Floh zerknickt:
So wär' ihm ſein Machwerk ſchlecht geglückt.

3. Kopf, Idealismus.

Das thut im Grunde hier nichts zur Sache;
Geſetzt, daß der Floh den Nagel auch mache:
Iſt immer doch es nur ein Gott,
Im Floh, ſo wie in der Hundepfot':
Bey dir erſchlägt den Vater der Sohn:
Bey mir den Sohn der Vater im Floh'n.

2. Kopf, Spinozismus.

Haſt Recht! 's iſt eitel Modification,
Von Floh'n zu Gott, und von Gott zu'n Floh'n.

1. Kopf, Dogmatismus.

Ich will des Henkers ſeyn, wenn ich's verſtänd':
Macht's mit dem Raiſonniren ein End',
Und gebt mir den Floh, ſonſt ſchrey' ich Zeter:
Der Fleck vom Flohſtich wird ſtets röther,
Indeß ihr demonſtrirt ihn zum Gott:
Schlagt ihn todt, ſchlagt ihn todt, ſchlagt ihn todt!

3. Kopf, Idealismus.

Seh eins den ungeſchlachten Geſellen,
Wie ungeberdig er ſich mag ſtellen!
O du brutalſter Cerberus!
Da hat er ihn richtig erwiſcht bey'm Fuß,
Und jetzo iſt es ihm damit geglückt,
Daß er mit dem Nagel zu todt ihn geknickt.

1. Kopf, Dogmatismus.

Nun grübelt nur fort! Er hat den Reſt,
Und das iſt bey der Sache das Beſt'.

3. Kopf, Idealismus.

Wie ſchwer die Schöpfung war einſt zu vollbringen,
Wie mit Materie ſie zwanz den Geiſt zu ringen:
Das ſtellt ſich dir nun, hell und klar,
An dieſem neuen Beyſpiel dar,
Geliebteſter, zweyköpfiger Gefährte;
Von Jenem thu' ich nicht, ob er zu uns gehörte,
Und wird er weiter nicht von uns geſetzt:
So hört ſein Daſeyn auf wohl gar zuletzt.

2. Kopf, Spinozismus.

So wohl gegrübelt, wohlgeſpeculirt,
Hat uns der Zweifel eines Weg's geführt.

3. Kopf, Idealismus.

So wohlgethan, ſo oft und viel bedacht,
Hab' ich die Welt, wie dich die Welt gemacht;
Wie du verkörpert Geiſt zum Material:
Hat Stoff verklärt zu Geiſt mein Ideal;
Wie du Product dir biſt, mit Mond und Sonnen;
Sind aus Ideen ſie bei mir geronnen;
Dir, Freund, iſt jede Schildkröt' Gott,
Ein Stück Materie, wie die zehn Gebot',
Und die Gedanken weiß tingirt und roth:
Eins iſt dir Schiffspatron und Takelage;
Koch, Suppenlöffel, Gaſtwirth und Potage;
Idee, was Tiſchtuch und was Teller mir vertritt!
Idee, worauf, ſtatt Pferd, der Reiter ritt;
Idee, ſtatt Haber, frißt's im Stall mir profitabel;
Idee, woraus erbaut einſt ward der Thurm zu Babel;
Idee, was führt Aegyptens Volk heraus;
Idee, die Zaubrer Pharos und — die Laus;
Idee, was Nicht-Ich ſetzt und Weltſubſtanz:
Wie du ein Theil von Gott, bin ich es ganz:
So laß' ich kühn den Sturm der Schöpfung toben,
Und ſchwebe mit lebend'gen Winden droben;
Und wenn das Lebensſchifflein mürb' zerfällt,
Bau' ich aus Geiſt mir eine neue Welt.

2. Kopf, Spinozismus.

Ich denke, wir ſind ziemlich einig.

3. Kopf, Idealismus.

So gehen wir zuſammen, mein' ich.

2. Kopf, Spinozismus.

Hier iſt ein Scheideweg am Sphinx.

1. Kopf, Dogmatismus.

Ich gehe rechts.

3. Kopf, Idealismus.

Und ich geh' links.

1. Kopf, Dogmatismus.

So werden wir uns wohl müſſen trennen!
Eu'r Diener! Will alles Gut's euch gönnen:
Lebt wohl, ihr Herren!

2. Kopf, Spinozismus.
(kalt)
Servitör!

1. Kopf, Dogmatismus.
(wehmüthig)
Wir ſehn uns ſchwerlich auf Erden mehr.

2. Kopf, Spinozismus.

Ey nun, wer weiß auch; wie's noch kömmt!

1. Kopf, Dogmatismus.

Weiß nicht, was mir das Herz ſo beklemmt:
Geh', lieber Spinozismus, mit mir,

2. Kopf, Spinozismus.

Mag gar nicht weiter verkehren mit dir:
Haſt deinen Vater im Floh'n erſchlagen:
Dein Umgang bringt mir wenig Behagen.

1. Kopf, Dogmatismus.

So komm du mit, lieber Idealism!

3. Kopf, Idealismus.

Nein, allererbärmlichſter Dogmatism!
Mit dieſem in Zukunft zuſammen hier treibt
Mich Einheit im Denkſyſtem!

1. Kopf, Dogmatismus.

Was bleibt
Mir mit meinem Kopf denn übrig, ihr Denker?

3. Kopf, Idealismus.

Der Zweifel!

1. Kopf, Dogmatismus.
So geht denn, und hol' euch der Henker!
(will fort, kann aber nicht)
Was hältſt du, ſpinoziſtiſches Thier,
Mir meine Vorderfüße hier?
Und du, muß dich der Henker plagen,
Mir rein den Vortritt zu verſagen?
Du, Idealismus, geh' doch gerad!
Und du, Spinozismus, halt dich ſedat!
Was zerrt ihr, als ob ein Krebs ich wär',
Mich lang und breit und kreuz und quer?

3. Kopf, Idealismus.

Wir gehen Beid', um Glauben zu finden:
Willſt du nicht mit, ſo bleib dahinten!

1. Kopf, Dogmatismus.

Hört, ſag' ich, auf mit ſolchen Practiken!

Aphorismen*).

I.

Wie zur Zeit der Königin Eliſabeth liegt eine große Erſchütterung hinter uns, die alle Geiſter bedeutend aufregt. Was dem Engländer die Reformation war, iſt dem Deutſchen die franzöſiſche Staatsumwälzung. Nahliegende Völker theilen faſt jedesmal das Heilbringende einer ſolchen Criſis, mehr noch, als die Nation, welche ſie eigentlich unmittelbar trifft. Das Erdbeben, das an Ort und Stelle Städt' und Länder verſchüttet, löſt ſich, funfzig Meilen von dort, in einen befruchtenden Regen auf. —

II.

Eine finſtre, ſcholaſtiſche Philoſophie gibt ſich alle nur erſinnliche Mühe dem Licht der Vernunft einen Deckel aufzuſetzen; dieſe Klage hört man jetzt von allen Seiten, und Niemand freut ſich darüber, daß nun endlich der Augenblick gekommen iſt, wo die alte Schwiegermutter Weisheit, wie ſie Göthe nennt, dem jungen muthwilligen Kinde ihre finſtre, durch Jahrtauſende behauptete Herrſchaft abtritt.

III.

Nur dem ruhig beſonnenen Verſtande blieb es vorbehalten, von Jahrhundert zu Jahrhundert eine furchtbare Herrſchaft über das Menſchengeſchlecht auszuüben. Und was iſt das Zeitalter der Schönheit? Gewiß weder das der Phantasmen, noch das des Imaginatismus. Vielleicht iſt die Phantaſie ſelbſt nichts anders als divinirender Verſtand: denn ob ſie gleich nicht mißt, wägt und zählt, ſo erahndet ſie doch alles in den richtigſten und gemeſſenſten Verhältniſſen. Hieraus läßt ſich begreifen, wie oft ſelbſt in der Kunſt bloße Verſtandsproducte dazu dienen, eigentliche Genieproducte, deren Gehalt freylich nicht bloß in Linien auseinandergeſetzt werden kann, auf das trefflichſte vorzubereiten.

IV.

Die Menge claſſiſcher Ueberſetzungen, aus alten Sprachen ſowohl wie aus neuen, nimmt, wie zu ShakeſpearsZeiten, immermehr überhand, und bereitet dem Geſchmack der Deutſchen eine neue Morgenröthe vor. Damit aber dieſe in ihren Wirkungen uns noch erfreulicher beleuchte, als wie zu Meiſter Williams Zeiten, und nicht etwa dem neunzehnten Jahrhundert, ſtatt des erhofften Goldes, der Roſt des ſechzehnten zurückkehre, müſſen wir, zwar mit würdiger Benutzung alles vorhergehenden, aber dennoch mit ſtandhafter Verläugnung aller Ueberreſte eines trübſeligen Gothenthums, das ſich immer wieder und wieder in unſerer ſchon verbildeten Natur meldet, uns feſt an die ewigen Urbilder der Griechen und an die Natur halten, und jedes Hinderniß muthig aus dem Wege räumen, das uns zu ihnen den Zugang verſchließt. Dieſe Mauer von Antitheſen, Wortſpielen und Conceſſis, die ſich uns in den Werkſtätten einiger neuen talentvollen Künſtler wieder aufzubauen droht, müſſen wir unerſchrocken niederreißen, und da Gott die Sprache der Arbeiter ſo ſchon verwirrt hat, uns nur angelegen ſeyn laſſen, daß die unſre immer deutlicher wird.

V.

Wär es nicht ein beklagenswerthes Ereigniß, wenn eben jetzt, da die Poeſie im Begriff ſteht, ihre *ſinnlich ſchöne*, wahrhaft claſſiſche Herrſchaft über die Herzen wieder anzutreten, es einer Handvoll Phantaſten und Imaginanten gelingen ſollte, ſie uns wieder in die luftleeren Regionen des Abſtrakten und Weſenloſen hinüber zu ſpielen?

VI.

Es wurde irgendwo, bey Gelegenheit des Bardale von Klopſtock bemerkt, daß ſchwerlich wohl ein Künſtler, wie Göthe, ſich eine ſo arge Verzeichnung, wie die iſt, welche die Einmiſchung einer rauhen, nordiſchen Mythologie in dem naiven Charakter des Ganzen hervorbringt, erlaubt haben würde. Und in der That fällt es nicht nur auf, daß die liebliche Sängerin ſo genau von Monat und Datum weiß: ſondern noch mehr, wie ſie zu Walhall und Iduns goldner Schaale kömmt. Offenbar ſpricht hier der Dichter, der den Charakter eines Dinges, ſeiner eigenen Individualität zu Liebe, zerſtört, und demſelben eine ihm weniger angemeſſene aufdringt.

VII.

Ein andrer geſchmackvoller Kunſtrichter meinte, der Dichter brauche eben nicht eine genaue Kenntniß der Individualitäten: dieſe werde ihm durch eine Art von Intuition zu Theil. — Um Verzeihung! Selbſt dem glücklichſten Genie erläßt die Natur nicht den Fleiß der Beobachtung. So reich ſein Innres res ausgeſtattet ſeyn mag — um Fiſcher, Seeleute, Bauern aus ihrer Individualität heraus ſprechen zu laſſen, müßte er ſie nicht bloß in ſeiner Bruſt, ſondern in der Wirklichkeit behorchen und ihnen jene naiven Wendungen ablauſchen, die uns in der verſchönten Darſtellung entzücken. Verſteht ſich, daß das Genie alle dieſe Züge bloß plaſtiſch und wie in eine organiſche Werkſtätte aufnimmt; denn eine mühſame Moſaik iſt noch lange keine poetiſche Schöpfung.

VIII.

Homer und Klopſtock ſind beyde idealiſch: aber die Idealität des letzten gränzt an das Abſtracte, dagegen der Idealität des erſten, auch in ihrem kühnſten Fluge, ſtets ein ſinnlich ſchönes Leben zur Grundbaſis dient.

IX.

Jeder Zuſtand, wo uns unſre Vorſtellungen beynahe zu Dingen werden, iſt dichteriſch. Daher haben auch die unpoetiſchſten Menſchen oft Träume, die echte Poeſie ſind; denn das Land der Träume liegt dicht an dem Lande der Poeſie und der Kindheit. Wer mich wachend in dieſen Zuſtand verſetzt, der hat ein dichteriſches Talent. Wenn im Homer zwiſchen dem Einherſchreiten eines Hexameters und einer Armee beynahe kein Unterſchied iſt; wenn die Beſchreibung des Felſen von Dover im Shakeſpear, alle Gegenſtände um mich herum in Schwanken und mir einen wirklichen Schwindel vor die Stirn bringt: ſo höre ich nicht mehr Verſe, Worte, Ausdrücke, Beſchreibungen oder Sylben die man mir zuzählt — meine Vorſtellungen ſelbſt ſind mir zu Dingen geworden.

X.

Man könnte ohne Bedenken dem Dichter, der überall das höchſt Charakteriſtiſche, das heißt das Eigenthümlichſte, die Ur-Idee, das Urbild, den Vortyp der Natur, dem ſich alles andre gleichſam anbildet, aufzuſuchen verſtände, der das Gemeine von dem Weſentlichſten, mitten unter den gewöhnlichſten Umgebungen ausſchiede, den erſten und oberſten Platz einräumen: nur dürfte er ja nicht glauben, ſich dadurch mit dem Ideale abzufinden, wenn er etwa hier und da, wie eine gewiſſe Nation es ſich nicht ſelten zu Schulden kommen läßt, die abſtracteſten Eigenſchaften der Dinge aufgriffe, und ihnen einen nothdürftigen Stand in Worten verliehe. Mit dem Haupt in Wolken oder im Nimbus zu gehen, während man mit den Füßen vergebens eine Grundbaſis in der Wirklichkeit ſucht, und ſo weder dem Himmel noch der Erde anzugehören, iſt ein Anblick, den man in der Kunſt oft genug hat, der aber gewiß weder Götter noch Menſchen erfreut. Das echte Ideal tritt feſt dem Boden auf, und berührt zugleich mit ſeinem Scheitel die Sterne. Beym Homer iſt alles lebendig, nichts abſtract. Jedes Beywort iſt charakteriſtiſch und bezeichnet das Eigenthümlichſte, wie z. B.: „das ſchwer wandelnde Hornvieh; die Erd' aufwühlenden Schweine" u. ſ. w. Doch von dieſer Eigenſchaft iſt ſchon anderswo geſprochen.

XI.

Im Ganzen gebührt der dramatiſchen Dichtungsart, wegen der großen Intuivität, mit der uns durch ſie unſre Vorſtellungen nicht nur von innen zu Dingen werden, ſondern mit der ſie auch dieſe Erſcheinungen, dem äuſſern Auge bemerkbar verkörpert, der Vortritt noch vor der Epopee, wiewohl bey den Griechen die Kunſt der Rhapſoden ihr dieſen Vorzug ſtreitig machen konnte. — Es giebt Schriftſteller, die, ohne Dichter zu ſeyn, das Talent einer lebendigen, echt poetiſchen Darſtellung ſich im höchſten Grade anzueignen wußten. Hierhin gehören beſonders Tacitus und Thucydides.

XII.

Das Talent hiſtoriſcher und poetiſcher Sittenmahlerey greift ſo innig in einander, daß hieraus allein die Leichtigkeit erklärbar wird, mit der Racine aus einigen Gemälden des Tacitus ſeinen Britannicus zuſammenſetzte.

---

*) Aus: Kleine Abhandlungen, die Poeſie und die Kunſt betreffend, von J. D. Falk. Weimar, 1803.

XIII.

Neben dem hohen Talent einer großen idealiſchen Charakterzeichnung, kenne ich nichts, was ihm an die Seite geſetzt zu werden verdiente, als das Talent einer getreuen, aber dennoch verſchönten Naturzeichnung. Auf dieſe Art, glaub ich, läßt ſich der zwiſchen Leſſing, Hurt und Diderot lebhaft geführte Streit „ob die Tragödie Individuen und die Comödie nur Arten habe!“ zur völligen Befriedigung auflöſen. Nehmlich ſo. Jedes Individuum das die Tragödie aufſtellt, muß, durch die Kunſt des Dichters, zur Art: und jede Art, die die Comödie aufſtellt, durch die Kunſt des Dichters, zum Individuum werden. Wo die Tragödie dieſen Uebergang verfehlt, und den allgemeinen Charakter ſo zu ſagen, im Individuo begräbt, wird ſie ſtatt Poeſie, Geſchichte, und gibt uns ſtatt einen poetiſchen Alexander, Julius Cäſar, Wallenſtein nur einen hiſtoriſchen. Aeußerſt fein hat ſchon Ariſtoteles dieſe Grenzlinie gezogen, wo er bemerkt, daß die Poeſie die Menſchen καϑολου (idealiſch), die Geſchichte aber ſie καϑ'εκαςτον (ſtreng individuell) ſchildre; daher denn auch der erſten vor der letzten, als einer lehrreichen, philoſophiſchern Kunſt der Vorzug gebühre. φιλοσοφωτερον και σπουδαιοτερον ποιησις ιςτοριας εςτιν. Lehrreicher iſt ſie, weil ſie den Menſchen über den engen Kreis einer hiſtoriſchen Wirklichkeit hinaus hebt; philoſophiſcher, weil ſie nicht nur, wie jene, einen richtigen Beobachtungsgeiſt, ſondern auch eine tiefgehende, geſchärfte Abſtraction vorausſetzt. —— Eben ſo das Luſtſpiel! Wer hier umgekehrt die Art durch's Individuum nicht zu mildern weiß, ſondern nur den Begriff einer allgemeinen Thorheit, einer allgemeinen Leidenſchaft darſtellt, ſcheitert an der Klippe des Abſtracten. So Plautus und Molière in ihrer grillenhaften Schilderung des Geizigen, die durch geflieſſentliche Vernachläſſigung der Mitteltinten, wie Hurt ſehr richtig bemerkt, überall an's Harte, an's Uebertriebne grenzt. Die Natur gibt nichts rein, nichts unvermiſcht, und ein ſo ganz in ſeine Leidenſchaft verwachſener Geizhals iſt ein Kathederbegriff, aber nun und nimmermehr ein Menſch. Daher bin ich ſo wenig geneigt, mit Diderot, den Terenz, oder vielmehr den Menander, wegen der ſeinem Heavtontimorumenos ſo eigenthümlich zukommenden Falte zu tadeln, daß ich es vielmehr für die größte Aufgabe der komiſchen Darſtellung halte, einen allgemeinen Charakter dergeſtalt zu individualiſiren, daß das Gepräge der Allgemeinheit, ſelbſt für das Auge des Kenners, auf einige Augenblicke verloren ſcheint.

Shakeſpear, wie in vielen andern, iſt auch hierin ein unübertrefflicher Meiſter. Nie ſieht man ihn, einen Lieblingscharakter und deſſen Entwicklung zu gefallen, entfernten Situationen nachlaufen, oder gar einen Menſchen für einen Kathederbegriff und ein kleines Spiel des Theaters aufgeben. Stufenweis ſchreiten die Geſtalten fort, und ſcheinen durch die Handlung uns, auf die ungezwungenſte Art, zuzuwachſen. Selbſt die griechiſche Comödie, die wie Ariſtoteles am angezogenen Orte andeutet, vom ſtreng Individuellen ausging, zeigte doch bald das Beſtreben, durch die ihren Perſonen beygelegten Namen das Allgemeinere zu bezeichnen. Capitain Mauerbrecher umfaßte nun die ganze Claſſe militäriſcher Prahlhänſe, nicht mehr einen Einzelnen aus ihrer Mitte. Das letzte konnte ohne dieß nicht anhaltend genug beluſtigen.

Dieß fühlte Ariſtophanes wohl, da er, wie Leſſing ſagt, in den Wolken, nicht den einzelnen Socrates, ſondern alle Sophiſten, die ſich mit Erziehung junger Leute bemengten, lächerlich und verdächtig machte. Der gefährliche Sophiſt überhaupt war ſein Gegenſtand, und er nannte dieſen nur Socrates, weil Socrates, als ein ſolcher, verſchrieen war. Daher eine Menge Züge, die auf den Socrates gar nicht paßten: ſo daß dieſer im Theater getroſt aufſtehen, und ſich der Vergleichung Preis geben konnte. Aber wie ſehr verkennt man das Weſen der Comödie, wenn man dieſe nicht treffenden Zügen, für nichts als muthwillige Verläumdungen, erklärt, und ſie durchaus dafür nicht erkennen will, was ſie doch ſind, für Erweiterungen des einzelnen Charakters, für Erhebung des Perſönlichen zum Allgemeinen.

XIV.

Was iſt der ſchönſte Band Oden, Satyren und Schäfergedichte, im Vergleich mit der reichen Werkſtatt des Genies, die uns im Drama oder Epos aufgethan, zu immer neuer Belehrung winkt! An dem Feuer eines Macbeth kann ſich wechſelweiſe Klopſtock zu einer Ode, Voß zu einem Liede, und Bürger zu einer Romanze erwärmen. In dem berühmten Catalogus der Hunde gibts Stoff zu mehr als einem archilochiſchen Jambus. Ja ſelbſt der kältere Luſtſpieldichter wird, wenn ihm auch alles andere gleichgültig iſt, ſich doch lange an den herrlichen Umriſſen ergötzen, und dem unnachahmlichen Künſtler die Feſtigkeit ſeiner Zeichnung ablernen. Wie anders bey den Werken eines bloß genialiſchen Kopfs! Man zeige mir eins derſelben, das bey allen glänzenden Vorzügen im Einzelnen, nicht auf die Länge eine nur einſeitige Bildung gewährte!

XV.

Der Charakter jedes Affects, jeder Leidenſchaft, des Zorns, des Scherzes, wie der Liebe, iſt, in Rückſicht des Ausdrucks, ebenfalls einer dreyfachen Behandlung fähig. Auch hier findet die in den Charakteriſtiken gemachte Eintheilung ihre unbedingte Anwendung. Der Künſtler ſtellt entweder erſtlich Zorn, Schmerz und Liebe bloß nach der Erfahrung d. h. nach der Natur dar. Dieß iſt das Charakteriſtiſche der niedrigſten Art. — So würde Laokoon ſeyn, wenn, wie einige gewollt haben, die Wirkung des Gifts, der Schlangenbiß, die Convulſionen u. ſ. w. darin zur Anſchauung gebracht wären; — oder der Künſtler ſtellt zweytens nach der Idee und der Erfahrung d. h. nach einer gewählten Natur, wohl mit einem Uebergewicht für die letztere dar. — Dieß iſt das Charakteriſtiſche der zweiten Gattung, und von dieſer Art ſcheint mir der ſchon oben erwähnte Ausdruck des Wahnſinns in König Lear. Auch der Ausgang in der Maria Stuart hat mehr von einem hiſtoriſchen als poetiſchen Eindruck, wovon freylich die Schuld hier weniger am Dichter, als an der Wahl des Stoffes liegt. Das Aufgeben aller Harmonie, das Vernichtende, Zerſtörende, Verödende der Leidenſchaft iſt häufig von neuern Künſtlern, die ausſchließlich auf Erregung heftiger Empfindungen und Effect hinarbeiten, namentlich auch vom Shakeſpear, mit dem höchſt Charakteriſtiſchen verwechſelt, das heißt für die höchſte tragiſche Wirkung, wiewohl mit Unrecht, genommen worden. Die erheiternden Ausgänge der griechiſchen noch ſo ſchrecklichen Trilogien, das Verklingen aller Diſſonanz, die ſich in ihnen meiſtens nur in der Mitte vorfindet, und wovon ich hier als Beyſpiele nur die Trachinierinnen des Sophokles und die Oreſtias des Aeſchylus in Erwähnung bringe, können dazu dienen, uns auf dieſem Felde einen ganz andern, wiewohl noch wenig genug betretenen Weg zu zeigen. — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dem eigentlichen hohen Tragiſchen, wie jene Meiſterwerke der Alten hinlänglich beweiſen, dadurch um keine Linie Abbruch geſchieht.

Das Charakteriſtiſche der höchſten Art im Ausdruck, eines Affects, einer Leidenſchaft, eines Gemüthszuſtandes wird drittens erreicht, wenn der Künſtler mehr nach einer Idee, als nach der Natur und Erfahrung darſtellt: ich ſage mehr, nicht ohne Natur und Erfahrung; denn dieſe ſind und bleiben das Element des Charakteriſtiſchen. Wo ſie der Künſtler aufgibt, läuft er unausbleiblich Gefahr ſich entweder in flaches Schönheitsgeſchlängel (Undulismus) zu verlieren: oder einen regelloſen Imaginatismus in die Hände zu fallen, der die Kunſt, aus einem Spiel anmuthiger Phantaſien, zu einem Spiele wilder und oft ganz unzuſammenhängender Fieberträume umſchafft. Dieß iſt die zweite falſche Tendenz, die in der neuern Kunſt liegt, und für die ſich der Künſtler vielleicht noch mehr, als für den Undulismus zu hüten hat. Beyſpiele vom höchſt Charakteriſtiſchen im Ausdruck eines Schmerzes, einer Leidenſchaft, wo der Affect auf ſeiner Höhe, in ſeinem reinen Element mehr als eine Idee erſcheint, als das er der Sinnenwelt angehört, gibt uns, außer der Niobe mit ihren Kindern, beſonders auch der Laokoon. Der beſonnenere Künſtler hat in beyden mit weiſer Mäßigung einen Moment gewählt, der uns weit über den peinlich abſpannenden Eindruck der Wirklichkeit erhebt. — Daß dieſer nie das Element ſeyn kann, worin ſich das wahre Schöhne vorzugsweiſe bewegt, braucht nach allem Vorhergegangenen, wohl keiner weiteren Erläuterung. Es ſind nicht die Thränenfiſteln, die Nerven: die Idee, die Phantaſie ſind es, denen ein echtes Kunſtwerk etwas zu ſagen hat. Eben dadurch, daß es uns in einen Zuſtand des Nachdenkens, der Contemplation, nicht in den des Leidens verſetzt, entſteht das Vergnügen der Beſchauung. Werke, wie der Laokoon, zergliedern heißt, ſich noch ein Mal in den Standpunct verſetzen, worin der Urheber ſie empfing, und das Kunſtwerk mit dem Künſtler gleichſam zum zweiten Mal erſchaffen. Freylich kann dieß kein Geſchäft des bloßen müſſigen Angaffens, ſo wenig wie der gelehrten antiquariſchen Neugierde ſeyn; es kommt hier auf nichts geringeres an, als den Genius in ſeiner geheimſten Werkſtatt zu belauſchen, und, mit völliger Dahingebung, wenn nun unſer eignes Innere durch ſeine Anſchauung plaſtiſch wird, ſeine und unſre eigene Göttlichkeit zu ahnden. Daher läßt ſich begreifen, wie einige Kunſtrichter ſich ſo äußerſt angelegen ſeyn laſſen, dem ſentimentalen Zeitgeiſt gemäß, Werke, worin der ganze Tiefſinn der bildenden Kunſt des Alterthums ſichtbar iſt, aus Gegenſtänden der Contemplation und Betrachtung zu Gegenſtänden eines ledigen und gedankenloſen Empfindens herabzuziehn.

Das höchſte Element des Schönen iſt zugleich das höchſt Charakteriſtiſche, und will und erfordert ein tieferes Nachdenken. Da das höchſt Charakteriſtiſche mehr nach einer Idee als der Erfahrung hervorgebracht wird: ſo folgt daraus, das der Verſtand allein, der meiſt nach Combinationen der Erfahrung geht, ſo wenig der Hervorbringung des Schönen als des höchſt Charakteriſtiſchen gewachſen iſt. Da ferner das höchſte Schöne eine große Mannichfaltigkeit von Begriffen in uns rege macht, mehr als auf der einen Seite an einem gewiſſen Gegenſtande angeſchaut, und auf der andern vom Verſtande deutlich darin gedacht werden kann: ſo folgt hieraus, daß zwiſchen dem höchſt Charakteriſtiſchen, das, wie aus dem obigen erhellt, mit dem Verſtande in Verbindung, in die dunkeln Regionen der Phantaſie übergeht, und dem höchſten Schönen abermal eine innige Verwandtſchaft ſtatt findet! indem das erſte, zur Bewirkung eines ſolchen Zuſtandes, als das andre in uns erfordert, ich meine den der Contemplation und der Selbſtthätigkeit, am tauglichſten iſt. Auch die Beſtimmung, daß das Schöne unſre Phantaſie, in Verbindung mit dem Verſtande beſchäftigt, und thätig erhält, iſt nicht ohne Grund. Nimmt man ſie weg, ſo ſteht uns der Imaginatismus vor der Thür; — ſo wie durch das bloße Schöne, ohne das Charakteriſtiſche, der Undulismus ſogleich auf uns eindringt. Daß divinirender Verſtand in der Kunſt oft Phantaſie heißt, und daß Schönheit an ſich und ohne Charakter nie Zweck der Kunſt ſeyn kann, iſt gleichfalls oben bemerkt worden. So ſetzt ſich demnach der Charakter und die Claſſe, wozu er gehört, ſelbſt im Ausdruck die Grenze, wodurch alsdann das Uebertriebene und Sentimentale von ſelbſt wegfällt. Beyſpiele von idealiſcher Haltung, in Rückſicht des Affects und der Leidenſchaft, ſind auſſer der ſchon erwähnten milden Behandlung des Wahnſinns von Oreſt in der Iphigenie, auch die ſchön durch Dichtkunſt gemilderte Kataſtrophe im Egmont, und die unglückliche Liebe der Thekla.

Chriſtian Ferdinand Falkmann

ward am 2. Juli 1782 zu Schötmar im Fürſtenthum Lippe geboren, ſtudirte zu Göttingen und wurde dann Inſtructor der Prinzen zu Lippe, ſpäter aber F. L. Rath, Bibliothekar und Lehrer am Gymnaſium zu Detmold, wo er noch lebt.

Er ſchrieb:

- Poetiſche Verſuche. Göttingen, 1816.
- Methodik der Stylübungen für höhere Schulanſtalten. Hannover, 1818. N. A. 1823.
- Neues Hülfsbuch der deutſchen Stylübungen. Hannover, 1822. N. A. auch unter dem Titel: Practiſche Rhetorik, u. ſ. w. Hannover, 1831.
- Styliſtiſches Elementarbuch. Hannover, 1825. 3. A. 1831.

Seine poetiſchen Verſuche beurkunden eine gebildete Sprache und ein angenehmes doch keineswegs hervorſtechendes Talent. Höchſt ſchätzbar ſind ſeine Lehrbücher und in vielfacher Hinſicht ſowohl bei dem Schulunterricht, wie für das Selbſtſtudium zu empfehlen, da ſie eine leichte, faßliche und zugleich gründliche und genaue Theorie mit trefflichen practiſchen Hülfsmitteln verbinden.

David Faßmann

ward 1683 zu Wieſenthal im Königreich Sachſen geboren und ſtudirte 1703 zu Altorf. Da ihm jedoch ſeine ärmlichen Umſtände zwangen, ſich den nöthigen Unterhalt zu erwerben, ſo nahm er als Schreiber Dienſte bei der Kriegs- und Landpflegeſtube in Nürnberg, machte mehrere durch die damaligen Zeitverhältniſſe bedingte Reiſen und wurde während der Jahre 1705—1709 von mehreren Geſandten in Geſchäften gebraucht. Im Jahre 1709 ward er Quartiermeiſter bei der Chevaliergarde des Königs von Polen und blieb hier bis 1711, wo er den ſächſiſchen Kurprinzen zur Kaiſerwahl nach Frankfurt am Main begleitete. Darauf ward er Secretair eines vornehmen Engländers, mit welchem er die Univerſität Utrecht beſuchte und Frankreich, England, Irland und Italien bereiſte. Nach deſſen Tode begab er ſich nach Halle, wo er Unterricht im Engliſchen und Franzöſiſchen ertheilte und dann nach Leipzig. — Hier nährte er ſich durch Schriftſtellerei. Er ſtarb am 14. Juni 1744 in Lichtenſtadt an der böhmiſchen Grenze auf einer Reiſe nach Carlsbad.

Seine Schriften ſind:

- Geſpräche im Reiche der Todten. Leipzig, 1718—1739. 16. Bde.
- Der gelehrte Narr. Leipzig, 1729. 4.
- Die eliſäiſchen Felder. Leipzig, 1735 flgde. 5 Thle.
- Der reiſende Chineſe. Leipzig, 1733. 4 Thle.
- Das angenehme Passe-tems. Leipzig, 1734. 6 Thle.
- Leben König Auguſt's II. in Polen. Leipzig, 1735.
- Leben König Friedrich Wilhelms I. von Preußen. Leipzig, 1735. 1740. 2 Thle.
- Mehrere Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen. u. ſ. w.

Seine Geſpräche im Reiche der Todten, welche ſich auf damalige Lebens- und Staatsverhältniſſe bezogen, wurden zu ihrer Zeit gern geleſen und vielfach nachgeahmt, haben aber jetzt faſt ganz ihren Werth verloren und ſind höchſtens nur für den Literaten und literäriſchen Curioſitätenſammler von Intereſſe. — F. war allerdings nicht ohne Witz und Laune, hatte viel erlebt und geſehn und wußte daher über Manches mitzuſprechen, artete jedoch zu leicht in Gemeinheit aus und kann eigentlich nur zu den literäriſchen Abentheurern gezählt werden, welche damals hin und wieder in Deutſchland ihr Weſen trieben.

Jacob Friedrich Feddersen

ward am 31. Juli 1736 in Schleswig geboren, erhielt ſeine erſte Bildung auf der hohen Schule ſeiner Vaterſtadt und ſtudirte dann in Jena Theologie. Im Jahre 1760 ernante ihn der Herzog von Holſtein-Auguſtenburg zu ſeinem Cabinetsprediger. Doch blieb er in dieſem Amte nur bis 1765, wo er Pfarrer der evangeliſch lutheriſchen Gemeinen zu Ballenſtädt, Bernburg und Harzgerode und zugleich Hofprediger der damaligen Fürſtin von Anhalt Bernburg ward. Von hier ging er 1769 als dritter Prediger an der Johanneskirche nach Magdeburg, verließ jedoch auch dieſe Stadt bald wieder und folgte 1777 einem Rufe als Domprediger nach Braunſchweig. 1785 ward er daſelbſt Hofprediger der verwittweten Herzogin. 1788 als däniſcher Conſiſtorialrath und Probſt in Altona angeſtellt, ſtarb er früh für ſeine Gemeine dort bereits am 31. December deſſelben Jahres.

Seine Schriften ſind:

Nachrichten von dem Leben und Ende gutgeſinnter Menſchen. Halle, 1779—90. 6 Thle.

Betrachtungen und Gebete über Arndt's wahres Chriſtenthum. Frankfurt, 1780—98. 3 Thle.

Unterhaltungen mit Gott in beſonderen Fällen und Zeiten. N. A. von F. Witſchel, Hannover, 1816.

Leben Jeſu, für Kinder. Halle, 1817.

Bibliſches Leſebuch. Leipzig, 1782.

Beiſpiele der Weisheit und Tugend aus der Geſchichte. Halle, 1777—80.

Chriſtliches Sittenbuch für den Bürger und Landmann. Hamburg, 1783. 3. A. 1790.

Andachten in Leiden und auf dem Sterbebette. Magdeburg, 1772.

Der Andächtige. Sonntagsblatt. Halle, 1773—74. 4 Thle.

Viele einzelne Predigten, Reden, Abhandlungen, u. ſ. w.

Ein wahrhaft frommer Mann, der durch ſeine Bemühungen echte Religioſität und Sittlichkeit, beſonders unter dem Volke zu verbreiten, außerordentlich viel Gutes zu ſeiner Zeit geſtiftet hat. Seine Schriften für Kinder zeichnen ſich vorzüglich durch ſein glückliches Talent, den wichtigen der Jugend angemeſſenen Ton zu treffen, ſo wie ſeine Erbauungsbücher und Predigten durch Herzlichkeit, Einfachheit und Würde höchſt vortheilhaft aus.

Maximilian Julius Leopold Herzog von Braunſchweig und Lüneburg *)

Denn Ihm war das Erbtheil edler Guelfen,
Immer reger Trieb, wohlzuthun, zu helfen,
Ihm der Geiſt der Brennen angeſtammt.
Holde Sanftmuth, ſprach aus Seinen Blicken;
Aber durch die Ausſicht, Menſchen zu beglücken,
Ward Ihm Herz und Auge ſchnell entflammt.
Eſchenburg.

Es iſt ein uralter erklärter, wohlverdienter Ruhm des Braunſchweigſchen Fürſtenhauſes, daß es ſich durch warme wirkſame Religionsliebe, durch gemeinnützige Wohlthätigkeit, bidermänniſchen Sinn, und wahren Heldenmuth immer vorzüglich ausgezeichnet hat.

Den Geiſt dieſer großen Tugenden hatte auch Leopold geerbt. Sein chriſtliches gutes ſchönes Leben, ſo kurz es auch war, iſt mit den herrlichſten Thatbeweiſen davon angefüllt. Darum verdient es in der Geſchichte edelmüthiger nützlicher verehrungswerther Menſchen eine auszeichnende Bemerkung. Schon aus dem Grunde iſt es meine Pflicht,

den Guten und Lieben

in dieſer Sammlung, als ein Muſter großer und edler Geſinnungen, guter und gemeinnütziger Thaten, meinen Leſern darzuſtellen. Sein Beyſpiel iſt ſo merkwürdig, ſo einzig in ſeiner Art, daß es vorzüglich, alle die nützlichen Wirkungen hervorbringen kann, welche die aufmerkſame Betrachtung guter Beyſpiele ſtets in Gemüthern hervorbringt, die alles was Gott gefällig, recht, tugendhaft, edel und löblich iſt, empfinden, werthſchätzen und mit innerem ſtarken Antrieb nachahmen.

Das Andenken an Ihn — an die großen Grundſätze der Religion und Menſchlichkeit, denen er unverbrüchlich folgte — an die liebevollen Geſinnungen die Ihm ganz eigenthümlich waren — an die Menſchen beglückenden Handlungen, die Er ſo gern, ſo oft übernahm — an die letzte Heldenthat der Menſchenliebe, in welcher Er ſein tugendreiches Leben endigte, iſt nicht nur ſehr unterrichtend, — es iſt auch ſehr rührend und begeiſternd zu chriſtlichen, menſchenfreundlichen edelmüthigen Empfindungen und Thaten.

Aber noch habe ich aus pflichtmäßiger Ehrerbietung und Dankbarkeit gegen Sein großes wohldenkendes Fürſtenhaus, den beſondern Bewegungsgrund — Ihm hier ein kleines Denkmal — mit ſchwacher Hand — aber aus treuem Herzen zu ſetzen.

Es ſtehe unmittelbar dem Gedächtnißmal des Königs Guſtav Adolph zur Seite, weil dieſer vorzüglich Einer von den wichtigen Männern des vergangnen Jahrhundertes war, deren Charakter Er ſchon früh ſtudirte, und liebgewann und immer überaus werth achtete.

Maximilian Julius Leopold *),

wurde ſchon früh durch den Unterricht in der Religion zu gütigen tugendhaften Geſinnungen geleitet. Er emfing dieſen Unterricht, von einem der erſten chriſtlichen Weiſen, und gründlichſten Religionslehrer — von unſerm Jeruſalem. Der verehrungswürdige Greis giebt Ihm das Zeugniß: „daß ſein Herz für den Unterricht in der Religion und Tugend immer gleich offen und empfindlich geblieben ſey; daß Er ſich durch ſeine anhaltende Aufmerkſamkeit bey demſelben, richtige Erkenntniſſe und gegründete Ueberzeugungen von der Wahrheit und Wohlthätigkeit der chriſtlichen Religion erworben; daß Er wahres Gefühl derſelben gehabt, und dieſes durch einen gottesfürchtigen Sinn bewieſen habe."

In Seinem ſiebzehnten Jahre legte Er Sein Glaubensbekenntniß mit einer Ueberzeugung und Freudigkeit ab, welche alle Zuhörer erbauete. Mit lebhafteſter Rührung erinnern ſich itzt noch manche Verehrer der Religion daran.

Er iſt nicht gewichen von den Grundſätzen des Chriſtenthums, die Er in der Jugend auch als die Seinigen feierlilich erklärt; Er iſt ihnen im reiferen Alter als einer heiligen Regel gefolgt, und treu geblieben, bis Er im Chriſtusſinn ſtarb **).

Zeugniſſe wahrheitliebender Männer, wie Seine eignen chriſtlichen Reden, frommen Geſinnungen und Thaten beweiſen es, daß im größeren Geräuſch der Welt, bey allen Gefahren des Chriſtenthums, womit junge Männer, von Seiner Lebhaftigkeit, von Seinem Stande und in Seinem Beruf umringet ſind, tiefe Ehrfurcht vor Gott und Religion Sein Herz beſtändig erwärmt habe.

Er bezeugte es heilig — und Seine Worte waren Felſen — Er bezeugte zu mehreren Malen, Seinem älteſten geliebteſten Lehrer, daß Er von der Wahrheit der chriſtlichen Religion gewiß überzeugt ſey — daß Er ſie für das größte Geſchenk Gottes — für das größte Gut der Menſchheit achte, und daß Er ſie für alles in der Welt nicht hingeben wolle. Einen andern verſicherte Er: Er würde das Chriſtenthum hochſchätzen, wenn es auch nicht ſolche Gründe für ſeine Wahrheit hätte, weil er ſich dabey beſſer befände, als bey den Subtilitäten der Chriſtusverächter.

Er erkannte den Werth der Religion aus dem rechten Geſichtspunkt, und ſuchte ſie zu dem rechten Zwecke zu nutzen.

Er hatte von derſelben die gegründete nutzbarſte Vorſtellung: „die Religion muß mich gehorſam gegen Gott, getreu gegen meinen König, aufrichtig, liebreich gegen meinen Nebenmenſchen und ſo viel ich nur immer Vermögen dazu habe, wohlthätig, thätig und treu in meinem Beruf, und in allen meinen Handlungen redlich, gerecht, billig und mäßig machen. Jede Religion die dieſes nicht kann, muß in den Augen Gottes ein Greuel ſeyn, wenn ich auch übrigens, für die ſogenannte Ehre Gottes mein Vermögen, oder auch ſogar mein Leben verſchwendete."

---

*) Aus Fedderſen's Nachrichten von dem Leben und Ende gutgeſinnter Menſchen. Halle, 1785.

*) Er wurde am 11. Octob. 1752 zu Wolfenbüttel geboren. Mit Seinem Führer dem Hern. Oberſten von Warnſtädt hielt Er ſich ein Jahr in Strasburg auf, und nutzte daſelbſt den Unterricht der geſchickteſten Lehrer in militairiſchen und andern Wiſſenſchaften. die zur Bildung eines Generals nöthig ſind. Mit ihm reiſete er in Leſſings Geſellſchaft nach Italien, beſuchte alle durch Alterthümer, Gelehrſamkeit und Kunſtwerke berühmten Oerter, und nutzte ſie als Kenner. Sein gröſtes Vergnügen auf Seinen Reiſen war — nach Seinem eignen Geſtändniß — berühmte und gute Menſchen kennen zu lernen. Im Jahre 1775 trat Er in preußiſche Kriegsdienſte, und erhielt als Oberſter das Infanterieregiment, welches den Generalmaior von Düringshofen, und vor demſelben den ehrwürdigen Held — Generalfeldmarſchall Grafen von Schwerin zum Chef gehabt. Im Jahr 1782 wurde Er zum Generalmaior ernannt. Nachdem Sein ganzes Leben nichts als thätige Herzensgüte geweſen war, ſtarb Er am 27. April 1785 in der Oder, als Er Menſchen retten wollte.

**) Das Glaubensbekenntniß Sr. Durchlaucht des Prinzen Leopold von Braunſchweig, hat der Herr Vicepräſident Jeruſalem 1769 herausgegeben, und iſt ſchon oft wieder aufgelegt worden.

Er glaubte —— lernet, o lernet ihr Erzieher, die ihr ſie noch nicht wißt, die rechte Art, Kinder in der Religion zu unterweiſen, von einem Prinzen! — daß der Jugend ſolche Begriffe von der Religion müßten beygebracht werden, wenn dieſelbe ihren Verſtand aufklären und ihr Herz bilden ſolle. Er gab einem Gelehrten mit dem Er ſich über den Unterſchied der chriſtlichen und politiſchen Tugenden, in Rückſicht gegen den Staat unterredete, von den beiden Handſchriften Seines Religionsunterrichtes, darin die angezeigte Stelle ſteht, ein Exemplar, mit den Worten: Vielleicht können Sie Nutzen damit ſtiften, laſſen Sie Ihr Kind, damit es gut wird, darnach unterrichten!

Er dachte zu aufgeklärt, um nicht jeden Fortſchritt in Licht und Wahrheit gern zu ſehen; Er hörete gern Männer, die verſchiedner Meinungen in Religionsſachen waren, mit einander reden; Er gab der Wahrheit, davon Er überzeugt wurde, eben ſo bereitwillig Beifall, als Er es ſich zur großen Pflicht machte, dabey, als bey der wichtigſten Sache ernſthaft und vorſichtig zu verfahren.

Helle und lebhafte Ueberzeugung hatte Er insbeſondre von der Vorſehung und Unſterblichkeit, dieſe, ſagte Er mehrmals*), muß mir nur niemand wegräſonniren, denn die kann ich nicht miſſen.

Er dachte daher auch oft und ernſtlich an die Vorſehung und Unſterblichkeit. Mit Seinen Vertrauten unterredete Er ſich gern darüber; mit Würde und mit Feuer ſprach Er davon; gewöhnlich riſſen Ihn dieſe Gegenſtände ſo hin, daß kein einziger andrer neben ihnen Seine Aufmerkſamkeit zu verdienen ſchien. Fleißig und ſehr andächtig feierte Er den öffentlichen Gottesdienſt; mit tiefer Ehrfurcht genoß Er das heilige Abendmahl, und hielt auch ſorgfältig darauf, daß Seine Soldaten den Gottesdienſt nicht verſäumten. Er that dieß im Frieden und Kriege. — „Er war dem Haufen der Krieger, die mich beym Vortrag im Felde umgaben, beſtändig ein Muſter der frömmſten Andacht und Erweckung, und bewieß bey demſelben das edelſte Gefühl und die empfindungsvolleſte Hochachtung für die Religion.**) —— Er hatte ein warmes lebendiges Gefühl für alles, was Gottesdienſt und Religion betrifft. Wir ſahn Ihn in der größten Andacht in der Kirche und am Altare, ſehr oft in den niedrigen Ständen, mitten unter dem großen Haufen, da er ſich denn ohne Unterſchied zu dem erſten beſten hinſtellte. Zweierley war Ihm in Religionsſachen äußerſt verhaßt, der Sectengeiſt und die Heucheley, der ehrliche aufrichtige Religionsbekenner war Ihm in einer jeden Parthey gleich ſchätzbar***)."

Verbeſſerung des äuſſerlichen Gottesdienſtes lag Ihm ſehr am Herzen. —

„Er wünſchte öfters den gottesdienſtlichen Verſammlungen eine zweckmäßigere Einrichtung, und bedauerte die Hinderniſſe die ſich noch immer derſelben widerſetzen. Bey dem Widerſpruch, den die Einführung des neuen Geſangbuches in Frankfurt fand, war Er äußerſt unzufrieden. Auf ſeinen Befehl mußte ſchon ſechs Jahre vorher, eine Sammlung geiſtlicher Geſänge für die Garniſongemeine veranſtaltet werden. Der Herzog wohnte dem Gottesdienſt mit einem Anſtand bey, der ohne geſuchte Form tiefen Eindruck auf diejenigen machen mußte, die ihn dabei ſahen****).

So bezeugen auch die, welche nahe um Ihn geweſen ſind, daß Er an jedem Morgen und Abend ſehr andächtig gebetet habe; daß Er es nie verſäumt, ſo früh auch Seine Berufsgeſchäfte anfingen; ſo ſpät und ermüdet von denſelben Er ſich auch niederlegte. Da Ihm nichts ernſtlicher und heiliger als Religion und Tugend war: ſo beleidigte Er niemals durch das allergeringſte leichtſinnige Wort, die allerſtrengſte Ehrerbietung für dieſelben. Immer ſprach Er mit der tiefſten Ehrfurcht von Chriſtus und der Bibel. Eben ſo litt er auch durchaus nicht, daß in Seiner Gegenwart, über die Religion geſpottet wurde.

Als Er zum letztenmal hier in Braunſchweig war, gab Er davon ein lautes öffentliches Zeugniß. Es wurde auf dem Schloßplatz ein Luftball zubereitet, Er half dabey mit der größten Dienſtfertigkeit; unter andern Reden der umſtehenden Zuſchauer, ſagte während dem ein Leichtſinniger: — „Wenn nun der Luftball in die Höhe ſteigt, kann man ſich vorſtellen, wie Elias gen Himmel gefahren iſt."—

Leopold wandte ſich gleich, mit edlem Unwillen im Geſichte, nach der Seite hin, wo der ſtand, der den faden Spott vorbrachte, und ſagte ihm, wie den Lachern über denſelben, in ſehr ernſtem Ton: Kein rechtſchaffner Mann muß über die Bibel ſpotten und lachen. Einer Seiner ehmaligen Lehrer erzählte mir dieſes voll Freude und rief aus: ach unſer lieber Leopold iſt noch immer der gute Fürſt, der Er allezeit war!

Von Seinem thätigen Eifer, diejenigen, die den Troſt der Religion in Leiden nicht kannten und ſuchten, auf demſelben aufmerkſam, und darnach begierig zu machen, hat mein Freund D. R. mir folgendes merkwürdige Beiſpiel mitgetheilt.

„Der Lieutenant G. von dem Herzogl. Braunſchweigſchen Leibregiment, welchem der Prinz Leopold damals als Oberſter vorſtand, war aus Mangel des hinreichenden Religionsunterrichtes in der Jugend und durch Leſung vieler Schriften von Voltaire, Spinoza und de la Mettrie ein Religionsverächter geworden. Er fiel in eine tödliche Krankheit. Er hatte große Furcht vor dem Tode und konnte ſich durch ſeine freigeiſteriſchen Meinungen nicht beruhigen. Er klagte mir ſeine Angſt, forderte Troſt, ſchien jeden Stral der Beruhigung, den ich ihm nach Gründen der Religion darzubieten vermochte, freudig anzunehmen; nur von keinem Geiſtlichen, der ihm ſtärker dieſe Troſtgründe ſagen konnte, wollte er etwas hören. Der gute Prinz erfuhr den Zuſtand des an Körper und Seele leidenden jungen Mannes, trug es dem Garniſonprediger K. auf, denſelben als Freund zu beſuchen, und ließ den Kranken bitten, ihn als einen ſolchen zum Beſuch anzunehmen. Gerührt von des vortrefflichen Fürſten Fürſorge, nahm er ihn gütig auf, und entdeckte ihm ſeine Zweifel wider die Religion. Herr K. wieß ihm deren Ungrund, und überzeugte ihn von Zeit zu Zeit immer mehr von der Wahrheit der chriſtlichen Religion. Er erkannte ſie zuletzt mit ſolcher Gewißheit, daß er zum Beweis ſeiner feſten Ueberzeugung das heilige Abendmahl genoß — und nun erwartete er ſein Ende mit chriſtlicher Geduld und völliger Ergebung in den Willen Gottes."

Auf ſeinem Sterbebette ſegnete er den frommen jungen Fürſten, als den Retter ſeiner Seele, und erbauete durch ſein Beyſpiel die Umſtehenden. Der gottesfürchtige Leopold, freute ſich über denn guten Erfolg Seiner Fürſorge für des Sterbenden Beruhigung, aber aus Demuth wollte Er nicht, daß man Seiner bei dieſem Vorfall erwähnte. Dieß wurde befolgt, ſo lange Er lebte. „Aber jetzt noch ferner dieſe im Stillen verrichtete chriſtliche Handlung zu verſchweigen, würde Fühlloſigkeit dagegen, und Verabſäumung der öffentlichen Verehrung gegen Leopolds chriſtliche Geſinnungsart ſeyn, nach welcher Er auch andre durch die Religion getroſt und glückſelig zu machen ſuchte, die Sein größtes Gut war.

Hauptzüge Seiner religiöſen Denkungsart waren:

Chriſtliche Demuth vor Gott. — „Er ſetzte ein demuthsvolles Mißtrauen in Seine Tugenden, äußerte oft: ich weiß wohl, ich bin noch nicht ganz gut, ich möchte aber gern recht gut werden.

Freudiges Vertrauen zu Gott. Im ſtarken Gefühl deſſelben, wagte Er ſich zur Rettung Nothleidender, muthig in die furchtbarſten Gefahren. Wenn aus treuer Liebe und Bewußtſeyn, wie unſchätzbar Sein Leben für Tauſende ſey, manche Ihn baten: Sich nicht ſo großer Gefahr auszuſetzen: ſo rührte Ihn dieſe treue Geſinnung, aber wie ein Held der ſich auf Gott verläßt und Gefühl des Erbarmens hat, antwortete Er: ich vertraue der göttlichen Vorſehung, — ich bin ein Menſch und muß meinen Brüdern helfen!

Seine Religion. war ein ächtes praktiſches Chriſtenthum, denn er übte ſie immer thätig aus — —

In Rechtſchaffenheit gegen jedermann.

Von Seiner Jugend an, liebten Ihn Seine Aeltern und Verwandte, Erzieher und Lehrer, Unterthanen und Diener, darum weil er ſo freymüthig und aufrichtig war. Im Stande der Großen, ſind manche Verſuchungen zur Verſtellung des Geſichts, und zur Erkünſtelung lieblicher Worte, bey denen das Herz unfreundlich denkt. Leopold blieb immer ein biedergeſinnter Fürſt, ohne Larve vor dem Geſicht, ohne Falſchheit in Seinen Worten, offen und gerade in Seinem ganzen Betragen. Was Er als wahr, recht und gut erkannte, behauptete Er auch immer freimüthig, und was unrecht und ſtrafbar war, tadelte Er laut und mit Nachdruck.

Frey von Menſchenfurcht und Parteilichkeit, misbilligte Er die Fehler der Großen mit gleicher Gerechtigkeitsliebe, als Er die Tugenden und Verdienſte der Geringen im Volke ſchätzte und pries.

In Berufstreue.

Mit Ernſt und nicht zu ermüdender Thätigkeit, erfüllte Er alle eigentlichen Pflichten Seines Standes, wie jede andre

---

*) **) ***) ****) Zeugniſſe des Herrn Conſ. Raths Protzen, und des Herrn Feldpredigers Krüger.

Pflicht des Menſchen, wozu ihm derſelbe Gelegenheit gab. Er hielt auf Ordnung, Pünktlichkeit und Genauigkeit im Kriegsdienſt; aber Er litte auch durchaus nicht, daß der Soldat ohne Noth beläſtigt, und ohne gegründete Urſache hart behandelt wurde.

Auch in Ihm lebte der große Geiſt und edle Muth, der Sein ganzes Geſchlecht unter den erſten Helden dieſes Jahrhunderts in der Geſchichte ſo merkwürdig gemacht hat.

Er hatte, zeugt von Ihm Einer derſelben, gründliche Kriegswiſſenſchaften, und ſtudirte ſie noch immer mit Fleiß; Er zeigte den thätigſten Dienſteifer, Er fühlte Patriotismus fürs Vaterland, und kannte wahre Tapferkeit und Ehre. — Er wäre Einer der brauchbarſten Generale geworden. — Sein feſter Sinn war immer der: — Gott, dem König und Vaterland treu ergeben, bis auf den letzten Blutstropfen! —

In warmer ſtets wirkender Menſchenliebe zeigte Herzog Leopold, Seinen Chriſtusſinn.

In Seiner zarten Kindheit und früheren Jugend, hatten ſchon alle Seine ſich entwickelnden Neigungen und kleinen Handlungen das Gepräge der Gutmüthigkeit. Er fand frühzeitig Vergnügen an Wohlthun und Fürbitte für Hülfbedürftige. Oft bat Er als Kind Seine Erzieherinn, wenn eine ſtrenge Kälte war, der Schildwache unter Seinem Fenſter etwas geben zu dürfen — „ach den armen Soldaten friert wohl!“ — oder wenn Er Alte und Elende ſahe, die vor Kälte zitterten, that Er dieſe Bitte. — Freudig lief Er dahin und gab; — gab oft alles was Er bey ſich hatte. — Er holte armen Kindern, die nackt, barfuß und zerlumpt in ſchlechtem Wetter gingen, als Er ihrer kaum anſichtig wurde — Kleidungsſtücke aus Seiner Garderobe. Er ließ, noch ſelbſt ein Jüngling, andre verlaßne Kinder in die Schule gehen, damit du nicht, ſagte Er einem, ſo müßig herumlaufeſt und ein unnützer Menſch werdeſt.

Drey gültige Zeugniſſe, für Seine Gutgeſinntheit, die Er im frühen und reiferen Alter zeigte, will ich anführen. —

Der verehrungswürdige Greis Jeruſalem, der den Keim, die Blühte und Früchte derſelben ſahe, ſprach über Seinem Sarge das Lob aus:

Seine einzige herrſchende Leidenſchaft war Menſchenliebe, und dieſe beherrſchte Ihn ſo, daß alle andre Neigungen davon gleichſam verſchlungen wurden; dieſe auszuüben war das einzige Vergnügen was Er kannte, und dieſe immer noch thätiger zu machen, die höchſte Glückſeligkeit, die Er ſich zu denken wußte.

Sein Lehrer, der Herr Hofrath Gärtner — ein ſtrenger Freund der Wahrheit — bezeugte: Sein Charakter war, uneingeſchränkte Menſchenliebe — Er brauchte alle Seine Kenntniſſe, Arme und Unglückliche aufzuſuchen, alle Kräfte und Mittel, ihnen völlig zu helfen, oder doch ihre Noth zu erleichtern. Er häufte gute Thaten auf gute Thaten, und war recht eigentlich darauf bedacht, Sich Schätze im Himmel zu ſammlen. —

Und — wohl allen Kindern! Herrlich iſt ihr Ruhm im Himmel und auf Erden! denen die bey ihrem Tode weinende Mutter, ein ſolches Zeugniß mütterlicher Achtung und Liebe giebt, als Leopold mit ſich ins Grab nahm:

Er hat mich nie betrübt als durch Seinen Tod! Ach Er dachte gut gegen alle Menſchen! Sein Herz war unſchuldig und redlich. —

Seine Thaten reden für die Wahrheit dieſer Zeugniſſe. Seine Thaten beſtätigen es übereinſtimmend, daß aufgeklärte, warme ſtets wirkſame Menſchenliebe, eine Haupttugend Seines Lebens geweſen iſt. Daher kam Sein Wunſch und Streben, alle Menſchen glücklich zu machen, die Er glücklich machen konnte; Gutes zu wirken und Nutzen zu ſtiften, wo Er es möglich fand; daher Seine Menſchlichkeit, mit der Er an den frohen und traurigen Schickſalen Seiner Mitmenſchen Theil nahm; daher Seine helfende Güte, gegen Arme und Nothleidende. Daher auch Sein Grundſatz und Streben, Seine Wohlthaten und Hülfen, gemeinnützig zu machen.

Sein eigentlicher Beruf, der manches für Eindrücke menſchlichen Gefühls offne und weiche Herz dafür verſchließet und härtet, gab Ihm manche neue Gelegenheit und Ermunterung, Seine Herzensgüte thätig zu beweiſen.

Die frühe Zucht des Krieges ſtählte
Seine Bruſt, verhärtete Sie nicht
Dem Gefühl, das immer Ihn beſeelte,
Dem Gefühl der Menſchlichkeit und Pflicht.
Laut verkündigt's Seiner Krieger Zähre:
„Du warſt Pfleger, Freund und Vater unſerm Heere,
Leopold! Ganz unſer! Ganz wir dein!
O wer kann um dich die Sehnſucht lindern?
Wer wird das, was du warſt, uns und unſern Kindern,
Wer ihr Pfleger, Freund — Verſorger ſeyn?“

Für die Wohlfahrt Seines ganzen Regiments ſorgte Er unabläſſig. — Er that es mit einer Geſchäftigkeit, Heiterkeit, und mancher Aufopferung, die allen Befehlshabern im Kriegsſtande zum Muſter zu empfehlen ſind.

Vorzüglich ließ Er ſich die Verſorgung der Invaliden deſſelben, mit einer auſſerordentlichen Wärme und Betriebſamkeit angelegen ſeyn. Zu ihrem Beſten unterhielt Er einen ſehr ausgebreiteten Briefwechſel. Es konnte kaum eine Stelle für ſie ledig werden: ſo erfuhr Er es ſchon, und dann beeiferte Er ſich unermüdet, ihnen dieſelbe zu verſchaffen. Erhielt einer eine Kaſſenbedienung, und konnte die erforderliche Sicherheit nicht beſtellen: ſo machte der Herzog die Bürgſchaft für denſelben, oder liehe und ſchenkte ihm oft die Summe dazu.

Vielen andern gab Er zu dem königlichen Gnadengehalt noch monatliche Zulage.

So hat Er auf viele Art manchem braven Vertheidiger des Vaterlandes, dem ein großer Theil von dem Tage ſeines Lebens in blutigen Schlachten und ſauren Feldzügen vergangen war — den, empfangne Wunden, geſchwächte Geſundheit, und das im treu ausgeharrten Dienſt erlangte Alter, dazu nicht länger tüchtig machten, einen ruhigen heitern Abend verſchafft. Der Kranken in Seinem Regiment, nahm Er ſich mit einer väterlichen Sorgfalt an. Er beſuchte nicht nur Seine Soldaten ſelbſt in Ihrer Krankheit, ſondern auch die Kranken in ihrer Familie. Oft hat Er, wenn Sie oder die Ihrigen, außer dem Arzt des Regiments, ſich noch einen andern wünſchten, denſelben für ſie angenommen, ihn belohnt, und die Arzeneien bezahlt. —

Auch die Kranken des Herzoglich Braunſchweigſchen Leibregiments, deſſen Commandeur Er ehemals war, behielt Er immer im liebreichen Andenken. Als Er in preußiſche Dienſte ging, ſchrieb Er dem Arzt deſſelben*) „Iſt Ihnen mein Andenken lieb: ſo will ich es Ihnen beſonders dadurch empfehlen, das Sie ferner fortfahren, für die armen Kranken, des bisher von mir commandirten Regiments, als ihr Arzt zu ſorgen.“

Sobald der Herzog zum Regiment gekommen, beſorgte Er für die jüngern Officiers und Junkers Lehrſtunden, in der Orthographie, Geſchichte, Geographie, Mathematik und franzöſiſchen Sprache. Sie zum Fleiß bey dieſem Unterrichte zu ermuntern, war Er ſelbſt dabey zugegen, und damit ſich keiner ſchämen möchte, gut und richtig ſchreiben zu lernen, ſetzte Er ſich mitten unter ſie, ſchrieb alles mit, was ihnen vom Lehrer dictirt ward, und war der Erſte, der demſelben ſein Papier zur Korrectur vorlegte. Dieß hatte nun die vortrefflichſte Wirkung auf Betriebſamkeit, und Fleisanwendung dieſer jungen Krieger, und war ein herrlicher Anblick. —

„Ich muß geſtehen, daß mich allemal eine tiefe Ehrfurcht durchdrang, wenn ich den mit allen Arten von Kenntniſſen bereicherten Herzog — mitten unter den jungen Leuten, ſitzen und arbeiten ſah, um ihrem falſchen Ehrgeiz eine beſſere Richtung zu geben**).

Dieſer Unterricht dauerte bis zum Feldzug im Jahr 1778. Er äußerte von Zeit zu Zeit, daß Er denſelben wieder veranſtalten wolle; aber unbekannte Hinderniſſe hielten Ihn noch von der Ausführung ab.

Indeſſen hatte Er ſchon einen berühmten Gelehrten ermuntert, eine Schrift zur Bildung des Geſchmacks auszuarbeiten, um darüber im Winter den Officiers und den Junkern Vorleſungen zu halten. Er war Willens die Dactyliotheck und ſämmtliche Paſten von Lippert aus Dresden zu dieſem Behuf zu kaufen.

Eben ſo hatte Er den menſchenfreundlichen Entſchluß gefaßt, ein Verſorgungshaus zu ſtiften, darin der Soldaten Wittwen und Kinder, um ſie zugleich zu ernähren und nützlich zu beſchäftigen, ſtets Arbeit für guten Lohn finden ſollten. Erſt war Er willens, eine Wittwenkaſſe für die armen Hinterlaßnen der verſtorbnen Soldaten zu errichten, aber nachdem Er in einer Zuſammenkunft mit den Vorſtehern der Armenanſtalten ſich darüber berathſchlagt: ſo wurde Er überzeugt, daß durch ein ſolches Verſorgungshaus, mehreren Perſonen, und auf eine gemeinnützigere Art geholfen werden könne.

Als Er im vorigen Jahre, Braunſchweig zum letztenmal mit Seiner Gegenwart erfreute, erkundigte Er ſich aufs ſorgfältigſte nach unſern wirklich muſterhaften Armenanſtalten, und beſonders nach den gröſſeren und kleineren Einrichtungen des Arbeitshauſes; Er ſchrieb die erhaltenen Nachrichten auf, „um in Frankfurt, ſo viel als möglich, den nützlichſten Gebrauch davon zu machen.“

Das unvergesliche Denkmal der fruchtbarſten Wohlthätigkeit gegen Sein Regiment — wir können ſagen gegen die Menſchheit — iſt — die preiswürdige Schulanſtalt, die Er geſtiftet hat.

---

*) Dem Herrn Hofmedicus du Roi.

**) H. C. R. Protzen.

Wie ruhmvoll für Herzogs Leopold Verſtand und Herz! — wie erklärt wahr! — und wie würdig daher, von allen Männern Seines Standes beherzigt und mit allen Kräften befolgt zu werden, iſt folgende Bemerkung von Ihm! —

„Eine Nationalarmee, ſo wie die ſiegende Schwediſche, bey Leipzig und Lützen, welche mit Religion, Liebe für ihren König, Vaterland und Befehlshaber verband, dieſe zog Er allen andern vor. Von ihr erwartete Leopold mehr entſcheidende Thaten, wenn ſie auch, gleich der Preußiſchen bey Rosbach und Leuthen, geringe an Anzahl wäre, als von den fürchterlichſten Armeen. Dieſe Tugenden ſollte der Unterricht hervorbringen. Die Kinder der Ausländer, welche ſie ins Land brachten, erhielten gleichen Unterricht, und ſo wurden ſie den Landeskindern an Tugenden gegen das Vaterland vollkommen ähnlich. Hiermit entſtand in künftigen Zeiten ein Nationalregiment, das aus Pflicht und Beruf ſein Leben dem Vaterland als freiwilliges Opfer darbrachte.“

„Aehnliche Regimentsſchulen hatte Guſtav Adolph von Schweden, und ſie folgten ſogar der Armee im Kriege nach*)“.

Aus ſolchen richtigen patriotiſchen Grundſätzen, half Er dann auch ſo bald Er nach Frankfurt kam, den weſentlichen Mängeln der Garniſonſchule ab.

Statt der alten dumpfen ſehr engen Schulwohnung, die kaum dreißig Kinder faſſen konnte, ließ Er ein ganz neues, ſchönes zweckmäßig eingerichtetes — gelegenes Schulhaus auf Seine Koſten bauen. Zugleich ließ Er darin eine bequeme Wohnung für zween Lehrer einrichten, und neben demſelben einen recht artigen kleinen Garten anlegen. Dieſer Bau koſtete Ihm über viertauſend Thaler.

Er beſtellte einen neuen Lehrer bey dieſer Schule, und ſorgte für deſſen recht anſehnlichen Gehalt. Die Compagnie-Chefs gaben demſelben monatlich zwölf Thaler, ermuntert durch ihres Befehlshabers Beyſpiel, der ihm acht Thaler gab, auch immer alle nöthigen Bücher und Schreibmaterialien ſchenkte.

Das Schulhaus wurde den 26. Jenner 1778 öffentlich eingeweihet. Mehr wie fünfhundert Soldatenkinder, die bisher ohne allen Unterricht geweſen waren, erhielten denſelben nun gänzlich frey. Die immer wachſende Anzahl der Schüler — denn auch andre Arme durften ihre Kinder in die Schule ſchicken — machte einen zweyten Lehrer nothwendig. Er arbeitete ſchon an der gewiſſen Anſetzung deſſelben, und gab ihm ſchon zuerſt, freye Wohnung, vier Thaler monatlich, und einige andre Vortheile.

Er ſorgte bei der Stiftung dieſer Schulanſtalt für die beſte Einrichtung des Unterrichts in derſelben. Er hatte ſelbſt viel Schriften über die Erziehung geleſen, am meiſten gefiel Ihm die Methode des edlen Rochow, und er wählte dieſelbe. —

Weiſe Wahl!

Er ſandte Seinen damaligen Feldprediger, den Herrn C. R. Proßen nach Reckahn, um ſich mit den dortigen Anſtalten näher bekannt zu machen. Er reiſete ſelbſt nach Reckahn, nahm alles in Augenſchein, forſchte jedem kleinen Umſtand von der vortreflichen Rochowſchen Lehrart nach, ließ ſich von allen Punkten derſelben unterrichten, und führte alles für Seine Regimentsſchule Zweckmäßige und Anwendbare darin ein.

Mit mehrerer Emſigkeit, zeugt jemand, der bey dieſem Schulbeſuch zugegen war, mit angelegentlicher Sorgfalt, kann kein eigentlicher Erzieher und Schulmann alles bemerken, und erforſchen, als dieſer vortrefliche Fürſt that.

So iſt gewiß auch die Geſchäftigkeit und Wärme, mit welcher Er den nützlichſten Fortgang Seiner Erziehungsanſtalt zu befördern ſuchte, ein großes — ein ſeltnes Muſter für alle, deren eigentlicher Beruf es iſt, für die gemeinnützigſte Beförderung des Schulweſens zu ſorgen. Er wählte und brauchte die rechten Mittel dazu. —

1) Bey Seinem Schulplan war Sein Hauptzweck — das gröſte Glück der Menſchheit — die Bildung des Verſtandes und Herzens, durch Religion, Tugend und nützliche Kenntniſſe.

2) Er gab dem Lehrer alle Ermunterung und Freudigkeit zu ſeinem mühſamen Geſchäfte. Er bezeigte ihm bey jeder Gelegenheit, daß Er ſeine Rechtſchaffenheit, Thätigkeit und Geſchicklichkeit erkenne, und ihn darum ſehr werthſchätze; Er begegnete ihm immer mit aller Freundlichkeit. Noch am Morgen des Ausmarſches in den Krieg wegen der Baierſchen Erbfolge, beſuchte Er ihn, und ſprach ihm, da er betrübt war, den Muth zu: Es iſt zwar ſehr leicht möglich, daß ich nicht wiederkomme, und in meinem Beruf ſterbe, ich habe aber Verfügungen getroffen, daß Sie zehn Jahre Unterthalt haben, und binnen dieſer Zeit wird Gott ſchon für Sie ſorgen.

Bald nach der Zurückkunft aus dem Feldzug, ging Er zu ihm, und beſchenkte ihn, mit den liebreichen Worten: Sagen Sie mir, ob Sie mit der Zulage, und ihrem ordentlichen Gehalt auskommen können, ich weiß, zu einer Wirthſchaft wie die ihrige gehört viel, ſonſt will ich ihnen noch mehr zulegen. — — und nachher: —

Mein lieber Ehrlich, ich weiß, daß Sie bei ihrer drückenden Arbeit ihre Kräfte zuſetzen müſſen; aber ich will auf ihre unvermögenden Tage für ihren zureichenden Unterhalt, auch nach ihrem Tode für ihre Frau und Kinder ſorgen.

Als der Herzog ihm den Garten neben der Schule anlegen ließ: —

Es iſt doch einige Aufheiterung nach ihrem täglichen ſauern Kampf, wenn ſie hier herumgehen, und die Natur betrachten können.

Auch dadurch gab Er ihm die größte Aufmunterung, daß Er:

3) die Schulkinder zum Fleiß und Gehorſam ermunterte. Er that dieſes auf manche Weiſe. Er bekümmerte ſich ſorgfältig um ihr Zunehmen in Kenntniſſen und guten Sitten. Er beſuchte die Schule oft und unerwartet, war Stunden lang bey den öffentlichen Prüfungen der Kinder mit Seinen Officiers gegenwärtig, fragte die Kinder ſelbſt, und ſchenkte zur Ermunterung ihres Fleißes, den Beſten und Fleißigſten, nützliche Bücher und kleine Denkmünzen.

Auch ermahnte Er ſie ſelbſt, liebreich und väterlich, zum Fleiß und zur guten Aufführung. Er kannte jedes Kind, nannte es mit Namen, und ſtreichelte ihnen die Backen. — Ein ſtarkes Ermunterungsmittel für Schulkinder, wenn Aufſeher, bey öffentlichen Prüfungen, ſie bey Namen nennen, und ſich liebreich gegen ſie beweiſen; ſie gewinnen Zutrauen und Liebe zu dem Manne, der es ihnen zeigt, daß er auf ſie merke und ihnen gut ſey.

Wenn Er durch Sachkenner, die die Schule beſuchten, rühmliche Zeugniſſe, von der Treue des geſchickten Lehrers, und von dem Fleiß der Zöglinge erhielt, o wie freute Er ſich dann!

Als am ſechſten Jenner 1783, bei einer öffentlichen Prüfung, der gute Fortgang dieſer Schulanſtalt, recht ſichtbar geworden war, ſchrieb Er gleich an dieſem Tage einen Brief an einen Seiner alten geliebten Lehrer in Braunſchweig, voll ſtarker Zeugniſſe, wie eine wichtige Angelegenheit dieſelbe Seinem Herzen ſey — welche große Belohnung Er in der guten Frucht ſeiner koſtbaren und mühſamen Arbeit finde.

„Ich muß Ihnen von einer Freude, die ich heute gehabt habe, Nachricht geben, weil Sie gewiß daran Antheil nehmen. — — Meine Regimentsſchule hat ſie mir verurſacht, die ich vor fünf Jahren eingerichtet habe. Ich hatte viele auſſerordentliche Hinderniſſe bey Stiftung derſelben zu überwinden. Der vornehmſte Widerſpruch war beſtändig: die Kinder würden zu klug, und daher untauglich zu ihrer künftigen Beſtimmung, Soldaten zu werden. — Da ich das Werk angefangen und durchgeſetzt hatte: ſo war es für mich eine unbeſchreibliche Freude, mit meinen Ohren zuhören, daß eine große Menge Kinder einen gründlichen Unterricht in der Religion gehabt, — geläufig leſen, ſchreiben und rechnen konnten, die erſten Gründe der Geographie wußten. — Welche Vorwürfe hätte ich mir machen müſſen, wenn dieſe Kinder durch meine Nachläſſigkeit in ihrer Unwiſſenheit geblieben wären!“ —

Welche Vorwürfe hätte ich mir machen müſſen ꝛc. Köſtliche Worte! Edelmüthige Geſinnung! In der Moral der Fürſten, Obrigkeiten und Herrſchaften, müſſen ſie gleich auf der erſten Seite, mit großen Buchſtaben geſchrieben ſtehen.

Er hatte in Seiner Denkungsart die Haupteigenſchaft, welche den Mann von Verdienſt ganz eigentlich bezeichnet: — thätige Güte des Herzens, und aufrichtiges Wohlwollen gegen alle Menſchen; — und nach dieſem Grundtrieb ſeiner Handlungen, ſtrebte Er Gottes Stelle auf Erden, durch Gutes wirken und Nutzen ſtiften, ſo viel er nur konnte, zu vertreten, — Seine Gutthätigkeit ſo gemeinnützig zu machen als es Ihm nur möglich war.

„Er gab am liebſten Geld zu ſolchen Abſichten die ins Allgemeine gehen, Er hatte für jede Art der Noth ein weiches gefühlvolles Herz, und gerührt zu werden, und zu Hülfe zu eilen, war bey Ihm gemeiniglich Eins. Jeder hatte bey Ihm freien Zutritt — Er ſprach mit jedem, und hörte die kleinſten Umſtände der Klagen mit bewunderungswürdiger Geduld an. Den meiſten, die Seine Hülfe ſuchten, half Er. Viele denen Er nicht helfen konnte, wurden getröſtet, durch die liebreiche Art mit der Er zu ihnen ſprach.“

---

*) H. Pr. Hauſens hiſtoriſche Denkſchrift. S. 25 f.

Tauſende in Braunſchweig und Frankfurt, aus allen Ständen, ſind des Zeugen, daß Er zur chriſtlichen Dienſtfertigkeit, Thathülfe, Empfehlung und Fürſprache bereit geweſen iſt.

Auch auſſer dem groſſen Wirkungskreis Seiner Schulanſtalten, war Er thätig, gute Erziehungen zu befördern. Er unterſtützte manche fähige Jünglinge, die ſich den Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten gewidmet hatten, auf Schulen, Akademien und Reiſen. Er ließ viele arme verwaiſete Kinder, auf Seine Koſten Handwerke lernen, und zu guten brauchbaren Menſchen erziehen. Einſt fand Er in Frankfurt zwey Kinder die ganz verlaſſen umherirrten und bettelten. Er nahm ſich ihrer an und ſchickte ſie an die Braunſchweigſchen Armenanſtalten. Bei ihrer Abreiſe ging Er Morgens um fünf Uhr bey einer rauhen Witterung ſelbſt zum Fuhrmann, um zu ſehen, ob ſie auch gut vor dem Wetter verwahrt wären. Als er dieß nicht fand, zog Er Seinen eignen Ueberrock aus, wickelte ſie in denſelben, ſahe ſie erſt abfahren und ging dann im Regen ohne Ueberrock nach Hauſe.

Bey Seiner letzten Anweſenheit in Braunſchweig, ging Er ſelbſt aufs Waiſenhaus, ließ die Kinder, deren Namen Er genau behalten hatte, rufen, erkundigte ſich nach ihrem Betragen, und ermahnte ſie fleißig zu ſeyn, und ſich in allen Stükken gut aufzuführen, dann wolle Er weiter für ſie ſorgen.

Des Herzog Leopolds allgemeines Wohlwollen gegen alle Menſchen zeigte ſich vorzüglich wirkſam: in Barmherzigkeit gegen Arme und Nothleidende.

Die feſtgeſetzten Allmoſengelder, welche Er in Frankfurt an beſtimmte Arme monatlich austheilen ließ, betrugen nach der Verſicherung deſſen, der ſie ausgetheilt, 240 Thaler, und alſo jährlich faſt dreytauſend Thaler. Auſſerdem haben hier in Braunſchweig und an andern Oertern, viele Nothleidende, Wohlthaten von Ihm empfangen, auch gab Er gern durchreiſenden Dürftigen; ſo daß gewiß der gröſſere Theil ſeiner Einnahme zu Werken der Liebe angewandt worden iſt.

Um ſich von dem Elende der Leidenden deſto näher zu überzeugen, und daſſelbe deſto gewiſſer völlig zu heben oder doch erleichtern zu können: ſo erforſchte Er es ſelbſt. Er beſuchte die Unglücklichen in ihrer Hütte, ging ſelbſt an ihr armſeliges Krankenlager, und veranſtaltete für ſie dann mit vielem Eifer, nach ihren Umſtänden und Bedürfniſſen, zweckmäßige Hülfsmittel und erforderliche Pflege.

„Wie oft ging Er nicht auf Böden und Kammern viele Treppen hinauf, um Elende und Kranke, deren Noth Er erfahren hatte, aufzuſuchen, nie zufrieden, als bis ihnen geholfen war; — wovon ich mehrmalen, da Er mich als Arzt zur Hülfe aufforderte, das Glück gehabt habe, Augenzeuge zu ſeyn *).“

Einſt taufte Herr Protzen, am Abend drey Kinder, von denen eine Arme auf der Durchwanderung nach Schleſien begriffene Soldatenfrau entbunden wurde. Als er am folgenden Morgen, die Kranke beſuchte, erfuhr er von ihr, daß ein Officier da geweſen ſey, und ihr verſprochen habe für die Pflege und Erhaltung ihrer Kinder zu ſorgen, — dieß war der Herzog geweſen.

An einem andern Abend, geht der Gute bey einem Hauſe vorüber, hört ein ängſtliches Stöhnen — geht herein, erfährt, daß eine verlaßne Arme, mit den empfindlichſten Schmerzen auf ihrem Strohlager ringt. Gleich geht Er zum Arzt, der ſchon ſchläft, und bittet ihn, aufzuſtehen, und der leidenden Kranken zu Hülfe zu kommen. — An dem Tage als man den Leichnam des Herzogs wiedergefunden, begegnete der Pr. H. in Frankfurt, der Wittwe Beiern, einer neunzigjährigen blinden Frau. Auf deſſen Frage wohin ſie ſich leiten laſſen wolle, antwortete ſie: „zu dem Herzog.“ — „Aber was will ſie denn da, ſie kann Ihn ja nicht ſehen?“ — „Kann ich Ihn nicht ſehen: ſo will ich Ihm doch noch die Hand küſſen. — Ach Gott fuhr ſie fort, und helle Thränen ſtürzten ihr dabei aus den Augen, nun iſt mein Vater todt! Er brachte mir ſelbſt, alle Wochen zwey Gulden.

Oft that Er dieſes — daß Er den Nothleidenden ſelbſt das Geſchenk brachte.

Auf einem Spazierritt, ſah Er eine alte arme Frau, mit einem Bündel Holz, das ſie ſich zuſammengeleſen, auf dem Rücken, in einem moraſtigen Wege beinahe hinſinken. Er ſteigt vom Pferde, wadet durch den Moraſt zu ihr hin, hilft ihr auf, bringt ſie auf den trocknen Weg, und giebt ihr freundlich die Erinnerung: „ein andermal Mutterchen nehmt euch beſſer in Acht!“

Reich war auch Sein Leben, an den Tugenden, die die Früchte unumſchränkter thätigſter Herzensgüte ſind. Er begegnete einem jeden, auch denen die weit unter Ihm waren, mit Höflichkeit, Herablaſſung und Leutſeligkeit. Mit den ärmſten und geringſten Leuten ſprach Er freundlich.

Wie richtig getroffen iſt der Zug in Seinem Bilde! — *) „Erinnert euch nur an die freundliche liebevolle Miene, die auf Seinem menſchenfreundlichen Geſicht wohnte; die der ſo ſichtbare Abdruck Seines Herzens war, die Er jedermann entgegen trug, und die ſich ſo tief in die Züge Seines Geſichts eingegraben hatte, daß ſelbſt der alles entſtellende Tod ſie nicht verwiſchen konnte! Erinnert euch an die herablaſſende Güte, mit der Er jedem zuvorkam, um ihm Offenheit und Vertrauen einzuflößen, und den Abſtand zu mildern, der ſich zwiſchen Ihm und uns befand; an die eifrige Bereitwilligkeit, mit der Er jedem und auch dem Geringſten gefällig zu werden und ihm Freude zu machen ſtrebte!“

Seinem guten Herzen war es nicht möglich, mit Vorſatz einem Menſchen eine mißvergnügte Stunde zu machen. Er hatte viele Lebhaftigkeit und Gabe des Witzes, aber nie mißbrauchte Er dieſelbe zum kleinſten Spott über Seinen Nebenmenſchen.

Eine edeldenkende Fürſtinn, gab Ihm unter Thränen, die Sie bei der Nachricht Seines Todes vergoß, das laute Zeugniß —, das ich ſelbſt mit anhörte: —

„Ach der gute Prinz! Nie habe ich aus Seinem Munde ein Wort zum Schaden und bittren Tadel andrer Leute gehört, das meiſte, was ich von Ihm gehört habe, war, daß Er andre vertheidigte, alles zum Beſten kehrte, und für Leute, die Hülfe nöthig hatten, bat und ſprach.“

Selig und würdigſt geprieſen iſt der Mann, dem dieß Lob in die Gruft nachſchallt! —

Bei Seinem lebhaften Gefühl der Menſchlichkeit, empfand Er immer lebhafte Mitfreude über alles Glück und Gute, das Er bei andern erkannte, und das andre gewirket hatten.

Er ſelbſt kannte kein größres Vergnügen, als Wohlthun und Helfen. Er empfand dieß Vergnügen immer aufs neue, ſo oft Er eine That der Menſchenliebe verrichtete. Hatte Er bei der Ausführung derſelben mit manchen Hinderniſſen kämpfen müſſen, dieſe aber durch Seine unerſchütterte Feſtigkeit, und Beharrlichkeit in der Ausführung eines angefangnen guten Vorhabens — (ein altes Tugendeigenthum des braunſchweigſchen Hauſes) überwunden, wie innig froh und aufgeheitert war Er dann!

Daß Er das größte Vergnügen darin ſuchte — Wohlthäter und Helfer der leidenden Menſchheit zu ſeyn, beweiſet Sein eignes ſtarkes Zeugniß davon, daß Er Seinem theuren Jeruſalem gab, der auch in Seine Seele ſchon früh Grundſätze und Empfindungen aufgeklärter warmer Menſchenliebe prägte.

„O was iſt es für eine Freude helfen und dienen zu können! Könnte ich es nur noch mehr thun, als ich thue: ſo wäre meine Freude noch gröſſer! die größte Freude, die ich mir denken kann, iſt die, einem Menſchen das Leben retten; ach wollte mir Gott doch noch einmal in meinem Leben, dieſe Freude ſchenken!“

Iſt dieß nicht ganz die Sprache eines Edlen, der Geiſtesſtärke und Heldenmuth in ſeinen gutthätigen Beſtrebungen für die Menſchheit offenbart?

Stärke der Menſchenliebe, zeigte Leopold; da Er, um deſto mehrere glücklich zu machen und öftrer Menſchenelend zu erleichtern, Seine eignen Ausgaben einſchränkte — ſich manche Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens verſagte: — Er lebte nicht fürſtlich, um wohlthätig ſeyn zu können.

Kraft und Ausdauern Seiner Güte war es, daß Er feſt in Seinen menſchenfreundlichen Entſchlieſſungen blieb, wenn ſich denſelben Hinderniſſe widerſetzten, und nicht ruhete, bis Er ſie ausgeführt hatte.

Gewiß ſehr ſelten, und darum deſto preiswürdiger, iſt eine ſolche Anſtrengung aller Kräfte, ein ſolcher beſtändiger, raſtloſer nie zu ermüdender Eifer, der Menſchheit Dienſte zu leiſten, als man bei Ihm fand.

Heroismus der Menſchenliebe war es, daß Er den furchtbarſten Gefahren herzhaft entgegen ging, wenn Menſchenrettung und Beſchützung ihrer Wohlfahrt es erfoderten.

In allgemeinen Nöthen der Stadt Frankfurt, war Er der Erſte und Thätigſte der zu helfen ſuchte. Bei mancher Feuersbrunſt brachte Sein groſer und edler Eifer, ſelbſt zur Rettung zu wirken, Ihn oft in augenſcheinliche Lebensgefahr; und noch wenige Monate vor Seinem Rettertode, hatte Er ſich bey einem Brande ſo weit gewagt, daß Er nur mit vieler Mühe gerettet werden konnte. Das war damals, als man Ihn bat, in Zukunft Seines unſchätzbaren Lebens doch mehr zu ſchonen; der heldenmüthige Menſchenfreund aber ant-

---

*) Zeugniß des Herrn Prof. Maier.

*) Aus H. Pr. Löfflers Gedächtnißpredigt. S. 19.

wortete: Ich vertraue der göttlichen Vorſehung, ich bin ein Menſch und muß meinen Brüdern helfen.

Durch Seine wachſame Sorgfalt, durch Seine trefflichen Rettungsanſtalten, durch Sein anfeurendes Beyſpiel, Zureden und Bitten, mit Ihm zu helfen, wurde manches Feuer gletch gedämpft, das der Blitz anzündete, oder das Unglück wurde doch nicht ſo groß, als es hätte werden können. Und bey jedem Brande, wie emſig ſorgte Er dafür — wie genau ſahe Er ſelbſt allenthalben umher, daß nicht von dem geretteten Hab und Gut der Unglücklichen geſtohlen wurde!

Bey der Waſſersflut im Jahr 1780, verdanken es die Frankfurter, gleich nächſt Gott, Seinem unermüdeten Eifer, daß die Vorſtadt nicht überſchwemmt wurde. Er war die ganze Nacht auf dem Damm der durchbrechen wolle, und arbeitete gemeinſchaftlich mit Seinen Soldaten, den Durchbruch zu verhindern. —

Nicht um von Menſchen geſehen und geprieſen zu werden that Er ſo viel Gutes. Er hatte einen wirklich demüthigen Sinn. Am liebſten erwieß Er Wohlthaten in der Stille. Man ſahe Ihm immer eine Verlegenheit an, wenn Ihm jemand für empfangne Wohlthaten dankte; und das Gefühl der Beſcheidenheit ſprach in der edeln Schamröthe Seines Geſichtes, wenn Er Sein Lob hörte.

Daß Er nicht aus eitler Ruhmſucht, oder um Aufſehen zu machen, große und gute Handlungen verrichtete, dieß zeigte Er auch, als man über die Thüre, des auf Seine Koſten erbauten Schulhauſes die Aufſchrift geſetzt — Leopoldiſche Garniſonſchule. — Er befahl, daß ſie wieder weggenommen werden mußte, und ließ das Haus mit dem einzigen Worte — Garniſonſchule — bezeichnen.

Er überließ ſich keiner ſtrafbaren herrſchenden Leidenſchaft, ſondern lebte beſtändig in wahrer Mäßigkeit und Strenge gegen ſich ſelbſt.

Gegen Seine Aeltern empfand Er die zärtlichſte kindliche Liebe. — Seinen Erziehern und Lehrern bewieß Er unveränderte Dankbarkeit. Mit einigen derſelben unterhielt Er ununterbrochen, einen vertraulichen Briefwechſel; und immer ſprach Er von ihnen mit Werthſchätzung und Freude. Alle die das Glück gehabt, Seine Freude zu ſeyn, werden bis ſie Ihn einſt wieder ſehen, mit Wehmuth, ſich der offnen vertraulichen und beſtändigen Freundſchaft erinnern, die Er wider die Hofſitte vieler Großen, gegen ſie ausübte.

Wenn er nach Braunſchweig kam, beſuchte Er liebreich alle Seine alten Bekannten; und diejenigen, welche Ihm in Seiner Kindheit und Jugend Dienſte geleiſtet — waren Sie auch ſehr weit unter Ihm — ließ Er zu ſich kommen, oder ging ſelbſt zu ihnen, und unterredete ſich mit ihnen ſehr leutſelig.

Für Seine Bedienten ſorgte Er wie ein Vater — Er gab Ihnen ein beſtändiges gutes Beyſpiel; Er antwortete einem Manne der Ihm ſeine Verehrung wegen Seiner guten Geſinnungsart, aufrichtig bezeugte:

„Ich darf nicht unrecht thun — es wäre für mich gedoppelt unrecht, denn ich habe ſo gute redliche Leute um mich, ich würde ſie betrüben oder verſchlimmern.“

Angelegentlich bekümmerte Er ſich um die Verſorgung derſelben nach Seinem Tode.

Angelegentlich bat Er oft die Seinen um dieſe Wohlthat. —

Bereitwillig iſt die Fürbitte des guten Herrn erfüllt worden.

Als Weltbürger ſchätzte Er den Mann von Tugend und Verdienſt, ohne Anſehen des Standes, der Perſon und Religionspartheу. Gern redete Er von guten Menſchen, und wurde oft lebhaft gerührt vom Wohlgefallen und Vergnügen an ihren edlen Geſinnungen. —

Wahr iſt das Lob:

„Wo ſahe Er Edelmuth, ſelbſt im ſchlechten Gewand und Kittel, den Er nicht ehrte?“

„Dem, welchen Er treu gegen Gott und König, fleißig in ſeinem Beruf, ohne alle Nebenabſichten, Wahrheit liebend und liebreich gegen andre fand, ſchenkte Er vorzüglich Seinen Beyfall.“

Er liebte die Wiſſenſchaften, ſtrebte immer nach neuen Kenntniſſen, hatte Achtung für gelehrte Männer, unterhielt Sich gern mit ihnen — ſah die Profeſſoren in Frankfurt oft bey Sich, und beſuchte dieſelben. Große Verdienſte erwarb Er ſich um die Akademie; und Er hat den Wiſſenſchaften auch dadurch manchen wahren Dienſt erwieſen, daß Er viele arme tugendhafte fähige junge Leute mit Geld und Empfehlungen unterſtützte, ſich der Erlernung derſelben zu widmen.

Nur einige Tage vor Seinem Tode, ſchrieb Er noch zum Beſten eines ſolchen Jünglings an den Prof. Hauſen einen Brief, daraus folgende Stelle bekannt gemacht zu werden verdient. — — — „Der Ueberbringer iſt völlig von Geld entblößt, hat keine Ausſichten, ſein Glück zu machen, aber iſt fromm und tugendhaft. Gehen Sie ihm mit Rath und That an die Hand, damit er ſeinen Endzweck erreiche; und ſagen Sie mir, ſo wie es nur Ihre vielen Geſchäfte erlauben, wie ich helfen ſoll. Gott wird Sie dafür ſegnen; und Sie helfen durch Ihren Rath keinem Unwürdigen, keinem Undankbaren*).

Herzogs Leopold
glorreicher Tod.

Sein ganzes Leben war die würdigſte Zubereitung zum Tode, denn Sein Herz war von Ehrfurcht für die Religion erwärmt und in Seinen Handlungen folgte Er ihren Anweiſungen, chriſtlich und gut, rechtſchaffen und menſchenfreundlich zu ſeyn. Er beſchäftigte ſich oft, mit ganz eigentlichen Gedanken an den Tod und die Ewigkeit. In Braunſchweig ſagte jemand zu Ihm: Seine Schulanſtalten machten Ihm viele Koſten und Mühe, Er antwortete:

Ach dieſe übernehme ich gerne! denn wir Menſchen müſſen uns beſtändig zum Tode bereiten, und die allerbeſte Zubereitung iſt, wenn wir beſtändig Gutes zu wirken bemüht ſind! — Herrliche Worte! Fromme Geſinnungen! Das iſt ja ganz genau Chriſtus Sinn und Ausſpruch. Joh. 9, 4.

Als auch hier eine würdige Chriſtinn bey einem Geſpräch, darin Er ganz Sein gutes Herz zeigte, Ihm ſagte: Er wäre noch jung, und würde noch viel Nützliches zu Stande bringen — erwiederte Er:

Ach Theure, ich kann aber auch jung ſterben. Mein Stand iſt voll Gefahren. Ich denke täglich an den Tod, mitten unter den Zerſtreuungen und Vergnügungen des Lebens denke ich daran.

Kurze Zeit vor Seinem Tode, ſchrieb Er in einem Briefe an Seinen Herrn Bruder, den Herzog Friedrich unter andern großen Gedanken eines chriſtlichen Helden, auch dieſen:

— „Sollte es nicht zum Kriege kommen, ſo lange ich lebe: ſo werde ich dieſe Zeit um deſto mehr anwenden, mich zur großen Reiſe nach jener Welt gefaßt zu machen.“

Am Tage vor Seinem Tode, war noch Seine letzte Unterhaltung bey der Tafel, von der Unſterblichkeit und dem Zuſtande der Seele nach dem Tode, davon Er ſo oft und ſo gern ſprach.

Am Morgen Seines Todestages zeigte Er wider Seine ſonſt gewöhnliche Lebhaftigkeit, eine außerordentliche Ruhe des Geiſtes. Es befremdete dieß Seine Bedienten, da die Gefahr der Waſſerfluth ſich immer vergrößerte und viele Einwohner der Vorſtadt ſchon in hoher Noth waren. Als einer derſelben deswegen ſagte; „ſo ruhig habe ich Ew. Durchlaucht noch nie geſehen,“ antwortete Er: dieß iſt gut, man muß oft ruhig ſeyn. Vorzüglich muß man bedachtſam ſeyn und alles wohl überlegen, wenn Gefahr da iſt.“ Daß Er nach Seinen Worten auch hier gehandelt, daß Er die Gefahr, welche der Stadt drohete, bedacht, alle dabey zu bemerkenden Umſtände wohl überlegt, die wirkſamſten Rettungsmittel gewählt, und Verfügung getroffen, daß ſie an dem Orte, wo ſie am nöthigſten waren, ſollten gebraucht werden, — dieß beweißt der Brief, den der auf Menſchenwohl immer Sinnende, an den Herrn Oberſten von Frankenberg, kurz vor Seinem Hingang zum Rettertode geſchrieben, und den man auf Seinem Schreibepult fand. Es iſt durchaus in demſelben, die Sprache einer ruhigen Seele; mit reifer Ueberlegung iſt darin Befehl gegeben, wie die Soldaten, welche an dem Ort wo die Waſſerflut am gefährlichſten, wohnten, ihre Sachen ſchleunig retten, und dann helfen ſollten, den Damm zu ſchützen.

Dieſe beſondre ruhige Gemüthsverfaſſung an Seinem letzten Morgen, giebt eine große Aufklärung über den Grundſatz Antrieb und das Gefühl, darum Er Sich in Todesgefahr wagte. Wahrlich nicht aus raſcher Unbedachtſamkeit, Seine Seele war gerade auf das Gegentheil geſtimmt. Auch waren ſchon einige Leute ſicher über den ausgetretnen Strom gekommen, und Er befahl den Schiffern, gerade deren Weg zu nehmen. Er brauchte alſo alle bedachtſame Sorgfalt, und durch edle Bewegungsgründe wurde Er zu dem Entſchluß und wirklichen Unternehmen, das Ihm Sein Leben koſtete, angefeuert. — —

„Drang Seines großen und guten Herzens, das ſo ganz von mitleidigem Gefühl durchfloß, ſtarkes Vertrauen auf Gott, das Er immer in Gefahr empfand, und gewiſſe Erwartung, durch Sein vorleuchtendes Beyſpiel, mehrere zu begeiſtern, brachten Ihn zu dem Entſchluß, den Nothleidenden mit Beiſeiteſetzung aller eignen beſorglichen Gefahren zu Hülfe zu eilen.″ — Immer ſtärker wurde Sein Mitleidsgefühl: ſo wie mit der Flut die Noth der Unglücklichen ſtieg. Länger widerſtehen konnte Er demſelben nicht, als eine Mutter vor Ihm niederfiel, und Ihn händeringend anflehte, Er möge Ihre Kinder retten laſſen. — Nun Er, wie ein Held, der ſich aus den Armen ſeiner weinenden Familie, die ihn nicht, von ſich laſſen will, losreißt, und zu Siegesthaten hineilt, aus dem Kreiſe Seiner ſich um Ihn drängenden und zitternden Getreuen hinweggeeilt, zum Ufer hin; immer noch flehen ſie Ihn, Sich nicht in die Gefahr zu begeben, aber Er antwortet: Was bin ich mehr, wie ihr? Ich bin ein Menſch wie ihr, und hier kommt es auf Menſchenrettung! — Nach dieſen Worten, — die werth ſind, mit goldnen Buchſtaben in den Zimmern aller Großen zur beſtändigen Erinnerung angeſchrieben zu ſtehen, ſteigt Er in den Nachen — und will empfinden, die Freude — die Er ſich immer als die größte aller Freuden gedacht, und von Gott als eine Wohlthat erflehet hatte — will Menſchen vom Tode retten. Entſchloſſen und herzhaft wagt ſich der Menſchenretter in die reiſſen Flut — grüßt zuletzt noch heiter und freundlich, die am Ufer Ihm zitternd nachſehen — —

---

*) Gedächtnißſchrift, S. 25.

— — Gott! Heiliges Dunkel verbirgt uns itzt noch deine weiſen Rathſchlüſſe — in Seinem menſchenfreundlichen Heldengeſchäfte — ſinkt Er in die Tiefe — und ſtirbt in dem Augenblick des Sinkens. — — — —

* * *

Leopold.

ſtirbt im Sinn und Vorſatz, im wirklichen edelmüthigen Beſtreben, Retter unglücklicher Menſchen zu werden. — Er ſtirbt aus mächtigem untilgbarem Gefühl des Mitleidens. — —

Er ſtirbt nach unſers Heilandes Jeſu Lehre und Beiſpiel, den Rettertod.

Sein Leben hatte Er gewidmet dem Nutzen der Menſchheit, Sein Leben läßt Er im Dienſte der Menſchheit.

Die große Handlung womit Er Sein tugendreiches Leben im wahren Chriſtusſinn und Chriſtusgeſchäfte ſo rühmlich beſchloß, bringt Ihm gewiß ewige Würde und ſeligſte Belohnung, dort, wo der höchſte Richter das Scherflein der gutthätigen Wittwe, und den Trunk kaltes Waſſer, womit der menſchenfreundliche Arme den verſchmachteten Wandrer erquickte, reichlich vergilt.

Ein jeder, deſſen Herz verſteht, was wahre Größe, und fühlt, was liebenswürdige Tugend iſt — wird in Ihm den groſſen und guten Mann verehren.

Seine Todesart giebt Ihm in der Geſchichte der Menſchheit, einen ſo preiswürdigen nutzbaren und unſterblichen Ruhm, als Er ſich nicht darin erworben hätte, wenn Er im Getümmel einer blutigen Schlacht auf dem Siegesfeld geblieben wäre. — —

Die groſſen Empfindungen der Wehmuth, die lauten Klagen des Schmerzes, die bedauernden Stimmen der Liebe und Ehrerbietung, die Sein Verluſt allgemein verurſacht — die mit dem deutſchen Bidermann, alle Edle in andern Nationen fühlen und erheben, — — ſind ein merkwürdiger Beitrag zu dem Beweiſe, daß Gottes Vorſehung noch immer das allgemeine Gefühl für das Gute und Edle unter ſeinen Menſchen, fortdauern und fortwirken läßt. Ein ſchätzbarer Beitrag dazu, iſt das wetteifernde Bemühen, nicht nur der öffentlichen Sprecher für das Beſte der Menſchheit, ſondern auch vieler Tauſende, die im Stillen dafür arbeiten, Leopolds Andenken den Nachkommen ehrwürdig zu erhalten und wichtig zu machen.

Vielleicht richten auch wohl einige Wenige, über Leopolds letzte That, ſtrenge oder empfinden ihren Werth nicht. Leſer, der du wäreſt von dieſen Wenigen — der du verkennen könnteſt, des Edelmüthigen menſchenfreundliche Abſicht — —

Gott bewahre mich vor deinen Grundſätzen, und laſſe mein Herz nie ſo unempfindlich für eine groſſe und gute That werden!

Die Hauptquelle dieſer Characteriſtik ſind —

Ungedruckte Briefe und ſichre Nachrichten.
Die Aufſätze in der berliniſchen Monatsſchrift, von Hr. C. R. Protzen und Hr. Feldprediger Krüger.
Max. Julius Leopold, eine hiſtoriſche Denkſchrift von Hauſen.
Herzog Leopold der Menſchenfreund, von From.

Barthold Feind,

der Sohn eines Schullehrers zu Hamburg, ward daſelbſt im Jahr 1678 geboren, widmete ſich dem Studium der Rechtsgelehrſamkeit, und erhielt nach vollendeter akademiſcher Laufbahn, das Diplom eines Licentiaten d. R. Nachdem er Italien und Frankreich bereiſt, practicirte er eine Zeit lang als Advocat in Hamburg, trat dann in ſchwediſche Dienſte und ſtarb 1721 als Staatsgefangener (weil er gegen Dänemark geſchrieben hatte) zu Rendsburg.

Er gab heraus:

Deutſche Gedichte. Erſter Theil. (Mehr erſchien nicht.) Stade, 1708.
Das Lob der Geldſucht. Aus dem Holländiſchen. Hamburg, 1704. 8. Köln, 1709.
Das verwirrte Haus Jakob u. ſ. w. Hamburg, 1704. 4. Naumburg, 1708. 4.
Der heldenmüthige Monarch von Schweden, Karl XII. Stade, 1707. 4.
Römiſches Abrilfeſt u. ſ. w. Hamburg, 1716. 4.
Carneval der Liebe. Hamburg, 1702. 4.
Character eines großen Regenten. Hamburg, 1711. 4.
Echo und Serenata an dem Luis und Senthumiſchen Vermählungsfeſte. Hamburg, 1714. 4.

Ein treffendes Urtheil über Barthold Feind, einen Nachfolger der zweiten ſchleſiſchen Schule, fällt Franz Horn („Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen,″ Th. II, S. 112) mit folgenden Worten: „dieſer Schriftſteller, der, wo möglich, die Lohenſtein'ſche Art und Kunſt noch zu ſteigern verſuchte, gehörte zu den ſeltſamſten Erſcheinungen in unſerer Literatur, obgleich er nur ſehr wenig gekannt iſt. Bei einer nicht gemeinen Anlage zum Studium der Philoſophie und der ſteten Hinneigung zu einer oft ſich ſelbſt misverſtehenden Myſtik, ſcheint ſich zuletzt noch ein mit jenen Beſtrebungen ſchwer zu vereinigender unglückſelig verworrener Enthuſiasmus für die Politik ſeiner bemächtigt zu haben, der bei der Ohnmacht, in der er ſich befand, ſeinen Träumen Realität zu geben — eine Art von Wahnſinn in ihm erzeugen mochte, von dem ſich einige leiſe Spuren in ſeinen Gedichten antreffen laſſen.″ — Uebrigens war er durchaus nicht ohne Talent für didactiſche Poeſie und wußte die Sprache mit Kraft und Gewandtheit zu beherrſchen, doch ließ er ſich überall zu ſehr vom Phantaſtiſchen in dem damaligen ſchlechten Geſchmack hinreißen und behandelte aus Mangel an Tact, oft die wunderlichſten Dinge, mit großer Selbſtgefälligkeit. Mehr als eine literäriſche Kurioſität, als um ihres Werthes willen, theilen wir hier eine Abhandlung über die Oper und zwei Hochzeitsgedichte von ihm, mit.

Gedanken von der Opera.*)

Niemand darff mich eben für einen Misantrope ausruffen, wenn ich ſage: daß eine Opera, Drama per Musica, oder Muſicaliſches Schauſpiel, ein unnatürliches Ding und prächtige Gauckelei ſey, worinnen die Poeſie mit der Muſic, ſo wol Sing- als Spielkunſt, in der höchſten Fürtrefflichkeit pflegt angetroffen zu werden. Ein jeder wird leichtlich abnehmen, daß allhier von guten Opern, ſo wol was die Muſic und Poeſie, als das Theatrum, die Acteurs und die Verwandlungen betrifft, die Rede ſey. Jedwede Nation hat hierinnen vor den andern den Vorzug, die Italiäniſche vor den Frantzöſiſchen, die Frantzöſiſche vor den Italiäniſchen, die Teutſche vor den Frantzöſiſchen hinwiederüm, aber nicht vor den Italiäniſchen, und die Frantzö-

---

Aus: Barth. Feind's deutſchen Gedichten.

ſiſche vor den Teutſchen. Die Frantzöſiſche Folie übertrifft alle andre in unnatürlichen Dingen. Die Italiäniſche Thorheit in natürlichen, und die Teutſche Gauckeley in Einfalt: ſo daß jene mehr den Horizont der Thorheiten überſteigen, und auf den höchſten Gipfel klimmen; dieſe aber, aus Schwachheit, ſo weit nicht kommen, weil ſie keine ſolche beaux esprits haben. Die Frantzoſen haben jedoch die Entſchuldigung zu hoffen, daß ſie von den Italiänern und Teutſchen zu dieſer pompeusen Schwachheit verführet und gereitzet worden; Denn alle ihre Opern ſind viel jünger, als die Italiäniſche und Teutſche, welches aus dem Privilegio, ſo der itzige König der Academie de Musiciens, wie ſich das Pariſiſche Opern-Collegium nennet, ertheilet, ſattſam in der Anführung erhellen wurde, wenn es nicht eine bekandte Sache. Vor 1671 iſt, meines Wiſſens, keine Opera jemals in Franckreich aufgeführet worden, derer man nunmehr bey 80 Pieces bey nahe zehlet, alle von Heydniſchen Göttern, Griechiſchen Mährlein, tapffern Amadis-Rittern, Balletten oder andern ſelbſt inventirten Sachen, zu Ehre ihres Monarchen, und meiſt lauter der kläglichſten Tragedies, worinnen ſie ſehr glücklich, wie die beſten Heroiſchen Geiſter. Die Vertu ihrer Virtuosen, ſo viel ich derſelben geſehen und gehöret, iſt ſo mittelmäſſig, daß man kaum einen Unterſchied unter dem ordinären, natürlichen und künſtlichen Geſang vernehmen kan. So ſehr different ſind ſie von den Italiänern, und (wiewohl wenigen) Teutſchen, bey welchen die Kunſt höher geſtiegen, und zwar ſo hoch, daß ſie faſt ohne Vergleich. Es iſt auch eine lautere Pasquinade, wenn man ſagt: Dolet Italus, Hispanus flet, Germanus boat, Flander ululat, solus Gallus cantat, womit ſich die müſſigen Mönche divertiren. Der weiſe St. Evremont, ſo unpartheyiſch vielen auch ſeine Raisonnemens dünkken möchten, kan ſich, meinem Urtheil nach, ſo ſehr der Affection gegen ſeine Landesleute nicht enteuſſern, daß man nicht etwas menſchliches aus ſeiner Meinung zu ſchlieſſen Urſache hätte, wenn er ſeiner Nation allein die beſte Manier der Singekunſt in dieſen Worten zuſchreibt: Pour la maniere de chanter, que nous appelons en France: Execution, welches die gröſte Vollkommenheit, je croy sans partialité, qu' aucune Nation ne sçauroit raisonnablement la disputer à la nostre. Die angenehme und kunſtreiche Italiäner cenſirt er auf folgende Art: Les Italiens ont l' expression fausse, ou du moins outrée, pour ne connoistre pas avec justesse la nature, ou le degré des passions; c'est eclater de rire, plûtôt que de chanter, lors qu'ils expriment quelque sentiment de joye; S'il veulent soûpirer, on entend des sanglots qui se forment dans la gorge avec violence, non par des soûpirs qui échapent secretement à la passion d' un coeur amoureux; d' une reflexion douloureuse, ils font les plus fortes exclamations; les larmes de l' absence sont des pleurs de Funerailles; le triste devient si lugubre dans leurs bouches, qu'ils font des cris au lieu de plaintes dans la douleur; et quelquefois ils expriment la langueur de la passion, comme une défaillance de la nature. Von den Engelländern ſagt er: J'ay veu des Comedies en Angletterre où il y avoit beaucoup de Musique; mais pour en parler plus discretement, il m'est imposible, je n'ay pû m' accoustumer au chant des Anglois. Verſtändige und erfahrne Muſici müſſen hier den Ausſchlag geben, da Evremont wider den gemeinen Gout und Approbation faſt des gantzen Europa von den Italiänern redet, und die Frantzoſen allein zu Sänger macht. Je leichter uns der Begriff eines Dinges fürkömmt, je eher ſtimmen wir ſolchem, zumahl wenn es eine Kunſt, bey; Und dieſes, wenn man es erräht, möchte wol die fürnehmſte Urſache ſeyn, warüm viele einen Gout an der Frantzöſiſchen Vocal-Music finden, indem die Italiäniſche ihnen, weil ſie künſtlicher, zu ſchwer. Ich habe von vielen verſtändigen Leuten die Opern deswegen, wo nicht gar verwerffen, doch wenigſtens ſcharff taxiren hören, weil man alles abſinget. St. Evremont in ſeinem Discours sur les Opera ſagt p. 268. Tom. 2: Jl' y a une autre chose dans les Opera tellement contre la nature, que mon imagination en est blessée, c'est de faire chanter toute la Piece depuis le commencement jusqu' à la fin, comme si les personnes qu'on represente, s' estoient ridiculement ajustées à traiter en Musique, et les plus communes, et les plus importantes affaires de leur vie. Peut on s' imaginer qu' un Maitre appelle son Valet, ou qu'il luy donne une commission en chantant, qu' un amy fasse en chantant une confidence à son amy, qu' on delibere en chantant dans un conseil, qu'on exprime avec du chant les ordres qu'on donne, et que melodieusement on tue les hommes à coups d' épée, et de javelots dans un combat; Mich däucht, ein Knabe, wenn er zum erſtenmahl eine Opera lieſet und ſiehet, fället gleich ein ſolches Urtheil, wenn man ihn, wie alle Zuſchauer, zu überreden trachten würde, daß ſolches wahr, und der Poet durch ſeine Acteurs ſolches für etwas gantz natürliches ausgeben wollte, was eine Fiction ſeyn ſoll. Die Wahrheit wird in den Schauſpielen durch Fictiones vorgeſtellt, denn ſonſt müſten es keine Verſe ſeyn, die man redet und abſinget. Man ahmet-nur der Natur einiger maſſen nach, und wer was gantz natürliches ſehen will, dem giebt der groſſe Schauplatz der Welt täglich neue Praesentationes, nicht aber der kleine, in Opern und Comödien. Ein Schauſpiel iſt, ſo zu ſagen, nur ein Schattenſpiel, allwo man zwar etwas ſiehet, aber kein Fleiſch und Bein berühret, und wenn man bey hellem Tage einige hundert Lichter anbrennet, und der Zuſchauer im Finſtern in die Opera tritt, wer will ihn überreden, daß die Acteurs verlangen, er ſolle glauben, daß es Nacht ſey, da noch die Sonne übern Horizont ſtehet? Statuen, Fontainen, Cascaden etc. ſind und bleiben deshalb etwas Natürliches, ob ſie gleich kein Geiſt beſeelet, und die Natur dahin verordnet; dennoch hört man nicht, daß die Einbildung, ſo wir davon haben, mit verſteinert werde. Das Recitatif, von allerhand Sorten, ſo in den Opern abgeſungen wird, iſt von den ordinären Melodien der Arien, Lieder und Geſänge ſehr weit abgeſondert. Wenn etwas gefraget, erzehlet, anbefohlen oder abgeleſen wird, ſo hat ein jedes in der Muſic ſeine eigene Regel, Ton und Harmonie. Ein Semicolon, Punctum, Signum interrogandi, Exclamationis, Colon und Comma hat ſeine Geſetze und Cadence, die, wie Feuer und Waſſer, differiren, und wenn ein Acteur einen Brief ſingend ablieſt in einer, von einem exquisiten Musico verfertigen, Opera, wie von Reinhard Keyſern, ſo wird man faſt ein tertium quid unter Singen und Sprechen bemercken, welches man vom gantzen Recitatif ſagen muß; es ſey dann, daß man daſſelbe die gantze Opera durch, ſo ſtarck als die Arien accompagnirte, wie im Haage ſolche ſeltſame Gewohnheit im Schwange gehet, die nicht anders als verdrieslich ſeyn kan, weil man kein Changement hat, und faſt durch das continuirliche durcheinander Schwermen der Inſtrumenten betäubt wird. Ich weis wohl, daß man zuweilen ein Recitatif Ariosò oder obligatò ſetzet; Allein, es muß ſolches entweder auch al Arioso von dem Poeten componirt ſeyn, wie in dem Antiochus und Stratonica Act. 1. Sc. 3, oder ein ſonderlicher Affect ausgedruckt ſeyn, als eine Raſerey, zitterndes Gewiſſen ꝛc. Ich glaube auch nicht, daß ein vernünfftiger Menſch leicht in Abrede ſeyn werde, daß man nicht im Singen einer Rede zehnmahl mehr Nachdruck geben könne, als in der Declamation und ſimplen Sprache. Denn was iſt wohl das Singen anders, als die Erhöhung der Rede und Stimme mit der höchſten Krafft und Nachdruck? Eine erhöhete Rede aber bleibt darüm doch eine Rede, ob ſie gleich in einem andern Thon recitirt wird, und gar nicht etwas unnatürliches. Ich geſtehe willig, daß es offt einen etwas albernen Nachdruck habe, wenn man keinen Unterſcheid in den Expressionen unter Erzehlungen, Ableſungen, Fragen, Antwort ꝛc. machet, wie die Anfänger und Idioten in der Muſic ihrer Singſpiele, die nicht einmahl recht wiſſen, was das Wort Opera in ſeinem waren Verſtande ſagen will. Allein, wie ſolches der Kunſt der Virtuoſen unnachtheilig; alſo benimmt die Unwiſſenheit der Kunſt nichts, und man darff nicht ſagen, daß ſie unnatürlich ſey. Wenn man in der Poeſie der Muſicaliſchen Schauſpiele die Könige, Käyſer und Käyſerinnen von einem Bohten dutzen läſt, und nach der waren Eigenſchafft der Poetiſchen Schreib-Art keinen Unterſcheid unter Du, Er, Ihr und Sie macht, es rede ein Printz zu ſeinem Bedienten, oder ein Printz zum andern, ſo dutzen zwar in vita civili die Fürſten ſich nicht; aber es iſt darüm üblich in der Poeſie, vornehmlich in Schauſpielen, und nicht unnatürlich. So unterredet man ſich auch nicht im gemeinen Leben carminice, und kein Herr befiehlet ſeinem Knechte die Schuhe zu putzen in Verſen, dennoch habe ich in dieſem Stücke keinen ſich ſonderlich über die Opern beſchweren hören. Solte man aber Opern in Proſa machen, ſo blieben ſie keine Opern mehr. Denn eine Opera iſt ein aus vielen Unterredungen beſtehendes Gedicht, ſo in die Muſic geſetzet, als welche der Verſe wegen allhier gebraucht wird, nicht aber ümgekehret, weil der Poet den Musicum zu allerhand Inventionen veranlaſſet, und der Musicus dem Poeten folgen muß. Jl y en ſagt Mr. B. in den Remarques Critiques, morales et Historiques p. m 36. qui pretendent détruire l' Opera, en disant qu'il n'est pas naturel de s' entretenir en rimant? Je trouve méme que le premier est plus naturel que le dernier. Les enfans chantent en leur maniere, des le Berceau, et ausi tôt qu' ils commencent à parler, mais nous ne les entendons pas parler en faisant des vers: welches letztere aber auch keinen Stich hält; denn die Kinder reden offt ſo wol, als alte Leute, unwiſſend und von Natur Verſe, auch manchesmahl Reime. Ich weis auch nicht, ob S. Evremont ſich nicht einiger maſſen contradicire, wenn er c. l. p. 271. ſagt: Je conseilleray de reprendre le goust de belles Comedies, où l' on pourroit introduire des danses, de la Musique, qui ne nuiroient, en rien à la representation; on y chanteroit un Prologue avec des accompagnemens agreables; dans les Intermedes le chant animeroit des paroles qui seroient comme l' esprit de ce que l' on auroit representé; la representation finie, on viendroit à chanter une Epilogue, ou quelques reflexion sur les grandes beautes de l' ouvrage, etc. etc. Denn wenn man das Vor- und Nachſpiel abſingen darff, ohne etwas unnatürliches zu begehen, warüm denn nicht das gantze Schauſpiel? In dem Prologue und Epilogue kommen ja eben ſolche Unterredungen vor, als in der Opera ſelber, und man theilt darinnen ſo wol Befehle aus, als man ſich wegen einer unvermuhteten Ankunfft erdichteter Gottheiten beſpricht, davon alle Prologuen vor den Frantzöſiſchen Opern Exempel abgeben. Ob aber St. Evremont andre Inventiones darinnen würde angebracht haben, davon hätte gerne eine Probe geſehen. Solche Meinung, daß alles nemlich ſingend zu recitiren, unnatürlich ſeyn ſoll, zieht auch mehr Folgerungen nach ſich, für deren Application die Päbſtliche Clerisey, ſeine Glaubensgenoſſen, ihm übel würde verbunden geweſen ſeyn, wenn er ſolche hätte dürffen mercken laſſen. Denn wie viel Gebehter, und wie viel Redensarten, die faſt unümgänglich ſolten declamiret werden, hört man nicht abſingen? Es iſt ſolches eine, von uhralten Zeiten her übliche, Gewonheit, die eben ſo wenig unnatürliches inferiret, und ich möchte wol wiſſen, ob St. Evremont an gewiſſen Feſttagen ſeiner Kirche der Schüler abite fratres nach vollendetem Gottesdienſt, inſonderheit bey den Jeſuiten in Braband, am Donnerſtage vor dem 1 Advent, auſſer ſeinen Reflexions über die Opera, abſingen hören können? Von den alten Barden und Druyden iſt bekandt, daß ſie alle Heroiſche Thaten ihrer berühmten Generalen und Helden in Verſen abgefaſſet, und ſolche öffentlich bey der Taffel abgeſungen. Daß der gröſſeſte und vollkommenſte Poet der Welt, der blinde Homerus, auf dergleichen Art durch ſeine Gedichte ſein Brodt ſich erworben, weis ich nicht, ob es eine Pasquinade, oder ein warhafftes Vorgeben. Ich ſolte vielmehr davor halten, daß es eine, nicht eben allzuſubtile, Invention von ſeinen Feinden, Neidern, oder der Poeſie Unkündigen, und alſo Ubelwollenden ſey. Insgemein ſuchen die Unverſtändige ſich über die Wiſſenſchafften und derſelben Erfahrungen zu mocquiren, und müſte ich mich, wenn es wahr, nicht ſo ſehr über die Gedult der Zuhörer verwundern, als daß Homerus ziemlich lange hätten aushalten können. Dieſes weis ich aber wohl, daß Aristoteles von den Scythen erzehlet: daß Agathyrsis ihnen ſeine Geſetze in Verſen gegeben, wie Tacitus von den Geſchichten und Annalibus der alten Teutſchen vermeldet, wovon denn auch der ſeelige Herr von Lohenſtein in ſeinem Arminio viel Exempel einflieſſen laſſen.

Aber es wird nicht nöhtig ſeyn, in einer unnützen Critique ſich länger auffzuhalten. Man hat weit gröſſere Mängel bey den Opern, ſo wol in Anſehung der Sujets, der Acteurs, und der Poſie, als des Theatri, und deſſen Einrichtung und Verwandlungen. Ein für allemahl wird es von der vernünfftigen Welt des-approbiret, Bibliſche Geſchichte auf dem Theatro zu bringen, und heilige Sachen auf dem Schauplatz der höchſten und prächtigſten Eitelkeiten zu profaniren. Man wird es mir nicht abſtreiten können, daß, nach dem Zuſtande und Beſchaffenheit itziger Zeiten, in welchen die Chriſtliche Sitten von den alten ſo ſehr different, viele herrliche Geſchichte aus der Bibel uns die vollkommenſte Materie zu den Schauſpielen an die Hand geben könnten, üm die Heydniſche Götterfratzen wegzuſchaffen, und ſolche mit Einführung der Engel, oder, wie es der ſelige Herr Lic. Poſtell in Hamburg im Gebrauch hatte, mit Schutzgeiſtern zu ergäntzen. Allein man erwehle auch nur ein indiferentes Sujet, ſo wird ſich doch ein Chriſtliches Gemüht daran ärgern, oder entweder eine einfältige Meinung davon haben, oder gar in ſeinem Glauben und Gewiſſen ſehr indifferent ſeyn, wenn er die foiblesses der heroum Scripturae auf dem Theatro ohne Eckel ſo deutlich ſiehet. Man möchte muhtmaſſen, als ſuchte ich einigen Leuten, die aus keiner übeln Abſicht dergleichen Stücke zu Schauſpielen erwehlet, Tort zu thun, und ihre, bey der Welt erworbene, und wohlverdiente Reputation zu verkleinern. Allein, üm dieſes Argwohns mich zu befreyen, gründe mich auf das vernünftige Urtheil und Beyfall des Evremonts, deſſen Gedancken folgender maſſen Tom. 3. ſeiner Oeuvres melées p. 57. entworffen ſind: Le Théatre perd tout son agrément dans la representation des choses saintes, et les choses saintes perdent beaucoup de la religieuse opinion qu'on leur doit, quand on les represente sur le Theatre. Wiewohl er führet mehr Gründe an, und ſagt, daß die Passages mit dem rohten Meer, Simſons Eſels-Kinnbacken, Joſuä Geboht wegen Stillſtehung der Sonnen ꝛc. ꝛc. auf dem Theatro nicht würden für wahr gehalten werden, und vermeinet daher, daß, wenn man erſtlich auf dem Theatro daran zu zweifeln anfienge, auch nachmahls in dergleichen Casibus leicht ihre Wahrheit in der Bibel würde im Zweifel gezogen werden: welche letztere Raison mir aber nicht allerdings suffisant fürkömmt. Die Italiäner halten ſich mehrentheils, aus Liebe zu ihrem Vaterlande, mit Römiſchen und Griechiſchen Sujets auf, welcher Genie ſie auch fürtrefflich auszuführen wiſſen, wie der unvergleichliche Noris erwieſen. Die Frantzoſen aber mit faſt lauter Ovidianiſchen Fabeln, und von ſelbſt, zur Ehre ihres groſſen Ludwigs, inventirten Sachen, bey welchen letztern ſie insgemein mehr auf die Individua der tantzenden Perſonen, zumahl wenn es fürnehme Herrn, und derſelben Qualité reflectiren, als auf die Materie und Character deſſen, ſo die Acteurs vorſtellen ſollen: Nicht zu gedencken der unerhörten Schmeicheleyen und Allegorien, zumahl, wenn ſie von den Thaten ihres Monarchen prahlen, wovon Limn. in Not. Regn. Fr. l. 1. c. 3. in fin. p. 38. und Schardius T. 2. Hist. Germ. p. 841. nachzuleſen, noch beſſer aber alle ihre Ballets, Prologuen, Panegyrici etc. als die deutlichſte und unümſtößlichſte Exempel. Ob auch gleich die Frantzoſen glücklicher in Ausführung und Execution erborgter Inventionen ſind, als in der Selbſterfindung, ſo muß man ihnen doch auch ein glückliches Naturell in Ausfindung und Ausübung der Vorſpiele zuſchreiben. Damit aber wird nicht geſagt, daß die Italiäner ihnen darinnen weichen; eben ſo wenig, als es ihnen die Teutſche gleich thun, von welchen letztern ich kein Vorſpiel, auſſer ein eintzigs von dem ſeligen Lic. Poſtell, geleſen, welches anzuführen würdig. Wolte ich dem Leſer einen Eckel machen, ſo würde ein Dutzend ſolcher Gattung aus Weiſſenfels holen müſſen. In Hamburg iſt man gantz degoutirt für die Heydniſche Götterfabeln, und wüſte ich kein eintziges Exempel von dieſer Sorte, welches recht rëussiret: Wiewohl ich der ſichern Meynung bin, daß daſelbſt kaum 20 anzutreffen, die die Delicateſſe einer Opera, oder derſelben Vertu und Beſchaffenheit, aus dem Grunde inne haben, und aus dieſer ſo geringen Zahl iſt offt keiner zugegen. In Venedig und Paris hat man deſto klugere Auffmercker, welches die Poeten animiret, üm deſto mehr, da einer 400 Rthlr. Species, und in London manchesmahl bey 800 Rthlr. vor der Composition zu erwarten hat, ja wol gar offt 200 Guinees, über 2600 Marck Hamburger ſchwerer Müntze, indem das andre oder dritte mahl vor dem Poeten geſpielet, und in ſolchem casu der Preis der Entrée verdoppelt wird. Man nehme nun ein Sujet her, wo man wolle, ſo müſſen doch allemahl die Caracteres der auffzuführenden Perſonen mit ihren Gemühtsbeſchaffenheiten für andern unterſchieden, und genau in Obacht genommen werden. Zum Exempel: Wenn man einen groſſen König und den weiſeſten Regenten von der Welt präſentirt, hat man ſich allerdings in acht zu nehmen, daß er nicht alles glaube, was ihm ein poſſirlicher Bothe fürbringe, und darnach ein Urtheil fälle: Dergleichen Exempel, weil ſie noch nicht alt, mir ſo gar ſchwer nicht beyzubringen fallen würden, ſo ferne ich dazu Luſt hätte. Ein Philosophus, Grosmühtiger, Verliebter, Verzweifelnder, Raſender, Misträuiſcher, Eyferſüchtiger, Zweifelmühtiger, ꝛc. muß nach ſeiner Gemühtsbeſchaffenheit ſeine Perſon präsentiren, und ſeine eigne, von den andern weit abgeſonderte, Reden vorbringen: worzu aber ſehr viel und eine groſſe Capacitè erfodert wird, da denn nicht hundert, ſondern tauſenderley Veränderungen vorkommen, darnach die Zeiten, die Lebensart und Sitten allerhand Nationen differiren.

Sollte ich dieſes durch Exempel beſtätigen, müſte ich mir fürgeſetzet haben, einen weitläufftigen Tractat beſonders hievon zu ſchreiben, welcher jedoch denen Connoisseurs nicht ſo gar verdrieslich zu leſen fallen würde. Die Observansi des Spatii XXIV horarum iſt heute zu Tage nicht mehr im Gebrauch, und hat der Jeſuit Masenius deſſen Nichtigkeit ſattſam erwieſen. Man weis auch nicht einmahl, ob Aristoteles, in Vorſchreibung der Zeit von einem Tage, einen natürlichen Tag von 24 Stunden, oder einen künſtlichen, von 12 Uhr, wolle verſtanden haben, worüber ſich ſo viele die Köpffe gebrochen. Der hochberühmte Frantzöſiſche Tragicus Mr. P. Corneille ſagt in ſeinem, dem 3. Tomo vorgeſetzten, Praeliminar Discours hievon: Pour moy je trouve qu'il y a des sujets si malaisez à renfermer en si peu de temps, que non seulement je leur accorderois les vingt-quatre heures entières, mais je me servirois meme de la licence que donne ce Philosophe de les exceder un peu, et les pousserols sans scrupule jusqu' à trente. Er führt hernach einige Exempel aus dem Euripide und Aeschylo an, wodurch er beſtättiget, daß dieſe groſſe Griechiſche Poeten ſelber dawider gefehlet. Allein, es iſt ſolches nicht nöthig. Methodus iſt und bleibt allemahl arbritraria, und wer einem andern ſo groſſe Auctorität geſtändig ſeyn wil, dem wird es niemand verwehren. In redenden Trauerſpielen, wovon Aristoteles und Corneille reden, iſt freylich die Freyheit ſehr eingeſchrenckt, und die Griechen und Lateiner, ja auch die jüngern Teutſchen, als Lohenſtein, Gryph, Halman und Haugwitz, haben ſich an dieſe Regel gar ſehr gehalten; Allein in den Opern, davon allhie die Frage, läſt man ſich nicht gerne ſo enge Geſetze vorſchreiben. Ich habe mir die Freyheit genommen, in Masagniello furioso eine Zeit von 6 bis 7 Tage zu erwehlen, und ich will nicht zürnen, wenn ein andrer 10 nimmt. Aber gantze weitläufftige Geſchichte von 7 bis Monahten, ja wohl gar von ſo viel Jahren, in 3 Stunden auf den Schauplatz zu präſentiren, iſt des Poeten groſſen Einfalt zuzumeſſen, und weil es ſogar wider alle Warſcheinligkeit, ſo kan ich mich nicht entbrechen zu ſagen, daß es ungereimt. Wenn man die Sonne auf dem Theatro auffgehen läſt, ſo wird ſie in einer viertel Stunde mitten am Horizont ſtehen, woraus ein Tag von 30 Minuten muß geſchloſſen werden: Und auf die Art könnte man ein Sujet von 6 Tagen geſtatten. In oberwehntem Masagniello habe ich, die Unwahrſcheinlichkeit der Abreiſe und Wiederkunfft des D. Pedro von Venedig nach Neapel zu vermeiden, gedichtet: daß er ſich üm Neapel beſtändig aufgehalten, und ſeine Reiſe nur gegen D. Velasco und Aloysia simuliret. Mariane und D. Antonio bleiben auch in ihrer Gefangenſchafft ſo nahe bey Neapolis, daß ſie den Vesuvium können brennen ſehen. Ueber die Erzehlung eines, in ſo kurtzer Distance erlittenen, Ungeſtühms der Mariane darff ſich niemand wundern, wer weis, daß man daſelbſt nur kleine Barquen gebraucht: und weil es weder die brünſtige Liebe, des Antonio Noht, noch die Zeit des Auffruhrs geſtattete, eine Galere zur Abreiſe präpariren zu laſſen, zumahl, da ſie heimlich davon gieng, ſo wird es keinem unwahrſcheinlich vorkommen. Weil ich in dieſer Opera 3. verſchiedene ſehr verwirrte Intriguen in einander geflochten, ſo war es ſchwer, ſich wieder draus zu wickeln ohne Fictionen, welche doch meiſtentheils das Changement des Theatri betreffen. Denn ſo ungerne ich von einem Gemach Sc. 3. in das andre Sc. 4. hüpffe, und wiederüm von der Gallerie im Saal wandre; ſo führe ich doch auch nicht gerne in dreyen Aufftritten drey neue Präsentationes ein, es ſey dann, daß es die höchſte Noht erfoderte, oder eine Zauberey vorginge. Der Poet wird ſich bey den Arbeitsleuten auf die Art auch nur ſchlecht insinuiren. Er muß des Theatri kundig ſeyn, das iſt: Er muß wiſſen, wie vielmahl in einer Opera die Seitenſcenen können changiret werden, und wenn etliche ausgehoben und wieder eingeſetzt werden müſſen, den Arbeitern Zeit dazu gönnen, damit die Zuſchauer nicht auf Repräsentationes warten dürffen, wie offtmahls in Hamburg und Leipzig, bey Aufführung neuer Pieces, geſchicht. Er muß wiſſen, was für Glorien und Göttermaſchinen, für Luft- und Flugwagen vorhanden, woſelbſt ſie hängen, wie der Boden des Theatri beſchaffen, und was von unten herauff kommen könne.

Er muß die gantze Forçe des Schauplatzes wohl inne haben, damit er ſolche Vorſtellungen erwehle, die gemacht werden können. Alſo muß einer in Braunſchweig, Hannover, Hamburg, und Weiſſenfels ꝛc. gantz à parte Opern von einem eintzigen Sujet machen, davon das Leipziger wol das pouvreste, das Hamburgiſche das weitläufftigſte, das Braunſchweigiſche das vollkommenſte, und das Hannoverſche das ſchöneſte. Das beſte Theatrum von Europa, ſo dabey das gröſſeſte, und am leichteſten, in regard der Corden, eingerichtet, iſt wol das unvergleichliche Königliche Frantzöſiſche au Thouillerie in Paris. Es kann auch nicht Majeſtätiſcher und prächtiger erſonnen werden. Die Herrn Frantzoſen haben aber die Ehre der Baukunſt einem Italiäner, Vigarani, überlaſſen müſſen. Das Künſtlichſte iſt wol das zu Parma, allwo man zwiſchen dem Amphitheatro und der Par-terre in Gondeln kan herüm fahren. Das Längſte iſt das im Fano, unweit Ancona. Das Artigſte das zu St. Angelo in Venedig; das Kleinſte zu St. Casciano, und Koſtbarſte zu St. Marco in letztbeſagter Stadt. Das Theatrum zu Turin habe ich nicht geſehen, und die zu Rom werden nicht mehr geöffnet, ſeit dem letzten groſſen Erdbeben. Das Brüſſelſche, ſo der vorige Chur-Fürſt in Bäyern bauen laſſen, iſt zwar nicht eines von den gröſſeſten, jedoch aber von den ſchöneſten, und die Par-terre iſt ſehr wohl aptirt, und von ungemeiner Höhe. Die Verwandlungen ſind daſelbſt ſo accurat, als in Paris, jedoch ſo magnifique nicht, das Orchestre aber aber üm deſto beſſer beſetzt. Das ordinaire Pariſiſche Theatrum beym Palais Royale, zuſammt der gantzen Bauart würde en regard andrer in ſchlechte Consideration kommen, ſo ferne die prächtige Auffzüge und koſtbare ſehr accurate Vorſtellungen das erſte nicht ergäntzten. Es iſt daſelbſt was recht surprenantes, daß man offt über 30 der auffs prächtigſt gekleideten Frauenzimmer, und noch mehr Mannsperſonen in den Chören ſiehet: daß man wol 16 kämpfende Geiſter in der Lufft erblickt: daß man alles in einem Augenblick, ohne einen Vorhang ſchieſſen zu laſſen, verändert, und ordinär 12, 16 bis 20 Täntzer in die Wette tantzen ſiehet, aus welchen dann, und den Chören, meiſt die gantze Opera beſtellet. Dagegen ſiehet man keine Actiones und rechte Liebes-Intriguen der Agenten, ſondern die tentresses und Douçeurs haben in allen Aufftritten die Oberhand, worinnen ſie von den Italiänern und Teutſchen ſehr differiren. Dieſes iſt auch etwas unnatürliches, daß ſie ſo viel Götter, Fontainen, Bäume, Hügel und Ströme in Menſchengeſtalt aufftreten und tantzen laſſen: Daß ſie, üm Maſchinen zu präſentiren, die Götter bey den Füſſen vom Himmel herab ziehen, ſolche bey jedem Actu gebrauchen, und ſo kläglich die Schauſpiele, ſo wol Tragedien in Redensarten, als im Singen, beſchlieſſen, daß offt nur 1 oder 2 auffs Theatrum bleiben, welches man in Teuſchland und Italien für etwas ridicules halten würde. Uberdem ſo beſtehen ihre Opern meiſt aus lauter Recitatif, und kommen offt in denſelben kaum 3 bis 4 Airs vor, bey deren Recitirung dann das gantze Auditorium ſo auſſer dem Frauenzimmer, meiſt in lauter Abbées beſtehet, mit einſtimmt, und fleiſſig nachſinget, ſo, daß die Actrice eine Cantorin offt wider ihren Willen agiren muß: welche Frantzöſiſche Freyheit den Teutſchen ſehr ſeltſam fürkömmt, und zuweilen zu allerhand mocquerien Anlas zu geben pfleget. Ich weis aber nicht, warüm? Ländlich, ſittlich, ſagt man im Sprichwort. Ihre Glorien laſſen ſie auch, wider die Natur, ſo geſchwinde herab, daß man meynen ſollte, die Wolcken fielen vom Himmel auf ihrem Horizont, und aus den Entreprisen und Beſtürmungen der Städte machen ſie vielmehr eine Gauckeley, als ein ernſthafftes Werck, zumahl die prächtig, wie Printzen, gekleidete Soldaten, insgeſambt gute Seiltäntzer und Lufftſpringer abzugeben ſcheinen. Sie haben auch vielleicht hierin Raison, wenn ſie einen Unterſchied unter natürliche und Theatraliſche Entreprisen machen, weil offt auf dem Theatro etwas absurd heraus kömmt, was in ſeinem Weſen und Natur Approbation hat, und ſo gegentheils wiederüm.

Die Einrichtung der Scenen oder Aufftritte beſtehet hauptſächlich darinnen, daß eines mit dem andern wohl verknüpft ſey, ohne Zwang auf einander folge, und gleichſam, ohne daß man es mercke, in einander eingeflochten. Nicht, daß der Zuſchauer mit Händen greiffe, daß der Acteur aus keiner andern Uhrſache abtrete, als weil er nichts mehr vorzubringen, ſondern daß er entweder die Uhrſache ſeines Auf- und Abtritts in der Stille, durch ſeine Action und Aufführung ſelbſt, oder wol gar öffentlich mit Worten zu erkennen gebe. Zum Exempel: Wenn ein Aufruhr entſteht, wenn jemand in Ohnmacht fällt, wenn ein Sohn Amour macht, und der Vater darüber zukömmt, wenn ſich ein Paar erzürnen, und dergleichen, da ſteckt die Raison im Spiel ſelbſt. Wenn ich aber eine einzele, oder 2 bis 3 Perſonen nach einander, auftreten laſſe, und in jeder Scene etwas beſonders tractirt wird, ſo mit dem andern gar keine Connexion hat, ſolches läſt ſehr betrübt nnd einfältig. Ich kan nicht leugnen, daß ich nicht in der Octavia ſelber dieſe Faute begangen, wofür ich mich in den andern Opern beſtmöglichſt gehütet. Manchesmahl aber wird man, theils wegen Beſchaffenheit des Theatri, theils Zeit zu gewinnen, dazu wider Willen obligiret: inſonderheit, wenn die Intrigue dreyfach. Alle Regeln ſind auch nicht gleich Geſetze, wie die Regeln zwar verhindern, daß einer kein méchanter Poet ſey, aber nicht vermögend, einen guten zu machen. Unterdeſſen, daß nun die Acteurs abtreten, haben ſie ihre heimliche Verrichtungen, die, wenn ſie wiederüm auf dem Schauplatz kommen, erzehlet, oder ſonſt kund werden. Zum Exempel: Wenn Turnus Herdonius in der Lucretia Act. 2. Sc. 3. ſein Todesurtheil kriegt, daß er im Ferentiner-Thal vom Felſen ſoll geſtürtzet werden, und nicht eher auf dem Urtheilsplatz als Act. 3. Sc. 4. zum Vorſchein wieder kömmt, ſo wird praesoupponirt, daß er wehrend der Zeit dahin geführet worden. Desgleichen, wenn Collatinus Act 1. Sc. 9. von der Lucretia Abſchied nimmt, ins Lager zu gehen, und nicht ehe wieder erſcheinet, als Act. 4. Sc. 1, wird ebenmäſſig praesouponiret, daß er unterdeſſen im Lager müſſe geweſen ſeyn. Es möchte den Criticis ſeltſam düncken, daß ich in einer Opera den Collatinum zweymahl nach Ardea verreiſen und wiederkommen laſſe; Allein Ardea lag kaum anderthalb deutſche Meilen von Rom, daher ſich niemand daran ſtoſſen wird, und wenn man gleich die Regle de l' unité de jour exact observirte.

Drey oder 5 Actus gehören zu einem jeden Schauſpiel, und zu Tragedien nimmt man gerne fünffe, wie in der Lucretia. Weniger oder mehr zu machen, iſt nicht der Gebrauch, und wider die Theatraliſche Regeln, oder man möchte ein Poſſenſpiel mit Fleiß daraus machen wollen. Was die Observance dieſer Regel für einen wahren Grund habe, iſt mir unbewuſt: dieſes aber wohl bekandt, daß man noch ungewiß ſey, ob die alten Griechen 3, 4 oder 5 Actus gehabt, weil ſie derſelben Eintheilung am Margine nicht bemerckt, ſondern man nur ſolches aus den Chören ſchlieſt, ſo aber nicht allemahl Stich hält. Scaliger kan davon Nachricht genug geben, und Corneille am obangeführten Ort entdeckt auch ſeine Meynung davon. Die Zahl der Auftritte eines jeden Actus haben zwar kein Geſetz; Aber es würde doch eine ſeltſame Abtheilung ſeyn, wenn ich in einem Actu 10, und im andern 25 ſetzen würde. Sind ſie einander gleich, iſt es üm deſto ordentlicher, wie ich denn in der Lucretia jeden Actum in 9 Scenen abgetheilet. Das Ende des erſten Actus muß auf eine gäntzliche Verwirrung hinauslauffen, und die Perſonen ſo durcheinander geflochten werden, daß weder der Zuſchauer noch Leſer des Poeten

Abſehen errahten könne. Solche Verwirrung muß nicht allein den gantzen 2. Actum durch, ſondern auch bis zum allerletzten Auftritt continuiren, damit der Zuſchauer bey der Attention beybehalten werde. Ich rede hier von Zuſchauern, welche der Opera wegen, und nicht der Conversation halber, in die Opera kommen, worunter es etliche gibt, die offt nicht wiſſen, was für ein Stück aufgeführet worden, wenn ſie zu Ausgang deſſelben darüm befraget werden. Und ſolche ſind insgemein dergleichen Leute, die weder die Musique, noch Poeſie, noch Mahlerey, noch Architectur verſtehen, welche vier Stücke ein essentielles Weſen von der Opera, und daher kömmt es dann, daß viele mehr an einer deutſchen Comedie von Dr. Fauſt und einem Holländiſchen Klucht-of Bly-Spel van Jan Claassen, de Vreyer in de Kist, of de dry boose Grieten haar Vermaack finden, ſo man ihnen von Hertzen gönnet. Der erſte Actus in Masagniello ſchließt ſich mit der gedoppelten Erzürnung der Mariane und Antonio, daß ſie, ohne Verſöhnung, von einander ſcheiden, und mit dem Abſchiede des Don Pedro, welcher ſich von ſeiner Geliebten und beſten Hertzensfreunde beuhrlaubet, üm dieſen beeden in der Liebe keinen Eintrag zu thun, da beede doch von ſeiner Amour nichts wiſſen. Der 11. Actus endiget ſich mit der Verwechſelung der Perſonen im Gefängnis, da Mariane an ſtatt des Antonio zur Geiſſelin bleibet, und ihr die Ketten, ſo er getragen, wieder angelegt werden. Und die Wiedervereinigung aller Perſonen bleibt bis an der letzten Aria ausgeſetzt, wie es immer ſeyn ſolte. Das taugt aber nicht, wenn der Leſer und Zuſchauer ſchon das Ende und den Zweck des Schauſpiels und des Poeten errahten kan, wenn er einen oder 2 Actus geleſen und geſehen. Solches rührt von einer Schwachheit und Unwiſſenheit Oratoriſcher Figuren her; denn ein kluger Redner bringet allemahl, ſo viel möglich, ſeine Kunſt und Figuren.

Was den Anfang eines Singſpiels betrifft, ſo muß freilich geſtehen, daß es kein geringes lustre ſey, wenn bey Aufziehung der Decke, viele Perſonen auf dem Schauplatz ſich rengirt, und mit einem Chor beginnen; allein, es ſteht ſehr pouvre und übel, wenn man eine Gewonheit daraus macht, und alle Opern mit Chören anfängt, und die Zuſchauer ſchon wiſſen, ehe das Theatrum geöffnet wird, daß ſie 10 bis 12 Perſonen ins Geſicht kriegen, die eine Chor-Aria abſingen. Dieſes iſt die Uhrſache, warüm ich mich allemahl, auſſer in der Octavia, dafür gehütet, und jeder Opera einen beſondern Anfang gegeben, davon der in der Lucretia der künſtlichſte und verwirrtſte, in Masagniello der ſchwerſte, in Sueno der prächtigſte, und in Antiochus und Stratonica der ſeltſamſte und koſtbarſte, wiewol ich die beede letzte ſelber nicht geſehen.

Die Arien ſind faſt in der Opera die Erklährung des Recitatifs, das zierlichſte und künſtlichſte der Poeſie, und der Geiſt und die Seele des Schauſpiels. Ich habe ſchon geſagt vor 3 Jahre, daß dieſelbe nicht durch das bloſſe Metrum oder gröbern Druck vom Recitatif müſſen unterſchieden werden, ſondern, daß dieſelbe ein Morale, Allegorie, Proverbium und Gleichnis im Antecendente haben müſſen, und die Application im Consequente, entweder auf das, was im Recitatif geſaget worden, oder üm eine neue Lehre, Unterricht oder Raht zu geben. Mangelt dieſes, ſo muß ſie entweder in einer Bitte beſtehen, aber von tendren, und vom ordinairen Recitatif abgeſonderten Expressionen ſeyn, oder auch eine fureur in ſich haben. Eine Arie iſt ſonſt entweder simple, ein duet, trio, quaternare, wol gar ein Sestin, und offt wol mehr. Von vorbeſagten wil ich, mehrer Deutlichkeit halber, ein Exempel von meinen eigenen geben. Eine Aria nun die ein Morale von der Eitelkeit der Ehrſucht in ſich hält, iſt in Masigniello Act. 1. Sc. 1. zu finden, dieſes tenors:

Ein leichter Wind füllt die Trompete,
Die das Gerüchte thönen läſt.
Ein hoher Geiſt gleicht der Raquete,
Die ſtrahlend in die Lüffte ſteigt,
Doch uns nach ihrem Sincken zeigt,
Daß nur ihr Weſen Dampf geweſt.

Eine Aria von einer Allegorie, iſt in der Lucretia Act. 4. Sc. 11. anzutreffen:

Die Liebe hat in meinem Hertzen
  Ein neues Ungeſtühm erregt.
Die Triebe ſind das Schif der Schmerzen,
Das Ruder die Gedanken
So hin und wieder wancken.
Dis Ungeſtühm hat keine Stille,
Bis mich der Wille
  Ans Ufer ſüſſer Hoffnung ſchlägt.

Eine Aria von einem Proverbio und ſimplen Gleichnis in Masagniello Act. 2. Sc. 3.

Wenn die Gedult zu hart verletzet,
Wird ſie zu Wühten angehetzet.
  Es ſtreitet ein behertzter Leu,
  Eh man ihn in den Keficht ſperrt,
    Und wer ihn zerrt,
Dem bricht er offt das Gnick' entzwey.

Zwey Exempel von der vierten Art ſind folgende. Sueno Act. 1. Sc. 10.

Ach laß mir mein Geliebtes nur,
Wenn du ja, wider die Natur,
  Dein Kind, dein eigen Blut kanſt haſſen!
  Soll ich mein Urtheil ſelbſt abfaſſen,
  So will ich auf der Bruſt erblaſſen,
Die mir zum Leben zeigt die Spur.

Von einem Fureur, in der Lucretia Act. 5. Sc. 8.

Ihr brüllenden Wolcken von Donnern und Wittern,
  Schickt glimmende Schloſſen mit Blitzen herab!
Stürtzt Altar und Tempel durch ſtarckes Erſchüttern
  Mit grauſamen Krachen ins bebende Grab!
Denn kan ich ein Troja in Latien ſehen,
So will ich mit Freuden zum Tartarus gehen.

Die übrige, von der Zahl der recitirenden Perſonen, können mit geringer Mühe ſelber auffgeſucht werden, und man könnte davon ſo viel Exempel beybringen, als die Affecten, die Caracteres der Perſonen, und die Beſchaffenheit der Materien es erfoderten, wenn man nicht befürchtete, der Leſer würde durch allzugroſſe Weitläufftigkeit degoutiret werden. Das Genus der Arien hat anders keine Regel, als daß man nicht groſſer Alexandriniſchen Verſe zu ſelbigen ſich bediene, aus keiner andern Uhrſache, als dem Musico zu gefallen, welches auch wegen der Länge zu regardiren, die zum höchſten über 8 Zeilen ſich nicht erſtrecken darff. Ob aber 2, 3, 4 männliche oder weibliche Verſe in demſelben auf einander folgen: Ob man Trochaiſche, Anacreontiſche, Dactyliſche, Anapeſtiſche ꝛc. unter einander miſchen: Ob man mit oder ohne Da Capo ſolche ſetzen, und auf alle reimen dürfe, ſolches ſteht in des Poeten Wilkühr, wie er es gut findet, und niemand wird ſich von andern darinnen Geſetze vorſchreiben laſſen. Zu furieusen Gedancke ſchikken ſich jedoch allemahl die Dactyliſche und Anacreontiſche am beſten, und zu Rejouissançen pflegt man gerne flieſſende und prächtige Wörter auszuſuchen, worinnen viele Vocales, inſonderheit a und o vorkommen. Zum Exempel, in Sueno Act. 1. Sc. 12.

Ein tapfres Gemühte von Eiffer entflammet,
  Ahmt ſelber mit Donnern dem Jupiter nach.
Der ſtürtzte die Rieſen, und hat ſie verdammet
  Durch Donner und Hagel vom blitzenden Dach:
So ſoll ſich mein Eiffer in Blitzen verkehren,
Die Rache dem Spötter nur Donner gewehren.

Dannenhero pflege ich mich dieſes Metri auch ordinair in den Italiäniſchen Rejouissançen zu bedienen, ob dies Genus gleich bey ihnen, ſo viel mir bekandt, nicht im Gebrauch. Die meiſten Exempel, ſo mir am beſten in dieſer Sprache gerahten, wird man in Sueno finden.

Das Recitatif wird auch am beſten und leichteſten ſeyn, wenn es in kurtzen Verſen beſteht, denn die Alexandriniſche ſind vor dem Musico nicht allein verdrieslich zu componiren, ſondern die Opera wird auch nur dadurch auf eine verdriesliche Art verlängert, wofür ſich niemand beſſer vorzuſehen gewuſt, als der ſelige Herr Lic. Poſtell, in deſſen Opern man auch nicht einen eintzigen Alexandriniſchen Vers antreffen wird. Dieſer hat auch die ordentlichſte, geſchickteſte, und regelmäſſigſte Recitatifs gemacht, worinnen der ſelige Breſſand auf dem prächtigen Schauplatz zu Braunſchweig, und andere von den jüngern mehr, weit von ihm abgewichen. Ich erinnere mich vor etwa 2 Jahren eine Cantata, ſo ein Kirchenſtück ſeyn ſolte, und von einem Studioso in Kiel componirt war, geleſen zu haben, in welchem Arien von 8 bis 12 Alexandriniſchen Verſen geſetzt, und das Recitatif aus gleichem genere beſtund. Solche Poeten ſind der Muſicanten Märterer. Im Recitatif nun kan man allerhand generum ſich bedienen, die Rythmos weiter, als in den Arien, trennen, auch wol gar, wenn es ſich ſo bald nicht fügen will, weglaſſen, in welcher Freyheit die Italiäner ausſchweiffen, deren Recitatif oft kaum halb gereimet wird. Keine Nation von der Welt aber iſt hierinnen accurater, glücklicher und geſchickter, als die Frantzoſen, auf welche Art ſie dasjenige in ihren Schauſpielen erſetzen, was ihnen an Arien abgeht.

Von dem Stylo der Opern wäre viel zu ſagen, wenn es die noch übrige enge Gräntzen dieſer Blätter geſtatteten. So viel kan ich gleichwol nicht verſchweigen, daß, wie die Rede, als des Hertzens Dolmetſcher, die Beſchaffenheit des Gemüthes andeuten ſoll, ſelbige auch nothwendig nach dem Character der eingeführten Perſon eingerichtet ſeyn muß, und nach der Passion, davon ſolche beherrſcht wird. Ein Hochmühtiger prahlend, ein Großmühtiger prächtig, ein Weltweiſer mittelmäſſig, ein Verliebter tendre und leicht, eine Hiſtoriſche Erzehlung eines Bohten gemein, und ſo ferner. Hieran hängt ſehr viel, und kan man daraus den Genie und Jugement eines Poeten bald errahten, wenn man nur 2 bis 3 Scenen durchgeht. Und weil in einer Opera verſchiedene Perſonen von verſchiedenen Caracteres und Passionen eingeführt werden, ein jeder aber bey ſeinem Character ſeinen Willen und Thun nach dem Decoro exprimiren muß, ſo iſt dieſes eine der fürnehmſten Uhrſachen, warüm man ein Drama für das ſchwerſte und gröſſeſte Gedicht hält. Harsdörfer ſetzt in ſeinen Geſpräch-Spielen Part. 5. p. 26: daß die Trauer- und Freudenſpiele das letzte Meiſterſtück und höchſte Vollkommenheit der Dichtkunſt ſeyn, und Saint Amant, in der Preface ſeiner Gedichte, nennet ſie le plus noble effort de l' imagination. Dieſes recht zu erkennen, muß man die Sujets und ordinaire Materien der Dichtkunſt in Betrachtung ziehen, welche entweder auf Lobſprüche, Unterrichtungen, Geſchichte und Thaten, Liebesſachen, Verlangen nach einer Widerkunfft, oder Beſchwerungen über eine Abweſenheit und Entfernung, ſo die Frantzoſen regrets nennen, oder auf einen Verweis und Beſtraffung, (reproches), ihre Abſicht haben. Lobſprüche ſind eine Art gewiſſer Lieder und Pſalmen, davon uns die heilige Schrifft ſelber Beyſpiele genug fournirt; die Hymnos des Orpheus, Homerus, und hundert anderer, wohin auch der Römer ſo genandte Carmina secularia, oder Lob- und Danckſagungen ihrer Götter, gehören. Pindarus, Stesichorus, Tyrtaeus etc. ihre Oden, worinnen ſie die Tugenden und tugendhaffte Perſonen gerühmet, ſind von der Gattung ebenfals. Das Buch Hiob iſt ein Werck von der andern Gattung, der Unterrichtung nemlich, üm uns die wunderbare Wercke Gottes und deſſen unbegreiffliche Macht erkennen zu geben, inſonderheit in der Natur. Die Gedichte Theognis, Simonides, Phocilides, und die, unter dem Nahmen Pythagoras, heraus gekommen, ſo erſtlich vor etwa 5 bis 6 Jahren der neuen, vom berühmten Herrn Prof. Schurtzfleiſch in Halle edirten Philosophiae Italicae beygefügt, handeln von der Sittenlehre. Das erſte Buch des Hesiodi und die Libri Georgicorum des Virgilii handeln vom Ackerbau; wie Lucretius die ſchwerſte Sachen in der natürlichen Wiſſenſchafft, inſonderheit des Epicuri Philosophie, tractiret. Die Geſchichten ſind insgemein das Argument der Heldengedichte, wie die Iliada Homeri und Aeneidos Virgilii. Fabeln, oder erdichtete Geſchichte, ſind ein Stück der Hiſtorie, wie Ovidii Verwandlungs-Bücher. Die Poëmata Lyrica, Poësie Lyrique, oder in Strophen abgetheilte Gedichte, ſind eigentlich verliebte Gedichte, aber offt auch Lobſprüche. In Pastoralen Schäfergedichten, Eclogen oder Hirtengeſprächen, handelt man fürnemlich von Liebesſachen, davon wir beym Theocrito, Virgilio, Horatio etc. Exempel genug haben. In Elegien beklagt man ſich über verſchiedene Zufälle, über Untreu, Verrätherey in der Liebe ꝛc. und die Beſtraffungen der Laſter nennet man Stachelſtraffgedichte, oder insgemein Satyren. Alle dieſe sujets ſind mit einander in den Schauſpielen combinirt, und ihr Endzweck iſt: entweder unter einer Fabel, Verhüllung einer erdichteten Begebenheit, oder allein natürlicher Vorſtellung warhaffter Geſchichte, das Volk auf eine angenehme Art zu unterrichten und zu belehren, anbey hauptſächlich den Nutzen mit, durch und in der Beluſtigung zu verknüpffen. Das iſt aber eine gantz andre Frage, ob einer deswegen in die Comedie und Opera gehe? Wenn demnach ein Käyſer oder König redend eingeführet wird, ſtehe es in des Poeten Belieben, ob er in singulari oder plurali von ſich reden ſolle, welcher letztere casus doch mehr bey Austheilung der Befehle observiret wird, am wenigſten aber bei Liebeserklährungen, weil man ſo genau eben im Cabinette ſeinen Reſpect nicht in acht zu nehmen pfleget. Die Liebeserklährungen geſchehen entweder ſchlecht weg, oder verblühmt, durch fremde Exempel, Hyperbolen, Rähtſel, oder auf andre Art, nach dem Character der Perſonen, davon wir in nachfolgenden allerhand Exempel finden werden. Je tendre, verblühmter und beſcheidner ſie ſind, je beſſer: wiewohl das Auditorium ſolche alsdenn ſelten begreifft. Wo viele Perſonen auf einmahl auf das Theatrum ſich befinden, muß man ſich der Gelegenheit der Chöre und Entréen bedienen, inſonderheit bey neuen Zeitungen von Siegen, Friede, bey Opfferungen, Schlachten, Zaubereyen, Trauerbezeigungen, und Freudenmahlen, ꝛc. Die Entréen haben dieſe Abſicht, daß ſie durch gewiſſe Figuren und Stellungen des Leibes allerhand gute und böſe Actiones, ſo in vita civili vorkommen, auf dem Schauplatz abbilden: Bey Jüdiſchen, Heydniſchen, Morgenländiſchen Opfferungen nemlich die Ceremonien des Opfferdienſtes: Bey Leichenbegängniſſen die Ceremonien des Klagdienſtes: Bey Schulfüchſereyen die Actiones der Schulmeiſter: Bey groſſen Gaſtmahlen die Schwelgereyen: Bey Gräbern die Actiones der Lamentirenden oder Todtengräber, und ſo ferner.

Dieſe Gedancken führen mich auf den Mimum, oder ſo genandte luſtige Perſon. Noch einmahl mein Bedencken davon zu ſagen, wie offt geſchehen, ſo gehören dieſelbe gar nicht in die Opera, und das Theatrum wird nur dadurch prostituiret, denn es läſſt, als wann man mit Fleiß die Leute zum Lachen wolte reitzen, welches nicht allein allen ehrbaren Sitten zuwider, ſondern auch eine Verachtung involvirt, und nicht ein wares Plaisir; denn was mir gefällt, da erfreue ich mich wol über, aber ich verlache es nicht: Nur das belachet man, was einem verächtlich fürkömmt. In Hamburg iſt die üble Gewohnheit eingeriſſen, daß man ohne Arlechin keine Opera auf dem Schauplatz führet, welches warlich die gröſſeſte bassesse eines mauvait gôut und ſchlechter Esprit des Auditorii an den Tag leget. Was bey der gantzen politen Welt für abgeſchmackt und ridicul passiret, findet daſelbſt die gröſſeſte Approbation: Wie man denn erſt neulich im verwichenen Jahr, eine Opera, le Carneval de Venise benahmt, praetentiret, von ſo absurden Zeug und abgeſchmackten Fratzen, daß ſie faſt eine Peter-Squentz-Opera kan genannt werden. Man könte auch nichts einfältigers erſinnen. Dennoch hat das Sujet eine ſo allgemeine Approbation und Zulauff gehabt, daß es faſt unglaublich. Die Bauerknechte ſelber muſten ihr Geld dahin tragen, darüm kan man wol gedencken, daß dieſes Venediſche Carnevall nicht le Carneval de Venise ſey, ſo in Frankreich praesentiret worden. Daß ich aber einen Mimum eingeführet, hat man allemahl ausdrücklich verlanget, üm dem Auditorio zu gefallen, da ich ſonſt dergleichen Actiones denen herümvagirenden Quackſalbern und Arlechino Italiano anſtändiger halte, als ſelbige bey einer weit honnétern Gemühtsbeluſtigung Muſicaliſcher Schauſpiele applicable zu machen. Hoffe jedoch dabey, daß ich die Geſetze des Decori nicht überſchritten, weil ich mich gehütet, das οὐαὶ τῷ κόσμῳ ἀπὸ τῶν σκανδάλων zu vermeiden, und wünſche daher, daß der geneigte Leſer die Entſchuldigungsgedancken, welche Nicolo Bertini bey Ausfertigung der Gedichte des Pietro Michiele hat, hierher appliciren möge, da deſſen Psiche mit dergleichen Zuſatz wider des Auctoris Willen gedruckt worden: Questa fù stampata con tre ó quattro scene piene di concetti di burla, per allettare la plebe; aggiunteui da altri non hauendo il Autore Inclinatione di buffoneggiare ne i Theatri etc. Wenn es endlich ein unümgänglicher Zwang, luſtige Perſonen einzuführen, ſo thut man am ſicherſten und beſten, daß man ſelbige das Amt eines Satyrici vertreten, und die gemeine, im Schwange gehende Laſter, durchziehen läſt. Die übrige Actiones der Agenten werden nicht ſo wol nach den Regeln der Oratorie, als nach der Natur der Passion, die ausgedruckt wird, und nach der Capacité des Virtuosen beurtheilet, worinnen die Italiäner alle Nationen übertreffen. Der Poet muß die Vertu eines jeden Subjecti wohl inne haben, und wiſſen, was er ihm für einen Caracter in der vorzuſtellenden Perſon beylegen könne, auſſerdem der Affect unmöglich kan ausgedruckt werden. Aber es läſt ſehr ennuyent, wenn einem geſchickten Acteur keine Gelegenheit von dem Poeten gegeben wird, ſeine Vertu zu exerciren, ſondern nur lauter simple Declarations d' amour in den Mund gethan werden, oder Passiones und Actiones ſo ohne alle Bewegung. Eine Action, ſo von der gemeinen Art etwas abgeht, iſt zu finden in der Octavia bey der Perſon des Nero Act. 1. Sc. 1. und Act. 3. Sc. 8 et 9. In der Lucretia Act. 1. Sc. 1. et 3. Act. 2. Sc. 1 et 2. und Sc. 6 in der Perſon der Valeria, und faſt die Opera gantz durch, in der Perſon der Cornelia, des Turnus, und einigermaſſen des Sextus und der Lucretia. Masagniello furioso giebt den Acteurs Gelegenheit genug, ſich zu exerciren in jedem Aufftritt faſt, und in Sueno ſind die Action des Sueno, der Angelina und des Thales etwas ſchwer, und von den andern leicht zu unterſcheiden. In Antiochus und Stratonica hat erſtgedachter genug zu thun, und die Ellenia einen ſtarcken und hefftigen Affect zu exprimiren und vorzuſtellen. Die beſten Affectus, worzu aber eine lange Erfahrung und Kunſt erfodert wird, ſind die verſchwiegene, der Rede nach zu verſtehen, worinnen man mehr durch eine Heroiſche Bezeigung in der That, als in der Sprache redet und agiret, und der Zuſchauer mehr in der Stille und heimlich, als durch Worte beweget wird, oder wenn ein Acteur weder durch eine Action, ſo auf ſeine eigene Perſon zielet, oder durch eine Rede, die nicht ihr ſelbſt, ſondern einen andern angehet, dennoch die Leute zum Mitleiden reitzet. Ob in dem Antiochus und Stratonica Seleucus Act. 3. Sc. 16. deſſen ein Exempel gebe, davon mag ein Verſtändiger urtheilen. Wo ſonſt keine Affecten ſind, da ſind auch keine Actiones, und wo keine Actiones ſind, da wird es auf dem Theatro ſehr frieren. Je natürlicher der Poet ſich eine Idée von der vorzuſtellenden Sache und Affect macht, und je genauer er denſelben in dem nohtwendig dazu erfoderten mouvement d' esprit bey ſich überleget, die Umſtände reiflich erweget, und wo keine ſind, welche erdichtet, je beſſer wird der Affect ſeyn. Aus dieſer Uhrſache bin ich mit den Frantzöſiſchen Tragicis, die darinnen die alten Griechen und

Lateiner imitiren, nicht einerley Meynung, daß ſie in den Tragedies die fürnehmſten Thaten nur erzehlen laſſen, ſo, daß die fürnehmſte Action der Acteurs in einer wehmühtigen Erzehlung allein beſteht, hauptſächlich wenn es den Untergang einer Perſon betrifft, worinnen die Engelländer abermahl von ihnen gantz different. Etlichen weichmühtigen kömmt es cruel vor, eine Perſon auf dem Theatro erſtochen zu ſehen, und dennoch ſind bey den grauſamſten Executionen alle Märckte, Gaſſen und Richtplätze voll. Und was iſt doch wol grauſames daran, wenn man ſiehet, wie eine Perſon ſich erſticht, auf dem Stuhle in der Ferne ſitzet, wie in der Lucretia, und den Kopff ſincken läſt? Ich glaube, die Handwercksleute bilden ſich ein, es müſſe in ſolchem Casu, wie auf der Schaubühne der Arlechins, ein hauffen klares Blut aus der Wunde des ermordeten rinnen, und den Schauplatz färben. Solche naturalia ſind keine Mode in den Opern, aber wol auf dem Marionetten-Theatro. Die Erzehlung macht mir kaum eine halbe ſo gute Idée, als die ware Vorſtellung eines Dinges, zu geſchweigen, daß man der Erzehlung nicht allemahl Glauben beymiſſt, und überdehm gehen lange Narrationes von etlichen Seiten endlich in der Comedie, nimmermehr aber in Opern, an, allwo weder der Zuſchauer ſo lange Gedult es abſingen zu hören haben würde, noch der Sänger es aushalten könte. In den Frantzöſiſchen Opern iſt ordinär der Beſchluß die Ermordung einer oder mehr Perſonen, ungeachtet ich glaube, daß das Pariſiſche Auditorium ſo delicat, als eines von der Welt. Das ſteht aber garſtig, wenn man die Leute auf dem Schauplatz hencket, wie den Haman: oder wenn man ſie in den Backofen ſteckt, und verbrennet: oder ſie in Bären und Monstra verwandelt, und an ſtatt des Singens brummen und brüllen läſſet. Solches iſt wider das Opern-Decorum, wovon auf ein andermahl mehr zu gedencken ſeyn wird. Ich erinnere mich, von jemand taxiren gehört zu haben, daß es übel ſtehe, wenn man jemand auf dem Bette präſentiret, da dieſer Criticus doch ſelber eine Perſon in vollenkommener langer Poſitur auf einem groſſen Parade-Bette vorſtellen laſſen. So blind iſt die Eigenliebe, und ſo gefallen den Affen ihre hüpſche Gebuhrten. Ein anders iſt jedoch, auf dem Bette der Buhlſchafft wegen, ein anders, der Ruhe oder Kranckheit halber, liegen. Die Umſtände erfodern offt etwas, worinnen zwar kein Cato, aber doch ein politiſcher Moraliſt wol durch die Finger ſiehet. Ich weis, daß die Erzehlung von der Erſtechung der Lucretia bey weiten den Effect nicht würde gehabt haben, als man bey der That ſelber verſpühret; welches die fürnehmſte Action, worinnen die gantze Geſchicht beſteht, und ihr beſter Affect, den ſie auf dem Theatro zu exprimiren hat, auſſer welchem die Geſchicht nur verſtümmelt ſeyn würde. Dergleichen Gelegenheit läſt ein Poet gar ſelten vorbey ſtreichen, üm das Auditorium zu afficiren. Bey der Stürtzung des Turnus in eben derſelbigen Opera, wird der Zuſchauer am längſten bey der Furcht, Verlangen und Attention beybehalten, und allemal erhält der Poet ſeinen Zweck, wenn er den Affectum natürlich darſtellet. Das heiſt nun natürlich darſtellen, wenn der Leſer oder Zuſchauer bey der Durchleſung oder Praesentation gerühret wird: wenn ihm die Sache in der That wahr zu ſeyn vorkömmt, und er entweder zum Zorn, Furcht, Hofnung, Mitleid oder Rache geleitet wird. Und dieſe Kunſt iſt es auch, die man in der Poeſie divinum quid nennet, an welchem Ovidius Schuld, dem einige flatteurs und adorateurs der Poeten darinnen gefolget, da es doch gar was natürliches, aber auch gleichwol dabey etwas geiſtliches, weil ſolches aus hohen, und mit einander combinirten, Gedancken beſtehet, die Gedancken aber pur was geiſtliches ſind, indem ſie untheilbar, und unermeßlich. Mr. le Chevalier Temple in ſeinem mehrmahls angeführten Essai de la Poësie erzehlet p. 374. daß etliche, wenn ſie des renomirten Engliſchen Tragici Shakespear Trauerſpiele verleſen hören, offt lautes Halſes an zu ſchreyen gefangen, und häuffige Thränen vergoſſen. In der Comedie zu Paris, wenn Mad. Dancourt die Andromache oder Medée agirt, ſiehet man nicht allein das Frauenzimmer, ſondern auch die galanteſte und chamerirte Kriegeshelden, wenn ſie aus der Campagne kommen, bitterlich weinen, und mit rohten Augen aus der Par-terre und vom Theatro nach Hauſe gehen. Ich erinnere mich, bey Vorleſung einer groſſen Untreu, ſo ein Amant an ſeiner vormahls Hochgeliebten begangen, daß ein gewiſſes Frauenzimmer dabey in dieſe Worte ausbrach: Das iſt ein Schelm geweſen. So natürlich kam ihr die Begebenheit vor. Dergleichen Exempel könnte ich mehr vorbringen, wenn ich dazu Belieben hätte. Vielleicht, daß ſich einige, bey Durchleſung dieſer oder jener Passage, deſſen noch erinnern.

Von den Vorſtellungen noch etwas zu gedencken, ſo zeigt es ein ſchlecht Genie eines Poeten an, wenn er nichts als einen Wald, Gallerie, Cabinet, Saal, Vorgemach, Garten, Gaſſen ꝛc. zu inventiren weis, weil ſolche faſt in allen Schauſpielen vorkommen. Einer geht der Music, der andre der Praesentationen, der dritte des sujets und der Action wegen, etliche gar der Narrenpoſſen und Kleider halber, hinein, welche insgeſammt vor ihr Geld vollenkommen contentiret ſeyn wollen. Durch ſchöne Vorſtellungen ſondert ſich ein Opern Theatrum von dem andern, inſonderheit von der Comedien-Bühne ab, daher ein Poet auch hierinnen ſeine Erfahrung kan ſehen laſſen, und billig ſolte er etwas von der Achitectur und Mechanic verſtehen. Er muß aber nicht prahlen, wie die Comedianten, und ſeinen Vorſtellungen keine Beywörter von ſehr prächtig, unvergleichlich, ſehr koſtbar und wunderſchön geben, denn ſolches läſt ſehr niedrig, und hat es das Anſehen, als wenn er dadurch ſeine Opera recommendiren wolle. Das Hamburgiſche Theatrum kan wol die mehreſte Repräsentationes zeigen, indem daſelbſt die Seiten-Scenen 39 mahl können verändert werden, und ich glaube, der übrigen Mittel-Vorſtellungen könte man etliche hundert beyſammen bringen. Das iſt aber ein groſſer Fehler, daß allda kein gutes Waſſer praesentiret wird, und ein Seeſturm würde anitzo ſehr einfältig ausfallen, der doch bey Lebzeiten des ſeligen Herrn Schotts, als Stiffters des Opern-Hauſes, in Heinrich der Leu faſt surprenant heraus kam. Einen Moraſt, Schindanger, Backofen, Miſthaufen ꝛc. zu präsentiren, iſt wol nicht vergönnet, weil ſich nur die Zuſchauer mit Schnupfftüchern, Bieſambüchſen, oder Schnupftoback verſehen müſten, da ohne dem die Naſe genug incommodirt wird, wo man viele Lampen brennet. Ein Gefängnis pflegt zwar ſonſt eine beliebte und gute Praesentation zu formiren. Allein es iſt Schade, daß es nunmehr zu gemein geworden, ſo gar, daß die meiſte Opern damit ausſtaffiret. Jemehr man auch in den Vorſtellungen der Natur nachahmet, je beſſer ſind ſie, wie es gegentheils einfältig und armſelig läſſet, wenn man il ponte Rialto aus Venedig präſentiret, und eine ordinaire Brücke bauet, oder, wenn man die Römiſche Flaminiſche Pforte vorſtellen, und an ſtatt deſſen die Hamburgiſche Brocks-Brücke zeigen wolte. Der ſelige Herr Schott in Hamburg war darinnen ſehr accurat, wovon der Lüneburgiſche Kalckberg, das Römiſche Capitolium, und der weitberühmte Tempel Salomonis, ſo bey funffzehn tauſend Rthlr. alleine koſten ſoll, ſattſam Exempel ſind. Sehr übel läſſet es hinwiederüm in den Opern, wenn man einer jeden bagatelle wegen einen Vorhang muß ſchieſſen laſſen, oder das Theatrum ſo abgenutzet, daß bey den Verwandlungen kaum die helffte Scenen zum Vorſchein kommen. Es kan den Zuſchauer nichts mehr degoûtiren, inſonderheit wo Bezauberungen vorgehen, und es auf eine Secunde ankömmt, welches die Frantzoſen und Italiäner genau observiren, und worinnen in Braunſchweig ſehr gute Ordre geſtellet, die aber in Hamburg ſehr negligirt wird, ſo jedoch zu excusiren, vieler wichtigen Umſtände wegen. Ein sujet zu einer Opera zu erwehlen, in welchem man immer in einem Palais oder in einer Stadt bleibet, iſt zwar wol accurat, aber nicht eben Regelmäſſig, und noch weniger nothwendig. Es würde nur ſolche Einſchrenckung dem Schauſpiel ein groſſes lustre benehmen, und zu vielen Verdrieslichkeiten Anlaß geben, und wenn ſich der Poet ſo ſehr binden wolte, muſte offt manche ſchöne Praesentation weg bleiben, dadurch doch der Zuſchauer gewonnen wird, welchem zu gefallen man alle Opern aufführet. Ein kluger Mann wird ſich dennoch ſchon vorſehen, daß er nicht ſo gleich von der Erde im Himmel, und vom Himmel in die Hölle fliege, ſonſten könnte die eine Seite des Theatri den Himmel, und die andre die Hölle vorſtellen. So würde es auch lächerlich heraus kommen, wenn ich in einem Aufftritt in Nürnberg, und im andern in Augsburg ſeyn würde, und wenn auch Dr. Fauſt es ſelber wäre.

In Teutſchland und Italien pflegen ſich die meiſte Opern ordinär mit einem Chor zu ſchlieſſen, wobey auch faſt alle Perſonen zugegen ſind. Solches hat ein gutes Abſehen, das wohl gegründet, indem es prächtig läſt, und eine allgemeine Freude involvirt, womit man den Zuſchauer gerne zur recompense nach Hauſe wieder gehen läſt. Aber in den Frantzöſiſchen Opern achtet man dieſes für keine Nothwendigkeit, die es auch in der That nicht iſt, und wenn ich meinem willen folgte, ſo wolte ich ſolches gar abſchaffen, weil es zu gemein, und alle Zuſchauer ſchon wiſſen, daß bey rangirung der Agenten, in Geſtalt eines Viertelmohndes, die Schluß-Aria folgen werde, ohne ins Buch zu gucken. In Trauerſpielen ohne dem darff man dieſer Gewonheit ſich gar nicht bedienen, und läſſt es beſſer, wenn man, nach den Regeln der alten Criticorum, etliche Perſonen ſich verlieren läſſet, und nur 2 bis 3 der vornehmſten ſolche in der gröſſeſten Beſtürtzung beſchlieſſen. Welchem Zuſchauer ſolches misfällt, der kan ſein Geld vor die Entrée bis zu einem Luſtſpiel verſpahren. Mancher ſiehet lieber eine Comedie als eine Opera, wowider ich nichts einzuwenden, als dieſes, daß ſie ſich ſolches mercken laſſen, öffentlich geſtehen, und dadurch nicht allein eine ſchlechte Connoissance der Muſic, einen depravirten gout und mauvais esprit an den Tag legen, ſondern auch, als halbe Mysantropen ſich verdächtig machen.

Mr. de Vigneul-Marville leget dem verſtorbenen de la Bruyere den Namen eines Mysantrope bey, weil er geſagt: Je ne sai comment l' Opéra avec une Musique si parfaite et une dépanse toute Royale a pû reússir à m' ennuyer, in ſeinen Melanges d' histoire et de litterature p. 319. du premier Volume. Aber der Auteur de la Defense de Mr. de la Bruyere contre les Accusations dieſes Marville bemühet ſich, ihn von dieſem Namen frey zu ſprechen, daher führt er zu ſeiner Entſchuldigung an: Es könne, ungeachtet der auffgewendten groſſen Koſten, der allerbeſten Muſic, und koſtbarſten Vorſtellungen, eine Opera verdrieslich fallen, wenn die Poeſie nicht gut iſt. Zwar kan endlich ein Muſicus alles in die Muſic ſetzen, und wenn es noch ſo kaltſinnige Expressiones ſind: Ob aber der Muſicus ſolches mit Plaisir thue, und ob es einen ſolchen Nachdruck haben werde, als ſtarcke Affecten, die bey der Compoſition ſeinen Geiſt ſelber rühren, iſt eine Frage, die die Erfahrung kan beantworten. Was ſonſten bey dieſen Gedancken noch remarquable, wird man hin und wieder in den Vorreden finden, und bey Betrachtung einer Opera zu gedencken Uhrſache haben, daß ſolche in einem luxurieusen Staat meiſt zum Zeitvertreib wollüſtiger und müſſiger Leute, anbey aber auch vielen Künſtlern und Verſtändigen ihre Vertu zu exerciren, erfunden, die unſchuldige mit unſchuldigen Augen anſehen können, wie ein Kunſt-Feuer, Tournir, Carrousel und andre Freudenbezeugungen, ſo nicht allein indifferent, ſondern auch allerdings zuläſſig. Selbige zu vindiciren, iſt auch ſo unnöhtig, als ohne Wirckung, und ob ſie von den Unkündigen der Poeſie, Mahlerey und Muſic unter die Narrentheidungen gezehlet werden, ſo Chriſten nicht geziemen, ſolches ficht mich in Verfertigung derſelben wenig an, weil ich vielleicht in der Morale andre Principia in dieſem Stück, als ſie haben, auf ſothane Art ich mich aber in einen weitläufftigen Streit mit ihnen einzulaſſen hätte. Faſt die halbe Welt, ich wil auch ſagen, die klügſten, approbiren ſie, oder laſſen ſie wenigſtens, als ein Mittelding, zu, wiewohl wir auch aus Heil. Schrifft wiſſen, daß die Weltkinder klüger in ihren Geſchäfften, als die Kinder des Lichts.

Die verfeſtete Venus.

Als Mr. P. v. L. ſich Mad. E. F. ehlich verbinden ließ, den 21. May 1703.

Aurora mahlete die Lufft als Roſenblätter.
Der kühle Morgenthau lag auff der Tellus Kleid,
Der Sonnen Purpur-Licht verhieß kein gutes Wetter,
Doch Flora brachte mit die beſte Lentzen-Zeit,
Als Phöbus Majeſtät an Pindus hohen Stuffen
Ließ einen Urthel- und Gerichtes-Tag ausruffen.

Mercur berieff die Schaar der Fürſten und Fürſtinnen,
Für deren Göttlichkeit ſich Erd' und Himmel neigt,
Sie huben ſich geſammt hin nach Parnaſſus Zinnen,
Wo ihnen alſobald ein Sitz ward angezeigt,
Die Schauer eilten zu in wimmelndem Gedränge,
Man ſah mit Wunder an der Kläger groſſe Menge.

Die Götter ſatzten ſich, Gerechtigkeit zu ſprechen,
Auff deren Winck ein Weib ward vor Gericht geſtellt,
An dem ſich jederman mit Klagen wollte rächen,
So bald ihr zum Verhör der Vorlaß angemeldt,
Man riß ihr alſobald den Schleyer vom Geſichte,
Da ſahe jederman die Venus vor Gerichte.

Der kühne Zoilus eröffnete die Tücke,
Die ſie, den Jupiter zu fällen, hätt' erdacht,
Er zeigte deni Gericht wol tauſendfache Stücke
Der gröbſten Fehler an, die ſie allein vollbracht:
Sie hätte Himmel, Erd' und Hölle ſelbſt verletzet,
Wenn ſie ſo manches Herz darin in Gluth geſetzet.

Ihr Hertz ſey angefüllt mit unerhörter Rencke,
Die ſie durch Liſt, durch Schminck und Schmeicheley verhieß,
Sie nehme jeden ein durch ihre ſchlaue Schwencke,
Wenn ſie die Reitzungen aus ihrem Gürtel ließ,
Er wollte ſolche noch mit gröſſerm Nachdruck weiſen,
Damit man ihn gerecht, als Klägern, möchte preiſen.

Es wären nicht aus Rom die Könige vertrieben,
Wenn ſie nicht den Tarquin durch böſe Lüſt' entzündt,
Es wär' auch Ilium woll Ilium geblieben,
Wenn ſie das Bulen nicht in Helenen gegründt,
Und Dido wäre nie im Staube auffgeflogen,
Wenn nicht ihr Sohn von ihr die Buhlſchafft eingeſogen.

Sie hätte gar beſtrickt die allerkühnſte Helden,
Und ſelbſt der Tapfferkeit die Feſſel angelegt,
Er wolte von Anton und Caesarn nichtes melden,
Und was ihr Trieb vor Brunſt in Holofern erregt,
Der Löw in Iſrael müſt' ein Gefangner werden
Durch Thamars Liebes-Liſt und ſchmeichelnde Geberden.

Wo ſolchem Unheil nicht hinfort geſteuret würde,
So müſt' Olympus noch aus ſeinem Angel gehn,
Die Götter müſten ſich entladen dieſer Bürde,
Und ein ſo freches Weib nicht mehr im Himmel ſehn,
Drum bähte, er Fiſcal, in Rechten zu erkennen:
Der Buhlerinn das Haupt vom Leibe abzutrennen.

Hierauff fing Phöbus an: Auf des Fiſcals Verlangen,
Nimmt man die Klag allhier vor recht und gültig an,
Doch weil das Recht auch muß an zweyen Schalen hangen,
Sey man nicht dieſem mehr, als jenem zugethan,
Drum rede, Gnidia, kanſt du dich nicht entſchulden,
So wird man dich hinfort nicht mehr im Rahte dulden.

Die Venus fing zwar erſt gar höniſch an zu lachen,
Doch ſtieß der Zorn hernach ihr dieſe Reden aus:
So fern ich Donner-Keil' aus Pfeilen könnte machen,
Ich ſchlüge den Fiſcal, und ſchmettert' ihn zu Grauß,
Darff ſich ein ſchlechter Menſch, ein Wurm wol unterfangen,
Die Venus vor dem Raht der Götter zu belangen?

Ich kan des Sieges-Palm ja allenthalben führen,
Davon giebt Erde, Höll' und Himmel mir den Preiß,
Mein Trieb regiert ſo gar in allen wilden Thieren,
Nun ſchmälert meinen Ruhm der Kläger Mord-Geſchmeiß?
Wär mein Cupido hier mit Bogen und mit Flitzen,
Ich wollte euch zur Straff und Pein die Brüſte ſchlitzen.

Zevs, biſt du Donner-Gott, und kanſt den Frevel dulden,
Daß meine Majeſtät von Würmern wird verklagt?
Ihr Götter, die ich mir verpflicht mit Lieb' und Hulden,
Und denen ich niemahls den Liebes-Dienſt verſagt,
Auff, nehmt euch meiner an, errettet mich von Ketten,
Beſtrafft der Kläger Trotz, helfft eure Göttin retten.

Sie wolte noch was mehr von ihrer Unſchuld ſagen,
Allein, der Kläger Ruff, der allzuhefftig war,
Wolt' ihre Prahlerey nicht länger mehr ertragen,
Darum erſuchten ſie der Götter groſſe Schaar,
Nach angehörter Klag' ein Urtheil abzufaſſen,
Und dieſer Buhlerinn das Haupt abſchlagen laſſen.

Da Venus alſo ſah, daß alles war verlohren,
Und keine Hoffnung ihr zur Rettung übrig blieb,
Sprach ſie: Ich rede ja vor ſo viel Götter Ohren,
Iſt denn der Himmel taub, dem, was gerecht iſt, lieb?
Will mich Olympus nun durch einen Spruch verdammen,
Den ich ſo offt entbrandt durch meine Gluht und Flammen?

Hört, was ich heute noch für Thaten ausgeübet,
Wovon Hammonia euch Nachricht geben ſoll,
Da ein belobtes Paar in treuer Brunſt ſich liebet,
Und ſein Vermählungs-Feſt begeht in ſüſſem Woll,
Ein angenehmer Blick und hertzverbindlich Lachen,
Wird ihnen einen Band vereinter Seelen machen.

Und hierin müſt ihr mich als Stiffterin erkennen,
Drum ſprechet mich nur bald der vorgen Klagen loß,
Wo nicht, ſo ſchwer' ich euch, ſie wiederum zu trennen,
Und wenn der Liebes-Trieb bey ihnen noch ſo groß.
Doch dieſes halff ihr nicht, Apoll ließ', auff Befragen
Der Rechts-Verſtändigen, ihr dieſes Urthel ſagen:

In angeſtellter Klag des Peinlichen Fiſcalen,
Die wider Venus geht, erkennen wir vor Recht,
Daß, weil gefangene zu unterſchiednen mahlen
Durch tauſendfache Liſt das menſchliche Geſchlecht,
Und offt die Götter ſelbſt zur Buhlſchafft angetrieben,
Auch Pluto nicht von ihr unangefochten blieben;

Wie ſie dann manches Hertz geraubt und wegeſtohlen,
So manchen Staat geſtürtzt durch ihre Buhlerey,
Viel Blutſchuld angericht, wie ſolches unverholen,
Daß, ſagen wir, ſie zwar nicht zu enthaupten ſey,
Doch aber, ihr zur Straff', und anderen zum Beſten,
Von Rechtes wegen ſey auff ewig zu verfeſten!

Hiernechſt ſo wollen wir den Dichtern anbefehlen,
Daß keiner nicht hinfort die Nahmen brauchen ſoll,
Die man der Venus pflegt in Verſen bey zuzehlen,
Weil unter ſolchem Schein offt mancher raſend toll
So viel unehrbahres in den Gedichten ſetzet,
Das manches frommes Hertz ſehr ärgert und verletzet.

Damit wir aber auch das edle Paar verehren,
So in der Hammonsburg ſein Hochzeit-Feſt vollzieht,
So wollen wir hiemit, die Freude zu vermehren,
Daß zur Beluſtigung ein wohlgeſetztes Lied
Von unſrer Muſen-Zunfft noch heut werd' übergeben,
Wir aber wünſchen ihm ein recht vergnügtes Leben.

Gleich müſte Venus fort. Die klugen Kaſtalinnen
Erhoben insgeſammt der Seelen reine Gluht,
Sie ſangen viel vom Schertz und Luſt verliebter Sinnen,
Wenn Amber-reicher Thau auff ſüſſen Lippen ruht,
Sie ſchwatzten viel von Krafft, von Nacht, von Bett-erkieſen,
Von Küſſen ſag' ich nichts: Denn Venus iſt verwieſen.

Die appellirende Venus.

Bey eben der Gelegenheit.

Die Erde war beſtürtzt, gantz Amathunt betrübt,
Was Unglück hatte doch der Venus Schimpff erreget
Bey denen, die ſich offt in ihrem Thun geübt!
Sie hatte nunmehr ſelbſt die Trauer angeleget,
Kein Weyrauch brandte mehr in Paphos ihr zur Ehr,
Ihr Bogen war entzwey, die Köcher hiengen leer.

Ihr Mund, aus welchem ſie eh ſo viel Anmuth bließ,
Sprach mit gebrochner Stimm: Verworffene Dione!
Adon, um den ich vor Olympus Zinnen ließ,
Starb jüngſt, nun weiſt man dich von deinem Reich und Throne?
Hiff, Himmel, welcher Fall! was Noht! was Ungemach!
(Die Echo ſeufftzte mit, und ſchall't' ein traurigs Ach!)

Wo iſt mein Arm? beſchimpfft. Wo meine Macht? geſchwächt.
Wo meine Majeſtät, die jederman geprieſen?
Verletzt. Wo iſt mein Sohn, mein liebſtes Kind? verjächt.
Wo meine Göttlichkeit? verlacht. Und ich? verwieſen.
Ihr Sternen, die ihr ſonſt nichts ungerechtes ſeht,
Beſtraffet doch die Schuld verletzter Majeſtät.

Idalia, zur Wuht! es muß gehorchen ſeyn,
Der Grundſtein deines Reichs will ſich auff Triebſand gründen,
Die Strahlen deiner Ehr verliehren ihren Schein,
Du muſt dich heute noch was groſſes unterwinden.
Getreue, gebet Raht, wie wird mein Thron geſchützt,
Wie wird der Schlag zertheilt, der auff Dione blitzt?

So redte Cypria die Schaar der Nympfen an,
Die gleich auff ihr Geheiß in Amathunt erſchienen,
Aglaja ſprach beſtürtzt: Iſt Venus in dem Ban
Vom Götter-Raht gethan, die Fürſtin, der wir dienen?
Hör' an geſchwinden Raht, befeſte deinen Thron,
Verwirff den Urthels-Spruch durch Appellation.

Der Raht war allen lieb, und Venus ſtimmte ein,
Sie hätten ſich geſammt in einem Wahn verglichen,
Die Götter müſten nicht zu hauff geweſen ſeyn,
Das Urthel ſey durch Liſt und falſche Bitt' erſchlichen,
Da kaum der halbe Raht dem Urthel beygewohnt,
Da hätte man ſie ſchnell und liſtiglich enttrohnt.

Der Götter meiſter Theil hätt' einen Groll auff ihr,
Sonſt würden ſie ja nicht ihr eignes Mitglied haſſen,
Sie ſtellten ſich diß Thun ſo feſt und wichtig für,
Daß ſie nun Amathunt beſchloſſen zu verlaſſen,
Sie machten ſich auch gleich zur ſchnellen Fahrt bereit,
Und ſahn die Himmels-Burg in gar geſchwinder Zeit.

Sie kamen ohn Verzug im Raht der Götter an,
Woſelbſt ein ſchröcklicher Tumult darob entſtanden,
Es ließ, als wenn das Thun ein beſſer Licht gewan,
Dieweil die gantze Zahl der Götter war verhanden,
Denn Pallas und Neptun, Mars, Bachus und Bellon
Erſchienen allzumahl auff ihrem Himmels-Thron.

So bald ſich nun der Raht an ſeinen Ort geſetzt,
Baht Venus um Verhör, den man ihr auch gewehrte,
Drauff fing ſie klagend an: Hier komm ich, hoch verletzt,
Beſchimpfft, ich Cypria, ich freventlich entehrte!
Es iſt vermuhtlich ſchon bekandt dem groſſen Raht,
Wie man Idalia, O Schimpff! verwieſen hat.

Weil aber Zevs durch Liſt und Unwahrheit bethört,
Da alle Götter nicht einmahl beyſammen waren!
Da man auch nicht einmahl die Zeugen abgehört,
Und alſo, wider Recht, gantz nulliter verfahren;
Als werde ich hiemit, durch Unrecht, Spott und Hohn
Und Noht gemüßiget zur Appellation.

Darum beehre mich der Götter hoher Chor,
Mit vorgehabter Gunſt, und löſe mich vom Banne,
Damit ich meines Reichs und Herrſchafft nach wie vor
In ungeſtörter Ruh mich wiederum bemanne,
Und dann beſtraffe man Apoll, der mich verjagt,
Und mir auf mein Geheiſch Apoſtel hat verſagt.

Die Reden unterbrach ein fluſterndes Gelaut,
Das eine groſſe Reih verſchiedener Poeten
Im Zulauff angeregt, weil ihnen anvertraut,
Wie auff dem Helicon ihr Ruhm faſt untertreten,
Die Freyheit hoch gekränckt, da ihnen das Gericht
Verbohten, Venus nie zu nennen im Gedicht.

Weil dieſes Urthel nun den Hoffmann ſehr entrüſt,
So hub er alſo an: Durchlauchte Majeſtäten,
Wofern es eurem Raht nicht ſehr zu wider iſt,
So höret, wie man uns unſchuldige Poeten
Von wegen Gnidien verdammt im jüngſten Raht,
Weil mancher etwas frey von ihr geſchrieben hat.

Wie ſchlägelt Zoil doch, wenn er Apoll erſucht,
Gedichte von der Lieb' auffs ſchärffſte zu verbiethen,
Noch Zevs, noch die Natur hat keuſchen Trieb verflucht,
Wohl aber unterſagt, nichts viehiſch auszubrühten.
Nicht nennen ſolches Glied, das Moſes heilig nennt,
Wer hat wol ſolches Ding für thöricht nicht erkennt?

Verwirfft man Auguſtin und andre Väter auch,
Sind ihre Schrifften dann vom Lieben nicht zuwidern?
Man unterſcheidet nicht den Nahmen von dem Brauch,
Schillt man die Aertzte wol, wenn ſie den Leib zergliedern?
Wer unkeuſch etwas lieſt, und nicht von Wolluſt frey,
Der meß' ihm ſelbſt die Schuld, und nicht dem Dichter, bey.

Wo ein unſchuldigs Wort den Leſer ärgern kan,
So muß er nicht das Lied des Salomonis leſen;
Wer ſich an Worte ſtöſt, von ſolchem glaubet man,
Er ſey im Haupt verwirrt, und könne ſchwer geneſen;
Wenn ein Theologus von Liebes-Händeln ſchreibt,
So hört man nicht, daß ſich ein Läſtrer an ihm reibt.

Hüllt ſich die Andacht bloß in ſchwartze Kleider ein,
Urtheilt die blinde Welt alſo nur nach Perſonen?
So mag ich nunmehr auch kein Dichter weiter ſeyn,
Nehmt hin, die mir von euch ertheilte Lorbeer-Kronen.
Iſt eines Dinges Nahm nun wider die Vernunfft?
Wo wil Delancre hin, wohin der Aertzte Zunfft?

Verfällt die Trefligkeit des edelſten Flamin,
Wenn er der Welt ein Buch von Liebes-Händeln ſchencket?
Wie öffters kömmt mir noch die Schutz-Schrifft in den Sinn,
Die Renaud Sanchez Buch vom Ehſtand angehencket!
Verwirfft man hier ein Wort vom Liebes-Trieb ſo leicht,
Hat mans doch Fürſten woll in Kupffern überreicht.

So iſt der Welt Gebrauch, ſie ſaugt aus Blumen Gifft,
Und läſt durch falſchen Schein der Andacht ſich bethören,
Unglücklich, wen alſo ein widrigs Urtheil trifft,
Woran ein Weiſer ſich doch nicht viel pflegt zu kehren!
Macht man die Redens-Art verbuhlter Thais kund,
Legt man ihr keinen Spruch aus Pſalmen in den Mund.

Urtheile dann hieraus, allſehnder Jupiter,
Ob das Gericht mit recht der Freiheit uns beraubet,
Urtheile, groſſer Fürſt, ob man nicht allzuſehr
Und leicht der Spötterey des Zoilus geglaubet!
Urtheile, ob ich nicht zur Leuteration
Mit Recht gemüßigt ſey vor deiner Hoheit-Thron!

Und hiemit brach er dann die Reden endlich ab,
Worauff der Götter Raht, der alles recht erwogen,
Nach reifflichern Bedacht ein ſolches Urthel gab:
„Wir Zevs, zuſammt dem Raht des groſſen Himmel-Bogen
Nachdem wir allzumahl bedächtlich angehört,
Wie Appellantin meint, ſie fünde ſich beſchwert,

Indem ſie darthun kan der Handlung Nichtigkeit,
Und ſo gemüßigt ſey, an uns zu appelliren;
Als geben wir hiemit ihr dieſes zum Beſcheid:
Beſagtes Urthel iſt zwar nicht zu syndiciren,
Doch wird daſſelbe noch alſo von uns erklährt:
Wenn Venus zeigen kan, ſie ſey durch Liſt gefährt,

Die Zeugen nicht gehört, ſie boßhafft angeklagt,
Nur bloß, damit Apoll möcht' ihre Hoheit ſchwächen,
Daher er ihr den auch Apoſtolos verſagt:
So ſey Beklagte zwar von allen loß zu ſprechen,
Doch mit dem Vorbehalt, nach reiffem Ueberſchlag,
Ein Prob-Stück ihrer Macht zu legen an den Tag."

So ward Idalia des Bannes wieder loß,
Dagegen Zoilus zum Widerruff verdammet,
Der Jungfern Freude war hierüber trefflich groß,
Weil ihre Liebes-Gluht von neuen angeflammet,
Denn wann wir nur von hier nach Hamburg wollen gehn,
So werden wir davon ein klares Beyſpiel ſehn.

Die Dichter hielten nun auch um ihr Urthel an,
So ihnen alſobald, des Inhalts, ward gegeben:
„Dieweil der Götter Raht gar nicht erſehen kan,
Wie man der Dichter Zunfft um leere Worte eben
Durch neulichen Befehl die Freyheit hat gekränckt,
Wird ihnen ſelbige auffs neu hiemit geſchenckt."

Was frohe Luſt entſtund in eines jeden Sinn!
Ein jeder war bemüht ein Dancklied abzufaſſen,
Doch, ich gedencke ſchon nach Hamburg wieder hin,
Und werde dieſe Zunfft in ihrem Himmel laſſen,
Man murmelt ja daſelbſt von einem Liebes-Blick,
Gelt! Venus zimmert da ihr neues Meiſterſtück.

So iſts, ich irre nicht, ſie wird, geehrtes Paar,
Die aberbeſte Prob' an dir zuerſt erweiſen,
Ich wünſche Glück dazu, damit wir übers Jahr
Dich mannhaft und vergnügt, und recht geſegnet preiſen,
Auch wenn die Sonne wird zum Bocke niedergehn,
Ein kleines Petergen in deinen Wiegen ſehn.

Carl Ludwig Fernow

ward am 19. November 1763 zu Blumenhagen, einem Dörfchen bei Paſewalk in der Ukermark geboren, wo ſein Vater als Knecht auf dem dortigen Edelhofe diente. Die Gutsbeſitzerin, eine Frau von Necker, nahm ſich des hoffnungsvollen Knaben an, konnte jedoch nur bis zu ſeinem zwölften Jahre für ihn ſorgen, wo er als Schreiber zu einem Notar kam. Ein Jugendſtreich brachte ihn jedoch von hier fort, und er ward nun als Lehrling zu einem Apotheker in Anclam gethan, deſſen Kunſt er mit großem Fleiße erlernte. Nach beendigten Lehrjahren kam er als Gehülfe nach Lübeck und machte hier die Bekanntſchaft des Maler Carſtens, durch den ſein ganzes Leben eine neue Richtung bekam. Er entſagte nun ſeinem früheren Beruf und beſchloß ganz der Kunſt, für die er große Neigung in ſich fühlte, zu leben. Nachdem er eine Zeitlang in Ratzeburg gelebt und ſich durch Zeichenunterricht und Portraitiren ernährt hatte, begab er ſich zu gleichen Zwecken nach Ludwigsluſt, und von da nach Weimar, wo er durch falſche Verſprechungen angelockt, eine glückliche, ſeinen Wünſchen entſprechende Zukunft zu finden hoffte. Er ſah ſich jedoch ſchwer getäuſcht und ging nach Jena; hier führte ihn die Neugier in Reinhold's Vorleſungen, welche ihn ſo entzückten, daß er ſich entſchloß da zu bleiben. — Ein näheres Verhältniß zu dem vortrefflichen Lehrer geſtaltete ſich bald, durch ihn lernte er Baggeſen kennen und dieſer machte ihm den Antrag, auf einer Reiſe durch die Schweiz und Italien ſein Begleiter zu ſeyn. Fernow's heißeſter Wunſch ſollte dadurch in Erfüllung gehn; leider aber ward Baggeſen als ſie nur erſt einen kleinen Theil Italiens beſucht hatten, durch Familienverhältniſſe zurückgerufen; Fernow fand jedoch die Unterſtützung wohlwollender Gönner, namentlich des Grafen Purgſtall und des Baron Herbert und ſo gelang es ihm 1794 Rom zu beſuchen und es für längere Zeit zu ſeinem Aufenthaltsorte zu wählen. Er beſchäftigte ſich hier, im vertrauten Umgange mit ſeinem Freude Carſtens vorzüglich mit Studien über Kunſt und Literatur, vermählte ſich mit einer Römerin und kehrte 1803 nach Deutſchland zurück. An der Univerſität zu Jena als außerordentlicher Profeſſor angeſtellt, verweilte er hier jedoch nicht lange, ſondern nahm 1804 die Stelle eines Bibliothekars der verwittweten Herzogin Amalie in Weimar an. Er ſtarb hier, an den Folgen einer Pulsadergeſchwulſt am 4. December 1808.

Seine Schriften ſind:

Arioſto's, des Göttlichen Lebenslauf. Zürich, 1809.
Ueber Canova und deſſen Werke. Zürich, 1806.
Leben des Künſtlers A. J. Carſtens. Leipzig, 1806.
Francesco Petrarca. Herausgegeben von L. Hain. Leipzig, 1818.
Italieniſche Sprachlehre. 2 Thle. Tübingen, 1804. N. A. 1815.
Römiſche Studien. 3 Bde. Zürich, 1806—1808.
Gemälde von Rom. Gotha, 1802.
Außerdem beſorgte F. Ausgaben von Winkelmann's Werken, Dante, Petrarca, Taſſo, u. ſ. w. u. ſ. w.

Ein eifriges, redliches Streben nach Klarheit und Gründlichkeit, innige Liebe und Anerkennung des Schönen, und eine edle, ſorgfältige Darſtellungsweiſe ſind kein geringer Schmuck von Fernow's kunſtphiloſophiſchen und literäriſchen Leiſtungen und haben denſelben einen dauernden Werth erworben. Um die Verbreitung und tiefere Kenntniß der italieniſchen Sprache und Literatur in unſerem Vaterlande hat er ſich außerordentlich verdient gemacht; ſeine italieniſche Sprachlehre, ſowie ſeine Ausgaben italieniſcher Dichter reihen ſich dem Beſten an, was je in dieſem Fache von deutſchen Gelehrten geleiſtet worden iſt. —

Francesco Petrarca.*)

Erſter Abſchnitt.

Ueber den Rang des Petrarca unter den Dichtern ſeines Jahrhunderts, über ſeine lateiniſche Poeſie und über ſeine Krönung.

Die Rangordnung der drei Dichter des XIV. Jahrhunderts hat das Jahrhundert ſelbſt beſtimmt: Dante, Petrarca, Boccaccio.

Vom Boccaccio wird hier nicht weiter die Rede ſeyn. Seine Romane und ſein großes epiſches Gedicht la Teſeide ſind vergeſſen; ſeine Eklogen haben kein beſſeres Schickſal gehabt. Nur die Proſe des Decamerone lebt noch, und wird immer leben, als das älteſte und vollkommenſte Muſter der reinen und zierlichen Schreibart. Die Canzoni, welche jede Giornata dieſes berühmten Werks ſchließen, erhalten ſich bloß durch das Anſehen deſſelben, und verathen nur einen mittelmäßigen Dichter.

---

*) Dargeſtellt von C. L. Fernow. Herausg. von L. Hain. Leipzig, 1818.

Ich zweifle ſehr, ob Petrarca mit dem Platze zufrieden geweſen iſt, den ſein Jahrhundert ihm in der Dreizahl ſeiner Dichter anwies. Es iſt ein Brief von ihm vorhanden, in welchem er zu zeigen ſucht, daß er auf Dante nicht eiferſüchtig ſei; aber die Mühe, die er ſich deshalb giebt, und die Länge des Briefes ſelbſt ſcheinen mir vielmehr das Gegentheil zu beweiſen. Er geſteht, daß Dante's Ideen edel, aber ſeine Schreibart gemein ſei, und erkennt ihm den Preis der Wohlredenheit in ſeiner Mutterſprache zu, ohne zu ahnden, daß er ihm dadurch alles einräumt, und ihm das höchſte Lob ertheilt.

Dieſe Eiferſucht blickt aus einem ſeiner Sonette hervor, wo er ſagt:

S'io fossi stato fermo alla spelunca,
Là dov' Apollo diventò profeta,
Fiorenza avria fors' oggi il suo poeta,
Non pur Verona, e Mantova ed Arunca.
Son. CXXXIII.

Blieb ich einſt ſtandhaft in der Höhle ſtehen,
Da, wo Apollo wurde zum Propheten,
Hätt' auch Florenz vielleicht ſeinen Poeten,
Nicht bloß Verona, Mantua, geſehen.

Wie? hatte denn Florenz nicht bereits vor ihm ſeinen Dichter gehabt? und war Dante nicht Dichter von Florenz? Aber vielleicht wollte er bloß von lateiniſchen Dichtern reden; das würde ihn entſchuldigen, und dieß könnte wohl, genau beſehen, wirklich der Fall ſeyn.

Die drei großen Schriftſteller des XIV. Jahrhunderts wurden von einem Vorurtheile beherrſcht, das ſie zugleich mit ihrer gelehrten Bildung eingeſogen hatten, und welches der damalige Zuſtand der italieniſchen Literatur in ihnen nährte. Sie hielten die gelehrten Sprachen allein für würdig, in denſelben zur Nachwelt zu reden, und glaubten, daß in den lebenden Sprachen nur ein gemeiner und vorübergehender Ruhm zu erwerben ſei. Sie hatten eine zu geringe Meinung von der italieniſchen Sprache: ſie hielten ſie für untauglich, etwas Schönes und Großes auszudrücken; und obgleich ſie ſelbſt dieſelbe bildeten, verſchönerten und vervollkommneten, ſo ſchämten ſie ſich doch beinahe, ſie für die ihrige zu erkennen.

Dante hatte zuerſt ſein großes Gedicht in lateiniſchen Hexametern begonnen, aber weislich gab er dieſen Vorſatz auf. Petrarca und Boccaccio hingegen errötheten über ihre italieniſchen Werke wie über nichtige Kinderſpiele, ja einigemal fühlten ſie ſich verſucht, dieſelben den Flammen zu opfern, und wünſchten ſtets, ſie vernichten und aus dem Gedächtniß der Menſchen vertilgen zu können.

Petrarca jammert, daß ſein Canzoniere, ſein einziges Werk in der Volksſprache, zu allgemein bekannt geworden ſei, und beklagt bitterlich, daß er mit Dante das Unglück theilen müſſe, ſeine Gedichte durch Aller Mund gehen zu ſehen. Wahrlich ein ſonderbares Unglück für Dichter! Seinen wahren Ruhm hoffte er von ſeinen lateiniſchen Schriften; und kaum ließ die Stimme der Zeitgenoſſen, welche ſchon ſeinen italieniſchen Gedichten den Preis zuerkannte, ihn ahnden, daß die ſchönen Augen der Laura aus ſeinen Gedichten noch den künftigen Geſchlechtern funkeln würden; zur deutlichen Einſicht ihres wahren Werthes gelangte er nie. Bloß, wie es ſcheint, um Lauren zu rühren, ſagt er Son. CLXX.

Quest' ardor mio, di che vi cal sì poco,
  E i vostri onori in mie rime diffusi
  Ne porian infiammar fors' ancor mille:

Ch' io veggio nel pensier, dolce mio foco,
  Fredda una lingua, e duo begli occhi chiusi
  Rimaner dopo noi pien di faville.

Dieſes mein Glühn, das Euch ſo wenig theuer,
  Und Ruhm durch meine Verſ' ergoſſen,
  Könnten noch Tauſende vielleicht entzünden;

Im Geiſte ſeh' ich, wie mein ſüßes Feuer
  Und eine froſt'ge Zung' und, feſt verſchloſſen,
  Ein Augenpaar nach uns viel Gluth entbinden.

Aber nach dem Tode Laura's nimmt ſeine Ahndung zu:

S'io avessi pensato, che sì care
Fossin le voci de' sospir miei in rima — —
Son. CCLII. vergl. mit Son. CCLIV. am Ende.

Hätt' ich gedacht, daß jemals ſich bewährte
Im Lied ſo theuer meiner Seufzer Minnen ꝛc.

Forse avverrà, che'l bel nome gentile
Consacrerò con questa stanca penna.
Son. CCLVI. desgl. Son. CCLVII.

Vielleicht daß ich den ſchönen, hohen Namen
Verherrliche mit dieſem ſchwachen Kiele.

E se mie rime alcuna cosa ponno,
  Consecrata fra i nobili intelletti
  Fia del tuo nome qui memoria eterna.
Son. CCLXXXIII. desgl. Canz. XXIX.

Und wenn es meinen Reimen ward beſchieden,
  Sei hoch gefeiert unter edeln Meiſtern
  Hier ewig deines Namens Angedenken.

Endlich ſagt er auch in einem Briefe an Malateſta von ſeinem rime vulgari: Leguntur que libentius, quam quae serio postmodum validioribus annis scripsi. Son. Lib. XIII, 10.

Die Nachwelt hat endlich dieſes Vorurtheil zerſtört. Die lateiniſchen Schriften des Petrarca ruhen mit denen des Dante und Boccaccio im Staube, während die divina Commedia, des Decamerone, und die Verſe, zu denen Laura ihren Sänger begeiſterte, als ewige Denkmäler der Sprache und Poeſie glänzen.

Die lateiniſchen Gedichte Petrarca's beſtehen in zwölf Eklogen, in verſifizirten Epiſteln und in der Africa oder Scipiade, nebſt einigen andern kleinen Gedichten.

Obgleich der Genius eines ſolchen Dichters ſich nie durchaus verleugnen kann, ſo fließt hier doch ſeine Ader nicht mit derſelben Fülle und Leichtigkeit. Sprache und Vers wollen ſich ſeinen oft ſehr ſchönen Gedanken nicht anbequemen, und auch wann er ſeinen Gegenſtand wohl gewählt hat, ſo iſt's als ob er ihn mit einem ſtumpfen Werkzeuge bearbeite. Sein Latein, obgleich über ſein Zeitalter erhaben, ſchmeckt doch nach dem Roſt deſſelben; es iſt weder rein noch richtig; ſein Vers iſt gezwungen hart, und verſtößt nicht ſelten gegen die erſten Regeln der Proſodie.

Aber eine ähnliche Liebe, wie die, welche Eltern gewöhnlich für ihre mißgeſtalteten oder mißrathenen Kinder haben, empfand Petrarca für ſein Africa, das ſein geliebteſtes, aber zugleich verzogenes Schooßkind war. In der That verdarb er dieß Gedicht aus übergroßer Zärtlichkeit und Beſorgniß für deſſen Schickſal. Seit dem Jahre 1339, wo er zu Vaucluſe den Plan deſſelben entwarf, und während der 35 Jahre ſeines übrigen Lebens ward er nicht müde, daran zu feilen, und es, wie er fälſchlich wähnte, zu vervollkommnen; deßungeachtet hinterließ er es nach ſeinem Tode nicht nur unvollendet, ſondern unvollkommener, als es je geweſen war.

Petrarca glaubte damals, daß des Silius Gedicht vom puniſchen Kriege unwiederbringlich verloren ſei, und ahndete nicht, daß es im Anfange des folgenden Jahrhunderts (1416) aus dem alten Thurme der Abtei St. Gallen hervorgehen würde, um ſein Africa, daß ſchon einen Theil ſeines Anſehens verloren hatte, völlig zu verdunkeln. Poggio, der die Handſchrift jenes alten Gedichts aus dem Staube hervorzog, konnte dem Ruhme Petrarca's keinen ſchlimmeren Dienſt leiſten. Denn, wenn auch Silius kein Dichter vom erſten Range iſt, ſo hat er doch den Vertheidiger und den Ueberwinder Karthago's in einem weit edlern Tone beſungen; und zwiſchen der Scipiade und dem Gedichte des Silius iſt ein größerer Abſtand, als zwiſchen dieſem und der Aeneide.

Und doch war ſie das Werk, von welchem Petrarca ſeine Unſterblichkeit erwartete. In der Prüfung, welche er vor dem Könige Robert in Neapel beſtand, ehe dieſer ihn der Dichterkrone würdig erklärte, las er demſelben einen Theil ſeines Gedichts vor. Und nachdem er dieſe Krone feierlich empfangen hatte, glaubte er ſie doch nicht eher verdient zu haben, als bis ſein Gedicht vollendet wäre.

Er legte ſowohl auf dieſe unbedeutende Arbeit, als auf jene eitle Ehre einen zu hohen Werth; doch das letztere iſt zu entſchuldigen. Wo iſt der Dichter, deſſen Ehrgeiz es nicht ſchmeicheln würde, zu gleicher Zeit von der pariſer Univerſität und vom römiſchen Senat zur Krönung eingeladen zu werden, und die Krone auf dem Kapitol zu empfangen, wo dieſe Ehre ſeit dem Statius keinem Dichter mehr wiederfahren war? Aber man führt noch zwei Beweggründe an, welche ihn vermochten, nach dieſer Ehre zu ſtreben, oder die ihm dieſelbe unendlich ſchätzbar machten.

Erſtlich glaubt man, daß er dadurch gegen die Verfolgungen ſich zu ſichern geſucht, welchen er als Dichter ausgeſetzt war. Da er in der Meinung des Innocenz VI. und der Andächtlinge ſeines Hofes für einen Zauberer galt, ſo habe er, ſagt man, öffentlich und in Rom ſelbſt die Weihe der Poeſie empfangen wollen, um ſich dem Bannfluche zu entziehen, und unter ſeinem Lorbeer vor dem Blitzſtrahle der Kirche geſichert zu ſein. Aber in den Nachrichten von ſeinem Leben findet ſich, daß dieſe Gefahr ihm erſt nach ſeiner Körnung drohete; es iſt alſo nicht wahrſcheinlich, daß dieſelbe darauf Einfluß gehabt habe.

Gegründeter war vielleicht der andere Beweggrund, den man ihm zuſchreibt; je phantaſtiſcher dieſer ſcheint, deſto mehr war er geeignet, auf ſeine Phantaſie zu wirken. Es war nämlich nichts anders, als die Beziehung des Lorbeers auf den Namen Laura, und die Aehnlichkeit ſeiner Liebe zu derſelben mit der des Apollo zur Daphne; auch umarmten beide, ſtatt ihrer Geliebten, nur den Baum, der ihren Namen führte, und hatten bloß den leidigen Troſt, ihre Stirne, ihre Leier und ihren Köcher mit dem heiligen Laube deſſelben zu ſchmücken. Auch läßt ſich an dem Einfluſſe dieſes Beweggrundes auf Petrarca's Geiſt um ſo weniger zweifeln, da er ſelbſt es ausdrücklich geſteht:

Con costor colsi il glorioso ramo,
  Onde forse anzi tempo ornai le tempie
  In memoria di quella, ch' io tant' amo.
Trionfo d'amore Cap. IV.

Mit dieſen ich den Zweig des Ruhmes pflückte,
  Womit ich, der Geliebten zum Gedächtniß,
  Mir vor der Zeit vielleicht die Schläfe ſchmückte.

Am wenigſten aber ahndete ihm wohl, daß ſeine ſchöne Provenzalin allein ihm in der That die rechtmäßigen Anſprüche auf den Lorbeer gab, und daß die geringſte ſeiner Canzoni, die er zu ihrem Lobe ſang, denſelben unendlich mehr verdiene als ſeine Scipiade und ſeine andern lateiniſchen Gedichte. Dieſe letztern konnten ſeinen Lorbeer nicht vor dem Verwelken ſchützen; jene hingegen erhalten ihn in ewiger Friſche, und durch ſie wird er noch in den ſpäteſten Jahrhunderten fortgrünen.

Was iſt übrigens dieſe Krönung anders als ein eitles Gepränge, das weder poetiſches Talent geben, noch deſſen Daſeyn beglaubigen kann? An wie viele Köpfe iſt nicht ſeitdem dieſe feierliche Handlung unnütz und unverdient verſchwendet worden, und faſt iſt Petrarca der einzige ſeiner Nation, der ſeiner Krone Ehre gemacht hat. Dadurch, daß man dieſelbe ohne Unterſchied auch an Unwürdige verſchwendete, kam ſie bald um ihren Ruf und fiel in allgemeine Verachtung, wie wir zu ſeiner Zeit ſehen werden.

Zweiter Abſchnitt.

Ueber Petrarca's italieniſche Poeſie.

Doch wir wollen uns hier nicht mit Petrarca's lateiniſcher Poeſie beſchäftigen. Durch ſeine italieniſchen Dichtungen ragt er über Alle hervor, und auf ſie iſt ſein ganzer Ruhm gegründet.

Obgleich Dante für die Bildung ſeiner Mutterſprache ſehr viel gethan hat, indem er ſie mit dem Hauche ſeines Genius belebte, ſo muß man doch bekennen, daß eigentlich Petrarca das Werk ihrer Veredlung vollbrachte. Er iſt der reinſte und zierlichſte Schriftſteller ſeines Jahrhunderts, das Vorbild aller künftigen Dichter, der Liebling der Muſen, Grazien und Liebesgötter.

Ihm verdankt die lyriſche Poeſie der Italiener ihren ſchönſten Glanz. Cino und Dante, welche dieſelbe vor ihm bearbeiteten, und von denen beſonders der letzte ſie ihrer Vollkommenheit um vieles näher brachte; ſenken dennoch ihre Leier vor der ſeinigen. Er brach ſich in dieſer Gattung eine neue Bahn, oder vielmehr er ſchuf in derſelben eine neue Art, von der man vor ihm keinen Begriff hatte.

In dieſer Dichtungsart, zu der ſein Talent und die zarte Empfindſamkeit ſeiner Seele den Keim enthielten, der durch die ſonderbaren Ereigniſſe ſeines Lebens und ſeiner Liebe bloß entwickelt wurde, hat er alles ergoſſen, was ſeine ſchöne Phantaſie dichtete, oder ſein reich geſchmücktes Gedächtniß ihm darbot, ſo daß ſelbſt entlehnte Gedanken bei ihm durch die Art und Weiſe, wie er ſie ſeinem Hauptgedanken beimiſcht und verſchmelzt, einen Anſtrich von Originalität erhalten.

Uebrigens ſchöpfte er aus guten Quellen des Alterthums, die er zum Theil ſelbſt wieder aufgefunden hatte. Man weiß daß er weder Mühe noch Koſten ſparte, um die alten lateiniſchen Klaſſiker wieder zu entdecken, welche durch die Barbarei der Zeiten unter Schutt und Trümmer verborgen lagen. Ihm verdankt man die Briefe des Cicero, und die erſte Handſchrift des Quintilians. Auch des Erſtern Abhandlung de Gloria beſaß er, aber ſie ging wieder verloren, dadurch daß er ſie unvorſichtiger Weiſe einem Freunde lieh, der ſie dringender Bedürfniſſe wegen verſetzte. Mit nicht geringerer Wißbegierde beſuchte er die Trümmer und Denkmäler des alten Roms, die Rom ſelbſt nicht mehr kannte. Mit einem Worte, er war der Wiederherſteller der Wiſſenſchaften und der Künſte des XIV. Jahrhunderts.

Von der tiefſten Achtung für den Virgil durchdrungen, bezeugte er dem Geburtsorte deſſelben ſeine Huldigung und beſuchte ſein Grabmal, gleichſam um den Schatten des alten Dichters zu beſchwören. Dante glaubte, ſeinem großen Lehrer und Führer eine beſondere Gunſt zu erweiſen, indem er die Seele deſſelben in den Limbus verſetzte; aber Petrarca war geneigt zu glauben, daß derſelbe auch aus dem Limbus erlöſet ſei, und ſich unter denen befunden habe, die Chriſtus daraus befreite, als er die Pforten der Hölle zerbrach.

Die Muſe, welche das Zeitalter des Auguſt verſchönte, herrſcht durchaus in den italieniſchen Verſen Petrarca's; und es iſt zu bewundern, daß er in dieſen weit klaſſiſcher iſt, und den Virgil und Horaz weit beſſer, als in ihrer eignen Sprache nachahmt, wo ſeine Nachahmungen immer ein gewiſſes fremdartiges Anſehen haben, ſtatt daß ſie in ſeiner Mutterſprache gleichſam naturaliſirt erſcheinen.

Weniger war er im Stande, aus griechiſchen Schriftſtellern zu ſchöpfen, deren Sprache ihm, wie ſeinem Zeitalter überhaupt, noch unbekannt war; doch hatte er den lobenswürdigen Trieb, ſie zu erlernen, ohne daß er denſelben befriedigen konnte. Der berühmte Mönch Barlaam war eine Zeit lang ſein Lehrer in derſelben, aber ohne Erfolg; denn noch im Jahre 1354 bekannte Petrarca, daß er kein Griechiſch verſtehe; und, daß er es auch im Jahr 1366 noch nicht verſtanden habe, beweiſ't die außerordentliche Freude, welche ihm die lateiniſche Ueberſetzung der Iliade und eines Theiles der Odyſſee von Leon Pilatus verurſachte. Doch auch in dieſer ſchlechten Ueberſetzung erkannte er das Hauptverdienſt Homers, und nannte ihn den größten Maler der Vorwelt.

— — — quell ardente
  Vecchio, a chi fur le Muse tanto amiche,
  Ch' Argo, e Micene, e Troja se ne sente.

Questi cantò gli errori e le fatiche
  Del figliuol di Laerte e della Diva,
  Primo pittor delle memorie antiche.
Trionfo della Fama, Cap. III.

— — — Nebſt dem feur'gen Greiſe,
  So werth den Muſen, daß davon berichten
  Argos, Mycene, Troja gleicher Weiſe;

Irrſaal und Nöthen ſang er in Gedichten
  Von des Laertes und der Göttin Sohne;
  Der erſte Maler Er alter Geſchichten.

Die Beſchuldigungen, daß er die provenzaliſchen Dichter, und vornehmlich einen gewiſſen Moſſen Jordi (Monſieur George) geplündert habe, der um die Mitte des XIII. Jahrhunderts am Hofe Königs Jakob II., des Eroberers, lebte, übergehe ich hier. Noch weniger will ich ihm zum Vorwurfe machen, daß er die ſizilianiſchen, italieniſchen und toskaniſchen Dichter, die vor ihm gelebt, beſonders den Cino von Piſtoja und Dante, benutzt hat, von dem er, ſeiner Eiferſucht ungeachtet, doch öfter ganze Redensarten und ſelbſt Gedanken entlehnt hat.

Was iſt natürlicher, als daß ein Dichter in einer Sprache, die ſich gebildet hat, die Bemühungen derer benutzt, welche ſie zuerſt bearbeiteten, und auch fremder verwandter Sprachen Beihülfe ſucht? Das waren gemeinſame Schätze, deren Petrarca ſich bedienen konnte und mußte. Warum hätte er darin bedenklicher ſeyn ſollen, als ſpäterhin Bembo, Caro, Arioſto, Taſſo und die andern Dichter des XIV. Jahrhunderts in Hinſicht ſeiner verfahren haben, wo doch die Sprache bereits den Gipfel ihrer Vollkommenheit erreicht hatte, und welche dennoch nicht verſchmähten, ganze Verſe von ihm zu entlehnen, wie ſich ſehr leicht nachweiſen läßt. Endlich haben wir ſchon bemerkt, daß er die Kunſt beſaß, das von andern Entlehnte zu verſchönern und ihm den Reiz der Neuheit zu geben.

Auch müſſen wir bemerken, daß er denen, welche er für die Väter der italieniſchen Poeſie und Sprache anerkennt, volle

Gerechtigkeit wiederfahren läßt. In einer ſeiner Canzoni beweiſ't er ihnen ſeine Achtung auf eine ſeltſame Weiſe dadurch, daß er jede Stanze derſelben mit dem Anfangsverſe eines ihrer Gedichte ſchließt (Canz. VII.). Dieſe Dichter ſind der Provenzale Arnaldo Daniele, Guido Cavalcanti, Dante, Cino von Piſtoja und er ſelbſt; dagegen hat er ſowohl hier, als in der Aufzählung der berühmten Ausländer, deren Lob er ſingt, den Moſſen Jordi vergeſſen. Unter ſeinen Sonetten iſt noch eines vorhanden, worin er den Tod Cino's von Piſtoja mit zärtlichem Schmerze beklagt (Son. LXIX.), und ein anderes auf den Tod ſeines Freundes Sennuccio (Son. CCXLVI.), in welchem er denſelben beſchwört, in ſeinem Namen alle die großen Dichter zu grüßen, die er in der Sphäre der Venus verſammelt finden werde.

Die Italiener erheben ſehr die Kunſt und den Mechanismus in Petrarca's Verſen und zeigen das Vortreffliche derſelben auch in den kleinſten Theilen; ſeine äußerſte Feinheit in der Stellung der Wörter, um für jeden Gegenſtand den angemeſſenſten Fall und Klang zu treffen; ſeine geſchmackvolle Wahl in der Anwendung der Freiheiten, woran die Sprache der italieniſchen Poeſie nicht minder reich iſt als die griechiſche, beſonders in der Freiheit, die Wörter am Anfange, in der Mitte und am Ende um eine Sylbe zu kürzen; eine Sylbe in zwei auszudehnen, oder zwei Sylben in eine zuſammenzuziehen; und in der Freiheit, zwei Vocale zuſammenſtoßen zu laſſen, deren mäßiger und wohlgewählter Gebrauch oft große Wirkung thut, wie z. B. in dem Verſe Virgils:

Ter sunt conati imponere Pelion Ossae.

Sie bemerken ferner das Ueberſchreiten der Verſe, wodurch zuweilen der Sinn aus einer Stanze in die folgende fortgeführt wird; welches man in den italieniſchen Oden oder Canzoni gewöhnlich für einen Fehler hält, obgleich es in den Oden der Griechen und Lateiner nicht dafür gehalten wurde. Beim Petrarca iſt dieß keine Nachläſſigkeit, kein Vergeſſen, ſondern eine vorſetzliche Uebertretung der Regel, wo das Genie die Schranken derſelben durchbricht, um dadurch größere Schönheiten zu erreichen, indem es den ſchicklichen Moment kennt, wo es ſich ihres läſtigen Joches, das ſeinen Flug hemmen würde, entledigen darf.

Endlich haben auch die Dilettanti, welche ſich einer beſondern Zartheit des Geſchmacks rühmen, einen bemerklichen Unterſchied zwiſchen den Sonetten, welche bei Laura's Lebzeit gedichtet worden, und denen, welche ihren Tod betrauern, zu finden geglaubt. In den erſtern herrſcht jene Würde mit Lieblichkeit gemiſcht, welche einen gemäßigten Styl bilden, in den letztern herrſcht die Würde vor und gibt dem Style einen erhabenern Charakter.

Man kann alles dieſes zugeben, ohne darum anzunehmen, Petrarca habe dieß mit kleinlicher Sorgfalt vorſetzlich geſucht; der wahre Dichter thut das nie. Es findet ſich, ihm ſelber unbewußt, in ſeinem Genius, in dem zarten Gewebe ſeiner Nerven, in der harmoniſchen Stimmung ſeines Ohres; es iſt ein Geſchenk der Natur, das aus keiner Poetik geſchöpft, ſondern nur durch Uebung nach großen Muſtern gebildet wird.

Die Versarten, deren ſich Petrarca bedient, ſind nicht von ſeiner Erfindung. Er nahm ſie von den Sicilianern und Provenzalen, aber gab ihnen eine beſſere Geſtalt. So z. B. veredelte er die Form der Canzoni dadurch, daß er nur Verſe von elf und von ſieben Sylben dazu nahm. Es ſind ungefähr dreißig ſolcher Canzoni von ihm vorhanden, faſt ſämmtlich Meiſterſtücke. In dieſer Dichtungsart iſt er beſonders vortrefflich, ja man kann ſagen, unnachahmlich. In ſeinen Sonetten, welche den größten Theil ſeiner Gedichte ausmachen, findet ſich Treffliches, minder Schönes und Mittelmäßiges unter einander; noch geringeren Werth haben ſeine Balladen und Madrigale, aber glücklicher Weiſe iſt ihre Anzahl nur klein.

Aber man möchte wünſchen, daß er ſich gewiſſer ſeltſamer Formen gänzlich enthalten hätte, welche kein anders Verdienſt haben, als das der Schwierigkeit, wenn dieſe je ein Verdienſt ſeyn kann, und welche durch den unglaublichen Zwang, den ſie dem Dichter auflegen, nur falſche oder froſtige Gedanken, ſchielenden Ausdruck, Lückenbüßer und gehaltleere Verſe erzeugen.

Dergleichen ſind die Corone, oder Sonettenkränze, wo der Sinn ſich durch mehrere mit einander verbundene Sonetten hindurch windet; obgleich Petrarca ſich zum Theil der Feſſeln entledigt hat, womit die Geſetze dieſer ſchon an ſich abgeſchmackten Dichtungsart den Dichter binden.

Dergleichen ſind ferner eine Art von Canzoni, wo die Reime nur von Stanze zu Stanze wiederkehren, ſo daß die Verſe der erſten Stanze gar keinen Reim haben, alle folgenden aber auf die Endſylben der erſten reimen, die man nach einem Zwiſchenraume von ſieben bis acht Verſen bereits vergeſſen hat. Ein Beiſpiel davon bietet die Canz. III. dar.

Dergleichen ſind endlich die Seſtine, die mühſamſten und nichtswürdigſten unter den Gedichten Petrarca's, die er füglich hätte dem Erfinder derſelben, dem Arnaldo Daniele, laſſen können, ſtatt ſeinen Genius auf die Folter zu ſpannen, um eine Dichtungsart, die kein Erzeugniß der Poeſie, ſondern eine Mißgeburt der Geſchmackloſigkeit iſt, in ſeine Sprache zu verpflanzen.

Dritter Abſchnitt.

Ueber den Gegenſtand ſeiner italieniſchen Gedichte, über den Hauptgegenſtand derſelben und über den Charakter dieſer Poeſie.

Die Gedichte Petrarca's, die man auch unter dem Geſammttitel il Canzoniere begreift, haben nur einen Gegenſtand, von dem er ſich ſehr ſelten entfernt; und ſelbſt die Gedichte, wo dieß der Fall iſt, haben davon noch einen ſo ſtarken Anſtrich, daß ſie kaum für Ausnahmen gelten können.

Ich zähle ungefähr zwölf Sonette, in denen er ſeinen Lieblingsgegenſtand verläßt, und unter dieſen ſind vier, in denen er ſeinem heftigen Zorne gegen den päpſtlichen Hof Luft macht, den er eine Mezze, ein Babylon, einen Aufenthalt des Laſters und der Verworfenheit, dem rächenden Strahle des Himmels preisgegeben, nennt. (Son. XCI, CV, CVI, CVII.) Aber ſelbſt in dieſen Sonetten wird Laura nicht ganz vergeſſen. Zu ihnen rechne ich ferner noch das Sonett, welches er bei dem falſchen Gerüchte von ſeinem eigenen Tode verfertigte, ein anderes zum Preiſe der Freundſchaft; ein drittes über die verderblichen Wirkungen des Zorns und ein viertes, in welchem er dem Giovanni Dondi über ſeinen Kummer, deſſen Urſache unbekannt iſt, Rath und Troſt zuſpricht. (Son. XCVI, CVIII, CXCVI, CCVI). In einem andern beklagt er die Verachtung der Künſte und Wiſſenſchaften, welche der Schwelgerei, dem Müßiggange und dem niedrigen Eigennutze aufgeopfert werden:

Povera e nuda vai, Filosofia — — —
Son. VII.

Arm mußt und nackt, Philoſophie, du ſchreiten.

Ein anderes ſehr ſchönes Sonett richtet er an einen berühmten Mann aus dem Hauſe Colonna:

Gloriosa colonna, in cui s'appoggia
Nostra speranza e 'l gran nome Latino — —
Son. X.

Glorwürd'ge Säul, o unſ'rer Hoffnung Stütze,
An der empor ſich Römerherzen richten — —

Petrarca fordert ihn auf, den Prunk der Paläſte und den eitlen Glanz der Hoheit zu verlaſſen, und mit ihm im Schatten der Fichten und Buchen am Hügel des Parnaſſes freier zu athmen, wo tauſend bezaubernde Gegenſtände die Seele zum Himmel erheben, während die ſüße, zärtlich klagende Stimme der Nachtigall in einem nahen Gebüſche ſie wieder zur Erde herabruft und mit Gedanken der Liebe erfüllt.

Dieß Sonett iſt viel ſchöner als ein anderes, worin er gleichfalls einen Colonna, und vielleicht den nämlichen, auffordert, den ſo eben über das ihm befeindete Haus Orſini erfochtenen Sieg mit aller Macht zu verfolgen, und nicht eher zu ruhen, bis er ſeinen Feind aufs äußerſte gebracht habe. (Son. LXXXII.) Es iſt unſtreitig rühmlicher, ſeine Freunde zum unſchuldigen Genuß der Vergnügungen des Landlebens einzuladen, als zu Rache und Blutvergießen anzureizen.

Das unmittelbar folgende Son. (LXXXIII) enthält eine Nachahmung der ſchönen Ode des Horaz (Lib. IV. Ode 8.), in welcher das Vermögen der Dichtkunſt, große Männer unſterblich zu machen, über die Kunſt des Phidias und Praxiteles erhoben wird; ſo iſt in einem andern Sonett auf den Tod des Cino von Piſtoja (Son. LXIX) die rührende Elegie Ovids auf den Tod des Tibull nachgeahmt, der wie Cino ein Sänger der Liebe war, und ſeine Delia und Nemeſis, wie Petrarca ſeine Laura hatte, obgleich unter etwas verſchiedenen Verhältniſſen.

Unter den Canzoni ſind nur zwei, die ihrer übrigen Gefährten und der Nachwelt unwürdig ſind; die eine iſt ein Miſchmaſch von Sprichwörtern, deſſen Zweck man nicht einſieht; die andere eine nicht weniger dunkle Allegorie (Canz. XI u. XII).

Aber drei dieſer Canzoni verdienen, daß wir bei ihnen verweilen, es ſind nicht die minder vorzüglichen der Sammlung, obgleich ſie nicht von Liebe handeln; ſie gehören alle drei zur parenetiſchen Gattung. (Canz. II, VI, XVI.)

Die erſte, der ein dazu gehöriges Sonett vorhergeht, ermahnt die Fürſten zu einem Kreuzzuge, zu dem man ſich zu derſelben Zeit rüſtete, als Papſt Johann XXII. Avignon wieder verlaſſen und den heiligen Stuhl nach Rom zurückbringen ſollte. Weder das eine noch das andere erfolgte; aber da beides dem Dichter gleich ſtark am Herzen lag, ſo ſpricht er mit außerordentlichem Eifer dafür.

Aber auch hier kann der Dichter nicht enden, ohne in ſeine verliebten Schwachheiten zurückzufallen. Um ganz Italien zu dieſem Kreuzzuge aufzubieten, ſendet er ſein Gedicht dahin; er würde ſelbſt kommen, wenn ihn nicht die Liebe mit unüberwindlicher Gewalt und unzerreißbaren Banden wider Willen in der Provence zurückhielte.

In der zweiten dieſer Canzoni beſchwört Petrarca einen römiſchen Senator, oder einen anderen angeſehenen Mann, der damals über Rom waltete, den alten Glanz dieſer Stadt wiederherzuſtellen, und die Zwietracht und Verwirrung zu erſticken, die daſelbſt herrſchten. Er beſchwört ihn in den dringendſten und kräftigſten Ausdrücken, indem er ein lebhaftes Gemälde von den Drangſalen entwirft, welchen damals das unglückliche Rom erlag, indem er vor ſeinen Augen die Schatten der Scipionen und Brutus und des Fabricius hervorruft, welcher letztere, dieſe große Unternehmung ahnend, mit Entzücken ausruft: ich erkenne mein Rom wieder, das ſich zu ſeiner ehemaligen Schönheit verjüngen wird:

Come cre', che Fabrizio
  Si faccia lieto udendo la novella
  E dice, Roma mia sarà ancor bella.

Dann wird mit frohem Munde
  Fabricius auch, die große Mähr zu preiſen,
  Rufen: „Nun wird mein Rom ſchön wieder heißen.“

Er zeigt ihm endlich die Heiligen und Märtyrer, welche aus der Höhe des Feuerhimmels herab ihn bitten, für die Sicherheit der Tempel zu wachen, wo ihre ſterblichen Hüllen ruhen, damit die Gläubigen ſie ohne Furcht beſuchen, und ihre heiligen Reſte verehren können.

Die dritte Canzone iſt von nicht geringerer Kraft. Sie athmet die Liebe zum Vaterlande, die ihn dazu begeiſterte.

Italien ward zwiefach verheert; theils durch die Spaltungen, welche in den verſchiedenen Staaten herrſchten, und durch innere Kriege, theils durch die Horden deutſcher Söldner, welche Ludwig der Baier daſelbſt zurückgelaſſen hatte. Dieſe Miethlinge waren jedem meiſtbietenden feil, und gingen bald aus dem Solde eines Herrn in den des andern über, bald verheerten ſie die Länder für eigene Rechnung, und lebten auf Koſten der Provinzen, deren ſie ſich bemächtigen konnten.

Nachdem Petrarca dieſen unglücklichen Zuſtand ſeines Vaterlandes beweint hat, ermahnt er die Fürſten Italiens, ihrem Haß und ihren Zwiſten zu entſagen, um ſich gegen jene fremden Landſtreicher zu vereinigen, die dann nicht länger furchtbar, und leicht vom vaterländiſchen Boden zu vertreiben ſeyn würden:

  Virtù contra furore
  Prenderà l'arme, e fia 'l combatter corto,
  Che l'antico valore
Negl' italici cor non è ancor morto.

  Und gegen Wuth wird Tugend,
  Sich rüſten, bald der Kampf zum Ziel gelangen;
  Iſt in Italiens Jugend
Ja noch der alte Muth nicht untergangen.

Die Trionfi des Petrarca ſind ein unvollendetes Werk, an das der Tod ihn die letzte Hand zu legen hinderte. Sie beſtehen in einer Folge von allegoriſchen Träumen oder Geſichten von der Liebe, der Keuſchheit, dem Tode, dem Ruhme, der Zeit und der Ewigkeit.

Der Inhalt dieſer Dichtungen iſt gemiſchter Art, doch herrſcht auch hier die Liebe; und man kann ſagen, daß alle dieſe Triumphe nur ein einziger, nehmlich Laura's Triumph, ſind.

Die Liebe triumphirt über den Dichter. Laura's Keuſchheit triumphirt über die Liebe. Der Tod triumphirt über Lauren und Laura über den Tod. Der Ruhm, welcher nebſt der Liebe des Dichters Herz theilte, triumphirt über dieſes Herz, aber die Zeit zerſtört die Trophän des Ruhms, doch auch ſie wird zuletzt von der Ewigkeit vernichtet. Dieſer letzte Triumph, der einzig wahre, wird im Himmel, im Schooße der Gottheit, gefeiert. Dort auch wird er ſeine Geliebte wiederfinden, und wenn er ſchon in ihrer Liebe auf Erden ſo glücklich war, wie glücklich wird er ſeyn, wenn er ſie in den ewigen Wohnungen wiederſieht!

Dieſe Trionfi ſind voll ſchöner Stellen, voll trefflicher Sinnſprüche, voll großer poetiſcher Züge; ſchade, daß er nicht mehr Muße hatte, ihnen die letzte Feile zu geben, und daß Versbau und Stil darin zu ſehr vernachläſſigt ſind.

Wir nähern uns nun dem großen Gegenſtande, um welchen die Gedichte Petrarca's ſich drehen, der ſein Herz und ſeine Leier beherrſcht, und der uns zugleich den Menſchen und den Dichter näher bekannt machen wird.

Außer dem Charakter der Ueberlegenheit, durch den geniale Menſchen ſich von andern auszeichnen, haben ſie auch noch ihren eigenthümlichen Charakter, durch den ſie ſich von einander unterſcheiden. Daher kommt es, daß ſie in der nemlichen Dichtungsart, oder dem nemlichen Gegenſtande verſchiedene Anſichten faſſen, denſelben ihre eigne Form aufdrücken, wodurch dieſe Verſchiedenheit merklich und hervorſtechend wird.

Aber es iſt darum nicht weniger ſchwer zu ſagen, worin dieſe Eigenthümlichkeit beſteht. Wir haben von derſelben nur dunkle Gefühle, und können ſie nur durch allgemeine Ausdrücke bezeichnen. Schön, groß, erhaben, anmuthig, zärtlich, rührend, ſind Ausdrücke dieſer Art, aber man kann dieß alles auf tauſenderlei Weiſe ſeyn; und jeder geniale Menſch hat ſeine eigne, welche gerade ſeinen Charakter bezeichnet; aber die Beſtandtheile dieſes Charakters ſind ſo zart, ſo innig verbunden, daß ſie jeder genauern Zergliederung entſchlüpfen. Es iſt ſchon genug, wenn wir nur dahin gelangen, die größern Maſſen zu unterſcheiden; ich meine gewiſſe Hauptbeſtandtheile, gewiſſe ſtark gezeichnete Eigenſchaften: aber ihre Grade, ihre Schattirungen, die Verhältniſſe ihrer Miſchung zu beſtimmen, dazu haben wir weder Zahl, noch Gewicht, noch Maß.

Dieſen Grundſätzen zufolge werde ich einen Verſuch wagen, den Canzoniere, oder die Sammlung italieniſcher Gedichte des Petrarca, genauer zu unterſuchen. Ich weiß wohl, wie oft derſelbe bereits erklärt, zerfaſert und durch die Hechel der Kritik gezogen worden, und wie viel Bände man zuſammentragen könnte, wenn man alles ſammeln wollte, was über dieſes kleine Bändchen geſchrieben worden; aber ich gebe hier bloß meine eigenen Bemerkungen. Ich habe mich bemüht, ſelbſt den Petrarca verſtehen, und ich darf wohl ſagen, fühlen zu lernen, und ich werde ihn ſo ſchildern, wie ich ihn verſtanden und gefühlt habe; ich werde mir die Idee ſeines poetiſchen Charakters aus den Zügen bilden, welche in ſeinem Werke den ſtärkſten Eindruck auf mich gemacht haben.

Aber hier fühle ich auch ſehr wohl das Nachtheilige meiner Lage. Mir, dem Fremdling, muß ohne Zweifel ſo manches verborgen bleiben, was ein Einheimiſcher des Bodens, der dieſe Werke hervorgebracht hat, auf den erſten Blick entdeckt; und in dieſer Hinſicht fodert das Urtheil der italieniſchen Kenner meine größte Achtung. Aber vielleicht wird dieſer Nachtheil mir in andrer Hinſicht wiederum etwas vergütet. Werke des Geiſtes wollen eben ſo wie ſichtbare Gegenſtände, aus einem gewiſſen Abſtande, in der rechten Mitte zwiſchen Zufern und Zunahe, betrachtet ſeyn. Ich würde mich ſehr glücklich ſchätzen, wenn ich mich auf dieſem Standpunkte befände. Jede Nation muß wünſchen, daß ihre vorzüglichen Schriftſteller auch von unparteiſchen Kennern anderer Nationen geſchätzt werden. Jenes enthuſiaſtiſche Vorurtheil, welches den Geſchmack unſerer Nation zur allgemeinen Regel des Geſchmacks, und die vaterländiſchen Geiſteserzeugniſſe zum unbedingten Maßſtabe des Schönen und Vollkommenen erhebt, iſt eine Schwachheit, und wird leicht, durch einige Uebertreibung, eine Lächerlichkeit, gegen die man ſich verwahren muß. Ich habe auf dieſen Umſtand bei allen meinen Unterſuchungen beſonders Rückſicht genommen, und mir immer für die Literatur der Alten und der Neueren eine freie Anſicht zu erhalten geſtrebt. Und welcher Parteilichkeit könnte ich in der Schätzung der italieniſchen Dichter verdächtig ſeyn?

Es iſt bekannt genug, daß der Hauptgegenſtand der Gedichte Petrarca's erotiſcher Natur iſt, oder von der Art, welche die Italiener durch amatorio oder amoroso bezeichnen; und daß er in dieſer Gattung ſelbſt ſich, ſo zu ſagen, eine neue Gattung oder Art geſchaffen hat, für die er keinen Vorgänger unter den Alten fand, und daß er nur ſehr ſchwach und ſchlecht von denen nachgeahmt worden, die in ſeine Fußſtapfen traten, und deßhalb mit dem Zunamen Petrarchiſten belegt wurden.

Indem ich nun das Charakteriſtiſche dieſer Dichtungen zu erforſchen ſuchte, ſchien es mir aus folgenden drei Quellen zu entſpringen: 1) aus der beſondern Beſchaffenheit der Liebe des

Dichters ſelbſt; 2) aus ſeiner Frömmigkeit, und 3) aus ſeiner Philoſophie. Dieſe drei Punkte alſo werde ich vornehmlich, ſowohl einzeln, als in ihrer Verbindung, zu entwickeln ſuchen.

Vierter Abſchnitt.

Ueber die Liebe Petrarca's.

Wer iſt, fragen wir vor allen Dingen, der Gegenſtand dieſer dauernden, ſo zärtlichen Leidenſchaft? Wer iſt dieſe Laura, deren wohlklingender ſüßer Name alle gefühlvolle Herzen anzieht, und ſich auf Flügeln der Liebe zu den fernſten Zeitaltern ſchwingt?

Iſt es nicht wunderſam, daß wir ſo wenig von dieſer ſeltnen Schönheit wiſſen, welche einen noch ſeltenern Verehrer hatte, der durch ſo köſtliche Verſe ihrem Namen Unſterblichkeit gab?

Noch im 15ten Jahrhunderte verloren die Italiener ſich in eitlen Träumen über eine Perſon, die den Dichter, der ſie beſang, zu ſo lieblichen Träumen begeiſterte.

Mehrere unter ihnen wollten ſie ſogar aller Perſönlichkeit entkleiden, und ſie zu einem bloß idealiſchen Weſen, zu einem lieblichen Luftgebilde machen. Andere machten, was noch ärger war, ein allegoriſches Weſen aus ihr, die Religion, die Buße, die Philoſophie, die Tugend, und wer weiß, was ſonſt noch. Endlich, als Gipfel der Albernheit, gab es einige, die ſie in die Jungfrau Maria verwandeln wollten, die alſo, ihnen zufolge, in der Provence geboren, und im Jahre 1348 daſelbſt an der Peſt geſtorben ſeyn müßte. Und in der Canzone an die heilige Jungfrau würde er ſie um Verzeihung, daß er ſie geliebt habe, bitten, und um die Gnade, ſeine Seele von einer ſo ungeheuern Sünde zu reinigen (Canz. XXIX.).

Auch in den folgenden Jahrhunderten wußten die Italiener nichts mehr von der Geliebten ihres großen Dichters, obgleich, ſie ihr die Perſönlichkeit wieder zugeſtanden. Einem Franzoſen war es vorbehalten, ſie zuerſt über Laura's Perſon und Familie aufzuklären und darzuthun, daß ſie aus dem Geſchlecht de Noves, eine Tochter des Ritter Audibert, Herrn von Noves, einem Flecken zwei Meilen von Avignon, ſei, Aber das Wichtige in ſeiner Entdeckung, und was Geſualdo und Caſtelvetro nur dunkel geahndet hatten, iſt, daß Laura ſchon zwei Jahre lang verheirathet, und wahrſcheinlich auch ſchon Mutter war, als Petrarca ſie zum erſten Male ſah, und die erſte Regung der Liebe für ſie empfand.

Dieſer Umſtand iſt um ſo weniger zu überſehen, da er großen Einfluß ſowohl auf Petrarca's Leidenſchaft, als auf die Gedichte haben mußte, in welchen er die Gluth dieſer Leidenſchaft ausſtrömte, und dieſer den eigenthümlichen Charakter gab, deſſen wir oben bereits erwähnt haben.

Laura war verheirathet. Sie war ihren Pflichten und Grundſätzen getreu; Tugend, Ehre, und eine zarte und ſtrenge Sittſamkeit leiteten ihr Betragen. Aber ſie war Weib; ſie hatte kein Felſenherz; ſie war nicht mit Tigermilch aufgezogen worden. Und da Empfindſamkeit das Erbtheil ſchöner Seelen iſt, wie konnte ſie gegen die Huldigungen eines Liebhabers gleichgültig bleiben, der mit einer blühenden Jugend und mit einer höchſt einnehmenden Bildung alle Reize des Geiſtes verband, in dem ſich zu ſo großen Talenten auch die Gabe zu gefallen geſellte, der ein Liebling der Muſen, ja der erſte Mann ſeines Jahrhunderts war, und der zu lieben wußte, wie man nie liebte, und nie mehr lieben wird? Mußte ſie ſich durch eine ſolche Eroberung, durch den Glanz, der davon auf ſie zurückſtrahlte, durch den Ruhm, den dieſelbe ihr verſprach, nicht geſchmeichelt fühlen?

Laura wußte die Anſprüche ihres Herzens und ihrer Eigenliebe mit den Grundſätzen der Klugheit und der Tugend zu vereinigen, indem ſie ſich ſo vorſichtig uud wohlgemeſſen betrug, daß ſie die Leidenſchaft des Dichters unterhielt und fortwährend verſtärkte, ohne dieſelbe zu befriedigen, ja ohne ihr auch nur das Mindeſte zu geſtatten. Nur ſelten, und nur an öffentlichen Orten, wozu er die Gelegenheit noch beſonders aufſuchen mußte, hatte er das Glück, ſie zu ſehen, und noch ſeltener das, ſie zu ſprechen; und nie wagte er es, ihr von ſeiner Liebe zu reden (Canz. I. St. 4). Abwechſelnd bald ernſt, bald milde, wußte ſie ihre Reden, ihre Blicke und Mienen ſo zu beherrſchen, daß ſie, wann er zu viel wagte, entweder ſeine Kühnheit niederſchlagen, oder ſeine ſinkende Hoffnung erheben und ihn wieder an ſich ziehen konnte, dergeſtalt, daß ſie ihn ein und zwanzig Jahre lang in ihren Feſſeln hielt, in ſtetem Wechſel zwiſchen Sturm und Ruhe, und allen Bewegungen eines leidenſchaftlichen Gemüths hingegeben, wo er in langen Zügen jenes Bitterſüß, wie er es nennt, ſchlürfte, jenen Trank von Honig und Wermuth, den die Liebe in ihren Zauberbecher miſcht.

Heutiges Tags, wo man in der Liebe raſcher zu Werke geht, wo unſere Lungen nicht mehr Athem genug haben, um vier Luſtra hindurch zu ſeufzen, würde dieſes Betragen Laura's für eine über die Gebühr verfeinerte Coketterie ausgelegt werden. Schon Petrarca klagt mehr als einmal, daß ſie im Grunde nur ſich allein liebe, daß nur ſie der letzte Zweck aller ihrer Wünſche ſei, daß die Qualen, die er erdulde, ſie wenig beunruhigen, ja im Gegentheil nur ihrem Stolze ſchmeicheln.

Se forse ogni sua gioja
  Nel suo bel viso è solo,
  E di tutt' altro è schiva.
Canz. XIII.

Kann Luſt ihr und Behagen
  Nur eigne Schönheit bringen,
  Iſt Alles ihr zuwider ꝛc.

Veggendo in voi finir vostro desio.
Son. XXXVIII.

Er ſchwieg, ſeit er vernommen,
Wie in euch ſelbſt ſich eure Luſt beſchränket.

Quella che sol, per farmi morir, nacque,
  Perch' a me troppo, ed a se stessa, piacque.
Canz. XXI.

Sie, die nur mich zu tödten, trat ins Leben,
  Weil ſie ſich ſelbſt, ich ihr zu ſehr ergeben.

Er tadelt ihre Neigung zum Putz, verwünſcht den Spiegel, in dem ſie ſich ſo gern betrachtet, und ſtellt ihr das warnende Beiſpiel des Narciß vor. Dieſer verrätheriſche Spiegel wurde in dem Abgrunde der Hölle verfertigt, und in den Fluß des Vergeſſens getaucht:

— — I micidiali specchj — —
  Questi fur fabbricati sopra l'acque
  D'abisso, e tinti nell' eterno oblie.
Son. XXXVII u. XXXVIII.

— — Doch mehr den böſen Spiegeln muß ich klagen,
  Die ihr durch Liebesäugeln wollt ermüden.
  — — — — —
  Gefertigt wurden ſie am Strand der Lethe,
  Mit ewiger Vergeſſenheit getränket ꝛc.

Vielleicht waren dieſe Klagen nicht ganz ohne Grund. Wo iſt die ſchöne Frau, welche nicht ein wenig Eigenliebe beſäße, welche ſich nicht im Bewußtſeyn ihrer Reize und der durch ſie erregten Bewunderung gefiele? Aber nur ſelten und im Uebermaß ſeiner Leiden entſchlüpft dem Dichter dieſe Läſterung. Er fühlt ſogleich ſchmerzliche Gewiſſensbiſſe darob, kehrt unter das gewohnte Joch zurück, ſegnet ſeine Qualen, und verehrt ſeine Ketten.

Wir dürfen hier nicht nach den Sitten unſerer Zeit urtheilen. Was uns romanhaft ſcheinen würde, war damals wirklich. Die Liebe war das ernſthafteſte Geſchäft des Lebens; und dieſer Heldenſinn der Liebe, des Ritterthums köſtlichſter Ueberreſt, lebte noch in edlen Gemüthern, und nährte in ihnen die zarteſte Geſinnung. Dieß war Laurens Geſinnung im höchſten Grade; durch den Strahl der Sittſamkeit geläutert, war ſie rein wie die heilige Flamme, welche auf dem Altar der Veſta lodert.

Gleiche Geſinnung wußte ſie auch ihrem Liebhaber einzuflößen; und wenn es ihr auch nicht gelang, alle irdiſchen Begierden aus ſeinem Herzen zu verbannen, ſo wußte ſie dieſelben doch dergeſtalt zu mäßigen und im Zaum zu halten, daß ihre Gegenwart ihm eben ſo viel Achtung als Liebe einflößte, und daß er noch mehr von den Schönheiten ihrer Seele, als von den Reizen ihrer Geſtalt bezaubert ward.

So walteten Tugend, Klugheit und Sittſamkeit über dieſen Liebeshandel. Laura's Zurückhaltung war keine Grimaſſe der Coketterie; ſie glich nicht der Galatee des Virgil, welche hinter die Weiden floh, aber ſo, daß man ihre Flucht entdeckte:

Et fugit ad salices, et se cupit ante videri.

Dieſe Zurückhaltung war die Frucht reiflicher Erwägung deſſen, was ſie ſich ſelbſt ſchuldig war (Son. CCXXIV). Die größten Begünſtigungen, deren Petrarca ſich rühmen konnte, beſchränkten ſich auf einige wenige Worte, die ſie ihm mit größerer Freundlichkeit als gewöhnlich ſagte, die er aber in ſeiner Entzückung für ausnehmende Gunſtbezeugung hielt, und die ihn auch in der That für den Augenblick glücklich machten.

Nur einmal iſt von einem Geheimniß unter den beiden Liebenden die Rede, dem er eine ganz beſondere Wichtigkeit beilegt; aber auch das Stärkſte, was man darunter muthmaßen kann, läuft auf nichts weiter hinaus, als daß Laura ſeine Hand berührt, oder ihm die ihrige gereicht hatte:

Alla man, ond' io scrivo, è fatta amica
A questa volta, e non è forse indegno:
Amor se 'l vede, e sal Madonna, ed io.
Son. CCXXI.

Der Hand, mit der ich ſchreibe, ward es *) freundlich
Dießmal, die wohl nicht unwerth ſolchen Preiſes;
Amor, der ſieht's, ich und Madonna weiß es.

Aber auch nur zu vermuthen, daß er einen Kuß auf ihre Hand zu drücken gewagt habe, würde eine ſo ungeheure Vermeſſenheit ſeyn, daß ich bei dem bloßen Gedanken daran zittere.

Die Stärke und Beſtändigkeit ſeiner Liebe ſprechen zu Laura's Vortheil. Dieſe Liebe würde ſchwächer geworden, erſchlafft, geſchwunden ſeyn, wenn ſie gefälliger gegen ihn geweſen wäre, und noch mehr, wenn ſie ſich ihm hingegeben hätte. Nur eine ſittſame, tugendhafte Frau iſt im Stande, eine ſo ſchöne, ſo lebendige, ſo dauernde Flamme anzufachen und zu nähren; eine Flamme, die, ſo lange Laura lebte, und noch zehn Jahre nach ihrem Tode, mit gleicher Gluth brannte, die weder ein feindſeliges Geſchick noch das Grab auszulöſchen vermochten, die ſie im Gegentheil nur noch ſtärker entzündeten.

Wäre es eine unheilige Liebe geweſen, wie iſt zu glauben, daß der fromme Dichter gewagt hätte, dieſelbe bis in den Himmel dauern zu laſſen, und Lauren daſelbſt mit denſelben Geſinnungen, die ſie auf Erden für ihn gehabt, ſo wie ſich ſelbſt, ihr denſelben Tribut der Bewunderung und Zärtlichkeit darbringend, zu ſchildern? Dieß iſt der Triumph einer reinen, von allem Irdiſchen geläuterten Liebe.

Les désirs innocens, et les chastes attraits
Passent dans l'Elysée, et ne meurent jamais.

Dieß waren, wenn ich nicht irre, die Urſachen, welche eine Liebe ſo ungemeiner Art erzeugten und nährten, von der man ſchon zu Petrarca's und Laura's Lebzeit ſagte, daß die Sonne nie zwei ſolche Liebende beſchienen habe:

Non vede un simil par d'amanti il sole.
Son. CCVII.

Nicht ſah ein gleiches Liebespaar die Sonne.

Dieſe Worte laſſen ſich mit gleichem Rechte auf die Poeſie anwenden, die jene Liebe ihm eingab; ſie iſt eben ſo einzig in ihrer Art, und wir haben geſehen, wie ſie es werden mußte; dadurch nämlich, daß die Seele Petrarca's und Laura's, die zwiſchen ihnen obwaltenden Verhältniſſe und die daraus entſpringenden Vorfälle treu in ihnen abgeprägt ſind. Aus dieſem allen geht der herrſchende Charakter der 10141 Verſe hervor, die ſie enthält, und die bis auf wenige Ausnahmen, die wir bereits angezeigt haben, ſämmtlich Lauren angehen. Dieſer Charakter bleibt unter allen Verwandlungen derſelbe; er beherrſcht alle Empfindungen und Gedanken des Dichters, ſelbſt ſeine Frömmigkeit und ſeine Philoſophie, und reißt ſie mit ſich fort in ſeine mächtige Sphäre.

Um dieſen Charakter noch beſſer zu entwickeln, wollen wir die Spuren deſſelben in der ſinnlichen Anlage, in der Einbildungskraft, im Herzen, im Verſtande, kurz in allen Gemüthsvermögen des Dichters verfolgen.

Die Liebe dringt durch die Sinne ins Gemüth, und erregt in ihm Begierden, wie ſie unſerer Organiſation gemäß ſind. Aus demſelben Leime geformt, wie die andern Menſchen, empfand ſie Petrarca ohne Zweifel auf gleiche Weiſe; und wie keuſch auch ſeine Muſe war, ſo wirft ſie doch an zwei oder drei Stellen dieſen Zwang ab. In einer ſolchen Stelle wünſcht er eine Nacht mit Lauren zuzubringen, ohne andre Zeugen als die Sterne, und daß dieſer Nacht kein Morgenroth folge. In andern Stellen beneidet er den Pygmalion und den Endymion auf eine etwas zweideutige Weiſe (Seſtin. I, Son. LVIII, und Seſt. VII am Ende). Aber gewiß hat Laura dieſe unbeſcheidenen Gedichte entweder nie geſehen, oder ſie hat ihn dieſelben ſchwer büßen laſſen.

Man weiß überdieß, daß er Lauren nicht immer treu war. Sein feuriges Temperament, durch Liebe und Poeſie noch mehr entflammt, riß ihn zu Verirrungen hin, und ließ ihn anderwärts die Befriedigungen ſuchen, die ſie ihm verſagte; zwei natürliche Kinder, Giovanni und Francesca, waren die Früchte und lebenden Beweiſe derſelben. Vielleicht hatte Laura auch ſogar an dieſen Vergehungen einigen Antheil; vielleicht glaubte er zuweilen diejenige, die er überall ſuchte, gefunden zu haben, und es ging ihm, wie jener Prinzeſſin Colonna, welche während des Jubeljahres in Rom einen Pilger ſah, der eine auffallende Aehnlichkeit mit ihrem verbannten Gemahl hatte, und von der Macht dieſer Täuſchung ſo hingeriſſen wurde, daß der Pilger ſie ſchwanger hinterließ.

Aber dem Menſchen genügt dieſer rohe Naturtrieb nicht, welcher den bloß ſinnlichen Genuß zum Gegenſtand und Zweck hat; wenigſtens kann dieß nur bei denen Statt finden, welche durch das Laſter zur Thierheit hinabgeſunken ſind. Man würde den Namen der Liebe entweihen, wenn man ſie darauf beſchränken wollte. Unſere geiſtige Natur hat auch auf die Begierden Einfluß, die wir mit den Thieren gemein haben, und beweiſ't dadurch den höhern Rang, den wir auf der Stufenleiter der Weſen einnehmen. Die Thiere haben keine Vorſtellung von Schönheit und Vollkommenheit; ſie werden nicht wie wir durch Ebenmaß, zierliches Verhältniß der Formen, Regelmäßigkeit der Züge, Anmuth der Geberden, des Anſtandes, der Bildung angezogen. Denn dieß ſind nicht mehr ſinnliche Eindrücke, ſondern Vorſtellungen, von jenen abgezogen, und durch die Einbildungskraft verarbeitet, wo ſchon die Eigenſchaften der Seele wie hinter einem durchſichtigen Schleier erſcheinen. Die Thiere begehren bloß, der Menſch allein iſt der Liebe fähig.

In dem Verhältniſſe, worin Petrarca zu Lauren ſtand, ahndet man, welchen Flug ſeine Einbildungskraft nehmen mußte. Ihr Beſitz war ihm verſagt; er konnte ſie nur ſelten ſprechen, ja die meiſte Zeit konnte er ſie nicht anders ſehen, als durch jenes Vermögen, welches in ſolchen Fällen nur ſeine Kraft verdoppelt, um das Gemälde ſeines Gegenſtandes ſchöner und vollkommner darzuſtellen.

Und mit welchem Pinſel, mit was für Farben ſtellt ſie ihm nicht die körperlichen Reize Laura's dar, welche zuerſt ihn feſſelten, aber ihm zugleich auch Reize höherer Art enthüllen: ihre edle Miene; ihre herrliche Stirne; ihr ſchlanker Wuchs; ihr Haar vom Gott der Liebe gebildet; ihr engliſcher Mund mit Roſen und Perlen geſchmückt; ihre weißen und zarten Hände; ihre weichen rundlichen Arme; ihr Hals weißer als Schnee; ihr Buſen, der in der Blüthe der Jugend ſtrahlt, und zugleich der Sitz eines reifen und erhabenen Verſtandes iſt!

Le man bianche sottili,
E le braccia gentili,
E 'l bel giovenil petto,
Torre d'alto intelletto.
Canx. XIII.

Die Hände zart geſtaltet,
Der Arme Zier entfaltet,
— — — —
Den Zorn, in dem ſo Stolz als Demuth waltet,
Des Buſens Jugendfülle,
Erhab'ner Einſicht Hülle,
Verbergen dieſe Alpen mir, die rauhen.

Man kann wohl glauben, daß die Augen Laura's nicht vergeſſen worden: die Italiener haben viel über die Farbe derſelben geſtritten; aber, ſie mögen blau oder ſchwarz geweſen ſeyn, ſie ſpielen in ſeinen Gedichten eine große Rolle. An ſie hat Petrarca jene berühmten Canzoni gerichtet, die den Namen der drei Schweſtern führen, welche für unnachahmliche Meiſterwerke gelten, vor denen ganz Italien die Knie beugt.

Mit einem Worte, Laura iſt ein Wunder, ein Meiſterwerk, in deſſen Hervorbringung Himmel und Natur ſich erſchöpften. Seit Adam zuerſt ſeine Augen dem Lichte öffnete, iſt nichts ſo Vollkommenes aus des Schöpfers Händen hervorgegangen (Son. CLV u. CCCXVI).

Ihr Gang iſt nicht der einer Sterblichen; ihre Stimme klingt ſchöner als Menſchenſtimmen; ihr Athem iſt Hauch des Paradieſes. Laura iſt kein Weib; ſie iſt eine Gottheit, ein himmliſcher Geiſt in weiblicher Geſtalt. Wer ſie nicht geſehen hat, hat keine Vorſtellung von übermenſchlicher Schönheit:

Non era l'andar suo cosa mortale,
Ma d'angelica forma; e le parole
Sonavan altro, che pur voce umana.
Son. LXIX.

Ihr Gang war nicht, wie andre Erdenſache,
Sondern von Engelart, und ihrem Munde
Entſtiegen Worte, nicht wie Menſchenſprache.

---

*) das Schickſal.

Uno spirto celesto, un vivo Sole —
ebendaſ.

Ein Himmelsgeiſt, ein Bild lebend'ger Sonnen
War, was ich ſah. —

O vera mortal Dea.
Trionfo della Morte, Cap. I.

Wahrhaft ſterbliche Göttin —

Quasi un spirto gentil di Paradiso.
Son. LXXXVI.

Ein holder Geiſt aus Paradieſeshöhe.

Per divina bellezza indarno mira
Chi gli occhj di costei giammai non vide.
Son. CXXVI.

Nach Himmelsſchönheit blickt umſonſt im Kreiſe,
Wem nimmermehr ihr Auge noch getaget.

Was ſind gegen Lauren jene geprieſenen Heldinnen der Fabel und Geſchichte? Keine iſt würdig, ihr verglichen zu werden, weder Polyxena, noch Hypſipyle, noch Argia, noch die treuloſe Schöne, welche den Griechen Verderben und den Trojanern den Untergang brachte; noch die keuſche Römerin, welche ihre Bruſt durchborte, um nicht ihre Schmach zu überleben:

Non si pareggi a lei, qual più s'apprezza
In qualch' etade, in qualche strani lidi:
Non chi recò con sua vaga bellezza
In Grecia affanni, in Troja ultimi stridi:

Non la bella Romana, che col ferro
Aprì 'l suo casto e disdegnoso petto:
Non Polissena, Issifile, ed Argía.
Son. CCXXII.

Nicht kann vor ihr das Herrlichſte beſtehen,
Was fremde Land' und ferne Zeiten hegen,
Nicht, die gebracht einſt ihrer Schönheit wegen
Den Griechen Noth, Troja die letzten Wehen;

Ihr weicht das ſchöne Römerweib, deß Eiſen
Die keuſche, zorn'ge Bruſt durchſtach, ingleichen
Hypſipyle, Argia, Polyxene.

Alle Weiber, die je waren und ſeyn werden, ſollen ſich in Lauren ſpiegeln, und nach ihr ſich bilden. Klugheit, Muth, feine Sitte, gefälliges Weſen, der Weg wahren Ruhmes, der Weg des Himmels, wie man Gott lieben, wie man ſprechen, wann man ſchweigen ſoll, jene Heiligkeit der Sitten, die keine menſchliche Sprache würdig zu ſchildern vermag: zu allem dieſen iſt Laura Beiſpiel und Muſter. Aber was keine andere ihr nachahmen kann, iſt ihre übermenſchliche Schönheit, welche alle Augen blendet, alle Herzen bezaubert, und die keine Kunſt zu erreichen fähig iſt (Son. CCXXIII).

Wenn es im Himmel eine ähnliche Schönheit giebt, ſo ſehnt ſich der Dichter, ſeinen irdiſchen Kerker zu ſprengen, und ihr ſeine Huldigung darzubringen. Indeß dankt er dem Himmel, und ſegnet den Tag ſeiner Geburt, daß ſein Leben in die Zeit fiel, wo Laura lebte, und daß es ihm vergönnt ward, ſie hienieden zu ſehen und zu lieben:

Io penso, se lassuso,
Onde 'l motor eterno delle stelle
Degnò mostrar del suo lavoro in terra,
Son l'altre opre sì belle:
Aprasi la prigion, ov' io son chiuso,
E che 'l cammino a tal vita mi serra.
Canz. IX.

Oft ſprech' ich in Gedanken:
Wenn er, der ob den Sternen ewig waltet,
Der ſeine Macht ſchon gnädig zeigt hienieden,
Gleich Schönes dort entfaltet,
So öffnet euch, ihr meines Kerkers Schranken,
Die mich vom Pfad zu ſolchem Glück geſchieden!

Eilt alle herbei, ruft er aus, um ſo viel Vollkommenheit in einer Perſon vereinigt zu ſehen, ehe der Tod ſie in das Reich der Himmel verſetzt, wo ſie erwartet wird. Aber ſäumet nicht, das Schönſte iſt von kurzer Dauer, und ihr würdet ewig bereuen, ihren Anblick verfehlt zu haben. Habt ihr ſie erblickt, ſo werden meine Verſe euch ſtumm und kalt ſcheinen, und mein Genius wird verſchwinden vor dem Glanze dieſes herrlichen Lichtes (Son. CCX).

Der Enthuſiasmus des Dichters beſchränkt ſich nicht auf Laura's Perſon allein; er verbreitet ſich auch über alle Gegenſtände, ja ſelbſt über lebloſe Dinge, die ſie berühren, die ihr nahen, ſie umgeben, und in näherer oder entfernterer Beziehung zu ihr ſtehen. Das ganze Weltall verſchönt ſich durch Laura's Reize.

Die Wirkung dieſer Reize war ſchon ſeit ihrer Kindheit, ja ſeit ihrer Geburtsſtunde merklich. In dieſer glücklichen Stunde ließ der Einfluß der ſchädlichen Geſtirne nach, und die wohlthätigen Sterne blickten einander liebevoll an. Die Sonne ſtrahlte mit ſchönerem Glanze, die Winde ſchwiegen, die empörten Wogen legten ſich, alle Elemente bezeugten ihre Freude; es war ein Feſttag für die Natur.

Wenn Laura als Kind an der Erde kroch oder ſtrauchelte, und ſie mit ihren zarten Händchen berührte, ſo grünten die Pflanzen, die Quellen wurden klarer, der Raſen friſcher; ihre Blicke lockten Blumen aus der Flur; ihr kindiſches Stammeln beſänftigte die Stürme (Canz. XXV. Str. 6).

Die Kräuter und Blumen drängen ſich unter ihren Tritt, und wetteifern, von ihrem zarten Fuß berührt zu werden. Ein Blick von ihr erheitert den Himmel, der ſich durch ſie eines neuen ſchöneren Glanzes erfreut:

Come il candido piè per l'erba fresca
I dolci passi onestamente move,
Virtù, che 'ntorno i fior apra e rinnove,
Delle tenere piante sue par ch' esca.
Son. CXXXII.

So oft ihr weißer Fuß durch friſche Wieſen
Die ſüßen Schritte ehrbarlich beweget,
Scheint, was in Gras und Blumen rings ſich reget,
Nur zu entſtrömen ihren zarten Füßen.

L'erbetta verde, e i fior di color mille
Sparsi sotto quell' elce antica e negra,
Pregan pur, che 'l bel piè li prema o tocchi;
E 'l ciel di vaghe e lucide faville
S'accende intorno; e 'n vista si rallegra
D'esser fatto seren da sì begl' occhj.
Son. CLIX.

Die tauſendfarb'gen Blumen flehn, die Kräuter,
Bei alter, grauer Eich' umhergeſtreuet,
Daß ſie der ſchöne Fuß berühr' und drücke;
Und es erglüht der Himmel rings dem Blicke
Von holden, lichten Funken, und erfreuet
Sieht er, wie ſchönes Aug' ihn machte heiter.

Avventuroso più d'altro terreno,
Ov' Amor vidi già fermar le piante,
Ver me volgendo quelle luci sante,
Che fanno intorno a se l'aere sereno.
Son. LXXXV.

Du glücklichſte von allen Erdenſtellen,
Wo Amor ich vor Zeiten ſahe ſtehen
Und jene frommen Lichter nach mir drehen,
Die um ſich her im Kreis die Luft erhellen!

Laura iſt abweſend. Die Luft trübt ſich, es donnert, ſchneit, regnet; die Erde ſcheint in Thränen zu ſchwimmen, die Sonne birgt ſich, Saturn und Mars dräuen mit verderblichem Einfluß; der zürnende Orion zerreißt die Taue und zerſchellt die Ruder des bangen Schiffers; der Gott der Winde zerwühlt das Reich des Neptun und der Juno.

Laura kehrt zurück. Ihr mildes Lächeln ſtellt die Ruhe wieder her, und entreißt den Händen Jupiters den Blitzſtrahl. Die Sonne ſtrahlt wieder ihren Glanz umher und erleuchtet den Mond. Der ſanfte Hauch des Weſtwindes ſchwellt die Segel des Schiffers, entfaltet die Blumen und kleidet die Wieſen mit Grün. Die feindſeligen Geſtirne fliehen von der Feſte des Himmels (Son. XXXIII u. XXXIV).

Welch reizendes Gemälde, wo Laura an einer klaren Quelle unter einem blühenden Baume ſitzt! Die Blüthen, vom Weſt herabgeweht, regnen rings umher auf ſie nieder, die unter ſo vielem Glanze in ihrer Beſcheidenheit da ſitzt, u. ſ. w.

Da be' rami scendea
Dolce nella memoria
Una pioggia di fior sovra 'l suo grembo;
Ed ella si sedea
Umíle in tanta gloria,
Coverta già dell' amoroso nembo:
Qual fior cadea sul lembo

Qual sulle trecce bionde;
Ch' oro forbito e perle
Eran quel dì a vederle:
Qual si posava in terra, e quall sull' onde;
Qual con un vago errore
Girando parea dir: qui regna Amore!

Canz. XIV. str. 4.

Es quoll von zarten Zweigen —
Noch denk' ich's mit Entzücken —
Herab auf ihren Schooß ein bunter Regen.
In demuthvollem Schweigen
Und Hoheit in den Blicken
Saß überdeckt ſie von der Blüthen Segen,
Die um den Saum ſich legen,
An blond Gelock ſich ſchmiegen,
So Golde zu vergleichen,
Dem Perlen hell entſteigen;
Zur Erde die, auf Wellen jene fliegen,
In ſchwebendem Getriebe
Umkreiſend rufen andr': „Hier herrſcht die Liebe!"

Dieß ſind keine Gedankenſpiele einer eingebildeten Liebe, keine Stylübungen eines angehenden Dichters, der ſich eine Geliebte erdichtet, um ihr ſeine ſchönen Redensarten und ſeinen faden Weihrauch zu opfern. Es iſt die poetiſche Begeiſterung der wahren Leidenſchaft, die Schwärmerei eines gefühlvollen Herzens, das Amor mit ſeinen Pfeilen verwundet hat. Das Herz des Dichters iſt der Brennpunkt, der ſeine Einbildungskraft entzündet, und auf den ſie wieder zurückwirkt, um die Gluth deſſelben zu nähren und zu vermehren.

Der erſte Anblick Laura's hatte tiefe, unauslöſchliche Eindrücke in demſelben hinterlaſſen, welche durch alle nachherigen Verhältniſſe ſeines Lebens, vornehmlich aber durch Laura's Betragen gegen ihn ſtets neu belebt und verſtärkt wurden. Die Wechſelzuſtände, die verſchiedenen und entgegengeſetzten Gemüthsbewegungen, in die ſie ihn verſetzt, ſind in ſeinem Canzoniere, wie in einem Tagebuche treulich verzeichnet; man folgt darin dem Dichter auf allen Gängen des mannigfaltig verſchlungenen Irrgartens, durch den Amor ihn führt.

Funfzehn Jahre ſind ſeit dem Entſtehen dieſer ſchickſeligen Leidenſchaft verfloſſen, ohne daß er näher zum Ziele gelangt iſt; ſein Zuſtand bleibt der nämliche, wie er (1342) ſeinem Freunde Sennuccio im Vertrauen ſchreibt (Son. LXXXIX).

Dieſer ſtete Wechſel, dieſes verſchiedene Betragen, dieſe Launen oder Einfälle Laura's, wie man ſie nennen mag, waren eben ſo viel neue Lockung und neuer Zunder für des Dichters Flamme, die allmählig ſich ſeiner ganzen Seele bemächtigte, ſie unumſchränkt beherrſchte und jedes andere Gefühl daraus verbannte. Er ſieht nichts als Lauren, träumt nichts als ſie; bei ihrem Anblick, bei dem Ton ihrer Stimme, iſt er nicht mehr ſelbſt, ſein Herz ſchmilzt wie Schnee am Strahle der Sonne (Canz. X); ſie hat den Schlüſſel zu ſeinem Herzen, das jede Stimmung annimmt, die ſie ihm geben will.

— — — il petto,
Che forma tien dal variato aspetto.

Canz. IX.

Dem Herzen Linderung zu bringen,
Das ſtets ſein Weſen ändert mit den Dingen.

Alle Gaben der Liebe und des unbeſtändigen Glücks wiegt ein Blick von Lauren auf. Ihr Auge verdunkelt jedes Licht; wenn ihr Blick in ſeine Seele ſtrahlt, ſo ſchwindet jeder andere Gedanke; Laura und die Liebe füllen ſie ganz. Dieß alles drückt die Canz. IX, eine der drei Schweſtern, aus, von der wir hier nur die nachſtehenden Verſe anführen:

Vaghe faville, angeliche, beatrice
Della mia vita, ove 'l piacer s'accende,
Che dolcemente mi consuma e strugge.
Come sparisce e fugge
Ogni altro lume, dove il vostro splende,
Così dal mio core,
Quando tanta dolcezza in lui discende,
Ogni altra cosa, ogni pensier va fore,
E sol' ivi con voi rimansi Amore.

Ihr Himmelsfunken, meines Seyns Genoſſen,
Ihr lichten, milden, wo ſich Freud' entzündet,
Die meines ſüßen Jammerlebens Quelle!
Wie jede andre Helle
Verſiegt und flieht, wo eure ſich entbindet;
So, wenn ſo viel des Süßen
In's Herz mir ſtrömt, wohl alles Andre ſchwindet,
Und alle andern Wünſch' im Nu zerfließen;
Nur Amor will mit euch ſich drin verſchließen.

Von dem milden Strahle dieſer Augen allein hofft der Dichter das Ende ſeiner Leiden, von ihnen das einzige Heilmittel für die Wunde, die ein grauſames Schickſal ihn ſchlug; ſie ſind die Polarſterne, welche den Lauf ſeiner Verhängniſſe auf dem ſtürmiſchen Meere des Lebens leiten; und wann die Verzweiflung ihn den Tod zu ſuchen treibt, ſind ſie der Zaum, der ihn zurückhält, und ihm neue Lebenskraft gibt:

Certo il fin de' miei pianti,
Che non altronde il cor dogliose chiama,
Vien da' belli occhj al fin dolce tremanti,
Ultima speme de' cortesi amanti.

Canz IX.

Soll meine Klage ſchweigen,
Die nirgend ſonſt aus ſchwerem Herzen tönet,
Geſchieht's zuletzt durch ſüßer Augen Neigen,
Adlicher Seelen letzter Hoffnung Zeichen.

E credo dalla fasce e dalla culla
Al mio imperfetto, alla fortuna avversa
Questo rimedio provvedesse il cielo.

Ebendaſ.

Und ſeit den Windeln, glaub' ich, und der Wiege
Hat gegen Unvollkommenheit und Leiden
Der Himmel ſolches Mittel mir geſchenket.

Come a forza di venti
Stanco nocchier di notte alza la testa
A duo lumi, ch' ha sempre il nostro polo:
Così nella tempesta,
Ch' io sostengo d' amor, gli occhj lucenti
Sono il mio segno, e'l mio conforto solo.

Canz. X.

Wie müd' ein Lootſ' im Dunkel
Durchſtürmter Nacht erhebt ſein Haupt nach oben,
Den Lichtern zu, die ſtets am Pol ſich zeigen,
So iſt in Sturmes Toben,
Den Lieb' erregt, der Augen Lichtgefunkel
Mein einz'ger Troſt, mein einzig Rettungszeichen.

A lor sempre ricorro,
Come a fontana d'ogni mia salute;
E quando a morte desiando corro,
Sol di lor vista al mio stato occoror.

Ebendaſ.

Bei ihnen will ich weilen,
Die meines Heiles lang erprobte Quelle;
Und treibt mich Sehnſucht, in den Tod zu eilen,
Kann nur ihr Anblick Hülfe mir ertheilen.

Auch kennt der Dichter kein anderes Vergnügen, als dieſe Augen anzuſchauen; neben ihnen ſcheint nichts ihm ſchön; ihr Lächeln ſtrömt Frieden und Seligkeit des Himmels in ſeine Seele. O dürfte er einen Tag lang in der Nähe und unverwandten Blicks ihrer Augen holde Bewegungen, die Amor ſelbſt zu leiten ſcheint, betrachten, und die ganze Welt und ſich ſelbſt in dieſer Betrachtung vergeſſen! und o möchten die Sphären ihren Lauf hemmen, damit dieſer Tag ewig daure!

Tutti gli altri diletti
Di questa vita ho per minori assai,
E tutt' altre bellezze indietro vanno.
Pacce tranquilla senz' alcuno affanno,
Simile a quella che nel ciel eterna,
Move dal lor innamorata riso.
Così vedess' io fiso
Come amor dolcemente gli governa,
Sol uno giorno d'appresso,
Senza volger giammai rota superna,
Nè pensassi d'altrui, nè di me stesso,
E 'l batter gli occhj miei non fosse spesso.

Canz. X.

Vor ihnen muß verſchwinden
All' andrer Reiz des Lebens; aller Schimmer
Erbleichet vor dem Schein der lichten Kerzen.
Wohl einen holden Frühling ſonder Schmerzen,
Des Himmels ew'gem Frieden zu vergleichen,
Ihr liebeſelig Lächeln freundlich ſpendet.
Drum möcht' ich unverwendet
Nur einen Tag, deß Strahlen nie erbleichen,
Den Blick nach ihnen lenken,
Zu ſehn, wie ſie in Liebe hold ſich neigen.
Nicht Andrer würd' ich dann, noch meiner denken,
Und häufig nicht das Auge niederſenken.

Kurz, von tauſend Gegenſtänden umgeben, ſieht er doch bloß Lauren; es giebt in der Natur keinen andern Gegenſtand für ihn:

Dico, che perch' io miro
Mille cose diverse attento e fiso,
Sol una Donna veggio, e 'l suo bel viso.
Canz. XV.

Drum wißt, was auch dem Auge mag erſcheinen,
Doch ſeh' ich ſtets die Reize nur der Einen.

— che sola a me par Donna.
Canz. XIV.
Der Einz'gen, die mir Herrin ſcheinet.

Wenn auch abweſend ſeinem Blicke, ſo iſt ſie doch darum nicht minder ſeinem Geiſte gegenwärtig; ſein Herz entreißt ſich ſeiner Bruſt, um ihr zu folgen; ihr angebetetes Bild erfüllt alle Vermögen ſeiner Seele (Son. XV).

Alle Orte, wo er ſie geſehen, ſtellen es ihm wieder dar. An dieſem Fenſter zeigte ſie ſich beim Aufgange der Sonne; an jenem gegen Norden erſchien ſie zur Mittagszeit, um friſche Luft zu ſchöpfen; auf dieſer ſteinernen Bank ſaß ſie; dort ging ſie, und drüben ihr Schatten; ſelbſt in dieſen Schatten iſt er verliebt (Son. LXXXVII); dort zeigt der Boden noch die Spur ihrer Tritte. Vor allen aber erneuet jener Ort und jener Frühlingstag, wo er Lauren zum erſten Mal erblickte, ſowohl bei jeglicher Wiederkehr, als in der bloßen Erinnerung daran, die Wunden ſeines Herzens, und entlockt ſeinen Augen Ströme von Thränen (Son. LXXVI und an andern Stellen).

Auch ſolche Gegenſtände, die keinen Bezug auf Lauren haben, rufen nicht weniger ihre Perſon in ſeiner Einbildungskraft hervor; ſie erſetzt jede andere Beziehung und ſtellt ſie ihm überall gegenwärtig dar. Sie zeichnet ihm auf Steinen und an Felſenwänden, in dem Spiegel klarer Fluthen, auf dem grünen Raſen, an dem Stamm einer Buche, im ſchwebenden Lichtgewölk des Himmels ihre Geſtalt. Alle Jahreszeiten, der Auf- und Niedergang der Sonne erwecken ihr Bild in ihm:

Te veniente die, te decedente canebat.

Dich mit dem kommenden Tag, dich mit dem ſcheidenden
ſang er!

So lange dieſe ſüßen Träume dauern, fühlt Petrarca ſich vollkommen glücklich und erflehet vom Himmel keine andere Gunſt, als daß dieſe Täuſchung immer daure:

Ove porge ombra un pino alto, od' un colle
Talor mi arresto, e pur nel primo sasso
Disegno con la mente il suo bel viso.
— — — — — — — — —
In tante parti e sì bella la veggio,
Che se l'error durasse, altro non cheggio.
Jo l'ho più volte (or chi fia che mel creda)
Nell' acqua chiara, e sopra l'erba verde
Veduta viva, e nel troncon d'un faggio;
E 'n bianca nube, sì fatta, che Leda
Avria ben detto, che sua figlia perde,
Come stella, che 'l Sol copre con raggio.
Canz. XVII.

Wo Pinien- ſich und Bergesſchatten drehen,
Da ruh' ich, und gleich auf dem nächſten Steine
Entwerf' ihr ſchönes Bild ich in Gedanken.
— — — — — — — — — — —
So oft, ſo ſchön erſcheint ſie mir, die Werthe,
Daß, blieb der Wahn, ich Anders nicht begehrte.
So ſah ich ſie (wer glaubt, was ich verkünde?)
Wohl oft im klaren Quell, auf grünen Matten,
In Silberwölkchen, unter Buchenzweigen,
So wunderſchön, daß Leda ſelbſt geſtünde,
Der Tochter Schönheit ſteh' vor ihr im Schatten,
Wie Sterne vor der Sonne Strahl erbleichen.

Je wilder und öder die Gegend iſt, die ihn umgiebt, deſto reizender und ſchöner malt ſie ihm Laura's Bild:

E quanto in più selvaggio
Loco mi trovo, e 'n più deserto lido,
Tanto più bella il mio pensier l'adombra.
Ebendaſ.
Je öder rings das Schweigen,
Je dunkler mich des Waldes Nächt' umweben,
So mehr erſcheint ſie mir in lichter Klarheit.

Mit völliger Sicherheit durchreiſet er den Ardennenwald, und iſt unter tauſend Gefahren, die ihn umringen, nur mit Laurens Andenken beſchäftigt. Er läßt in dieſen Wildniſſen die Echo ihren Namen wiederholen; in einer Gruppe von Fichten und Buchen ſieht er Lauren von ihren Gefährtinnen umgeben. Im Rauſchen des vom Winde bewegten Laubes, im Murmeln der Bäche, die durch den Raſen hineilen, im Gezwitſcher der Vögel, in allen Tönen, die ſein Ohr berühren, glaubt er Laura's Stimme zu hören. Seine verliebte Schwermuth gefällt ſich in dieſer tiefen Stille der Natur und im ſchauerlichen Dunkel dieſer Wälder (Son. CXLIII u. CCXL).

Aber die Wonnen und Entzückungen dieſer betrachtenden Liebe wurden öfter unterbrochen und geſtört. Ihr Mangel an Gehalt, die geringen Fortſchritte, die er in Laura's Gunſt machte, ſo viel Sorgen und Seufer, ſo viele verlorene Verſe, verurſachten ihm große Qualen und brachten ihn zuweilen der Verzweiflung nahe. Dann werden ſeine Klagen Vorwürfe; einmal droht er ihr mit den Verwünſchungen aller derer, die ſeine an ſie gerichteten Verſe liebgewonnen haben, wann dieſe ſehen werden, daß ſeine durch ſie getäuſchten Hoffnungen ihm ſein Genie und ſeiner Muſe die Luſt zu ſingen geraubt haben (Son. XLVI): aber in demſelben Augenblick vergißt er, daß ſie ſein Genie nicht geraubt, ſondern vielmehr geweckt hat. Ein andermal will er den Gleichgültigen ſpielen und drohet ſie zu verlaſſen (Son. LXI u. LXII).

Man wird leicht glauben, daß ein ſolcher Liebhaber auch alle Qualen der Eiferſucht fühlen mußte. Alles erregt ſeinen Argwohn. Er fürchtet, daß ſie einen andern liebe, und ihn einem glücklichern Nebenbuhler opfere:

Sempre pien di desire e di sospetto;
Pur comme donna in un vestire schietto
Celi un' uom vivo, o sott' un picciol velo.
Son. CXLIX.

Immer voll Argwohn ſo, als voll Verlangen,
Ganz wie ein Weib, das lieben Mann, umhangen
Mit kleinem Schleier, birgt und Florgewande.

D'amor, di gelosia, d'invidia ardendo
Trionfo d'amore, Cap. III.

Von Liebe glühend, Eiferſucht und Neide.

Er iſt auf die Verwandten der Laura, oder auf ihren Gatten ſelbſt, eiferſüchtig (Son. CLXIII); er iſt eiferſüchtig auf den König von Frankreich, oder den Grafen von Provence, oder einen andern großen Herrn, der in einer Verſammlung der ſchönſten Frauen Avignons nur Lauren ausgezeichnet, und ihr Augen und Stirne geküßt hatte (Son. CCI). Selbſt auf die Sonne iſt er eiferſüchtig, theils weil dieſelbe ſchöner iſt als er, theils weil es ihm ſcheint, daß ſie zu verliebt auf Laura's Geſtalt weilt (Son. XCII). Auch Laura ſcheint nicht von aller Eiferſucht frei geweſen zu ſeyn, als man ſie überreden wollte, daß Petrarca eine andere Geliebte habe, welche der wahre Gegenſtand ſeiner Poeſien ſei, denen ſie bloß zum Vorwande diene. Dieſer Eiferſucht Laura's verdanken wir die ſchöne Canzone, in der er ſich ſo eifrig und ſtark gegen dieſe ſchreckliche Beſchuldigung vertheidigt:

Se 'l dissi mai, ch' io venga in odio a quella, etc.
Canz. XIX.

Sagt' ich's, will ihrem Haß ich unterliegen ꝛc.

Doch alle Qualen der Liebe, die Petrarca leidet, knüpfen ihn nur feſter an den Gegenſtand, der die Urſache derſelben iſt, und ſtatt ihn von ſeiner Leidenſchaft zu heilen, nähren und verſtärken ſie vielmehr die Gluth derſelben. Er kann ſeine Bande nicht zerſprengen, kann den Pfeil nicht aus ſeinem verwundeten Herzen reißen, und würde es auch nicht wollen, wenn er es wirklich könnte. Er gefällt ſich in ſeinen Qualen; er zieht ſie allen Freuden der Welt vor:

Mille piacer non vaglion un tormento.
Son. CXCV.

Ein Weh iſt beſſer, denn viel tauſend Wonnen.

Laura's Strenge und Zurückhaltung, die ehrfurchtsvolle Entfernung, die dieſe ihm auflegen, erzeugen die ſeltſamſten Wünſche und Plane in ihm. Er möchte, daß ſie bereits alt geworden ſei, und will bis dahin warten, um ihr ſeine Leidenſchaft zu geſtehen, wann die Zeit ihrer Befriedigung längſt vorüber iſt. Dieß wird wenigſtens ein ſpäter Troſt für ſeine Leiden ſeyn (Son. XI).

Aber in Erwartung dieſes Alters überläßt er ſich nicht minder allen Verirrungen ſeiner Leidenſchaft. Seine Vernunft verläßt ihn; er kann die Blicke nicht abwenden von der ſüßen Urſache ſeiner Qual; nur von ihr mag er reden hören; nur der Name Laura, der ſeinem Ohre ſo lieblich klingt, füllt die Luft; ſeine Füße kennen nur einen Weg, den, der zu ihr hinführt; ſeine Hände ſchreiben nur zu ihrem Lobe; ſein Geiſt denkt einzig nur ſie:

Che 'l fren della ragione ivi non vale — —
Nè mi lece ascoltar chi non ragione
Della mia morte; che sol del suo nome
Vo empiendo l'aere, che sì dolce suona:
Amor in altra parte non mi sprona;
Nè i piè sanno altra via, nè le man, come
Lodar si possa in carte altra persona.
Son. LXXVI.

Nichts hilft da des Verſtandes Widerſtreben —
— — — — — — —
Ich darf, wer meines Todes nicht gedenket,
Nicht hören, und nur ihres Namens Süße,
Des lieblich tönenden, ruf' ich den Lüften.
Nach andrer Seit' Amor mich nimmer lenket,
Und keinen andern Weg kennen die Füße,
Noch weiß die Hand, wen ſonſt ſie lob' in Schriften.

Hoc igitur unum scito, me aliud amare non posse: assuevit animus illam adamare, assueverunt oculi illam intueri, et quicquid non illa est, inamoenum et tenebrosum dicunt. — — Petr. de Cont. mundi dial. III.

Die Liebe zu Lauren hat ihn von der Liebe zu Gott abgezogen, ja um ihretwillen hat er ſich ſelbſt vergeſſen:

Questi m' ha fatto men' amare Dio
Ch' io non doveva, e men' curar me stesso?
Per una donna ha messo
Egualmente in non cale ogni pensieore.

Er ließ an Gott mich minder liebend hangen,
Als recht, und minder mich mir ſelber leben;
In Wind hab' ich gegeben
Mein Denken all' im Dienſte einer Frauen.

Er unterliegt endlich der Laſt ſeiner Leiden; er ſieht den Tod gegen ihn die mörderiſche Hippe erheben; ſchon hat die Drommete des letzten Tages in ſeiner Seele getönt; dennoch hält ihn die Liebe noch immer in ihren Feſſeln:

E già l' ultimo di nel cor mi tuona:
Per tutto questo Amor non mi sprigiona.
Son. LXXX.

Schon dröhnt in's Herz die letzte mir der Stunden;
Doch läßt mich Amor immerdar gebunden.

Endlich ſtirbt Laura; aber Petrarca's Liebe ſtirbt nicht mit ihr. Noch zehn Jahre lang flammt dieſelbe Gluth in ihm; und nachdem ſpäterhin die Zeit ein wenig Balſam in ſeine Wunden gegoſſen, und einige Ruhe in ſein Gemüth zurückgebracht hat, hört er dennoch nie auf, ſich mit Lauren zu beſchäftigen; ihr Bild begleitet ihn noch in den letzten Augenblicken ſeines Lebens.

Der zweite Theil des Canzoniere, der ſeinen Gram, ſeinen Schmerz, ſeine Verzweifelung mahlt, ſteht dem erſten keineswegs nach. Er enthält eine Folge rührender Elegien, deren düſtre Farbe uns mit Schwermuth durchdringt, und deren klagende Töne im Innerſten des Herzens wiederhallen.

Petrarca befand ſich in Italien, als Laura in Avignon ſtarb. Aber unglückweiſſagende Zeichen, furchtbare Träume, ſchwarze Ahndungen hatten ihn auf ihren Verluſt vorbereitet, wenigſtens ſchien es ihm ſo. Seine aufgeregte Einbildungskraft ſtellte ſie ihm dar, wie er ſie am Abend vor ſeiner Abreiſe von Avignon geſehen hatte, glänzend zwar unter ihren Geſellſchafterinnen, wie die Roſe unter den andern Blumen, aber nicht mehr fröhlich, lachend und ſingend, ſondern unbekränzt, ſchmucklos, mit feierlichem Anſtande und ernſter Miene, ſchweigend, in ſich gekehrt. Ein andermal erſcheint Laura ihm, um ihm anzukündigen, daß er ſie auf Erden nicht wiederſehen wird. Er möchte gern noch an der Wahrheit ſeines Verluſtes zweifeln, aber dieſes Geſicht beunruhigt und verdunkelt ſeinen Geiſt (Son. CCXI, CCXII u. folg.).

Bald nachher empfängt er die Botſchaft von ihrem Tode. Welcher Schlag für ihn! was erhält nun hinfort ſein Leben noch? er lebte nur in Lauren und für ſie; ſeine Seele ſcheint mit der ihrigen entflohen zu ſeyn; er ruft dem Tode, um ihn mit Lauren wieder zu vereinigen; er würde ſich ſelbſt den Tod geben, hielte ihn nicht der Gedanke zurück, daß ein ſolches Verbrechen vielmehr ihn ewig von ihr trennen, als mit ihr vereinigen würde (Canz. XXII.)

Seit dieſem ſchickſeligen Augenblick erſcheint ſeine Muſe nie anders als in Trauer; die ganze Natur iſt vor ſeinen Blikken mit einem düſtern Flor umſchleiert; die Welt iſt jetzt eine weite Einöde für ihn. Vergebens erfüllt der wiederkehrende Frühling die Herzen mit Wonne, vergebens weckt er das Lied der Vögel und belebt alle Elemente durch das Feuer der Liebe; vergebens ſchmücken die Fluren, erwärmt vom Hauch der jungen Weſte, ſich mit Kräutern und Blumen. Für ihn giebt es keinen Frühling mehr; ſein Herz iſt hinfort jeder Freude verſchloſſen und der Liebe abgeſtorben. Nur Laura's Liebe lebt noch darin und preßt tiefes Schluchzen und ſchmerzliche Seufzer aus ſeiner Bruſt. Der klagende Geſang der Nachtigall, welche ihre Jungen oder ihren Gatten im Dunkel der Nacht beweint, begleitet und wiederholt ſeine Klage (Son. CCLXIX und CCLXX). Aber man kann von dem klagenden Geſange Petrarca's wie von dem der Nachtigall ſagen:

Il remplit de douceur et la terre et le ciel.

Was iſt nun aus jenen Orten geworden, die ſo bezaubernd waren, als noch Laura's Reize ſie verſchönten? Alle Gegenſtände daſelbſt haben noch ihre vorige Geſtalt; aber die Seele des Dichters iſt nicht mehr dieſelbe; ſie hat ihre Geſtalt verändert, er ſieht die Dinge nicht mehr mit denſelben Augen. Sein geliebtes Vauclüſe, der Fluß, der es netzt, ſeine ſchönen Ufer, dieſer Hügel, wo er oft wandelnd ſeinen ſüßen Träumereien nachhing, ſind nicht mehr dieſelben, ſie haben ihre Reize verloren (Son. CCLX).

Doch liebt er immer noch dieſe einſame Gegend, weil er in ihr ungehindert ſeinem Schmerze nachhängen kann. Dieſer reizende Aufenthalt, der ſo oft von Lura's Namen wiederhallte, dieſer Hügel, dieſe Ufer, dieſer Bach, deſſen Murmeln ſich in ſeine Klagen miſcht, dieſer Lorbeer, den er an ſeinem Ufer gepflanzt, ſind noch ſein trauriger, aber einziger Zufluchtsort vor ſeinem Kummer. Così — ſo ſang er einſt:

Così cresca 'l bel lauro in fresca riva,
E chi 'l piantò, pensier leggiadri, ed alti
Nella dolce ombra al suon dell' acque scriva.
Son. CXVI.

So wächſt der Lorbeer ſchön auf Ufers Matten,
Und was ſein Pflanzer Leicht' und Hohes ſinnet,
Schreibt er beim Laut des Bachs im ſüßen Schatten.

Nun ruft er an demſelben Orte, auf demſelben Felſen, aus welchem die Sorge entſpringt, ſeine Laura, und beſchwört ſie, einen tröſtenden Strahl auf ihren Geliebten herabzuſenden, der nur von ihrem Andenken und ſeinem Schmerze lebt:

Mira 'l gran sasso, donde Sorga nasce,
E vedravi un, che sol tra l'erbe e l'acque
Di tua memoria e di dolor si pasce.
Son. CCLXIV.

Schau an den Felſen die Sorg' entquillet;
Da ſiehſt du Einen, dem bei Gras und Wellen
Erinnerung und Schmerz den Hunger ſtillet.

Endlich erfüllt und begeiſtert ſein Gedanke an ſie ihn dermaßen, daß ſeine Phantaſie ihm Lauren perſönlich zeigt. Bald erſcheint ſie Nachts vor ſeinem Lager, bald ſetzt ſie ſich neben ihn, bedauert ihn und trocknet ſeine Thränen; ihre Augen, ſtatt durch den Tod erloſchen zu ſeyn, ſtrahlen nur um ſo glänzender. Bald erſcheint ſie ihm am Tage, den Fluthen der Sorge entſteigend, in Geſtalt einer Nymphe oder Göttin, oder wandelnd auf dem friſchen, blühenden Raſen, und das Mitleid, das er ihr einflößt, mahlt ſich in ihren Blicken (Son. CCXL. CCXLI. CCXLII).

Sich Laura's Bild entwerfen, alle ſeine Gedanken auf ſie beziehen, ſich in die Betrachtung ihrer Reize, ihrer Tugenden, ihrer ſeltenen Eigenſchaften verſenken, ſie bewundern, feiern, ſingen, ſie in ſeiner Einbildungskraft hervorrufen, und ſeinem Blicke vergegenwärtigen, das ſind die einzigen Freuden, welche Amor und die Muſen dem liebevollſten der Dichter und dem treueſten der Liebenden gewähren.

Schon zu Laura's Lebzeit gelobt er ihr alles, was er vermag und iſt, alles, was ſich Gutes in ihm findet, ſeine Fähigkeiten, ſeine Talente, ſein Genie: Quod spiro et placeo, si placeo, tuum est. Und auch nach Laura's Tode iſt es ſein einziger Troſt, ſein Gelübde zu erneuern.

Sie allein hat ihn auf der Bahn der Pflicht erhalten, hat ihn vor den Lockungen des Laſters bewahrt, ſeinen Geiſt geſchmückt, ſeine Sitten gebildet. Ihre Augen, dieſe lebendigen Spiegel ihrer ſchönen Seele, haben ihn angefeuert recht zu handeln, ſich auszuzeichnen, dem Ruhme nachzuſtreben, und ſich über den großen Haufen der Sterblichen emporzuſchwingen; ſie ſind die Leuchten, welche ſeinen Pfad durchs Leben erhellen und ihm den Weg zum Himmel zeigen:

Gentil mia donna, io veggio
Nel mover de' vostri occhj un dolce lume,
Che mi mostra la via, ch' al ciel conduce;
E per lungo costume
D' entro là dove sol con Amor seggio,
Quasi visibilmente il cor traluce.
Questa è la vista; ch' a ben far m' induce,
E che mi scorge al glorioso fine;
Questa sola dal vulgo m' allontana.
Canz. IX.

Euch, edle Herrin, flimmert
Im Aug' ein Licht, holdſelig zu gewahren,
Das mir den Weg hinan zum Himmel kläret.
Und durch ein lang Erfahren
Seh' ich das Herz, wie da hindurch es ſchimmert,
Wo ich allein mit Amor eingekehret.
Der Anblick iſt es, der mich Tugend lehret,
Daß ruhmvoll einſt ich von der Erde ſcheide;
Nur er hat mich erhoben ob der Menge.

Durch und aus ſich ſelbſt iſt er nur ein dürrer, unfruchtbarer Boden, der nichts hervorbringt, als was ſie in denſelben geſäet hat:

Onde, s' alcun bel frutto
Nasce da me, da voi vien prima il seme:
Io per me son quasi un terreno asciutto,
Culto da voi, e 'l pregio è vostro in tutto.
Canz. VIII.

Drum reift an meinen Zweigen
Geſunde Frucht, ſo hab' ich's euch zu danken!
Ich ſelbſt bin einer Oede zu vergleichen;
Ihr baut ſie und der Preis iſt euer eigen.

Unum hoc non sileo, me quantulumcumque conspicis, per illam esse — — — Quae me a vulgi consortio segregavit, quae dux viarum omnium, torpenti ingenio calcar admovit, ac semisopitum animum excitavit. De Cont. mundi, Dial. III.

Laura und die Liebe haben ſeinen Geiſt und ſein Dichterfeuer entzündet; er hat ſich in ihrer Schule gebildet; ohne ſie würde er vielleicht ein heiſerer Schreier des Gerichtshofes, ein Menſch wie andere im großen Haufen geworden ſeyn. In den nachſtehenden Verſen ſpricht Amor:

Salito in qualche fama
Solo per me, che 'l suo intelletto alzai,
Ov' alzato per se non fora mai.
— — — — — — — —
Ed a costui di mille
Donne elette eccellenti n' elessi una,
Qual non si vedrà mai sotto la Luna,
Benchè Lucrezia ritornasse a Roma.
— — — — — — — —
E sì alto salire
Il feci, che tra caldi ingegni ferve
Il suo nome, e di suoi detti conserve
Si fanno con diletto in alcun loco:
Ch' or saria forse un roco
Mormorador di corti, un uom del vulgo:
I' l' esalto e divulgo
Per quel ch' egli imparò nella mia scola,
E da colei, che fu nel mondo sola.
Canz. XXVIII.

War je ſein Ruhm zu preiſen,
Bin ich's, der ſeinen Geiſt erhob nach oben,
Wohin er ohne mich ſich nie erhoben.
— — — — — — — — —
Er weiß, daß ich Achill und den Atriden,
— — — — — — — — — —
Wie einem Jeden ſeine Stern' es ſandten,
In nied'rer Mägde Liebe gab hienieden,
Und dieſem nur beſchieden
Eine von tauſend auserleſ'nen Frauen,
Wie ſie nicht wieder unterm Mond zu ſchauen,
Wenn auch zurück nach Rom Lucretia kehrte.

— — — — — — — — — —
Ich ließ ſo hoch vor Allen
Ihn ſteigen, daß ſein Nam' in lichten Schaaren
Erglänzt' und, ſeine Sprüche zu bewahren,
An manchem Ort ſich fanden milde Sammler.
Der jetzt ein heiſchrer Stammler
Vielleicht an Höfen wär', ein Mann der Menge,
Dem ward die Welt zu enge
Durch das, was er bei mir nur konnt' erlernen,
Oder bei ihr, die einzig unter Sternen.

Auch ruft er nie die Muſen um ihren Beiſtand an; nur Laura kann ihn begeiſtern. Er vergißt alle Leiden, die Amor ihm verurſacht hat, wenn er des Vergnügens gedenkt, das er empfunden, wenn er ſie beſang; ein Vergnügen, das er höher als allen Ruhm, ja als die Unſterblichkeit ſelbſt erhebt.

Warum ſteht es nicht in ſeiner Macht, ihr alle dieſe Wohlthaten zu vergelten! Gern möchte er ihren Namen durch alle Weltgegenden verbreiten. Aber da er ſeinen Genius zu ſchwach findet für eine Unternehmung, an der die trefflichſten Genien Griechenlands und Roms geſcheitert ſeyn würden, ſo beſchränkt er ſich, ihn von einem Ende Italiens zum andern erſchallen zu laſſen, d. h. ihn in der Volksſprache zu beſingen:

Si dirà ben: Quello, ove questi aspira,
E cosa da stancar Atene, Arpino,
Mantova e Smirna, e l'una e l'altra lira.
Lingua mortale al suo stato divino
Giunger non pote — — — — —
Son. CCIX.

Und heißen wird es dann: Wonach er ringet,
Athen wohl könnt' es und Arpinum quälen,
Mantua und Smyrna, ein' und andre Leier.
Irdiſcher Sprache ziemet nicht die Feier
Der Göttlichen.

Del vostro nome, se mie rime intese
Fosser sì lunge, avrei pien Tile e Battro,
La Tana, il Nilo, Atlante, Olimpo e Calpe
Poi che portar nol posso in tutte quattro
Parti del mondo, udrallo il bel paese,
Ch' Apennin parte, e 'l Mar circonda, e l' Alpe.
Son. CXIV.

Von eurem Namen, wenn ſo weit verſtanden
Ich würde, ſollte Bactriana ſingen,
Donn, Tule, Nil, Atlas, Olymp und Calpe.
Nun aber ich ihn nicht vermag zu bringen
Der ganzen Welt, tön' er den ſchönen Landen,
Die Apennin trennt, Meer umgiebt und Alpe.

Dieß beruhet auf jenem Vorurtheile des Dichters, von dem bereits oben die Rede geweſen. Laura hat nichts dadurch verloren, daß ſie in der Landesſprache beſungen worden; in dieſer iſt ihres Namens Unſterblichkeit weit beſſer geſichert, als ſie es in einer gelehrten Sprache geweſen wäre.

Fünfter Abſchnitt.

Ueber die Frömmigkeit Petrarca's.

Bisher habe ich die Liebe des Petrarca, welche den erſten und vornehmſten Charakterzug ſeiner Poeſie ausmacht, durch alle ihre Erſcheinungen zu verfolgen geſucht. Ich komme nun zu dem zweiten Hauptbeſtandtheile derſelben, der ſich dem erſten natürlich vermählt und unterordnet.

Liebe und Frömmigkeit ſind in der That nahe verwandt. Beide entſpringen aus der Empfindſamkeit des menſchlichen Gemüths. Beide haben den Wechſel der Furcht und der Hoffnung, des Verlangens und Widerwillens, des Vergnügens und Schmerzes, der Verzweiflung und des Entzückens gemein; endlich haben auch beide einerlei Zweck, den Beſitz des geliebten Gutes.

Nur die Beſchaffenheit dieſes Gutes macht hier einen weſentlichen Unterſchied; der einen Gut iſt irdiſch und in den engen Kreis des Lebens beſchränkt, das Gut der andern iſt himmliſch und dauert auch noch jenſeits des Grabes.

So verſchieden indeß dieſe beiden Güter ſind, ſo iſt doch das Verlangen, welches ſie erregen, für unſere Einbildungskraft bis auf einen gewiſſen Punkt ſich ziemlich gleich. Die irdiſche Liebe läutert und vergeiſtigt ſich durch die Tugend. Die himmliſche Liebe dagegen muß bei der Unmöglichkeit, uns hienieden gänzlich von der Sinnlichkeit loszumachen, ihren Gegenſtand in mehr oder minder ſinnliche Bilder und in materielle Formen kleiden. Die reinſte Liebe, oder die dieß zu ſeyn vorgiebt, kann dieſer Beihülfe nicht entbehren; die tiefſte Myſtik des betrachtenden Lebens hat derſelben vonnöthen, wenn ſie ſich nicht in das Leben verlieren will; nur in ſinnliche Bilder kann ſie die Gegenſtände ihrer Beſchauung kleiden. Engel, Sterne, ſtrahlende Augen, brennende Herzen, Sonnen, Flammen, Licht, ein inneres zwar, aber doch ein Licht, ſind ihre Sinnbilder.

Finden ſich nun, wie nicht ſelten der Fall iſt, Liebe und Frömmigkeit in einem Gemüthe beiſammen, ſo läßt ſich begreifen, daß beide auf einander wirken und ſich auf mancherlei Weiſe arten müſſen. Bald werden ſie ſich verbinden und wechſelſeitig verſtärken, bald werden ſie einander widerſtreitend durchkreuzen. In dieſem letzten Falle wird das Gemüth zwiſchen beiden ſchwanken, bis ſie ſich entweder verſöhnen, oder die ſtärkere für den Augenblick das Uebergewicht behauptet.

Fromme Entzückungen ſind Entzückungen der Liebe. Aber die unglückliche Liebe öffnet ihr Mitgefühl beſonders dem, was die Frömmigkeit Trauriges und Düſteres hat, ſie theilt die Reue, die Unruhe, die Klagen, die Seufzer, die Thränen derſelben. Oft auch löſ't ſie ſich ganz und gar darin auf, oder nimmt zu ihr, als der letzten Freiſtatt des leidenden Herzens, ihre Zuflucht. Und wann ein Strahl der Hoffnung ſie aufs neue belebt, ſo kann die Gluth der Frömmigkeit ſelbſt ihr zum Vortheile gereichen, und ihr neue Wärme verleihen.

So viel Aehnlichkeit, ſo viele Berührungspunkte müſſen auch auf ihre Sprache Einfluß haben. Da beide Gefühle ähnliche Ideen wecken, ſo werden ſie dieſelben auch mit ähnlichen Zeichen ausdrücken, ſie werden einander ihre Bilder, ihre Redensarten, ihren Styl leihen. Beſonders wird dieß in der Poeſie geſchehen, zu der beide ſich ſo gut eignen, und vornehmlich wann der Dichter von beiden Gefühlen lebhaft beherrſcht wird.

Dieß war gerade Petrarca's Zuſtand, er war verliebt und fromm, und beides in ſehr hohem Grade. In der erſten dieſer Eigenſchaften kennen wir ihn bereits; jetzt wollen wir ihn auch in der zweiten betrachten.

Petrarca war ſehr religiös. Er hat davon Beweiſe gegeben in allen Vorfällen ſeines Lebens und in allen ſeinen Werken, nicht bloß in denen, welche ſich unmittelbar auf Religion beziehen, wie z. B. in denen de Contemptu Mundi, de Vita solitaria, u. a., ſondern auch in denen, die von weltlichen Dingen handeln, ja auch, wie wir bald ſehen werden, in dem, was Amor ihm ſelbſt ſcheint eingegeben zu haben.

Seine heftigen Ausfälle gegen den päpſtlichen Hof in Avignon, welche durch die Laſter und Unordnungen deſſelben gerechtfertigt wurden, die er aus der Nähe ſah, und die ſein ſittliches, tugendhaftes Gemüth empörten, hinderten ihn nicht, ein guter katholiſcher Chriſt zu ſeyn, und das geiſtliche Anſehen des Papſtes anzuerkennen. Wie oft iſt er nicht geſchäftig, den Papſt zu bewegen, daß er ſeinen Sitz wieder nach Rom verlege? Er hätte ſeine höchſten Wünſche erfüllt geſehen, er hätte geglaubt, daß alle Wunden der Kirche geheilt ſeien, wenn er dieß ſo heiß gewünſchte Ereigniß erlebt hätte. Welche Freude äußerte er nicht, als Urban V. wirklich, obwohl nur für kurze Zeit, ſeinen Sitz wieder nach Rom verlegt! Welchen Eifer für die Religion athmet nicht die oben angeführte Canzone, in welcher er die chriſtlichen Fürſten zum Kreuzzuge ermahnt! und welcher fromme Unwillen erfüllt ihn nicht, daß nur Chriſten einander morden, und daß man nicht mehr gegen die Ungläubigen kriegt!

Ite superbi e miseri Cristiani,
  Consumando l'un l'altro; e non vi caglia,
  Che 'l sepolero di Cristo è in man di cani.
Trionfo della Fama, Cap. II.

Geht, ſtolze Chriſten, nur, geht, ihr Elenden,
  Mordend einander, laßt es nicht euch kümmern,
  Daß Chriſti heilges Grab in Haidenhänden.

Wenn man ſieht, wie er, noch nicht zufrieden mit der pünktlichen Befolgung der von der Kirche vorgeſchriebenen Faſten, ſich noch andere auflegt, und jene ſowohl als dieſe durch Strenge übertreibt; wenn man ſieht, wie ſehr ihm daran gelegen iſt, das Jubiläum Clemens VI. mitzufeiern, und ihn die Wunderwirkungen deſſelben erzählen hört, wie er dadurch von ſeiner Neigung zum andern Geſchlecht geheilt worden, wozu wahrlich kein kleines Wunder erforderlich war; wenn man ſieht, wie treuherzig er glaubt, daß der Kopf des heil. Pankrazius Blut geſchwitzt und Thränen vergoſſen habe, und daß die Leichname des heil. Gervaſius und Protaſius, als man den Leichnam des heil. Ambroſius gebracht, ſich ehrerbietig von einander entfernt haben, um dieſem den Ehrenplatz einzuräumen; wenn man erwägt, daß er die ganze Mythologie der Legende gläubig annimmt, daß er gegen die zweideutigſten Reliquien in Rom die größte Verehrung hegt, daß er das Mönchsleben ſo hoch achtet und den heil. Romualdus lobpreiſ't, daß er die Erde in eine Einſiedelei und alle Menſchen in Mönche umſchaffen wollen: ſo wird man den Petrarca wahrlich nicht eines Mangels an Glauben, ja ſelbſt nicht an Leichtgläubigkeit beſchuldigen können.

Eben dadurch gab er ſowohl den Aerzten am Hofe des Papſtes Clemens, als den Ariſtotelikern und Averroiſten in Venedig, Blößen; die letztern ſchildert er als ein Volk, das keinen andern Gott anerkennt als den Ariſtoteles, das den Averroes dem Jeſus Chriſt vorzieht, und der Lehren des Chriſtenthums und ſeines Gottesdienſtes ſpottet. Dieſe Ariſtoteliker urtheilten über Petrarca, nachdem ſie eine Unterredung mit ihm gehabt hatten, er ſei ein guter Mann, aber unwiſſend.

Mit Theologie bemengte er ſich nur zu gern. Man weiß, wie lebhaften Antheil er an dem großen und unnützen Streit über das Anſchauen Gottes, nämlich ob daſſelbe nach dem Tode, oder erſt nach der Auferſtehung anfange, nahm. Er hatte, ſowie Papſt Johann XXII., das Unglück, der letztern Meinung zu ſeyn; aber die Kirche hatte dieſe nicht ſobald verdammt, als er ſich gleichfalls mit muſterhafter Ergebung ihren Beſchlüſſen fügte.

Bei dieſer feurigen Frömmigkeit und bei ſeiner nicht minder feurigen Liebe zu Lauren, die beide ſeinem empfindſamen Herzen tief eingewurzelt waren, läßt ſich wohl begreifen, daß er jene Zuſtände erdulden müſſen, deren wir oben bereits erwähnt haben, und daß ſeine Muſe, die treue Auslegerin ſeines Herzens, dieſelben darzuſtellen geſtrebt habe.

Petrarca konnte ſich nicht wohl verhehlen, daß ſeine Liebe urſprünglich laſterhaft und der chriſtlichen Moral entgegen war. Ich will keineswegs, daß man einige menſchliche Schwachheiten an einem, der Kirche, alſo der Eheloſigkeit und dem Dienſte des Altars, geweiheten Manne verdamme. Aber Laura war verheirathet und Mutter, ſie war eine keuſche Frau, die in untadelichem Betragen nur ihren Pflichten lebte. Was war alſo böslicher, ja verbrecheriſcher, als eine ſolche Frau zu verſuchen, und ſeinen Geiſt, ſein Genie zu ihrer Verführung aufzubieten?

Petrarca war ſich deſſen in den ruhigen, hellen Augenblicken, die ſeine Leidenſchaft ihm geſtattete, wohl bewußt. Dann erwachten ſeine religiöſen Ideen, die Gefahr für ſein Heil ſtellte ſich lebhaft ſeinem Geiſte dar, und die Schrecken des künftigen Lebens ergriffen ihn. Aber dieſe hellen Zwiſchenpunkte waren von kurzer Dauer, ein Blick von Lauren zerſtörte ſie wieder.

Doch iſt es gerade dieſer Gegenſatz, dieſer innere Streit zwiſchen Frömmigkeit und Liebe, der ſo große Theilnahme erregt, und in ſeiner Poeſie eine ſo ſchöne Wirkung thut. Er gießt dieſe trüben Tinten, dieſes Helldunkel, dieſe rührende Schwermuth über ſie aus, an der wir Theil zu nehmen nicht umhin können, wenn wir ſehen, wie ſeine Seele in dieſer grauſamen Ungewißheit zwiſchen Lauren und Gott hin und her ſchwankt.

Wie oft bittet er nicht Gott, ihm die Hand zu reichen, um ihn dieſem mit Dornen und Geſtrüpp verwachſenen Wege, der ſeine Schritte hemmt, zu entreißen, und die Finſterniß zu zerſtreuen, die ſeinen Geiſt umhüllt (Seſt. VI). Eines Tages in Rom, wo die Religion in ihrer ganzen Herrlichkeit erſcheint, wo von allen Seiten ſo viele ehrwürdige Gegenſtände ſeinen Blick anziehen und ihn zur Buße rufen, empfindet er lebhafte Gewiſſensbiſſe, vergießt bittere Thränen, und faßt die frommſten Entſchließungen; aber einen Augenblick nachher ſchwinden dieſe bei der Erinnerung an ſeine Geliebte, vor dem Verlangen ſie wiederzuſehen, wie der Thau am Strahle der Morgenſonne (Son. LII).

Dieſe Anfälle der Frömmigkeit kehren bei feierlichen Begängniſſen kirchlicher Feſte wieder. In dieſen heiligen Stunden öffnet ſich ſein Herz der Reue und iſt von tiefem Schmerz durchdrungen; er beweint die Verirrungen ſeiner Jugend, und macht die löblichſten Verſuche, ſeine Leidenſchaft, die ihn unter ihr gebieteriſches Joch hält, zu überwinden. Es iſt noch ein ſchönes Sonett von ihm vorhanden, am Todestage des Erlöſers gedichtet, worin er, das Miſerere anſtimmend, denſelben bei ſeinem Tode ſelbſt beſchwört, ihn von den Qualen der Liebe zu befreien, den Schlingen des böſen Feindes zu entreißen und ihn ganz zu ſich zu ziehen (Son. XLVIII). Nach Laura's Tode wiederholt er dieſes Gebet auch an die heilige Jungfrau; er wünſcht jene endlich vergeſſen zu können; um ſich dieſer zu weihen, und ſterbend ſeine Seele ihrem Sohne zurückzugeben.

Non è stata mia vita altro ch' affanno.
  Mortal bellezza, atti, parole m' hanno
  Tutta ingombrata l'alma.
Canz. XXIX.

Seit an des Arno Strand ich ward geboren,
— — — — — — — — — —

War Andres nicht als Weh mein Loos auf Erden.
Sterbliche Reize haben und Geberden
Und Worte mich berücket.

Zuweilen, im Gefühle ſeines Unvermögens, dieſe heilſamen Vorſätze auszuführen, ſcheint er der Verzweiflung nahe, ſo drückt ihn die Laſt ſeiner Vergehungen, und ſo fürchtet er dem Erbfeinde des Menſchengeſchlechts in die Klauen zu fallen. Er wünſcht ſich, mit dem Pſalmiſten, Taubenflügel, um in den Schooß Gottes zu flüchten:

Qual grazia, qual' amore, o qual destino
Mi darà penne in guisa di colomba,
Ch' i' mi riposi, e levemi di terra?
Son. LXIX.

Welch Schickſal, welche Gnade, welche Liebe
Wird Flügel mir, wie Taubenflügel leihen,
Daß Ruh' ich find' erhoben von der Erden.

Was würde er in dieſen Augenblicken nicht darum geben, früher oder ſpäter als Laura auf die Welt gekommen zu ſeyn! Er wäre dann den mächtigen Strahlen ihrer Augen nicht ausgeſetzt geweſen, hätte die Spur ihrer Schritte nicht geſehen (Son. CLXXI). Nun iſt alles Streben für ſein Heil eitel; dieſe Gegenſtände, dieſes geliebte Bild ſtören und verwirren ihn immer; es geht ihm wie dem Adam, der zuerſt freiwillig ſündigte und in der Folge es nicht mehr laſſen konnte:

Ma 'l bel viso leggiadro, che dipinto
Porto nel petto, e veggio, ove ch' io miri,
Mí sforza: onde ne' primi empj martiri
Pur son contra mia voglia risospinto.
Son. LXXV.

Doch hat das ſchöne Antlitz mich bezwungen,
Das ich gemalt im Herzen trag', und ſehe,
Wohin ich ſchau; drum zu dem alten Wehe
Fühl' ich mich wider Willen hingedrungen.

Aber, gleichſam als ob es an Lauren allein noch nicht genug wäre, noch ein zweiter Feind ſeines Heils iſt ihm furchtbar, der Ruhm. Zwiſchen dieſem, Lauren und Gott iſt ſeine Seele getheilt; und dieſer Streit iſt von ihm in der Canz. XXI lebhaft geſchildert. Endlich entſchließt er ſich, dieſen Schatten, dieſen eitlen Schall fahren zu laſſen, und ſtatt ſeiner die ewige Wahrheit zu umarmen; aber von Lauren ſich loszureißen vermag er nicht; dieß iſt der Fels, an welchem jeder Entſchluß ſcheitert. Vergebens zieht er aus ſeiner Leidenſchaft ſelbſt Streitgründe wider dieſelbe; vergebens ſagt er ſich: wenn Laura's Blicke, Worte und Geſang ſo viel Süßigkeit in meine Seele ſtrömen, was wird nicht dereinſt die Wonne des Himmels thun? und was können wir alſo würdigeres thun, als zu ihm alle unſere Gedanken erheben? Vergebens ſieht er die fliehende Zeit, das kommende Alter, und den Tod, der ſeine Hippe ſchwingend herannaht. Die Liebe ſiegt; nur die himmliſche Gnade kann ihn retten (Son. LXXX).

Doch nicht immer betrachtet er ſeine Liebe mit ſolcher Strenge. Wir ſind alle geneigt, unſere Gelüſte und Leidenſchaften vor uns ſelbſt zu rechtfertigen; es iſt alſo nicht ſo ſehr zu verwundern, daß auch Petrarca von ſeiner Phantaſie über die ſeinige getäuſcht wird. Und weit entfernt, ſie für unerlaubt zu halten, ſcheint ſie ihn vielmehr unſchuldig, ja ſogar lobenswürdig, ſowohl in Anſehung ihres Gegenſtandes, als ihrer Beſchaffenheit und ihrer Wirkungen. Auf dieſe Weiſe weiß er ſie mit ſeinem Gewiſſen, mit ſeinen Pflichten und ſeiner Frömmigkeit ſelbſt in Einſtimmung zu bringen.

Wir haben ſchon geſehen, wie er ſeine Laura vergöttert; dieſe Vergötterung kommt ihm gar trefflich zu ſtatten. Er liebt nun keine Frau, wie andere Frauen ſind, eine gewöhnliche Sterbliche, ſondern einen himmliſchen Geiſt, eine reine Intelligenz, die zur Erde herabgekommen iſt, um ſie zu verſchönen, zu verklären und ein Muſter jeglicher Tugend zu ſeyn. Sorgfältig entfernt er jeden Gedanken an ihren Eheſtand, ja durch ihn allein würde man nie erfahren haben, daß dieſer Engel, dieſe Göttin in ehelichen Verhältniſſen gelebt, und ihrem Gatten eine zahlreiche Nachkommenſchaft gegeben habe. Noch mehr, er nennt ſie nicht einmal geradezu, ſondern bezeichnet ihren Namen nur durch Umſchreibungen, Bilder, Anagrammen und Logogryphen; bald iſt es Laura die Luft, bald Lauro der Lorbeer. Indem er die Morgenröthe anblickt, ſagt er ivi è l' Aurora, um zu ſagen ivi è Laura ora, dort iſt Laura jetzt nach ihrem Tode, nämlich im Himmel (Son. CCL). Er fürchtet, ſagt Caſtelvetro, ihren Namen ausſprechen, wie die Juden den ihres Jehova.

In ſolchen Augenblicken der Entzückung ſcheint er, wie ich anzunehmen geneigt bin, wirklich zu glauben, daß er von einer reinen, von allem Sinnlichen und Irdiſchen geläuterten Flamme brenne; auch glaube ich, daß er Alles that, um ſeinem glücklichen Irrthume, wo möglich, ewige Dauer zu geben.

Dann neigt er ſich vor ihr, ruft ſie an, und verehrt ſie wie eine Heilige:

L'adoro, e 'nchino come cosa santa.
Son. CXCII.

und mit frommen Bitten
Beug' ich, wie einer Heiligen, die Kniee.

Dann, weit entfernt, ihm ſtürmiſche Leidenſchaften zu erregen, gießt das Lächeln ihrer Augen jenen Frieden, jene reine ungetrübte Ruhe in ſeine Seele, deren die Seligen des Himmels genießen:

Pace tranquilla senz' alcun' affanno,
Simile a quella che nel ciel' eterna,
Move dal lor' innamorato riso.
Canz. X.

Wohl einen holden Frieden ſonder Schmerzen,
Des Himmels ew'gem Frieden zu vergleichen,
Ihr liebeſelig Lächeln freundlich ſpendet.

Das ewige Leben beſteht im Anſchanen Gottes, Petrarca's irdiſches Leben im Anſchauen ſeiner Laura:

Sì come eterna vita è veder Dio,
Nè più si brama, nè bramar più lice:
Così me, Donna, il voi veder felice
Fa in questo breve e frale viver mio.
Son. CLVIII.

Wie Gott zu ſchauen heißt das ew'ge Leben,
Und niemand mehr begehrt, noch darf begehren,
So hat in dieſem kurzen, thränenſchweren
Leben mir euer Anblick Heil gegeben.

Entfernt von ihr, ſucht er überall ſich ihr Bild zu entwerfen, wie der Pilger nach Rom wallet, um das Bild Chriſti auf dem heiligen Schweißtuche zu ſehen (Son. XIV). Sein einziges Verlangen iſt, mit ihr zu leben, und ſterbend mit ihr auf Elias Wagen gen Himmel zu fahren (Canz. XIX. am Ende).

Was aber die Liebe Petrarca's völlig rechtfertigt, iſt die wohlthätige Wirkung derſelben. Wir haben ſchon geſehen, daß er Lauren ſeine Talente, ſeinen Geiſt, ſeinen Ruhm verdankt, aber er verdankt ihr noch mehr als dieß, er verdankt ihr ſeine Bekehrung, ſein Heil.

Nun ändert er auch ſeine Sprache; er bedauert nun nicht mehr, Lauren gekannt zu haben; im Gegentheil ſegnet er den Tag und die Stunde, wo er ſie ſah und liebte. Dieſe Liebe hat aus ſeiner Seele alle gemeinen, niedrigen Gedanken getilgt, hat ſie zum höchſten Gut erhoben, und ihn gelehrt, die vergänglichen Güter der Welt unter die Füße zu treten, welche für den großen Haufen der Sterblichen ſo mächtige Reize haben:

Fior di virtù, fontana di beltate,
Ch' ogni basso pensier del cor m'avulse.
Son. CCCXIV.

Der Schönheit Kronen und der Tugend Blüthe,
Die allem niedern Seyn mein Herz entrungen.

Das Licht ihrer Augen hat ihm den Weg zum Himmel gezeichnet, und ihn mit Vertrauen und Hoffnung erfüllt, dahin zu gelangen (Son. XII). Selbſt Laura's Strenge, und das, was er für ihre Launen hielt, wirkte mit zu ſeinem Heil; er würde für immer verloren geweſen ſeyn, wenn ſie ſich ihm gefälliger bewieſen hätte:

Questo bel variar fu la radice
Di mia salute, ch' altramente era ita.
Son. XII. CLXXI. Tr. della Morte
Cap. II. u. an andern Orten.

Der ſchöne Wechſel war von meinem Frieden
Die Wurzel, den ich anders hätt' entbehret.

Schon zu Laura's Lebzeit hofft er von ihrer Vermittelung Vergebung ſeiner Sünden. In der ſchönen Canzone, welche bereits oben angeführt worden, fleht er vom Himmel, daß er einſt an jenem glücklichen Orte möchte begraben werden, wo er Lauren unter dem Blüthenbaume ſitzen ſah. Vielleicht kommt ſie wieder dorthin, findet ſeine entſtellte Aſche, und ſchenkt derſelben einen Seufzer, läßt eine Thräne auf ſie rinnen, und trocknet ihre ſchönen Augen mit ihrem Schleier. Dieſer Seufzer, dieſe Thränen werden den Himmel bewegen, ihren Liebhaber zu begnadigen:

In guisa che sospiri
Sì dolcemente, che mercê m' impetra,
E faccia forza al cielo
Asciugandosi gli occhj col bel velo.
Canz. XIV.

(Sie wird) So ſüß in Seufzern bangen,
Daß mir des Himmels Gnade muß erſcheinen;
Ja ganz wird ſie ihn zwingen,
Wenn ihre Thränen in den Schleier dringen.

Aber nachdem dieſer Troſt ihm durch Laura's Tod, der dem ſeinigen lange vorherging, geraubt worden, läutert ſeine Liebe ſich wirklich und gewinnt völlige Uebereinſtimmung mit ſeiner Frömmigkeit. Hinfort iſt ſie für ihn nur noch das Werkzeug ſeiner Bekehrung, ein Beweggrund, ſich von der Welt abzuſondern und ganz dem Glauben, der Wohlthätigkeit und den andern chriſtlichen Tugenden zu leben. Laura's Schatten, der ihn ſtets umſchwebt, ihn begeiſtert, ihn leitet, kräftigt ſeinen Fortſchritt auf dem Wege des Heils. Er ſchwingt ſich im Geiſte zu ihrem Aufenthalt empor, und vernimmt dort aus ihrem Munde das erſte Geſtändniß ihrer Liebe, die durchaus rein und heilig iſt (Son. CCCX). Er ſelbſt iſt nur noch in die himmliſche Geſtalt Laura's verliebt; dieſe ſo glücklich geläuterte Leidenſchaft wächſt und vermehrt ſich in ihm, wie er älter wird. Träumend von ſeiner Laura altert er, und der einzige Wunſch, der ihm noch bleibt, iſt, ſie dereinſt am Tage der Auferſtehung in all' ihrem blendenden Glanze zu bewundern (Son. CCLXXVIII). Zuweilen aus Ungeduld, dieſes Glückes bald theilhaft zu werden, ruft er dem Tode. Glückliche Stunde, die ihn des ſterblichen Leibes entledigen wird! o warum darf er nicht ſeinen Kerker ſprengen, den irdiſchen Schleier zerreißen, und ſich emporſchwingen in die Gegenden des Lichts! Er hat kein anderes Verlangen mehr, als Gott und ſeine Geliebte zu ſchauen:

O felice quel dì, che del terreno
Carcere uscendo, lasci rotta e sparta
Questa mia grave, e frale, e mortal gonna;
E da sì folte tenebre mi parta
Volando tanto su nel bel sereno,
Ch' io veggia il mio Signore e la mia Donna.
Son. CCCV.

O ſel'ger Tag, wenn frei der Erdenbande
Ich ſinken laſſ' entfeſſelt und zerriſſen
Die ſchweren, matten, ſterblichen Gewande,
Und ſcheidend aus ſo dichten Finſterniſſen
Empor ich fliege zu ſo lichter Höhe,
Daß ich den Herrn da und die Herrin ſehe.

Man wird in dem Obigen eine ſonderbare Miſchung des Heiligen mit dem Weltlichen bemerkt haben, die man in unſern Tagen ſchwerlich gut heißen möchte, und deren Ausdrücke mißfällig klingen würden. Petrarca hat in der That ſeine Frömmigkeit und ſelbſt ſeine Theologie in der Behandlung von Gegenſtänden gemißbraucht, wo dieſe entweder gar nicht, oder doch nur mit vieler Behutſamkeit anzuwenden ſind. Die Beiſpiele, die wir bisher davon geſehen haben, ſind noch nicht das Stärkſte.

Wer hätte jemals geahndet, daß die Bläſſe von Laurens Geſicht, welche auch den Dichter erbleichen macht, zur Erklärung dienen könne, wie die Seligen im Paradieſe ſich ſehen und einander ihre Gedanken mittheilen?

Quel vago impallidir, che 'l dolce riso
D' un' amorosa nebbia ricoperse,
Con tanta maestade al cor s' offerse,
Che li si fece incontro a mezzo 'l viso.
Conobbi allor, siccome in Paradiso
Vede l' un l' altro.
Son. XCVIII.

Die leiſe Bläſſe, welche hielt umfloſſen
Des Lächelns Huld mit lichter Wolkenhülle,
Griff mir an's Herz mit ſolcher Allmacht Fülle,
Daß dieſes ſich durch's Aug' ihr ſchnell ergoſſen.
Da lernt' ich, wie des Himmelreichs Genoſſen
Sich ſehen. —

Dieß iſt indeſſen blos eine Probe von ſeiner ſeltſamen Anwendung der Theologie.

Daß aber der Dichter die Worte Laura's dem himmliſchen Gruße vergleicht, mit welchem der Engel Gabriel die heilige Jungfrau heimſucht, würde ſchon etwas ſtärker ſeyn, wenn nicht dieſer Vers

Quella benigna angelica salute
Canz. IV.

Des Engelsgrußes Milde —

einen milderen Sinn zuließe.

Daß der Dichter ſich über die Natur und den Schöpfer derſelben beklagt, weil ſeine Laura an einer Augenkrankheit leidet, mag man ſeiner übermäßigen Leidenſchaft für dieſe ſchönen Augen verzeihen. Er begreift nicht, daß die Natur, eine zärtliche aber zugleich auch grauſame Mutter, dieſes ſchöne Meiſterwerk ihrer eigenen Hände zerſtören, und daß der ewige Vater, deſſen bloße Dienerin ſie iſt, dazu einwilligen könne:

O Natura, pietosa e fera madre,
Onde tal possa e sì contrarie voglie,
Di far cose, e disfar tanto leggiadre?
D'un vivo fonte ogni poder s'accoglie:
Ma tu, come 'l consenti, o sommo Padre,
Che del tuo caro dono altri ne spoglie?
Son. CXCV.

Natur! o Mutter, mild und ſtreng zu preiſen!
Woher ſolch ſtreitend Wollen dir, ſolch Können,
Was du ſo wunderlieblich ſchufſt, zu trennen? —
Lebend'gem Quell iſt jede Kraft entquollen;
Wie aber kannſt du, höchſter Vater, wollen,
Daß Andr' uns dein' theure Gab' entreißen?

Noch weniger ſchicklich iſt es, wenn er ſich beklagt, daß die Treue, in welcher Petrus und Maria ihr Heil fanden, ihn keine Gnade bei Lauren finden ließ:

Lasso, non a Maria, non nocque a Pietro
La Fede ch' a me sol tanto è nemica.
Son. LXXIV.

Weh, Petrus ſchadete nicht, noch Marien
Der Glaube, der nur mich ſo ſchwer bekrieget.

Der Dichter ſpielt hier mit dem Worte fede, welches ſowohl Glauben als Treue bedeutet.

Empörender aber ſind die Vergleichungen ſeiner Laura mit Gott und Jeſus Chriſt; wenn er z. B. ſagt, Laura betrage ſich gegen ihn, wie Gott gegen den Sünder (Canz. I. St. 7); oder wenn er auf Lauren anwendet, was in einem der Briefe des heil. Hieronymus auf Gott angewendet wird (Canz. X. St. 3).

An einem andern Orte ſagt er: Gott erhebt, was niedrig iſt; Jeſus wählte ſeine Jünger aus einem Fiſchernachen; er wollte nicht in Rom, der Hauptſtadt der Welt, ſondern in Judäa geboren werden. Aus derſelben Urſache wollte er auch, daß Laura, dieſe Sonne der Schönheit, in einem kleinen Flecken geboren würde. Laßt uns alſo immerfort die Natur loben, welche ſie ſchuf, und den kleinen Flecken, welcher eine ſo vollkommene Schönheit zur Welt brachte (Son. IV).

Endlich ſieht auch Petrarca feſten Blickes, von Jeſus und Lauren erfüllt, den Tod nahen; er fürchtet ihn nicht, denn Laura und Jeſus haben ihn mit Standhaftigkeit gelitten:

Quella mi scorge, ond' ogni ben imparo;
E quei, che del suo sangue non fu avaro,
Che col piè ruppe le tartaree porte,
Col suo morir par che mi riconforte;
Dunque vien morte; il tuo venir m' è caro.
Son. CCCVIII.

Sie führt mich, die, was gut, mich lehrt' erwerben;
Und Er, der freudig gab ſein Blut im Sterben,
Der Hölle Pforten brach mit ſeinen Füßen,
Hat Troſt in ſeinem Tode mir verhießen;
Drum komm, o Tod! mit Freuden will ich ſterben.

Nè minacce temer debbo di morte,
Che 'l re sofferse con più grave pena,
Per farme a seguitar costante e forte;
Ed or novellamente in ogni vena
Intrò di lei, che m' era data in sorte;
E non turbò la sua fronte serena.
Son. CCCVII.

Nicht darf ich bei des Todes Drohung zagen,
Den ſchmerzensvoll der König einſt ertragen,

  Daß ich ihm folge tapfer und entſchloſſen;
Und jüngſt hat er von neuem ſich ergoſſen
  In jede Ader ihr, die mir beſchieden,
  Und trübte nicht der Stirne-heitern Frieden.

Hier iſt doch in der That eine der beiden Perſonen überflüſſig.

Leicht wird man dem Dichter jenes Sonett auf den Tag, wo er Lauren zuerſt erblickte, hingehen laſſen, obgleich der Gedanke deſſelben mehr ſinnreich als gemüthlich iſt. Es war am ſechsten April, nach ſeiner Rechnung am Tage der Kreuzigung, der aber in jenem Jahre auf den Montag und nicht auf den ſtillen Freitag fiel. Es macht, ſagt er daſelbſt, dem Amor wenig Ehre, daß er in dieſer heiligen Zeit mich überfiel, wo ich mich ſeiner Liſt nicht verſah; und noch weniger Ehre macht es ihm, daß er mein Herz mit ſeinen Pfeilen durchbohrte, Lauren hingegen noch nicht einmal ſeinen Bogen wies. An dieſem heiligen Tage, ſagt er ſich zu ihr wendend, an dieſem Tage, wo die Sonne ſich aus Trauer um ihren Schöpfer verdunkelte, wurde ich von deinen Augen gefeſſelt, und meine Trauer begann mit der allgemeinen Trauer der Natur!

    — — onde i miei guai
Nel comune dolor s' incominciaro.
Son. III.

    Drum haben meine Wehen
Im allgemeinen Trauern da begonnen.

Alles dieß klingt in der That etwas ſeltſam. Aber man muß erwägen, daß Petrarca ein Dichter, und zwar ein verliebter Dichter war, den man alſo nicht zu ſtrenge beurtheilen darf; ja dem man ſelbſt in ſolchen Stellen ſeiner Gedichte, wo ihn die Schwärmerei ſeiner Liebe hinreißt, Widerſprüche zu gut halten muß.

Indeſſen will ich hier doch, der Sonderbarkeit wegen, einen anführen, den ein Sonett gegen zwei andere enthält, wo er Grundſätze aufſtellt und zweien Freunden, oder vielleicht gar einem und demſelben Rathſchläge giebt, die ſchnurſtracks einander entgegengeſetzt ſind.

In dem einen ermahnt er ſeinen Freund, der Liebe und den eitlen Freuden der Welt zu entſagen, und ſich Gott in die Arme zu werfen, und fügt hinzu, daß er ſelbſt ſich außer Stand fühle dieſen Rath zu befolgen (Son. LXXVIII).

In den andern beiden Sonetten (Son. XXI. XXII) findet man gerade das Gegentheil. Ein Dichter, der der Liebe und der verliebten Dichtung entſagt hatte, kehrt zu beiden zurück. Petrarca kann bei der Nachricht davon ſeine Freude nicht verhalten; er erhebt Herz und Hände zu Gott, um ihm zu danken, daß er dieß verirrte Schaf zurückgeführt hat, und bewillkommt ſeinen Freund ſehr unpaſſend mit den Worten des Evangeliums:

Che più gloria è nel regno degli eletti
  D' un spirito converso, e più s'estima,
  Che di novantanove altri perfetti.
Son. XXII.

Denn größre Freude iſt im Himmel droben
  Ob eines Sünders reuiges Bekehren,
  Als über neun und neunzig fromme Geiſter.

Heutiges Tages würde man eine ſolche Begrüßung für eine wahre Entweihung halten.

Ich ſage nichts von Laura's Triumpheinzug in den Himmel und von der Aufnahme, womit ſie dort empfangen wird; wenn hier ja etwas zu tadeln ſeyn könnte, ſo wird es durch die ſchönen Verſe Petrarca's verſchleiert. Bei Laura's Ankunft drängen ſich die Engel und die ſeligen Geiſter voll Bewunderung um ſie: Welche neue Schönheit, welches neue Geſtirn iſt unter uns erſchienen? Nein, aus dem ganzen jetzt lebenden Geſchlechte der Menſchen iſt keine ſo vollkommene Geſtalt von der Erde, dem Aufenthalt der Irrthümer und Laſter, heraufgekommen:

Gli angeli eletti, e l'anime beate,
  Cittadine del cielo, il primo giorno
  Che Madonna passò, le fur' intorno,
  Piene di maraviglia e di pietate.
Che luce è questa, e qual nova beltate?
  Dicean tra lor, perch' abito sì adorno
  Dal mondo errante a quest' alto soggiorno
  Non salì mai in tutta questa etate.
Son. CCCII.

Erwählte Engel, ſel'ge Bürgerinnen
  Des Himmels, all' umringten Donna droben
  Am erſten Tag', als ſie erſchien da oben,
  Voll von Verwund'rung und mitleid'gem Sinnen.
„Ha welch ein Glanz! welch neuer Reiz!“ beginnen
  Sie unter ſich: „Warum ſo reich gewoben
  Ward nie ein Kleid in all der Zeit erhoben
  Aus irrer Welt zu unſrer Heimath Zinnen?“

Aber wie geht es zu, daß wir an einer andern Stelle dieſelbe Laura mit den Sängern der Liebe in der Sphäre der Venus (Son. CCXLVI) oder dem dritten Himmel finden, welcher, wie ein Italiener bemerkt, nicht derſelbe dritte Himmel iſt, in den der heil. Paulus verzückt wurde; und daß ſie in dieſer ganz heidniſchen Gegend des Himmels ihren Geliebten erwartet, und ſich von ihrer künftigen Auferſtehung unterhält (Son. CCLXI)?

Um dieſen Widerſpruch auszugleichen, könnte man dieſelbe Vertheilung der Seligen in den zehn himmliſchen Kreiſen gelten laſſen, welche Dante in ſeinem Gedichte angenommen hat, obgleich dieſelbe in dem Canzoniere nicht ſo ausdrücklich wie in der Divina Commedia angenommen worden. Aber Petrarca iſt überhaupt nicht ſehr gewiſſenhaft über dieſen Punkt, und nimmt ſeine Ideen ohne Unterſchied aus der chriſtlichen Religion und aus der alten Mythologie. In demſelben Quader/ario miſcht er den Sündenfall Adams und die Fabel der Daphne zuſammen (Son. CLV); und öfter macht er ſehr unpaſſende Anwendungen von Stellen der heiligen Schrift, z. B. in Son. XXII. und CLXXIII.

Indeſſen ſieht er ſelbſt zuweilen das Anſtößige davon ein. So z. B. nachdem er gewünſcht hat, ſein Leben in einer dunklen Zelle zuzubringen, um Lauren anzubeten, dünkt ihm dieſer Ausdruck ſelbſt zu ſtark und frevelhaft, und er eilt ihn zu verbeſſern durch den Zuſatz forse il farei (Canz. XIX). Aber wie oft hat er ſich nicht ohne alle Bedenklichkeit deſſelben Ausdrucks bedient!

Dieſe Anbetung und Vergötterung Laura's haben vielen frommen Perſonen höchlich mißfallen. Auch ihre Verſetzung unter die Seligen hat ihnen übel begründet geſchienen. Und an einer Stelle, wo er von dem Tode einer andern Frau ſpricht, giebt er die Lieblichkeit und Anmuth ihres Betragens als Urſache ihrer Seligkeit an:

Sì furon gli atti suoi dolci e soavi.
Son. LXX.

So ſüß war und anmuthig ihr Betragen.

Wobei Stigliani bemerkt, daß man nicht durch liebliches und anmuthiges Betragen, ſondern durch chriſtlichen Wandel in den Himmel eingeht.

Caſtelvetro will in der Canzone an die heilige Jungfrau Dinge gefunden haben, die der echten Lehre der Kirche zuwider ſind. Mein Tact iſt nicht fein genug, um zu finden, worin dieſe Canzone wider die echte Lehre verſtößt, wenn es nicht etwa in dem Verſe geſchieht, wo der heiligen Jungfrau der Name Göttin beigelegt wird:

Or tu, donna del ciel, tu nostra Dea.
Canz. XXIX.

Du Himmelskönigin, — — —
Du Göttin hocherhaben.

da das Chriſtenthum zwar einen Gott, aber keine Göttin geſtattet. Doch fügt Petrarca ſelbſt einſchränkend hinzu:

Se dir lice e conviensi.

— — — darf ich's ſagen.

Uebrigens, da er Lauren dieſe Benennung giebt, (Son. CCXCIII) warum ſollte er ſie nicht auch der heiligen Jungfrau geben?

Aber man wird vielleicht Mühe haben, die Neigungen, die Leidenſchaften und menſchlichen Schwächen, welche noch immerfort, ſelbſt im Schooße der Seligkeit, Laura's Herz bewegen, mit dem, was die Religion über die Seligkeit der Auserwählten lehrt, in Uebereinſtimmung zu bringen. Sie freut ſich dort noch des eitlen Ruhmes, den ſie den Verſen ihres Geliebten verdankt, und beſchwört ihn aus der Höhe des Himmels, ihren Ruhm nicht ſchwinden zu laſſen, ſondern ihn ferner durch ſeine Lieder zu verbreiten. Sie iſt bekümmert, ſie ſeufzt, weint, und Petrarca's Kummer trübt die Ruhe, welche ſie in den Wohnungen des Friedens genießen ſollte:

E di sue belle spoglie
Seco sorride, e sol di te sospira;
E sua fama, che spira

In molte parti ancor per la tua lingua,
Prega che non estingua;
Anzi la voce al suo nome rischiari,
Se gli occhj suoi ti fur dolci nè cari.

Canz. XXII.

Wo ihrer ſchönen Hülle
Sie ſtill ſich freut, nach dir nur ſeufzend blicket.
Ihr Ruhm auch, den, entzücket
Durch deine Lieder, viel der Land' erheben,
Fleht: Laß mich länger leben!
Dein Wort erſtark' an ihres Namens Feier,
War je ihr Auge ſüß dir oder theuer!"

E duolsene ancor meco.

Son. CCLXXV.

Und daß ſie mit mir klaget.

Ond' io spero che 'nfin al ciel si doglia.

Son. CCLXXXVIII.

Drum hoff' ich, droben wird ſie endlich klageu.

Assai di te mi dole.

Son. CCXCVII.

Innig beklag' ich dich.

Umida gli occhj.

Son. CCXCIX.

Die Augen feucht.

Le trist' onde
Del pianto, di che mai tu non se' sazio,
Con l'aura de' sospir, per tanto spazio
Passano al cielo, e turban la mia pace.

Canz. XXVII.

„Die Thränen, die dir nimmermehr verſiegen,
Sind mit der Seufzer Wehn emporgeſtiegen
Zum Himmel, meinen Frieden mir zu ſtören."

Ja ſie geräth ſogar in Zorn: s'adria (ebendaſ.)

Da indeſſen, wie ſchon geſagt worden, dieſe verliebten und poetiſchen Freiheiten aus überſtrömendem Gefühle entſtanden und in Gedichten, die in langen Zwiſchenzeiten verfertigt worden, enthalten ſind, ſo muß man ſie auch nicht nach einer ſtrengen Logik beurtheilen, noch ſie auf der Wage des Heiligthums wägen.

Was beſonders dieſen Mißbrauch religiöſer Ideen in Behandlung weltlicher Gegenſtände betrifft, ſo kann der Geiſt ſeiner Zeit und des Landes, in dem er lebte, ihn entſchuldigen, oder ihm wenigſtens eine nachſichtsvolle Beurtheilung erheiſchen. In jenem Jahrhunderte, und in jenen Gegenden waren die Ceremonien der Religion und die äußere Uebung derſelben ein Hauptgeſchäft. Ueberall und in jedem Augenblicke ſah man Gegenſtände, die daran erinnerten; nicht allein die Tempel, auch die öffentlichen Plätze, die Gaſſenecken und Kreuzwege, die Landhäuſer und Fluren waren damit angefüllt; man konnte keinen Schritt thun, ohne darauf zu ſtoßen. Alles wimmelte von Mönchen, Prieſtern, Pfaffen, die allein im Beſitz der Glaubensregeln, der Religionsübung und aller anderen Kenntniſſe waren, die ſie mit ihrer Theologie verbunden hatten. Dieſe Menſchen, welche die Gewiſſen nach ihrer Willkür lenkten, miſchten ſich zugleich auch in alle Geſchäfte des bürgerlichen und häuslichen Lebens, hatten ihren Einfluß in die Politik der Fürſten, und drängten ſich in die Geheimniſſe der Familien. Iſt es nicht natürlich, daß die italieniſche Sprache, die ſich gerade damals bildete, ſich nach den täglichen Bedürfniſſen, Studien und Beſchäftigungen jener Zeit uud nach den Dingen formte, die man immer vor Augen hatte; und daß dieſe ſo geläufigen, und wenn ich ſagen darf, in das innerſte Gewebe ihrer Sprache übergegangenen Vorſtellungen gleichſam unwillkürlich der Feder ihrer Schriftſteller entfloſſen? Dieß iſt ſehr begreiflich, und in jenem Zeitalter fiel es keinem ein, daran Aergerniß zu nehmen.

Und wie hätte man an Petrarca ein Aergerniß nehmen können, dem man zugeſtehen muß, daß, wenn er auch religiöſe Dinge in eine Dichtungsart einmiſcht, in die ſie nicht gehören, doch dieſe Dichtungsart wenigſtens nicht der Ausſchweifung huldigt, und daß er ſich nichts erlaubt, was die Reinheit der Sitten beleidigt; während man im Boccaccio die ſchändlichſten und ſchreiendſten Mißbräuche dieſer Art findet. Nichts iſt im Decamerone gewöhnlicher, als Liebende, welche Gott bitten, ihre verbrecheriſche Liebe zu begünſtigen; und am Ende dieſer ſchlüpfrigen Erzählungen, wann es einem gelungen iſt, die Gattin ſeines Nächſten zu verführen, fügt der Erzähler noch ein feierliches Gebet hinzu, daß es Gott gefallen möge, auch ihm ein ſolches Glück zu gewähren, und allen chriſtlichen Seelen, welche gleiches Gelüſten hegen; z. B.

Molte altre notti con pare letizia isieme si ritrovarono, alle quali io prego. Iddio per la sua santa misericordia, che tosto conduca me, e tutte l'anime Cristiane, che voglia ne hanno.

Giorn. III. Nov. 3.

Und Boccaccio ſelbſt endet dieſes Werk, das durchaus ein Gewebe von ſchlüpfrigen Begebenheiten, und der Triumph der Zugelloſigkeit iſt, mit dem demüthigen Bekenntniſſe, daß er nicht durch eigenes Verdienſt, ſondern bloß durch die Gnade Gottes, die ihm durch die Vermittelung ſchöner Frauen zu Theil geworden, es glücklich zu Ende gebracht habe:

Ajutantemi la divina grazia, sì come lo avvisso per li vostri pietosi prieghi, non già per li miei meriti.

Conclusione.

Und hat ſich dieſer Mißbrauch etwa im folgenden Jahrhundert, oder ſelbſt in dem Jahrhundert Leo's verloren? Es würde ſehr leicht ſeyn, das Gegentheil zu erweiſen.

Sechster Abſchnitt.

Ueber die Philoſophie Petrarca's.

Dieſe iſt der letzte Charakterzug der Gedichte des Petrarca. Wir haben geſehen, wie er ſeine Frömmigkeit mit ſeiner Liebe zu vereinigen weiß; nun wollen wir auch ſehen, wie er ſeine Philoſophie mit beiden in Einſtimmung bringt.

Ich will mich bei ſeinen Kenntniſſen der Naturwiſſenſchaft nicht aufhalten, die ſehr eingeſchränkt waren; er hat von ihr in ſeinen Gedichten keine Spur gelaſſen; und ſie iſt bei ihm weit weniger unbequem, als bei Dante.

Man wirft ihm als einen gröblichen Irrthum vor, daß er den Eintritt der Sonne in das Zeichen des Stiers, und mit ihm den Anfang des Frühlings, auf den ſechsten April geſetzt hat:

Quando 'l pianeta, che distingue l'ore
Ad albergar col Tauro si ritorna,
Cade virtù dall' infiammate corna,
Che veste 'l mondo di novel colore.

Son. IX.

Wenn der Planet, welcher die Stunden ſcheidet,
Zur Herberg' in des Stieres Zeichen rücket,
Erglüht ſein Horn und Wärme niederzücket,
Die rings die Welt mit neuer Farb' umkleidet.

Dieſelbe Vorſtellungsart findet man Canz. XVIII. und Trionfo d'Amore, Cap. I. zu Anfange wieder. Aber ſein Ausleger Geſualdo hat bei allen dieſen Stellen ſein Mögliches gethan, dieſen Vorwurf von ihm abzuwenden.

Wenn er an einer Stelle zweifelhaft von den Antipoden ſpricht, ſo geſchieht dieß bloß aus Achtung gegen das Anſehen des heil. Auguſtin. Dieß beſtätigt ſeine Schrift De Contemptu mundi, Dial. III. Als daſelbſt das Geſpräch zwiſchen ihm und dem heil. Kirchenvater auf die Antipoden fällt, verweiſ't ihn Auguſtin auf ſeine Schrift De Civitate Dei, (Lib. XVI. Cap. 9.) wo ihr Daſeyn geläugnet wird. Lactantius ging noch weiter, er ſagt in ſeinen Institut. divin., daß die Antipoden nichts weiter als ein ſchlechter Spaß der Philoſophen ſind; und giebt ſich Mühe zu beweiſen, daß das Gewölbe des Himmels ſich unmöglich unter die damals bekannte Erde erſtrecken könne, und daß die Sonne von da aus Abend gegen Morgen wiederkehre. Ein von dieſen beiden ſehr verſchieden denkender Mann, der Epikuräer Lucrez, hatte früher daſſelbe behauptet; nach ihm iſt nichts lächerlicher, als die Antipoden und der Mittelpunkt der Schwere; nur Narren, ſagt er, können ſolche Albernheiten glauben.

Ich weiß nicht, ob Petrarka auch das Anſehen des heil. Bonifaz, Erzbiſchofs von Mainz, achtete, welcher im VIII. Jahrhunderte den Virgilius, damaligen Abt des Kloſters zu St. Peter in Salzburg, derſelben Meinung beſchuldigte, und ihn als einen Ketzer beim Pavſt Zacharias verklagte.

Aber Petrara läßt wenigſtens durch ſein forse die Frage unentſchieden:

Nella stagion, che 'l ciel rapido inchina
Verso Occidente, e che 'l dì nostro vola
A gente che di là forse l'aspetta.

Canz. V.

Zur Zeit, wann ſchnell der Himmel niedergleitet
Nach Weſten und der Tag zu Menſchen fliehet,
Die dort vielleicht erwarten ſeine Helle.

Dieſen Zweifel, si qui sunt, wiederholt er in Anſehung der Antipoden auch anderswo (Ep. var. 41.). Vellutello behauptet ganz richtig, daß in obigen Verſen durch das forse das Daſeyn der ſüdlichen Halbkugel der Erde nicht in Zweifel geſetzt werde, ſondern bloß ob ſie bewohnt ſei, oder nicht. Denn der Dichter erkennt übrigens die beiden Kugelhälften der Erde, die Dante ſchon angenommen hatte, gleichfalls an:

Quel ch' infinita provvidenza ed arte
Mostrò nel suo mirabil magistero;
Che criò questo, e quell' altro emispero.
Son. IV.

Der ew'ge Vorſicht einſt und Kunſt entfaltet
In ſeines Wunderbaues lichter Hehre,
Der dieſe ſchuf und jene Hemiſphäre.

(Doch haben auch einige unter dieſen beiden Hemiſphären Erde und Himmel verſtehen wollen.) An einer andern Stelle nimmt er auch die ſüdliche Halbkugel als bewohnt an:

Quando la sera caccia il chiaro giorno,
E le tenebre nostre altrui fann' alba.
Sest. I.

Und wenn der Abend folgt dem lichten Tage
Und unſre Nacht an Andre giebt den Morgen.

ſo auch in ſeinem Gedichte Afrika:

Pronus ad oceanum, cupiens narrare profundis
Antipodum populis, nostro quae viderat orbe,
Sol rapidos stimulabat equos.
Afr. Lib. XIII. im Anf.

Zum Ocean abwärts, in Begier zu erzählen dem tiefen
Gegenfüßlergeſchlecht, was er ſah auf unſerem Erdkreis,
Stachelte Sol ſein flüchtig Geſpann.

ſtatt deſſen Dante dort nur einen ungeheuern Ocean annimmt, und eine einzige Inſel in demſelben, welche mit den Seelen des Fegefeuers bevölkert iſt.

Wir haben dieſen letzten Dichter als einen großen Gelehrten und gründlichen Kenner der ſcholaſtiſchen Philoſophie kennen gelernt. Petrarca liebte dieſe Philoſophie nicht; er haßte die Dialectik und die Dialectiker, und zog ihren eitlen Spitzfindigkeiten moraliſche und practiſche Unterſuchungen vor. Seine Poeſie hat dadurch den Vorzug, daß ſie weit weniger durch Wiſſenſchaft entſtellt iſt, als die ſeines Vorgängers.

In ſeinen moraliſchen Abhandlungen, die in lateiniſcher Proſe geſchrieben ſind, zeigt er ein geſundes und aufgeklärtes Urtheil überall, wo ſeine herrſchende Leidenſchaft, oder eine abergläubiſche und ängſtliche Frömmigkeit ihn nicht auf Abwege verleiten.

Zu ſeiner Ehre müſſen wir auch bemerken, daß Petrarca, weit entfernt von der Aſtrologie angeſteckt zu ſeyn, wie es Dante war, vielmehr Verachtung gegen dieſelbe zeigt, ſie der Religion, der Philoſophie und der Vernunft ſelbſt widerſprechend findet, und die Aſtrologen für Scharlatane und Mondſüchtige hält. Er erklärte dieſes einſt in Gegenwart des Mailändiſchen Hofaſtrologen, welcher ihm erwiederte, er denke im Grunde eben ſo, habe aber Weib und Kinder. Wenn alſo Petrarca zuweilen vom Einfluſſe der Geſtirne ſpricht, ſo thut er es bloß als Dichter; z. B.

Lo mio fermo desir vien dalle stelle.
Sest. I.

Mein bleibend Sehnen gaben mir die Sterne.

(vergl. mit Canz. XXV), und auch als ſolcher ſpricht er nur bedingungsweiſe, oder in zweideutigen Ausdrücken davon; z. B.

Fera stella (se 'l cielo ha forza in noi,
Quant' alcun crede) fu, sotto ch' io nacqui.
Son. CXLI.

In ſtrengem Stern ward (wenn, wie Mancher denket,
Der Himmel uns beherrſcht), ich einſt geboren.

Er ſpottet laut über das große Stufenjahr, und zwar gerade zur Zeit, wo er in daſſelbe trat. Er konnte nicht begreifen, was für eine beſondere Urſache des Todes darin liegen könne, daß ſieben mal neun dreiundſechzig machen.

Eben ſo wenig hielt er von der Goldmacherei, und von der Medicin dachte er nicht ſehr günſtig. In einem Briefe an Clemens VI. ſagt er demſelben, daß viele Aerzte der Geſundheit nachtheilig ſind, und räth ihm, die ſeinigen alle zu verabſchieden, oder wenigſtens nur einen zu behalten. Den bald nachher erfolgten Tod des Papſtes ſchrieb er der Schwäche deſſelben zu, ihm nicht Gehör gegeben zu haben.

Die ſpeculative Philoſophie, welche Petrarca trieb, und von der ſeine Schriften, und vornehmlich ſeine Gedichte das Gepräge an ſich tragen, war die Platoniſche. Plato, den der Mönch Barlaam ihm erklärte, war in ſeinen Augen der König der Philoſophen; er ſetzte denſelben weit über den Ariſtoteles, weil er ihn in weit höheren Spähren, und der Gottheit näher zu ſchweben ſchien. Ja er ging damit um, eine Abhandlung zu ſchreiben, worin er die Lehren des Plato mit denen des Chriſtenthums in Einſtimmung bringen wollte, und von der er ſich einen glänzenden Sieg verſprach (Son. XXXII). Aber wahrſcheinlich ward er, wie ſo viele andere vom falſchen Scheine getäuſcht, und ein bloß oberflächliches Studium wird ihn den Abſtand zwiſchen den Träumen des Plato, und den Wahrheiten des Evangeliums nicht haben bemerken laſſen.

Plato war von jeher für die Dichter beſonders anziehend. Aber das darf uns nicht Wunder nehmen. Er iſt ſelbſt eben ſo ſehr, und mehr noch, Dichter als Philoſoph. Das griechiſche Alterthum hat keinen zierlicheren Schriftſteller, die Attiſche Süßigkeit iſt über alle ſeine Lehren ergoſſen, er hat ſeine ganze Philoſophie durch ſeinen blumigen Styl, und durch den glänzenden Schwung ſeiner dichteriſchen Einbildungskraft verſchönert. Eine ſolche Philoſophie paßte ſich ganz beſonders für Petrarca. Die verfeinerten Begriffe des Plato von der Liebe kamen ihm nicht allein in ſeinem Verhältniſſe zu Lauren, ſondern auch in ſeinem Verhältniſſe zur Welt, zu Gott, und zu ſeinem eigenen Gewiſſen trefflich zu Statten. Sie war ſeine Tröſtung und ſeine Rechtfertigung, ſie beſänftigte die Unruhe ſeines Gewiſſens, und gattete ſich mit ſeinen religiöſen Gefühlen.

Die Theorie der Liebe, welche von dem Atheniſchen Philoſophen ihren Namen erhalten hat, iſt ausführlich erörtert im Sympoſion, einer von den Schriften Plato's, die am wenigſten Dialectik, und am meiſten Poeſien enthalten. Man kann ſie als ein erzähltes Drama betrachten, und von der Art der Socraticae cartae, von denen Horaz in ſeiner Epiſtel an die Piſonen ſpricht. Jede der ſprechenden Perſonen trägt darin ihre Theorie vor; und nachdem alle ſich über dieſen intereſſanten Stoff erſchöpft haben, trägt auch Plato, durch den Mund des Sokrates, die ſeinige vor. Ihr Weſentliches beſteht in Folgendem:

Anfangs hängt unſere Seele ſich an die einzelne Schönheit, welche in der menſchlichen Geſtalt erſcheint, wann dieſes Meiſterwerk der Natur in ſeiner erſten Blüthe, geziert mit den Grazien der lachenden Jugend ſich unſern Blicken darſtellt; dieß iſt der Anfang und der unterſte Grad der Liebe. Der zweite Grad, der ſich aus dem erſten erzeugt, hat die körperliche Schönheit überhaupt zum Gegenſtande. Der dritte Grad erhebt uns zur Schönheit des Geiſtes, jener höheren vernünftigen Kraft, welche unſern Leib beſeelt; dann zu den edelſten Wirkungen derſelben, zur Schönheit der Künſte, der Geſetzgebungen, der bürgerlichen und öffentlichen Einrichtungen; dann zu den Wiſſenſchaften, die uns ein Meer von Schönheiten darbieten. Endlich wann der Philoſoph die Höhe der Stufenleiter erreicht hat, zu der alle ſeine Wünſche ſtreben, und wo ſie endigen, ſo heftet er ſeinen Geiſt nur auf eine einzige, auf die große Wiſſenſchaft, auf die Betrachtung des weſentlichen, in ſich ſelbſt begründeten Schönen, das weder geboren wird noch ſtirbt, das ſich weder vermehrt noch vermindert, das ſich nie verändert, und ewig unwandelbar daſſelbe bleibt. Die Betrachtung und Liebe dieſes großen Urbildes, die durch kein ſinnliches Bild, durch keine niedere irdiſche Neigung gefeſſelt ſind, führen uns zu der reinen Quelle unſeres Urſprungs. Dort vereinigen ſich in einen Punkt Zufriedenheit, Ruhe, Ruhm, Glückſeligkeit, dort iſt das wahre Leben des Menſchen.

Dieſe unausſprechliche, dem Auge der Sterblichen unſichtbare Schönheit hatte unſere Seele ſchon in einem vorhergehenden Zuſtande geſehen. Aber nachdem ſie, mit dem Körper vereinigt, in den Koth der Materie verſenkt, ein Leben voll von Laſtern, Unruhen und Verirrungen durchwandeln muß, iſt ihr kaum eine ſchwache Erinnerung davon geblieben; ſie ſieht dieſelbe nur wie durch einen Nebel, oder wie in einer Traumerſcheinung. Indem ſie ſich von dem Himmel, ihrem urſprünglichen Vaterlande, entfernt hat, iſt ihr Glanz allmählig erblichen, ihre erſte Blüthe hingewelkt. Es hat damit eine ähliche Bewandtniß, wie mit einem Fluſſe, deſſen Waſſer an ſeiner Mündung noch ſüß iſt; aber wie es ſich weiter ins Meer ergießt, das durch Fluth, Winde und Ungewitter bewegt wird, vermiſcht es ſich immer mehr mit den Wellen deſſelben, und nimmt ihre ſalzige bittere Beſchaffenheit an. Nur der Schiffer, der den Fluß gekannt, und die örtliche Erinnerung deſſelben in ſich bewahrt hat, kann denſelben wieder hinauffahren.

Eben ſo können auch nur die vernünftigen, durch den Strahl der Philoſophie geläuterten Geiſter ſich wieder durch die Spuren, welche dem vollkommenſten Werke der Schöpfung, einem ſchönen Leibe, in dem eine ſchöne Seele wohnt, davon aufgedrückt ſind, zum Urſchönen emporſchwingen; und dieß erregt in ihnen gleiche Liebe und gleiche Freude. Dieſe Stelle, welche aus dem Maximus Tyrius entlehnt iſt, giebt einen guten Commentar zu der vorhergehenden Stelle des Plato.

Man begreift leicht, wie Ideen dieſer Art der verliebten Einbildungskraft und ſelbſt dem Verſtande Petrarca's, der unaufhörlich in den Irrgewinden dieſer Einbildungskraft umherirrte; gefallen mußten. Auch ſehen wir, wie er, von dieſer lieblichen Philoſophie begeiſtert, die platoniſche Stufenleiter von ſeiner Laura bis in den Himmel hinaufführt:

— — — — I veggio
Nel mover de' vostri occhj un dolce lume,
Che mi mostra la via, che al ciel conduce.
Canz. IX.

Euch, edle Herrin, flimmert
Im Aug' ein Licht, holdſelig zu gewahren,
Das mir den Weg hinan zum Himmel kläret.

Ich weiß nicht, wie viele Stufen er auf dieſer Leiter erſtiegen hat; vielleicht hat er ſich in ſeinen einſamen Speculationen ziemlich hoch hinaufgewagt und iſt der überſinnlichen Schönheit nahe geweſen. Aber ich möchte nicht verbürgen, daß er in dieſer geiſtigen Erhebung nicht öfter durch ſinnliche, mächtiger wirkende Reize zurückgehalten, ja wieder herabgezogen worden. Ein Blick von Lauren war vielleicht hinreichend, ihn von der höchſten Staffel wieder auf die unterſte hinabzuwerfen, und ich vermuthe faſt, daß ihr verſchiedenes Betragen gegen ihn von einem Tage zum andern auf ſein Hinauf- oder Herabſteigen großen Einfluß hatte.

Wie dem auch ſeyn mag, ſeine Speculationen waren für ihn ſehr heilſam. Sie rechtfertigten, läuterten ſeine Liebe in ſeinen eigenen Augen und verwandelten ſie in eine löbliche Neigung. Lauren lieben, war für ihn eine Stufe, um ſich zur Liebe des höchſten Gutes und der höchſten Schönheit zu erheben:

Da lei ti vien l'amoroso pensiero,
|u Che mentre 'l segni, al sommo ben t'invia,
Poco prezzando quel, ch' ogni uom desia:
Da lei vien l'amorosa leggiadria,
Che al ciel ti scorge per destro sentiero,
Sì ch' io vo già della speranza altero.
Son. XII.

Von ihr iſt kommen dir ein Liebesregen,
Das, folgſt du ihm, zum höchſten Gut dich leitet,
Verſchmähend, was die Andern alle mögen;
Von ihr iſt kommen muthiges Bewegen,
So graden Pfad zum Himmel dir bereitet;
Drum zieh' ich ſtolz, weil Hoffnung mich begleitet.

Und ſelbſt, ehe er dahin gelangte, liebte er in ihr ſchon die Tugend und Vollkommenheit. Denn, in der Sprache der platoniſchen Schule zu reden, die ſittliche Schönheit dringt und leuchtet durch die Schönheit des Körpers hervor; oder vielmehr dieſe letztere iſt nur die Blume, welche eine köſtliche Frucht verſpricht; ſie iſt nur das Vorſpiel einer weſentlichen und größeren Schönheit; oder wie die Dämmerung der Frühe, welche die Gipfel der Berge vergoldet dem Auge, das die Sonne erwartet, ein prachtvolles Schauſpiel gewährt; ſo ſind auch dieſe Blüthe der Jugend, dieſe friſchen Farben, welche auf der Oberfläche des Körpers ſchimmern, gleich der Morgenröthe, gleich den Strahlen, welche das Licht des Geiſtes verkünden, und deßhalb der Seele des Philoſophen ein noch hinreißenderes Schauſpiel gewähren.

Petrarca hatte überdieß noch die Muſter der provenzaliſchen Dichter, ihre ſpitzfindigen Unterſuchungen, ihre Gerichtshöfe der Liebe, wo über dieſe Unterſuchungen geſtritten wurde, ihre dem Boethius und Prudentius abgeborgten Allegorien, mit einem Worte ihre ganze Rüſtkammer der Liebe.

Dieſer Geſichtspunkt, aus welchem er Lauren unabläſſig betrachtete, vereinigte ſich in ihm mit ſeiner claſſiſchen Gelehrſamkeit, und mit ſeinem Geſchmacke an den Denkmälern des Alterthums, den ſein Freund Rienzo in Rom wieder geweckt hatte. Er malt ſie mit denſelben Zügen, mit welchen die alten Dichter ihre Götter, Göttinnen und Nymphen malen, und die Bildwerke des großen Styls der griechiſchen Künſtler ſie dem Kenner darſtellen. Er erblickte im Apollo, in der Diana, in der Venus Anadyomene, dieſen ewigen Frühling, dieſes himmliſche Lächeln, mit einem Worte dieſe Strahlen der Gottheit, welche, dem Marmor entſtrömend, wie ein leichter Duft ihn umſchweben.

Endlich fand auch Petrarca in dieſer platoniſchen Liebe Nahrung für ſeine Frömmigkeit. Sie leitet vom Geſchöpf zum Schöpfer hinauf; und in ihrem höchſten Grade, wo ſie ganz contemplativ wird, hat ſie große Aehnlichkeit mit der reinen Liebe der Myſtiker. Auch ſehen wir in ſeinem Canzoniere ſeine Leidenſchaften für Lauren, dieſe vergeiſtigte Liebe und die Philoſophie, aus der ſie entſprungen iſt, auf tauſenderlei Weiſe mit ſeiner Frömmigkeit gemiſcht und verſchmolzen.

Das weſentliche Schöne des Plato iſt, aufs höchſte geläutert, nichts als eine abgezogene Idee, die durch einen allgemeinen Ausdruck bezeichnet wird, um ein Höchſtes der Gattung anzudeuten, das die untergeordneten Gattungen mit ihren verſchiedenen Arten nnd Einzelweſen unter ſich begreift, denen allen die Benennung des Schönen beigelegt wird. Dieſe Wirkung des Geiſtes dient, das Urtheil und den Verſtand zu leiten, und ihnen klare und deutliche Ideen zur Grundlage zu geben. Daß aber dieſe bis aufs höchſte getriebene Verallgemeinerung, oder was daſſelbe iſt, der höchſte überſinnliche Grad des Schönen ein Gegenſtand unſerer Liebe, unſerer Entzückung und Beſeligung werden könne, das iſt etwas ſchwer zu begreifen.

Ein Glück, daß Petrarca ſich nicht bis zu dieſer Höhe zu erheben vermochte. Wäre es ihm gelungen, ſeinen Blick und ſeine Neigung auf dieſe höchſte Schönheit, auf das *Καλόν* ſchlechthin, zu heften, ſo war er nicht mehr Laura's Liebhaber, ſo liebte er ein bloßes Vernunftweſen, eine allgemeine Idee, die in der Poeſie unnütz iſt, ja alle Poeſie zerſtört. Wo im Gegentheile ſeine vergeblichen Verſuche, dieſe Höhe zu erklimmen, ſein Auf- und Niederſteigen auf der großen Leiter, ſeine Unterſuchung der verſchiedenen Claſſen des Schönen, und ihre Vergleichung mit der Schönheit Laura's auf die er immer wieder zurückkommt, jene feine, zärtliche Empfindſamkeit, jenen unausſprechlichen Reiz über ſeine Poeſien verbreiten, in welchen der Charakter derſelben beſteht. Wir haben davon bereits Beiſpiele zur Genüge angeführt, ſo daß es unnöthig iſt, ſie hier zu wiederholen.

Doch müſſen wir hier noch bemerken, daß wir, indem wir hier die Dinge auf ihren wahren Werth zurückführen, nicht die Lehre des Plato mit begreifen, welche etwas ganz anderes, und in ganz anderer Hinſicht irrig iſt.

Dieſem Philoſophen zufolge haben nur die allgemeinen Dinge ein wahres, wirkliches Daſeyn; ja es ſind die einzigen Dinge, denen der Name Subſtanz oder Weſen eigentlich zukommt, die einzigen wahren, bleibenden Weſen, während die Körper, ſo wie alles, was auf Erden in die Sinne fällt, nur Schatten ſind und ein ungewiſſes flüchtiges Daſeyn haben. Er nahm die Gattungen und Arten mit ihren Eintheilungen und Unterabtheilungen für eben ſo viele Weſenheiten, die im Reiche der Ideen ein großes Gemeinweſen bilden, für die erſten Urbilder und Modelle, nach welchen alle die Scheinweſen, welche unſeren Sinnen und unſerer Einbildungskraft ſich darſtellen, geformt ſind.

Man hat nachher dieſe Theorie berichtigt und die Welt der Ideen in den göttlichen Verſtand verlegt, der in der That das Reich des Möglichen umfaßt. Aber trotz aller Mühe, die ſich die Alexandriniſchen Neu-Platoniker nebſt andern neueren Philoſophen gegeben haben, um dem Plato einen ſo vernünftigen Gedanken zuzueignen, ſo iſt doch nichts weniger als erwieſen, daß ihm derſelbe wirklich zugehöre. Ja er drückt ſich oft auf eine entgegengeſetzte Weiſe aus. In klaren und beſtimmten Ausdrücken legt er ſeinen Ideen eine eigene, nothwendige, gleich der Gottheit ewige Weſenheit bei, von welcher der Demiurgos, oder ſchaffende Weltgeiſt, das erſte Muſter ſeiner Schöpfung genommen haben ſoll. Er dachte ſich Gott als dieſe Ideen außer ſich ſehend, er ließ ſie für ſich von jedem Geiſte unabhängig beſtehen, und glaubte irrig, daß dieſe Ideen Daſeyn haben könnten, ohne Ideen oder Vorſtellungen irgend eines Weſens zu ſeyn.

So abgeſchmackt dieſe Meinung aber auch ſeyn mag, ſo war ſie doch, eben durch dieſe Abgeſchmacktheit, für die Poeſie brauchbar. Indem man den Ideen Weſenheit beilegte, gab man ihnen gewiſſermaßen einen Körper, und machte ſie der ſinnlichen Erſcheinung fähig; und Petrarca ermangelte nicht, ſie aus dieſem Geſichtspunkte zu betrachten. Auch Gravina ſagt deßhalb von ihm, daß er ihm die Gedanken des Geiſtes plaſtiſch zu bilden, und die unkörperliche Natur unſern Augen ſichtbar zu machen wiſſe.

In einem ſeiner ſchönſten Sonette fragt er, in welcher Gegend des Himmels die Idee zu finden ſei, nach welcher die Natur die reizenden Formen Laura's gebildet habe:

In qual parte del ciel, in quale idea
Era l'esempio, onde Natura tolse
Quel bel viso leggiadro, in ch' ella volse
Mostrar quaggiù, quanto lassù potea.
Son. CXXVI.

In welchem Himmelsraum, welchen Ideen
Fand die Natur das Muſter, zu bereiten
So ſchönes Bild, worin ſie wollt' andeuten
Hier unten, was ſie könne in den Höhen?

Hier ſieht man deutlich die weſenhaften Ideen in einer Gegend des Himmels aufbewahrt, wo die ſchaffende Natur ihre Werke bildet. Indem Petrarca dieſe Idee, als außer dem göttlichen Verſtande befindlich, annahm, ward die ſeinige dadurch maleriſch und poetiſch; hätte er ſie in dem einfachen Willensact dieſes Verſtandes beruhen laſſen, ſo wäre dieß ſchöne Bild ganz verloren gegangen.

Das Uebrige dieſes Sonetts ſtimmt zu dem obigen Anfange deſſelben, und dieſe Idee bleibt mitten durch die poetiſche Unordnung herrſchend. Welche Nymphe, ſagt er, welche Dryade ließ je mit ſo viel Anmuth ſo weiches goldnes Haar im Winde wallen?

Qual Ninfa in fonti, in boschi mai qual Dea
Chiome d'oro sì fino all' aura sciolse?

Hat Nymphen wer im Bach, im Wald geſehen
Göttinnen Haar ſo lautern Goldes breiten?

Die nach ſterblichen Schönheiten gebildeten Nymphen und Göttinnen der Dichter und Künſtler ſind nur Nachbilder von Nachbildern, alſo nichts gegen Lauren, zu der das Vorbild unmittelbar aus dem Himmel genommen worden. Deſſelben Urſprungs ſind auch ihre Tugenden, denen gleichfalls auf Erden nichts vergleichbar iſt:

Quand' un cor tante in se virtuti accolse?

Wann hatt' ein Herz ſo viel der Trefflichkeiten?

Mit einem Worte, um von göttlichen Reizen und überirdiſcher Schönheit einen Begriff zu haben, muß man Lauren ſehen. Hier verliert ſich der Dichter im Taumel ſeiner Begeiſterung: Nie werdet ihr erfahren, wie Amor verwundet und heilt, wenn ihr nicht die Lieblichkeit ihrer Seufzer, ihrer Worte, ihres Lächelns empfunden habt:

Per divina beltà indarno mira,
Chi gli occhj di costei giammai non vide,
Come soavemente ella gli gira;
Non sa come Amor sana, e come ancide,
Chi non sa, come dolce ella sospira,
E come dolce parla, e dolce ride.

Nach Himmelsſchönheit blickt umſonſt im Kreiſe,
Wem nimmermehr ihr Auge noch getaget,
Wie ſie es kreiſen läßt ſo holder Weiſe.
Nicht weiß, wie Amor heilet, wie er tödtet,
Wer es nicht weiß, wie ſüß ſie ſeufzt und klaget,
Wie ſüß ſie lächelt und wie ſüß ſie redet.

An einem andern Orte ſagt er, daß, wenn es in den höheren Gegenden unter den Gegenſtänden, von welchen der König des Himmels uns hienieden zuweilen einige Proben zeigt, noch andere eben ſo vollkommene, wie Laurens Perſon giebt, ſo würde er ein heftiges Verlangen haben, dieſen irdiſchen Kerker zu zerſprengen, um ſich zur Bewunderung jener unſterblichen Schönheiten zu erheben (Canz. IX). Auch dieſes läßt ſich nur von jenen weſenhaften Ideen, jenen himmliſchen Urbildern verſtehen, nach welchen alle Dinge hienieden geformt ſind.

Endlich mußte auch der Maler Simon Memmi ins Paradies der Ideen hinaufgeſtiegen ſeyn, um Lauren daſelbſt zu malen, deren Geſichtsbildung er nicht in ſolcher Vollkommenheit hier auf der Erde hätte treffen können, wo die Sinne uns die durch einen materiellen Schleier halb verhüllten Gegenſtände entſtellen. Auch gelang es ihm nicht mehr, ihr Bildniß zu wiederholen, nachdem er auf die Erde zurückgekehrt war, aufs neue Hitze und Froſt der Jahreszeiten empfunden hatte, und ſeine Augen wieder von ſterblichen und vergänglichen Dingen umgeben waren:

Ma certo il mio Simon fu in Paradiso,
Onde questa gentil Donna si parte:
Ivi la vide, e la ritrasse in carte
Per far ſede quaggiù del suo bel viso.
L'opra fu ben di quelle, che nel cielo
Si ponno immaginar, non qui fra noi,
Ove le membra fanno all' alma velo;
Cortesia ſe': nè la potea far poi
Che fu disceso a provar caldo e gielo,
E del mortal sentiron gli occhj suoi.
Son. LVII.

Mein Simon aber war in Himmelshöhen,
Von wo die hohe Donna hergekommen;
Da hat er ihre Züge aufgenommen,
Daß wir hier unten auch ihr Antlitz ſähen.
Was denen recht, ſo fähig, zu erſtreben
Das Himmliſche; nicht ſo, wo Erdenglieder
Mit ihrem Schleier rings die Seel' umfahen.
Was er da gab, nicht konnt' er mehr es geben,
Als er empfunden Kält' und Wärme wieder,
Und ſeine Augen Sterbliches nur ſahen.

Man erkennt hier den Phidias der Anthologie wieder, zu dem der Olympiſche Jupiter herab-, oder jener zu dieſem in den Olymp hinaufgeſtiegen iſt, um dort ſein Standbild zu formen. Aber das war Jupiter in Perſon, ſtatt daß Laura noch lebte, und der Künſtler nur ihr Urbild im Himmel finden konnte.

Auf gleiche Weiſe würde ich noch mehrere Stellen erklären, wo Laura als ein übermenſchlicher Geiſt, als eine vom Himmel herabgeſandte Göttin dargeſtellt iſt: d. h. daß ihre Geſtalt und der Charakter ihrer Seele den Menſchen nach einem der vollkommenſten Muſter, die ſich in der großen Vorrathskammer der himmliſchen Modelle fanden, dargeſtellt und gezeigt worden.

Bisher haben wir alſo geſehen, wie Petrarca ſeine Liebe und ſeine Verſe durch die Philoſophie des Plato verſchönte, und ſich dabei in gehörigen Schranken hielt, die er nicht füglich überſchreiten konnte, ohne jene zu entſtellen. Mit Unrecht wirft man ihm vor, daß er beide nicht genug vergeiſtigt habe. Er hat dieß in gehörigem Maße gethan, und hat ſich mit lobenswerther Mäßigung nicht weiter gewagt, als bis dahin, wo die intellectuellen Gegenſtände noch nicht den Sinnen und der Einbildungskraft entfliehen. Der Liebhaber ſowohl als der Dichter wären geſcheitert, wenn ſie die Gränze überſchritten hätten, welches, wie wir weiterhin ſehen werden, bei einigen Gelegenheiten wirklich geſchehen iſt.

Eine Lehre Plato's, der Petrarca ſich auch bedient hat, iſt die des früheren Daſeyns der menſchlichen Seelen auf den Sternen, von wo ſie, jede zur beſtimmten Zeit, herabkommen und in irdiſchen Leibern wohnen. Jede Seele iſt dem Sterne gemäß, von dem ſie herabkommt. Laura's Seele iſt von dem der Venus herabgeſtiegen, der ſie an Schönheit gleicht; und nach ihrem Tode iſt ſie dahin zurückgekehrt, wie ein Reiſender nach vollendetem Laufe in ſein Vaterland zurückkehrt:

Anzi tempo per me nel suo paese
E ritornata, ed alla par sua stella.
Son. CCXLVIII.

(Sie) Mußte zu früh für mich zum Vaterlande,
Empor zu ihrem gleichen Sterne wallen.

Ivi fra lor, che 'l terzo cerchio serra,
La rividi più bella, e meno altera.
Son. CCLXI.

Da ſah ich ſie vom dritten Kreis umwunden,
Noch ſchöner und mit minder ſtolzer Weiſe.

Aber bei Laura's Lebzeit, und während einer Krankheit, die ihrem Leben Gefahr drohete, wußte er nicht, wohin ſie, im Todesfall, eigentlich gehen würde, und hat allerlei mögliche Vermuthungen darüber, aber alle zu Laura's Vortheil. Erhebt ſie ſich über die Sterne zum Feuerhimmel, ſo wird ſie dort den ihren Tugenden gebührenden Platz einnehmen. Geht ſie zur Sonne ein, ſo wird ſie dieſelbe durch ihren höhern Glanz verdunkeln: alle Seelen, die in der Sonne wohnen, werden den Blick zu ihr wenden. Begnügt ſie ſich mit einem der drei niederen Planeten, ſo wird ſie gleichfalls den Glanz derſelben verdunkeln. Der ungeſtüme Himmel des Mars iſt nicht für Lauren. Aber wenn ſie höher ſteigt, ſei es in den Jupiter, oder in den Saturn, oder in den Himmel der Firſterne, ſo werden alle dieſe Geſtirne ebenfalls vor den Strahlen ihres Glanzes dahin ſchwinden (Son. XXI).

Wir haben ſchon von dem Widerſpruche dieſer Phantaſien mit den Lehren der Religion geſprocken. Aber dieß letzte Sonett wird ohne Zweifel jedem durch ſeine Kälte auffallen, um ſo mehr, da es von einem ſo leidenſchaftlichen Liebhaber iſt, der eben auf dem Punkte ſteht, das einzige Gut, das die Erde für ihn hat, zu verlieren. Wir können es als das erſte Beiſpiel des Mißbrauches der Wiſſenſchaft und der platoniſchen Philoſophie, anſehen, zu dem ſich der Dichter verleiten laſſen. Aber es iſt nicht das einzige.

Jene Wanderung der Seelen von einem Orte zum andern, welche dieſelbe Philoſophie auch noch in anderer Hinſicht lehrt, begeiſtert ihn zu wer weiß wie vielen geſchrobenen Gedanken, zu concetti und falſchen Feinheiten, die ſich auf einer Nadelſpitze drehen.

Daher jene Verwandelungen des Liebenden in die geliebte Perſon, folglich Petrarca's in Lauren:

— — — E so in qual guisa
L'amante nell' amato si trasforma.
Trionfo d'Amore, Cap. III vergl. mit
Son. XLII und Canz. X, St. 2.

— — — und in welcher Weiſe
Der Liebende geliebtes Weſen werde.

daher jenes ſchöne Vorrecht der Seele, getrennt von ihrem Körper zu leben, in der Vorausſetzung, daß ſie in dem Gegenſtande ihrer Gedanken lebe. Sobald Laura's ſchöne Augen, des Dichters ſchickſelige Geſtirne:

Le mie fatali stelle
Son. XV.
Meine Schickſalsſterne

ſich von ihm wenden, erſtarren ihm Blut und Lebensgeiſter, und ſeine Seele verläßt ſeinen Körper, um Lauren zu folgen. An einem andern Orte, wo er zu ſeinem Herzen oder zu ſeiner Seele ſpricht, wird er plötzlich gewahr, daß er ſie nicht mehr beſitzt, da ſie ihren Sitz in Laurens Augen genommen haben. Aber noch ſonderbarer iſt, daß dieß Herz oder dieſe Seele großes Mitleiden mit ihm haben, und ihn bedauern, daß er nicht mit ihnen auf dem grünen Hügel ſich befindet, wo in dem Augenblicke Laura ſitzt (Son. CCIV u. CCV). Man muß geſtehen, daß das ein gewaltiger Wirrwarr iſt.

Aber es kommt noch ärger. Wann ſeine Seele ſeinen Körper verlaſſen hat, und Laura ſie nicht in ſich aufnehmen will, wo bleibt ſie dann? Weder in ihm noch in Lauren lebend, unvermögend, dahin zurückzukehren, woher ſie gekommen, und unfähig, irgend ſonſt wo zu leben, bleibt ihr nichts übrig, als nicht länger zu leben. Das heißt mit einem metaphyſiſchen Galimatias ſagen: ich ſterbe, wenn du mich nicht wieder liebſt (Son. XIX).

Zwei Liebende erbleichen in wechſelſeitiger Gegenwart. Dieſe eben nicht ſeltene Erſcheinung giebt dem Petrarca Veranlaſſung zu einem ſo ſpitzſindigen Sonett, daß man kaum nach wiederholtem Leſen den Sinn deſſelben erräth.

Wann das Bild der Geliebten durch die Augen ins Herz des Liebenden dringt, ſo beſchäftigt es alle Vermögen deſſelben; die Lebensverrichtungen ſtocken, die Seele verläßt ihn und ſein Geſicht erblaſſet. Aber dieſe Seele bleibt nicht müßig, ſie nimmt Schadloshaltung und geht in den geliebten Gegenſtand hinüber. Nachdem ſie in demſelben Aufnahme gefunden, zwei Seelen aber nicht einen und denſelben Körper bewohnen können, verläßt auch die Seele der Geliebten den ihrigen, um die leere Stelle der andern in dem Körper des Liebenden einzunehmen; und dieß macht auch die Geliebte erblaſſen. So ſterben die beiden Liebenden jeder in ſich, und erleben aufs neue einer in dem andern (Son. LXXIII).

Das dieſem vorhergehende Sonett lehrt uns, daß jenes gedichtet worden, als der Dichter, von Lauren entfernt, eben einiger Erholung von ſeiner Leidenſchaft genoß. Aber überhaupt muß man doch bekennen, daß dieſe Seelen, welche zu den Augen hinausfahren, bald unterwegs bleiben, bald einander jagen, oder ihre Körper vertauſchen, mit einem Worte, daß dieſe ganze erotiſche Philoſophie eben kein vortheilhaftes Zeugniß für den Einfluß der Wiſſenſchaft auf das Gebiet der Poeſie giebt.

Ich möchte ſogar behaupten, daß mehrere der ſchönſten Gedichte Petrarca's durch die zu große Feinheit, die er hineinlegen wollen, verunziert ſind. Er zergliedert ſeine Ideen ſo ſehr, und ſpinnt ſie zu einem ſo zarten Faden aus, daß ſie uns am Ende gar entwiſchen, nachdem wir unſere Aufmerkſamkeit durch vergebliche Anſtrengung ermüdet haben. Selbſt die bewunderungswürdigen Canzoni auf Laura's Augen, ſind von dieſen Fehlern nicht ganz frei. Iſt es nicht eine übertriebene Spitzfindigkeit, wenn er ſagt, das einzige Glück, das dieſen Augen fehle, ſei, daß ſie ſich ſelbſt nicht ſehen können, daß ſie aber dieſen Mangel durch einen Blick auf den Dichter erſetzen können, durch den ſie zur Einſicht ihres ganzen Werthes gelangen werden:

Luci beate e liete,
Se non che 'l veder voi stesse è tolto:
Ma quante volte a me vi rivolgete,
Conoscete in altrui quel che voi siete.
Canz. VIII.

Euch frohen, ſel'gen Sternen,
Noch ſel'ger, ſähet ihr das eigne Prangen.
Doch kehrt ihr euch zu mir aus euren Fernen,
Könnt, was ihr ſeid, an Anderen ihr lernen.

(Es iſt zu bemerken, daß dieſe Verſe dem Cino von Piſtoja abgeborgt ſind.) Laura kannte ihre Augen ſehr wohl, und wußte ihren Werth zu ſchätzen; ſie hatte Spiegel, die ſie gern berathfragte, und die, wie Petrarca's eigene Klagen darüber uns lehren, ihre Eigenliebe übermäßig verſtärkten (Son. XXXVII u. XXXVIII).

Wenn der hier angeführte Gedanke durch zu viele Spitzfindigkeit ſchielend geworden iſt, ſo iſt er doch wenigſtens verſtändlich. Aber dieſelbe Canzone enthält noch einen andern Gedanken, der vor zu vieler Gelehrſamkeit ſchielend und dunkel zugleich iſt. Nachdem er geſagt hat, daß ſeine Sorgen und Qualen vor Laura's Anblick entweichen, aber wieder zurückkehren wie ſie ſich entfernt, fügt er hinzu, daß jedoch ſein Gedächtniß, noch ganz voll von ihr, ihnen den Eingang verwehrt, dergeſtalt daß ſie nicht bis zu den letzten Theilen dringen können:

Ma perchè la memoria innamorata
Chiude lor poi l'entrata,
Di là non vanno dalle parti estreme.

Weil aber das Gedächtniß liebernähret
Den Eingang ihnen wehret,
Sie nie bis zu den letzten Theilen dringen.

zu welchen letzten Theilen? Des Kopfes, antworten die Scholiaſten; und erklären uns bei der Gelegenheit ſehr tiefgelehrt, daß das Gedächtniß ſeinen Sitz in der dritten Höhle oder Zelle des Hinterkopfes hat, wo die beiden andern Gehirnhöhlen oder Zellen von der Empfindung und der Denkkraft bewohnt ſind, wie die Naturforſcher erwieſen haben. Die guten Naturforſcher! und der treffliche Erweis! Aber, wenn auch dieſe Stelle den Sinn in völliger Klarheit darböte, ſind das Bilder für die Poeſie? und wird ein wahrhaft Verliebter eine ſolche Sprache reden?

Ein anderer Auswuchs der Philoſophie, die allegoriſche Dichtart, war in jenem Jahrhunderte, wo man die moraliſchen Weſen überall anbrachte, ſehr im Schwunge. Petrarca hat in dieſer Art lateiniſche Werke geſchrieben, die man nicht mehr lieſ't, obgleich ſie ſehr gute Sachen enthalten. Das vornehmſte derſelben iſt die Schrift De remediis utriusque fortunae. Unter ſeinen allegoriſchen Gedichten iſt das beſte, und vielleicht das einzige erträgliche, ſein Rechtshandel gegen den Amor, den er vor den Gerichtshof ſeiner eigenen Beurtheilung führt. Dieſer ſeltſame Einfall, ſeine eigene Sache vor ſich ſelbſt zu führen, iſt durch ſo ſchöne Gedanken und ſo wohlklingende Verſe vergütet, daß man ihn gern verzeiht oder vielmehr vergißt (Canz. XXVIII).

Dieſe Bewandtniß hat es nicht mit der Canzone XII, in welcher zwei ſchöne Frauen erſcheinen, die man auf mancherlei Weiſe erklären kann; ein bei Allegorien gewöhnlicher Uebelſtand. Man könnte ſich aber füglich die Mühe erſparen, dieſe hier aus ihrer Dunkelheit hervorzuziehen, in die der Dichter ſelbſt ſie, ſeiner Erklärung nach, vorſetzlich gehüllt hat.

Die Canzone XI, die kaum dieſen Namen verdient, iſt nichts als ein Haufen von Sprichwörtern, die ohne Zuſammenhang und ſichtbaren Zweck zuſammengeworfen ſind, ein langes Räthſel, ein unbegreifliches Rebus, oder ein Frottola, wie die Italiener dergleichen nennen. Geſualdo wünſcht ſich Luchsaugen, um in dies Dunkel zu dringen. Daſſelbe konnte er in Anſehung der ſechsten Seſtine wünſchen, und ſich ſeinen weitläuftigen und unnützen Commentar darüber erſparen.

Eben ſo dunkel iſt mir die Allegorie mit der Hindin (Son. CLVII), obgleich man in ihr eine Ahndung von Laura's Tod finden will. Beſſer verſteht man die Vergleichung der zügelloſen Begierde des Dichters mit einem wilden und ſtetiſchen Pferde (Son. VI), denn es iſt das ſtetiſche Pferd im Phädrus des Plato.

Mehr als einmal vergleicht er den Zuſtand ſeiner Seele dem eines vom Sturm umhergetriebenen Schiffes, und das iſt nicht zu tadeln (Son. XXII, CXCIX und Canz. X). Indeſſen möchte doch wohl das vielbelobte Sonett, wo dieſes Fahrzeug ausführlich und bis in das kleinſte Getheile allegoriſirt wird, nicht allgemein gefallen (Son. CLVI).

Es ſchwebt zwiſchen Charybdis und Scylla. Die Ladung, die es führt, iſt das Vergeſſen, aber man weiß eigentlich nicht, welcher Art es iſt. Der Steuermann iſt Amor, der Herr und Tyrann Petrarca's. Schnelle und kühne Gedanken ſind die Matroſen, und jeder dieſer Gedanken führt ſein Ruder. Aber es weht ein immerwährender feuchter Wind von Verlangen, Seufzern und Hoffnungen, der die Segel zerreißt. Ein Regen von Thränen, ein Nebel von Unwillen feuchtet und erſchlafft das Tauwerk, das der Sturm ſchon mürbe gemacht hat; hier hat man bemerkt, daß dieſe Wirkung der Natur zuwider iſt, denn Feuchtigkeit verkürzt und ſtrafft Taue, ſtatt ſie zu erſchlaffen. Endlich werden dieſe Taue durch Irrthum und Unwiſſenheit verwirrt. Ob man dieſe Allegorie im Italieniſchen ſo ſchön findet, als man vorgiebt, weiß ich nicht; in jeder andern Sprache würde man ſie erkünſtelt, gezwungen und geſchmacklos finden.

Daſſelbe kann man den Gedichten vorwerfen, wo er ſich der Dialektik überläßt. Er vernünftelt zu viel über ſeine Leidenſchaft, als daß er von ihr lebhaft durchdrungen ſeyn könnte. Dieſer Art iſt der Streit ſeines Herzens und ſeiner Augen, um zu wiſſen, welches von beiden Schuld an ſeinem Leiden iſt (Son. LXIII); desgleichen das Sonett, wo er den Zuſtand ſeiner Seele durch einen fragweiſe geſtellten Wechſelſchluß unterſucht, und dann, nachdem er alle Glieder des Wechſelſchluſſes nach und nach verworfen hat, über ſeinen Zuſtand ungewiſſer als vorhin bleibt (Son. CII). Hierher gehören noch einige andere Gedichte, deren Wortfügung ſelbſt durch die Verwirrung und Verwickelung der Ideen verworren iſt (Canz. III Seſt. II u. a.). Salvini will daraus ſchließen, daß Petrarca nicht ſo ſehr von der Liebe bethört geweſen ſei, als wir glauben, oder als er uns möchte glauben machen; denn, wäre er wirklich ſo verliebt geweſen, ſo würde er nicht Muße gehabt haben, ſo viel über Liebe zu philoſophiren, und ſo künſtliche Redensarten zu ſuchen.

Ich für mein Theil glaube, daß es ihm gegangen iſt, wie allen andern Menſchen. Die Krankheiten des Gemüths haben ihre Pauſen und Zwiſchenzeiten, wie die des Körpers, ohne welche man ſie nicht lange ertragen würde. In dieſen Zwiſchenzeiten des Anfalles, wo dennoch der Geiſt immer auf den Gegenſtand ſeiner Liebe gerichtet blieb, wird er auf dieſe übel angebrachten Unterſuchungen und philoſophiſchen Spitzfindigkeiten verfallen ſeyn.

Jenen kälteren Stunden, wo ſeine Gluth nur ſchwache Funken warf, ſchreibe ich auch ohne Schwierigkeit jene kindiſchen Spiele ſeiner Muße mit Laura's Namen zu, wo er entweder deſſen Laute verſetzt, oder die Sylben zerſtückelt, z. B. LAV-RE-TA im Sonett V.; ferner ſeine häufigen Anſpielungen auf den Lorbeer, oder auf die Fabel der Daphne, oder auf die Luft, l'aura (Son. XC. CLXI. CLXIII. CLXIV. CLXV. CCL. u. a.); endlich ſeine froſtigen Vergleichungen Laura's und ſeiner ſelbſt mit vielen andern Dingen.

Er vergleicht Lauren dem Phönix (Son. CLII); er vergleicht ſie den Jahreszeiten, ihr um die Stirne wallendes Haar der Sonne, welche auf dem Schnee glänzt, ihr weinendes Auge dem Funkeln der Sterne im Regen, ihre Gegenwart und Abweſenheit dem Auf- und Untergange der Sonne, ihr Antlitz einem Strauß von weißen und rothen Roſen in einem goldenen Gefäße Canz. XV). Die todte oder ſterbende Laura gleicht einer Hindin, die von zwei Hunden, einem ſchwarzen und einem weißen, gefangen worden, einem geſcheiterten Schiffe, einem vom Sturm entwurzelten Lorbeer, einer in eine dunkle Höhle ſich verlierenden Quelle, einem verſchwindenden Phönix; endlich vergleicht er ſie ihr ſelbſt, die durch eine Schlange gebiſſen worden und wie eine gepflückte Blume hinwelkt (Canz. XXIV). Die erſte der beiden hier angeführten Canzoni wurde in Laurens Abweſenheit gedichtet; die zweite nach ihrem Tode, und wahrſcheinlich als ihr Andenken in der Seele Petrarca's bereits abzunehmen begann.

Nicht minder freigebig mit Vergleichungen iſt er gegen ſeine eigene Perſon. Aber hier muß man einen Unterſchied machen. Einige derſelben ſind ſehr natürlich und geben ſehr reizende Gemälde, wie z. B. das des ſinkenden Tages, wo die bejahrte Pilgerin ihre Schritte beſchleunigt, um die Herberge zu erreichen, wo der Landmann und der Schäfer vom Felde heimkehren, wo der Schiffer ſeine Barke aufs Land zieht, um am Ufer des ruhigen Schlafs zu genießen (Canz. V). In der Abhandlung über den Dante haben wir ein ähnliches Abendgemälde jenes Dichters bemerkt, dem ich den Vorzug geben würde, weil es ganz durch Empfindungen dargeſtellt iſt (Purg VIII. im Anf.).

Aber wenn Petrarca ſich dem Zielpunkt für Pfeile, dem Schnee, den die Sonne ſchmelzt, dem Wachs, das am Feuer zergeht, dem Nebel, den der Wind verjagt (Son. CIII), oder dem Phönix, dem Magnet, einem Menſchen, der einen Baſilisken ſieht, vergleicht; wenn er bald ſich ſelbſt, bald ſeine Laura den Quellen der Sonne, den Quellen Dodona's, der glücklichen Inſeln, und Vauclüſens vergleicht (Canz. I), ſo erregt er dadurch keine Empfindung, hat auch ſelbſt wahrſcheinlich nichts gefühlt. Ein von ſeiner Leidenſchaft innig bewegter Menſch ſpannt ſeinen Geiſt nicht auf die Folter, um ſolche Gleichniſſe zu erſinnen. Je mehr er ſie häuft, deſto mehr erkältet er den Leſer.

Auch ſeine Verwandlungen ſind um nichts beſſer. Mag er ſich immer in einen Lorbeer verwandeln wie Daphne, in einen Schwan wie Jupiter, in einen Stein wie Battus, in eine Quelle wie Biblis, in einen Hall wie die Nymphe Echo, in einen Hirſch wie Aktäon, mag er ſich wie Semele vom Blitz treffen oder ſich in den Adler des Ganymed oder des heil. Johannes verwandeln laſſen; denn man erfährt nicht genau, welcher von beiden gemeint iſt (Canz. XVIII). Gern will ich ihm alles dieß zugeſtehen, aber ich erkenne nicht mehr den Sänger der ſchönen Laura in ihm.

Als ſie die Erde verlaſſen hatte, betrauerte er ſie in gefühlvollen und rührenden Verſen. Aber es giebt unter dieſen Gedichten auch welche, wo ſeine Flamme aus Mangel an Nahrung ſchwächer zu werden ſcheint. Das Sonett, wo ſeine Augen, ſeine Ohren, ſeine Füße Lauren zurück verlangen, und das, worin er ſein Schickſal mit dem des Titon vergleicht, zeigen eine bereits erkaltete Liebe (Son. CCXXXIV und CCL). In einem andern geſteht er ein, daß er Unrecht thut, ſich über ſeinen Verluſt ſo ſehr zu grämen; aber nirgends bemerkt man dieſen tiefen Gram, ſo gekünſtelt, zurecht geſtellt, und abgezirkelt iſt alles (Son. CCLV). Wahrſcheinlich wurden dieſe Gedichte zu einer Zeit verfertigt, wo ihm, wie er ſelbſt geſteht, Amor neue Schlingen gelegt hatte, denen er, ohne den Tod ſeiner Geliebten, ſchwerlich entgangen ſeyn würde (Canz. XXIII und Son. CCXXX).

Ignaz Aurelius Fessler,

dieſer durch den bunten Wechſel ſeiner Lebensereigniſſe, wie durch ſeine eigenthümlichen Beſtrebungen höchſt merkwürdige Mann, ward am 18 Mai 1756 zu Czurendorf in Ungarn geboren, auf der Jeſuitenſchule zu Raab gebildet, und 1773 in den Capuzinerorden aufgenommen. 1781 in ein Kloſter zu Wien verſetzt, wurde er dem Kaiſer Joſeph bekannt, dem er das Treiben in den Klöſtern mit Wahrheit ſchilderte, und der ihn dafür als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen nach Lemberg ſandte. F. trat nun geſetzlich aus dem Orden, wurde Freimaurer und hatte große Verfolgungen von ſeinen Feinden, den Mönchen zu erleiden, die ihn endlich wegen ſeines auf dem Theater zu Lemberg dargeſtellten Trauerſpieles „Sidney" in einen fiſcaliſchen Proceß verwickelten und ihn nöthigten 1788 ſein Amt niederzulegen und nach Schleſien zu fliehen. Hier fand er eine freundliche Aufnahme bei dem Buchhändler Korn in Breslau, ward darauf Erzieher der Söhne des Fürſten Carolath und trat 1791 zur proteſtantiſchen Religion über. Im Jahre 1796 ging er nach Berlin wo er als Schriftſteller lebte und den Auftrag erhielt gemeinſchaftlich mit Fichte die Statuten und das Ritual der dortigen Freimaurerloge Royal-York zu reformiren. Bald darauf verheirathete er ſich und ließ ſich auf einem Landgütchen nahe bei Berlin nieder, zugleich das Amt eines Conſulenten bei den katholiſchen, neuerworbenen polniſchen Provinzen bekleidend; doch hatte er das Unglück, in Folge der Schlacht von Jena ſowohl Amt wie Beſitzthum einzubüßen und in große Dürftigkeit zu gerathen. 1809 ward er als K. Ruſſiſcher Hofrath und Profeſſor der Philoſophie und der orientaliſchen Sprachen nach Petersburg berufen, verlor jedoch dieſe Anſtellung binnen Kurzem wieder, atheiſtiſcher Grundſätze beſchuldigt und ward nun Mitglied der Geſetzgebungscommiſſion, als welches er ſich nach Volsk begab. 1817 ging er nach Sarepta zu den dortigen Brüdergemeinen und erhielt

1820 bei der Umgeſtaltung des evangeliſchen Kirchenweſens einen Ruf als Superintendent und Conſiſtorialpräſident in Saratow. Dieſer Stellung ward er 1833 wieder enthoben und zum Kirchenrathe ernannt.

Seine Schriften ſind:

Sidney. Trauerſpiel. Köln, 1787.
Mark Aurel. Breslau, 1790—92. 4 Thle.
Ariſtides und Themiſtokles. Berlin, 1792.
Matthias Korvinus. Breslau, 1793—94.
Attila. Breslau, 1794.
Alexander. Berlin, 1797.
Abälard und Heloiſe. Berlin, 1806.
Bonaventura's myſtiſche Nächte. Berlin 1807.
Thereſia. Breslau, 1807. 2 Thle.
Lothario. Berlin, 1808.
Gemälde aus den alten Zeiten der Hunnen. Breslau, 1808. 4 Thle.
Alonſo. Leipzig, 1808. 2 Thle.
Der Nachtwächter Benedict. Berlin, 1809.
Sämmtliche Schriften über Freimaurerei. Berlin, 1801—1807. 3 Thle.
Actenmäßige Aufſchlüſſe über den Bund der Evergeten. Freiburg, 1804.
Der große Hof- und Staatsepopt Lotario. Berlin, 1808.
Verſuch einer Geſchichte der ſpaniſchen Nation. Berlin, 1810. 2 Thle.
Die Geſchichte der Ungarn. Leipzig, 1812—24. 10 Bde.
Geſchichte Böhmens. Leipzig, 1816. 4 Thle.
Rückblicke auf ſeine ſiebenzigjährige Pilgerſchaft. Breslau, 1824.
Einzelne Abhandlungen, Flugſchriften u. ſ. w.

Feßler iſt einer der Erſten, welche ſich in Deutſchland in neuerer Zeit in hiſtoriſchen Romanen verſuchten, und obwohl ſeine derartigen Leiſtungen bei ihrem Erſcheinen einiges Aufſehen erregten, ſo war dieſes doch nur ſehr ephemer, da eine gerechte Kritik bald große Fehler in denſelben zu rügen fand. Dem Verfaſſer fehlte es durchaus an eigentlicher productiver Phanthaſie und an wirklicher poetiſcher Darſtellungsgabe; er giebt demgemäß nur einzelne mühſam an einander gereihte Scenen, ohne wirklichen inneren Zuſammenhang, ohne Friſche und Wärme, in einem kalten, mühſamen, mitunter ſehr gezierten und zuweilen ſelbſt unbeholfenen Style geſchrieben, durch welchen eine ermüdende Monotonie eher befördert als vermieden wird; dazu kommt in vielen dieſer Leiſtungen eine beſondere naturphiloſophiſch-myſtiſche und verworrene Tendenz, die eben nicht geeignet iſt, ſich Freunde unter den Leſern zu gewinnen. Weit bedeutender iſt Feßler als Hiſtoriker; hier zeichnet er ſich durch eiſernen Fleiß, ſcharfe Beobachtungsgabe und genaue Forſchung höchſt vortheilhaft aus. Sein Character iſt von ſeinen Gegnern ſehr verdächtigt worden, beſonders hat man ihm vorgeworfen, ſich der Freimaurerei und der Anſichten der Brüdergemeinen bedient zu haben, um die Tendenzen des Jeſuitismus in das Weſen der proteſtantiſchen Kirche überzutragen. Daß ein ſo bewegtes Leben Stoff zu vielen Mißdeutungen und ſchlimmen Auslegungen darbot, erklärt ſich leicht. Wir theilen hier, ſowohl als Probe ſeines Styls wie auch um des pſychologiſchen Intereſſe willen, die letzten Abſchnitte ſeiner Autobiographie mit.

Meine kirchliche Wirkſamkeit *).

Jahr 1819—1825. — Alter 63—70.

Nachdem mich die Gnade des Kaiſers am 20 Aug. (1. Sept.) 1817 wieder in meine ehemaligen Dienſtverhaltniſſe eingeſetzt hatte, war mir auch die Wohlthat zu Theil geworden, daß mein einziger vierzehnjähriger Sohn Euſebius Ignatius, zur Verpflegung und zum Unterrichte in die adeliche Penſion des Lyceums zu Zarskoe-Selo, auf Koſten der Krone aufgenommen wurde; wobei man mir zugleich angedeutet hatte, daß man nicht abgeneigt ſey, auch mich in einen, meinen Kräften nnd Kenntniſſen angemeſſenen von mir anzugebenden Wirkungskreis zu verſetzen. Allein ich erklärte unverholen, daß ich nimmermehr irgend einen Wirkungskreis ſuchen wolle, am allerwenigſten einen, der mich nöthige, meine behagliche Zurückgezogenheit in Sarepta für immer zu verlaſſen. Auf eine beſtimmtere Aufforderung wiederholte ich die Verſicherung „daß ich bereit ſey, jeden Wirkungskreis anzunehmen, den man mir anweiſen wollte; der meinen Kräften und Kenntniſſen angemeſſen ſey, und in dem ich äußerlich, als Gelehrter und als Hausvater, mit Anſtand, ohne Erniedrigung und ohne Druck der Dürftigkeit, beſtehen könne. Bittſchriftlich zu irgend etwas mich zu melden, trüge ich Bedenken, befangen in der Furcht, man möchte mir aus Seneca zum Beſcheid geben: Lex à quinquagesimo anno militem non cogit, à sexagesimo senatorem non citat. — Man befehle, und ich werde ohne Verzug gehorchen; man rufe mich, und ich werde dem Rufe freudig folgen."

Mit meiner Penſion von der Krone hatten wir genug, um nach Nothdurft ohne Sorgen zu leben; und ich genoß die ungeſtörteſte literariſche Muſe, wie ſie mir zur Fortſetzung meines hiſtoriſchen Werkes unentbehrlich war. — Am $\frac{6}{12}$. Mai 1819 hatte ich das bedenklichſte Stuffenjahr, das drei und ſechzigſte meines Alters, glücklich vollendet; einige Tage darauf auch den neunten Band der Geſchichten der Ungern geſchloſſen, und ich mußte mit Dank gegen Gott erkennen, daß es nichts ganz Kleines war, in Friſt von drei Jahren ſieben Monaten, unter mancherlei Leiden des Herzens, vier dicke Bände ſo zu liefern, wie ſie gedacht und geſchrieben ſind. Willkommen war mir daher auch Ende Junius die Aufforderung meines Freundes, des Directors der adeligen Penſion, von Hauenſchild, meinen Sohn in Zarskoe-Selo zu beſuchen mit dem Beiſatze, daß dieſe Reiſe wohl noch eine andere angenehme Folge für mich haben könnte. Ohne auf dieſe viel zu rechnen, zog ich bloß mein Bedürfniß einiger Erholung, und meiner geliebten Lebensgefährtin Sehnſucht, ihren Sohn zu ſehen, zu Rathe, und unbekümmert um alles Mögliche und Wahrſcheinliche, Wichtige und Vortheilhafte, was man in Sarepta und Saratow aus dieſer Reiſe diviniren wollte, ſetzten wir uns am $\frac{8}{20}$. Julius in Bewegung. In Mosqwa ruhten wir einige Tage, in welchen ich die Bekanntſchaft von Jena her, mit dem rechtſchaffenen, altchriſtlich geſinnten und vielſeitig gelehrten wirklichen Staatsrath Loder erneuerte. Es bedurfte unter uns beiden Alten nur weniger Stunden, um die alte Bekanntſchaft zu dem Bunde einer recht antiken Freundſchaft zu erheben. Am 30. Julius (11. Auguſt) erfreuten wir uns zu Sophia in den Armen des Sohnes unſers gegenſeitigen Wiederſehens.

Zehn Tage vor meiner Ankunft in Sophia, am 20. Jul. (1. Aug.) hatte der Kaiſer durch einen Allerhöchſten Ukas erkläret, er habe für nöthig erachtet, für die evangeliſchen Confeſſionen in Rußland die Biſchofswürde zu creiren, wie ſelbige auch in Finnland für die Proteſtanten, und in andern Reichen, als in Schweden, Dännemark und Preuſſen Statt findet. Dazu verordnete Er für die Verhandlungen der geiſtlichen Angelegenheiten evangeliſcher Confeſſion, zur Aufſicht über die Erfüllung der kirchlichen Verordnungen, die Uebereinſtimmung der kirchlichen Bücher und der Lehre mit den Grundſätzen der Kirche; ſo wie über den Wandel und des Verhalten der Geiſtlichkeit, eine beſondere adminiſtrative Behörde unter der Benennung: Evangeliſches Reichs-General-Conſiſtorium. — Drei Monate darauf geruhete der Monarch ſeinen reichsväterlichen Blick auch auf den Kirchen- und Schulenzuſtand der 73 evangeliſchen Colonial-Gemeinden in der Saratowiſchen Statthalterſchaft, der evangeliſchen Gemeinde in der Stadt Saratow und der umliegenden neun Statthalterſchaften zu wenden, und am 25. October (6. November) verordnete Er für alle evangeliſche Gemeinden in den Statthalterſchaften Saratow, Aſtrachan, Woroneſch, Tambow, Räſan, Penſa, Simbirſk, Kaſan und Orenburg, wozu im Jahre 1822 auch das Permiſche Gouvernement beigeordnet wurde, ein evangeliſches Conſiſtorium, zu welchem Er den Etatsrath und Ritter Reinholm zum weltlichen Präſes und Director, mich zum Superintendenten und geiſtlichen Präſes, beide mit Beibehaltung unſerer bisherigen Amtsverhältniſſe, ernannte und beſtätigte.

Ganz unerwartet, höchſt wichtig und ſehr ausgebreitet war der, hiermit mir angewieſene Wirkungskreis. Ich ſah mich zum öffentlichen Lehrer und Hirten in der evangeliſchen Kirche berufen; ich erſtaunte über das Allerhöchſte Vertrauen womit

---

*) Aus: Dr. Feßler's Rückblicke auf ſeine ſiebzigjährige Pilgerſchaft.

es geſchehen war: im tiefſten Gefühl der Demuth hielt ich es für heilige Pflicht, daſſelbe zu rechtfertigen und zu ehren. Dadurch, daß ich unaufgefordert, und ohne irgend eine äußere Veranlaſſung dazu, ſchriftlich mein aufrichtiges Glaubensbekenntniß ſowohl dem erlauchten Miniſter der geiſtlichen Angelegenheiten gleich nach Allerhöchſter Ernennung meiner Perſon, als auch nachher dem Borgöer Biſchof vor meiner Weihe, überreichte, und damit beide über meine gegenwärtige religiöſe, und evangeliſch-lutheriſch-kirchliche Geſinnung in Kenntniß ſetzte.

Am $\frac{4}{16}$ November reiſte ich mit meiner Gattin auf Allerhöchſten Befehl nach Borgö in Neufinnland, um von dem dortigen Biſchofe Successionis apostolicae Dr. Zacharias Cygnäus, die biſchöffliche Weihe, zu welcher die Regierung das goldene Episcopal-Kreutz vorausgeſandt hatte, zu empfangen. Dieß geſchah mit allen, pünctlich beobachteten Feierlichkeiten der ſchwediſchen Kirche, unter zahlreicher Aſſiſtenz der Geiſtlichkeit, in dem alten hohen Dome, am $\frac{10}{22}$. November, gerade am ſiebzehnten Jahrstag meiner Vermählung mit meiner treuen Lebensgefährtin. Ihr war dieſer Tag, nach ihrem oft wiederholten Geſtändniß, der ſchönſte ihres Lebens, denn ſie hatte Geiſt genug, um meinen Beruf geziemend zu würdigen und zu verehren: ich betrachtete ihn als den Tag meiner Vermählung mit der Kirche Jeſu Chriſti; denn ganz anders war es mir im Geiſte und im Herzen unter Auflegung der Hände im Borgöer Dome, als vor ein und vierzig Jahren, bei meiner Weihe zum Prieſter in der Haus-Kapelle des Neuſtädter Biſchofs: hier einſt Finſterniß, Kälte und Tod; dort jetzt Licht, Wärme und Leben.

Erſt am 25. Februar (8. März) 1820 wurde ich aus Sanct Petersburg entlaſſen, mit der Weiſung, bis zu völliger Organiſation des Conſiſtoriums für den Allerhöchſt angegebenen Zweck ſeiner Einſetzung ſo viel als möglich thätig zu ſeyn. Der Wille dazu war durch Gottes Gnade kräftig in mir aufgereget: und unabläſſig arbeitet bis auf den heutigen Tag in meinem Herzen das hohe Dankgefühl gegen den ewigen Oberhirten ſeiner Kirche, der mich in einem Alter, in welchem Tauſende, ſchon hinfällig, in Unthätigkeit ruhen müſſen, mit Ertheilung aller nöthigen Kraft zur Arbeit und Anſtrengung für ſein Reich auf Erden berufen, und an das Ende meiner Tage ein ſo hehres Ziel mir geſetzt hat. Dabei ſtets eingedenk der Drohung des Propheten: „Verflucht ſey der welcher des Herrn Werk läſſig treibt!" fing ich ſchon auf der Rückreiſe an, meine Gemächlichkeit meinem Berufe aufzuopfern. Auf der Station Polloſt-Spaskoi und in Waldai taufte ich Kinder zu einiger Erbauung der Anweſenden, die ſeit mehrern Jahren von Gott, von ſeinem Sohne Jeſus Chriſtus und von deſſen Lehre nichts gehört hatten. Da ich auf die unmündigen Säuglinge nur mit Waſſer wirken konnte, ſuchte ich auf die Herumſtehenden durch den Geiſt einzudringen. Auf Kraft erſchöpfenden, Fahrzeuge zerſtörenden Wegen erreichten wir entlich am $\frac{9}{21}$. März Mosqwa. Verſchiedene Hinderniſſe hielten mich dort unter freundlicher Hoſpitalität des Paſtors an der neuen Kirche, Herrn Göring, eilf Tage zurück, nicht ganz müßig im Dienſte der Kirche, und in freundſchaftlichem Umgange mit den vortrefflichen Tonkünſtlern Häſeler, Scholz und Eck, und in geiſtigem Verkehr mit Roſenſtrauch, in welchem des Herrn Ruf zum Evangelium bereits mächtig arbeitete, und mit dem wirklichen Staatsrathe von Loder, Präſidenten des Kirchenrathes an der alten Sanct Michaelis-Kirche, in der ich am 15. März die von der geiſtlichen Oberbehörde mir aufgetragene Ordination des Paſtors-Vicarius Franz Hahn und die Abendmahls-Liturgie in Anweſenheit mehrerer Prieſter der Ruſſiſchen Kirche feierte.

In Räſan taufte ich ſieben Kinder, deren einige ſchon über drei Jahre alt waren. Am 23. März feierte ich daſelbſt mit 47 Einwohnern, und zum erſten Male mit meiner Gattin und meiner Tochter Athanaſia, das heilige Abendmahl. Darunter waren, wie hernach am 28. März zu Räſhsk, und am 18. April in Jerſchova, einige, welche ſeit 7 und auch 12 Jahren keine Gelegenheit gehabt hatten, dieſer Stärkung im Glauben und Erquickung der Seele theilhaftig zu werden. Durch den Eisgang und die ausgetretenen Gewäſſer volle 14 Tage in Räſhsk eingeſchloſſen, erreichten wir erſt am 13. April Tambow, wo ich mich an dem kirchlichen Eifer, der Herren, des damaligen Vice-Gouverneurs von Schröder und des damaligen Criminalhofs-Präſidenten von Arnoldi eben ſo ſehr erfreuete und erbauete, als mich nach einigen Tagen das Laodiceiſche Weſen in Penſa betrübte.

Am 24. April trafen wir in Saratow, am 30. in Sarepta ein, wo ich die daſelbſt dienenden Coloniſten, 180 an Zahl, jeden einzeln, männlich und weiblich, über den Zuſtand ihres Gewiſſens, über die Beſchaffenheit ihres innern Chriſtenthumes und über ihre Erkenntniß deſſelben ſprach. Dann mit den evangeliſchen Confeſſionsgenoſſen in Zaritzin Gottesdienſt und Conferenz zur Begründung einer feſten kirchlichen Ordnung hielt. Am 15. Mai ſpendete ich den, meiner Seelenpflege untergebenen Dienſt- und Arbeitsleuten aus den Colonien, im Betſaale der Gemeinde zu Sarepta das heilige Abendmahl aus, und am 25. verließ ich die, meinem Geiſte und meinem Herzen theuere und unvergeßliche Herberge an der Sarpa.

Meine volle Amtsthätigkeit begann am 30. Mai zu Lesnoikaramyſch, mit der Allerhöchſt verordneten Unterſuchungs-Commiſſion, den Lebenswandel des dortigen Paſtors Frühauf betreffend; auf welche zu Saratow, am 7. bis 11. Junius, die Allerhöchſt verhängte Commiſſion über den Saratover Paſtor Limmer folgte. Sobald die Akten beider Unterſuchungen geordnet und an die Oberbehörde waren abgeſandt worden, ſchritt ich zur Einleitung und Begründung eines Werkes, zu welchem der, im Allerhöchſt namentlichen Ukas ausgeſprochene Zweck des Saratowiſchen Conſiſtoriums: „Ueber die Aufrechthaltung der reinen Lehre des Evangeliums, und der allgemeinen Moralität in den ihm untergeordneten Gemeinden Sorge zu tragen, insbeſondere aber über die Amtsführung der Prediger und Kirchendiener, und über die gute Ordnung in den Kirchenſchulen zu wachen," Anregung und Aufmunterung gab.

Am linken Ufer der Wolga waren bis dahin vierzig evangeliſche Colonien, von zweitauſend vierhundert ſiebzig evangeliſch-lutheriſchen, und dreihundert dreißig evangeliſch-reformirten Familien bewohnet. Sie zählten damals über zwanzig tauſend fünf hundert männliche und weibliche Abendmahlsgenoſſen, dazu noch gegen viertauſend ſechshundert männliche und weibliche Schulkinder zwiſchen dem ſiebenten und vierzehnten Jahr. Dieſe große Anzahl Menſchen wurde nur von vier Paſtoren, welche ihre geſchloſſenen Kirchſpiele hatten, und von einem fünften reformirter Confeſſion, deſſen zweihundert funfzig Confeſſionsgenoſſen in 27 Colonien mit Römiſchen und Augsburgiſchen Bekennern vermiſcht leben, mit geiſtlichen Gütern verpfleget. Der eine von den vier Paſtoren hatte zwölf, der andere eilf, der dritte neun, der vierte acht Gemeinden zu bedienen. Kraft der Vocation war jeder verpflichtet, an Sonn- und Feiertagen der Reihe nach in den Gemeinden ſeines Kirchſpieles den Gottesdienſt zu feiern, folglich predigte der erſte, jährlich 52 Sonntage und 20 Feiertage angenommen, in jeder ſeiner zwölf Gemeinden nur ſechs Mal; der zweite in jeder ſeiner eilf Gemeinden in ſechſen ſieben, in fünfen ſechs Mal; der dritte in ſeinen neun Gemeinden acht Mal, der vierte in ſeinen acht Gemeinden neun Mal; und hatte er in der einen Colonie, an der die Reihe war, des Vormittags ſeine Predigt unruhig, zerſtreuet und eilend gehalten, ſo mußte er unverzüglich abfahren, um auf den übrigen Colonien des Kirchſpiels zu taufen, zu copuliren, zu begraben.

Bei ſolcher Eile war an anſtändige und feierliche Verwaltung des heiligen Abendmahls, bei zwei bis dreihundert Communicanten, nicht zu denken, es konnte und mußte nur als Anhängſel zur Predigt behandelt werden. Hausbeſuche bei den Familien, oder vertraute Unterredung mit einzelnen Gemeinde-Gliedern, welche der Ermahnung, der Belehrung oder des Troſtes bedurften: kirchliche Katechiſationen, Schulbeſuche, Jugend-Unterricht u. ſ. w. konnten nie Statt finden: dieß alles blieb armſeligen, ſchlecht beſoldeten, oft unmoraliſchen, größtentheils ungebildeten Schulhaltern überlaſſen. Unter ſolcher Lage der Dinge war ächte Gottſeligkeit und evangeliſche Sittlichkeit aus den Gemeinden immer mehr verſchwunden; ſittliche Verwilderung, beſonders in der Jugend, allgemeiner geworden, ein chriſtliches Heidenthum eingeriſſen.

So ward von allen Seiten die dringende Nothwendigkeit einleuchtend, zur Wiederherſtellung eines eifrigern Chriſtenthumes und eines beſſer geordneten Schulweſens eine zweckmäßigere Eintheilung der Kirchſpiele zu treffen; wobei jedoch die Schwierigkeiten nicht zu überſehen waren, welche ſowol von Seiten der vier Paſtoren, als auch von Seiten der Gemeinden, dem heilſamen Werke in dem Wege ſtanden; von jenen war zu vermuthen, daß ſie ſich die Hälfte ihrer Kirchſpiels-Gemeinden nicht ohne Entſchädigung würden abnehmen laſſen; von den Gemeinden ließ ſich erwarten, daß die einen die Entſchädigung ihrer, an Einkünften geſchmälerten Paſtoren verweigern, die andern die Erbauung neuer Paſtorate ſcheuen würden.

In feſter Zuverſicht auf Gottes Beiſtand dieſer Schwierigkeiten nicht achtend, vereinigte ich mich mit dem bereits ernannten Senior Johann Samuel Huber über die Punkte, welche bei dem Entwurfe der beſſern Eintheilung zur unabweichlichen Richtſchnur dienen ſollten. I. Von nun an ſollte jedes Kirchſpiel am linken Wolgaufer nur aus vier oder fünf Colonien beſtehen, wo nicht etwa die geringere Familienzahl der Gemeinden eine Ausnahme geböte. Eine beſſere Eintheilung der neun, zwar nicht an Zahl der Gemeinden, aber an Zahl der Familien, übermäßig großen Kirchſpiele am rechten

Wolgaufer, ſollte einer günſtigern Zukunft vorbehalten bleiben. — II. Sollte in jedem Kirchſpiele das Paſtorat ſo viel möglich in die mittelſte Colonie des Kirchſpiels, wo es nicht ſchon ſo gelegen iſt, geſetzt werden. — III. Sollte jeder Paſtor die 52 Sonntage und 20 Feiertage hindurch, in einer Gemeinde ſeines Kirchſpiels per turnum einen ganzen Tag verweilen; Vormittags gemeinſchaftliche Gottesverehrung und Predigt, Nachmittags kirchlichen Katechismus-Unterricht halten, auch wöchentlich ein Mal in den Nebencolonien per turnum die Schule beſuchen: wodurch jede Gemeinde ihren Paſtor und Seelenpfleger zu ihrer Erbauung, Belehrung und Tröſtung, im Jahre wenigſtens funfzehn Mal in ihrer Mitte haben könne.

Dieſe drei Punkte feſt im Auge behaltend, bereiſte ich, in Geſellſchaft des Seniors Huber und des Kirchen-Notarius, vom 22. Junius bis 2. Julius die 40 Gemeinden am linken Wolga-Ufer, machte ihnen überall in der Kirche die Nothwendigkeit einer beſſern Eintheilung ihrer Kirchſpiele bekannt, ſtellte ihnen die daraus für ſie und ihre Kinder entſpringenden geiſtlichen Vortheile nachdrücklich dar, wobei des Seniors populäre Beredtſamkeit mich kräftig unterſtützte; und die Mehrheit der Gemeinden gab allenthalben ohne Widerrede zur vorgeſchlagenen Theilung ihre Einwilligung, welcher bald auch die Minderheit, mit Schonung und Sanftmuth belehret, beizutreten ſich nicht mehr weigerte. Das Entſchädigungs-Geſchäft unterlag nunmehr geringern Schwierigkeiten, denn weil drei Kirchſpiele nach ihrem frühern Beſtand bereits erlediget, und drei durch die Theiluna neu zu errichtende noch nicht beſetzt waren; ſo hatten wir es nur mit zwei Paſtoren und mit neun Gemeinden zu thun. Die erſtern wurden auf die eheſtens erfolgende Erhöhung des Paſtoral-Gehaltes an baarem Gelde von 350 auf 600 Rbl. BA. vertröſtet; die letztern, welche von nächſterfolgender Gehaltserhöhung noch nichts wußten, bewog die Liebe zu ihren Paſtoren, ſo lang dieſe leben würden, die Stolgebühren und die Abgabe an Frucht zu erhöhen. Hiermit war das ſchwierigſt ſcheinende Werk in zehn Tagen vollbracht. Die Eintheilung der vier Kirchſpiele in acht wurde am 14. Januar 1821 zugleich mit der Erhöhung des Paſtoral-Gehaltes auf 600 Rbl. von Sr. Majeſtät dem Kaiſer genehmiget.

In der Zwiſchenzeit wurden durch Beiſtimmung der übrigen Conſiſtorialen, folgende unumgänglich nothwendige, dem Zwecke des Conſiſtoriums entſprechende Einrichtungen beſchloſſen, und durch Verordnungen in dem ganzen Conſiſtorial-Bezirke bekannt gemacht. Da bisher leicht bewilligte Confirmationen häufig zu leichtſinnigen Heirathen, und dieſe zu eben ſo leichtſinnigen Eheſcheidungsklagen verleitet hatten; ſo ſollte vom Pfingſtfeſte 1820 an, kein Kind unter irgend einer Bedingung zur Confirmation angenommen werden, welches nicht fertig und richtig leſen, wenn es ein Knabe wäre, auch leſerlich ſchreiben könnte, in dem Katechismus nicht gründlich unterrichtet wäre, und in der Regel das vierzehnte Jahr ſeines Alters nicht vollendet hätte. Ferner ſollte jedem, ſeit dem Pfingſtfeſte 1820 und nachher confirmirten Brautpaare, welches an Sonn- und Feiertagen bei dem katechetiſchen Unterricht in der Kirche, im Jahre öfter abweſend, als es anweſend geweſen war, das richtige und fertige Leſen vergeſſen hätte, in der chriſtlichen Lehre ſchlecht bewandert, mit dem Leben, Lehren, Leiden und Sterben Jeſu Chriſti, wie es im Neuen Teſtamente erzählet wird, nicht ordentlich bekannt wäre, die Verlobung, und noch mehr die eheliche Einſegnung ſtandhaft und unerbittlich ſo lange vorenthalten werden, bis es allen dieſen Erforderniſſen einer chriſtlichen Ehe Genüge geleiſtet habe. Um aber der Vergeſſenheit des Leſens vorzubeugen, ſollte jeder Confirmand angehalten werden, bei dem öffentlichen Confirmations-Acte zu geloben, er wolle, ſo lange er lebe, in dem Neuen Teſtamente fleißig und immer mit Andacht leſen.

Der Zweck, zu welchem eine Behörde von der ſouverainen Staatsgewalt verordnet wird, beſtimmt zugleich den Machtumfang ihrer Verwaltung. Dem Allerhöchſt namentlichen Ukas zu Folge, war das Conſiſtorium verordnet worden, „für die Aufrechthaltung der allgemeinen Moralität Sorge zu tragen, und insbeſondere über die Amtsführung der Prediger und Kirchendiener (Kirchenvorſteher und Schulhalter) und über die gute Ordnung der Kirchenſchulen zu wachen." Wollte der Monarch mit dieſen Beſtimmungen ein thätiges, handelndes, wirkſames und durchgreifendes Sorgetragen und Wachen bezeichnen; ſo mußte das in Saratow reſidirende Conſiſtorium in den entfernten Gemeinden Werkzeuge haben, durch welche es die Allerhöchſte Willensmeinung vollziehen konnte. Vor Errichtung deſſelben lag die Verwaltung aller Kirchen und Schulangelegenheiten auf den evangeliſchen Colonien in gräulicher Verwirrung und ſchädlicher Unordnung. Willkürlich wurden die Kinder in die Schule, die erwachſene Jugend in den Katechismus-Unterricht geſchickt, und eben ſo willkürlich davon zurückgehalten. Die Kirchenvorſteher hatten nichts weiter gethan, als daß ſie den Klingelbeutel in der Kirche herumtrugen und das Geld zählten. In den wenigſten Gemeinden war ein eigentliches kirchliches Vermögen, als bleibender Fonds, da; die Verwaltung des Zufälligen ſowol, als Stehenden, war überall willkürlich, die Berechnung verworren und unrichtig; die Sorgfalt, der Eifer, die Anſtrengung pflichttreuer Paſtoren für eine beſſere Ordnung der Dinge, aus Mangel aller Unterſtützung, vergeblich.

Nachdem ich nun, bei meiner erſten Bereiſung der ſiebzehn Kirchſpiele, die Nothwendigkeit, dieſem Unheil abzuhelfen, erkannt hatte, entwarf ich den Plan zu einem wohlgeordneten Kirchenvorſtand in jeder Gemeinde, und brachte ihn in zwei Sitzungen der Conſiſtorialen zum Vortrage. Er wurde aufmerkſam geprüft, gut geheißen und am Ende Novembers als Conſiſtorial-Verordnung zur Vollziehung gebracht. Dieſe enthält, in drei Abſchnitten, genau beſtimmte Vorſchriften über den Perſonal-Status des Kirchenvorſtandes, über deſſen Geſchäftsumfang beſonders in Bewahrung, Verwaltung und Vermehrung des Kirchenvermögens, und über die Verhandlungsart ſeiner Geſchäfte.

Vor Errichtung des Conſiſtoriums wurde auf den Colonien das Schulamt faſt alle Jahre, wie in deutſchen Städten die Straßenbeleuchtung, an den Mindeſtfordernden ausgeboten; die Paſtoren waren dabei gar nicht zu Rathe gezogen worden, und mancher ließ, wie der Herr durch Ezechiel ſprach, um einer handvoll Gerſte und Biſſen Brodes willen, geſchehen was die Leute wollten, weil er den Schein des Friedens liebte, wo kein Friede war, kein Friede ſeyn konnte. Dawider erging die Conſiſtorial-Verordnnng, daß, auf den Grund älterer Reichsgeſetze, die Wahl des Schulhalters, ohne Einmiſchung der Gemeinde, ausſchließend dem Paſtor, das Examen und die Beſtätigung dem Superintendenten als General-Ephorus der Schulen zuſtehe; die Schulmeiſter als ſolche in Perſonalibus der Gerichtsbarkeit des Conſiſtoriums untergeordnet, und die Gemeinden durchaus nicht befugt ſeyen, ihre Schullehrer ohne richterliches Erkenntniß des Conſiſtoriums zu entlaſſen.

Vom 21. December 1819 bis 1823 hatte ich ſieben anderswohin berufene Paſtoren in ihre Kirchſpiele eingeſetzt, zwölf Candidaten der Theologie zu Prieſtern geweihet; da war für alle eine gleichlautende und gleich verbindende Paſtoral-Inſtruction nöthig. Ich entwarf ſie, darin alles ſchon andeutend, was künftighin ausführlich, als gleichförmige liturgiſche Ordnung, vorgeſchrieben werden ſollte, und auch ſie wurde von den Conſiſtorialen genehmiget und vollzogen.

Nach allen dieſen Arbeiten bereitete ich ſämmtliche Paſtoren und Gemeinden durch ein Rundſchreiben auf meine vorhabende erſte Kirchen-Viſitation vor, und reiſte am 28. December 1820 über die Wolga, um die kirchliche Viſitation der, in 8 Kirchſpiele eingetheilten, 40 Gemeinden, welche ich der austretenden Gewäſſer wegen, nie im Frühjahr, und der Feldarbeiten wegen in weiter Steppe, nie im Sommer beſuchen kann, anzufangen. Am 3. März 1821 hatte ich ſie beendiget, und in dieſen neun Wochen vierzig Mal gepredigет, wie der Geiſt es mir eingab, größtentheils Ermahnungen zur Buße; eben ſo oft homiletiſche und katechetiſche Unterredungen mit ſechzehnhundert ledigen Leuten, und mit dreihundertzwanzig ſeit 1820 copulirten Ehepaaren, gehalten; dreitauſend ſiebenhundert fünf und zwanzig Schulkinder leſen und auf Katechismusfragen der Schulmeiſter und der Paſtoren antworten gehört; ſiebenundſechzig, zu Pfingſten 1820 confirmirten Jünglingen und Mädchen, ihrer gänzlichen Unwiſſenheit und des vernachläſſigten Leſens wegen, das heilige Abendmahl bis auf Wiedererlernung des Vergeſſenen unterſagt.

Die eigentliche Viſitation hatte ich überall in folgender Ordnung verrichtet: In jeder Gemeinde ließ ich mir die Schulkinder in Anweſenheit der Hausväter und Hausmütter in der Kirche vorſtellen; jedes Kind las einen oder zwei Verſe aus dem Neuen Teſtament, aus dem ich das Capitel beſtimmte. Dann hieß ich den Schulmeiſter aus **Dr.** Luthers kleinem Katechismus mit den Kindern katechiſiren, damit ich ſein Lehr- und katechetiſches Talent bemerken und ihn dann unter vier Augen belehren und zu größerm Fleiß antreiben konnte. Hernach traten die jüngſt confirmirten Knaben und Mägdlein hervor, und nachdem auch ſie ihre Leſefertigkeit bewährt hatten, erhielt der Paſtor des Kirchſpiels von mir Auftrag, mit ihnen entweder ein Capitel aus dem Neuen Teſtament, oder ein Hauptſtück des Katechismus durchzugehen. Zum Schluſſe nahm ich die Kinder vor, und beſprach mich mit ihnen über irgend eine Religionswahrheit, deren Kenntniß ich ihnen durch mannigfaltige Fragen, Inductionen, Bilder und Gleichniſſe zu entlocken ſuchte, um das Erwachen ihrer Denkkraft und Verſtändigkeit beurtheilen zu können. Nach Entlaſſung der Kinder zogen ſämmtliche Junggeſellen und ledige Mägde in die Kirche. Mit dieſen las ich, nach Verhältniß ihrer Anzahl in jeder Gemeinde, zwei oder drei Capitel des Neuen Teſtamentes, und ging hernach den Inhalt derſelben mit der geſammten Gemeinde homiletiſch und katechetiſch durch. Von dreitauſend vierhundert drei und fuufzig ledigen Leuten ſämmtlicher vierzig Gemeinden, habe ich fünfhundert ſechs und zwanzigen, welche das Leſen vergeſſen, und auch den ſonntägigen Katechismus-Unterricht vernachläſſiget hatten, gelegentlich die prieſterliche Einſegnung zur Ehe unterſagt, bis ſie das Vergeſſene würden nachgeholt haben. Nachdem die ledigen Leute abgetreten waren, ſtellten ſich die, ſeit 1820 copulirten Eheleute jeder Gemeinde vor mir. Mit dieſen las ich bald Epheſ. V, 22. ff., bald I. Petri III, 1. ff., oder auch I. B. M. I. 26—29, II. 15—25, III. 1—23. worauf ich, nach Weiſung des Inhaltes über die Heiligkeit, über die Pflichten und über die Bedingungen einer glücklichen Ehe, mit ihnen homiletiſch katechiſirte. Dieſe Verſammlungen in jeder Gemeinde dauerten gewöhnlich von 9 bis 2 Uhr. Nach dem Schluſſe derſelben nahm ich dem Kirchenvorſtande die Rechnung über das Kirchenvermögen ab; die Kirchenbücher wurden bei dem Paſtor unterſucht. Auf dieſe Weiſe werden die mir anvertrauten Seelen von ihrem 7ten Jahre an, in dem ſie in die Schule kommen, entweder von mir, oder von dem Probſte, dem ich die Viſitation übertrage, alljährlich erwecket, angetrieben und in Athem erhalten, bis ſie in das fünfte Jahr verheirathet ſind. Dadurch, daß ich den jüngſtconfirmirten, die das Leſen und den Religions-Unterricht vergeſſen haben, bis ſie beides wieder lernen, das heilige Abendmahl, und der ledigen Jugend aus demſelben Verſchulden, bis zur Nachholung des Vergeſſenen, die eheliche Einſegnung unterſagt hatte, nöthigte ich nachläſſige Eltern, ihre Kinder fleißiger in die Schule, und unordentliche Hausväter ihre Knechte und Mägde fleißiger in den ſonntägigen Katechismus-Unterricht zu ſchicken. Am letzten Viſitations-Tage wurde in dem Wohnorte des Paſtors, in jedem Kirchſpiele, die Abendmahls-Liturgie gefeiert; der Paſtor predigte über den ihm aufgegebenen Text; das Protocoll wurde dann vorgeleſen, und die Viſitation mit Gebet und Segen geſchloſſen.

Bei meiner Rückkunft in Saratow eröffnete ich den Conſiſtorialen, daß ich allenthalben in der Feier des öffentlichen Gottesdienſtes, dem Allerhöchſt beſtätigten Kirchengeſetz zuwider (Cap. I. §. 7. Cap. II. §. 14.) Willkür bemerkt, und die vorgeſchriebene Gleichförmigkeit vermißt habe. Um jene zu beſchränken und dieſe zu begründen, trug ich darauf an, eine allgemeine liturgiſche Form und Ordnung, an welche Paſtoren und Schulmeiſter ſich halten ſollten, vorzuſchreiben. Dazu machte der Senior *Huber*, mit Rückſichtnehmung auf die Allerhöchſt genehmigte liturgiſche Verordnung vom J. 1805 und auf die Schwediſche Kirchenordnung, den Entwurf, ſetzte ihn bei ſämmtlichen Paſtoren in Umlauf, verlangte ihr Gutachten darüber, und nachdem alle ſich dafür erkläret hatten, wurde der Entwurf vollſtändig ausgearbeitet, in der Sitzung der Coſiſtorialen am 10. März vorgetragen, genehmiget, als *Vorſchrift des liturgiſchen Ganges bei dem gewöhnlichen Sonn- und feiertägigen Gottesdienſte und bei der Feier des heiligen Abendmahls*, an die Paſtoren zur Nachachtung ausgefertiget, und zugleich mit dem *Entwurfe zu wohl geordneten Kirchenvorſtänden* in den Colonial-Gemeinden mit der *allgemeinen Paſtoral-Inſtruction*, mit der *Conſiſtorial-Verordnung* über *die religiöſe Kirchen-Sühne* und über die *gerichtliche Kirchenbuße*, und mit der *Inſtruction für die Senioren oder Probſte*, an die adminiſtrative Oberbehörde zur Einſicht, und nöthigen Falles zur Beſtätigung, unterlegt. Darauf erhielt ich unter dem 15. May den Beſcheid, „daß ſolche Sachen nie vor das Departement gelangen, weil jedes Provincial-Conſiſtorium berechtiget ſey, dergleichen Inſtructionen und Vorſchriften von ſich aus ergehen zu laſſen, wobei es dafür verantwortlich bleibe, daß ſolche Inſtructionen weder den beſtehenden Geſetzen zuwiderlaufen, noch mit dieſen unvereinbare, oder die Allerhöchſte Beſtätigung erforderliche Beſtimmungen enthalten.“

Am 16. April reiſte ich wieder, von Saratow aus, um die Viſitation der Diöces fortzuſetzen. Am 27. October hatte ich ſie beendiget! In dieſer Zeit hatte ich, in oben angegebener Ordnung, die drei und dreißig Colonial-Gemeinden am rechten Wolga-Ufer bearbeitet, hernach die kleinen Gemeinden in Kamyſchin und Zaritzin, weiter in Sarepta, die dort arbeitenden und dienenden Coloniſten, dann die Gemeinden in Aſtrachan, Woroneſch, Räſan, Kyritza, Tambow, Penſa, Simbirsk, Kaſan, Perm, Ekatharinenburg, Zlatawſt, Orenburg und Samara beſucht; in dieſem ganzen Umfange acht und vierzig Mal gepredigt, eben ſo oft mit dreitauſend ſiebenhundert dreiundvierzig Junggeſellen und Mägden katechiſirt, und in beſondern Verſammlungen mit vierhundert zwei und achtzig Ehepaaren homiletiſche Unterredungen gehalten; ein und zwanzig Mal die Abendmahls-Liturgie gefeiert, zwanzig Kinder getauft, einhundert eilf Knaben und Mädchen confirmirt; einhundert ſieben und vierzig vorjährig confirmirte Jünglinge und Mägde, vergeſſenen Leſens und Religionsunterrichtes wegen, bis zur Nachholung des Vergeſſenen, vom heiligen Abendmahl zurückgewieſen, zwei neuerbaute Kirchen eingeweihet; in einer Colonial-Gemeinde einen verruchten Verführer und frechen Böſewicht nach Kirchengeſetz Cap. X. §. 2. bis zu ſeiner Beſſerung und Buße, aus der kirchlichen Gemeinſchaft ausgeſchloſſen; in einer andern Dorfgemeinde drei, 69 und 75jährige Greiſe, welche 30 Jahre lang Kirche, Predigt und Abendmahl verachtet hatten, auf ihr dringendes Bitten und Flehen, zur religiöſen Kirchenſühne, Abſolution und Abendmahl an- und in die kirchliche Gemeinſchaft wieder aufgenommen. Dieß alles war den Leuten neu, manchen läſtig, der großen Mehrzahl aber einleuchtend, daß es alſo gut, heilſam, nothwendig ſey; und von keiner Gemeinde ſchied ich, ohne von Hausvätern und Hausmüttern umringet zu ſeyn, die ihre Freude über die beſſere Zucht, Zeitbenutzung und chriſtliche Beſchäftigung ihrer jungen Leute laut bezeugten.

Um die in Gouvernements- und Kreisſtädten zerſtreuet und iſolirt wohnenden evangeliſchen Confeſſionsgenoſſen in kirchlichen Verein zu bringen und zuſammen zu halten, hatte ich in den dreizehn Stadtgemeinden überall unter der Benennung *Kirchenrath*, ein Collegium von fünf Männern, welche die Gemeinden in meiner Anweſenheit gewählt hatten, nomine Consistorii organiſirt, inſtruirt und eingeſetzt. Dieſe Collegia ſtehen nun in fortlaufendem Schriftwechſel mit dem Conſiſtorio, wodurch dieſes in den Stand geſetzt iſt, den erſchlaffenden kirchlichen Eifer wieder anzufachen und zur Thätigkeit aufzumuntern.

Ungeachtet dreimaliger augenſcheinlicher Lebensgefahr auf diesjähriger ſechsmonatlicher Reiſe; ungeachtet des Tag und Nacht hindurch fortgeſetzten Reiſens, des oftmaligen Mangels an angemeſſener Nahrung, der Plagen des Durſtes und der Hitze, der tagelang geſpannten Aufmerkſamkeit und mehrſtündigen Anſtrengung der Bruſt im Reden, hatte ich dennoch nicht die geringſte Abnahme meiner Kräfte, oder irgend einen Wechſel in meiner Geſundheit verſpürt, ſo, daß ich oft recht aus Herzensgrund zu meinem Sender rief: „ich bin vor Vielen, wie ein Wunder, aber Du biſt meine ſtarke Zuverſicht!“ — und auf alle Beſorgniſſe meiner treuen Gefährtin, der Kinder und der Freunde, keine andere Antwort hatte, als: „ich gehe einher in der Kraft des Herrn.“

In den letzten zwei Monaten des Jahres ordnete ich meine *chriſtlichen Reden*, um ſie als ein Scherflein zur Erbauung der Gläubigen in den Druck zu geben. Am 23. Januar 1822 wurde das Saratowiſche Provincial-Conſiſtorium feierlich eröffnet. In dem Allerhöchſten Befehl dazu wurde daſſelbe in ſeinen Verhandlungen, Geſchäftsgang und Beſchlüſſen auf die Grundlage der evangeliſchen Conſiſtorien im ruſſiſchen Reiche, auf die ſchwediſche Kirchenordnung und verzüglich auf die allgemeinen Reichsgeſetze verwieſen. Von nun an handelte es in ſeinem kirchlichen Wirkungskreiſe als adminiſtrative, und als gerichtliche Behörde in erſter Inſtanz. Bei der Inſtallation waren, auſſer den Conſiſtorialen, ein und zwanzig Paſtoren erſchienen; dieſe hielt ich dem Kirchengeſetze Cap. XXV zu Folge noch den 24. bis 29. Januar zurück, um in einer zahlreichen Prieſterverſammlung, I. über den liturgiſchen Gang und die dazu entworfenen Formulare bei allen Amtshandlungen; II. über die Studien, den Wandel und die Amtsverwaltung der Paſtoren; III. über Ordnung, Zucht und Sittlichkeit in den Gemeinden; IV über die Verwaltung des Schul-Amtes, über Unterrichts-Gegenſtände und Lehrmethode, und überhaupt über die wirkſamſte Erfüllung der beſtehenden, Allerhöchſt beſtätigten und vorgeſchriebenen Kirchengeſetze nach vier dazu angefertigten Entwürfen zu berathſchlagen, und nach Mehrheit der Stimmen zu beſchließen. Ihre Beſchlüſſe wurden hernach dem Conſiſtorio vorgelegt, hie und da modificirt, in vier Conſiſtorial-Verordnungen gebracht, von dem Conſiſtorio genehmiget, in der Kirche bekannt gemacht, und der adminiſtrativen Oberbehörde zur Einſicht unterlegt.

Hiermit hatte ich glücklich das Ziel erreicht, daß die nunmehr für den ganzen Conſiſtorial-Bezirk, provisorie, bis zur künftigen völligen Regulirung des evangeliſchen Kirchenweſens im ruſſiſchen Reiche aufgeſtellte gleichförmige Ordnung im Cultus, in der Paſtoral-Verwaltung in der Gemeindezucht und in der Schulverfaſſung nicht mehr, als das eigene Werk des Superintendenten, ſondern als das Werk des in der Verſammlung ausgeſprochenen gemeinſchaftlichen Willens ſämmtlicher Paſtoren, angeſehen und geachtet werden *müßte*, und auch geachtet *würde*, wenn craſſe *Unwiſſenheit* der beſſern Belehrung widerſtrebend, ſich nicht bisweilen noch hinter den Vorwand des *Gewiſſens* verſteckte, und in ſtrenger Aufrechthaltung des gemeinſchaftlichen Willens, wie meine Pflicht es fordert, mich der Herrſchſucht und Despotie beſchuldigte. Es iſt nunmehr Sache des Conſiſtoriums nur darauf zu halten und zu dringen daß von *Allen* pünktlich und treu erfüllet werde, was von Allen nach freier und nach hinlänglicher Discuſſion war beſchloſſen, und von dem Conſiſtorio genehmiget worden.

Ein viermonatlicher Urlaub, welcher höhern Ortes dem weltlichen Präſes und Director Conſiſtorii war gewähret worden, bürdete vom 16. May bis 4. October die ganze Laſt der Conſiſtorial-Geſchäfte mir allein auf. Indeſſen zeigten mancherlei Unordnungen und Widerſetzlichkeiten, welche im Laufe des Jahres in mehrern Colonial-Gemeinden unter dem Volke vorgefallen waren, und willkürliche Abweichungen von den heilſamen Einrichtungen und Anordnungen des Conſiſtoriums, welche ſich einige nach Willkür zu handeln gewohnte Kirchendiener erlaubt hatten, die Nothwendigkeit einer abermaligen Viſitation. Um dem vielſeitigen Unfug bei Zeiten mit Kraft zu begegnen, ließ ich in der Mitte Septembers ein eindringliches Rundſchreiben an ſämmtliche Gemeinden ergehen, und gab dem damaligen Senior Huber, Paſtor zu Uſt-Sulicha, den Auftrag, die 33 Gemeinden des Ciswolganiſchen Bezirkes nach einer ausführlichen Inſtruction zu viſitiren. Er begann das Werke mit ächt prieſterlicher Reſignation, in der ſchlechteſten Jahrszeit, am 1. October, und beendigte es am 22. November, mit gewiſſenhafter Treue, männlicher Feſtigkeit und nöthiger, doch durch Liebe gemilderter Strenge, in den Gemeinden die erſchlaffte Zucht wieder herſtellend, und, wo es nöthig war, die von der Unwiſſenheit, oder Lauigkeit erzeugte Willkür zur geſetzlichen Ordnung zurückweiſend.

Nachdem ich am 14. Januar 1823 des Evangeliums würdigen Diener Huber in das erledigte Paſtoral-Amt zu Saratow, und zugleich, auf höhern Befehl, zum geiſtlichen Aſſeſſor Conſiſtorii eingeſetzt hatte, begab ich mich ſelbſt am 20. Januar auf die Reiſe, um die 40 Colonial-Gemeinden am linken Wolgaufer zu viſitiren; und am 19. März war auch dieſe, des ungemein ſtrengen Winters wegen, ſehr beſchwerliche Arbeit vollbracht, zur Freude und zum Danke der eifrigen Paſtoren und chriſtlich geſinnten Kirchengenoſſen, welche in Wiederherſtellung und Aufrechthaltung der guten Zucht und Ordnung dieſer Unterſtützung bedurft hatten. Paſtoren, Schullehrer und mehrere Gemeinmänner zogen mit mir in jede Gemeinde ihres Kirchſpiels, um dem Verhör der Schulkinder, den Predigten, Katecheſen und Ermahnungen beizuwohnen; und einige alte Stammhalter des Chriſtenthumes folgten mir, zu meiner eigenen Erbauung und Begeiſterung, durch alle vierzig Colonien.

Da die Paſtoren von den 1820 eingeſetzten und organiſirten Kirchenvorſtänden, welche theils in Unthätigkeit, theils in Menſchenfurcht befangen lagen, bisher wenig Unterſtützung gefunden hatten; ſo verſammelte ich in jedem Kirchſpiele, vor dem Schluſſe der Viſitation, die Kirchenvorſtände ſämmtlicher, zum Kirchſpiele gehörigen Gemeinden, trug ihnen die, den Kirchenvorſtand betreffenden, Verordnungen vor, erklärte ſie ihnen ausführlich, nahm ihnen zur Bezeugung ihres ernſtlichen Willens, ſie gewiſſenhaft zu vollziehen, ihren Handſchlag und ihre Unterſchriften ab, und ermahnte ſie nachdrücklich zu eifriger Erfüllung ihrer, Gott zu Ehren übernommenen Pflichten.

Nach den mir eingereichten Verzeichniſſen beläuft ſich gegenwärtig die Zahl männlicher und weiblicher Seelen über ſieben Jahre, in beiden Colonial-Bezirken auf ſechs und funfzig tauſend vierhundert zwei und ſiebzig bei der Viſitation i. J. 1821 war die Total-Summa der Schulkinder neuntauſend fünfhundert vier; auf diesjähriger Viſitation ergab ſich die Total-Summa von zehntauſend achthundert neunzig; alſo um dreizehnhundert ſechs und achtzig Schulkinder mehr, als vor zwei Jahren. Dieſe große Kinderzahl wird von drei und ſiebzig ſchlecht belohnten Schuldienern unterrichtet; kaum nothdürftiges Auskommen ſetzt ſie außer Stand, ſich auch nur einige Mittel zur Selbſtbelehrung anzuſchaffen. Arbeit und Anſtrengung, um auch nur das kümmerliche Brod zu erwerben, benimmt ihnen die Zeit und die Luſt, der ihnen anderswoher dargebotenen Mittel zur Vermehrung ihrer Kenntniſſe ſich zu bedienen. In der Regel betrachtet der Coloniſt den Schulmeiſter als eine Gemeindelaſt; hat für den Unterricht ſeiner Kinder nicht das geringſte Intereſſe; verbraucht und verkrüppelt ſie lieber in der Wirthſchaft; ein Bauernknecht oder Viehhirt im Dorfe wird beſſer beſoldet, als der Schulmeiſter. Daher kommt, daß eine große Anzahl Kinder, nach ſieben halbjährigem Schulgange noch nicht im Stande iſt, richtig und fertig zu leſen; und doch läßt ſich für die Zukunft alle Verbeſſerung des religiöſen und ſittlichen, wirthſchaftlichen und bürgerlichen Zuſtandes der Coloniſten nur von beſſer erzogener und unterrichteter Jugend erwarten.

Nach beendigter Viſitation des transwolganiſchen Colonial-Bezirkes eilte ich, auch mein großes hiſtoriſches Werk mit dem zehnten Band zu vollenden. Ich fing ihn an am 26. März, und ſchrieb am 16. Junius das letzte Wort: Hiermit glaube ich als treuer Sohn meine Schuld an das Vaterland abgetragen zu haben. Gern hätte ich ihm, dem ich meine erſte Erziehung und die Erweckung meines Sinnes für Kunſt und Wiſſenſchaft verdanke, wichtigere Dienſte geleiſtet, hätte ſich nicht ein unerbittliches Verhängniß zwiſchen ihm und mir geſtellt. Vielleicht iſt es mir dennoch gelungen, ſo viel gethan zu haben, daß ich hoffen dürfe, in freundlichem Andenken der biedern Söhne und züchtigen Töchter Ungarns noch lange nach meiner Heimkehr zu leben.

Am 20. Junius ſetzte ich meine Viſitationsreiſe fort, von welcher ich am 10. September um ein theuers Haupt und liebendes Herz weniger, in Saratow wieder eintrat. Schon bei der Abreiſe aus Saratow litt meine Frau an völliger Erſchlaffung der Nerven; doch nicht mein Bitten, nicht der Freunde und der Aerzte Zureden, konnten ſie bewegen, daheim zu bleiben. Ich beſuchte die evangeliſchen Gemeinden in Penſa, Tambow, Räſan, Kaſan, Perm, Ekatharinenburg, Zlatawſt und Orenburg: überall ſegnete der Herr den Dienſt ſeines Dieners. Der Kirchenrath in Penſa kränkelte an Erſchlaffung. So edelmüthig auch der ächt religiös geſinnte, und für alles Gute unermüdet thätige Civil-Gouverneur, Herr Lubjanowski, den Bau einer evangeliſchen Kirche und Schule begünſtigte, ſo war doch zwei Jahre lang von der Gemeinde nichts geſchehen. Bei meiner Anweſenheit traten mehrere rechtſchaffene und kräftige Männer in den Kirchenrath; der Bau wurde angefangen, und die baldige Vollendung deſſelben läßt ſich mit gutem Grunde erwarten.

In Tambow würde ſich vielleicht alles evangeliſche Kirchenweſen in kurzem aufgelöſet haben, wäre es mir nicht gelungen, den Vice-Gouverneur Herrn Etatsrath und Ritter von Arnoldi zu bewegen, daß er mit einigen würdigen Männern den Kirchenrath zu neuem Leben erweckte und den Vorſitz bei demſelben übernahm.

In Räſan fand ich an dem damaligen Vice-Gouverneur, Herrn Etatsrath Peukert, einen ſehr religiös und kirchlich geſinnten, für das Reich Gottes freudig thätigen Mann. Ich ließ durch freie Wahl der verſammelten Gemeindeglieder den Kirchenrath neu beſetzen; und der Herr von Peukert weigerte ſich nicht, als Präſident dieſen neuerwählten Kirchenrath lebendig und thätig zu erhalten.

In Kaſan fand ich den Kirchenrath und die Gemeinde in beſter Ordnung, herzlicher Eintracht und regem Eifer. Dem General-Major von Röslein, als Präſidenten, die Profeſſoren Erdmann und Vogel, als Kirchenälteſten und den Adjunct-Profeſſor Krauſe, als Schriftführer, erkannte ich dort als kräftige Stützen der guten Ordnung und Zucht. Dringendſt wünſchten ſie, mit einem Diviſionsprediger und Paſtor baldigſt verſorgt zu werden; ſie verlangten den, als ſtellvertretenden Kirchen-Notarius, mich begleitenden Prieſter Vierek; er wurde auf meinen Antrag vom Conſiſtorio dazu vorgeſtellt und von dem Miniſter genehmiget.

In Perm konnte ich nur zwei, in Ekatharinenburg nur einen Tag verweilen; gewann jedoch überall ſo viel Zeit, um vorläufig einen Kirchenrath wählen zu laſſen, in erſterer Stadt auch zwei Mal die heilige Abendmahls-Liturgie zu feiern.

Zu Zlatawſt im hohen Ural-Gebirge hatte der Sectengeiſt zwiſchen evangeliſch lutheriſchen und evangeliſch reformirten Confeſſionsgenoſſen einige Saamenkörner der Zwietracht ausgeſtreuet; Gottes Geiſt aber ſtand mir bei, die Keime derſelben zu zerſtören, die getrennten Gemüther dieſer biedern Deutſchen befriedigend zu belehren, und ſie wieder zu vereinigen. Dafür gefiel es Ihm, mich ſchmerzlich heimzuſuchen, zu prüfen und zu ſchlagen. Meine kranke Lebensgefährtin hatte in Räſan, wo ſie mit ihren von fünfen noch übrigen Kindern, mit dem Sohne Euſebius und der Tochter Athanaſia, am $\frac{8}{20}$. Julius das heilige Abendmahl zum letzten Male aus meinen Händen empfing, und zu Kaſan, wo ſie noch allen gottesdienſtlichen Handlungen beiwohnte, ſich etwas erholet; darum widerſtand ſie meinen dringendſten Vorſtellungen und dem Antrage, in Begleitung ihrer Lieben nach Saratow zurückzureiſen, nachdrücklich und beharrlich: ſie hielt die ſorgfältigſte Verpflegung ihres Mannes für ihren heiligen Beruf, und in dieſem wollte ſie ſterben. Am $\frac{15}{27}$. Auguſt brachten wir ſie ſchon ganz entkräftet nach Zlatawſt. Am 18. trat mit heftigem Fieber eine Leberentzündung ein, welche, ohne daß ſie von ihrer ſchnell herannahenden Auflöſung und Scheidung von Manne und Kindern auch nur das geringſte Vorgefühl hatte, in völliger Bewußtloſigkeit am 21. im funfzigſten Jahre ihres Alters, ihrem zeitlichen Daſein ein Ende machte. Dankbar erkannten wir in dem Verhängniſſe des Allerhöchſten ſelbſt noch ſeine väterliche Hand, welche unſern Schmerz dadurch milderte, daß er die verewigte gerade in Zlatawſt, in einer chriſtlichen, liebreichen und herzlich theilnehmenden Gemeinde, zu ſich abrufen wollte, nachdem ſie alle Pflichten der gottſeligen Chriſtin, der treuen Gattin und ſorgfältigen Pflegerin, der zärtlichen Mutter und Lehrerin ihrer Kinder, der klugen Hausfrau und gottergebenen Dulderin erfüllet hatte. Sie liebte, und ward geliebt: die

Liebe der Gemeinde hatte ihrer entſeelten Hülle den Sarg und auf dem gemeinſchaftlichen Gottesacker das Grab bereitet.

Die Feier des heiligen Abendmahls mit der Gemeinde zu Orenburg milderte mir das wehmüthige Gefühl meiner Einſamkeit, und ſtärkte mich in der Reſignation. Nachdem ich dort den Paſtor *Olivier Holm* zum Diviſions-Prediger eingeſetzt hatte, eilte ich Tag und Nacht nach Hauſe. Auf der 37. Werſt vor Samara ſtürzte ich mit dem Wagen, wobei ich dicht um das linke Auge herum drei tiefe Stichwunden erhielt. Zwar blieb das Auge durch Gottes wunderbaren Schutz unverletzt; aber die Heilung der Entzündung und der Wunden hatte ſechs Wochen Zeit erfordert.

Erſt am 28. October konnte ich wieder öffentlich erſcheinen und, auf dringende Bitte der Catharinenſtädter Gemeinde, den, in ihrer großen Kirche neuaufgeführten Altar weihen. Er iſt das Werk einiger mit dem Paſtor *Wahlberg* vereinigten evangeliſchen Confeſſionsgenoſſen, welche die beträchtlichen Koſten freiwillig aus ihren Mitteln beſtritten hatten, nicht achtend die Anfeindung einer kleinen, von Sectengeiſt verblendeten Gegenpartei. Das Conſiſtorium hatte den Bau des Altars genehmiget, und ich durfte die Gelegenheit, die Gegenpartei eines beſſern zu belehren, wie meine Einweihungs-Rede zeigt, nicht zurückweiſen. — Am 11. November weihete ich den Candidaten *Guerich* zum Prieſter. Das Conſiſtorium ſtellte ihn hernach zur erledigten Diviſionsprediger-Stelle in Tambow vor, und nachdem im Januar 1824 des Miniſters Genehmigung eingegangen war; ſo reiſte ich mit ihm nach Tambow, um ihn daſelbſt am 10. Februar in das Amt einzuſetzen. —

Dort hatte ich ſchon auf einer frühern Viſitations-Reiſe, des verſtorbenen ruſſiſchen Majors und Stadtvoigts der Kreisſtadt Tſchembar, *Herrmann von Reimers*, ältere Tochter *Amalia*, hinterlaſſene kinderloſe Wittwe des Lehrers *Mauvillon*, ein einziges Mal in Geſellſchaft, ſo wie ſie mich, ohne irgend ein beſonderes Intereſſe, geſehen. Doch zeigte mir meine vieljährige Uebung in Beobachtung der Menſchen in ihr ein reines, nichts affectirendes, ſehr beſonnenes, und auf ihre Umgebungen ungemein aufmerkſames Weib, von hinlänglicher Verſtandesbildung und entſchloſſenem Charakter. Ich hörte ſie zierlich franzöſiſch, und richtig ruſſiſch ſprechen, mit Fertigkeit, Geſchmack und Ausdruck auf dem Fortepiano ſpielen; ich aber hatte, meiner Gewohnheit nach, nicht zehn Worte mit ihr geſprochen.

In dem Ueberblicke meines ſechsmonatlichen Halblebens, und in reiflicher Erwägung meiner gegenwärtigen äußern Lage fühlte ich jetzt das dringende Bedürfniß, einer treuen, weiblichen Seele, welche ich achten könnte, die meines Amtes Würde geziemend zu würdigen wüßte, auch durch ihre liebreiche Pflege in Verwaltung deſſelben mich zu unterſtützen verſtände. Ich bedachte, daß die überhäuften Geſchäfte meines Amtes mich verhindern, irgend eine Sorge für, und Aufſicht über die Hauswirthſchaft zu übernehmen, welches jedoch um ſo nöthiger wäre, je öfter ich in die Nothwendigkeit verſetzt werde, gegen Paſtoren und andere Genoſſen der evangeliſchen Kirche aus dem großen Bezirke meiner Diöces, Gaſtfreundſchaft zu bezeigen; daß ich jährlich reiſen müſſe, die Reiſen ſchon an ſich ſehr beſchwerlich, die Viſitations-Geſchäfte abmattend und krafterſchöpfend ſeyen; die Nahrung dabei, weder der Geſundheit zuträglich, noch immer genießbar ſey, wenn ich nicht ein ſorgſames Weib an meiner Seite hätte, die für meine angemeſſene und zuträgliche Verpflegung ſorgte. Dieß alles führte mir die ein Mal geſehene, fünf und dreißigjährige Wittwe in das Andenken zurück.

Ich erkundigte mich mit vieler Vorſicht bei allen, welche ſie ſchon ſeit einer Reihe von Jahren genauer kannten, nach ihrem Charakter und ihren bisherigen Verhältniſſen. Alle, und deren waren nicht wenige, ſtimmten in das Zeugniß von ihrer ſeltenen Gutmüthigkeit überein; ſie ſey von ihren biedern, deutſchen Eltern von Kindheit auf zur Ordnung, Häuslichkeit und Wirthſchaftlichkeit angehalten worden; ſie habe mit heroiſchem Entſchluſſe ſich mit *Mauvillon* verbunden, weil ſie ein Mal ihr Wort gegeben hatte, ob ſie gleich beſtimmte Kunde von ſeiner Krankheit hatte; ſie habe ihn, die ganzen 7 Jahre ihres Eheſtandes hindurch, auf dem Krankenbette pflegen müſſen, habe den größten Theil ihres ererbten Vermögens für ſeine Heilung hingegeben, und habe ihn beharrlich, mit ſeltener Treue, Geduld, Zartheit und Reſignation behandelt. — Zuverſichtlicher ſchritt ich nun zum Ziele; und der Paſtor *Guerich* erwiederte meinen Dienſt bei ſeiner Einſetzung in Tambow, mit ſeinem Dienſte unſerer ehelichen Einſegnung. Ob wir beide, da wir nicht miteinander alt geworden ſind, etwas, oder wer von uns beiden mehr gewagt habe, wird die Folge zeigen.

Vor Errichtung des Conſiſtoriums war in dem ganzen ſaratow'ſchen Colonial-Bezirk an kein kritiſches Journal, an keine gelehrte Zeitſchrift zu denken. Außer vieren iſt keiner der übrigen dreizehn Paſtoren im Stande, ohne ſeine Frau und Kinder darben zu laſſen ſich zu ſeiner weitern wiſſenſchaftlichen Fortbildung eine Anzahl Bücher anzuſchaffen. Da hielt ich es für nothwendig und heilſam, ihnen vor der Hand wenigſtens Gelegenheit zu geben, bei der ſie erkennen könnten, wie viel man ſtudieret, geleſen und gedacht haben müſſe, um nicht bloß der Paſtor-Benennung wegen, ſondern auch um des gediegenen Gehaltes und der gründlichen Kenntniſſe willen, geachtet zu werden. Zu dieſem Zwecke ließ ich, nach Vorſchrift des Allerhöchſt beſtätigten Kirchengeſetzes Cap. XXV im Januar 1824 funfzehn inhaltreiche Theſes, welche für Prolegomenen zu aller evangeliſch-kirchlichen Theologie gelten konnten, und neun liturgiſche und Paſtoral-Fragen ausgehen mit der Einladung an ſämmtliche Paſtoren, zur Discuſſion dieſer Theſen durch eigen dazu ernannte Opponenten und Reſpondenten in Saratow ſich einzuſtellen. Bereitwillig erſchienen alle bis auf drei, wovon zwei durch Krankheit, einer durch Urlaub nach Sct. Peterburg, verhindert waren, ſich einzufinden; doch bald mußte ich wahrnehmen, daß dieſe Prieſter-Verſammlungen anders eingerichtet werden müßten, wenn ſie von einigem erheblichen Nutzen ſeyn ſollten. Ich werde in Zukunft den heilſamen Zweck nicht leicht verfehlen, wenn es Gott gefällt mich länger in ſeinem Dienſte zu behalten.

Mehr frommte dem Ganzen eine Reiſe, welche ich durch acht Kirchſpiele auf dem rechten Wolga-Ufer unternahm. Da wurden mir in jedem ſämmtliche Kinder des Kirchſpiels, welche am letzten Pfingſtfeſte waren confirmirt worden, in der Kirche vorgeſtellt, zur Prüfung im fertigen und richtigen Leſen. Ich hatte die Freude, zu ſehen, daß, unter fünfhundert Kindern, nur gegen zehn, ſeit erlangter Confirmation, unterlaſſen hatten, ſich im Leſen zu üben; und die Paſtoren hatten die Genugthuung, daß die Eltern es einſehen mußten, wie ernſtlich es gemeint ſey mit der Conſiſtorial-Verordnung, nach welcher die Paſtoren nicht befugt ſeyen, irgend ein, des Leſens unkundiges Kind zur Confirmation anzunehmen.

Bald darauf hatte ich zwei neuerbaute Kirchen einzuweihen. In der einen geſchah es, der unbefugten Oppoſition wegen, von Seiten einiger Menſchen, denen jeder Gottesdienſt, den ſie nicht ſelbſt verrichten, zu lange dauert, in ziemlicher Unordnung; nicht ein Mal das vorgeſchriebene Abendmahl wurde gefeiert; und mich hielt nur die Gefahr eines allgemeinen Aergerniſſes zurück, augenblicklich wegzufahren. — In der andern, geſchah alles in ſchönſter Ordnung, wie es in meinen liturgiſchen Verſuchen S. 294 ff. ſteht, und in der *Allerhöchſt beſtätigten allgemeinen liturgiſchen Verordnung von 1805. §. 65.* in einigen Grundzügen verordnet wird.

Der Grund zu einer beſſern Ordnung der Dinge iſt nunmehr auch nach der *dritten* Kirchen-Viſitation gelegt: die unerſchütterliche Befeſtigung deſſelben, und der ſichere wohlgeordnete Fortbau darauf iſt nur durch die Mitwirkung des Herrn möglich. Es iſt das Feld des Herrn, nicht das unſrige, das wir bearbeiten; aber vergeblich arbeiten wir, wo Gott uns nicht vorgearbeitet hat; wir arbeiten ſträflich, wo wir uns für die alleinigen und erſten Arbeiter halten, und den Herrn als unſern Vorarbeiter eigenliebig überſehen. Wir arbeiten verderblich und zerſtörend, wo Er nicht *mit* uns arbeiten kann, weil wir lediglich nach unſern Einſichten, nach unſerm Eigendünkel nach unſerm Wollen, nicht nach Seinem Willen, mit der eiteln Freudigkeit des Wohlgefallens an uns ſelbſt, nicht mit der heiligen Freudigkeit unſerer Selbſtverläugnung, arbeiten wollen. Mit dieſer Anſicht hatte ich die Verwaltung meines Amtes angetreten; dieſe Anſicht hielt ich feſt, ſo oft Unzufriedenheit, Mißmuth und Verzweiflung mich ergreifen wollten, wenn ich ſehen mußte, wie geflieſſentlich phariſäiſche Eigengerechtigkeit, zeitkluge Eigenliebe, kleinliche Selbſtſucht, und anmaſſende Unwiſſenheit der guten Sache des Evangeliums entgegen arbeiten. Dieſe Anſicht tröſtet mich, wenn ich jetzt bei dem Ueberblicke meiner bisherigen Thätigkeit erkennen muß, daß ich, mit aller Arbeit, Anſtrengung und Aufreibung meiner Kraft, mir nur eine *kleine* Anzahl Freunde, und ein *ganzes Heer* von Feinden in der Nähe und in der Ferne erworben habe: denn feind mußten mir alle werden, welche zu eigenem Denken zu träge, zu eigenem Sehen zu blödſichtig, zu eigenem Unterſuchen zu bequem, alles glauben und nachbeten, was ihnen von anmaßenden Schwätzern aufgebunden wird, eben ſo alle, welche von *Religion* und *Kirche*, *Katholicismus* und *Papismus*, von *Evangelium*, *Reformation* und *Proteſtantismus* gelehrt, vornehm, oder gemein faſeln, ohne von allen dieſen Dingen auch nur einer richtigen und klaren Anſicht theilhaftig geworden zu ſeyn. Auch alle Feinde des *poſitiven bibliſchen Chriſtenthumes*, der ehrwürdigen *Kirche der erſten drei Jahrhunderte*, der *Augsburger Confeſſion*, des *urchriſtlichen von den erſten Reformatoren* wiederhergeſtellten Cultus; endlich alle, welche gegen kirchliche Zucht, Ordnung und Geſetzlichkeit ihre Ungebundenheit und Willkür geltend zu machen ſich beſtreben.

Und ſolcher Feinde wegen hätte ich volle fünf Jahre hindurch nichts thun, alle fünf gerade gehen laſſen, und mich gemächlich zum Tode mäſten ſollen, damit keine Unzufriedenheit durch Klagen laut würde? Bene facere et male audire; hoc vere regium, ſagt ein Alter. Alle meine Anträge waren richtig abgemeſſen, zu Recht beſtändig, und wiſſenſchaftlich begründet: immerhin möge unzufriedene Unwiſſenheit und Willkür laut werden; ich kann in keiner Klage unterliegen, wenn ich gehört werde; und ſollte ich ungehört verurtheilt werden, was kümmert es mich, den Greis, der nur noch einige Schritte bis zu dem Grabe zu machen hat? Und endlich, was habe denn ich gethan? Ueberall nichts; Alles das Conſiſtorium, und was von dieſem, kraft der ihm zuerkannten Episcopal-Rechte, eingerichtet, verfügt, verordnet worden iſt, war unbedingt nothwendig. Wenn aber durch collegialiſche Verbindung nicht nur höhere Befehle und Aufträge vollzogen, ſondern von ſich aus das Nöthige und Heilſame nach Erforderniß der Umſtände geſchehen ſoll: ſo muß doch im Collegio ſelbſt Einer ſeyn, welcher die nöthigen Anträge dazu macht, die Entwürfe ausarbeitet, ſie dem Collegio zur Prüfung, zur Verwerfung, oder zur Genehmigung vorlegt; worauf im letztern Falle der Antrag oder der Entwurf aufhört, Sache des Einzelnen zu ſeyn, und des Collegiums eigentliche Einrichtung oder Anordnung wird. Ueberall war ich nur dieſer Einzelne: und dazu hielt ich mich durch meine Kenntniſſe und durch meine fünfundvierzigjährige Erfahrungen in kirchlichen Angelegenheiten für berechtiget: nie war irgend etwas Weiteres von mir gethan worden.

„Alſo auch nicht die neue Prieſterkleidung; nicht das Baret; nicht die neue Liturgie; ſo frägt die Calumnie.“ — Nichts von dem allen! Den langen, weiten, den ganzen Körper bedeckenden Chormantel hatten einige Colonial-Paſtoren ſchon aus Deutſchland mitgebracht und getragen, bevor noch an ein Conſiſtorium in Saratow gedacht worden war; andere ſchafften ſich denſelben gern an, theils der Gleichförmigkeit wegen, theils weil er, als die wahre evangeliſche Predigertracht, in mehrern evangeliſchen Ländern nie abgeſchafft, in andern neuerlich wie z. B. im Preußiſchen, wieder eingeführt worden war; theils auch weil ſie ihn bei Winterfroſt und bei Sommerhitze gemächlich fanden, und die jüngern, welche ſonſt in Pantalons gekleidet am Altare erſchienen waren, es für anſtändig und ſchicklich erkannten, dieſe, dem Prieſterſtande ungeziemende Tracht, durch den Chormantel wenigſtens unſichtbar zu machen Anbefohlen iſt er keinem worden; aber ſchwerlich dürfte das Conſiſtorium die Pantalons bei dem Altardienſte geduldet haben; und ſollte ein Mal durch Gottes Gnade in den Geiſtlichen der evangeliſchen Kirche die böſe Sucht, ſich zu verweltlichen und zu verſtutzern, erſterben, ſo werden ſie wol auch in dem geſellſchaftlichen Umgange die beliebten Pantalons ablegen, und ſie den Armen ſchenken.

Für eben ſo ſchicklich und wohlthuend war das Baret von den meiſten, beſonders ältern Paſtoren, in Rückſicht unſerer hieſigen Local-Verhältniſſe, erkannt worden. Die Gottesverehrungen des Vormittags dauern gewöhnlich 1½, und bei der Feier des Abendmahls, mit 200 bis 300 Communicanten, auch 3 Stunden; die Katecheſen des Nachmittags für die ledigen Leute, Hausväter und Hausmütter, in der Regel zwei Stunden. Alle Kirchen ſind hier von Holz, ohne Winterfenſter, ohne Lehm- oder Sandſchlag über der Decke, ohne Oefen und Heitzung, hier und da noch zerbrochene Fenſterſcheiben, überall faſt zwiſchen den Balken durchſichtig, allen Winden und einer, der Geſundheit verderblichen, Zugluft im Winter und Sommer ausgeſetzt. Was ſollen die Paſtoren zur Verwahrung ihrer Geſundheit, bei oft 18 bis 28 Grad Kälte im Winter, und eben ſo viel Grad Hitze im Sommer, als nothwendige Kopfbedeckung in der luftigen Kirche tragen, wenn ſie gerade nicht beten, ſegnen, das Abendmahl conſecriren und ausſpenden? Der runde Huth würde ſchlecht zu dem Chormantel paſſen; da hingegen ein Baret ſo wie Luther, Calvin, Zwingli, Bugenhagen, Bucer, kurz die erſten ehrwürdigen Väter der wiederhergeſtellten evangeliſchen Urkirche, nach Anzeige ihrer Alten Bildniſſe, getragen hatten, zu dem kirchlichen Ornat die ſchicklichſte Kopfbedeckung iſt. Dafür mag es auch der religiöſe und gründliche gelehrte Lüneburger Superintendent Caspar Calvör gehalten haben, als er ſchrieb: Die Barete, die runden ſowol als die viereckigen, ſind größtentheils abgekommen; dafür gefallen uns jetzt mehr weltliche, ja ſogar militäriſche Hüte, zu großer Schande unſers Standes.

Der überall in der Saratower Diöces gleichförmige liturgiſche Gang, mit Beibehaltung der altkirchlichen Formeln und Collecten, iſt zwar von mir vorgeſchlagen; aber nicht von mir, ſondern vom Conſiſtorio vorgeſchrieben worden. Meine liturgiſchen Verſuche gründen ſich darauf, und ich habe ſie als Schrift eines Privat-Gelehrten, dem Drucke übergeben, weil ich es der evangeliſchen Kirche, der ich angehöre und diene, und auch mir ſelbſt, ſchuldig war, den öffentlichen und den im Dunkeln ſchleichenden Calumnianten offen zu begegnen. Der mich nun noch, ohne die Vorrede und die Anmerkungen zu dem Werke geleſen zu haben, oder nachdem er ſie geleſen hat, durch giftige Unterſchiebungen und Verdrehungen eines Krypto-Papismus, oder Jeſuitismus beſchuldiget, der ſtellt ſich ſelbſt jedem unbefangenen und rechtſchaffenen Kirchengenoſſen, als boshaften Läſterer dar. Meine evangeliſche Geiſtes-Freiheit behauptend, habe ich bisher ſo oft mein Amt mich dazu verpflichtete, mit ſtrenger Beobachtung des vom Conſiſtorio vorgeſchriebenen liturgiſchen Ganges, gerade ſo, wie in den liturgiſchen Verſuchen ſteht, liturgiſirt; wobei ich die evangeliſche Geiſtesfreiheit anderer, welchen das Neuere und Moderne gemüthlicher iſt, als das, durch die erſten drei Jahrhunderte der Kirche Jeſu üblich Gewordene, und von den erſten Reformatoren Luther, Bugenhagen, Regius, Chemnitius u. ſ. w. Beibehaltene, völlig unangefochten laſſe, unbekümmert, ob irgend einer der mir untergebenen Paſtoren in Nebenſachen meiner oder ſeiner eigenen Formeln ſich bedienen wolle, wenn er nur den liturgiſchen Gang, nach Vorſchrift des Conſiſtoriums, dem er zum Gehorſam verpflichtet iſt, pünctlich beobachtet.

Die Erfahrungen an mir ſelbſt und an andern haben mir die Ueberzeugung aufgedrungen, daß die kräftigſten Mittel, auf Menſchen zu wirken, größtentheils in dem Gebiete des Gefühls liegen, und daß in dem Menſchen die Richtigkeit ſeines Verſtandes, die Antriebe zur Tugend, und die Reinigkeit der Sitten, mit der Reinigkeit, Wärme und Stärke ſeines religiöſen Gefühls in dem genaueſten Verhältniſſe ſtehen; mithin durch die Anregung, Verſtärkung und Begeiſterung deſſelben, unfehlbar auch alle übrigen Zwecke erreicht werden. Wenn es demnach in allem öffentlichen und gemeinſchaftlichen Cultus weniger um kalte Belehrung des Verſtandes, als um Erhebung, Erleuchtung und Begeiſterung des Gemüthes, zu thun iſt; ſo möchte für die evangeliſche Kirche bei weitem kein beſſerer Zuſtand zu hoffen ſeyn, ſo lange gelehrte, welt- und zeitkluge Prediger, ihrer ermangelnden Empfänglichkeit wegen, von Gottes Geiſt nicht auch zu Prieſtern geweiht werden können; ſo lange Prediger und Gemeinden die Predigt für das Eine und Höchſte des gemeinſchaftlichen Gottesdienſtes, und die Liturgie lediglich für eine, nach Zeiten, Umſtänden und Geſchmack wandelbare Nebenſache halten, und als ſolche, ohne Anſtand und Würde, ohne Andacht und Begeiſterung verrichten. Schule und Beleſenheit, Fleiß und Uebung können bei ausgezeichneten Talenten vortreffliche Redner bilden; aber die Bildung eines von und mit Gott erfüllten Liturgus iſt ausſchließend das Werk der Gnade, das iſt, der Erleuchtung, der Entflammung und der Salbung des göttlichen Geiſtes. Jene werden gefallen, werden bisweilen in den Zuhörern auch ihr bereits erlangtes religiöſes und ſittliches Wiſſen aufregen, lebhafter und deutlicher machen, und ſie dadurch in ihrer religiöſen und moraliſchen Geſinnung beſtärken; aber nicht leicht werden ſie mit ſchöner, kunſtgerechter Rede, mögen ſie auch noch ſo kräftig und würdevoll ſprechen, den Zuhörer im Innerſten ergreifen und wirkſame Rührung hervorbringen: da hingegen der wahrhaft begeiſterte Liturg, wenn er am Altare in göttlicher Exaltation ſeines gottſeligen Gemüthes für ſich und für die Gemeinde betet, oder das Allerheiligſte unſerer Kirche feiert, alle Mal das Innerſte des Menſchen durchdringen und zu Gott erheben, und wenn er vom Lehrſtuhle des Evangeliums zur Gemeinde ſpricht, ſelbſt bei dürftigerer Gelehrſamkeit, auch als geiſt- und kraftvoller Evangeliſt eindringlich wirken wird. Von mir ſelbſt muß ich bekennen, daß ich in Wien, Carolath, Breslau, Berlin, Dresden, Leipzig, Hannover, große und berühmte Prediger, Redner, zu deren Predigten vornehme Herren und Frauen vom früheſten Morgen an durch ihre Bedienten die Plätze in der Kirche für ſich in Beſitz nehmen und aufbewahren ließen, wahre Bourdaloue, Maſſillone, Zollikofer, Reinhardte ꝛc. gehöret, und an dem gediegenen Gehalt ihrer Reden und an dem Geiſte ihrer Beredſamkeit hohes Wohlgefallen empfunden habe; doch gerührt, ergriffen, erwärmt uud begeiſtert hatte mich nicht einer; da hingegen der zu Wien in der Capuziner-Kirche am 25. März 1782 liturgiſirende und am 31. März ſegnende Papſt Pius der VI. mich gewiß zum religiöſen Gläubigen umgeſchaffen hätte, wäre ich damals ſchon fähig geweſen, den wichtigen Unterſchied zwiſchen Religion und Kirchenthum zu faſſen. Noch mehr, ganz anders, als von der ſchönen Bergpredigt des göttlichen Predigers bei Matth. V. fühle ich mich ſeit drei und zwanzig Jahren bis auf den heutigen Tag durch das

Gebet des göttlichen Liturgus bei Johann. XVII. angeſprochen, durchdrungen und zu Gott, dem Urquell alles Lichtes, aller Gaade und Wahrheit, empor gehoben.

Mein gegenwärtiges Seyn.

Frei von jedem chroniſchen Uebel, beginne ich mein ſiebzigſtes Jahr; leide an keinem organiſchen Fehler, weiß nichts von Hämorrhoiden, Migraine, Gicht und dergleichen; empfinde nicht die geringſte Mühſeligkeit eines herannahenden Alters; fühle mich in allen Functionen des Geiſtes und im Gebrauche ſeines Körpers ganz ſo lebendig, rege, kräftig und ausdauernd, wie im zwanzigſten Jahre meines Lebens. Ernſt und Frohſinn, raſche Entſchloſſenheit und unbiegſame Beharrlichkeit, männliche Feſtigkeit und kindliche Treuherzigkeit, ſind die ſtets wiederkehrenden Grundtöne in der Fuge meines Lebens, welche durch eine ſanfte Schwärmerei in unſtörbarer Harmonie erhalten werden. Freilich müſſen bisweilen einige Diſſonanzen darin dazwiſchen tönen; wol donnere ich zu Zeiten mit kräftiger Stimme im Hauſe, als wenn ich alles zerſtören und vernichten wollte, über manches, was anders iſt, als es ſeyn ſollte; aber in meinem Innerſten herrſcht Ruhe, Friede und ungetrübte Heiterkeit. Aerger, Zorn, Gift und Galle haben mir noch keine Minute des Lebens verbittert.

Meine tägliche Lebensweiſe iſt einfach und gleichförmig. Nach dem gemeinſchaftlichen Morgenſegen und Morgengenuß, ziehe ich mich bis Mittag 2 Uhr in meine Bibliothek zurück; ſie iſt wieder, außer einem reichlichen hiſtoriſchen, philoſophiſchen und theologiſchen Vorrath, mit einer ziemlich vollſtändigen Sammlung griechiſcher und römiſcher Claſſiker, griechiſcher und lateiniſcher Kirchenväter bereichert, mit welchen ich in dem vertrauteſten Umgang lebe, und die ſeligſten Stunden der Weihe des Geiſtes feyere. Fade, herzloſe, geiſtesleere Geſellſchaften beſuche ich nie; wer zu mir kommt, wird freundlich, zutraulich, oder vornehm, je nachdem er es verdienet, behandelt. Nach Tiſche gewähret mir die Frau eine kleine Zeit muſikaliſchen Kunſtgenuß. Abends nach 7 Uhr leſe ich meiner Familie vor; weder unter jenem, noch unter dieſem ſehe ich es gern, wenn heterogene Weſen, oder zudringliche Zeitdiebe, mich unterbrechen.

Frei von allen liturgiſchen, philoſophiſchen, kirchlichen, politiſchen und bürgerlichen Antipathien, ſuche und fliehe ich die Menſchen nicht; offen und ohne Vorbehalt gebe ich mich jedem hin, der keine Luſt verräth, entweder mir zu imponiren, oder nach ſeiner Art aus mir zu machen, was ich nicht bin. Aus eigenem Triebe nähere ich mich niemanden, als dem Wahrhaften, Einfachen, Anſpruchloſen, entſchieden Achtungswürdigen. Die Geſetze der Wohlanſtändigkeit in Ehren haltend, opfere ich doch der Convenienz auch nicht das Geringſte von meiner Eigenthümlichkeit. Darum tauge ich auch, nur in der einen, mir eigenthümlichen Anſicht von der Welt, für ſie. Ich betrachte ſie als einen ungeheuer großen Saal in drei Abtheilungen; in einer ſind lauter Kinder, in der andern nichts als Kranke, die dritte iſt mit Narren angefüllt; ich bin in jeder zu Hauſe, habe in jeder meinen Platz, finde in jeder meines Gleichen; weiß, in der erſten ſorglos und frohſinnig zu ſpielen, in der zweiten gemächlich zu liegen und jedem Regime mich zu unterwerfen, in der dritten die Süſſigkeit des desipere in loco zu genießen. Deſſen ungeachtet muß ich aus dem Betragen der Menſchen gegen mich ſchließen, daß mir noch ſo manche eigenthümliche Züge eines Menſchen, der ſich größtentheils ſelbſt erziehen mußte, mit einer Menge Beſonderheiten des ehemaligen Kloſtermannes, Univerſitäts-Lehrers, und Einſiedlers ankleben mögen, bei deren, wenn nicht ganz widrigen, doch auffallenden Anblicke, man durchaus nicht weiß, was man aus mir machen ſoll. Ich lebe daher des feſten Glaubens, daß ich nirgends in der Welt beſſer aufgehoben ſei, als in der Einſamkeit.

Der Menſch außer mir iſt für mich, in Beziehung auf Moralirät, kein Gegenſtand der Beurtheilung und Würdigung mehr. Mein Sinn iſt biegſamer und gefälliger, meine Geſinnung liberaler, mein Geiſt freier und heiterer geworden, indem ich alle Forderungen an Menſchen habe dahin fahren laſſen. Auf dem Platze, auf den ſich jeder vor mir ſtellt, laß ich ihn ſtehen, bis er ſich ſelbſt einen andern wählt. In meiner Begegnung und Behandlung folge ich jedem, wohin er mich haben will, und verrathe höchſtens einige Zerſtreuung, wenn er mir lange Weile macht. Sein Inneres, die Beſtimmung des Grades ſeines ſittlichen Werthes und ſeiner Würde, überlaſſe ich mit heiliger Ehrfurcht, Gott und ſeinem Gewiſſen. Der Menſch iſt ſich ja ſelbſt ein Räthſel; iſt ſich ja ſelbſt ein Buch, in welches die Zeit nur die Vorrede und die Einleitung ſchreibt, den Inhalt erſt die Ewigkeit ſchreiben wird. Ich ſehe keinen moraliſchen Böſewicht mehr in der Welt; das Vergrößerungsglas oder der Hohlſpiegel, wodurch andere Menſchen noch dergleichen ſehen, iſt mir zerbrochen; ohne denſelben ſieht ſie nur Gott.

In meiner Selbſtanſchauung finde ich die Hoffnung des Lichtes, das wenigen ahnet, viele es ſchon als gegenwärtig verkündigen, und das doch erſt nach Jahrtauſenden allgemein und überall aufgegangen ſein wird. Das gemüthliche Zeitalter iſt verſchwunden; mit dem Schönen, Guten und Edeln, was in demſelben war geſchaffen worden; es wuchert und glänzt die merkantiliſche Zeit, in der wir leben; ſie will das Schöne, Gute und Edle zur gewinnbringenden Waare machen; nur das Nützliche und Zuträgliche iſt ihr wahr und gerecht: aber eben dadurch beſchleuniget ſie nur ihren unvermeidlichen Bankrott; aber in der Maſſe wird eine beträchtliche Summe heller und allſeitiger Anſichten von den allgemeinen menſchlichen Angelegenheiten, Einrichtungen, Anſtalten, von ihrer Zweckmäßigkeit und ihrem nähern oder entferntern Verhältniſſe zu dem Ideal der Weisheit und der Gerechtigkeit übrig bleiben, in die neue Zeit übergehen, Klarheit des Geiſtes und Wärme des Herzens in innigſte Verbindung ſetzen. Dann erſt und damit wird die Zeit der Aufklärung erſcheinen.

Ich habe einen Zeitraum voll großer und fruchtbarer Erſcheinungen verlebt. Friedrich des II., Ganganelli's, Joſeph des II. und Napoleons Zeit war auch die meinige; das erſte Jahr des ſiebenjährigen Krieges war auch das erſte meines Lebens. An der Joſephiniſchen Reform hatte ich keinen ganz unwichtigen Antheil; ihr verdanke ich auch meine Befreiung aus einem Stande, zu dem ich zwar nicht berufen, doch zu meinem Heil, gerade in den gefährlichſten Jahren für meinen moraliſchen Character, gut aufgehoben war. Drei Mal hatte ich Gelegenheit, Napoleon in Berlin zu ſehen; jedes Mal ſo nahe, daß nur der Mann, mit dem er ſprach, zwiſchen ihm und mir ſtand. Ein Mal ſtanden hinter mir ein Preußiſcher Invalide und ein Karrenſchieber: Jener ſagte, auf Napoleon hinweiſend: „möchte ich doch wiſſen, was der Menſch noch will!“ — „ich,“ erwiederte der Karrenſchieber, „möchte lieber wiſſen, was unſer Herrgott mit ihm will.“ — Mich ließ ſein Anblick eiskalt; ſein hin und her ſchwebender, nirgends Stand haltender Blick, und die unſtäten, eckigen Bewegungen ſeines Körpers; beides mir Zeichen eines zerriſſenen Gemüthes, machten auf mich den widrigſten Eindruck. Ich betrachtete ihn als Werkzeug der Vorſehung, um das Menſchengeſchlecht von dem Tode der ſinnlichen Auflöſung und Verweſung zu einem neuen Leben des Geiſtes, der Kraft und der Einigung zu erwecken. Da er nur zu deutlich zeigte, daß er nicht bloßes Werkzeug, ſondern wirkende Urſache ſelbſt ſeyn wollte; ſo war mir ſein baldiger Sturz gewiß. Der Americaniſche Befreiungs-Krieg, Polens Theilung, die Franzöſiſche Revolution und das Emporſtreben der Griechen zur National-Freiheit, verdeutlichten meine Anſichten von Welt-Angelegenheiten, von dem Werden, Steigen, Fallen und Wiederaufſtehen der Völker. Von jeher fühlte ich mich getrieben, für meine Betrachtungen nicht die Ordnung, ſondern die Verwirrung zu wählen, und die Dinge lieber in ihrer Geburt, als in ihrer Reife zu betrachten. Noch als Neuling im Kloſterleben, wollte es mir nie gelingen, in den Stunden der Contemplation, nach der Vorſchrift meines Novitzmeiſters, mich immer nur mit dem Leiden und Sterben des Welterlöſers zu beſchäftigen. Die Entwickelung der Welt aus dem Chaos in ſechs Gottestagen, deren einer nach dem Pſalmiſten vor Gott iſt, wie tauſend, nach der Lehre der Indier wie zwölf Millionen unſerer Jahre; der Untergang der Welt durch die Sündfluth, das Gewirre der reinen und unreinen Thiere in Noachs Arche; die Verwirrung der Bauleute bei dem Thurme zu Babel; die Zerſtörung Jeruſalems; die Kreuzzüge und dergleichen, waren die Gegenſtände, bei welchen mein beſchauender Geiſt am liebſten weilte; und der Entſtehung des Neuen aus dem Alten, der Ruhe aus der Erſchütterung, der Einigkeit aus der Zwietracht, der Ordnung aus der Zerrüttung, der Liebe aus dem Haſſe nachforſchte. Und ſo treibt es mich auch jetzt noch überall im Geiſte hin, wo Verwirrung und Auflöſung ein neues Werden verkündigen, ohne Theilnahme an dem einen, oder dem andern; nur um an der Werkſtätte des ewigen Geiſtes ſelbſt in ruhiger Andacht zu ſchauen oder zu errathen, was für alle Zukunft daraus erfolgen müſſe.

In meinem gegenwärtigen Beruf, welcher reich iſt an Sorgen und Mühen, an Unruhen und Reitzungen zur Unzufriedenheit, arbeite ich, bald verkannt, bald mißverſtanden, mit Geduld, ohne Freude der Selbſtgefälligkeit, nicht ſchonend meiner Kräfte, nicht ſcheuend den Kampf gegen Unwiſſenheit und Eigendünkel, gegen Willkür und Eigenſinn: heitern Sinnes und ruhigen Herzens, den Erfolg Demjenigen anheimſtellend, Deſſen Werk ich treibe, mich nur als leidendes Werkzeug in Seiner Hand betrachtend. Und obgleich das Amt, das ich trage, meiner literariſchen Muſe mich ganz entzieht, und meiner Lieblingsbeſchäftigung widerſtrebet; ob ich gleich mit Paulus zu vielen ſagen kann: „Bei größter Bereitwilligkeit, alles daranzugeben, mich darüber ſelbſt noch darlegen zu laſſen für eure Seelen, werde ich dennoch ſehr wenig von euch geliebt:“ ſo verbietet mir doch mein Glauben an Gott, Entlaſſung von meinem Standpunkte zu verlangen. Ich ſoll und ich will darauf feſtſtehen und ausharren, bis es Ihm Selbſt gefällt, mich entweder zur Ruhe abzurufen, oder mich zu entlaſſen und in meine Einſamkeit zurückzuweiſen.

Wenn ich jetzt bisweilen die nicht kleine Reihe meiner Schriften überſchaue, ſo fühle ich mich gedrungen zum Danke gegen den Ewigen, daß Er mich durch Berufung zur Arbeit in Seinem Weinberge, genöthiget hat, mit Schreiben zu rechter Zeit aufzuhören. Die Schriften ſind durch die öffentliche Stimme der Kritik mehr gelobt, als getadelt worden; doch weder das eine, noch das andere aus dem oben angegebenen einzig richtigen Geſichtspunkte, aus dem ſie verfaßt worden, aus dem ſie folglich auch hätten gefaßt werden ſollen. Man hat ſich an den Körper gehalten; den Geiſt, das iſt, das Reſultat meines vieljährigen Denkens, Beobachtens und Erfahrens, theils mißverſtanden, theils völlig außer Acht gelaſſen. Das von andern, nur nicht ſo, Geſagte, als ſolches vornehm abgefertigt; das nie Geſagte, mir Eigenthümliche, übergangen. Man forderte die Bedingungen des Romans von mir, der ich nur Geiſteszuſtände durch ein romantiſches Kleid ſichtbar machen wollte; man verlangte von dem Gemüths-Himmel vollendete Kupferſtiche zur Anſchauung, der ich nur Himmelskarten zum Orientiren zu entwerfen verſuchte. Ich wünſchte daher, daß nie bloße Aeſthetiker zur Beurtheilung übernommen hätten, was nur für den religiöſen Philoſophen einigen Werth haben konnte. Ich wünſchte, daß ſie niemand zum Zeitvertreibe in die Hand genommen hätte, noch in Zukunft zum Zeitvertreib in die Hand nehmen möge; denn nicht dazu, ſondern zur Zeitbenutzung für mich und für andere, denen das Leben des Geiſtes, wie mir, hoher Ernſt, nicht leichtſinniges Spiel iſt, und die auf denſelben Wegen, wie ich, irren oder ſchwanken, ſind ſie geſchrieben.

Daß dieſe Früchte meiner Einſamkeit nicht nur mir, ſondern auch andern, zu ihrer Selbſtverſtändigung gedienet haben, davon bin ich urkundlich überzeugt worden. Aber auch Freunde haben ſie mir erworben, beſonders in meinem, mir theuern, Vaterlande, wo hoher Sinn, tiefes Gefühl, ruhiger Ernſt und raſtloſes Streben nach höherer Geiſtesbildung in ſeinen ächten Söhnen und Töchtern charakteriſtiſche Grundzüge ſind. Freudig und treuherzig gedenke ich unter dieſen des arbeitſamen Patrioten, Joſeph Niklas Kováchich mit ſeiner treuen Lebensgefährtin; des gottesfürchtigen und geiſtreichen Jugenderziehers, Johannes Reſeta; des von Gottes Geiſt geweihten Prieſters der frommen Schulen, Alerius Innocentius Greſchner; der gemüthlichen Frau Gräfin Thereſia Waldſtein, gebornen Gr. Sztáray, und ihrer Freundinnen, Gräfin Almáſy, geb. Gr. Haller; Freyin Splényi, geb. von Szily; der zartſinnigen Mutter, Gräfin Brunsvik, geb. Freyin Majthenyi: der beſcheidenen, herzlichen, reinweiblichen Gräfin Roſalie Kendeffi, geb. Fr. Jóſika; der gefühlvollen Naturfreundin, Freyin Jóſika, geb. Gräfin Cſáky. — Und wenn ihnen allen das Heilige, das ſchon längſt in ihren Gemüthern geſchrieben lag, Abälard und Heloiſe, Thereſia Bonaventura und Alonſo nur zum klaren Bewußtſeyn gebracht haben; ſo werden ſie im Glauben an eine Verwandſchaft der Geiſter in Gott auch dieſe Schrift, meines Werdens und Seyns getreue Darſtellung, als meinem Geiſte Befreundete mit lieblichem Wohlwollen hinnehmen.

Ich ſchließe ſie mit einem Act der Pietät:

Euch, nunmehr verklärten Geiſtern, dem einen den Gottes Vorſehung mir zur Mutter und Erzieherin, dem andern, welchen der Herr mir zur liebenden Gefährtin auf meiner ſpätern, einundzwanzigjährigen Wanderſchaft mitgegeben, und nachdem Er Sich Eurer als Werkzeuge zu dem, was er in Gnaden aus mir machen wollte, bedienet hatte, Euch hingenommen hat: Euch ſeyen und bleiben dieſe Blätter geweihet, als Urkunde meiner Dankbarkeit, und als Zeugniß unter den Töchtern der Erde, von der treueſten Erfüllung Euers Berufes in der Zeit; von dem, was eine Mutter, voll gottſeliger Gemüthlichkeit, und eine Gattin in gottergebener und zarter Weiblichkeit vermocht hatten!

Johann Gottlieb Fichte,

dieſer ausgezeichnete Denker, deſſen vollen Werth erſt die ſpätere, nicht von den jetzt vorherrſchenden Speculationen befangene Nachwelt ganz zu würdigen im Stande ſein wird, war der Sohn eines armen Bandwebers zu Rammenau bei Biſchofswerda in der Oberlauſitz und ward daſelbſt am 19. Mai 1762 geboren. Da der Knabe ſchon ſehr früh bedeutende geiſtige Fähigkeiten zeigte, ſo nahm ſich ein Herr von Miltitz wohlwollend deſſelben an. Anfangs von einem Pfarrer zu Niederau bei Meißen, dann auf der Kloſterſchule zu Pforta für den gelehrten Stand gebildet, ſtudirte er ſeit 1780 zu Jena, Leipzig und Wittenberg Theologie und ging dann, als ſich die Ausſicht zu einer Anſtellung im Vaterlande nicht eben günſtig zeigte, 1788 als Hauslehrer nach Zürich, wo er ſich mit einer Nichte Klopſtocks verlobte. Im Jahre 1790 nach Leipzig zurückgekehrt, lebte er daſelbſt als privatiſirender Gelehrter, vorzüglich mit dem Studium Kantiſcher Philoſophie beſchäftigt. Unglücksfälle, die den Vater ſeiner Braut trafen und die Verbindung verzögerten, bewogen ihn 1791 eine Hauslehrerſtelle in Warſchau anzunehmen, die er aber kaum dort angekommen, wieder aufgab. — Auf ſeiner Rückreiſe Königsberg berührend, ſchrieb er um ſich bei Kant auf eine würdige Weiſe einzuführen, binnen wenigen Tagen ſeine Kritik aller Offenbarungen. Dieſes Buch, das ohne Fichte's Namen erſchien, galt lange für eine Arbeit Kants, bis dieſer endlich ausdrücklich, unter verdienten Lobeserhebungen, den Verfaſſer nannte. Jetzt ſtand Fichte's Ruhm feſt und eine heitere Zukunft eröffnete ſich ihm. — Eine Informatorſtelle, welche er bis 1793 bei einem Grafen Krokow in der Nähe von Danzig bekleidet hatte, aufgebend, ging er nach Zürich und vermählte ſich mit der geliebten Braut. Hier lebte er in ſeines Schwiegervaters Hauſe, mit literäriſchen Arbeiten beſchäftigt, bis er 1794 an Reinhold's Stelle als Profeſſor der Philoſophie nach Jena gerufen ward. Jetzt begann er ſein eigenes philoſophiſches Syſtem zu gründen, und ſtrebte vorzüglich außerdem den Sinn der Studirenden zu leiten und zu veredeln. — Uneinigkeit mit ſeinen Collegen, Misverſtändniſſe aller Art und Fichte's perſönliche Heftigkeit und Unbeugſamkeit trugen jedoch böſe Früchte; man ſuchte ihn bei der Regierung als Atheiſten zu verdächtigen und er reichte in Folge dadurch veranlaßter Unterſuchungen, von augenblicklicher Aufwallung fortgeriſſen, ſein Entlaſſungsgeſuch ein, das auch ſogleich angenommen wurde. Er begab ſich nun (1799) nach Berlin, wo er eine ſehr freundliche Aufnahme fand, und lebte hier als Privatgelehrter bis 1805, wo er, jedoch nur auf kurze Zeit eine Profeſſur in Erlangen bekleidete. Die Kriegsunruhen trieben ihn ſpäter nach Königsberg und Kopenhagen, doch kehrte er bereits 1807 nach Berlin zurück, kühn in öffentlichen Reden, den Unterdrückungen der fremden Tyrannen Trotz bietend, und zu deutſcher Geſinnung ermuthigend. Im Jahre 1809 ward er Profeſſor der Philoſophie an der neu gegründeten Univerſität daſelbſt, und wirkte mit Kraft und Liebe. Noch größer und gewaltiger zeigten ſich aber ſein Eifer und ſeine Thätigkeit während des Befreiungskrieges und die Ausführung neuer, herrlicher Pläne reifte in ſeiner Seele, als er durch ſeine Gattin, welche ununterbrochen ſich in den Lazarethen der Krankenpflege gewidmet hatte, mit einem typhöſen Nervenfieber angeſteckt ward, das ihn am 27. Januar 1814 in voller Lebenskraft dahin raffte.

Seine Schriften ſind:

Verſuch einer Kritik aller Offenbarung. Königsberg, 1792.
Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publicums über die Revolution. O. O. 1793. —
Ueber den Begriff der Wiſſenſchaftslehre. Weimar, 1794.
Grundlage und Grundriß der geſammten Wiſſenſchaftslehre. 2 Thle. Jena, 1794.
Zurückforderung der Denkfreiheit an die Fürſten Europa's 1794.
Ueber die Beſtimmung des Gelehrten. Jena, 1794.
Grundlage des Naturrechts. Jena, 1796. 2 Thle.
Das Syſtem der Sittenlehre. Jena, 1798.
Appellation an das Publicum. Jena, 1799.
Die Beſtimmung des Menſchen. Berlin, 1800.
Sonnenklarer Bericht über das eigentliche Weſen der neueſten Philoſophie. Berlin, 1801.
Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. Berlin, 1806.
Ueber das Weſen des Gelehrten. Berlin, 1806.
Anweiſung zum ſeligen Leben. Berlin, 1806.
Reden an die deutſche Nation. Berlin, 1808.
Die Wiſſenſchaftslehre in ihrem ganzen Umfange. Berlin, 1810.
Ueber die einzig mögliche Störung der akademiſchen Freiheit. Rede. Berlin, 1812.
Ueber den Begriff des wahrhaften Krieges. Tübingen, 1815.
Die Thatſachen des Bewußtſeyns. Vorleſungen. Berlin, 1817.
Einzelne Abhandlungen und Aufſätze in Zeitſchriften u. ſ. w.

Fichte war der Erſte unter den deutſchen Philoſophen, welcher ein folgerechtes Syſtem des transcendentalen Idealismus aufſtellte, und daſſelbe mit ſeltenem Scharfſinn, außerordentlicher Kraft und einer bewundernswerthen dialectiſchen Kunſt durchzuführen und auszubilden wußte. Es zu entwickeln und in ſeinen Einzelnheiten zu würdigen, iſt hier nicht der Ort; wir verweiſen in dieſer Hinſicht den wißbegierigen Leſer, der nicht Philoſoph von Fach iſt, auf eine vortreffliche allgemein verſtändliche und klare Darſtellung dieſes Syſtems in *Ernſt Reinhold's* Handbuch der allgemeinen Geſchichte der Philoſophie. Gotha, 1830 II, 2. S. 170—246.

In ſeinen übrigen das allgemeine Intereſſe berührenden Schriften, zeichnet ſich F. hauptſächlich durch die ihm ganz eigenthümliche Stärke des Gedankens und der Sprache aus, welche beſonders zu einer Zeit, wo es galt, die Gemüther für einen hohen und großen Zweck zu begeiſtern, von mächtiger, außerordentlicher Wirkſamkeit war. Seine edle Geſinnung, ſein Streben für das Höchſte und Beſte, das der Menſch auf Erden zu erreichen vermag, die unerſchütterliche Treue, mit welcher er an dem einmal als recht Erkannten feſthielt, und allen Gefahren kühn die Stirn bot, zeigen ihn als das Vorbild eines echten, deutſchen Mannes, deſſen Andenken nicht genug geehrt werden kann, wie ſeine Schriften, abgeſehn von ihrem hohen, inneren Werthe, noch ſtets als ein Muſter deutſcher Proſa zu betrachten ſind.

Vgl.: J. G. Fichte's Leben und literariſcher Briefwechſel herausgegeben von ſeinem Sohne J. H. Fichte. Mit Fichte's Bildniß. Sulzbach, 1830—31.

Erſte Rede.*)

Unſere Zeit ſteht in dem dritten Hauptabſchnitte der geſammten Weltzeit, welcher Abſchnitt den bloßen ſinnlichen Eigennutz zum Antriebe aller ſeiner lebendigen Regungen und Bewegungen hat. In der einzigen Möglichkeit des genannten Antriebes verſteht ſie ſich ſelbſt auch vollkommen; und durch dieſe klare Einſicht ihres Weſens in dieſem ihren lebendigen Weſen wird ſie tief begründet und unerſchütterlich befeſtiget.

Was ſeine Selbſtſtändigkeit verloren hat, hat zugleich verloren das Vermögen, einzugreifen in den Zeitfluß, und den Inhalt deſſelben frei zu beſtimmen; es wird ihm, wenn es in dieſem Zuſtande verharret, ſeine Zeit, und es ſelber mit dieſer ſeiner Zeit, abgewickelt durch die *fremde Gewalt*, die über ſein Schickſal gebietet; es hat von nun an gar keine eigene Zeit mehr, ſondern ſeine Jahre nach den Begebenheiten und Abſchnitten fremder Völkerſchaften und Reiche. — So Deutſchland. — Es könnte ſich erheben aus dieſem Zuſtande, in welchem die ganze bisherige Welt ſeinem ſelbſtthätigen Eingreifen entrückt iſt, und in dieſer ihm nur der Ruhm des *Gehorchens* übrig bleibt, lediglich unter der Bedingung, daß ihm eine neue Welt aufginge, mit deren Erſchaffung es einen neuen und ihm eigenen Abſchnitt in der Zeit begönne, und mit ihrer Fortbildung ihn ausfüllte; doch müßte, da es einmal unterworfen iſt fremder Gewalt, dieſe neue Welt alſo beſchaffen ſein, daß ſie unvernommen bliebe jener Gewalt, und ihre Eiferſucht auf keine Weiſe erregte, ja, daß dieſe durch ihren eignen Vortheil bewegt würde, der Geſtaltung einer ſolchen kein Hinderniß in den Weg zu legen. Falls es nun eine alſo beſchaffene Welt, als Erzeugungsmittel eines neuen Selbſt und einer neuen Zeit, geben ſollte, für ein Geſchlecht, das ſein bisheriges Selbſt und ſeine bisherige Zeit und Welt verloren hat, ſo käme es einer allſeitigen Deutung ſelbſt der möglichen Zeit zu, dieſe alſo beſchaffene Welt anzugeben.

Nun halte ich meines Orts dafür, daß es eine ſolche Welt gebe, und es iſt der Zweck dieſer Reden, Ihnen das Daſein und den wahren Eigenthümer derſelben nachzuweiſen, ein lebendiges Bild derſelben vor Ihre Augen zu bringen, und die Mittel ihrer Erzeugung anzugeben.

Bevor ich jedoch dieſes Geſchäft beginne, muß ich ſie erſuchen, vorauszuſetzen, alſo daß es Ihnen niemals entfalle, und einverſtanden zu ſein mit mir, wo und inwiefern dies nöthig iſt, über die folgenden Punkte:

1) Ich rede für Deutſche ſchlechtweg, von Deutſchen ſchlechtweg, nicht anerkennend, ſondern durchaus bei Seite ſezzend und wegwerfend alle die trennenden Unterſcheidungen, welche unſelige Ereigniſſe ſeit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben. Sie ſind zwar meinem leiblichen Auge die erſten und unmittelbaren Stellvertreter, welche die geliebten Nationalzüge mir vergegenwärtigen, und der ſichtbare Brennpunkt, in welchem die Flamme meiner Rede ſich entzündet; aber mein Geiſt verſammelt den gebildeten Theil der ganzen deutſchen Nation, aus allen den Ländern, über welche er verbreitet iſt, um ſich her, bedenkt und beachtet unſer aller gemeinſame Lage und Verhältniſſe, und wünſchet, daß ein Theil der lebendigen Kraft, mit welcher dieſe Reden vielleicht Sie ergreifen, auch in dem ſtummen Abdrucke, welcher allein unter die Augen der Abweſenden kommen wird, verbleibe, und aus ihm athme, und an allen Orten deutſche Gemüther zu Entſchluß und That entzünde. Blos *von Deutſchen* und für *Deutſche* ſchlechtweg ſagte ich. Wir werden zu ſeiner Zeit zeigen, daß jedwede andere Einheitsbezeichnung oder Nationalband entweder niemals Wahrheit und Bedeutung hatte, oder, falls es ſie gehabt hätte, daß dieſe Vereinigungspunkte durch unſere dermalige Lage vernichtet, und uns entriſſen ſind, und niemals wiederkehren können; und daß es lediglich der gemeinſame Grundzug der Deutſchheit iſt, wodurch wir den Untergang unſerer Nation, im Zuſammenfließen derſelben mit dem Auslande abwehren, und worin wir ein auf ihm ſelber ruhendes, und aller Abhängigkeit durchaus unfähiges Selbſt, wiederum gewinnen können. Es wird, ſo wie wir dieſes letztere einſehen werden, zugleich der ſcheinbare Widerſpruch dieſer Behauptung mit anderweitigen Pflichten, und für heilig gehaltenen Angelegenheiten, den vielleicht dermalen mancher fürchtet, vollkommen verſchwinden.

2) Ich ſetze voraus ſolche deutſche Zuhörer, welche nicht etwa mit allem was ſie ſind, rein aufgehen in dem Gefühle des Schmerzes über unſern Zuſtand, und in dieſem Schmerze ſich wohl gefallen, und an ihrer Untröſtlichkeit ſich weiden, und durch dieſes Gefühl ſich abzufinden gedenken mit der an ſie ergehenden Aufforderung zur That; ſondern ſolche, die ſelbſt über dieſen gerechten Schmerz zu klarer Beſonnenheit und Betrachtung ſich ſchon erhoben haben, oder wenigſtens fähig ſind, ſich dazu zu erheben. Ich kenne jenen Schmerz, ich habe ihn gefühlt wie einer, ich ehre ihn; die Dumpfheit, welche zufrieden iſt, wenn ſie Speiſe und Trank findet, und kein körperlicher Schmerz ihr zugefügt wird, und für welche *Ehre, Freiheit, Selbſtſtändigkeit* leere Namen ſind, iſt ſeiner unfähig; aber auch er iſt lediglich dazu da, um in Beſinnung, Entſchluß und That uns anzuſpornen; dieſes Endzwecks verfehlend, beraubt er uns der Beſinnung und aller uns noch übrig gebliebnen Kräfte, und vollendet ſo unſer Elend; indem er noch überdieß, als Zeugniß von unſerer Trägheit und Feigheit, den ſichtbaren Beweis giebt, daß wir unſer Elend ver-

---

*) Aus Fichte's Reden an die deutſche Nation. Berlin 1808.

dienen. Keinesweges aber gedenke ich Sie zu erheben über dieſen Schmerz, durch Vertröſtungen auf eine Hülfe, die von außen her kommen ſolle, und durch Verweiſungen auf allerlei mögliche Ereigniſſe und Veränderungen, die etwa die Zeit herbei führen könne: denn, falls auch nicht dieſe Denkart, die lieber in der wankenden Welt der Möglichkeit ſchweifen, als auf das Nothwendige ſich heften mag, und die ihre Rettung lieber dem blinden Ohngefähr, als ſich ſelber, verdanken will, ſchon an ſich von dem ſträflichſten Leichtſinne, und der tiefſten Verachtung ſeiner ſelbſt zeugte, ſo wie ſie es thut, ſo haben auch noch überdieß alle Vertröſtungen und Verweiſungen dieſer Art durchaus keine Anwendung auf unſre Lage. Es läßt ſich der ſtrenge Beweis führen, daß kein Menſch und kein Gott, und keines von allen im Gebiete der Möglichkeit liegenden Ereigniſſen uns helfen kann, *ſondern daß allein wir ſelber uns helfen müſſen, falls uns geholfen werden ſoll.* Vielmehr werde ich Sie zu erheben ſuchen über den Schmerz, durch klare Einſicht in unſre Lage, in unſre noch übrig gebliebene Kraft, in die Mittel unſrer Rettung. Ich werde darum allerdings einen gewiſſen Grad der Beſinnung, eine gewiſſe Selbſtthätigkeit, und einige Aufopferung anmuthen, und rechne darum auf Zuhörer, denen ſich ſo viel anmuthen läßt. Uebrigens ſind die Gegenſtände dieſer Anmuthung insgeſammt leicht, und ſetzen kein größeres Maß von Kraft voraus, als man, wie ich glaube, unſerm Zeitalter zutrauen kann; was aber die Gefahr betrifft, ſo iſt dabei durchaus keine.

3) Indem ich eine klare Einſicht der Deutſchen, als ſolcher, in ihre gegenwärtige Lage hervorzubringen gedenke, ſetze ich voraus Zuhörer, die da geneigt ſind, mit eignen Augen die Dinge dieſer Art zu ſehen, keinesweges aber ſolche, die es bequemer finden, ein fremdes und ausländiſches Seh-Werkzeug, das entweder abſichtlich auf Täuſchung berechnet iſt, oder das auch natürlich, durch ſeinen andern Standpunkt, und durch das geringere Maß von Schärfe, niemals auf ein deutſches Auge paßt, bei Betrachtung dieſer Gegenſtände ſich unterſchieben zu laſſen. Ferner ſetze ich voraus, daß dieſe Zuhörer in dieſer Betrachtung mit eigenen Augen den Muth haben, redlich hin zu ſehen, auf das, was da iſt, und redlich ſich zu geſtehen, was ſie ſehen, und daß ſie jene häufig ſich zeigende Neigung, über die eigenen Angelenheiten ſich zu täuſchen, und ein weniger unerfreuliches Bild von denſelben, als mit der Wahrheit beſtehen kann, ſich vorzuhalten, entweder ſchon beſiegt haben, oder doch fähig ſind, ſie zu beſiegen. Jene Neigung iſt ein feiges Entfliehen vor ſeinen eignen Gedanken, und kindiſcher Sinn, der da zu glauben ſcheint, wenn er nur nicht ſehe ſein Elend, oder wenigſtens ſich nicht geſtehe, daß er es ſehe, ſo werde dieſes Elend dadurch auch in der Wirklichkeit aufgehoben, wie es aufgehoben iſt in ſeinem Denken. Dagegen iſt es mannhafte Kühnheit, das Uebel feſt in's Auge zu faſſen, es zu nöthigen, Stand zu halten, es ruhig, kalt und frei zu durchdringen, und es aufzulöſen in ſeine Beſtandtheile. Auch wird man nur durch dieſe klare Einſicht des Uebels Meiſter, und geht in der Bekämpfung deſſelben einher mit ſicherem Schritte, indem man, in jedem Theile das Ganze überſehend, immer weiß, wo man ſich befinde, und durch die einmal erlangte Klarheit ſeiner Sache gewiß iſt, dagegen der andere, ohne feſten Leitfaden, und ohne ſichere Gewißheit, blind und träumend herumtappt.

Warum ſollten wir denn auch uns ſcheuen vor dieſer Klarheit? Das Uebel wird durch die Unbekanntſchaft damit nicht kleiner, noch durch die Erkenntniß größer; es wird nur heilbar durch die letztere; die Schuld aber ſoll hier gar nicht vorgerückt werden. Züchtige man durch bittere Straf-Rede, durch beiſſenden Spott, durch ſchneidende Verachtung die Trägheit und die Selbſtſucht, und reize ſie, wenn auch zu nichts beſſerem, doch wenigſtens zum Haſſe und zur Erbitterung gegen den Erinnerer ſelbſt, als doch auch einer kräftigen Regung, an, — ſo lange die nothwendige Folge, das Uebel, noch nicht vollendet iſt, und von der Beſſerung noch Rettung oder Milderung ſich erwarten läßt. Nachdem aber dieſes Uebel alſo vollendet iſt, daß es uns auch die Möglichkeit, auf dieſe Weiſe fortzuſündigen benimmt, wird es zwecklos, und ſieht aus wie Schadenfreude, gegen die nicht mehr zu begehende Sünde noch ferner zu ſchelten; und die Betrachtung fällt ſodann aus dem Gebiete der Sittenlehre in das der Geſchichte, für welche die Freiheit vorüber iſt, und die das Geſchehene als nothwendigen Erfolg aus dem Vorhergegangenen anſieht. Es bleibt für unſere Reden keine andere Anſicht der Gegenwart übrig, als dieſe letzte, und wir werden darum niemals eine andere nehmen.

Ich ſagte im Eingange meiner Rede, daß die Selbſtſucht ſich durch ihre vollſtändige Entwicklung ſelbſt vernichte, indem ſie darüber ihr Selbſt, und das Vermögen, ſich *ſelbſtſtändig* ihre Zwecke zu ſetzen, verliere.

Bis zu ihrem höchſten Grade entwickelt iſt die Selbſtſucht, wenn, nachdem ſie erſt mit unbedeutender Ausnahme die Geſammtheit der Regierten ergriffen, ſie von dieſen aus ſich auch der Regierenden bemächtigt, und deren alleiniger Lebenstrieb wird. Es entſteht einer ſolchen Regierung zuvörderſt nach außen die Vernachläſſigung aller Bande, durch welche ihre eigene Sicherheit an die Sicherheit anderer Staaten geknüpft iſt, das Aufgeben des Ganzen, deſſen Glied ſie iſt, lediglich darum, damit ſie nicht aus ihrer trägen Ruhe aufgeſtört werde, und die traurige Täuſchung der Selbſtſucht, daß ſie Frieden habe, ſo lange nur die eignen Gränzen nicht angegegriffen ſind; ſodann nach innen jene weichliche Führung der Zügel des Staats, die mit ausländiſchen Worten ſich Humanität, Liberalität und Popularität nennt, die aber richtiger in deutſcher Sprache Schlaffheit und ein Betragen ohne Würde zu nennen iſt.

Wenn ſie auch der Regierenden ſich bemächtigt, habe ich geſagt. Ein Volk kann durchaus verdorben ſein, d. i. ſelbſtſüchtig, denn die Selbſtſucht iſt die Wurzel aller andern Verderbtheit, — und dennoch dabei nicht nur beſtehen, ſondern ſogar äußerlich glänzende Thaten verrichten, wenn nur nicht ſeine Regierung eben alſo verdirbt; ja die letztere ſogar kann auch nach außen treulos und pflicht- und ehrvergeſſen handeln, wenn ſie nur nach innen den Muth hat, die Zügel des Regiments mit ſtraffer Hand anzuhalten, und die größere Furcht für ſich zu gewinnen. Wo aber alles eben genannte ſich vereiniget, da gehet das gemeine Weſen bei dem erſten ernſtlichen Angriffe, der auf daſſelbe geſchieht, zu Grunde, und ſo, wie es ſelbſt erſt treulos ſich ablöſ'te von dem Körper, deſſen Glied es war, ſo löſen jetzo ſeine Glieder, die keine Furcht vor ihm hält, und die die größere Furcht vor dem Fremden treibt, mit derſelben Treuloſigkeit ſich ab von ihm, und gehen hin, ein Jeder in das Seine. Hier ergreift die nun vereinzelt ſtehenden abermals die größere Furcht, und ſie geben in reichlicher Spende, und mit erzwungen fröhlichem Geſichte dem Feinde, was ſie kärglich und äußerſt unwillig dem Vertheidiger des Vaterlandes gaben; bis ſpäterhin auch die von allen Seiten verlaſſenen und verrathenen Regierenden genöthigt werden, durch Unterwerfung und Folgſamkeit gegen fremde Plane ihre Fortdauer zu erkaufen; und ſo nun auch diejenigen, die im Kampfe für das Vaterland die Waffen wegwarfen, unter fremden Panieren lernten, dieſelben gegen das Vaterland tapfer zu führen. So geſchieht es, daß die Selbſtſucht durch ihre höchſte Entwicklung vernichtet, und denen, die gutwillig keinen andern Zweck, denn ſich ſelbſt, ſich ſetzen wollten, durch fremde Gewalt ein ſolcher anderer Zweck aufgedrungen wird.

Keine Nation, die in dieſen Zuſtand der Abhängigkeit herabgeſunken, kann durch die gewöhnlichen und bisher gebrauchten Mittel ſich aus demſelben erheben. War ihr Widerſtand fruchtlos, als ſie noch im Beſitze aller ihrer Kräfte war, was kann derſelbe ſodann fruchten, nachdem ſie des größten Theils derſelben beraubt iſt? Was vorher hätte helfen können, nämlich wenn die Regierung derſelben die Zügel kräftig und ſtraff angehalten hätte, iſt nun nicht mehr anwendbar, nachdem dieſe Zügel nur noch zum Scheine in ihrer Hand ruhen, und dieſe ihre Hand ſelbſt durch eine fremde Hand gelenkt und geleitet wird. Auf ſich ſelbſt kann eine ſolche Nation nicht länger rechnen; und eben ſo wenig kann ſie auf den Sieger rechnen. Dieſer müßte eben ſo unbeſonnen, und eben ſo feige und verzagt ſein, als jene Nation ſelbſt erſt war, wenn er die errungenen Vortheil nicht feſt hielte, und ſie nicht auf alle Weiſe verfolgte. Oder wenn er einſt im Verlaufe der Zeiten, doch ſo unbeſonnen und feige würde, ſo würde er zwar eben alſo zu Grunde gehen, wir wir, aber nicht zu unſerm Vortheile, ſondern er würde die Beute eines neuen Siegers, und wir würden die ſich von ſelbſt verſtehende, wenig bedeutende Zugabe zu dieſer Beute. Sollte eine ſo geſunkene Nation dennoch ſich retten können, ſo müßte dieß durch ein ganz neues, bisher noch niemals gebrauchtes Mittel, vermittelſt der Erſchaffung einer ganz neuen Ordnung der Dinge, geſchehen. Laſſen Sie uns alſo ſehen, welches in der bisherigen Ordnung der Dinge der Grund war, warum es mit dieſer Ordnung irgend einmal nothwendig ein Ende nehmen mußte, damit wir an dem Gegentheile dieſes Grundes des Untergangs das neue Glied finden, welches in die Zeit eingefügt werden müßte, damit an ihm die geſunkene Nation ſich aufrichte zu einem neuen Leben.

Man wird in Erforſchung jenes Grundes finden, daß in allen bisherigen Verfaſſungen die Theilnahme am Ganzen geknüpft war an die Theilnahme des Einzelnen an ſich ſelbſt, vermittelſt ſolcher Bande, die irgendwo ſo gänzlich zerriſſen, daß es gar keine Theilnahme für das Ganze mehr gab, — durch die Bande der Furcht und Hoffnung für die Angelegenheit des Einzelnen aus dem Schickſale des Ganzen, in einem künftigen, und in dem gegenwärtigen Leben. Aufklärung des nur ſinnlich berechneten Verſtandes war die Kraft, welche die Verbindung eines künftigen Lebens mit dem gegenwärtigen durch Religion, aufhob, zugleich auch andere Ergänzungs- und ſtellvertretende Mittel der ſittlichen Denkart, als da ſind Liebe zum Ruhm und National-Ehre, als täuſchende Trugbilder begriff; die Schwäche der Regierungen war es, welche die Furcht für die Angelegenheiten des Einzelnen aus ſeinem Betragen gegen das Ganze, ſelbſt für das gegenwärtige Leben, durch häufige Strafloſigkeit der Pflichtvergeſſenheit aufhob, und eben ſo auch die Hoffnung unwirkſam machte, indem ſie dieſelbe gar oft, ohne alle Rückſicht auf Verdienſte um das Ganze, nach ganz andern Regeln und Bewegungsgründen, befriedigte. Bande ſolcher Art waren es, die irgendwo gänzlich zerriſſen, und durch deren Zerreißung das gemeine Weſen ſich auflöſ'te.

Immerhin mag von nun an der Sieger, das, was allein auch er kann, emſiglich thun, nämlich den letzten Theil des Bindungsmittels, die Furcht und Hoffnung für das gegenwärtige Leben, wiederum anknüpfen und verſtärken; damit iſt nur ihm geholfen, keinesweges aber uns; denn ſo gewiß er ſeinen Vortheil verſteht, knüpft er an dieſes erneute Band zu allererſt nur ſeine Angelegenheit, die unſrige aber nur in ſo weit, inwiefern die Erhaltung unſerer, als Mittel für ſeine Zwecke, ihm ſelbſt zur Angelegenheit wird. Für eine ſo verfallene Nation iſt von nun an Furcht und Hoffnung völlig aufgehoben, indem deren Leitung ihrer Hand entfallen iſt, und ſie zwar ſelber zu fürchten hat und zu hoffen, vor ihr aber von nun an kein Menſch ſich weiter fürchtet, oder von ihr etwas hofft; und es bleibt ihr nichts übrig, als ein ganz anderes und neues, über Furcht und Hoffnung erhabenes Bindungsmittel zu finden, um die Angelegenheit ihrer Geſammtheit die Theilnahme eines Jeden aus ihr für ſich ſelber anzuknüpfen.

Ueber den ſinnlichen Antrieb der Furcht oder Hoffnung hinaus, und zunächſt an ihn angränzend, liegt der geiſtige Antrieb der ſittlichen Billigung oder Mißbilligung, und der höhere Affekt des Wohlgefallens oder Mißfallens an unſerer und anderer Zuſtande. So wie das an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnte äußere Auge durch einen Flecken, der ja unmittelbar dem Leibe keinen Schmerz zufügt, oder durch den Anblick verworren durch einander liegender Gegenſtände dennoch gepeinigt und geängſtet wird, wie vom unmittelbaren Schmerze, indeß der des Schmutzes und der Unordnung Gewohnte ſich in denſelben recht wohl befindet; eben alſo kann auch das innere geiſtige Auge des Menſchen ſo gewöhnt und gebildet werden, daß der bloße Anblick eines verworrenen und unordentlichen, eines unwürdigen und ehrloſen Daſeins ſeiner ſelbſt und ſeines verbrüderten Stammes, ohne Rückſicht auf das, was davon für ſein ſinnliches Wohlſein zu fürchten oder zu hoffen ſei, ihm innig wehe thue, und daß dieſer Schmerz dem Beſitzer eines ſolchen Auges, abermals ganz unabhängig von ſinnlicher Furcht oder Hoffnung, keine Ruhe laſſe, bis er, ſo viel an ihm iſt, den ihm mißfälligen Zuſtand aufgeboben, und den, der ihm allein gefallen kann, an ſeine Stelle geſetzt habe. Im Beſitzer eines ſolchen Auges iſt die Angelegenheit des ihn umgebenden Ganzen, durch das treibende Gefühl der Billigung oder Mißbilligung, an die Angelegenheit ſeines eigenen erweiterten Selbſt, das nur als Theil des Ganzen ſich fühlt, und nur im gefälligen Ganzen ſich ertragen kann, unabtrennbar angeknüpft; die Sichbildung zu einem ſolchen Auge wäre ſomit ein ſicheres und das einzige Mittel, das einer Nation, die ihre Selbſtſtändigkeit, und mit ihr allen Einfluß auf die öffentliche Furcht und Hoffnung verloren hat, übrig bliebe, um aus der erduldeten Vernichtung ſich wieder in's Daſein zu erheben, und dem entſtandenen neuen und höheren Gefühle ihre National-Angelegenheiten, die ſeit ihrem Untergange kein Menſch und kein Gott weiter bedenkt, ſicher anzuvertrauen. So ergiebt ſich denn alſo, daß das Rettungsmittel, deſſen Anzeige ich verſprochen, beſtehe in der Bildung zu einem durchaus neuen und bisher vielleicht als Ausnahme bei Einzelnen, niemals aber als allgemeines und nationales Selbſt, dageweſenem Selbſt, und in der Erziehung der Nation, deren bisheriges Leben erloſchen und Zugabe eines fremden Lebens geworden, zu einem ganz neuen Leben, das entweder ihr ausſchließendes Beſitzthum bleibt, oder, falls es auch von ihr aus an andere kommen ſollte, ganz und unverringert bleibt bei unendlicher Theilung; mit Einem Worte, eine gänzliche Veränderung des bisherigen Erziehungsweſens iſt es, was ich, als das einzige Mittel, die deutſche Nation im Daſein zu erhalten, in Vorſchlag bringe.

Daß man den Kindern eine gute Erziehung geben müſſe, iſt auch in unſerm Zeitalter oft genug geſagt, und bis zum Ueberdruſſe wiederholt worden, und es wäre ein geringes, wenn auch wir unſeres Ortes dies gleichfalls einmal ſagen wollten. Vielmehr wird uns, ſo wir ein anderes zu vermögen glauben, obliegen, genau und beſtimmt zu unterſuchen, was eigentlich der bisherigen Erziehung gefehlt habe, und anzugeben, welches durchaus neue Glied die veränderte Erziehung der bisherigen Menſchenbildung hinzufügen müſſe.

Man muß, nach einer ſolchen Unterſuchung, der bisherigen Erziehung zugeſtehen, daß ſie nicht ermangelt, irgend ein Bild von religiöſer, ſittlicher, geſetzlicher Denkart, und von allerhand Ordnung und guter Sitte vor das Auge ihrer Zöglinge zu bringen, auch daß ſie hier und da dieſelben getreulich ermahnt habe, jenen Bildern in ihrem Leben einen Abdruck zu geben; aber mit höchſt ſeltenen Ausnahmen, die ſomit nicht durch dieſe Erziehung begründet waren, indem ſie ſodann an allen durch dieſe Bildung hindurch gegangenen, und als die Regel, hätten eintreten müſſen, ſondern die durch andere Urſachen herbei geführt worden, — mit dieſen höchſt ſeltenen Ausnahmen, ſage ich, haben die Zöglinge dieſer Erziehung insgeſammt nicht jenen ſittlichen Vorſtellungen und Ermahnungen, ſondern ſie haben den Antrieben ihrer, ihnen natürlich, und ohne alle Beihülfe der Erziehungskunſt, erwachſenden Selbſtſucht, gefolgt; zum unwiderſprechlichen Beweiſe, daß dieſe Erziehungskunſt zwar wohl das Gedächtniß mit einigen Worten und Redensarten, und die kalte und theilnehmungsloſe Phantaſie mit einigen matten und blaſſen Bildern anzufüllen vermocht, daß es ihr aber niemals gelungen, ihr Gemälde einer ſittlichen Weltordnung bis zu der Lebhaftigkeit zu ſteigern, daß ihr Zögling von der heißen Liebe und Sehnſucht dafür, und von dem glühenden Affekte, der zur Darſtellung im Leben treibt, und vor welchem die Selbſtſucht abfällt, wie welkes Laub, ergriffen worden; daß ſomit dieſe Erziehung weit davon entfernt geweſen ſei, bis zur Wurzel der wirklichen Lebensregung und Bewegung durchzugreifen, und dieſe zu bilden, indem dieſe vielmehr, unbeachtet von der blinden und ohnmächtigen, allenthalben wild aufgewachſen ſei, wie ſie gekonnt habe, zu guter Frucht bei wenigen durch Gott begeiſterten, zu ſchlechter bei der großen Mehrzahl. Auch iſt es dermalen vollkommen hinlänglich, dieſe Erziehung durch dieſen ihren Erfolg zu zeichnen, und kann man für unſern Behuf ſich des mühſamen Geſchäfts überheben, die innern Säfte und Adern eines Baumes zu zergliedern, deſſen Frucht dermalen vollſtändig reif iſt und abgefallen, und vor aller Welt Augen liegt, und höchſt deutlich und verſtändlich ausſpricht die innere Natur ihres Erzeugers. Der Strenge nach wäre, dieſer Anſicht zu Folge, die bisherige Erziehung auf keine Weiſe die Kunſt der Bildung zum Menſchen geweſen, wie ſie ſich denn deſſen auch eben nicht gerühmt, ſondern gar oft ihre Ohnmacht, durch die Foderung, ihr ein natürliches Talent oder Genie, als Bedingung ihres Erfolgs voraus zu geben, freimüthig geſtanden; ſondern es wäre eine ſolche Kunſt erſt zu erfinden, und die Erfindung derſelben wäre die eigentliche Aufgabe der neuen Erziehung. Das ermangelnde Durchgreifen bis in die Wurzel der Lebens Regung und Bewegung hätte dieſe neue Erziehung der bisherigen hinzu zu fügen, und wie die bisherige höchſtens etwas am Menſchen, ſo hatte dieſe den Menſchen ſelbſt zu bilden, und ihre Bildung keineswegs, wie bisher, zu einem Beſitzthume, ſondern vielmehr zu einem perſönlichen Beſtandtheile des Zöglings zu machen.

Ferner wurde bisher dieſe alſo beſchränkte Bildung nur an die ſehr geringe Minderzahl der eben daher gebildet genannten Stände gebracht, die große Mehrzahl aber, auf welcher das gemeine Weſen recht eigentlich ruht, das Volk, wurde von der Erziehungskunſt faſt ganz vernachläſſigt, und dem blinden Ohngefähr übergeben. Wir wollen durch die neue Erziehung die Deutſchen zu einer Geſammtheit bilden, die in allen ihren einzelnen Gliedern getrieben und belebt ſei durch dieſelbe Eine Angelegenheit; ſo wir aber etwa hierbei abermals einen gebildeten Stand, der etwa durch den neu entwickelten Antrieb der ſittlichen Billigung belebt würde, abſondern wollten von einem ungebildeten, ſo würde dieſer letzte, da Hoffnung und Furcht, durch welche allein noch auf ihn gewirkt werden könnte, nicht mehr für uns, ſondern gegen uns dienen, von uns abfallen und uns verloren gehen. Es bleibt ſonach uns nichts übrig, als ſchlechthin an alles ohne Ausnahme, was deutſch iſt, die neue Bildung zu bringen, ſo daß dieſelbe nicht Bildung eines beſondern Standes, ſondern daß ſie Bildung der Nation ſchlechthin als ſolcher, und ohne alle Ausnahme einzelner Glieder derſelben, werde, in welcher, in der Bildung zum innigen Wohlgefallen am Rechten nämlich, aller Unterſchied der Stände, der in andern Zweigen der Entwicklung auch fernerhin ſtatt finden mag, völlig aufgehoben ſei und verſchwinde; und daß auf dieſe Weiſe unter uns keinesweges Volks-Erziehung, ſondern eigenthümliche deutſche National-Erziehung entſtehe.

Ich werde Ihnen darthun, daß eine ſolche Erziehungskunſt, wie wir ſie begehren, wirklich ſchon erfunden iſt, und ausgeübt wird, ſo daß wir nichts mehr zu thun haben, als das ſich uns darbietende anzunehmen, welches, ſo wie ich dies oben von dem vorzuſchlagenden Rettungsmittel verſprach, ohne Zweifel kein größeres Maß von Kraft erfordert, als man bei unſerm Zeitalter billig vorausſetzen kann. Ich fügte dieſem Verſprechen noch ein anderes bei, daß nämlich, was die Gefahr anbelange, bei unſerm Vorſchlage durchaus keine ſei, indem es der eigene Vortheil der über uns gebietenden Gewalt erfordere, die Ausführung jenes Vorſchlags eher zu befördern, als zu hindern. Ich finde zweckmäßig, ſogleich in dieſer erſten Rede über dieſen Punkt mich deutlich auszuſprechen.

Zwar ſind ſo in alter wie in neuer Zeit gar häufig die Künſte der Verführung und der ſittlichen Herabwürdigung der Unterworfenen, als ein Mittel der Herrſchaft mit Erfolg gebraucht worden; man hat durch lügenhafte Erdichtungen und durch künſtliche Verwirrung der Begriffe und der Sprache, die Fürſten vor den Völkern, und dieſe vor jenen verläumdet, um die entzweiten ſicherer zu beherrſchen, man hat alle Antriebe der Eitelkeit und des Eigennutzes liſtig aufgereizt und entwikkelt, um die Unterworfenen verächtlich zu machen, und ſo mit einer Art von gutem Gewiſſen ſie zu zertreten: aber man würde einen ſicher zum Verderben führenden Irrthum begehen, wenn man mit uns Deutſchen dieſen Weg einſchlagen wollte. Das Band der Furcht und der Hoffnung abgerechnet beruht der Zuſammenhang desjenigen Theils des Auslandes, mit dem wir dermalen in Berührung gekommen, auf den Antrieben der Ehre und des Nationalruhms; aber die deutſche Klarheit hat vorlängſt bis zur unerſchütterlichen Ueberzeugung eingeſehen, daß dieſes leere Trugbilder ſind, und daß keine Wunde und keine Verſtümmelung des Einzelnen durch den Ruhm der ganzen Nation geheilt wird; und wir dürften wohl, ſo nicht eine höhere Anſicht des Lebens an uns gebracht wird, gefährliche Prediger dieſer ſehr begreiflichen und manchen Reiz bei ſich führenden Lehre werden. Ohne darum noch neues Verderben an uns zu nehmen, ſind wir ſchon in unſrer natürlichen Beſchaffenheit eine unheilbringende Beute; nur durch die Ausführung des gemachten Vorſchlages können wir eine heilbringende werden: und ſo wird denn, ſo gewiß das Ausland ſeinen Vortheil verſteht, daſſelbe durch dieſen ſelbſt bewegt, uns lieber auf die letzte Weiſe haben wollen, denn auf die erſte.

Insbeſondere nun wendet mit dieſem Vorſchlage meine Rede ſich an die gebildeten Stände Deutſchlands, indem ſie dieſen noch am erſten verſtändlich zu werden hofft, und trägt zu allernächſt ihnen an, ſich zu den Urhebern dieſer neuen Schöpfung zu machen, und dadurch theils mit ihrer bisherigen Wirkſamkeit die Welt auszuſöhnen, theils ihre Fortdauer in der Zukunft zu verdienen. Wir werden im Fortgange dieſer Rede erſehen, daß bis hieher alle Fortentwicklung der Menſchheit in der deutſchen Nation vom Volke ausgegangen, und daß an dieſes immer zuerſt die großen Nationalangelegenheiten gebracht und von ihnen beſorgt und weiter befördert worden; daß es ſomit jetzo zum erſtenmale geſchieht, daß den gebildeten Ständen die urſprüngliche Fortbildung der Nation angetragen wird, und daß, wenn ſie dieſen Antrag wirklich ergriffen, auch dies das erſtemal geſchehen würde. Wir werden erſehen, daß dieſe Stände nicht berechnen können, auf wie lange Zeit es noch in ihrer Gewalt ſtehen werde, ſich an die Spitze dieſer Angelegenheit zu ſtellen, indem dieſelbe bis zum Vortrage an das Volk ſchon beinahe vorbereitet und reif ſei, und an Gliedern aus dem Volke geübt werde, und dieſes nach kurzer Zeit ohne alle unſere Beihülfe ſich ſelbſt werde helfen können, woraus für uns bloß das erfolgen werde, daß die jetzigen Gebildeten und ihre Nachkommen zum Volke werden, aus dem bisherigen Volke aber ein anderer höher gebildeter Stand empor komme.

Nach allem iſt es der allgemeine Zweck dieſer Reden, Muth und Hoffnung zu bringen in die Zerſchlagenen, Freude zu verkündigen in die tiefe Trauer, über die Stunde der größten Bedrängniß leicht und ſanft hinüber zu leiten. Die Zeit erſcheint mir wie ein Schatten, der über ſeinem Leichname, aus dem ſo eben ein Heer von Krankheiten ihn heraus getrieben, ſteht und jammert, und ſeinen Blick nicht loszureiſſen vermag von der ehedem ſo geliebten Hülle, und verzweifelnd alle Mittel verſucht, um wieder hinein zu kommen in die Behauſung der Seuchen. Zwar haben ſchon die belebenden Lüfte der andern Welt, in die die abgeſchiedene eingetreten, ſie aufgenommen in ſich, und umgeben ſie mit warmem Liebeshauche, zwar begrüßen ſie ſchon freudig heimliche Stimmen der Schweſtern, und heißen ſie willkommen, zwar regt es ſich ſchon und dehnt ſich in ihrem Innern nach allen Richtungen hin, um die herrlichere Geſtalt, zu der ſie erwachſen ſoll, zu entwickeln; aber noch hat ſie kein Gefühl für dieſe Lüfte, oder Gehör für dieſe Stimmen, oder wenn ſie es hätte, ſo iſt ſie aufgegangen in Schmerz über ihren Verluſt, mit welchem ſie zugleich ſich ſelbſt verloren zu haben glaubt. Was iſt mit ihr zu thun? Auch die Morgenröthe der neuen Welt iſt ſchon angebrochen und vergoldet ſchon die Spitzen der Berge, und bildet vor den Tag, der da kommen ſoll. Ich will, ſo ich es kann, die Strahlen dieſer Morgenröthe faſſen, und ſie verdichten zu einem Spiegel, in welchem die troſtloſe Zeit ſich erblicke, damit ſie glaube, daß ſie noch da iſt, und in ihm ihr wahrer Kern ſich ihr darſtelle, und die Entfaltungen und Geſtaltungen deſſelben in einem weiſſagenden Geſichte vor ihr vorüber gehen. In dieſe Anſchauung hinein wird ihr denn ohne Zweifel auch das Bild ihres bisherigen Lebens verſinken und verſchwinden, und der Todte wird ohne übermäßiges Weheklagen zu ſeiner Ruheſtätte gebracht werden können.

Zweite Rede.

Weſen der neuen Erziehung.

Alle Bildung ſtrebt an die Hervorbringung eines feſten, beſtimmten und beharrlichen Seins, das nun nicht mehr wird, ſondern iſt und nicht anders ſein kann, denn ſo wie es iſt. Strebte ſie nicht an ein ſolches Sein, ſo wäre ſie nicht Bildung, ſondern irgend ein zweckloſes Spiel; hätte ſie ein ſolches Sein nicht hervorgebracht, ſo wäre ſie eben noch nicht vollendet. Wer ſich noch ermahnen muß, und ermahnt werden, das Gute zu wollen, der hat noch kein beſtimmtes und ſtets bereit ſtehendes Wollen, ſondern er will ſich dieſes erſt jedesmal im Falle des Gebrauches machen; wer ein ſolches feſtes Wollen hat, der will, was er will, für alle Ewigkeit, und er kann in keinem möglichen Falle anders wollen, denn alſo, wie er eben immer will; für ihn iſt die Freiheit des Willens vernichtet und aufgegangen in der Nothwendigkeit. Dadurch eben hat die bisherige Zeit gezeigt, daß ſie von Bildung zum Menſchen weder einen rechten Begriff, noch die Kraft hatte, dieſen Begriff darzuſtellen, daß ſie durch ermahnende Predigten die Menſchen beſſern wollte, und verdrießlich ward, und ſchalt, wenn dieſe Predigten nichts fruchteten. Wie konnten ſie doch fruchten? Der Wille des Menſchen hat ſchon vor der Ermahnung vorher, und unabhängig von ihr, ſeine feſte Richtung; ſtimmt dieſe zuſammen mit deiner Ermahnung, ſo kommt die Ermahnung zu ſpät, und der Menſch hätte auch ohne dieſelbe gethan, wozu du ihn ermahneſt; ſteht ſie mit derſelben im Widerſpruche, ſo magſt du ihn höchſtens einige Augenblicke betäuben; wie die Gelegenheit kommt, vergißt er ſich ſelbſt und deine Ermahnung, und folgt ſeinem natürlichen Hange. Willſt du etwas über ihn vermögen, ſo mußt du mehr thun, als ihn bloß anreden, du mußt ihn machen, ihn alſo machen, daß er gar nicht anders wollen könne, als du willſt, daß er wolle. Es iſt vergebens, zu ſagen, fliege — dem, der keine Flügel hat, und er wird durch alle deine Ermahnungen nie zwei Schritte über den Boden empor kommen; aber entwickle, wenn du kannſt, ſeine geiſtigen Schwungfedern, und laſſe ihn dieſelben üben und kräftig machen, und er wird ohne all dein Ermahnen gar nicht anders mehr wollen oder können, denn fliegen.

Dieſen feſten, und nicht weiter ſchwankenden Willen muß die neue Erziehung hervorbringen nach einer ſichern und ohne Ausnahme wirkſamen Regel; ſie muß ſelber mit Nothwendigkeit erzeugen die Nothwendigkeit, die ſie beabſichtiget Was bisher gut geworden iſt, iſt gut geworden durch ſeine natürliche Anlage, durch welche die Einwirkung der ſchlechten Umgebung überwogen wurde; keinesweges aber durch die Erziehung, denn ſonſt hätte alles durch dieſelbe hindurch gegangene gut werden müſſen: was da verdarb, verdarb eben ſo wenig durch die Erziehung, denn ſonſt hätte alles durch ſie hindurch gehende verderben müſſen, ſondern durch ſich ſelber und ſeine natürliche Anlage; die Erziehung war in dieſer Rückſicht nur nichtig, keinesweges verderblich, das eigentliche bildende Mittel war die geiſtige Natur. Aus den Händen dieſer dunklen und nicht zu berechnenden Kraft nun ſoll hinführo die Bildung zum Menſchen unter die Botmäßigkeit einer beſonnenen Kunſt gebracht werden, die an allem, ohne Ausnahme, was ihr anvertraut wird, ihren Zweck ſicher erreiche, oder, wo ſie ihn etwa nicht erreichte, wenigſtens weiß, daß ſie ihn nicht erreicht hat, und daß ſomit die Erziehung noch nicht geſchloſſen iſt. Eine ſichere und beſonnene Kunſt, einen feſten und unfehlbaren guten Willen im Menſchen zu bilden, ſoll alſo die von mir vorgeſchlagene Erziehung ſein, und dieſes iſt ihr erſtes Merkmal.

Weiter — der Menſch kann nur dasjenige wollen, was er liebt; ſeine Liebe iſt der einzige, zugleich auch der unfehlbare Antrieb ſeines Wollens, und aller ſeiner Lebensregung und Bewegung. Die bisherige Staatskunſt, als ſelbſt Erziehung des geſellſchaftlichen Menſchen, ſetzte als ſichere und ohne Ausnahme geltende Regel voraus, daß jedermann ſein eigenes ſinnliches Wohlſein liebe und wolle, und ſie knüpfte an dieſe natürliche Liebe durch Furcht und Hoffnung künſtlich den guten Willen, den ſie wollte, das Intereſſe für das gemeine Weſen. Abgerechnet, daß bei dieſer Erziehungsweiſe der äußerlich zum unſchädlichen oder brauchbaren Bürger gewordene dennoch innerlich ein ſchlechter Menſch bleibt, denn darin eben beſteht die Schlechtigkeit, daß man nur ſein ſinnliches Wohlſein liebe, und nur durch Furcht oder Hoffnung für dieſes, ſei es nun im gegenwärtigen oder in einem künftigen Leben, bewegt werden könne; — dieſes abgerechnet, haben wir ſchon oben erſehen, daß dieſe Maaßregel für uns nicht mehr anwendbar iſt, indem Furcht und Hoffnung nicht mehr für uns, ſondern gegen uns dienen, und die ſinnliche Selbſtliebe auf keine Weiſe in unſern Vortheil gezogen werden kann. Wir ſind daher ſogar durch die Noth gedrungen, innerlich, und im Grunde gute Menſchen bilden zu wollen, indem nur in ſolchen die deutſche Nation noch fortdauern kann, durch ſchlechte aber nothwendig mit dem Auslande zuſammenfließt. Wir müſſen darum an die Stelle jener Selbſtliebe, an welche nichts gutes für uns ſich länger knüpfen läßt, eine andere Liebe, die unmittelbar auf das Gute, ſchlechtweg als ſolches, und um ſein ſelbſt willen gehe, in den Gemüthern aller, die wir zu unſrer Nation rechnen wollen, ſetzen und begründen.

Die Liebe für das Gute ſchlechtweg als ſolches, und nicht etwa um ſeiner Nützlichkeit willen für uns ſelber, trägt, wie wir ſchon erſehen haben, die Geſtalt des Wohlgefallens an demſelben: eines ſo innigen Wohlgefallens, daß man dadurch getrieben werde, es in ſeinem Leben darzuſtellen. Dieſes innige Wohlgefallen alſo wäre es, was die neue Erziehung als feſtes und unwandelbares Sein ihres Zöglings hervorbringen müßte; worauf denn dieſes Wohlgefallen durch ſich ſelbſt den unwandelbar guten Willen deſſelben Zöglings als nothwendig begründen würde.

Dagegen ging der bisherige Unterricht in der Regel nur auf die ſtehenden Beſchaffenheiten der Dinge, wie ſie eben, ohne daß man dafür einen Grund angeben könne, ſeien, und geglaubt und gemerkt werden müßten; alſo auf ein blos leidendes Auffaſſen durch das lediglich im Dienſte der Dinge ſtehende Vermögen des Gedächtniſſes, wodurch es überhaupt gar nicht zur Ahnung des Geiſtes, als eines ſelbſtſtändigen und uranfänglichen Princips der Dinge ſelber, kommen konnte. Es vermeine die neuere Pädagogik ja nicht durch die Berufung auf ihren oft bezeugten Abſcheu gegen mechaniſches Auswendiglernen, und auf ihre bekannten Meiſterſtücke in ſokratiſcher Manier, gegen dieſen Vorwurf ſich zu decken; denn hierauf hat ſie ſchon längſt wo anders den gründlichen Beſcheid erhalten, daß dieſe ſokratiſchen Räſonnements gleichfalls nur mechaniſch auswendig gelernt werden, und daß dies ein um ſo gefährlicheres Auswendiglernen iſt, da es dem Zöglinge, der nicht denkt, dennoch den Schein giebt, daß er denken könne; daß dies bei dem Stoffe, den ſie zur Entwickelung des Selbſtdenkens anwenden wollte, nicht anders erfolgen konnte, und daß man für dieſen Zweck mit einem ganz andern Stoffe anheben müſſe. Aus dieſer Beſchaffenheit des bisherigen Unterrichts erhellet, theils warum in der Regel der Zögling bisher ungern, und darum langſam und ſpärlich lernte, und in Ermangelung des Reizes aus dem Lernen ſelber fremdartige Antriebe untergelegt werden mußten, theils geht daraus hervor der Grund von bisherigen Ausnahmen von der Regel. Das Gedächtniß, wenn es allein, und ohne irgend einem andern geiſtigen Zwecke dienen zu ſollen, in Anſpruch genommen wird, iſt vielmehr ein Leiden des Gemüths, als eine Thätigkeit deſſelben, und es läßt ſich einſehen, daß der Zögling dieſes Leiden höchſt ungern übernehmen werde. Auch iſt die Bekanntſchaft mit ganz fremden, und nicht das mindeſte Intereſſe für ihn habenden Dingen, und mit ihren Eigenſchaften, ein ſchlechter Erſatz für jenes ihm zugefügte Leiden; deswegen mußte ſeine Abneigung durch die Vertröſtung auf die künftige Nützlichkeit dieſer Erkenntniſſe, und daß man nur vermittelſt ihrer Brod und Ehre finden könne, und ſogar durch unmittelbar gegenwärtige Strafe und Belohnung überwunden werden; — daß ſomit die Erkenntniß gleich von vorn herein als Dienerin des ſinnlichen Wohlſeins aufgeſtellt wurde, und dieſe Erziehung, welche in Abſicht ihres Inhalts oben als bloß unkräftig für Entwicklung einer ſittlichen Denkart aufgeſtellt wurde, um nur an den Zögling zu gelangen, das moraliſche Verderben deſſelben ſogar pflanzen und entwickeln, und ihr Intereſſe an das Intereſſe dieſes Verderbens anknüpfen mußte. Man wird ferner finden, daß das natürliche Talent, welches als Ausnahme von der Regel in der Schule dieſer bisherigen Erziehung gern lernte, und deswegen gut, und durch dieſe in ihm waltende höhere Liebe das moraliſche Verderben der Umgebung überwand und ſeinen Sinn rein erhielt, durch ſeinen natürlichen Hang, jenen Gegenſtänden ein praktiſches Intereſſe abgewann, und daß es, von ſeinem glücklichen Inſtinkte geleitet, vielmehr darauf ausging, dergleichen Erkenntniſſe ſelbſt hervorzubringen, denn darauf, ſie bloß aufzufaſſen; ſodann, daß in Abſicht der Lehrgegenſtände, mit denen, als Ausnahme von der Regel, es dieſer Erziehung noch am allgemeinſten und glücklichſten gelang, dieſes insgeſammt ſolche ſind, die ſie thätig ausüben ließ, ſo wie z. B. diejenige gelehrte Sprache, in der bis auf's Schreiben und Reden derſelben ausgegangen wurde, beinahe allgemein ziemlich gut, dagegen diejenige andere, in der die Schreibe= u. Redeübungen vernachläſſigt wurden, in der Regel ſehr ſchlecht und oberflächlich gelernt und in reiferen Jahren vergeſſen worden. Daß daher auch aus der bisherigen Erfahrung hervorgeht, daß es allein die Entwickelung der geiſtigen Thätigkeit durch den Unterricht ſei, die da Luſt an der Erkenntniß, rein als ſolcher, hervorbringe, und ſo auch das Gemüth der ſittlichen Bildung offen erhalte, dagegen das bloß leidende Empfangen eben ſo die Erkenntniß lähme und tödte, wie es ihr Bedürfniß ſei, den ſittlichen Sinn in Grund und Boden hinein zu verderben.

Um wieder zurückzukehren zum Zöglinge der neuen Erziehung: es iſt klar, daß derſelbe, von ſeiner Liebe getrieben, viel, und da er alles in ſeinem Zuſammenhange faßt, und das gefaßte unmittelbar durch ein Thun übt, dieſes viele richtig und unvergeßlich lernen werde. Doch iſt dieſes nur Nebenſache. Bedeutender iſt, daß durch dieſe Liebe ſein Selbſt erhöhet und in eine ganz neue Ordnung der Dinge, in welche bisher nur wenige von Gott begünſtigte von ungefähr kamen, beſonnen und nach einer Regel eingeführt wird. Ihn treibt eine Liebe, die durchaus nicht auf irgend einen ſinnlichen Genuß ausgeht, indem dieſer, als Antrieb, für ihn gänzlich ſchweigt, ſondern auf geiſtige Thätigkeit, um der Thätigkeit willen, und auf das Geſetz derſelben, um des Geſetzes willen. Ob nun zwar nicht dieſe geiſtige Thätigkeit überhaupt es iſt, auf welche die Sittlichkeit geht, ſondern dazu noch eine beſondere Richtung jener Thätigkeit kommen muß, ſo iſt dennoch jene Liebe die allgemeine Beſchaffenheit und Form des ſittlichen Willens; und ſo iſt denn dieſe Weiſe der geiſtigen Bildung die unmittelbare Vorbereitung zu der ſittlichen; die Wurzel der Unſittlichkeit aber rottet ſie, indem ſie den ſinnlichen Genuß durchaus niemals Antrieb werden läßt, gänzlich aus. Bisher war dieſer Antrieb der erſte, der da angeregt und ausgebildet wurde, weil man auſſerdem den Zögling gar nicht bearbeiten und einigen Einfluß auf denſelben gewinnen zu können glaubte; ſollte hinterher der ſittliche Antrieb entwickelt werden, ſo kam derſelbe zu ſpät und fand das Herz ſchon eingenommen und angefüllt von einer andern Liebe. Durch die neue Erziehung ſoll umgekehrt die Bildung zum reinen Wollen das erſte werden, damit, wenn ſpäterhin doch die Selbſtſucht innerlich erwachen oder von außen angeregt werden ſollte, dieſe zu ſpät komme, und in dem ſchon von etwas anderm eingenommenen Gemüthe keinen Platz für ſich finde.

Weſentlich iſt ſchon für dieſen erſten, ſo wie für den demnächſt anzugebenden zweiten Zweck, daß der Zögling von Anbeginn an ununterbrochen, und ganz unter dem Einfluſſe dieſer Erziehung ſtehe, und daß er von dem Gemeinen gänzlich abgeſondert und vor aller Berührung damit verwahrt werde. Daß man um ſeiner Erhaltung und ſeines Wohlſeins willen im Leben ſich regen und bewegen könne, muß er gar nicht hören, und eben ſo wenig, daß man um deswillen lerne, oder daß das Lernen dazu etwas helfen könne. Es folgt daraus, daß die geiſtige Entwickelung in der oben angegebenen Weiſe, die einzige ſein müſſe, die an ihn gebracht werde, und daß er mit derſelben ohne Unterlaß beſchäftigt werden müſſe, daß aber keineswegs dieſe Weiſe des Unterrichts mit demjenigen, der des entgegengeſetzten ſinnlichen Antriebs bedarf, abwechſeln dürfe.

Ob nun aber wohl dieſe geiſtige Entwickelung die Selbſtſucht nicht zum Leben kommen läßt, und die Form eines ſittlichen Willens giebt, ſo iſt dies doch darum noch nicht der ſittliche Wille ſelbſt; und falls die von uns vorgeſchlagene neue Erziehung nicht weiter ginge, ſo würde ſie höchſtens treffliche Bearbeiter der Wiſſenſchaften erziehen, deren es auch bisher gegeben hat, und deren es nur wenige bedarf, und die für unſern eigentlichen menſchlichen und nationalen Zweck nicht mehr vermögen würden, als dergleichen Männer auch bisher vermocht haben: ermahnen, und wieder ermahnen, und ſich anſtaunen und nach Gelegenheit ſchmähen zu laſſen. Aber es iſt klar, und iſt auch ſchon oben geſagt, daß dieſe freie Thätigkeit des Geiſtes in der Abſicht entwickelt worden, damit der Zögling mit derſelben frei das Bild einer ſittlichen Ordnung des wirklich vorhandenen Lebens entwürfe, dieſes Bild mit der in ihm gleichfalls ſchon entwickelten Liebe faſſe, und durch dieſe Liebe getrieben werde, daſſelbe in und durch ſein Leben wirklich darzuſtellen. Es fragt ſich, wie die neue Erziehung ſich den Beweis führen könne, daß ſie dieſen ihren eigentlichen und letzten Zweck an ihrem Zöglinge erreicht habe?

Zuvörderſt iſt klar, daß die ſchon früher an andern Gegenſtänden geübte geiſtige Thätigkeit des Zöglings angeregt werden müſſe, ein Bild von der geſellſchaftlichen Ordnung der Menſchen, ſo wie dieſelbe nach dem Vernunftgeſetze ſchlechthin ſein ſoll, zu entwerfen. Ob dieſes, vom Zöglinge entworfene Bild richtig ſei, iſt von einer Erziehung, die nur ſelbſt im Beſitze dieſes richtigen Bildes ſich befindet, am leichteſten zu beurtheilen; ob daſſelbe durch die eigene Selbſtthätigkeit des Zöglings entworfen, keineswegs aber *nur leidend* aufgefaßt, und der Schule gläubig nachgeſagt werde, ferner ob es zur gehörigen Klarheit und Lebhaftigkeit geſteigert ſei, wird die Erziehung auf dieſelbe Weiſe beurtheilen können, wie ſie früher in derſelben Rückſicht bei andern Gegenſtänden ein treffendes Urtheil gefällt hat. Alles dies iſt noch Sache der bloßen Erkenntniß, und verbleibt auf dem in dieſer Erziehung ſehr zugänglichen Gebiete dieſer. Eine ganz andere aber und höhere Frage iſt die, ob der Zögling alſo von brennender Liebe für eine ſolche Ordnung der Dinge ergriffen ſei, daß es ihm, der Leitung der Erziehung entlaſſen, und ſelbſtſtändig hingeſtellt, ſchlechterdings unmöglich ſein werde, dieſe Ordnung nicht zu wollen und nicht aus allen ſeinen Kräften für die Beförderung derſelben zu arbeiten; über welche Frage ohne Zweifel nicht Worte, und in Worten anzuſtellende Prüfungen, ſondern allein der Anblick von Thaten entſcheiden können.

Ich löſe die durch dieſe letzte Betrachtung uns geſtellte Aufgabe alſo: Ohne Zweifel werden doch die Zöglinge dieſer neuen Erziehung, obwohl abgeſondert von der ſchon erwachſenen Gemeinheit, dennoch untereinander ſelbſt in Gemeinſchaft leben, und ſo ein abgeſondertes und für ſich ſelbſt beſtehendes Gemeinweſen bilden, daß ſeine genau beſtimmte, in der Natur der Dinge gegründete, und von der Vernunft durchaus geforderte Verfaſſung habe. Dqs allererſte Bild einer geſelligen Ordnung, zu deſſen Entwerfung der Geiſt des Zöglings angeregt werde, ſei dieſes der Gemeine, in der er ſelber lebt, alſo, daß er innerlich gezwungen ſei, dieſe Ordnung Punkt für Punkt gerade alſo ſich zu bilden, wie ſie wirklich vorgezeichnet iſt, und daß er dieſelbe in allen ihren Theilen, als durchaus nothwendig aus ihren Gründen verſtehe. Dies iſt nun abermals bloßes Werk der Erkenntniß. In dieſer geſellſchaftlichen Ordnung muß nun im wirklichen Leben jeder Einzelne um des Ganzen willen immerfort gar vieles unterlaſſen, was er, wenn er ſich allein befände, unbedenklich thun könnte; und es wird zweckmäßig ſein, daß in der Geſetzgebung und in dem darauf zu bauenden Unterrichte über die Verfaſſung, jedem Einzelnen alle die übrigen mit einer zum Ideal geſteigerten Ordnungsliebe vorgeſtellt werden, welche alſo vielleicht kein einziger wirklich hat, die aber alle haben ſollten; und daß ſomit dieſe Geſetzgebung einen hohen Grad von Strenge erhalte, und der Unterlaſſungen gar viele auflege. Dieſe, als etwas, das ſchlechthin ſein muß, und auf welchem das Beſtehen der Geſellſchaft beruht, ſind auf den Nothfall ſogar durch Furcht vor gegenwärtiger Strafe zu erzwingen; und muß dieſes Strafgeſetz ſchlechthin ohne Schonung oder Ausnahme vollzogen werden. Der Sittlichkeit des Zöglings geſchieht durch dieſe Anwendung der Furcht, als eines Triebes, gar kein Eintrag, indem hier ja nicht zum Thun des Guten, ſondern nur zu Unterlaſſung des in dieſer Verfaſſung Böſes getrieben werden ſoll; überdieß muß im Unterrichte über die Verfaſſung vollkommen verſtändlich gemacht werden, daß der, welcher der Vorſtellung von der Strafe, oder wohl gar der Anfriſchung dieſer Vorſtellung durch die Erduldung der Strafe ſelbſt noch bedürfe, auf einer ſehr niedrigen Stufe der Bildung ſtehe. Jedennoch iſt bei allem dieſem klar, daß, da man niemals wiſſen kann, ob, da wo gehorcht wird, aus Liebe zur Ordnung, oder aus Furcht vor der Strafe gehorcht werde, in dieſem Umkreiſe der Zögling ſeinen guten Willen nicht äußerlich darthun, noch die Erziehung ihn ermeſſen könne.

Dagegen iſt der Umkreis, wo ein ſolches Ermeſſen möglich iſt, der folgende. Die Verfaſſung muß nämlich ferner alſo eingerichtet ſein, daß der Einzelne für das Ganze, nicht blos unterlaſſen müſſe, ſondern daß er für daſſelbe auch thun und handelnd leiſten könne. Außer der geiſtigen Entwicklung im Lernen finden in dieſem Gemeinweſen der Zöglinge auch noch körperliche Uebungen, und die mechaniſchen, aber hier zum Ideale veredelten Arbeiten des Ackerbaues, und die von mancherlei Handwerken Statt. Es ſei Grundregel der Verfaſſung, daß jedem, der in irgend einem dieſer Zweige ſich hervorthut, zugemuthet werde, die andern darin unterrichten zu helfen, und mancherlei Aufſichten und Verantwortlichkeiten zu übernehmen; jedem, der irgend eine Verbeſſerung findet, oder die von einem Lehrer vorgeſchlagene zuerſt und am klarſten begreift, dieſelbe mit eigner Mühe auszuführen, ohne daß er doch darum von ſeinen ohnedieß ſich verſtehenden perſönlichen Aufgaben des Lernens und Arbeitens losgeſprochen ſei; daß jeder dieſer Anmuthung freiwillig genüge, und nicht aus Zwang, indem es dem Nichtwollenden auch frei ſteht, ſie abzulehnen; daß er dafür keine Belohnung zu erwarten habe, indem in dieſer Verfaſſung alle in Beziehung auf Arbeit und Genuß ganz gleich geſetzt ſind, nicht einmal Lob, indem es die herrſchende Denkart iſt in der Gemeine, daß daran jeder eben nur ſeine Schuldigkeit thue, ſondern daß er allein genieße die Freude an ſeinem Thun und Wirken für das Ganze, und an dem Gelingen deſſelben, falls ihm dieſes zu Theil wird. In dieſer Verfaſſung wird ſonach aus erworbener größerer Geſchicklichkeit, und aus der hierauf verwendeten Mühe nur neue Mühe und Arbeit folgen, und gerade der Tüchtigere wird oft wachen müſſen, wenn andere ſchlafen, und nachdenken müſſen, wenn andere ſpielen.

Die Zöglinge, welche, ohnerachtet ihnen dieſes alles vollkommen klar und verſtändlich iſt, dennoch fortgeſetzt, und alſo, daß man mit Sicherheit auf ſie rechnen könne, jene erſte Mühe, und die aus ihr folgenden weiteren Mühen freudig übernehmen, und in dem Gefühle ihrer Kraft und Thätigkeit ſtark bleiben und ſtärker werden, — dieſe kann die Erziehung ruhig entlaſſen in die Welt; an ihnen hat ſie dieſen ihren Zweck erreicht; in ihnen iſt die Liebe angezündet, und brennt bis in die Wurzel ihrer lebendigen Regung hinein, und ſie wird von nun an weiter alles ohne Ausnahme ergreifen, was an dieſe Lebensregung gelangen wird; und ſie werden in dem größeren Gemeinweſen, in das ſie von nun an eintreten, niemals etwas anderes zu ſein vermögen, denn dasjenige, was ſie in dem kleinen Gemeinweſen, das ſie jetzo verlaſſen, unverrückt und unwandelbar waren.

Auf dieſe Weiſe iſt der Zögling vollendet für die nächſten und ohne Ausnahme eintretenden Anforderungen der Welt an ihn, und es iſt geſchehen, was die Erziehung im Namen dieſer Welt von ihm verlangt. Noch aber iſt er nicht in ſich und für ſich ſelber vollendet, und es iſt noch nicht geſchehen, was er ſelbſt von der Erziehung fordern kann. So wie auch dieſe Forderung erfüllt wird, wird er zugleich tüchtig, den Anforderungen, die eine höhere Welt im Namen der gegenwärtigen in beſondern Fällen an ihn machen dürfte, zu genügen.

Dritte Rede.

Tiefere Erfaſſung der Urſprünglichkeit und Deutſchheit eines Volkes.

Das war im ganzen das Verhältniß des Urvolks der neuen Welt zum Fortgange der Bildung dieſer Welt, daß das erſtere durch unvollſtändige und auf der Oberfläche verbleibende Beſtrebungen des Auslandes erſt angeregt werde zu tiefern aus ſeiner eignen Mitte heraus zu entwickelnden Schöpfungen. Da von der Anregung bis zur Schöpfung es ohne Zweifel ſeine Zeit dauert, ſo iſt klar, daß ein ſolches Verhältniß Zeiträume herbei führen werde, in welchem das Urvolk faſt ganz mit dem Auslande verfloſſen, und demſelben gleich erſcheinen müſſe, weil es nämlich gerade im Zuſtande des bloßen Angeregtſeins ſich befindet, und die dabei beabſichtigte Schöpfung noch nicht zum Durchbruche gekommen iſt. In einem ſolchen Zeitraume befindet ſich nun gerade jetzt Deutſchland in Abſicht der großen Mehrzahl ſeiner gebildeten Bewohner, und daher rühren die durch das ganze innere Weſen und Leben dieſer Mehrzahl verfloſſenen Erſcheinungen der Ausländerei. Die Philoſophie, als freies, von allen Feſſeln des Glaubens an fremdes Anſehen erledigtes Denken, ſei es, wodurch dermalen das Ausland ſein Mutterland anrege, haben wir in der vorigen Rede erſehen. Wo es nun von dieſer Anregung aus nicht zur neuen Schöpfung gekommen, welches, da die letzte von der großen Mehrzahl unvernommen geblieben, bei äußerſt wenigen der Fall iſt: da geſtaltet ſich theils noch jene, ſchon früher bezeichnete Philoſophie des Auslandes ſelber zu andern und andern Formen; theils bemächtiget ſich der Geiſt derſelben auch der übrigen an die Philoſophie zunächſt gränzenden Wiſſenſchaften, und ſieht an dieſelben aus ſeinem Geſichtspunkte; endlich, da der Deutſche ſeinen Ernſt, und ſein unmittelbares Eingreifen in das Leben doch niemals ablegen kann, ſo fließt dieſe Philoſophie ein auf die öffentliche Lebensweiſe, und auf die Grundſätze und Regeln derſelben. Wir werden dieß Stück für Stück darthun.

Zuvörderſt und vor allen Dingen: der Menſch bildet ſeine wiſſenſchaftliche Anſicht nicht etwa mit Freiheit und Willkür, ſo oder ſo, ſondern ſie wird ihm gebildet durch ſein Leben, und iſt eigentlich die zur Anſchauung gewordene innere, und übrigens ihm unbekannte Wurzel ſeines Lebens ſelbſt. Was du ſo recht innerlich eigentlich biſt, das tritt heraus vor dein äußeres Auge, und du vermöchteſt niemals etwas anderes zu ſehen. Sollteſt du anders ſehen, ſo müßteſt du erſt anders werden. Nun iſt das innere Weſen des Auslandes, oder der Nichturſprünglichkeit, der Glaube an irgend ein letztes, feſtes, unveränderlich ſtehendes, an eine Grenze, dieſſeit welcher zwar das freie Leben ſein Spiel treibe, welche ſelbſt aber es niemals zu durchbrechen, und durch ſich flüſſig zu machen, und ſich in dieſelbe zu verflößen vermöge. Dieſe undurchdringliche Grenze tritt ihm darum irgendwo nothwendig auch vor die Augen, und es kann nicht anders denken oder glauben, außer unter Vorausſetzung einer ſolchen, wenn nicht ſein ganzes Weſen umgewandelt, und ſein Herz ihm aus dem Leibe geriſſen werden ſoll. Es glaubt nothwendig an den

Tod, als das urſprüngliche und letzte, den Grundquell aller Dinge, und mit ihnen des Lebens.

Wir haben hier nur zunächſt anzugeben, wie dieſer Grundglaube des Auslandes unter den Deutſchen dermalen ſich ausſpreche.

Er ſpricht ſich aus zuvörderſt in der eigentlichen Philoſophie. Die dermalige deutſche Philoſophie, in wiefern dieſelbe hier der Erwähnung werth iſt, will Gründlichkeit und wiſſenſchaftliche Form, ungeachtet ſie dieſelbe nicht zu erſchwingen vermag, ſie will Einheit, auch nicht ohne frühern Vorgang des Auslandes, ſie will Realität, und Weſen — nicht bloße Erſcheinung, ſondern eine in der Erſcheinung erſcheinende Grundlage dieſer Erſcheinung, und hat in allen dieſen Stücken recht, und übertrifft ſehr weit die herrſchenden Philoſophien des dermaligen auswärtigen Auslandes, indem ſie in der Ausländerei weit gründlicher, und folgebeſtändiger iſt, denn jenes. Dieſe der bloßen Erſcheinung unterzulegende Grundlage iſt ihnen nun, wie ſie ſie auch etwa noch fehlerhafter weiter beſtimmen mögen, immer ein feſtes Sein, das da iſt, was es eben iſt, und nichts weiter, in ſich gefeſſelt, und an ſein eigenes Weſen gebunden; und ſo tritt denn der Tod, und die Entfremdung von der Urſprünglichkeit, die in ihnen ſelbſt ſind, auch heraus vor ihre Augen. Weil ſie ſelbſt nicht zum Leben ſchlechtweg, aus ſich ſelber heraus, ſich aufzuſchwingen vermögen, ſondern für freien Aufflug ſtets eines Trägers und einer Stütze bedürfen, darum kommen ſie auch mit ihrem Denken, als dem Abbilde ihres Lebens, nicht über dieſen Träger hinaus: das, was nicht Etwas iſt, iſt ihnen nothwendig Nichts, weil, zwiſchen jenem in ſich verwachſenen Sein, und dem Nichts, ihr Auge nichts weiter ſieht, da ihr Leben da nichts weiter hat. Ihr Gefühl, worauf auch allein ſie ſich berufen können, erſcheint ihnen als untrüglich; und ſo jemand dieſen Träger nicht zugiebt, ſo ſind ſie weit entfernt von der Vorausſetzung, daß er mit dem Leben allein ſich begnüge, ſondern ſie glauben, daß es ihm nur an Scharfſinn fehle, den Träger, der ohne Zweifel auch ihn trage, zu bemerken, und daß er der Fähigkeit, ſich zu ihren hohen Anſichten aufzuſchwingen, ermangle. Es iſt darum vergeblich, und unmöglich, ſie zu belehren; machen müßte man ſie, und anders machen, wenn man könnte. In dieſem Theile iſt nun die dermalige deutſche Philoſophie nicht deutſch, ſondern Ausländerei.

Die wahre in ſich ſelbſt zu Ende gekommene und über die Erſcheinung hinweg wahrhaft zum Kerne derſelben durchdrungene Philoſophie hingegen geht aus von dem Einen, reinen, göttlichen Leben, — als Leben ſchlechtweg, welches es auch in alle Ewigkeit, und darin immer Eines bleibt, nicht aber als von dieſem oder jenem Leben; und ſie ſieht, wie lediglich in der Erſcheinung dieſes Leben unendlich fort ſich ſchließe und wiederum öffne, und erſt dieſem Geſetze zufolge es zu einem Sein und zu einem Etwas überhaupt komme. Ihr entſteht das Sein, was jene ſich vorausgeben läßt. Und ſo iſt denn dieſe Philoſophie recht eigentlich nur deutſch, d. i. urſprünglich; und umgekehrt, ſo jemand nur ein wahrer Deutſcher würde, ſo würde er nicht anders denn alſo philoſophiren können.

Jenes, obwohl bei der Mehrzahl der deutſch philoſophirenden herrſchende, dennoch nicht eigentlich deutſche Denkſyſtem greift, ob es nun mit Bewußtſein als eigentliches philoſophiſches Lehrgebäude aufgeſtellt ſei, oder ob es nur unbewußt unſerm übrigen Denken zum Grunde liege, — es greift, ſage ich, ein, in die übrigen wiſſenſchaftlichen Anſichten der Zeit; wie denn dieß ein Hauptbeſtreben unſrer durch das Ausland angeregten Zeit iſt, den wiſſenſchaftlichen Stoff nicht mehr bloß, wie wohl unſere Vorfahren thaten, in das Gedächtniß zu faſſen, ſondern denſelben auch ſelbſtdenkend und philoſophirend zu bearbeiten. In Abſicht des Beſtrebens überhaupt hat die Zeit recht; wenn ſie aber wie dieß zu erwarten iſt, in der Ausführung dieſes Philoſophirens von der todtgläubigen Philoſophie des Auslandes ausgeht, wird ſie unrecht haben. Wir wollen hier nur auf die unſerm ganzen Vorhaben am nächſten liegenden Wiſſenſchaften einen Blick werfen, und die in ihnen verbreiteten ausländiſchen Begriffe und Anſichten aufſuchen.

Daß die Errichtung und Regierung der Staaten als eine freie Kunſt angeſehen werde, die ihre feſten Regeln habe, darin hat ohne Zweifel das Ausland, es ſelbſt nach dem Muſter des Alterthums, uns zum Vorgänger gedient. Worein wird nun ein ſolches Ausland, das ſchon an dem Elemente ſeines Denkens und Wollens, ſeiner Sprache, einen feſten geſchloſſenen, und todten Träger hat, und alle, die ihm hierin folgen, dieſe Staatskunſt ſetzen? Ohne Zweifel in die Kunſt, eine, gleichfalls feſte und todte Ordnung der Dinge zu finden, aus welchem Tode das lebendige Regen der Geſellſchaft hervorgehe, und alſo hervorgehe wie ſie es beabſichtigt; alles Leben der Geſellſchaft zu einem großen und künſtlichen Druck- und Räderwerke zuſammen zu fügen, in welchem jedes einzelne durch das Ganze immerfort genöthigt werde, dem Ganzen zu dienen; ein Rechenexempel zu löſen aus endlichen und benannten Größen zu einer nennbaren Summe, aus der Vorausſetzung, jeder wolle ſein Wohl, zu dem Zwecke, eben dadurch jeden wider ſeinen Dank und Willen zu zwingen, das allgemeine Wohl zu befördern. Das Ausland hat vielfältig dieſen Grundſatz ausgeſprochen, und Kunſtwerke jener geſellſchaftlichen Maſchinen-Kunſt geliefert; das Mutterland hat die Lehre angenommen, und die Anwendung derſelben zur Hervorbringung geſellſchaftlicher Maſchinen weiter bearbeitet, auch hier, wie immer, umfaſſender, tiefer, wahrer, ſeine Muſter bei weitem übertreffend. Solche Staatskünſtler wiſſen, falls es etwa mit dem bisherigen Gange der Geſellſchaft ſtockt, dieß nicht anders zu erklären, als daß etwa eines der Räder derſelben ausgelaufen ſein möge, und kennen kein anderes Heilungsmittel, denn dieß, die ſchadhaften Räder heraus zu heben, und neue einzuſetzen. Je eingewurzelter Jemand in dieſe mechaniſche Anſicht der Geſellſchaft iſt, je mehr er es verſteht, dieſen Mechanismus zu vereinfachen, indem er alle Theile der Maſchine ſo gleich als möglich macht, und alle als gleichmäßigen Stoff behandelt, für einen deſto größern Staatskünſtler gilt er mit Recht in dieſer unſerer Zeit; — denn mit den unentſchieden ſchwankenden, und gar keiner feſten Anſicht fähigen iſt man noch übler dran.

Dieſe Anſicht der Staatskunſt prägt durch ihre eiſerne Folgegemäßheit, und durch einen Anſchein von Erhabenheit, der auf ſie fällt, Achtung ein; auch leiſtet ſie, beſonders wo alles nach monarchiſcher, und immer reiner werdender monarchiſcher Verfaſſung drängt, bis auf einen gewiſſen Punkt gute Dienſte. Angekommen aber bei dieſem Punkte, ſpringt ihre Ohnmacht in die Augen. Ich will nämlich annehmen, daß ihr eurer Maſchine die von euch beabſichtigte Vollkommenheit durchaus verſchafft hättet, und daß in ihr jedwedes niedere Glied unausbleiblich, und unwiderſtehlich gezwungen werde, durch ein höheres, zum Zwingen gezwungenes Glied, und ſofort bis an den Gipfel; wodurch wird denn nun euer letztes Glied, von dem aller in der Maſchine vorhandene Zwang ausgeht, zu ſeinem Zwingen gezwungen? Ihr ſollt ſchlechthin allen Widerſtand, der aus der Reibung der Stoffe gegen jene letzte Triebfeder entſtehen könnte, überwunden, und ihr eine Kraft gegeben haben, gegen welche alle andere Kraft in Nichts verſchwinde, was allein ihr auch durch Mechanismus könnt, und ſollt alſo die allerkräftigſte monarchiſche Verfaſſung erſchaffen haben; wie wollt ihr denn nun dieſe Triebfeder ſelbſt in Bewegung bringen, und ſie zwingen, ohne Ausnahme das Rechte zu ſehen und zu wollen? Wie wollt ihr denn in euer zwar richtig berechnetes und gefügtes, aber ſtillſtehendes Räderwerk das ewig bewegliche einſetzen? Soll etwa, wie ihr dieß auch zuweilen in eurer Verlegenheit äußert, das ganze Werk ſelbſt zurückwirken, und ſeine erſte Triebfeder anregen? Entweder geſchieht dieß durch eine ſelbſt aus der Anregung der Triebfeder ſtammende Kraft, oder es geſchieht durch eine ſolche Kraft, die nicht aus ihr ſtammt, ſondern die in dem Ganzen ſelbſt, unabhängig von der Triebfeder, Statt findet; und ein Drittes iſt nicht möglich. Nehmet ihr das erſte an, ſo befindet ihr euch in einem alles Denken und allen Mechanismus aufhebenden Zirkel; das ganze Werk kann die Triebfeder zwingen, nur in wie fern es ſelbſt von jener gezwungen iſt, ſie zu zwingen, alſo, in wie fern die Triebfeder, nur mittelbar, ſich ſelbſt zwingt; zwingt ſie aber ſich ſelbſt nicht, welchem Mangel wir ja eben abhelfen wollten, ſo erfolgt überhaupt keine Bewegung. Nehmt ihr das zweite an, ſo bekennt ihr, daß der Urſprung aller Bewegung in eurem Werke von einer in eurer Berechnung und Anordnung gar nicht eingetretenen und durch euren Mechanismus gar nicht gebundenen Kraft ausgehe, die ohne Zweifel ohne euer Zuthun, nach ihren eignen euch unbekannten Geſetzen wirkt, wie ſie kann. In jedem der beiden Fälle müßt ihr euch als Stümper und ohnmächtige Prahler bekennen.

Dieß hat man denn auch gefühlt, und in dieſem Lehrgebäude, das, auf ſeinen Zwang rechnend, um die übrigen Bürger unbeſorgt ſein kann, wenigſtens den Fürſten, von welchem alle geſellſchaftliche Bewegung ausgeht, durch allerlei gute Lehre und Unterweiſung erziehen wollen. Aber, wie will man ſich denn verſichern, daß man auf eine der Erziehung zum Fürſten überhaupt fähige Natur treffen werde; oder, falls man auch dieſes Glück hätte, daß dieſer, den kein Menſch nöthigen kann, gefällig und geneigt ſein werde, Zucht annehmen zu wollen? Eine ſolche Anſicht der Staatskunſt iſt nun, ob ſie auf ausländiſchem oder deutſchem Boden angetroffen werde, immer Ausländerei. Es iſt jedoch hiebei zur Ehre deutſchen Geblüts und Gemüths anzumerken, daß, ſo gute Künſtler wir auch in der bloßen Lehre dieſer Zwangsberechnungen ſein mochten, wir dennoch, wenn es zur Ausübung kam, durch das dunkle Gefühl, es müſſe nicht alſo ſein, gar ſehr gehemmt wurden, und in dieſem Stücke gegen das Ausland zurückblieben. Sollten wir alſo auch genöthigt werden, die uns zugedachte Wohlthat fremder Formen und Geſetze anzunehmen, ſo wollen wir uns dabei wenigſtens nicht über die Gebühr ſchämen, als ob unſer Witz unfähig geweſen wäre, dieſe Höhen der Geſetzgebung auch zu erſchwingen. Da, wenn wir blos die Feder in der Hand haben, wir auch hierin keiner Nation nachſtehen, ſo möchten für das Leben wir wohl gefühlt haben, daß auch dieß noch nicht das Rechte ſei, und ſo lieber das Alte haben ſtehen laſſen wollen, bis das Vollkommene an uns käme, anſtatt blos die alte Mode mit einer neuen eben ſo hinfälligen Mode zu vertauſchen.

Anders die ächt deutſche Staatskunſt. Auch ſie will Feſtigkeit, Sicherheit und Unabhängigkeit von der blinden und ſchwankenden Natur, und iſt hierin mit dem Auslande ganz einverſtanden. Nur will ſie nicht, wie dieſe, ein feſtes und gewiſſes Ding, als das erſte, durch welches der Geiſt, als das zweite Glied, erſt gewiß gemacht werde, ſondern ſie will gleich von vorn herein, und als das allererſte und einige Glied, einen feſten und gewiſſen Geiſt. Dieſer iſt für ſie die aus ſich ſelbſt lebende, und ewig belebende Triebfeder, die das Leben der Geſellſchaft ordnen und fortbewegen wird. Sie begreift, daß ſie dieſen Geiſt nicht durch Strafreden an die ſchon verwahrloſte Erwachſenheit, ſondern nur durch Erziehung des noch unverdorbenen Jugend-Alters herorbringen könne; und zwar will ſie mit dieſer Erziehung ſich nicht, wie das Ausland, an die ſchroffe Spitze, den Fürſten, ſondern ſie will ſich mit derſelben an die breite Fläche, an die Nationen wenden, indem ja ohne Zweifel auch der Fürſt zu dieſer gehören wird. So wie der Staat an den Perſonen ſeiner erwachſenen Bürger die fortgeſetzte Erziehung des Menſchengeſchlechts iſt, ſo müſſe, meint dieſe Staatskunſt, der künftige Bürger ſelbſt erſt zur Empfänglichkeit jener höheren Erziehung herauferzogen werden. Hierdurch wird nun dieſe deutſche und allerneueſte Staatskunſt wiederum die allerälteſte; denn auch dieſe bei den Griechen gründete das Bürgerthum auf die Erziehung, und bildete Bürger, wie die folgenden Zeitalter ſie nicht wieder geſehen haben. In der Form daſſelbe, in dem Gehalte mit nicht engherzigem und ausſchlieſſendem, ſondern allgemeinem und weltbürgerlichem Geiſte, wird hinfüro der Deutſche thun.

Derſelbe Geiſt des Auslandes herrſcht bei der großen Mehrzahl der unſrigen auch in ihrer Anſicht des geſammten Lebens eines Menſchengeſchlechts, und der Geſchichte, als dem Bilde jenes Lebens. Eine Nation, die geſchloſſene und erſtorbene Grundlage ihrer Sprache hat, kann es, wie wir zu einer andern Zeit gezeigt haben, in allen Redekünſten nur bis zu einer gewiſſen von jener Grundlage verſtatteten Stufe der Ausbildung bringen, und ſie wird ein goldenes Zeitalter erleben. Ohne die größte Beſcheidenheit und Selbſtverleugnung kann eine ſolche Nation von dem ganzen Geſchlechte nicht füglich höher denken, denn ſie ſelbſt ſich kennt; ſie muß daher vorausſetzen, daß es auch für dieſes ein letztes, höchſtes, und niemals zu übertreffendes Ziel der Ausbildung geben werde. So wie das Thiergeſchlecht der Biber, oder Bienen noch jetzo alſo baut, wie es vor Jahrtauſenden gebaut hat, und in dieſem langen Zeitraume in der Kunſt keine Fortſchritte gemacht hat, eben ſo wird es nach dieſen ſich mit dem Thiergeſchlechte, Menſch genannt, in allen Zweigen ſeiner Ausbildung verhalten. Dieſe Zweige, Triebe und Fähigkeiten werden ſich erſchöpfend überſehen, ja vielleicht an ein paar Gliedmaaßen ſogar dem Auge darlegen laſſen, und die höchſte Entwicklung einer jeden wird angegeben werden können. Vielleicht wird das Menſchengeſchlecht darin noch weit übler dran ſein, als das Biber- oder Bienengeſchlecht, daß das letztere, wie es zwar nichts zulernt, dennoch auch in ſeiner Kunſt nicht zurückkommt, der Menſch aber, wenn er auch einmal den Gipfel erreichte, wiederum zurückgeſchleudert wird, und nun Jahrhunderte oder Tauſende ſich anſtrengen mag, um wiederum in den Punkt hinein zu gerathen, in welchem man ihn lieber gleich hätte laſſen ſollen. Dergleichen Scheitelpunkte ſeiner Bildung und goldene Zeitalter wird, dieſen zu Folge, das Menſchengeſchlecht ohne Zweifel auch ſchon erreicht haben; dieſe in der Geſchichte aufzuſuchen, und nach ihnen alle Beſtrebungen der Menſchheit zn beurtheilen, und auf ſie zurückführen, wird ihr eifrigſtes Beſtreben ſein. Nach ihnen iſt die Geſchichte längſt fertig, und iſt ſchon mehrfalls fertig geweſen; nach ihnen geſchieht nichts neues unter der Sonne, denn ſie haben unter und über der Sonne den Quell des ewigen Fortlebens ausgetilgt, und laſſen nur den immer wiederkehrenden Tod ſich wiederholen und mehrere Male ſetzen.

Es iſt bekannt, daß dieſe Philoſophie der Geſchichten vom Auslande aus an uns gekommen iſt, wiewohl ſie dermalen auch in dieſem verhallet, und faſt ausſchließend deutſches Eigenthum geworden iſt. Aus dieſer tiefern Verwandtſchaft erfolgt es denn auch, daß dieſe unſere Geſchichtsphiloſophie die Beſtrebungen des Auslandes, welches, wenn es auch dieſe Anſicht der Geſchichte nicht mehr häufig ausſpricht, noch mehr thut, indem es in derſelben handelt, und abermals ein goldnes Zeitalter verfertigt, ſo durch und durch zu verſtehen, und ihnen ſogar weiſſagend den fernern Weg vorzuzeichnen, und ſo ſie aufrichtig zu bewundern vermag, wie es der deutſch denkende nicht eben alſo von ſich rühmen kann. Wie könnte er auch? Goldene Zeitalter in jeder Rückſicht ſind ihm eine Beſchränktheit der Erſtorbenheit. Das Gold möge zwar das edelſte ſein im Schooße der erſtorbenen Erde, meint er, aber des lebendigen Geiſtes Stoff ſei jenſeit der Sonne und jenſeit aller Sonnen, und ſei ihre Quelle. Ihm wickelt ſich die Geſchichte, und mit ihr das Menſchengeſchlecht, nicht ab nach dem verborgenen und wunderlichen Geſetze eines Kreistanzes, ſondern nach ihm macht der eigentliche und rechte Menſch ſie ſelbſt, nicht etwa nur wiederholend das ſchon dageweſene, ſondern in die Zeit hinein erſchaffend das durchaus neue. Er erwartet darum niemals bloße Wiederholung, und wenn ſie doch erfolgen ſollte, Wort für Wort, wie es im alten Buche ſteht, ſo bewundert er wenigſtens nicht.

Auf ähnliche Weiſe nun verbreitet der ertödtende Geiſt des Auslandes, ohne unſer deutliches Bewußtſein, ſich über unſre übrigen wiſſenſchaftlichen Anſichten, von denen es hinreichen möge, die angeführten Beiſpiele beigebracht zu haben; und zwar erfolgt dieß deswegen alſo, weil wir gerade jetzt die vom Auslande früher erhaltenen Anregungen nach unſerer Weiſe bearbeiten, und durch einen ſolchen Mittelzuſtand hindurch gehen. Weil dieß zur Sache gehörte, habe ich dieſe Beiſpiele beigebracht; nebenbei auch noch darum, damit niemand glaube, durch Folgeſätze aus den angeführten Grundſätzen den hier geäußerten Behauptungen widerſprechen zu können. Weit entfernt, daß etwa jene Grundſätze uns unbekannt geblieben wären, oder daß wir zu der Höhe derſelben uns nicht aufzuſchwingen vermocht hätten, kennen wir ſie vielmehr recht gut, und dürften vielleicht, wenn wir überflüſſige Zeit hätten, fähig ſein, dieſelben in ihrer ganzen Folgemäßigkeit rückwärts und vorwärts zu entwickeln; wir werfen ſie nur eben gleich von vorn herein weg, und ſo auch alles, was aus ihnen folgt, deſſen mehreres iſt in unſerm hergebrachten Denken, als der oberflächliche Beobachter leicht glauben dürfte.

Wie in unſere wiſſenſchaftliche Anſicht, eben ſo fließt dieſer Geiſt des Auslandes auch ein in unſer gewöhnliches Leben und die Regeln deſſelben; damit aber dieſes klar, und das vorhergehende noch klärer werde, iſt es nöthig, zuvörderſt das Weſen des urſprünglichen Lebens oder der Freiheit mit tieferm Blicke zu durchdringen.

Die Freiheit im Sinne des unentſchiedenen Schwankens zwiſchen mehreren gleich möglichen genommen, iſt nicht Leben, ſondern nur Vorhof und Eingang zu wirklichem Leben. Endlich muß es doch einmal aus dieſem Schwanken heraus zum Entſchluſſe und zum Handeln kommen, und erſt jetzt beginnt das Leben.

Nun erſcheint unmittelbar und auf den erſten Blick jedweder Willensentſchluß als erſtes, keineswegs als zweites, und Folge aus einem erſten, als ſeinem Grunde — als ſchlechthin durch ſich daſeiend, und ſo daſeiend, wie er es iſt; welche Bedeutung, als die einzig mögliche verſtändige des Worts Freiheit, wir feſtſetzen wollen. Aber es ſind in Abſicht auf den innern Gehalt eines ſolchen Willensentſchluſſes zwei Fälle möglich; entweder nämlich erſcheint in ihm nur die Erſcheinung abgetrennt vom Weſen und ohne daß das Weſen auf irgend eine Weiſe in ihrem Erſcheinen eintrete, oder das Weſen tritt ſelbſt erſcheinend ein in dieſer Erſcheinung eines Willensentſchluſſes: und zwar iſt hiebei ſogleich mit anzumerken, daß das Weſen nur in einem Willensentſchluſſe, und durchaus in nichts anderem, zur Entſcheidung werden kann, wiewohl umgekehrt es Willensentſchlüſſe geben kann, in denen keineswegs das Weſen, ſondern nur die bloße Erſcheinung heraustritt. Wir reden zunächſt von dem letzten Falle.

Die bloße Erſcheinung, blos als ſolche, iſt durch ihre Abtrennung und durch ihren Gegenſatz mit dem Weſen, ſodann dadurch, daß ſie fähig iſt, ſelbſt auch zu erſcheinen und ſich darzuſtellen, unabänderlich beſtimmt, und ſie iſt darum nothwendig alſo, wie ſie eben iſt und ausfällt. Iſt daher, wie wir vorausſetzen, irgend ein gegebener Willensentſchluß in ſeinem Inhalte bloße Erſcheinung, ſo iſt er in ſofern in der That nicht frei, erſtes und urſprüngliches, ſondern er iſt nothwendig, und ein zweites aus einem höhern erſten dem Geſetze der Erſcheinung überhaupt, alſo wie es iſt, hervorgehendes Glied. Da nun, wie auch hier mehrmals erinnert worden, das Denken des Menſchen denſelben alſo vor ihn ſelber hinſtellt, wie er wirklich iſt, und immerfort der treue Abdruck und Spiegel ſeines Innern bleibt, ſo kann ein ſolcher Willensentſchluß, obwohl er auf den erſten Blick, da er ja ein Willensentſchluß iſt, als frei erſcheint, dennoch dem wiederholten und tiefern Denken keineswegs alſo erſcheinen, ſondern er muß in dieſem als nothwendig gedacht werden, wie er es denn wirklich und in der That iſt. Für ſolche, deren Willen ſich noch in keinen höhern Kreis aufgeſchwungen hat, als in den, daß in ihnen ein Wille bloß erſcheine, iſt der Glaube an Freiheit allerdings

Wahn und Täuſchung eines flüchtigen, und auf der Oberfläche behangen bleibenden Anſchauens; im Denken allein, das ihnen allenthalben nur die Feſſeln der ſtrengen Nothwendigkeit zeigt, iſt für ſie Wahrheit.

Das erſte Grundgeſetz der Erſcheinung, ſchlechthin als ſolcher, (den Grund anzugeben unterlaſſen wir um ſo füglicher, da es anderwärts zur Genüge geſchehen iſt) iſt dieſes, daß ſie zerfalle in ein Mannigfaltiges, das in einer gewiſſen Rückſicht ein unendliches, in einer gewiſſen andern Rückſicht ein geſchloſſenes Ganzes iſt, in welchem geſchloſſenen Ganzen des Mannigfaltigen jedes einzelne beſtimmt iſt, durch alle übrige und wiederum alle übrige beſtimmt ſind durch dieſes einzelne. Falls daher in dem Willensentſchluſſe des Einzelnen nichts weiter herausbricht in der Erſcheinung, als die Erſcheinbarkeit, Darſtellbarkeit und Sichtbarkeit überhaupt, die in der That die Sichtbarkeit von Nichts iſt: ſo iſt der Inhalt eines ſolchen Willensentſchluſſes beſtimmt durch das geſchloſſene Ganze aller möglichen Willensentſchlüſſe dieſes und aller möglichen übrigen einzelnen Willen, und er enthält nichts weiter und kann nichts weiter enthalten, denn dasjenige, was nach Abziehung aller jener möglichen Willensentſchlüſſe zu wollen übrig bleibt. Es iſt darum in der That in ihm nichts ſelbſtſtändiges, urſprüngliches und eigenes, ſondern er iſt die bloße Folge, als zweites, aus dem allgemeinen Zuſammenhange der ganzen Erſcheinung in ihren einzelnen Theilen, wie er denn dafür auch ſtets von allen, die auf dieſer Stufe der Bildung ſich befanden, dabei aber gründlich dachten, erkannt worden, und dieſe ihre Erkenntniß auch mit denſelben Worten, deren wir uns ſo eben bedienten, ausgeſprochen worden iſt; alles dieſes aber darum, weil in ihnen nicht das Weſen, ſondern nur die bloße Erſcheinung eintritt in die Erſcheinung.

Wo dagegen das Weſen ſelber, unmittelbar und gleichſam in eigner Perſon, keinesweges durch einen Stellvertreter, eintritt in der Erſcheinung eines Willensentſchluſſes, da iſt zwar alles das oben erwähnte aus der Erſcheinung, als einem geſchloſſenen Ganzen erfolgende, gleichfalls vorhanden, denn die Erſcheinung erſcheint ja auch hier; aber eine ſolche Erſcheinung geht in dieſem Beſtandtheile nicht auf und iſt durch denſelben nicht erſchöpft, ſondern es findet ſich in ihr noch ein Mehreres, ein anderer, aus jenem Zuſammenhange nicht zu erklärender, ſondern nach Abzug des erklärbaren übrig bleibender Beſtandtheil. Jener erſte Beſtandtheil findet auch hier Statt, ſagte ich; jenes Mehr wird ſichtbar, und vermittelſt dieſer ſeiner Sichtbarkeit, keinesweges vermittelſt ſeines innern Weſens, tritt es unter das Geſetz und die Bedingungen der Erſichtlichkeit überhaupt; aber es iſt noch mehr denn dieſes aus irgend einem Geſetze hervorgehendes und darum nothwendiges, und zweites, und es iſt in Abſicht dieſes Mehr durch ſich ſelbſt was es iſt, ein wahrhaft erſtes, urſprüngliches und freies; und da es dieſes iſt, erſcheint es auch alſo dem tiefſten, und in ſich ſelber zu Ende gekommenen Denken. Das höchſte Geſetz der Erſichtlichkeit iſt, wie geſagt, dieß, daß das erſcheinende ſich ſpalte in ein unendliches Mannigfaltiges. Jenes Mehr wird ſichtbar, jedesmal als Mehr, denn das nun und eben jetzt aus dem Zuſammenhange der Erſcheinung hervorgehende, und ſo in's Unendliche fort; und ſo erſcheint denn dieſes Mehr ſelber als ein unendliches. Aber es iſt ja ſonnenklar, daß es dieſe Unendlichkeit nur dadurch erhält, daß es jedesmal ſichtbar und denkbar und zu entdecken iſt, allein durch ſeinen Gegenſatz mit dem in's Unendliche fort aus dem Zuſammenhange erfolgenden, und durch ſein Mehrſein denn dieß. Abgeſehen aber von dieſem Bedürfniſſe des Denkens deſſelben iſt es ja dieſes Mehr, denn alles in's Unendliche fort ſich darſtellen mögende Unendliche, von Anbeginn in reiner Einfachheit und Unveränderlichkeit, und es wird in aller Unendlichkeit nicht Mehr, denn dieſes Mehr, noch wird es minder; und nur ſeine Erſichtlichkeit, als Mehr denn das Unendliche, — und auf andere Weiſe kann es in ſeiner höchſten Reinheit nicht ſichtbar werden, — erſchafft das Unendliche, und alles was in ihm zu erſcheinen ſcheint. Wo nun dieſes Mehr wirklich als ein ſolches erſichtliches Mehr eintritt, aber es vermag nur in einem Wollen einzutreten, da tritt das Weſen ſelbſt, das allein iſt und allein zu ſein vermag und das da iſt von ſich und durch ſich, das göttliche Weſen, ein in die Erſcheinung, und macht ſich ſelbſt unmittelbar ſichtbar; und daſelbſt iſt eben darum wahre Urſprünglichkeit und Freiheit, und ſo wird denn auch an ſie geglaubt.

Und ſo findet denn auf die allgemeine Frage, ob der Menſch frei ſei oder nicht, keine allgemeine Antwort Statt; denn eben weil der Menſch frei iſt in niederm Sinne, weil er bei unentſchiedenem Schwanken und Wanken anhebt, kann er frei ſein oder auch nicht frei, im höhern Sinne des Worts. In der Wirklichkeit iſt die Weiſe, wie jemand dieſe Frage beantwortet, der klare Spiegel ſeines wahren inwendigen Seins. Wer in der That nicht mehr iſt als ein Glied in der Kette der Erſcheinungen, der kann wohl einen Augenblick ſich frei wähnen, aber ſeinem ſtrengern Denken hält dieſer Wahn nicht Stand; wie er aber ſich ſelbſt findet, eben alſo denkt er nothwendig ſein ganzes Geſchlecht. Weſſen Leben dagegen ergriffen iſt von dem wahrhaftigen, und Leben unmittelbar aus Gott geworden iſt, der iſt frei, und glaubt an Freiheit in ſich und andern.

Wer an ein feſtes beharrliches und todtes Sein glaubt, der glaubt nur darum daran, weil er in ſich ſelbſt todt iſt; und, nachdem er einmal todt iſt, kann er nicht anders denn alſo glauben, ſobald er nur in ſich ſelbſt klar wird. Er ſelbſt und ſeine ganze Gattung von Anbeginn bis ans Ende wird ihm ein zweites, und eine nothwendige Folge aus irgend einem vorauszuſetzenden erſten Gliede. Dieſe Vorausſetzung iſt ſein wirkliches, keinesweges ein blos gedachtes Denken, ſein wahrer Sinn, der Punkt, wo ſein Denken unmittelbar ſelbſt Leben iſt; und iſt ſo die Quelle alles ſeines übrigen Denkens und Beurtheilens ſeines Geſchlechts in ſeiner Vergangenheit, der Geſchichte ſeiner Zukunft, den Erwartungen von ihm und ſeiner Gegenwart, im wirklichen Leben an ihm ſelber und andern. Wir haben dieſen Glauben an den Tod im Gegenſatze mit einem urſprünglich lebendigen Volke Ausländerei genannt. Dieſe Ausländerei wird ſomit, wenn ſie einmal unter den Deutſchen iſt, ſich auch im wirklichen Leben derſelben zeigen, als ruhige Ergebung in die nun einmal unabänderliche Nothwendigkeit ihres Seins, als Aufgeben aller Verbeſſerung unſrer ſelbſt oder andrer durch Freiheit, als Geneigtheit ſich ſelbſt, und alle ſo zu verbrauchen, wie ſie ſind und aus ihrem Sein den möglichſt größten Vortheil für uns ſelbſt zu ziehen; kurz, als das in allen Lebensregungen immerfort ſich abſpiegelnde Bekenntniß des Glaubens an die allgemeine und gleichmäßige Sündhaftigkeit aller, den ich an einem andern Orte hinlänglich geſchildert habe,*) welche Schilderung ſelbſt nachzuleſen, auch zu beurtheilen in wie fern dieſelbe auf die Gegenwart paſſe, ich Ihnen überlaſſe. Dieſe Denk- und Handelsweiſe entſteht der inwendigen Erſtorbenheit, wie oft erinnert worden, nur dadurch, daß ſie über ſich ſelbſt klar wird, dagegen ſie, ſo lange ſie im Dunkeln bleibt, den Glauben an Freiheit, der an ſich wahr und nur in Anwendung auf ihr dermaliges Sein Wahn iſt, beibehält. Es erhellet hier deutlich der Nachtheil der Klarheit bei innerer Schlechtigkeit. So lange Schlechtigkeit dunkel bleibt, wird ſie durch die fortdauernde Anforderung an Freiheit immerfort beunruhigt, geſtachelt und getrieben, und bietet den Verſuchen, ſie zu verbeſſern, einen Angriffspunkt dar. Die Klarheit aber vollendet ſie und rundet ſie in ſich ſelbſt ab, ſie fügt ihr die freudige Ergebung, die Ruhe eines guten Gewiſſens, das Wohlgefallen an ſich ſelber hinzu: es geſchieht ihnen, wie ſie glauben, ſie ſind von nun an in der That unverbeſſerlich, und höchſtens, um bei den Beſſeren den unbarmherzigen Abſcheu gegen das Schlechte, oder die Ergebung in den Willen Gottes rege zu erhalten, und auſſerdem zu keinem Dinge in der Welt nütze.

Und ſo trete denn endlich in ſeiner vollendeten Klarheit heraus, was wir in unſrer bisherigen Schilderung unter Deutſchen verſtanden haben. Der eigentliche Unterſcheidungsgrund liegt darin, ob man an ein abſolut erſtes und urſprüngliches im Menſchen ſelber, an Freiheit, an unendliche Verbeſſerlichkeit, an ewiges Fortſchreiten unſers Geſchlechts glaube, oder ob man an alles dieſes nicht glaube, ja wohl deutlich einzuſehen, und zu begreifen vermeine, daß das Gegentheil von dieſem allen ſtatt finde. Alle, die entweder ſelbſt, ſchöpferiſch und hervorbringend das neue Leben, oder die, falls ihnen dies nicht zu Theil geworden wäre, das nichtige wenigſtens entſchieden fallen laſſen, und aufmerkend da ſtehen, ob irgendwo der Fluß urſprünglichen Lebens ſie ergreifen werde, oder die, falls ſie auch nicht ſo weit wären, die Freiheit wenigſtens ahnen, und ſie nicht haſſen, oder vor ihr erſchrecken, ſondern ſie lieben: alle dieſe ſind urſprüngliche Menſchen, ſie ſind, wenn ſie als ein Volk betrachtet werden, ein Urvolk, das Volk ſchlechtweg, Deutſche. Alle, die ſich darein ergeben, ein zweites zu ſein, und abgeſtammtes, und die deutlich ſich alſo kennen und begreifen, ſind es in der That, und werden es immer mehr durch dieſen ihren Glauben, ſie ſind ein Anhang zum Leben, das vor ihnen, oder neben ihnen, aus eigenem Triebe ſich regte, ein vom Felſen zurücktönender Nachhall einer ſchon verſtummten Stimme, ſie ſind, als Volk betrachtet, außerhalb des Urvolks, und für daſſelbe Fremde und Ausländer. In der Nation, die bis auf dieſen Tag ſich das Volk ſchlechtweg, oder Deutſche nennt, iſt in der neuen Zeit wenigſtens bis jetzt urſprüngliches, an den Tag hervorgebrochen, und Schöpferkraft des neuen hat ſich gezeigt; jetzt wird endlich dieſer Nation durch eine in ſich ſelbſt klar gewordene Philoſophie der Spiegel vorgehalten, in welchem ſie mit klarem Begriffe erkenne, was ſie bisher ohne deutliches Bewußtſein durch die Natur ward, und wozu ſie von derſelben beſtimmt iſt; und es wird ihr von derſelben der Antrag gemacht, nach dieſem klaren Begriffe, und mit beſonnener und freier Kunſt, vollendet und ganz, ſich ſelbſt zu dem zu machen, was ſie ſein ſoll, den Bund zu erneuern und ihren Kreis zu ſchließen. Der Grundſatz, nach dem ſie dieſen zu ſchließen hat, iſt ihr vorgelegt; was an Geiſtigkeit und Freiheit dieſer Geiſtigkeit glaubt, und die ewige Fortbildung dieſer Geiſtigkeit durch Freiheit will, das, wo es auch geboren ſei, und in welcher Sprache es rede, iſt unſers Geſchlechts, es gehört uns an, und es wird ſich zu uns thun. Was an Stillſtand, Rückgang und Zirkeltanz glaubt, oder gar eine todte Natur an das Ruder der Weltregierung ſetzt, dieſes, wo es auch geboren ſei, und welche Sprache es rede, iſt undeutſch, und fremd für uns, und es iſt zu wünſchen, daß es je eher je lieber ſich gänzlich von uns abtrenne.

---

*) M. ſ. die Anweiſung zum ſeligen Leben 11. Vorleſung.

Filibert s. Köhler.

Filiodor s. Schwieger.

Gottfried Wilhelm Fink

ward am 7. März 1783 zu Sulza an der Ilm geboren, ſtudirte Theologie und bekleidete von 1810 bis 1816 das Amt eines reformirten Predigers zu Leipzig, das er jedoch aufgab, und dagegen die Leitung einer Erziehungsanſtalt übernahm. Seit den letzten Jahren lebte er als Privatgelehrter mit der Redaction der Leipziger muſikaliſchen Zeitung beſchäftigt, daſelbſt.

Er gab heraus:

Häusliche Andachten. Leipzig, 1814.
Daſſelbe, in chriſtlichen mehrſtimmigen Liedern. 3 Hefte. Leipzig, 1811. Q.-Fol.
Neue häusliche Andachten. Leipzig, 1835. 1. Heft.
Gedichte. Leipzig, 1813.
Kindergeſangbuch. 2 Hefte. Leipzig, 1815. Q.-Fol.
Predigten. Leipzig, 1815.
Volkslieder mit und ohne Clavierbegleitung. 6 Hefte. Fol. Leipig, 1811—1815.
Balladen und Romanzen; 8 Hefte Lieder und Geſänge, einſtimmige und mehrſtimmige Compoſitionen verſchiedener Art ꝛc.
Erſte Wanderung der älteſten Tonkunſt. Eſſen, 1831.
Einzelne Kritiken und Aufſätze in der muſikaliſchen Zeitung u. ſ. w.
Das Jahr der Erde und der Menſch. Ein allegoriſch erzählendes Gedicht. Leipzig, 1835.
Familien-Unterhaltungen in kurzen Erzählungen. Leipzig, 1835.
Muſikaliſche Grammatik. Leipzig, 1836.

Ein beliebter Kanzelredner zeichnete ſich F. ſchon früh durch äußerſt glückliche und gefällige lyriſche Poeſieen, in welchen er beſonders den echten Volkston zu treffen wußte, und zu denen er ſelbſt geſchmackvolle und anmuthige Melodieen erfand, höchſt vortheilhaft aus. — Ebenſo hat er ſich durch ſeine gründlichen und gediegenen Forſchungen und Kritiken im Gebiete der Tonkunſt einen ſehr geachteten Namen als Theoretiker erworben.

Abendlied*).

1. An Gottes Güte will ich denken,
So lang die Augen offen ſtehn;
Nach ihr ſoll ſich mein Sinnen lenken,
Bis meine Sinne mir vergehn.
In Gott ſei uns der Tag vollbracht,
In Gott empfange mich die Nacht.

2. Dein Lieben kann ja nimmer enden,
Du willſt ja ſtets mein Vater ſein.
O daß ich nie mich möchte wenden
Von deines Lichtes Gnadenſchein!
So leite ſelbſt mir Muth und Sinn
Zu deiner ew'gen Liebe hin.

3. Ich ſeh' es alle Tag und Zeiten,
Wie Großes dein Erbarmen ſchafft.
Die Erde, voll von Herrlichkeiten,
Beſteht und geht in hoher Kraft,
Sie reicht uns liebend Jahr auf Jahr
Bald Blüthen und bald Früchte dar.

4. O nimmer kann ich ganz bedenken,
Was deine Güt' an uns gethan.
So Großes willſt du hier uns ſchenken:
Was werd' ich dort von dir empfahn?
In deiner Liebe will ich ruh'n:
Herr, lehr' mich deinen Willen thun!

5. Entfloh'n iſt jeder Erdenkummer:
Ich ſinge Gottes Lieb' und Macht.
Nimm ſanft mich auf, o holder Schlummer!
Ich weiß, daß Vaters Güte wacht;
Die ſchützt und ſchirmet meine Ruh,
So ſchließ' ich froh die Augen zu.

Champagner-Bacchanal*).

1. Ha, wie er ſprudelt, ihr rüſtigen Zecher!
Schlürfet bacchantiſch den ſchäumenden Wein!
Leert bis zum Boden den luſtigen Becher,
Lockt euch die ſchelmiſchen Faunen herein!
Trinkt, wie die Griechen, Lyäen zu ſingen;
Laſſet ihm Cymbeln und Flöten erklingen —
Mäßig kann aber ein Bacchus nicht ſein!

2. Blüht der Genuß, wächſt tödtlicher Saamen,
Ueppig umblättert von reizender Bluth.
Panther und Tieger, es flieh'n ſie die Zahmen:
Bacchus nur lenkt ſie in feurigem Muth.
Evoe! laßt ihm gebrochen erſchallen.
Horch! — Wie die Korke mit Ziſchen entknallen:
Ziſcht mir im jagenden Taumel das Blut.

3. Reicht mir den Thyrſus, mit Epheu umwunden!
Seht ihr, wie Perle an Perle zerrinnt?
Wer die Begeiſt'rung im Fluge gefunden,
Faſſe behende das ſeltene Kind.
Schämet ſich Einer zu brauſen und ſauſen,
Scheut er Gefahren, die unter uns hauſen,
Bleib' er daheim oder geh' er geſchwind.

4. Füllt mir das Spitzglas! Es brennt mir die Kehle.
Munter! der Stöpſel iſt nüchtern verpicht.
Nüchtern verpichen nur Sorgen die Seele:
Trunknen entweichet die ſorgende Pflicht.
Steh'n wir nicht über die Regel erhaben?
Laßt ſie uns muthig im Weine begraben.
Zimpferlich, wahrlich, ſo trinke ich nicht!

---

*) Gedicht von G. W. Fink.

*) Von Demſelben.

Wilhelm Fink,

als Schriftſteller unter dem Namen Guſtav Edinhard bekannt, ward 1770 in Köthen geboren, ſtudirte Theologie und lebte dann als Hauslehrer bei dem Berghauptmann von Veltheim zu Oſtrann, in der Nähe von Halle. Kränklichkeit zwang ihn, in ſein väterliches Haus zurückzukehren, wo er am 15. Juni 1794 in der Blüthe ſeiner Jahre ſtarb.

Von ihm erſchien:

Die Verſchwörung der Pazzi. Trauerſpiel. Leipzig, 1791.
Heinrich der Löwe. Leipzig, 1791. 2 Thle.
Otto von Schwarzburg. Leipzig, 1793.
Gemälde aus dem alten Rom. Köthen, 1794.
Scenen aus Roms goldenem Zeitalter. Köthen, 1796.

Sehr glückliche Anlagen, namentlich für die erzählende Darſtellungsweiſe, waren W. F. eigenthümlich, ſo daß er bei größerer Reife Treffliches geleiſtet haben würde; leider machte der Tod zu früh ſeinen Beſtrebungen ein Ende.

Johann Fiſchart, genannt Mentzer,

über die Lebensumſtände dieſes merkwürdigen und eigenthümlichen Mannes ſind keine näheren Angaben vorhanden. Nach Einigen iſt er zu Straßburg, nach Anderen zu Mainz (woher der Zuname Mentzer [Mainzer] ſtammen ſoll) in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts geboren. Um 1586 war er Amtmann zu Forbach bei Saarbrück. Er ſtarb nach 1590.

Seine bekannt gewordenen Schriften ſind:

Affentheuerlich Naupengeheuerliche Geſchichtklitterung von Thaten und Rahten u. ſ. w. Herrn Grandguſier, Gargantua und Pantagruel u. ſ. w. u. ſ. w. (eine ſehr freie und originelle Bearbeitung von Rabelais Gargantua und Pantagruel). Getruckt zu Greneſing im Gänſerich 1552 in 8. — Ferner 1575, 1577, 1582, 1590, 1594, 1596, 1600, 1605, 1608, 1617, 1620, 1631 in 8. — Die von Dr. Eckſtein (C. L. F. Sander) beſorgte Ausgabe Hamburg 1785—87, 3 Thle. in 8. iſt eine Ueberarbeitung.

Aller Practic Großmutter u. ſ. w. (Nachahmung von Rabelais Prognostication Pantagrueline) — Ohne Ort, 1573. in 8 Ferner 1593, 1598, 1607 in 8.

Das Glückhafft Schiff u. ſ. w. Aelteſte Ausgabe (nach 1576.) ohne Ort und Jahreszahl in kl. 4. — Ferner o. O. u. J. in groß 4. und Zürich 1576 in 4. Neueſte Ausgabe von K. Halling. Tübingen, 1828 in 8.

Flohhaz, Weibertratz u. ſ. w. O. O. u. J. Ferner Straßburg 1557 in 8., 1577 in 8., 1594 8., 1610 kl. 8. — Wieder abgedruckt in Dornavii Amphitheatrum.

Bienenkorb des heiligen Römiſchen Immenſchwarms (nach dem Byencorf der H. Roomschen Kercke von Phil. Marnix bearbeitet) u. ſ. w. Chriſtlingen, 1579, 8 — Ferner ebendaſelbſt 1580, 1581, 1582, 1586, 1588 in 8., Chriſtlingen, o. J. 8., Leipzig, 1657. 8. — Findet ſich von allen F'ſchen Schriften am häufigſten.

Der heilig Brotkorb der h. Römiſchen Reliquien u. ſ. w. Chriſtlingen, 1583. 8., 1584. 8. — Greifswalde, 1585. 8. Chriſtlingen, 1601. 8.

Philoſophiſch Ehezuchtbüchlein u. ſ. w. Straßburg, 1591, 8., 1597, 8., 1607, 8., 1614, 8., 1623, 8., 1683, 8.

Podagrammiſch Troſtbüchlein u. ſ. w. Straßburg, 1577, 8., 1591 o. O. 8, 1604 8.

Accurata effigies pontificum u. ſ. w. Straßburg, 1573, Fol.

De Magorum Daemonomania. (Ueberſetzung des bekannten Bodin'ſchen Werkes.) u. ſ. w. Straßburg, 1581, 8., 1586, 8., 1591, 8., Hamburg, 1698, 8.

Catalogus Catalogorum u. ſ. w. Getruckt zu Nienendorf bei Nirgendsheim im Mentzergrund 1590, 8. — (Nur der erſte Theil, ein zweiter erſchien nicht.)

Von S. Dominici des Predigermünch's und S. Francisci Barfüßers artlichem Leben u. ſ. w. O. O. 1571, 4.

D. Johann Fiſcharts, genannt Mentzer, Erklärung und Auslegung einer von verſchiedentlichen zahm und wilden Thieren haltenden Meß u. ſ. w. Straßburg, 1608, ein Bogen (Holzſchnitt) in Folio; eine ältere Ausgabe muß ſchon vor 1579 erſchienen ſein. Wieder abgedruckt iſt es in M. Oſeas Schadäus: Summum Argentoratensium templum, Straßburg, 1617, 4. S. 57 fgde. — In demſelben Buche ſind auch Fiſchart's: Deutſcher Reimen auf das kunſtreiche Uhrwerk im Münſter, S. 39 fgde. enthalten, von welchen Meuſel in ſeinem Hiſtoriſch Literäriſch-Bibliographiſchem Magazin St. 4. S. 81—85 einen Abdruck lieferte.

Der Barfüßer Secten- und Kuttenſtreit u. ſ. w., ein Gedicht von 779 Verſen. — Es iſt keine beſondere Ausgabe dieſer ſchon vor 1579 verfaßten Satyre bekannt, doch findet es ſich abgedruckt in dem Franciscaner Alkoran von Erasmus Alberus. O. O. 1614. Blatt 104.

Fürtreffliches artliches Lob deß Landluſtes u. ſ. w., abgedruckt in Siben Bücher vom Feldbau u. ſ. w. durch Melchior Schizio, Straßburg, 1579 in Folio und hieraus wieder bei Meuſel l. c. St. 4. S. 87—96.

Eine Vorrede zu Matthias Holzwart Emblematum tyrocinia u. ſ. w. Straßburg, 1581, ſo wie ein Anhang zu demſelben Werke, betitelt: Eikones cum brevissimis descriptionibus.

Die wunderlichſt unerhörteſt Legend und Beſchreibung des vierhörnigen Jeſuitenhütleins; die erſte unbekannte Ausgabe ſchon vor 1579, ſpätere zu Laufanich, bei Gangwolf Suchnach 1580, 8., 1591, 8., 1593, 8.

Erklärende Verſe zu Stimmer's Sacrorum Bibliorum figurae (ſchon vor1 579). — 1586, 8., 1625, 8., 1628, 8. Straßburg.

Fiſchart gefiel ſich darin, bei ſeinen Werken die verſchiedenartigſten Namen anzunehmen; ſo nannte er ſich u. A. J. F. Mentzer, Reznem, Huldrich Elloposkleros, Jeſuwalt Pickhart, J. Piccard, Joh. Friedr. Guicciard, Ulrich Mannsehr vom Treubach, Artwiſus von Fiſchmentzweiler, Huldrich Wiſchhart, Johann Friedrich Gwiſchart, Wolbeſchreiter Mausſtörer Winhold Alcofribas Wüſtblutus u. ſ. w. u. ſ. w. und ſeine einzelnen Schriften führen daher bald dieſe bald jene Benennung des Verfaſſers.

Es giebt keinen deutſchen Schriftſteller, in deſſen gerechter Würdigung und Beurtheilung die Literatoren mehr übereinſtimmten, als ſie es bei Fiſchart thun. Sein unerſchöpflicher Witz, ſeine gewaltige Herrſchaft über die Sprache, ſein großes Talent der komiſchen Darſtellung und ſeine ſeltene Gewandtheit und Laune, verbunden mit dem redlichſten Eifer für Wahrheit und Recht, weiſen ihm trotz ſeiner vielen Fehler und zügelloſen Uebertreibungen einen ſehr hohen Rang unter unſeren Dichtern an. — Will man gerecht ſein, ſo muß man anerkennen, daß, wie weit wir auch vorgedrungen ſein mögen, F. in ſeiner ganzen originellen und kecken Eigenthümlichkeit immer noch einzig daſteht, und nicht ſeines Gleichen hat; noch williger aber wird man ihm alle jene gerühmten Vorzüge einräumen, wenn man bedenkt, wie hinderlich ihm eigentlich ſeine Zeit war, die obendrein den größten Theil der Schuld ſeines mitunter allerdings ausartenden Cynismus trägt. — Höchſt meiſterhaft charakteriſirt ihn der fein blickende und in unſern Tagen ſo wenig beachtete Küttner (Charaktere deutſcher Dichter und Proſaiſten, S. 90—95) mit folgenden Worten: Fiſchart war unſtreitig der luſtigſte Kopf ſeiner Zeit, ein Lacher von ausgelaſſener Laune, reich an drolligen Späßen und Schnaken, an doppelſinnigen Scherzen und Perſifflage, ein Meiſter im herrſchenden Tone der damaligen Nationalſatyre. Er iſt ein Schalk von Haus aus; manchmal ſpottet er mit ziemlicher Feinheit, öfter aber im ſchmutzigen cyniſchen Tone, der bei den Trinkgelagen unſerer Väter Mode war. Ueberhaupt verdient er den Namen eines ſchlauen Menſchenkenners und lebhaften Satyrikers, durch die mancherlei Züge von Thorheit und Narrheit, die er nach und nach im täglichen Leben ſammelte und in ſeinen Schriften mit großem Witze bearbeitete. Aber ſein größtes Verdienſt liegt in ſeiner Sprache. Dieſe gießt er in allerlei Formen, ſelbſt in die der roheſten Harlekinade. Deß iſt die Verdeutſchung ſeines Zeitgenoſſen Rabelais Zeuge. Freier und toller iſt wohl keiner mit dem Genius unſerer Sprache umgeſprungen, als Fiſchart, der Ueberſetzer des ſchon an und für ſich lächerlichen Franzoſen. Der deutſche Rabelais hat Ausdrücke, Zuſammenſetzungen und Wörter, die nur Fiſchart erſinnen konnte; Wörter, die der zügelloſeſte Witz ſchuf und keine Zunge ruhig nachzuſprechen vermag. Aber gerade darin liegt Ueberfluß des Genies, mehr als gemeine Laune und mehr als gemeine Sprachkenntniß. In vielen Ausdrücken herrſcht Fülle des höchſten Komiſchen und der beißendſte Scherz; viele ſind ſelbſt für unſere Zeiten in der burlesken Sprache brauchbar und dem Sinne nach unerſchöpflich reich und ſtark. An andern Orten iſt der Dichter ſpruchreich, ein Kenner und Maler der Natur in allen ihren Scenen, ein bitterer Feind der Laſter und ihres Anhangs, ein boshafter Spötter des weiblichen Geſchlechtes, der Hofſchranzen und der geiſtlichen Wölfe in Schafskleidern, ein Philoſoph, der Allem Hohn lacht, was er auf Erden ſieht. Doch leuchtet überall ein fröhlicher Geiſt und ein reines Herz hervor. Fiſchart's Laune gleicht in Vielem der des Ariſtophanes, aber der Deutſche ſpottet unſchädlicher. —

Wir theilen hier das glückhafte Schiff nach Hallings Recenſion (S. oben) nach der Ausgabe von 1600 mit.

Vergl. Halling's Einleitung zu ſeiner oben angeführten Ausgabe — des glückhaften Schiffs S. 1—102. —

Das Glückhaft Schiff zu Zürich.

Artliche Beſchreybung der vngewonten vnd doch glückfertigen Schiffart etlicher Burger von Zürich, auff das vilberhümt Hauptſchieſſen, gehn Straßburg gethan.

Geſtellet ein Loblichen Eydgnoſchafft einer Statt vnd gemein Zürich, auch dem mit freuden vollbrachten Straßburgiſchen Schieſſen, Vnd der ehrlichen Nachbarlichen beſuchung der Glückhafften Schiffartgeſellſchaft zu gedächtnus, Rhum vnnd Ehren.

Durch Vlrich Mansehr vom Treübach.

Man lißt von Xerxe, dem Beherrſcher
Des auffgangs vnd der Edlen Perſer,
(Welcher neunhundert dauſent mann
Furet wider die Griechen an),
Das, als er het zu Meer geſtritten,
Vnd ſehr groſſen verluſt gelitten,
Da ward er ſo ergrimmet ſehr,
Das er ließ geyſelen das Meer,
Vnd wurf ketten drein, es zuſtillen
Vnd es zufeſſeln nach ſeim willen.
Aber was half jn diſer hon?
So vil als nichts, er floch davon.
Desgleichen hört man von Venedig,
Das ſie, zuſchaffen das Meer gnädig,
Järlich werffen hinein ein Ring
Das es ſie wie ein Braut vmbfing.
Aber wie offt hats ſich erwiſen
Ganz feindtlich mit den Vbergüſſen?
Auch wann ſie jrer Gmahl wol trauten,
Was dorffts, das ſie vil Dämm vmbbauten?
Deßhalb ein andre weiß iſt gwiß,
Zuzämen die Waſſer vnd Flüß,
Das ſie geſchlacht vnd folgig werden,
Vnd die leut fertigen on bſchwerden.
Welchs iſt dieſelb? Nemlich nur die,
Welche wir han erfaren hie,
Das neulich ſie gebrauchet hat
Die jung Mannſchafft auß Zürch der Statt.
Das iſt: handueſt Arbeitſamkeit
Vnd ſtandhafft vnverdroſſenheit
Durch Rudern, Riemen, ſtoſſen, ſchalten,
Vngeacht müh ernſthafft anhalten,
Nicht ſchewen hitz, ſchweiß, gfärligkeit,
Noch der waſſer vngſtümmigkeit,
Nicht erſchrecken ab wirbeln, wällen,
Sonder ſich hertzhaft gegenſtellen;
Je meh die Flüß laut rauſchend trutzen,
Je kräfftiger hin wider ſtutzen;
In ſumma: durch ſtandhafft gemüt
Vnd ſtrenge hand, die nicht ermüd;
Dann nichts iſt alſo ſchwer vnd ſcharff,
Das nicht die Arbeit vnderwarff,
Nichts mag kaum ſein ſo vngelegen,
Welchs nicht die Arbeit bring zuwegen
Was die faulkeit halt für vnmüglich,
Das vberwind die Arbeit füglich:
Die Arbeit hat die Berg durchgraben,
Vnd das Thal in die höh erhaben,
Hats Land mit Stetten wonhafft gemacht,
Vnd die Ström zwiſchen Damm gebracht,
Hat Schif gebaut, das Meer zuzwingen,
Das es die Leut muß vberbringen,
Vnd die Leut vber flüß müß tragen,
Vnd ſich mit Rudern laſſen ſchlagen,
Das es die Schiff ſo geſchwind muß füren,
Als die vögel der Lufft thut rüren.
Derwegen, dieweil durch ſolch weiß,
Namlich durch arbeitſamen fleiß,
Die Zürcher haben vorgetroffen
Vilen, die auch dergleichen hofften,
Vnd han ein beſſern weg gefunden,
Wie die flüß werden vberwunden,
Vnd alſo han geſchafft ein Nam,
Der bleibt, ſo lang der Limmatſtram
Zu jrem Vater laufft in Rein,
Vnd der Rein kehrt im Meerkreiß ein,
So wer es je ein vnuerſtand,
Die Gſchicht zumachen nicht bekant,
Dieweil es je kein Fabel iſt,
Wie man vom Triptolemo lißt,
Der in kurtzer zeit hat durchgangen
Die gantze welt auff fliegend ſchlangen,
Noch ein gedicht von fliegend drachen,
Welche Medea zam kont machen.
Hie darff das Schiff kein flügel nit,
Wie Perſei Luftpferd, welchs er ritt,
Hie darff kein fettich man vmbthun,
Wie Jkarus, ſo ſchmeltzt die Sunn,
Sondern ſtandmut vnd feſte Hand,
Das macht recht fligen durch die land,
Arbeit vnd fleiß, das ſind die flügel,
So füren vber Stram vnd hügel.
Derhalben weichet jr Poeten,
Die war geſchicht in falſch gdicht nöten.
Vnd laßt vns hören mit verlangen,
Wie im Sommer, newlich vergangen,
Von Zürich ein Gſellig Burgerſchafft
Mit gutem Glück vnd Manneskrafft
Gen Straßburg auf das Schieſſen fuhr,
Da ſie all freuntlicheit erfuhr.
Als nun war außgebrochen weit
Deren von Straßburg willigkeit
Zu pflanzung Nachbarlicher freundſchaft,
In jrem Außſchreiben, gemeinhaft

Hin vnd wider an Ständ vnd Stett,
Vnd alle Nachbawrn, die es het,
Zu eim Hauptſchieſſen, ſchön mit luſt
Zugleich mit Büchſen vnd Armbruſt,
Zu deren jedem war das beſt
Hundert gulden, on ſonſt den Reſt:
Da ſind von hoch vnd nider Stand
Erſchinen vil auß Statt vnd Land;
Deßhalb die Loblich lieblich Statt
Zürich, die nach ſeim Nam ſtiften that,
Turich, ein König der Heldwallen
Vnd Balgerhelden, ſtark vor allen,
Vor Chriſti gburt zweitauſent jar,
(Von dem auch Trüehr gbawet war)
Vnd im Heldſaß die Statt Türacburg
Bei den Trüwonern, heut gnant Straßburg,
Welche berühmte Türuchiner
Zu Cäſars zeiten waren küner,
Als andre im Heldvätterland,
Vnd zogen oft mit gwerter hand,
Den Römern ins Keiſerlich gbiet,
Zuſchützen jr freiheit damit,
Wie ſie ſich dann auch Mannlich ſtelten
Bei Rudolph von Habſpurg, dem Helden,
Vnd andern Keiſern, ſo nachkamen;
Daher groß freiheit ſie bekamen;
Ja die Statt war ſo hoch geacht
Vonwegen jrer Tugendmacht,
Das ſie den Eydgnoſſen hat gefallen,
Zu ſein das erſt Ort vnder allen.
Ja, diſe alt berümte Statt,
So die Limmat eingfangen hat,
Mit etlich ſchönen weiten Brucken,
Vnd iſt berümt von vilen ſtucken,
Von Policey, Religion,
Von mancher Gelerter Perſon,
Von Weiſen Leuten zuo dem Rhat,
Vnd Streitbarn leuten zu der that,
Dieſelbig wolt auch nicht erloſen,
Die glegenheit, jr auffgeſtoſen,
Ir vralt freund vnd Nachbarleut,
Heimzuſuchen in freuden weit,
Vnd ſolches auf ein ſonder weiß,
Die ſich reimpt zu der freudenreiß.
Dann gleich wie ſein zeit hat das leid,
Alſo, hat ſein zeit auch die freud,
Vnd wie das leyd inn vnmut ſteht,
Alſo die freud auff kurtzweil geht.
Derhalben ſich ein ehrlich Gſelſchafft
Vor vier vnd fünfftzig ſammenthaft,
So all in Leibfarb warn bekleidt
Zuzeigen jr einmütigkeit,
Verglichen haben eines ſtücks,
Welches bedorfft wol groſſes Glücks,
Nemlich, in eim tag thun ein fart,
Die man kaum in vier tagen fahrt,
Vnd in dem folgen den Vorfaren,
Die auch dergleichen Schifleut waren;
Dann wz ſtaht baß, dann wann die jugend
Nachſchlägt jrer Vorfaren tugend?
Dann alſo grünen die Stätt hie,
Wann tugend bleibt bey alter plüh;
Aber wo auß der art man ſchlegt,
Vnd täglich newe bräuch erregt,
Da kumpt gewiß ein Newerung,
Die ſelten eim Land wol gelung,
Vnd wiewol heut die junge welt
Für ſchlecht der Alten thaten hällt,
Von ſchlecht richtiger vmſtänd wegen,
So ſolte doch dieſelb erwegen
Das ſie durch die ſchlecht Richtigkeit
Iren ſolch macht hat zubereit,
Da man durch new vnrichtigkeit,
Heut täglich ſicht entſtehn groß leyd.
Darumb vil anders geſinnet war
Diſe Zürichiſch Gſellſchaft zwar,
Die auch erweiſen wolt die kraft
Der Alten bey junger Mannſchaft,
Vnd erzeigen durch ſolch Wagſtück,
Das mit Zürich noch halt das alt Glück.
Rüſten derwegen zu ein Schiff,
Welchs in eim Tag gen Straßburg lif,
Verſahen es mit aller ghör
Damit recht zuerlangen ehr,
Beſtellten Schifleut ſo regirten,
Vnd die jung Manſchaft wol anführten.
Nach dem nun alles war verſehn,
Ward zu der Abfart angeſehen
Im Brachmonat der zwentzigſt tag,
Das man es mit dem Wagſchiff wag.
Kamen darauff faſt vm zwo Vren,
Gleich gegen tag, das ſie abfuohren,
Trugen ein warmen hirß ins Schiff,
In einem groſſen hafen tif,
Zu zeigen an, das wie ſie könten
Den Hirß warm lifern an ferrn enden,
Alſo weren ſie allzeit gwärtig,
Zu dienen jren freunden färtig.
All warens freudig, das mans wag,
Vnd grüßten da den lieben tag
Mit Trommen und Trommeten ſchall,
Das es gab durch den See ein hall:
O heller Tag, O liebe Sonn,
Sprachen ſie, Nun dein Schein vns gonn!
Zeig vns dein liechtes rotes Haupt,
Des vns haſt diſe Nacht beraubt!
Geh auf mit freuden vns zu heil,
Das wir vollbringen vnſer theil!
Halt bey vns heut mit deinem ſchein,
Laß dir kein Wolck hinderlich ſein,
Zünd durch dein liecht den weg vns heut
Auf Straßburg, welchs noch iſt ſehr weit,
Dan du auch wirſt durch diſe gſchicht
Noch berümpt, wo man dauon ſpricht!
Wolan! dein vortrab, Morgenröt,
Zeigt, das bey vns wilt halten ſtät.
Wan wir dein hitzſtich heut empfinden,
Wöllen wir dein beyſtand verkünden.
Hierauff ruofft jnen das volck zuo:
Glück zu! Glück zu! mit guoter ruoh
Vollbringet friſch vnd gſund die reiß!
Gleich wie jr den Hirs lifert heiß!
Laßt euch kein arbeit nicht verdrieſſen,
Dann jr dadurch grhümt werden müſſen!
Hiemit ſo ſtieß man ab von Land,
Vnd legt an dRuder manlich hand.
Da ging es daher inn der wog,
Als ob es in dem waſſer flog,
Die Ruder giengen auff vnd ab,
Schnell, das es ein anſehen gab,
Als ob ein frembds vngwont Geflügel
Da auff dem Waſſer rhürt die fligel.
Die Limmat, welche her entſpringt
Vom Märchberg, der Vry vmringt,
Vnd durchs Linthal für Glaris laufft,
Vnnd in dem Oberſee erſaufft,
Aber im Zürchſee fürkompt wider,
Vnd ſtrack für Baden laufft hernider,
Die wolt ſich erſtlich etwas ſtrauſſen,
Erzeigt ſich wild mit rauſchen, prauſſen,
Dan jr war vngwont ſolch ſchnell ſchiffen,
Vnd het ſie gern ein weil ergriffen,
Von jnen zuerfahren bſcheidt,
Was ſolches eylen doch bedeut,
Ob jre Landzucht Zürich vileicht
Groß not lit, das man von jr weicht.
Aber eh ſie es hat erfaren,
Kamen ſie ſchnell auß jr in dAren.
Die Aar beim höchſten gbürg entſpringt,
Dem Gotthart, der in dWolken dringt,
Vnd ſich wie ein Fiſchangel windt
Durch Brientz vnd Thunerſee geſchwind,
Vnd vmringt Bern die Landreich Statt,
Die wol ein Berenmuot zwar hatt,
Beides: in pflantzung warer lehr,
Vnd ſchirmung jrer Land mit wehr.
Folgends bei Arberg ſich krümpt eben,
Die alt Statt Solthurn zu vmbgeben,
Welche auch König Türich bawt
Zuo eim ſal, des Thurn man noch ſchawt,
Ja in die Aar, ſo gibt den namen
Dem Argaw, ein recht Adelsſaamen.
Dieſelb Arig hat ſie geleit
Inn Rein mit ſchnäller fertigkeit.
Da frewten ſich die Reißgeferten,
Als ſie den Rein da rauſchen hörten,
Vnd wünſchten auff ein newes Glück,
Das Glücklich ſie der Rein fortſchick,
Vnd grüßten jn da mit Trommeten:
„Nun han wir deiner hilff vonnöten,

O Rein, mit deinem hellen fluß
Dien du vns nun zur fürdernuß!
Laß vns genieſen deiner Gunſt,
Dieweil du doch entſpringſt bey vns
Am Vogelberg bey den Luchtmannen,
Im Rheintzierland, von alten Anen,
Vnd wir dein Thal, dadurch du rinnſt,
Mit bawfeld zieren, dem ſchönſten dienſt!
Schalt diß Wagſchiflin nach begeren,
Wir wöllen dir es doch verehren,
Leit es gen Straßburg, dein zird,
Darfür du gern lauffſt mit begird,
Weil es dein ſtrom ziert vnd ergetzt,
Gleich wie ein Gſtein im Ring verſetzt!"
Der Rein mocht diß kaum hören auß,
Da wund er vmb das ſchiff ſich krauß,
Macht umb die Rüder ein weit Rad,
Vnd ſchlug mit freuden anß geſtad,
Vnd ließ ein rauſchend Stimm da hören,
Drauß man mocht diſe wort erklären:
Friſch dran, jr lieben Eydgenoſſen!
Sprach er, friſch dran! ſeit vnuerdroſſen!
Alſo folgt eweren Vorfaren
Die diß thaten vor hundert jaren!
Alſo muoß man hie Rhuom erjagen,
Wann man den Alten will nachſchlagen.
Von ewerer Vorfaren wegen
Seit jr mir willkomm hie zugegen.
Jr ſuocht die alt Gerechtigkeit,
Die ewer Alten han bereit,
Dieſelbig will ich euch gern gonnen,
Wie es die Alten han gewonnen.
Ich weiß, ich werd noch offtmals ſehen,
Solchs von ewern nachkommen gſchehen,
Alſo erhelt man nachbarſchafft;
Dann je der Schweitzer eigenſchafft
Iſt Nachbarliche freuntlichkeit,
Vnd in der Not ſtandhafttigkeit.
Ich hab vil ehrlich leut vnd Schützen,
Die auf mich in Schiff thäten ſitzen,
Geleit gen Straßburg auff das ſchieſſen;
Dafür mit freuden ich thu flieſſen.
Aber keine hab ich geleit
Noch heut des tags mit ſolcher freud.
Fahr fort! fahr fort! laßt euch nichts ſchrecken,
Vnd thut die lenden daran ſtrecken.
Die Arbeit trägt daruon den ſieg,
Vnd macht das man hoch daher flieg
Mit Fama, der Rümgöttin herlich;
Dan wz gſchicht ſchwärlich, dz wirt ehrlich.
Mit ſolchen leuten ſolt man ſchiffen
Durch die Meerwirbeln vnd Meertifen,
Mit ſolchen forcht man kein Meerwunder
Vnd kein wetter, wie ſehr es tunder,
Mit ſolchen dörfft man ſich vermeſſen,
Das eine fremde Fiſch nicht freſſen:
Dann diſe alles vberſtreitten
Durch jr vnuerdroſſen arbeiten.
Mit diſen Knaben ſolte einer
Werden des Jaſons Schiffartgmeiner
In die Inſul zum Gulden Wider:
Da wüßt er, das er käm herwider.
Weren diſe am Meer geſeſſen,
So lang wer vnerſuocht nicht gweſen
America, die newe Welt;
Dann jr Lobgir het dahin gſtellt.
Laßt euch nicht hindern an dem thun,
Das auff die haut euch ſticht die Sunn,
Sie will euch manen nur dadurch,
Das jr ſchneid tapfer durch die furch.
Dann ſie ſeh gern, das jr die gſchicht
Vollbrächten bey jrm ſchein vnd liecht,
Damit ſie auch Rhuom dauon trag,
Gleich wie ich mich des Rhümen mag.
Die Blatern, die ſie euch nun brennt,
Vnd die jr ſchaffet in der hend
Werden euch dienen noch zu Rhüm,
Wie zwiſchen Tornen eine blüm.
Jr dörft euch nicht nach wind vmbſehen,
Jr ſeht der wind will euch nachwähen.
Gleichwie euch nun diß wetter libt,
Alſo bin ich auch vnbetrübt,
Jr ſehet je mein waſſer klar,
Gleich wi ein Spiegel, offenbar.
So lang eman würd den Rein abfaren
Würd keiner ewer lob nicht ſparen,
Sonder wünſchen, das ſein ſchiff liff,
Wie von Zürich das Glückhaffte ſchiff. —
Wolan, friſch dran! jr habt mein gleit
Vmb ewer ſtandhafft freudigkeit,
Die ſtraß auff Straßburg ſey euch offen,
Jr werd erlangen was jr hoffen:
Was jr euch hrut frü namen vor
Das würd den abend euch noch wor,
Heut werd jr die Statt Straßburg ſehen,
So war ich ſelbs herzuo werd nähen,
Heut werd jr als wolkommen gäſt
Zuo Straßburg noch ankommen reſch.
Nun liebs Wagſchiflin lauff behend,
Heut würſt ein Glückſchiff noch genent,
Vnd durch dich wert ich auch gepriſen,
Weil ich ſolch trew dir hab bewiſen.
Solch ſtimm der Gſellſchaft ſeltzam war
Vnd ſchwig drob ſtill erſtaunet gar.
Es daucht ſie, das ſie die Stimm fül,
Als wann ein wind bließ in ein hül;
Derhalb jagt ſie jr yn ein muot,
Gleichwie das horn vnd ruoffen thut
Des Jägers, wann es weit erſchallt
Den Hunden inn dem finſtern wald,
So ſie im tieffen Thal verlauffen,
Vnd die Berg auff vnd ab durchſchnauſen,
Alsdan jn erſt die waffel ſchaumpt,
Vnd kommen auff die ſpür vngſaumpt,
Alſo war auch dem Schiff die Stimm,
Bekam zu ruodern erſt ein grimm,
Thäten ſo ſtarck die Rüder zucken,
Als wolten fallen ſie an rucken,
In gleichem zug, in gleichem flug,
Der Steürman ſtünd feſt an dem pflug
Vnd ſchnitt ſolch furchen inn den Rein.
Daß das vnderſt zu oberſt ſchein.
Die Sonn het auch jr freüd damit,
Das ſo dapffer das Schiff fortſchritt,
Vnd ſchin ſo hell inn dRüder rinnen,
Das ſie von fern wie Spiegel ſchinen.
Das geſtad ſchertzt auch mit dem Schiff,
Wann das waſſer dem land zuliff,
Dann es gab einen widerthon,
Gleich wie die Rüder thäten gon;
Ein Fluot die ander trib ſo gſchwind,
Das ſie eim vnderm gſicht verſchwind.
Ja der Rein warff auch auff klein wällen,
Die dantzten, vmb das ſchiff zu gſellen,
Inn ſumma: alles fröudig war,
Die Schiffart zuvollbringen gar.
Die vertröſtung Rhuom zuerjagen,
Erhitzigt jr hertz, nicht zuzagen,
Wiewol ſie jetzund gar nah kamen
Auff Lauffenberg, ſo hat den Namen
Von des Reins hohem lauff vnd fall,
Da etlich Berg mit groſſen ſchall
Dem Rein auß neid ſich widerſetzen,
Die ſich dadurch doch ſelbs verletzen,
Dann je der Rein on alle ſchew
Etzt durch ſie eine ſtraſſen frey,
Vnd wirt ſie mit der weil verzeren,
Zu eim vorbild, demut zulehren,
Vnd nicht zu vnderſtohn mit Zwergen
Den Himel zuſtürmen mit Bergen. —
Als ſie daſelbs nu durch die Brück
Füren mit des Reins gutem glück,
Da danckten ſie jm für die trew,
Vnd beſahen das ſchön gebew,
Vnd redten von der Salmen wog,
Wie der Rein da vil Salmen zog.
Folgends auff Seckingen ſie ſchifften,
Die das volck der Segwanen ſtifften,
Da des Reins achteſt Bruck angeht,
Vnd in Sant Fridlins Inſul ſteht.
Noch muſten ſie ſich weiter ſchicken
Zu einem Strudel vnder Bücken,
Welcher der dritt iſt in dem Rein
Vnd ſchrecklich laut vom namen ſein,
Dann er genant iſt im Höllhacken,
Weil nach den ſchiffen er thut zwacken,
Da ſprachen ſie dem Schiflin zu,
Das es jetzund ſein beſtes thu,
Vnd eyl auf Reinfelden geſchwind,
Da es die neundte Reinbruck ſind

Wann es durchbrech den Waſſerbruch,
So find es darnach, was es ſuoch.
Eh ſie diß hetten außgeredt,
Waren ſie hindurch auff der ſtett:
Da lobten ſie den reinen fluß,
Das er ſo gedultig on verdruß
Durchtring durch ſein ſtandhafftigkeit
Der Felſen vngeſtümmigkeit.
Alſo müß allen den gelingen,
Die durch den Neid nach ehren ringen,
Alſo auch vnſerm Schif geling
Das es noch heut ſein lauff vollbring!
Inn des kamen ſie für Reinfeld,
Welchs billich alſo wirt gemeldt,
Dieweil daſelbs der Rein fängt an
Zurinnen reyn vnd ſtill dauon,
Das er ſicht wie ein eben feld,
Vnd vnbetrübt ſich forthin ſtellt,
Welchs er gleichſam zu lieb thun ſcheint
Der Statt, die ſich jm längſt verfreund,
An bey dem Gſtad, Baſil genannt
Dem haupt in dem Trautricherland.
Die mit Angſt, etwan genant Rurich,
Gebawt ward von des Königs Turich
Vnderthanen, den Treuwackern,
Die von dem Rein mit den Trautrachern,
Auff das man das Reinland erfüll,
Zogen dem Gbürg nach, vnd der Ill
Auff Illfurt, da ſie vberfürten,
Durchs Leimtal der Birſick nachſpürten,
Deren ſie folgten, biß ſie länden,
Da Birſick vnd Birß in Rein wenden.
Da laß ſich nider der ein hauf
Und nanten das ort Baß Ill drauf,
Weil ſie ein Bäſſer Ill da funden,
Da ſie der Ill vergeſſen kunten.
Von diſer alten Kundtſchaft wegen,
Meint man, zeig ſich der Rein ſo glegen,
Eh er auff die Statt Baſſil kompt,
Dieweil ſie ſein Gſtad hat vil gfromt
Beides mit dapffrer leut vertrawung
Vnd ſeines Talgeländs erbawung,
Welcher kundtſchafft auch hat genoſſen
Zum gleit die gſelſchaft vnuerdroſſen,
Dieweil ſie der Statt vnd dem land
Mit Eidverbündnuß ward verwant.
Derhalben als ſie ſah von weite
Der Statt ſpitzen, ſich ſehr frewte,
Vnd ſprach alsbald zuſammen do:
„Ein guts ſtück wegs ſind wir nun fro,
Baſel ſoll uns ſein ein gut zeichen,
Das wir noch Straßburg auch erreichen.
Diſe Statt frewt vns wol ſo ſehr
Als Orion die leut zu Meer.
Han wir den rauchſten weg erwunden,
Der weiteſt wirt auch wol gefunden.
O Baſel, du holtſelig Statt,
Die den Rein in der mitte hatt,
Allda er nimt ein newen ſchwang
Gegen mitnacht vom Nidergang,
Du muſt gewiß ſehr freuntlich ſein,
Weil durch dich freundtlich rinnt der Rein!
Darumb nach deiner freündtlichkeit
Auff Straßburg freündtlich vns geleit!“
Hiemit ſtallten ſie friſche an,
Die fuoren für die Statt hinan
Vmb zehen vhr, da ſah man ſtehn
Sehr vil volcks auf der Reinbruck ſchön,
Zuſehen dieſe waghafft Gſellen,
Wie auff den Rein ſie daher ſchnellen,
Vnd verrichten eine ſolche that,
Die in vil jaren niemandt that,
Damit ſie ſolches jren Kinden,
Wann ſies nicht glaubten, auch verkündten,
Vnd dabei jnen zeigten an,
Wie küne arbeyt alles kan.
Als ſie das volck nun allda ſah
Durch die Bruck faren alſo gah,
Als ob ein pfeil pflüg von dem Bogen,
Oder ein Sperwer wer entflogen,
Da rüfft es ſich gantz freudig an:
„Der Mechtig Gott leyt ſie fort an,
Der jnen ſo weit geholffen hat
Der helff jn weiter zu der Statt!
Ein ſolchen mut wöll Gott den geben,
Welche nach Rhuom vnd ehren ſtreben!“
Hinwiderumb thöneten ſie auch
Mit den Trommeten ſcharff vnd rauch,
Das es gab ſo ein widerhall,
Als thet ein Baum im thal eiu fall,
Dan vom Rhuodern vnd gſchwindigkeit
Ward der thon gebrochen vnd verleyt.
Das vock het kaum jhr wunſch verricht,
Verlor das Schiff ſich auß dem Geſicht.
Demnach nun Baſel war fürvber,
Sah die Geſelſchaft Briſach lieber;
Aber bei Ißſtein, einem Schloß,
Welches zerſtört ſteht, öd und bloß,
Wolt ſich erſt auch ein Strudel ſtreuben,
Vnd thät groß wällen da auftreiben;
Jedoch die Gſellſchaft es veracht
Vnd ſprach, Es het gleich ſo vil macht
Als diß Schloß, bei dem er her ſtrudelt,
Welchs zu der Wehr war gar verhudelt.
Konten wir Strudelberg durchtringen,
Wir wölln auch Hügel vberſpringen;
Kan vns den Muot kein hitz zerſpalten
Würd den kein Eisſtein nicht erkalten.
Trangen demnach auf Newenburg,
Ein Stettlein ſo bedarff groß ſorg,
Dieweil der Rein mit ſeinem lauff
Tringt alſo ſtark vnnd heftig drauff,
Vnd laßt ſein macht ſo ſtreng da ſchawen,
Das man jn nicht gnug kan verbawen;
Hat mit der weil auch mit ſein güſſen
Der Statt ein gut ſtuck hingeriſſen,
Welchs die Geſelſchaft thet betrauern,
Vnd baten den Rein vmb bedauren,
Das er ſein zorn wöll lan verfliſen,
Vnd ſie einmal der Ruh lan gniſen.
Weil ſie noch reden diſe Wort,
Stis ſie der Rein auf Preiſach fort,
Welche Statt an eim Berg ſich helt,
Von deren Brißgaw wurd gemelt,
Vnd lag etwa mitten im Rein,
Daher es ſchein Elſaſſiſch ſein.
Als ſie dieſelbig ſahen weit,
Da gab es jnen muot vnd freidt,
Die weil da halber weg zu Rein
Von Baſel ſoll auff Straßburg ſein.
Vor groſſer freud, die ſie empfiengen,
Die Rhuder des fertiger giengen,
Alſo, das ſie ehe kamen hin,
Dann ſie es hetten inn den ſinn:
Nemlich vngefer zu zwey vhren.
Welche als die Burger erfuohren,
Lieffen ſie zu, die zu beſchawen,
Die groſe Flüß zuzwingen trawen,
Welches, als ſie beſehen hatten,
Lobten ſie jhre mannlich thaten,
Das ſie ein ſolchs beynah vollbrächten,
Welchs ſein vnmüglich vil gedächten.
Derhalben werd man ſie auch Preiſen
Allweil Preisgaw vom Preiß würd heiſen.
Nachdem nun ſie auch an dem ort
Durch die Bruck fuoren glücklich fort,
Da manten ſie einander wider,
Das man nun käcklich führ hernider,
Dieweil der Rein doch für ſie wer,
Vnd ſtrenger nun zu lauffen beger.
Aber je meh der Rein fort ſtis,
Je meh die Sonn jr kraft bewis;
Dann als ſie mit jrn ſchnellen geulen
So hefftig in die höh thät eylen,
Zu ſein im Mitten zu Mittag,
Auff das ſie da auſſpannen mag,
Ward ſie vom eilen ſo erhitzt,
Das ſie nur feurſtral von jr ſchwitzt;
Die ſchos ſie hin vnd her ſehr weit,
So wol auff arbeitſame leut,
Als müſige, auff jene drumb,
Das bald zu end jr arbeit kumb,
Auff diſe drum, das ſie empfinden,
Wie ſich arbeitend Leut befinden,
Dan welchen die hitz thut gewalt,
Die ſtellen nach der Küle bald,
Und fördern jre ſachen meh,
Das ſie dieſelb erlangen eh.
Fürnemlich aber ſchos jr ſtral
Die Sonn auf vnſer Schiflin ſchmal,

Weil ſie jm ſchir vergonnen thet,
Das es lif mit jr vm die wett,
Vnd wolt jr nachthun jren lauf:
Mit jr gehn nider, wie auch auf.
Jdoch die manlich Reisgefärten
Achteten nichts der beſchwärden,
Jhr ehrenhitzig Rumbegird
Stritt mit der Sonnen Hitz vngeirrt,
Die euſſerliche prunſt am leib,
Die innerlich prunſt nicht vertreib.
Je meh erhitzt ward jr Plut,
Je meh entzindet ward jr Mut,
Je meh von jnen der Schweis floß,
Je meh Muts jn die Reis eingoß,
Dan arbeit, mühde, Schweiß vnd Froſt
Sind des Rums vnd der Tugend koſt,
Das ſind die ſtaffeln vnd ſtegreif,
Darauf man zum lob ſteiget ſteif,
Mit müſſiggang vnd gmachlichkeit
Man keinen Namen nicht bereit,
Die ſchimlig faulkeit vnd wollüſt
Ligen vergraben inn dem Miſt.
Aber von ernſthitzigem fleiß
Mus der ſtahl ſchmeltzen wie das Eiß,
Vnd widerumb durch ſtanthaft anhalten
Mus das Eis in Kriſtall erkalten,
Gleich wie auch von der Sonnen gſchicht,
Wie man in Schweitzergbürg oft ſicht.
Mit der weis kan ein ſtanthaft Man
Eben dis, ſo die Sonn auch kan.
Wie ſolt dan ſolchen ſtandhaft Freunden,
Die zu der Arbeit ſich vereinten,
Die Sonn nun etwas angewinnen,
So ſie doch jre Kunſt auch künnen?
Vnd gleich wie ſie die Erd erhert,
Vnd das Wachs erweicht vnd verſert,
Alſo zutrotz dem Sonnenſtrall
Erherten ſie gleich wie Kriſtall,
Vnd die müh, welche ſcheint Kriſtallen,
Weichen ſie, das ſie muß zerfallen,
Vnd halten nur der Sonnen ſtich,
Für anmannung zu fördern ſich:
Dan wer ſchön Wetter haben will,
Mus leiden, das er die Sonn fül.
Derwegen als die Sonn vermerckt,
Das nur jr Manheit wurd geſterckt,
Vnd ſah allweil das Schiff forteilen,
Da ſorgt ſie, ſie möcht ſich verweilen,
Das jr vielleicht das Schiff vorkäm,
Vnd alſo jr das lob benäm,
Derhalben, nicht halb außgerhut,
Spannt ſie friſch Pferd vor wolgemut,
Lis ſich aus jrem guldnen Sal,
Vnd rennt inn eim Kib ab zu thal,
Als wann vom Himel ein Feurſtral
Schießt plötzlich inn ein ferres thal.
Sie praucht ſich auch ſo emſiglich,
Das ſie bei Reinau jnn vorſtrich,
Vnd zeigt ſich dem Schiff auf den ſeiten,
Jm zu dem Wettlauf auszubieten,
Welchs diſe Männer meh ermant,
Das weidlich ſie anlegten hand,
Fürnemlich da ſie daucht von ferr,
Wie nun ein gſtirn jn forſchin her
Vom widerſchein der hohen ſpitzen
Des Thurns zu Strasburg, durch hell plitzen,
Die auf der ſpitz die Sonn erregt,
Auf das ſie die Gſelſchafft bewegt,
Vnd alſo gleichſam mit jr ſchertzt,
Vnd ſie zu faren macht behertzt.
Dan jr der Kib vergangen war,
Als ſie ward jres vortheils gwar
Vnd liß die Pferd gern langſam traben,
Meh kurtzweil mit dem Schiff zuohaben,
Welchs mit jr, vngewonter weis,
Auf dem Rein wett lif vm den preis.
Dann groſe händel vnderſtehn
Würd ſo wol globt, als ſie begehn.
Aber ſie mußt hernider eilen,
Die Erd ſich laſſen zu erkülen,
Vnd ſich ſelbs im Mör zuerfriſchen,
Vnd den feurig ſchweiß abzuwiſchen;
Jdoch zuletzt eh ſie verlauf
Sprang ſie zu etlich malen auf
Hinter den Bergen mit jrn plicken,
Zuſehen, wie ſie ſich nachſchicken,
Vnd als ſie es ſah ſchier vollpracht
Sprang ſie noch eins zu guter nacht,
Vnd befal die Gſelſchaft dem Rein,
Der ſie leit gar in dStatt hinein,
Welchs der Rein gar treulich that,
Vnd ließ ſich hören am geſtad
Mit gröſſerm rauſchen vor meh fröuden,
Das ſie ſo nah der Statt zuleiten.
Sie lieſſen auch zu Lob dem Rein,
Vnd zum zeichen, das ſie da ſein,
Die Trommen vnd Trommeten gehn,
Das es gab ein groß fröuden gthön,
Sie danckten Gott auch ſonderlich,
Der jnen hat ſo gnädiglich
Sein Gſchöpf zu der fart dienen lon:
Die Waſſer, Wetter vnd die Sonn,
Vnd ſie vor aller gfahr bewart,
Auch jn kreft geben zu der fart.
Drauf hat der Rein ſein abſcheid gnommen,
Auf das er bald ins Mör möcht kommen,
Vnd jhm die fremde zeitung pringen,
Wie er vm rum werd mit jm Ringen,
Weil man auf jm fahr auch ſo geſchwind,
Dazu on Segel vnd on Wind
Doch zu Strasburg an der Reinprucken
Da hat der Rein geſucht ein lucken
Von altem her hinein inn dStatt
Mit eim Arm auß ſondrer libthat,
Nicht allein drum, das ſie die Jll,
Davon man Elſas nennen will,
Samt der Preiſch lait zum Haupt dem Rein:
Vnd alſo mit der Stat verein, —
Sonder auf das der Rein zugleich
Durch diſen Arm der Stat fein raich,
Was jnen wirt gefüret zu,
Es außzuladen mit guter rhu,
Vnd durch den Arm, genant der Gieſen,
Die Schiff wie in ein Port darflieſen,
Vnd die Freund, ſo ſie bſuchen wöllen,
Mögen in mittler Stat ausſtellen. — —
Zum ſelben Gieſen ſie anfuren,
Vngefär vm die ſibend vren;
Weil man aber vor hat vernommen,
Das die Geſelſchaft an ſolt kommen,
Auch etlich Gwett darauf waren bſchehen,
Wo man ſie heut würd kommen ſehen:
Da ſtund vom Giſen zwar herauf
Zum Kaufhaus zu ein ſolcher hauf
Von Mann vnd Weibern, Jung vnd Alt,
Das es ſah wie am Gſtad ein Wald,
Welcher hauf als ers ſah herkommen
Mit jren Trommeten und Trommen,
Da ſprach er: „Allhie ſind die Leut,
Die wir heut han erwart ſo weit,
Hie ſind dieſelben Eidgenoſſen,
Welche vollprachten, was ſie bſchloſſen!
Wer will ſorthin meh können ſagen,
Das Arbeit nicht könn als erjagen,
Weil ſie aus vier Tagreiſen heut
Hat ein gemacht, vnd nah das weit,
Vnd gzeigt, das Nachbarn nicht allein
Auf etlich zwentzig Meilen ſein,
Sonder treiſig, ja ſechtzig Meil,
Wan man nach der Reiß rechnen will?
Dis ſind recht Nachbarn, die wol weit,
Doch, wan ſie wöllen, nach ſind heut,
Vnd Nahen Nachbarn auch zugan,
Vnd ſich kein müh dran hindern lan.
Wie ſollt man nicht als guts den trauen,
Die kein müh noch not hat gerauen,
Jr Nachbarn zubeſuchen weit,
Was thäten ſie zu andrer zeit?
Darum ſind ſie vns wol willkommen,
Die vns zu lib ſolchs für hant gnommen.
Billich thun wir jn an all Ehr,
Die vns zur Ehr auch kommen her.
Gott wöll die libe Nachbarſchaft:
Ein Statt Strasburg vnnd Eidgnoſſſchaft,
Jn ſtäter freuntſchaft ſtäts erhalten,
Wie ſie beſteht noch von den Alten!“
Dis vnd dergleichen ſagten da
Die Burger, vnd was jn zuſah.
Desgleich die Gſelſchaft ſehr erfröut,
Das man jr wart mit groſſer fröud

Sprachen: vmſonſt iſt nicht die mieh,
Weil man mit danck verſtehet die.
Wer wolt den nicht zu lib was thun,
Die liblich ein empfangen nun.
Haben wir anders nicht davon,
Tragen wir doch den Rum zu lon.
Wer aber nichts vm Rum darf wagen,
An dem mag man der Ehr verzagen.
In dem furen ſie fort im Gieſen,
Da ſie die Kinder willkomm hieſen,
Den wurfen ſie nach altem ſitt,
Welches bedeutet danck vnd frid,
Ir Zürchiſch Brot, gnant Simelring,
An das Geſtad, das mans empfing.
Das wärt hinauff das gantz geſtaden,
Dan ſie vor hatten eingeladen
Treihundert ſolcher Semelbrot,
Welchs, wann man bei den Alten bot,
Deits Gaſtfreiheit vnd Freuntlichkeit,
Darvon die Schweitzer ſind beſchreit.
Folgends, als aus dem Schiff ſie giengen,
Zwen Herrn des Rhats ſie da empfiengen
Von wegen einer Oberkeit,
Welche ſich jrer ankonft freit,
Die alſo wunder glücklich ſei
Vollpracht, auß Nachbarlicher treu,
Welche beſuchung ſie nun mehr
Rechne für gros Freuntſchafft vnd Ehr,
Iren vnd jrem Schieſſen gſchehen,
Dafür man jren danck ſoll ſehen,
Vnd jren fleiß, ſtehts zu erfüllen
Den Alten Nachbarlichen willen,
Wünſchend, das gleich wie die Schiffart
Glücklich vollpracht wer vnd bewart,
So glücklich beſteh jderzeit
Der beiden Stett lib freuntlichkeit.
Nach geendter Red führt man ſie all
Mit Trommen vnd Trommeten ſchall
Aufs Ammeiſters Stub zu dem Eſſen,
Da vil Volcks war zu Tiſch geſeſſen
Von Burgern vnd fremd Schützen zwar,
Die jrenthalb warn kommen dar.
Auch erſchienen jn da zu Ehren
Stett= vnd Ammeiſter vnd Rhatsherren,
Die zwiſchen ſich zu Tiſch ſie ſetzten,
Vnd mit Geſpräch vnd Speis ergetzten,
Desgleichen auch mit Muſicſpilen;
Vnd was ſie wußten jn zu willen.
Sie liſen auch gleich pringen dar
Den Hirs, der zu Zürch kochet war,
Vnd liſen des auf jden Tiſch
Ein Platt voll tragen, warm und friſch,
Deſſen ſich mancher gwundert hat,
Wann er jn an Mund prennen that.
Hatten drob mancherlay geſpräch,
Das jn des kurtzer wurd die Zäch,
Sagt jder auch von ſeinen Reiſen,
Vnd wolt das ſein vor allen preiſen,
Doch lobet mehrtheils diſe Reiß,
Die jnen den Hirs lifert heiß,
Vnd preißten die Züricherknaben,
Das ſie ſo wol ſich gprauchet haben,
Desgleichen auch die Eidgnoſchaft,
Die jn den Abend frölich ſchaft.
Man ſprach auch zu den Schiffartgſellen,
Das ſie ſich frölich wolten ſtellen,
Diweil man vm ergezlichkeit
Wer zſamen kommen alſo weit,
Vnd ſie geländt weren an dem ort,
Da gut ſei der Hafen vnd Port,
Wie Glückhafft ſie zu ſchiffen weren:
So freuntlich ſoltens ſichs erklären;
Dan man ſagt, wem das Glück wol will
Der dantzt auch on ein Seitenſpil,
Vnd welchen das Glück an thut lachen,
Der kan auch andre lachen machen;
Auch darum erfröut ein das Glück
Das er auch ander Leut erquick;
Dan gwißlich iſt vnfreuntlichkeit
Ein ſtuck der vnglückſeligkeit.
Dis ſei der Freuntſchaft eigenſchaft:
Zur fröud hertzhaft, zur not ſtandhaft.
Sie ſolten mit Wein külen nun
Was heut verprennet het die Sunn,
Vnd ſolten jtz zu lib dem Rein
Auch trincken Rain den Reiniſchen Wein;
Sie ſolten nun die Bächer vben,
Gleich wie ſie heut die Ruder triben,
Vnd werfen auf ein Glückgeſchirr,
Welchs jres Glückſchiffs Namen führ.
Dergleichen mocht man jn zu ſprechen
Nach der Freund Ehren Fröud zurechen,
Demnach von Freud gnant ſind die freund
Gleich wie von Fehde ſind die Feind.
Hierauf die Gſelſchaft ſich erzeigt,
Wie Freund, zu freundlichkeit geneit,
Erwis, von wegen jrer Statt,
Das Hertz, ſo ſie zu Strasburg hat,
Vnd wie ſie noch die Alten weren,
Die Nachbarſchaft zu halten bgeren.
Nach dem das Mal nun war vollend
Lait ſie in jr beſtellt Loſament
Zum Hirtzen, die Herrſchaft der Statt,
Da die Gſelſchaft jr Rhu dan hat.
(Donnerſtag, den 21. Junij)
Folgenden Tag führt man ſie hnaus
Auff den ſchießplan ins Neu Schießhaus,
Zeigt jn herum den gantzen Plan,
Bei Zilſtett, vnd was drum vnd dran.
An allem geful jn der gros fleiß
Fürnemlich am künſtlichen Gheus,
Welches den Armproſtrain vmpfieng.
Nach diſem man in dHerberg gieng.
Nach mittag die geordnet Herren
Zeigten, was ſie mochten begeren:
Als das berühmt herrlich Zeughaus,
Ein Kleinot diſer Statt voraus
Burgern vnd Freunden zu eim ſchutz,
Vnd den Feinden zu einem trutz.
Dan tröſtlich ſoll man ſein den Freunden,
Vnd ſchrecklich zu der not den Feinden,
Jens, das man meh Freundſchafit erreg,
Diſes, das man Feindſchafft zerleg.
Auch zeigt man jn auß ſondern treuen
Die Speicher vnd die Kellereien,
Vnd als der Tag ward hingepracht,
Gieng man auff dSchneiderzunft zu nacht
Dan ſie dahin lud, das man käm,
Von Zürich der Burgermeiſter Bräm
Weil daſelbs wern loſiret ein
All Eidgnoßſchützen, die da ſein.
(Freitag, den 22. Junij.)
Am Freitag führt man ſie darnach
Inn das Münſter, da man beſach
Das künſtlich Vrwerk, gantz vollkommen,
Desgleich man nicht vil hat vernommen,
Darab man ſpürt, wie Künſtlichkeit
Auch werd halt diſe Oberkeit;
Dan nichts zirt eine Statt ſo ſehr,
Als ehrlich Künſt vnd gute Lehr,
Diweil ſie weißlich führen, lenden,
Die Jugend fein in allen Ständen.
Daher jung Leut, wol angewiſen,
Das Lebendig Gmeur der Stat hiſen.
Folgends man auf den Thurn hoch ſtig
Das man das ſchön Gebeu erwig.
Da ward auf des Thurns höchſten plon
Angericht ein Collation,
Vnd demnach inn das Chor gegangen,
Da man beſach mit gros verlangen
Das Einhorn, welchs acht ſchuch lang war,
Ein herliches Kleinot fürwar.
Nach Mittag giengen ſie gleich all
Auf die Pfaltz, Cantzley vnd Marſtall,
Folgends inns Spital man ſie leit,
Da ein Abendtrunck war bereit,
Auch Wein von Hundert virtzig Jar,
Welchem doch grawet noch kein Har.
(Sambſtag den 23. Junij.)
Am Samſtag, da man innen ward,
Das die Gſelſchaft wolt auf die fart,
Da dankten jn die Herren ſehr
Der Freudenbeſuchung vnd Ehr,
Vnd das ſie nun erneuert hetten,
Was vorlängſt jr Vorfaren theten
Auß Nachbarlichen Willen gfliſſen,
Deſſen ſehr groſſen danck jn wiſſen
Ein ganzer Rhat, ſamt der Gemein,
Vnd ſind geneigt, ſolchs nicht allein
Vm ein gantzen Ehrſamen Rhat

Zu Zürich, mit jr möglichſter that,
Sonder beſonder vm ein jden
Zubſchulden mit gonſt, Ehrerbiten,
Auch zu gedächtnus der Schiffart
Den Hafen, darauf gewettet ward,
Vnd wog hundert vnd zwentzig pfund,
Aufzuheben, das es werd kund;
Ferner zu Steifer bezeugung
Irer gantz Nachbarlichen neigung
Zu Zürich, vnd alln inſonderheit
Sei jdem ein Fanen bereit,
Mit der Stattwapen fein gezirt,
Wie der eim guten Schützen gbürt,
Den werd man einem jden reichen
Zu jrer Reiß glückhafftem zeichen,
Dan weil ſie könten ſo geſchwind
Als ein Pfeil vom Armproſt verſchwind
Von Zürch gen Strasburg flieſend ſchieſen,
Solten ſie billich des geniſen,
Gleich wie ein andrer ſchütz des genießt
Wan er zu dem Zweck gewiß ſchießt,
Weil ſie den Zweck, jn gſetzet vor,
Nemlich Strasburg, erreicht han zwar,
Dan diß ein gwiſſer Schütz wol heißt,
Der das erreicht, nach dem er reißt,
Vnd kan das vnſtät Glöck noch zwingen,
Ine, dahin er ſinnt, zupringen.
Auch wöll man der Statt zugedenken
An jden Fanen dazu hencken
Ein Atlasſeckel, vnd darinnen
Fünf Denckpfenning, ſolchs lang zuſinnen.
Nach diſem man die Gſelſchafft nam
Vnd aufs Ammeiſters Stub gleich kam,
Vnd da die Letz mit jnen aß,
Vnd keiner Freuntlichkeit vergaß,
Mit gutem gſpräch, mit tranck vnd Speiß,
Mit Muſic auf vilerley weiß.
Als nun der Imbiß ward geendt,
Vnd der danck nach gebür vollendt,
Da fand die Gſelſchafft ſechs Rollwägen
Vor jrer Herberg gleich zugegen,
Darauf ſie furen hin mit fröuden,
Vnd thaten ſie vil Herrn geleiten,
Meh, dann auf treiſig Pferd hinaus,
Auch Stett- vnd Ammeiſtr voraus.
Und als ſie bei die Marckpruck kamen,
Die Herren da jr Vrlaub namen,
Mit vberreichung Wein vnd Prot,
Welchs man jn in die Wägen bot.
Da gieng die rechte letz erſt an.
Ider wolt ſein zu gdenken lan,
Vnd entdecken ſein hertzlich treu.
Fürnemlich ſagt die Gſelſchaft frei,
Sie wolt, bei Treu der Eidgnoſſen,
Bewiſen Treu Vnbſchuld nicht loſen,
Vnnd forthin Strasburg Trausburg haiſen,
Vnd die Trau bei Nachkommnen preiſen.
Auch diſe Fanen, jn gegeben,
Zu gdächtnuß ſolcher Treu, aufheben,
Vnd die Denckpfenning ſtäts anhencken,
Kindskinden, Strasburg zu gedenken. —
Secht, was die Treu hat für groß kraft,
Die ein ſtark Freuntſchaft ſterker ſchaft
Deshalb ſich Teutſcher Treu gefliſſen!
Vm die ſtäts warn die Teutſchen gpriſen,
Vnd welcher auß der art will ſchlagen,
Den ſoll kein Teutſchen ſein, man ſagen.
Als man ſich nun het gnug geletzt,
Mit gſpräch, wunſch, grus vnd trunk ergezt,
Auch gwünſcht, dz ſie zu land glück heten,
Gleich wie ſie zu Schiff haben theten,
Fuohr die Geſelſchaft auf Bennfelden,
Da ſie dieſelbig nacht einſtellten.

(Sontag den 24. Junij)

Morgens tags, als die Sonn herſchein,
Kam die Geſelſchaft vberein,
Mittags zu Schletſtatt auszuſpannen.
Schickten deshalben vor von dannen
Ein Soldner, welcher ſolchs beſtellt;
Dan jnen wurden zugeſtellt
Zwen Soldner von Strasburg, der Stat,
Deren der ein den Befelch hat,
Das er ſolt der Furirer ſein,
Der ander ſolt biß Zürich hinein
Zalen, beides, für Roß vnd Man,
Welchs da beid Soldner han gethan;
Doch theten von Schletſtatt die Herren
Der Gſelſchafft da den Wein verehren. —
Von dannen ſie auf Kolmar raißten,
Da jn die Herrn gut Gſelſchaft leiſten.

(Montag, den 25. Junij)

Auf Montag ſie auf Enßheim zugen,
Und fortan jr Nachtläger ſchlugen
Bei den Eidgnoſſen zu Müllhauſen,
Die ſie mit freuden da behaußten,
Lößten ſie koſtfrei von dem Wirt,
Vnd hiltens, wie Eidgnoſſen gbürt.
Dan ſie zu Habſen zu Mittag
Sie auch frei hielt folgenden tag,
Darum es wol Milthauſen his,
Diweil ſie ſich ſehr milt erwis.

(Dinſtag, den 26. Junij)

Als folgends ſie auf Baſel kamen,
Die Basler ſie ſehr bald vernamen,
Vnd wie ſie jnen vor mit ſchieſen,
Als ſie vorſchifften, Ehr bewiſen,
Alſo bewiſens ſie nun auch,
Vnd ſchoſen, das es gab ein rauch.
Es war von Volk ein groß geträng,
Als ſie einfuren, von der mäng,
Sah die Fanen mit luſt voraus,
Die ſie ſteckten zun Wägen aus. —
Daſelbs geſchah jn auch vil Ehr
Mit Ehrenwein, vnd anders mehr.

(Mitwoch, den 27. Junij)

Morgens frü ſchickt man hinder ſich
Die Wägen, die jn Nachbarlich
Die von Strasburg gaben bewerlich,
Vnd verletzten die Fuhrleut ehrlich;
Nachgehends auf die Pferd ſie ſaſen,
Vnd zum Mumpf gleich zu Mittag aſen,
Zu Pruck den Nachtimbiß ſie namen,
Da man jn ſchenckt den Wein allſammen;
Daſelbs ſie vberein all kamen,
Das ſie auf morn den Imbis namen
Zu Altſtetten, von Zürich nicht weit,
Vnd folgends jder ſich bereit
Im Schützenhaus mit ſeinem Fan,
Vnd in die Statt fortzih als dan.

(Donnerſtag, den 28. Junij)

Inn welchem ſie auch ſo fortfuren,
Vnd zogen ein faſt vm zwo vren,
Mit Fänlin fünftziz vier, mit fröuden,
Sammt den zwen Soldnern, die ſie leiten,
Die man für tag hielt auf zur hand,
Biß man ſie wohl verletzt heimſant.
Der einzug war luſtig zu ſchauen
Beides, von Mannen vnd von Frauen,
Vnd gleich wie hoffnung ſie ergetzt
Vor, als das Schiff ſich hat geletzt,
Alſo fröut ſie jzunt vil mehr
Die vollbracht Schiffart vnd jr Ehr.
Sie ſprachen „Nun wirt man am Rein
Der Aidgnoſſen ſtäts eingdenck ſein,
Man würd dennoch von Zürchern ſagen,
Das ſie zu Land vnd Schiff ſich wagen,
Vnd das gwis Zürch müß ſein glückſelig,
Vnd Strasburg gewiß nicht vnglückſelig,
Diweil die Stras auf Strasburg je
Gantz glückhaft ſei, wie man ſpürt hie
Inn dem, das man zum zweitenmol
So glücklich Schiff zuſamen wol.
Hie ſicht man, warum Gott die Flüß.
Geſchaffen hat, nur darum gwis,
Damit man durch jr mittel, weg,
Nachvarſchaft beſuch, halt vnd pfleg;
Wie man dan lißt, das ob den Pronnen
Vnd den Bächlin ſich hab angſponnen
Der Menſchen erſtlich Nachbarſchaft,
Daraus kam Sipſchaft, Schwagerſchaft,
Vnd folgends Dörfer, Flecken, Stett,
Wie es noch gibt die täglich Red,
Das man ſpricht, wir ſind Nacharn nach
Wir ſchöpfen Waſſer aus eim Bach.
Drum wir die Aar vnd Limmat preiſen,

Die vns den Rein zum Nachbarn weiſen.
Auch preiſen wir euch Zürcherknaben,
Die ſolche Nachbarn gſuchet haben,
Vnd Gott geb, das die Nachbarſchaft
So lang inn Freuntſchafft pleib verhaft,
So lang die Ström zuſammen flieſen,
Vnd vnder einander ſich begrieſen!
Gott geb euch liben Eidgenoſſen,
Die jrs gewagt habt vnuerdroſſen,
Vnd nun glückhafft trett hie herein,
Vil Hails zu Land, gleich wie zu Rein;
Jr ſeit ja wol der Fanen werd,
Weil jr erſigt, was jr begert,
Vnd habt ein ehrlichs Lob geſchaft
Dem Vatterland der Eidgnoſſchaft!
Gott wöll auch ewig ſegnen die,
So die jn zu lib ghabte müh
Und Nachbarliche Freuntlichkeit
Haben erkant mit danckbarkeit!
Gott wöll die Statt Strasbürg erhalten,
Die vorlengſt ward geehrt von Alten,
Vnd die die jung Welt nun auch ehret,
Das jr Ehr vnd Lob ewig wäret,
Das ſie, gleich wie jr Namen deit,
Ein Burg ſei Türes Rhats allzeit,
Vnd Zürich von Rum Thewr vnd rich,
Vnd bald bei Gott Reich ewiglich."
Solchs vnd dergleichen etlich redten,
Etlich es heimlich wünſchen theten,
Biß das der Abend herein trung,
Das jder fröhlich heimzu gung.
  Nvn es will mir auch Abend werden,
Mein Stern neigt ſich nun auch zur erden,
Apollo der Poeten Freund,
Will auch nit wider kommen heunt,
Mercurius, der Redkunſt hold,
Plinzelt, als ob er ſchlafen wolt.
Derhalben will ich auch mein ſchreiben
Zu gnaden laſen gahn vnd pleiben,
Vnd nun zulezt dem liben Schiff,
Welchs gſchwinder, dan mein Feder, liff,
Vnd der Geſelſchaft, die vil mehr
Als ich kan ſchreiben, erlangt Ehr,
Wünſchen, das ſie Rhumshalb empfangen,
Was der Held Jaſon thet erlangen
Sammt ſeinem Schiff, Argo geheiſen,
Nemlich, das man ſie lang mög preiſen,
Diweil ſie vnderſtunden mehr,
Als des Jaſons Gſellſchaft zu Mör,
Bedacht, das ſie kein bhelf nicht haten
Von Winden, die ſie treiben thaten,
Noch Segeln, die ſich treiben lieſen,
Davon, wie ein Delphin, zu ſchieſen;
Sonder durch kecken Mut allein,
Vnd vbung ſtarker Arm vnd Bein,
Fuhren ſie, als vom Windsgewalt
Vnd als von Segeln fortgeſchalt.
Auch ſinds nach keinem Gold gereißt,
(Wie ſolchs das Gulden Vellus heißt),
Sonder nach Rum vnd freuntſchafft ehrlich,
Das war jr Gulden Wider herrlich,
Vnd haben ſolchs fridlich erſigt,
Nit wie jene durch gwalt erkrigt.
Drum hat meh Rum die Zürchiſch freuntſchaft,
Dan die Jaſoniſch Argiſch gmeinſchaft. —
So las ich andre nun beſchreiben
Die Mörſchiffart, die vil aufreiben,
Jch aber hab ein Glückſchiff bſchriben,
Welchs das Glück ſelber hat getriben,
Von dem man ſagen würd allweil,
Strasburg von Zürch ligt treiſig Meil.
Himit ſchütz Gott die Eidgnoſſchaft
Vnd jre libe Nachbarſchaft!

Wie Gurgellantula mit dermaſſen einer zuchtlehrung vnd Lehrzucht durch D. Lobkundum von Ehrenſteig ward vnterricht, daß er kein ſtündlein vergebens hinricht.

Als Kundlob von hohen Rhumſteg die vndienſtlichkeit vnnd ſchädliche weiß zuleben ſeines vndergebenen Gurgelmans erkant, ward er zu rath jhn in ſtudierung guter Künſt anders anzuweiſen. Aber vberſah es jhm die erſten tag, in betrachtung, das die Natur die plötzliche änderungen wegen der gewalſame, ohn verdrüßlichkeit nicht wol verſtehet vnd außhart. Derwegen ſolch ſein vorhaben füglicher ins werck fort zu ſetzen, bat er ein weiſen Artzet derſelbigen zeit, genant Herr Theodor Ligenkol oder Lüllenkul (vom geſchlecht der Ehrwürdigen Latinzarten Herren Lilij, deſſen der Priscianus vapulant Kautreckkoderiſch wol gedenket) darauff bedacht zu ſein, den Gargantubald auf beſſere pfad zubringen Er Culingius etwas klüger, doch nicht glückhaffter, als der Bawr, welcher ein heilige allgemeinhilfliche Purgatz, ſeinen verlohrenen Eſel zufinden einnam, vnd denſelbens als er ſich zupflütteren beim Zaun niederſetzet, durch die Hurſt erſahe: gieng gleich hin vnd rüſtet jm ein Teuffelsbannige ſcharffe Purgatz von Anticiriſchem Helloboriſchem Nießwurtz zu, gab jhm die ein, vnd reiniget damit jhm alle verruckung, verſchupffung alteration vnd verkehrte diſpoſition vnd vnweſentlichkeit des Hirns. Wundert euch diß, es dundert noch ſchlägt es doch nicht. Es hat doch der Warſager Melampus (der alſo genant ward von dem einen ſchwartzen fuß: dann als jhn ſein Mutter Kindsweiß inn ein Wald ließ vertragen, ward jm in der eil alles verdeckt auſſerhalb eim fuß, welchen die Sonn gar ſchwartz brannte) derſelb Schwartzfuß hat mit der ſchwartzen Nießwurtz, oder Daubmäl, deß Königs Proeti vnſinnigen Töchtern wider zu recht geholffen, vnnd die ein Tochter Hüpſchnäßlin damit verdienet. Hat der nicht wol genießt, ſo ſagt jhm, Gott helff euch. Was ſag ich vom ſchwartzen Mäl am Fuß? Carneades der Philoſophus mit den langen Nägeln, hat nimmer ein Buch anfangen zu ſchreiben, er hat zuvor die ſchwartz Chriſtierwurtz (welche die Narren Chriſtwurtz nennen) gebraucht. Darumb haben alle Würtzler vmb Bingen vnd Mentz, auch damals, als Lingeculius für vnſer Strotzgurgel das Recept macht, die Cliſtierwurtz auff der Jngelheimer Heyd all ergraben vnd zutragen müſſen, alſo daß es die Venediger, denen mans hievor Ruckkörbenweiß zugetragen, ſehr geklagt, auch die Bingheimer Meuß, ſo deren gelebt, vor Leyd ſeither geſtorben. Nun mit dieſem Hirnhölenborn bracht Kundlob zu wegen, daß er alles das, welchs er zuvor vnter ſeinen alten Lehrmeiſtern eingeſogen, vergaß, gleich wie etwan der Muſickünſtlich Meiſter Timotheus ſeinen Lehrjüngern that, die zuvor von andern Muſicweiſern vnterricht waren worden. Dann nicht weniger Müh iſt, böſe angenommene Vnart abzugewinnen, abzuziehen vnnd zu entwehnen, als von newem zu rechter Weiß anzuführen, zu gewehnen, vnnd gute Art zu entlehnen. Derhalben ſolches bekommlicher außzuführen, führet er jhn zu Gefärten vnnd Geſellen zu, weiſe Leuth, alle die er da antreffen mocht: auß welcher Beywohnung er jhnen ähnlich zu ſein oder vortreflicher zu werden, auß Eyfer entzündet, noch großmütiger ergeiſteret vnnd hertzhaffter ermanet, einen begirlichen Geluſt vnnd ſehnliche Begird bekam auff andere Geſtalt ſein ſtudieren anzurichten, vnnd ſich auch wol begabt von angearteter ſcharpffſinne zu erweiſen. Dann es jhm auch jetzund anfieng an die Bindriemen, wie dem Hercule, zu gelangen: Da jhm auff dem Wegſcheid Fraw Tugend mit Buch vnd Rocken, vnd Fraw Wolluſt, mit Lauten vnnd eim Wein Kelch der Hurn inn der Offenbarung bekamen, vnd jede auff ihren Weg ihn bereden wolt. Derwegen ſolchen Mut nicht vnder der Aſchen erſtöcket ligen zu laſſen, ſonder mit dem Blaßbalg ſtrenger Anmanung vnd vnabläßlicher Vbung mehr auff zu blaſen, richtet jhm Kindlob ſein ſtudium auf ein ſemliche Weiß an, daß er nicht eine Tagſtund vnnützlich verzehret, ſondern all ſein Zeit in Schrifftgründung vnnd ehrlichen zur Weißheit förderlichen Künſten vnd Vbungen zubracht. Alſo ward alleweil Gargantua dahin gewehnet, daß er vmb vier Vhren Morgens erwachet, vnnd vnder deß er ſich mit einem Helffenbeinen Sträl, von gantzen Helffanten Zänen zuſammen gefügt, kämmet, vnnd mit eim höltzinen Reißbürſtlein das Haupt kratzet vnd rib, laſe man jhm etwas auß heyliger Geſchrifft, mit verſtändtlicher Pronunciation durch einen jungen Knaben, bürtig auß dem Land, da man (Kompt jhr grüſſet, genannt Anagnoſtes) darauff kondt er Gott deß andächtiger anruffen: dann was der Mund annimmt zu kawen, daran hat der Magen zu dawen. Was darf man viel Bettglöcklein? ſeinds Püff oder Stoßgebettlin, ſo gibt eins jeden anligen genug Notpüff vnd Notſtöß zum Gebet: derhalben behalf er ſich mit d' Gebet Formular, die heut ein jeder Cantzelſtand vnd Predigſtulbeſchreiter zuſammen klittert, damit er auch wie ein Schwalbenneſt am Hauß, an D. Geßners Bibliotheck oder ins Suppliment zugeflickt werde: aber ſie werden mir im andern theil zur Liberey noch wol bekommen, vnd wird ſie kein Lumroff ſchützen, es ſey dann ein frommul. Folgend gieng er zur heimlichen Reinigkeit, ſich der natürlichen Däwungmateri zu entladen. Demnach widerholet ſein Preceptor was geleſen war worden, vnd legt jhm die ſchwerverſtändlichſten Puncten auß. Kehrten alsdann wider vmb, vnd beſahen Gelegenheit deß Himmels, ob er noch ſolcher Geſtalt, wie ſie jn den vorigen Abend gemerckt, geſchaffen: Vnnd inn was Zeichen Sonn vnd Mon denſelben Tag gang, vnd ſolche ohn die Nörnbergiſchen lebendigen Aeurlein, vnd ohn ein Vhrwerck im Mönſter zu Straßburg: Allweil man diß vorhett, vnder deß war er angethan, geſtrält vnnd erlabt, alſo daß wann er nur gebeicht hett, wer er mit dem nechſten Pergamenſeligen inn den Himmel gefahren.

Hierauff repetiert vnd repliciert man die Lection deß vorigen Tages, daß er die nicht im Schulſack verliegen ließ. Da recitiert ers außwendig, goß, gründet vnnd gab vmb mehr Verſtands willen deſſelbigen etlich Exempel von fürfallenden Händeln vnnd Geſchäfften, die er oder andere practicirt hetten: Das wäret etwan auff zwo oder drey Stunden, biß er ſich gar außgerüſt, eingeneſtelt, gefegt, inn die Händ geſpeitzet, die Stümpff auffgebunden, außgebürſtet, erſtäubert vnd erblaſen hett. Da kam man erſt darnach auff den rechten butzen, that jhm die ordenliche Lection auf drey ſtunden. Nach vollendung deſſen, giengen ſie hinauß auff Ferripfatetiſch, conferirten vnd vnterredeten ſich von Innhalt der gehaltenen Lectur, vnnd fügten ſich hiemit auff das grün Bruch, oder auff die Schweitzermatten, die Rheiniſch Wiſen, vnnd die Schwäbiſch Au, da ſpilten ſie deß Ballens, ſprangen der Röck, ſtieſſen der Böck, deß Handballens, deß vberkreyßſchenckens, der Grubenkinder, deß Ruckſprungs, deß Häwſchreckenſprungs mit gleichen Füſſen für ſich, deß Jungfrauwurffs durch die Bein, der Barr, deß Wettlauffs, deß Einbeinigen Thurniers, deß Garnwind, deß Brennjagens, der fünff Sprüng der weiteſt, vnd anders, damit ſie eben ſo weydlich den Leib vbten, als ſie zuvor das Gemüt vnd die Seel geübt hetten. Vnd ſtunden ſolche Spiel jhnen frey, dann ſie lieſſen davon ab, wann es jhnen gefiel: Vnd hörten gemeinlich auff, wann ſie vber den gantzen Leib vor Schweiß tropfften, wie ein Badſchrepffer, oder ſonſt ermüdet waren. Darauff trockneten, wiſcheten vnnd riben ſie ſich ſehr wol, zogen friſche Hembder an, newe Kleyder vber alte Filtzläuß, vnd giengen damit alle gemachlich Fuß für fuß zu Hauß, zu ſehen, ob der Imbiß fertig ſey. Vnter deß ſie nun warteten, brachten ſie beredeter, diuiſirlicher, diſcurirlicher, auiſirlicher Weiß die Zeit zu, mit Erkundigung vnd Erwegung allerley Zeitung, Diſcutirung etlicher Antiquiteten, Erzehlung etlicher ſchöner Sprüch, die ſie auß der Lection behalten hatten. Welchs ſie nit lang triben, da fieng ſie der Happetit von Darmſtatt vnd Eßlingen an zu reiten: ſatzten ſich derwegen ordentlich zu Tiſch. Zu Anfang deß Eſſens laſe man etwan eine luſtige Hiſtori von der alten Dapfferkeit: biß er ein Trunck Weins gethan het.

Als dann, wa es jhm gefellig, fuhr man inn der Lectur fort, oder wa nicht, fiengen ſie an kurtzweilig ſich mit einander zu beſprachen, vnd gemeiniglich zum aller erſten nach Form deß Philoſophiſchen **Meusae**, oder der Plutarchiſchen Gaſtreden oder Zechkallung, von kraft, Tugend, Stärck, Eygenſchafft vnd Natur alles deſſen, was jhnen zu Tiſch auffgetragen ward: als von Brot, Wein, Waſſer, Saltz, Speiß, Fiſchen, Früchten, Ops, Kraut, Wurtzeln, vnd wie ſolch Stuck aufs geſundeſt vnnd nach dem Mentziſchem Kochbuch zu bereyten. Mit welcher Tiſchweiß er in kurtzer Zeit alle die Oerter vnd Allegationen, ſo zu diſen Sachen auß dem Plinio, Atheneo, Dioſcoride, Polluce, Galeno, Porphyrio, Opiano, Polybio, Heliodoro, Ariſtotele, Eliano vnd anderen, ſo hie von etwas gedacht, angezogen vnd gefünden werden, kondt wiſſen, vnd ohn ſondere Müh ergreiffen: Pflegten auch oft, mehrer vergwiſſung halben, die gemelte Bücher vber Tiſch darzureichen. Dadurch er benannte Stück alſo fein vnd vollkommenlich inn Gedächtnuß behielt, daß damals kein Medicus war, der halb ſo viel hett verſtanden als er. Darnach redeten ſie wider von den deſſelben Morgens geleſenen Lectionen. Zu letzt änderten ſie jre Malzeit mit eim Catoniatconfect, oder Küttenlatwerglin, mit Korkraut vermengt: da fieng er an ein Weil ſeine Zän mit eim geſpitzten Gribelſpißlein vom Maſtichbawm zu ſtewren, ſeine Händ vnd Augen mit friſchem Waſſer zu wäſchen, vnnd endtlich mit etlichem ſchönen Lobwaſſeriſchen, Marotiſchen, Mentzeriſchen, Waldiſchen, Wiſiſchen, ꝛc. Pſalmen vnd Liedern, zu Lob Göttlicher Miltgüte gemacht, danckzuſagen: Als nun diß für vber, trug man Karten auff, nit zu ſpielen, ſondern viel hundert Geſchwindigkeiten, Kurtzweil vnnd newe Fündlin zu lehren vnd zu lehrnen: welche alle auß der Rechenkunſt entſtunden: durch welche angeneme Weiß er Luſtneigung zu derſelbigen Zalkunſt bekam: wie auch wol ſonſt viel ohn Karten, wann ſie nur viel Gelts zu zahlen hetten: O rimpffen lehrt fein rechenen. Vnnd alſo bracht er alle Tag nach Mittag vnd Nachtimbiß die Zeit auf das kurtzweiligſt zu, wie man auff Würffeln vnnd Karten erdencken mag. Auch verſtig er ſich in derſelben Plätterkunſt vnnd Augenrechnung alſo hoch, daß er beydes inn der Theoric vnnd Practic, inn Ertürung vnd Erbrechung derſelbigen vortreflich ward berühmpt. Dann Tunſtal der Engelländer, welcher weitläufig davon geſchrieben, ſelber jhm den Preiß gab vnd bekannt, daß er inn Vergleichung ſeiner, weniger darinn als inn Knifwendiſcher, Friſiſcher, vnnd alter Britanniſcher Sprach verſtand. Vnnd nicht allein inn anderen Mathematiſchen Weißheitkundtlichkeit vnd Erfahrungskünſten nicht minder, als inn Geometry, Aſtronomy vnnd der Muſic. Dann inn dem er der Verdäwung vund Konkochſion ſeiner eingenommenen Speiß außwartet, rüſteten, vnnd zimmerten ſie daneben viel tauſendt luſtige Inſtrument vnnd Geometriſcher Figuren: vbten vnnd practicirten alſo damit die Aſtronomiſche Hauptregeln vnnd Canones: ſo gut als hett ſie Gamnitzer, Apian, Leſcher, oder ſonſt ein Eyſenmenger von Weyl entworffen.

Nachgehends hatten ſie jhren Muth Muſiciſch mit vier vnd fünff Stimmen zu figuriren, auß allerley Partes, wie es Gernlachs Erben zu Nörnberg trucken möchten: Vngefährlich wie die Bayeriſch Capell: oder ſonſt der Kälen zu lieb, die zu vben vnd zu entroſtigen, ein gut Geſetzlin Bergreyen, Bremberger, Vilanellen, vnd Winnenbergiſche Reuterliedlin zu ſingen, zu gurgelen vnnd im Halß Nachtigalliſch zu dichten vnnd zu vberwerffen: Vnnd ſolchs wann ſie mutig waren, dann wann der Muth ſigt, ſo ſingt man Mutſig, nicht Mutlig.

So viel die Inſtrument der Muſic betrifft, ſo lehrnet er auff der Lauten ſpielen, auff dem Spinet, der Harpffen, der Teutſchen Zwerchpfeiff, dem Polniſchen Sackpfeiflein, dem Braunſchweiger Hermele, die ſie inn die Ermel ſtecken, der Cithar, dem Zincken, den Poſaunen: Aber die Harſchhörner vnnd Alpenhörner ſampt den Trommeten ſpareten ſie zur andern Zeit, der Flöten auff neun Löchern, der Geygen, deß Hackbretts, vnd der Sackebutte. Nach dem alſo die Zeit angewendet, vnnd die Verdäwung vollbracht worden, purgiert er ſich deß natürlichen vnd innerlichen Vberlaſtes: Füget ſich folgends zu ſeinem fürnembſten Principalſtudieren auf drey ſtunden, oder ferner, eins Theils ſein vorgenommen Buch oder Materi außzuführen, auch dann ein Weil zu ſchreiben vnd die Feder zu führen, vnd die alte Römiſche, ſo man die Lombardiſche nennet, Schrifft recht zu arten, vnnd zu formieren. Deßgleichen auch ander SprachSchriften mit rechtem Schreiberiſchen Grund zugeſtalten: Da wußt er was mit dem breyten Theil, was mit Fleche der Federn zu machen, wußt das recht vnd linck Eck der Feder, jr Spitz vnd ſchneid, wie die Fechter auf jhren Wehrn (dann die von der Feder geben gute Fechter, vnnd ſchirmen mit Federklingen vnd Lemmerkengeln manchen auß dem Land) Er wußt wie die Rauten zu machen, wußt des Quadrangels Zirckels Eck, der Circulsfläche gewunden, aufgezogen, verlängt, die ſelberwölte, die ſichtige vnd vnſichtige Puncten: das geſchweyfft: das gebogen: das hol: die Schlangenliny: die Schneckenliny: die Zerſtreiung der Buchſtaben vnnd jhr Vergleichung, er kondt die gelegte, die gebrochene, die Currentſchrift: die Verſal vnnd Canon: ſchier wie ein Dintenklitteriger GuldenSchreiber vnnd SchlangenZügmaler, als hett es jhn der Neff von Cöllen, oder der Neudörffer vnnd Prechtel zu Nörnberg gelehrt.

Auf diß alles giengen ſie auß, vnd mit jhnen der oftgedachte Kammerjung Kampkeib, ſonſt genannt Gymnaſtes, ein guter Federfechter, der vnterwiß jhnen in allen Ritterlichen Vbungen ſehr Kunſtfertig. Da ſchickten ſie ſich inn einen andern Boſſen, verwechſſelten die Kleyder, hiengen der Schulſack an ein Nagel, da ſchwang er ſich zu Pferd da ſaß er auff ein vngeſattelts, ein geſattelts, mit Sporen, auff ein licht Roß, ein Küriß Pferd, ein Harttraber, ein hochheber, ein Hochſtampffer, ein Sanfftzeltner: ein Jungfrawdiener: ein Rennroß: da ſtach ers an: da mußt es traben: treiſchlagen; Rennen, gengen: anhalten: Paſſen, heben, häſſiren, Zabelen, Galopen, Lufftſpringen, Außpringen, aufflänen, Schweiffen, hacken, vber den graben vnd wider herüber, durchs Waſſer vnnd wider dadurch ſetzen: Schwimmen: Klimmen: vber den Pfal: vber die Schrancken, vber Eppelins Häwwagen, Albrecht von Roſenberg hat ein Rößlein, das kan wol reuten vnd traben, ꝛc. Eng in eim ring lincks vnd rechts vmbkehren, ſich Zäumen, Sperren, Prangen, Feldſchreyen, Feldmütig, Forſtrutig. Vnd was dergleichen geradigkeit mit Pferden zuvertreiben iſt. Doch brache man nicht viel Schäfftlin, dann was ſoll diß Spießbrechen, diß Rumpellantzen. Es iſt die gröſte Narrheit die man erdencken mag, wann einer kompt vnd ſagt: Ich hab im Thurnier: oder Scharmützel zehen Rennſper erbrochen: ein Schreiner könds auch thun: es iſt auch ein handel für Schreiner, in der Faßnacht brechen die Fiſcher auch kolben Stangen im Schiffthurnier: es iſt als wann einer vermeint groß Fiſch mit zufangen, wann er etlich Algäwiſche Deller kan nach einander auff eim Finger oder an der Stirnen zerſchlagen, oder zwiſchen jedem Finger mit eim Deller Fünff Nuß auffquetſchen: Diß iſt Affenwerck. Aber diß iſt Rhumbwerd, mit einem Rennſpieß zehen ſeiner Feind nider geſetzt haben. Derwegen erlaſen ſie dafür gute bewärte, ſtarcke, ſchwere, grüne vnnd dicke Rennſtang, damit rannten ſie ein Thor auff, zerſpilten einen Harniſch, ſtutzten an eim baum, zerſprengeten ein ring, führten inn eim Ritt ſattel vnnd Man hinweg, vnnd trenten alle Pantzer: Vnd diß alles von Fuß auff biß zur Scheitel beharniſcht vnd bekürißt. Sonſt ſo viel das Pferdgepreng, das trabſchencken, das libtraben, das zaumdäntzelen: Vnd ſonſt ſolch Poppenſpil zu Roß belangt, kond er, wann ers gern that, beſſer als ein anderer Reutersman, alſo das der Pferddummeler vnd Roßbereuter von Ferrar ein Aff gegen jm zurechnen war. Fürnemlich war er wol geübt, von eim Pferd auff das andere geſchwind zuſpringen, daß er kein Erd berürt: Vnnd ſolche Pferd nannt man Deſultorios, Zu vnnd abſprügling: O hettens die gekrönten Pfawenſchwentzige helm inn Sempacherſchlacht gekönt, die Vnbeſchnittenen Schweitzer hetten ſo viel nicht erlegt: Er kondt auch auff jede ſeit die glän inn der fauſt halten, vnd fuhren, ohn ſtegreiff das Pferd beſitzen, ohn zaum vnd Zügel das Pferd nach ſeim gefallen leiten, ohn ſattel alle ſprüng, es ſtieß den kopff zwiſchen die Bein, oder warff die hinderſte Füß nach den Rappen, außſtehen, die ſtaffelen hinauff, den Berg hinab rennen, den Schonbachiſchen Hirtzſprung thun, in den Meyn ſprengen, die Stiffel zu Nörnberg holen. Dann ſolche wagſtück ſind kriegsſtück, die inn Schlachten vnnd Streitten zu nutz kommen. Er macht ein feins ſchnabelſchühig S. Jörge füßlein kond ein Plappart vnverruckt ein gantzen tag vnabgeſeſſen im Stegreiff führen: Kont den abgefallenen Hut im renen aufheben, in vollem renn, wie die Irrländer ein Pfeil auß der Erden ziehen, vn eim auf jn geſchoſſenen Pfeil entreuten, ſaß fein lang, doch daz ein Haß mit auffgereckte Ohren zwiſche dem Sattel vnd dem Geſäß vnangeſtoſſen wer durchgeloffen, wan er ſich im Stegreif ſtellt zu ſtallen: Er kondt wie ein Egyptiſcher Mammeluckiſcher Gwardiknecht eim Gaul inn vollem Lauf ein Sattel gürten, poſtiern viel tag ohn ein Poſtküſſen, die Gäul zur Noth im Wagen aufrecht ſteack wie die Müller auf den Kärchen regieren. Auf ein andern Tag vbt er ſich mit breit Beiheln, als ob er in der Mammeluckenſchul in Egvpten wer, mit den Streitarten, mit Bömiſchen Hacken, mit Wurfgewehr, mit Vngeriſchen Streitkolben, Fauſthämmern, Harnilchbrechern, Kutſchen, Knotſen, Knebelſpieſſen, Helleparten, die er jm alle ſo fertig in der Hand ließ vmbher gehn, lernet ſie ſo kräftig anſetzen, ſo nutzlich anlegen, ſo ſteif halten, daß er in ſchimpf vnd ernſt für den beſte Ritter paſſiret. Hub den ſchweren Ceſthändſchuch hoch auf, vnd ſchlug jhn mit ſolchem Geſchrey nider, daß einer vom ruff mehr als vom ſtreich geſchlagen ward: warf eyſene Lantzen wie die alte Friſen: Ließ jm, wie der groß Keyſer Carl, einen Kuriſſer auf die Hand ſtehn, vnd hub denſelben ſtracks mit dem einigen Arm auf biß zu ſeine Achſſeln, vnd ſtellt jhn darnach wider nider. Darnach ſchwang er den Reißſpieß, ſetzt jhn gerad, ſetzt jhn ſchrancksweiß, ſchoß die Federſpieß, meyet mit den Fochteln zu beyden Händen, focht mit den Degen, ſtach mit den Rapieren, durchſtrich mit den Sebelen, ſtupft mit den Dolchen, nun im Harniſch, dann ohn Harniſch, jetzt mit Bucklen, flugs mit Tartſchen, mit Schilten, mit Rondelen, mit Armgewundenen Mänteln vnd Kappe, mit Händſchuhen, on Händſchu. Weiter lehrnet vnſer Gargantuiſcher Wolffditerich von ſeim Gimnaſtiſchen Hertzog Bechtung, wiezu Fuß einer zu Roß zu beſtehen, wie mit vielen zu balge, wie mit zweien Rapiren zu ſchirmen, wie die Knebelſpieß vnderzulauffen, die Bawrenhebel abzuweiſen, die Stein zuſchlingen werffen, mit dem ſtahel zuſchieſſen, zu Plättelen, Rädelen, Ritſchen auff den Reutſchuhen: Bogenſchieſſen: wettlauffen, im kalten baden, im Schnee wie S. Frantz vmbwaltzen, Schneeballengſchütz, öpffelkrieg: wie die jungen König inn Franckreich ſich üben: barhaubt im Winter reiſen, ein ſtarcke Kopff zumachen, damit er mit dem Arß ein Thor aufflauff, ſo dörfft ers nicht außheben wie Samſon die Statthor zu Gaza, noch außwinden, wie Grumbach die zu Würtzburg: er bekam ſonſt ein guten ſtarcke Schedel, daß er mehr dann neun Stirnſchnallen mit Pantzerhändſchuhen eim gehalten hett: Ja Stirnböcket mit dem Herman Leithämmelen. Ein Adler het auch ein Mörſchneck auff ſeim Schedel, wie auff des kalen tropffen kopff entzwey geworffen. Man kont auch von jhm ſagen, wie einer vom König Maſiniſſa ſchreibt: kein Regen bracht jhn darzu, noch kält, daß er ſein haubt je decken wölt, vnd war ſein Leib ſo trucken, doch, als ob er all ſein hitz het noch, auch neuntzig järig gieng er ſo ſehr, daß er keins Roſſes achtet mehr, vnd wan er ritt, ſtieg er noch ab, als ob er müd wer worden darab, Wer weiß, er möcht vielleicht drab müd ſein worde, wie heut vnſere Gutſchen Jungherrn, darüber Marx Fucker in ſeim Buch vom Geſtud klaget, daß ſeidher man auff die Gutſchen gefallen, man keine rechte Reutpferd mehr inn Teutſchenland ziehe. Aber es ſitzt ſich danoch ſanfft darinnen auff den Küſſen vnder eim Ledern Himmel: Es iſt mir nur leid, daß man jhnen zu lieb die Gleiß oder Wagenlaiſt nicht reformiret es wird auch ein nötlichkeit ſein, auff nächſten tag fürzubringen, auch beineben zuberathſchlagen, wie man möcht die alt Troianiſch weiß auff den Bigis zuſtreuen, wider anſtellen. Vnder deß lehrt vnſer Gargantobel ringen: verträhen: kämpffen: Zilſchieſſen: den Schafft ziehen, den Helm recht binden, den Küriß ſchrauben, das viſier ablaſſen: Aber das Baderiſch vnnd Bechtungiſch Meſſerwerffe, Scharſach ſchieſſen, ließ er S. Velten haben: Auch das Fiſchgarn kempffen, vnnd ölgeſchmiert ringen.

Nachgehends lieff er der Barr, der eyer, des Hirtzes, des Bärens, des Schweins, des Haſens, des Repphuns, der Röck, des Faſanen, ſprang der Geiß, ſprang vber das Gälglin, klettet auff Maximilianiſch oder Teurdanckiſch der Gemſin, ſpielt deß groſſen Ballens, ſchmiß jhn ſo wol mit den füſſen als fäuſten in die höh, rang, liff, vnd ſprang, ſprang, lieff vnd rang: nicht mit trey Paſſen ein ſprung, nicht des hinckebincke Knapfuß, nicht des Bockſpringens, ſeit vnd ruckſprungs, noch des Böhmiſchen ſprungs, noch auf ein Fußſchupffen: dann ſein Abrichter Wolhinan ſagt, ſolche ſprüng weren nichts werd, noch etwas nutz im Krieg. Sondern in eim zulauff ſprang er vber ein graben, an eim Reiffſpiß ſchwang er ſich vber alle Pfitzen flug vber ein zaun, er ſprang ein wand, lieff ſechs ſchritt ein Maur auf, vnd erſtig alſo ein Laden vnd Fenſter eines ſpiſes hoch, alſo daz kein Hund ſicher am Getter ſchlieff. Schwam in volle ſtram, zur ſeite, die zwär im kreiß, auff de rucke, ein Liechtſtöcklin, mit gantzem Leib, mit halbem, allein mit den Füſſen, allein mit den armen de einen Arm vber ſich ſtreckend, vn ein Buch darinnen tragend welches er vngenetzt vber den fluß bracht, ſeinen Mantel in den Zänen nachziehend, wie Julius Ceſar inn Alexandria etwann gethan, vnnd wie die Spannier bey Mülberg vber die Elb thaten, ſchwamm auff Türckiſch vnterm Waſſer, wie die inn newen Inſulen, wann ſie die Spanier flihen: dorfft ſich nich wie der groß Alexander in ein Glaß ſchrauben laſſen, die Schätz des Meers zuerſpähen: ſtig mit gewalt in ein zimlich groß Schiff, mit einer Hand das Schiff in der andern eim ſtecken haltend: Hielt das Schiff mit den Zänen, wie jener Griech, da jhm beide Händ abgehawen waren: ſtürtzt ſich alsdann wider ins Waſſer: den kopff vor an, ſpielt des Tauchentlins, holt ein Pfenning darunter, ſchloff vnter den Flotz, ſaß auff dem Flotz, ſchwam auff dem Dilen, bürtzelt vmb mit dem Dilen, ſpielt wie der Walfiſch mit den Tonnen, ſprang wie die Meerkälber, waltzt ſich im Mur, beſchmirt ſich mit kat, wuſch ſich wider, hieng ein ploch an ein fuß, vn ſchwum darmit: er hett ſein Brot mit ſchwimmen können gewinen, wie die kinder in Egypten am Nilfluß, welchen man nit ehe das Brot gibt man werffs jhnen dann inn mitteln ſtram, daß ſie in den Nil darnach ſchwimen müſſen, vnd es im Maul holen, wie vnſere Barbehund, da muſſens daz Hembd vnd den Mantel wie ein Türckiſchen bund vmb den Kopff winden. Vnd warlich es thut den Egyptiern von nöten, dann weil der Nil ſtäts nach dem Monliecht außlaufft, müſſen ſie wol von eim Dorff zum andern ſchwimmen, wie die inn Schweden auff Reyß vnnd Reutſchuhen zuſamen fahrn: welche, wann der weg ſehr weit iſt Ried vnd Mörbinſen hernach ziehen, etwann vnderwegen darauf zuruhen: diß mußt Gargantzuwol alles nachthun: dann wann er oder ſeine Auffwarter etwas laſen oder hörten, das wacker war, ſo mußt mans nachmachen. Darumb Thurnirt er auch auff dem Waſſer, macht blaſen vn wällen hinde vnd fornen, lieff am geſtad vnnd hielt den Haußraht ſprang vber die Brucken ab: darnach wider über ſein Schiff, welchs der Viſcher da anhieng, auff das des Müllers Eſel drein gieng vnd drinnen vndergieng, auff das man ein rechtfertigung drauß anfieng, daſſelbige wand er herumb ſties es ab: ſchaſt es: regierets, fürets, braucht die nächſt Stang für ein Steurruder, tribs geſchwind, tribs lind, inn ſtrengem ablauff des ſtrams, wider de ſtram, in der mit, an den vffer, hielts im mittelen lauff auff, mit einer hand leitet ers: mit der andern ſchirmet er vnd trib ſein Affenſpiel mit einem groſſen Ruder, wurff das Netz aus, ſtelt den Setzbären, ſchoß die Fiſchorgere, die Tridenten, die drey zänig Elger, die Fuſciugabel, ſtelt Reuſchen, Angelt, zöge die Segel an, ſtig die Seilleiter den Maſtbaum auff vnnd ab, gieng auff den Zehen auff dem rand, am bort, auff der ſpitze: wickelt vnd wackelt: juſtiert vnnd richtet den Meerquadrant vnnd Compaß, widerſtrebet dem Wind, er ließ ſich dem Wind, da band er das Nachſtewrruder hoch, da nider, hie zog ers zur lincken, dort zur rechten, vnd hett alſo ſein flechten vnd fechten.

Wann er auß dem Waſſer kam, lieff er in alle Macht den Berg hinauff, bald ins Thal, flugs wider hinauf, erklettert die Bäum wie ein Katz, ſprang von eim zum andern wie ein Eychhörnlin, oder wie die Ilophagi, ſchlug die groſſe Aeſt herab wie ein anderer Milo, wußt die Türckiſch Geſchicklichkeit ſich von Bergen zu laſſen, ſoff wie die Maſogetiſchen Teutſche ſeins Pferds Blut mit Milch ein auf das kalt Bad: Mit zweyen Meyländiſchen Schweytzerdölchlin, vnd wolgeſtahelten Reuterböcken, Klemmet er zum höchſten Hauß hinauf, wie ein Marder, flog darnach ſo hoch wider herab, mit ſolcher Geſchicklichkeit der Glieder vnnd Gleichwagung deß Leibs, daß er vom Fall, Sprung oder Fußſatz in keinen Weg beſchwert, noch verruckt ward, warff breyte Kiſelſtein am Geſtaden ſchlimms auffs Waſſer, daß ſie ob dem Waſſer weiß nicht wie viel Sprüng thaten, warff vber alle Thürn, Schornſtein vnnd Storckenneſt, ja dem Storcken auff dem Neſt ein Bein entzwey, warff Stein mit der obern Fläche deß Fuſſes, faßt Stein zwiſchen die Zähen vnnd ſchlaudert ſie, warff Stein hinderſich wie die Pilger zu Mecha, den Teuffel darmit zu ſteinigen: ja warff auch zum Ziel wie die Cyniſchen HundsPhiloſophi. Warff das Engliſch Beihel, ſchlenckert den Spieß, ſchlaudert die Stangen vnd ſchwereſten Rigel, warff Leyter an vnnd ſtig darauf, warff Hacken an vnd zog ſich hinauf, warff mit Bengelin nach der Ganß, hefftet auf Sauliſch den Spieß, bartet den Sparren, ſchoß zum Zweck, trug den ſchwerſten Balcken auf eim Daumen, wie deß Pompeij Guardiknecht ſeine Gefangene: ketſchet einen Baum daß er ſich darunder buckt wie Simon vnter dem Creutz, oder die Giganten, da ſie Berg auf einander ſetzte, ſtieß den Stein, vil ſchwerer als den Turnus dem Aenea nachwurff, hätſchiert mit der Hällenpart, zog darmit wer den andern von der ſtatt reiß: wann er ein Seyl gefaßt hatt, kondtens jhm fünff Kerles nit auß der Hand zwingen, wie des Keyſers Valentiniani Vatter Gratian, ſo deßhalben der Seyler ward genannt: Er ließ jhm ein Ampoß auff die Bruſt ſetzen, vnd darauff hemmern, wie Firmus der Römiſch Regent. Er kondt mit der Fauſt eim Roß die Zän einſchlagen, vnd oben die Schenckel entzwey ſtoſſen, vnd mit beyden Händen ein Roßeyſen von einander reiſſen, wie der Reißeyſen Keyſer Maximin, ſo acht ſchuh lang war: Ja kondt wie der groß Keyſer Karl (von dem es Biſchoff Turpin ſchreibt) vier newer Hufeyſen von einander reiſſen (aber nicht beiſſen) Krümmet ſich wie ein Spartiatiſcher Bub nit, wann man jhn ſchon ſchlug: O es gibt gut ſtarck hart Buben, die darnach die Folter vnnd Strapekorden wol außſtehn können, wie auch der Spartaner, ſo den geſtolenen Fuchs vnter den Mantel verſteckt, vnnd jhm ehe die halb Seyte wegfreſſen ließ, ehe er ſchreyen vnnd ſich verrahten wolt: Er ſtund auch vier Stund inn naſſer Kleydung, der Kälte zu gewohnen: Er verſchwur offt nicht zu trincken, er ſchieß dan ein auffgehenckten Angſter von eim Haußhohen Stangenbawm herab, wie es die Holtzflötzhändler bey jhren Holtzmärckten, oder die Wirt bey den Herbergen ſtehen haben. Gleich wie inn Baleariſchen Inſuln die Mutter dem Kind ein Ziel ſteckt, vnnd ein Stück Brots oder Schüſſel mit Muß auffs Zielholtz bindet, welches es nicht ehe eſſen dorfft, es würffs dann am Anſtall herab, er ſpant von freyer ſperriger Hand des Herculis Armbroſt, krümmet den Türckiſchen Flitſchbogen vber das Knie, legt die Sennen an, zog ſie an, ließ ab, zielt mit der Bürſtbüchſen, legt ſich hinder die Doppelhacken, braucht Eßlingiſche Handrohr, Gaſconiſche Muſceten, Hiſpaniſche Muſcatnuß, auff gäbelen, wiſcht vnnd bließ, bließ vnd wiſcht, ward einäugig, damit ers Ziel reicht, ſchoß mit Lumpen, mit gekawet Papir, mit Schröt, mit Speck, mit drey vnnd vier Kugeln, mit doppelem Lot, geſtähelten Kugeln, mit trippeler Ladung, halb Zündpulver vnd halb Ladpulver, ſchoß im Ritt, im Tritt, im Lauff, im ſincken, nach dem Augenmaß, im Griff, nach deß Daumens abſehen, ſo gewiß als ſchüß er nach dem beſten mit einer Nörnbergiſchen geſchraubten Büchſen, die Neuner hettens jhm auch zugeſprochen, ſchlug bald an, zielt kurtz, bawt nicht lang, acht nicht das Aermelpopperle, truckt ſchnell ab, hub nicht viel ab, kondt das Geſchoß wol ſtechen, trang den anſchlag nicht zu viel, hielt recht auß, verwart das Treff ſehr wol: Richtet vnnd vnterlegt das Feldgeſchütz, zielet nach dem Zweckvogel, ſchoß vom Berg zu Thal, auß dem Thal gen Berg, für ſich, zur Seyten, hinderſich wie die Parthen, vnd das Thier Benasus, nach dem höltzine Zweckmann, nach dem Kopff vnnd Latz, mit dem Fewrſtein, mit der Zündrut, mit den Zündrlunten, da waren kein Fähler, eitel Treffer, es wer im rechten Berg oder VerſuchRein, ohn Quadrant, ohn Sattelſchlagen, kein Pöltz giengen vberzwer, ſie pfiffen dann: oder waren jhm verſehrt vnnd zerſchoſſen, oder trugen zu weit auff die Seyt: man ſchwang jhm nimmer die Gerten, ſie waren all vmbſpringens vnnd auffſchreibens werth: er ſchoß eim ein Pomeranzen vom kopf, wie Hiſtaſpes vnnd Wilhelm Dell den Apffel ſeim Kind, ſchoß eim ein Groſchen zwiſchen den Fingern hin: Sein Geſchoß war aller Ehren werth, daß mans mit Trummen vnnd Pfeiffen aufftrug. Im ſtechen verlohr ers nimmer, es wer dann die Senn zerſtochen, verruckt oder zerbrochen: oder das Schloß hett gelaſſen, oder ein Wind hett jhn angeblaſen, oder einer hett jhn geſtoſſen, oder der Stul wer verritſcht, oder der Fuß wer jhm geglitſcht: oder der Standt war vneben: oder hett was vmb das Inbein geben: oder die Senn war zu lang: daß jhm der Schuß niderſanck: oder hett den Bogen gehengt: oder die Seul zerſprengt: oder die Nuß war zu klein, oder der Poltz nicht rein, oder einer neben jhm auffſtund: oder die Nuß gieng nicht vmb ſehr rund: oder die Winde wer vberrungen: Oder das Bein abgeſprungen: oder hett zu viel eingeleimet: oder den Poltz nicht recht eingereumet: oder das Schloß nicht gehangen: Oder jhm zwey mal war gangen, Oder war jhm zu hart: oder der Bock zu krumm: Oder der Pfeil zu ſtumpff: Oder das Geſchoß zu groß: Oder die Wartz jhm abſchoß: oder der Treff nicht recht kam: Oder der Windenſchlupff jhm entkam, Oder der Windfaden gewichen, oder die Nuß entzwey geſtrichen, oder der Poltz hett ſich geſtrichen, oder hett das meſſen vergeſſen, oder das Reißbein gieng jhm auff (dann er beſorgt ſich nicht daß er ſich im bart rauft) oder das Zünglin kroch vnd hieng, oder ein feuchter Lufft gieng, oder der Berg wer zu weich, daß der Poltz zu tieff hinein ſchleich, oder giengen die Federn ab, oder der Windfad ein Streich gab, oder die Senn erließ ſich, oder vergieng jhm das Geſicht, daß er zu weit ins Windloch ſticht, oder het jm zu viel herab gebrochen, oder das Geſicht verſtochen. Oder bey der Büchſſen hat er nicht wol gewiſcht, oder das Pulver hett gepfliſcht, oder der Schuß verſagt, oder jn verwagt, oder nicht recht eingeraumt, oder der Filtz verſaumt, oder das Pulver wer zu feucht: oder daz Futtertuch zu leicht, oder der Schwamm nit brennt, oder die Sonn blennt, oder das Schloß ward verrürt, oder hett nicht vor der Kugel geſchmirt, oder der Han ſchlug nicht ein, oder fehlet Schmer, das iſt gut Wein, oder hett den Schuß verſchufft, oder hetts auf die büchſen trufft: Solche Mängel verwirreten zu Zeiten vnſern jungen Schützen, die klagt er ſeim Hoffmeiſter, der ſagt jhm hinwider ſolcher faulen Außreden müſſig zu ſtahn. Dann gewiß wann der Jäger kompt vnnd ſagt: Wer das nit geweſen, ꝛc. ſo bringt er keinen Haſen: deß Nisi kondt ich nie genieſſen. Vnd weiter ſprach er, wie kein Künſt iſt bei dem Wein wol leben, vnnd eim frommen Weib nachgeben, mit einer guten Feder wol ſchreiben, vnnd auß gutem Flachß gut Garn treiben. Sonder bey eim ſchlimmen Wein auch frölich ſein, vnd mit eim böſen Weib leben ohn Keib: Alſo iſt kein Kunſt mit gutem Geſchoß vnd geſchraubten oder gezogenen Büchſſen wol ſchieſſen, ſondern auß jeder, wie ſeltzam ſie auch ſey, das ſchwartz zu treffen wiſſen. Dann was ſind das für faule Schnacken, daß man ſagt, man hab zu viel am backen, oder die Büchß hab geſtoſſen, oder das Fewr hab jn erſchreckt. O Glockengeck, daß dich der erſt Streich nicht erſchreck: Biſt HäringsArt, ſtirbſt vom Plitz, oder KrebsArt, ſtirbſt vom Donnerknall: So verkriech dich auch wie die Krebs, förchſt nicht, wanns tonnert, ein Thron werd vom Himmel fallen? Weißt nicht, daß ſchrecklich laut kecklich, vnd kecklich iſt ſchrecklich. Die Getiſchen völcker, wanns donnert, ſchoſſen ſie inn all Macht mit Pfeilen dargegen, dem Jupiter ſolchen Trotz zu wehren, ſeine rumpelende Steinfäſſer vmbzukehren, wie vnſere Kugelklemer heut mit grobem Geſchütz thun: Heut haben die Leuth mehr als ein Löwenmut, ja vber Baſiliſcenmut, dann die Löwen förchten ein Hanengeſchrey, die Baſiliſcen ein Geräuſch vom Wiſel, aber die Menſchen nicht den Fewrſpeienden, Pulverſcheiſſenden vnd Salpeter furtzenden Höllenhund, vnd das praßlend Erſchütteren vnd erzitterend praßlend Teufelsgeſchrey. Ja ſie jagen mit den Büchſſen Pröllen den Teufel noch mit ſeinen Hexen auß der Lufft in die Höllen, ja ſchieſſen ſie bey totzend herab: Daß ſie wol bei vns hie vnden bleibe müſſen, auß Sorg man ſchieß ſie wider heraber: daher kompts, daß die Leut nit mehr deß Toners, noch Erdbibems achte, ja ſchir de Jüngſte tag gar verachte, dieweil er im Fewr ſoll komen. Alſo daz Granich recht ſchreibt, Hanibal mit ſeine Ochſſen, welchen er fewr vn- ſtro zwiſchen die Hörner legt, Pyrrhus mit Elephante, Alexander mit ſeine höltzinen Rädergängigen Thürne, Antiochus mit ſeinen hawende Hackenkarren, Caesar mit ſeinen fewrigen Bergablauffenden Fäſſern, wird heut die Leuth ſo wenig ſchrecken, als lieff einer mit naſſen Stroſchwawen gegen jhnen: dann ſie führen heut nicht mehr Stätt vmb die Berg, ſonder Berg vmb die Stätt, geleyten Meer darumb, ja graben Abgründ darumb: alldieweil man die Sündflut beſorgt, bawet man auff die Berg: heut da man die Sündbrunſt beſorgt, bawet man inn die Tieffe in die Waſſer, vnnd hilfft doch ſo viel als es mag, ſteigt ſchon kein Troianiſch Roß hinein, kompt doch etwan ein Goldbeſchlagener vnd Goldbeladener Eſel darein, oder ſcheißt gulden Ketten hinein, oder ſchickt beſtechgold inn eim Faß mit Wein. Aber das Hurrlebauſiſch Geſchütz hat dannoch ein Weck auff in die Andacht gebracht, vnd die Leut gar Heyligenehrſam gemacht: Dann wie fallen ſie nur ſo demütig nider, wan S. Peters oder S. Marx, oder eins andern Heyligen begevatterter Mawrbrecher inn thonender Geſtalt vom Berg Sina mit jhnen das Geſatz redet, alſo daz mancher vor Welterſtorbener Demut vergißt aufzuſtehn, wie die Moſcowiter Legaten, die den Kopf zur Ehrerbietung wider die Erd ſtoſſen. O wie bucken ſich die Königiſche vor dem Roſchelliſchen Evangelio, vnd die Ingolſtadiſche vor dem Proteſtantiſchen verbot, vnd die Tordeſilliſche Junckern vor deß Biſchoff Gweuare Zamoriſchen Pfaffen geweyheter Kreutzbüchß, der kondt ſie Beicht hören, vnd alſo gefirmt bar gen Himel ſchicken, O wie lieffen die Mäuß vor dem Frantzöſiſchen Geſchütz auß Terowan, vn zu Quintin lieſſen ſich die Ratten zwen Monat nit ſehen, vnd ſtarben vor Schrecken, vnnd die Haſen lieffen im Land Lützelburg auß den Hecken. Derhalben vnerſchrocken, fehrt S. Johanns Kugel in dich, ſo biſt wol vor dem Teufel geſegnet. Schreibt doch Lemnius in ſeiner Verborgenheit (die doch heut jeder mag leſen) die Landsknecht in Flandern vmb Tornay haben mit Pulvergeſtanck die Peſtilentz weggeſchoſſen: diß war ein beſſer Meiſterſtück als Hippocratis, der die Wäld deßhalben anzündet, oder eben dieſes Lemnij, da er mit Geſtanck gebranter Abſchnidling von Leder vnnd Hörnern die Peſt wolt vertreiben, als ob die Leuth die Bärmutter hätten. Ach neyn, es hilft nicht ein jeden das Lorbeerkräntzlin für den Donner, wie Keyſer Tyberium. Es regnet nit wann die Bawren auf Steltzen gehn, es hat aber geregnet, vnd Claus Narr ſagt, das ſeyn die beſten Schützen die fehlen, dann ſie ſchieſſen niemand todt.

Man hieng bißweilen vnſerem Durſtgurgeler zu oberſt eins Thurns, ein groß Camelſeyl an, das biß auf die Erd reichet, an demſelben haſpelt er mit beyden Händen hinauf, darnach fuhr er wiederumb ſo gewaltig vnd gewiß herab, daß einem das Geſicht darob vergieng. Man richtet jhm einen groſſen Gabelgalgen auf zwiſchen zwen Bäwm geſperret, an demſelbigen hieng er ſich mit der Händen an, vnd fuhr daran herumb vnd herwider, wie ein anderer mürber Braten herumb, daß er mit dem Fuß gar nichts berühret, ſo ſtarck war er inn den Armen: Er kondt auch auf eim Arm auff ein Stock ſich ſtewren, daß der Leib wie eine Kauffmänniſche Bilantz in der Wagſtund. Auch auff das er das Gebürſt vnnd Gelüng exerciret, Schrye er wie tauſendt Teuffel, wie die Schifleut vber Rhein, als ob er im Heckelberg ſäß. Ich hab jhn einmal gehört, daß er ſeim Schießjungen Wolbeiart von Sanct Victorsporten biß zu Montmatre ruffet, vnnd in der Schlacht wider die Hutzelbutzen, auff dem Lechfeld hort man jhn ſchreyen biß gen Langweit, etwas neher als das Geſchütz vor Metz, welchs man vber Rhein zu Teutſch Laureto oder Lor gehört hat. Der berühmpt Stentor hett lang kein ſolche Stimm in der Schlacht vor Troi, noch Demoſthenes, der Stein inn Mund nam vnnd am Meervfer in den Wind ruffet, als ob jhm der Halß ab wer, damit er das R. außſprechen lerne. Auch ſeine Glieder vnnd Adern mehr zu ſteiffen, vnd in ſeiner Stärcke zu erhalten, worden jhm gemacht zwo groſſe Bleihene Kugeln, gröſſer als die Margraff Alberecht inn Franckfort geſchoſſen, ein jede acht tauſend, ſiben hundert Quintalpfund wigend, welche er Alteratzen vnnd Zuckauder nennt. Dieſelbe nam er von der Erden inn jede Hand, hub ſie in die höhe vber den Kopff, vnd hielt ſie alſo vnverwendet drey viertheil Stund, vnnd wol noch mehr, welchs ein vnnachzuthunige Stärck iſt. Spielt mit den Klingſtangen, Speerbäwmen, Handſpacken vnnd Sperrlingen: riß mit den aller ſtärckeſten. Vnnd wann es zu dem Fall kam, ſtund er ſo feſt auf den Füſſen, daß er ſich eim jeden Waghalß außbott, wa er jhn von der ſtett ziehe, wie vor Zeiten der Fauſtbeheb Milo that: Nach deſſen Exempel pflegt er ein Granatapfel inn die Hand zu nemmen, vnnd ſchanckt jhn dem, der jhn jhm auß der Hand kondt bringen. Mit dieſer Weiß gewehnet er ſich, daß er nicht alleine ſtärcker ward, ſondern mit der Stärcke auch jünger: wie König Maſiniſſa, der durch gleiche weiß ſich erjunget wie ein Adler, daß er auch neuntzigjärig einen Son erzielet: vnd kont 14 tag poſtlauffen.

Wann er alſo nuhn die zeit hat zugebracht, vnd ſich getrocknet, geriben, gewiſcht, gefriſcht, vnd die Kleyder geendet, zettelt er allgemach wider heim, nam den Weg durch etliche luſtige Wiſen oder andere krautbare Oerter, da hat er ſein Geſprech von Feldbawlichen Sachen, von des Liebalt Meyerhoff, erfragt der Bienen Policei vnd Regiment, erwog, wie Stigelius an eim jeden kräutlin Gottes fürſehung, beſichtiget vnd erſuchet etliche Bäum vnd Kräuter, die heut etwas zweifels haben, vnd hielt ſie gegen der alten Bücher, die davon geſchrieben, als Theophraſt, Dioſcorid, Marin, Plinius, Nicander, Macer vnd Galen: trugen auch der ſimplicien handvoll zu hauß: welcher ein junger Knab, Rhizotomus genant von Würtzburg bürtig, warten mußt mit Hackengraben, Schaufelen, Sichelen, Karſtlen, Rattenkloen, Spaden, Hebzapffen, Jettawen, Grabſtickeln, Eggezincken, Gerthawen, Lippen, Pickeln, Zängäblin, Gerteln, Bindmeſſern, Hagmeſſern, Häplin, Raupenhecklin vnnd anderm Gartners zeug, wol zuarboriſieren, vnd zuherbieren, zupflantzen, zubeltzen, zuverſetzen, zuſchripffen, zujetten vnd den bäumen zuſchneutzen, zubeſchneiden, zupfrupffen, zuſchröten. So bald ſie nun heim kamen, erholten vnd ſinnſchröpfften ſie ettlichs was zuvor geleſen war worden, alleweil man das eſſen zurichtet, vnd ſaſſen damit zu Tiſch. Hie ſolt jhr mercken, daß er ſich von diſer Diſciplin auch vber Tiſch beſſert: Dann ſeine Mal waren nüchtern, mäſſig vnd ſparſam, ſintemal er der ſpeiß nur genoß den widerſpennigen aufflauff des Magens zuſtillen: aber daz Nachtmal war gemeinlich etwas flüſſiger vnd weitleuffiger: vnnd alſo ſols ſein. darumb haben die Alten das Nachteſſen allein für ein recht Mal gehalten, den Mittagimbiß zu acht Vhren nur für ein Morgenſupp: daher kompts daß man ſagt: Ein Abend iſt frölicher dann vier Morgen. Was auch der Troſt anderer vieler vngehöfelter vnerbeutelter vnnd ſchüpiger Artzet inn der Sophiſten Werckſtat abgerollet vnd gewalblechet im gegentheil halten vnd thaten. Vnter des man nun aß, ward die Lection zum Morgenjmbiß angefangen, vnd als lang es jhnen gefellig vollzogen. Die vberige zeit ward mit guten gelehrten vnnd nutzlichen reden zugebracht. Nachdem nun der Tiſch aufgehaben, vnd Gott vmb ſeine Gaben danck geſagt geweſen, da fieng man wiederumb an Muſic artlich zu ſingen, auf geſtimmten Inſtrumenten zuſpielen, quatuor, trium, Muteten, Vilanellen, ꝛc. oder die kleine kurtzweilchen auff Karten, Würffeln vnd Brettſpiel vorzunemmen: Vnd dabey blieben ſie mit groſſem luſt vnd gutgeſchirrig, vnd übten ſich zuzeiten biß ſich die ſtund zuſchlaffen ſcheidet. Bey weilen beſuchten ſie gelehrte beleſene Leut, wolgeſchickte Verſamlungen, Historicos, Poëtas die einen vnſterblich machen können, entweders Jambiſch oder Heroiſch, Dann Carmen amat quisquis carmine digna gerit: Wer Lobswürdig kan thun vnnd beweiſen, der liebet die ſo einen können loben vnd preiſen: Oder ſie beſprachen Leut, welche frembde Länder geſehen hatten.

In miteler Nacht, ehe ſie ſich zur ruh begaben giengen ſie zuvor an das lufftigſte ort, welchs offen vnd frey ſtund, des Himmels weſen vnnd enderung zu beſchawen, vnd da gaben ſie acht auff die Planeten, Cometen, Figuren, leger, gelegenheit, Aſpect, anſehen, Oppoſitzen, vnd coniunctionen des Geſtirns. Darauf recapitulirt, vnnd vberſchlug er kurtzlich auf Pytagoriſche weiß mit ſeinem Lehrweiſer alles was er die gantze Tagzeit durchgeleſen geſehen, erfahren, gehört, gethan vnnd vernommen hat. Ja er trutiniert ſich auch vnd legt ſein Leben vnnd wandel deſſelben Tags auf die Wag des Vergiliſchen, Vir bonus et sapiens, etc. Wann du dich legſt zu ſüſſer ruh, vnd dir wöllen gehn die augen zu, So denck zuvor ein jede nacht, Wie du den tag habſt hingebracht vnnd wäs daſelbſt weiter folgt.

Chriſtian Auguſt Fiſcher

ward am 29. Auguſt 1771 zu Leipzig geboren, ſtudirte daſelbſt von 1788—92 und bereiſte alsdann in kaufmänniſchen Geſchäften die Schweiz, Frankreich, Italien, Spanien, die Niederlande und Rußland. Nach ſeiner Rückkehr lebte er als Privatgelehrter in Dresden, darauf ward er 1804 Herz. Sächſ. Legationsrath und Profeſſor der Kulturgeſchichte und ſchönen Literatur an der Univerſität zu Würzburg, wo er bis 1817 blieb, in welchem Jahre er ſeine Entlaſſung erhielt. Eine unter dem Titel: „Katzenſprung von Frankfurt nach München von Felix von Fröhlichsheim,“ 1821 zu Leipzig erſchienene Schrift, deren Verfaſſer er war, verwickelte ihn in fiskaliſche Unterſuchung und zog ihm, wegen erwieſener Beleidigung des K. Baieriſchen Finanzminiſters, Freiherrn von Lerchenfeld, vierjährige Feſtungsſtrafe zu, die er von 1821 bis 1824 erdulden mußte. — Nach ſeiner Freilaſſung privatiſirte er in Frankfurt am Main, Bonn und Mainz und ſtarb am letzteren Orte den 14. April 1829.

Seine Schriften ſind:

Sophie. Ein Roman. Leipzig 1795 fgde. 3 Thle.
Konrad. Komiſcher Roman. Leipzig 1797.
Die ſavoyardiſche Familie. Riga 1797.
Reiſe von Amſterdam über Madrid und Cadix nach Genua. Berlin 1799.
Komiſche Romane der Spanier. 2 Thle. Leipzig 1801 fgde.
Spaniſche Novellen. Berlin 1801.
Reiſeabenteuer. 2 Thle. Dresden 1801.
Gemälde von Madrid. Berlin 1802.
Neue Reiſeabentheuer. Poſen und Leipzig 1802 fgde. 4 Thle.
Gemälde von Valencia. Leipzig 1803. 2 Thle.

Bergreiſen. Leipzig 1804 fgde. 2 Thle.
Reiſe nach Montpellier. Leipzig 1805.
Reiſe nach Hieres. Leipzig 1806.
Reiſebibliothek. Berlin 1806 fgde. 4 Thle.
Neueſtes Gemälde von Spanien. Leipzig 1809 fgde. 2 Thle.
Die drei Oſtindienfahrer. Leipzig 1817.
Gemälde von Braſilien. Peſth 1819. 2 Thle.
Reiſe nach London. Leipzig 1819.
Katzenſprung von Frankfurt nach München. Leipzig 1821.
Kriegs- und Reiſefahrten. Leipzig 1821. 2 Thle.
Hyacinthen. Frankfurt 1825.
Kabinetsſtücke eines Gefangenen. Frankfurt 1825. 2 Thle.
Neue Kriegs- und Reiſefahrten. Frankfurt 1825.
Kurioſitätenalmanach. Mainz 1825 fgde.
Bibliothek der neueſten Reiſebeſchreibungen. Frankfurt 1826—28. 3 Thle.

Außerdem legt man dieſem Verfaſſer noch die vor 1829 unter dem Autornamen Chriſtian Althing erſchienenen erotiſchen Romane und Novellen bei. — Obwohl dieſe Behauptung keineswegs erwieſen iſt, ſo wird ſie doch dadurch unterſtützt, daß der Styl und die Behandlungsweiſe der eben erwähnten Obſcönitäten auffallende Aehnlichkeit mit der Schreibart und Form der anderen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten C. A. Fiſcher's hat.

Eine geiſtreiche, lebhafte und anſprechende Darſtellung, ſo wie ein raſcher, fließender Styl, zeichneten alle Leiſtungen dieſes talentvollen Mannes höchſt vortheilhaft aus, und erwarben ihm, wenn ſie gleich auch nur meiſtens geſchickte Nachbildungen fremder Originale oder gewandte Zuſammenſtellungen waren, viele wohlwollende und aufmerkſame Leſer. Seine Schriften werden daher immer als eine angenehme und unterhaltende Lectüre rühmlich zu empfehlen ſein und können in dieſem Gebiete als Muſter gelten; Höheres darf man jedoch nicht von ihnen verlangen. — Seine beſte Arbeit bleibt das Gemälde von Valencia. S. oben.

Das Bagno von Tripolis. *)

1.

Capitain ***, der das ***ſche Briggſchiff, die Freundſchaft führte, hatte im October 18— zu Alicante eine Ladung von Soda, Mandeln, Wein, Orangen u. ſ. w. eingenommen, um mit dem erſten günſtigen Winde, nach *** in See zu gehn. Wirklich klarirte er auch nach einigen Tagen aus, und nahm den gewöhnlichen Curs nach ſeinem Beſtimmungsort. Es war gerade zehn Uhr Morgens, als er den Hafen verließ.

Wind und Wetter verſprachen ihm eine äußerſt günſtige Fahrt. Aber wie dem Menſchen nichts von der Zukunft gehört; ſo auch hier. Nachmittags um zwei Uhr ward nemlich der Capitain eine Fregatte gewahr, deren Manoeuvre ihm verdächtig ſchien, wiewohl ſie wenigſtens noch vier Stunden entfernt war. Bald aber überzeugte er ſich, daß ſie Jagd auf ihn machte, ahnete indeſſen noch keinesweges, was für ein Unglück ihm wirklich bevorſtand.

So vergingen zwei volle Stunden, während ihm die Fregatte ſich immer zu nähern fortfuhr. Sie manoeuvrirte dabei ſo geſchickt, daß an kein Entkommen für ihn zu denken war. Jetzt aber denke man ſich ſein Entſetzen, als er einen tripolitaniſchen Caper erkannte, der mit vollen Segeln gerade auf ihn zukam. Drohend wehte die blutrothe Flagge, mit dem ſilbernen Halbmond, vom Hinterkaſtelle herab, während bereits das wilde Jauchzen des barbariſchen Schiffsvolks herüberſcholl.

Man muß nemlich wiſſen, daß der Capitain ſchon in Alicante von den feindlichen Abſichten des Bey von Tripolis gegen *** benachrichtigt worden, aber keineswegs zu überzeugen geweſen war. Jetzt nun erkannte er die Wahrheit obiger Warnungen und ſah ſein Schickſal nur zu gewiß vorher. Was indeſſen ſeine Angſt noch vermehrte, war ein Umſtand ganz eigener Art.

Er hatte nemlich ſeine junge Gattin, Joſephe R—, die Tochter des ***ſchen Viceconſuls zu ***, bei ſich, mit der er erſt vor einigen Monaten in der Geſandtſchaftskapelle zu *** getraut worden war. Was ſollte aus ihr werden, wenn das Schiff von dieſen Barbaren genommen ward? — In den Harem des Beys wandern zu müſſen, war noch das Glücklichſte, was ihr bevorzuſtehen ſchien. Es galt daher einen eben ſo ſchnellen, als feſten Entſchluß.

Zum Glück fiel eine Windſtille ein, wodurch der Caper an jeder weitern Bewegung verhindert ward. Das junge Weibchen ſchlug nun ſelbſt eine recht paſſende Maßregel vor. Das holde Geſichtchen mit Safran gefärbt, die Kleidung eines Schiffsjungens, ein künſtlicher Höcker; die Hände endlich mit Ocker gefärbt — Es war unmöglich, hierunter ein weibliches Weſen zu erkennen, das ſonſt die Lieblichkeit und das Ebenmaß ſelbſt war.

2.

So mochte es fünf Uhr geworden ſein, als der Wind wieder auffriſchte und die Fregatte nun mit vollen Segeln auf die Brigantine zukam. Bald that ſie einen ſcharfen Schuß über die Bords derſelben, daß die Kugel rauſchend über den Köpfen der Beſatzung hinflog.. Zugleich ertönte eine Löwenſtimme aus dem Sprachrohre: — „Beigelegt, oder ihr werdet in den Grund gebohrt!“

Die armen Leute gehorchten natürlich auf der Stelle und erwarteten ihr Schickſal mit frommer Ergebung. Unterdeſſen kam die Fregatte immer näher, legte ſich endlich unter den Wind und ſetzte ein ſtark bemanntes Boot aus. Die darin befindlichen Mohren ſchoſſen nun unaufhörlich ihre Flinten ab, oder ſchwangen ihre Säbel in der Luft, und erhoben dabei ein gräßliches Jubelgeſchrei. Endlich legte das Boot am Schiffe an, und der ganze Haufe ſchwang ſich mit ſeinen Enterbeilen hinauf.

Schon einige Minuten zuvor hatte ſich der Capitain an das Steuerruder geſtellt, während die ganze übrige Mannſchaft neben ihm auf den Knieen lag und ihre gefalteten Hände empor hob. Dreimal ſchwang hierauf der Anführer ſeinen Säbel über ihren Köpfen, dann aber hieß er ſie aufſtehn. — „Die Kleider! die Kleider! Ihr Hunde!“ — rief er jetzt mit grinzendem Lachen, und riß dem Capitain Rock und Weſte ab. Daſſelbe geſchah mit den Uebrigen, ſo daß jeder nur die Beinkleider behielt.

Jetzt hieß es — „Capitain und Steuermann nebſt drei Matroſen mit uns; die übrigen bleiben am Bord.“ Weinend zeigte nun jener auf den angeblichen Schiffsjungen und ſtammelte die Worte: „Il mio figlio.“ — Der ganze Haufe brach nun in ein tolles Gelächter aus, denn das kleine bucklichte Ungethüm kam ihnen gar zu poſſirlich vor. — „Nun! So nimm den Affen mit!“ — ſagte der Anführer — „Ich meine, daß er uns vielen Spaß machen ſoll!“

Hierauf beorderte er zehn von ſeinen Leuten, zur Führung des Schiffes zurückzubleiben, und ſtieg dann mit den übrigen, nebſt ſeinen ſechs Gefangenen in das Boot. Joſepha ſtand zitternd neben ihrem Manne und drückte ihm die Hand. Jetzt ging es pfeilſchnell auf die Fregatte zu, wo die ganze Mannſchaft jubelnd in den Wänden hing, oder auf den Raen ſaß. Das Schiff, mit der tripolitaniſchen Flagge auf der Spitze des Hintermaſtes, ſteuerte langſam nach.

Als die Gefangenen jetzt an Bord gebracht waren, wurden ſie dem Admiral, wie man ihn nannte, vorgeſtellt. Dieſer ſaß, mit untergeſchlagenen Beinen, auf einem großen, mit Goldbrocat überzogenen Armſtuhle, und ſtrich ſich ſeinen Bart mit vieler Gemächlichkeit. Es ſchien für einen Barbaresken ein ziemlich gutmüthiger alter Mann zu ſein. Er befahl nemlich jedem ein Sclavenwams zu geben, was auch auf der Stelle geſchah.

Nun begann er, vermittelſt eines Dolmetſchers, die gewöhnlichen Fragen nach dem Namen, der Herkunft, der Ladung, der Beſtimmung des Schiffes und dergleichen mehr. Der Capitain beantwortete Alles der Wahrheit gemäß. Hier erhielt jeder Gefangene, für den nächſten Tag, ein anderthalbpfündiges Roggenbrod, der Capitain aber deren zwei. Auch wurde jedem an einem Waſſerfaſſe eine kleine blecherne Flaſche gefüllt.

So wies man endlich den Matroſen ihre Schlafſtellen auf dem Vordertheile des Schiffes, dem Capitain und ſeinem Sohne aber unter dem erſten Decke an. Jene mußten ſich mit dem bloßen Boden begnügen, dieſe bekamen wenigſtens zwei alte Binſenmatten zu ihrem Gebrauch. Still und traurig begaben ſie ſich nun auf ihre Plätze und brachten den größten Theil der Nacht in leiſen Geſprächen zu.

Eins tröſtete, eins ermuthigte das Andere; ſo hielten ſie ſich gegenſeitig aufrecht. Waren ſie doch beiſammen; hatte doch Eines das Andere noch; war doch Herz an Herz, Lippe an Lippe gepreßt! In Liebe und Treue, in Vertrauen und Hoffnung erhoben ſie ſich demnach ſtark und kräftig über ihr Mißgeſchick. — Wem noch ein anderes verwandtes Weſen zur Seite ſteht, der kann nie ganz unglücklich ſein!

3.

Es war am dritten Tage Morgens um acht Uhr, als die Küſte von Tripolis mit ihren Palmen endlich ſichtbar ward. Die Mannſchaft erhob hierauf ein wildes Freudengeſchrei, das unſerm unglücklichen Paare das Herz zerriß. So lief die Fregatte mit ihrer Priſe um zwei Uhr in den Hafen ein und ward aufs feierlichſte begrüßt.

---

*) Aus C. A. Fiſcher's „Kabinetsſtücke eines Gefangenen.“

Alle Signalmaſten flaggten, alle Batterien donnerten und das Wirbeln der Trommeln, das Schmettern der Trompeten und das Schlagen der Becken vermiſchte ſich mit dem Praſſeln der Piſtolen und dem alles übertäubenden Bewillkommnungsruf. Die Fregatte erwiederte nun Schuß für Schuß. Sie war dabei mit allen Flaggen der befreundeten Mächte geſchmückt, während die —ſche unten am Boogſpriet ſchmählich ins Waſſer hing.

Alle Gefangene wurden nun ausgeſchifft und dem Bey, der ſich in einem Kiosk am Hafen befand, von einem der Offiziere vorgeſtellt. — „In das Bagno!“ — lautete der kurze Beſcheid, und ſie wurden abgeführt. Der Bey, ein langer, hagerer, ſchwarzbrauner Mann von mittlerem Alter, hatte feuerſprühende Augen und ein ſehr ausdrucksvolles Geſicht.

Dabei trug er einen weißen Turban, mit Gold geſtickt, und ein ſchwefelgelbes Oberkleid, mit koſtbarem Grauwerk eingefaßt. Ein mit Diamanten beſetzter Dolch, den er im Gürtel ſtecken hatte, machte ſeine ganze Bewaffnung aus. Er rauchte aus einer prächtigen Pfeife, deren ungeheurer Kopf wohl ein halbes Pfund zu faſſen im Stande war.

Neben ſeinem Brocatkiſſen ſtand auf einem ſilbernen Präſentirteller ein goldener Becher mit Sorbet. Die Wände des Kiosk waren abwechſelnd mit ſchönen Arabesken in den lebhafteſten Farben verziert oder mit großen venetianiſchen Spiegeln bedeckt. Unter jedem der letztern befanden ſich auf Conſoltiſchen prächtige Schlaguhren unter Glocken, während man zu beiden Seiten vergoldete Käfige mit Canarienvögeln oder Zeiſigen ſah.

Unterdeſſen war unſer unglückliches Paar nebſt ſämmtlichen Matroſen im Bagno angelangt. Dieſes iſt ein Theil des Arſenals und bildet eine große Halle, die aus einem Erdgeſchoß und einem obern Stockwerk beſteht. In jenem, wie in dieſem, befindet ſich eine Reihe dunkler Behälter, die in den Mauern angebracht und zum Aufenthalte der Sclaven beſtimmt ſind. Um das obere Stockwerk lauft daher eine hölzerne Gallerie herum, zu der man auf zwei Treppen hinauf ſteigt.

Vor dieſem Gebäude liegt ein geräumiger Hof, mit einer hohen Mauer eingefaßt. Hier befindet ſich eine Garküche nebſt mehreren anderen Victualienhändlern; eben ſo eine Wein- und Branntweinſchenke, die zugleich als Kaffeehaus dient; dann eine Menge Krambuden, beſonders für Rauch- und Schnupftabak; endlich eine große Anzahl von Verkäuferinnen, bei denen Waſſermelonen, Orangen, Citronen u. ſ. w. für eine Kleinigkeit zu haben ſind. Auch findet man in dieſem Hofe zwei große Springbrunnen, in deren Baſſins gewaſchen wird. Die Cloaken ſind in den Ecken angebracht.

Es war Mittag; der Baſchi oder Aufſeher erwartete die neuen Sclaven am Eingange des Bagno. Seine barbariſche Geſichtsbildung, ſeine funkelnden Tigeraugen, ſein ungeheurer Schnurrbart und ſeine große Karbatſche kündigte ſogleich ſein ſchreckliches Handwerk an. Hierauf wies er den Capitain nebſt ſeinen Sohn in die erſte Zelle zur Rechten, die Matroſen aber in die folgende ein. Auch reichte er jedem aus einem großen Sacke ein kleines Roggenbrod.

„Hütet euch vor den erſten Hieben“ — ſagte er mit rauher Stimme — „denn ſonſt folgen ſie hundertweis nach. — Spannt eure Hangmatten auf, aber ordentlich, ſage ich euch! — Waſſer kann jeder ſich täglich zwei Krüge holen, aber durchaus nicht mehr.“

„Wer Geld hat“ — fuhr er fort — „kann ſich kaufen, was ihm beliebt; doch muß er ſich zuvor mit mir verſtehn. — Ich ſag's euch Chriſten, wenn ihr mich beim Guten erhaltet, ſo bin ich der beſte Baſchi, den ihr euch wünſchen könnt.“ Hiermit legte er ihnen die leichten Fußringe an und ließ ſie allein.

4.

Um vier Uhr kamen, wie gewöhnlich, die Sclaven zurück, die im Palaſte, auf dem Werfte, im Hafen u. ſ. w. gearbeitet hatten, denn immer ward um dieſe Stunde Feierabend gemacht. Es waren an dreihundert zuſammen, meiſtens ſardiniſche, neapolitaniſche, ſicilianiſche und römiſche Seeleute, indem alle dieſe Flaggen der Spott der Barbaresken ſind.

Bis ſechs Uhr war nun dieſen armen Leuten erlaubt, auf dem Hofe zu bleiben, wo dann jeder eine kleine Handthierung trieb. Einige wuſchen, andere beſſerten Kleidungsſtücke aus; dieſe ſtrickten Netze, oder wollene Mützen; jene ſchnitzten Löffel und Gabeln aus Buchsbaumholz. Hier ſah man Strohmatten, oder wollene Schuhe flechten, dort wurden Töpfe und Keſſel geflickt — Kurz alles war in voller Beſchäftigung.

Ihre neuen Unglücksgefährten waren indeſſen auch nicht müßig; ſie hatten vielmehr vollauf mit der Reinigung und Einrichtung ihrer Zellen zu thun. Man erräth leicht, daß die Matroſen hier das meiſte verrichteten; denn ſie hatten ſich von dem Capitain ſtets einer guten Behandlung zu erfreuen gehabt. Auch nahmen ſie an der jungen, ſchönen Frau, in einer ſo unglücklichen Lage, mit unverſtellter Herzlichkeit Theil.

Jetzt, als der Iman auf der nahen Moſchee zum Abendgebete rufte, ſtrömte nun die ganze Maſſe der Sclaven in das Bagno hinein. Schon vorher hatte einer der Matroſen einen Korb mit Speiſen und einigen Krügen Wein für den Capitain geholt, wovon auch ihnen ihr Theil zukam. Der Baſchi, der nun die Zellen viſitirte, erhielt ein kleines Gratial, und grinzte recht freundlich dafür.

Hierauf begann nun der gewöhnliche Namensaufruf. Zu dieſem Ende mußten die Sclaven, immer hundert zuſammen, einen Kreis bilden, in deſſen Mitte der Oberſchreiber, ein neapolitaniſcher Renegate, ſtand. Dieſer rufte ſo jeden einzelnen mit Namen auf, worauf die Antwort — „Esta!“ *) war. Jeder nahm dann aus einem großen Binſenkorbe, der von zwei Sclaven getragen die Runde machte, ein einpfündiges Roggenbrod.

Hierauf mußte alles in die Zellen, wenigſtens vor denſelben ſein. Zur Beleuchtung des ganzen, großen Gebäudes hingen nicht mehr, als drei große Lampen herab, worüber die Aufſicht einem Unteraufſeher übertragen war. Bei dem matten Scheine derſelben ſaßen nun die meiſten Sclaven in Gruppen beiſammen, unterhielten ſich mit leiſen Geſprächen, oder ſpielten Karten, und dergleichen mehr.

Um neun Uhr mußte ſich alles zur Ruhe begeben und ſämmtliche Lampen wurden ausgelöſcht. Alle Sclaven befanden ſich nun in ihren Hangmatten, und jedes laute Wort war hart verpönt. Leiſe zog jetzt Joſephe, nach Verabredung, ihren Höcker hervor, worin ein artiges Sümmchen in Gold eingenäht war, trennte ein wenig auf, nahm zwei Coronillas **) heraus und brachte dann alles wieder in Ordnung.

Am folgenden Morgen um ſechs Uhr ward geweckt, um ſieben zogen die Sclaven, in mehrern Abtheilungen, zu den verſchiedenen Arbeiten aus. Der Capitain und der Cajütenwärter (Schiffsjunge) wurden dabei mit noch vier andern auf die Segelmacherei geſandt. Jeder erhielt vorher ein zweipfündiges Roggenbrod. Um eilf Uhr ward auf eine Stunde Mittag gemacht, und etwas Maisbrei ausgetheilt. Dann ging es wieder an die Arbeit bis gegen vier Uhr, wo regelmäßig Feierabend ward.

Unſer Paar blieb diesmal im Hofe und kaufte eine Menge kleiner Bedürfniſſe, unter andern auch Tabak für die armen Matroſen ein. Der Baſchi erhielt, wie gewöhnlich, ſeinen Antheil davon. Ihre Lage verbeſſerte ſich im Ganzen freilich nur wenig; doch waren ſie mindeſtens keiner brutalen Behandlung ausgeſetzt. Ein leidliches Abendeſſen und eine Flaſche griechiſchen Weines fehlten auch heute nicht.

Dies war und blieb, mit ſeltenen Ausnahmen, die gewöhnliche Tagesordnung. Nur wenn es etwa dringende Schiffsarbeiten, wie Ausladen, Abtakeln u. ſ. w. gab, fand eine Veränderung ſtatt. Auch waren die Sclaven ſowohl an jedem Freitage, *) als überhaupt an jedem türkiſchen Feſttage, von aller Arbeit frei. Da die kühle Jahrszeit heranrückte, ſchaffte der Capitain auch wollene Decken an. Uebrigens gegenſeitiges Aufrechthalten, und Liebe um Liebe, in ſtillem, ſüßem Geheimniß.

5.

Allmälig machte nun auch der Capitain mit mehrern andern Unglücksgefährten Bekanntſchaft. Sei es, daß ſie ihre Zellen in ſeiner Nähe hatten, oder daß er ſie auf der Segelmacherei antraf. Unter jenen war beſonders ein alter, portugieſiſcher Steuermann, der Reiſen durch alle vier Welttheile gemacht hatte, vollkommen gut engliſch ſprach und ſeine Abentheuer ſehr lebhaft zu erzählen verſtand. Dieſer ward nun an allen Ruhetagen der Abendgaſt des Capitains, denn Joſephe hörte ihm mit dem größten Vergnügen zu.

Andere, die beſonders das Mittelmeer kannten, trugen dann auch das Ihrige zur Unterhaltung bei. So was den Thunfiſchfang, die Corallenfiſcherei, die griechiſchen Schwammtaucher u. ſ. w. betraf. Der Capitain ſelbſt erzählte dann wieder von ſeinen großen nordiſchen Fahrten nach Archangel und Drontheim, nach Petersburg und Stockholm. Man kann denken, wie angenehm dieſer Seezirkel war, und wie ſchnell ſo mancher lange Winterabend verging.

Eine der intereſſanteſten Erzählungen des alten Steuermanns war folgende, die hier mitgetheilt wird. — „Ich befand mich“ — hub er an — „am Bord des holländiſchen Oſtindienfahrers, Peter van Wit, der von Amſterdam nach Batavia beſtimmt war. Eben hatten wir die Küſte von Ceylon im Geſicht, als man auf einmal von einem Ende des Schiffes zum andern Feuer rief.

---

*) Das deutſche hier.

**) Kleine ſpaniſche Goldmünze, ungefähr ſo groß wie Groſchen im 24 fl. Fuß, aber bedeutend dicker, und von einem Piaſter (2 fl. 24 kr.) an Werth.

***) Bekanntlich bei den Moslemin das, was bei den Chriſten der Sonntag iſt.

Schon ſchlug auch wirklich die Flamme aus der großen Lucke empor, und flog in wenig Minuten den Maſt hinan.“

„Bald geriethen nun auch die Segel, das Tauwerk und die Boote in Brand. — Wir ſind verloren! Wir ſind verloren! — tönte es durch das ganze Schiff in gräßlichem Angſtgeſchrei. Da flog ich athemlos auf das Hinterkaſtell, ergriff ein Tau, ließ mich daran hinab und ſprang in die See. So ſah ich unſre Jolle, die wir nachgeſchleppt hatten, mit vier Mann vor mir, holte ſie ein und kam glücklich an Bord.“

„Ruhig ruderten wir nun immer auf Ceylon zu, und in weniger als einer Stunde konnten wir die grünende Küſte mit ihren Palmenwäldern deutlich vor uns ſehn. Bald begegneten wir auch einigen Fiſcherbooten und liefen mit ihnen in Jaffanapatnam ein. Hier fand ich Freunde und Unterſtützung, beſonders bei Mynheer van A—g, der einer der reichſten Plantagenbeſitzer war.“

„So gern mir indeſſen dieſer Biedermann zu einem Schiffe verholfen hätte; es war dennoch bei der Annäherung der Wintermoußons eine Unmöglichkeit. Er that mir daher einen andern Vorſchlag, der ihm ſelbſt nicht wenig am Herzen zu liegen ſchien. In alten Familienpapieren hatte er nemlich von einem unbekannten Rubinenlager geleſen, das ſich, mehreren Angaben zu Folge, in dem Innern der Inſel befand. Dieſes ſollte ich, in Begleitung eines Kunſtverſtändigen, aufzuſinden ſuchen und in jedem Falle einer guten Belohnung gewärtig ſein.“

„Ich bat um einen Tag Bedenkzeit und nahm dann den Vorſchlag mit Freuden an. Zwar verkannte ich die Beſchwerden und Gefahren einer ſolchen Reiſe durchaus nicht; allein ich war geſund und ſtark, ſo wie voll Muth und Entſchloſſenheit. Alſo ſchlug ich fröhlich und wohlgemuth ein, erhielt einen Vorſchuß zu meinen Einrichtungen und ward durch einen gerichtlichen Vertrag gedeckt. In meinem Reiſegefährten, den ich nun kennen lernte, fand ich einen ſehr verſtändigen und erfahrenen Mann.“

„Der Tag der Abreiſe erſchien; mit frohem Muthe nahmen wir von unſerm Prinzipale Abſchied. Jeder von uns trug einen ledernen Beutel mit Reis, ein Paar Piſtolen nebſt Pulver und Blei, eine Kürbisflaſche mit Arrak, und Waſſer, eine kleine kupferne Schüſſel nebſt Teller, ein Paar Feilen und Brecheiſen, ein kleines Tau, einen Compaß, ein Feuerzeug, ein Beil und eine große Bärenhaut. So wanderten wir in der kühlen Frühe vier Stunden weit.“

„Als aber die Sonne höher ſtieg, machten wir unter einem ſchattigen Baume an einem Bache Halt. Dann aber ſchoſſen wir uns zum Mittagseſſen einige Vögel, brateten ſie an einem hölzernen Spieße und verzehrten ſie mit vortrefflichem Appetit. Gegen zwei Uhr brachen wir wieder auf und traten in den Urwald ein. Anfangs war derſelbe noch ziemlich licht, aber bald nahm er mit jedem Schritte an Dichtigkeit zu.“

„In ungeheuern Maſſen ſtrebten die hohen, verſchlungenen Bäume empor; kaum fiel hier und da ein ſchwacher Schimmer hindurch. Auch das Unterholz war ſo in einander verwachſen, daß ſich nur mit Hülfe des Beiles durchdringen ließ. Endlich erreichten wir mit Sonnenuntergang eine Stelle, die uns zum Nachtlager tauglich ſchien. Hier zündeten wir ein Feuer an, ſchoſſen abermals ein Paar Vögel, kochten ſie mit einigen Händen Reis und hatten ſo eine treffliche Abendmahlzeit.“

„Mein Reiſegefährte legte ſich hierauf zum Schlafen nieder, während ich ſelbſt bei unſerem Feuer wachen blieb. Kein Blättchen rauſchte; kein Lüftchen wehte; Alles wie Grabesſtille um mich her. Doch plötzlich vernahm ich in der Ferne ein dumpfes Getös, dem rollenden Donner gleich. Die Bäume rauſchten, wie von einem Orkane bewegt; die Erde bebte, als ſchlügen tauſende von Blitzen ein. — Es war ein großer Trupp von Elephanten, der in geringer Entfernung im Trabe vorüberzog. So wachten und ſchliefen wir wechſelsweis.“

„Die Sonne ging auf; wir verzehrten die Reſte unſeres Mahles und traten dann wohlgemuth unſere zweite Tagereiſe an. Allmälig ward der Wald nun lichter und im glänzenden Morgenſtrahle lagen die erſten Abſätze der Gebirge vor uns. Schon dachten wir ſie gegen Mittag zu erreichen, als wir auf einmal einen breiten, tiefen Kanal vor uns ſahn, der über und über mit dichtem Gebüſch bewachſen war.“

„Wohl eine halbe Stunde ruhten wir am Rande deſſelben und ſtarrten ihn unverwandten Blickes an. Endlich glaubte mein Gefährte eine Stelle zu bemerken, wo ein Durchgang möglich ſchien. Er beſtand demnach, trotz meinen Gegenvorſtellungen, auf dieſem Wagſtück. So ließ er ſich am Taue in die Tiefe hinab und drang mit Hülfe des Beiles ein.“

„Schon hoffte ich ihn auf der andern Seite zum Vorſchein kommen zu ſehn, als er plötzlich mit ſchrecklichem Angſtgeſchrei nach Hülfe rief. Eilends flog ich am Taue hinab und drang in die Oeffnung vor. Da ſah ich in der Entfernung die funkelnden Augen einer großen Schlange, die gierig an ſeinem Herzen fraß. Den Tod in den Adern ſtieg ich wieder hinauf und fühlte mein Unglück in einer ganzen Schrecklichkeit. Ich allein in dieſer Wüſtenei! — So irrte ich den übrigen Theil des Tages troſtlos umher.“

„Der Abend brach an; ich beſchloß mein Nachtlager auf einem Baume zu nehmen, der in der Nähe ſtand. Hier band ich mich mit meinem Taue an einem Aſte feſt und fiel darauf in tiefen Schlaf. Doch kaum mochten einige Stunden vergangen ſein, als ein heftiges Ungewitter losbrach. Blitz auf Blitz! Schlag auf Schlag! Der ganze Himmel ein wogendes Flammenmeer! — Wild raſte der Sturm, in Strömen ſchoß der Regen herab; jeder Augenblick ſchien mein letzter zu ſein.“

„Da entſchloß ich mich ſchnell, glitt haſtig am Stamme hinunter und warf mich in einiger Entfernung platt auf den Boden hin. Plötzlich geſchah ein heftiger Schlag; der Baum ſtand in Flammen; das Feuer ergriff das dürre Gras. Noch einige Minuten und es war um mich geſchehn. Athemlos flog ich einen benachbarten Hügel hinan. Aber der Boden wich, ich fing an einzuſinken und ſtürzte in einen Abgrund hinab.“

„Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einer tiefen Höhle, auf einem Haufen Moos, in einer Art Dämmerlicht. Ich blickte empor und ſah, daß oben durch eine große Oeffnung der Mond hineinſchien. Die hohen, überdem ſehr ſteilen Wände waren indeſſen auf allen Seiten davon entfernt. Mit Entſetzen fühlte ich nun die ganze Größe meines Unglücks; doch das Vertrauen auf Gott verließ mich nicht. In ſtillem Gebete blickte ich auf zu ihm, und es ward mir wunderbar wohl.“

„Ich fiel hierauf in einen tiefen Schlaf und ruhte wohl an fünf Stunden lang. Als ich endlich erwachte, fand ich den größten Theil der Höhle von der Sonne erhellt. So bemerkte ich denn, daß ſie rechts und links in zwei große Gänge auslief. — Sollten dies vielleicht Ausgänge ſein? — ſagte ich zu mir ſelbſt, und ein unbekanntes Etwas beſtimmte mich für den zur rechten Hand. Ich ſchluckte nun etwas trockenen Reis hinunter, that einige Züge aus meiner Kürbisflaſche und trat dann meine gefährliche Wanderung an.“

„So lange ich noch etwas Tagslicht hatte, ſchritt ich mit ziemlicher Schnelligkeit fort. Als aber auch der letzte Schimmer verſchwunden war, da bedurfte es freilich der äußerſten Vorſicht. Ich unterſuchte daher den Boden Schritt für Schritt, hielt mich beſtändig an der Wand und folgte allen ihren Biegungen nach.“

„Auf dieſe Art rückte ich zwar langſam, aber auch deſto ſicherer fort. Rings um mich her war Alles Nacht, doch in meinem Innern glänzte es wie das hellſte Sternenlicht. Von Zeit zu Zeit ruhte ich eine Viertelſtunde, nahm etwas Rack und Reis zu mir und tappte dann wieder in der Finſterniß fort. So mochte ich wohl zwei Meilen und darüber zurückgelegt haben, als ich in der Entfernung ein verworrenes Geräuſch vernahm. Zu gleicher Zeit ward ich ein Paar kleine, feurige Punkte gewahr.“

„Himmel! — ſagte ich zu mir ſelbſt — Was iſt das? — Iſt es ein Schimmer von Tagslicht? Oder ſind es die Augen einer Schlange, die auf mich zugeſchoſſen kommt? — Doch die feurigen Punkte blieben unbeweglich; es ſchienen beinahe Lampen zu ſein. — So ſchritt ich denn mit klopfendem Herzen und freudiger Ahndung dem lieblichen Lichte zu. — Auf einmal machte die Wand einen ſtarken Abfall und ich ſtand vor einer Felſenſpalte, die im glänzenden Abendrothe lag.“

„Welch ein Augenblick! — Außer mir drängte ich mich durch das Geſträuch und athmete wieder freie Lebensluft. In roſigem Schimmer der ſinkenden Sonne lagen die Hütten eines freundlichen Dorfes vor mir. Ich eilte dahin und fand Erquickungen aller Art. — Jaffanapatnam war kaum eine Tagreiſe entfernt. — So endigte ſich meine furchtbare Wanderung!“

6.

So war Neujahr herangekommen, als unſer Liebes- und Leidenspaar endlich die langgewünſchte Gelegenheit fand, einen Brief nach Alicante abgehen zu laſſen, der die Geſchichte ihres Unglücks enthielt. Unterdeſſen war ihr kleiner Schatz freilich um vieles verringert worden; doch ſahen ſie immer noch ein halbes Jahr und etwas darüber vor ſich.

Dies aber war auch der äußerſte Termin, binnen welchem ſich die Wiederherſtellung der freundſchaftlichen Verhältniſſe zwiſchen *** und Tripolis mit Beſtimmtheit hoffen ließ. So trugen denn beide ihr Schickſal mit Ruhe, Geduld und Hoffnung, dieſen drei Genien aller Unglücklichen, die ſich den himmliſchen nahen.

Es war in den erſten Tagen des Mai, als ſich der Capitain, wie gewöhnlich, mit Joſephen und mehrern andern Sclaven auf der Segelmacherei befand. Die offenen Arkaden derſelben gingen nach der Seeſeite und man konnte von denſelben die ganze Rhede überſehen. Keine Viertelſtunde lief an der Sanduhr ab, ohne daß unſer Paar den Horizont betrachtete, deſſen reines, glänzendes Blau mit dem grünen, ſpiegelnden Meere zuſammenfloß.

Endlich, ungefähr um neun Uhr, tagte in Nordweſt ein Segel auf, das bald für eine ***ſche Fregatte erkannt ward. Der Capitain bemerkte in kurzem, daß ſie gerade auf die Rhede zuſteuerte, und rief wie außer ſich: „Befreiung! Befreiung! — Landsleute! — Unterhändler! Präſentſchiff! — Alles Freude und Jubel! — Alles Elend vorbei!“ — Dabei umarmte er Joſephen und verſprach dem Aufſeher ein Extrageſchenk.

Mit dem günſtigſten Winde kam nun die Fregatte immer näher, ſo daß man bereits die Mannſchaft auf dem Verdecke zu erkennen im Stande war. Bald ankerte ſie auf der Rhede; ließ zum Zeichen des Friedens vorn eine weiße und dann die Nationalflagge wehen; hißte einen rothen Wimpel auf und feuerte auf der Backbordſeite eine Kanone ab. Alles dies bedeutete, daß ſie in den Hafen einlaufen wollte und der Hülfe eines Lootſen bedürftig war. Wirklich ging auch dieſer bald darauf dahin ab.

So näherte ſich denn das große, herrliche Schiff dem Eingange des Hafens, wo es, außer dem Bereich der Batterien, von neuem vor Anker ging. Es ſetzte hierauf ein Boot mit einem Offizier und ſieben Mann aus, das von dem Lootſen gerade auf den Arſenalkai zugeſteuert ward. Hier ſtieg der Offizier, der eine kleine weiße Flagge trug, an's Land und ward von dem Hafencapitain, der ihn erwartete, ſogleich zu dem Admiral geführt.

Es dauerte ungefähr eine halbe Stunde, als der Offizier mit dem Hafencapitain zurückkam. Beide beſtiegen nun die ſchöngeſchmückte Admiralitätsbarke, die mit zwölf Ruderern bemannt war, und langten in kurzem am Bord der Fregatte an. Nach einer kleinen Weile ging nun dieſe unter Segel, begrüßte die tripolitaniſche Flagge nach herkömmlicher Weiſe mit neun Schüſſen und lief, von dem Hafencapitain ſelbſt geſteuert, unter dem Donner der Gegenbegrüßung in ſtolzer Pracht in den Hafen ein.

Der Capitain und Joſephe hatten dies alles mit unſäglicher Freude angeſehn. Aber jetzt war das Zeichen zum Feierabend, und zwar um anderthalb Stunden früher gegeben, indem am andern Tage ein großes Feſt einfiel. So mußten ſie alſo, mit den übrigen Sclaven, in das Bagno zurückkehren, brachten aber bis ſechs Uhr im Hofe zu. Hier hatte nemlich einer der Weinverkäufer ein artiges Zelt aufſchlagen laſſen, wo die kleine Anzahl der wohlhabenden Gefangenen regelmäßig zuſammenkam.

Eben ſaß unſer glückliches Paar, die Wonne und Seligkeit im Herzen, bei ſeiner Abendmahlzeit, als der Baſchi zur ungewöhnlichen Stunde noch einmal in das Bagno kam — „Nun Frieden mit Euch!“ — hub er freundlich an — „Euer neuer Conſul iſt angelangt und hat die köſtlichſten Geſchenke, ſowohl für den Bey, als für die Großen mitgebracht. Jetzt wird's nicht lange dauern und Alles kommt wieder in Ordnung. Aber Ihr müßt ein Paar Tage Geduld haben, bis das Feſt vorüber iſt. Von der Arbeit ſeid Ihr nun ohnehin befreit.“

„Was Ihr mir für dieſe gute Nachricht geben wollt“ — fuhr er fort — „das ſteht bei Euch! Ihr wißt ja, ich hab es immer gut mit Euch gemeint und Euch, nebſt Euern Leuten, auf alle nur mögliche Art geſchont. Alſo ſingt auch mein Lob bei Euerm Conſul, das wird mir nützlich ſein!“ — Man begreift leicht, daß er einige ſpaniſche Doppelrealen erhielt, womit er denn ſehr zufrieden war.

Der Capitain hatte natürlich auch ſeine Leute nicht vergeſſen, und ſo waren auch dieſe doppelt vergnügt. — „Hoffet, wie wir gethan haben!“ — riefen ſie ihren trübſinnigen Nachbarn zu — „und es wird auch in Erfüllung gehn!“ — Dabei reichten ſie ihnen von ihrem Freudentrank und erheiterten ſie wenigſtens für den Augenblick. So ward es Schlafenszeit und alle zogen ſich in ihre Zellen zurück.

7.

Am folgenden Morgen ſchon um fünf Uhr erſchien ganz unvermuthet der Oberſchreiber mit zwei Sclaven, wovon der eine einen Coffer, der andere ein Toilettenkiſtchen trug. — „Chriſten aus ***!“ — rief er mit lauter Stimme, — „tretet hervor!“ — Es waren unſre Freunde mit ihren Leuten, denen der Zuruf galt. Sonach erſchienen ſie dann mit ihnen und ſtellten ſich auf. Aber wie groß war Joſephens Erſtaunen, als ſie ihr Kiſtchen und ihren Koffer erkannte, wovon jenes zur rechten, dieſes zur linken des Oberſchreibers ſtand.

„Wo iſt Madame L***“ — Namen des Capitains — war jetzt die weitere Frage. — „Verbergt ſie nicht, denn ſie muß unter Euch ſein.“ Alle ſahen ſich erſchrocken an; doch keiner gab einen Laut von ſich. — „Fürchtet Euch nicht!“ — fuhr der Oberſchreiber fort — „Se. Hoheit der Bey hat von ihr gehört; er iſt gerührt; er weiſt ihr ein Zimmer in ſeinem Harem an, bis Ihr abreiſen könnt. — Alſo noch einmal, wo iſt ſie?“

„Hier!“ — rief der Capitain — „Hier ſteht ſie vor Euch!“ — indem er auf den angeblichen Cajütenwächter wies. — „Wie? — rief der Oberſchreiber im höchſten Erſtaunen — „dieſer mißgeſtaltete Knabe da?“ — „Nicht anders! Ich nehme alle meine Leute zu Zeugen! Befragt ſie, wann Ihr wollt.“ — „Ich glaube Euch, wiewohl ich nicht begreifen kann —“

„Euer Conſul“ — fuhr er fort — „der Sr. Hoheit davon erzählte, rühmte ſie doch als eine Schönheit. — Eben deshalb brachte ich auch die Sachen mit. — Se. Hoheit werden heute in ihrem Harem zu Mittag ſpeiſen und hoffen ſie daſelbſt zu ſehen. — Nicht als ihre Sclavin, ſondern als eine freie Europäerin, die ſich auf einige Tage als Gaſt daſelbſt aufhält. — Se. Hoheit ſind ſo zufrieden mit Euerm Souverain, daß ſie ihm dadurch beweiſen wollen, wie werth Ihr ihm ſeid. — Darum laßt Madame ſich ankleiden; ehe zwei Stunden vergehen, bin ich wieder bei Euch!“

So ſprach er, ſagte dem erſtaunten Aufſeher einige Worte ins Ohr und ging. Dieſer aber öffnete dem Paare ſogleich ein Cabinet, das ſich im Hintergrunde des Bagno befand. Es war mit einigen europäiſchen Meubeln, ſo wie mit einem Polſterlager verſehn. — „Hier Capitain!“ — ſagte er „hier iſt Eure Wohnung für die kurze Zeit, die Ihr noch hier ſeid! Braucht nun Eure Bequemlichkeit!“

Die Matroſen trugen jetzt die Sachen hinein und brachten auch das Zimmer in etwas beſſere Ordnung. Dann ließ der Capitain ſein liebes Weibchen allein, verſchloß die Thür, ſtellte zum Ueberfluß noch zwei Matroſen als Wächter davor und ging dann ſinnend, voll ſtiller Freude, zwiſchen den Zellenreihen auf und ab. Joſephe aber fand in ihrem Toilettenkiſtchen u. ſ. w. Alles, was zu ihrer Verwandlung nöthig war.

So mochten wohl anderthalb Stunden vergangen ſein; endlich ſtand ſie in ihrem vollen Putze und in ihrer ganzen Schönheit da. Wenig Minuten, ſie rufte ihren Mann, um zu öffnen und empfing ihn mit einem Kuß. Er ſelbſt aber ſtaunte ſie mit Entzücken an, denn es war wie eine neue, liebliche Zaubergeſtalt für ihn. Aber in dieſem Augenblicke klopfte es und ein Matroſe meldete den Oberſchreiber an.

Als dieſer nun eintrat, prallte er vor Scheu und Verwunderung zurück. — „Wie?“ — rief er — „Iſt das wirklich ſo?“ — Joſephe lächelte; der Capitain bejahte es. — „Nun ſo hat Euer Conſul ja dennoch Recht gehabt! — Aber die Sänfte wartet auf Euch, Signora; darum laßt uns aufbrechen, wenns Euch gefällig iſt.“

Joſephe, von den beiden Männern gefolgt, trat nun im höchſten Glanze des Putzes und der Schönheit heraus und ſchritt nun langſam vorwärts. Unwillkürlich, in raſcher Bewegung, ſtellten ſich jetzt alle Sclaven in zwei Reihen auf, fielen auf die Knie, hoben die Arme auf und riefen mit bewegter Stimme: „O Königin des Himmels, hilf uns! O Königin des Himmels, bitte für uns!“ — So ſehr ſchien ihnen nemlich alles ein Wunderwerk.

An der Pforte des Bagno wartete bereits eine prächtige Sänfte, die von zwei geſchmückten Maulthieren getragen ward. Bei jedem derſelben ſtand ein eigener Führer, während ſich rechts und links ein Palaſtſclave befand. Die eine Seitenthür ward nun geöffnet und Joſephe ſtieg ein. Darauf zogen die Pagen die rothſeidenen, mit goldenen Franzen beſetzten Vorhänge zu, und der Zug, den Oberſchreiber an der Spitze, ſetzte ſich in Bewegung.

So langte man in weniger als zehn Minuten an dem Thor des Palaſtes an. Dann ging es durch einen großen Hof bis an ein zweites Thor, der in das Innere führte und verſchloſſen war. Die Sänfte hielt, die Pagen klatſchen in die Hände, ein Pförtchen öffnete ſich und es traten zwei Chriſtenſclavinnen, zum Empfange von Joſephen, heraus. Dieſe verließ nun die Sänfte, ward mit einem großen, weißen Schleier bedeckt und folgte ihren Begleiterinnen in das Innere nach.

Ueber einen ſchönen, mit Orangenbäumen beſetzten Platz kam ſie nun von den Sclavinnen geleitet an ein drittes Thor. Dies war der Eingang zu dem eigentlichen Wohnpalaſte des Bey, in deſſen Mitte ſich der Harem befand. Das Thor öffnete ſich und vier andere Sclavinnen ſchloſſen ſich an die übrigen an. So ging es weiter durch einen reizenden Garten und herrliche Schattengänge, bis man endlich vor einem weißen, viereckigten Gebäude ſtand.

„Wir ſind zur Stelle!“ — ſagte die eine Sclavin auf ſpaniſch und klopfte an einer Flügelthür. Augenblick ſprang dieſe auf, die Sclavin winkte Joſephen mit den übrigen zu warten und ſchlüpfte hinein. Wenig Minuten und ſie kam wieder, winkte Joſephen mit den übrigen einzutreten, nahm ihr den Schleier ab und verſchloß die Flügelthür.

8.

Unſere Freundin befand ſich jetzt in einer weiten Vorhalle, die zu beiden Seiten in eine zierliche Gallerie auslief. An den

Enden derſelben hingen groſze rothſeidene Vorhänge herab, mit goldenen Franzen verziert. Die Sclavinnen geleiteten Joſephen durch die zur rechten Hand und ſchoben dann den Vorhang zurück. — „Sehet hier, Signora!“ — ſagte die obige — „Sehet hier iſt die Treppe zu den Zimmern der erſten Gemahlin Sr. Hoheit!“

So ſtiegen ſie dieſelbe hinan und traten in ein ſehr ſchön geſchmücktes Gemach, das ganz auf europäiſche Art meublirt war. Neben demſelben befand ſich ein zierliches Cabinet mit einem Himmelbette und allen Bequemlichkeiten verſehn. — „Dies iſt das Werk von Miſtriß Townſend!“ — ſagte die ſpaniſche Sclavin — „der Gemahlin des letzten engliſchen Conſuls, einſt die vertraute Freundin von Bey Chan, meiner Gebieterin!“

Sie führte hierauf Joſephen auf ein prächtiges Sopha, das mit himmelblauem Sammet überzogen und mit einer Art Thronhimmel verſehen war. Vor demſelben ſtand ein niedlicher, mit Elfenbein eingelegter Tiſch von Roſenholz, dem ſich gegenüber ein großer venetianiſcher Spiegel befand, der faſt bis auf den Boden herabging. — Alle Sclavinnen, mit Ausnahme der obigen, entfernten ſich nun.

„Nehmet einige Erfriſchungen!“ — ſagte ſie jetzt zu Joſephen — „dann geleite ich Euch ins Bad und von da zu meiner Gebieterin!“ — In dem Augenblick machte ſie eine Bewegung mit dem Fuße und ſchnell ſenkte ſich der kleine Tiſch in den Boden hinab. Noch ſchneller aber ſtieg er wieder empor mit mehreren kryſtallenen Bechern voll Sorbet und einigen goldenen Tellern mit Früchten und Zuckerwerk beſetzt.

Joſephe genoß Verſchiedenes mit Vergnügen und ward hierauf in das Bad geführt, das eigentlich aus drei Gemächern beſtand. Das erſte diente zum Aus- und Ankleiden und war mit mehreren zierlichen Commoden, ſo wie mit fünf großen herrlichen Pfeilerſpiegeln verſehn. Hier entkleidete ſie ſich denn mit Hülfe der Sclavin, um ſich in das zweite Gemach zu begeben, wo das eigentliche Bad befindlich war.

Auch hier zeichnete ſich alles durch Pracht und Schönheit aus. Die Decke war in Kuppelform gewölbt und mit herrlichen Arabesken in Purpurroth und andern hohen Farben bemalt. Die Wände waren mit weißem, geſtickten Muſſelin behangen, und der Fußboden mit großen Marmortafeln von gleicher Farbe gedeckt. Das Bad ſelbſt war mit Alabaſter ausgelegt und mit drei Stufen verſehn.

Zwei vergoldete Hähne führten das Waſſer herbei und eine ſilberne Toilette enthielt alles, was an Seifen, Eſſenzen, Oelen u. ſ. w. nur erdenklich war. Ein Theil des muſſelinenen Behanges konnte aufgezogen werden, denn hinter demſelben befand ſich eine Spiegelwand. Das Ganze ward von oben durch vier Fenſter erleuchtet, ſämmtlich mit rothſeidenen Vorhängen verſehn. So ſchwamm alles in magiſchem Roſenlicht.

Als Joſephe gebadet hatte, ſollte ſie in das dritte Gemach geführt werden, das zum Ruhen beſtimmt und deshalb mit mehreren Ottomanen verſehen war. Allein ſie fühlte ſich ſo munter und lebendig, daß ſie ſogleich in das Ankleidezimmer zurück zu gehen beſchloß. Bald öffnete nun die Sclavin die Schubladen ſämmtlicher Commoden, worin ſich eine Menge der koſtbarſten indiſchen Shawls befand. — „Es iſt der Wunſch meiner Gebieterin,“ — ſagte ſie — „daß Ihr Euch einen davon wählen ſollt.“

Eben hatte Joſephe ihre Toilette beendigt und glänzte nun in doppelter Schönheit. Sie wählte ſich daher einen himmelblauen, wie er zu ihrem herrlichen, weißen Atlaskleide am paſſendſten war. So verweilte ſie nur noch einige Augenblicke und ward denn durch eine lange Reihe koſtbarer Gemächer zu der Prinzeſſin geführt.

Sie trat ein und ſah ſich in einem großen Saale, der alles an Pracht übertraf, was ihr bisher vorgekommen war. Am Ende deſſelben befand ſich auf einer Eſtrade, mit purpurnen Kiſſen belegt, die Gemahlin des Beys in ihrem höchſten Schmuck. Sie winkte Joſephen mit ihrer Begleiterin näher, reichte ihr dann eine Roſe entgegen, beantwortete ihre Verbeugung mit einem freundlichen Lächeln und deutete auf das Kiſſen neben ihr. Die ſpaniſche Sclavin blieb als Dolmetſcherin.

Joſephe nahm Platz und dankte vor allem für das erhaltene Geſchenk. Die Prinzeſſin nickte freundlich mit dem Kopfe, ſtreichelte ihr die Wange und fragte, ob ſie geſchminkt ſei. Auf Joſephens verneinende Antwort ſagte ſie: „O wie ſeid Ihr Europäerinnen ſo glücklich! Die Townſend war auch ſo roth!“ — Darauf verlangte ſie Joſephens Geſchichte zu hören, von der ſie nur unvollkommen unterrichtet war. Schon zuvor hatte die Sclavin die köſtlichſten Erfriſchungen herumgereicht.

Joſephe erzählte dann, und wie natürlich, auf eine höchſt rührende Art. Der Prinzeſſin gingen dabei die Augen über, und ſie küßte das ſchöne, junge Weib mit unverſtellter Herzlichkeit. — „Ja, Ihr liebt mehr als wir!“ — ſagte ſie endlich — „aber Ihr werdet auch mehr geliebt!“ — Sie war dem Anſchein nach erſt dreißig Jahr und zeigte noch Spuren von großer Schönheit. Aber alles war erſchlafft, wie denn alle Morgenländerinnen ſo früh verblühn.

9.

Unter dieſem und andern Geſprächen war der Mittag herangekommen, als plötzlich ein Vorhang aufrauſchte und ein ſchwarzer Verſchnittener hereintrat, der ein breites, goldenes Halsband umhatte, und Weſte und Pantalons von der feinſten Leinwand trug. — Dabei hatte er einen weißen Stab in der Hand, der mit grünſeidenen Schnüren umwunden und oben mit einem goldenen Knopfe verziert war. — Dieſen hob er dreimal mit Zierlichkeit in die Höhe und entfernte ſich dann. — „Es iſt Zeit!“ — ſagte die Prinzeſſin — „Der Bey erwartet uns!“

Sie klaſchte jetzt in die Hände und plötzlich füllte ſich der Saal mit Sclavinnen an. Dieſe, nicht weniger als fünf und zwanzig zuſammen, eröffneten nun den Zug, während die Dolmetſcherin hinter ihrer Gebieterin und Joſephen ging. So langte man durch eine kleine Gallerie in einem zweiten Saale an, wo die Tafel bereit ſtand und alles zum Empfange des Beys in Ordnung gebracht war.

Einem zweiten Eingange gegenüber ſtellten ſich nun die Sclavinnen in zwei Reihen auf. Die Prinzeſſin und Joſephe aber nahmen in dem Raume dazwiſchen Platz. Einige Minuten, die hohe Flügelthür öffnete ſich und hereintrat der Bey mit ſechs ſchwarzen Verſchnittenen um ſich her. Ehrfurchtsvoll ging ihm die Prinzeſſin nebſt Joſephen entgegen und nannte dieſe als die Gattin des Capitains.

„Recht! Recht!“ — ſagte er in gebrochenem Spaniſch — „Aber jetzt eſſen — ſprechen nachher!“ — Hierauf winkte er der Prinzeſſin, ſie zu ihrem Sitze zu führen und folgte ihnen dann an der Spitze der Verſchnittenen ebenfalls nach. Dieſe bildeten hinter den Sitzenden einen Halbkreis, der von den Sclavinnen verlängert ward; ſechs derſelben beſorgten nun die Bedienung.

Der Bey und ſeine Gemahlin ſaßen mit untergeſchlagenen Beinen auf prächtigen niedrigen Sophas; Joſephe dagegen auf einem rothſammtenen Armſtuhl, der aber kaum einen Fuß hoch war. — Die Gerichte ſtanden auf einer großen, ſilbernen Platte mit zierlichen Füßen, und waren für den erſten Gang, zwölf bis ſechszehn an der Zahl, alle in chineſiſchen Porzellanſchaalen ſervirt.

Zuerſt kamen die eingemachten Sachen, womit man den Appetit zu reizen pflegt. So Gurken, Oliven, Selleri, Blumenkohl, Portulak u. ſ. w. nebſt Sardellen, Batargo *) und marinirter Thunfiſch. Dann kamen Ragouts von Schöpſenfleiſch, ſtark mit Moſchus verſetzt, in fünffacher Zubereitung. Dann Fricaſſé's von Rebhühnern; endlich der Pillaw **), roth, blau und gelb gefärbt, mit Schnecken, candiotiſchen Feigenſchneppen und Wachtelfett. Die Geſellſchaft machte den Köchen Ehre und ließ nur wenig in den Schaalen zurück.

Hierauf folgte der zweite Gang, der eigentlich aber nur den Nachtiſch enthielt. Alles ward theils auf koſtbaren porzellanenen Tellern, theils in zierlichen ſilbernen Körben ſervirt. Da gab es denn Früchte und trockne Confitüren, ſo wie feines Gebäcke und köſtliche Früchte aller Art. Dazu kamen noch zehn kryſtallene Flacons, mit den herrlichſten Sorbetten gefüllt.

Zugleich ertönte auf einen Wink des Beys die rauſchende Muſik einer großen Spieluhr. Sie war das Zeichen zu einer mauriſchen Quadrille von Sclavinnen aufgeführt. Der Bey wendete ſich jetzt ſehr freundlich zu Joſephen und ſagte in ſeinem Halbſpaniſch: — „Großen Tanzen! Schönen Tanzen! — Aber Mädchen noch viel jung! — Nichts fett, nichts Fleiſch!“ u. dgl. barbaresкiſche Zierlichkeiten mehr.

Doch endlich fielen dem guten ältlichen Herrn die Augen zu, und nun war es Zeit ſich zurückzuziehen. Die Prinzeſſin erhob ſich demnach mit Joſephen und alles verließ den Saal. Hierauf trennten ſich die beiden Damen ebenfalls für ein Stündchen, das wie gewöhnlich der Sieſta gewidmet war. Joſephe fand die lieblichſte Kühlung in ihrem Zimmer, warf ſich mit Hülfe der ſpaniſchen Sclavin in ein zierliches türkiſches Schlafgewand, und ſchlummerte faſt augenblicklich ein. Die Sclavin nahm auf einem Polſter neben dem Sopha Platz.

10.

Sie hielt nun die Sieſta bis ungefähr vier Uhr. Dann aber erſchien eine Botſchaft von der Prinzeſſin und zwar ganz eigener Art. Es waren vier Sclavinnen, wovon jede ein zierliches, in Batiſt gewickeltes Paket trug. Sie theilten Joſephen mit Hülfe der Dolmetſcherin ihren Auftrag mit. Die Prinzeſſin wünſchte nemlich ihre Freundin in türkiſcher Kleidung zu ſehen und ſendete ihr alles Benöthigte dazu.

---

*) Eingeſalzener Fiſchroggen aus dem Mittelmeer.

**) Mit Dämpfen gekochter Reis, der mit Moſchus oder Roſenwaſſer parfümirt iſt.

Eine ſolche Bitte ſchien ein Befehl, Joſephe zögerte daher keinen Augenblick. Alle Sclavinnen legten nun Hand an, und ſo ſtand ſie in einer Viertelſtunde wie eine Sultanin da. Die Kleidung war auch wirklich eine der prächtigſten, die die Prinzeſſin nur ſelbſt beſaß. Dazu die koſtbaren Perlen und Diamanten, beſonders am Gürtel und Turban. — Kurz, man konnte nichts Herrlicheres ſehn. Joſephe ſelbſt betrachtete ſich mit Vergnügen in dieſer Verwandlung.

So ward ſie von den Sclavinnen die Gallerie hinab begleitet und dann am Ende derſelben in einen prachtvollen Kiosk geführt. Dieſer hatte die Form einer Rotunde; die Wände zeigten eine ſchöne, gemalte Säulenordnung. Die Zwiſchenräume waren mit Spiegeln und gemalten Blumenſtücken ausgefüllt, die Lambris vergoldet und mit ſchöner Stuckatur verziert. Der Fußboden war mit vielfarbigen Marmortafeln ausgelegt und in der Mitte befand ſich ein Baſſin von Alabaſter, aus dem eine kryſtallene Waſſerſäule empor ſprang. Die Ausſicht ging auf das Meer.

Die vier andern Sclavinnen entfernten ſich jetzt; die Spanierin war die einzige, die als Dolmetſcherin zurückblieb. Bald darauf erſchien die Prinzeſſin, ebenfalls in einer andern prächtigen Kleidung und mit einem großen Gefolge hinter ſich. Unter dieſem befanden ſich in der erſten Reihe auch die zwei andern Frauen des Beys, zwar ſchön, aber doch etwas weniger geſchmückt.

Alle vier Damen nahmen nun auf den weichen Kiſſen Platz, während der größte Theil des Gefolges am Eingange ſtehen blieb. Joſephe war muthwillig genug, ſich gleichfalls auf orientaliſche Weiſe zu ſetzen, und es gelang ihr in dieſer Kleidung über Erwartung gut. Dies gefiel den Damen und beſonders der Prinzeſſin außerordentlich wohl. — „Allerliebſt! Allerliebſt!“ — rief ſie einmal über das andere aus. — „Was ihr Europäerinnen doch geſchickt ſeyd!“

Jetzt wurden nun große ſilberne Platten mit allerhand Erfriſchungen vor ihnen niedergeſetzt. Hierunter befand ſich auch Caffee, in dem man Ambratäfelchen aufgelöſt hatte, und ein äußerſt feines Gepäck von Piſtacien. Joſephe ward hierauf gebeten, etwas zur Guitarre zu ſingen, und war ſogleich bereitwillig dazu. Die Prinzeſſin winkte und eine Sclavin brachte das Inſtrument im Fluge herbei.

Unſere Freundin wählte eine ſpaniſche Romanze aus der mauriſchen Zeit und ſang dieſelbe mit dem größten Ausdruck. Die Türkinnen hörten mit der größten Aufmerkſamkeit zu und ſchienen die Worte durch die Töne zu verſtehn. Indeſſen ward ihnen der Inhalt jedes Verſes zum Ueberfluſſe noch verdolmeſcht. Die Prinzeſſin fand alles ſo ſchön, daß ſie Joſephen unaufhörlich in die Backen kniff.

Joſephe benutzte dieſe günſtige Stimmung und bat um die Ueberbringung einer Botſchaft an ihren Mann. Dieſe ſollte, der Verabredung gemäß, in einer Roſe beſtehen, zum Zeichen, daß keine Gefahr vorhanden ſei. Die Prinzeſſin bewilligte dies augenblicklich und beauftragte eine Sclavin dazu. Ueberdem gab ſie Befehl, einen Korb mit Erfriſchungen hinzuzufügen, was Alles aufs genaueſte befolgt ward. Man erräth leicht, daß der Aga des Palaſtes die Sendung durch einen Pagen beſorgen ließ.

Unterdeſſen war es Abend geworden und die Damen ſtiegen in den Garten hinab. Hier befanden ſich eine Menge Schaukeln nebſt einem ſehr artigen und bequemen Carouſſel. Beide wurden nun nach Herzensluſt benutzt, denn die Sclavinnen, die ſie in Bewegung ſetzten, hatten ihr eigenes Spiel daran. Die Prinzeſſin gab dabei das Beiſpiel der losgebundenſten Fröhlichkeit. Endlich, als die Sonne in's Meer hinabſank, begab man ſich in den Palaſt zurück.

Jetzt begann eine neue Unterhaltung, die die Geſellſchaft noch zwei volle Stunden beſchäftigt hielt. In einem Saale war nemlich ein kleines Theater befindlich, wo eine Reihe von Automaten aufgeſtellt war. Der Bey hatte dieſelben in London verfertigen laſſen; die Sendung war eben erſt über Malta angelangt. Vor dieſem Theater nahm nun die Prinzeſſin mit Joſephinen und den zwei andern Frauen auf breiten Divans Platz, während eine Ouvertüre von zwei großen Drehorgeln begann.

Bald flog indeſſen der Vorhang auf und die Vorſtellung nahm ihren Anfang. Zuerſt ſah man einen Seiltänzer, der ſich ſelbſt zu überbieten ſchien. Dann zeigte ſich ein Bauer mit einem Canarienvogel, der ein artiges Liedchen ſang. Weiter erſchien ein Hirt, der ſeine Flöte ertönen ließ und taktmäßig von dem Bellen ſeines Hundes unterbrochen ward. Hierauf folgte ein Arnaute, der ſein Exercitium machte, und ein Trompeter, der zum Angriff blies.

Nach dieſem kam ein Mädchen mit einer Ziege, die ganz natürlich zu graſen ſchien. Zu gleicher Zeit ſahe man ein Paar Turteltauben, die ſich ſchnäbelten, und einen Holzhauer, der einen Baumſtamm zerhieb. Hierauf zeigte ſich eine Inſel mit zwei Schwänen, von denen der eine brütete, während der andere zu ſchwimmen anfing.

Zum Beſchluſſe endlich erſchienen zwei männliche Figuren von ausgezeichneter Schönheit. Sie grüßten ſich, umarmten einander, machten ſich verſchiedene Zeichen und gingen dann jeder auf einer andern Seite ab. So blieb man bis gegen eilf Uhr beiſammen, während unaufhörlich Erfriſchungen herumgegeben wurden und bald die eine, bald die andere Drehorgel luſtig zu ſpielen fortfuhr.

Auf dieſe Art brachte Joſephe faſt eine volle Woche unter einer Menge abwechſelnder Vergnügungen, wie Tänze, Pantomimen, Erzählungen, Schattenſpiele u. ſ. w. im Harem zu. Jeden Abend ſchickte ſie ihrem Manne eine Botſchaft mit Früchten, und erhielt wieder eine von ihm. Endlich ward ihr die erfreuliche Nachricht, daß der neue Vertrag abgeſchloſſen, das Schiff mit dem größten Theil der Ladung zurückgegeben und Alles ſegelfertig ſei.

Sie nahm darauf von der Prinzeſſin zärtlichen Abſchied, mußte die koſtbare, türkiſche Kleidung als Geſchenk behalten, und ward dann in der großen Serailsbarke an Bord gebracht. Der Capitain eilte ihr im großen Boote entgegen, ſchloß ſie in ſeine Arme, ließ den Ruderern eine Dublone geben und feierte mit ſeiner ganzen Mannſchaft das Feſt ihrer Befreiung. So lichtete er am andern Morgen die Anker und kam nach einer äußerſt glücklichen Fahrt an dem Orte ſeiner Beſtimmung an.

Caroline Auguſte Fiſcher,

geborne Venturini, des Vorigen Gattin und Schweſter des bekannten Hiſtorikers V. (ſ. d.), ward 1772 zu Braunſchweig geboren, vermählte ſich in erſter Ehe mit dem D. F. C. R. Chriſtiani, damaligem Hofprediger in Kopenhagen, ſpäter Superintendenten in Lüneburg, ward aber von demſelben geſchieden und heirathete darauf 1808 den Prof. C. A. Fiſcher.

Sie ſchrieb:

Guſtav's Verirrungen. Leipzig 1801.
Vierzehn Tage in Paris. Leipzig 1801.
Die Honigmonate. 2 Thle. Poſen 1802. N. A. 1804.
Der Günſtling. Poſen 1809.
Margarethe. Heidelberg 1812.
Kleine Erzählungen und romantiſche Skizzen. Poſen 1818. 1. Thl.

Ein leichtes, gefälliges Talent, nicht ohne Erfindungsgabe und gewandte Darſtellung, doch ohne tiefern Ernſt, weshalb ihre Leiſtungen auch nur ephemere Geltung erhielten, und bald in der Maſſe der Tagesliteratur verſchwanden. —

Paul Flemming.

Dieſer für ſeine Zeit höchſt bedeutende lyriſche Dichter ward am 17. October 1609 zu Hartenſtein, einem Schönburgiſchen Städtchen im Voigtlande, geboren, wo ſein Vater Prediger war. Nachdem er eine wiſſenſchaftliche Vorbildung auf der Fürſtenſchule zu Meißen erhalten, ſtudirte er in Leipzig die Arzneikunde und ward 1631 daſelbſt Magiſter der freien Künſte. Die Kriegsunruhen jener Tage bewogen ihn jedoch, wie es ſcheint, früher gehegte Plane fahren zu laſſen und ſich 1633 nach Holſtein zu begeben, wo der damals regierende Herzog Friedrich eben eine feierliche Geſandtſchaft an ſeinen Schwager Michael Feodorowitſch, Czar von Rußland, ausrüſtete. Flemming erhielt die Erlaubniß ſich ihr anſchließen zu dürfen und kehrte mit derſelben glücklich im nächſtfolgenden Jahre nach Holſtein zurück. Erfreut über den günſtigen Erfolg dieſes Unternehmens, beſchloß nun der Herzog die bereits vorher gehegte Abſicht auszuführen und eine noch größere Ambaſſade an den Schach Sefi von Perſien abgehen zu laſſen, um einen Handelstractat mit ihm abzuſchließen. Flemming begleitete dieſelbe gleichfalls und kam nach einer mühſeligen und gefahrvollen Reiſe (ausführlich beſchrieben von dem Legationsſecretair Adam Olearius, Schleswig 1647) am 3. Auguſt 1637 mit ihr in Ispahan an. Mehrere in der Sammlung von Flemmings Gedichten befindliche unterweges verfaßte lateiniſche und deutſche Poeſieen geben gleichfalls von den während dieſes oft beſchwerlichen und durch das unfreundliche Betragen des Chefs der Geſandtſchaft, Brüggemann, ſelbſt widerwärtigen Zuges gemachten Erfahrungen Kunde. Nach einem fünf Monate langen Aufenthalt in Ispahan ward die Rückreiſe am 16. December 1637 nicht ohne große Gefahren angetreten, doch erreichte das ſämmtliche Perſonal glücklich am 2. Januar 1639 Moskau und am 13. April deſſelben Jahres Reval. — Hier machte unſer Dichter die Bekanntſchaft eines angeſehenen Kaufmannes Nihuſew, mit deſſen Tochter er ſich feierlich verlobte, und die er als ſeine Gattin heimzuführen gedachte, wenn er ſich, wie es ſein Wille war, zu Hamburg als practiſcher Arzt niedergelaſſen hätte. Zu Anfange des Auguſts langte die Geſandtſchaft wieder in Holſtein an. — Flemming begab ſich nun nach Leiden, um dort zu promoviren und kehrte darauf mit dem mediciniſchen Doctorhute geſchmückt nach Hamburg zurück, wo er jedoch gleich nach ſeiner Ankunft von einer heftigen Krankheit überfallen wurde, der ſein von den Beſchwerlichkeiten der Reiſe geſchwächter Körper nicht zu widerſtehen vermochte. Er ſtarb am 2. April 1640 im 31. Lebensjahre.

Von ſeinen Gedichten, welche bis dahin nur handſchriftlich exiſtirten, waren viele verloren worden; die übrigen ſammelte der Vater ſeiner Verlobten und gab ſie 1642 heraus unter dem Titel:

Geiſt- und weltliche Poemata Paul Flemmings. Naumburg und Jena (letzteres iſt der Druckort), 1642 in 8. — Fernere Ausgaben ebendaſ. 1642, 1651, 1660, 1666. — Merſeburg 1685. Vor dieſer findet ſich Flemming's Bildniß.

Ferner: Erleſene Gedichte von P. F. nebſt deſſen Leben. Herausgegeben von G. Schwabe. Tübingen 1820. (Wilhelm Müller, Bibliothek deutſcher Dichter, Bd. 3.)

Zu F's. lateiniſchen Gedichten gehören:

Rubella, seu suaviorum liber. Lips. 1631.

Epigrammata latina antehac non edita. Amsterd. 1649. Hamb. 1649.

Mehrere ungedruckte Schriften befinden ſich endlich nebſt vielen Briefen in einer Handſchrift auf der Wolfenbüttel'ſchen Bibliothek.

Einzeln erſchien noch von ihm:

Davids u.ſ.w. Bußpſalmen und Manaſſes u.ſ.w. Gebet in deutſche Reime gebracht. Leipzig 1632 in 4.

Klaggedicht über das unſchuldige Leiden u. ſ. w. Jeſu Chriſti. Leipzig 1632 in 4.

Erſtlinge von Heldenreimen. O. O. u. J. in 8.

Deutſcher Gedichte Prodromus durch Ad. Olearium ausgegeben. Hamb. 1641. 8.

Pauli Flemming in der Paſſionszeit in nachdenklichen Reimen auf ſeinem Todbette aufgeſetztes Thun und Leiden Chriſti. Hamburg 1640. Nachmals geändert, gebeſſert und in 444 Reimen ausgeführt von D. Rud. Capello, Hamb. Professore. Hamburg 1682. Folio.

Ueber Flemming's Leiſtungen wurden ſowohl von ſeinen Zeitgenoſſen wie von Späteren die verſchiedenartigſten Urtheile gefällt und erſt in der neueſten Zeit iſt dem Dichter jene Anerkennung vollkommen geworden, die er vor ſo vielen Mitbewerbern ſeiner Tage im reichſten Maße verdiente. Am Treffendſten characteriſirt ihn einer der geſchmackvollſten und competenteſten Richter, Bouterweck (Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit, Bd. X, S. 119 — 139) u. A. mit folgenden Worten: Für die lyriſche Poeſie war Flemming geboren. Er iſt nicht, wie Opitz, ein Dichter, der für kein anderes Zeitalter werden konnte, was er für das ſeinige wurde. Wenn ihn das Schickſal in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hätte auftreten laſſen, würde er unter unſeren lyriſchen Dichtern einer der vorzüglichſten und claſſiſchen geworden ſein. Auch die philoſophiſche Weltbetrachtung, zu der ſich immer die großen lyriſchen Dichter erhoben haben, erſcheint in Flemming's Poeſie. Ob er gleich viel zu lyriſch empfand, um, wie Opitz, an didactiſchen Productionen das meiſte Wohlgefallen zu finden, war ſein Geiſt doch gern mit ernſten Gedanken über den Standpunkt beſchäftigt, auf dem der Menſch im Wechſel der irdiſchen Dinge ſteht. Daher erinnern ſeine Gedichte ſo oft an den Tod und die Ewigkeit. Seine chriſtliche Religioſität war nicht nur dem Geiſte ſeines Jahrhunderts angemeſſen, ſie entſprang auch tief und innig aus ſeiner kräftigen Seele. Ueberhaupt ſpricht aus Flemmings Gedichten eine edle Geſinnung. Wo ſeine Poeſie in das Gemeine hinabſinkt, liegt die Schuld nur an ſeinem unvollkommen gebildeten Geſchmacke, der das Unſchickliche von dem Schicklichen nicht genauer abzuſondern wußte. Aber dieſen Fehler haben Flemming's Gedichte mit der geſammten deutſchen Poeſie des ſiebzehnten Jahrhunderts gemein. Ein anderer eben ſo auffallender Fehler, der Flemming's Poeſie entſtellt, iſt die Nachahmung der falſchen Spiele des Witzes, die ſich gerade damals von Italien aus, wo Marino, Achillini und deren Anhänger den neuen Ton angegeben hatten, auch in andere Länder, beſonders in Spanien und Frankreich verbreiteten. Solche unnatürliche, geſuchte, nicht ſelten durch eine blendende Ungereimtheit ſich ſelbſt zerſtörenden Einfälle, die man vorzugsweiſe Gedanken (Concetti) nannte, ſchienen auch nach Flemming's Geſchmack zu den ſinnreichen Zügen der wahren Poeſie zu gehören. Sogar die feierlichſten ſeiner Gefühle, die religiöſen, mußten ſich zuweilen dieſer geſchmackloſen Gedankenſpielerei unterwerfen. In dieſer Hinſicht hätte Flemming mehr von Opitz lernen können, der wenigſtens ſelten ſeinen geſunden Verſtand einem ausgearteten Witze Preis gegeben hat. —

An Herrn Hartman Grahman, *)

Fürſtl. Holſtein. Geſandten Leib-Artzt, geſchrieben in Aſtrachan 1638. In welchem der verlauff der Reiſe nacher Moſchkaw und Perſien meiſtentheils angeführet wird.

Gott, Bruder, und denn du, Ihr beyde habts gethan,
daß ich nun wieder wol zurücke ziehen kan.
Euch geb' ich allen Preiß für meine gantze Habe,
Für Leben, Glück und Stand. Euch brech ich Palmen abe.
Zünd' Oehl', und Weyrauch an, und ſag euch einen Danck,
der mit der alten Welt faſt anfängt einen Zanck,
wil länger ſtehn, als Sie. Biß hieher bin ich wilde
zu klagen ümm mein Leid. Hier wird mein Wehmuht milde,
Der mich faſt durch hat bracht, mein Wehmuht ümm die Zeit
die ich hier richte hin gantz ohne Nutzbarkeit.
Fort werd ich alles mir aus meinem Sinne ſchlagen,
Ich falle, wo ich mag, es muß mir doch behagen.

---

*) Aus P. Flemming's Gedichten.

Komm' ich denn da und da, und dort nicht wieder hin,
So weiß ich daß ich da vorhin geweſen bin.
Ein weiſer fraget nicht, wo, wie und wenn er ſtirbet.
Er weiß daß dieſer Leib gleich überall verdirbet.
Ein Todt der iſt es nur, der tauſendfältig kömmt,
und ihrer tauſend wohl auff tauſend Arten nimmt.
So gilts ihm auch ſtets gleich; Er hält ſich allzeit fertig;
Wird er gefodert auff ſo ſteht er gegenwertig;
Weiß, daß ſo bald er hat zu leben hier erkieſt,
Er auch ſchon alt genung zum Tode worden iſt.
Kein graues Haar macht alt. Vom Geiſte muß es kommen,
das von der Weißheit wird für Alter angenommen;
So grob hat keiner noch der Rechen-Kunſt gefehlt,
als der ſein Alter nur von ſeinen Jahren zählt.
Ich habe ſatt gelebt. Dis bleibt mir ungeſtorben,
was ich durch Fleiß und Schweiß mir habe nun erworben,
Den Ruhm der Poeſie, die Schleſiens Smaragd
zu allererſten hat in Hochdeutſch auffgebracht.
Ich ſchwer' es Vater-Land bey Kindes-Pflicht und Treuen,
Dein Lob iſts, welches mich heiſt keine Mühe ſcheuen.
Ich köndte ja ſo wol, als etwan jener thut,
auch ümm die Ofen-banck mir wärmen Bluht und Muht
nach wunſche ſtehn geehrt, mich meines Weſens nehren,
und meiner Eltern Guht in ſtiller Luſt verzehren,
wie ſchlecht und klein es iſt. So haſt dues auch nicht noht,
daß ich für Gott und dich mich laſſe ſchlagen todt,
in einer tollen Schlacht. Ich habe nichts gelernet,
das groß von weiten ſteht, und nur alleine fernet;
Bin lichtem Scheine feind; Ich bin von Jugend her
der Wiſſenſchafft befreund, die ich nicht ohn gefehr
und oben hin nur weiß. Apollo hieß mich trincken,
aus ſeiner Kaſtalis, ſo bald ich fühlte ſincken
in mich den milden Rauſch, der voll an Nüchternheit
und ſatt an Hunger macht, der nach der Weißheit ſchreyt,
Da ſtanck mir alle Luſt, da haſt' ich alle Liebe,
die auſſerhalb der Kunſt, mich ſo an etwas triebe,
das gut ſcheint, und nur ſcheint. Ich trug für manchen Sieg
ſchon manchen Lorbeer-krantz. Als aber gleich der Krieg
erbarm es Gott, der Krieg, mit welchem wir uns Teutſchen
von ſo viel Jahren her nun gantz zu tode peitzſchen,
Mein Meiſſen drittens traff, ſo gab ich mich der Flucht,
Die niemand ſchelten kan, und ich mir offt geſucht.
Gantz einem Vogel gleich, der Flick' iſt auß zu fliegen,
und gleichwol noch nicht traut; ſchaut, wenn er luſt kan kriegen,
Die Eltern die ſind aus, der Habicht ohngefehr
ſetzt auff das bloße Neſt aus freyen Lüfften her;
Die Noht erweckt den Muht. Er reiſt ſich aus den Nöhten,
fleugt hier und da ümmher, und traut ſich ſichern Städten
mein bleiben war nicht mehr. Zu dem war diß mein Raht;
Was gilt bey uns ein Mann, der nicht gereiſet hat.
Ich gab mich in die Welt, da ich zur guten Stunde
dich, Bruder, und mit dir ein gutes Mittel fnnde,
In Auffgang einen Zug, auff den die ganze Welt
nun Aug- und Ohren hat. Der Zimbren theurer Heldt,
der vorſicht wehrter Sohn, verſchicket' Abgeſandten
in Elams fernes Reich, das zwar wir Deutſchen nandten,
doch aber kandten nicht; die trauten dir ihr Heil,
das du nechſt Gott erhältſt, und lieſſen mich ein Theil,
auch ihrer Sorgen ſeyn. Wer prieſe dieſes Stücke,
zur ſelben Zeit an uns nicht vor ein ſonders Glücke?
Wir ſchifften durch den Belth, und brachten Moſchkaw an,
was unſers Fürſten Raht wolt' haben hier gethan,
das damals zwar nicht nein zu unſrer Sachen ſagte,
doch, daß es ſich mit uns hierüber mehr betagte,
gantz were mit uns eins, ſo wandten wir uns ümm,
und holten über diß deß Hertzogs klare Stimm',
und ſeinen gantzen Sinn. Da war es bald geſchehen,
daß wir dich unter uns mehr hatten nicht geſehen;
Der große Feder-witz rieff dich durch ſeinen Brieff,
den dein Verhängnüß doch zu der Zeit wiederrieff;
Es gunt' uns länger dich. Kamſt derowegen wieder,
erfüllt mit Seelen-Angſt, mit Furcht durch alle Glieder,
die dir die See gebahr. Du kamſt in Hargens Stadt,
die nachmahls dich und mich noch mehr verbunden hat.
Wir lieſſen Liefland ſtehn, Gott weiß mit was vor Hertzen,
und übergaben uns den wolgebähnten Mertzen,
Wir flogen gleichſam fort, und zogen groß und klein
in Rußlands gröſte Stadt noch ſelben Monat ein.
Gantz Moſchkaw lieff uns nach, das überglauben weite,
Sein Zaar verhört' uns bald, gab ſicheres Geleite,
durch ſein ſo langes Land, und zeugte klar und frey,
wie lieb ihm unſer Fürſt' und dieſer Handel ſey.
Wir ſchrieben gute Nacht ein ieder an die Seinen
und letzten uns vermiſcht mit lachen und mit weinen,
halb furchtſam und halb froh. Wir traten in das Kahn,
und ſungen Moſkaw nach von ſeiner Moſkaw an.
So ſchwummen wir dahin mit Nymfen ganz ümmſprungen,
die klare Bachara grüſt' uns aus hellen Zungen.
Die Schweſter der Napeen, die Ocke, lieff vorauß,
Sagt' uns der Wolgen an, da unſer Föhrnes Hauß
der kühne Friedrich lag. Das Wunderwerck vor Rieſen,
das durch gantz Reuſſen hoch und ſeltzam ward geprieſen,
uns gantz am Muhte gleich, nahm uns mit Freuden auff,
und wagte ſich mit uns auff unſern weiten Lauff,
der anfangs langſam fuhr, gehämmt von falſchen Gründen,
Waſiligrod befahl uns erſtlich guten Winden.
Kuſmodeniſenof lief häuffig ümm den Strand,
Das laute Sabakſar das klatſchet' in die Hand.
Kakſagoa erſchrack für unſer Stücke ſauſen,
Suiaſco lief beſtürtzt, als wir ſie lieſſen brauſen.
Das Edele Kaſan ließ Thor und Mauren ſtehn,
wolt', als wir aus detuſch mit uns zu Segel gehn.
Samara tantzt' uns nach mit ihrem reinen Fluſſe.
Saratof, etwas ab, das ſtund auff einem Fuſſe,
ſah' uns von fornen zu. Sariza ſung uns an,
das neue Nowogrod war freundlich mit uns dran.
Der ſtrenge Zeremiß' und freche Morduine
lief ümm die Ufer her nicht halb ſo wild und kühne,
warff Pfeil' und Bogen hin, und neigte ſeine ſeine Bruſt.
So hatt' auch ſein Koſſack' an uns zu ſetzen luſt.
Wir kahmen unverſehrt an Aſtrachan, das ſchöne,
das, alſo bald es uns mit treflichem Gethöne,
vor ſeinen Mauren hört', aus Hauß und Thoren lief,
und über laut Glück zu in unſer Salven rieff,
Der Flaggen hoher flog, der Blitz der Falckenetten,
der Stücken Donner-ſchlag, das Jauchtzen der Trompetten,
der Spiele-voller Lerm vermengten Furcht und Luſt,
So daß man Schertz und Ernſt faſt nicht zu ſcheiden wuſt.
Der flüchtige Nagai, der Kern auff Raub und morden
erſchrack, und fiel zu Pferd' aus ſeinem Schilf und Horden,
und als er endlich ſah' uns Freund-geſinten Feind,
Erzürnt' er, daß es nicht zum treffen war gemeynt.
Von hier aus wieſen uns die Tartriſchen Silenen
als welche Buhler ſind der Kaſpiſchen Sirenen,
In das berühmte Meer. Sie, Amphitrite ſtund,
Both unſerm Friedriche ſtracks ihren ſüßen Mund.
So bald dis der Hyrkan, ihr ſtrenger Mann, vernommen,
da kam er raſens voll recht an uns angeſchwommen,
Reitzt' auff ſein grünes Saltz. Rufft Eoln aus der Klufft.
Da ſtritten wieder uns Grund, Wetter, See und Lufft.
Wir flohen Himmel an und Hellen ab mit ſchrecken;
Die Seen kahmen gantz das ſchwache Schiff zu decken,
und ſpielten heuffig ein. Die Schlupe die gieng fort.
Das feſte Rohr ſprang ab, der Maſt ſchlug über Port.
Der ungetreue Grund ließ hier die Anker ſchlippen,
Von dorther ſchreckten uns, Derbent, dein hohe Klippen.
Kein helffen halff uns mehr. Wir ſtürtzten auff das Land,
Da ſtarb das Edle Schiff, an der Schirvaner Strand',
am Sande Nieſalats. O den betrübten tritten,
mit welchen erſtlich wir das Perſien beſchritten!
Die Ufer über uns der furcht und wunderns vol
empfingen uns mit Troſt und ſprachen alles wol.
Schamachie, die Zier der geilen Oreaden,
Die angenähme Luſt der quellenden Najaden,
da Pan zu Feld' und Thal' und Berge rufft und pfeifft,
und noch der Dryas hier, dort nach der Syrinx leufft,
Wie prächtig nahms uns an, wie bließ es die Poſaunen,
wie ſprungen ümm uns her die Bock-gefüſten Faunen;
Da uns Lyeus ſelbſt, der Hertzog einer Schaar,
die ümm die Häupter grün' in vollem Winter war,
gar weit entgegen kahm. Bey dieſem Ebentheuer
war gantz der Tag voll Luſt, die Nacht voll Freuden-feuer.
Latona macht' ihr Liecht zum vierdten mahle voll;
Es deucht uns kurtze Zeit; wir waren allzeit wol,
Bald auff Dianens Jagt, bald bei Oſiris Feſten.
Itzt waren ſie bey uns, itzt waren wir bey Gäſten.
Nach dieſem ſuchten wir das Edel' Ardeſill,
das unſer Fryberg faſt wie übertreffen will,
An Heiligthümern reich, erbaut in reichen Gründen
an Garten luſt geziehrt, durchweht von vielen Winden,
das uns neun Wochen faſt zu ſo viel Tagen macht';
In einem aber uns wird ewig ſeyn verdacht,
Daß, Bruder, dir dein Todt ſchon vor den Lippen lebte,
und dein verhauchter Geiſt dir auff der Zungen ſchwebte,
und wolte nun hindurch; dein Gott und deine Kunſt,
und unſer Nötigkeit entriß dich dieſer Brunſt,
Die dich hierwieder kreiſcht. Gott aber ſey geprieſen,
der ſich auch dißmahl uns ſo gnädig hat erwieſen,
Dich dir und uns geſchenckt; und diß beweiſt nun viel,
daß er den deinen dich, gantz wieder geben will.

Von daraus ſtiegen wir hoch auff des Taurus Rücken,
Wiewol begleitet nicht von unſern ſchönen Stücken;
Hier iſt kein Weg vor ſie. Da traff uns redlich ein,
daß höchſte Berge da, wo tieffſte Thäler ſeyn.
Der ſtrenge rohte Strom ſchoß zwiſchen beyden Klüfften
hin ſchnellen Pfeilen gleich und Blitzen in den Lüfften.
Wir klommen Tag und Nacht die krummen Klippen an,
halb furchtſam und halb froh. Worauff uns denn Sengan,
entgegen freundlich trug zur Labung ſeine Früchte,
Bald trat uns Sultanie mit Ehren ins Geſichte,
das ebne Sultanie, daß viel der ewgen Stadt
an alter Treffligkeit der Bände gleiches hat.
Drauff ſahen wir Kaſbin, Arſazien der Alten,
In der der groß' Abaß ſo gerne ſich enthalten,
Ehe denn er ſein Täuris, den Türcken wieder nahm,
und mehr als er gehabt, in ſeine Hand bekahm;
Das treffliche Kaſwin, die Hertzogin der Flechen,
ümm welche Berge man die ſchönſten Marmor brechen
und weit verſchicken ſieht. Die große reiche Stadt,
die Wein, und Brodt, und Gold, und Luſt die fülle hat.
Hier ſahn wir Indien uns ſelbſt entgegen rennen;
Zythere ſung uns ein, ließ Schau-ſpiel' uns ernennen,
Trug Königs Waſſer auff; und weil wir waren ſchwach,
So war ihr Luſt mit uns zu haben Ungemach.
Sawä, wo laß ich dich und deine ſchöne Trauben,
darmit dein Bachus kan der Vorſicht-Sinn berauben,
die mich verführten auch; und Kohm, wo laß ich dich,
allda ich ſelbſten bald gelaſſen hätte mich,
Schon jenem auff der Spur? Auch, Bruder, dir zu Dancke,
erwehn' ich dieſes hier. Hier ſtunden faſt im Zancke
die Götter über uns, ob auch der Müglichkeit
wohl könte müglich ſeyn uns alle ſelbter Zeit
zu führen weiter fort. Der heiſſe Hunds-ſtern brandte,
als Titan durch das Hauß deß ſtarcken Löuens rante,
Die wilde Glut ſchlug aus, Sie ſchlug in unſer Blut,
Es war ümm einen Schlag, da lag uns Blut und Muht.
Die Häupter waren kranck, die Glieder ſchwach und müde.
Auch du, O aller Artzt, in mitten Krieg' und Friede,
In mitten Furcht und Troſt, vergaſſeſt faſt dein Thun,
Erfuhreſt, was es heiſt: Artzt, hilff dir ſelbſten nun.
Wir muſten gleichwol fort: Wir lieſſen Kohm zurücke,
Sein Sandfeldt außgeſchwemt, und ſeine ſchöne Brücke
und ſeinen Wunder-berg. Wir kehrten Tag in Nacht,
und wieder Nacht in Tag. Du eine halbe tracht
deß laſtvaren Kamels haſt damahls ſatt empfunden,
wiewohl euch Krancken war, wie übel uns Geſunden.
Das bergichte Nathäns, wo, Edler Adler, dir,
der Sperber obgeſiegt, allda noch ſeine Zier
und deine Schande ſteht, ließ ſeine Bäche gehen,
und die gekühlte Lufft verſtärckt er auff uns wehen.
Kaſſchan drauff nahm' uns ein, der faſt kein' ander gleicht,
die zwar viel Gifft gebiehrt, doch auch viel Goldes zeugt.
Das Ziel war nun vor uns: Der Berg der war erſtiegen,
wir ſahen Hiſpahan vor unſern Augen liegen,
die Königliche die, die, wie man mir bringt ein,
von hundert Pforten ſoll genennet worden ſeyn.
Was aber trägt ſich zu; wir waren kaum empfangen.
Kaum von den Pferden ab, in unſer Zimmer gangen
als der Usbeghen Zorn und Bönianen Grimm
uns alle ſich verſchwur auff eins zu bringen ümm.
Der Sturm ſtieß' auff dz Hauß, in welchem wir verſchloſſen
mit voller raſerey ſtets auff einander ſchoſſen.
Uns drungen Mord und Raub. Und war die höchſte Zeit
daß durch deß Königs Hand, zerriſſen ward der Streit.
Nim meinen Danck auch hier, O Gott für deine Gnade,
daß mich auff dieſe Zeit befallen hat kein Schade:
Da mich Verluſt und Todt in allen Winckeln ſucht',
So haſt du mich geführt in einer ſichern Flucht,
Selbſt in dein Hauß verſteckt. Ihr acht erſchlagnen Brüder,
fallt willig, wie ihr thut, legt Wehr und Leiber nieder:
Muß ja denn euer Todt für unſer Leben ſeyn,
So nähmt das ſeelge Feld mit andern Helden ein.
  Der trefliche Söfi begierig uns zu ſehen
macht' uns ein köſtlichs Mahl und ließ uns wol geſchehen,
Nahm unſern Friederich zu ſeinem Bruder an,
was er ihm legte vor, war alles wol gethan.
  Erinnre, Bruder, dich, wie manche ſüße Stunden
uns ümm den Sanderut mit freuden ſind verſchwunden,
wenn jener ümm Schiras ſo in den Jaſpis ſprang,
und uns zugleich in Mund, und Stirn', und Seele drang.
Entſinn dich gleichsfals auch der Urſach' unſrer Freuden,
die meiſtens traurig war. Gedachten wir an Leiden.
So dachten warlich wir an dich auch, rohter Wein,
als der du einig uns nicht läſſeſt mühſam ſeyn.
Wenn Sorgen ſtehen auff, und die und die Gedancken
ſich über dem und dem bald ſo bald anders zancken
So iſt Eleuſius der beſte Schiedemann,
wenn ſonſt nichts auff der Welt die Geiſter ſtillen kan.
So hat uns auch das Haus der Herren Auguſtiner,
der Karmeliten Troſt, die Gunſt der Kapuziner,
der Engliſchen Geſpräch', und der Franzoſen Schertz,
(Batavien war feind) befriedet offt das Hertz'.
Alexis gleichsfals auch, den wenig ſeiner Reuſſen,
Trüg er ein deutſches Kleid für Landsmann ſolten heiſſen,
Wie vielmahl hat er uns die lange Zeit verkürtzt,
und froh und frey mit uns die Schalen ümmgeſtürtzt.
Bald ſtillten unſern Sinn die Königlichen Jagten,
Bald der Armener Wein, die offtmahls uns betagten;
Deß großen Kantzlers Mahl: der Gärten theurer Preiß,
Der Bäume treffligkeit: der Waſſer-Künſte fleiß:
Deß Königs Schimpf und Ernſt: die weiſe zu regieren:
Deß Adels hoher Stand: das Muſter im Thurnieren:
So vieler Völcker Schaar: ſo mancher Wahren Wahl,
und ſo viel anders mehr in ungezählter Zahl.
  Ich war geſonnen zwar den Tiger zu beſchauen,
und was Seleukus hier, dort Cteſiphon erbauen,
Bagdad, Ich meyne dich: zu ſehn den ſchönen Frat,
was er vor alters weiſt, von jener großen Stadt.
Mir lag Arabien und Syrien im Sinne:
Haleppo nahm mich ein, Ich war wie ſchon darinne:
Mich deucht' ich lieffe ſchon von Scanderien aus:
Die See ümm Zypern her und Kandien, ward krauß.
Der Wind der trug mich wol vor Gräzien vorüber.
Bald war ich ümm den Po, bald an der heilgen Tyber,
Bald ſtrenger Rah' ümm dich. Mir war das minſte drüm,
daß ich ſolt' hinter mich, und ſo mich kehren ümm.
Mein Anſchlag aber fiel, wie weißlich ich ihn faſte,
wie fleißig ich auff ihn zu Nacht und Tage paſte,
So muſt' ich andre ſehn glückſeelger ſeyn als mich;
Deß andern Schluß gieng vor, der meine hinter ſich.
Ein Weg muß ſehr gut ſeyn, den man ſoll zweymahl machen.
Den aber muß ich thun, wie wenig er von lachen,
wie viel er weinens hat: doch ſpricht mich diß zur Ruh,
daß ich ihn noch mit dir und meines gleichen thu.
Sind jemahls Freunde noht, ſo ſind ſie noht im reiſen,
Ihr beyſeyn iſt vor Gold und Schätzen weit zu preyſen,
Sie mindern die Gefahr, halbiren den Verdruß:
und ſind einander ſelbſt für Wagen, Stab und Fuß.
  Steh ewig, Hiſpahan, in deiner großen weite,
und werde nimmermehr den Feinden eine Beute;
Reut' alles Unkraut aus; geh' über Koraſan,
das deinen Adel ſchimpft: mach' alles, wie Reuan,
das deine Stärcke trutzt; Wir wollen dein behagen,
und deine Trefligkeit mit uns zu Hauſe tragen,
und ſtreuen in die Welt. Habt itzt nun gute Nacht,
Ihr Freunde, die ihr uns offt habet froh gemacht.
Mit dieſem träntzen wir Imaus weite Hörner,
der Taurus Bruder iſt; wir warffen Weyrauch-Körner
den Göttern in die Gluht. Und wandten von Kaſwin
uns in ein Norden-Land, da ewig Blumen blühn;
Da Sand und Dürre ſtiebt, da Frucht und Fülle lebet,
da ſtetigs ein Lentz nur ümm Thal und Hügel ſchwebet.
In Perſiens ſein Marck, das trefliche Gilan,
das Rohm und Franckreich trutzt, und Spanien ſchimpfen kan.
Hier hat es die Natur mit Bergen rings verſchloſſen,
Hier mit der ſtrengen See, die rühmlich heiſt, ümmgoſſen.
Das luſtige Rubar, das Seiden reiche Reſcht,
Das ſeinen truncknen Durſt in Serubare leſcht.
Das reich-durchfloßne Thal, die ſtets-beſeeten Felder,
Das immer-grüne Haar der unverletzten Wälder,
folgt' uns biß in Mogan, da ſelten Regen fält,
und gleichwol Wild, und Vieh und Menſchen unterhält.
Arares, da wo er in Zyrus trübe Fluhten
ſein leimicht Waſſer wältzt, und breit wird zwantzig Ruhten,
floß unter unſerm Fuß', als wie gezähmet hin.
Schirvan das ließ uns frey und ſicher durch ſich ziehn.
Das ewige Derbent, das Werck deß großen Griechen,
für dem die Skythen noch erſchrocken ſich verkriechen,
das Jung für Alter ſieht und noch die Mauer zeigt,
die hier von einer See biß an die ander reicht,
Ließ ſich uns wol durchſehn. Biß hieher ließ ſichs trauen.
Von hieraus hub uns an, zwar nicht ümmſonſt zu grauen.
Wir rückten wachſam fort. Der Völcker neue Tracht,
Ja ſelbſt das neue Land das machte ſich verdacht.
Wie der Kommücken Grimm, die Frechheit der Uſminen,
der Poinacken Trutz, und üppiges erkühnen,
der Tagaſtaner Liſt und ſtrenge Dieberey
uns offte blaß gemacht, das dencke du hierbey.
Wie lag ſichs vor Tarku, da hier Hirkanus brauſte,
Hier deß Prometheus Berg mit offten Donnern ſauſte.

Da ſchwur der Kneder uns, der Tarker da den Todt,
Vor ümm und hinter uns war nichts als eine Noht.
Von innen Qual und Angſt, von auſſen Furcht und Zagen,
Da hörte man von nichts als Blut und Raube ſagen;
Es muſte ſein gewagt. Was der verhaſſet' Orth
mit Pferden nicht verſieht, das muß zu Fuße fort.
Koinſa habe danck, Jackſai, ſei geprieſen,
und, Chiſelaer, gelobt; Ihr habt euch gut erwieſen,
uns freundlich über bracht, und du auch, O Schafgall,
mehr durch deß Vatern Schuld, als deinen eignen Fall,
den Nachbahrn hoch verdacht, beherſche dein Gebürge,
Nim deiner Thäler wahr, daß kein Feind drinnen würge.
Ihr Heyden gute Nacht; erkennt einſt, wer ihr ſeyd.
Wir ſetzen nun den Fuß in unſre Chriſtenheit.
Mit dieſem grüßten wir die mannlichen Zirkaſſen,
Die ſich, zwar Chriſten nicht, doch Chriſtlich herrſchen laſſen.
Ihr Tercki, welches doch nichts minder Reuſſiſch heiſt,
hat unſer Wiederkunfft von Hertzen ſehr gepreiſt.
Das Sandfeld das die Flucht der ſchnellen Tartern kennet
und von der Sonnen Gluht offt liechter lohe brennet,
war ietzt nun noch vor uns. Der Reiſe ſtrenger Theil,
da nichts als Staub und Saltz, und Saltz ümmſonſt ſteht feil.
Zu mangeln zwar gewohnt, nicht aber gar zu darben,
muſt' ich auch mitte fort; Auch ſelbſt die Tartern ſtarben,
deß Landes eignes Volck. Die dritte Nacht brach an,
Ich hatte weder Mahl, noch ſchlaf, noch nichts gethan.
Die Erde war mein Pfül, mein überzug der Himmel,
Der Trunck zerſchmeltztes Saltz, das Eſſen fauler Schimmel.
Wie nah' hatt uns doch da nicht gäntzlich ümmgebracht
bey Tage Hitz und Durſt, die Mücken bey der Nacht.
Verzeih mirs, Evian, den ſich der Himmel neiget,
Ich habe mich noch nie ſo tieff vor dir gebeuget,
als vor der Wolgen zwar, als ich ihr Ufer ſah',
und einen langen Zug thät aus der Hand der Rha,
aus ihrer ſüßen Hand. Ich ſchwere bey den Schalen,
daraus ihr Götter trinckt auff euren beſten Mahlen,
Der ſchlechte trübe Trunck durchginge mir das Blut
mehr als dem Dieſpitern ſein beſter Nectar thut.
Verzeihs uns, Vaterland, daß wir nicht ehe kommen,
Es iſt kein ſchlechter Sprung den wir uns vorgenommen;
Wir thun kein ſchwaches Werck. Sechs Jahre gehen hin.
Diß, was uns iſt Verluſt, iſt Mutter dein Gewinn.
Durch uns komt Perſien in Holſtein eingezogen,
Von welchem nun die Poſt iſt über weit geflogen,
Die Völcker drungen ſich in ungezählter Zahl
ümm Gottorff, und in ihm, ümm ſeines Fürſtens Saal.
Was wird diß, Bruder, dir für Ruhm in künfftig geben,
daß wir, auff wenge, noch alle frölich leben,
auff wenge noch, die theils der Feind warff in das Graß,
den wir uns reitzten ſelbſt, theils ihr Bedrängnüß fraß.
Der große Rudolff ſah' von Achten einen wieder.
Zur guten Zeit geſagt; noch keiner liegt darnieder,
den unſer Fürſt betraurt. Deß Danckes guter Theil
wächſt dir hierüber zu, du unſers Lebens Heyl,
du unſer Kranckheit Todt. Iſts auch erhöret worden,
So lange reiſen wir von Weſten aus in Norden,
von Nord in Oſt und Süd, durch Regen, Hitz und Schnee,
durch Mangel und Gefahr, durch Wald, durch Sand und See,
So mancher Kranckheit Ziel, ſo vieler fälle ſchertze,
Gott lob, und dir auch danck, uns kräncket noch kein ſchmertze,
uns friſt noch keine Sucht. Wir trutzen Neid und Noht,
und ſind biß hieher noch nichts weniger, als todt.
Ich habe ſatt gelebt, wirſt du mich nur verſichern,
mein Bruder dieſe Gunſt zu thun an meinen Büchern,
Sie führen an den Ort, da mein' und ihre Zier
den Krantz der Ewigkeit auch auff wird ſetzen dir.
Dein Lohn wird dieſer ſeyn. Sie werden nicht vergehen,
die Nahmen, die allhier mit angezeichnet ſtehen.
Sonſt alles ander ſtirbt. Was eine Feder ſchreibt,
die Gluht und Seele hat, das gläube, daß es bleibt,
wenn nichts mehr etwas iſt. Ich kan nicht gantz verweſen,
mein beſter Theil bleibt friſch, wenn dieſes mit dem Beſen
zuſammen wird gekehrt. Geſetzt, diß ſey nicht viel:
Doch will ich was ich hab', und habe was ich will.
Und ob auch dieſes hier wird ſchlecht genung gehalten,
und minder offt als nichts. So laß die Zeiten walten
Du weiſt es doch mit mir, daß tauſend ander ſeyn,
und tauſend andre noch, die allen andern Schein
dem Liechte ſetzen nach. Wer eine Kunſt will treiben,
der muß bey ihrer Schul' und ſeines gleichen bleiben,
wer fremde Herren ſucht, der findet fremden Sinn.
Nicht nur der Leib allein, auch ſein Gemüht iſt hinn.
Wir kommen wieder hin zu unſern freyen Geiſtern,
da Kunſt und Tugend gilt, da niemand uns darff meiſtern,
Iſts wunder, daß ein Land und Volck die Künſte haſſt,
das, weil es hat gewehrt, nicht eine hat gefaſſt.
Fehlt mir denn gleich der Wunſch, und ich ſoll hier noch fallen,
So laß mich, wo ich bin mit meinen andern allen,
Diß nimm nur mit anheim, die Finger voll Pappier,
da leb' ich ohne Todt, da bleib' ich ähnlich mir;
Diß iſt mein Eben-bild. Was? Bild? mein gantzes Weſen
das du zwar hier noch ſiehſt, dort weit wirſt beſſer leſen.
Verlaß die ſieche Stadt, und thu dich, Bruder, an,
laß ſehen, ob ich dich recht frölich machen kan
Lauff, Junger, hol uns her Melonen aus Bucharen,
Arpuſen von der Rha, und andre ſolche Wahren.
Du, ander, eile bald, und bring' uns auff der Poſt
kalt Bier, gewürtzten Meht, und jungen rohten Moſt,
der Zucker leiden mag. Das erſte, daß ich leere,
Iſt, Bruder, daß du lebſt, aus dieſen weiten Meere,
daß, wie hier der Hyrkan viel Flüſſe ſchlingt in ſich,
und keinen außlauff hat, als welcher fällt in mich.
Das ander laß ich ſeyn auff dein und meiner Lieben,
die ſich vieleicht' ümm uns nicht ſehr mehr nun betrüben.
Das dritte thu mir noch durch dieſen engen Ring,
den ich zu guter letzt von lieber Hand empfing,
Gott weiß, worauff und wo. Doch dir iſt nichts nicht fremde,
was mir verborgen liegt hier unter dieſem Hemde.
Ja, Bruder, trinck noch eins auff Treue zu beſtehn.
Denn morgen werden wir, wils Gott, zu Seegel gehn.

Nach deß ſechſten Pſalmens Weiſe.

In allen meinen Thaten
laß ich den Höchſten rahten,
der alles kan und hat,
Er muß zu allen Dingen,
ſols anders wol gelingen,
ſelbſt geben Raht und That.

Nichts iſt es ſpat und frühe,
ümm alle meine Mühe,
mein ſorgen iſt ümmſonſt,
Er mags mit ſeinen Sachen
nach ſeinen Willen machen.
Ich ſtells in ſeine Gunſt.

Es kan mir nichts geſchehen,
als was er hat verſehen,
und was mir ſelig iſt,
Ich nähm' es, wie ers giebet,
was ihm von mir geliebet
das hab' auch ich erkieſt.

Ich traue ſeiner Gnaden,
die mich für allen Schaden,
für allen übel ſchützt.
Leb' ich nach ſeinen Sätzen,
So wird mich nichts verletzen,
nichts fehlen, was mir nützt.

Er wolle meiner Sünden,
in Gnaden mich entbinden.
durchſtreichen meine Schuld.
Er wird auff mein Verbrechen,
nicht ſtracks das Urtheil ſprechen,
und haben noch Gedult.

Ich zieh' in ferne Lande,
zu nützen einem Stande,
an den er mich beſtellt.
Sein Segen wird mir laſſen,
was gut und recht iſt, faſſen,
zu dienen ſeiner Welt.

Bin ich in wilder Wüſten,
So bin ich doch bey Chriſten,
und Chriſtus iſt bey mir.
Der Helffer in Gefahren,
der kan mich doch bewahren,
wie dorte, ſo auch hier.

Er wird zu dieſen Reiſen,
gewünſchten Fortgang weiſen,
und helffen hin und her.
Geſundheit, Heyl und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben,
und alles nach Begehr.

Sein Engel, der getreue,
macht meine Feinde ſcheue,
tritt zwiſchen mich und ſie.
Durch ſeinen Zug, den frommen,

ſind wir ſo weit nun kommen,
und wiſſen faſt nicht wie.

Leg' ich mich ſpäte nieder,
erwach' ich frühe wieder,
lieg', oder zieh' ich fort.
In Schwachheit und in Banden,
und was mir ſtoßt zu handen,
ſo tröſtet mich ſein Wort.

Hat er es denn beſchloſſen,
So will ich unverdroſſen,
an mein Verhängniß gehn,
Kein Unfall unter allen,
wird mir zu harte fallen,
Ich will ihn überſtehn.

Ich hab' ich mich ergeben,
zu ſterben und zu leben,
So bald er mir gebeut.
Es ſey heut' oder morgen,
dafür laß ich ihn ſorgen,
Er weiß die rechte Zeit.

Gefällt es ſeiner Güte
und ſagt mir mein Gemühte
nicht was vergeblichs zu,
So werd' ich Gott' noch preiſen
mit manchen ſchönen Weiſen,
daheim in meiner Ruh.

Indeß wird er den meinen,
mit Segen auch erſcheinen,
Ihr Schutz, wie meiner, ſeyn,
wird beyderſeits gewehren,
was unſer Wunſch und Zähren,
Ihn bitten überein.

So ſey nun, Seele, deine,
und traue dem alleine,
Der dich geſchaffen hat.
Es gehe wie es gehe,
Dein Vater in der Höhe
weiß allen Sachen Raht.

V.

Liebſte, die du's warlich biſt,
wilt du mehr ſeyn, als nur heiſſen,
So laß ſich dir nicht entreiſſen
dieſer Jahre kurtze Friſt.
Welche Flüſſen gleich und Pfeilen
unvermuthet von uns eilen.

Jugend liebt und wird geliebt.
Willſt du mich und dich betrüben.
Es iſt ja das ſüße lieben
eine That, die alles übt.
Bevoraus, wenn man noch grünet,
das uns Gegen=Gunſt verdienet.

Diß vermiſchte Milch und Blut,
der Halß, dieſe weichen Hände
ſchleiſſen hin. Es nimmt ein Ende,
was uns itzt ſo ſüße thut.
Und von dem wir itzund leben,
wird uns bald dem Tode geben.

Laß uns blühen, wie wir blühn,
eh der Winter welcker Jahre
dir die gold=gemengten Haare
wird mit Silber unterziehn.
Eh mir dieſer Mund erblaſſet
der denn haßt, und wird gehaſſet.

Geb dich mir, wie ich mich dir,
und verſichre dich beyneben,
daß ich dir kan widergeben,
was du haſt gegeben mir.
Was du haſt, das bleibet deine,
doch ſo iſts nicht minder meine.

Stimmt ihr Götter ein mit mir.
Helfft mir ihren Ruhm erheben.
Sie iſt meines Lebens Leben.
Sie iſt aller Zierde Zier.
Und, allein der Preiß der ſchönen
der gebührt nur Pamphilenen.

Aus dem Italiäniſchen.

Laſt uns tantzen, laſt uns ſpringen.
Denn die Wolluſt=volle Heerde
tantzt zum Klange der Schallmeyen,
Hirt' und Heerde muß ſich freuen.
Wenn ein Tantz auff grüner Erde.
Böck und Lämmer lieblich ringen.

Laſt uns tantzen, laſt uns ſpringen.
Denn die Sternen, gleich den Freyern
prangen in den liechten Schleyern;
was die lauten Zirckel klingen,
Nachdem tanzen ſie am Himmel
mit unſäglichem Getümmel.

Laſt uns tantzen, laſt uns ſpringen.
Denn der Wolcken ſchneller Lauff
ſteht mit danckeln Morgen auff,
ob ſie gleich ſind ſchwartz und trübe
dennoch tantzen ſie mit Liebe
nach der Regen=winde ſingen.

Laſt uns tantzen, laſt uns ſpringen,
denn die Wellen, ſo die Winde
lieblich in einander ſchlingen,
die verwirren ſich geſchwinde,
wenn die buhleriſche Lufft
ſie verſchläget an die Klufft,
tantzt der Fluhten Fuß zu ſprunge,
wie der Nymfen glatte Zunge.

Laſt uns tantzen, laſt uns ſpringen,
denn der bunten Blumen Schaar,
wenn auff ihr bethautes Haar
die verlebten Weſten dringen,
geben einen lieben Schein,
gleich als ſoltens Täntze ſeyn.

Laſt uns tantzen, laſt uns ſpringen,
laſt uns lauffen für und für,
denn durch tantzen lernen wir,
eine Kunſt von ſchönen Dingen.

Wie Er wolle geküſſet ſeyn.

Nirgends hin, als auff den Mund,
du ſinckts in deß Hertzen grund.
Nicht zu frey, nicht zu gezwungen,
nicht mit gar zu zu fauler Zungen.

Nicht zu wenig, nicht zu viel.
Beydes wird ſonſt Kinder=ſpiel.
Nicht zu laut, und nicht zu leiſe,
Bey der Maß' iſt rechte weiſe.

Nicht zu nahe, nicht zu weit.
Diß macht Kummer, jenes Leid.
Nicht zu trucken, nicht zu feuchte,
wie Adonis Venus reichte.

Nicht zu harte, nicht zu weich.
Bald zugleich, bald nicht zugleich.
Nicht zu langſam, nicht zu ſchnelle.
Nicht ohn Unterſcheid der Stelle.

Halb gebiſſen, halb gehaucht.
Halb die Lippen eingetaucht.
Nicht ohn Unterſcheid der Zeiten.
Mehr alleine, denn bey Leuten.

Küſſe nun ein Jedermann
wie er weiß, will, ſoll und kan.
Ich nur, und die Liebſte wiſſen,
wie wir uns recht ſollen küſſen.

An meinen Erlöſer.

Erhöre meine Noth, du aller Noth Erhörer,
Hilff Helffer aller Welt, hilff mir auch, der ich mir
ſelb=ſelbſt nicht helffen kan; ich ſuche Troſt bey dir.
Herr, du haſt Rath und That. Dich preiſen deine Lehrer,
wie du es denn auch biſt, für einen Glaubens=mehrer.
Ich bin deſſelben Lehr. Hier ſteh' ich, Ich ſteh' hier.
Erfülle mich mit dir und deines Geiſtes Zier.
Er iſt es, Er dein Geiſt, der rechte Glaubens=mehrer.

Artzt, ich bin kranck nach dir. Du Brunnen Iſrael,
dein kräfftigs Waſſer löſcht den Durſt der matten Seel'.
Auch dein Blut, Oſter-Lam, hat meine Thür erröhtet,
die zu dem Hertzen geht. Ich ſteiffe mich auff dich
du mein Hort, du mein Felß. Belebe, Leben mich.
Dein Todt hat meinen Todt, du Todes Todt, getödtet.

Bekändtnüß.

Mehr böſe noch als böſ' hab' ich bißher gelebet;
Bey kalter Gottesfurcht mich brennend angeſtellt.
Den Himmel offt geteuſcht; mehr mein Freund und der Welt,
Bin ſelten über mich und Wolcken angeſchwebet;
Der ſchnöden Eitelkeit der Erden angeklebet.
Ich habe das gethan, das mir ſelbſt nicht gefällt,
Ein Schüldner aller deß, das Moſis Rechnung hält,
der ich mit Eyfer auch hab' offte wiederſtrebet.
Ich muß, will ich ſchon nicht, bekennen wieder mich.
Mein Urtheil, meine Straff' und Todes-Art ſprech' ich.
Ich hab' es ſo und ſo und ärger noch getrieben.
Und was erzähl' ich viel die ungezählte Zahl
von meinen Schulden her? Gott lieſt ſie allzumahl
von meiner Stirnen ab, an der ſie ſind geſchrieben.

Auff das Nachtmahl deß Herren.

Das hohe Wundermahl, da ſelbſt der Wirth wird geſſen,
Diß Brodt; der Wein; nicht ſo; der Leib, diß Blut,
das ſo viel an geſunden Krancken thut;
das Todte Lebender für Todt zum Leben eſſen;
Das Neue Teſtament, der letzte Wille deſſen,
der menſchlich ſtarb, nun göttlich lebt, und hut
für dieſe hält, ſo heiſſen Gottes Gut;
Und was? wie kan ein Menſch die Göttligkeit ermeſſen.
Hinweg, Vernunfft, du kluge Thörinn du.
Weg weiſer Wahn, halt Ohr- und Augen zu.
Die ungelehrten ſind hier die gelehrten Köpfe.
Pfand meines Heils, Ich komme mit Begier,
zu deiner Koſt und nähme ſie zu mir,
daß mein Todt in dir ſterb', und ich dein Leben ſchöpfe.

Ueber ſein Gelübde.

Ich habe faſt geirrt. Was ſoll ich dem doch geben,
der alles giebt und hat? und was verpflicht ich mich
auff etwas, das mich knüpfft, und nichts doch hat auff ſich?
Warümm verred' ich das, dadurch ich doch muß leben?
Ich habe faſt geirrt. Doch acht ich hierbeyneben,
es ſey ſo unrecht nicht, was du, mein Hertze, dich
zu thun erbotten haſt. So iſts doch Chriſtlich, ſprich;
Iſts unvonnöthen ſchon, wer will dir wiederſtreben.
Gott ſieht die Hertzen an, und ſieht nicht an die Gaben,
die ſie ſchon zuvorhin von Ihm entfangen haben.
Schau in und ümm dich her, was iſt wol ſeine nicht?
Herr, was mein Mund geredt, das ſoll das Hertze halten,
Doch ſoll ich beydes thun, ſo muſtu helffen walten?
Hilffſt du mir halten nicht, ſo hilfft mich keine Pflicht.

An die Wunden deß Herren.

Ihr Zuflucht meiner Angſt, ihr auffgethanen Ritze,
darin ich ſicher bin, wenn der erzürnte Gott
ümm meine Sünde ſchilt. Woraus ich Furcht und Noth
die aus dem Tod' entſteht, recht bieten kan die Spitze.
Wie ſeelig bin ich doch, wenn ich Erlöſter ſitze
in eurer Hölen Schoß, in welcher Himmel-brodt
für meine Seele wächſt, und fleuſt ſo weiß und roth
der ſüße Lebens-quell, aus dem ich mich beſpritze.
Schlieſt eure Kammern auff, Ihr Friedens-Häuſer Ihr,
laſt euer Bürger-recht auch wiederfahren mir.
Ihr ſollt mein Vaterland und ſtette Wohnſtatt heiſſen.
Wie ſeelig werd' ich denn, wie überſeelig ſeyn.
wenn, wie ihr ſeyd mein Hauß, ſo ſeyn wollt auch mein Schein,
aus dem mich auch die Hand der Höllen nicht wird reiſſen.

Daß alles eitel ſey.

Was ſprichſt du, iſt es wol, darauff du dich bemühſt,
Kunſt? Ehre? Reichthum? Luſt? die Lüfften gleich und Güſſen
mit uns ſelbſt ſchieſſen hin. Ich auch, Freund, bin gefliſſen
auff eben dieſen Sinn, auff den du weißlich ſiehſt.
Ich weiß es mehr als wol, daß alles eitel iſt.
Wie aber kömmt es doch, daß wieder unſer wiſſen
wir etwas, das nicht iſt, doch ſchöne heiſſen müſſen?
daß der ein anders thut, ein anders ihm erlieſt?
In Unvollkommenheit vollkommen werden wollen,
das machet unſern Sinn auff neues ſo geſchwollen.
Erfüllet auff den Schein; am leichten Winde ſchwer,
an vollem Mangel reich. Wer kann von Hertzen ſagen,
Ich bin vergnügt in mir; weiß weder Luſt noch Klagen.
Wie eitel alles iſt, der Menſch iſt eitel mehr.

Ich begehre auffgelöſt ꝛc.

Ach ſchau, o Himmel doch, wie hart ich bin gebunden,
von deiner Schweſter hier, der ungerechten Welt,
die aber nicht bey dir als eine Schweſter helt,
in dem ſie ſtets verirrt, was du haſt wiederfunden.
Sie ſpannt die Seelen ein, die ledig für dir ſtunden,
Selbſt Urſach ihres Jochs. Tritt vor das, was ſie ſtellt,
biß daß der ſchwache Geiſt in ihre Stricke fällt.
Da liegt, da zappelt er, durch ſich ſelbſt überwunden.
Ich kenn' und kan ſie doch, die falſche, nicht verneiden.
Ich fühle meinen Zwang, und muß ihn willig leiden.
Wo Zwang auch Willen hat. O Heyland, mach mich frey,
Ich bin es, der ich mich auch ſelbſten alſo binde,
Maß, daß ich loß von mir, bey dir noch heut empfinde,
was ungebunden ſeyn für eine Freyheit ſey.

Käuffet ohne Geld.

Iſt das nicht wolfeil ſatt? ümm nichts nicht biet' ich mich,
der ich doch alles bin, und niemand will mich käuffen.
Ich bin ein ſtarcker Stab; wer will ſich an mich ſteiffen?
Ein Licht; ſie aber thun, als ſehn ſie keinem ſtich.
Ich bin die Liebe ſelbſt; wer liebet mich für ſich?
Der Brunnen Iſrael, wer will ſich mit mir täuffen?
Die Thür' ins Himmels Reich, wer will mich doch ergreiffen?
Ich ruffe Tag und Nacht, ſie ſchweigen trutziglich.
Ach daß der ſterbliche doch gar ſo iſt verbolgen,
daß er der Warheit auch verſchworen hat zu folgen!
Ihr Menſchen ſagt doch ſelbſt, wie Ihr mich haben wollt!
Itzt weiß Ich wie Ich euch recht werde wolgefallen,
und wie ich angenähm und werth kan ſeyn bey allen.
Weil Gold ein ieder liebt, ſo will ich werden Gold.

Jeruſalem! Jeruſalem!

Ich bin Jeruſalem; Jeruſalem die harte,
die keiner Dräuung traut. Ich bin derſelben Art,
die Eiſen hat für Fleiſch, und nie bewogen wird,
wie offt ſich auch Gott ſelbſt mir gab zum Wiederparte.
Von dir kömmt diß noch her, o Eden erſter Garte,
daß ich in Unverſtand ſo tieff bin außgelahrt,
weiß ſelbſt mein beſtes nicht; dem böſen vorgeſpart.
Was wird mein Lohn denn ſeyn, auff den ich noch ſo warte?
Iſt nun die Thorheit klug? hat Aberwitz Verſtand?
was bild' ich mir denn ein! es iſt ein eitler Tand,
daß ich mich meyne ſelbſt aus meiner Noth zu retten.
Barmhertziger ſieh' nicht auff den verkehrten Sinn,
der mich und alle Welt zur Hölle führet' hin,
wenn wir nicht Zuverſicht in deine Gnade hätten.

Ich bin die Aufferſtehung ꝛc.

Ich aber bin der Todt, und gantze Niederlage.
Vermag nicht ſo viel Krafft, ümm mich zu richten auff.
Ich fälle mich ſelb- ſelbſt durch meinen eignen Lauff,
matt, Krafftloß, ohne Macht. Wer iſt hier dem Ichs klage?
Ach daß ein Retter kähm', und hülffe meiner Plage!
An wem doch ſteiff' ich mich? wer giebet Achtung drauff,
wie ängſtlich mir geſchicht? Es häufft ſich Hauff auf Hauff,

An Noth, an Angſt, an Quahl, in welcher ich verzage.
So lieg' ich ſchwacher denn in tauſend herben ſchmertzen,
So ſterb' ich todter vor, ehs iemand nimt zu Hertzen.
Und leg' und ſtürb' ich mir, ſo hätt' es keine Noth.
Komm, Aufferſtehung, komm, komm Leben, komm geſchwinde,
hilff mir, mir liegenden, mir todten in der Sünde,
ſonſt bleib ich armer Menſch ſtets liegend und ſtets todt.

Gehe von mir aus, ich bin ein ſündiger Menſch.

Solltſt du, Allwiſſender, nicht meinen Zuſtand wiſſen?
Mich hat der erſte Todt dem andern zugeführt.
Das ſchöne Bild iſt weg, mit dem ich war geziert;
Der erſte fremde Fall hat mich auch ümmgeriſſen.
Der Höllen ſchwere Hand mich tödtlich wund geſchmiſſen.
So, daß mein ſchwacher Geiſt ſich weder kennt noch rührt,
aus ſich und von ſich ſelbſt, Ja täglich noch gebiehrt,
was ich beweinen muß mit ſtarcken Thränen⸗güſſen.
Wie kömts denn, daß du kömſt, und kehreſt zu mir ein,
O ſeelge Heiligkeit, in mich verdammte Sünde?
O Leben in dem Todt? Ach! daß ich das verſtünde.
Doch, thu du, was du wilt. Ich will dir willig ſeyn.
Sag, Hölle, was du wilſt, es iſt fürwar erlogen.
Die Seeligkeit ſelb⸗ſelbſt iſt in mich eingezogen.

Neuer Vorſatz.

Welt, gute Nacht, mit allem deinem Weſen.
Gehab dich wol; wo auch dem übel woll,
das du biſt, iſt. Was acht ich deinen Groll.
Nun hab ich mich einſt durch dich durch geleſen.
Gott Lob und Danck, Ich bin einmahl geneſen.
Wol mir fortan. Ich bin deß Himmels voll.
Du thuſt kein gut, und zwingſt ihn, daß er ſoll
dich kehren aus mit deß Verderbers Beſen.
Hin, Welt, du Dunſt. Von itzt an ſchwing' ich mich
frey, ledig, loß, hoch über mich und dich,
und alles das, was hoch heiſt, und dir heiſſet.
Das höchſte Gut erfüllet mich mit ſich.
Macht hoch, macht reich. Ich bin nun nicht mehr Ich.
Trutz dem, das mich in mich zurücke reiſſet.

Gott ſey mir Sünder gnädig.

Nicht nur alleine nichts weiß ich in mir zu finden,
mit dem, erzürnter Gott, ich könte vor dir ſtehn,
und mit behertzter Stirn dir unter Augen gehn.
Ich reitze doch noch auff mit meinen böſen Sünden.
Ja, laß' auch itzt nicht nach dich ferner zu entzünden!
Wie? ſoll ich mich denn auff vor deiner Hochheit blöhn
ein Phariſäer ſeyn? mein nichtigs Thun erhöhn?
und dich zu ſöhnen aus mit böſen unterwinden?
Ach nein. Du kennſt uns wol, du ſcharffer Hertzen⸗gründer,
Ich ſag' es frey heraus; Ich bin ein armer Sünder,
der deiner Güte darff, ſoll er erlöſet ſeyn.
Schau meine Notturfft an, und ſey mir, Gnade, gnädig.
Der du die weite Welt von aller Schuld ſprichſt ledig,
Du wirſt ja nimmermehr zu mir nicht ſagen nein.

Das Blut Jeſu Chriſti, deß Sohns Gottes ꝛc.

Hier ſteh' ich armer Menſch, und ſchäme mich vor mir,
mit ſo viel Häßlichkeit der Sünden gantz beklecket
mein erſtes ſchönes Kleid, wie iſt es doch beflecket!
wie hat doch dieſer Wuſt erſticket alle Zier!
Die ſchwache Seele thut kaum noch ihr Häupt herfür.
Weil ſie der tieffe Schlamm mit Wuſte gantz bedecket
und der Verſinckenden kein Arm wird zugerecket,
Ihr Loch, ihr Koth, ihr Todt iſt der Leib, dieſer hier.
Gott Jeſu, Chriſte Menſch, nur deine Hand die fromme,
die kan es, daß ich auff aus dieſer Höllen komme.
Zeuch, ſtarcker, mich heraus, und mache mich ein Bad,
Ein Bad, ein rohtes Bad von deinem theuren Blute,
viel darffſtu deſſen nicht vergieſſen mir zu gute.
An einem Tröpflein nur, Erlöſer iſt es ſatt.

O Ewigs Liecht, machs gleich wunderlich, nur ſeelig ꝛc.

Geuß deinen Eyfer aus mit Krügen und mit Mulden.
Zeuch alle deinen Ernſt zuſammen wieder mich.
Zermalme meinen Leib, und ſtell dich wieder mich.
Verſchleuß mir gantz und gar die Kammern deiner Hulden.
Ein höhres noch hab' ich verbühret mit meinen ſchulden.
Mach meiner Seelen angſt. Stoß meinen Geiſt, und ſprich:
Hin, wo man ewig weint, und ſiehet keinen Stich.
Diß alles bin ich werth, und mehr noch zu erdulden.
Zumitten dieſes Zorns ſo denck auch deiner Gnaden,
daß, wenn du dich bringſt ümm, du dir nicht ſelbſt thuſt ſchaden,
ſchau meinen Zahler an, dann ſalb du deinen Sohn.
Thu Recht, Gerechtigkeit! was wilſt du an mein Leben.
Er hat für mich an dich, mehr, als ich ſoll, gegeben,
daß auch für meine Schuld der Himmel ſey mein Lohn.

Alſo hat Gott die Welt geliebet ꝛc.

Iſts müglich, daß der Haß auch kan geliebet ſeyn;
Ja, Liebe, ſonſt war nichts, an dem du künteſt weiſen,
wie ſtarck dein Feuer ſey; als an dem kalten Eyſen
der außgeſtählten Welt. Du, högſter Sonnen⸗ſchein,
Wirffſt deiner Strahlen Glut in unſer Eyß herein.
Machſt Tag aus unſrer Nacht. Und was noch mehr zu preiſen,
Du wirſt deß Armuths Schatz, deß Hungers ſüße Speiſen.
Liebſt Himmel für die Welt. O Pein der Höllen⸗Pein!
O Todes⸗gifft und Todt! O wahrer Freund der Feinde!
O Meiſter, der du auch dein Werck dir machſt zum Freunde,
wirſt deiner Diener Knecht; wirſt deiner Tochter Kind.
Was thu ich, daß ich doch den Abgrund will ergründen!
Ich weiß ſo wenig mich in dieſes Thun zu finden,
So viel du höher biſt, als alle Menſchen ſind.

Hephata.

Ach! ſprich es auch zu mir, dein kräfftigs thu dich auff,
Ach! ſprich es auch zu mir. Denn mir auch ſind verſchloſſen
Ohr, Augen, und der Mund. Viel Zeit iſt hin verfloſſen,
daß ich ſo elend bin. Die Welt hat viel zu kauff'.
Ich folge, was ſie räth, und wird nur ärger drauff.
So lebt mein krancker Leib mit ſeinen Hauß⸗genoſſen,
zu allem Wercke laß, zu allem Thun verdroſſen.
Auff ein Ding nur behertzt; zu enden ſeinen Lauff.
Iſts ſeelig, daß mir noch auff dieſer böſen Erden
O Artzt durch deine Hand ſoll außgeholffen werden,
So zeuch mich nicht mehr auff. Hilff dieſem übel ab.
Nim mein beſchweren hin, nach dem mein Geiſt ſo wacht.
Thuſt dus, ſo ſoll mein Lob auch ruffen aus mein Grab:
Der alles machet wol, hat mirs auch wol gemacht!

Er hat alles wol gemacht.

Ja mehr als wol gemacht! nicht tauben nur und blinden,
und was ein krancker Leib für Mangel haben kan,
hilfft dieſer Wunder⸗Artzt. Es trifft was höhers an,
als ein natürlichs Weh, die Glieder zu entbinden,
Ja mehr auch als den Todt. Der Staar der blinden Sünden,
das Band der tauben Luſt, der Hoffart ſtummer Wahn
wird ſonſt durch keinem nicht, als dieſen, abgethan.
Kein Leib⸗Artzt wird ſich ſo zu heilen unterwinden.
Die Seele die iſt kranck. Dem Geiſte wird vergeben.
Er trinckt den Kelch für uns. Stirbt ſelbſt für unſer Leben.
Zerbricht der Höllen Burg, und was den Todt verwacht.
Schleuſt unſer Gräber auff, wird ſelbſt die Himmels⸗Leiter.
Ja, ſelbſt der Himmel gar. Rufft läuter, ruffet weiter:
Er, Er hat alles wol, und mehr als wol gemacht.

S. Auguſtinus ſein

Inter brachia Salvatoris mei et vivere volo, et mori cupio.

Deß Donners wilder Plitz ſchlug von ſich manchen Stoß.
Das feige Volck ſtund blaß. Das ſcheuche Wild erzittert,
vom ſchmettern dieſes Knalls. Die Erde ward erſchüttert.
Mein Fuß ſanck unter ſich, der Grund war Boden loß.
Die Gruft die viel ihr nach, ſchlung mich in ihren Schoß.
Ich gab mich in die See, in der es grauſam wittert.

Der Sturm flog Klippen hoch. Mein Schiff das ward geſplittert,
ward leck, ward Ancker quit, ward Maſt und Seegel bloß.
Vor, ümm und hinter mir war nichts als eine Noth.
Von oben Untergang, von unten auff der Todt.
Es war kein Mutter⸗Menſch, der mit mir hatt' erbarmen.
Ich aber war mir gleich, zum Leben friſch und froh.
Zum ſterben auch nicht faul auff wen, und wie, und wo.
Denn mein Erlöſer trug mich allzeit auff den Armen.

Er beklagt die Enderung und Furchtſamkeit itziger Deutſchen.

Itzt fällt man ins Konfect, in unſre vollen Schalen,
wie man uns längſt gedräut. Wo iſt nun unſer Muth?
der außgeſtählte Sinn? das kriegeriſche Blut?
Es fällt kein Unger nicht von unſerm eiteln pralen.
Kein Puſch, kein Schützen⸗Rock, kein buntes Fahnenmahlen
ſchreckt den Krabaten ab. Das anſehn iſt ſehr gut,
das anſehn meyn' ich nur, das nichts zum ſchlagen thut.
Wir feigſten Krieger wir, die Föbus kan beſtrahlen.
Was ängſten wir uns doch und legen Rüſtung an,
die doch der weiche Leib nicht ümm ſich leiden kann?
Deß großen Vatern Helm iſt viel zu weit dem Sohne.
Der Degen ſchändet ihn. Wir Männer ohne Mann,
Wir starcken auff den Schein, ſo iſts ümm uns gethan,
uns Nahmens⸗deutſche nur. Ich ſags auch mir zum Hohne.

Ueber ſeiner Freundin Präſent.

Er redet ſein Hertze an.

Dein Hertze muß ja noch, mein Hertz', an dich gedencken.
Sie hat dich noch in ihr. Vergiſſet deiner nie.
Schau doch; diß iſt ihr Pfand. Wilſt du nicht gläuben? wie?
was ſind die Sachen denn, die Träume die dich kräncken?
Wach' auff. Gieb deinen Wahn den Winden zu verſencken,
tieff in die wilde See. Die Außerwehlte die
benimt dich durch den Gruß und dieſes deiner Müh',
und will dich ſelbſten dir durch dieſes wieder ſchencken.
Vernim doch ihre Treu', und deines Glückes Gunſt.
Sie iſt noch, wie ſie war, und will es fort verbleiben.
Wolan, ſo ſuch' herfür und brauche deiner Kunſt.
Weg, ungelehrtes Leid, mit deiner trüben Dunſt.
Darf ichs ihr ſagen nicht, ſo darf ichs ihr wol ſchreiben,
daß du, mein Hertze, glühſt, von ihres Hertzen Brunſt.

Auff ein Kleinoth.

Was, Seele, war es noth ſo einer reichen Gaben,
darzu ſo manche Welt ihr beſtes hat geſant.
— — — — — Das braune Mohren⸗Land
ſein rein⸗gewachßnes Gold. Der Buzarether Knaben
die haben das Geſtein' hierzu fern' außgegraben.
Baſora, das, was führt ſein reicher Perlen⸗ſtrand.
So ſcheints auch, daß es mehr, als eine Menſchen⸗Hand
in ein ſo ſchönes Thun zuſammen bracht muß haben.
Laß, Liebſte, laß der Welt, der Armen, ihre Schätze,
das wird nicht weit geholt, daran ich mich ergetze.
Auch iſts was ſolches nicht, dran man viel wenden muß.
Du haſt es allezeit bey dir, mein ander Leben,
darvon ich leben kan. Je mehr du mirs wirſt geben,
Je mehr behältſt du es. Was iſt es denn? ein Kuß.

Aus Hugo Grotius ſeinem Lateiniſchen Liebes⸗ſchertze.

An die Träume.

Ihr Träume, die ihr ſeyd das beſte Theil im Leben,
das nichts als Trübnüß iſt, die ihr euch habet mein
ſo offt und offt erbarmt, ſo es mag ſicher ſeyn,
daß man die Wahreit ſagt, mehr Ehre ſoll ich geben
euch, als der Liebſten ſelbſt. Durch euch ſeh' ich ſie ſchweben
vor mir ſo gut und from, ohn allen falſchen Schein.
Komm ich denn drauff zu ihr, ſo ſpricht ſie lauter nein,
und machts ihr unbekant. Sie zürnet noch darneben,
daß ich ein wenig mich ergetzen will an ihr.
Was können, neidiſche, dir meine Nächt' entführen?
Noch gleichwol will ſich nicht dein ſtoltzer Zorn verliehren.
Wer aber wär', als ich, glückſeeliger allhier,
wenn nur der ſüße Schlaf, in dem ich viel muß lachen,
ſich kehrte bey mir ümm, und würd' ein ſolches wachen.

Aus eben ſelbigen;

Auff die güldne Haar⸗Nadel.

Du güldne Nadel du, noch güldener, als Gold,
die du der Liebſten ſiehlſt aus ihren güldnen Haaren,
Ach weine nicht zu ſehr, daß dir diß wiederfahren,
daß du ihr ſchönes Häupt, als ich wol ſelbſten wolt',
hinfort nicht zieren wirſt. Erhole deinen Muth!
Dich hat kein loſer Dieb bey ſchwartzer Nacht genommen;
Du biſt viel weniger in Räuber Hände kommen;
Dir war ein junges Blut von gantzem Hertzen gut.
Denn als er ſuchte Lufft in heiſſen Liebes⸗preſſen,
Er ſahs, und hub dich auff. Kupido lachte deſſen,
und ſprach: Nun darff ich fort gar keiner Pfeile mehr.
Der, der die Nadel nahm, wird ſich ihm ſelbſt berücken
und ſeyn forthin ein Raub. Wenn er nur wird erblicken,
den Raub, den falſchen Raub, wird er ſich ſtechen ſehr.

In Ihrem Abweſen auf deroſelben Augen.

Ihr irdne Sonn' und Mon, ihr meiner Augen Augen,
wo laßt ihr euren mich? ſeht ihr mich gar nicht an,
Ach, ach ſo iſt es gantz und gar ümm mich gethan.
Ich regne für und für mit ſcharffer Thränen Laugen.
Für mich wil gantz kein Liecht, als nur das eure, taugen,
Der Mittag wird zur Nacht. Ihr, Ihr habt ſchuld daran,
daß ich ſonſt keinen Glantz, denn euren, ſehen kan,
und deſſen Krafft von euch, als Brunnen, aus muß ſaugen.
Ich ſeh', und bin doch blind. Ich irre hin und her.
Ich weiß nicht, wo ich bin, in dieſem ſinſtern Meer.
Erſcheint, erſcheint mir doch, ihr fünckelnden Laternen!
Ihr Brüder Helene, und zeigt mir euer Licht.
Wo nicht ſo hilffet mich gantz keine Flamme nicht;
Bey Tage kein Mittag, bey Nachte keine Sternen.

Als Sie Ihn ümmfangen hielte.

Wo iſt nun meine Noth? mein tödtliches Beſchweren?
Das mich vor kurtzer Zeit kein Wort nicht machen ließ:
Wo iſt die Traurigkeit, die mich verzagen hieß?
die Seuffzer? der Verdruß? die ſieden⸗heiſſen Zähren?
Iſts müglich, daß es ſich ſo balde kan verkehren?
und anders gehn mit mir? was mir der Todt einbließ,
und mit vergiffter Angſt an mein ſchwach Hertze ſtieß,
das kan und wird mich nun und nimmermehr gefähren.
Schatz, deiner Trefligkeit iſt dieſes zuzumeſſen,
die auch die Sterbenden deß Todes läſſt vergeſſen.
—
—
ümmfang mich ſtets alſo, O Aertztinn meiner Seelen,
So wird mich nimmermehr kein Schmertz mehr können quählen.

An ſeine Thränen; als Er von Ihr verſtoſſen war.

Flieſt, flieſt ſo, wie Ihr thut, Ihr zweyer Brünnen Bäche.
Flieſt ferner, wie bißher mit zweymahl ſtärckrer Fluht.
Flieſt, wie ihr habt gethan, und wie ihr itzt noch thut,
daß ich mich recht an der, die euch erpreſſet, reche.
Flieſt immer Nacht und Tag, ob ſich ihr Sinn, der freche,
der Feind⸗geſinnte Freund, das hochgehertzte Blut,
das mich ümm dieſes haſſt, dieweil ich ihm bin gut,
durch eine ſtetigkeit und große Stärcke brechen:
Die Tropfen waſchen aus den fäſten Marmelſtein.
Das weiche Waſſer zwingt das harte Helffenbein.
Auch Eiſen und Demant muß feuchten Sachen weichen.
Flieſt ewig, wie ihr flieſt. Es iſt ja müglich nicht,
daß einſt der harten nicht ihr fleiſcherns Hertze bricht,
das lange keinem Stahl' und Steine ſich mag gleichen.

An Ihren Mund; als Er Sie ümmfangen hatte.

Itzt hab' ich, was ich will, und was ich werde wollen.
Du Wohnhauß meines Geiſts, der als zu einer Thür'
itzt ein, itzt aus hier geht; Ihr güldnen Pforten Ihr,
die auch die Götter ſelbſt ümm ſchöne neiden ſollen;
Ihr hohen Lippen ihr, die ihr ſo hoch geſchwollen
von feuchter ſüße ſeyd; itzt hab' ich eure Zier;
Das Weſen, das man ſelbſt dem Leben ſetzet für,
dem täglich wir ein Theil von unſerm Leben zollen.

Ihr Bienen, die ihr liegt an Hyblens ſüßen Brüſten,
und ſaugt die Edle Milch, den Honigreiff mit Lüſten,
hier, hier iſt mein Hymet. Komt, fliegt zu mir herein.
Seht, wie das hohe Thun, das trefliche, das ſtarcke,
das der Mund meinem giebt, ſich regt in Seel' und Marcke;
Ach daß mein gantzer Leib doch nichts als Mund ſoll ſeyn!

Als Er vergeblich nach Ihr wartete.

Und tödteſt du mich gleich, ſo biſt du doch mein Freund.
Ob diß Verlangen zwar, das ängſtliche, das ſchwere,
nichts anders bald wird thun, als was ich ſo begehre.
Mein Leid dringt in die Lufft. Kein einigs Sternlein ſcheint.
Der Himmel treufft mir nach, was ich ihm vor geweint;
die Winde ſeufftzen ſo, wie ich ſie ſeufftzen lehre.
Doch hab' ich keinen Sinn, der dir zu wieder wehre.
Hab' ich, Troſt, dich nicht lieb, ſo bin ich mir ſelbſt feind.
Hier wart' ich, theures Blut, vor deiner tauben Schwellen,
nicht hoffend, daß du itzt dich werdeſt noch einſtellen.
Nein. Sondern daß mich hier der nahe Todt reiß' hin.
So wird es denn geſchehn, daß du, wenn du zu morgen
mich ſehn wirſt daß ich kalt, und gantz geſtorben bin,
mit neuem Leben mich zur Straffe wirſt verſorgen.

Bei deroſelben Geſchenke.

Er redet ihre Hände an.

Ihr ſchweſterliches Paar der klügſten Künſtlerinnen,
So feurig ſind an Witz', und vom Verſtande heiß;
Dergleichen Gaben man an nicht viel Orten weiß;
habt Danck, habt, Edle, Danck für euer gut geſinnen.
Für dieſes, das mir ſelbſt die Götter ſelbſt mißgünnen.
Habt hohen großen Danck. Der, euer weiſer Fleiß,
verdienet Euch bey mir für allen Meiſtern Preiß;
die ie geweſen ſind, ſeyn, und ſeyn werden künnen.
Empfind' ich ſolche Luſt, von eurer ſchönen Kunſt
und macht mir euer Werck, das Edle, ſolche Gunſt,
wenn ich ſo weit von euch bin leiblich abgeriſſen;
Was meynet ihr, muß da für Freude mir geſchehn,
wenn ihr euch, zahrte mir nach willen laſſt beſehn,
wenn Ich Euch lieben mag; mehr, wenn Ich Euch darff küſſen.

An ſeine erſte Freundinn.

Du aber, Edler Geiſt, gedenckſt noch nicht zu gläuben,
was mein getreuer Mund dir offt und viel verſpricht.
Hertz', hör' es doch einmahl, weil ich bin bey dir nicht,
So kan ich nicht vorbey, ich muß es an dich ſchreiben.
Du biſt die Liebſte noch, und wirſt die Liebſte bleiben,
ob das Verhängnüß gleich uns von einander bricht,
und gönnet uns nicht uns, ſo bleibt doch unſer Pflicht,
So lange werden ſtehn deß runden Himmels Scheiben.
Bezwinge dich durch dich, und fall dir ſelbſten bey.
Gedencke meines Eyds, und ſey deß zweifelns frey,
deß Zweifelns, das, Lieb, dich mit dieſem trauren plaget.
Ich will dein treuer ſeyn, dieweil ich werde ſeyn.
Wilſt du denn über diß noch haben einen Schein,
So frag die Liebſte ſelbſt, Ich habs Ihr offt geſaget.

Er bittet Sie zu ſich.

Erfreue mich und dich, O Freude meiner Seelen,
Ohn die ich traurig noch bey höchſter Wonne bin.
Komm, du mein ſelber ich, komm, Liebſte, komm dorthin,
wo wir uns beyderſeits offt pflegen zu verhölen.
Ich bin, Schatz, franck nach dir. Komm, laß mich nicht ſo quälen.
Hier wart' ich deines Troſts, den du mir, O mein Sinn,
alleine geben kanſt. Komm meine Tröſterinn.
Hier findeſt du und ich, was ich und du erwehlen;
Kein Gott, kein Menſch, kein Wild und keine Kreatur
iſt hier. Auch keine Lufft, ohn die alleine nur,
die ich, ich ſeufftzender, alleine nach dir ſchicke.
Thus, Hertze, ſey bald hier. Kömſt, oder kömſt du nicht,
So höre; was zu dir dein eignes Hertze ſpricht:
Du biſt mein gröſtes Glück' und gröſtes Ungelücke.

Karl Friedrich Flögel

ward am 3. December 1729 zu Jauer in Schleſien geboren, wo ſein Vater als deutſcher Schulhalter lebte. Nachdem er den erſten Unterricht auf der lateiniſchen Schule ſeiner Vaterſtadt genoſſen, beſuchte er von 1748 bis 1752 das Magdalenen-Gymnaſium in Breslau und ſtudirte dann von 1752 bis 1754 Theologie in Halle. In ſein Vaterland zurückgekehrt, ward er Hauslehrer in mehreren angeſehenen Familien und darauf 1761 Quintus am Magdaleneum in Breslau, 1762 Prorector der Stadtſchule zu Jauer, 1773 Rector derſelben und 1774 Profeſſor der Philoſophie an der Ritterakademie zu Liegnitz, nachdem er bereits 1772 Mitglied der K. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Frankfurt an der Oder geworden. Er ſtarb den 7. März 1788; der Ruf, ein eben ſo redlicher und liebenswürdiger Menſch, als gründlicher und geiſtreicher Gelehrter geweſen zu ſeyn, begleitete noch lange ſein Andenken.

Seine Schriften ſind:

Geſchichte des menſchlichen Verſtandes. Breslau 1765; 3. A. 1773.
Alexander Gerard's Verſuch über den Geſchmack. Breslau 1766.
Geſchichte der komiſchen Literatur. Liegnitz und Leipzig 1784—87, 4 Bde.
Geſchichte des Grotesk-Komiſchen. Liegnitz und Leipzig 1788.
Geſchichte der Hofnarren. Liegnitz und Leipzig 1789.
Geſchichte des Burlesken. herausgegeben von F. Schmit. Leipzig 1794.
Einzelne Schulprogramme. Abhandlungen u. ſ. w.

Unermüdliche Forſchungsluſt, ſeltener Fleiß, reiche Beleſenheit und ein reiner geläuterter Geſchmack verliehen Flögel's Schriften in dem Gebiete der Literärgeſchichte einen bleibenden Werth. Wenn wir auch in unſern äſthetiſchen, antiquariſchen und literärhiſtoriſchen Bemühungen ſeitdem um ein Bedeutendes vorgeſchritten ſind, von vielen Einzelnheiten genauere Kenntniß erhalten haben und manche Behauptung, die damals Geltung fand, uns jetzt als unhaltbar oder veraltet erſcheint, ſo dürfen wir doch keinesweges außer Acht laſſen, daß wir dem emſigen Verfaſſer der Geſchichte der komiſchen Literatur wegen ſeiner gewiſſenhaften und genauen Vorarbeiten in dieſem Zweige der Wiſſenſchaften reiche Anerkennung ſchulden. — Seine Leiſtungen in dieſen Fächern ſind bis jetzt noch nicht durch ſpätere und beſſere verdrängt worden, und verdienen daher noch immer als höchſt nützliche Hülfsmittel, rühmliche Erwähnung in den Annalen der Literatur.

Vgl. J. G. Schummel's Gedächtnißrede auf Prof. K. F. Flögel. Breslau 1788.

Von den Poſſenſpielen an chriſtlichen Feſten. *)

I.

Das Narrenfeſt.

Es muß einen aufmerkſamen Zuſchauer der Weltbegebenheiten ſehr befremden, wenn er an den Feſten der chriſtlichen Religion, die zum Andenken göttlicher Wohlthaten und zur Aufmunterung der Andacht eingeſetzt worden, die ſeltſamſten Poſſenſpiele findet, die den Chriſten nicht allein ganz unanſtändig ſind, ſondern auch die Abſicht der Feſte gänzlich vereiteln.

Es tragen zwar dieſe verunſtalteten Feſte den Charakter ihrer Zeit, wo ſie erfunden und ausgeübt worden, Finſterniß und Aberglauben, unverkenntlich an ihrer Stirn; aber uns, die

---

*) Aus Flögels Geſchichte des Groteskekomiſchen S. 159 fgde.

wir in aufgeklärtern Zeiten leben, muß es doch beim erſten Anblick unbegreiflich ſcheinen, wie die menſchliche Vernunft, und noch mehr der Chriſtenſinn ſo tief herabſinken, und Heiliges und Profanes, geiſtliche Freude und weltliche Zügelloſigkeit, Andacht und Poſſenreiſſerei, ſo ſeltſam mit einander vermiſchen können. An und vor ſich konnte ſolcher Unſinn niemals aus der ſo reinen Quelle der chriſtlichen Religion flieſſen, ſondern er muß entweder fremden Urſprungs ſeyn, und ſich von auſſen in die chriſtliche Religion geſchlichen haben, oder man muß dergleichen Poſſen mit chriſtlichen Gebräuchen vermiſcht haben, um gewiſſe Endzwecke zu erhalten, die man ſonſt nicht ſo leicht in jenen finſtern Zeiten zu erhalten glaubte. Daß beides der Wahrheit gemäß ſey, kann man aus der Geſchichte leicht beweiſen.

So iſt das Narrenfeſt, worunter man gewiſſe Beluſtigungen verſteht, welche die geiſtlichen Diakoni und Prieſter ſelbſt während des Gottesdienſts in mehrern Kirchen, an gewiſſen Tagen, vornehmlich von Weihnachten bis auf Epiphanias, und vorzüglich am Neujahrstage anſtellten, unſtreitig aus heidniſchen Feſten entſtanden. Viele von den erſten Chriſten konnten noch nicht ſo viel Herrſchaft über ihre Leidenſchaften gewinnen, daß ſie allen Luſtbarkeiten entſagt hätten, die mit den heidniſchen Feſten gewöhnlich verbunden waren, und ſuchten ſie alſo den chriſtlichen Feſttagen auf eine unſchickliche Weiſe anzuflikken, oder ſie unter dem Deckmantel und der Larve des Chriſtenthums beizubehalten; und manche von den erſten chriſtlichen Lehrern ſchwiegen ſtill dazu, oder achteten dieſen Sauerteig zu gering, als daß ſie ihn hätte ausrotten ſollen. So erlaubten die Jeſuiten den neubekehrten Chineſern neben den chriſtlichen Gebräuchen auch den Dienſt des Confucius, daher ſie der aufgehangenen Tafel deſſelben nicht nur räucherten, ſondern auch vor derſelben niederknieten, und den Confucius anbeteten, worüber ein hitziger Streit mit den Dominikanern entſtanden, der über ein Jahrhundert gedauert hat.

Zu den heidniſchen Feſten, woraus das Narrenfeſt entſtanden, gehören vorzüglich die römiſchen Saturnalien. Dieſe waren eines der gröſten Feſte der Römer, welches anfänglich bis auf den Auguſt nur einen Tag dauerte, hernach aber bis auf ſieben Tage ausgedehnt wurde. Es ſollte eigentlich das Andenken an den urſprünglichen Stand der Natur erneuern, wo jeder Menſch dem andern gleich, und kein Unterſchied der Stände war. Daher wurde an denſelben zum Andenken der goldnen Zeit unter dem Saturnus den Knechten alle Freiheiten erlaubt. Sie ſpielten unter ſich Könige und Herren, giengen in Purpur und weiſſen Togen gekleidet, gaben einander Geſchenke, trugen Hüthe als ein Zeichen der Freiheit; wurden von ihren Herren zu Gaſte gebeten, und von ihnen bedient; überhaupt aber mochten ſie ſchwärmen, wie ſie wollten.

Es iſt ſonderbar, daß ſich nicht allein bei den Römern, ſondern auch bei andern Völkern dieſes Andenken an den urſprünglichen Stand der Gleichheit erhalten hat, welches auch durch Feſte auf die nämliche Art gefeiert worden. So findet ſich ſo gar eine Art von Saturnalien bei den Californiern. In Holland wurde in vorigen Zeiten ein gleiches Feſt gefeiert, welches Jokmaalen genennt wurde. An demſelben ſtellten die Edelleute Knechte, und die Knechte Herren vor. Man kleidete die Knechte herrlich an, und gab ihnen ein köſtliches Gaſtmahl. Die Herren und Damen kleideten ſich als Bediente an, bereiteten die Speiſen, trugen ſie auf, und ſchenkten ein. Ueberhaupt brachte man den ganzen Tag in Wohlleben zu. Dieſe Gewohnheit hat ſich lange Zeit in der Herrſchaft Warmond erhalten.

Auch das Neujahrsfeſt wurde bei den Römern mit Maskeraden und Tänzen gefeiert. Man verkleidete ſich in Weiber, Hiſtrionen, man beſchmierte die Geſichter mit Hefen, man zog Häute von Hirſchen, Bären, Löwen und Kälbern an, um Furcht und Gelächter zu erregen. Endlich verband man dieſes Feſt mit den Saturnalien, wie Herodianus bezeugt, der im dritten Jahrhunderte lebte.

Daß das Narrenfeſt von den Saturnalien und dem damit verbundnen Neujahrsfeſte abſtamme, ſieht man theils aus der Zeit, in welcher es gehalten wurde, theils aus der Aehnlichkeit der Gebräuche, indem die untern Diakonen in die Stelle der Aebte und Biſchöfe traten.

Der Gebrauch der Römer ſich am Neujahr mit Thierhäuten, beſonders von Hirſchen (sollemnitas Cervuli) zu vermummen, deſſen Dionyſius von Halikarnaß gedenkt, wurde eben auch von den erſten Chriſten beibehalten, und hernach von den Concilien verbothen, auch mit Strafe belegt.

Mit dem Narrenfeſte (Festum stultorum, fatuorum, innocentium, hypodiaconorum) hatte es folgende Beſchaffenheit. Man erwählte in den Thumkirchen einen Narrenbiſchof oder Narrenerzbiſchof, welches von den Prieſtern und Weltgeiſtlichen geſchah, die ſich dazu beſonders verſammelten. Dieſes geſchah mit vielen lächerlichen Ceremonien; hierauf führte man ihn mit groſſem Pomp in die Kirche. Auf dem Zuge und in der Kirche ſelbſt tanzten und gaukelten ſie, die Geſichter beſchmiert, oder mit Larven vor dem Geſicht, und verkleidet als Frauenperſonen, Thiere oder Poſſenreiſſer. In den Kirchen, welche unmittelbar unter dem Pabſt ſtunden, erwählte man einen Narrenpabſt, dem man den päbſtlichen Schmuck mit eben ſo lächerlichen Ceremonien anlegte. Der Narrenbiſchof hielt alsdenn einen feierlichen Gottesdienſt und ſprach den Seegen. Die vermummten Geiſtlichen betraten das Chor mit Tanzen und Springen, und ſangen Zotenlieder. Die Diakoni und Subdiakoni aſſen auf dem Altar vor der Naſe des Prieſters, welcher Meſſe las, Würſte; ſpielten vor ſeinen Augen Karten und Würfel, thaten ins Rauchfaß, ſtatt des Weihrauchs, Flecke von alten Schuhſohlen, damit ihm der häßliche Geſtank in die Naſe führe. Nach der Meſſe lief, tanzte und ſprang jedermann nach ſeinem Gefallen in der Kirche herum, und erlaubte ſich die gröſten Ausſchweifungen; ja einige zogen ſich gar nackend aus. Hierauf ſetzten ſie ſich auf Karren mit Koth beladen, lieſſen ſich durch die Stadt fahren, und warfen den ſie begleitenden Pöbel mit Koth. Oft lieſſen ſie ſtill halten, und machten mit ihrem Körper die geilſten Gebehrden, die ſie mit den unverſchämteſten Reden begleiteten. Weltliche Leute, die eben ſo ſchlecht geſinnt waren, miſchten ſich unter die Geiſtlichen, um den Narren unter der Kleidung der Weltprieſter, Mönche und Nonnen zu ſpielen. Dieſes Feſt wurde zu Paris am Neujahr, an andern Orten am Tage der Erſcheinung Chriſti, und noch an andern am Tage der unſchuldigen Kindlein gefeiert. Daher hieß es auch an einigen Orten das Feſt der unſchuldigen Kinder; ſonſt auch das Feſt der Unterdiakonen (Festum Hypodiaconorum) und im Franzöſiſchen La Fête des Sous-Diacres ſpottweiſe, das iſt das Feſt der beſofnen Diakonen (Saouls Diacres.) Dieſes Feſt iſt ſo alt, daß es ſchon in dem Concilio zu Toledo im Jahre 633. verbothen wurde; und lange vorher hat ſchon der heilige Auguſtinus ſehr dagegen geeifert.

Im zehnten Jahrhunderte führte es Theophylaktus Patriarch zu Conſtantinopel, in der griechiſchen Kirche ein; welche Gewohnheit nach 200 Jahren in derſelben noch dauerte, weil ſich der Patriarch Balſamon darüber beklagte. Ohngeachtet nun dieſes Feſt oft von den Concilien und Biſchöfen verbothen worden, ſo erzählt doch Gerſon, daß ein Doctor der Theologie zu Auxerre öffentlich behauptet hätte, daß dieſes Feſt Gott eben ſo wohl gefällig wäre, als das Feſt der Empfängniß Mariä.

Dieſes Narrenfeſt wurde nicht allein in den Kirchen der Weltgeiſtlichen, ſondern auch in den Mönchs- und Nonnenklöſtern gefeiert. Zu Antibes hatte man es bei den Franciſcanern folgendermaſſen veranſtaltet. Am Tage der unſchuldigen Kinder kamen der Guardian und die Prieſter nicht ins Chor, ſondern die Laienbrüder nahmen ihre Sitze ein. Sie zogen zerriſſene prieſterliche Kleider an, und zwar umgekehrt; ſie hielten auch die Bücher verkehrt, in denen ſie ſich zu leſen ſtellten, hatten Brillen ohne Gläſer auf der Naſe, worein ſie ſtatt der Gläſer Pomeranzſchaalen befeſtigten, blieſen die Aſche aus den Rauchfäſſern einander ins Geſicht, oder ſtreuten ſie einander auf die Köpfe, ſungen nicht Pſalmen oder liturgiſche Geſänge, ſondern murmelten unverſtändliche Worte, und blökten wie das Vieh.

Ohngeachtet dieſes Feſt ſo unvernünftig als unchriſtlich war, ſo fand es doch immer ſeine Vertheidiger an alten Sündern, welche die löbliche Gewohnheit und das wohlgegründete Herkommen nicht wollten untergehen laſſen. Ihre Vertheidigungsgründe, die in einem Circularſchreiben der theologiſchen Facultät zu Paris angeführt werden, ſind ſo ſonderbar, daß ich ſie hier nicht übergehen kann. Sie ſagten, unſre Vorfahren, welches groſſe Leute waren, haben dieſes Feſt erlaubt, warum ſoll es uns nicht erlaubt ſein. Wir feiern es nicht im Ernſt, ſondern blos im Scherz, und um uns, nach alter Gewohnheit, zu beluſtigen; damit die Narrheit, die uns natürlich iſt, und die uns ſcheint angebohren zu ſeyn, dadurch wenigſtens alle Jahre einmal ausdünſte. Die Weinfäſſer würden platzen, wenn man ihnen nicht manchmal das Spundloch öfnete, und ihnen Luft machte. Nun ſind wir alte übel gebundne Fäſſer und Tonnen, welche der Wein der Weisheit zerplatzen würde, wenn wir ihn durch eine immer währende Andacht und Gottesfurcht fortgähren lieſſen; man muß ihm Luft machen, daß er nicht verdirbt. Wir treiben deswegen etliche Tage Poſſen, damit wir hernach mit deſto gröſſerm Eifer zum Gottesdienſt zurückkehren können.

Endlich wurde das Narrenfeſt durch einen Befehl des Parlaments zu Dijon im Jahre 1552 gänzlich verbothen und aufgehoben.

II.

Das Eſelsfeſt.

Schon im neunten Jahrhunderte findet man Spuren von dem Eſelsfeſte in Frankreich, welches viele Jahrhunderte dauerte, ehe es konnte abgeſchaft werden. Zum Gedächtniß der Flucht der Jungfrau Maria nach Aegypten, ſuchte man ein junges Mädchen, das ſchönſte in der Stadt aus, putzte es ſo prächtig als möglich, gab ihr ein niedliches Knäbchen in die Arme, und ſetzte ſie ſo auf einen koſtbar angeſchirrten Eſel. In dieſem Aufzug unter Begleitung der ganzen Kleriſei und des Volkes, führte man den Eſel mit der Jungfer in die Hauptkirche, und ſtellte ihn neben den hohen Altar. Mit groſſem Pomp ward die Meſſe geleſen. Jedes Stück derſelben, nämlich der Eingang, das Kyrie, das Gloria und das Credo, wurde mit dem erbaulichen und ſchnackiſchem Refrain: Hinham! Hinham! geendigt. Schrie der Eſel gerade eben dazu, deſto beſſer! Wenn die Ceremonie zu Ende war, ſo ſprach der Prieſter nicht den Seegen, oder die gewöhnlichen Worte, womit er ſonſt das Volk auseinander gehen ließ, ſondern er ygacte dreimahl wie ein Eſel, und das Volk anſtatt ſein ordentliches Amen zu ſingen, ygacte ihm dreimahl wieder entgegen. Zum Beſchluß wurde noch dem Herrn Eſel (Sire Asnes) zu Ehren ein halb lateiniſches und franzöſiſches Lied angeſtimmt, welches alſo lautet:

Orientis partibus
Adventavit Asinus;
Pulcher et fortissimus,
Sarcinis aptissimus.
Hez, Sire Asnes, car chantez,
Belle bouche rechignez,
Vous aurez du foin assez,
Et de l'avoine à plantez.

Lentus erat pedibus,
Nisi foret baculus,
Et eum in clunibus
Pungeret aculeus.
Hez, Sire Asnes etc.

Hic in collibus Sichem
Jam nutritus sub Ruben,
Transiit per Jordanem,
Saliit in Bethlehem.
Hez, Sire Asnes etc.

Ecce magnis auribus
Subjugalis filius
Asinus egregius,
Asinorum dominus.
Hez, Sire Asnes etc.

Saltu vincit hinnulos,
Damas et capreolos,
Super Dromedarios
Velox Madianeos.
Hez etc.

Aurum de Arabia,
Thus et myrrham de Saba
Tulit in ecclesia
Virtus asinaria.
Hez etc.

Dum trahit vehicula
Multa cum sarcinula,
Illius mandibula
Dura terit pabula.
Hez etc.

Cum aristis hordeum
Comedit et carduum;
Triticum a palea
Segregat in area.
Hez etc.

Amen dicas Asine,
Jam satur de gramine.
Amen, Amen itera,
Aspernare vetera.
Hez va Hez va! Hez va Hez!
Bialx Sire Asnes car allez;
Belle bouche car chantez.

III.

Die ſchwarze Proceſſion zu Evreux.

Im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte war es zu Evreux gebräuchlich, daß ſich das Domkapitel den erſten Mai in den nah gelegnen Wald begab um Aeſte abzuhauen, womit die Bildniſſe der Heiligen in den Kapellen der Domkirche ſollten geſchmückt werden. Anfänglich verrichteten die Domherren dieſe Ceremonie in eigner Perſon, da ſie aber mit der Zeit glaubten, dieſes wäre für ſie zu niedrig, ſo ſchickten ſie die Chorgeiſtlichen und die Kapläne in den Wald um die Zweige abzuhauen. Sie giengen Paar und Paar aus der Kirche unter Begleitung der Chorſchüler und der Aufwärter der Kirche, jeder mit einem Garten-Meſſer in der Hand, und hieben die Aeſte ab, die ſie theils ſelbſt, theils das ſie begleitende Volk trugen. Man läutete mit allen Glocken, und tobte bisweilen ſo gewaltig, daß man die Glocken zerbrach, und einige Glockenläuter verwundete und tödtete. Und obgleich der Biſchof dieſe Mißbräuche verboth, ſo achteten doch die Chorgeiſtlichen nicht; ſie jagten die Glockenläuter aus der Kirche, bemächtigten ſich der Thüren und der Schlüſſel, und hauſten ſo bis den 10ten Mai, wo ihre Tollheit nachließ. Einſt hiengen ſie zwei Thumherren an ein Fenſter des Glockenthurms an den Achſeln auf, die ſich ihrer Wuth widerſetzen wollten; welches die noch vorhandnen Originalakten bezeugen, die auch beider Namen aufbehalten haben, der eine hieß Jean Manſel und der andre Gautier Dentelin. Wenn die ſchwarze Proceßion, denn ſo wurde ſie genannt, aus dem Walde kam, trieb ſie tauſend Poſſen, warf den Vorbeigehenden Kleien in die Augen, ließ einige über einen Beſen ſpringen, und andre mußten tanzen. Man verlarvte ſich auch; die Thumherren ſchoben während der Zeit Kegel über den Gewölbern der Kirche, ſpielten Komödien und tanzten. Eben daſelbſt ſtiftete ums Jahr 1270 ein Thumherr Namens Bouteille eine Seelenmeſſe, und verordnete, daß man den 28ten April, als an welchem Tage ſie ſollte gehalten werden, auf das Pflaſter im Chor ein Leichentuch breiten, und an deſſen vier Enden vier mit Wein gefüllte Flaſchen, und in die Mitte auch eine ſetzen ſollte, welche die Sänger austrinken ſollten.

IV.

Der groſſe Tanz zu Marſeille.

Zu Marſeille war es vor Zeiten gebräuchlich, am Feſt des heiligen Lazarus alle Pferde, Eſel, Mauleſel, Ochſen und Kühe, mit feierlicher Pracht in der Stadt herumzuführen. Alle Einwohner der Stadt verlarvten ſich auf eine lächerliche Weiſe, ſowohl Weiber als Männer kamen zuſammen, und tanzten Hand an Hand durch alle Gaſſen der Stadt, bei Pfeifen und Saitenſpiel. Dieſes nennte man den groſſen Tanz (Magnum Tripudium.)

V.

Die Allmoſenſammlung Aquilanneuf um Angers.

An einigen Orten, die unter den Kirchſprengel von Angers gehören, zogen ehemals am Neujahrstage junge Leute männlichen und weiblichen Geſchlechts in Kirchen und Häuſern herum, um Allmoſen zu ſammeln, welches ſie Aquilanneuf nennten; in der Abſicht um von den erhaltnen Geldern für die Maria oder andre Heiligen Wachskerzen zu kaufen: dazu aber wendeten ſie nicht den zehnten Theil an, ſondern verwendeten es auf Freſſen und Saufen. Unter ihnen befand ſich ein Narr, (Follet) der ſich der gröſten Ausſchweifungen ſchuldig machte, ohne daß ihn jemand tadeln durfte. Er und diejenigen, die ihn begleiteten, nahmen ſich die Freiheit tauſend Poſſen ſelbſt in den Kirchen zu treiben, die gröbſten Zoten zu reiſſen, ſelbſt den Prieſter auf dem Altar zu ſpotten, die Ceremonien bei der Meſſe nachzuäffen, u. ſ. f. Sie raubten unter dem Namen des Allmoſens aus den Häuſern, was ihnen beliebte, welches ihnen Niemand wehren durfte, weil ſie mit Prügeln verſehn waren, womit ſie ſich vertheidigten. Dieſe Ausſchweifungen wurden durch eine Synode zu Angers verbothen, und daher ſah man den Narren und die Allmoſenſammler nicht mehr in den Kirchen, aber auſſer den Kirchen dauerte ſie noch bis aufs Jahr 1668, wo ſie durch eine neue Synode zu Angers gänzlich aufgehoben wurde.

VI.

Die Proceßion zu Aix.

Renatus, König von Neapel und Sicilien, und Graf von Provence, ſtiftete um das Jahr 1462 eine Proceßion am Frohnleichnamsfeſte zu Aix, wozu er eine anſehnliche Summe vermachte, um die dabei vorkommenden Unkoſten zu beſtreiten; über dieſes beſtimmte er alles auf das genauſte, wie es damit ſollte gehalten werden, ſelbſt bis auf die geringſten Kleinigkeiten. Dieſe Proceßion hat ſeit jeher ſelbſt von erleuchteten Katholiken viele Widerſprüche erfahren, die auch keineswegs ungegründet ſind. Schon im Jahr 1645 ſchrieb ein berühmter Advocat Mathurin Neuré deswegen eine „Klage an den Gaſſendi“, worin er die dabei vorkommenden Mißbräuche ſehr eifrig beſtraft; dieſe Schrift wurde hernach zu Genf 1648. nachgedruckt; ſie wurde auch von René Gaillard, Herr von Chaudon in Provenzaliſche Verſe gebracht.

Wegen des allzu ungeräumten Grotesken in dieſer Proceßion wurde der Cardinal Grimaldi, Erzbiſchof zu Aix, bewogen, manches davon abzuſchaffen, weil rechtſchafne Leute dadurch zu ſehr geärgert wurden; doch blieb noch genung anſtößiges übrig, welches aus folgender Beſchreibung des Papon, eines von den Vätern des Oratorium zu Marſeille erhellet, der dieſe Proceßion ſo abmahlt, wie ſie itzt noch gehalten wird. Ein König vertheidigt ſich mit dem Scepter in der Hand gegen ein Dutzend mit Gabeln bewafneter Teufel; dies iſt die erſte Scene, welche man das groſſe Teufelsſpiel nennt. Die zweite iſt das kleine Teufelsſpiel, oder die kleine Seele. Vier Teufel wollen ein Kind entführen, welches ein Kreutz hat; ein Engel ſpringt dem Kinde bei, und ſiegend entgeht es ihnen. Alle dieſe Teufel hören am Frohnleichnamsfeſte zu Saint Sauveur die Meſſe; ſie gehn in die Kirche mit einer ſchwarzen Mütze in der Hand, die mit rothen Flammen beſäet, und mit Hörnern verſehn iſt, nach der Meſſe ſprengen ſie Weihwaſſer darauf, und machen das Kreutz über ſich, damit kein wahrer Teufel ſich unter den Haufen miſche, und am Ende einer mehr ſei, wie es ſich nach ihrer Erzählung, vor langer Zeit einmahl zugetragen haben ſoll. Hierauf folgt das Katzenſpiel; in dieſem ſtellt man die Anbetung des goldnen Kalbes vor, und nach der Anbetung wirft ein Jude ſo hoch er kann, eine in Leinwand gewickelte Katze in die Höhe. Die vierte Scene iſt der Beſuch der Königin von Saba bei dem Könige Salomo. Die fünfte iſt das Sternſpiel; die heiligen drei Könige von ihren Dienern begleitet, werden von einem Stern, der oben auf einem Stock befeſtigt iſt, nach Jeruſalem gebracht. Hierauf folgt das Spiel der Kinder, die ſich auf der Erde herumwälzen; hierunter will man die Ermordung der unſchuldigen Kinder vorſtellen.

Der alte Simeon als Hoherprieſter gekleidet, und einen Korb mit Eiern tragend, Johannes der Täufer unter der Geſtalt eines Kindes, Judas an der Spitze der Apoſtel, mit dem Beutel in der Hand, worinn ſich die 30 Silberlinge befinden, und Jeſus Chriſtus ſein Kreutz zur Schädelſtätte tragend, machen die ſiebente Scene aus. Hierauf ſicht man Chriſtum auf die Schultern des groſſen Chriſtophs geladen. Acht bis zehn junge Leute, bis an den Gürtel in wohl bedeckten Pappenferden verſteckt, führen Tänze auf, welche man die Scene der muthigen Pferde nennt. Hierauf folgt das Tänzerſpiel, und das Ganze wird mit der Scene der Grindköpfe beſchloſſen. In dieſer trägt ein armſelig gekleideter Knabe einen Kamm, ein andrer eine Bürſte, und ein dritter eine Scheere. Alle drei tanzen um einen vierten herum, kämmen ihm ſeine garſtige Perrücke, bürſten ihn, und beunruhigen ihn mit der Scheere. Alles dies wird mit Muſik begleitet, wovon König Renatus wenigſtens einige Arien ſelbſt componirt hat. Die Nacht vor dem Feſte begeht man eine Art von Proceßion, bei welcher man alle Götter des Heidenthums zu ſehn bekommt; einige davon ſind zu Pferde, andre auf Wagen, Bacchus ſitzt auf einem Faſſe, u. ſ. f. Es iſt wirklich zum Erſtaunen, ſagt Papon, ein katholiſcher Geiſtlicher, daß man in einem ſo aufgeklärten Jahrhunderte, wie das unſrige iſt, dieſe lächerlichen Ceremonien duldet, welche die Religion offenbar entehren.

VII.

Adam zu Halberſtadt.

In der Domkirche zu Halberſtadt zeigt man noch jetzt an einer Säule einen Stein, auf den ſich in der Aſchermittwoche ein Menſch ſetzen muſte, der Adam genennt wurde, weil er unſern erſten Stammvater vorſtellen ſollte; er war mit Lumpen bedeckt, und hatte ſein Haupt verhüllt. Nach geendigter Meſſe jagte man ihn zur Kirche hinaus. Hierauf muſte er Tag und Nacht durch alle Gaſſen baarfuß laufen, und wenn er vor einer Kirche vorbei kam, neigte er ſich tief, zum Zeichen der Verehrung. Er durfte ſich nicht eher zur Ruhe begeben, als nach Mitternacht; wenn ihn hernach jemand ins Haus rufte, welches denn allemahl geſchah, ſo konnte er eſſen, was man ihm vorſetzte; aber dabei durfte er kein Wort reden. Dieſes Herumlaufen dauerte bis auf den grünen Donnerſtag, wo ihm erlaubt war, die Kirche wieder zu beſuchen; hier empfieng er die Abſolution, und zugleich eine ziemliche Summe Geldes, die man als ein Allmoſen für ihn geſammelt hatte. Nun, glaubte man, wäre er durch die Abſolution von Sünden ſo gereinigt worden, als Adam im Stande der Unſchuld vor ſeinem Falle war. Ehmals glaubten die Einwohner zu Halberſtadt, daß dieſe Abſolution ihres Adams der ganzen Stadt und allen Einwohnern zu gut käme.

Die alten Perſer hatten ein lächerliches Feſt, welches mit dieſem einige Aehnlichkeit hatte, und wodurch man das Abſchiednehmen des Winters vorſtellen wollte. Es wurde im Frühlinge gefeiert, um die Zeit, wo Tag und Nacht gleich ſind, und hieß Kauſa Niſchin, oder die Bartloſigkeit eines alten Mannes, der ſitzet oder reitet. Es ritt nämlich ein alter ohnbärtiger und einäugiger Mann auf einem Eſel oder Mauleſel, hatte in der einen Hand einen Beutel, und in der andern eine Peitſche und einen Fächer. So prangte er durch die Gaſſen; Vornehme und Geringe, die königliche Familie ſo gut als der Bettler, folgten ihm nach. Unter andern Poſſen, die dieſer Haufe mit dem alten Manne trieb, war auch, daß ſie ihn bald mit kalten, bald mit warmen Waſſer beſpritzten; und er ſchrie denn immer gurma! gurma! (heiß! heiß!) fächerte ſich oft, oft gab es auch für die, die ihn nicht wollten in Ruhe laſſen, Schläge. Ihm ſtand jede Bude, jedes Haus offen; wer ihm nicht gleich ein Stück Geld reichte, dem konnte er, wenn er mit Waaren ausſtand, ſeine Waare nehmen; oder ſonſt ihm, wäre er auch der Vornehmſte geweſen, das Kleid mit einer Mixtur aus Tinte, rother Erde und Waſſer, die er auf der Seite in einem Topfe bei ſich führte, bewerfen. Allein ein jeder wartete ſchon im voraus auf ihn in ſeiner Hausthüre, man gab ihm willig, ſobald er nur zu nahe kam. Das, was er von der Zeit ſeines Auszuges bis zur erſten Betſtunde, einbekam, muſte an den König, oder an den jedesmaligen Statthalter in den Städten, wo der König ſich nicht ſelbſt aufhielt, abgegeben werden. Dieſer Umſtand ſcheint zu verrathen, daß dazu ein gewiſſer Aberglaube Anlaß gegeben habe; denn ſonſt iſt nicht abzuſehn, was auch alles, was der arme Mann da ſammelte, Perſonen von hohem Range hätte helfen können. Was er von der erſten Betſtunde bis zur zweiten zuſammenbrachte, das gehörte ihm ſelbſt; und dann hatte ſein Aufzug ein Ende. Hierauf muſte er ſich geſchwind von der Straſſe machen; denn wer ihm nach dieſer Zeit noch würde begegnet ſein, hätte ihn derb abprügeln können, ohne daß er hätte klagen dürfen.

VIII.

Oſterpoſſen.

Ich will hier nicht wiederholen, was ich an einem andern Orte ſchon erwähnt habe, daß es an Oſtern gewöhnlich war, die Myſterie von der Auferſtehung Chriſti zu ſpielen; ſondern blos einige andre komiſche Gebräuche erzählen, die man zu dieſer Zeit ehmals unter den Chriſten beobachtete. Ademar gedenkt unter dem Jahr 1012 einer ſehr ſeltſamen Gewohnheit, die man in der chriſtlichen Kirche ausübte: Zu dieſer Zeit befand ſich Hugues Chapellain d'Aymeric, Vicomte von Rochechuard zu Toulouſe, wo er das Oſterfeſt feierte, er hatte die Ehre dem Juden die Ohrfeige zu geben, welches ſeit undenklichen Zeiten am Oſterfeſt daſelbſt gebräuchlich war. Er gab ihm dieſe Ohrfeige mit ſolcher Gewalt, daß dem armen Juden das Gehirn zum Kopfe herausſpritzte, und er todt zu ſeinen Füſſen niederfiel. Die Juden holten den Leichnam ihres Mitbruders aus der Kirche des heiligen Stephanus zu Toulouſe, wo es geſchah, und begruben ihn. Wahrſcheinlich trieb der Eifer den Vicomte, daß er das Geboth Gottes vergaß: du ſollſt nicht tödten.

Eine andre lächerliche Gewohnheit, die man im zwölften Jahrhundert für etwas verdienſtliches und Gott wohlgefälliges hielt, erzählt Johann Belet. Am dritten Oſtertage ſchlug in vielen Ländern das Weib ihren Mann, und am folgenden Tage der Mann das Weib. Die Urſache, welche er davon ananführt, iſt folgende: die Ehleute ſollten einander wechſelsweiſe beſſern, und man wollte zu der heiligen Oſterzeit dadurch verhindern, daß der Mann vom Weibe nicht die ehliche Pflicht fodre, noch das Weib vom Manne. Hierbei muß einem die Sage einfallen, daß die Weiber der Ruſſen die Liebe ihrer Männer nicht eher erkennen wollen, als bis ſie von ihnen derb abgeprügelt worden, welches Barklai in ſeinem Icon animorum für gewiß ausgiebt, Olearius aber in ſeiner Reiſe mit Recht läugnet, weil es aller menſchlichen Denkungsart entgegen iſt. Es erzählt zwar Petrejus in ſeiner rußiſchen Chronik, daß einſt ein rußiſches Weib, die lange Zeit mit ihrem Manne in Einigkeit gelebt, einſt zu ihm geſagt, ſie könne noch nicht ſpüren, daß er ſie recht liebte, weil ſie niemals Schläge von ihm empfangen, worauf ſie der Mann mit der Peitſche weidlich durchgegerbt, auch ſolches nach der Zeit wiederholt, weil ſie ſo groſſen Wohlgefallen daran gehabt; aber beim dritten male habe er ſie gar todt geſchlagen; allein ſollte es auch wahr ſeyn, was Petrejus erzählt, ſo macht eine Schwalbe noch keinen Sommer.

Sonſt pflegten auch am Oſterfeſt die Prediger ihren Zuhörern von den Kanzeln allerhand lächerliche Poſſen zu erzählen, um ſie nach der traurigen Faſtenzeit wieder fröhlich zu machen, welches ſie das Oſtergelächter (Risus paschalis) nennten; dergleichen Matheſius in ſeiner Jugend oft gehört hatte. Er ſagt: etwan pflegt man um dieſe Zeit Oſtermährlein und närriſche Gedicht zu predigen, damit man die Leute, ſo in der Faſten durch ihre Buſſe betrübet, und in der Marterwochen mit dem Herrn Chriſto Mitleiden getragen, durch ſolche ungereimte und loſe Geſchwätz erfreuet und wieder tröſtet; wie ich ſolcher Oſtermährlein in meiner Jugend etliche gehöret, als da der Sohn Gottes für die Vorburg der Höllen kam, und mit ſeinem Kreutz anſtieß, haben zween Teufel ihre langen Naſen zu Riegeln fürgeſteckt; als aber Chriſtus anklopft, daß Thür und Angel mit Gewalt aufgieng, habe er zween Teufeln ihre Naſen abgeſtoſſen. Solches nennten zu der Zeit die Gelehrten Risus Paschales.

Heinrich Bebelius, ein fleißiger Beobachter des Komiſchen und der Sitten ſeines Zeitalters gedenkt dieſer Oſtermährlein auf der Kanzel auch in allen Ehren, und erzählt folgendes davon: Am Oſterſonntage befahl ein gewiſſer Prediger zu Waiblingen auf der Kanzel, (wie man denn an dieſem Tage allerhand Spaß unter die Predigten zu miſchen pflegt) es ſollte der Mann, der in ſeinem Hauſe die Herrſchaft hätte, und nicht die Frau, das Triumphlied, Chriſt iſt erſtanden, anſtimmen. Ja, da war eine groſſe Stille, und kein Mann wollte anſtimmen. Endlich wurde einer von Unwillen gereitzt, und fieng den Geſang an, welchen nach der Predigt alle Männer begleiteten, und als einen Beſchützer ihrer Ehre herrlich bewirtheten. Im gegenwärtigen Jahre 1506 that ein Predigermönch im Kloſter Marchtal an der Donau eben dieſe Anfoderung an die Männer, welche aber alle ganz beſchämt ſtill ſchwiegen. Als er nun hierauf befahl, es ſollten die Weiber anſtimmen, welche die Hoſen hätten, ſo fiengen ſie alle mit einem groſſen Geſchrei den Oſtergeſang an. Jener Mönch fieng ſeine Oſterpredigt mit den Worten an: Gute Nacht Stockfiſch, willkommen Ochs! In den Kirchen in Spanien ſiehet man an groſſen Feſttagen, als Oſtern und Weihnachten, u. ſ. f. zwei komiſche Perſonen, Namens Gil und Pasqual, welche durch ihre Gebehrden und Gaukelpoſſen die Freude ausdrücken, welche dieſe Feierlichkeiten verurſachen.

IX.

Weihnachtspoſſen.

Vor Zeiten miſchte man am Weihnachtsfeſt in Frankreich unter die geiſtlichen Lieder profane in den Kirchen, und ſung ſelbſt das Magnificat, nach der Melodie eines poſſenhaften Gaſſenliedes, welches ſich anfieng:

Que ne vous requinquez vous, Vieille,
Que ne vous requinquez vous donc?

Dieſe Melodie ſteht ordentlich über dem gedruckten Magnificat. In Deutſchland pflegte ehmals der Pöbel die Chriſtnacht mit allerhand unzüchtigen Tänzen auf den Kirchhöfen zu entehren. Davon erzählt Trithemius folgendes Mährlein: Als im Jahr 1012 in der Kirche des heiligen Märtyrers Magnus in Sachſen ein Prieſter Rupertus in der Chriſtnacht die erſte Meſſe angefangen hatte, ſo hat ein gewiſſer Laie Otbertus mit 15 Männern und 3 Weibern auf dem anliegenden Kirchhof einen Tanz angefangen, und weltliche Lieder mit ſeiner Bande geſungen, wodurch der Meſſe leſende Prieſter ſo geſtöhrt wurde, daß er aus aller Faſſung kam. Er ließ alſo durch den Küſter den Tanzenden Stillſchweigen und Ruhe gebieten; da aber dieſe immer forttanzten und ſangen, wurde er ſo aufgebracht, daß er auf dem Altar ausrief: Gott gebe, daß ihr ein ganzes Jahr ſo tanzen müßt! Dieſem Wunſche oder Fluche folgte die Wirkung bald nach; denn ſie tanzten ein ganzes Jahr, Tag und Nacht ohne alles Aufhören, ſie aſſen, tranken und ſchliefen nicht, kein Regen fiel auf ſie, weder Kälte noch Wärme empfanden ſie, und wurden auch nicht müde. Wenn ſie jemand fragte, ſo gaben ſie keine Antwort, ihre Kleider und Schuhe blieben ganz, ohne abgenutzt zu werden. Sie traten die Erde ſo ein, daß ſie erſtlich bis an die Kniee, und hernach bis an die Hüften darinn ſtanden. Als der Sohn des Prieſters ſeine Schweſter, die ſich unter den Tanzenden befand, beim Arm ergrif, und ſie mit Gewalt den Tanzenden entreiſſen wollte, riß er ihr den Arm vom Leibe, ſie aber, als wäre ihr nichts widerfahren, zeigte keinen Schmerz, gab keinen Laut von ſich, es kam auch kein Tropfen Bluts heraus, ſondern ſie ſetzte den Tanz mit den andern raſtlos fort. Nachdem ſie nun ein ganzes Jahr getanzt hatten, kam endlich der heilige Heribertus, Erzbiſchof zu Cölln auf den Kirchhof, ſprach die Tanzenden von dem Fluche los, und führte ſie in die Kirche. Die Frauensperſonen ſtarben bald, auch einige von den Männern, die nach ihrem Tode Wunder thaten, weil ſie ſo lange gebüßt hatten. Die übrigen aber, welche länger lebten, behielten zeitlebens ein Zittern an ihren Gliedern. Von dieſem Prieſter Rupert ſoll der Name des Knechts Ruprecht entſtanden ſeyn, der mit dem Chriſtkinde an Weihnachten herum zieht, und der den Zorn des heiligen Chriſts zu vollziehen bemüht iſt. Lycoſthenes hat dieſen Tanz zu ewigem Andenken in einem Holzſchnitt abbilden laſſen. Ein unbefangner Beobachter kann leicht merken, daß dieſes Mährlein blos erfunden worden, um dem prieſterlichen Fluche und der Abſolution ein Anſehn zu erwerben. Hierbei muß einem der Veitstanz einfallen, der auch von der Gewalt des heiligen Vitus den Namen hat. Davon ſchreibt der ehrliche Agricola, in dem Sprüchwort, daß dich Sanct Veits Tanz ankomme: In deutſchen Landen ſind der Plagen viel geweſen, als es wurden etliche Leute geplagt, daß ſie tanzen muſten, oft Tag und Nacht an einander, oft zween Tag, drei Tag und Nacht. Es iſt eine Fabel, Sanct Veit iſt der vierzehn Apotheker und Nothhelfer einer, und hat Gott gebethen, da er jetzt den Hals ſollte hinreichen, er wolle alle, die ſeinen Abend faſten, und ſeinen Tag feiern, vor demſelben Tanz behüten und bewahren, und alsbald iſt eine Stimme vom Himmel kommen, Vite, du biſt erhöret. Zu der Zeit iſt es aber alſo ergangen, daß die Heiligen ſich ſelbſt canoniſirt, und erhoben haben, ehe ſie geſtorben ſind.

Ehmals gieng auch in Deutſchland die Gewohnheit im Schwange, daß die drei nächſten Donnerſtage vor Weihnachten Knaben und Mädchen des Nachts herumliefen, und an allen Thüren anklopften, die Ankunft Chriſti verkündigten und den Einwohnern ein glückliches neues Jahr wünſchten; wofür ſie ein Geſchenk von Aepfeln, Nüſſen und Kuchen erhielten; denn man glaubte an dieſen drei Nächten ſchwermten die Teufel und Hexen herum, die man durch dieſen Gebrauch vertreiben wollte. Dieſer Gebrauch hat eine offenbare Aehnlichkeit mit den Lemuralien der Römer, welche man vom ſiebenten Mai an in drei Nächten feierte, ſo daß immer eine Nacht dazwiſchen frei blieb. Wenn man nämlich die Poltergeiſter (Lemures) verſöhnen und aus den Häuſern jagen wollte, ſtand man zu Mitternacht auf, gieng baarfuß, wuſch ſich mit Brunnenwaſſer, nahm mit zuſammen gehaltenen Fingern etliche ſchwarze Bohnen, die man zuvor im Munde herum geworfen, und ſchmieß ſie rückwerts über ſich, indem man ſagte, daß man ſich und die Seinigen damit löſe, alsdenn ſchlug man auf ein Becken, und bat die Poltergeiſter, ſie möchten aus dem Hauſe gehn.

X.

Das Kirchweihfeſt oder die Kirmeß.

Das Kirchweihfeſt wurde eingeſetzt, um den Jahrstag der Einweihung der Kirche feierlich zu begehn. Der Name Kirmeß heiſt ſo viel als Kirchmeſſe, weil man das Andenken der erſten Meſſe feierte, die in einer Kirche war gehalten worden. Dieſer fromme Gebrauch artete aber ſehr zeitig in einen Jahrmarkt aus, und in ein Feſt, deſſen Hauptentzweck Freſſen und Saufen zu ſeyn ſchien, daß auch ſelbſt Concilia und Regenten ihre Macht anwenden muſten, um nur die gröbſten Mißbräuche und Ausſchweifungen zu unterdrücken.

Karl V. ſetzte in den Niederlanden eine Strafe von 50 Gulden auf jeden, der die Kirmeß länger als einen Tag feiern würde; allein das Geſetz wurde nicht lange gehalten; man fraß und ſof nach alter löblicher Gewohnheit acht Tage lang hinter einander.

So wurde ehmals das Münſter zu Straßburg am Kirchweihfeſte in ein ordentliches Saufhaus verwandelt, welches Jacob Wimpfeling bezeugt, wenn er ſchreibt: Alle Jahr auf Adolphi Tag, welches das Kirchweihfeſt des Münſters iſt, kam aus dem ganzen Bißthum von Mann und Weib ein groſſes Volk allhier im Münſter als in ein Wirthshaus zuſammen, alſo daß es oft geſteckt voll war, die blieben nach alter Gewohnheit des Nachts im Münſter, und ſollten beten; aber da war keine Andacht, indem man etliche Fäſſer mit Wein in Sanct Cathrinen Kapelle legte, die man den Fremden und wer deſſen begehrte ums Geld auszapfte, und es ſah der Faßnacht, dem Gottesdienſt des Bacchus und der Venus mehr gleich, als einem chriſtlichen Gottesdienſt. Wenn einer einſchlief, ſo ſtachen ihn die andern mit Pfriemen und Nadeln, daraus entſtand alsdenn ein Gelächter, und oftmals Zank und Schlägereien. Wider dieſes ärgerliche Leben predigte Johann Geiler von Kaiſersberg heftig, und brachte es endlich dahin, daß dieſer Mißbrauch im Jahr 1481 abgeſchaft wurde.

Die Neigung der Deutſchen zu dergleichen Kirmsfeſten mag Agricola mit ſeiner komiſchen gutherzigen Sprache beſchreiben: Fröhlich und guter Dinge ſeyn, wohl leben, herrlich eſſen und trinken iſt löblich, wenns ſelten geſchieht, wenn es aber täglich geſchieht, ſo iſt es ſträflich. Wir Deutſchen halten Faßnacht, Sanct Burkhard und Sanct Martin, Pfingſten und Oſtern für die Zeit, da man ſoll für andern Gezeiten im Jahr fröhlich ſeyn und ſchlemmen, Burkhards Abend um des neuen Moſts willen; Sanct Martin vielleicht um des neuen Weins willen, da brat man feiſte Gänſ, und freuet ſich alle Welt. Zu Oſtern bäkt man Fladen. In Pfingſten macht man Lauberhütten, in Sachſen und Döringen, und man trinkt Pfingſtbier wohl acht Tage. In Sachſen hält man auch Panthaleon mit Schenken, Speck, Knackwürſt und Knoblauch. Zu den Kirchmeſſen oder Kirchweihen gehen die Deutſchen vier, fünf Dorfſchaften zuſammen, es geſchieht aber des Jahrs nur einmal, darum iſt es löblich und ehrlich, ſintemahl die Leute dazu geſchaffen ſeyn, daß ſie freundlich und ehrlich unter einander leben ſollen. Es iſt ein Biſchof von Mainz auf eine Zeit in das Biſchthum Merſeburg kommen, der Meinung er wollte zu Merſeburg zu Mittag Mahlzeit halten. Nun war der Weg bös, und verzog ſich hoch auf den Tag, daß wo ſie hätten warten wollen bis in die Stadt, ſo wäre es dem Biſchof zu lang worden. Darum da der Biſchof in einem Dorfe an Sonntag Kirchmeßfahnen ausgeſteckt ſiehet, ſpricht er zu dem Doctor, der bei ihm in dem Wagen ſaß: da iſt Kirchmeß, da wollen wir abſitzen, und ein Bißlein eſſen, denn dieweil Kirchmeß iſt, werden ſie wohl etwas gebraten und gekocht haben. Ehe ſie aber hinkamen, fraget der Biſchof ſeinen Arzt, ob er auch wiſſe, woher es komme, daß man Fahnen ausſtecke, und ſpricht: es bedeutet den Triumph Chriſti, da er ſeinen Feinden obgeſieget hat. Der Doctor ſpricht, er habe anders gehöret, nämlich alſo, man findet, daß Zachäus gerühmt wird an der Kirchweihe, denn da er auf einem Baum ſtund, und wollte Jeſum ſehn, hieß ihn Jeſus eilends herabſteigen, und im Eilen bleibt das Niederkleid am Baum hangen, denn er hatte keine Hoſen an, das Niederkleid hängt man noch aus; und weil ſie ſo reden, ſind ſie vor dem Dorfe. Der Biſchof ſteigt ab, und nahet zu der Pfarre zu, zu ſeinem Handwerk. Nun hatte der Pfarrer zehn andre Pfarrer geladen zur Kirchweihe, und ein jeglicher hatte ſeine Köchin mitgebracht. Da ſie aber Leute kommen ſahen, lauffen die Pfaffen mit den Huren alle in einen Stall, ſich zu verbergen. Indeß gehet ein Graf, der an des Biſchofs Hofe war, in den Hof, ſeinen Gefug zu thun, und da er in den Stall will, darein die Huren und Buben geflohen waren, ſchreit des Pfarrers Köchin, nicht, Junker, nicht, es ſeind böſe Hunde darinnen, ſie möchten euch beiſſen. Er läßt nicht nach, gehet hinein, und findet einen groſſen Haufen Huren und Buben im Stalle. Da der Graf in die Stuben kommt, hatte man dem Biſchof eine feiſte Gans fürgeſetzt zum eſſen, hebt der Graf an, und ſagt dies Geſchicht dem Biſchof zum Tiſchmährlein. Gegen Abend kamen ſie gen Merßburg, daſelbſt ſagt der Biſchof von Mainz dieſe Geſchichte dem Biſchof von Merſenburg. Da das der heilige Vater hörte, betrübte er ſich nicht um das, daß die Pfaffen Huren haben, ſondern darum, daß die Köchin die Buben im Stalle Hunde geheiſſen hatte, und ſpricht: Ach Herre Gott, vergebe es Gott dem Weibe, daß ſie die Geſalbten des Herrn Hunde geheiſſen hat. Das hab ich darum erzählet, daß man ſehe, wie wir Deutſchen das Sprüchwort ſo feſt halten, es iſt kein Dörflein ſo klein, es wird des Jahrs einmahl Kirms darinne.

Eben ſolche Feſte mit Freſſen und Saufen wurden ehmals auch an den Jahrstagen der Märtyrer und Wohlthäter einer Kirche gefeiert. Man leerte ihnen zu Ehren manch ſo genanntes Poculum charitatis aus; welches man in den goldnen Jahrhunderten der Cleriſei auch ſchlechtweg Charitas oder Charitas vini nannte. In einer Akte der Abtei Quedlinburg wird ſogar verſichert, daß die Verſtorbnen durch die Schmauſereien der Prieſter recht gelabt und erquickt würden (Plenius inde recreantur mortui). Man kann ſich wohl einbilden, daß die Mönche weidlich tranken, um die Todten nicht Noth leiden zu laſſen; denn die armen Seelen lagen ihnen viel zu ſehr am Herzen. So trunken ehmals in Spanien die Dominicaner einem eben begrabnen Wohlthäter zu Ehren: Es lebe der Verſtorbene! (Viva el muerto). Chardin in ſeiner Reiſe (Buch II, S. 129) verſichert als ein Augenzeuge, daß der Katholikos oder oberſte Biſchof der Mingrelier geſagt habe, derjenige ſey kein wahrer Chriſt, welcher an einem hohen Feſttage ſich nicht recht berauſche, und ein ſolcher verdiene in den Bann gethan zu werden.

XI.

Gregorius- Martins- und Nikolausfeſt.

In einigen deutſchen Provinzen wird von den Schulknaben das Feſt des heiligen Gregorius, als eines Patrons der Schulen, gefeiert. Man iſt nicht einig, wer dieſer Gregorius ſeyn ſoll. Einige glauben, es wäre der Papſt Gregorius Magnus; andere aber wahrſcheinlicher Gregorius II., der zu der Bekehrung von Deutſchland manches beigetragen hat. An dieſem Tage wird beſonders an einigen Orten in Sachſen eine Schulpredigt von einem Geiſtlichen in der Kirche gehalten, worinn Eltern, Lehrer und Kinder zu ihren Pflichten in Anſehung der Erziehung vermahnt werden. Alsdenn zieht der Haufe der Kinder mit ihren Lehrern durch die Stadt. Sie ſind meiſtens alle vermummt; man ſieht da die Perſon des Heilandes, ſeiner Apoſtel, der Engel, eines Biſchofs, der Könige, Edelleute, Prieſter, Schuſter, Schneider, heidniſche Götter, ja auch Schalksnarren und Poſſenreiſſer, welche geiſtliche auch weltliche Geſänge anſtimmen, und von den Einwohnern Allmoſen erhalten. Ich brauche es nicht zu erinnern, wie unſchicklich es iſt, Hannswürſte und heidniſche Götter in ein chriſtliches Gotteshaus zu führen, und chriſtliche Geſänge anſtimmen zu laſſen. Als Vorſpiele von den Weihnachtsgaukeleien kann man das Martins- und Nikolausfeſt anſehen. Martinus, Biſchof zu Tours in Frankreich, war ſehr milde gegen die Armen, denen er faſt ſein ganzes Vermögen mittheilte. Weil nun die Heiden am 11. November dem Aeſculapius zu Ehren ein Feſt hielten, an welchem ſie ſich, indem es die ganze Jahrszeit mit ſich brachte, mit Moſt und Wein beluſtigten, und einander damit beſchenkten, ſo ſetzten die Chriſten eben auf dieſen Tag das Feſt Martini, und beſcherten den Kindern Moſt nach heidniſcher Art, um die Freigebigkeit dieſes Biſchofs in ſtetem Andenken zu erhalten.

Im Schaumburgiſchen gehn die Kinder armer Leute auf Martini-Abend vor die Häuſer und ſingen folgendes Lied:

Mackt, mackt den Gaut Man:
Der es wohl vergelten kan.
Appel und de Beeren,
Nöte (Nüſſe) gath wohl mehn.
Gaut Frau gebt us wat!
Lat us nich tau lange ſtahn
Wie möten noch nach Cöllen gahn!
Cöllen is en wit weg.
Himmelrick is upe than!
Da möten wie alle hinin gahn,
Mit allen unſern Gäſten!
Gäber is de beſte.
Ick höre de Schlötel (Schlüſſel) klingen,
Sie wird us wohl wat bringen:
Sie gath up de Kaamer,
Suckt wat tauſamen.
Bei einen, bei zweien, bei dreien,
De Vaierte kan wohl mehe gahn.
Peterſellgen Zuppenkrut!
Steht in uſern Gahrn (Garten).
Die Jungfer N. is ene Brut,
Es wird nich lange währen,
Wenn ſie nach der Kircken geiht
Und der Rock in Faalen ſchleit!
Simeling Simeling Rauſen blat.
Schöne Stadt. Schöne Jungfer gebt us wat.

Läßt man ſie nun eine Weile auf die Gabe warten, ſo fangen ſie wieder an: Peterſelgen Zuppenkraut. Merken ſie, daß ſie etwas bekommen, ſo fahren ſie fort:

Appel up dem Bohme,
Ups Jahr een jungen Sohne.
Beeren im Potte,
Ups Jahr eene junge Tochter.
Märtens Abend kommt heran:
Klingel up der Bößen. (Büchſe)
Alle Maikens kreigt en Man,
Wie möten gehn und kößen.
Habe un dat Linnſaat (Leinſaame)
Is de Frau ehr liebſt Hausrath.
Simeling Simeling (ſäumen) Rauſen blat,
Schöne Stadt, ſchöne Jungfer gebt us wat.

Läßt man die Kinder ſtehn, und giebt ihnen gar nichts, ſo fangen ſie an und ſingen (iſt keine Jungfer da, ſo wird die Frau im Hauſe genannt):

Aſchen in der Duten,
Die Jungfer N. hat een ſchwarte Schnuten. (Mund)
Aſchen in der Taſchen,
Die Jungfer kan gaut naſchen.
Mackt den Märten Trullulut (Trallarara)
Up dem Sullulut. (Sulle heißt Thürſchwelle)

(Journal von und für Deutſchland. 1786. Neuntes Stück, S. 269.)

Der Biſchof Nicolaus zu Myra in Lycien war auch wegen der Mildthätigkeit berühmt. Man erzählt folgende Legende von ihm. Es hatte ein Vater drei ſchöne Töchter, denen er aus

Armuth kein Heirathsgut geben konnte, er beſchloß alſo ſie einem jeden ums Geld zur Unzucht zu überlaſſen. Da ſolches Nikolaus erfuhr, warf er des Nachts dem Vater einen Beutel mit Gelde ins Bette, wodurch ſie der Vater ausſtatten konnte. Zum Andenken dieſes Biſchofs erhalten die Kinder eine Beſcherung, die man ihnen aufs Bette legt.

XII.

Die Narrenproceßion zu Tournay.

Den 14. September halten zu Tournay alle Handwerkszünfte eine feierliche Proceßion. Jede Zunft hat ihren Narren als einen Arlekin gekleidet, welcher tauſend Poſſen und unanſtändige Poſituren auf den Gaſſen macht, auch die Vorbeigehenden mit Schlägen angreift, auf ſie ſchimpft und ſich beſäuft. Hierauf folgt die geſammte Geiſtlichkeit mit dem heiligen Sakrament, vor welchem die Narren hergehn, und ohne die geringſte Ehrerbietigkeit ihr Poſſenſpiel treiben, ſo lange die Proceßion dauert. Der ehmalige Biſchof von Choiſeul gab ſich alle Mühe dieſe Mißbräuche abzuſchaffen, und wollte wenigſtens, daß man das Sakrament weglieſſe; allein weder die Einwohner der Stadt, noch die Mönche, noch die Canonici haben darein willigen wollen. (Turetieriana. p. 21).

August Adolf Ludwig Follen

ward am 21. Januar 1794 zu Darmſtadt geboren, beſuchte das Gymnaſium und darauf die Univerſität zu Gießen, wo er die Rechte ſtudirte und wurde dann Hauslehrer bei dem Freiherrn von Löw zu Steinfurt in der Wetterau. Während des Befreiungskrieges 1813 trat er in das großherzoglich heſſiſche freiwillige Jägercorps und zeichnete ſich rühmlich durch Muth und Tapferkeit aus. Nach dem Frieden ſetzte er ſeine juriſtiſchen Studien in Heidelberg fort, privatiſirte hernach in Gieſſen, und redigirte darauf in Elberfeld mehrere Jahre hindurch eine politiſche Zeitung. In die erſten demagogiſchen Unterſuchungen verwickelt, mußte er eine ſtrenge Haft in der Stadtvogtei zu Berlin erleiden, ward jedoch 1821 freigelaſſen und ging als Profeſſor an der Cantonsſchule nach Aarau. Gegenwärtig lebt er als Privatmann und Bürger zu Effingen auf dem Schloſſe Altikan in der Schweiz. —

Er gab heraus:

Torquato Taſſo's befreites Jeruſalem. Frankfurt a. M. 1818.
Freie Stimmen friſcher Jugend. Jena 1819.
Alte chriſtliche Lieder und Kirchengeſänge. Elberfeld 1819.
Ein ſchoen und anmuetig Gedichte, wie ein heideſcher Küng, genannt der Lüttower, wunderbarlich bekert und in Pruſſenland getaufft ward von Hugo von Langenſtein. Konſtanz 1826.
Bilderſaal deutſcher Dichtung. Winterthur 1828 bis 1829. 2 Thle.
Ein ſchoen und kurzweilig Gedichte von einem Rieſen, genannt Sigenot. Konſtanz 1830.

Eine große Herrſchaft über Sprache und Reim, Friſche und Kraft der Gedanken und Reichthum und Glanz der Bilder offenbaren ſich in A. A. L. Follen's poetiſchen Leiſtungen, namentlich in ſeinen Liedern. Schade, daß ihn ein bewegtes inneres Leben immer nur zu Extremen führte, und ihm weder ungetrübte Klarheit des Gedankens, noch Ruhe zu freier Geſtaltung deſſelben gewinnen ließ. —

Er darf nicht mit ſeinem jüngeren Bruder **Karl Follen** verwechſelt werden, der am 3. Septbr. 1795 geboren, die Rechte ſtudirte, ſeit 1818 Privatdocent in Gießen und Jena war, dann in Folge demagogiſcher Unterſuchungen Deutſchland verließ und gegenwärtig als Profeſſor an der Harvards-Univerſität im Staate Maſſachuſets lebt. Von ihm rühren ebenfalls mehrere vortreffliche und vielfach verbreitete Geſänge, z. B. „Schalle du Freiheitsgeſang", „Unter'm Klang der Kriegeshörner", doch auch das berüchtigte ſogenannte große Lied, welches ſpäter Wit von Dörring theilweiſe (im 3. Bde. der Memoiren des Satan) veröffentlichte, her. —

Wir theilen hier ein's der gelungenſten und eigenthümlichſten Gedichte von Auguſt Ludwig Follen mit.

Des Arnold von Winkelried Opfertod.

Im Harſt von Unterwalden, da ragt ein Heldenkind,
Hochhäuptig über alle, die ſelbſt gewaltig ſind,
Schön ſteht er, wie der Engel des Herrn vor Edens Auen,
Finſter und verſchloſſen, faſt grauſig anzuſchauen.

Er lehnt an ſeiner Lanze, als gölt ihm nicht der Streit;
Er ſchaut wohl nach den Bergen, ſchaut in die alte Zeit,
Wo Kuhreihn und Rugguſer, nie Schlachtdrommete ſcholl,
Gar ſtill die Väter wohnten, bis fremder Hochmuth ſchwoll!

Es blickt wohl ſeine Seele nach ſeiner Väter Saal,
Wo, in dem Kreis der Kleinen, ſein züchtiglich Gemahl,
In Thränen für ihn betend, Schmerzensgedanken ſinnt,
Ihn mit betrübtem Herzen in Gott vor Allem minnt.

Er ſchaut wohl durch der Feldſchlacht Funken und Wolkendunſt,
Wo nackte Tapferkeit erliegt gepanzerter Fechter Kunſt,
Nun waren ſeine Blicke mit Düſterniß erfüllt,
Wie wann ſich gegen Abend ein Berg in Wolken hüllt.

Bewegt im tiefſten Herzen war dieſer Schweizermann,
Doch was im Schmerz der Liebe die große Seele ſann,
Das ward noch nie geſonnen, das ſingt kein irdiſch Lied,
Denn dieſer Mann iſt Arnold Struthan von Winkelried!

Das war ſein Ahn, der Struthahn, der, laut geprieſ'nen Sagen,
Des Landes Angſt und Plagen, den Lindwurm, hat erſchlagen:
Er that, was keiner mochte, im ächten Rittermuth,
Das iſt, dem armen Hirten, dem Bauersmann zu gut.

Ein and'rer ſeiner Väter mit auf dem Rütli ſchwur,
Dort, wo am tiefen Waſſer auf heiliger Wieſenflur
Im Mondſchein iſt erwachſen, im engelreinen Reiz,
Das edel unvergänglich Vergißmeinnicht der Schweiz.

Herr Arnold löſt den Panzer, der ſeine Bruſt umſpannt,
Er ſtund vom Haupt zur Sole, im lichten Stahlgewand;
Es fällt die ſchwere Brünne klirrend ins Gefild,
Und über die Schultern wirft der Held den großen Drachenſchild

So aber hat der Arnold ſein großes Herz erſchloſſen:
„Geſtrengen und biderben lieben Eidgenoſſen!
Sorgt mir um Weib und Kinder! will euch eine Gaſſe machen!"
Und an die Feinde ſprengt er, wie der Ahnherr an den Drachen!

Da ſcheint der Held zu wachſen, breit, übermenſchlich lang
Im ſchauerlichen Funkeln; mit einem Satze ſprang
Gen Feind des Drachentödters Kind, in gräßlicher Geberde,
Und unter dem Helden bebt und jauchzt die freie Schweizererde.

Da hieng am hohen Manne das Augenpaar der Schlacht;
Da waren ſeine Blicke zu Blitzen angefacht;
So funkelten die Flammen, die Gott vom Wolkenſchloß,
Auf Sodom und Gomorra im Zorn herunterſchoß.

Und ſeiner langen Arme ſimſonhafte Kräfte
Umklammern, weit ausgreifend, Ritterlanzenſchäfte;
So drückt er ſeinen Arm voll Tod — o Lieb' in Todesluſt! —
Drückt all die blanken Meſſer in ſeine große Bruſt.

Er ſtürzt, ein rieſiger Alpenblock, wuchtend in die Glieder,
Und rings die Kampfesbäume, zermalmend, wirft er nieder.
Dein Arnold ſtürzt, du bebſt und ſtöhnſt in Mutterſchmerz, o Haide;
Doch wilder bebt dir, Oeſterreich, das Herz im Eiſenkleide!

Ein Augenblick Erſtaunen; Schlachtendonner ſchwieg;
Dann ſchrei'n aus Einem Munde die Schweizerharſte: „Sieg!"
Und ab den Höhen wälzt ſich heißwogende Waffenmaſſe:
„Auf! an die Arnoldsbrücke! auf! durch die Struthansgaſſe!"
Und über Arnolds Nacken fährt in den weiten Spalt;
Wie Wirbel wühlend, Stoß auf Stoß, Schweizerſturmgewalt;
Und über Arnolds Leiche bricht durch ein wilder Harſt,
Und Oeſtreichs Eiſenmauer aus Band und Fuge barſt.

Emanuel Friedr. Wilh. Ernſt Follenius

ward im Jahre 1773 zu Ballenſtädt geboren, ſtudirte die Rechte und trat dann in preußiſche Staatsdienſte, in welchen er bis zum Amte eines Oberhofgerichtsrathes vorrückte. Er ſtarb als ſolcher zu Inſterburg in Preußen am 5. Auguſt 1809.

Von ihm erſchien:

Schillers Geiſterſeher Bd. 2. u. 3. Leipzig 1796—97.
Johnſon, der edle Taſchenſpieler. Leipzig 1797—98. 2 Thle.
Die Milchbrüder Ferdinand und Ernſt. Berlin 1798—99. 3 Thle.
Franz Damm oder der Glückliche durch ſich ſelbſt. Leipzig 1799—1800. 2 Thle.

Ein mittelmäßiger Romanſchreiber, deſſen Fortſetzung von Schiller's Geiſterſeher (immer noch ſeine beſte Arbeit) als durchaus verfehlt zu betrachten iſt, obwohl ſie zur Zeit ihres Erſcheinens die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog und den Beutel des Verlegers füllte; ſie verdient nur als literäriſches Curioſum Erwähnung.

Hans Folz

oder Volz, zu Worms geboren, Barbier und Meiſterſinger zu Nürnberg, lebte daſelbſt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Von ſeinen irdiſchen Schickſalen iſt weiter nichts bekannt geworden, als daß er mit Hans Roſenplüt, dem Schnepperer, der Erſte war, der die dramatiſchen Faſtnachtsſpiele, deren Erfindung ihm jedoch keinesweges zugeſchrieben werden darf, in Aufnahme brachte. Wagenſeil ſchreibt ihm folgende Meiſtertöne zu: der Theilton mit 8 Reimen; die Feil-weiß mit 10 R.; der Baumton mit 18 R.; die Abentheuerweiß mit 20 R.; der hohe Ton mit 21 R.; die Schrankweiß mit 28 R. und der freye Ton mit 30 R. (S. Wagenſeil: Von der Meiſterſinger holdſeliger Kunſt u. ſ. w. S. 534 fgde.)

Es erſchien von ihm:

Faſt abenteurlich Klopffan auf allerley Art. Nürnberg 1. A. in 8.
Ein teutſch worhaftig poetiſch yſtori von wannen das heylig römiſch reiche ſeinen vrſpung erſtlich habe. Nürnberg 1480. 4.
Kargenſpiegel, ein Geſpräch in Reimen. Nürnberg 1534. 4.
Ein Faßnachtſpiel von einem pawrn Gericht. Nürnberg 1542. 12.
Practica deutſch Meiſter Hans Folzen. Nürnberg o. J. 12.

Die Laune und Derbheit ſeiner Zeit, welche jedoch nicht ſelten an das Unanſtändige ſtreift, charakteriſiren auch ihn. — Seine Schriften ſind ſehr ſelten geworden.

Vgl. Hans Folz, ein deutſcher Volksdichter aus dem funfzehnten Jahrhundert, in Meuſel's hiſtoriſch-literariſch-biographiſchem Magazin St. 4, S. 118 fgde. Ferner: Will's Nürnbergiſches Gelehrten-Lexicon Th. I, S. 455 fgde.

Johann Georg Adam Forſter

ward am 26. November 1754 zu Naſſenhuben bei Danzig, wo ſein berühmter Vater als Prediger lebte, geboren und machte bereits als eilfjähriger Knabe mit demſelben 1765 eine Reiſe in das ſüdöſtliche Rußland und von dort 1766 nach England. Hier verweilte er mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten beſchäftigt bis 1772, wo er gleichfalls ſeinen Vater auf einer Reiſe um die Welt, welche Cook zur Erforſchung der ſüdlichen Polargegenden unternahm, begleitete. Nach ſeiner Rückkehr im Jahre 1775 begab er ſich nach Paris und dann, nachdem er dort Buffon hatte kennen lernen, über Holland nach Deutſchland, wo er 1779 als Dr. phil. und Profeſſor der Naturgeſchichte zu Kaſſel angeſtellt wurde. Hier verweilte er bis 1784 und ging darauf in gleicher Eigenſchaft nach Wilna, wo er 1785 Doctor der Heilkunde wurde. Die Hoffnung zu einer abermaligen Reiſe um die Welt, mit einer Expedition, welche die Kaiſerin Catharina II. auszurüſten beſchloſſen hatte und der F. als Hiſtoriograph beigegeben werden ſollte, ward durch den damaligen Türkenkrieg vereitelt. Er begab ſich nun nach Deutſchland zurück, privatiſirte in Göttingen und wurde dann Hofrath, Oberbibliothekar und Profeſſor in Mainz. Als 1792 die Franzoſen dieſe Stadt beſetzten, huldigte F. mit großem Enthuſiasmus den republikaniſchen Principien und ging als Abgeordneter der gleich ihm geſinnten Mainzer nach Paris. Obwohl er dort Agent du Conseil exécutif wurde, ſah er ſich doch bald in ſeinen liebſten Hoffnungen getäuſcht, ſo daß er mit Ernſt daran dachte, ſich nach Indien überzuſiedeln, als ihn am 11. Januar 1794 zu Paris der Tod überraſchte und ſeinem bewegten Leben ein Ende machte.

Seine Schriften ſind:

J. R. Forſter's Reiſe um die Welt. Berlin 1779—80. 2 Thle. gr. 4. 1784. 3 Bde. 8.
Kleine Schriften. Leipzig 1789—97. 8 Thle.
Anſichten vom Niderrhein u. ſ. w. Berlin 1791—94. 3 Thle.
Sakontala oder der entſcheidende Ring. Mainz 1791. 2. A. von Herder, Frankf. 1803.
Erinnerungen aus dem Jahre 1790. Berlin 1793.
Viele Ueberſetzungen von Reiſebeſchreibungen u. ſ. w. Aufſätze und einzelne Abhandlungen im deutſchen Merkur, der Thalia, Archenholz Annalen u. ſ. w.
Forſter's Briefwechſel nebſt Nachrichten von ſeinem Leben, herausgegeben von Thereſe Huber. Leipzig 1829. 2 Thle.

Der Ruhm einer der vorzüglichſten deutſchen Proſaiſten zu ſeyn, kann trotz den Fortſchritten der neueſten

Zeit F. auf keine Weiſe ſtreitig gemacht werden. Er vereinigt in ſeinen Schriften anmuthige und kraftvolle Darſtellung mit deutſcher Gründlichkeit und franzöſiſcher Eleganz des Styls; beſonders glücklich erſcheint er in ſeinen Schilderungen der Natur und des Lebens, und wenn er ſich auch von großen, namentlich politiſchen Irrthümern nicht frei zu erhalten wußte, ſo lag doch Allem, was er ſchrieb, ſtets ſeine eigene Ueberzeugung und ſeine warme Anerkennung deſſen, was er für ſchön und gut hielt, zu Grunde. Als Naturforſcher hat er ſich gleichfalls einen ſehr gefeierten Namen erworben.

Vgl. den bereits oben angeführten Briefwechſel Forſter's. Ferner: Georg Forſter von Fr. Schlegel im Lyceum der ſchönen Künſte. Bd. I. Th. 1.

No. I.

Forſter an ſeinen Vater.

(Aus dem Engliſchen überſetzt.)

Harwich den 22. Oct. 1778.

Beſter Vater! Noch des Morgens um eilf Uhr in Harwich, und vor ein Uhr iſt keine Hoffnung wegzukommen. Das Wetter iſt ſo ſchön als wir es uns wünſchen können, nur iſt das Lüftchen gar zu ſchwach, ob es gleich günſtig, das heißt: weſtlich iſt, und der Capitain darf nicht ohne ſtärkern Wind auslaufen, weil er ſonſt am meiſten Gefahr läuft, gecapert zu werden. Hat er nur Wind genug, ſo kann er den Capern leicht entkommen; denn an Vertheidigung iſt nicht zu denken, weil hier keine Bedeckung von größern Schiffen herumkreuzt, worunter denn der Handel und die Poſt, theils durch wirklichen Verluſt, theils durch Zögerung viel leidet. Geſtern früh ſind zwei Paketboote und zwei Mails abgegangen, deren eine hier ſchon eine ganze Woche lang auf guten Wind hat warten müſſen.

Ich bin geſund und friſch, geduldig und getroſt, daß uns Gott nicht verlaſſen wird. Er hat ſeine überſchwängliche Güte oft an uns bewieſen, und wird uns auch noch unſerm jetzigen Unglück und den Mühſeligkeiten entreißen, die uns ſeit etlichen Jahren her gedrückt haben. Ich unterwerfe mich allen Prüfungen mit feſter Verſicherung, daß ſie unſer Beſtes zum Zweck haben, und glaube, indem ich alles den Schickungen des beſten Weſens überlaſſe, nicht unrecht oder vorwitzig zu handeln, wenn ich ihn täglich um unſer aller Ruhe und zeitliches Wohl anflehe, denn auch hier auf Erden können wir einen gewiſſen Grad von Glückſeligkeit erreichen, und warum ſollten wir denn nicht darum bitten? O Gott, es kann uns noch belohnt werden, daß wir ſo lange gelitten, und vielleicht dient uns dann das Leiden, unſer künftiges Glück beſſer zu ertragen, welches noch ſchwerer iſt als Widerwärtigkeit auszuſtehen.

Seit meiner Abreiſe haben mich dieſe und ähnliche Gedanken meiſtens beſchäftigt. Eine Folge des Gemüthszuſtandes, in dem ich wegging, und der viel trauriger und bitterer war, als ich ihn bisher je erfahren. Doch dies mußte auch der Fall ſeyn, da ich vorher noch nie unter ſo bedrängten und betrübten Umſtänden fortgereiſt bin. Möge doch Gott nur Sie und meine arme beſte Mutter und meine Geſchwiſter ſtärken und ihnen Zeit laſſen, einmal von ihren ermüdenden Arbeiten und bittern Nahrungsſorgen auszuruhen.

Ich habe nun auch Nahrungsſorgen und lebe der Hoffnung, in Holland aus dem Verkauf meiner Pflanzen u. ſ. w. Reiſegeld für mich, und Unterſtützung für Ihre Wirthſchaft zu löſen. Theuer kommt mir die Reiſe bis Harwich wegen des Koffers zu ſtehen; er wog 228 Pfund und der Ballen Pflanzen 68 Pfund, ich habe alſo für 296 Pfund bezahlt 1 Pf. St. 3—4 Sh. Fracht. In Ingelſtone frühſtückten wir, vier Perſonen, um halb fünf Uhr Morgens, in Colcheſter zum zweiten Male um halb zehn Uhr. Colcheſter iſt ein großer Ort, hat viel Putz- und andere Läden, uud, wie man mir verſichert, vierzehn Kirchen. Man ſoll daſelbſt ſehr nach der Mode ſeyn. In Colcheſter kamen noch zwei Perſonen in die Kutſche. Alle meine Reiſegefährten ſind Kaufleute. Einer aus Mancheſter bringt ſeines Compagnons Sohn nach Hamburg, und reiſt durch Deutſchland auf Commiſſion, ſchon zum zweiten Mal. Um drei Uhr kamen wir nach Harwich, einem kleinen unanſehnlichen Ort am flachen Strande, hinter dem ſich einige Anhöhen erheben. Die Kutſche kehrt wechſelsweiſe in dem White hart, und The three cups Inn ein, diesmal wars in the three cups, welches aus verſchiedenen Urſachen das beſte Wirthshaus iſt. Denn die Zollbedienten kommen dahin die Bagage zu viſitiren, aber von dem andern müſſen die Sachen in den Zoll gebracht werden. Meinen Pflanzenballen wollten ſie nicht einmal aufmachen, und in meinen Koffer ſteckten ſie nur die Hand. Dafür bekamen ſie einen Schilling, der ihnen gebührt, und zwei Schillinge zum Geſchenk. Unſer Paketboot heißt Earl of Besborough, Capitain Bagot.

Noch haben wir wenig Wind, und man fürchtet, wir werden bis morgen warten müſſen. Die Poſt geht jetzt ab, ein Uhr Nachmittag, und wir ſchweben noch in Ungewißheit. Inzwiſchen haben wir ſchon zu Mittag geſpeiſt. Adieu! Küſſen Sie meine Mutter und Schweſtern.

Ich bin Ihr gehorſamſter und zärtlich geſinnter Sohn.

No. II.

Helvoetſluis den 24. Oct. 1778.

Theurer Vater! Wir ſegelten mit gutem Wind geſtern Nachmittag von Harwich ab, und kamen heute früh vor eilf Uhr in Helvoet an, wo wir Anker warfen, aber vor zwei Uhr nicht landen konnten. Ich war ein bischen, aber nicht ſtark, ſeekrank, und befinde mich nun vollkommen wohl. Wir landeten eben noch bei Zeiten, denn jetzt ſtürmt es alles Ernſtes. Unſere Abſicht iſt, nach dem Briel, Maaslands-Sluys gegenüber, welches nur ſieben Meilen von hier iſt, zu Fuß zu gehen und zu unſerm Gepäck einen Wagen zu miethen. Die Wege ſind ſo abſcheulich, daß eine Chaiſe oder Cabriolet um keinen Preis zu miethen iſt, und für unſern Karren oder Wagen müſſen wir über eine Guinee geben, wobei der größte Theil auf mich fallen wird, da meine Reiſegefährten wenig oder kein Gepäck haben. Das iſt aber jetzt ganz einerlei, fort müſſen wir und ich hoffe das Beſte. Daß wir während unſers zweitägigen Aufenthalts in Harwich artig gepflückt worden ſind, können ſie ſich auch leicht vorſtellen. Adieu, theurer Vater! von Rotterdam ſchreib' ich wieder, obgleich Sie vielleicht dieſe beiden Briefe zugleich erhalten, denn der Sturm wird dem Paketboot keine ſchleunige Fahrt geſtatten. Meine beſte Liebe für meine Schweſtern, und meine ehrerbietige Zärtlichkeit für meine arme, beſte Mutter.

Ihr pflichterfüllter und liebender Sohn.

No. III.

Forſter an ſeine Mutter.

Haag den 29. Oct. 1778.

Ihnen, meine theuerſte Mutter, widme ich die erſten müßigen Stunden, die ich hier habe, um den Verfolg meiner Reiſe zu beſchreiben. Abenteuer habe ich juſt nicht erlebt, ſondern ich bin in einem gewiſſen betäubten, ſchläfrigen Zuſtand geweſen, ich habe an nichts Antheil genommen, ſo phlegmatiſch, daß, wer mich nicht allein geſehen, glauben möchte, ich ſey ein ächter Holländer. Nur der Gedanke an die Meinigen in England hat meine ganze Seele beſchäftigt und mir manchen trüben Augenblick gemacht. Ich war nicht ſo, als ich nach Frankreich reiſte, aber freilich haben ſich die Umſtände ſehr geändert, und ich habe jetzt nicht alle die Beweggründe zur Beruhigung, die ich damals hatte. Dennoch wünſchte ich, ja ich bete faſt darum, daß es mir gelingen möge, den quälenden Sorgen weniger nachzuhängen, indem ich dadurch untüchtig werde, andern Leuten, mit denen ich umgehen muß, Geſellſchaft zu leiſten, und mir ſelbſt in andrer Leute Meinung Schaden thue. Sind Sie geſund, theure Mutter? ſind Sie einigermaßen ruhig? ſchickt Gott Ihnen Troſt und Muth bei den Trübſalen, die Sie ausſtehen müſſen? iſt keine Noth auf unſer bedrängtes Haus gefallen? Wenn ich doch das alles wüßte, und ſo beantwortet ſähe, wie ich es mir wünſchte! — Dann könnte ich auch vergnügter ſeyn, und darum will ich machen, daß ich nach Amſterdam komme, wo ich Briefe von Hauſe zu finden hoffe.

Meine Reiſegefährten von London bis Harwich waren Engländer. Einer davon war gewiß aus Wales, nannte ſich auch Jones, dieſes war jedoch, wie ich ſeitdem gehört habe, nicht ſein rechter Name, und er ſoll nach eben dieſen Nachrichten in Geſchäften für Amerika reiſen. Er war ein angenehmer Mann, der viel gereiſt iſt, aber keine fremden Sprachen, hingegen den Handel ſehr gut verſteht. Die beiden andern waren aus Mancheſter. H. S., ein Kaufmann, der ſchon verſchiedentlich in Deutſchland und Holland gereiſt iſt, war ein Mann von dreißig Jahren, und, wie ich alle Urſache habe zu glauben, von einem vortrefflichen Charakter; Gelehrſamkeit und Kenntniſſe wird man bei ihm freilich nicht finden, allein man ſollte ſie auch nicht ſuchen. Doch in ſeinen Geſchäften iſt er geſchickt, er hat ein gutes Herz, ſpricht gut deutſch und etwas franzöſiſch, iſt ein Jahr in Hamburg geweſen, und hat viele von unſern Schriftſtellern in ſchönen Wiſſenſchaften geleſen. Jetzt führt er ſeines Compagnons Sohn, einen Knaben von eilf Jahren, nach Hamburg, wo er deutſch, franzöſiſch u. ſ. w. lernen ſoll; der Burſche iſt ſehr lebhaft, aber gutherzig und gelehrig. Er kann ſchön ſingen, womit er uns manchmal die Zeit vertrieben hat. In Colcheſter kam uns zu vieren noch ein Kaufmann aus London mit ſeinem Buchhalter in die Kutſche. Der Kaufmann iſt ein außerordentlich ſchnakiſcher alter Kerl, der mehr in Holland als in England zu Hauſe iſt, ſehr viel humor beſitzt, und uns mit ſeinen trocknen Späßen manchmal zu lachen gemacht hat. Wir mußten in Harwich zwei Tage auf guten Wind warten. Der Capitain, der eben keine Luſt haben mochte, von Amerikanern oder Franzoſen gecapert zu werden, wünſchte ſehr bis Sonntag zu warten, um alsdann mit einem Paketboot zugleich auslaufen zu können, allein da Freitag ein guter Wind aufſtieg, liefen wir ihm ſo oft zu Halſe, daß er endlich um drei Uhr Nachmittag an Bord ging, wo wir in einem andern Boot mit unſerm Gepäck folgten. Es blies ſehr heftig, und Sie hätten des Capitains ſaures Geſicht ſehen ſollen, dem das ſchlimme Sturmwetter ſo wenig wie die Caper anſtand. Kaum wollte er mit uns ein Wort ſprechen. Als wir aber aus dem Hafen gelaufen, klärte ſich der Himmel unverhofft auf, und mit ihm des Capitains Geſicht, der nunmehr anfing Taback zu rauchen, Grog zu trinken, und ganz vertraulich zu ſprechen. Nach Sonnenuntergang mußte ich der Kälte wegen in die Cajüte gehen, wo ich mich gleich zu Bett legte, um nicht krank zu werden. Nachts mußten wir das Schiff drei bis vier Stunden lang in Wind legen, um im Finſtern nicht auf die Untiefen am holländiſchen Ufer zu gerathen. Es blies dabei ſehr heftig und einige Paſſagiere wurden ſehr krank, ich litt auch ein wenig, doch dauerte es nicht lange. Bei Tages Anbruch war es ſehr neblicht, doch kriegten wir gleich Land zu ſehen, und ſegelten längs der Inſel Goeree und hernach zwiſchen dieſer und einer andern, worauf Helvoet liegt. Um vier Uhr warfen wir eine Meile vom Ufer Anker und der Capitain ging ſogleich allein mit den londoner Briefen nach Helvoet. Inzwiſchen fing es an erſchrecklich zu blaſen, wir aber mußten warten, bis die Fluth ſteigen ſollte, welches erſt Nachmittag geſchahe. Inzwiſchen waren die Meiſten von uns geſund genug, von unſern zu Harwich eingelegten Lebensmitteln ein gutes Mittagsmahl einzunehmen, ſo daß ſich des Capitains Steward dieſes Mal betrogen fand, da man ihm gemeinhin dieſe Sachen zurückläßt, indem man zu krank iſt, etwas davon zu genießen. In Helvoet tranken wir einen ſehr ſchlechten Kaffee, ſorgten dafür, daß unſre Koffer auf einen Leiterwagen mit vier Pferden gepackt wurden, und gingen zu Fuße ab nach Briel, welches an der andern Seite der Inſel, ſieben engliſche Meilen von Helvoet liegt. Fahren konnten wir ſelbſt wegen der abſcheulichen Wege nicht. Nur noch Tages zuvor waren drei Frauenzimmer, die durchaus ein Carriol haben wollten, in den Dreck geſchmiſſen und darin faſt ganz vergraben worden, daß man ſie kaum lebendig hat herausziehen können. Wir hatten zu unſrer Promenade Sturmwind, der uns einigermaßen forthalf, klares Wetter, aber bis auf halben Weg einen ſehr kothigen Fußpfad. Ich ging voran, und ſo ſtark, daß ich nur die beiden Leute aus Mancheſter bei mir behielt, und noch dazu den kleinen Jungen am Arm ſchleppen mußte. In zwei Stunden waren wir in Briel, über und über naß von Schweiß, und ziemlich müde. Meine beiden Begleiter kannten hier einen ſchottiſchen Gaſtwirth, der ein abgedankter Soldat war und allen den Bettelſtolz ſeiner Nation beſaß. Zu unſerm Unglück mußte ein ſchottiſcher Offfcier eben in dem Hauſe logiren, und zwei von den eben erwähnten Damen ſchliefen die Nacht neben ihm, ſo daß in ſeinem Zimmer, wo fünf gute Betten waren, keiner von uns aufgenommen werden konnte. Ich bekam noch mit genauer Noth ein Kämmerlein daneben, mit einem elenden Bette, wo ich die ganze Nacht an Läuſe, Wanzen und Krätze dachte, und kaum gegen den Morgen einſchlafen konnte. Zwei von unſrer Geſellſchaft mußten aber auf der Erde ſchlafen. Um unſer Geld zu erſparen, ließen wir des Sonntags Morgens unſre Koffer auf eine ſogenannte Packſchuyt bringen, welche nach Rotterdam beſtimmt war, und gingen dann um eilf Uhr ſelbſt nach dem Boot, welches uns nach einer Inſel im Maasſtrom überſetzte. Hier wurden wir alle ſechſe auf einen Leiterwagen geladen und fuhren für ungefähr ſechs Pence engliſch Geld etwa vier engliſche Meilen quer über die Inſel zu einem andern Boote, welches uns für einen andern Zweipence über einen zweiten Arm der Maas nach Maasſluys führte. Hier kamen wir noch zeitig genug an, um die Trekſchuyt vor ein Uhr zu erreichen, und mietheten die Cajüte oder den ſogenannten Roef für uns. Eine Zunge und ein Huhn, welches noch von unſrer Seereiſe übrig geblieben, machten nebſt etwas Brod und Wein, den wir beim Commiſſarius kauften, ein ſehr gutes Mittagsmahl aus, welches wir im Boot ganz gemächlich verzehrten. In drittehalb Stunden waren wir in Delft, einer hübſchen, anſehnlichen und ſaubern Stadt, die ehedem einmal den ſtärkſten Handel in Holland getrieben hat. Hier verließen uns die zwei Londoner und gingen über den Haag nach Amſterdam, und wir fuhren in einer andern Schuyt nach Rotterdam, mußten uns aber gefallen laſſen, in dem äußern Zimmer zu ſitzen, weil der ganze Roef vermiethet war. Meine beiden Geſellſchafter rauchten nebſt etwa dreißig bis vierzig Holländern Taback, ich aber, der das nicht konnte, mußte nebſt dem kleinen Jungen aushalten, auf die Gefahr zu erſticken. Was mich am meiſten wunderte, war, daß verſchiedene Frauensleute im Boote ſaßen, ohne im mindeſten vom Rauche incommodirt zu ſcheinen. Nach einer zweiſtündigen Reiſe kamen wir endlich, da es ſchon finſter war, nach Rotterdam, und gingen in einen Gaſthof, wo mein Begleiter aus Mancheſter ſchon öfters logirt hatte, und deſſen Wirth ein Franzoſe war. Hier kam uns ein gutes Abendeſſen und ein bequemes Bett ſehr wohl zu ſtatten.

No. IV.

Haag den 31. Oct.

Ich mußte neulich aufhören, weil es ſchon beinahe Mitternacht war, und ſeitdem habe ich nicht einen Augenblick gehabt, den ich hätte allein zubringen können. Jetzt fahre ich fort mein Tagebuch, ſo trocken und unbedeutend es ſeyn mag, zu liefern. Montags mußte ich auf meinen Koffer in Rotterdam ſo lange warten, daß die Zeit, Beſuche zu machen, verging. Dies geſchah alſo Dienſtag. — — — — — Mittwoch wollte ich früh Morgens von Rotterdam wegreiſen, es ward aber doch ein Uhr Nachmittags, ehe ich fortkommen konnte. Ueber Delft, wo ich die Kirchen beſah, kam ich in vier Stunden nach dem Haag, mein Koffer kam zwei Stunden ſpäter in dem ſogenannten Packſchuyt an. Es iſt zwiſchen Trekſchuyt und Packſchuyt ungefähr ſo ein Unterſchied, als wie zwiſchen Stagecoach und Waggon. Donnerſtags machte ich viele Beſuche und Bekanntſchaften. Herrn Camper habe ich hier nicht getroffen, er iſt ſchon abgereiſt. Vielleicht ſehe ich ihn noch in Leyden. Hr. Hemſterhuis hat mir ſeine Karte gelaſſen; es ſoll ihm ſehr ſchwer beizukommen ſeyn. Sir Joſeph York*) iſt auch bei mir geweſen und hat mir ſeine Karte abgegeben. So weit iſt alles ganz gut; aber meine Hoffnung, hier etwas los werden zu können, hat der Wind verweht. Es iſt dazu platterdings keine Möglichkeit. Ich bin in Gottes des Allmächtigen Hand, und ergebe mich in ſeine Schickung. Ich ſehe nichts als Finſterniß vor mir, aber ſein Wille geſchehe. Amen! O weh mein armes Herz, ich kann jetzt nicht mehr ſchreiben.

Dienſtag den 3. Nov.

Noch bin ich im Haag, und wenn ich ſechs Monate bleiben wollte, würde ich immer Einladungen, Freunde u. ſ. f. finden. Heute Abend war ich zum Thee bei Hrn. J., Bibliothekar des Prinzen von Oranien, deſſen Gouverneur er geweſen iſt. Die Obſervations hatte man ſchon ſeit einiger Zeit in des Prinzen Bibliothek, und er hat ſie, ſo wie meine Reiſe ſelbſt, geleſen. Folglich keine Möglichkeit, ſie ihm zu präſentiren. Er iſt wegen meiner Note auf Vosmaer erſchrecklich böſe auf uns geworden. Vosmaer ſelbſt hat ſich mit der lobenswürdigſten Freimüthigkeit und Höflichkeit gegen mich betragen, mir den ganzen Verlauf der Orangoutang-Sache erzählt, unzählige Briefe von Camper an Hemſterhuis vorgezeigt, das Thier ſelbſt ausgeſtopft gewieſen; kurz, alles ſo auseinandergeſetzt, daß ich nicht anders ſagen kann, als daß man ihm in dieſem Stücke viel Unrecht gethan hat. Ich konnte als ein ehrlicher Mann nichts Billigeres thun, als ſagen, daß es mir Leid thät, mich mit der Sache bemengt zu haben, die mir nichts anginge, wenn ſie auch wahr geweſen wäre, und daß ich mich überdies noch übereilt hätte, ihn ohne Verhör auf einſeitiges Anklagen zu verdammen. Hemſterhuis hat wegen dieſer Sache ſeinen ganzen Credit bei Hofe verloren, und er verdient es auch. Camper iſt ein großer Mann, das geſteht ein jeder, ſelbſt Vosmaer, aber alle Leute ſagen, er habe einen Stolz, eine Prahlſucht, die unleidlich ſeyn ſollen. Uebrigens iſt Vosmaer's Charakter ganz und gar von dem verſchieden, was man uns hat weiß machen wollen. Er iſt ein kränklicher Menſch, ſehr höflich, iſt beim Cabinet bloß aus Liebhaberei, weil er von eignen Mitteln reichlich leben könnte, und ſich auch wirklich eine ſchöne Sammlung von Büchern, Zeichnungen, Antiken u. ſ. w. gebildet hat, und beſitzt gewiß eine ganz gründliche, obwohl nicht methodiſche Kenntniß der Naturgeſchichte. Sonntag Abend brachte ich wieder beim alten M. zu, wo ſeine ganze Familie verſammelt war. Geſtern führte mich Hr. M. zu Hrn. Lyonnet, der uns ſein Muſchelncabinet zeigte, darin ſich der einzige cedo nulli Admiral befindet. Das Cabinet iſt ſehr ſchön und ausgeſucht. Der Mann iſt ein eigenſinniger, lebhafter, trockner, witziger Alter. Bei Me. ſpeiſte ich zu Mittag, und bei Mr. zu Abend. Nur ein einziges Mal habe ich bisher zu Hauſe geſpeiſt. Nun muß ich aufhören, ſonſt komme ich wieder mit dem Papiere nicht zu. Aus Amſterdam, wo ich ein paar Tage ſeyn werde, ſchreibe ich wieder. Meine Hoffnungen ſind nunmehr nach Caſſel gerichtet, und ich will eilen dahin zu kommen. Etwas wird herauskommen müſſen. Nach dem, was nunmehr hier aufgeklärt worden iſt, könnte ich vielleicht beim Prinzen Zutritt finden, aber ich müßte Zeit und Gelegenheit Wochenlang abwarten. An meine liebe Mutter fing ich den Brief an, allein er iſt von allgemeinem Inhalt, und eigentlich auch für Sie, mein beſter Vater.

---

*) Engliſcher Geſandter im Haag, nachmaliger Lord Aukland.

Ich bin ihr gehorſamſter Sohn u. ſ. w.

No. V.

Forſter an ſeine Schweſtern.

Amſterdam den 13. Nov. 1778.

Hier regnet es ſeit vierzehn Tagen unaufhörlich und iſt das trübſte Wetter von der Welt. Das wirds in England auch wohl ſeyn. Ich verderbe mir von Zeit zu Zeit den Magen und hungre mich wieder geſund. Vor Montag geht keine Poſt nach Arnhem, folglich gehe ich erſt morgen nach Utrecht ab. Hier habe ich wahrhaftig vor vielem Briefſchreiben faſt nichts thun, nichts ſehen können. Nicht einmal den Brief an Hrn. * *, der die Sammlung Zeichnungen beſitzt, habe ich abgeben können. Es iſt ganz etwas anderes Pläne zu machen, und ſie auszuführen. Ich habe viel zu viel Recommendationsbriefe, um viel ſehen zu können. Inzwiſchen ſehe ich Menſchen und lerne ſie kennen, was manchmal beſſer iſt als Arſenale, botaniſche Gärten, flämiſche Bauerlandſchaften und Hondhorſt's Nymphen zu ſehen. Bei den mehrſten dieſer Dinge hat man keinen Nutzen, als ſagen zu können, ich hab's geſehen. Selten findet man ein Gemälde, das Eindruck macht und wirklich poetiſch gedacht und rührend iſt. Im Haag wenigſtens habe ich nichts dergleichen gefunden. Auch im botaniſchen Garten und Muſchelcabinet kann man nur ſagen: das iſt ſchön, das iſt vortrefflich. Aber im Detail es zu ſehen, iſt keine Zeit vorhanden, und man iſt kein Haar gebeſſert, wenn man herauskommt. Des alten Dr. Schwenkert kleines Gärtchen im Haag hat mir gefallen, ich ſah daſelbſt manche Pflanze, die mir anderwärts noch nicht vorgekommen war. An A. habe ich Herrn H's. Brief von hier aus mit einem Billet von mir geſchickt, wodurch ich mir die Bekanntſchaft zu machen ſuche. So habe ich es auch mit dem Briefe an den außerordentlichen Mann, den großen Camper gemacht, von dem jedermann ſagt: er ſey groß und wohlgewachſen, ſchön, bärenſtark, ein trefflicher Redner, ein unvergleichlicher Zeichner von ſo fermer Hand, daß dergleichen nie geſehen worden, ein Anatomicus, wie man wenige ſieht, und endlich ein Mann, der von Hochmuth, unleidlich übermüthigem Stolz ganz aufgefreſſen wird, der ſich für den erſten Mann auf dem ganzen Erdboden hält, auf ſein Geld und ſeine rieſenhafte Stärke pocht, und dem man nie zu niederträchtig ſchmeicheln kann. Daß es doch ſo leicht iſt ſich auf Glück und Verſtandesgaben viel zu wiſſen! da man doch am meiſten dafür demüthig und dankbar ſeyn ſollte. Doch ich will es wie jenes alte Weib machen, und hoffen, daß nicht alles ſo ganz wahr iſt, obgleich es von glaubwürdigen excellenten Leuten herkommt.

Holland gefällt mir; nicht wegen der todten Ebenen; doch zu großer Desavantage wird es in dieſer Jahreszeit geſehen. Der Umgang hat mir ſehr gefallen, aber ich bin nicht mit Holländern, ſondern mit Deutſchen und Franzoſen umgegangen.

No. VI.

Forſter an ſeinen Vater.

Düſſeldorf den 24. Nov. 1778.

Nach einer ſehr beſchwerlichen Reiſe auf den heilloſeſten Wegen, durch ein ſehr wenig angenehmes Land, kam ich endlich den 21. November hier an. Ich ſpeiſte noch zu Abend und ging ſehr müde zu Bett. Mein Reiſegefährte fand hier Briefe, ſo daß er ſchon heute früh nach Cöln mußte. Ich ging hernach zum Kammerrath und Director der Malerakademie Hrn. Krahn, an den Hr. H. mir einen Brief mitgegeben hatte. Ein alter würdiger Mann, der Enthuſiaſt für die Künſte iſt und mich ganz gut empfing. Er zeigte mir die Zimmer, wo junge Leute zeichneten und wo die Modelle ſtehen, auch wo Abgüſſe von Antiken ſind, aber nicht ſo ſchön wie in Sommerſethouſe. Dieſe Zimmer ſind über den kurfürſtlichen Ställen, und bedürfen gar ſehr einer fernern großmüthigen Unterſtützung und Aufnahme von Seiten des Landesherrn, die aber bei jetzigen Umſtänden noch vor der Zeit ausbleiben dürfte. Um zwei Uhr auf die Bildergallerie des Kurfürſten. Der Inſpector war nach Mannheim gegangen, ein Bedienter ſchließt die Zimmer auf, der junge Krahn, ein vielverſprechender Menſch, der bald nach Rom geht, um unter Mengs zu ſtudiren, und der ganz Gefühl für die Malerei iſt, kam auch dahin mit mir zu ſprechen, weil ich, ohne recht zu wiſſen wie? vom alten Krahn für einen Kenner angeſehen ward. Es hat freilich etwas geholfen, daß ich manches gute Bild ſchon vorher geſehen habe, und daß ich in K's. Zimmer ſogleich die Meiſter von den vornehmſten Stücken nennen konnte, hat mich vermuthlich bei ihm in dieſe Reputation gebracht. Sein Sohn iſt ſchon ein guter Zeichner und hat Anlage zu einem ſanften angenehmen Maler. Ihm gefällt, wie mir, ein Guido viel beſſer als ein Rubens, ohne daß deswegen das feurige Genie, die Stärke des letztern verachtet würde. — Die Gallerie iſt ſehr ſchön. Sie zu beſchreiben iſt hier nicht möglich, iſt nach einem flüchtigen Beſuch von weniger als zwei Stunden, und mit ſo flüchtigen Kenntniſſen von dem eigentlich Wiſſenſchaſtlichen der Kunſt, als ich habe, nicht möglich. Ein Guido, die Himmelfahrt Mariä, iſt ſchön über alles, was ich noch in der Kunſt geſehen habe. Es läßt alles in der ganzen ſonſt auserleſenen Gallerie weit zurück, es iſt gegen alles andere wie Himmliſches gegen Irdiſches.

Abends von fünf bis acht Uhr wurden den jungen Leuten in der Akademie Kupferſtiche nach den beſten Meiſtern vorgezeigt. Dies geſchieht zwei Abende in jeder Woche, ſonſt wird Abends nach lebendigen Modellen gezeichnet. Ich ward vom jungen K. hingebeten, und fand diesmal eine vollſtändige Sammlung von Nic. Pouſſin's Stücken aufgetiſcht. Der alte K. beſaß die vollſtändigſte Sammlung von 24,000 Kupferſtichen und 8000 Handzeichnungen der größten italieniſchen Meiſter, dieſe hat er dem Kurfürſten zum Behuf der Akademie um ein Spottgeld, 26,000 Thlr., verkauft. Beim Herausgehen nahm ich vom jungen K. Abſchied, er hatte meinen Namen von ſeinem Vater nicht gehört, zufälliger Weiſe ſprach er von Forſter, der die Reiſe um die Welt auch gemacht hätte, — „das bin ich ja ſelbſt.“ — Die Verwunderung und Freude hätten Sie ſehen und empfinden ſollen! Er kam zur Tafel in mein Wirthshaus und brachte zwei ſehr würdige und geſchickte Leute mit, die mich durchaus ſprechen wollten. Einer war der Kupferſtecher Herr Heſſe, ein junger überaus geſchickter und fertiger Künſtler, der hier verſchiedene der ſchönſten und hinreißendſten Stücke der Gallerie ſticht, und bald auch die treffliche Himmelfahrt Mariä anfangen wird. Der andere iſt Herr Heinſe, von dem eine Ueberſetzung des Taſſo in Proſa heraus iſt, und eine andere desgleichen von Arioſt Oſtern übers Jahr herauskommen ſoll; ein überaus witziger, ſatyriſcher Kopf von weitem Umfange, und doch ohne Scheinbarkeit. Dieſe Leute freuten ſich unausſprechlich, daß ich den andern Morgen, Sonntag früh, nicht wegkommen konnte, indem ſie ihrem Freunde, Herrn Hofkammerrath Jacobi, mit meiner Bekanntſchaft ein rechtes Feſt machen wollten. Ich war auch kaum heute früh aus dem Bett, ſo war auch ſchon ein Briefchen von Jacobi da, worin er mich mit der größten, vertraulichſten und zugleich hochachtungsvollſten Art auf den ganzen Tag zu ſich bat. Ich fand einen überaus einnehmenden, ſcharfſehenden, einſichtsvollen Mann, voll Gefühl fürs Schöne in allen Fächern, ganz voll richtiger Begriffe über die meiſten Gegenſtände. Göthe's Buſenfreund, auch Wieland's, Leſſing's, Klopſtock's, kurz, aller deutſchen Genien Bekannter, Correſpondent und Freund. Seinem Bruder, dem Kanonikus, ſcheint er gar nicht ähnlich, doch ſagt man, daß von dieſem ſeine Schriften gar keinen richtigen Begriff von ſeiner Wiſſenſchaft und Stärke geben. Jacobi hat eine Frau und fünf Kinder, davon die älteſten, zwei Jungen, in Hamburg bei Claudius erzogen werden; auch zwei Schweſtern, die gut, gebildet und gute Geſellſchafterinnen ſind. Es blieb auch bei uns den ganzen Tag ein Graf N., ein ſehr wohlerzogener Herr, ohne allen Standesſtolz, ganz voll Geſchmack an allen ſchönen Künſten und in verſchiedenen Wiſſenſchaften nicht unbewandert, ein ſanftes, gutartiges Geſchöpf. — Dazu geſellte ſich noch Herr Heinſe. Ich ging mit ihnen noch einmal auf die Gallerie, um die Madonna des Guido noch einmal zu bewundern — anzubeten hätte ich bald geſagt. Und gewiß, wenn die Katholiken ſolche herrliche Bilder, ſo etwas Seeliſches, über die menſchliche Natur weit Erhabenes in ihren Kirchen ſehen, kann man ihnen die Abgötterei leichter als ſonſt verzeihen. Daß ich hier wieder einen ſchönen Tag genoß, von allen auf den Händen getragen zu ſeyn, auf alle erſinnliche Art fetirt, mit allen neuen Büchern in dem Belles-lettres-Fach und den ſchönſten neuen Gedichten von Göthe unterhalten, mit köſtlichen Champagner, Xeres- und Capwein getränkt zu werden — O wenn das innigſte Gefühl meiner Unwürdigkeit nicht geweſen wäre, ſo hätte ich alles vergeſſen und mich auf eine Zeitlang ganz glücklich gefühlt. Selbſt einen Blick nach Paddington brauchte es dieſen Abend, um meine Seele aus dem Taumel der Freude und Fröhlichkeit zurückzurufen. Es wäre gefährlich, ſich von dieſen ſüßen, ſchmeichelnden Augenblicken berauſchen zu laſſen. Wehe dem, der ſich ſo blenden läßt! Zu Abend kam noch ein Medicus dahin, Hofrath B., ein Freund von vielen Gelehrten, vorzüglich in Göttingen, auch von Achard in Berlin, deſſen vorzüglichen Fleiß er rühmte und zugleich auch ſeine Privatumſtände bedauerte. Er hat einen Brief neulich von Achard bekommen, worin er ihm meldete, daß er nun mehr, vermittelſt fixer Luft, ſo weit gekommen wäre, daß er in kurzem hoffte, Eiſen durch die Kunſt hervorzubringen. Erit mihi magnus Apollo! — Die Erde, die zum Grund läge, ſey eine Thonerde. Er ſoll jetzt unter 16,000 Tiegeln vergraben ſitzen und Erfahrungen über alle mögliche Erdarten, ſowohl reine als metalliſche, machen, und verſpricht ſich, daß dabei ſchon etwas Merkwürdiges an den Tag kommen ſoll.

Den Brief kann ich nicht zu Ende ſchreiben. Ich ſehne mich nach dem Ziel, und fürchte mich daran zu kommen. — Jetzt kann ich nicht länger Umſchweife machen. Wie iſts zu Hauſe? — Darf ich der ſüßen Hoffnung Gehör geben, die mir auf einer Seite winkt und mir Troſt und Geduld einſpricht, oder muß ich die ſchrecklichen Träume glauben, die mich nächtlich quälen und ängſtigen? O gewiß, die Wonne, die mich bei Tage umgiebt, muß ich Nachts doppelt büßen, und ſelbſt wenn ich den guten Jacobi zwiſchen ſeinen beiden Schweſtern ſitzend, von beiden geliebt, und ſo ganz glücklich ſehe, gehen mir die Augen über und ich möchte ſogleich vergehen. Gott! ich ſaß ehedem auch ſo! zwar nicht zwiſchen glücklichen Schweſtern, aber doch bei ihnen, half ihren Kummer tragen, half Troſt und Hoffnung einſprechen, die in meinem eignen Buſen nicht wohnten, und jetzt? wo ſind ſie? was wird aus ihnen? wem haben ſie ihr Herz auszuſchütten, wie ſie es ihrem Bruder zu thun pflegten? Laſſen Sie mich, liebſter theuerſter Vater, fragen, wie alles geht; laſſen Sie mich in Caſſel wiſſen, wie Sie ſo geſund, voll Zuverſicht, und von der Vorſehung nicht verlaſſen leben, ſo ruhig und ſtill alles um Sie iſt, damit der Tumult in meiner Seele geſtillt werde, und ich knieend meinem Gott danken möge. O daß ich keine neuen Beſorgniſſe, keinen neuen Jammer erleben müſſe! wie könnte ich ihn ertragen!

Was macht die beſte Mutter? kann nichts auf der Welt, nicht einmal die Rechtſchaffenheit und Tugend ſelbſt uns vor Unglück ſichern? oder iſt ſie wenigſtens geſund? ich bete für ſie; wenns nur was hülfe! Ich kann in dieſem Augenblick nichts thun als hoffen, denn jetzt wäre mir kein Mittelweg, Hoffnung oder Verzweiflung. Wenn Ihr Brief ankommt, ſo will ich ruhiger ſeyn, Entſchloſſenheit, Geduld und Ergebung beſitzen, um auf alle Fälle bereit zu ſeyn. Und nichts muß mir verborgen bleiben, und wär' es auch noch ſo ſchlimm.

Ich küſſe Ihnen, liebſter Vater, und Ihnen, liebſte Mutter, die Hände. Euch, theure Geſchwiſter, umarme ich und wünſche Euch Ruhe des Gemüths, wenn Ihr keinen andern Troſt haben ſolltet, welches ich doch nicht glauben will. Sollten wir noch nicht bald ausgerungen haben? Ich muß durchaus in Caſſel bei Dohm vor dem 5. December, oder in Braunſchweig vor dem 20. Briefe von Hauſe finden.

Johann Reinhold Forſter,

des Vorigen Vater, ward am 22. October 1729 zu Dirſchau in Weſtpreußen geboren, erhielt ſeine erſte Bildung im Joachimsthaliſchen Gymnaſium zu Berlin, ſtudirte darauf Theologie in Halle und ward alsdann Prediger zu Naſſenhuben bei Danzig. Hier beſchäftigte er ſich vorzugsweiſe mit dem Studium der Naturwiſſenſchaften und erhielt 1765 den Auftrag, das Colonieweſen zu Saratow zu unterſuchen, und da er denſelben zur Zufriedenheit der Kaiſerin ausführte, in Verbindung mit mehreren Gelehrten ein Geſetzbuch für die Coloniſten zu entwerfen. F. ſah ſich jedoch in ſeinen Erwartungen getäuſcht, und begab ſich mit ſeinem Sohne Georg nach England, wo er anfänglich als Privatgelehrter in London, dann als Profeſſor der Naturgeſchichte und der neueren Sprachen zu Warrington in Lancaſhire lebte. — Von 1772 bis 1775 begleitete er Cook auf deſſen zweiter Entdeckungsreiſe, und befand ſich nach ſeiner Rückkehr in drückenden Vermögensumſtänden, bis ihn endlich Friedrich der Große 1780 als Profeſſor der Naturgeſchichte nach Halle berief, und ihm den Geheimenrathstitel verlieh. — Hier lehrte er mit großem Beifall bis an ſeinen Tod, der am 9. December 1798 erfolgte. Er war ein Mann von den ausgebreitetſten Kenntniſſen, beſonders in der Zoologie, Botanik, Literatur und Geſchichte, Doctor der Rechte, der Philoſophie und der Medicin, und ſchrieb und ſprach mit ſeltener Gewandtheit ſiebenzehn verſchiedene Sprachen.

Seine deutſch verfaßten Schriften ſind:

Geſchichte der Entdeckungen und Schiffahrten im Norden. Frankfurt an der Oder 1784.
Magazin von merkwürdigen neuen Reiſebeſchreibungen aus fremden Sprachen, mit Anmerkungen. Halle 1790–1798. 16 Bde.
Beiträge zur Völker- und Länderkunde in Gemeinſchaft mit Sprengel. Leipzig 1781 — 83. 3 Thle. (an der Fortſetzung nahm er nicht Theil).
Mehrere Ueberſetzungen, engliſch und lateiniſch abgefaßte Schriften u. ſ. w.

J. R. Forſter wird mit Recht als einer der ausgezeichnetſten deutſchen Naturforſcher des vorigen Jahrhunderts, zugleich mit ſeinem Sohne, genannt. — Als Proſaiſt ſteht er jedoch weit hinter dieſem, da es ihm keinesweges an Lebendigkeit und Kraft der Darſtellung, wohl aber an Eleganz und Correctheit fehlte. —

Friedrich Förſter

ward am 24. September 1792 zu Mönchengoſſerſtädt im Altenburgiſchen geboren, ſtudirte ſeit 1809 Theologie und Philoſophie zu Jena, lebte darauf in Dresden und machte dann 1813 als Freiwilliger des Lützow'ſchen Jägercorps den Feldzug mit. Er avancirte bis zum Premierlieutenant, und ward nach dem Frieden Lehrer an der Artillerieſchule zu Berlin, jedoch bereits 1818 wegen eines Aufſatzes in Luden's Nemeſis von dieſer Stelle entlaſſen. Von nun an privatiſirte er bis 1829, wo er Hofrath und Cuſtos der königlichen Kunſtkammer wurde. Er iſt zugleich Dr. phil., Ritter des eiſernen Kreuzes und des ruſſiſchen St. Georgenordens. —

Von ihm erſchien:

Das Hermannsfeſt. Dramat. Ged. Dresden 1815.
Der König und ſein Ritter. Berlin 1816. 2. Ausg. 1817. 4.
Von der Begeiſterung des preußiſchen Volkes im J. 1813. Berlin 1816.
Beiträge zur neuern Kriegsgeſchichte. Berlin 1816. 2 Thle.
Grundzüge zur Geſchichte des preußiſchen Staates. Berlin 1818 flg. 2 Thle.
Beſchreibung und Geſchichte des alten Griechenlands und Italiens. Berlin 1818.
Die Sängerfahrt. Berlin 1818.
Einleitung in die allgemeine Erdkunde. Berlin 1819 u. 1820.

Handbuch der Geſchichte und Statiſtik des preußiſchen Staates. Berlin 1820 fgde.
Feldmarſchall Blücher. Leipzig 1818. N. A. 1821.
Friedrichs des Großen Jugendjahre, Bildung und Geiſt. Berlin 1823.
Reiſe und Reiſeabentheuer. Berlin 1826.
Albrecht von Wallenſteins ungedruckte Briefe. Berlin 1828. 3 Thle.
Runde des großen Kurfürſten in der Neujahrsnacht. 1822, 27 u. 28. Berlin 1829. 4. A.
Darſtellungen aus C. F. Zimmermann's Nachlaß. Fol. Berlin 1835.
Einzelne Gedichte und Aufſätze in Zeitſchriften u. ſ. w.

Ein geiſtreicher und talentvoller Schriftſteller, der ſich im hiſtoriſchen Fach beſonders durch gelungene populaire Darſtellungen und fleißige Forſchung, in poetiſchen Leiſtungen durch glückliche lyriſche Gedichte, welche Gefühl und Wärme athmen und ſehr gefällig und leicht behandelt ſind, auszeichnet.

Der große Kurfürſt.

Legende von F. Förſter.

Zur Erinnerung an Friedrichs des Großen Geburtstag.

Dem Herrn Profeſſor *) Rauch gewidmet.

Auf der langen Brücke bei dem Schloß,
Da hält der große Kurfürſt hoch zu Roß,
Und Alle, die vorübergehn,
Die ſehn ihn an und bleiben ſtehn. —
So mancher Bürger brav und gut,
Zieht noch mit Ehrfurcht ſeinen Hut.
Der Kriegsmann daneben ſpricht: „Gewiß,
„Ich war doch auch mit in Paris,
„Da ſtellten ſie denn gleich vor Allen,
„Ihren Kurfürſten auf, uns zu Gefallen;
„Mein Hauswirth führte mich auch dahin —
„Ich lobe mir unſern hier in Berlin.“

Wenn Handwerksburſche vorüberwandern,
Spricht wohl der Eine zu dem Andern:
„Landsmann, ich ſah dir zu Prag auf der Bruck
„Den wunderlichen Heiligen — den Nepomuk; —
„Aber der Kurfürſt — da wett' ich drauf, —
„Der nimmt es mit allen Heiligen auf!“

Und nicht nur der gemeine Mann,
Auch der Künſtler hat ſeine Freude daran.
Schon Mancher kam aus Rom zurück,
Und nennt es noch immer ein Meiſterſtück. —

Und eine gemeine Sage geht,
Daß der Kurfürſt nicht immer hier hält und ſteht;
Zu Neujahr in der Geiſterſtunde,
Reitet er durch die Stadt die Runde,
Und was wir nun zu Stand gebracht,
Schaut er ſich an um Mitternacht.
Und als die Singuhr zwölfe ſang,
Belauſcht' ich neulich ſeinen Gang,
Und wollt Ihr ſchweigſam es bewahren,
Erzähl' ich Euch, was ich erfahren:

Er trabte zuerſt auf ſeinem Roß
Vorüber dem hohen Königsſchloß,
Und gegen Friedrichs Gemächer gewandt,
Grüßt' er dreimal mit ſeiner Hand. —
Er reitet weiter durch Hof und Haus
Zum Luſtgarten durch das Portal hinaus,
Der alte Deſſauer — mit dem Kommandoſtab —
Nimmt ſtattlich den kleinen Dreieck ab;
Der Kurfürſt dankt ganz höflich von Weiten,
Und ſpricht für ſich im Weiterreiten:
„Der lange Zopf, die breiten Taſchen,
„Der kleine Hut und die großen Kamaſchen —
„'S iſt eine ſonderbare Tracht!
„Da haben ſie mich doch beſſer bedacht.
„In freien Locken fliegt das Haar,
„— Ich frug nicht, ob es ſo Mode war; —
„Der Feldherrnmantel — den ich trage —
„Er gilt für heut' und für alle Tage. —

Jetzt wird der Fürſt den Dom gewahr,
Neuaufgeſchmückt in dieſem Jahr,
Mit goldnem Kreuz' — nach des Königs Gebot. —
Da ſpricht er mit Andacht: „Das walt Gott!
„Hier ward die Urſtätt mir verliehn,
„Hier ruh' ich von des Lebens Müh'n;
„Sie mögen wohl noch mein gedenken,
„Daß ſie dies Haus ſo reich beſchenken. —
„Am Altar der Tröſter, — der heilige Geiſt, —
„Der Gemeinde Licht und Troſt verheißt.
„Daneben ſtehen — von reinem Metall —
„Die heil'gen Apoſtel allzumal;
„Ihr Engel aber an der Thür,
„Behütet den Ein- und Ausgang mir! —

Und ſeitwärts nach dem Zeughaus hin,
Lenkt er ſein Roß mit heiterm Sinn.
An der neuen Brücke hält er ſtill
Und ſpricht: „Was das da werden will?
„Die Pfeiler heben ſich leicht und frei,
„Da iſt der *) Schinkel gewiß dabei,
„Und reißt der wo das Alte nieder,
„Da giebt's keine Hundebrücke wieder.“
Das Zeughaus freut den alten Herrn.
Er ſieht es immer wieder gern,
Und wie er's rückwärts noch beſchaut,
Da ſcheut das Pferd und wiehert laut.
Zwei hohe Geſtalten von Marmorſtein
Steh'n vor ihm in hellem Mondenſchein.
Der Kurfürſt fragt ſie mit feſtem Wort:
„Wer-da? was haltet ihr hier am Ort?“
Der Erſte ſpricht — zu ihm gewandt:
„„General von Scharnhorſt bin ich genannt;
„„Und weil ich brav im Rath und Feld,
„„Hat mich mein König hierher geſtellt.‘“
Der Kurfürſt ſpricht: „Du ſtehſt auf gutem Poſten,
„Hab' Acht, daß die Klingen uns nicht roſten. —

Der zweite meldet ſich nun auch,
— Wie's bei den Soldaten Ordnung und Brauch; —
„„Von Bülow — General der Infanterie,
„„Schlug die Franzoſen ſpät und früh,
„„Und unter Kanonen-Donner und Blitz
„„Ward ich der Graf von Dennewitz.‘“

Nun kenn' ich Euch — bei meiner Treu! —
„Frag nicht nach Parole und Feldgeſchrei;
„Doch Eines iſt mir nicht bekannt,
„Wo lebt der Meiſter — wie iſt er genannt —
„Der Euch mit Mantel und mit Waffen
„Aus hartem Stein ſo weich geſchaffen? —
„Seid ihr vielleicht aus Welſchland kommen,
„Hat in Paris man man Euch das Maaß genommen?
„Iſt Griechenland frei von den Türkenbanden,
„Iſt Alt-Athen jetzt wieder auferſtanden?“ —

Und der Eine zu dem Kurfürſten ſpricht:
„„Durchlauchter Herr! ſo iſt es nicht;
„„Unſer Meiſter gehöret hier zu Haus,
„„Im Lagerhaus geht er ein und aus.
„„Mit ſchwarzem Baret, mit weißem Rock,
„„Ihr findet ihn immer am Marmorblock.
„„Könige und Kaiſer kehren bei ihm ein,
„„— Er muß immer in guter Geſellſchaft ſeyn.
„„Der Marſchall **) Vorwärts — rieſengroß, —
„„Steht bey ihm mit ehrenwerthem Troß;
„„Daneben viel Frauenbilder zart,
„„Und liebe Kinder — ſchön von Art —:
„„Auch den Dichter hat er aufgeſtellt,
„„Wie er hineinſchaut in die ganze Welt,
„„In Marmorſtein und ehr'nem Guß;
„„Ein Jeder der's anſchaut, ſtaunen muß. —
„„Unſer Meiſter aber iſt Rauch geheißen,
„„Doch glüht ihm das Feuer aus Aug' und Eiſen.‘“ —

Der Kurfürſt drauf zu Beiden ſpricht:
„Habt Dank — Ihr Herren — für Euren Bericht! —

---

*) Profeſſor der Bildhauer-Kunſt zu Berlin; anerkannt als verdienſtvoller Künſtler.

*) Berühmter Baumeiſter Berlins.

**) Fürſt Blücher.

„Ich muß mein Roß nun heimwärts leiten,
„Kann heut nicht mehr um die Linden reiten;
„Gehabt euch wohl auf Eurer Wacht,
„Ihr Herrn, ich wünſch' Euch gute Nacht!“ —

Und heimwärts lenkt er nun ſein Roß,
— Nach ſeiner Brücke bei dem Schloß —
Er nickt gefällig, er ſchaut ſich um,
— Als ging' ihm ſo etwas im Kopf herum.
Ich wollt' ihn danach nicht weiter fragen:
Doch hört' ich dieſes ihn vor ſich ſagen:
„Der Rauch — das meld' ich dem Könige morgen —
„Der muß einen alten Fritzen beſorgen.“ —

Die Runde des großen Kurfürſten in der Neujahrsnacht 1827.

Legende von F. Förſter.

Der Kurfürſt reitet nicht jedes Jahr,
Nur wenn beſond'rer Anlaß war,
Da dacht ich: heut darfſt du's nicht verpaſſen,
Und ihn etwa vorüberlaſſen.
Auch ging ich nicht vergebens aus;
Denn kaum ſtand ich vor meinem Haus
In der breiten Straße, dem Schloßplatz nah,
Da war der Kurfürſt auch ſchon da.
Er ſchaute freundlicher als zuvor,
Zu des großen Friedrichs Gemächern empor.
Da wohnt mir, ſprach er, ein theures Paar;
Sie grüß ich zuerſt zum neuen Jahr,
Eliſabeth die holdeſte der Frauen,
Zuweilen mag ſie wohl nach mir ſchauen;
Denn wie die Memnonsſäule klingt,
Wenn die Morgenſonne zu ihr dringt,
So bebt, von ihrer Augen Strahl
Berührt, das härteſte Metall.
Gegrüßt auch ſei mir des Königs Sohn,
Ein Herr geboren zu dem Thron,
In Kriegeszeit ein tapfrer Degen
Und ſelbſt im Frieden noch verwegen.
Erſt neulich, bei dem großen Brand,
Er war der Erſte bei der Hand.
Sie laufen alle davon und fliehn,
Mir fing die ehrne Wange ſchon an zu glühn,
Der Kronprinz hielt aus, trug Waſſer herbei,
Ich ſah ihn noch früher als die Polizei.
Auch iſt im Kupferſtich zu ſehn,
Wie die Prinzen mitten im Feuer ſtehn
Und Hülfe ſchnell und Rettung ſchaffen,
Wo die anderen Leute ſtehn und gaffen. —
So ſprach er und nahm ſeinen Weg
Zum Luſtgarten auf bekanntem Steg.
Der alte Deſſauer nach gewohnter Art
Auch heut die Reverenz nicht ſpart;
Der Kurfürſt ſeiner nicht vergißt
Und ihn gar huldreich wieder grüßt.
Darauf lenkt er mit frommem Sinn
Sein Roß zum hohen Dome hin.
Er faltet die Hände zum Gebet
Und ſpricht: Gott walt, daß es beſteht,
Unſer evangeliſches Chriſtenthum,
Des Herzens Troſt, der Kirche Ruhm.
Behüt uns, Herr Gott, vor Papiſten,
Die wieder im lieben Deutſchland niſten;
Doch ſind wir ſicher hier zu Land,
Hier wacht der König mit Herz und Hand,
Läßt ſelbſt an die verirrten Seelen
Es nicht an ernſter Mahnung fehlen.
So war ich auch zu meiner Zeit,
Fürwahr, da galt's noch härtren Streit!
Guſtav Adolph, der für die freie Lehr
Bei Lützen fiel zu Chriſti Ehr',
Den hab' ich, als ich noch Knabe war,
Geſehen auf der Todtenbahr.
Da hab' ich im Herzen mir's gelobt:
Wie auch die Hölle dräut und tobt,
Wie's auch die Pfaffen heimlich treiben,
Dem Evangelium treu zu bleiben.
Ich ſcheute nicht Frankreichs Uebermacht,
Und als dort Ludwig unbedacht
Die Glaubensfreiheit unterdrückte,
Sofort ich einen Troſtbrief ſchickte.
In Schaaren ſind ſie zu uns kommen
Und haben Wohnung hier genommen;
Da ich viel Gnaden ihnen verlieh,
Ward's bald eine ganze Colonie,
Soldaten, Bürger und Handwerksleute,
Bauern und Gärtner und bis heute
Mag das wohl noch ſo fortbeſtehn,
Da die Leute noch immer zu Bouché gehn,
Wo ſie, wenn die Sterne vor Kälte blitzen,
Unter Hyazinthen und Tulpen im Treibhaus ſitzen.
Auch gab ich Oeſterreich zum Trutz
Vertriebnen Glaubensbrüdern Schutz,
Und ſo die Bedrängten aus allen Landen
Bei mir Zuflucht und Obdach fanden.
Drum ſei auch heute mein Gebet:
Gott walt! daß es ſo fortbeſteht!
Jetzt wollt' der Kurfürſt weiter reiten,
Da ſtutzt er: Was ſoll mir das bedeuten?
Mir iſt die Gegend wohl bekannt,
Doch wo ſonſt Sumpf und Waſſer ſtand,
Erhebt ſich zu des Himmels Blau
Ein rieſenhafter, ſtolzer Bau.
Schon kann ich achtzehn Säulen zählen,
Der Stufengang wird auch nicht fehlen,
Gar herrlich iſt es anzuſchauen,
So was kann doch nur der Schinkel bauen!
Und wenn ich es auch ſonſt nicht wüßte,
So viel erkenn' ich durch's Gerüſte:
Es wird das neue Muſeum ſein;
Da kömmt von meinem Nachlaß viel hinein.
Ich war ein Freund von Schildereien,
Ließ mich die Dukaten nicht gereuen,
Von Rembrandt bracht ich das ſchönſte Stück
Aus Holland mit nach Berlin zurück;
Von Teniers luſtige Bauernlümmel,
Von Wouwermann manchen braven Schimmel,
Das heiß ich Pferde! Das war eine Zeit!
Nun, Pferde⸗Krüger bringt's wohl auch noch ſo weit.
Eins aber, ihr Herren, bitt ich mir aus,
Komm ich wieder, ſo reit ich durch das Haus.
Ich zähl' euch allen die Minuten,
Der Hofrath Hirt wird ſich ſchon ſputen. —
Und ſo verließ er dieſen Ort,
Ritt weiter durch den Luſtgarten fort.
Er war ſchon mitten auf der Brücke,
Da hielt er ſtill und ſchaute zurücke:
Meiner Treu, bald wurd' ich's nicht gewahr,
Daß ich ſchon auf der neuen Schloßbrücke war.
Ein Marktplatz wär's beinah zu nennen,
Ein Stechbahn auch zum Ringelrennen;
Der Schinkel iſt doch ein ganzer Mann,
Was der nicht aus einer Hundebrücke machen kann!
Das Geländer, ſo ſauber gegoſſen von Eiſen,
Könnt' allein ein Meiſterſtück ſchon heißen;
Die granitnen Pfeiler ſind polirt,
Wie's nur die Aegypter ausgeführt,
Und werden zumal die Puppen drauf ſtehn,
Wird man's erſt recht mit Freuden ſehn.
Als der Kurfürſt nun über die Brücke kam,
Er ſeinen Weg zum Zeughaus nahm.
Da lies er die Zügel etwas los,
Klopft auf den Hals das treue Roß
Und ſprach: mein Roß, nimm dich in Acht
Und tritt mir hier doch ja recht ſacht,
Schlag nicht die Funken aus dem Stein,
Wirf das Eiſen nicht in das zweite Stock hinein,
Wie es einſt dem Herzog Carl geſchehn,
Davon man das Zeichen am Fenſter kann ſehn.
Mein Königlicher Herr liegt krank,
Doch geht's ſchon beſſer, Gott ſei Dank!
Herr Wiebel ſchreibt täglich guten Bericht,
An liebender Pflege fehlt es auch nicht.
Die fürſtliche Gattin mit zartem Beſorgen
Sitzt bei ihm am Abend und am Morgen,
Und Hohe und Niedre dürfen nahn
Und fragen nach dem Befinden an;
Und thäten wir nicht ſchon zwölf Uhr zählen,
Mein Name ſollt' in dem Buch nicht fehlen.
So denk ich am meiſten ihn zu ehren,
Wenn wir ihn nicht in der Ruhe ſtören;
Und haben gute Gebete Kraft,
Gewiß auch meines ihm Lindrung ſchafft.
Wird nur der Sommer erſt wiederkehren,
Soll Teplitz heilſam ſich bewähren;
Dort ſehn ſie den König oft und gern,
Nennen ihn Alle: ihren lieben Herrn.

Das ſchreibt ſich noch von Anno 13 her,
Wo wär Teplitz, wenn er nicht geweſen wär“
Am Zeughaus ritt er dicht vorbei,
Doch diesmal ward das Roß nicht ſcheu
Vor den beiden weißen Marmorgeſtalten,
Die dort auf dem Ehrenpoſten halten.
„Seid ihr nur immer noch ihrer zwei?
Iſt denn mein Kleiſt noch nicht dabei?
Als der König den Tag bei Kulm gewann,
Den Vandamme ritterlich niederrann
Und Oeſterreich vom Feind gerettet,
Wo mancher Brave ſich unter den Raſen bettet,
Lies Kleiſt auf den Nollendorfer Höhn
Das Preußiſche Siegesbanner wehn.
Gebt mir Beſcheid, ihr Herrn, darüber.“ —
„„Schaun Ew. Durchlaucht nur grad gegenüber,
Sprach Bülow, da können Sie zu ihrer Freude ſehn
Die Antwort auf ehrnen Füſſen ſtehn.““
Der Kurfürſt ſchaute ſich rückwärts um,
Da war er erſt ein Weilchen ſtumm;
Dann aber rief er mit einem Mal:
„Seht an, da ſteht der Feldmarſchall!“
Und gleich dem Roß in beide Seiten
Setzt er die Sporen drauf los zu reiten.
„Den muß ich, ſprach er, in's Auge ſehn,
Ich denk, er wird mir Rede ſtehn.“
Und eh er noch dicht vor ihm ſtand,
Rief er hinauf zu ihm gewandt:
„Der Kurfürſt reitet heut die Runde,
Wer ſeid ihr? davon gebt mir Kunde.“
Der Feldmarſchall, wie ſich's gebührt,
Gleich mit dem Säbel ſalutirt.
„„Ich war, ſprach er, nur ein Soldat,
Das iſt mein Ruhm und meine That.““
„Biſt du ein Soldat in allen Ehren,
So laß mich deinen Katechismus hören.
Zum erſten: wer ſchrieb dir das Patent?“
„„Der, den die Welt den großen Friedrich nennt;
Und in dem Krieg der ſieben Jahr
Dient ich zuerſt als ein Huſar.““
„Zum zweiten, wie nahmſt du das Schwert zur Hand?“
„„Mit Gott für König und Vaterland!
Wie hoch ſich auch der Feind geſtellt,
So hat ihn dieſer Spruch gefällt.““
„Zum dritten: Bei wem haſt du ſtudirt,
Wie man das Heer zur Feldſchlacht führt?“
„„Der Krieg war meine hohe Schul,
Saß mehr auf dem Sattel, als auf dem Stuhl,
Frug nichts nach Vauban und Montecuculi,
Vorwärts! ſo hieß meine Taktik und Strategie.
So wurd' ich in der Welt bekannt,
Da haben ſie mich den Marſchall Vorwärts genannt.““
„Marſchall Vorwärts, das hört ſich herzhaft an;
Mein Derflinger, war juſt auch ſo ein Mann.
Aber von ſo theuren Kriegeshelden
Weiß die Geſchichte viel zu melden,
So gebt Herr Marſchall mir Beſcheid,
Was ihr vollbracht zu Eurer Zeit?“
„„In dicken Büchern ſteht's zu leſen,
Was ich war und beinahe wär geweſen,
Doch kürzer ſteht es hier zu ſchaun
In Erz gegoſſen und gehau'n.
Ein Meiſter hat mich aufgeſtellt,
In ſeiner Art wie wir ein Held,
Führt ſo wie wir nur Stahl und Eiſen,
Könnt auch ein Marſchall Vorwärts heißen.
Der wußte kürzer ſich zu faſſen,
Hat mich gleich im Ganzen ſehen laſſen.
Und wollt ihr aus meinen beſten Jahren
Daneben weiter noch erfahren,
Was Anno 13, 14 und 15 geſchehn
Er läßt's an Euch vorübergehn.
Wollt ihr gefällig euch ſeitwärts neigen,
Werd ich euch's mit dem Säbel zeigen.
Hier ſeht ihr, wie mit frohem Sinn
Die freiwilligen Jäger aus Breslau ziehn,
Die Mutter ſegnet ihren Sohn,
Die Reiter ziehn mit Jubel davon.
Hier iſt das Rathhaus der alten Stadt,
Und hier ließt ein Knabe ein Extrablatt;
Bürger und Bauern nehmen das Schwerdt zur Hand
Alles Volk ruft: mit Gott für König und Vaterland! —
Im zweiten Feld, da ordnet ſich's ſchon mehr,
Zur Schlacht vorüber zieht das Heer,
Mit Trommelſpiel, Trompetenklang,
Mit Hurrahruf und Feldgeſang
Und daneben auf der grünen Au,
Da ſteht mein treuer Gneiſenau,
Von hohem Sinn und und edler Geſtalt,
Der niemals fehlte, wo es galt,
Der alles ſich zuvor bedacht,
Was ich am heißen Tag vollbracht.
D'rum, als ſie mir den Doktorhut
Zu Oxford gaben, ſprach ich: ganz gut,
Doch laßt mich, ihr Herrn, nicht ſo allein,
Der Gneiſenau muß mein Apotheker ſeyn;
Er hat geſchickt und unverdroſſen
Die Pillen gedreht, die ich verſchoſſen.
Hier nun auf dieſem dritten Feld
Schloß mancher die Augen ſchon als Held;
An den Rebenhügeln könnt ihr es ſehn,
Daß wir auf Champagner Grunde ſtehn.
Der Herr Wirth iſt eben nicht gefällig,
Frau Wirthin nicht allzuſehr geſellig,
Hier ſchenkt uns die Guſtel von Blaſewitz ein,
Müſſen ſelbſt unſer Koch und Kellner ſein. —
Doch endlich, da iſt es uns gelungen,
Wir haben den Bonaparte bezwungen,
Ich klopfte dreimal herzhaft an,
Da ward Paris uns aufgethan
Und hier auf dieſem vierten Feld
Iſt unſer Einzug vorgeſtellt.
Hier ſeht ihr, wie zu meiner Seiten
Viel theure Kampfgenoſſen reiten:
Die Prinzen Wilhelm und Auguſt,
Graf York, ſeines Ruhmes ſich bewußt,
Der Gneiſenau, der Bülow und der Kleiſt,
Sie waren meine Kameraden zumeiſt,
Und hinterher mit Poſaunenſchall
Folgt mir der ganze Kriegesſchwall.
Und nicht umſonſt ziehn wir herein,
Es galt Victoria zu befrein,
Die ſie vom Brandenburger Thor
Uns mit Gewalt entführt zuvor.
Hier ſeht ihr das ſchöne Viergeſpann,
Die Landwehrmänner greifen herzhaft an,
Sie ſingen luſtig Juchhe! Juchhe!
Von der alten Garde flucht Einer Sacre nom du Dieu!
Das iſt ſo in Summa, was ich gethan,
Denn hier geht es wieder von vorne an.
Das andere, das ſind die Allegorien,
Damit will ich Euer Durchlaucht nicht bemühn.““
„Ich dank euch, mein Herr Feldmarſchall,
Für euern Bericht viel tauſendmal;“
Der Marſchall wieder ſalutirt,
Der Kurfürſt grüßt, ſein Schlachtroß wiehrt:
Er reitet zurück dieſelbe Bahn,
Doch an dem Palais da hält er an,
Wo unter großen Spiegelſcheiben
Die ſchönſten Frühlingsblumen treiben.
„Prinz Karl, ſprach er, der hält hier Haus,
Nach Thüringen zog er zur Brautfahrt aus,
Und kehrte froh zu uns zurück
Mit ſeiner Liebe mit ſeinem Glück!
Drauf wünſcht er dem Könige nochmals gute Ruh
Und ritt nach der langen Brücke zu.
„Hätt' ich, ſprach er, noch etwas Zeit,
Beſucht ich die Königſtadt wohl heut:
Sie haben dort ein neues Theater erbaut
Das hätt ich gern mit angeſchaut.“
Da wiehrte das Roß zum zweiten Mal;
Da ſprach der Kurfürſt: „ein andermal;
Heut kann es leider nicht geſchehn,
Ich hätte die Sontag gern geſehn;
Am Ende müßt ich mit meinem Rappen
Bei ſpäter Nacht im Finſtern tappen,
Ich muß mich nach meinem Quartier umſchaun,
Der Gasbeleuchtung iſt nicht zu traun.“
Jetzt wiehrte zum dritten Mal das Roß,
Er ſtand auf der Brücke bei dem Schloß.
Ein Uhr ſchlug es vom Glockenhaus,
Da ging die Gasbeleuchtung aus.

Karl Auguſt Förſter

ward am 3. April 1784 zu Naumburg an der Saale geboren, ſtudirte in Leipzig Theologie und Philologie, wurde darauf Hauslehrer in Dresden und iſt ſeit 1807 Profeſſor an der K. Cadettenanſtalt daſelbſt.

Er gab heraus:

F. Petrarca's italieniſche Gedichte, überſetzt von K. F., Altenburg und Leipzig 1818 fgde. 2 Thle. N. A. Leipzig 1833.
Sammlung deutſcher Gedichte. Dresden 1819.
T. Taſſo's lyriſche Gedichte. Zwickau 1821.
Raphael, Kunſt und Künſtlerleben; in Gedichten. 2 Thle. Leipzig 1827.
Abriß der allgemeinen Literaturgeſchichte. 4 Thle. Dresden 1828.
Einzelne Gedichte u. ſ. w. in Zeitſchriften u. ſ. w.

K. F. hat vorzüglich in ſeinen Verdeutſchungen der lyriſchen Gedichte Petrarca's und Taſſo's einen feinen Geſchmack, reichen Wohllaut, und eine ſeltene Herrſchaft über Vers und Sprache beurkundet, ſo daß er mit Recht den deutſchen Meiſtern in dieſer Gattung beizugeſellen iſt. — Seine eigenen Poeſieen ſind elegant und bilderreich, entbehren aber der Wärme. Sein Abriß der allgemeinen Literaturgeſchichte iſt eine zwar gedrängte, aber ſehr tüchtige und fleißige Arbeit. —

Friedrich, Baron de la Motte Fouqué.

Dieſer talentvolle und reiche Dichter, vor zwanzig Jahren noch ein Liebling der Nation, jetzt weit weniger geleſen, als es ſo viele ſeiner meiſterhaften Werke mit vollem Rechte verdienen, ward am 12. Februar 1777 zu Neu-Brandenburg geboren und iſt ein Enkel des berühmten 1774 verſtorbenen preußiſchen Infanteriegenerals Heinrich Auguſt de la Motte Fouqué. — Schon früh trat er in Kriegsdienſte, machte die Rheincampagne in den neunziger Jahren mit und nahm dann 1803 ſeinen Abſchied, ging aber 1813, nachdem er bis dahin auf dem Lande gelebt, wieder zur Armee, wohnte den bedeutendſten Schlachten bei, und ſah ſich dann genöthigt, ſeiner zerrütteten Geſundheit wegen, ſeine Entlaſſung zu fordern, die er mit höherem Range erhielt. Er verweilte nun abwechſelnd in Berlin und auf ſeinen Gütern bei Nathenow und hat ſich ſeit einiger Zeit in Halle niedergelaſſen. F. d. l. M. F. iſt K. Pr. Major außer Dienſt und Ritter des Johanniter und rothen Adler-Ordens. — Als Dichter erſchien er, von A. W. von Schlegel eingeführt, zuerſt unter dem Namen Pellegrin.

Seine Schriften ſind:

Dramatiſche Spiele. Berlin 1804.
Die Zwerge. Dram. Spiel. Leipzig 1805.
Hiſtorie von Ritter Galmy und einer Herzogin aus Bretagne. 2 Thle. Leipzig 1806.
Alwin. 2 Thle. Leipzig 1808.
Sigurd der Schlangentödter. Leipzig 1809.
Der Held des Nordens. 3 Thle. Leipzig 1810.
Eginhard und Emma. Schauſp. Nürnberg 1811.
Vaterländiſche Schauſpiele. 2 Thle. Berl. 1811—1813.
Die Jahreszeiten. Berlin 1811—15. 4 Hfte. — darin Undine. 3. A. 1818.
Kleine Romane. Berlin 1811—1818. 5 Thle.
Die Muſen. Berlin 1812. 4 Hfte.
Die Liebesrache. Trauerſp. Leipzig 1813.
Alboin. Heldenſpiel. Leipzig 1813.
Korona. Rittergedicht. Tübingen 1814.
Sängerliebe. Tübingen 1814.
Dramatiſche Dichtungen. Berlin 1814.
Die Fahrten Thiodolfs. 2 Thle. Hamburg 1815.
Der Zauberring. 3 Thle. Nürnberg 1816.
Die Pilgerfahrt. Trauerſpiel. Nürnberg 1816.
Taſſilo. Vorſpiel. Nürnberg 1816.
Gedichte. Tübingen 1816 fgde. 5 Thle.
Die zwei Brüder. Trauerſpiel. Tübingen 1817.
Begebenheiten des Grafen Alethes von Lindenſtein. Leipzig 1817.
Gefühle, Bilder und Anſichten. Leipzig 1818. 2 Thle.
Heldenſpiele. Tübingen 1818.
Jäger und Jägerliebe. Gotha 1818.
Altſächſiſcher Bilderſaal. Nürnb. 1818—20. 4 Thle.
Hieronymus von Staufe. Trauerſp. Berlin 1819.
Die Leibeigene. Schauſpiel. Berlin 1820.
Bertrand du Guesclin. Heldengedicht. Leipzig 1821. 3 Thle.
Ritter Elidouk. Leipzig 1822.
Der Verfolgte. Berlin 1821. 3 Thle.
Wilde Liebe. Leipzig 1822. 2 Thle.
Die Vertriebenen. Leipzig 1823. 3 Thle.
Mandragora. Berlin 1826.
Geſchichte der Jungfrau von Orleans. Berl. 1826. 2 Thle.
Der Sängerkrieg auf der Wartburg. Berl. 1828.
Fata Morgana. Stuttgart 1831.
Jakob Böhme. Greiz 1831.
Erzählungen und Novellen. Danzig 1833.
Gedichte, Erzählungen u. ſ. w. in Almanachen (namentlich dem Frauentaſchenbuche, das F. mehrere Jahre hindurch redigirte), Zeitſchriften u. ſ. w. u. ſ. w.

Nicht leicht iſt, wie wir bereits oben bemerkten, ein Dichter ſo verſchiedenartig beurtheilt worden, als de la Motte Fouqué; er hat den Ruhm, den ſeine Zeit ihm gewährte, überlebt, und doch wird eine Zeit kommen, wenn er ſchon längſt von der Erde geſchieden iſt, wo der ihm mit Recht gebührende Preis neue Knoſpen treibt und unvergänglich blüht. Wenn Reichthum der Phantaſie, Tiefe und Wärme des Gefühls, Herrſchaft über Gedanken, Sprache und Vers, und ein leicht aufflammender Enthuſiasmus Anſpruch auf den Namen eines ausgezeichneten Dichters gewähren, ſo verdient er denſelben vor Allen. Gelang es ihm daher nicht, ſich die Anerkennung zu erhalten, die ihm früher in ſo reichem Maße zu Theil ward, ſo muß die Urſache theils in ſeiner Perſönlichkeit, theils in der Zeit liegen. In ſeiner Perſönlichkeit, weil er, anſtatt die Welt zu umfaſſen und in ihren Gebilden wieder zu geben, ſich und in dieſer eine eigene Welt ſchuf, die in ſehr beſchränkte Kreiſe zuſammengedrängt und aus ſehr heterogenen Elementen aufgeführt, wohl während einer beſonderen, ihr durch eigenthümliche Verhältniſſe geneigten Epoche anſprechen und gefallen konnte, über dieſe hinaus aber, da ihr das Allgemeingültige in den Einzelheiten fehlte, unwirkſam werden mußte. Fouqué iſt einer der letzten Jünger der romantiſchen Schule und zugleich einer der beſchränkteſten. Er nahm das Mittelalter zum Grunde, auf welchem er ſeine poetiſchen Gebilde aufführte, aber er wußte nicht in deſſen wahre Tiefen einzudringen und verdeckte den daraus entſpringenden Mangel durch äußeren Glanz und reichen Farbenſchmuck, wodurch ſich allerdings die große Maſſe bei ihrer Oberflächlichkeit angeſprochen fühlte, beſonders in jener aufgeregten Zeit, in der Fouqué den Culminationspunkt ſeines Wirkens erreichte, und in welcher Geſinnungen, wie er ſie bekannte und verherrlichte, ungeprüft, denn es waren Tage der Noth, in allen Herzen wiederhallten. Als mehr Ruhe eintrat, als man in den deutſchen Landen begann, das Für und Wider abzuwägen, da fand man denn auch, daß Vieles in unſeres Dichters Leiſtungen nur Scheinweſen ſei, daß es ſeinen Charakteren oft am innerſten Kern, an Wahrheit, ſeinen geſchichtlichen Auffaſſungen an Wahrheit, ja ſelbſt ſeiner Rede an Wahrheit, d. h. an jener innern Wahrheit, die auf der Natur der Dinge, nicht auf der ſubjectiven Auffaſſung derſelben beruht, fehle. Selbſt die nachſichtigſten Kritiker konnten ihn nicht frei von oberflächlicher Charakterzeichnung, von Vermiſchung und Verwirrung des Mittelalterlichen und Modernen, von Geſuchtheit und Manier in Form und Rede, ſprechen, und indem nun, während der Entwickelung eines Kampfes der ſocialen Privilegien, Fouqué mit ſeiner ganzen Perſönlichkeit und mit allen Kräften feſt an dem entſchiedenſten Ariſtokratismus hing und ſich für ſeine Anſichten eine eigene, immer mehr von der Natürlichkeit abweichende, ſeinem Weſen aber zuſagende, ſein Beginnen unterſtützende Form bildete, ſo mußte er, da er auf ſolche Weiſe gegen die fortſchreitende Zeit ankämpfte, einerſeits in Manierirung verfallen, andererſeits den größten Theil der Nation ſich abwendig machen, und ſo die verſchiedenartigſten Urtheile, die aber mit jedem Jahre ungünſtiger ausfielen, über ſich ausſprechen hören. Dazu kam, daß er ſelbſt poetiſche Friſche und zeugende Kraft, daß ſeine Schriften den Reiz der Neuheit verloren, wodurch er ſich dann nothwendig ſelbſt überleben mußte.

Aber dennoch iſt und bleibt er ein großer und wahrer Dichter, und der unbefangene Freund echter Poeſie wird in allen ſeinen Werken eine große Anzahl einzelner meiſterhafter Stellen und Schilderungen, und eine, wenn auch befangene, doch in ihrer Subjectivität ſehr ehrenwerthe Geſinnung finden. Seine Poeſie iſt einem Bergſtrome vergleichbar, der zwar Schlamm und Geröll, aber auch viel edles Geſtein mit ſich führt, und Leiſtungen wie die Undine, das Galgenmännlein, Corona u. A. m. werden ſeinen Namen mit Lorbeer gekränzt auf die ſpäteſte Nachwelt tragen und erhalten, ſo lange die deutſche Sprache ſelbſt ſich bei den Nationen der Erde erhält.

Geſang der drei Nornen.

(Aus Sigurd dem Schlangentödter.)

(Brynhildis, geharniſcht, das Schwert an der Seite, ſchläft.)

Die drei Nornen.

(um ſie her wandelnd und ſingend.)

Nornen, Schickſals ordnende Mächte,
Nennen uns drei die Menſchenkinder.
Heimlich aus unſerm Hauchen keimt's, —
Die Saat zum Frieden, zum Fechten ſprießt,
Zu dem Feſt der Braut, zum Mahl der Trauer,
Zum Streit der Rache, zum Tanzreihn drauf.
Trüb' auch hier über die Träumrin hin,
Treibt unſer Willen Gebilde viel,
Und lagert ſo Luſt als Klagen rings.
Wir ſchenken dir Macht und verſchmachten bald,
Schön Fürſtenkind voll hohen Sinns,
Wir ſpielen ein vielfach ernſtes Spiel.
Wurdur hat das Gewordne gelenkt,
Werdandi lenkt das Werdende jetzt,
Und Skuld hat Kunde, was kommen ſoll.
Zu ſichten aller Zeit Geſchichten
Ziemt uns den drei'n im ſtäten Vereine
Bis Zeit entgleitend ausglimmt, wir mit.

Wurdur.

Der alte Held, König Hialmgunnar,
Heißklopfender Bruſt, rief opfernd auf:
Sieg mir, dem greiſenden Krieger Sieg!
Odin! ſteh mit in des Dieners Streit:
Stolz hebt Agnar der Held ſich auf,
Heiſcht Land und Leute zum Pfand des Siegs.
Dem Diener Sieg verhieß Odin,
Dem Gegner da half Brynhildis Hand,
Der ſchönen Königestochter Kraft.
Dem Tag gleich, tröſtlicher Gaben reich,
Trat ſie hellſtrahlend und ſchnell herauf,
Leicht lenkend die Schlacht nach eigner Macht.
Lenkte ſie ſtolz, Hialmgunnar's Heer ſchmolz,
Hochherrſchend und herrlich ſtand Agnar,
Und Odins Woll'n zerſtob in Wolken.
Zu keckes Licht, zu gewicht'ge Kraft,
Dir zürnte Odin ſchwer: zu Boden
Warf hin dich ſtrafender Zauberſchlaf.

Werdandi.

So liegt ſie, träumend von Siegen nur,
Sieht nicht zum Kampfesgericht mehr auf,
Und draußen lodert die Lohe wild;
Lodert im Rund allſtund ums Schloß her,
Verſchließt mit wallendem Schein den Eingang;
Die glüh'nde Bahn kommt keiner heran.

Skuld.

Doch wagen wird's Einer. Heran die Bahn
Wird reiten ein Degen frei und frank
Durch drohend flackernde Flammen her.
Raſch treibt er zum Trab den Roßhuf an,
Tritt prachtvoll ein, Brynhildis wacht,
Denkt günſtiger Hochzeit ſüßem Geſchenk.

Werdandi.

Schon vor des leuchtenden Schloſſes Thor,
Schnell durch des Feuers Wirbel zur Burg
Kommt er, der Kecke. Was frommt ihm jetzt?
Kühnlicher Reitkunſt ſchneller Preis.
Er ſteigt der Treppen Steine herauf,
Stark hallt ſein Harniſch durch das Gebäu.

Alle Drei.

Dreht um uns, Schweſtern, des Nebels Dunſt,
Dicht einhüllend den ernſten Nordſchein!
Hauch', Ahnung! bang' um der Nornen Bahn!
Rauſchen uns hören, ergrau'n darob,
Rann dir, o blindes Erdkind, zum Loos:
Lichthell Schau'n ziemt richtenden Göttern.

(ſie verſchwinden.)

Brynhildis am Gewebe.

(Aus Sigurd dem Schlangentödter.)

Fördre, du fleißige Hand,
Bunter Farben Geſpinnſt,
Die tapfern Thaten des Freund's:
Gnitnaheide's Graun,
Des blanken Goldhorts
Herrlich prangendes Licht,
Und aus Lingos Buſen das Blut.
Weberin, webe fort,
Web' in des Teppichs Prunk
Alle dein Lieb und Leid:
Gleißende Gluth um die Burg,
Glänzender Reiter durchhin,
Träumende Magd ſein harr'nd.
Weberin, webe fort,
Web' in des Teppichs Prunk
Alle dein Lieb' und Leid,
Ward Zauberſchlummer verſcheucht,
Die Schläferin ſüß entflammt,
Glänzenden Kriegers Braut!
Weberin, webe fort,
Nornen auch weben fort
Dein Leben zu Lieb' und Leid,
Führen unreißbare Fäden,
Fiengen früh' an ihr Geſpinnſt
Eh' flog dein Weberſchifflein.

Die Mutter.

„Wie willſt du nun weg,
In die weite Welt,
Von Island, unſrer lieben Inſel, fort!
Ach Kind, mir klopft
In klagender Bruſt
Das Mutterherz, das arme Mutterherz!“

„„Laß du mich nur los,
Lieb Mütterlein,
Da draußen in das deutſche Land hinaus.
Sind Sänger dort
Hochſeltner Art;
Auf Rheiniſchen Bergen rauſcht ihr Heldenſang!““

„Was ſoll dir der Sang,
Wenn du ſiehſt nicht mehr
Der Heimath Wald und Anger und Heerdesrauch?
Und ich Arme, allein
Auf dem Abendberg,
Soll weinend ſehn, wie Sonne zur Ruhe geht.“

„„Wirſt weinen nicht lang,
Wirſt lächeln gar lieb,
Wenn kunſtreich, kühn und friſch der Sohn dir kehrt.
Der Himmel iſt hell,
Der Frühling haucht;
O weine dir nicht die holden Augen weh.““

Und er ſchritt ins Schiff,
Und es ſchwankte fort,
Und die Mutter ging hinein und ſchloß ihr Gemach.
Und ſie weinte ſehr,
Bis die ſanfte Nacht
Des Schlafes Hülle über das Haupt ihr zog.

Kam da die Königin
Gekrönter Götter,
Kam da die Frigga im Traum zur edlen Frau:
„Mußt nicht weinen, Mutter,
Du Menſchenmutter;
Ich ſchütze ſorgend dir den holden Sohn.“

„„Du hohe Herrin,
Ich habe das Weinen
Mir nicht erkoren; doch muß ich weinen, ich muß.
Nimm Opfer und Dank du
Für deinen Schutz an;
Mir laß das Weinen: es läßt ja doch nicht nach.““

„Wehvolles Weinen
War mir geziemend,
Als Baldur lag, mein göttlich Kind, erblaßt.
Du darfſt nicht weinen:
Dir kehrt er wieder,
Dein lieber Sohn, in leuchtender Jugendluſt.“ —

Und der tröſtende Traum
Im Morgenthau
Entſchwand, und wachend ſah die Mutter umher.
Hell blieb in der Bruſt
Der Göttin Bild:
Aber der Sohn war fern und die Mutter weinte doch.

Gottes Zucht.

Wenn alles eben käme,
Wie du gewollt es haſt,
Und Gott dir gar nichts nähme,
Und gäb' dir keine Laſt:
Wie wär's da um dein Sterben,
Du Menſchenkind, beſtellt?
Du müßteſt faſt verderben,
So lieb wär' dir die Welt!

Nun fällt, eins nach dem andern,
Manch ſüßes Band dir ab,
Und heiter kannſt du wandern
Gen Himmel durch das Grab.
Dein Zagen iſt gebrochen,
Und deine Seele hofft; —
Dies ward ſchon oft geſprochen,
Doch ſpricht man's nie zu oft.

Der kranke Ritter.

Da draußen hallen die Schilde
Da draußen wiehert es hell,
Die Kämpfer ſind hart an einander
Ihr Knappen, waffnet mich ſchnell!

Was ſteht ihr, und werdet ſo trübe?
Zu Sattel, und drauf und dran! —
Ach Gott! ich hatt' es vergeſſen:
Ich bin ein verwundeter Mann.

Die Pfeileſchauer, ſie trafen
Die Schulter und auch die Bruſt;
Her kommt der Tod mir gezogen;
Und hin mir welket die Luſt.

Und wär' nur der Tod gekommen
Nach ſeiner geſtrengen Pflicht,
Da ſchlief' ich ſtill bei den Ahnen
Bis an das ewige Licht.

So muß ich leben, ach leben
Ohn' adliche Waffenzier,
Und fernhin brauſet der Schlachtlärm
Und fraget nicht fürder nach mir.

Still neben mir ſitzt mein Falke,
Weil nicht mehr jagen er kann;
Hat auch einen Pfeil im Flügel,
Und ſieht ſo trübe mich an.

Thurmwächterslied.

Am gewaltigen Meer,
In der Mitternacht,
Wo der Wogen Heer
An die Felſen kracht,
Da ſchau ich vom Thurm hinaus.
Ich erheb' einen Sang
Aus ſtarker Bruſt,
Und miſche den Klang
In die wilde Luſt,
In die Nacht, in den Sturm, in den Graus.

Dringe durch, dringe durch
Recht freudenvoll
Mein Lied, von der Burg
In das Sturmgeroll,
Verkünd' es weit durch die Nacht,
Wo ſchwanket ein Schiff
Durch die Fluth entlang,
Wo ſchwindelt am Riff
Des Wanderers Gang,
Daß oben ein Menſch hier wacht:

Ein kräftiger Mann,
Recht friſch bereit,
Wo er helfen kann,
Zu wenden das Leid
Mit Ruf, mit Leuchte, mit Hand.
Iſt zu ſchwarz die Nacht,
Iſt zu fern der Ort,
Da ſchickt er mit Macht
Seine Stimme fort
Mit Troſt über See und Land.

Wer auf Wogen ſchwebt,
Sehr leck ſein Kahn,
Wer im Walde bebt,
Wo ſich Räuber nahn,
Der denke: Gott hilft wohl gleich.
Wen das wilde Meer
Schon hinunter ſchlingt,
Wem des Räubers Speer
In die Hüfte dringt,
Der denk' an das Himmelreich!

Das Galgenmännlein. *)

In Venezia, die weit und breit berühmte wälſche Handelsſtadt, zog eines ſchönen Abends ein junger Deutſcher Kaufmann ein, Reichard geheißen, gar ein fröhlicher und kecker Geſell. Es gab eben zu der Zeit in Deutſchen Landen mannigfache Unruhe, um des dreißigjährigen Krieges willen; deshalben war der junge Handelsmann, der ſich gern einen luſtigen Tag machte, ganz beſonders damit zufrieden, daß ihn ſeine Geſchäfte auf einige

---

*) Aus de la Motte Fouque's Erzählungen u. kleinen Romanen.

Zeit nach Wälſchland riefen, wo es nicht gar ſo kriegeriſch zuging, und wo man, wie er gehört hatte, ganz köſtlichen Wein und viele der beſten und wohlſchmeckendſten Früchte antreffen ſollte, noch der vielen wunderſchönen Frauen zu geſchweigen, von welchen er ein abſonderlicher Liebhaber war.

Er fuhr, wie ſie es dorten zu thun pflegen, in einem kleinen Schifflein, Gondel geheißen, auf den Kanälen umher, die es in Venezia ſtatt der ordentlichen gepflaſterten Straßen gibt, und hatte ſeine große Luſt an den ſchönen Häuſern und den noch viel ſchöneren Weibsgeſtalten, die er oftmals daraus hervorblicken ſah. Als er endlich gegen ein höchſt prächtiges Gebäu herankam, in deſſen Fenſtern wohl zwölf der alleranmuthigſten Frauenzimmer lagen, ſprach der gute junge Geſell zu einem der Gondolier, die ſein Schifflein ruderten: „daß Gott! wenn es mir doch einmal ſo wohl werden ſollte, daß ich nur ein Wörtlein zu einer von jenen wunderſchönen Fräulein ſprechen dürfte!" „Ei," ſagte der Gondolier, „iſt es weiter nichts als das, ſo ſteigt nur aus und geht kecklich hinauf. Die Zeit wird Euch droben gewißlich nicht lang werden." Der junge Reichard aber ſprach: „du haſt wohl deine Luſt daran, fremde Leute zu necken, und meineſt, in mir ſo einen groben Geſellen zu treffen, der nach deinen thörichten Worten thäte und droben im Schloſſe dann ausgelacht würde, oder wohl ausgewamſt obendrein?" „Herr, lehrt mich die Sitten des Landes nicht kennen," ſagte der Gondolier. „Thut nur nach meinem Rath, dafern Ihr's Euch gerne wohl ſeyn laßt, und nehmen ſie Euch nicht mit offnen, ſchönen Armen auf, ſo will ich meines Fährlohnes quitt und verluſtig gehn."

Das ſchien dem jungen Burſchen des Verſuchens ſchon werth, auch hatte der Gondolier nicht eben gelogen. Die Schaar der liebreizenden Fräulein nahm den Fremden nicht allein holdſelig auf, ſondern es führte ihn auch die, welche er für die Schönſte aus ihnen hielt, in ihr eignes Gemach, wo ſie ihn mit den auserleſenſten Trink- und Eßwaaren bewirthete, und auch mit manchem Kuß, ja, ihm endlich ganz und gar zu Willen ward. Er mußte mehrmalen bei ſich denken: „ich bin doch fürwahr in das alleranmuthigſte und wunderbarſte Land gekommen, ſo es auf dem Erdboden gibt: zugleich aber kann ich auch dem Himmel nicht genugſamlich danken für die Anmuthigkeiten meiner Perſon und meines Geiſtes, vermittelſt deren ich den fremden Damen ſo ſehr gefalle."

Als er nun aber wieder von hinnen wollte, forderte ihm das Fräulein funfzig Dukaten ab, und weil er ſich darüber verwunderte, ſagte ſie: „ei, junger Fant, wie vermeint Ihr doch, Euch der ſchönſten Courtiſane aus ganz Venedig ſo gar umſonſt erfreut zu haben? Zahlt nur immer friſch, denn wer nicht vorher bedungen hat, muß ſich den Preis gefallen laſſen, den man von ihm begehrt. Wollt Ihr aber künftig wiederkommen, ſo gehabt Euch klüger, und Ihr könnt für eine Summe, wie es Euch heute gekoſtet hat, eine ganze Woche lang in allen Freuden leben."

Ach, wie verdrießlich es doch ſein mag für Einen, der dachte, er habe eine Prinzeſſin erobert, wenn er nun merkt, daß es eine gar gemeine Buhlſchaft war und ihm noch eine ſo erkleckliche Summe dabei aus dem Geldbeutel gelockt wird! Der junge Geſell aber bewies ſich nicht ſo ergrimmt, als wohl ein Andrer meinen ſollte. Es war mehr um eine gute Pflege ſeines Leibes zu thun, als um viele Preislichkeiten in ſeiner Hiſtorie, deshalben er ſich denn nach geleiſteter Zahlung in ein Weinhaus fahren ließ, um dorten wegzutrinken, was ihm noch etwa von Aerger im Kopfe herumzog.

Da nun der fröhliche Burſch auf ſolchen Wegen war, mochte es ihm auch nicht an gar zahlreicher und vergnügter Geſellſchaft fehlen. Es ging manchen Tag fort in Saus und Braus, und zwiſchen lauter luſtigen Geſichtern; ein einziges ausgenommen, das einem Hiſpaniſchen Hauptmanne gehörte, der zwar allen den Späßen der wilden Bande, in die der junge Reichard ſich begeben hatte, beiwohnte, aber meiſt ohne ein Wort zu verlieren, und mit einer recht gewaltſamen Unruhe auf allen Zügen ſeines finſtern Antlitzes. Man litt ihn dabei gern, denn er war ein Mann von Anſehn und Vermögen, der ſich nichts daraus machte, die ganze Geſellſchaft oft mehrere Abende hinter einander frei zu halten.

Deſſen ungeachtet, und ob ſich der junge Reichard gleich nicht mehr ſo arg beſchatzen ließ, wie am Tage ſeiner Ankunft in Venezia, begann ihm doch endlich das Geld auszugehn, und er mußte mit großer Betrübniß daran denken, daß ein ſo unerhört vergnügliches Leben nun bald für ihn ans Ende kommen müſſe, dafern er nicht mit ſeinem vielen Verluſtiren zuletzt all' ſeines Geldes verluſtig gehn wolle.

Die andern wurden ſeiner Trübſeligkeit inne, zugleich auch der Urſache dazu, — wie ſie denn dergleichen Fälle ſehr häufig in ihrem Kreiſe erlebten, — und hatten ihren Spaß mit dem ausgebeutelten Kopfhänger, der es doch immer noch nicht laſſen konnte, durch die Reſte ſeines Seckels von dem anmuthigen Fliegengifte zu naſchen. Da nahm ihn eines Abends der Hiſpanier bei Seite und führte ihn mit unerwarteter Freundlichkeit in eine ziemlich öde Gegend der Stadt. Dem guten jungen Geſellen wollte ſchier angſt dabei werden, aber er dachte zuletzt: „daß nicht mehr viel bei mir zu holen iſt, weiß der Kumpan, und an meine Haut, dafern ihm drum zu thun wäre, müßte er doch immer erſt die ſeinige ſetzen, welches er wohl für einen zu hohen Spielpreis halten wird."

Der Hiſpaniſche Hauptmann aber, ſich auf die Grundmauer eines alten verfallenen Gebäudes ſetzend, nöthigte den jungen Kaufherrn neben ſich und hub folgendermaßen zu ſprechen an: „es will mich faſt bedünken, mein lieber, höchſt jugendlicher Freund, als fehle es Euch an eben derſelben Fähigkeit, welche mir über alle Maßen zur Laſt wird — an der Kraft nämlich, in jeder Stunde eine beliebige Summe Geldes herbeizuſchaffen und ſo fortfahren zu können nach Belieben. Das und noch viele andere Gaben in den Kauf laſſe ich Euch für ein billiges Geld ab."

„Was kann Euch denn noch am Gelde liegen, indem Ihr die Gabe, es Euch zu verſchaffen, los werden wollt?" fragte Reichard.

„Damit hat es folgende Bewandtniß," entgegnete der Hauptmann. „Ich weiß nicht, ob Ihr gewiſſe kleine Kreaturen kennet, die man Galgenmännlein heißt. Es ſind ſchwarze Teufelchen in Gläslein eingeſchloſſen. Wer ein ſolches beſitzt, vermag von ihm zu erhalten, was er ſich nur Ergötzliches im Leben wünſchen mag, vorzüglich aber unermeßlich vieles Geld. Dagegen bedingt ſich das Galgenmännlein die Seele ſeines Beſitzers für ſeinen Herrn Luzifer aus, wofern der Beſitzer ſtirbt, ohne ſein Galgenmännlein in andre Hände überliefert zu haben. Dies darf aber nur durch Kauf geſchehen, und zwar, indem man eine geringere Summe dafür empfängt, als man dafür bezahlt hat. Meines koſtet mir zehn Dukaten wollt Ihr nun neun dafür geben, ſo iſt es Eu'r."

Während der junge Reichard ſich noch beſann, ſprach der Hiſpanier weiter: „ich könnte Jemanden damit anführen und es ihm für irgend ein andres Gläslein und Spielwerk in die Hände ſchaffen, wie mich denn ſelbſten ein gewiſſenloſer Handelsmann auf gleiche Weiſe in deſſen Beſitz brachte. Aber ich denke darauf, mein Gewiſſen nicht noch mehr zu beſchweren und trage Euch den Kauf ehrlich und offenbar an. Ihr ſeid noch jung und lebensluſtig und gewinnt wohl mannigfache Gelegenheit, Euch des Dinges zu entledigen, dafern es Euch zur Laſt werden ſollte, wie es mir heute ſolches iſt."

„Lieber Herr," ſagte Reichard dagegen, „wolltet Ihr mir's nicht für ungut nehmen, ſo möchte ich Euch klagen, wie oft ich in dieſer Stadt Venezia bereits angeführt worden bin."

„Ei, du junger, thörichter Geſell!" rief der Hiſpanier zornig, „Du darfſt nur an mein Feſt von geſtern Abend zurückdenken, um zu wiſſen, ob ich um Deiner lauſigen neun Dukaten willen betrügen werde, oder nicht."

„Wer viel gaſtirt, verbraucht auch viel," verſetzte der junge Kaufmann ſittig, „und nur ein Handwerk, nicht aber ein Geldſeckel hat einen güldnen Boden. Wenn Ihr nun Euern letzten Dukaten geſtern ausgegeben hättet, könnten Euch heute meine vorletzten neune dennoch lieb ſeyn."

„Entſchuldige es, daß ich Dich nicht todtſteche," ſagte der Hiſpanier. „Es geſchieht, weil ich hoffe, Du werdeſt mir noch von meinem Galgenmännlein loshelfen, und dann auch, dieweil ich geſonnen bin, Pönitenz zu thun, welche auf ſolche Weiſe nur erſchwert und vergrößert würde."

„Möchten mir wohl einige Proben mit dem Dinge vergönnt ſein?" fragte der junge Kaufherr auf das vorſichtigſte.

„Wie ginge das an?" verſetzte der Hauptmann. „Es bleibt ja bei Keinem und hilft auch Keinem, als der es vorhero richtig und baar erſtanden hat."

Dem jungen Reichard ward bange; denn es ſah unheimlich aus auf dem öden Platz, wo ſie in der Nacht beiſammen ſaßen, ob ihn gleich der Hauptmann verſicherte, er zwinge ihn zu nichts, wegen der bevorſtehenden Buße. Jedoch ſchwebten ihm zugleich alle Freuden vor, die ihn nach dem Beſitz des Galgenmännleins umgeben würden. Er beſchloß alſo die Hälfte ſeiner letzten Baarſchaft daran zu wagen, vorher jedoch verſuchend, ob er nicht etwas von dem hohen Preiſe herunter handeln könne.

„Du Narr!" lachte der Hauptmann. „Zu Deinem Beſten heiſchte ich die höchſte Summe, und zum Beſten derer, die es nach Dir kaufen, damit es nicht Einer ſo frühe für die allerniedrigſte Münze der Welt erſtehe und unwiederbringlich des Teufels ſey, weil er es ja dann nicht mehr wohlfeiler verkaufen kann."

„Ach laßt nur," ſagte Reichard freundlich. „Ich verkaufe das wunderliche Ding wohl ſobald nicht wieder. Wenn ich's alſo für fünf Dukaten haben könnte" —

„Meinetwegen," erwiederte der Hiſpanier. „Du arbeiteſt dem ſchwarzen Teuflein ſeine Dienſtzeit um die letzte, verlorne Menſchenſeele recht kurz."

Damit händigte er dem jungen Geſellen gegen Bezahlung des Kaufſchillings ein dünnes, gläſernes Fläſchchen ein, worin Reichard beim Sternenlichte etwas Schwarzes wild auf und niedergaukeln ſah.

Er forderte gleich zur Probe in Gedanken ſeine gemachte Auslage verdoppelt in ſeine rechte Hand und fühlte die zehn Dukaten alsbald darin. Da ging er froh nach dem Wirthshauſe zurück, wo die andern Geſellen noch zechten, ſich Alle höchlich verwundernd, wie die Beiden, welche erſt eben ſo trübſinnig von ihnen geſchieden waren, nun mit ſehr heitern Angeſichtern wieder hereintraten. Der Hiſpanier aber nahm kurzen Abſchied, ohne bei dem koſtbaren Freudenmahle zu bleiben, welches Reichard, ob es gleich ſchon ſpät in der Nacht war, anzurichten befahl, es dem mißtrauiſchen Wirthe vorausbezahlend, während durch die Kraft des Galgenmännleins ihm beide Taſchen von immer neu herbeigewünſchten Dukaten klingelten.

Diejenigen, welche ſich ſelbſt ein ſolches Galgenmännlein wünſchen möchten, werden am beſten beurtheilen können, welch ein Leben der luſtige junge Geſell von dieſem Tage an führte, es ſei denn, daß ſie ſich dem Geize allzu unmäßig ergeben hätten. Aber auch ein vorſichtiges und frömmeres Gemüth mag leichtlich ermeſſen, daß es gar wild und verſchwenderiſch herging. Sein Erſtes war, daß er die ſchöne Lukrezia — denn alſo nannte ſich, frechen Spottes, ſeine frühere und koſtbare Buhlſchaft, — durch unerhörte Summen für ſich ganz allein gewann, worauf er dann ein Schloß und zwei Villen erkaufte, und ſich mit allen möglichen Herrlichkeiten der Welt umgab.

Es geſchah, daß er eines Tages mit der gottloſen Lukrezia im Garten eines ſeiner Landhäuſer am Rande eines ſchnellen, tiefen Bächleins ſaß. Viel ward geneckt und gelacht unter den zwei thörichten jungen Leuten, bis endlich Lukrezia unverſehns das Galgenmännlein erwiſchte, das Reichard an einem güldnen Kettlein unter ſeinen Kleidern auf der Bruſt trug. Bevor er es noch verhindern konnte, hatte ſie ihm das Kettchen losgeneſtelt und hielt nun die kleine Flaſche ſpielend gegen das Licht. Erſt lachte ſie über die wunderlichen Kapriolen des kleinen Schwarzen darinnen, dann aber ſchrie ſie plötzlich voll Entſetzen: „pfui doch, das iſt ja gar eine Kröte!" und ſchleuderte Kette und Flaſche und Galgenmännlein in den Bach, der alles zuſammen mit ſeinen reißenden Wirbeln ſogleich dem Auge entzog.

Der arme junge Geſell ſuchte ſeinen Schrecken zu verbergen, damit ihn ſeine Buhlin nicht weiter befrage und ihn noch endlich gar wegen Zauberei vor Gericht ziehe. Er gab das ganze Ding für ein wunderliches Spielwerk aus, und machte ſich nur, ſobald es gehn wollte, von der Lukrezia los, um im Stillen zu überlegen, was nun am beſten zu thun ſei. Das Schloß hatte er noch, die Landhäuſer desgleichen und eine ſchöne Menge Dukaten mußte in ſeinen Taſchen ſtecken. Gar freudig aber ward er überraſcht, als er, nach dem Gelde faſſend, die Flaſche mit dem Galgenmännlein in die Hand bekam. Die Kette mochte wohl auf dem Grunde des Bächleins liegen, Flaſche aber und Galgenmännlein waren richtig an ihren Herrn zurückgekommen. — „Ei," rief er jubelnd aus, „ſo beſitze ich ja einen Schatz, den mir keine Macht der Erden rauben kann!" und hätte das Fläſchlein beinahe geküßt, nur daß ihm der kleine gaukelnde Schwarze darin etwas allzugräßlich vorkam.

War es jedoch bisher wild und luſtig zugegangen, ſo trieb es Reichard nun noch zehnmal ärger. Auf alle Potentaten und Regenten des Erdreichs blickte er mit Bedauern und Verachtung herab, überzeugt, daß Keiner von ihnen ein nur halb ſo vergnügtes Leben führen möge, als er. Man konnte in der reichen Handelsſtadt Venezia faſt nicht mehr ſo viele Seltenheiten an Speiſe und Trank zuſammenbringen, als wie zu ſeinen ſchwelgeriſchen Banketen erfordert wurden. Wenn ihn irgend ein wohlmeinender Menſch darüber ſchelten oder ermahnen wollte, pflegte er zu ſagen: „Reichard iſt mein Name und mein Reichthum iſt ſo hart, daß ihm keine Ausgabe den Kopf einzuſtoßen vermag." Gar unmäßig pflegte er auch oftmals über den hiſpaniſchen Hauptmann zu lachen, daß er einen ſo köſtlichen Schatz von ſich gegeben habe, und noch dazu, wie man höre, ins Kloſter gegangen ſei.

Alles auf dieſer Erden aber währet nur eine kurze Zeit. Das mußte denn der junge Geſell gleichfalls erfahren, und zwar um ſo früher, da er allen ſinnlichen Genüſſen auf das unmäßigſte fröhnte. Eine tödtliche Ermattung überfiel ſeinen erſchöpften Leib, dem Galgenmännlein zum Trotz, das er wohl zehnmal am erſten Tage ſeiner Krankheit vergeblich um Hülfe anrief. Doch erſchien keine Beſſerung, wohl aber in der Nacht ein verwunderlicher Traum.

Es kam ihm nämlich vor, als beginne unter den Arzneiflaſchen, die vor ſeinem Bette ſtanden, eine derſelben gar einen luſtigen Tanz, wobei ſie den übrigen unaufhörlich klingend gegen die Köpfe und Bäuche rannte. Als Reichard recht hinſah, erkannte er die Flaſche mit dem Galgenmännlein, und ſagte: „Ei Galgenmännel, Galgenmännel, willſt mir diesmal nicht helfen und rennſt mir nun noch die Arznei in den Sand." Aber das Galgenmännlein ſang heiſer aus der Flaſche zurück:

„Ei Reichardlein, ei Reichardlein,
Gib dich nur in die ew'ge Pein,
Und find' dich hübſch geduldig drein.
Für Krankheit hilft nicht Teufelsliſt,
Für'n Tod kein Kraut gewachſen iſt;
Ich freu mich d'rauf, daß mein du biſt."

Und damit machte es ſich ganz lang und ganz dünne, und ſo feſt Reichard die Flaſche zuhielt, kroch es dennoch zwiſchen ſeinem Daumen und dem verpichten Pfropfen durch, und ward ein großer ſchwarzer Mann, der häßlich tanzte, mit Fledermausfittigen dazu ſchwirrend, und legte endlich ſeine behaarte Bruſt an Reichards Bruſt, ſein grinzendes Geſicht an Reichards Geſicht, ſo feſt, ſo innig feſt, daß Reichard fühlte, er fange ſchon an ihm zu gleichen, entſetzt ſchreiend: „'nen Spiegel her! 'nen Spiegel her!"

Im kalten Angſtſchweiß wachte er auf, wobei es ihm noch vorkam, als laufe eine ſchwarze Kröte mit großer Behendigkeit ſeine Bruſt herunter in die Taſche ſeines Nachtkleides hinein. Er faßte grauſend dahin, brachte aber nur das Fläſchlein hervor, darin jetzo der kleine Schwarze wie abgemattet und träumend lag.

Ach, wie ſo gar lang bedünkte den Kranken der Reſt dieſer Nacht! Dem Schlafe wollte er ſich nicht mehr anvertrauen, aus Furcht, er könne ihm den ſchwarzen Kerl wieder hereinbringen, und dennoch traute er ſich kaum die Augen aufzuſchlagen, beſorgend, das Unweſen laure wohl wirklich in einer Ecke des Gemachs. Hielt er wieder die Augen zu, ſo dachte er, er habe ſich nun heimlich bis dicht vor ihn herangeſchlichen, und riß ſich von neuem entſetzt in die Höh'. Er ſchellte wohl nach ſeinen Leuten, aber die ſchliefen wie taub, und die ſchöne Lukrezia ließ ſich, ſeit er unpaß war, durchaus nicht mehr in ſeinem Zimmer ſehen. So mußte er denn allein liegen in ſeinen Aengſten, die ſich noch vergrößerten, weil er beſtändig denken mußte: „ach Gott, iſt dieſe Nacht ſo lang, wie lang wird nicht die lange Nacht der Höllen ſein!" Er beſchloß auch, dafern ihn Gott bis morgen leben laſſe, ſich des Galgenmännleins gewißlich auf alle Weiſe zu entſchlagen.

Als es denn nun endlich Morgen ward, überlegte er, durch das junge Licht in etwas ermuntert und geſtärkt, ob er auch das Galgenmännlein bishero gehörig genutzt habe. Das Schloß, die Landhäuſer und allerhand Prunkſtücke dünkten ihm nicht genug, er forderte daher auf's ſchleunigſte noch eine große Menge Dukaten unter ſein Kopfkiſſen, und ſobald er den ſchweren Beutel dorten fand, dachte er mit Ruhe darauf, wem er das Fläſchlein am beſten verkaufen könne. Sein Arzt, wußte er, war ein großer Freund von all' den ſeltſamen Kreaturen, die man in Spiritus aufbewahrt, und für eine ſolche verhoffte er auch das Galgenmännlein bei ihm anzubringen, weil der Doctor, als ein frommer Mann, ſonſten nichts würde mit der Beſtie zu ſchaffen haben wollen. Freilich ſpielte er damit einen böſen Streich, aber er dachte ſo: „beſſer eine kleinere Sünde im Fegefeuer abgebüßt, als dem Luzifer unwiderruflich für immer zu eigen geworden. Zudem iſt Jedermann ſich ſelbſt der Nächſte und meine Todesgefahr geſtattet keinen Aufſchub."

Dabei blieb es auch. Er trug dem Medicus das Galgenmännlein an, welches eben wieder munter geworden war und im Glaſe recht ſpaßhaft umhergaukelte, ſo daß der gelehrte Mann, begierig, eine ſo ſeltſame Naturgeſtaltung (als wofür er's hielt) näher zu beobachten, ſich erbot, ſie zu kaufen, dafern der Preis ihm nicht zu koſtbar ſei. Um wenigſtens einigermaßen dem Gewiſſen ein Genüge zu thun, forderte Reichard ſo viel er konnte: vier Dukaten, zwei Thaler und zwanzig Groſchen nach deutſchem Gelde. Der Doctor aber wollte nur höchſtens drei Dukaten geben und meinte endlich, er müſſe ſich ſonſten noch ein Paar Tage bedenken. Da überfiel den armen jungen Geſellen die Todesangſt von Neuem; er gab das Galgenmännlein hin und ließ durch ſeinen Diener die dafür gelöſten drei Dukaten den Armen ausſpenden. Das Geld aber unter ſeinem Kopfkiſſen bewahrte er, wie er am beſten mochte, vermeinend, darauf fundire ſich nun ſein ganzes zukünftiges Wohl oder Weh.

Die Krankheit nahm indeß höchſt gewaltſam zu. Faſt lag der junge Kaufherr im beſtändigen Fieberwahnwitz, und hätte er noch die Noth mit dem Galgenmännlein auf dem Herzen gehabt, wäre er gewiß in lauter Seelenangſt zum Tode verdorben. So aber kam er denn endlich nach und nach wieder auf und verzögerte ſeine gänzliche Wiederherſtellung nur durch die Beſorgniß, mit welcher er immer an die Dukaten unter ſeinem Kopfkiſſen dachte, die er ſeit den erſten lichten Augenblicken vergeblich dorten geſucht hatte. Anfänglich mochte er auch nicht gern Jemanden darum fragen, als er es aber endlich dennoch that, wollte kein Menſch davon wiſſen. Er ſchickte zu der ſchönen Lukrezia, die in den gefährlichſten Stunden ſeiner Bewußtloſigkeit um ihn geweſen ſeyn ſollte, und ſich jetzt zu ihrer ehemaligen Geſellſchaft wiederum heim begeben hatte. Die aber ließ ihm zurückſagen: „er möge ſie in Frieden laſſen; ob er denn ihr oder ſonſt einem Menſchen von den Dukaten geſagt habe? Wiſſe Niemand darum, ſo werde es ja wohl nur Fiebertollheit ſein.“

Betrübt aufſtehend, dachte er eben daran, wie er Schloß und Landhäuſer zu Gelde machen könne. Da traten Leute herein, welche Quittungen über die gezahlte Kaufſumme aller ſeiner Beſitzungen brachten, mit ſeinem Siegel und ſeiner Unterſchrift verſehen, denn er hatte in den Tagen ſeines Uebermuthes der garſtigſchönen Lukrezia Blankette gegeben, um damit nach ihrem Belieben zu thun, und mußte nun in ſeiner Ermattung das Wenige, ſo ihm hier noch gehörte, zuſammenpacken, um als ein halber Bettler auszuziehen.

Da kam noch dazu der Arzt, der ihn geheilt hatte, gar ernſten Antlitzes gegangen. — „Ei, Herr Doctor,“ ſchrie ihn der junge verdrießliche Geſell an, „wollt Ihr nun vollends nach Art Eurer Kollegen mit großen Rechnungen angezogen kommen, ſo gebt mir noch ein Giftpülverlein in den Kauf, denn ich weiß ſonach ohnehin mein letztes Brod gebacken, dieweil ich kein Geld mehr haben werde, ein neues zu kaufen.“ —

„Nicht alſo,“ ſagte der Medicus ernſthaft; „ich ſchenke Euch die Koſten Eurer ganzen Kur. Blos ein höchſt ſeltnes Arzneimittel, das ich ſchon in jenen Schrank für Euch hingeſetzt habe, und das Ihr zu Eurer künftigen Stärkung nothwendig braucht, ſollt Ihr mir mit zwei Dukaten bezahlen. Wollt Ihr das? —

„Ja von Herzen gern!“ rief der erfreute Kaufherr und bezahlte den Doctor, der das Zimmer alsbald verließ. Als nun aber Reichard die Hand nur in den Schrank ſteckte, ſaß ihm auch ſchon die Flaſche mit dem Galgenmännlein zwiſchen den Fingern. Darum her war ein Zettel gewunden, folgenden Inhalts:

Ich wollte deinen Leib curiren,
Du meine Seele mir turbiren,
Jedoch mein Wiſſen, höher viel,
Erkannte bald Dein ſchnödes Ziel.
Laß Dir die Gegenliſt gefallen;
Ich ſpiel’ in Deine Hand vor Allen
Das Galgenmännlein Dir zurück,
Dem Galgenſtrick zum Galgenglück.

Freilich empfand der junge Reichard einen großen Schrecken darüber, daß er nun abermals das Galgenmännlein erkauft habe, und zwar für einen ſchon ſehr geringen Preis. Es war aber doch auch Freude mit dabei. Wie er des Dinges bald wieder ledig ſeyn wolle, darüber hatte er eben keinen großen Skrupel, er beſchloß ſogar, ſich vermittelſt deſſelben an der verbuhlten Spitzbübin Lukrezia zu rächen.

Und das fing er folgendergeſtalt an. Erſt wünſchte er ſich in beide Taſchen die Anzahl Dukaten, ſo er unter dem Kopfkiſſen liegen gehabt, verdoppelt, die ihn denn auch unverzüglich mit ihrem Gewicht beinahe zur Erde zog. Die ganze ungeheure Summe deponirte er bei dem nächſten Advokaten gegen einen gerichtlichen Schein, etwa nur ein hundert und zwanzig Goldſtücke zurück behaltend, mit denen er ſich nach dem Wohnorte der liederlichen Lukrezia hinbegab. Da ward nun wieder getrunken, geſpielt, narrirt, wie einige Monate zuvor, und die Lukrezia erzeigte ſich auch gegen den jungen Kaufmann ſehr freundlich, von wegen des Geldes. Dieſer ließ nach und nach durch das Galgenmännlein allerhand artige Taſchenſpielerſtreiche machen, und zeigte es der erſtaunten Buhlerin als ein ſolches Ding, wie ſie ihm vordem eines in’s Waſſer geworfen und wie er deren unterſchiedliche beſitze. Wie nun die Weiber ſind, wollte ſie alsbald auch ſo ein Spielwerk haben, und als der liſtige Geſell, gleichſam zum Scherze, Geld dafür verlangte, gab ſie ihm ohne Bedenken einen Dukaten hin. Der Handel war geſchloſſen, der Reichard machte ſich ſobald als möglich zum Hauſe hinaus, um vom Advokaten einen Theil der anvertrauten Summe wieder abzuholen. Dorten aber gab es nichts einzukaſſiren; der Advokat machte große Augen und that ſehr verwundert: er kenne den jungen Herrn gar nicht, ſagte er. Als nun Reichard das Atteſtat aus der Taſche ziehen wollte, fand er bloß ein leeres, unbeſchriebenes Blatt. Der Advokat hatte ſeinen Schein mit ſolcher Tinte geſchrieben, die nach wenigen Stunden ohne alle Spur verbleicht. Der junge Geſell ſah ſich dahero abermals wider Vermuthen verarmt, und wäre ein Bettler geweſen, nur daß er noch etwa dreißig Dukaten von ſeinem verſchwenderiſchen Schmauſe bei Lukrezien in der Taſche behalten hatte.

Wer ein allzu kurzes Bette hat, liege krumm; wer gar keines hat, behelfe ſich auf der Erde; wer keinen Wagen zahlen kann, reite; wer kein Pferd hat, gehe zu Fuß. — Nach einigen Tagen des müßigen Umherlungerns merkte Reichard wohl, auf dieſe Weiſe gehe ſein Geld vollends zu Ende und er müſſe ſich nun ſchon entſchließen, vor der Hand aus einem Kaufherrn ein Tabuletkrämer zu werden.

Er that ſich denn um nach einem Käſtlein zu dieſer Handthierung und erſtand auch eines für den Reſt ſeines Geldes, indem er im Durchſchnitt um jedes Büchschen darin etwa vier Groſchen nach deutſcher Münze zahlte. Ei, wie ſo ſauer kam es ihm an, den Riemen überzuhängen und ſeine Waare in eben den Straßen feil zu bieten, wo er noch vor wenigen Wochen auf das allerherrlichſte umherſtolzirt war! Jedoch ſchöpfte er den Tag hindurch einen ziemlich freudigen Muth, da ihm die Käufer ordentlich entgegen gelaufen kamen und ihm oftmals mehr boten, als er zu fordern gewagt hätte. — „Die Stadt iſt dennoch ſehr gut,“ dachte er bei ſich, „und wenn es auf dieſe Weiſe fortgeht, kann mich eine kurze Mühſeligkeit wieder zum wohlhabenden Mann erheben. Dann reiſ’ ich nach Deutſchland zurück und befinde mich um ſo viel behaglicher, als ich ſchon einmal in des verfluchten Galgenmännleins Klauen geſteckt habe und noch mit Verſtand und Ueberlegung davon losgekommen bin.“

Mit ähnlichen Gedanken lobte und labte er ſich am Abend in der Herberge, wo er ſo eben ſeinen Kaſten abſetzte. Einige neugierige Gäſte ſtanden umher, von denen ihn Einer fragte: „was iſt denn das für ein wunderliches Weſen, Geſell, das Ihr da in jenem Fläſchlein habt, und das ſo kurioſe Purzelbäume ſchießt?“ — Entſetzt ſchaute Reichard hin, und ſah nun erſt, daß er unter den andern Büchslein unbewußt auch das mit dem Galgenmännlein wieder an ſich gekauft habe. Eilig bot er es dem Frager an für drei Groſchen, — ihm ſelbſt koſtete es nun ja nur viere, — eilig allen Gäſten für denſelben Preis. Sie ekelten ſich aber vor dem häßlichen ſchwarzen Geſchöpfe von dem er ihnen keinen beſtimmten Nutzen anzugeben wußte, und als er nicht nachlaſſen wollte mit Anerbietung ſeiner ſchlimmen Waare, jedwedes Geſpräch auf’s dringendſte unterbrechend, wies man den überläſtigen Kumpan ſammt ſeinem Kaſten und ſeiner ſchwarzen Beſtie aus der Thür.

In voller Seelenangſt machte er ſich zu dem Verkäufer des Käſtleins und wollte ihm den kleinen Satan für einen niedern Preis wieder aufdringen. Aber der Mann war ſchläfrig, ließ ſich auf die ganze Verhandlung gar nicht recht ein und meinte endlich, wenn die häßliche Flaſche durchaus wieder an ihren erſten Herrn ſolle, möge er damit zu der Buhldirne Lukrezia gehn; die habe ihm dieſes Ding ſammt anderm Spieltande verkauft. Ihn aber möge er ruhig ſchlafen laſſen.

„Ach du liebſter Gott,“ ſeufzte Reichard recht innerlich, „wer doch auch ſo ruhig ſchlafen könnte!“ Während er über einen großen Platz hinlief, um nach Lukreziens Wohnung zu gelangen, war es ihm ganz eigentlich, als renne Jemand in der Nacht raſchelnd hinter ihm drein und packe ihn bisweilen ordentlich am Kragen. Entſetzt kam er durch eine von ſonſt ihm wohlbekannte Hinterthür in Lukreziens Gemach. Die garſtige Schöne ſaß noch bei einem luſtigen Abendeſſen mit zwei fremden Buhlen auf. Man ſchalt erſt über den unbeſcheidnen Krämer. Dann kauften ihm die Buhlen ſeinen Kram für die Courtiſane faſt leer, die ihn dabei wohl erkannte und ihn in einem fort auslachte. Das Galgenmännlein aber wollte Niemand kaufen. Als er es wiederholt anbot, ſagte Lukrezia: „Pfui! Hinaus mit dem garſtigen Dinge! Ich hab’s ſchon gehabt, und mich Tagelang daran geekelt. Darum verkauft’ ich’s auch für einige Groſchen einem ähnlichen Lump als dieſem, der mir’s ſelber für einen Dukaten anſchwatzte.“ — „Um Deines eignen zeitlichen Glückes willen,“ ſchrie der junge Kaufherr beängſtigt, „Du weißt nicht, was Du von Dir ſtößeſt, Lukrezia, Du zornige, ſchöne Dirne. Laß mich nur fünf Minuten allein mit Dir ſprechen und du kaufſt mir das Fläſchlein gewißlich ab.“

Sie trat mit ihm ein wenig abſeits uud er offenbarte ihr das ganze ſeltſamliche Geheimniß vom Galgenmännlein. Da aber fing ſie erſt recht heftig zu ſchreien und zu ſchelten an. „Willſt Du mich noch zum Narren haben, Du liederlicher Bettelmann?“ rief ſie. „Wenn es wahr wäre, hätteſt Du Dir gewiß was beſſeres vom Satan erwünſcht, als dieſen Kaſten und dieſen Riemen. Pack Dich hinaus! Und ob Du gleich lügſt, will ich Dich dennoch als einen Zauberer und Hexenmeiſter angeben. Da ſollſt Du wegen Deiner dummen Prahlereien verbrannt werden.“

Damit fielen noch die beiden Buhler, um ſich ihrer Dirne gefällig zu erweiſen, über den beſtürzten jungen Geſellen her und ſtießen ihn die Treppe hinunter, ſo daß er im Grimm über dieſe Schmach und in der Angſt, als Hexenmeiſter verbrannt zu werden, nur eilte, alsbald aus der Stadt Venezia fortzukommen. Am folgenden Mittage hatte er auch deren Gebiet ſchon hinter ſich, worauf er ſie denn als die Urſacherin alles ſeines Unheils von der Gränze aus zu verfluchen begann.

Das Galgenmännlein ſah ihm dabei aus der Taſche, und als er es in ſeinem heftigen Geſtikuliren unverſehens erwiſchte, rief er aus: „nun gut, du nichtsnutziger Kerl; nun ſollſt du mir dennoch nutzen, und zwar eben dazu, dich deſto geſchwinder los zu werden!“

Und ſofort wünſchte er ſich wieder eine ungeheure Menge Geld, noch vielmehr als das letzte Mal, und ſchlich nun, die ſchweren Taſchen mühſam haltend, nach der nächſten Stadt hinein. Hier kaufte er einen glänzenden Wagen, miethete Lakaien und eilte nun in Pomp und Wohlleben der großen Hauptſtadt Roma zu, überzeugt, ſein Galgenmännlein dorten ohne Zweifel gut los zu werden unter dem Gewirre ſo vieler Menſchen von den verſchiedenſten Wünſchen und Sitten. So oft er indeß Dukaten ausgab, ließ er ſie ſich von dem Galgenmännlein gleich wieder zurückzahlen, damit er nach des Fläſchleins Verkauf ſeine ganze Summe noch immer unverſehrt beiſammen habe. Ihm ſchien dies ein billiger Lohn für die Angſt, welche er ausſtand; denn nicht genug, daß ſich ihm faſt in jeder Nacht der häßliche ſchwarze Mann aus jenem erſten Traume wieder verwandelnd an die Bruſt legte; — er ſah auch wachenden Muthes das Galgenmännlein immer ſo toll vergnügt in der Flaſche umhertanzen, als habe es nun ſeine Beute gewiß und freue ſich der bald gänzlich abgelaufenen Dienſtzeit.

Kaum nun, daß ihn ſein Reichthum und ſeine Verſchwendung in die vornehmſten Geſellſchaften der Stadt Roma eingeführt hatte, ließ ihm auch ein ſtets waches Entſetzen keine Zeit, ſchickliche Gelegenheiten zum Verkauf des Galgenmännleins abzuwarten. Ohne Unterſchied bot er es jedem Menſchen, den er ſprach, für drei Groſchen deutſchen Geldes an und ward bald, als ein wunderlicher Toller, das Gelächter aller Leute. Geld macht wohl Muth und gibt Freunde. Er war auch allerwärts mit ſeinem Reichthum recht gern geſehn; ſobald er aber von ſeinem Fläſchlein und den drei Groſchen deutſchen Geldes zu ſprechen anfing, nickte man ihm höflich zu und machte ſich gleich darauf lächelnd von ihm los, weshalb er oftmals zu ſagen pflegte: „des Teufels möchte man darüber werden; nur daß man es leider halb und halb ſchon iſt.“

Es ergriff ihn endlich eine ſolche Verzweiflung, daß er es in der ſchönen Stadt Roma nicht mehr aushalten konnte und den Entſchluß faßte, ſein Heil einmal im Kriege zu verſuchen, ob er da des Galgenmännleins nicht ledig werden könne. Er hörte, daß zwei kleine italiſche Landſchaften mit einander im Kampfe lägen, und bereitete ſich ernſtlich, zu einer von beiden Parten zu ſtoßen. Mit einem ſchönen, goldverzierten Küras, einem prächtigen Federhute, zwei auserleſenen leichten Jagdbüchſen, einem trefflichen, ſpiegelblanken Schwerte und zwei zierlichen Dolchen verſehen, ritt er auf einem ſpaniſchen Hengſte aus den Thoren, drei gutbewehrte Diener auf tüchtigen Roſſen hinter ſich.

Wie möchte ein ſo wohl gerüſteter Kriegsmann und der noch dazu erbötig iſt, ohne Sold zu dienen, nicht gern von jeglichem Reiterhauptmann aufgenommen ſeyn? Der wackre Reichard ſah ſich unverzüglich einer wackern Schaar beigeſellt und lebte eine Zeitlang im Lager ſo vergnügt bei Trunk und Spiel, als es ihm ſeine große inn're Beängſtigung wegen des Galgenmännleins zuließ und die böſen Träume, die ihn allnächtlich verfolgten. Durch ſein Ergehen zu Rom gewitzigt, nahm er ſich nun wohl in Acht, die böſe Waare ſo gar zudringlich anzubieten. Vielmehr hatte er noch keinem ſeiner Kameraden davon geſagt, um recht unverſehens, wie im Scherz, einen deſto leichtern Handel zu ſchließen.

Da knatterten eines ſchönen Morgens einzelne Schüſſe aus den nahen Bergen. Die Kriegsleute, welche eben mit Reichard würfelten, horchten auf; alsbald auch ſchmetterten die Trompeten, zum Aufſitzen blaſend, durch das Lager. Nun ging es raſch auf die Pferde, raſch im geordneten Haufen trabend nach der Ebene an den Füßen der Berge zu. Droben ſah man ſchon das Fußvolk beider Parteien in Dampf und Rauch; auf der Ebene ſtellten ſich feindliche Reiter. Dem Reichard ward ganz luſtig zu Muthe, wie ſein ſpaniſcher Hengſt unter ihm wieherte und ſprang, ſeine Waffen freudig zuſammenraſſelten, die Führer riefen, die Trompeten blieſen. Ein feindlicher Reitertrupp machte ſich gegen ſie vor, um, ſchien es, den Aufmarſch zu hindern, zog ſich aber vor der Uebermacht zurück, und Reichard ſammt ſeinen treuen Dienern waren nicht die letzten, welche ihm nachjagten, ſehr erfreut im Gefühl, die Verfolgenden und Gefürchteten zu ſein. Da pfiff es mit einem Male wunderlich in der Luft über ihre Köpfe hin. Die Pferde ſtutzten; es pfiff zum zweiten Male und ein Reiter wälzte ſich mit ſeinem Roß, von der Falkonetkugel ſchwer getroffen, im Blute. Nun meinte Reichard: „beim großen Haufen iſt es beſſer;“ und wollte eben dahin reiten, als zu ſeinem Erſtaunen der große Haufe ſchon dicht hinter ihm war, im Begriff, den Falkonetkugeln noch näher zu reiten. Eine Weile trabte der gute junge Geſell noch mit, aber als es rechts und links neben ihm mit vielen Kugeln in die Wieſe ſchlug und zugleich die feindlichen Reiter mit blanken Klingen in zahlreichen Schaaren heran trabten, dachte er: „ei, wie hab' ich doch thöricht gehandelt, mich hierher zu begeben! Auf dieſe Weiſe bin ich doch dem Tode noch viel näher, als im Krankenbette, und erreicht mich eine von dieſen vermaledeiten, pfeifenden Beſtien, bin ich des Galgenmännleins und ſeines Luzifers Beute auf ewig.“ — Und kaum noch hatt' er es ausgedacht, ſo war der ſpaniſche Hengſt auch ſchon herumgeworfen und es ging im unbändigſten Jagen rückwärts nach einem nicht weit entlegenen Walde zu.

Unter den hohen Bäumen hin ſpornte er ſein Roß ſo lange wild umher, ohne Weg und Steg, bis es endlich in Erſchöpfung ſtille ſtand. Da ſtieg auch er ermattet herunter, ſchnallte ſich Küras und Wehrgehenke, dem Pferde Hauptgeſtell und Sattel los, und ſagte, indem er ſich lang in das Gras ſtreckte: „ei, wie ſo wenig ſchicke ich mich doch zum Soldaten, am mindeſten mit dem Galgenmännlein in der Taſche!“ — Er wollte nun überlegen, was weiter für ihn anzufangen ſei, fiel aber dabei in einen tiefen Schlaf.

Nach wohl mehrern Stunden ruhigen Schlummers drang es wie ein Geflüſter von Menſchenſtimmen und Geräuſch in ſein Ohr. Er ſenkte ſich aber, auf dem kühlen Platze behaglich liegend, abſichtlich noch immer tiefer in ſeine Schlaftrunkenheit hinein, und wollte von dem Geräuſche nicht eher etwas wiſſen, bis eine Stimme donnernd auf ihn hineinſchrie: „biſt Du ſchon todt, Sackermenter? Sag's nur gleich, daß man nicht unnöthig ſeinen Schuß Pulver verplatzt.“ — Aufblickend ſah der unſanft erweckte Geſell eine geſpannte Muskete auf ſeiner Bruſt. Der ſie hielt, war ein grämlicher Fußknecht, deren Andre umher ſtanden, die ſich bereits ſeiner Waffen, wie auch ſeines Pferdes und Mantelſackes bemächtigt hatten. Er bat um Gnade und ſchrie vorzüglich in höchſter Seelenangſt: „wenn man ihn abſolut todt ſchießen wolle, möge man ihm mindeſtens vorher das Fläſchlein in ſeiner rechten Wamstaſche abkaufen.“ — „Dummer Geſell,“ lachte einer von den Fußknechten, „abkaufen will ich's Dir nicht, abnehmen aber ſonder allen Zweifel.“ Und damit hatte er das Galgenmännlein bereits erwiſcht und in ſeinen Buſen geſteckt. „In Gottes Namen!“ ſagte Reichard dazu. „Wenn Du die Beſtie nur behalten kannſt. Aber ungekauft bleibt ſie nicht bei Dir.“ Die Kriegsknechte lachten und zogen mit Roß und Sachen fort, ohne ſich um den, welchen ſie für einen Halbverrückten hielten, weiter zu bekümmern. Er aber ſuchte in ſeinen Taſchen und fand das leidige Galgenmännlein richtig wieder darin. Da rief er ihnen nach und zeigte das Fläſchlein. Erſtaunt griff der, welcher es ihm genommen hatte, in den Buſen, und da er es nicht fand, lief er zurück, es ſich von Neuem zu holen. — „Ich ſage Dir ja, ſprach Reichard betrübt, es bleibt nicht auf ſolche Weiſe bei Dir. Wende doch nur die wenigen Groſchen daran.“ — „Ja, Taſchenſpieler!“ lachte der Soldat; „auf die Manier ſollſt Du mir nichts von meinem wohlerworbenen Eigenthume losnarriren.“ Und den Andern nachlaufend, behielt er das Fläſchlein achtſam in der Hand. Plötzlich aber ſtand er ſtill und rief: „tauſend! da iſt es mir ja dennoch fortgegliſcht.“ Während er nun im Graſe ſuchte, rief ihm Reichard zu: „Komme doch nur her. Es ſteckt ja ſchon wieder in meiner Taſche!“ — Weil es nun der Kriegsmann alſo befand, bekam er erſt rechte Luſt zu dem ſpaßhaften Dinge, das ſich — wie es gewöhnlich that, wenn es verhandelt ward — höchſt luſtig und freudenvoll erwies, denn freilich rückte es durch einen ſolchen Aktus dem Ende ſeiner Dienſtzeit immer näher. — Die geforderteu drei Groſchen ſchienen aber dem Fußknecht zu viel, worauf Reichard ungeduldig ſagte: „nun, Geizhals, wenn Du ſo willſt; mir kann es ſchon recht ſein. Gib mir denn einen Groſchen und nimm Dein erkauftes Gut.“ Da ward der Handel geſchloſſen, das Geld gezahlt, der Satanas überliefert. — Während die Kriegsleute noch ſtehn blieben, das Ding betrachtend und belachend, überlegte Reichard ſein künftiges Geſchick. Mit leichtem Herzen ſtand er nun da, aber auch mit leichten Taſchen und ohne Ausſicht auf irgend einen guten Erwerb; denn zu der Reiterſchaar, wo noch ſeine Diener mit Waffen und Pferden waren und vielem Gelde, traute er ſich nicht zurück. Theils ſchämte er ſich ſeiner ſchändlichen Flucht, theils auch dachte er gar, man würde ihn dort nach militäriſchem Recht als einen Ausreißer erſchießen. Da fiel es ihm ein, ob er nicht gleich mit den gegenwärtigen Fußknechten zu ihrer Schaar gehen wolle. Aus ihren Reden hatte er wohl abgenommen, daß ſie der andern Partei dienten, wo ihn Niemand wieder erkennen mochte, und das Leben an eine gute Beute zu wagen, fühlte er ſich jetzt, des Galgenmännleins und aller Baarſchaft ledig, trotz jenes unglücklichen Kriegsanfanges, ziemlich aufgelegt. Er gab ſeinem Verlangen Worte, man ſchlug ein, und er ging mit den neuen Kameraden nach ihrem Lager heim.

Der Hauptmann machte eben nicht viel Umſtände, einen ſchlanken, kräftig gewachſenen Burſchen, wie der Reichard war, einzuſtellen, und er lebte nun als Fußknecht ſein Leben eine ganze Zeitlang fort. Dabei ward ihm aber oftmals trübſelig zu Muthe. Seit dem letztern Gefecht ſtanden die Heere einander unthätig gegenüber, weil zwiſchen beiden Staaten unterhandelt ward. Da gab es nun freilich keine Todesgefahr, aber auch eben ſo wenig Gelegenheit zum Beutemachen und Plündern. Man mußte ſtill und friedlich im Lager leben von dem ſchwachen Sold und den eben ſo ſchmal ausgetheilten Eßwaaren. Dazu kam, daß die mehrſten Fußknechte ſich in der vergangnen Kriegszeit reich geſtohlen hatten, und Reichard, der einſt ſo verwöhnte Kaufherr, faſt der Einzige unter königlich Lebenden war, der ſich gleichſam als ein Bettler behelfen mußte. Natürlich ward er eines ſolchen Lebens gar bald überdrüßig, und als er einſtmals ſeinen geringen Monatsſold in der Hand wog, — zu wenig, davon vergnügt zu leben, zu viel, um gar nichts damit zu verſuchen, — beſchloß er, in das Marketenderzelt zu gehn, es in Probe ſtellend, ob nicht die Würfel ihm günſtiger ſein würden, als bishero Handel und Krieg.

Das Spiel nahm ſeinen gewöhnlichen buntſcheckigen Gang: jetzo gewonnen, nächſtens verloren, und währte ſo bis tief in die Nacht hinein, wobei auch nicht wenig getrunken ward. Endlich aber ſchlugen ſich alle Würfe gegen den halbberauſchten Reichard um; ſeine Löhnung war verſpielt und es wollte ihm Niemand auch nur auf einen Heller Kredit mehr geben. Da ſuchte er in allen Taſchen umher, ja, als er nirgends etwas fand, zuletzt in ſeiner Patrontaſche, wo er aber auch nichts antraf, als eben die Patronen. Dieſe nun zog er hervor und bot ſie den Spielenden zum Satz an; ſie wurden gehalten, und eben, als ſchon die Würfel rollten, ſah der berauſchte Reichard erſt, daß ihm derſelbe Soldat den Satz halte, der ihm früher das Galgenmännlein abgekauft hatte und vermöge deſſen wohl zweifelsohn gewinnen mußte. Er wollte Halt! rufen, aber die Würfel lagen ſchon und hatten zu ſeines Gegners Vortheil entſchieden. Fluchend ging er aus der Geſellſchaft in der dunkeln Nacht zu ſeinem Zelte zurück. Ein Kamerad, der gleichfalls ſein Geld verſpielt hatte, aber nüchterner geblieben war, als er, faßte ihn unter den Arm. Dieſer fragte ihn unterwegens, ob er denn auch noch vorräthige Patronen in ſeinem Zelte habe? — „Nein,“ rief der ergrimmte Reichard; „hätt' ich des Zeuges noch, holt' ich mir's wohl zum weitern Spiel.“ — „Ja,“ ſagte der Kamerad, „ſo mußt Du machen, daß Du neue kaufſt, denn kommt der Kommiſſar zur Muſterung und findet gar keine Patronen bei einem beſoldeten Fußknecht, ſo läßt er einen ſolchen erſchießen.“ — „Donner, das wäre dumm,“ fluchte Reichard. Ich hab' nicht Patronen, nicht Geld.“ — „Ei,“ entgegnete der Kamerad, „vor künftigem Monat kommt auch der Kommiſſarius nicht.“ — „Ho, dann iſt's gut,“ dachte der Reichard, „gegen des krieg' ich wieder Sold und kaufe mir Patronen nach Herzensluſt.“ Damit ſagten ſich die Beiden gute Nacht, und Reichard begann ſeinen Rauſch auszuſchlafen.

Er hatte aber noch nicht lange gelegen, da rief der Korporal vor dem Zelte: „He! Morgen gibt's Muſterung; mit Anbruch des Tages wird der Herr Kommiſſarius im Lager ſein.“ — Da war dem Reichard ſein Schlaf gar plötzlich abgeſchüttelt. Die Patronen wirrten ihm durch den noch halb trunknen Sinn. Er fragte ängſtlich bei den Zeltkameraden umher, ob ihm Niemand welche leihen wolle oder auf Borg verkaufen? Die aber ſchalten ihn einen nachtſchwärmeriſchen Trunkenbold und wieſen ihn auf ſeine Streu zurück. In der größten Angſt, am Morgen wegen der Patronen erſchoſſen zu werden, ſuchte er in all' ſeinen Kleidungsſtücken nach Geld umher, konnte aber deſſen nicht mehr, als fünf Heller finden. Damit lief er nun ungewiſſen Trittes in der finſtern Nacht von Zelt zu Zelt und wollte Patronen kaufen. Einige lachten, Andre ſchimpften, Niemand aber gab ihm auch nur Antwort auf ſein Begehr. Endlich kam er zu einem Zelte, woraus ihm die Stimme des Soldaten entgegenfluchte, der ihm geſtern die Patronen abgewonnen hatte. — „Kamerad,“ ſchrie Reichard beweglich, „Du mußt mir helfen oder Niemand. Du haſt mir geſtern Alles abgenommen, mich früher auch ſchon einmal plündern helfen. Findet nun morgen der Kommiſſarius keine Patronen bei mir, ſo läßt er mich erſchießen. Dann biſt Du an all' meinem Elend Schuld. Darum ſchenke mir welche, oder borge mir welche, oder verkaufe mir welche.“ — „Schenken und borgen hab' ich verſchworen,“ entgegnete der Fußknecht, „aber um nur Ruhe vor dir zu kriegen, will ich Dir Patronen verkaufen. Wie viel Geld haſt Du denn noch?“ — „Fünf Heller nur,“ antwortete Reichard trübſelig. — „Nun,“ ſagte der Soldat, „auf daß Du ſehen magſt, ich ſei ein kameradſchaftlicher Kerl: da haſt Du fünf Patronen für Deine fünf Heller, aber nun lege Dich auf's Ohr und laß mich und das Lager zufrieden.“ Er reichte ihm die Patronen zum Zelte heraus, Reichard ihm das Geld hinein und ſchlief alsdann auf die ausgeſtandene Angſt ruhig bis gegen Morgen.

Die Muſterung ward gehalten, Reichard kam mit ſeinen fünf Patronen durch; gegen Mittag fuhr der Kommiſſarius ab und die Fußknechte rückten wieder in's Lager. Aber die Sonne brannte ganz unerträglich durch die Zeltleinewand, Reichards Kameraden gingen in das Marketenderzelt, er ſelbſt blieb mit leeren Taſchen bei einem Stücke Kommisbrod ſitzen, vom geſtrigen Rauſche und der heutigen Anſtrengung matt und krank. „Ei,“ ſeufzte er, „hätte ich doch nur jetzo einen von all' den Dukaten, die ich ehemals in ſo gar thörichtem Muthe verſchwendete!“ — Und kaum noch hatt' er's ausgewünſcht, da lag ein ſchöner, blanker Dukaten in ſeiner linken Hand. Ein Gedanke an das Galgenmännlein ſchoß ihm durch den Sinn, alle Freude verbitternd, ſo er über das gewichtige Goldſtück empfand. Da trat eben der Kamerad, welcher ihm zur Nacht die Patronen abgelaſſen hatte, unruhig in's Gezelt. „Freund,“ ſagte er, „das Fläſchlein mit dem kleinen Schwarzgaukler, — Du weißt ja wohl, ich erkaufte es damals im Walde von Dir, — iſt mir fortgekommen. Hab' ich es Dir vielleicht unverſehens für eine Patrone mitgegeben? In Papier hatt' ich es auch eingewickelt und bei meinen Patronen lag es.“ Reichard ſuchte ängſtlich in ſeiner Patrontaſche und beim erſten Papierloswickeln bekam er den furchtbaren Diener im ſchmalen Gläslein in die Hand. „Nun, das iſt gut,“ ſagte der Soldat. „Ich hätte das Ding ungern gemißt, ſo widerwärtig es auch ausſieht; mir iſt immer, als brächt' es mir ganz abſonderliches Glück im Spiel. Da Kamerad, nimm Deinen Heller wieder und gib mir die Kreatur.“ Eiligſt willfahrete Reichard dieſem Begehren und der Fußknecht eilte vergnügt nach dem Marketenderzelte.

Aber dem armen Reichard war abſcheulich zu Muthe, ſeitdem er das Galgenmännlein nur wieder geſehen, ja es ſogar in Händen gehabt und mit ſich herumgetragen hatte. Aus jeder Falte ſeines Zeltes, dachte er, müſſe es ihn angrinzen und ihn vielleicht gar unverſehens im Schlaf erdroſſeln. Den herbeigewünſchten Dukaten warf er ängſtlich von ſich, ſo ſehr er auch einer Labung bedürftig geweſen wäre, und endlich trieb ihn die Furcht, das Galgenmännlein könne ſich in ſolcher Nähe wieder bei ihm einniſten, gar aus dem Lager fort, trieb ihn dem einbrechenden Abend entgegen in die dichteſten Waldſchatten hinein, wo er, von Schrecken und Müdigkeit erſchöpft, an einer wüſten Stätte niederſank. „O mir!“ ſeufzte er lechzend, „nur eine Feldflaſche mit Waſſer, auf daß ich nicht verſchmachten möchte.“ Und eine Feldflaſche mit Waſſer ſtand neben ihm. Erſt nachdem er begierig einige Züge daraus gethan, forſchte er, woher ſie auch komme. Da trat ihm das Galgenmännlein wieder vor den Sinn; ängſtlich faßte er in ſeine Taſchen, und das Fläſchlein dort fühlend, ſank er, von Entſetzen aufgelöſt, in einen ohnmächtigen Schlaf zurück.

Während deſſen beſuchte ihn der ſonſt gewöhnliche, gräßliche Traum, wie ſich das Galgenmännlein lang und immer länger aus der Flaſche ziehe und ſich grinzend an ſeine Bruſt lege. Er wollte wohl dawider ſprechen, dieweil es ihm nicht mehr angehöre, aber das Galgenmännlein ſagte, hohl zurücklachend: „Haſt mich ja für 'nen Heller gekauft; mußt mich ja nun für wen'ger verkaufen; gilt ja ſonſten der Handel nicht.

Da fuhr er mit kaltem Entſetzen in die Höh' und glaubte wieder den Schatten zu ſehn, der ſich in ſeine Taſche nach dem Fläſchlein zog. Halb toll ſchleuderte er dieſes einen nahen Felsſturz hinab, fühlte es aber gleich darauf wieder in ſeiner Taſche. „O weh, o weh!“ ſchrie er laut durch den nächtlichen Wald; „einſt war das meine Luſt, mein Hort, daß es immer wieder zu mir kam, aus den Wellen, aus der Tiefe zurück; nun iſt eben das mein Jammer, ach wohl mein ewiger Jammer!“ Und zu laufen begann er durch das ſchwarze Gebüſch, rannte gegen Baum und Geſtein in der Finſterniß an und hörte auf jedem Schritt das Fläſchlein in ſeiner Taſche klingen.

Mit Tagesanbruch gelangte er auf eine friſche, luſtig angebaute Ebene hinaus. Ihm ward ganz wehmüthig um's Herz und er fing an zu hoffen, all' das tolle Zeug könne wohl nur ein wahnwitziger Traum ſein; vielleicht finde er das Glas in ſeiner Taſche als ein andres, ganz gewöhnliches. Es herausziehend, hielt er es gegen die Morgenſonne. Ach Gott, da tanzte das ſchwarze Teuflein zwiſchen ihm und dem freundlichen Licht; ordentlich die kleinen, mißgeſtalteten Arme wie Zangen nach ihm ausbreitend. Mit einem lauten Schrei ließ er's fallen, um es gleich darauf wieder in der Taſche klirren zu hören. — Vor Allem lag ihm nun einzig daran, eine Münze unter Hellerswerth zu erfragen, er konnte aber deren nirgends eine auftreiben, ſo daß ihm jegliche Hoffnung zum Verkaufe des abſcheulichen Knechtes ſchwand, der nun bald ſein Herr zu werden drohete. Heiſchen wollte er von dem Gräßlichen nichts mehr, zu jedweder Unternehmung nahm die entſetzliche Angſt ihm ſo Kraft als Beſinnung, und ſo bettelte er ſich denn durch das Land Italia auf und nieder. Weil er nun ſo höchſt verſtört ausſah und dabei immer nach halben Hellern fragte, hielt man ihn aller Orten für verrückt und hieß ihn nur den tollen Halbheller, unter welchem Namen er bald weit und breit bekannt ward.

Man ſagt, es fliegen bisweilen die Geier den Rehen oder anderm jungen Gewild in den Nacken und hetzen ſo das arme Thierlein todt, welches in ſeinem geängſteten Lauf den häßlichen, beißigen Feind mit ſich umherträgt durch Wald und Geklüft. Auf eine ähnliche Weiſe erging es dem armen Reichard mit ſeinem Satansgaukler in der Taſche, und weil es gar zu kläglich und erbarmungswerth war, wie er ſich damit abquälte, will ich Euch von dem Leid ſeiner langen, hülfloſen Flucht nichts mehr erzählen, wohl aber, was ihm nach mehrern Monden auf derſelben begegnete.

Er hatte ſich nämlich eines Tages in Mitten wilder Gebirge verirrt und ſaß nun ſtill und betrübt neben einem kleinen Wäſſerlein, das, durch verwachſenes Geſträuch herunterſickernd, gleichſam mitleidig zu ſeiner Erquickung herzudringen ſchien. Da hällte ein gewaltiger Roſſestritt über des Bodens felſiges Geſtein, und auf einem hohen, ſchwarzen, wild ausſehenden Pferde reitend, kam ein ſehr großer Mann, äußerſt häßlichen Antlitzes, in ganz blutrothen, prächtigen Kleidern, gegen die Stelle hervor, wo Reichard ſaß. „Was ſo betrübt, Geſell?“ redete er den innerlich erbebenden, Unheil ahnenden Jüngling an. „Ich ſollte meinen, Du ſeiſt ein Kaufmann. Haſt Du etwa zu theuer eingekauft?“

„Ach nein, zu wohlfeil vielmehr;“ entgegnete Reichard mit leiſer, zitternder Stimme.

„So kommt es mir auch vor, mein lieber Kaufherr!“ ſchrie der Reiter mit einem entſetzlichen Lachen. „Und haſt Du etwan ſo ein Dinglein zu verkaufen, das man Galgenmännlein heißt? Oder irrt' ich mich, wenn ich Dich für den verrufenen, tollen Halbheller anſehe?“

Kaum vermochte der arme junge Burſche ein leiſes: „ja der bin ich,“ über ſeine bleichen Lippen zu bringen, mit jedem Augenblicke erwartend, daß ſich des Reiters Mantel zu bluttriefenden Fittigen geſtalte, ſeinem Hengſt ein nächtlich ſchwarzes Schwunggefieder, von Höllengluthen durchblitzt, hervorſproſſe und es im Fluge fortgehe mit ihm Unſeligen zu dem Wohnſitz ewiger Qual.

Aber der Reiter ſagte mit etwas gemildeter Stimme und weniger gräßlichen Geberden: „ich merke ſchon, für wen Du mich anſiehſt. Doch ſei getroſt, ich bin es nicht. Vielmehr mag ich Dich vielleicht von ihm erlöſen, denn ich ſuche Dich ſchon ſeit vielen Tagen auf, um Dir Dein Galgenmännlein abzukaufen. Freilich haſt Du vermaledeit wenig dafür gegeben und ich ſelbſten weiß keine geringere Münze aufzutreiben. Aber höre zu und folge mir. Auf der andern Seite der Berge wohnt ein Fürſt, ein junger, lockerer Burſche. Dem hetz' ich morgen ein gräßliches Unthier auf den Hals, ſobald ich ihn von ſeinem Jagdgefolge werde fortgelockt haben. Harre Du hier bis Mitternacht und geh' alsdann, — eben wenn der Mond auf jenem Felſenzacken ſteht, — mäßigen Schrittes die finſtre Kluft zur Linken entlang. Verweile Dich nicht, eile Dich nicht, und Du kommſt eben zur Stelle, wenn das Unthier den Fürſten unter ſeinen Tatzen hat. Greif es nur furchtlos an, es muß Dir weichen und ſich vor Dir das ſchroffe Meerufer hinunterſtürzen. Dann begehre vom dankbaren Fürſten, daß er Dir ein Paar Halbheller ſchlagen laſſe, wechsle mir zwei aus und für einen davon wird das Galgenmännlein mein.“

So ſprach der gräßliche Reiter, und ohne Antwort abzuwarten, ritt er in die Büſche langſam hinein.

„Wo find' ich Dich aber, wenn ich die Halbheller habe?“ ſchrie Reichard ihm nach.

„Am Schwarzbrunnen!“ rief der Reiter zurück. „Jede Kindermuhme hier kann Dir ſagen, wo der liegt.“

Und mit langſamen, aber weitausgreifenden Schritten trug das häßliche Roß ſeine häßliche Bürde fort.

Für Einen, der ſo gut als Alles verſpielt hat, gibt es kein Wageſtück mehr; deshalben ſich auch der Reichard in ſeiner betrübten Verzweiflung entſchloß, dem Rathſchlage des furchtbaren Reiters Folge zu leiſten.

Die Nacht brach ein, der Mond ſtieg auf und ſtellte ſich endlich rothfunkelnd über den bezeichneten Felſenzacken hin. Da erhob ſich zitternd der bleiche Wandersmann und ſchritt in die dunkle Kluft hinein. Freudlos und dunkel ſah es drinnen aus, nur ſelten vermochte ein Mondenſtrahl über die hohen Klippen zu beiden Seiten hereinzuſehn, auch dunſtete es in dem eingeengten Orte wie Grabesgeruch, ſonſten aber ließ ſich nichts Unheimliches verſpüren. Der Reichard fühlte ſich auf dieſe Weiſe zum Weilen nicht verlockt, eher zum Eilen, aber auch dies unterließ er, des Reiters Weiſung getreu, und entſchloſſen, nichts durch ſeine Schuld von dem Fädlein reißen zu laſſen, welches ihn an Licht und Hoffnung noch anknüpfe.

Nach mehrern Stunden funkelten einige rothe Morgenlichtlein auf ſeinen dunkeln Weg, friſche tröſtende Lüfte hauchten ſeinem Antlitz entgegen. Aber eben, als er aus dem tiefen Pfade hervorſtieg und ſich an der friſchen Waldgegend ergötzen wollte und am blauen Geflimmer des Meeres, das ſich unfern von ihm ausdehnte, ſtörte ihn ein ängſtliches Geſchrei. Umblickend ſah er, wie ein abſcheuliches Thier einen jungen Mann im reichen Jägerkleide am Boden liegend unter ſich hatte. Des Reichards erſte Bewegung war wohl, zur Hülfe zu eilen; nur als er die Beſtie recht in's Auge faßte und ſah, daß ſie einem ungeheuern, griesgrämiſchen Affen gleich ſah, der noch überdies ein gewaltiges Hirſchgeweih auf dem Kopfe trug, verließ ihn aller Muth, und er ſtand im Begriff, dem jämmerlichen Hülfsgeſchrei des Gefällten ungeachtet, wieder in ſeine Kluft zurückzukriechen. Da fiel es ihm erſt recht wieder ein, was der Reiter geſagt hatte. Von der Angſt vor ewigem Verderben getrieben, lief er mit ſeinem Knotenſtock auf das Affen-Ungeheuer zu. Dieſes wiegte eben den Jäger in ſeinen Vordertatzen, es ſchien, um ihn emporzuſchleudern und dann mit dem Geweihe aufzufangen. Als ſich aber Reichard nur eben nahte, ließ es ſeine Beute fallen und lief mit einem häßlichen Gepfeif und Gekrächz davon, der keck gewordene Reichard ihm nach, bis es vom hohen Meeresſtrand hinunterſtürzte, ihm noch ein abſcheuliches Geſicht zufletſchend und dann unter den Wellen verſchwindend.

Nun ging der junge Geſell triumphirend zu dem erretteten Jägersmann zurück, der ſich ihm auch nach Erwarten als regierender Fürſt dieſer Gegend kund gab, ſeinen Schützer für einen gar freiſamen Helden ausſchreiend und ihn bittend, er möge nur dreiſt irgend einen Lohn von ihm fordern, ſo hoch er in ſeinen Kräften ſtehe.

„Ja?“ fragte der Reichard hoffnungsvoll, „iſt das Euer Ernſt? Und wollt Ihr mir bei Eurer fürſtlichen Ehre nach Vermögen zu dem verhelfen, darum ich Euch bitten werde?“

Der Fürſt bejahte es abermals auf's freudigſte und zuverſichtlichſte

„Nun dann,“ rief Reichard inbrünſtig flehend aus, „ſo laßt mir doch um Gotteswillen ein Paar Halbheller gültiger Münze ſchlagen, wenn's auch nicht mehr als zweie ſind.“

Während ihn der Fürſt noch voll Erſtaunen anſah, waren einige ſeines Gefolges herbeigekommen, denen er alles Vorgefallne erzählte und von welchen Einer alsbald in Reichard den wahnſinnigen Halbheller, den er ſchon ſonſt geſehn, wieder erkannte.

Da fing der Fürſt an zu lachen und der arme Reichard umſchlang beängſtigt ſeine Kniee, ſchwörend, es ſei um ihn gethan, ohne die Halbheller.

Der Fürſt aber entgegnete, noch immer lachend: „ſtehe nur auf, Geſell, Du haſt mein Fürſtenwort, und wenn Du darauf beſtehſt, laß ich Dir Halbheller ſchlagen, ſo viel Du Luſt haſt. Sind Dir aber Drittelheller eben ſo lieb, ſo braucht's keiner Münzerei deswegen, denn die Gränznachbarn behaupten, meine Landesheller wären ſo leicht, daß dreie davon auf einen andern gewöhnlichen gingen.“

„Wenn das nur gewiß iſt,“ ſagte der Reichard zweifelnd.

„Ei,“ entgegnete der Fürſt, „Du würdeſt der Erſte ſein, dem ſie allzugut ſchienen. Sollte es Dir aber dennoch begegnen, ſo gebe ich hiermit mein feierlichſtes Wort, Dir noch ſchlechtere ſchlagen zu laſſen, vorausgeſetzt, daß es möglich iſt.“

Und damit hieß er dem Reichard durch einen Bedienten einen ganzen Seckel Landesheller geben. Der lief damit, wie gejagt, nach der nahen Gränze, und ward ein ſo froher Menſch, als er ſeit langen Zeiten nicht geweſen war, da man ihm im erſten Wirthshauſe des benachbarten Landes nur ungern und zögernd einen gewöhnlichen Heller für drei fürſtliche gab, die er zur Probe verwechſelte.

Nun fragte er auch ſogleich dem Schwarzbrunnen nach, aber einige Kinder, die in der Gaſtſtube ſpielten, liefen darüber ſchreiend hinaus. Der Wirth belehrte ihn, ſelbſt nicht ohne Schaudern, dies ſei gar ein verrufener Ort, von dem viele böſe Geiſter in das Land ausgehen ſollten, und den wenige Menſchen mit Augen geſehen hätten. Das wiſſe er wohl: der Eingang dahin ſei unweit von hier, eine Höhle mit zwei dürren Cypreſſen davor, und man ſolle nicht des Weges verfehlen können, wenn man da hineingehe, wovor aber Gott ihn und alle treue Chriſtenmenſchen bewahren wolle!

Da ward dem Reichard freilich wieder ſehr ängſtlich zu Muth, aber gewagt mußte es doch einmal ſein und er machte ſich alſo auf den Weg. Schon von weitem her ſah ihn die Höhle ſehr ſchwarz und grauenvoll an; es war, als ſeien die beiden Cypreſſen aus Schreck über den häßlichen Schlund verdorrt, welcher dem Näherkommenden ein ganz wunderliches Geſtein in ſeinem Schooße zeigte. Es ſah wie lauter verzerrte, langbärtige Fratzengeſichter aus, deren einige ſogar Aehnlichkeit hatten mit jenem Affenmonſtrum am Meeresſtrande. Und wenn man denn recht hinſah, war es doch wieder nur bloßes vielgezacktes und vielzerſpaltenes Felsgeäder. Zitternd trat der arme Geſell unter die Larven hinein. Das Galgenmännlein in ſeiner Taſche ward ſo ſchwer, als wolle es ihn zurückziehn. Aber eben dadurch wuchs ſein Muth; „denn,“ dachte er, „was der nicht will, muß ich juſt wollen.“ Auch legte ſich tiefer in der Höhle eine ſo dichte Finſterniß über ſeine Augen, daß er bald von den Schreckgeſtalten nichts mehr gewahr ward. Nun fühlte er nur höchſt vorſichtig mit einem Stecken vor ſich hin, um nicht etwa in unbekannte Abgründe zu ſtürzen, fand aber nichts, als eben, feinbemooſ'ten Boden, und wäre nicht bisweilen ein wunderliches Pfeifen und Krächzen durch die Höhle gegangen, er hätte ſich alles Entſetzens erwehrt.

Endlich gelangte er hinaus. Ein wüſter Bergkeſſel ſchloß ihn von allen Seiten ein. Zur Seite ſah er das große, furchtbare Schwarzroß ſeines Handelsmannes, wie es unangebunden, mit hochgehaltenem Kopfe, ohne zu weiden oder ſich ſonſten zu regen, gleich einer erzenen Bildſäule daſtand. Gegenüber quoll ein Born aus dem Felſen, darin ſich der Reiter Kopf und Hände wuſch. Aber die böſe Fluth war ſchwarz wie Tinte und färbte auch ſo ab; denn als ſich der rieſige Mann nach Reichard umkehrte, war ſein häßliches Antlitz ganz mohrenfarb, welches auf eine ſchreckliche Weiſe gegen den reichen rothen Kleiderputz abſtach. „Zittre nicht, junger Burſche,“ ſagte der Furchtbare. „Das iſt eine von den Ceremonien, die ich dem Teufel zu Gefallen thun muß. Alle Freitag muß ich mich hier ſo waſchen, zu Trutz und Hohn dem, den Ihr Euren lieben Schöpfer nennt. So muß ich auch immer den Purpur meines rothen Kleides, ſo oft ich ein neues brauche, mit einer böſen Zahl von Tropfen meines eignen Blutes miſchen, — wovon er denn freilich eben die wunderprächtige Farbe bekommt, — und was der läſtigen Bedingungen mehr ſind. Noch obenein habe ich mich ihm mit Leib und Seele ſo feſt verſchworen, daß an gar keine mögliche Löſung zu denken iſt. Und weißt Du, was mir der Knauſer dafür gibt? Hunderttauſend Goldſtücke des Jahrs. Damit kann ich nicht auskommen und will mir deshalben Dein Galgenmännlein kaufen, welches ich auch ſchon dem alten Geizhals zum Poſſen thue. Denn ſchau, meine Seele hat er ohnehin, und nun kommt das Teuflein in der Flaſche dermaleinſt ohne allen Gewinnſt in die Hölle, nach ſeiner langen Dienſtzeit, zurück. Da ſoll der grimme Drache recht fluchen.“ Und zu lachen begann er, daß die Felſen ſchallten und ſelbſt das ſonſten regungsloſe ſchwarze Roß ordentlich zuſammenfuhr.

„Nun,“ fragte er, ſich wieder zu Reichard wendend, „bringſt Du Halbheller, Geſell?“

„Ich bin Eu'r Geſell nicht;“ entgegnete Reichard, halb verzagt, halb trotzig, indem er ſeinen Seckel öffnete.

„Ach, nur nicht ſo vornehm gethan,“ ſchrie der rieſige Handelsmann. „Wer hetzte dem Fürſten das Monſtrum zu, damit Du ſiegen konnteſt?“

„Es wär' all' der Spuk nicht nöthig geweſen;“ ſagte Reichard, und erzählte, wie der Fürſt ſchon ganz von ſelbſten nicht nur Halbheller ſchlage, ſondern gar Drittelsheller.

Der rothe Mann ſchien verdrießlich darüber, daß er ſich nun unnöthig die Mühe mit dem Ungeheuer gegeben habe. Dennoch wechſelte er ſich drei ſchlechte Heller gegen einen guten ein, gab dem Reichard einen von jenen und empfing dagegen das Galgenmännlein, welches ganz ſchwer aus der Taſche ging und am Boden des Glaſes verdroſſen und traurig zuſammengekrümmt lag. Des lachte der Käufer wieder gewaltig und ſchrie: „kann dir doch Alles nichts helfen, Satan; nur Gold her, ſo viel mein Schwarzroß irgend neben mir tragen kann.“ Alsbald auch ächzte das ungeheure Thier unter einer gewaltigen Goldbürde. Doch nahm es noch ſeinen Herrn auf und ſchritt alsdann, einer Fliege ähnlich, welche die Wand hinaufgeht, an dem ſenkrechten Felſen gerade empor, aber doch mit ſo abſcheulichen Bewegungen und Verrenkungen, daß Reichard nur ſchnell in die Höhle zurückfloh, um nichts mehr davon zu ſehn.

Erſt als er an der andern Seite des Berges wieder herausgekommen und eine große Strecke von dem Schlunde fortgelaufen war, drang das frohe Gefühl der Befreiung durch ſein Gemüth. Er fühlte es in ſeinem Herzen, daß er die frühern großen Fehle abgebüßt habe und ihm fortan kein Galgenmännlein mehr angehören könne. In's hohe Gras legte er ſich vor Freuden, ſtreichelte die Blumen und warf der Sonne Kußhände zu. Sein ganzes heitres Herz von ſonſther war wieder in ihm lebendig, nicht aber zugleich der ehemalige freche Leichtſinn und Frevelmuth. Obwohl er ſich jetzt mit ziemlichem Rechte rühmen konnte, den Teufel ſelbſten betrogen zu haben, rühmte er ſich dennoch deſſen nicht. Vielmehr richtete er ſeine ganze verjüngte Kraft darauf, wie er forthin auf eine fromme, ehrenwerthe und freudige Art in der Welt leben möge. Das gelang ihm denn auch ſo wohl, daß er nach einigen Jahren tüchtiger Arbeit als ein wohlhabender Kaufherr in die lieben deutſchen Lande zurückkehren konnte, wo er ſich ein Weib nahm und oftmals in ſeinem geſegneten Greiſenalter Enkeln und Urenkeln die Mähr von dem verfluchten Galgenmännlein zu nutzreicher Warnung vorerzählte.

Karoline, Baronin de la Motte Fouqué, geb. von Brieſt

ward im Jahre 1773 zu Nennhauſen bei Rathenow geboren, vermählte ſich zuerſt mit einem Herrn von Rochow und ſpäter, nachdem dieſe Ehe durch kirchliche Scheidung getrennt worden, mit dem Baron F. de la Motte Fouqué. Sie ſtarb am 21. Juli 1831 zu Nennhauſen.

Von ihr erſchien:

Drei Mährchen. Berlin, 1806.
Roderich. Berlin, 1807.
Die Frau des Falkenſteins. 2 Thle. Berlin, 1810.
Briefe über weibliche Bildung. Berlin, 1811.
Kleine Erzählungen. Berlin, 1811.
Magie der Natur. Berlin, 1812.
Briefe über die griechiſche Mythologie. Berlin, 1812.
Der Spanier und der Freiwillige. Berlin, 1814.
Feodora. 3 Thle. Leipzig, 1814.
Edmunds Wege und Irrwege. 3 Thle. Leipz., 1815.
Das Heldenmädchen aus der Vendee. 2 Thle. Leipzig, 1816.
Neue Erzählungen. Berlin, 1817.
Frauenliebe. 3 Thle. Nürnberg, 1818.
Ida. 3 Thle. Berlin, 1820.
Lodoiska. 3 Thle. Leipzig, 1820.
Fragmente aus dem Leben der heutigen Welt. Berlin, 1820.
Kleine Romane. 2 Thle. Jena, 1821.
Heinrich und Maria. 3 Thle. Jena, 1821.
Briefe über Berlin. Berlin, 1821.
Vergangenheit und Gegenwart. Berlin, 1822.
Die Herzogin von Montmorency. 3 Thle. Leipzig, 1822.
Die Vertriebenen. 3 Thle. Leipzig, 1823.
Die Frauen in der großen Welt. Berlin, 1826.
Valerie. Berlin, 1827.
Der Schreibtiſch oder alte und neue Zeit. Köln, 1833.
Einzelne Erzählungen u. ſ. w. in Almanachen, Zeitſchriften u. ſ. w.

Eine fein gebildete Schriftſtellerin, welche mit ſcharfem, pſychologiſchem Blick zu beobachten wußte und der es nicht an Phantaſie fehlte ihren Erfindungen lebenswarme Geſtaltung zu geben und die einzelnen Situationen anmuthig darzuſtellen, wohl aber hin und wieder an Correctheit und Präciſion, namentlich in jenen Leiſtungen welche ſie Walter Scott nachzubilden ſtrebte. Am glücklichſten erſcheint ſie in ihren kleinen Erzählungen, unter denen mehrere meiſterhaft zu nennen ſind.

Erasmus Francisci,

eigentlich von Finx heißend und aus adlichem Geſchlechte ſtammend, ward am 19. November 1627 in Lübeck geboren, ſtudirte die Rechte und lebte dann mit dem Titel eines F. Hohenlohe'ſchen Rathes als Privatgelehrter und Schriftſteller in Nürnberg, wo er am 20. December 1694 ſtarb.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Geiſtliche Goldkammer der bußfertigen Seelen. Nürnberg, 1675.
Wohl der ſeligen Ewigkeit für die Verächter der Eitelkeit. Nürnberg, 1717.
Germania d. i. Bericht von Auſtraſien, Lotharingen u. ſ. w. Magdeburg, 1708.

Hahnengeſchrei oder Aufmunterung zur Bekehrung. Nürnberg, 1690.
Jeruſalem in ſeiner Herrlichkeit, über Evangelia. 4. Leipzig, o. J.
Lampe der Klugen zur Beleuchtung der Sterblichkeit. Nürnberg, 1663.
Hölliſcher Proteus. Nürnberg, 1725.
Luſtige Schaubühne. 3 Thle. Nürnberg, 1702.
Wehe der Ewigkeit für die Verächter der Gnadenzeit. Nürnberg, 1702.
Die Krone. 3 Thle. Leipzig, 1680.
Lorbeerkranz der chriſtlichen Ritterleute. Nürnberg, 1682.
Oſt- und weſtindiſcher Staats- und Luſtgarten: Luſthaus der Ober- und Niederwelt u. ſ. w. u. ſ. w.

Ein für ſeine Tage recht gebildeter und viel beleſener Mann, deſſen Schriften einſt ſehr an der Tagesordnung waren, mit der Zeit aber alles Anſehn verloren, da er nur darauf ausging Bücher zu machen, und bei denſelben vor Allem darauf bedacht war, der neugierigen Maſſe zu gefallen, für ſie Merkwürdigkeiten aus allen Weltgegenden zuſammen zu ſchleppen, und dieſe geſchmacklos durch breite moraliſche Geſpräche oder einen fortlaufenden Geſchichtsfaden ſo gut es gehn wollte, mit einander zu verbinden. In ſeinen geiſtlichen Schriften offenbaret ſich dieſelbe Geſchmackloſigkeit, welche durch eine ſüßliche Ziererei und Geſuchtheit faſt unerträglich wird, doch finden ſich hier einige wenige wirklich gute und gelungene andächtige Lieder.

Guſtav, Ritter von Franck

ward im Jahre 1807 zu Wien geboren, ſtudirte die Rechtswiſſenſchaften an der dortigen Univerſität und erlangte im Jahre 1829 die Doktorwürde zu Padua. 1831 trat er in K. K. Militärdienſte und erhielt noch in demſelben Jahre den Grad eines Lieutenants. Er lebt gegenwärtig noch in Wien.

Seine Schriften ſind:

Gedichte. Wien, 1828.
König Eduard's Söhne, Trauerſpiel nach C. Delavigne. Leipzig, 1835.
Beliſar. Lyriſche Tragödie zur Muſik des G. Donizetti. Wien, 1836.
Taſchenbuch dramatiſcher Originalien. Leipzig, 1836.
Dramatiſche Zeitbilder. 1r Band. Leipzig, 1836.
  Inhalt: 1) Der Emporkömmling oder Bürger und Ariſtokrat. Charaktergemälde in 5 Aufzügen. 2) Die Patrizier. Schauſpiel in 5 Aufzügen.
Gedichte und Aufſätze in verſchiedenen Zeitſchriften und Almanachen u. ſ. w. ſo wie mehrere Luſtſpiele und Dramen unter denen z. B. das Forſthaus im Walde, Autorsqualen, die Sylveſternacht, die Geſandtſchaftsreiſe nach China, bereits wiederholt auf einigen deutſchen Bühnen dargeſtellt wurden.

Geiſtreiche Erfindung, gute Charakterzeichnung und ein lebhafter und witziger Dialog zieren namentlich die dramatiſchen Arbeiten dieſes talentvollen Mannes, der, wenn er auf der eingeſchlagenen Bahn fortſchreitet, beſonders für das deutſche Luſtſpiel ſehr Erfreuliches hoffen läßt. Seine Bearbeitungen ausländiſcher Originale verdienen das Lob großer Treue und einer geſchickten und geiſtreichen Behandlung der Form.

Der Herr im Hauſe.*)

Luſtſpiel in einem Akt.

Perſonen:

Kanzleidirector Einig.
Frau Einig, ſeine Gattin.
Fritz, ihr Sohn.
Caroline, Fritzens Frau.
Adam, Gärtner.
Ein Bediente.

Das Stück ſpielt im Garten des Kanzleidirectors.

(Garten, im Hintergrunde ein Luſthaus.)

Erſte Scene.

Kanzleidirector Einig. Adam (der ein Päckchen trägt).

Einig (im Auftreten).

Aber ich bin nun einmal der Herr im Hauſe, lieber Adam, und kann mit Recht begehren, daß meine Befehle auf das Strengſte vollzogen werden.

Adam.

Ganz recht, Euer Gnaden ſind allerdings der Herr im Hauſe, aber — —

Einig.

Was, aber?

Adam.

Ich meine nur — — o freilich, es läßt ſich nicht leugnen, daß Euer Gnaden der Herr im Hauſe ſind, allein — —

Einig.

Nun was giebt's da noch für Bedenklichkeiten?

Adam.

Je nun, ich wollte nur ſagen, Euer Gnaden wären noch mehr der Herr im Hauſe, wenn Euer Gnaden gar kein Haus hätten; — ich meine, wenn Euer Gnaden lediglich ein Zimmer bewohnten, und keine Frau hätten, beiläufig wie der Profeſſor von Göttingen, der einmal auf Beſuch hier war mit ſeinem Pudel und das ganze weibliche Geſchlecht, mit Reſpect zu ſagen, ein Natterngezücht zu nennen pflegte.

Einig.

Der Profeſſor war verrückt.

Adam.

Wie Euer Gnaden befehlen; aber ledig war er, ſehr ledig, o er war der ledigſte Menſch, den ich je geſehen habe, nicht einmal einen Koffer hatte er!

Einig.

Ich muß dich für einen Tropf erklären, lieber Adam.

Adam.

Mag ſein, jeder Menſch hat ſeine fixe Idee, mein Ideal iſt einmal die Ledigkeit! Ich habe an Euer Gnaden lediglich das auszuſetzen, daß Sie nicht ledig ſind.

Einig.

Eine ſinnloſe Rüge! Doch will ich Dir Deine Schwäche zu Gute halten; hat doch jeder Menſch irgend einen Lieblingsgedanken; auch ich, guter Adam, habe einen Gedanken, der mich mit Freude erfüllt.

Adam.

Ich weiß, Euer Gnaden haben mir denſelben ſchon öfters mitgetheilt.

Einig.

Eine böſe Kindsfrau verbitterte mir meine Kinderjahre, der Schulzwang verleidete mir meine Knabenjahre, der Bureauzwang vergiftete mir mein männliches Alter, kurz ich habe immer in gedrückten Verhältniſſen gelebt, nur zu Hauſe, im Kreiſe meiner Familie athme ich frei auf, denn ich bin der Herr im Hauſe.

Adam.

Ja, ja, Euer Gnaden ſind der Herr im Hauſe.

Einig.

Du glaubſt nicht, wie wohl mir dieſer Gedanke thut. (Das Päckchen bemerkend.) Was trägſt Du da?

Adam.

Ein Päckchen, welches ich auf Befehl der gnädigen Frau im Kaufmannsladen abholen mußte; es iſt auch ein Conto dabei für den gnädigen Herrn.

Einig.

Ich will nicht hoffen, daß es der Shawl iſt, gegen den ich ernſtlich proteſtirt habe.

Adam.

Es iſt der Shawl.

Einig (mit ungeübter Strenge).

Du trägſt den Shawl augenblicklich zurück.

---

*) Aus: Dr. Franck's Taſchenbuch dramatiſcher Originalien.

Adam.

Bedenken Euer Gnaden, daß mich dies meinen Dienſt koſten' würde.

Einig.

Sprich nicht ſo thöricht, Adam, wie ſollte Dich Dein Gehorſam um den Dienſt bringen?

Adam.

Die gnädige Frau — —

Einig.

Dienſtentlaſſungen finden in meinem Hauſe nie ohne meine Ratification ſtatt. Ich bin der Herr im Hauſe, und — —

Adam.

Und doch muß das arme Suschen, das nun ſchon ſechs Jahre treu und redlich dient, in vierzehn Tagen aus dem Hauſe.

Einig.

Wer ſagt das?

Adam.

Die gnädige Frau.

Einig.

Ich ſage Dir, Suschen bleibt.

Adam.

Wenn ich mich darauf verlaſſen könnte. Sie wiſſen, wie ich an Suschen hänge, ſeit mir der gnädige Herr aufgetragen haben, ſie zu heirathen, wegen der Meierei und des damit verbundenen Viehes — —

Einig.

Du wirſt ſie auch heirathen.

Adam.

Ich habe Euer Gnaden zwar erwidert, daß die Ledigkeit das größte Gut — —

Einig.

Ich weiß, ich weiß.

Adam.

Nun habe ich endlich nachgegeben, weil Suschen ſo brav, ſanft und fleißig iſt, und weil ſie eine eben ſo große Averſion gegen das Heirathen hat als ich — und nun ſoll das arme Mädel fortgejagt werden, weil ſich eine noble Kammerjungfer gefunden hat, die um denſelben Lohn franzöſiſch, engliſch und deutſch zugleich bedient — —

Einig (zufrieden lächelnd).

Sei ganz ruhig, wenn ich einmal ſage: „Sie bleibt,“ ſo bleibt ſie.

Adam.

Aber Euer Gnaden ſind ja nicht einmal im Stande, die Heirath der leiblichen Tochter, des Fräuleins Leopoldine, mit dem braven Herrn von Werder durchzuführen, und das lediglich darum, weil die gnädige Frau — —

Einig.

Das wollen wir ſehen. Ich ſage Dir, daß Werder meine Leopoldine heimführen wird.

Adam.

Auch dem Herrn Sohn, dem wackern Junker Fritz, der vor vier Jahren, ohne Euer Gnaden Wiſſen, das Haus bei Nacht und Nebel verlaſſen hat — —

Einig.

Ach, erinnere mich nicht an dieſes Ereigniß, es iſt der einzige Fall, wo in meinem Hauſe Etwas ohne mein Wiſſen und gegen meinen Willen geſchehen iſt.

Adam.

Euer Gnaden wollten dem Herrn Sohne auf ſein reumüthiges Schreiben verzeihen, ihn wieder mit offenen Armen im Hauſe aufnehmen; aber die gnädige Frau hat nun einmal geſchworen, das würde nie geſchehen, und — —

Einig.

Auch das wird geſchehen, ich bin ja der Herr im Hauſe; Alles wird geſchehen; Suschen wird bleiben, Du wirſt ſie heirathen, es wird keine neue Kammerjungfer aufgenommen werden, Leopoldine wird den braven Werder zum Mann bekommen, und mein Sohn wird mit offenen Armen im Hauſe empfangen werden.

Adam.

Was geſchieht mit dem Shawl?

Einig.

Trage ihn meinethalben zur gnädigen Frau, um Dich zu ſalviren, aber daß ſie ihn nicht behalten wird, dafür ſtehe ich Dir gut.

Adam.

Wenn Euer Gnaden das Alles durchſetzen, ſo — ſo ſind Euer Gnaden gewiß der Herr im Hauſe. (Ab).

Zweyte Scene.

Einig (allein, bald darauf ein Bediente.)

Ob ich es durchſetzen werde! Gott ſei Dank, ſie wiſſen es in meinem Hauſe, daß nichts geſchehen kann, was ich nicht gern erlaube. Bezahlen werd' ich den Shawl, bezahlen kann ich ihn, ja, bezahlen muß ich ihn, aber die gnädige Frau ſoll ihn nicht behalten dürfen; ſie ſoll auch nicht ſagen können, der Geiz ſei die Urſache meiner feſten Verweigerung, ich will nur meine Conſequenz zeigen. Der Shawl ſoll verſchenkt werden, verkauft werden, weggeworfen werden, mir gilt es gleich; aber Madame ſoll ſehen, daß ich der Herr im Hauſe bin.

(Ein Bediente tritt auf).

Bediente.

Die gnädige Frau begießt heute ſelbſt die Blumen. Euer Gnaden möchten geſchwind kommen, Waſſer tragen.

Einig (haſtig).

Sogleich! (Raſch ab mit dem Bedienten).

Dritte Scene.

Caroline (von einer andern Seite kommend). Fritz (aus dem Luſthauſe tretend, das er von Innen aufgeſperrt hat).

Fritz.

Nun, Linchen, wie weit ſind wir vorgerückt?

Caroline.

Wir ſind am Ziele. Deine Mutter hat mich bereits ſo lieb gewonnen, daß ſie ihr Kammermädchen, welches ſchon ſechs Jahre im Hauſe iſt, ohne Weiteres wegjagen will, um mich zur Kammerjungfer zu ernennen.

Fritz.

Vortrefflich!

Caroline.

Sie hält mich für das Muſter aller Kammerkätzchen, und ahnet in mir nicht die Schwiegertochter. Ich habe in den wenigen Stunden, die ich geſtern und heute mit ihr zubrachte, ſchon alle ihre Schwächen abgelauert und mich durch kleine Kunſtgriffe feſt in ihre Gunſt geſetzt.

Fritz.

Ich kenne dieſe kleinen Kunſtgriffe, Linchen, auch mir waren ſie unwiderſtehlich.

Caroline.

O der Weg, auf dem ich Dich zu meinem Sclaven gemacht habe, war ein ganz anderer! Glaubſt Du, mein Talent ſei ſo einſeitig? Die Art, wie man Weiber auf ſeine Seite bringt, füllt ein eigenes großes Capitel in der Theorie der weiblichen Kunſtgriffe: Will man einen Mann zum Sclaven machen, ſo tiſcht man Sanftmuth und Herzensgüte auf, und würzt dieſe beiden Lieblingsſpeiſen der ſo leicht gezähmten Löwen mit etwas Widerſpruch, beſonders wenn dieſer Widerſpruch in einer gutherzigen Vertheidigung beſteht. Wer dieſe Grundſätze bei Weibern in Anwendung brächte, der würde ſchön ankommen! Sanftmuth? Elle est ennuyante! Herzensgüte? Elle est bête comme une oie! und vollends der Widerſpruch, wenn gegen andere zu Felde gezogen wird, der würde alles verderben. Da heißt es: Sauve qui peut! beigeſtimmt oder mit untergegangen! Ueber den Trümmern eines zerſtörten Rufes wird gewöhnlich eine Weiberfreundſchaft geſchloſſen.

Fritz.

Allerliebſt.

Caroline.

Da hätteſt Du während des letzten Feldzuges unſre patriotiſchen Damenvereine ſehen ſollen, wie da mit der Charpie für die Bleſſirten zugleich mehr gute Namen zerzupft und zerzauſt wurden, als je Wunden mit der gewonnenen Charpie geheilt werden konnten.

Fritz.

Ja, ja, das iſt ſo Eure Art; Ihr heilt Wunden, um neue zu ſchlagen. Und haſt Du bei meiner Mutter Gelegenheit gefunden, dieſe Taktik geltend zu machen?

Caroline.

Mehr als ich hoffte. Gleich beim Empfang begann ſie damit, die ganze Kammermädchen-Dynaſtie des Hauſes in ihrer Erbärmlichkeit darzuſtellen.

Fritz.

Du ſtimmteſt bei?

Caroline.

Ich verſicherte ſie, daß ich einige meiner Vorgängerinnen vom Sehen her kenne, und von ihrer Unbrauchbarkeit überzeugt ſei, daß aber die, welche ich nicht kenne, gewiß noch viel ſchlechter wären.

Fritz.

Recht ſchön!

Caroline.

Hierauf kam ſie auf den Baron Fur zu ſprechen, der mich ihr empfohlen habe, und erklärte ihn für einen Menſchen ohne alle Erziehung, der leider das Vertrauen ihres etwas bornirten Gemahles beſitze.

Fritz.

Ich hoffe nicht, daß Du in dieſe Verläumdungen einſtimmteſt?

Caroline.

Ich erwiederte, daß der Baron nicht nur wenig Erziehung genoſſen habe, ſondern auch allemand dans toute la force du terme ſei, und daß der gnädige Herr bei dem Umſtande, daß er eine ſo liebenswürdige und geiſtreiche Frau beſitze, nichts Vernünftigeres thun könne, als bornirt zu ſein.

Fritz.

Du haſt Deine Rolle zu weit getrieben, ſie iſt gewiß recht böſe geworden.

Caroline.

Keineswegs: ſie nannte mich ein witziges Närrchen, und wollte mir ſogleich das Draufgeld geben.

Fritz.

Das Draufgeld! Es iſt unerhört! um ſich der Mediſance zu verſichern, geben ſie ein Draufgeld!

Caroline.

Auch engliſch habe ich mit ihr geſprochen; o es läßt ſich engliſch recht hübſch mediſiren.

Fritz.

Unvergleichlich! man weiß nicht, wozu das Erlernen fremder Sprachen gut iſt.

Caroline.

Wenn ich heute einen etwas zweideutigen Gebrauch davon mache, ſo wirſt Du darum mein Schauſpielertalent nicht auf Koſten meines Herzens überſchätzen.

Fritz.

Ich kenne Dein Herz länger als Dein Schauſpielertalent.

Caroline (lächelnd).

Ganz ohne Talent bin ich nicht!

Fritz.

Faſt möcht' ich ſagen, daß Du zu *viel* haſt, doch ſo lange die Frauen ihre Rollen improviſiren, laſſe ich mir's gefallen, nur ſollen ſie nie — —

Caroline.

Auf einen Souffleur horchen, nicht wahr?

Fritz.

Ganz recht, im großen Lebensdrama ſind die Souffleurs gefährlich.

Caroline.

Ich kann ſie entbehren, denn ich habe gut memorirt. Die arme Caroline wird es nie vergeſſen, wie ihr guter lieber Fritz in Moskau — — —

Fritz.

Halt! Du fällſt aus der Rolle, wir ſind an der Schlußſcene.

Caroline.

Gott gebe es! — Doch da kommen die Hauptperſonen.

Fritz.

Geſchwind! in die Couliſſen!

(Beide ſchnell ab. Caroline ſeitwärts, Fritz in das Luſthaus, das er von Innen verſperrt).

Vierte Scene.

Einig. Frau Einig.

(Der Kanzleidirector trägt an jedem Arme eine volle Gießkanne welche er im Anfange der Scene noch hält.)

Frau Einig (im Auftreten).

Wie, mein Kind, ich ſoll nicht einmal das Recht haben, mein Kammermädchen zu wechſeln, wenn es mir beliebt?

Einig.

Suschen iſt brav.

Frau Einig.

Das mag ſein.

Einig.

Iſt das nicht genug?

Fr. Einig.

Nein.

Einig.

Sie iſt nun ſechs Jahr in meinem Hauſe.

Fr. Einig.

Daß ſie ſechs Jahr in meinem Hauſe war, laſſe ich ihr unbenommen, nur im ſiebenten jage ich ſie fort.

Einig.

In meinem Hauſe werden Dienſtleute nicht ohne Grund fortgejagt.

Fr. Einig.

In meinem Hauſe kündigt man auf, wenn man will.

Einig.

Mein Haus ſoll nicht in den Mund der Leute kommen.

Fr. Einig.

Mein Haus kümmert ſich nicht um andere Leute.

Einig (indem er ſchnaubend die Kannen niederſetzt, und ſeinen Ton herabſtimmt).

Du denkſt zu edel, um das arme Mädchen ohne Urſache brotlos zu machen.

Fr. Einig.

Du beurtheilſt mich richtig, mein Schatz, allein Suschen hat einen Antrag von der Gräfin Reinau.

Einig.

Wie?

Fr. Einig.

Das Mädchen iſt unzufrieden; ich mag keine unzufriedenen Menſchen um mich ſehen.

Einig.

Freilich — aber —

Fr. Einig.

Sie ſagte neulich, es ſei in einem Hauſe nicht auszuhalten, wo die Frau regiere.

Einig.

Unerhört!

Fr. Einig.

Von der Küchenmagd bis zum gnädigen Herrn müſſe Alles nach meiner Pfeife tanzen.

Einig (aufgebracht).

Sie ſoll ſchon erfahren, wer der Herr im Hauſe iſt.

Fr. Einig.

Es iſt glücklicher Weiſe keine Noth an Kammermädchen.

Einig.

Kammermädchen im Ueberfluß!

Fr. Einig.

Ich habe ein ſehr anſtändiges Mädchen gefunden, das franzöſiſch und engliſch ſpricht, und um denſelben Lohn dienen will.

Einig.

Nimm das Mädchen ſogleich auf, ich erlaube es Dir; Suschen, die kleine Hexe, ſoll ſehen, daß ein Herr im Hauſe iſt. Sie ſoll den braven Adam nicht zum Manne bekommen; er iſt ohnedies kein Freund vom Heirathen.

Fr. Einig.

Ich habe das neue Kammermädchen ſchon aufgenommen.

Einig.

Das war nicht recht, mein Schatz; Du hätteſt doch früher mit mir Rückſprache nehmen ſollen.

Fr. Einig.

Nun iſt's einmal geſchehen. Die neue Kammerjungfer wird Dir übrigens gefallen; auch hat ſie ſchon gebeten, dem gnädigen Herrn vorgeſtellt zu werden.

Einig.

Das Kind ſcheint Lebensart zu haben.

Fr. Einig.

Sie hat immer in guten Häuſern gedient, und war ſogar ſchon in Rußland.

Einig.

Letzteres wäre eben keine Conditio geweſen.

Fr. Einig.

Keineswegs, aber ein merkwürdiger Zufall waltet in der Sache.

Einig.

Ein Zufall?

Fr. Einig.

Stelle Dir vor, das Mädchen hat bei unſerm ſaubern Herrn Sohn gedient.

Einig.

Wie, bei Fritz?

Fr. Einig.

In Moskau.

Einig.

Und Du wollteſt ſie als Kammerjungfer aufnehmen?

Fr. Einig.

Was kann das arme Kind dafür, daß wir einen pflichtvergeſſenen, ungerathenen Sohn haben?

Einig.

O mein Schatz, ſo gar ungerathen iſt unſer Fritz eben nicht, aber ein Mädchen, das bei einem unverehelichten jungen Herrn Kammerjungfer war . . . .

Fr. Einig.

Da ſteckt eben die ſaubere Entdeckung, die ich gemacht habe. Stelle Dir vor, der Herr Sohn hat in Rußland ohne unſre Einwilligung geheirathet.

Einig.

Geheirathet? Entſetzlich! Ohne die Einwilligung ſeines Vaters? Das iſt mir noch nie geſchehen!

Fr. Einig.

Natürlich, weil Du nur den einen Sohn haſt.

Einig.

Alſo dahin iſt es in meinem Hauſe gekommen, daß ſogar geheirathet wird ohne meine Einwilligung?

Fr. Einig.

Außer Deinem Hauſe willſt Du ſagen; denn daß der Herr Sohn vor vier Jahren bei Nacht und Nebel, ebenfalls ohne Deine Einwilligung das Haus verließ, blos weil er nicht Kaufmann werden wollte, das wirſt Du hoffentlich nicht vergeſſen haben.

Einig.

Ohne meine Einwilligung, wahrlich, das habe ich nicht vergeſſen.

Fr. Einig.

Und dieſen Pflichtvergeſſenen wollteſt Du nun wieder in Gnaden aufnehmen, als wäre nichts geſchehen, weil er Dir ein paar glatte Worte geſchrieben hat.

Einig.

Sein Brief ſchien ſo reumüthig — —

Fr. Einig.

Dieſen Heuchler, der es ſelbſt in dieſem Briefe nicht der Mühe werth hielt, das Geſtändniß ſeiner Streiche zu vollenden, der die Heirath ohne Einwilligung noch immer geheim hält — —

Einig.

Nein, er ſoll mir nicht vor die Augen kommen.

Fr. Einig.

Bedenke auch, wie ſehr Du Deine Autorität als Vater durch dieſe unzeitige Nachſicht compromittiren würdeſt. Was müßte Leopoldine, Deine Tochter, denken, Leopoldine, die auch gegen den Willen ihrer Mutter ein Liebesverhältniß mit einem Menſchen angeknüpft hat, der nie mein Schwiegerſohn werden kann.

Einig.

Was meinen Sohn anlangt, haſt Du vollkommen recht. Dieſer neue Beweis von Pflichtvergeſſenheit ändert meinen Entſchluß; Fritz ſoll mein Haus nicht betreten, und ich gehe ſogleich auf die Schreibſtube, um meinen gerechten Zorn zu Papiere zu bringen; aber der Fall mit Leopoldinen, mein Schatz, iſt ein ganz anderer. Du weißt, mein Schatz, daß ich Werder perſönlich achte, daß ich gegen dieſe Partie nichts einzuwenden habe — —

Fr. Einig.

Nichts einzuwenden? Um ſo mehr habe *ich* einzuwenden. Herr Werder hat es nicht einmal zum Secretair gebracht. — —

Einig.

Er iſt auf dem Punkte, es zu werden.

Fr. Einig.

Und hat er ſich um Leopoldinens Hand zuerſt an uns gewendet?

Einig.

An mich, an den Vater.

Fr. Einig.

Nachdem er ein Jahr mit dem Fräulein hinter unſerm Rücken correſpondirt hatte. Eine ſaubr'e Geſchichte, man weiß nicht einmal, was im eigenen Hauſe vorgeht.

Einig.

Das iſt freilich ſchlimm.

Fr. Einig.

Und hat er nicht die Unverſchämtheit gehabt, mir zu erwidern: Das Herz der Geliebten ſei die erſte Inſtanz, die Aeltern müßten derlei Dinge zuletzt erfahren?

Einig (geſteigert).

Das wußt' ich nicht. Potz tauſend Saperlot! Zuletzt erfahren! Der Vater ſoll zuletzt erfahren, was in ſeinem eigenen Hauſe vorgeht, als wäre er nicht der Herr im Hauſe.

Fr. Einig.

Er ſoll ſehen, wie er ohne unſere Einwilligung das Mädchen bekommt.

Einig.

Ja, das ſoll er ſehen!

Fr. Einig.

Und hat er nicht mit unſerm ſaubern Herrn Sohne ohne unſer Wiſſen correſpondirt, hat er ihn dadurch nicht in ſeinem Ungehorſam beſtärkt?

Einig.

Ja er hat ihn beſtärkt!

Fr. Einig.

Wohin ſoll es noch in unſerm Hauſe kommen?

Einig.

Nein, nein, ich gebe meine Einwilligung zu dieſer Verbindung nicht; ich werde Herrn Werder ſogleich ein Billet ſchreiben.

Fr. Einig.

Thue das.

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Adam mit dem Shawl.

Adam (Im Auftreten, zu Frau Einig).

Endlich finde ich Euer Gnaden.

Fr. Einig.

Was gibt's?

Adam.

Ich wollte Euer Gnaden lediglich den Shawl überreichen, den ich auf Dero Befehl — —

Fr. Einig (ihm den Shawl abnehmend).

Schon gut.

(Adam will ſich entfernen).

Fr. Einig (zu Adam).

Adam, bleibe noch ein wenig. Da fällt mir eben ein, daß ich Dir etwas anzukündigen habe. (Leiſe zu Einig) Ich will ihm ſogleich erklären, daß aus ſeiner Heirath mit Suschen nichts werden kann, wenn er in unſerm Dienſte bleiben will.

Einig (eben ſo zu Fr. Einig).

Laß doch, mein Schatz, ich habe ſchon — — ich werde ſchon mit ihm ſprechen.

Adam (zu Fr. Einig).

Euer Gnaden befehlen?

Fr. Einig.

Höre, lieber Adam, wenn Du — —

Einig (wie oben, ſehr verlegen).

Laß mich die Sache mit ihm abmachen; ich habe dieſe Heirath arrangirt, ich will ſie auch wieder derangiren — — der arme Teufel iſt jetzt nicht vorbereitet — —

Fr. Einig.

Da braucht's viel Vorbereitung. — Höre, Adam —

Einig (wie oben).

Sie compromittiren mich, Madame.

Fr. Einig.

Narrenspoſſen. (Zu Adam.) Alſo wenn Du — —

Einig (ſie abſichtlich unterbrechend).

Unter Anderm, Madame, werden Sie ſich erinnern, daß ich gegen dieſen Shawl feierlich proteſtirt habe, und dennoch —

Fr. Einig.

Wie? Du willſt mir den Shawl noch immer verweigern?

Einig.

Allerdings, und wenn Du glaubſt, daß ich ſchwach genug ſein werde, nachzugeben, ſo irrſt Du, mein Schatz — —

Fr. Einig (leiſe zu Einig)

Regardez le jardinier; wie magſt Du in Gegenwart des Gärtners „mein Schatz" zu mir ſagen. (Zu Adam) Adam, entferne Dich.

Einig (für ſich).

Gott ſei Dank! (Laut zu Fr. Einig) Ja, Madame, Sie ſollen ſehen, daß ich Herr meiner Kaſſe bin.

Adam (im Abgehen).

Diesmal hat er Courage.

Sechſte Scene.

Einig. Frau Einig.

Fr. Einig.

Zum Glücke hänge ich nicht ganz von dieſer Kaſſe ab; ich werde den Shawl ſelbſt bezahlen.

Einig.

Das iſt nicht nöthig, ich habe das Geld ſchon bereit; Du ſollſt nicht ſagen können, daß ich geizig ſei.

Fr. Einig.

Wie? Du wollteſt —?

Einig.

Den Shawl bezahlen, aber ſchmerzen muß es mich, zu ſehen, daß du ſo rückſichtslos gegen mich handelſt.

Fr. Einig.

Ich nehm' ihn nicht.

Einig.

Du verkennſt mich, wenn Du glaubſt, daß Misgunſt oder Geiz mein Fehler ſei; ich bitte Dich ſogar, den Shawl zu nehmen.

Fr. Einig.

Nimmermehr. (Sie will ihm den Shawl aufdringen).

Einig.

Wenn Du mich nicht kränken willſt, ſo nimm ihn als ein Geſchenk von mir; ich eile, ihn zu bezahlen. (Schnell ab.)

Siebente Scene.

Fr. Einig (allein, bald darauf Caroline).

Faſt hat er mich beſchämt; er iſt wirklich gut, nur iſt ihm unſere gegenſeitige Stellung noch nicht ganz klar geworden. Dreißig Jahre leben wir nun zuſammen, und ich habe ſeine guten Eigenſchaften gewiß erkannt. O wenn auch er mich erſt ganz verſtanden haben wird — dann wird unſre Ehe noch viel glücklicher werden! (Zu Carolinen, die auftritt.) Nun, Carolinchen, haſt Du Dein Gepäcke ſchon gebracht? Du magſt ſchon heute im Hauſe bleiben, mit Suschen werde ich mich abfinden.

Caroline.

Ach, gnädige Frau, wie freut mich dies, ich will gewiß Alles aufbieten, um mir Ihre Zufriedenheit zu erwerben.

Fr. Einig.

Du gefällſt mir, Dein ganzes Weſen zeigt von einer guten Erziehung. Du warſt vielleicht nicht dazu beſtimmt, Kammermädchen zu werden?

Caroline.

Das iſt mir nie eingefallen.

Fr. Einig.

Wie kam es, daß Du Deinen Stand verändern mußteſt?

Caroline.

Nun das kam ſo von ſelbſt, Umſtände beſtimmen den Menſchen. Ich diente zuerſt bei Ihrem Herrn Sohne.

Fr. Einig.

Armes Kind, das war gewiß Dein ſchlechteſter Dienſt?

Caroline.

Im Gegentheile, gnädige Frau.

Fr. Einig.

Machte er denn annehmbare Bedingungen?

Caroline.

Die beſten von der Welt.

Fr. Einig.

Ich will es glauben; mein Sohn war immer ein Verſchwender.

Caroline.

Wenigſtens hat er ſeine Wohlthaten an keine Undankbare verſchwendet.

Fr. Einig.

Hat er Dir denn ſo viel Gutes gethan?

Caroline.

O ja, er hat mir ſehr viel Gutes gethan.

Fr. Einig.

Ich will daſſelbe für Dich thun.

Caroline (für ſich).

Das wird nicht möglich ſein. (Laut.) Sie ſind ſehr gütig, gnädige Frau.

Fr. Einig.

Es gab gewiß anfangs ſchmale Biſſen.

Caroline (ſich vergeſſend).

Durch Liebe gewürzt.

Fr. Einig.

Wurdeſt Du ſo liebevoll behandelt?

Caroline.

Man trug mich auf den Händen.

Fr. Einig.

Mein Sohn?

Caroline.

Er behandelte mich ſehr gut.

Fr. Einig (für ſich).

Ich fange an, zu begreifen: eine Epiſode im ehelichen Glücke. — Das Täubchen iſt ſehr naiv. (Zu Carolinen). Und war denn ſeine Frau dieſe Behandlung zufrieden?

Caroline (ſchalkhaft).

Sie wünſchte nichts ſehnlicher, als daß er mir recht von Herzen gut ſei.

Fr. Einig.

So? (für ſich) Die Sache wird immer deutlicher. (Zu Carolinen.) O ich kenne meinen Herrn Sohn, er wird dieſem Wunſche ſeiner Frau gewiß recht gern nachgekommen ſein, er hatte ſchon als Jüngling viel Schönheitsſinn — —

Caroline (beängſtigt.)

Schönheitsſinn? Wie meinen Sie das, gnädige Frau?

Fr. Einig.

Stelle Dich nicht ſo albern, mein Kind. Sage mir, mein Täubchen, hat er Dir nie einen Kuß gegeben, ſo verſtohlener Weiſe, wenn die Frau den Rücken kehrte? — —

Caroline.

Nein, das hat er nicht gethan; wenn er mir einen Kuß gab, durfte die Frau nicht den Rücken kehren. (Für ſich.) Faſt ärgere ich mich.

Fr. Einig.

Allerliebſt, da habt Ihr ja ein recht idylliſches Leben geführt.

Caroline (ärgerlich).

Ja, gnädige Frau, wir lebten recht glücklich.

Fr. Einig.

Seine Frau iſt wohl recht häßlich und alt?

Caroline (lächelnd).

Keineswegs; ſie iſt nicht übel und nicht älter als ich.

Fr. Einig (für ſich).

Unbegreiflich! (Zu Carolinen.) Und wurdeſt Du von ihr immer gut behandelt?

Caroline.

Ich kann mich unmöglich über ſie beklagen.

Fr. Einig (für ſich.)

Es iſt doch ſchön von ihr, daß ſie von ihrer Herrſchaft nichts Uebles ſpricht. (Zu Carolinen.) Sie iſt alſo ſchön?

Caroline.

Mir gefällt ſie, und was die Hauptſache iſt, ihrem Mann auch.

Fr. Einig (für ſich).

Dieſes Verhältniß iſt mir ein Räthſel. (Zu Carolinen.) Iſt ſie gebildet?

Caroline.

Ich glaube ja.

Fr. Einig.

Du kannſt es doch beurtheilen.

Caroline.

Nicht weiter als meine eigene Bildung reicht.

Fr. Einig (für ſich).

Wie beſcheiden! (Zu Carolinen.) Ich glaube beinahe, die gnädige Frau könnte mit Deiner Bildung zufrieden ſein.

Caroline.

Wenn das iſt, ſo kann ich Ihnen, gnädige Frau die Verſicherung geben, daß ſie wenigſtens ſo wohlerzogen iſt, als ich.

Fr. Einig (für ſich).

Ihre Einfalt iſt entzückend. (Zu Carolinen.) Mir gilt das ziemlich gleich, da ſie ja doch mein Haus nicht betreten wird.

Caroline.

Wenn ſie das erfährt, wird es ſie tief betrüben.

Fr. Einig.

Glaubſt Du?

Caroline.

Ich weiß es, ſie ſprach ſo oft von Ihnen.

Fr. Einig.

Von mir?

Caroline.

Ja, gnädige Frau. Sie ſagte oft zu ihrem Manne: Wenn es Dir gelingen würde, die Verzeihung Deiner Aeltern zu erlangen, wenn wir dann im Fluge bei ihnen wären, wenn ſie unſer Bündniß ſegnen würden — —!

Fr. Einig.

Und was ſagte dann mein Sohn?

Caroline.

Vor Allem muß es uns gelingen, ſagte er, die Verzeihung meiner guten Mutter zu erlangen; ſie iſt ſehr aufgebracht gegen mich, und ſo lange ſie nicht vergeben hat, darf ich auch die Verzeihung des Vaters nicht hoffen.

Fr. Einig (freundlich).

Sagte er das wirklich? Sieh, mein Kind, er hat nicht ganz unrecht; doch mußt Du dabei nichts Uebles denken. Mein Mann iſt ein braver Kanzleidirector, ein tüchtiger Geſchäftsmann, aber vom Haushalte verſteht er nichts, da bin ich in meinem Elemente.

Caroline (mit einem Anklange von Bitterkeit).

Und weil nun dieſe Verzeihung eigentlich auch zum Haushalte gehört — —

Fr. Einig.

So hat mein Sohn nicht unrecht, wenn er meine Vergebung für ſehr wichtig hält.

Caroline.

Darum hat er ſich auch vor allen Andern an Sie gewendet, gnädige Frau.

Fr. Einig.

Das hat er eben nicht gethan, und ſo ſehr — —

Caroline.

Er hat es durch mich gethan. (Indem ſie ihr einen Brief und ein Miniaturbild überreicht.) Hier iſt der Brief, und hier das Bild des Schreibers.

Fr. Einig (überraſcht).

Wie, ſein Bild? Das Bild meines Sohnes? (Indem ſie es beſieht). Es iſt ähnlich, ſehr ähnlich, nur iſt er männlicher geworden — und ſchöner —

Caroline (warm).

O er iſt ein ſchöner Mann!

Fr. Einig (den Brief eröffnend).

Laß ſehen, was er ſchreibt.

Caroline.

Ich weiß es von Wort zu Wort, gnädige Frau, und er trägt mir auf, es Ihnen ſo lange zu wiederholen, bis Sie verziehen haben.

Fr. Einig (freundlich).

Alſo biſt Du im Complott, kleine Spitzbübin; warum hat er mir nicht auch das Bild ſeiner Frau geſchickt?

Caroline.

Auch das führe ich mit mir, doch wag' ich nicht eher, es zu entſchleiern, als Sie einige Hoffnung zur Verzeihung gegeben haben. (Herzlich) Liebe gnädige Frau, ſtoßen ſie den Sohn nicht zurück, der reumüthig in Ihre Arme kömmt! Blicken Sie nachſichtsvoll auf ein Bild herab, das Ihnen ſo gern gefallen möchte! (Sie kniet vor ihr nieder.)

Fr. Einig.

Wie ſoll ich das Alles verſtehen? — Ich bin verwirrt — überraſcht — hat mein Sohn — —

Achte Scene.

Die Vorigen. Fritz (in Majors-Uniform).

Fritz (der ſchon früher leiſe aus dem Luſthauſe getreten iſt, plötzlich herbeiſtürzend und ſeiner Mutter um den Hals fallend).

Er fliegt in die Arme ſeiner Mutter.

Fr. Einig (überraſcht).

Fritz! mein Sohn! (Verlegen zu Carolinen.) Stehen Sie doch auf.

Caroline (ihre Hand küſſend).

Nur wenn Sie mir die Täuſchung verziehen haben; ich wollte unerkannt Ihre Gunſt erringen — —

Fr. Einig (indem ſie Carolinen erhebt, und ſie auf die Stirne küßt).

Du haſt mich zwar betrogen, Du ruſſiſches Kammerkätzchen, aber ich habe Dich ſchon zu lieb gewonnen, um Dir zu zürnen. (Zu Fritz.) Doch Du trägſt Uniform; was hat das zu bedeuten?

Fritz.

Die türkiſche Campagne hat mich zum Major gemacht.

Fr. Einig.

Die Uniform ſteht Dir herrlich.

Fritz.

Iſt Alles vergeben und vergeſſen, liebe Mutter?

Fr. Einig.

Ich gebe Generalpardon.

Fritz.

Alſo darf auch meine Schweſter Leopoldine hoffen?

Fr. Einig.

Wer ſpricht von Leopoldinen?

Fritz.

Werder iſt durch meine Schuld in Ungnade verfallen, ſoll mein neues Glück nicht auch ihn wieder zu Ehren bringen?

Fr. Einig.

Er hat Dich zu Allem verleitet — —

Fritz.

Sie thun ihm unrecht, liebe Mutter, im Gegentheil verdanke ich ihm meine Vergebung. Er rieth mir in ſeinem letzten Briefe, die Poſt zu nehmen und meine Verzeihung zu Ihren Füßen zu erflehen.

Fr. Einig.

Er hat mit Leopoldinen ohne mein Wiſſen correſpondirt — —

Fritz.

Haben Sie Nachſicht mit dem Herzen eines Liebenden.

Fr. Einig.

Wenn er wenigſtens Secretär wäre — —

Fritz.

Sein Chef hat ihm ſeine Beförderung ſchon sub rosa eröffnet, in wenig Tagen wird er ernannt — —

Fr. Einig.

Wie Du von Allem unterrichtet biſt!

Fritz.

War ich doch geſtern den ganzen Tag bei Werder verborgen; auch er ſetzte ja all ſeine Hoffnung auf den Augenblick, der den Sohn in die Arme ſeiner Mutter zurückführen würde.

Fr. Einig.

So ſei es denn, ich will Euch alle glücklich machen.

Fritz und **Caroline** (zugleich ihre Hände küſſend).

Dank! liebe Mutter!

Fr. Einig (in die Scene blickend).

Doch da kommt mein Herr Gemahl.

Fritz (freudig).

Mein Vater! ſchnell in ſeine Arme!

Fr. Einig.

Nicht doch, ich muß ihn auf dies Alles erſt vorbereiten; tretet indeß in jenes Luſthaus, ich will Euch rufen, wenn's Zeit iſt. Nur ſchnell — —

(**Fritz** und **Caroline** ab in's Luſthaus).

Neunte Scene.

Frau Einig. (Bald darauf) **Einig** (mehrere Papiere in der Hand).

Frau Einig.

Nun muß der Herr Gemahl wieder Meinung wechſeln. Konnt' ich auch ahnen, daß es ſo kommen würde.

Einig (im Auftreten).

Jetzt, mein Schatz, ſollſt Du doch geſtehen, daß man in meiner Kanzlei raſch zu arbeiten weiß; hier iſt das Billet an Herrn Werder, kurz aber bündig, hier iſt —

Fr. Einig.

Das Billet an Werder, lieber Schatz, kannſt Du nun bei Dir behalten, ich habe mir die Sache überlegt, und meine, da Werder doch eigentlich ein wackerer junger Mann iſt — —

Einig.

Bedenke nur, mein Kind, daß er ohne meine Einwilligung mit Leopoldinen correſpondirt hat. Ich kann meine Einwilligung unmöglich zu dieſer Verbindung geben.

Fr. Einig.

Du haſt wohl eigentlich nicht unrecht, aber Jugend hat keine Tugend, und — —

Einig.

Ganz recht, mein Schatz, aber bei meinem Entſchluſſe bleibt es nun einmal.

Fr. Einig.

Leopoldine liebt ihn, wir werden doch am Ende nachgeben müſſen.

Einig.

Nachgeben? Ich bin dafür, daß man nie nachgeben ſoll, und ich beſtehe nun einmal darauf —

Fr. Einig.

Ueberdies erfahre ich ſo eben, daß Werder Secretair geworden — —

Einig (feſt).

Gleichviel.

Fr. Einig (auf die Papiere zeigend, die Einig noch hält).

Was haſt Du da noch für Papiere? Eine ganze Kanzlei —

Einig (auf eins der Papiere zeigend).

Das iſt das Zeugniß für Suschen; man darf dem Mädel doch ſein weiteres Fortkommen nicht erſchweren, wenn man es gleich verabſchiedet.

Fr. Einig.

Auch das habe ich mir überlegt, lieber Schatz; ich kann die neue Kammerjungfer nicht aufnehmen, es ſind da ganz beſondere Umſtände eingetreten, und da will ich denn nachgeben.

Einig.

Was fällt Dir ein? Suschen hat ſich ja ſchändliche Aeußerungen erlaubt; hat ſie nicht geſagt, es herrſche im Haus ein unleidliches Weiberregiment?

Fr. Einig.

Je nun, ſie wird es ſo böſe nicht gemeint haben.

Einig (gereizt).

Ich will ihr zeigen, wer Herr im Hauſe iſt, ich will — —

Fr. Einig.

Sie mag meinethalben den Adam heirathen.

Einig.

Glauben Sie, Madame? Jetzt geb' ich ihr den Adam nicht mehr; der Adam war ihr als Belohnung zugedacht, nun aber —

Fr. Einig.

Eine ſaubere Belohnung.

Einig.

Ich leide das Mädchen nicht mehr in meinem Hauſe.

Fr. Einig.

Ich kann doch nicht ohne Kammermädchen ſein.

Einig.

Mache das wie Du willſt, allein Suschen geht noch heute fort. Potz tauſend noch einmal, ich will doch ſehen —

Fr. Einig.

Nu, nu, ereifre Dich nur nicht, Du biſt auch gar zu jähzornig. — Was ich Dir noch ſagen wollte, mein Schatz: den Brief an Fritz brauchſt Du nicht zu ſchreiben.

Einig.

Iſt ſchon geſchehen. In meiner Kanzlei geht das wie der Wind. Ich habe ihm geſchrieben, daß — —

Fr. Einig.

Zerreiße den Brief nur ſchnell —

Einig.

Wo denkſt Du hin?

Fr. Einig.

Der Brief iſt nicht mehr nothwendig.

Einig.

Ich habe ihm deutlich auseinandergeſetzt, warum ich ihm meine Verzeihung verſagen muß.

Fr. Einig.

Du kannſt ihm das Alles mündlich auseinanderſetzen, denn er iſt hier.

Einig (überraſcht).

Wie? Fritz iſt hier? mein Sohn Fritz?

Fr. Einig.

Er ſelbſt.

Einig.

Und die Frau ohne Einwilligung?

Fr. Einig.

Iſt mit ihm hier.

Einig.

Nun die kommen mir eben recht! ich will ihnen ſchon die Leviten leſen! ich — —

Fr. Einig.

Spare die Mühe, mein Schatz, ich habe ihnen bereits in Deinem Namen Alles verziehen.

Einig.

Wie konnteſt Du das thun? — Ich freue mich zwar, meinen Fritz wiederzuſehen — aber verzeihen kann ich ihm nicht. — Wo iſt er denn nur?

Fr. Einig.

Ganz in der Nähe, mit Ungeduld erwartet er Deine Vergebung.

Einig (im Kampfe zwiſchen Verlegenheit und Ungeduld).

Aber — ich kann doch nicht — —

Fr. Einig.

Laß alle „aber" bei Seite, und ſei nicht unerbittlich; auch der ſtrengſte Familienvater kann zuweilen verzeihen. (Rufend.) Fritz! Kinder! kommt nur! der Vater verzeiht Euch! ſeine Arme ſtehen Euch offen!

Zehnte Scene.

Die Vorigen. **Fritz**, **Caroline** (aus dem Luſthauſe).

Fritz (in des Vaters Arme fliegend).

Vater! lieber Vater! darf ich es glauben?

Caroline (des Kanzleidirectors Hand küſſend).

Haben Sie wirklich verziehen?

Einig (verwirrt).

Ja, lieber Fritz — doch was bedeutet dieſe Verkleidung? — Ja — ich habe Alles verziehen — Du heiratheſt Suschen — das heißt — Adam heirathet — ich bin ſo überraſcht — — ich habe Alles verziehen; (zu **Frau Einig**) nicht wahr, mein Schatz?

Elfte Scene.

Die Vorigen. **Adam** (herbeieilend).

Adam.

Iſt es denn wirklich wahr! der junge Herr iſt wieder da? Bei meiner armen Seele, da ſteht er, und noch dazu in einer prächtigen Uniform! Wie iſt es Ihnen denn immer ergangen, junger Herr?

Fritz.

Was könnte mir jetzt noch fehlen, da ich die Verzeihung meiner lieben Aeltern habe?

Adam (mit einem Blicke auf Fr. Einig).

Wirklich?

Fr. Einig.

Und da Alles froh ſein ſoll, verkündige ich Dir, Freund Adam, daß Suschen im Hauſe bleibt, und Deine Frau werden ſoll.

Adam (ungläubig).

Hör' ich aber auch recht?

Fr. Einig (zu Einig).

Iſt's nicht ſo, lieber Schatz?

Einig (noch immer verwirrt).

Freilich, freilich. Ich verzeihe Dir, Adam.

Fr. Einig (indem ſie **Carolinen** den Shawl gibt).

Dich, liebe Schwiegertochter, bitte ich, dieſen Shawl als Geſchenk von meinem Manne anzunehmen; ich hätte zwar Urſache, eiferſüchtig zu werden, da er ihn mir, trotz meiner Bitte, verweigerte, allein von dieſem Fehler bin ich frei.

(**Caroline** küßt dankbar **Einig's** Hand, der verlegen abwehrt.)

Adam (verduzt).

Unbegreiflich!

Fr. Einig.

Und nun, Kinder, laßt uns Leopoldinen ſuchen, ſie ſoll auch ihr Glück erfahren, und ihrem Vater danken, der ſo eben ſeine Einwilligung zu ihrer Verbindung mit Werder gegeben hat. Auch ich will dieſer Heirath nicht länger im Wege ſein.

Einig (während er durch ſeine Frau fortgeſchoben wird).

Ja, wir haben unſere Einwilligung gegeben, Leopoldine ſoll den Shawl, das heißt Werder ſoll den Adam, das heißt — Suschen — wird Leopoldinen — — ich bin ganz confus —!

Fritz (im Abgehen).

Victoria! Das iſt ein froher Tag!

(Alle ab, außer Adam).

Zwölfte Scene.

Adam (allein).

Suschen bleibt, ich heirathe ſie, es wird keine neue Kammerfrau aufgenommen, Fräulein Leopoldine bekommt Herrn Werder zum Manne, Junker Fritz iſt mit offenen Armen im Hauſe aufgenommen worden, und die gnädige Frau hat nicht einmal den Shawl behalten dürfen. Und das Alles hat lediglich der gnädige Herr durchgeſetzt — — Er iſt doch der Herr im Hauſe!

Der Vorhang fällt.

Salomon Frank.

Von den Lebensumſtänden dieſes nicht talentloſen lyriſchen Dichters iſt weiter nichts bekannt, als daß er am 6. März 1659 zu Weimar geboren ward, ſpäter das Amt eines Oberconſiſtorial-Secretairs daſelbſt bekleidete und am 11. Juni 1725 ſtarb.

Er gab heraus:

Geiſt- und weltliche Poeſien. Jena, 1711.

Mehrere Gedichte dieſer Sammlung zeichnen ſich durch Innigkeit, Wärme und eine ziemlich correcte Behandlung nicht unvortheilhaft aus.

Sebaſtian Frank

ward im Jahre 1500 zu Donauwörth in Schwaben geboren und ſcheint, denn Näheres iſt nicht über ſeine Jugend bekannt, ein ziemlich regelloſes Leben abwechſelnd in Nürnberg, Straßburg, Ulm, Baſel und anderen Städten geführt zu haben. Ein ſchwärmeriſcher Wiedertäufer, ſuchte er durch Rede und Schriften ſeine Lehren zu verbreiten und mußte deshalb vielfache Verfolgungen und Bedrückungen ausſtehn; namentlich wurde er genöthigt, um ſeiner Anſichten willen Nürnberg und Ulm, wo er längere Zeit verweilte, zu verlaſſen. In erſterem Orte lebte er von 1528 bis 1531, trat hier zuerſt als Schriftſteller auf, und vermählte ſich mit Ottilie Behaim. Dann begab er ſich nach Straßburg wo er ſeine Chronik drukken ließ. 1533 ging er nach Ulm, erwarb ſich hier das Bürgerrecht und errichtete eine Druckerei, verlor aber Alles wieder, wahrſcheinlich in Folge der Herausgabe ſeiner Paradoxa, gegen welche auch Luther und Melanchthon ſehr entſchieden auftraten und mußte 1539 die Stadt wieder verlaſſen. Im folgenden Jahre wurden ſeine Meinungen förmlich von den zu Schmalkalden verſammelten Theologen verworfen und vor denſelben gewarnt. Es iſt unbekannt, wohin er von Ulm aus ging; allem Vermuthen nach iſt er zu Baſel, in welcher Stadt er gemeinſchaftlich mit Nicolaus Brylinger eine Art von Buchhandel trieb, und einer Druckerei vorſtand, um 1545 geſtorben.

Seine Schriften ſind:

Diallage d. i Vereynigung der ſtreytigen Sprüch in der Schrifft u. ſ. w. (Ueberſetzung der Diallage des A. Althammer von Brenz in's Deutſche). O. O. 1528. 8.

Klagbrieffe oder Supplication der armen dürfftigen in England u. ſ. w. O. O. (Nürnberg) 1529. 4.

Cronica, Abconterfeyung und entwerffung der Türken, u. ſ. w. Nürnberg, 1530. 4. Augsburg, 1530. 4.

Chronica, Zeytbuch und Geſchychtbibel von anbegyn bis auf das jar 1531. Straßburg, 1531. Ulm, 1536. O. O. 1551. Drei Theile in Folio (der letzte nicht von ihm). Fernere Ausgaben, Ulm, 1536, 1543. Augsburg, 1538. Ulm, 1551. Ulm, 1565.

Eyn künſtlich höfliche Declamation u. ſ. w. von Philipp Beroaldo, verteutſcht von Sebaſtian Frank. Nürnberg, 1531. 4.

Von dem greuwelichen Laſter der Trunkenheit. O. O. u. J. 4. (Jedoch unter der Dedication an Wolf von Heßperg, Amtmann zu Colmburg, gezeichnet. Juſtenfelden [Guſtenfelden bei Nürnberg] 1533. Ferner Straßburg, 1539. Narden, 1621. Leipzig, 1691 und mit verändertem Titel, Kempten, 1610. 8. Frankfurt, 1691. 12.

Paradoxa oder zweyhundert und achtzig Wunderreden aus heiliger Schrifft. Ulm, 1533. 4. Ulm, 1535. 1559. Riga, 1690.

Das theur und künſtlich bichlin Morie Encomium u. ſ. w. Ulm, o. J. (um 1536). Mit verändertem Titel 1696. 12. Frankfurt, 1619. 4. u. ö.

Chronica des ganzen Teutſchen lands u. ſ. w. Augsburg, 1538. Fol. Bern, 1539. Fol., ferner 1539, 1543, 1598. Merkwürdig weil ſich hierin u. A. ein Schlüſſel zum Theuerdank findet.

Sprichwörter, Schöne Weiſe Herrliche Klugreden und Hoffſprüch. Frankfurt a. M. 1541. 4 Zürich, o. J. (1545). Frankfurt a. M. 1646. u. ö.

Das Got das ainig ain und höchſtes gut u. ſ. w. O. O. 1543. 4.

Siben weiſen in Grecia berumpt. u. ſ. w. O. O. u. J. 4.

Sebaſtian Frank iſt einer der erſten Hiſtoriker in Deutſchland, welche ihre Aufgabe mit Geiſt und Scharfſinn zu behandeln verſtanden. Ein Streben nach tüchtigem Pragmatismus, Fleiß, Freimüthigkeit und ein kräftiger und anmuthiger Styl gereichen dieſem talentvollen Manne zu nicht geringem Lobe, indem ſie beurkunden, welchem hohen Ziele er in ſeinen Bemühungen nachſtrebte. Namentlich iſt ſeine Chronik des ganzen teutſchen Landes ein verdienſtliches Werk, und für den Geſchichts- wie für den Sprachforſcher von nicht geringem Intereſſe. In ſeinen theologiſchen und polemiſchen Schriften läßt er ſich zu ſehr von ſeinen eigenthümlichen Neigungen hauptſächlich zum Myſticismus hinreißen, dagegen iſt aber ſeine Sammlung deutſcher Sprüchwörter eine originelle, vortreffliche Arbeit, die ihren Verfaſſer als einen denkenden, launigen und witzigen Kopf, der der damals noch ſehr unbeholfenen Sprache im höchſten Grade Meiſter iſt, treffend charakteriſirt. Sein didactiſcher Styl und die Weiſe, wie er ihn hier zu verwenden und zu behandeln weiß, können in mancher Hinſicht noch jetzt als Muſter gelten, denn lakoniſche Kürze, ſchlagender Witz und klares Raiſonnement, anmuthig mit einander verbunden, wie ſie ſich hier finden, werden nie ihre Wirkung verfehlen. —

Aus kindern werden alte leut*).

Salomon ſagt: Thorheyt iſt angebunden an das hertz eines kinds ꝛc. vnd die rut ſol ſie weg treiben, das iſt, Ein kind von jm ſelbs iſt vnartig vnnd vntüchtig zum guten, mann ſol aber nit darumb an jhm verzagen, ſonder fleiſſig anhalten mit leren, vermanen, vnd ſittlicher ſtraff, ſo wirt die thorheyt weichen, vnd auß einem närriſchen kind ein weiſer man werden. In diſem wort iſt eygentlich abgemalet, wie Gott regiert auff erden, vnd das rädlin alſo treibt, daß ſich niemandt darein ſchicken kan, vnnd diß kunſtſtuck laßt er auch ſeine liebe freund vnnd kinder nit wiſſen. Die Ertzuätter vnd Propheten ſeind auch hierinn angelauffen. Abraham meynte, auß Iſmahel ſolt etwas werden, da muſt es Iſaac ſein. Denn Iſmael wirt in allen ſtucken den Iſaac mit witz vnd geberden weit übertroffen haben. Iſaac verachtet Jacob, vnnd helt auff Eſau, vnd weyß nit, daß auß kindern, als Jacob war, der aſchenprodel, der mutter ſon, auch weiſe leut werden. Der Prophet Samuel ſol einen König ſalben auß Iſai ſönen, der verachtet Dauid, als ein kindt, vnnd das kind muß doch der weiſe könig werden. Die Heyden haben das auch gemerckt vnnd geſchreiben, Manlius Torquatus hat einen ſon gehabt, der war in der jugent ſo eins groben gehirns vnnd verſtandts, daß jhn der vatter zum baurn macht auff dem dorffe, Aber da er zur witz greiffet, wardt ein ſolcher man darauß, daß er ehr vnnd glück gewan. Der groß Fabius, deßgleichen zu ſeiner zeit im alter nit gelebt hat, iſt in der jugent ein ſolcher böſer bube geweſen, daß mann jhn in der Statt ſchwerlich erleiden mögen. Der Scipio, der die groſſe mächtige Statt Carthago zerſtöret hat, iſt ein böſer lecker in der jugent geweſen, vnnd im Alter ein weiſer, ſtreitbarer man worden. Alſo lernen wir nun, wie man beſchißne kinder nicht ſol hinwerffen, odder ſie verachten, Denn aus kindern werden auch leut.

Milt mit worten.

Wort vnnd werck ſeind zwey ding. Mit dem mund iſt mancher mild, mit leihen, ſchencken, geben, vnd zuſagen, aber mit der that fehlt es weit, Von einem ſolchen ſagt mann: Es iſt ein milter man, er gibt gern, ja mit worten. Vnd ſeind die, die anders reden, dann ſie gedencken zu thun. Alſo ſpricht mann: Gute wort, händ vnnd ſuppen, ſeind wolfeyl zuhofe.

Wenn mann einer ſaw gleich ein güldin ſtück anzühe, legt ſie ſich doch damit in dreck.

Einn vnluſtigen vnflätigen menſchen heyſſen wir ein ſaw, vnnd nit vnbillich, denn Gott hat dem menſchen vernunfft, vnd fünff ſinn gegeben, daß er jr zu ſeines leibs vnderhaltung vnnd reyuigkeyt brauchen ſol. Zu dem ſo iſt ehrlich, reynglich auff erden wandeln. Wenn aber jemand ſo ſewiſch vnd vnluſtig iſt, daß er nit luſt hat jm ſelbs guts zuthun, der iſt ein ſaw, vnnd legt ſich ins kat, wie der ſew art iſt. Wenn die ſaw auff das hüpſchſt gewaſchen, weiß vnd reyn iſt, ſo iſt das jhr beſter luſt, daß ſie ſich ins kat legt, da es am tieffeſten iſt. Sanct Peter deutet diß wort von denen, die durch das verdienſt Jeſu Chriſti ſeind gereyniget vnnd gewaſchen worden, vnd vergeſſen deſſelbigen, vnnd keren wider zu jhrem vorigen wandel, vnnd legen ſich wider ins kat, dauon ſie newlich ſeind reyn worden.

Der hat ein ſcharpff geſicht, er ſihet durch einn wetſchger, daß nichts darinnen bleibt.

Vnder allen thieren auff erden ſihet keins ſchärpffer, dann der Adler, auch inn die klarheyt der Sonnen, daran er auch die prob hat, welches ſeine natürliche jungen ſeien, oder nit, Dann als bald die jungen auß der ſchalen krochen ſeind, vnd können eſſen, ſo nimpt er ſie, vnd helt ſie gegen die Sonnen, welches nun die Sonn nit in ſeinn augen leiden kann, daß wirfft er hin, die andern behalt er. Die Römer ſchreiben von einem, hat Lynceus geheyſſen, der iſt zu Sicilien geweſen im mittel Meer, das die halbe welt ſcheydt, vnd hat geſehen die ſchiff, die zu Carthago ſind ankommen, in Aphrica oder Libya. Wir brauchen des ſehens auch zum böſen, als inn diſem wort, nemlich vonn den ſtrauchdieben, die durch einn wetſchger hindurch ſehen, daß nicht darinnen bleibt, das iſt, die darauff gerichtet ſind, daß ſie den leuten das jr nemen auff der ſtraſſen. Alſo ſagt mann: Er hat ein ſcharpffes geſicht ꝛc. das iſt, Er iſt ein rauber, ein dieb, Schnapphan.

Träwm ſeind lügen.

Die Naturkündiger, als Ariſtoteles vnd andere, machen inn des menſchen haupt fünff kammern, die ärtzt machen jr drei. Die erſte kammer iſt vornen in der ſtirn, des **Sensus communis**, das iſt einer ſolchen krafft, die einnimpt alles was die fünff ſinn zu jr bringen. Das aug ſihet etwas, das or höret, die zung ſchmeckt, die naſe reucht, die haut fület. Diſe krafft zeucht die ſinn vom weſen, vnd empfahet ſie, alſo daß ſie weyß, was die ſinn geſehen, gehört, gerochen, griffen vnd gſchmeckt haben, als were es noch vorhanden, daher es kompt, daß ſie ſagen: **Species lapidis est in anima, non lapis**, Der ſteyn iſt nit inn meiner ſeele, den ich geſehen habe, ſondern ſein geſtalt. Die ander kamer zur ſeiten, **Imaginatiua**, alſo daß man eim ding weiter nach denckt. Die drit kamer iſt **Phantasia**, wann man die gedancken von etwas gegen einander halt, vnd klaubet herauß welches das beſt iſt. Die vierdt kamer iſt des verſtands vnd der vernunfft kamer mit dem willen. Hie wirt geſchloſſen, was zuthun vnd zu laſſen iſt, anzunemen vnd außzuſchlagen. Die fünfft kamer iſt der Memorien, hinden im haupt, des gedächtniß kamer, alſo daß wir der ding die wir gſehen haben, begriffen vnd gefaſſet, dauon wir auch mit gedancken gerathſchlagt vnd gſchloſſen haben, was zuthun vnnd zulaſſen ſei, nit vergeſſen künden. Die ärtzt nemen die erſten drei für eins, vnd heyſſen es **Sensum communem**, oder **Imagi-**

---

*) Aus: Frank's Sprichwörter, ꝛc.

nationem, vnd ſetzen jn in den erſten uentriculum des gehirns. Die vernunfft ſetzen ſie in den andern uentriculum, das gedächtniß inn den dritten, vnnd ich halt, es ſei beſſer dann das erſte. Wann nun gleich des menſchen leib ruwet vnnd ſchlafft, ſo ruwet doch die ſeel vnd gedancken nit. Dann die ſeel hat perpetuam agitationem, ein ewigs ſchaffen vnd wircken, oder leben. Darumb weil die geſtalt der ding in Sensu communi ſeind, ſo dunckt den menſchen er ſehe, er habe, er greiffe, er höre, vnd gehe mit dem ding vmb, daran er des tags vil vnd offt gedacht, vnd daruon geredt hat, das iſt dann ein traum.

Moyſes ſchreibt, daß Gott ſagt: Er wölle den Juden auff dreierley weiſe zu wiſſen thun, was ſein will ſei, durch mündtlichs reden, durch geſicht, vnd durch träum. Hie müſſen je die träum nit nichts ſein. Mit Moyſe redet Gott mündtlich durch einn Engel, da er den Juden das geſätz gabe. Mit Abraham auch, da Gott wolt Sodomam vnnd Gomorrham mit dem feur vertilgen, vnd mit andern mer. Mit Joſeph vnnd Daniel redet Gott durch träume, wie das buch Geneſis, Exodus, vnd Daniel meldet. Mit geſichten hat er geredt mit Eſaia, Ezechiel, vnnd vil andern Propheten.

Die Heyden bei den Griechen vnd Rhömern, habens auch auß gewiſſer erfarung, daß träum vnderweilen die warheyt mit ſich bringen. Eim weib in Sicilien, Himera träumet, wie ſie im himel wer, vnd ſehe einn groſſen ſtarcked mann, bleych, geelgeſtalt, vnnd mil vil ſpriſſen vndern augen, feſt mit ketten gebunden, dem Jupiter zun füſſen ligen. Vnnd da ſie den jüngling, der ſie gen himel gefürt het, fraget, wer der were? ward jr geantwortet: Diſer ſolt zum verderben Sicilien vnd Italien, loß gelaſſen werden, des andern tags macht ſie den traum offenbar. Nun war der Dionyſius, der hernach jr herr ward, vnbekannt, vnd niemand wüßte von jm zu ſagen. Do er aber König in Sicilien ward, vnd name das land ein, gieng diſe fraw, vnnd wolte den newen König ſehen einziehen, den ſie nit kante. Vnd da ſie den Dionyſium ſihet, ſchreiet ſie überlaut: O wee, o wee, Das iſt der, den ich im traum geſehen habe, nun wirt vns kein glück angehn.

Es hat einem auff ein zeit geträumet, Er ſolt gen Regenſpurg gehn auff die brucken, da ſolt er reich werden, Er iſt auch hingangen, vnnd da er einn tag oder vierzehen allda gangen hat, iſt ein reicher kauffmann zu jhm kommen, der ſich gewundert hat, was er alle tag auff der brucken mache, vnd jn gefragt, was er da ſuche? Diſer antwort, Es hab jhm geträumet, er ſoll gen Regenſpurg auff die brucken gehn, da werde er reich werden. Ach ſagt der kauffmann, Was ſagſtu von träumen, träum ſeind lügen, Es hat mir wol geträumet, daß vnder jhenem groſſen baum (vnd zeygt jm den baum) ein groſſer keſſel mit gelt begraben ſei, aber ich acht ſein nit, dann träum ſeind lügen. Diſer gräbt vnderm baum ein, findt einn groſſen ſchatz, wirt reich, vnnd ſein traum wirt beſtetigt.

Der ſchlaff vnnd die träum geben zuuerſtehen, welche auß den vier humoribus die überhand habe. Träumet einem von freuden, ſingen, ſpringen, vnd andern freudenſpilen, ſo iſts vom geblüt. Träumet jemandt von ſchlagen, würgen, vnd kriegen, ſo iſts Cholera. Träumet jemand von todten, vnd andern ſchrecklichen dingen, ſo iſts Melancholia. Schlafft auch jemand ſo hart, daß er ſchwerlich erwachen kann, ſo iſt es Phlegma, darumb ſeind träum etwas. Aber zukünfftige ding darauß zu erlernen, das iſt allein ein Gottsgabe, wie droben geſagt iſt, der ſich niemand leichtlich vnderſtehn ſoll, er hab ſie dann.

Vnd mit dem erwacht ich.

Wem da träumet wie er gelt finde, oder etwas dergleichen, der iſt frölich, aber als bald er erwachet, ſo findt er nichts. Wann er aber den traum nachſagen wil, ſo ſpricht er: Mich dauchte wie ich hette, ꝛc. vnd mit dem erwacht ich. Wir brauchen diß wort, wann wir jemand höflich lugen ſtraffen, als: Es ſaget einer ein hiſtorien oder geſchicht, von wilden ſeltzamen dingen, vnd dieweil vns duncket, es ſei ein gedicht, laſſen wir jn reden biß anns ende, darnach ſagen wir: Vnd mit dem erwacht ich, als ſprechen wir: Es hat dir geträumet, es iſt ein lugen: Es iſt ein ſag, daß in einer ſtatt ein junger gſell mit ſeim geſellen auff den marckt gangen, iſt eins weibs anſichtig worden, von der er geſagt zu ſeinen gſellen, doch alſo, daß es die fraw hören ſolt: Wann mich die fraw wolte ein wenig lieb haben, ich wolt jhr die jarzerung ſchencken, die mir jetz mein vatter gſchickt hat, Die fraw war auch ein leichte habe, wendet ſich vmb vnd ſpricht: Es ſeind zwo grüne ſeulen, vnd ein roter ſteyn, kämeſtu darfür, wer weyß was dir widerfüre. Der gſell geht heym, gedenckt, was das ſein mög, Inn dem er alſo geht, findet er ein hauß das wz ſteynen, hübſch gemalt, der eingang war grün angeſtrichen, vnnd die thür rot, Er hat acht wer in dem hauß wonete, findet endtlich, dz die fraw in dem hauß wonet, die ſolche wort zu jm hette lauten laſſen, wirt von jr eingelaſſen. Nun war der frawen man ein kauffmann, der groß gewerb hette inn andern landen, alſo auch, daß er mußte, wann jn ſein zeit traff, in frembde land reyſen, vnd wz eben dißmal nit anheymiſch. Diß weret faſt ein weil, Da aber die fraw mercket, jr haußwirt würde ſchier kommen, verſchickt ſie den gſelln in frembde land, Er name gelt vnd ſeinn abſcheyd von jhr, der meynung, er wolte das Welſchland beſehen. Vnd in dem er Rhom vnd Lombardien beſichtigt het, kompt er gen Venedig inns Teutſch hauß, da fande er vnder andern auch einn erbarn kauffman, der frawen man, daruon wir zuuor gſagt haben, er kennt jn aber nit. Des abends laden den jungen geſellen die andern kauffleut, fragen jhn, wo er herkomm, vnnd wo er hin wölle? Er antwort, Er komme von Rom, vnd gedenck wider in Teutſchland, dann er habe ſchier nimmer zerung. Nach eſſens da mann auffgehaben hat, ſpricht der frawen man, Wir haben nun geſſen vnnd wolgelebt, Auff daß wir aber auch ein ergetzlicheyt haben, vnnd vns die zeit nit lang werde, ſo wöllen wirs laſſen vmbgehn, daß ein jeder ſage, wie es jhm ſein lebenlang auff der bulſchafft gangen ſei. Dann diſer geſell, der bei mir ſitzt, ſihet mich an, als wiß er auch etwas drumb. Sie ſagten alle, Es kompt an diſen gſellen auch, er wehret ſich lang, zu letſt ſagt er doch was er wüßte, vnnd erzelet jnen am tiſch, wies jhm an dem ort ergangen ſei mit den zweyen grünen ſeulen, vnnd roten ſteynen, ꝛc. Dem kauffmann fellt nichts guts zu, ſonderlich da er die zeit rechnet, findet er, daß es eben in ſeinem abweſen gſchehen ſei, zu dem ſo iſt ſein hauß alſo geferbet, mit zeychen, die er auß des jungen geſellen red gemerckt hette, von dem geſpräch vnd worten der frawen, er ließ ſich aber nicht mercken: Des andern tags fragt er den geſellen, ob er ſich nit gedencke zu eim kauffman zubrauchen zulaſſen. Vnd da er antwort, er ſei es willens, nimpt jhn der kauffmann zum diener an, allein der vrſach halben, daß er wöll die warheyt erfaren mit ſeinem weib. Sie ziehen mit einander von Venedig auß, kommen für die ſtatt, dauon der jung gſell gſagt hett, es wer jhm wol da gangen, Der kauffman zeucht mit ſeinem knecht ein, eben zu den zweyen grünen ſeuln vnd dem roten ſteyn, Die fraw entpfahet den man, ſagt, wie hoch ſie ſeiner zukunfft erfrewet ſei, vnd fragt wies jm ergangen ſei auff der ſchweren fährlichen reyſe, ꝛc. mit erzelung, wie ſie ſich dieweil geſehnet vnd betrübt, hab groſſe ſorg vmb jn getragen, er ſoll ſein gute freund laden zu abend, ſie wiß fürwar, ſie werden alle ſeiner zukunfft von hertzen erfrewet ſein. Der knecht zeucht dem herren die ſtifeln ab, macht ſich kuppelich, vnd nimmt ſich keins dings an. Da nu die freund kommen zum abentmal, muſt der knecht, wiewol er ſich wehret, auch mit zutiſch ſitzen. Nach eſſens ſagt der kauffmann den geſten, wie er alſo einn feinen knecht überkommen, vnnd von Venedig mit herauß gebracht habe, ſie werden von jhm hören, das ſie jr lebenlang nie mehr gehört haben, Vnd ſag an, ſpricht er, das du mir vnd meinen geſellen zu Venedig ſagteſt, wie es dir vff der bulſchaft gangen ſei. Er hebt an vnnd ſagts alles, allein zuletſt henckt er dran: Vnd eben in dem erwacht ich. Iſts ein traum geweſen, ſagt der kauffmann, Nun hab ich auff guten glauben gemeint, es ſei dir alſo ergangen, vnd eben mein weib geweſen, Wolan da haſt ein ritterzerung, ich bin einer großen ſorg loß. Alſo brauchen wir nun diſes worts zum ſchertz, wann wir ſagen: Es ſei nichts geweſen dann ein traum vnnd loſer gedancke, von vns vnd von andern. Wir brauchens auch für frölich werden, Als wann mann vns was ſaget, das wir gern hören, ſo wir zuuor betrübt geweſen. Do ich das hört, da erwacht ich, dz iſt, Das geblüt ward mir friſcher, vnnd ich ward frölicher. Dann wer vom ſchlaff erwachet, der iſt eben als ſtünd er von den todten auff.

Darnach wards tag.

Diß iſt den vorigen zweyen gleich, als wann jemand ſagt ein mere, vnd wir glaubens nit, ſonder haltens für ein lugen, ſo ſagen wir: Ja, ja, darnach wards tag. Dann wann der ſchlaff auffhört, ſo hörn die träum auch auff, das iſt, mit dem tag, wann er anbricht.

Wer jhm ſelbs nichts guts thut, wie ſolt ers einem andern thun?

Natur leret, daß ein jeder jm ſelbs das beſt günnet vnd thut, Darumb wann wir ſo faule loſe leut ſehen, die jn ſelbs kein guts thun, ſonder ſtincken von faulheyt vnd vnluſt, von denen müſſen wir ſchlieſſen, dz ſie nit werdt ſeind, daß manns menſchen nennen ſoll, dieweil ſie weder jnen ſelbs, noch andern leuten nütz ſeind, darzu doch der menſch geſchaffen iſt. Heſiodus ſagt: Es ſeind dreierley leut auff erden. Die erſten, ob ſie wol nit hohen verſtand haben, vnnd von ſich ſelbs nichts guts finden künnen, ſo folgen ſie doch denen die es beſſer wiſſen, vnd laſſen ſich weiſen. Die andern ſeind von jnen ſelbs verſtändig, vnd leren gern die vnuerſtändigen. Die dritten ſind die aller ärgeſten, welche für ſich nichts künnen, vnd wöllen jn auch von andern nicht ſagen laſſen. Die Griechen ſagen: Wer in ſeinem hauß beregnet, des erbarmet ſich auch Gott nit. Dann Gott hat den menſchen geſchaffen zur arbeyt, wie einn vogel zum fliegen. Wer nun nit arbeyten wil, vnd ſein tach gantz behalten, der handelt wider ſein ſchöpffung, wie kan ſich dann Gott ſeiner erbarmen? Qui sibi ipsi nequam, cui alii bonus?

Mann gedenckt ſeiner, wie des Pilatus im Credo.

Wann mann den Catechiſmum leeret die jungen kinder, ſo ſagt man jn im glauben: Ich glaub an Jeſum Chriſt, ꝛc. der da gelitten hat vnder Pontio Pilato, gecreutziget, geſtorben, vnd begraben, ꝛc. Des Pilati wirt hie gedacht, aber in keinem guten, dann mann ſagt: Er hab Jeſum Chriſtum zum todt des Creutzes geurtheylt, vnd ſei ſchuldig am ſterben des Sons Gottes. Des Heroſtrati gedenckt mann auch, aber eben wie Pilatus im Credo, das iſt, daß er hat übel gethon.

Es iſt beſſer das kind weyne, dann der vatter.

Salomon ſagt: Wer ſein kind lieb hat, der ſparet die ruten nit. Item, Thorheyt iſt an des kinds hertz gebunden, aber die rut nimpt die thorheyt hin. Darumb wanns kind ſeinn willen wil haben, ſo ſtrafft es der weiſe vatter, obs ſchon darumb weynet, ſo iſts beſſer, das kind weyne in der jugent dann der vatter im alter. Die kinder wöllen meſſer haben, wöllen auff ſtülen, bäncken, vnd tiſchen ſein, gibt manns jnen nit, vnd laßt ſie nit thun jren willen, ſo weynen ſie. Der weiſe vatter ſpricht aber: Wann das kind ein meſſer hat, ſo möcht es jm ſelbs leydt thun, es möcht auch villeicht vom tiſch, vom banck, vom ſtul, hals vnnd beyn entzwey fallen, ſo würde ich dann weynen, derhalben iſts beſſer, ich komme zuuor, vnnd laß das kind weynen, Es weynet mir lieber dann ich.

Wer dienet, der dient.

Ein knecht vnnd diener ſol vnnd muß ſich halten nach ſeins herrn befelch vnnd gebott, vnnd nit wie er wil, muß offt thun, das er nit gern thut, muß auch offt laſſen das er gern thette. Ein diener iſt ſein ſelbs nit mächtig, ſonder muß thun was ſein herr wil. Sanct Paul leret die knecht, daß ſie jren herrn nit allein vnder augen trewlich dienen ſollen, ſonder allenthalben. Dann was ſie jren herren thun, dz thun ſie Gott, der wirt trewen dienſt belohnen.

Schlump mein öhem

Schlumps iſt on fürgedancken, on kunſt, vnd vnuerſehens, nemlich, wann einem etwas on gefehr glücket, vnd die andern vergünnen jhm des glücks nit, ſo ſagen ſie: Es iſt nit ſeiner kunſt ſchuld, daß es gerathen iſt, Schlump mein öhem, das iſt, das glück hat jn troffen. Die böſen ärtzt, wann jnen ein mal etwas gerath, ſo meynen ſie, es ſoll jn allweg gerathen. Darumb wöllen ſie mit einem pflaſter vnd ſalben alle krankheyten heylen, Geht es nun für ſich, ſo iſts freylich nit kunſt, ſonder lauter ſchlump vnd glück.

Keiner verlaſſe ſich auff den andern.

Man ſagt, daß auff ein zeit zwen geſellen mit einander gewandert haben, vnd da ein Beer an ſie iſt kommen, iſt der ein eilends auff einn baum geſtigen, vnd ſeinn geſellen allein gelaſſen. Da aber diſer kein hülff gewüßt hat, iſt er auff die erde nider gefallen auffs angeſicht, Der Beer iſt vmb jn hergangen, vnd dieweil der ligende keinn athem lieſſe, meynet der Beer, er were todt, vnd gieng alſo daruon, Dann der Beer, wie man ſagt, thut keinem todten menſchen nicht. Da der Beer wegk was, ſteigt der wider vom baum, vnd fragt ſeinn geſellen, was doch der Beer zu jm geſagt hett, da er jm alſo vmb die ohren vnnd vmb den kopff gangen were. Der ander antwort: Er ſagt zu mir, du wereſt einn ſchalck, ich ſolt mich vor dir hüten, vnnd mich nimmer mehr auff einn andern verlaſſen. Such die wörter: Wer einn ſteyn nit allein erheben kan, der ſol jhn auch ſelbander ligen laſſen. Item, Selbs iſt der man.

Je lieber kindt, je gröſſer rut.

Salomon ſagt: Du ſolt nit ablaſſen einen jüngling zu züchtigen. Wann du jn ſchon mit einer ruten ſchlegſt ſo ſtirbt er darumb nit, vnd wann du jhn ſchlagen wirſt mit einer ruten, ſo wirſtu ſein̄ ſeel auß der hellen reiſſen. Es wirt hiemit den ältern gebotten, mit was bſcheydenheit ſie jr kinder auffziehen ſollen, nemlich, wie Sanct Paul ſagt, Im herren. Vnnd ſie ſollen die kinder nit verbittern, das iſt, daß ſie die kinder alſo auffziehen, daß ſie ſich förchten lernen, nit vor den ältern alleyn, ſonder vil mehr vor Got, den ältern gehorſam ſein vmb Gots willen, nit ſchlecht vmb der ältern willen. Zu dem daß die ſtraff alſo gehe, daß es vatter vnd mutter rut ſei, nit ein mutwill oder greuwliche tyrannei. Je lieber kind je gröſſer rut. Ein rut iſt je nit ein ſchwerdt, ſtang, keul, oder ſchneidend waffen. Der hindern des menſchen iſt verſehn mit vil fleyſch, auff das dem menſchen kein ſonderlich leyd widerfare, vnd mög die zucht leiden. Die kinderzucht, ſo auff den herren ſoll gericht ſeyn, ſoll dermaſſen gethon ſein, daß die ältern wiſſen, daß ſie nit die ſeien, denen mann ſoll gehorſamen, ſonder Gott ſei es, der es von den kindern fordert, vnnd was die ältern mit jhnen ſchaffen, vnd ſie heyſſen, das ſchaff vnd heiſſe Gott. Wo man die kinder in diſem bericht auffziehen wirt, alſo, daß die ältern ſagen: Lieben kinder, wann jhr thut was wir euch von Gottes wegen heyſſen, ſo ſeind jr gefreiet vor ſchlägen vnd der ruten, Wo aber nit, ſo künnen wirs vor Gott nit verantworten, wir müſſen die boßheyt an euch ſtraffen, Vnnd eben wie wirs zeitlich an ewerm leib ſtraffen, alſo wirts Gott ewigklich an ewerm leib vnd an ſeel ſtraffen mit dem helliſchen feur. So wirt Gott ſein gnad vnd ſegen darzu geben, vnnd die kinder werden lernen erkennen, daß man nit ſie, ſonder jre übelthat ſtraffe. Man findet aber vnderweilen manchen ſtorrigen vatter, der ſucht nur daß man jn förchte, vnd wann etwas von den kindern, wie dann die jugent nit alles kan recht machen, verwirckt wirt, ſo wüten vnd toben ſie, ſchlagen die kinder mit vngeſchicklicheyt, vnnd machen daß die kinder, ich weyß wohin lieber giengen, ja lieber durch ein feur, dann zu jrm vatter, Sie machen aber endtlich, dz die kinder ſich nimmer ſchemen, werden verrucht, vnd wagen darüber wz ſie künnen, auff dz ſie von ſolchem ernſt jrer vätter loß werden. Die Heyden haben das exempel geſchriben, wie ſolche kinderzucht nichts gute anrichte, ſonder vil ärger mache. Das iſts das S. Paul verbeut: Ihr vätter reytzet ewere kinder nit zu zorn, ſonder ziehet ſie auff in der zucht vnd vermanung ann herren. Man ſol die kinder alſo auffziehen, dz ſie mutig vnd kün werden, Das kan man aber mit tyrannei vnd ernſt nit außrichten, ſonder mit güte vnderweilen auch mit einer zucht, ſonſt wo allein der ernſt fürgenommen wirt, da werden eitel verzagte leut auß, den es jr lebenlang ſchaden thut. Plato verbeut, Man ſoll die jungen kinder nit ſchrecken, auff dz ſie nit blöd vnd verzagt werden.

Eygner will brennt in der hell.

Der kinder eygnen willen, das iſt, mutwillen, ſoll nit allein die welt zeitlich ſtraffen, mit ſchwerdtern vnnd galgen, ſonder Gott wil jhn auch ewiglich ſtraffen mit dem helliſchen feur. Derhalben warnet Salomon die ältern, dz ſie den kindern jrn willen je nit wöllen laſſen, ſonder mit der ruten ſtraffen. Dann wo ſie es thun, ſo werden ſie den kindern jhre ſeelen auß der hell reiſſen, Als ſprech er: Wo es nit geſchicht, ſo müſſen die kinder mit jrem eygnen willen in der hellen brennen.

Wer ſich mit worten nit ziehen laßt, an dem helffen auch kein ſchläge.

Es iſt ein frag allweg geweſen über dem: Ob mann die jugent auch mit ſchlägen vnd zornigem gmüt ſtraffen ſol. Etliche, als Chryſippus, ſagen: Mann ſol die kinder nit ſchlagen, ſonder allein mit worten ziehen, vnnd es ſei wider ehr vnd erbarkeyt, ein kind zuſchlahen. Es ſei auch ein zeychen der rechten tugent, wann ſich ein kind nach der ehren ſehnet, wann jm gefellt, daß mans lobt, vnd ſchemet ſich, wann manns ſchilt. Sonſt wo es der ſchläg gewonet, ſo wirts je lenger je hartnäckiger vnd ſtorriger, gleich wie die vnuernünftigen thier, die niemand zämen kan. Wo ein vernunfft vnd adeliche ſeel iſt, da iſt auch ſcham vnd ehr, darumb wo etwas inn iſt, da gehts auch herauß, wie mann ſagt: Wo ehr inn iſt, da geht auch ehr auß, Wo vnehr innen iſt, da geht auch vnehr auß. Vnd es iſt ein böſer brunn, da mann waſſer eintragen muß, der nit ſelbs quellet, vnd vngezwungen waſſer gibt. Seitemal aber ein adeliche ſeel ſich ſchemet, ſo kan mann jr mit worten rathen, wo nit, ſo iſts alles verloren.

Ein jeglich ding wil ſein zeit haben.

Droben iſt vil gſagt von der zeit vnd jrem brauch in den worten: Mann ſoll der zeit jr recht thun. Zeit hat ehr, Zeit bringt roſen ꝛc. Die Griechen ſagen: Annus producit, non ager. Die zeit bringt alles getreyd, nicht der acker. Es iſt ein alter reim, der beſtetigt diß wort, der heyßt alſo: Sehe korn Egidij. Habern, gerſten, Benedicti.

See flachs Vrbani. Wicken rüben Kiliani.

See hanff Vrbani. Viti kraut. Erbis Gregori. Linſen Jacobique Philippi. Grab Rüben Vincula Petri. Schneid kraut Simonis et Jude. Trag ſperber Sixti. Fahe wachteln Bartholomei. Kleyb ſtuben Calixti. Heyß warm Natalis Chriſti. Iß lambsbraten Blaſij. Gut Hering Oculi mei. Heb an Martini, trinck wein per circulum anni.

Liß den gantzen Prediger Salomonis.

Ein jeder tag hat ſein eygen übel.

Gott hat vor dem menſchen geſchaffen alle creaturen, auff daß der menſch vor augen ſehe, wie Gott für jn ſorge, vnd ſchaff jm allen vorradt. Auff daß nun der menſch ſtets vrſach habe zu ſchaffen vnd arbeyten, dazu er dann geſchaffen iſt, ſo laßt Got ein zeit der andern folgen, vnd ein jede zeit bringt mit ſich jr übel, das iſt, jr arbeyt. Im Lentzen vnd Herbſt ſähwet vnd pflüget mann. Im Sommer ſchneidet mann ein das gewachſen iſt, vnd fürets in die ſcheuren. Im Winter hat mann gnug zuſchaffen, daß mans verzer vnd auffeſſe. Chriſten laſſens alles Gott walten. Sie arbeyten nit darumb daß die arbeyt gerathen ſol, ſonder ſie arbeiten dieweil es Got gebotten hat, es glück oder gerath wie es wölle. Kompts glück, ſo iſts gut, kompts nicht, ſo iſt es aber gut. Sie arbeyten vnnd laſſen Gott ſorgen. Diß iſt aber ein höherer grad des glaubens, alle tag gewarten, wann vnſer Herr Gott komme, darzu wenig leut kommen. Darumb iſts kein wunder, ob wenig Chriſten ſeind, dann alle welt hangt noch ann creaturen. Sie ſolte ſein creaturloß, ſorgloß, weltloß, ſo iſts creaturuoll, ſorguoll, weltuoll, vnd trawet nit weiter dann ſie ſihet. Weil du Got den leib nit vertrawen kanſt, das geringeſte, wie wilt du jhm dann die ſeel vertrawen, das gröſte: An diſem ſtuck ligt aber der hauptpunctenn des Chriſtlichen weſens, Gott die ſeel zu vertrawen.

Der Pſalmiſt ſagt: Es hilfft nicht frű auffſtehen, oder ſpat nider gehen, Gott gibts denen ers gönnt im ſchlaff. Wer nun ſorgt, vnnd legt jm ſelbs vil auff, der hat zween ſchaden, zwey übel. Eins das der tag bringt, das ander, das er erwelet hat. Zu dem, ſo wirt es doch nicht gehen wie er meynet, ſonder wie Gott wil.

Gut ding wil weil haben.

Droben iſt geſagt: Es iſt beſſer zwey mal gemeſſen, dann einmal das beſte vergeſſen. Item, wz bald wirt, vergeht auch bald, Das beweiſen alle creaturn. Das ror wechßt in einem halben jar faſt hoch, vnd iſt nicht deſter ſtärcker. Fliegen, mukken, laub, groß, roſen, blumen, werden bald, vergehn auch bald. Ein Eych wechßt langſam, vnd weret lang. Ein Elephant wirt getragen zehen iar (Ariſtoteles ſagt zwey jar) ehe es geboren wirt, vnd lebt doch biß in zwey, dreihundert jar. Der Löw wenn er geboren wirdt, hat kein geſtalt nach einem thier, vnd iſt ſo klein wie ein Wiſel oder Mauß. Vor zweyen Monaten regt er ſich nit, in einem halben jar kan er nit gehn, vnnd wirt doch ein könig der thier, an ſtärcke vnd mut. Des Beern jungen ſeind auch wie meuſe, ſehr weiß, blind, vnnd on haar. Der Menſch aller ding herr, wie ſchwach iſt der: was koſtet es mühe, ehe er erzogen wirt, vnd mehr denn kein thier, auff das es war ſei, Gut ding wil weil haben. Wir brauchen diſes worts zum ſpott, als wenn ein meyſter etwas zurichtet, vnd verzeucht lang damit, villeicht aus vergeſſenheyt oder faulheyt, vnnd köndt es wol eh fertigen, ſo ſagen wir denen, die vns fragen, wie es komm, daß es nit fort gehe? Ey lieber, Gut ding wil weil haben. Ein narr iſt darumb ein narr, daß er redet in eil vnbeſunnen, was jhm einfellt. Ein weiſer helt an ſich, nimpt jhm der weil, vnnd redet mit vernunfft, vnderſcheydet zeit, ſtunde, perſon, vnd ſtatt.

Gelt iſt ein gute wahr, ſie gilt Winter vnd Sommer.

Es iſt manche wahr, die gilt nur im winter, als rawchwerck vnnd beltzwerck, im Sommer achtet mann ſein nit groß. Aber gelt gilt an allen orten, zu allen zeiten, vnnd alle wahr wirt vmb gelt verkaufft vnd gekaufft.

Ein zaun weret drei jar.

Es haben die Alten vergleichet das lang weren vnd leben viler thier, vnd anderer ding.

3 Ein zaun weret drei jar.
9 Ein hund überweret drei zeun.
27 Ein pferd drei hund.
81 Ein menſch drei pferd.

Ter binos deciesque nouem superexit in annos, Iusta senescentum quos implet uita uirorum. Sagt Virgilius, Eines menſchen rechtes alter ſei xcvj. jar. Die geſchrifft ſagt von lxx. jaren, darnach iſt mühe vnnd arbeyt. Such das Wort: Zehen jar ein kind, Zwentzig jar ein jüngling, Dreiſſig jar ein man, Viertzig jar ſtilleſtan, Fünfftzig jar wolgethan, Sechtzig geht dichs alter an. Sibentzig jar ein greiß, Achtzig jar nimmer weiſe, Neuntzig jar der kinder ſpot, Hundert jar, Gnad dir Gott.

Mann lißt, daß der groß Alexander hab einn hirſch gefangen, der hab am halß einn güldin ring gehabt, darein die jarzal Olympiaden geſchriben war, vnd befand ſich, dz jm der ring vor vilhundert jaren ann hals ghenckt war worden.

In allen fünff ſinnen übertreffen den menſchen etliche Thier.

In dem daß der menſch reden kan, iſt er abgeſondert, vnd etwas geadelt vor den andern thiern, Wie einer ſagt: Rusticus est bestia loquens, ſonſt haben die bynen verſtand, Elephant gedechtnus, vnd vil guter tugent. Ein lämmlin iſt gedultig, wie manns auch mit jm macht. Ein wildſchwein höret leiſer denn ein menſch. Ein ſpinn iſt im fülen vnd greiffen über den menſchen. Ein geier im riechen, denn die geier, wie die Naturkündiger ſagen, können ein aß riechen, ſo weit als ſie in zweyen tagen fliehen können. Deßgleichen iſt auch ein hund über den menſchen mit riechen. Ein Lynx ſihet ſchärpffer denn ein menſch. Ein Aff ſchmecket baß dann ein menſch.

Auguſt Herrmann Franke

ward am 23. März 1163 in Lübeck geboren, erhielt ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung in Gotha, wo ſein Vater als Juſtizrath lebte und ſtudirte dann Theologie in Erfurt, Kiel und Leipzig. Nachdem er an letzter Univerſität 1681 Magiſter geworden, hielt er daſelbſt practiſche Vorleſungen über die Bibel, welche ihm großen Beifall erwarben, aber auch viele Anfeindungen zuzogen, ſo daß der berühmte Thomaſius ihn in einer eigen Schrift beſonders vertheidigte. Er ward darauf Prediger in Erfurt und gewann hier durch ſeine vortrefflichen Kanzelvorträge ſo viele Freunde, ſelbſt unter den nicht lutheriſchen Einwohnern, daß ſich der Neid auf das heftigſte gegen ihn regte und er plötzlich binnen vier und zwanzig Stunden die Stadt auf immer zu verlaſſen genöthigt wurde. Von Erfurt begab er ſich an die neu errichtete Univerſität Halle, wo er Anfangs Profeſſor der orientaliſchen Sprachen, ſpäter der Theologie und Prediger der Vorſtadt Glaucha wurde. Im Jahre 1698 legte er daſelbſt den Grundſtein zu ſeinen berühmten wohlthätigen Stiftungen, die ſeinen Namen, als eines der verdienteſten und und uneigennützigſten Menſchenfreunde, der ſpäteſten Nachwelt zuführen werden. Er ſtarb, ein wahrhaft frommer Mann, von Tauſenden geſegnet am 8. Juni 1727.

Seine deutſchen Schriften ſind:

Von der Erziehung der Kinder zur Gottſeligkeit. Hamburg 1688. 8.

Glauchiſches Geſangbüchlein. Halle 1693. 12.
Anweiſung zu beten. Halle 1694. 12.
Bußpredigten. Halle 1699 — 1705. 2 Thle.
Zeugniß von dem Werk, Worte und Dienſte Gottes. Halle 1702. 4.
Chriſtus, der Kern der heiligen Schrift. Halle 1702. 12.
Sonn- Feſt- und Apoſteltagspredigten. Halle 1703. 4.
Verantwortung gegen Herrn Dr. Mayer's Beſchuldigungen. Halle 1707. 12.
Segensvolle Fußtapfen des noch lebenden u. ſ. w. Gottes u. ſ. w. Halle 1709.
Oeffentliche Reden über die Paſſionshiſtorie aus dem Marcus. Halle 1714. 8.
Oeffentliche Reden über die Paſſionshiſtorie aus dem Johannes. Halle 1716. 8.
Gedächtniß- und Leichenpredigten. Halle 1722. 4.
Sonn- und Feſttagspredigten. Halle 1724. 4.
Lectiones paraeneticae Halle 1726—27. 2 Thle. 8.
Predigten über die Sonn- und Feſttagsepiſteln. Halle 1725. 4.
Predigten und Tractätlein. Halle 1729. 4 Bdchn. 12.

Dieſer treffliche, wahrhaft gläubige, aber äußerſt ſtrenge Mann iſt vielfach verkannt und mit Unrecht als der Gründer eines unſeligen, lange und ſelbſt noch jetzt in Deutſchland wuchernden Pietismus betrachtet worden. Frömmigkeit, reine kindliche Frömmigkeit war ihm das Höchſte, dem der Menſch nachzuſtreben hat, und in dieſem Sinne wirkte er unermüdlich, ein begeiſterter, glaubensſtarker Held. — Seine Werke reden mehr für ihn als ſeine Schriften, obwohl er auch in dieſen eben ſo kräftig und innig den wahren Sinn für das Chriſtenthum practiſch wie theoretiſch zu beleben ſuchte. — Daß ſeine Anhänger, oder vielmehr verſchrobene Köpfe, die fälſchlich ſeine Anhänger genannt wurden, zu weit gingen und anſtatt kräftiger Wirkſamkeit, wie er ſie ausgeübt, betbrüderiſche Kopfhängerei lehrten und verbreiteten, darf ihm nicht zur Laſt gelegt werden. Wer — bemerkt Franz Horn (Poeſie und Beredtſamkeit der Deutſchen. Th. II. S. 245.) ſehr richtig — wer wie er bei dem Auffinden von vier Thalern und ſechszehn Groſchen in der Büchſe für arme Kinder mit freudiger Ueberraſchung ausrufen kann: „Das iſt ein ehrlich Kapital, davon muß man etwas Rechtes ſtiften, ich will eine Armenſchule damit anlegen," der muß wohl einen ſehr *freudigen Muth* haben; wer aber dann am Schluſſe ſeines Lebens in äußerlicher Beziehung folgendes Reſultat hinterläßt: das Pädagogium beſtand aus 152 Perſonen; in der Schule wurden 2125 Kinder von 130 Lehrern und 8 Lehrerinnen unterrichtet; im Waiſenhauſe wurden 134 Waiſenkinder, 255 Studenten und einige Hundert arme Schüler geſpeiſt; bei der Haushaltung, Meierei, Krankenpflege, Buchhandlung, Buchdruckerei und Apotheke wurden 53 und bei den Anſtalten für das weibliche Geſchlecht 29 Perſonen unterhalten — dem werden wir wohl auch eine ſehr *freudige Beharrlichkeit* nicht abſprechen dürfen. —

Franke's Character ſpricht ſich rein und vollkommen in ſeinen Schriften aus, und läßt ſich nicht von demſelben trennen; ſie tragen daher ihren vollen Werth in ſich und dürfen nur mit der größten Liebe und Verehrung beurtheilt werden. —

Vgl. die oben angeführte Schrift. „Segensvolle Fußtapfen des noch lebenden Gottes." Ferner Niemeyer, A. H. Franken's Stiftungen, Halle 1792 und A. H. Franke, eine Säcularſchrift von H. Guerike, Halle 1827. — Franken's Bildniß findet ſich in Dreihaupts ausführlicher Beſchreibung des Saalkreiſes, Th. 2. Halle 1751, und in W. Hennigs deutſchem Ehrentempel.

Die Austreibung der Furcht durch die völlige Liebe.*)

Gnade ſey mit euch, und Friede von Gott dem Vater, der uns ſeinen Sohn gegeben hat zur Verſöhnung für unſere Sünde, und von Jeſu Chriſto, der uns geliebet hat, und gewaſchen von den Sünden mit ſeinem Blut, und von dem heiligen Geiſt, welcher geſandt iſt, Jeſum Chriſtum zu verklären durchs Evangelium, demſelbigen Dreyeinigen Gott ſey Ehre und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen.

Schmecket und ſehet, wie freundlich der Herr iſt, wohl dem, der auf ihn trauet. Geliebte in dem Herrn Jeſu, es ſind dieſes Worte Davids Pſ. 34. 9. welche er ausſprach, als der Herr ihn nicht nur aus einer groſſen Noth und Gefahr errettet, ſondern auch von aller ſeiner Furcht befreyet hatte. Denn in dem vorhergehenden finden wir, wie er die Güte Gottes, ſo er disfalls an ſeiner eigenen Perſon erfahren, ſo hoch rühmet und preiſet, und ſich ſelbſt hierin allen Elenden und Nothleidenden zu einem Exempel vorſtellet, an welchem ſich die Liebe, Güte und Leutſeligkeit Gottes gar reichlich erwieſen habe. Darum er denn auch alle Elende zuſammen rief, daß ſie mit ihm den Herrn preiſen und ſeinen Namen erhöhen ſolten. v. 4. da ich den Herrn ſuchte, ſprach er zu ihnen v. 5., antwortete er mir, und errettete mich aus aller meiner Furcht. Bald bezeugete er, daß, wie er den Herrn erfahren habe, alſo ihn auch alle andere, die ſich in ihrer Noth mit gläubigem Gebet zu ihm wendeten, gleich gütig und liebreich, erfahren würden. Darum ſagte er v. 6.: Welche ihn anſehen und anlaufen, derer Angeſicht wird nicht zu ſchanden. Und da wieſe er ſie wieder auf ſein Exempel und bezeugete, welchergeſtalt er in ſeinem Theil Gott erfahren habe, wenn er ſagt v. 7: Da dieſer Elende rief, (dadurch er ſich ſelbſt verſtehet) hörete der Herr, und half ihm aus allen ſeinen Nöthen. Und ſo verſichert er v. 8.: daß ihn andere auch ſo erfahren würden. Der Engel des Herrn lagert ſich um die her, ſo ihn fürchten, und hilft ihnen aus. Er wünſchet denn nun, daß doch alle andere dieſe ſelige Erfahrung der Freundlichkeit und Leutſeligkeit Gottes auch ſo, wie er, erlangen möchten. Darum ſetzet er hinzu in dem vorangezogenen 9. Verſ.: Schmecket und ſehet, wie freundlich der Herr iſt: als wolte er ſagen: das, was Gott in ſeinem Worte von ſeiner Liebe bezeuget, und an meinem Exempel in der That bewieſen hat, das ſuche doch ein jeder an ſeiner eigenen Perſon innen zuwerden, ſo wird er mit mir ein lebendiger Zeuge der unausſprechlichen Liebe, Güte und Freundlichkeit des Herrn werden. Um aber zu dieſer Erfahrung zu gelangen, giebt er einen eintzigen Weg an die Hand, nemlich ein rechtes aufrichtiges, kindliches Vertrauen auf dieſe in dem Wort Gottes ſo hochgeprieſene Liebe und Gütigkeit des Herrn. Wohl dem, ſpricht er, der auf ihn trauet, ein ſolcher, wil er ſagen, der ſchmeckets, der ſiehets und der erlanget eine lebendige Erfahrung davon, wie freundlich der Herr iſt.

Geliebte in dem Herrn Jeſu, in der Epiſtolichen Lection an dem heutigen erſten Sonntag nach Trinitatis in der 1. Joh. IV. haben wir, an ſtatt des Königes und Propheten Davids, Johannem den Apoſtel und Evangeliſten, der im neuen Teſtament, gleichwie jener in dem alten, ein lebendiger Zeuge war von der Freundlichkeit und Leutſeligkeit des Herrn. Ja wir mögen ſagen, daß, wie die Klarheit des neuen Teſtaments die Klarheit des alten weit übertrift, alſo auch hier viel klärer von der Freundlichkeit unſers Gottes gezeuget werde, als ſolches dort insgemein und beſonders im angeführten 34. Pſ. geſchehen iſt. Denn es wird uns hier die allerhöchſte und herrlichſte Liebe Gottes ausdrücklich und Sonnenklar bezeuget, daß er ſeinen einigen allerliebſten Sohn für uns dahingegeben, damit er uns nicht nur aus leiblicher Noth errettete, und von der Furcht für Menſchen befreyete; ſondern, welches viel wichtiger iſt, vom Zorn Gottes, vom Fluch des Geſetzes, vom Urtheil des Todes und der ewigen Verdammniß erlöſete, und unſere Hertzen von aller knechtiſchen Furcht frey machte, hingegen mit einem kindlichen freyen und zuverſichtlichen Geiſt begabete; wie denn auch Petrus in ſeiner 1. Ep. 2. v. 3. die Worte des 34. Pſ. recht neu Teſtamentiſch ausleget und auf die Gläubigen appliciret, wenn er zu ihnen ſaget: ſo ihr anders geſchmecket habet, daß der Herr freundlich iſt; als wolte er ſagen, wie wäre es möglich, daß man das groſſe und theure Werck der Erlöſung, das uns im Evangelio verkündiget wird, vernommen, erwogen, betrachtet und von Hertzen gegläubet hätte, und daß man nicht zugleich auch die Liebe und Freundlichkeit des Herrn zur Erqvickung und Freude ſeines Hertzens gar kräftig geſchmecket haben ſolte? inmaſſen ſich ja dieſelbe in keiner Sache ſo herrlich als eben in dieſem Wercke erwieſen hat.

---

*) Aus Auguſt Herrmann Franke's Predigten und Tractätlein, Halle 1723. Bd. 1.

Wenn wir aber, geliebte in dem Herrn, insgeſamt wol überzeuget ſind, daß wir alle von Natur untüchtig ſeyn, dieſe allerhöchſte Liebe Gottes dermaſſen in unſere Hertzen zu faſſen, daß dadurch die knechtiſche Furcht ausgetrieben und eine kindliche, fried- und freuden-volle Zuverſicht zu ihm in daſſelbe eingepflantzet werde; ach ſo laſſet uns doch mit einander Gott ſelbſt demüthiglich anflehen, daß er uns anjetzo zur Vorſtellung und Betrachtung ſeiner groſſen Güte, Liebe und Freundlichkeit ſeinen Geiſt und Kraft verleihen und darreichen wolle, damit auch wir dieſelbe ſchmecken und ſehen, und dadurch von aller Furcht erlöſet und befreyet, hingegen in ein völliges Vertrauen und recht kindliche Zuverſicht auf den Herrn geſetzet werden mögen. Wir rufen ihn hierum an in einem gläubigen Vater Unſer.

Text.

1. Joh. IV. v. 16. 21.

Gott iſt die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm. Daran iſt die Liebe völlig bey uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts. Denn gleichwie er iſt, ſo ſind auch wir in dieſer Welt. Furcht iſt nicht in der Liebe, ſondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus, denn die Furcht hat Pein, wer ſich aber fürchtet, der iſt nicht völlig in der Liebe. Laſſet uns ihn lieben, denn er hat uns erſt geliebet. So jemand ſpricht: ich liebe Gott, und haſſet ſeinen Bruder, der iſt ein Lügner, denn wer ſeinen Bruder nicht liebet, den er ſiehet, wie kan er Gott lieben, den er nicht ſiehet? und dis Gebot haben wir von ihm, daß, wer Gott liebet, daß der auch ſeinen Bruder liebe.

Wer iſt, der gut Leben begehret? und gerne gute Tage hätte? Dis iſt, geliebteſte Zuhörer, die ſonderbare Frage Davids in dem ſchon zuvor angeführten 34. Pſ. v. 13.; aber ach wie wenig ſind wol derer, die dieſe Frage recht verſtehen und wiſſen, was David hier für gut Leben und für gute Tage meynet? als die gewiß nicht nach dem Fleiſch, ſondern nach dem Geiſt zu verſtehen ſind. Wenn aber derer wenig ſind, die dis recht verſtehen, ſo ſind derer gewiß noch viel weniger, die auf die rechte Art und Weiſe darnach ſtreben, und ſich in die Göttliche Ordnung ſo ſchicken, daß ſie nach dem Sinn Davids oder vielmehr des Heiligen Geiſtes, und auf eine Gott-gefällige Weiſe, gut Leben und gute Tage in der That erlangen mögen.

An dieſem heutigen Sonntage iſt im Evangeliſchen Text das Exempel des reichen Mannes vorgeſtellet worden. Dieſer begehrete nicht allein gut Leben und gute Tage, ſondern es hatte auch das Anſehen, als ob er ſeines Wunſches und Begehrens reichlich und in groſſem Maaß theilhaftig worden. Hingegen iſt auch eines armen Lazari gedacht, der nichts weniger als gut Leben und gute Tage zu haben ſchiene. Wenn wir aber die Sache nicht nach dem äuſſerlichen Anſehen, ſondern nach der Wahrheit und nach dem Ausgange betrachten, ſo war Lazarus der Mann, der gut Leben und gute Tage hatte. Wie denn das? Er war ja arm, und voller Schweren, ja ſo dürftig, daß er auch die Broſamen begehrte, die von des Reichen, vor deſſen Thüre er lag, Tiſche fielen. Es iſt wahr. Aber bey allem ſolchem äuſſerlichen Elende hatte er den Frieden Gottes in ſeinem Hertzen, und eine lebendige Hofnung des ewigen Lebens. Der reiche Mann aber hatte gewiß keine gute Tage und kein gut Leben. Wie aber das? Er kleidete ſich ja mit Purpur und köſtlichem Leinwand, und lebete alle Tage herrlich und in Freuden. Es iſt wahr; aber bey aller ſeiner äuſſerlichen und zeitlichen Glückſeeligkeit hatte er keinen Frieden in ſeinem Hertzen, und keine Ruhe in ſeiner Seelen; ſondern er war ein recht elender und unſeliger Menſch, ein Sclave ſeiner ſündlichen und böſen Begierden, folglich hatte er ein böſes Gewiſſen, und war in dem Stande, darin er Tod und ewige Verdammniß zu fürchten Urſache hatte, ob er gleich ſo ſicher lebete, als ob er mit dem Tode einen Bund und mit der Hölle ein Verſtändniß gemachet hatte.

Es wird uns aber nun, Geliebte in dem Herrn, in dem ietzt verleſenen Apoſtoliſchen Text der rechte Weg gezeiget, wie wir zum recht guten Leben und zu recht guten Tagen kommen ſollen. Denn wir werden darin gelehret, daß die völlige Liebe ſo gar auch die Furcht aus unſerm Hertzen austreibet, und uns in die ſelige und Gnadenvolle Gemeinſchaft mit Gott verſetzet, mithin uns des Friedens Gottes, welcher alle Vernunft übertrift, und der Freudigkeit am Tage des Gerichts theilhaftig machet. Da dieſes nun die Haupt-Sache iſt, die in unſerem Epiſtoliſchen Text getrieben wird, ſo wollen wir dabey bleiben, und mit einander erwägen

Die Austreibung der Furcht durch die völlige Liebe.

Dabey wir werden zu ſehen haben

I. Unſern elenden Zuſtand unter der Furcht,

II. Unſern ſeligen Zuſtand, darin uns die völlige Liebe durch Austreibung der Furcht verſetzet,

III. Unſere Bewahrung, aus dieſem ſeligen Zuſtande nicht wieder zu entfallen.

Herr Jeſu, gib reiche Gnade und Kraft zur Verkündigung, Anhörung und Bewahrung des göttlichen Worts, auf daß wir dadurch wohl erbauet werden, und deſſen ſelige Frucht mit uns vor deinen Thron und in die Ewigkeit bringen mögen. Amen.

Abhandlung.

Erſter Theil.

Was denn nun, Geliebte in dem Herrn, 1. betrift, unſern elenden Zuſtand, in welchem wir uns unter der Furcht befinden; ſo wollen wir hiebey nur auf die Haupt Puncte ſehen, die uns hievon in unſerm Text an die Hand gegeben werden.

Und da iſt es ja anfänglich unſelig genug, ſich für dem Tage des Gerichts allezeit fürchten müſſen. Denn wenn in unſerm Text in dem 17. Verſicul es heiſſet: Daran iſt die Liebe völlig bey uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts, ſo kann ein jeder leicht den Gegenſatz verſtehen, welcher dieſer iſt, daß ohne die völlige Liebe man keine Freudigkeit habe am Tage des Gerichts, ſondern daß man vielmehr ſchon zum voraus, und ehe der Tag des Gerichts kömmt, mit Furcht und Angſt für demſelben umfangen ſeye. Denn das hat kein Menſch von Natur, daß er, wie Johannes ſaget, eine Freudigkeit am Tage und auf den Tag des Gerichts habe. Wir wiſſen, daß wir alle vor dem Richter-Stul Chriſti offenbar werden müſſen, auf daß ein jeglicher empfahe, nachdem er gehandelt hat bey Leibes Leben, es ſey gut oder böſe. 2. Corinth. 5, 10., zum Röm. 14. v. 10. Wenn ſich nun an unſerer Seiten nichts befindet, welches wir alsdann, wenn uns dieſe gewiſſe Erwartung des Gerichts durch die Chriſtliche Lehre bekant worden iſt, der Furcht und dem Schrecken, ſo wie für dieſem Tag des Gerichts aus der Empfindung unſers ſündhaften und des Todes würdigen Zuſtandes haben, entgegen ſetzen mögen, ſo kan ja da kein anderer als recht unſeliger Zuſtand ſeyn.

Denn es iſt dieſes ferner gar unſelig, ſo man in ſeinem Gemüthe Pein haben muß. Und dieſe Unſeligkeit hat der Apoſtel dadurch beſonders ausdrucken wollen, daß er im 18. Vers ſo viel von der Furcht ſpricht, und ausdrücklich lehret, daß ſie mit Pein verknüpfet ſey. Furcht, ſpricht er, iſt nicht in der Liebe, ſondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus, denn die Furcht hat Pein, wer ſich aber fürchtet, der iſt nicht völlig in der Liebe: da ſehen wir, daß er alles, was er von unſerm unſeligen Zuſtand, darinnen wir von Natur ſind, hat ſagen wollen, in das Wort Furcht, gleichſam concentriret und eingeſchloſſen, abſonderlich aber derſelben eine Peinlichkeit zugeſchrieben habe. Und gewiß, wenn wir den Zuſtand des Menſchen betrachten, ehe denn er durch den Glauben an Chriſtum vom Tode zum Leben hindurch gedrungen, Johan. 5, v. 24. ſo iſt es dieſer, daß er durch Furcht des Todes im gantzen Leben ein Knecht ſeyn zum Ebr. 2. v. 15. und in ſolcher Furcht gleichſam gefangen gehalten werden und eine Pein im Gemüthe ausſtehen muß. Denn er weiß, daß den Menſchen einmal geſetzet iſt zu ſterben, darnach aber das Gericht, zum Ebr. 9. v. 27. Wenn nun das Gewiſſen durch Vorſtellung des Geſetzes Gottes und der erb- und wircklichen Sünde, ſo wider das Geſetz iſt, in dem Menſchen aufgewecket worden, wenn er ſiehet und erkennet, wie er müſſe einmal ſterben, und darnach habe er nichts gewiſſers als das ſchreckliche Gerichte Gottes ſeiner Sünden wegen zu erwarten; ſo iſt ja ſolche Furcht für dem unausbleiblichen Gerichte Gottes eine Pein dem Gemüthe, und gleich einer beſtändigen Hölle, ſo er in ſeinem Hertzen und Gewiſſen fühlet und mit ſich herum träget. Es mag die Welt dieſe Furcht diſſimuliren, wie ſie will, und es mag ſich einer, der zu Gott noch nicht rechtſchaffen bekehret und ohne wahren lebendigen Glauben an Chriſtum iſt, vor anderen Leuten ſo behertzt anſtellen, als er immer kann, ſo mag ſich doch keiner vor ſeinem eigenen Gewiſſen verbergen, ſondern wird, wenn ers aufrichtig herausſagen und den Grund ſeines Hertzens bekennen will, nicht läugnen können, daß er ſich knechtiſcher weiſe für dem Tode fürchte, und noch mehr für dem Tage des Gerichts, da er das letzte Urtheil zu erwarten hat. Es ſuchen zwar viele dieſe Furcht für dem Tode durch angenehme Geſellſchaft und allerley angeſtellete Luſtbarkeiten zu vertreiben, aber vergebens; denn ſo bald einer nur wieder allein iſt, muß er wider ſeinen Willen gar bald inne werden, daß der nagende Wurm nicht getödtet, und die Furcht, ſo er zuvor gefühlet, nicht aus dem Hertzen hinausgeſchaffet und vertrieben iſt. Sein Leben wird ihm ſelbſt öfters beſchwerlich, und iſt unzufrieden, daß er ſo gar keine rechte Ruhe und wahren Frieden in einem

Hertzen hat. Wil er denn von Unruhe des Gewiſſens getrieben und auf anderer Anmahnung ſich im Gebete zu Gott nahen, ſo merckt er bald, daß er ihn anders nicht als einen zornigen und gerechten Richter anſehen könne, und daß da keine Freudigkeit vorhanden ſey zu ihm alſo zu treten, als ein Kind zu ſeinem lieben Vater. Ja wenn auch gleich einer wäre, der dormientem conscientiam, der ein eingeſchläfertes Gewiſſen hätte, und viele Jahre nach einander ſo dahin gienge, daß er nicht ein einiges mal für dem Tode und für dem Gerichte Gottes erſchräcke, ſo dürfte doch Gott nur in einem Augenblick ſein bishero ſchlafendes Gewiſſen rühren, und ihn einen Blick in ſeinen ſündlichen Zuſtand und ins zukünftige Gerichte thun laſſen, ſo würde er da gar bald ſehen und erfahren, wie er ſich in einem weit elendern Zuſtand befinde, als er bis dahin geglaubet und als ſichs hätte einbilden können. Dis ſiehet man, ſo oft Gott die Menſchen auch in dieſem Leben mit ſeinen Gerichten heimſuchet. Da wacht bey manchem das Gewiſſen auf, und iſt nirgends eine wahre Freudigkeit zu Gott bey denen, die ſonſt ſo ſicher leben. Sonderlich aber ſiehet man dieſes zum öftern bey Sterbenden. Da bekennet mancher, daß es gar eine andere Sache ſey, wenn man nun ſelbſt aus der Zeit in die Ewigkeit gehen ſoll, als wenn man vorher daran gedacht und davon predigen gehöret. Da ſiehets mancher, wie er mit demjenigen noch gar ſo unbekant ſey, vor deſſen Richter-Stul er doch jetzt dargeſtellet werden ſoll. Da wird manchem noch erſt offenbar, wie er ſich ſelbſt mit ſeinem Wahn-Glauben ſo ſchändlich betrogen und hinter das Licht geführet habe. Denn nun ſiehet er, daß er fort muß, und daß ſeine Seele aus der Zeit in die Ewigkeit treten ſoll, und er weiß doch wohl, daß er nicht dazu bereitet iſt. Da fühlet er denn in ſolcher Todes-Furcht hölliſche Pein, und wird recht inne, was das heiſſet; Furcht hat Pein, wie hier der Apoſtel ſpricht. Denn, wie geſagt, dieſe Pein iſt dem Menſchen in ſeinem Leben nicht allezeit offenbar. Es übertäubet mancher das böſe Gewiſſen durch den unſeligen Genuß der weltlichen Lüſte, vergiſſet ſeiner ſelbſt; hat nicht acht auf ſein eigen Hertz, und wenn die Gedancken ſich gleich unter einander ſelbſt verklagen wollen, ſo richtet er doch das Gemüth gleich auf etwas anders; und auch unter den zeitlichen Geſchäften verbirget und verſtecket ſich die knechtiſche Furcht, ob ſie gleich noch bey ihm herrſchet, bis ſie zu ſeiner Zeit hervorbricht, und ihm die Ungnade und den Zorn Gottes ſamt der Trübſal und Angſt, ſo er der Sünden wegen auf ſich geladen, zu erkennen giebet. Solte denn das nicht groſſe Unſeligkeit ſeyn, daß man ſich für dem Tage des Gerichts immer fürchten, ſtets in ſolcher heimlichen Furcht ſchweben, und durch ſolche Furcht, Pein und Angſt wegen des böſen Gewiſſens leiden muß.

Ja gewiß es mag ein Menſch ſo viel Güter haben als er will, und er mag im irdiſchen gleich noch ſo weiſe und verſtändig ſeyn; iſt da die Sache nicht richtig, iſt ſein Hertz nicht durchs Wort der Gnaden in der Kraft des Heiligen Geiſtes aus dieſem elenden Zuſtande errettet, und hat es nicht in der Ordnung einer wahren und rechtſchaffenen Bekehrung durch den Glauben an Chriſtum Frieden mit Gott gefunden, ſo kan da nichts anders ſeyn als ein unſeliger Zuſtand, darum, daß der Menſch keine lebendige Hofnung des ewigen Lebens in ſeinem Herzen hat, als welche allein mächtig iſt, ſein Hertz aus ſolcher Furcht, Angſt Plage, Pein und heimlicher Hölle zu erretten.

Ich erinnere nur noch dieſes, daß in dem jetzo beſchriebenen elenden Zuſtande unter der Herrſchaft der knechtiſchen und peinlichen Furcht ſich ein ieglicher befindet, der nicht durch die Gnade Gottes in den Stand der Wiedergeburt eingetreten iſt, ſondern in ſeiner alten ſündlichen Geburt, in welcher ſich alle Menſchen von Natur befinden, liegen geblieben. Zwar möchten ſich hievon viele ausnehmen und vorwenden wollen, daß ſie ja in ihrer Kindheit durch die Heilige Tauffe, als das Bad der Wiedergeburt, in den Stand der Gnaden geſetzet worden: ſolche haben zu bedencken, daß ſie ſich der empfangenen Gnade tröſten mögen, ſo ſie in derſelben blieben ſind; wofern ſie aber ihren Tauff-Bund nicht bewahret, ſondern durch die Lockungen zur Sünde ſich überwinden laſſen und denſelben durch vorſetzliche Uebertretungen von ſich geſtoſſen, folglich am Glauben und guten Gewiſſen Schiffbruch erlitten haben, ſo ſind ſie ebenfals in einem ſolchen unſeligen Zuſtande, ob ſie es gleich nicht erkennen.

Anderer Theil.

Laſſet uns aber hierauf II. auch vernehmen, unſern ſeligen Zuſtand, darein uns die völlige Liebe durch Austreibung dieſer Furcht verſetzet. Davon handelt nun das meiſte in unſerm Text, als welcher gar nicht fürchterlich oder ſchrecklich, ſondern voller Süßigkeit und voller Evangeliſcher Kraft und Troſtes, und gantz dahin gerichtet iſt, unſere Hertzen nicht zu ſchrecken, ſondern aufzurichten, und wenn ſie in Furcht ſind, ſie aus derſelben heraus zu reiſſen, und mit Friede und Freude zu erfüllen.

Auch hiervon für dismal nur einige Haupt-Stücke aus unſerm Texte in Betrachtung zu ziehen, ſo iſt ja dis erſtlich ein ſeliger Zuſtand, ſo man erkennet und gläubet die Liebe, die Gott zu uns hat, ja daß er ſelbſt die Liebe iſt. Denn es hanget unſer Teqt mit dieſen Worten zuſammen, da es in dem Anfange des 16. Verſiculs heiſſet: Wir haben erkannt und gegläubet die Liebe, die Gott zu uns hat; Gott iſt die Liebe. Im vorhergehenden. 8. Verſicul ſpricht er ſchon eben davon: wer nicht Lieb hat, der kennet Gott nicht, denn Gott iſt die Liebe, und im 9. Verſ. daran iſt erſchienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott ſeinen eingebohrnen Sohn geſandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben ſollen. Solte diß nicht eine Seligkeit ſeyn, wenn dem Menſchen dieſe Liebe Gottes durchs Evangelium dergeſtalt offenbar gemacht und durch den heiligen Geiſt ihm, ſo kräftig in ſeiner Seelen zu erkennen gegeben iſt, daß er Gott nicht anders als die lautere und weſentliche Liebe erkennet, durch deren himmliſche Flammen er hinwiederum in Liebe gegen Gott entzündet wird. Darinnen ſtehet die Liebe, heiſt es davon weiter im 10. Vers, nicht, daß wir Gott geliebet haben, ſondern daß er uns geliebet hat, und geſandt ſeinen Sohn zur Verſöhnung für unſere Sünde. So ſuchte Johannes dieſe Liebe Gottes, damit er uns erſt geliebet hat, immer mit nachdrücklichern Worten uns anzupreiſen; aber eben dadurch lehret er auch immer kräftiger, wie ſelig wir ſeyn, ſo wir dieſe Liebe, die Gott zu uns hat, erkennen und zu Hertzen nehmen. Und im 12. Vers ſpricht er: Niemand hat Gott jemals geſehen. So wir uns unter einander lieben, ſo bleibet Gott in uns. Was iſt dis anders, als daß er bezeuget, der Menſch bleibe in einem unſeligen Zuſtande, ſo lange er Gott nicht in ſeiner Liebe, die im Evangelio geoffenbaret wird, erkennet, welche allein dem Menſchen das Hertz ändert, daß er hinfort auch ſeinen Nächſten liebet, und daß er in der Gemeinſchaft mit Gott bleibet, dadurch immer ſtärcker wird, und die völlige Liebe, die Gott zu uns hat, immer beſſer erkennen lernet. Johannes ſelbſt wußte mit den übrigen Apoſteln, nachdem der Herr ihnen von ſeinem Geiſte gegeben hatte, von keiner gröſſern Seligkeit als von dieſer zu ſagen. Darum ſpricht er im 14. Vers: Wir haben geſehen und zeugen, daß der Vater den Sohn geſandt hat zum Heyland der Welt; und im 15. Vers: welcher nun bekennet, daß Jeſus Gottes Sohn iſt, in dem bleibet Gott, und er in Gott. Denn es heiſſet auch hievon: So man von Herzen gläubet, ſo wird man gerecht, und ſo man mit dem Munde bekennet, ſo wird man ſelig. zum Röm. 10, 10. Wolten wir auch noch weiter ins vorhergehende unſers Textes zurücke gehen, ſo würden wir befinden, wie Johannes ſich ſonderlich befliſſen uns die Seligkeit vorzuſtellen, die wir darin haben, ſo wir erkant und geglaubet haben die Liebe, die Gott zu uns hat, und ſo uns Gott durchs Wort des Evangeli als Liebe erſchienen und offenbar worden iſt. Die Seligkeit aber, darein uns die erkante völlige Liebe ſetzet, iſt dieſe, daß, wie uns Gott aus Gnaden vom Tode und Verdammniß durch Chriſtum erlöſet, alſo auch die Furcht dafür durch die Erkäntnis ſeiner völligen Liebe ausgetrieben wird.

Aber auch dis iſt zum andern ein ſeliger Zuſtand, daß man bleibet in der Liebe, und in der Vereinigung mit Gott durch die Liebe. Denn davon ſpricht er: und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm. Damit wolte er Zeugniß geben von der ſeligen Frucht der erkanten und geglaubten Liebe, die Gott zu uns hat; wenn nemlich der Menſch zur Erkäntnis dieſer Liebe Gottes gegen uns kommen ſey, ſo finde er auch in derſelben Liebe Gottes gegen uns ſeine geiſtliche Nahrung, bleibe und wohne darinnen als in ſeinem Element, und es entſtehe durch ſolche Erkäntniß zwiſchen Gott und dem Menſchen eine ſolche Vereinigung, daß er in Gott bleibe, und Gott in ihm. Von ſolcher ſeligen Gemeinſchaft redet auch unſer Heyland ſelbſt aufs allernachdrücklichſte: Johan. 17. v. 21. 22. 23. auf daß ſie alle eines ſeyn, gleich wie du Vater, in mir, und ich in dir, daß auch ſie in uns eines ſeyn; und weiter: daß ſie eines ſeyn, gleich wie wir eines ſind, Ich in ihnen, und Du in mir, auf daß vollkommen ſeyn in eines, und v. 26. auf daß die Liebe, damit du mich liebeſt, ſey in ihnen, und Ich in ihnen. So ſehen wir dann, daß es dem Geiſte Gottes nicht genug geweſen, uns die Liebe Gottes, die er durch die Sendung ſeines Sohnes uns erzeiget hat, anzupreiſen; ſondern daß er auch darin die göttliche Liebe noch völliger offenbaren wollen, daß wir durch den Sohn, den er uns zum Heyland gegeben hat, in die allerſeligſte Gemeinſchaft mit ihm verſetzet werden ſollen. Und wie wolte man auch denjenigen anders als für den allerſeligſten Menſchen achten, der in ſolchem Zuſtande ſtehet, daß er in Gott, und Gott in ihm iſt. Gewiß dieſe Seligkeit iſt der Vernunft zu hoch, ſie kan ſie nicht faſſen; der Glaube, den Gott wircket, thut hie alles, der auch dadurch die ſüße und kräftige Erkäntniß ſeiner Liebe immer tiefer ins Hertz und in die Seele pflantzet.

Ein ſeliger Zuſtand iſt es zum dritten, ſo man zu ſolcher völligen Erkäntnis der Liebe gelanget, daß man eine Freudigkeit habe am Tage des Gerichts, denn daran, heißt es ferner, iſt die Liebe völlig bey uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts. Seine Liebe, will er ſagen, damit Er uns in Chriſto geliebet hat, erhält darin ihr τέλος, ihr völliges Ende und ihren eigentlichen Zweck, daß er uns nicht allein zuerſt geliebet, und ſeinen Sohn zur Verſöhnung für unſere Sünde gegeben, ſondern auch in Chriſto und durch Chriſtum uns zu ſeinem Tempel und Heiligthum machet, und ganz in ſeine Gemeinſchaft hineinziehet. Es iſt ſeine unausſprechliche Liebe daran nicht erſättigt geweſen, daß er ſeines eingebohrnen Sohnes nicht verſchonet, und ihn für uns alle dahin gegeben hat; Er, der freundliche und leutſelige Gott, wolte uns noch näher kommen, ja er wolte, daß auch wir ihm näher kommen möchten: die Liebe ſuchet die völlige Vereinigung. Gott ſuchet unſer Hertz, und lehret uns hinwiederum das Hertz Gottes ſuchen. Er will ein Hertz mit uns werden, und wir ſollen hinwiederum ein Hertz mit Ihm werden. Er machet uns zu ſeinem Tabernacul; durch den Glauben an den Herrn Jeſum erlangen wirs, daß er in unſerm Herzen wohnet und in uns wandelt und unſer Vater iſt, und wir ſeine Söhne und Töchter, 2. Cor. 6. v. 16. und 18. daraus kann denn nichts anders folgen, als daß da alle Furcht verſchwunden ſey, und daß man eine Freudigkeit habe am Tage des Gerichts. Dis hat Johannes mit groſſem Fleiß als eine beſondere Seligkeit ausgedrucket. Denn wie ein groſſes iſt das, daß wir uns nicht fürchten dürfen noch erſchrecken für dem Tage nicht nur eines zeitlichen Gerichts in dieſem Leben, ſondern auch des letzten Gerichts, und daß wir nicht in Sorgen ſtehen dürfen, was uns für eine Sentenz oder Urtheil alsdann treffen werde, ſondern daß wir vielmehr uns auf ſolchen Tag freuen können. O wie eine groſſe Veränderung iſt das, da man zuvor in ſeinem ganzen Leben mit Furcht des Todes eingenommen war, daß man hernach durch die Gnade unſers Herrn Jeſu Chriſti dermaſſen von aller Furcht des Todes und der Verdammniß befreyet worden, und eine kindliche Zuverſicht zu dem himmliſchen Vater durch den Glauben an Herrn Jeſum gefaſſet, daß uns kein Zorn ferner rühren werde. Vorher war man gleich einem verlohrnen und in der Irre gehenden Schaafe, aber nun iſt man bekehret zu dem Hirten und Biſchof ſeiner Seelen. Nun hat man denn auch Freudigkeit zu dieſem ſeinem Hirten. Und wie ſolte dem bis dahero verirrten Schäflein beſſer gerathen werden? es iſt ihm genug, daß es von ſeinem Hirten gefunden iſt, hinfort nimmt ers auf ſeine Achſeln, und trägts mit Freuden in ſeines Vaters Haus. Was ſollen wir ſagen, eben dadurch, daß der Menſch gegläubet und erkant hat die Liebe, die Gott zu uns hat, wird er in eine ſolche ſelige Gemeinſchaft mit Gott geſetzet, daß er den himmliſchen Vater kennen lernet als ſeinen Abba und lieben Vater, Jeſum Chriſtum als ſeinen Bruder, und den Heiligen Geiſt als ſeinen Tröſter. Eben dadurch wird auch die Seele eine Braut Chriſti; wie könte es ihr denn an der wahren Freudigkeit fehlen? und wie möchte die Braut des Sohnes Gottes, welches eine jede wahre gläubige Seele iſt, in einer knechtiſchen Furcht ſtehen, oder darin lange bleiben, ſo ſie ja davon angefochten würde? wie ſolte es ihr auch an der Freudigkeit gebrechen auf den zukünftigen Tag des Gerichts? Sie weiß ja und glaubet, daß der Richter aller Welt ihr Bräutigam iſt, der ihr freundlich entgegen kommet und ſie zu ſich nehmen will. Solte ſie ſich nicht vielmehr freuen auf die Zukunft ihres Bräutigams, ihre Lampe ſchmücken, ihr Gefäß reichlich mit Oel verſehen, ihm entgegen gehen, und mit Verlangen ſeiner warten? Sehet in einen ſolchen ſeligen Stand wird denn der Menſch durch die völlige Liebe geſetzet, wenn nämlich die Liebe, die Gott zu uns hat, durch den Glauben in ſeinem Hertzen kräftig wird, und in ſo weit ihren Zweck bey ihm erreichet. Denn da ſchmecket er die Freundlichkeit des Herrn, und weiß alsdenn aus der Gnade, ſo ihm gegeben iſt, davon zu zeugen; denn er hat nicht empfangen den Geiſt der Welt, ſondern den Geiſt aus Gott, daß er wiſſen kan, wie reichlich er von Gott begnadet iſt, nach dem 2. Cap. der 1. Corinth. vers 12.

Auch dis iſt zum vierten ein Zeugniß von dem ſeligen Zuſtande, darin uns die völlige Liebe ſetzet, daß gleich wie Er iſt, alſo auch wir ſeyn in dieſer Welt; wie es alſo lautet im 17. Verſic. in unſerem Text. Denn ſo wir in der Wahrheit und durch die Kraft und Wirckung des Heiligen Geiſtes gegläubet und erkant haben die Liebe, die Gott zu uns hat, ſo hat uns Gott durch ſolche ſeine Liebe gleichſam das Hertz genommen, und durch ſolch Evangelium oder Freudenvolle Verkündigung ſeiner Liebe unſer Gemüth dermaſſen zu ſich gezogen, auch uns durch ſolche Ausgieſſung ſeiner Liebe ihm darin ähnlich gemacht, daß ob wir gleich ſeine unermäßliche und unendliche Liebe nicht erreichen, noch ihm alſo vollkomen gleich ſeyn können, ſich dennoch eine Aehnlichkeit ſeines ſüſſen und liebreichen Hertzens als eine geſegnete Wirckung ſeiner uns verkündigten Liebe bey uns befindet, daß, gleich wie Er iſt, alſo auch wir ſind in dieſer Welt, als die zu ſeinem Ebenbilde erneuert werden von einer Klarheit und von einer Kraft zur andern. Gleichwie nun diejenigen Menſchen, die eine Gleichheit des Sinnes mit einander haben, eine immer hertzlichere Liebe, Vertrauen und Zuverſicht zu einander gewinnen: alſo wächſet auch die Liebe und das Vertrauen zwiſchen Gott und ſeinen Kindern, ſo, daß dieſe ihn als ihren lieben Vater, je beſſer ſie ihn kennen lernen, je hertzlicher auch lieben und je kindlicher und zuverſichtlicher ſich ihm anvertrauen. Wir ſehen davon an Chriſto ſelbſt ein vollkommenes Exempel. Denn gleichwie ſein Vater war, nemlich die Liebe, ſo war auch Er in dieſer Welt. Sein Vater hatte die Welt alſo geliebet, daß er ihr ſeinen eingebohrenen Sohn gab; Chriſtus, der Sohn der Liebe, gab ſein Leben für die Welt oder für der ganzen Welt Sünde. 1. Joh. 2. v. 2. darum ſprach er auch, als er um unſert willen vor Gericht gezogen ward: Sol ich den Kelch nicht trincken, den mir mein Vater gegeben hat? Joh. 18, 11. Alſo ſind denn auch ſeine Gläubigen in der Welt; daher ſie es für Gnade erkennen, ſo ihnen gegeben wird, nicht allein an ihn zu glauben, ſondern auch um ſeinet willen zu leiden. Phil. 1. v. 29, auch findet ſich, wenn die äuſſerlichen Gerichte Gottes hereinbrechen, ein mercklicher Unterſcheid zwiſchen den Kindern dieſer Welt, und zwiſchen denen, die in der Kraft des Glaubens ſtehen. Welche eine Furcht und welch ein Schrecken iſt zu ſolcher Zeit bey denen Gottloſen? hingegen wo das Hertz im Glauben an den Herrn Jeſum ſtehet, und die völlige Liebe, die Gott zu uns hat, durch den heiligen Geiſt erkant wird, da herrſchet nicht knechtiſche Furcht, ob auch gleich wegen der menſchlichen Schwachheit ſie davon möchten angefochten werden; ſondern da iſt vielmehr Freudigkeit; ja wenn auch ſchon die Welt untergienge, und die Berge mitten ins Meer ſäncken, ſo fürchtet ſich dennoch ein gläubiger nicht (Pſ. 46, 3.); denn er weiß, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum beſten dienen müſſen, (Röm. 8, 28.) und daß ohne des Vaters Willen kein Haar von ſeinem Haupte fallen könne; denn auch die Haar auf ſeinem Haupte alle gezählet ſind Luc. 12, 7. es weiß ein Kind Gottes wol, daß die böſen und halsſtarrigen Kinder am Tage des Gerichts ihre Strafe kriegen werden; daß aber die, welche mit ihm als ihrem lieben Vater, wol daran ſind, ſolcher Furcht gar nicht nöthig haben, ſondern von ihrem Vater auf den Schooß genommen werden, wenn er die andern wegen ihrer Bosheit ſtäupet und ſtraffet.

Und ſo iſt es auch zum fünften ein recht ſeliger Zuſtand, ſo man den Geiſt der Kindſchaft nunmehro anſtatt des Geiſtes der Knechtſchaft beſitzet, mithin von aller auch im Stande der Kindſchaft anklebenden Furcht ie mehr und mehr befreyet wird, in der Liebe aber ie mehr und mehr wächſet und zunimmt. Von dieſem ſeligen Zuſtande aber haben wir die Beſchreibung in unſerm Text im 18. und 19. Vers. Furcht, heißt es da, iſt nicht in der Liebe, ſondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus. Wenn die vollkommene Liebe Gottes, damit er uns in Chriſto geliebet hat, aus dem Evangelio durch die Wirckung des Heiligen Geiſtes recht erkant und geſchmecket wird, ſo exuliret die Furcht oder iſt aus dem Hertzen gleichſam heraus gebannet; hingegen lernet man da recht, wie aus der Vorrede des Vater Unſers im Catechiſmo eine Anleitung darzu gegeben iſt, getroſt und mit aller Zuverſicht Gott bitten, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater. Wir können deſſen ein Exempel nehmen an einem zarten Kinde, welches die Mutter auf ihren Armen hat. Denn da iſt bey einem ſolchen Kinde kein Merckmaal einer Knechtiſchen Furcht zu finden; vielmehr ſiehet man da, wie das zarte Kind ſeine liebe Mutter umhälſet, hertzet und küſſet, und wie hingegen das Mutter-Hertz durch dieſe unſchuldige Holdſeligkeit ihres lieven Kindes wieder gereitzet und beweget wird es deſto lieber zu haben, es wieder zu hertzen und zu küſſen, und alſo ihre Freude über die zuverſichtliche Liebe des Kindes wieder zu bezeugen, doch iſt dieſes nur ein Schatte und ein gar unvollkommenes Bild derjenigen Liebe, die zwiſchen Gott und ſeinen gläubigen Kindern iſt, hie gehet das ſüſſe Wort: Abba lieber Vater! recht aus dem Hertzen des Menſchen zu Gott, und hinwiederum gehet das ſüſſe Wort: Sey getroſt mein Sohn, ſey getroſt meine Tochter recht aus dem Munde und Hertzen Gottes und unſers Heylandes zu dem Menſchen, da iſt keine Furcht und kein Kummer; ſondern lauter Troſt und Freudigkeit, wie ein Kind in ſeiner Unſchuld bey ſeiner Mutter lachet und ſpielet, freundlich und ohne Sorgen iſt, und lieget da an ihrer Bruſt in lauter Süßigkeit. Alſo findet ſichs auch mit der Liebe, die Gott zu uns hat; denn wo dieſe durch den Geiſt der Gnaden verkläret wird in unſerem Hertzen, da iſt dem Menſchen gar anders zu Muthe als zuvor, da erfähret ers wahr zu ſeyn, was Johannes geſaget hat, die völlige Liebe treibet die Furcht aus; oder, wo die vollkommene Liebe Gottes, damit er uns geliebet hat, in der Kraft erkant und geglaubet wird, da ſpricht der Menſch! wofür ſol ich mich fürchten, und wofür ſol mir nun grauen; da mich Gott ſo hertzlich geliebet hat. Er iſt mein Vater und ich bin ſein Kind; er iſt mein und ich bin ſein; ich bin ſein und er iſt mein; ewig ſol unſere Liebe ſeyn. Siehe das iſt der ſelige Zuſtand, in welchen uns die völlige Liebe ſetzet, und das iſt das Hertz des Chriſtenthums, das der Menſch durch die völlige Liebe, die Gott zu ihm hat, in dem Vertrauen zu demſelben als ſeinem himmliſchen Vater, von Tage zu Tage, und immer mehr und mehr befeſtiget wird, damit wenn ſich gleich die knechtiſche Furcht wegen der anklebenden Schwachheit öfters wieder in ihm reget, dieſelbe doch gleich wieder zurücke ſtehen müſſe, und als ein Knecht heraus geſtoſſen werden, und da nichts als ſüſſe Liebe und ſüſſes Vertrauen zu finden ſey. Und ob wir auch in dieſem Stande immer unſere Unvollkommenheit zu erkennen haben, und es nicht dahin bringen können, dahin wirs zu bringen wünſchen; ſo iſt doch auch dieſes eine rechte himmliſche Uebung und ein ſtetiges Glaubensvolles Umfangen der Gnade und Liebe Gottes, da man ſich immer mehr und mehr dahin bearbeitet, ſich durch Betrachtung der Liebe Gottes und ſeiner herrlichen Verheiſſung je mehr und mehr des knechtiſchen Geiſtes und der unzeitigen Furcht zu entſchütten, hingegen ſich immer näher mit dem Herrn Jeſu in gläubiger Zuverſicht zu vereinigen, und immer ſüſſer und leiblicher in dem freundlichen und liebreichen Hertzens unſers Gottes zu ruhen. Ja wie unvollkommen wir auch dieſes bey uns befinden, ſo iſt doch auch das mindeſte, ſo man die Kraft davon beſitzet von gröſſerm Werth, als aller Welt Herrlichkeit; und nur einmal die Gnade Gottes in Chriſto Jeſu gekoſtet haben, iſt weit köſtlicher und unſchätzbarer als alle Luſt der Welt. Wer einmal ein Füncklein von dieſem göttlichen Feuer und von dieſer himmliſchen Flamme in ſeinem Hertzen empfunden hat, wird ſelbſt bekennen müſſen, daß ein ſolches Füncklein der göttlichen Liebe, ſo durchs Evangelium im Hertz aufgegangen, ſchon mächtig und kräftig genug ſey alle ſündliche Flammen der böſen Begierden zu dämpfen, daß ſie nicht über ihn herrſchen, und allen Kampf, den er antreten ſol die Welt zu überwinden, getroſt zu übernehmen. Eine ſolche Seele ſuchet nun, daß ſie alle Kräfte in die Liebe desjenigen einführen möge, der ſie mit ſeinem Blut von aller Unreinigkeit gewaſchen und zu ihr geſaget: du ſolſtt leben Ezechiel 16. v. 6. hinfort befleißiget ſie ſich, daß ſie ihm als ihrem Bräutigam wohlgefalle (2 Corinth. 5, 9.) der ſie mit ſeinem theuren Blut erkauffet hat, als das unſchuldige und unbefleckte Lamm Gottes. 1. Petr. 1, 19. Ich ſage abermals, dis iſt das rechte Hertz und gleichſam die Seele des Chriſtenthums, darnach wir demnach am allermeiſten zu ſtreben haben, nemlich daß wir durch die Erkäntnis der vollkommenen Liebe Gottes gegen uns in Chriſto Jeſu zu einer wahren kindlichen Freudigkeit zu Gott gelangen und darin täglich zunehmen mögen. Bedencket es ſelbſt, was wird uns in unſerer letzten Stunde angenehmer ſeyn können, als daß da alle Furcht für dem Tode, für dem Gerichte, für der Verdammniß durch die völlige Liebe ausgetrieben ſey, und daß an deſſen ſtatt ſich denn in unſeren Hertzen ein recht kindliches Vertrauen und ſüſſe Zuverſicht zu unſerm himmliſchen Vater befinde, daß wir mit Freudigkeit in ſein ewiges Reich eingehen mögen.

Dritter Theil.

Es iſt aber das III. Stück, ſo wir uns zu betrachten vorgenommen, annoch zurücke, nemlich unſere Bewahrung, aus dieſem ſeligen Zuſtand, darein uns die völlige Liebe ſetzet, nicht wieder zu entfallen. Bisher iſt der Mund Johannis, des Jüngers, den Jeſus lieb hatte, gleichſam von lauter Honig und Honigſeim übergefloſſen, da er uns die Liebe, die Gott zu uns hat, verkündiget. Es hat aber derſelbe auch wol gewuſt, daß, wenn wir gleich dieſe Liebe erkant haben, uns dennoch unſer Hertz gar leicht wieder verführen könne, da es denn geſchehe, daß wir den ſeligen Zuſtand, in welchen uns die völlige Liebe geſetzet, durch unſere eigene Schuld wieder verlieren, und darnach deſto unſeliger ſeyn. Dannenhero finden wir denn in den letzten Verſiculn unſers Textes, daß er uns ſorgfältig angewieſen, uns wohl zu bewahren, damit wir aus dieſem ſeligen Zuſtande nicht wieder entfallen. Und da lehret er uns nun, daß die Bewahrung erſtlich geſchiehet, wenn wir Gott lieben, weil er uns erſt geliebet hat; und dann, wenn wir dem Gebot, ſo wir von ihm haben, gehorchen, daß, die wir Gott lieben, auch unſern Nächſten lieben; und dergeſtalt unſer Glauben in der Liebe gegen Gott und den Nächſten thätig ſeyn laſſen.

So ſpricht er denn v. 19. laſſet uns ihn lieben, denn er hat uns erſt geliebet. Es hätten dieſe Worte auch alſo mögen überſetzet werden: wir lieben ihn, denn er hat uns erſt geliebet. So legte Johannes für ſich und für alle gläubige Kinder Gottes ein aus dem Grunde des Hertzens flieſſendes Zeugnis ab, als wolte er ſprechen: von Natur konten wir Gott nicht lieben. Denn von Natur ſind wir alle fleiſchlich geſinnet; welches eine Feindſchaft iſt wider Gott; da uns aber die heilſame Gnade und die Freundlichkeit und Leutſeligkeit Gottes unſers Heylandes erſchienen iſt, indem ſie uns durchs Evangelium entdecket und durch den Heiligen Geiſt in unſeren Hertzen kräftig worden, ſo werden nunmehro hinwiederum zarte Flämlein der Gegen-Liebe in uns angezündet durch den Heiligen Geiſt, und ſeine Liebe, damit er uns erſt geliebet hat, da wir noch ſeine Feinde waren, dringet uns, daß wir ihn wieder hertzlich und kindlich lieb haben. Zuvor hatten wir aus dem Geſetz gelernet, daß es unſere Pflicht ſey ihn zu lieben; aber es war keine Kraft bey uns dieſe Pflicht zu beobachten; wir waren todt, und das Geſetz konte uns nicht lebendig machen Galat. 3, 21. nunmehro aber, da uns Gott ſein Evangelium verkündigen laſſen, hat ſeine uns darin angeprieſene völlige Liebe ſich als ein Strom des Lebens in unſere Hertzen ergoſſen, ſie lebendig gemacht, und dergeſtalt geändert, daß wir uns durch die Macht dieſer Liebe und durch ihre unbeſchreibliche Breite und Länge, Tiefe und Höhe genöthiget und überwunden finden, daß wir uns nicht enthalten mögen ihn wiederum zu lieben. Denn wer iſt unter den gläubigen Kindern Gottes, der nicht alſo gedencket. O Gott, du haſt mich armen Sündenwurm, der ich, ſo du nach der Strenge deiner Gerechtigkeit mit mir verfahren wollen, ſchon längſt in der Höllen hätte Pein leiden müſſen, alſo geliebet, daß du deinen einigen Sohn für mich dahin gegeben, und mir alſo das, was dir das allerliebſte war, geſchencket, damit du aufs allerkräftigſte bezeugeteſt, daß du nicht Luſt habeſt zu meinem Verderben, ſondern mich vielmehr ſelig machen und auf deinen Thron ſetzen wolleſt. Ach ſiehe in der Höllen ſolte ich liegen, nichts anders hatte ich verdienet; und deine pur lautere Liebe, Gnade und Barmhertzigkeit iſt es, die mich nicht allein von der Höllen befreyet, welches ja ſchon genug wäre; ſondern mich auch bis in den Himmel und bis auf deinen Thron erhebet. Da ich nun dieſes erkenne, ach! wie könte ich nun anders, als dich hinwiederum hertzlich lieben? Ach daß ich doch niemals einen Schritt gethan, ein Wort geredet, eine Begierde und Gedancken gehabt hätte, damit ich dich einen ſo unausſprechlich liebreichen Gott beleidiget und dein ſüſſes Vater-Hertz betrübet! o der Schande, daß ich die Kräfte meiner Seelen nicht gäntzlich zu deinem Dienſte gewidmet und aufgeopfert; ſondern vielmehr mein Leben in der Eitelkeit verzehret! ach daß ich doch die gantze Zeit meines Lebens zu deiner Ehre und zu deinem Lobe in ſchuldigen kindlichen Gehorſam hinwiederum angewendet hätte, da du ja mich ohne alle mein Verdienſt und Würdigkeit ſo hertzlich geliebet, und mir deinen Sohn zum Heyland und Erlöſer geſchencket haſt. Dieweil es denn nun, o mein Gott und Herr, ſchlimm genug iſt, daß ich die vorige Zeit ſo hingebracht habe; ich aber nunmehro deine Liebe erkant, damit du mir zuvor kommen biſt, ey ſo liebe ich dich nun deſto hertzlicher. Ich liebe dich zwar bey weitem nicht ſo ſehr, als es ſeyn ſolte, und als ichs auch nunmehro durch deine Gnade wünſche und verlange, aber du haſt doch durch deinen Geiſt eine wahrhafte und aufrichtige Liebe zu dir in meinem Hertzen gewirket. Nunmehro ringe ich darnach und ſehne mich ohn Unterlaß, daß ich in völliger Liebe mit dir möge vereiniget werden. Und ob ichs auch nimmer erreichen kann noch werde wegen der Schwachheit des Fleiſches, dich ſo vollkommen zu lieben, als ich ſchuldig bin, ſondern noch immer viel daran fehlen wird, ſo darf ich doch und kan mit Wahrheit zu dir, der du alle Dinge weißt, ſagen: ich liebe dich, denn du haſt mich erſt geliebet; und ſo ſagen alle deine Kinder unter einander: wir lieben ihn, denn er hat uns erſt geliebet.

Was ſol ich weiter ſagen? Geliebte in dem Herrn, wenn ein Menſch Gott nicht lieb hat, ſo muß er das noch nicht in der Wahrheit erkant und noch nicht von Hertzen geglaubet haben, daß ihn Gott erſt geliebet habe: erkennete und gläubete er das, ſo würde er ihn gewißlich wieder lieben. Geſchichts doch, daß, wenn einem nur erzehlet wird, daß ihm von einem fremden Menſchen ein Liebes-Dienſt unbekannter Weiſe ſey erwieſen worden, deſſen Hertz dadurch gerühret wird, daß er bey ſich ſelbſt gedencket, wie habe ichs um den Menſchen verdienet, daß er mir dis erzeiget hat? und da findet einer bald, daß er gegen einen ſolchen, der wohl von ihm geſprochen oder ihm etwas gutes erzeiget, ob er ihm wol ſonſt unbekannt iſt, hinwiederum zur Liebe bewogen wird. Aber was iſt das? und wofür iſts zu rechnen gegen die Liebe Gottes, damit er uns, da wir ſeine Feinde waren, geliebet hat? wie wäre es doch möglich, daß ein Menſch dieſes von Hertzen gläubete, daß ihn der groſſe und lebendige Gott von Ewigkeit her in Chriſto Jeſu geliebet habe; und daß deſſen Rath-Schluß dieſer geweſen ſey, ſeines einigen Sohnes um ſeinet willen nicht zu verſchonen, ſondern denſelben für ihn dahin zu geben in den Tod, auf daß er durch ihn ewig leben möge; wie wäre es möglich, ſage ich, daß einer dieſes gläubete, und ihm ſein Hertz nicht wieder bräche, dieſen ſo liebreichen Gott wiederum aufs allerhertzlichſte und innigſte zu lieben? ja gewiß, da erfährets der Menſch, daß durch die Predigt vom Glauben der Heilige Geiſt gegeben wird, und daß das Evangelium eine Kraft Gottes iſt, ſo ihn zu einem andern Menſchen machet, wie Lutherus ſaget, von Hertzen, Muth, Sinn und allen Kräften.

Nun wird aber auch in unſerem Texte von Johanne wol bedächtig noch weiter angezeiget, daß, wenn wir in dem ſeligen Stande, darein uns die völlige Liebe durch Austreibung der Furcht verſetzet, bewahret ſein wollen, auch eine Uebung in der Liebe des Nächſten ſich bey uns befinden müſſe. Davon ſaget er: So jemand ſpricht: ich liebe Gott, und haſſet ſeinen Bruder, der iſt ein Lügner, denn wer ſeinen Bruder nicht liebet, den er ſiehet, wie kan er Gott lieben, den er nicht ſiehet? Und dis Gebot haben wir von ihm, daß, wer Gott liebet, daß der auch ſeinen Bruder liebe. Es wußte Johannes wol, daß die Menſchen ſich deſſen gerne rühmen, daß ſie Gott lieben, ja wol kecklich ſagen dürfen, daß ſie ihn ihr lebelang geliebet haben. So will er nun, es ſoll ein jeglicher, der da ſpricht: ich liebe Gott, ſich ſelbſt wol prüfen, ob ſichs auch alſo verhalte. Gleichwie man einer Rechnung nicht leicht Glauben zuſtellet, ſondern examiniret ſie erſt, ob ſie auch ihre Richtigkeit habe: alſo erfordert auch Johannes eine Probe, obs zutreffe und die Wahrheit ſey, daß einer Gott liebe. Das iſt aber die Probe, daß einer, der ſich der Liebe Gottes rühmet, auch ſeinen Nächſten von Herzen liebe. Darum ſaget er: So jemand ſpricht: ich liebe Gott, und haſſet ſeinen Bruder, der iſt ein Lügner. Ein ſolcher will mit ſeinem Vorgeben entweder andere betriegen, oder er betrieget ſich ſelbſt, weil ſein Vorgeben die Probe nicht hält. Dis beweiſet er theils aus einem Schluß von dem geringern zu dem gröſſern, theils durch das ausdrückliche Gebot des Herrn. Denn, ſpricht er, wer ſeinen Bruder nicht liebet, den er ſiehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht ſiehet? Wie kann man ihm das, wil er ſagen, zutrauen, daß er den unſichtbaren Gott, der durch den Glauben erkant werden muß, wahrhaftig liebe und ihm von Hertzen anhange und diene, ſo, daß er gerne alles, wie der aufrichtigen Liebe Art iſt, um ſeinet willen thun und leiden wolte, da er ſolches ſogar nicht in der That an ſeinen Nächſten beweiſet, den er vor ſeinen Augen hat, und an dem er ſtets Gelegenheit hat, ſo er ihn anders in der Wahrheit liebet, ſolches auch in der That zu beweiſen?

Und dis Gebot, ſpricht er weiter, haben wir von ihm, daß, wer Gott liebet, daß der auch ſeinen Bruder liebe. Es ſcheinet Johannes habe in dieſen Worten darauf geſehen, daß unſer Heyland Matth. 22, 37 bis 40. als einer gefraget: welches iſt das fürnehmſte Gebot im Geſetz? geantwortet: Du ſolſt lieben Gott deinen Herrn von gantzem Hertzen, von gantzer Seelen, von gantzem Gemüthe, dis iſt das fürnehmſte und gröſte Gebot. Das andere iſt dem gleich: du ſolſt deinen Nächſten lieben als dich ſelbſt. In dieſen zweyen Geboten hanget das gantze Geſetz und die Propheten. Desgleichen ſcheinet der Apoſtel geſehen zu haben auf die Rede Chriſti. Joh. 13, 34. und 35. Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, gleichwie ich euch geliebet habe, auf daß auch ihr einander lieb habet. Dabey wird jederman erkennen, daß ihr meine Jünger ſeyd, ſo ihr Liebe unter einander habet. Und Cap. 15, 12. Das iſt mein Gebot, daß ihr euch untereinander liebet, gleichwie ich euch liebe. Gleichwie denn nun unſer Heyland die Liebe gegen Gott und gegen ihn ſelbſt als unſern Seligmacher, und gegen den Nächſten gar genau zuſammen verbunden hat; ſo faſſet es in unſem Text Johannes zuſammen in ein Gebot, das wir von ihm haben, daß, wer Gott liebet, daß der auch ſeinen Bruder liebe. Und wie er vorhin geſchloſſen, daß aus der Erkäntniß der Liebe Gottes gegen uns, wenn ſolche Erkäntniß wahrhaftig iſt, gewiß auch eine wahre Liebe zu Gott flieſſet; alſo bezeuget er auch hiemit, daß wo die Liebe zu Gott wahrhaftig ſey, daſelbſt ſich auch ohnfehlbarlich eine wahre und thätige Liebe gegen den Nächſten finden müſſe; und wenn ſich einer gleich der Gnade Chriſti tröſten und die Seligkeit von ihm hoffen wolte, ſo würde doch ſolcher Troſt und ſolche Hofnung eitel ſeyn, dieweil er vor Gott als ein Lügner erfunden werde, indem er ſeine Liebe zu Gott nicht durch die Liebe des Nächſten legitimire und beweiſe. Denn hätte er Gott in ſeiner Liebe wahrhaftig erkant, ſo würde er nicht umhin können Gott wieder zu lieben, und ſo würde auch dieſe Liebe, die er zu Gott hätte, ſich gar bald durch ihre Furcht offenbaren, nemlich durch die Liebe gegen ſeinen Bruder, das iſt, gegen den Nächſten. Geſetzt aber, er hätte vorhin Gott wahrhaftig erkant und geliebet, er gäbe aber Raum dem Unwillen, Zorn und Haß gegen ſeinen Nächſten, und wiederſtünde ſolchem Haß nicht durch die Kraft des Heiligen Geiſtes, ſondern hegete vielmehr denſelben in ſeinem Hertzen, ſo würde er ſich dadurch aufs neue aus ſeinem ſeligen Zuſtande, in welchen ihn die völlige Liebe geſetzet, in ſeinen vorigen unſeligen Zuſtand geſtürtzet befinden; die vorige knechtiſche Furcht würde wieder da ſeyn, die Freudigkeit aber zu Gott würde wegfallen ſamt allen geiſtlichen Gaben, die mit ſolcher kindlichen Freudigkeit und Zuverſicht zu Gott verknüpfet wären. Selig iſt demnach der, in deſſen Hertz die Liebe Gottes, die er zu uns hat, ausgegoſſen iſt durch den Heiligen Geiſt, und der auch in dieſer Liebe Gottes gegen uns alſo bleibet und bewahret wird, daß die Liebe ſich hinwiederum in dieſe beyden Ströme nemlich der wahren Liebe zu Gott und der wahren Bruder-Liebe ergieſſet und ohne Unterlaß ausflieſſet.

Nutzanwendung.

So haben wir nun Geliebte in dem Herrn, vernommen welches da ſey die Austreibung der Furcht durch die völlige Liebe; und zwar inſonderheit mit einander erwogen Unſern elenden Zuſtand unter der Furcht; Unſern ſeligen Zuſtand, darein uns die völlige Liebe durch Austreibung der Furcht verſetzet, und unſere Bewahrung aus dieſem ſeligen Zuſtande nicht wieder zu entfallen. Nun zweifle ich keines weges, daß nicht unter der gegenwärtigen Menge der Zuhörer manche von ihrem elenden Zuſtande, in welchem ſie ſich noch bis hieher unter der Furcht befunden, überzeuget ſeyn ſolten. Denn das Gewiſſen ſelbſt wird dieſen und jenen haben zu erkennen gegeben, wie ſie keines weges mit Gott durch den Glauben ſo vereiniget ſeyn, daß ſie ſich der väterlichen Gnade und Huld deſſelben mit genugſamen Grunde erfreuen und tröſten könten. Es wird wol etwa einigen ſo gar in ihr Gedächtniß kommen ſeyn, womit, wo, wenn und wie ſchwerlich ſie ſich an Gott verſündiget, auch daß ſie noch nicht Buße gethan haben für die Sünden, die ſie begangen und für das gottloſe Weſen, ſo ſie getrieben haben. Ein und andere werden die Furcht für dem Gerichte Gottes und die Anklage ihres eigenen Gewiſſens bey ſich ſelbſt haben gefühlet und empfunden. Vielleicht wird manchem offenbahr ſeyn, daß bis hieher die Sünde noch über ſie geherrſchet, und daß ſie unter der Furcht für dem Tode, für dem Zorn Gottes und für dem ewigen Gerichte und Verdammniß bis auf dieſe Stunde wol in einem recht unſeligen Zuſtande geweſen, und um deswillen noch nicht gerne ſterben wolten, indem ſie keine fröliche Gewißheit in ihrem Hertzen hätten, wo ſie hinkommen würden, wenn ſie nun aus dieſer Zeit in die Ewigkeit ſolten verſetzet werden. Solche nun, die von ihrem elenden Zuſtande überzeuget ſind, daß bey ihnen keine Freudigkeit iſt zu Gott, ſondern Furcht; keine Ruhe, ſondern Pein, keine kindliche Zuverſicht, ſondern Unglaube und Mißtrauen, ſolche ſage ich, haben dennoch zu erkennen, daß auch dieſes ſchon eine groſſe Barmhertzigkeit Gottes ſey, die er an ihnen bewieſen, daß er ſie in ſo weit von ihrem Schlaff aufgewecket und von ihrer Blindheit befreyet, daß ſie nunmehro zum wenigſten einigermaſſen ihren unſeligen Zuſtand, in welchem ſie ſich bis hieher befunden, zu erkennen angefangen und dafür erſchrocken ſind.

Wie viel deren denn nun unter euch, geliebteſte Zuhörer, ſo viel Gnade von Gott erlanget haben, als ietzo geſaget iſt; dieſelben ermahne ich in dem Herrn, die erlangete Erkäntniß ihres bisherigen unſeligen Zuſtands dahin anzuwenden, daß ſie zuvörderſt Gott dem Herrn demüthigen Danck ſagen, und ihn preiſen, daß er ihr bishero ſo ſicher ſchlafendes Gewiſſen aufgewecket, und ſie zur Erkäntniß ihrer ſelbſt gebracht hat. Ich ermahne euch aber auch und bitte euch durch die Wunden Jeſu Chriſti, daß ihr es doch ja auch nun nicht bey der bloſſen Erkäntniß eures Elendes bewenden laſſet. Denn ſonſt würde dieſe euch nur eine deſto gröſſere Verantwortung und ſchwerere Verdammniß bringen. Denn dis hat man gewiß zu erwarten, wenn man die Ueberzeugung ſeines Gewiſſens nicht tiefer in ſein Hertz und Seele eindringen läſt, ſondern gleich ſorget, man werde verzagen und verzweifeln, ſo man der Sache noch beſſer nachdencken und ſeine alten Sünden-Wunden durch ernſtliche Prüfung ſeines Gewiſſens gleichſam aufreiben wolte. Hingegen wenn uns Gott die Gnade gethan, daß wir unſern unſeligen Zuſtand und unſer Sünden-Elend zu erkennen angefangen, und wir eilen nicht zu frühzeitig davon, ſondern forſchen unſerm tiefen Verderben weiter nach, damit wir uns in dem Spiegel des göttlichen Wortes durch die Erleichtung des Heiligen Geiſtes ſo erkennen lernen, wie wir vor Gott in der Wahrheit geſtaltet ſind, ſo verleyhet uns Gott mehr Gnade, und, wie er uns unſern elenden Zuſtand unter der Furcht zu erkennen gegeben, alſo verſetzet er uns in einen ſeligen Zuſtand durch die völlige Liebe, welche die Furcht austreibet. Wollet ihr denn nun auch, die ihr von eurem bisherigen unſeligen Zuſtand überzeuget ſeyd, in einen beſſern Zuſtand durch die völlige Liebe verſetzet werden, ſo bedienet euch hierzu auch der Mittel, die Gott ſelbſt dazu verordnet hat. Solche ſind inſonderheit das Wort Gottes und das Gebet, und die mit beyden verknüpfte Prüfung des Gewiſſens. Forſchet in dem Worte Gottes, und unterſuchet was euer Tauffbund auf ſich habe; examiniret euch ſelbſt und unterſuchet euch, ob ihr euch wahrhaftig des Bundes der heiligen Taufe zu tröſten und zu erfreuen habet. Denn an Gottes Seiten ſtehet zwar dieſer Bund feſte; aber habet ihr an euer Seiten denſelben nicht durch muthwillige und vorſetzliche Sünden übertreten? habet ihr nicht die Liebe der Welt über euch herrſchen laſſen, welcher ihr doch in der heiligen Tauffe entſaget? und ſo dieſes geſchehen iſt, habet ihr denn euren dergeſtalt übertretenen Tauff-Bund in wahrer Hertzens-Buſſe durch den Glauben an Jeſum Chriſtum wieder erneuret? ach tretet nur mit Aufrichtigkeit des Hertzens vor den unbetrüglichen Spiegel des göttlichen Worts, und ſchmeichelt euch ſelber nicht. Warum woltet ihr euch ſelbſt betriegen, und nicht vielmehr euer Sünden-Elend und tiefes Verderben recht gründlich erkennen? Es würde nichts als euer Schade ſeyn, ſo ihr vor ſolcher Erkenntniß fliehen woltet; hingegen je beſſer und aufrichtiger ihr euren Zuſtand nach dem göttlichen Wort erkennen werdet, je beſſer wirds für euch ſeyn. Denn ich ſage euch, ihr könnet euch nimmer in einem ſo ſchlechten und unſeligen Zuſtande befinden, daß euch der Herr nicht aus demſelben erretten könte, und daß er ſich nicht über euch freuen ſolte, wie der Vater, Lucä am 15. ſich über den verlohrnen und nunmehro wiedergefundenen Sohn freuete. Gewiß er wird euch auch entgegen kommen, euch umhälſen, euch hertzen und küſſen, euch in ſeine Gnaden volle Gemeinſchaft auf und annehmen und euch ins ewige Leben einführen, ſo er euch nur wahrhaftig bußfertig befindet, und ſo ihr wahrhaftig ſeine Gnade in Chriſto Jeſu ſuchet und begehret. Ach! warum woltet ihr länger in Sünden beharren und ein Scheuſal ſeyn in den Augen des lebendigen Gottes? Warum woltet ihr noch länger Sclaven des Satans und mit Ketten der Finſterniß gebunden ſeyn? was könte greulicher; ja was könte jämmlicher ſeyn? Wohlan im Namen Jeſu Chriſti brechet entzwey die Bande der Sünden. Warum wollet ihr auch nur noch einen Augenblick darin beharren? jetzt, jetzt, da ihr dis Wort höret, laſſet es euch in eure Hertzen und Seelen hineindringen, daß ihr euch feſt entſchlieſſet, alles ſündliche Weſen ein für alle mal zu abandoniren, allen Sünden gute Nacht zu geben, ihnen von gantzem Hertzen zu entſagen und in der Wahrheit abzuſterben, auch von nun an allen böſen Vorſatz aus eurem Hertzen zu exterminiren und zu verbannen, ich ſage, allen böſen Vorſatz, den ihr nach dem Zeugniß eures eigenen Gewiſſens bishero noch darinnen geheget, und keiner einigen Sünde weiter über euch die Herrſchaft zu laſſen. Gebricht es euch an Kraft zu ſolcher männlichen Resolution, ach ſo wendet euch doch mit Bitten und Flehen zu der unendlichen Liebe und Barmhertzigkeit eures Gottes, und ſprecht zu ihm: O mein Schöpfer und mein Vater, du haſt mir gleichwol meinen bisherigen unſeligen Zuſtand zu erkennen gegeben, und mich durch dein Evangelium verſichern laſſen, daß du nicht wolleſt, daß ich in ſolchem Elende bleiben und ewig verlohren werden ſoll; ſondern daß du mich durch deine völlige Liebe in einen beſſern Zuſtand verſetzen, alle knechtiſche Furcht aus meinem Hertzen vertreiben, mich mit Freudigkeit und kindlicher Zuverſicht zu dir erfüllen und mich endlich ewig ſelig machen wolleſt durch Chriſtum, in welchem du dich über mich erbarmet haſt. Ich bekenne dir meinen unſeligen Zuſtand, und daß mirs an Kraft fehlet der Sünde abzuſterben; haſt du mir nun die Gnade gethan dis zu erkennen und es vor deinem Angeſicht mit bußfertigen Hertzen zu bekennen; ey ſo reiche mir auch deine Hand, und ſchencke mir deine göttliche Kraft mich der Macht der Finſterniß zu entreiſſen, ein Kind des Lichts zu werden, und von nun an in deinem Lichte und vor deinem Angeſichte beſtändig zu wandeln. Du haſt mir mein Hertz gerühret, hilf mir nun weiter, damit ich dem Verderben entfliehen, zu dir kommen und ewiglich bey dir ſeyn möge.

Doch, Geliebte in dem Herrn, es ſind vielleicht auch ſolche unter euch, die noch nicht dencken, daß es eben ſo gefährlich mit ihnen ſtehen ſolte. Denn es ſind auch viele, die ſich ſelbſt betrügen, und von andern dafür gehalten ſeyn wollen, daß ſie nicht in einem ſolchen unſeligen Zuſtande, wie es jetzo beſchrieben iſt, ſich befinden, und dergleichen Leute hatte auch Johannes zu ſeiner Zeit vor ſich. Denn er ſagte nicht vergebens in unſerm Text v. 20. So jemand ſpricht: ich liebe Gott, und haſſet ſeinen Bruder, der iſt ein Lügner; ſondern er wuſte, daß es Leute gebe, die da ſprächen, ſie liebeten Gott, und die die doch ihren Nächſten haſſeten. Was iſt es denn Wunder, daß auch zu unſer Zeit ſolche gefunden werden, die eine gute Meynung von ihrem Seelen Zuſtande haben, und ſich doch darinn ſelbſt betrügen.

Solche ſind diejenigen, die da dencken, ſie lebeten ja in keinen offenbaren Sünden, daher ſie ohne Zweiffel, wenn ſie ſtürben, in dem Himmel kommen würden. Und alſo wird auch wol der reiche Mann zu ſeiner Zeit nicht geglaubet haben; daß ſein Zuſtand ſo elend, und ſo verdammlich ſeyn ſollte; darnach aber wird er deſſen erſt ſeyn innen worden, als er in der Höllen und in der Qvaal geweſen. O der elenden, und betrogenen Menſchen, die hier in der That in einem unſeligen Zuſtande ſtehen, und es doch nicht glauben; ſondern erſt dort, zu ihrem Schrecken erfahren müſſen; In weltlichen und irdiſchen Dingen läſt ſich keiner gerne betrügen; ſo ſolte ja noch vielweniger ein Menſch es mit ſeiner Seelen, und mit deren Seligkeit, die er zu erlangen hoffet auf ein Geradewohl, ankommen laſſen. Beſiehet man eine jede geringe Waar, die man kaufen will, ſo genau, und nimmt ſich aufs beſte damit in acht, daß man ja nicht möge übervortheilet und betrogen werden; wie vielmehr ſolte man forſchen, und aus dem Worte Gottes eine genaue Prüffung und Unterſuchung anſtellen, ob man auch die rechten Kennzeichen eines Kindes Gottes an ſich habe, und demnach gewiß ſeyn könne, daß man nicht vergeblich und ohne Grund die Seligkeit zu erlangen hoffe. Zwar beſorgen ſich einige, wenn ſie dieſe Prüffung nach der Richtſchnur des göttlichen Worts anſtellen würden, ſo möchten ſie befinden, daß ſie in der That die Leute noch nicht wären, die Gott in dieſem ihren Zuſtande in die Seligkeit einnehmen könnte; weil ſie nun das beſorgen, ſo unterlaſſen ſie dieſe Prüffung gar; aber ſie ſolten dieſelbe deſto ſorgfältiger und embſiger anſtellen. Denn dieſes würde den Nutzen haben, daß ſie in dieſer allerwichtigſten Sache, nicht immer in heimlichen Zweiffel blieben, ſondern deſto eher zur rechten Gewißheit kämen. Und warum will man nicht gern ſeinen Zuſtand gründlich erkennen, ob er gut oder böſe ſey? Gewiß Gott will uns alle gern ſelig machen, ſo wir ihn von Hertzen darum bitten, und uns auch ſonſt in ſeine Ordnung einergeben, die er in ſeinem Worte vorgeſchrieben hat. Was wir nicht haben, das können wir ja noch bey einem ſo liebreichen Vater erlangen. Er will nur, daß wir die Seligkeit in dem Sohn, den er uns zum Heyland gegeben hat, mit Ernſt ſuchen. Sie iſt uns ſchon erworben und zuwege gebracht; wir ſollen nur unſere Hertzen nicht in der Unbußfertigkeit verhärten, und durch Unglauben vor ihm zuſchlieſſen. Wir dürffen ſie ihm nicht erſt abverdienen, ſie iſt uns ſchon verdienet von Chriſto. Um deſſelbigen willen ſoll ſie uns aus Gnaden, und umſonſt geſchencket werden; wir ſollen ſie nur nicht von uns ſtoſſen durch die Beharrung in der Unbußfertigkeit und im Unglauben. Unſer Glaube darf getroſt zugreiffen, und Chriſtum mit der gantzen Seligkeit ergreiffen; es ſoll nur nicht Wahn-Glaube ſeyn, ſondern wahrer Glaube. Das iſt aber Wahn-Glaube, da der Menſch nicht die Sünde von Hertzen haſſet, und ſich doch Chriſti tröſtet, und da man man ſich der Liebe, damit uns Gott geliebet habe, erfreuen, und doch Gott nicht wieder lieben will; oder da man ſpricht: man liebet Gott und haſſet doch ſeinen Bruder. Das iſt aber wahrer Glaube, der die Buſſe zum Grunde hat, wie Chriſtus ſpricht: Thut Buſſe und gläubet. Marc. 1, 15. Und da iſt wahrer Glaube, wo man aller Sünde feind iſt, gegen dieſelbe durch den Glauben ernſtlich ſtreitet und kämpfet, und ſich hütet für alle dem, was dem Herrn mißfällig iſt.

Will uns denn nun der gütige und freundliche Gott ſo gern ſelig haben und uns ohne alle unſer Verdienſt und Würdigkeit aus bloſſer Gnade um Chriſti willen ſelig machen, ey ſo laſſet uns doch hinzu gehen, unſere Knie vor ihm beugen, und, wenn wir mercken, daß es nicht recht mit uns ſtehe, alſo zu ihm ſagen: ach Herr, ich weiß ja leider ſelber nicht, wie ich mit mir dran bin, und wie es mit mir beſchaffen iſt; ob ich mich nicht etwa, wie viele andere Menſchen, bis hieher ſelbſt betrogen habe, wenn ich mich für einen ſolchen gehalten, der in deiner Gnade, und folglich in einem guten und ſeligen Zuſtande ſich befinde. Vergib mir aus Gnaden, daß ich ſo lange hingegangen bin, und den Grund meines Hertzens nicht beſſer erforſchet habe. Oeffne mir dein heiliges Wort, auf daß ich mich aus demſelben recht möge erkennen lernen, und mich nicht ferner ſelbſt betrüge. Bekehre mich recht, und ſetze mich in den Zuſtand, daß ich alle Kennzeichen deiner Kindſchaft in der That und Wahrheit an mir befinden möge; und wenn du mich darzu gebracht haſt, ſo verleihe mir auch die Gnade, daß ich in ſolchem ſeligen Zuſtande biß an mein Ende verharre. Solches Gebet wird Gott gewiß erhören.

Aber o unſelige Menſchen, die es gleichſam erzwingen wollen, daß es ſchon recht mit ihnen ſtehe, da ſie ſich doch hierin betrügen. Sie meinen wol, es ſey eine Verſuchung vom Teufel, wenn ihnen ein Zweifel aufſteigt, obs auch recht mit ihnen ſtehe; da doch Gott haben wil, daß wir uns nach ſeinem Wort prüfen ſollen, obs recht mit uns ſtehe oder nicht. Wie ja um deßwillen Johannes ſo wol in unſerm Text, als ſonſt auch in der gantzen Epiſtel dergleichen Kennzeichen angewieſen, damit ſich ein jeder darnach ſorgfältig prüfen möge. Und ſolche Prüfung iſt nicht ſchwer: denn wer nur Gottes Wort, und nicht ſeine eigne Einbildung zur Richtſchnur erwehlet, und ſich mit aufrichtigem Hertzen darnach examiniret und prüfet, der kan nicht lang in ſeinem ſelbſt Betrug bleiben, ſondern Gott wird ihn davon frey machen, und er wird ſeinen Zuſtand erkennen, wie er in der Wahrheit beſchaffen iſt, anfänglich zwar vielleicht zu ſeiner Betrübniß, wenn er ſiehet, wie er ſich betrogen, dann aber zu ſeiner deſto gröſſern Freude, wenn ihn die Wahrheit von ſolchem Betruge wird frey gemachet haben.

Ob ich aber gleich nicht zweiffele, daß ſolche unter euch ſind, die ſich im Gewiſſen von ihren bisherigen unſeligen Zuſtand überzeugt befinden. Desgleichen ſolche, die ſich noch bis hieher ſelbſt betrogen; ſo zweifle ich dennoch auch keines weges, daß ſich nicht auch ſolche unter euch befinden ſolten, die nach erlangter Erkäntniß ihres bisherigen unſeligen Zuſtandes und ſelbſt Betruges ſich nach einem beſſern Zuſtande ſehnen, und nun allbereit im würcklichen Kampf gegen die Sünde ſtehen. Dis ſind diejenigen, denen das Hertz gerühret iſt, und die daher nichts mehr wünſchen, als in einen beſſern Zuſtand verſetzet zu werden. Sind nicht ſolche unter euch hier gegenwärtig, die bey ſich ſelbſt gedencken: Ach? wer ſo ſelig ſeyn möchte, daß er Gott ſeinen lieben Vater mit rechter Freudigkeit nennen, und mit dem Herrn Jeſu ſo, wie ein Bruder mit dem andern umgehen, und zu ihm ein ſo hertzliches Vertrauen, wie eine Braut zu ihrem Bräutigam haben könte! Ach, wer ſo ſelig wäre, daß alle knechtiſche Furcht durch die völlige Liebe aus ſeinem Herzen ausgetrieben wäre! Solchen ſage ich denn in dem Namen des Herrn: Selig ſeyd ihr, ſo ihr dieſe Seligkeit von Herzen wünſchet und verlanget, und ſo ihr es nicht bey dem bloſſen Wünſchen laſſet, ſondern mit Gebet, Ringen und Flehen darob kämpfet, daß ihr einen ſolchen ſeligen Zuſtand in der That und Wahrheit in euch ſchmecken und erfahren möget. Und ſeyd ihr in dieſem Kampf allbereit würcklich eingetreten, ſo verlaſſet ja den Kampf-Platz nicht, ſondern beharret auf demſelben, bis ihr einen völligen Sieg des Glaubens erlanget da der Heilige Geiſt eurem Geiſte Zeugniß gebe, daß ihr Gottes Kinder ſeyd, nach der Epiſt. an die Römer 8, 16. Ach ermüdet nicht in dieſem ſo edlen Kampf, und laſſet euch ja nichts davon abſchrecken. Drohet gleich Satanas mit den Pforten der Höllen, und wil eure bisherige Gewohnheit zu ſündigen es euch ſauer und ſchwer machen zu überwinden, ſo laſſet euch doch nicht abwendig machen, ſondern betet nur deſto ernſtlicher, und haltet euch im Glauben deſtomehr zu Chriſto. Denn er iſt es ja, auf den ihrs einmal angefangen habt, er wird euch auch in eurem Kampf mit ſeiner göttlichen Kraft beyſtehen und aushelfen. Ihr ſehet ja, daß uns das Wort Gottes in dieſem Kampf nicht auf das Geſetz, ſondern auf das Evangelium von Chriſto weiſet, und ſeyd auch jetzo gelehret, wie man nicht durchs Geſetz, ſondern durch die Erkäntniß der unausſprechlichen Liebe, damit uns Gott in Chriſto geliebet hat, die Kraft zum Kämpfen und Ueberwinden erlanget. Das Geſetz muß zwar geprediget werden, denn es muß uns ſo wol die Sünde, als den Tod und die zeitliche und ewige Strafen, ſo wir dadurch verdienen, zu erkennen geben. Wenn aber der Menſch zur Erkäntniß der Sünden nunmehro gebracht iſt, auch das Gewiſſen den Zorn Gottes fühlet, und der Sünden wegen zerknirſchet und zerſchlagen iſt, ſo hat das Geſetz das ſeinige gethan. Soll nun die Seele weiter kommen, von dem Fluch des Geſetzes frey, der Gnade Gottes aber, und des Friedens im Gewiſſen theilhaftig werden, ſo muß es das Evangelium thun. Dis muß denn auch euer Weg ſeyn, zu ſolchem ſeligen Zuſtand zu gelangen, da die knechtiſche Furcht durch die völlige Liebe ausgetrieben ſey. Denn wie Johannes zu ſeiner Zeit ſolche Leute vor ſich hatte, von welchen er ſagen konte: Furcht iſt nicht in der Liebe, ſondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus; und: daran iſt die Liebe völlig bey uns, daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts; und: gleichwie er iſt, ſo ſind auch wir in dieſer Welt: alſo müſſen wir wiſſen, daß, wie Gott damals den Menſchen ſo groſſe Gnade erzeiget hat, daß er ſie aus ihrem vorigen Elend und knechtiſchen Zuſtand in einen ſo ſeligen Stand verſetzet, er gleicher Weiſe auch heutiges Tages eben ſolche Gnade an uns erzeigen wolle. Denn es iſt ſolches alles uns zur Lehre und zum Troſt geſchrieben. Wir müſſen nur zuſehen, daß wir uns der göttlichen Ordnung, gleichwie jene, unterwerfen, in den Weg einer wahren und gründlichen Bekehrung eintreten, und die Gnaden-Mittel, nemlich ſein Wort und Sacramenta, nach ſeiner Vorſchrift heiliglich gebrauchen und anwenden. Geſchiehet dieſes an unſerer Seiten, ſo werden wir eben ſolche Gnade empfahen, und eben ſolcher himmliſchen Kräfte, ſo zur Heiligung gehören, theilhaftig werden, als jene. Dannenhero laſſet euch durch dieſe Vorſtellung nun deſtomehr aufmuntern freudig und getroſt fortzukämpfen, und nicht zu ruhen, es ſey denn, daß ihr als victores, oder Ueberwinder vom Kampf-Platz abtreten, und dem Herrn Jeſu ein fröliches Triumphs-Lied ſinget: Nun lob, mein Seele, den Herrn, was in mir iſt den Namen ſein: ſein Wohlthat thut er mehren, vergiß es nicht, o Hertze mein! hät dir deine Sünd vergeben, und heilet deine Schwachheit groß: Errettet dein armes Leben, Nimmt dich in ſeinen Schooß; mit reichem Troſt beſchüttet, verjungt dem Adler gleich.

Ich rede jetzt nicht von dem letzten Siege, und von der völligen Endigung unſers Kampfs, davon Paulus redet in der andern Tim. 2, 5. wenn er ſpricht: So jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönet, er kämpfe denn recht; ſondern ich rede hier nur von demjenigem Siege, da der Menſch, der durchs Wort Gottes von ſeinem bisherigen Sünden-Dienſt bekehret wird, zu ſolchem Evangeliſchen Zuſtand gelanget, da die erkante völlige Liebe Gottes ihn von der knechtiſchen Furcht befreyet, und ihn in ein hertzliches und kindliches Vertrauen zu Gott ſeinem himmliſchen Vater verſetzet habe. Dieſer ſelige Zuſtand ſolte ja billig niemand unter uns, die wir uns nach dem Evangelio Chriſti Evangeliſche nennen, unbekant ſeyn: es gelanget aber auch hiezu niemand, er kämpfe denn recht, und gebrauche ſich der rechten Waffen des Evangelii, wie jetzo die Anweiſung dazu gegeben iſt.

Und ſo zweiffele ich dem auch endlich nicht, Geliebte in dem Herrn, es werden unter euch ſolche hier zugegen ſeyn, die den ſeligen Zuſtand, in welchen uns die völlige Liebe ſetzet, an ihren Seelen werden erfahren haben und noch erfahren. Was ich dadurch verſtehe, wird Eure Liebe aus dem, was ich inſonderheit, in dem 2. Theil dieſer Predigt geſagt, hoffentlich zur Gnüge vernommen haben. So redet auch hievon vornemlich der anietzo abgehandelte Epiſtoliſche Text, und zwan abſonderlich in den Worten: Daran iſt die Liebe völlig bey uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts, denn gleichwie er iſt, ſo ſind auch wir in dieſer Welt. Furcht iſt nicht in der Liebe, ſondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus. Wohl euch, ja wohl allen denen, welche, daß dem alſo ſey, wie hier Johannes geſaget hat, an ihren eigenen Seelen durch die Kraft des Heil. Geiſtes ſchmecken und erfahren. Es gehöret dahin, was Paulus ſagt zum Röm. 6, 14. Die Sünde wird nicht herrſchen können über euch, ſintemal ihr nicht unter dem Geſetze ſeyd, ſondern unter der Gnade. Sehet, dis ſetzet Paulus zum eigentlichen Kennzeichen, daß man nicht unter dem Geſetz, ſondern unter der Gnade ſey, daß da die Sünde nicht über einen herrſchen könne. Es hänget zwar dieſelbe dem Menſchen an, ſo lange er in dieſem Leibe wohnet, aber ſie herrſchet nicht über ihn, ſo er unter der Gnade iſt. Darum ſpricht auch der Apoſtel Röm. 8, 1, daß die, ſo in Chriſto Jeſu ſind, nicht nach dem Fleiſch wandeln, ſondern nach dem Geiſt. Sie werden wol von ihrem Fleiſch und Blut zur Sünde gereitzet, ſie laſſen ſich aber nicht von demſelben beherrſchen, der Sünde Gehorſam zu leiſten in ihren Lüſten. Sie halten ſich nicht für Schuldener dem Fleiſche, nach demſelben zu leben; ſondern ſie tödten durch den Geiſt des Fleiſches Geſchäfte; laſſen ſich nicht von dem Fleiſche, ſondern von dem Geiſte Gottes regieren, und beweiſen damit in der That, daß ſie Gottes Kinder ſind. Und da findet ſichs denn, daß ſie nicht einen knechtiſchen Geiſt empfangen haben, daß ſie ſich abermal fürchten müſten, ſondern daß ſie einen kindlichen Geiſt empfangen haben, durch welchen ſie rufen: Abba, lieber Vater; welcher Geiſt auch Zeugniß giebt ihrem Geiſt, daß ſie Gottes Kinder ſind; wie ſolches alles Paulus in dem 8. Capitel an die Römer mit mehrern beſchreibet. Dieſe und dergleichen Texte der heil. Schrift ſollen wir uns nebſt der heutigen Epiſtoliſchen Lection für andern wol bekannt machen, damit wir dadurch völlig überzeuget werden, daß es der Wille Gottes nach dem Evangelio keinesweges ſey, daß wir uns in unſerm gantzen Leben unter einer knechtiſchen Furcht befinden ſollen; ſondern daß wir vielmehr in der Ordnung wahrer Hertzens-Buſſe der lebendigmachenden Kraft des Evangelii Raum zu geben haben, damit wir ſtets mit einem rechten kindlichen Hertzen vor Gott unſerm himmliſchen Vater wandeln, und alſo mit einem Hertzen voll des Troſtes des Heiligen Geiſtes von ihm aus und eingehen mögen. So lehret uns die heilige Schrift das Sünden-Joch in der Kraft Jeſu Chriſti abzuwerfen, und hingegen ſein Joch, welches, wie er ſelber ſpricht, Matth. 11, 30. ſanft und leicht iſt, auf uns zu nehmen.

Welche nun unter euch ſolche Gnade empfangen haben, dieſes ſüſſe Joch durch den Geiſt der Gnaden zu tragen, dieſelben ermahne und ermuntere ich in dem Namen desjenigen, der ſie geliebet, und durch ſein Blut zu ſeinem Eigenthum erkauffet hat, daß ſie ſich doch ja in ſolchem Zuſtand bewahren, und ſich mit Fleiß hüten, daß ſie nicht wieder aus demſelben fallen mögen. Gedencket an das Wort Pauli 1. Cor. 10, 12. Wer ſich läßt düncken, er ſtehe, mag wol zuſehen, daß er nicht falle. Uebet euch ohne Unterlaß in dem Glauben an den Herrn Jeſum; erwäget ſtets in eurem Gemüth die groſſe Seligkeit, welche er euch erworben, und auf welche ihr hoffet; gewöhnet euch gegen alle Anfechtung von der knechtiſchen Furcht euer Hertz zu ſtillen durch die theureſte und allergröſſeſte Verheiſſungen, ſo euch von ihm geſchencket ſind, 2. Petr. 1, 4. Betrachtet immer ernſtlicher und immer tiefer ſeine unausſprechliche Liebe, dadurch er ſich euch zu eigen gegeben hat, auf daß ihr dadurch aufs innigſte bewogen werdet, euch ihm hinwiederum zu eigen zu geben, und alle Lebens-Kräfte zu ſeinem Dienſt aufzuopfern. Führet euren gantzen Beruf und Stand, darin ihr lebet, aus dem rechten principio, oder Grunde, worauf Johannes in dem jetzo erklärten Text gewieſen, nemlich aus der Liebe, damit uns Gott in ſeinem Sohn geliebet hat, und aus der ſchuldigen Danckbarkeit ihn wieder zu lieben, und ſolches in allen Fällen, und bey aller Gelegenheit mit der That zu beweiſen; ſintemal ihr auch aus unſerm Text vernommen, welchergeſtalt uns Gott unſern Nächſten zur Probe einer aufrichtigen Liebe vorgeſtellet hat.

Erinnert euch doch inſonderheit anjetzo des heutigen Evangeliſchen Textes vom reichen Mann und dem armen Lazaro, mithin der nach der heutigen Früh-Predigt verleſenen Armen-Ordnung. Sehet das als eine Gelegenheit an einen würcklichen Beweiß zu geben, wie ihr das verkündigte Wort zu Hertzen genommen habt. Erkennet ihr nun in der Wahrheit, daß Gott die Liebe iſt, und daß, wer in der Liebe bleibet, in Gott bleibet, und Gott in ihm; ey, ſo laſſet eure Hertzen überflieſſen gegen euren armen Nächſten. Ja, gewiß, wenn ihr die völlige Liebe durch die Erleuchtung des Heiligen Geiſtes erkennet, und der kräftigen Wirkung ſolcher Erkäntnis Raum gebet, ſo werdet ihrs nicht ſehen können, daß andere in ihrer Noth gelaſſen werden, ſo euch Gott das Vermögen giebet ihnen daraus zu helfen. Denn ſo ſpricht auch Johannes 1. Epiſt. 3, 17. Wenn jemand dieſer Welt Güter hat, und ſiehet ſeinen Bruder darben, und ſchleußt ſein Hertz vor ihm zu, wie bleibet die Liebe Gottes bey ihm?

Hat euch Gott denn auch Gnade verliehen, daß ihr zu einem Evangeliſchen und kindlichen Zuſtand in eurer Seele kommen ſeyd, ſo wendet die empfangene Kraft in der Ausübung der Liebe deſto treulicher an, damit ihr nicht wieder verlieret, was ihr empfangen habet, ſondern immer mehr empfanget. Denn wenn ihr euch alſo treu erweiſet, ſo werdet ihr immer beſſer in das Bild Chriſti verkläret werden von einer Klarheit zu der andern 2. Cor. 3, 18. Da werdet ihr erfahren, welcher geſtalt ihr, wenn ihr nur erſt eine Pflantze des himmliſchen Vaters worden ſeyd, durch ſeine Gnade wachſen und zunehmen, und immer reichere Früchte eurem himmliſchen Gärtner tragen, und ihn damit erfreuen werdet.

Es iſt gar nicht meine Meynung, als wenn wir durch die Wercke Gott etwas abverdienten. Ach nein. Wir verdienen mit unſern guten Wercken den Himmel nicht, und wol mit den böſen die Hölle. Chriſtus hat uns die Seligkeit erworben, und durch ſein Verdienſt werden wir gerecht und ſelig. So dürfen wir auch nicht meynen, daß wir durch die Wercke erſt in einen ſeligen Zuſtand geſetzet werden; ſondern dis geſchiehet durch die Gnade unſers Herrn Jeſu Chriſti, welche wir durch den Glauben, den Gott wircket, ergreiffen, und das Evangelium iſt die Kraft Gottes ſelig zu machen, die daran gläuben, Röm. 1, 6. Wir ſollen aber wiſſen, daß wir in dem ſeligen Zuſtand, darein uns Chriſti Gnade und ſein Evangelium ſetzet, nicht bleiben können, wenn der Glaube, der ſolche Seligkeit ergreiffet, nicht thätig iſt durch die Liebe. Deswegen, obgleich Paulus dem Glauben allein die Rechtfertigung zuſchreibet, ſo drucket er doch dieſe conditionem fidei judificantis, oder die Beſchaffenheit des Glaubens, der gerecht macht, mit groſſem Fleiß aus Gal. 5, 6. da er ſpricht, daß in Chriſto Jeſu weder Beſchneidung noch Vorhaut etwas gelte, ſondern der Glaube, der durch die Liebe thätig iſt.

Weil denn nun die heilige Schrift von keinem andern Glauben weiß, der ein wahrer und vor Gott geltender oder Gott wohlgefälliger Glaube ſey, als von dem, der durch die Liebe thätig iſt, ſo ſollen wir denn dieſe rechte Eigenſchaft des ſelig machenden Glaubens ſtets an uns erfinden laſſen, ja, darnach ringen, daß ſie immer in gröſſerer Kraft und reicherem Maaß in uns erfunden werde. Da wird denn auch das Hertz Gottes ſich immer weiter gegen uns eröfnen; denn wenn wir uns befleißigen, daß gleichwie er iſt, alſo auch wir ſeyn mögen in dieſer Welt, oder daß wir ſeine Nachfolger ſeyn in der Liebe, ſo werden wir auch ſeiner Gemeinſchaft je mehr und mehr zu genieſſen haben. O was wird euch das, Geliebte in dem Herrn, für eine Seligkeit ſeyn, hinfort als auf dem Schooſſe Gottes, der die Liebe iſt, zu ſitzen, ſeiner Gnade und Huld ſtets zu genieſſen, ſeines Gnaden-Einfluſſes immer reichlicher theilhaftig zu werden, und dergeſtalt in Liebe und Leid ein fröliches und vergnügtes, oder doch getröſtetes und unverzagtes Hertz allezeit zu haben. Nun, das wolle der Herr aus Gnaden in euer aller Seelen wircken, darum wir auch zu Gott demüthiglich alſo beten. etc.

Agnes Franz,

eine Tochter des 1801 verſtorbenen Regierungsrathes Franz zu Militſch in Schleſien, ward daſelbſt am 8. März 1795 geboren, erhielt durch ihre Mutter eine vortreffliche Bildung und lebte abwechſelnd in Schleſien und Sachſen.

Sie gab heraus:

Glycereon. Sammlung kleiner Erzählungen und Romane. Schweidnitz 1823.
Gedichte. 2 Thle. Hirſchberg 1826.
Der Chriſtbaum. Weſel 1826.
Volksſagen. Leipzig 1830.
Parabeln. Weſel 1829. 2. A. 1831.
Einzelne Gedichte und Erzählungen in Zeitſchriften, namentlich der Abendzeitung, in Almanachen u. ſ. w.

Eine gemüthvolle Dichterin, in deren zarten Leiſtungen das religiöſe Element vorwaltet. Nicht immer glücklich in ihren poetiſchen Erfindungen, iſt ſie es dagegen ſtets da, wo ſie den ganzen Reichthum ihrer reinen Frömmigkeit entfalten kann, weshalb denn auch ihre Schöpfungen auf dieſem Gebiet, namentlich ihre Parabeln, als ihre gelungenſten Leiſtungen zu betrachten ſind.

Die Schwingen des Lebens.

Als die Schöpfung der Erde beendigt war und der Menſch, von der Dämmerung tiefen Schlummers umfangen, die Freuden des Daſeins in ſeligen Träumen zum erſtenmale begrüßte: da traten drei hohe Engel, ſo dem Schöpfer gefolgt waren, um das Werk ſeiner Allmacht zu ſchauen, — vor die Lagerſtätte des Schlummernden, den Herrn der Schöpfung begrüßend, im Gefühl der Liebe und Freude.

Und als ſie ſich zu demſelben herabbeugten, waren ſie überraſcht von der Schönheit und der vollendeten Geſtalt des Erſchaffnen, und ſie ſprachen zu einander: Wahrlich der Menſch ſteht den Engeln ſehr nahe, wenn ſeine Seele der Reinheit und Hoheit ſeiner Züge entſpricht!

Aber, begann der Eine, deſſen Stirn ernſter und höher ſtrahlte, als die der Uebrigen: Ein Schmuck der Himmelsbewohner wurde dennoch dem Sohne der Erde verſagt, ſiehe, ihm fehlt das Zeichen der Freiheit, das ſchimmernde Flügelpaar!

Trauernd ſahen die Engel die Entdeckung des ernſtern Bruders beſtätigt, und ſie flüſterten leis: Wollte der göttliche Meiſter hierdurch andeuten, daß des Staubes Kind noch nicht würdig ſei des freien Aufſchwungs und der ſeligen Freuden im Gebiete des Lichts? —

Da ſtieg aus dem nahen Gebüſch ein Adler empor und durchſchnitt mit breiten Schwingen die Luft, und verſchwand dann in der ſonnigen Höhe. Und die Engel erblickten ihn und begannen von Neuem: Siehe den Vogel des Gebirges! Iſt er nicht freier und begünſtigter denn der Herr der Erde? Und wird dieſer dem Glücklichen ohne Neid nachzublicken vermögen in die ſonnigen Regionen? —

Laßt uns, rief einer der Engel, deſſen Antlitz ſo mild wie der Himmel und ſchön wie die Morgenröthe leuchtete: Laßt uns vor Jehovah treten und für den Menſchen bitten, daß er gleich uns das Geſchenk der Freiheit erhalte und nicht an den Boden gefeſſelt ſei, gleich den Thieren des Waldes und dem niedern Gewürm!

Ja, wir wollen zu dem göttlichen Meiſter, er wird uns erhören! rief der Dritte, das ſelige Auge erhebend, und dahin ſchwebten die Engel auf den Fittigen des Morgenlichts.

Als aber Jehovah der Engel Fürbitte vernommen, ruhte ſein göttliches Auge mit Wohlgefallen auf den freundlichen Lichtgeſtalten, die alſo in liebender Sorge erglühten für den jungen, unmündigen Menſchen. — Ihr begehrt für den Sohn des Staubes der Lichtbewohner ſeliges Loos? ſprach Jehovah: Aber noch liegt der Freiheit Glück außer den Grenzen ſeiner Kraft!

Ihn für dieſes zu erziehen, ſein Herz für eure Freuden zu bilden, iſt die Aufgabe ſeines Daſeins, und die Sehnſucht nach dieſem, ihm noch verſagten Glück, das Band, welches ihn an die Geiſterwelt knüpft. Aber wollet ihr, die ihr des Neuerſchaffenen mit ſo ſorgender Liebe gedenket, ihm, wenn ſeine Kraft ermattet, eure Fittige leihen, ſo ſei es fortan in eure Macht gegeben, des Sterblichen Loos zu erleichtern. Gehet hinab und werdet ſeine Führer auf dem Pfade des Lebens, und gebet ihm durch eure Nähe den Vorſchmack künftiger Wonnen!

Und alſobald jauchzten die Engel voll hoher Freude und umſchlangen ſich inniger, und ſchwebten vereinigt zur Erde hinab, und traten vor des Schlummernden Lager. Freudenthränen im Auge, legten ſie ihre Hände auf des Menſchen Bruſt, wie zu einem ſtillen Gelübde. O du, der du jetzt noch in den Armen des Schlummers liegſt, begann der jüngſte der Engel: Gedenke, wenn du einſt auf deinem Pfade manchem Ungemach, mancher Klippe begegneſt, gedenke meines Wortes! Hebe deine Blicke getroſt zu mir, und ich werde dir meine Schwingen leihen, denn leicht tragen dich die Fittige der Hoffnung über die Dornen des Augenblicks und führen dich in lichtere Gefilde.

Und wenn einſt die Laſt des Tages zu ſchwer deinen Nacken darniederbeugt, begann der Zweite mit mildem Antlitz: ſo komm zu mir, ich will deine Bürde erleichtern! der Liebe ſtarke, muthige Schwingen werden dein Leben mit wunderbarer Kraft durchſtrömen, und unermüdlich wirſt du das Gute ſchaffen und fördern und weit mehr vollbringen, als die ſchwache Hand des Sterblichen zu verſprechen vermag.

Und wenn einſt Stunden dir nahen, ſo begann der dritte Engel in leuchtender Hoheit: wo irdiſcher Schmerz oder ſelbſt verſchuldetes Unglück dich im Genuſſe des Friedens, des Glückes zu ſtören droht, wenn du dich von Banden eingeengt fühleſt, die du nicht zu löſen vermagſt, und tiefverirrt in den Labyrinthen des Lebens nach Hülfe und Rettung verlangſt: dann nimm, o Sterblicher, getroſt deine Zuflucht zu mir! des Glaubens heilige Fittige überwinden jede Erdengewalt und tragen dich aus Nacht und Dunkel empor zu des ewigen Vaters liebender Bruſt. Mein Himmel ſoll in dieſem Augenblick der Deine, meine ſelige Kraft die Deinige ſein, und du wirſt geläutert und beruhigt heimkehren zu dem Buſen der mütterlichen Erde.

Alſo ſprachen die Engel und reichten ſich die Hände zum dauernden Bunde. Jehovah aber blickte mit Liebe auf die Vereinigten und weihte ſie zu den Schutzgeiſtern der Menſchen.

Der Lorbeerkranz.

Odacis, ein tapfrer Krieger des großen Alexanders, kam einſt bei einer armſeligen Hütte vorbei, aus der ihm das Stöhnen eines Kranken entgegentönte.

Er warf einen Blick durch die offenſtehende Thür; eine bleiche Geſtalt ruhte auf einem dürftigen Lager, zu deſſen Füßen ein Lorbeerbaum ſtand; als er näher trat, gewahrte er bekannte Züge. Es war Elpinor, ein Freund ſeiner Jugend, den er ſeit langen Jahren nicht geſehen hatte.

Ihn ebenfalls erkennend, reichte dieſer ihm die matte Hand entgegen.

Odacis! begann er leiſe, dich ſegneten die Götter mit Ehre und Ruhm! Nun iſt es erfüllt, was wir einſt in den Jahren glücklicher Jugend geträumt: Wir ſehen als Helden uns wieder!

Als Helden? erwiederte Odacis, ihn ſtaunend betrachtend: Welchen Feind halfſt du beſiegen, und welchen Kampf haſt du beſtanden?

Elpinor entgegnete: Mein Kampf war ein langes Siechthum, mein Feind die Verzweiflung! Schon wollte ich des unnützen Lebens Faden zerreißen, denn ich ſah euch kämpfen und ſiegen mit ihm dem großen Ueberwinder, und mußte zurückbleiben, gehalten von den Feſſeln der Krankheit. Da träumte mir einſt von einem freundlichen Engel, der legte mir einen Lorbeerkranz aufs Haupt und des Engels Name war Geduld. Da fühlte ich mein Unrecht und meine Feigheit, das ſchwere Leben nicht länger tragen zu wollen, und der Kranz wurde von nun an mein Verlangen. Darum ließ ich mir jenen Lorbeerbaum vor mein Lager ſtellen, damit der Gedanke des Sieges die Schmerzen des Kampfes erleichtre und es war mir, als vergäße ich ſo leichter mein trauriges Loos.

Du glaubſt alſo, daß wir gleiche Kränze verdienen? ſprach Odacis, und ein ſpöttiſches Lächeln flog über ſein Geſicht.

Der Unglückliche, erwiederte Elpinor: der mit unverdienten, körperlichen Leiden zu kämpfen hat, und nicht verzagt, iſt ein Held und ſteht ſo hoch wie jener, der Alexanders Schlachten ſchlug. Dort iſt der Tod ein ſchnellzuckender Blitz, hier ein langſamverzehrender Sonnenſtich, dort wird dem Sieger Ehre und Ruhm — hier Armuth und gänzliches Vergeſſen. — Ach, Odacis! der Kampf mit körperlichen Leiden iſt lang und ermattend, gönne darum Elpinor'n den Kranz!

Da gereute Odacis ſeine Frage, und er erkannte der Rede Wahrheit und er eilte zu ſeinem Gezelt und brachte den Lorbeerkranz, den er bei dem Siegeseinzug in Babylon empfangen hatte, und legte ihn auf des Sterbenden Haupt.

Der Seidenwurm.

Ermüdet von der Laſt des Tages kehrte Enos von dem Felde zurück. Röthlich war ſein Antlitz gebrannt von den Gluthen der Sonne, und ſeine Stirn trug tiefe Furchen des Kummers.

Schweigend trat er in die Hüttenthür. Da ſaß noch Naema ſein Weib und webte, und vor ihr lagen drei Gewande von weichen Fellen, die hatte ſie gefertiget für ihre drei Söhne, und das alles in beſcheidener Stille, daß keiner gewahr wurde die Mühe ihrer Hände; denn ihr Fleiß war ohne Gepränge und anſpruchlos wie ihr ſanftes Gemüth.

Da aber Enos die drei Gewande erblickte und das mühſame Gewebe, an dem ihre unverdroſſene Hand noch fortarbeitete, obgleich die Sonne ſchon untergegangen war, da kam eine tiefe Rührung über ſein Herz, und er eilte hinaus vor die Thür, und vergoß Thränen bittren Grames, denn er dachte in ſeinem Herzen an die ſorgenloſe Freiheit der Erſtgeſchaffenen, an die Zeit des unendlichen Segens.

Und er trauerte um das verlorne Paradies, und ſprach in düſtrer Wehmuth:

Weh uns! daß die Frucht des Verderbens, von der Eltern Schuld erzeugt, fortwuchern ſoll von Geſchlecht zu Geſchlecht! und daß das Strafwort Gottes: Im Schweiß deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen! ſich auch an den Frömmſten erfüllen ſoll!

Da trat Naema aus der Hütte und nahte ſich ihm, denn ſie hatte den Unmuth auf ſeiner Stirn geleſen und ſeine Worte gehört. Ihr Antlitz aber war ſanft und freundlich, und ſie ſprach zu ihm:

Wie kann dich des Herrn Wille doch alſo betrüben? Iſt der Menſch nicht vor allen lebendigen Geſchöpfen an Freuden geſegnet durch das Licht ſeines Geiſtes? Was willſt du dich grämen und mit der weiſen Einrichtung Gottes hadern?

Aber Enos ſprach: Naema, ich weiß, daß du mit ſanfter Rede mir ſtets deinen Kummer verhülleſt! Aber ich kenne die Laſt, die dich drücket gleich mir! Siehe, das Thier im Walde iſt glücklicher denn wir, denn es darf ſich nicht kümmern um den folgenden Tag und lebt ſorglos und fröhlich ſeine Stunden dahin! Aber auf uns ruht der Fluch der Sünde, darum iſt unſer Leben mit der Laſt drückender Arbeit beſchwert und einer Sorge verfallen!

Aber Naema antwortete und ſprach: Nenne die Arbeit keine Laſt, Geliebter! — Sie ſei uns die Würze des Lebens! Süß ſchmeckt das friedliche Mahl von den Früchten, die wir uns mühſam erzogen, ſüßer denn die goldnen Aepfel des Paradieſes!

So ſprach Naema; aber Enos blieb ernſt bei den Worten des milden Weibes und ſetzte ſich ſchweigend unter die Palmen vor der Thür, wo Naema mit geſchäftiger Hand das Mahl des Abends bereitete.

Da kamen Enos Söhne zurück von der Flur, und ihr Antlitz war fröhlich wie der Morgen, und ihr Auge glänzte voll jugendlichen Lebens.

Und ſie traten zu den Eltern und begannen mit haſtiger Rede einſtimmig von einem Wunder zu erzählen, das ſie geſehn, und ihre Worte waren verworren, denn ſie ſprachen alle zugleich.

Und Naema gebot den Jüngern zu ſchweigen, und ſprach zu Hamet dem Aelteſten: Rede, mein Sohn!

Und Hamet begann: Du weißt, o Mutter! daß wir uns eine kleine Hütte gebaut haben in dem Schatten des Maulbeerbaumes, denn wir lieben den Platz wegen ſeiner Kühle und der ſüßen Frucht. Dort haben wir ein ſeltſames Thier gefunden, das von dem Laube des Baumes lebt und klein und gering iſt, gleich andern Gewürmen, aber von großer Geſchicklichkeit. Vor einigen Tagen begann es ſeine mühſame Arbeit und ruhte nicht, bis das feine Geſpinnſt, was wir dir bringen, vollendet war. Siehe, o Mutter, die glänzenden Fäden! Willſt du, daß wir die übrigen ſammeln und ſie bewahren zu Feſt-Gewändern?

So ſprach der Knabe, aber Naema trat mit dem Seidengewebe zu Enos, und ſprach: Siehe, auch dies geringe Geſchöpf gehorcht willig dem Geſetz der Natur für Andre zu ſorgen und nützlich zu ſein! Mit welchem Fleiß hat es ſein kurzes Daſein geſegnet! Sieh, dieſe Fülle von glänzenden Fäden, die ein ſo kleines Thier geſponnen!

Und zu den Söhnen ſprach ſie: Gehet hin und ſammelt des köſtlichen Geſpinnſtes ſo viel ihr finden möget, und tragt es herbei.

Bringt den ſeltnen Wurm auch mit euch, der das Schickſal des Menſchen theilt! rief Enos — und die Knaben eilten fröhlich den Hügel hinab.

Sicher, fuhr er jetzt fort: iſt dieſes Weſen erſchaffen, um uns ein treues Bild unſers Elends zu ſein!

Die Nothwendigkeit iſt ihm vielleicht auch Lehrerin geweſen und der Tod wird der Lohn ſein des mühſamen Tagewerks!

Immer ſo finſter, o Enos! erwiederte Naema: Kann nicht derſelbe heilige Trieb das Würmchen beſeelen, der den Menſchen zu Thaten der Liebe leitet? Siehe, es iſt ja ſo ſchön für Andre zu ſorgen und einſt der Nachwelt noch die Frucht ſeines Fleißes zu hinterlaſſen, daß es ja keines andern Lohnes bedarf, als der inneren Zufriedenheit, die aus dem Herzen hervorgeht!

Da kamen die Söhne zurück, und ſie brachten in einem Körbchen noch viele der zarten Geſpinnſte und auch der Seidenwürmer einige, und ſie legten beides vor dem Vater hin.

Schweigend betrachtete Enos die ſeltſamen Thiere, von denen einige ſchon halb eingepuppt waren, und ſprach:

Siehe, mich hat meine Vermuthung nicht betrogen! ſie ſpinnen ſich ſelbſt das Grab!

Da lächelte Hamet und ſprach: erſt wähnten wir auch, mein Vater! aber nun ſind wir eines andern belehrt! Siehe, das Würmchen muß erſt ſeine Beſtimmung erfüllen, ehe es ſich ſeines Lohnes erfreuen darf! Darum arbeitet es unverdroſſen, und ruhet nicht weder Tag noch Nacht, ſo daß wir meinen, es baue ſein Grab. — Lange lag es ermattet und tief verborgen in ſeinem dichten Gewebe — doch als wir dachten, es ſei nun in Staub zerfallen, ſiehe, da geſchah ein glänzendes Wunder! denn ein leichter Schmetterling brach durch den Kerker des Würmchens hervor, der ſchwebte in fröhlichem Fluge über die Blumen dahin!

Und das glänzende Gewebe blieb uns zurück! rief der Zweite.

Damit wir ſeiner ſtets dankbar gedenken können! ſetzte fröhlich der Dritte hinzu.

Da erheiterte ſich Enos Geſicht und er ſprach zu Naema: Dürfen wir dieſes ſeltſame Wunder uns deuten als eine ſelige Verheißung der Gottheit?

Und Naema erwiederte: Glaube was dich tröſtet, du Lieber! In meinem Herzen war ſtets die Ueberzeugung, daß das innere Leben (die Freudigkeit der Seele) nur immer ſchöner ſeine Schwingen entfaltet, je mehr das Aeußere dem Dienſte der Menſchheit geweiht iſt.

Das Meer.

Auf einem Felſen am Meer ſaß Amynt mit ſeinem Sohne, dem zarten Hilkar. Lange ſchon hatte ſich der Knabe nach dieſem Augenblicke geſehnt, denn er hatte viel gehört von der Meeresfläche und der Gewalt dieſes Anblicks.

Oft hatte er gebeten: O Vater, nimm mich mit auf die Höhen, daß ich niederfallen möge vor der großen, erhabnen Natur, die ſich dort offenbart in dem unermeßlichen Waſſerreiche!

Aber Amynt wollte ihm das hohe Schauſpiel erſt gewähren, wenn ſein Geiſt fähiger ſein würde, die Wunder der Schöpfung zu faſſen. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er ihn würdig fand, Gott anzubeten in dem erhabenſten Tempel ſeiner Allmacht.

Ein leichtes Sturmgewölk zog empor, die Wellen ſtiegen in unruhiger Bewegung hoch und höher, und die Brandung brach ſich ſchäumend an der Felswand, von deren Höhe der Knabe ſchwindelnd hinab ſah in das ſchrankenloſe Reich.

Lange ſtand er und ſtarrte in die Ferne, dann klammerte er ſich feſter an den Vater und rief: O halte mich, Vater! mir wird ſo ſeltſam zu Sinn bei dieſem unermüdlichen Kämpfen und Ringen der Fluth!

Ich habe mir das Meer als ein Bild ruhiger Größe gedacht, aber dieſer raſtloſe Kampf widerſpricht demſelben. Ein heimliches Grauen übermannt mich bei ſeinem Anblick und ich ſchaue geängſtet und beklommen in die empörte Tiefe hinab.

Du ſiehſt das Meer vom Sturme bewegt, entgegnete der Vater. Keiner vermag in dieſem Aufruhr die ruhige Erhabenheit zu entdecken, die ihm ſonſt eigen iſt. Es gleicht dem Menſchen, den Gott zu ſeinem Ebenbilde erſchuf, den aber der Kampf wilder Leidenſchaften weit von ſeinem erhabnen Vorbild entfernte.

Betrachte dies Wogengewühl, wie es ſich unruhig emporhebt und eine Welle die andre überragen und darniederſchlagen will. Sie möchten Alle den Himmel erſtürmen, deſſen Bild längſt aus der unruhigen Fluth entſchwand.

So langt der Menſch, von leidenſchaftlicher Begier entſtellt und verblendet, vergebens nach den Sonnenhöhen des Friedens, des dauernden Glückes. Mit ungeſtümer Hand will er zu ſich herabziehn, was nur als ein freies Pfand göttlicher Huld in des Sterblichen Schoos fällt. Aber fern und ferner ſchwindet ihm das erſehnte Gut, und wenn er es endlich errungen zu haben meint, ſo war es nur Dunſt und Wolkenſchatten gleich dieſem, in deſſen Nebel die unruhige Welle ihr Haupt taucht.

Aber des Friedens ſeliges Bild, erwiederte Hilkar, darf es ſich nimmer der Sehnſucht kund geben?

Möge die Natur, o mein Sohn, dir ſelbſt dieſe Frage beantworten! ſprach der Vater, und verwies den forſchenden Knaben auf den folgenden Tag.

Beide gingen nun die Höhe hinab, denn ein zweites Wetter zog empor, drohender denn das erſte, und der Weg war noch weit zu dem Thal, wo ihre Hütten ſtanden.

Aber am Morgen, wo die Sturmnacht vorüber und der Himmel ein einziger blauer Saphir war, da weckte der Vater den ſchlummernden Knaben und zog ihn raſch mit ſich fort, und führte ihn auf die ſchimmernde Felshöhe.

Schon hatte ſich die Sonne mit glühenden Wangen aus dem kühlen Fluthenbett gehoben, ſchon tanzte ihr zitterndes Licht in tauſend Schwingungen auf dem Meeresſpiegel. Still und lautlos ruhte die unendliche Fläche im Purpurglanz des Morgens.

Sanft hoben ſich die Wellen wie die Pulsſchläge eines friedlichen Herzens, und auf jeder derſelben ruhte des Himmels Bild und das Antlitz der Sonne, als gehörten alle zu einem Reiche, denn die Grenzen der Höhe und Tiefe waren in Eins verſchmolzen durch den Wiederſchein des ewigen Lichtes.

Aber der Knabe warf ſich nieder in unausſprechlicher Rührung und faltete die Hände und ſprach: Ja, nun habe ich das Herrlichſte geſehen, was die Erde gibt, das erhabne Bild der ſeligſten Ruhe.

So bewahre es tief in deinem Herzen, mein Sohn, ſprach der Vater, es iſt das Bild des in ſich zufriednen Gemüthes! Wie der Himmel ſich nur auf der ruhigen Fläche wiederſpiegelt, ſo wohnt die Tochter des Himmels, das Glück, auch nur in ungetrübten, friedlichen Seelen. Bewahre darum dein Herz rein von ungeſtümen Wünſchen und Forderungen, ſo wird der Himmel darinnen wohnen, und deine irdiſche Welt ſchon hier Eines ſein mit dem lichthellen Jenſeits, wie jene Purpurfläche mit dem Firmament, zwiſchen denen das Auge keine Grenze zu entdecken vermag, weil über beide ein Lichtſchleier geworfen iſt, dem himmliſchen Glauben ähnlich, der zwei Welten liebend zu Einer verbindet.

Des Knaben Traum.

Der ſchwüle Tag war heimgegangen und mit ihm ſein buntes regſames Leben; die Vögel durchzogen nicht mehr die Lüfte, und auch in den Zweigen des Haines wurde es ſtill und ſtiller.

Da kam ein Knabe daher, der weinte traurig vor ſich, und klagte aus tief bekümmertem Herzen: Wohin ſoll ich mich wenden, ich armer verwaiſter Knabe! Bin ich denn ſo ganz allein in der weiten Welt, daß ich kein Herz finden kann, das ſich meiner annehme, und kein Auge, das freundlich und ſorgend auf mich blicke?

Wäre ich doch nur mit der Mutter zugleich ins Grab geſunken, dann dürfte ich nicht mehr ſo einſam wandern den ganzen langen Tag, und von Thür zu Thür irren wegen der ſpärlichen Broſamen. — Ach, ich bin doch ein ſehr verlaſſenes Kind! keiner wird fortan meiner ſorgend gedenken!

Hierauf ſetzte er ſich betrübten Sinnes unter einen Baum nieder, denn ſeine Füße waren wund von dem heißen Sand, und ſein mattes Haupt ſank erſchöpft auf einen mooſigen Stein, der ihm zur Seite lag.

Da ward ihm auf einmal recht ſeltſam zu Sinn. Die dämmernde Flur ſchien ſich um ihn her in immer engern Kreiſe zuſammen zu ziehen, und er ſah hinab, als ruhte er auf einem hohen Hügel; dabei zogen unendlich liebe Bilder an ihm vorüber und ihm wollte bedünken, er läge wieder in der Mutter weichem Arm, ein ſtilles glückliches Kind, eingewiegt von den Armen der Liebe.

Leis flüſterte es im Gebüſche und es wehte wie leichter Flügelſchlag um die nahen Blumen. Da legte ſich eine weiche Hand auf ſeine Augen und ihm ward, als hebe ſich ein Schleier nach dem andern vor ihm empor.

Da ging es vor ihm auf wie morgenrother Tag, tauſend helle leuchtende Geſtalten zogen durch die Wolken und durch die Blumen der Erde. — Alle waren leicht beſchwingt und regten ſich in holder Geſchäftigkeit. Aus dem ſtrahlenden Himmelthor ſchritt es wie ein leuchtender Triumphzug, aber als des Knaben geblendetes Auge heller ward, ſahe er, daß es Engel waren, gar mild und freundlich anzuſchauen, die ſtreuten Roſen um den Himmel und ſchöpften aus der Wolken duftigem Bronnen den ſtärkenden Thau und träufelten ihn herab auf die Fluren.

Und wie tauſend Hände ſich bewegten den Himmel zu ſchmücken, ſo begann das geſchäftige Leben auch in der Erde blühenden Thälern.

Jede Blume hatte ihre Engel; die hohe Lilie ſah vertrauend zu ihrem Schutzgeiſt empor, der ſeine Hand über ihre zarten

Blätter breitete, und auch die jungfräuliche Roſe erblühte unter freundlichem Schutz.

Selbſt das allerkleinſte Blümchen ſtand unter liebender wartender Hand, das Veilchen bekam ſeinen Thautropfen und die Erdbeere wurde mit Ambroſia getränkt. Sanfte Hände führten das kleine Würmchen im Moos zum Veilchenkelch, hier durfte es ſich laben an dem tiefen blauen Quell. Aber der Knabe ſahe nun auch nahe bei ſich im Gebüſch einen Engel, der trat leiſe zu den ſchlummernden Vöglein und ſtreute Futter in ihre Neſter, ging dann geſchäftig zu dem zarten Schmetterling, der ſeine Flügel noch nicht heben konnte, und trug ihn ſorgſam auf ein weiches Roſenblatt, wo ſtärkender Thau ihn erquickte. —

Alsbald richtete er die kleinen Schwingen muthig empor und hob ſich behutſam von einer Knospe zur andern.

Ueberall waltete und webte die ſorglichſte Liebe und ihr Athem wehte durch Höhen und Tiefen gar mild und belebend.

Und der Knabe hob ſeinen Blick empor, als wollte er recht dankend zum Himmel beten. Da begegneten ſeine Augen einem unbeſchreiblichen milden Angeſicht, das ſich über ihn hinneigte und lächelnd ſprach:

Wie konnteſt du dich verlaſſen wähnen, da ich dir doch immer zur Seite bin und als dein ſchützender Engel von Anbeginn über dich gewacht habe? Steht nicht alles unter dem Schutz der Liebe? wie kannſt du doch klagen und weinen, als wäreſt du allein verlaſſen? Siehe doch die Lilien auf dem Felde und die Vöglein unter dem Himmel! Wer ſorgt denn für ſie, wenn es die ewige Huld nicht wäre? Wie ſollte denn der Menſch, der Liebling des Himmels, noch zweifeln und zagen? O du Kleinmüthiger, glaube nur und vertraue! Kein Sandkorn rollt ungezählt in den Ozean, was da lebt und webt iſt gezählt und aufgeſchrieben in das Buch des Lebens! — Lege darum dein Haupt vertrauend an meine Bruſt! ich führe dich gewiß recht treu und gut bis an des Lebens Ende!

Ich glaube an dich, o du holder freundlicher Engel! rief der Knabe und hob ſeine Arme zu dem himmliſchen Freund empor; — aber da fiel der Schleier wieder über ſeine Augen immer dichter und dichter, und er ſah nicht mehr die ſchönen Geſtalten in den Blumenreichen, noch die belebten Wolkenbilder, aber in ſein Herz war ein ſchöner Glaube gekommen, der ſtand wie ein ſanfter Mond über ſeine Nacht, daß ihn nicht graute vor der finſtern Verſchleierung.

Schon war die Sonne emporgeſtiegen, da erwachte der Knabe aus ſeinem wonnigen Schlummer, langſam hob er den Blick dem jungen Licht entgegen; es war nicht die ſchöne blumenreiche Aue, die er im Traume erblickte, vor ihm lag die bekannte Flur.

Kein Engel war mehr zu ſehen, aber ſtatt deſſen gewahrte er einen alten ehrwürdigen Hirten, der dicht vor ihm ſtand und ihn ſchweigeud betrachtete. —

Willſt du mit mir gehn? frug er ihn mit milden Blicken.

Vater! rief der Knabe unwillkührlich, und breitete ihm die Arme entgegen.

Ja ich will dein Vater ſein, wenn du verlaſſen biſt! entgegnete freundlich der Alte, — folge mir zu meiner Hütte! —

Und vertrauend faßte der Knabe die dargebotene Hand und ſchritt mit ihm hinab in das Thal; aber im Herzen gedachte er des Traumes, und der Glaube an eine ewigwaltende Liebe ſchlug feſte Wurzel in ſeiner Seele, daß er ſtark wurde an freudiger Hoffnung und jeder bange Zweifel ſich löſte in tiefes inniges Gottvertrauen.

Der Charfreitag.

Die Kirchenglocken verhallten allmälig, die fromme Schaar wallte aus dem Gotteshauſe, und ein tiefes ernſtes Schweigen verkündete die Feier des Charfreitag-Abends.

Düſter und ſchwer hing der umwölkte Himmel über die Erde, und die Pulſe der kaum erwachten Natur ſchienen von neuem zu ſtocken in Furcht und banger Erwartung.

Aengſtlich trat die beſorgte Pfarrfrau auf den luftigen Altan des Hauſes, um nach dem emporziehenden Wetter zu ſehen, da gewahrte ſie Minona, die zartaufblühende Tochter, die ſtand auf dem Altan und blickte in die Ferne hinaus, und ihre Augen waren voll Thränen.

Was betrübt dich alſo, du Liebe? ſprach die freundliche Mutter und faßte die Hand des traurenden Mägdleins.

Aber Minona ſprach: laß mich nur weinen, Geliebte! daß meine Thränen die Erde benetzen, die einſt das unſchuldige Blut der heiligſten Liebe trank!

Siehe, ich habe der Zeit nachgedacht, wo die Gottheit wandelte auf Erden in menſchlicher Geſtalt, jener Zeit des unendlichen Segens, wo das Ewige ſich kund gab dem irdiſchen Blick. — Tief anbetend verſank da mein Geiſt in die Größe des Opfers, deſſen Gedächtniß wir heut erneuern in der Erinnerung der göttlichen That, die kein menſchlicher Verſtand zu ergründen und auszudenken vermag, — und ich weinte ſelige Thränen!

Die Mutter drückte ſchweigend ihr Kind ans Herz, und Minona fuhr fort: Laß uns, liebe Mutter, noch länger hier verweilen! Mein Geiſt iſt voll Wehmuth und Sehnſucht und hier oben iſt es, als wäre ich dem Himmel näher, wo der Göttliche wohnt, der uns ſo unendlich geliebt hat!

Und ſie ſetzten ſich nebeneinander und ſahen ſchweigend in die Gegend hinaus. Dichter und dichter ballten ſich die Wolken zuſammen und eine ſchwüle Gewitterluft bewegte die Spitzen der blattloſen Bäume.

Welch düſtre Stille! begann Minona: So mag der Himmel getrauert haben, als ſie den Unſchuldigen hinausführten auf die Höhen von Golgatha.

Immer ſchwärzer ward der Horizont; endlich zerriß die finſtere Wolkennacht, Flammen ſprühten and der Donner rollte in ernſter Majeſtät durch die Gewölbe des Himmels.

Von heiligem Schauer ergriffen, verbarg Minona ihr Antlitz. Der Heilige ſtirbt! ſeufzte ſie, die berſtenden Himmel verkünden die Stunde des Todes!

Furchtbarer wurden die Donnerſchläge, raſtlos tobte der Kampf am Firmament. Endlich brach der Wolken nächtlicher Schoos, große Tropfen fielen zur Erde, und es löſte ſich der Zorn des Himmels, und die Donner verſtummten.

Friedlich hallte das Läuten der Abendglocken in den ſäuſelnden Regen, wie ein Wort himmliſchen Troſtes in die Thränen der Pein.

Es iſt vollbracht! ſprach Minona, und ihr Antlitz erhob ſich betend zum Himmel. Da zertheilte ſich das Gewölk und die Sonne trat ſiegend hinter den Wolken hervor, und um die Erde wehte ein ſüßer Duft, gleich dem Oden des Frühlings.

Siehſt du das himmliſche Licht? ſprach die Mutter: die Nacht des Wetters iſt vorüber, und der holde Frühling der Erde geboren!

Die Wahrheit ſteigt triumphirend aus der Nacht des Grabes auf ihren ſtrahlenden Thron! rief begeiſtert Minona: Gewonnen iſt uns ihr himmliſches Reich!

Amen! ſprach der Pfarrherr, der leiſe hinzugetreten war; und ſie reichten ſich einander die Hände, und es war ihnen ſo wohl und ſelig im Herzen, als vernähmen ſie den Gruß des Erlöſers: Friede ſei mit Euch!

Heinrich von Frauenberg s. Minneſinger.

Heinrich Frauenlob s. Minneſinger.

Ferdinand Freiligrath,

einer der vielverſprechendſten unter den jüngeren lyriſchen Dichtern Deutſchlands, ward am 17. Juni 1810 in Detmold geboren und erhielt ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt. Verhältniſſe zwangen ihn den Studien zu entſagen und ſich dem Kaufmannsſtande zu widmen. Nachdem er ſeine Lehrjahre in

Soeſt vollendet, fand er eine Anſtellung im Comtoir eines angeſehenen Banquiers zu Amſterdam, verweilte hier bis zum Juni 1836 und kehrte dann in ſein Vaterland zurück.

Er gab heraus:

V. Hugo's Oden im Versmaße des Originals überſetzt. Frankfurt 1836.
V. Hugo's Dämmerungsgeſänge. Frankfurt 1837.
Außerdem Beiträge zu verſchiedenen Taſchenbüchern, zum Morgenblatt, Phönix u. ſ. w. u. ſ. w.

Ein tief fühlendes Gemüth, eine eben ſo reiche als kühne und gewaltige Phantaſie und eine angeborene, aber ſeltene und mächtige Herrſchaft über die Sprache, verbunden mit dem Zauber des anmuthigſten Wohllautes, haben dieſem jungen Dichter, obwohl er verhältnißmäßig erſt Weniges bekannt gemacht, bereits einen hohen Rang erworben und berechtigen zu den ſchönſten Hoffnungen, deren Erfüllung ein freundliches Geſchick gütig unterſtützen möge.

Gedichte von Ferdinand Freiligrath.*)

Afrikaniſche Huldigung.

Ich lege meine Stirn auf deines Thrones Stufen;
Ich führe dieſes Heer von hunderttauſend Hufen,
Ich führe dieſen Raub und dieſen Sclaventroß,
Ich führe dieſe Schaar von Ringern und von Schützen,
Die mit dem Dolch gewandt den Bauch der Feinde ſchlitzen,
Zurück, o König, vor dein Schloß!

Gewonnen iſt die Schlacht! Wir waren gute Schlächter!
Der Feinde König fiel, ein ſchlanker, wilder Fechter;
Sein langer Hals war nackt, mein Säbel ſchnell und ſcharf.
Im Sande liegt ſein Rumpf, der Tigerin zum Mahle.
Erlaube, daß ich dir auf dieſer goldnen Schale
Sein triefend Haupt verehren darf.

Es trieft von Oele nicht, von Narden und von Salben:
Es trieft von rothem Blut, Gebieter, deinethalben;
Doch dir zum Salböl wird dies dunkle Dſchaggasblut.
Ich ſalbe dich zum Herrn des Reiches, das ich raubte;
Die volle Schale leer' ich über deinem Haupte
Auf deiner goldnen Krone Glut.

Und jene, die gezackt und blank mit gelbem Scheine
Dies todte Haupt bekränzt, jetzt ſchmücke ſie das deine!
Heil, daß ich ihren Glanz auf deiner Stirne ſeh'! —
Führt die Gefangnen vor; ſchwingt die gewicht'gen Keulen,
Und durch Trompetenſchall und der Erſchlagnen Heulen
Jauchzt: Heil dir, Fürſt von Dahomeh!

Geiſterſchau.

Gleichwie an des Ades Thor
Wagend ſich Odyſſeus ſetzte,
Die Geſtorbenen beſchwor,
Und mit Widderblut ſie letzte;

Daß für das erſehnte Naß
Jeder ſeinen Spruch ihm gebe,
Daß zumal Teireſias
Ihm der Zukunft Schleier hebe:

So auch oft an dem Geſtad
Meines Erebos, des Meeres,
Sitz' ich, der Laertiad'
Eines luft'gen Todtenheeres.

Aber nicht durch Blut und Wein,
Ird'ſchen Stoff, bin ich ihr Meiſter;
Kraft des Willens ſind ſie mein:
Nur der Geiſt beſchwört die Geiſter!

Aus des Geiſtes Tiefen quillt,
Was das Aug' als Geiſter ſchauet;
Aus mir ſelber, kühn und wild,
Steigt empor, davor mir grauet.

Siehe, roth vom eignen Blut,
Kommen ſie herangezogen,
Seelen derer, ſo die Fluth
In das Todtenreich gezogen;

Kön'ge, denen aus der Hand
Sie das goldne Scepter ſpülte;
Mädchen, denen ſie entbrannt
In den todten Reizen wühlte;

Schiffer, denen hundert Jahr
Wellen ſchon den Schädel netzen —
Wende dich, du düſtre Schaar,
Denn es faſſet mich Entſetzen!

Weh'! was hab' ich euch geſtört,
Schlummrer auf dem Grund der Meere!
Weh'! wo iſt der Griechen Schwert,
Daß ich eurem Zürnen wehre!

Der Schwertfeger von Damaskus.

Ein hoher Gaſt trat heut in meine niedre Schmiede:
Der Fürſt der Gläubigen, der tapfre Abaſſide!
In mein Gewölbe ſchritt der bärtige Kalif.
Sein glänzendes Gefolg ſah man mein Haus umringen,
Er aber wählte ſich die ſchärfſte meiner Klingen
Mit diamantbeſetztem Griff.

Die Waffe ließ er ſich an ſeinen Gürtel binden,
Und ſprengte ſauſend dann die grünen Tamarinden,
Den Sonnenſchirm des Markts, entlang mit ſeiner Schaar,
Der Staub des Weges flog, gefegt von Stutenbäuchen;
Der Reiter Ferſe ſaß in den beſchäumten Weichen,
Und Staunen faßte den Bazar,

Ich kreuzte demuthsvoll auf meiner Bruſt die Arme,
Und ſah, vor meiner Thür, dem kriegeriſchen Schwarme
Bis an die Pforte nach, die gen Aleppo führt.
„O mächtiger Prophet, beſchütze deinen Enkel,
Und gib, daß lange noch die Stärke ſeiner Schenkel
Sein Beduinenroß regiert!

Und du, mein krummer Stahl, leb' wohl! Aus meiner dunkeln
Werkſtatt ziehſt du hinaus! In Schlachten wirſt du funkeln!
Bald klirrſt du, wo dein Blitz ein Volk von Reitern lenkt!
Da ſchwärmen durch den Sand ſpießwerfende Geſchwader,
Den wilden Roſſen ſchwillt vor Kampfluſt jede Ader,
Und alle Zügel ſind verhängt.

Da ſiehſt du, zahllos wie der Sand, auf den ſie treten,
Des Feindes Heere nah'n den Kindern des Propheten. —
Durch unſre Reihen fliegt anordnend der Vezier.
Noch wartet der Kalif. — Da ſchmettern die Fanfaren,
Und ſeine Linke läßt den Zaum des Hengſtes fahren,
Und ſeine Rechte fährt nach dir.

Dann ſchwelgſt in Blute du, geführt von der geballten
Kalifenfauſt, und dampfſt, und züngelſt aus den Falten
Des Aermels, der die Hand des Mächtigen bedeckt.
Wie in Arabien und auf den öden, flachen
Sandſtrecken Soriſtans, aus eines Schakals Rachen
Die blutgetränkte Zunge leckt.

Dann zuckſt du himmelan, wie eine rothe Flamme,
Bei deren Lodern Nachts ein Dichter ſeinem Stamme
Von Genien und Fee'n erzählt am rothen Meer.
Und dieſe Flamme, die den Orient entzündet,
Und bald im Occident des Oſtens Macht verkündet —
Aus meiner Eſſe ſtammt ſie her!

Der Scheik am Sinai im Spätjahr 1830.

„Tragt mich vor's Zelt hinaus ſammt meiner Ottomane!
Ich will ihn ſelber ſeh'n! — Heut' kam die Karavane
Aus Afrika, ſagt ihr, und mit ihr das Gerücht?
Tragt mich vor's Zelt hinaus! wie an den Waſſerbächen
Sich die Gazelle letzt, will ich an ſeinem Sprechen
Mich letzen, wenn er Wahrheit ſpricht.“

Der Scheik ſaß vor dem Zelt, und alſo ſprach der Mohre:
„„Auf Algier's Thürmen weht, o Greis! die Tricolore,
Auf ſeinen Zinnen rauſcht die Seide von Lyon;
Durch ſeine Gaſſen dröhnt früh Morgens die Reveille,
Das Roß geht nach dem Takt des Liedes von Marſeille —
Die Franken kamen von Toulon!

---

*) Aus Zeitſchriften und Taſchenbüchern.

Gen Süden rückt das Heer in blitzender Colonne;
Auf ihre Waffen flammt der Barbaresken Sonne,
Tuneſer Sand umweht der Pferde Mähnenhaar.
Mit ihren Weibern flieh'n die knirſchenden Kabylen;
Der Atlas nimmt ſie auf, und mit dem Fuß voll Schwielen
Klimmt durch's Gebirg der Dromedar.

Die Mauren ſtellen ſich; vom Streit gleich einer Eſſe
Glüht ſchwül das Defilee! Dampf wirbelt durch die Päſſe;
Der Leu verläßt den Reſt des halbzerriſſ'nen Reh's.
Er muß ſich für die Nacht ein ander Wild erjagen. —
Allah! — **Feu!** — **En avant!** — Keck bis zum Gipfel ſchlagen
Sich durch die Aventuriers.

Der Berg trägt eine Kron' von blanken Bajonetten;
Zu ihren Füßen liegt das Land mit ſeinen Städten
Vom Atlas bis an's Meer, von Tunis bis nach Fez.
Die Reiter ſitzen ab; ihr Arm ruht auf den Croupen;
Ihr Auge ſchweift umher; aus grünen Myrtengruppen
Schaun dünn und ſchlank die Minarets.

Die Mandel blüht im Thal; mit ſpitzen dunkeln Blättern
Trotzt auf dem kahlen Fels die Aloe den Wettern;
Geſegnet iſt das Land des Bey's von Tittery.
Dort glänzt das Meer; dorthin liegt Frankreich. Mit den bunten
Kriegsfahnen buhlt der Wind. Am Zündloch glühn die Lunten;
Die Salve kracht — ſo grüßen ſie!""

„Sie ſind es!" ruft der Scheik — „ich focht an ihrer Seite!
O Pyramidenſchlacht! o Tag des Ruhm's, der Beute!
Roth, wie dein Turban, war im Nile jede Furth. —
Allein ihr Sultan? ſprich!" er faßt des Mohren Rechte;
„Sein Wuchs, ſein Gang, ſein Aug'? ſahſt du ihn im Gefechte?
Sein Kleid?" — Der Mohr greift in den Gurt.

„„Ihr Sultan blieb daheim in ſeinen Burggemächern;
Ein Feldherr trotzt für ihn den Kugeln und den Köchern;
Ein Aga ſprengt für ihn des Atlas Eiſenthür.
Doch ihres Sultans Haupt ſiehſt du auf dieſem blanken
Goldſtück von zwanzig Francs. Ein Reiter von den Franken
Gab es beim Pferdehandel mir."

Der Emir nimmt das Gold, und blickt auf das Gepräge,
Ob dies der Sultan ſei, dem er die Wüſtenwege
Vor langen Jahren wies; allein er ſeufzt und ſpricht:
„Das iſt ſein Auge nicht, das iſt nicht ſeine Stirne!
Den Mann hier kenn' ich nicht! ſein Haupt gleicht einer Birne!
Der, den ich meine, iſt es nicht.

Meerfabel.

Ebbetrocken auf dem Strande
Lag die unbeholfne Kof;
Schwärzlich hing am Maſt das Zugnetz,
Das vom letzten Fange troff.

Taſtend prüfte ſeine Maſchen
Ein barfüßiger Geſell;
Fiſche dorrten in der Sonne
An dem hölzernen Geſtell.

Heiß und durſtig ſah die Düne
Auf das Meer, ein Tantalus;
Wie ein großer Silberhalbmond
Blitzte der Oceanus.

Jede Welle grau und ſalzig,
Die ſich an dem Ufer brach,
Wie zum Gruße mit dem Haupte
Nickte brandend ſie, und ſprach:

„Am Geſtade rauſch' ich gerne,
Lecke gern den harten Sand,
Bunte Muſcheln, Meeresſterne
Schleud're gern ich an das Land.

Gerne ſeh' ich Heid' und Ginſter
Wuchern um die Dünen her.
Hier vergeſſ' ich, wie ſo finſter
Draußen iſt das hohe Meer,

Das die kalten Stürme peitſchen;
Wo der Normann Fiſche fängt,
Wo das Eismeer mit des deutſchen
Meers Gewäſſern ſich vermengt,

Keine Tonn' und keine Bake
Schwimmt und flammt dort auf der See,
Und allnächtlich ſteigt der Krake
Aus den Tiefen in die Höh'.

Eine Inſel, blank von Schuppen,
Rudert dort das Ungethüm,
Aengſtlich flüchten die Schaluppen,
Und der Fiſcher greift zum Riem.

Aehnlich einer dunkeln, ſchwarzen
Fläche liegt er kampfbereit.
Und ſein Rücken iſt mit Warzen,
Wie mit Hügeln, überſtreut.

Ruhig ſchwimmt er — doch nicht lange —
Auf dem Haupte grünes Moos.
Ziſchend zuckt die Meeresſchlange,
Die gewalt'ge, auf ihn los.

Wenn ſie blutend ſich umklaftern,
Wenn die rothen Kämme wehn,
Kann man keinen fabelhaftern
Anblick auf dem Meere ſehn —

Einſam, ſchauerlich und finſter
Iſt das ferne hohe Meer!
Gerne ſeh' ich Heid' und Ginſter
Wuchern um die Dünen her."

„Prinz Eugen, der edle Ritter."

Zelte, Poſten, Werda-Rufer!
Luſt'ge Nacht am Donauufer!
Pferde ſteh'n im Kreis umher
Angebunden an den Pflöcken;
An den engen Sattelböcken
Hängen Karabiner ſchwer.

Um das Feuer auf der Erde,
Vor den Hufen ſeiner Pferde
Liegt das Oeſtreich'ſche Piket.
Auf dem Mantel liegt ein Jeder;
Von den Tſchackos weht die Feder;
Leut'nant würfelt und Kornet.

Neben ſeinem müden Schecken,
Ruht auf einer woll'nen Decken
Der Trompeter ganz allein:
„Laßt die Knöchel! laßt die Karten!
„Kaiſerliche Feldſtandarten
„Wird ein Reiterlied erfreun!

„Vor acht Tagen die Affaire
„Hab' ich, zu Nutz' dem ganzen Heere,
„In gehör'gen Reim gebracht;
„Selber auch geſetzt die Noten;
„D'rum, ihr Weißen und ihr Rothen!
„Merket auf und gebet Acht!"

Und er ſingt die neue Weiſe
Einmal, zweimal, dreimal leiſe
Denen Reitersleuten vor;
Und wie er zum letzten Male
Endet, bricht mit einem Male
Los der volle, kräft'ge Chor:

„Prinz Eugen, der edle Ritter!"
Hei, das klang wie Ungewitter
Weit in's Türkenlager hin.
Der Trompeter thät den Schnurrbart ſtreichen,
Und ſich auf die Seite ſchleichen
Zu der Marketenderin.

Der ausgewanderte Dichter.

(Bruchſtücke eines unvollendeten Cyklus.)

Die Tanne fäll' ich, drauf die Adler horſten;
Sie kracht zu Boden, Schnee vom Haupte ſchüttelnd.
Ich wohne fürder einſam in den Forſten,
Die Menſchen fliehend und die Föhren rüttelnd.

Ich habe nicht, da ich mein Haupt hinlege;
Von keinem Herde, weh', bin ich geſchieden.
Mein erſtes Haus, mit Hammer und mit Säge,
Bau' ich mir ſelber bei den Atlantiden,

Kunſtlos und rauh; — vom Felſen reiß' ich Farren-
Und ander Kraut, daß ich die Fugen ſtopfe;
Die mooſ'ge Rinde laß ich an den Sparren;
Dumpf durch die Schlucht dröhnt meiner Axt Geklopfe.

Ein leiſes Wehn ſpielt mit den dürren Blättern —
Geiſt dieſer Wälder, ſei mit meiner Hütte,
Daß ſie Orkan und Blitze nicht zerſchmettern,
Daß ſie der Schnee des Berges nicht verſchütte!

Daß ihr Gebälk kein feindlich Beil zerhaue,
Daß lange Zeit die Sonn' ihr Dach vergülde,
Daß ſie nicht gleich ſei dieſer Spur der Klaue
Des Elennthieres auf dem Schneegefilde!

In einer ſolchen Werkſtatt iſt gut zimmern.
Die Waldung funkelt in des Morgens Glanze;
Die Büſche blitzen und die Zweige ſchimmern,
Und jede Tann' iſt eine ſtarre Lanze.

Mit rieſ'gem Nacken an den Himmel ſtemmen
Die Berge ſich; ſtill, doch belebt, die Auen.
Am Strome drüben, auf den ſchnee'gen Dämmen,
Seh' ich den Biber ſeine Hütten bauen.

Fern aus dem Dickigt ragt's gleich Renngeweihen;
Der Biſon bückt ſich, daß den Schnee er lecke;
Das Birkhuhn ſchwirrt, und von der Hinde ſcheuen
Fußtritten knarrt des Bodens Flockendecke.

Der bunte Luchs tritt dreiſt aus ſeiner Höhle;
Der Trab des Elenns donnert durch die Föhren. —
Ein neues Lied geht auf in meiner Seele;
Ich dicht' es hämmernd — doch wer wird es hören?

Hinaus, hinaus! der Frühling iſt gekommen.
Der Schnee des Winters rieſelt von den Kuppen;
Der Alligator iſt an's Land geſchwommen,
Und ſonnt am Ufer ſeine grünen Schuppen.

Die Fiſche ſpringen, und die Vögel ſchlagen;
Die Knospen berſten, und die Kräuter ſchießen;
Die Wipfel all, auf denen Tauben klagen,
Streu'n ihre Blüthen flüſternd mir zu Füßen.

Die Hirſche wandeln thalwärts mit den Kühen;
Die Auerhähne ſchütteln ihre Kämme.
Mit ihrem Hofſtaat durch die Büſche ziehen
Die Königinnen wilder Bienenſtämme.

Wird mir auch Honig von den Bäumen träufen?
Friſch in den Wald! umduftet mich, ihr Ranken,
Und letzet mich! — ein Weiſel will ich ſchweifen,
Umſchwärmt von meinem Hofſtaat, den Gedanken.

Oft wandl' ich Abends auf die ſteilſten Höhen,
Einſam mit meiner Lieb' und meinem Grimme,
Zu meinen Füßen die gewalt'gen Seen —
Und dann erheb' ich meine tiefe Stimme.

Die werthen Lieder aus den alten Tagen,
Die ich mit Freuden hundertmal geſungen,
In dieſe Wälder hab' ich ſie getragen,
Drin nie zuvor ein deutſches Lied geklungen.

Wie zitterte, darauf ich lag, der Gipfel,
Wie gab mir jener froh mein Singen wieder,
Wie flüſterten der alten Bäume Wipfel,
Als ſie vernahmen Ludwig Uhlands Lieder!

Wie ſtutzeten und hoben ihre Hörner
Die Hirſch' im Thal, als auf den Bergen oben
Ich Lieder drauf von Kerner und von Körner,
Von Schwab und Arndt und Schenkendorf erhoben.

O, ſchmerzlich wohl klang manches mir, dem Wandrer!
Hier Heimathlieder! — Dennoch, als ſie klangen,
Stand ich ein Orpheus — mit den Liedern Andrer!
Zwar Steine nicht, doch tanzten wilde Schlangen.

Ich lag heut' Nacht in ſüßen, ſtillen Träumen,
Von meiner Heimath und von meinen Lieben.
Ich wandelte bei meiner Kindheit Bäumen.
Wo ich wohl wünſchte, daß ſie mich begrüben.

Der Todten und der Lebenden Geſtalten,
Sie traten vor mich. „O, daß Keiner zürne,
Daß ich ihn ließ!" — Da jäh von einer kalten
Hand fühlt' ich leis berühret meine Stirne.

Ich fuhr empor; es war mein Jagdgefährte:
„Du ſchliefſt wohl tief, daß gar nichts du vernommen!
Komm! denn wir ſind den Biſons auf der Fährte,
Und durch den Winipeg ſind ſie geſchwommen."

Die Indianer ſitzen um die Flamme,
Und ſchüren düſter ſie, ſchweigſame Schürer.
Da plötzlich — wohl der Aelteſte vom Stamme —
Spricht zu den Andern alſo einer ihrer:

„In Frieden ruh' er, den wir heut' begruben
Dort, wo den Urwald ſäumet die Savannah!
Nie einem Weißen, dieſem gleich, erhuben
Ein Mal vom Lorenz wir zum Susquehannah!

Er war nicht, wie die Andern ſeiner Farbe;
Drum zu den Rothen hat er ſich geſchlagen.
In unſern dunkeln Reih'n glich er der Garbe
Des Maiskorns, die zu Tannen man getragen.

Was mocht' ihm ſein? — mit ſeinen Jagdgeräthen
Stand oft er ſinnend unter einem Baume,
Und hört' er rufend in das Holz uns treten,
So fuhr er auf, und folgt' uns wie im Traume.

Auch ſtand er einſam wohl am Strome dorten;
Oft durch die Büſche ſah'n ihn die Genoſſen.
Dann war es, daß in fremder Sprache Worten
Ihm lange Reden von den Lippen floſſen.

Der Worte keines haben wir verſtanden,
Doch hörten gerne wir der Worte Schallen.
Es war ein Takt drin, wie wenn Kriegerbanden
Mit gleichem Schritt auf hartem Schneefeld wallen.

Verſtanden haben wir der Worte keines,
Doch hat uns ſtets, zu hören ſie, verlanget.
Es war ein Klang drin, gleich dem Tönen eines
Schilds, der im Wind den Aſt ſchlägt, dran er hanget.

Und um ſich ſchaut' er, war er nun zu Ende,
Und ſah erſt jetzt, daß Keiner ihn vernommen.
Dann drückt' er ſtumm ſein Antlitz in die Hände,
Und iſt zum Wigwam ſtill zurückgekommen.

In Frieden ruh' er, den wir nicht mehr ſehen!
Laßt eine Hütt' auf ſeinem Grab uns bauen.
Sein Haupt liegt weſtwärts, denn ſein letztes Flehen
War: Krieger! o, nach Morgen laßt mich ſchauen!"

Johann Freinsheim

ward am 16. November 1608 in Ulm geboren, zeichnete ſich ſchon früh durch glückliche Fähigkeiten aus und bezog bereits im vierzehnten Jahre ſeines Alters die Univerſität Marburg, um die Rechte zu ſtudiren. Er vertauſchte dieſelbe ſpäter mit Gießen, dann mit Straßburg, ſich neben der Jurisprudenz zugleich eifrig mit philoſophiſchen und philologiſchen Forſchungen beſchäftigend. Auf einer Reiſe nach Frankreich erwarb er ſich die Gunſt des franzöſiſchen Miniſters Marescot und erhielt in Folge derſelben eine Anſtellung als königlicher Archivſecretair zu Metz. Nachdem er nach Straßburg zurückgekehrt war und ſich hier mit einer Tochter ſeines Lehrers und Freundes Bernegger vermählt hatte, zog eine von ihm verfaßte lateiniſche Lobrede auf den König von Schweden, Guſtav Adolph, die Aufmerkſamkeit des ſchwediſchen Hofes an und veranlaßte 1642 ſeine Berufung als Profeſſor der Politik und Beredtſamkeit nach Upſala. Im Jahre 1647 ernannte ihn die Königin Chriſtine zum Bibliothekar und Hiſtoriographen in Stockholm. Seine wankende Geſundheit zwang ihn jedoch nach Deutſchland zurückzukehren; er trat nun in pfälziſche Dienſte und ſtarb am 30. October 1660 als Kurfürſtlicher Rath und Profeſſor der Philoſophie zu Heidelberg.

In deulſcher Sprache erſchien nur von ihm:

Deutſcher Tugendſpiegel, oder Geſang von dem Stamm und Thaten des neuen Herkules. Straßburg 1639. Folio. (Ein Lobgedicht auf den Herzog Bernhard von Weimar.)

So gelehrt und geiſtreich auch Freinsheim ſich in ſeinen lateiniſchen Schriften zeigt, ſo mislungen erſcheint dieſes deutſche Epos aus ſeiner Feder, da es ihm durchaus an poetiſcher Kraft fehlte und er demzufolge hier nur eine künſtlich zuſammengeſetzte, wäſſerige Reimerei in Alexandrinern lieferte, die ſehr ſchnell der Vergeſſenheit heimfiel.

Wilhelm Nikolaus Freudentheil

ward am 5. Juni 1771 in Stade geboren, ſtudirte Theologie und Philologie und erhielt dann ein Lehramt bei dem Gymnaſium in Celle, das er 1797 mit dem Conrectorat an der Schule ſeiner Vaterſtadt vertauſchte. — Später ward er als Prediger nach Hamburg berufen, wo er ſeit einer Reihe von Jahren höchſt ſegensreich wirkt.

Er gab heraus:

Gedichte. Hannover 1803. — N. A. Hamburg 1831.
Siona, Darſtellungen das alte Teſtament betreffend. Hamburg 1809. 3 A. 1820.
Euſtach von St. Pierre oder Triumph der Bürgertreue. Dramatiſches Gedicht. Oldenburg 1811.
Einzelne Gedichte u. ſ. w. in Zeitſchriften und Taſchenbüchern u. ſ. w.

Ein tief empfindender phantaſiereicher Dichter, der ſich vorzüglich an Schiller heraufbildete, mit warmem Gefühl ſeltene Correctheit verbindet und namentlich in geiſtlichen Dichtungen, beſonders in der Cantate und dem Oratorium, Ausgezeichnetes leiſtete.

Gedichte von Freudentheil.

Der Sargmacher.

Ebne, Hobel, leicht und glatt,
Daß die letzte Ruheſtatt
Eines Menſchen werde!
Greis und Säugling, Knecht und Graf
Finden eingeſargt den Schlaf
In des Kirchhofs Erde.

Müden, die mit Noth und Harm
Lange kämpften, baut mein Arm
Gern das Bett der Ruhe.
Iſt zu klein dir dein Palaſt?
Stolzer Mann! dein Sarg umfaßt
Bald nicht viele Schuhe.

Wähnt den Tod, ihr Reichen, fern!
Ewig bleibt ihr nicht die Herrn
Eurer vollen Seckel.
Bald beſucht er euer Bett.
Horcht! Schon fällt ein Eichenbret
Zu des Sarges Deckel.

Für ein Hochzeitslager ſchwang
Ich, bei froher Lieder Klang,
Hobel, Axt und Hammer.
Doch nach kurzen Monden barg
Mann und Weib des Meiſters Sarg
In der Trauerkammer.

Ebne, Hobel, leicht und glatt,
Daß die letzte Ruheſtatt
Eines Menſchen werde!
Bald auch ruht der Meiſter aus.
Schon vollendet iſt ſein Haus
Für des Kirchhofs Erde.

Einigkeit.

Sei einig mit dir! Die Erd' iſt ſchön,
Ein hoher Geſang auf den Meiſter.
Die Zwietracht nur ſchafft Mißgetön
In heiligen Chören der Geiſter.
Ein Herz, noch mit ſich ſelbſt entzweit,
Verdient die feindliche, ſtürmiſche Zeit.

Sei einig mit dir! Gedanke, Wort
Und That ſei im freundlichen Bunde!
Auf edler Bahn zieh männlich fort,
Kein Spiel der verwandelnden Stunde,
Kein Bettler in Fortunens Reich,
Auf Stroh und ſeidenem Polſter dir gleich!

Sei einig mit dir! Was ſchön und wahr
Und gut iſt, verkläre dein Leben!
Dir ward ein hohes Himmelspaar
Zu Reiſegenoſſen gegeben;
Vernunft und Glaube. — Menſchenhand
Zerreiße nimmer das göttliche Band!

Sei einig mit dir! Ein Minos iſt
In deinem Gemüth dir beſchieden.
Wer ihn zu ſchänden ſich vermißt,
Mag Kronen erringen, nicht Frieden.
„Du lebteſt!“ rufe vor der Ruh
Des Schlummers ſtets dir dein Richter zu!

Dann mag der Veſuv, des Weltmeers Fluth
Befeinden die friedlichen Hütten,
Und feindlicher der Menſchen Wuth
Die Länder, die Herzen zerrütten!
Du ſtehſt, auf Trümmern einer Welt
Dir treu, erhabner als Actiums Held.

Der Freie.

Wer iſt der Freiheit edler Sohn?
Es iſt der Wahrheitsheld,
Der, fern von jeder niedern Frohn,
Gleich würdig ſteht und fällt,

Der, eins in Sinn und Wort und That,
Wie Gottes Sonne feſt,
Den einen Pfad verfolgt, den Pfad
Des Rechts, ihn nie verläßt,

Der dienſtbar nicht dem blöden Wahn,
Dem Laſter ewig feind,
Nur einem Willen unterthan,
Mit Wiſſen, Thun vereint,

Der ehrlos Menſchen, Zeiten nicht,
Dem Schickſal nicht erliegt,
Und in dem Kampf der Luſt und Pflicht
Sich ſelbſt, ſich ſelbſt beſiegt,

Der, groß in Demuth, groß in Noth,
Des Glücks ſich würdig freut,
Und mehr als Kerker, Acht und Tod
Die Selbſtverachtung ſcheut:

Der iſt der Freiheit edler Sohn,
Iſt, was Johannes war.
Es ſei der Rabenſtein ſein Lohn,
Er wird ſein Lobaltar.

Verklärte ſingen dort hinab
In Himmelsmelodie:
Der Freie ruht. Wie viel er gab,
Sein Kleinod gab er nie.

Unſterblichkeit.

Wenn, daß rings die Menſchheit blute,
Frevelmacht ſich Knechte dingt,
Und, nicht werth der Schäferruthe,
Seinen Scepter Nero ſchwingt;

Wenn die Liſt in Prunkgemächern
Sich mit Stern und Orden bläht,
Und umſonſt nach ihren Rächern
Unſchuld in dem Kerker ſpäht;

Wenn die Welt, nur hold dem Glücke,
Seelengröße Wahnſinn ſchilt,
Vor dem Edelſinn die Tücke,
Vor dem Recht die Bombe gilt;

Wenn die Wahrheit, dem Betruge
Weichend, in ihr Patmos zieht,
Und mit *einem* Federzuge
Beſſ'rer Tage Segen flieht:

Dann entrücke mich dem Staube,
Wo die Sünde Höllen ſchafft,
Sohn des Himmels, hoher Glaube,
Gib dem Dulder Muth und Kraft!

Laß mich deinen Friedensbogen
In der finſtern Wolke ſchaun,
Und auf hochempörten Wogen
Deinem Anker fromm vertraun!

Ueber Kerker, Trümmer, Grüfte
Leite du mich himmelan,
Wo der Pilger froh die Lüfte
Seiner Heimath ſegnen kann,

Wo nicht Gutes mit dem Böſen,
Nicht mit Nacht der Tag mehr ringt,
Wo ſich alle Räthſel löſen,
Und ihr Siegslied Tugend ſingt!

Begeiſterung der Liebe.

Preiſet das Getümmel wilder Heere!
Krieger, hört entzückt der Pauke Hall,
Und erſtürmt, berauſcht von Heldenehre,
Mit gezückter Wehr des Feindes Wall!

Huldigt eurem Rebengott, ihr Zecher,
Bis er euch durch Bruſt und Adern glüht!
Jauchzt in Dithyramben! Kränzt die Becher,
Bis der Frühe Roſenwange blüht!

In der Liebe heiligem Pokale
Harrt des Jünglings ſüßre Trunkenheit.
Selig, wem ſie bei des Lebens Mahle
Freundlich ihren erſten Becher weiht!

Ordensbänder, Sterne, Fürſtenkronen
Neidet nicht, wer ihres Nektars trank;
Seiner Auserwählten Küſſe lohnen
Reicher ihm, als Hamburgs goldne Bank.

Hinter ihres Thales Buchenhügel
Steigt die Sonne heiliger empor,
Und verklärter lacht ihm in dem Spiegel
Ihres Wieſenbachs der Sterne Chor.

Banne fern mit ihr ihn zu der Klippe
Eines öden Eilands das Geſchick!
Seine Roſen blühn an ihrer Lippe,
Sein Elyſium entſchließt ihr Blick.

Warum ſenkt dein Auge ſich ſo trübe
Bei des Lebens ſchönem Feiermahl?
Armer Jüngling! bot dir nie die Liebe
Freundlich der Begeiſterung Pokal?

Luther am Sterbebette ſeines Kindes.

An *

Ruht ſo früh das Kindlein deiner Wonne
Mit dem Todtenkranz? Du Schwergeprüfter,
Weine, trockne deiner Liebe Thränen!

Vater Luther ſaß am Sterbelager
Seiner herzgeliebten Magdalena.
Dreizehn Lenze ſah das holde Mägdlein,
Und wie zarte Maienblumen welkten
Ihre Wangen ſchnell der Gruft entgegen.
Betend labte ſie, der Mutter Sorge,
Wie die eigne Seele Vater Luther.
Dann ſich neigend zu der Tochter Lippen,
Die verſchlungnen Händ' ihr freundlich ſtreichelnd,
Sprach er zärtlich mit des Schmerzes Lächeln:
Gingſt wohl gern zu deinem Himmelsvater,
Bliebſt auch gern noch bei dem Erdenvater,
Süßes Kind! Geſchehe Gottes Wille! —
Er geſchah. Des höhern Vaters Himmel
Sah das Mägdlein, unter Engeln ſelig,
Und der Vater drunten pries mit Thränen
Den, der gab und nahm, durch Beides ſegnend.

Seelenſtärke.

Was ſind Timurs ſtolze Werke,
Adlerſchwung und Löwenkraft?
Freundin hoher Seelen, Stärke,
Leit' uns auf der Pilgerſchaft!
Selig, wer, durch dich erhoben,
In der Bruſt dem Gott vertraut
Und, den Blick gewandt nach oben,
Oft des Geiſtes Heimath ſchaut!

Ringt er nicht mit Leu und Hyder,
Ein Alcide, hoch und hehr,
Preiſ't ihn nicht der Fall der Brüder,
Kein Triumphthor, kein Homer:
Er auch kämpft, ein treuer Ritter,
Furchtlos gegen Sünd' und Wahn,
Ob des Lebens Ungewitter
Seinem Haupt verderbend nahn.

Unter Stürmen, Flammen, Fluthen
Schützt er treu ſein Heiligthum.
Für die Wahrheit kann er bluten,
Nicht beflecken ihren Ruhm.
Mehr als Höhlen wilder Drachen
Und des Henkereiſens Schwung,
Mehr als aller Himmel Krachen
Scheut er Selbſtentwürdigung.

Bei Fortunens Schmeicheltönen,
In der Fürſtenſäle Schein,
Bei der Schönſten aller Schönen
Bleibt der Hochgeſinnte *ſein*.
Er, in Banden ein Gebieter,
Lächelnd bei der Thoren Spott,
Tauſcht das Gute nicht um Güter,
Nicht um Götzen ſeinen Gott.

Freundin hoher Seelen, Stärke,
Sei den Deinen ewig hold!
Gib uns mehr als Timurs Werke,
Mehr als aller Berge Gold,
Feſten Gang auf ſteilen Wegen,
Treue bei der Flucht der Zeit,
Ueber Sonnen Vaterſegen,
In uns Freiheit, Einigkeit!

Wiederſehen.

Als wehmuthsvoll, wie auf zerſtörten Veſten,
Der Pilger durch entlaubte Haine zog,
Wo nur die Krähe von beſchneiten Aeſten,
Einſt Philomelens Brautgemächern, flog,
O Mai, begann er da, wo walteſt du?
Wann wecken dich die Horen aus der Ruh?
In holden Tönen klang es ihm hernieder:
Wir ſehn uns wieder.

Als ſich die Hütte der geliebten Auen,
Wo für des Knaben Stirn der Freude Chor
Die erſten Blumen huldreich ſchlang, in blauen
Gewölken fern aus ſeinem Blick verlor,
Da rief er ſeinem Anger, Hain und Bach,
Der ſchönen Welt des Kindes, ſegnend nach.
In holden Tönen klang es ihm hernieder:
Wir ſehn uns wieder.

O Tag des Harms, als an der Uferweide
Der Hochgefeirten letzter Gruß erſcholl!
Die Sonne ſank in ihrem Trauerkleide,
Und Schilf und Weide ſeufzten ſchwermuthsvoll.
Schon flog ſein Nachen durch den Schaum der Fluth;
Es wehte ferne noch ihr Halmenhut,
Und tröſtend klang ihr ſüßes Wort hernieder:
Wir ſehn uns wieder.

Wenn ſeinem Lager einſt mit bleichem Scheine
Den letzten Gruß die Abendröthe winkt,
Indeß ſchon golden vom Platanenhaine
Elyſiums ſein heilger Morgen blinkt,
Beweint nicht muthlos dann des Freundes Reſt,
Umkränzt die Becher, feirt ein ernſtes Feſt,
Ihr Freunde! ſingt ihm in die Gruft hernieder:
Wir ſehn uns wieder!

Verwittern mit Thebais Pyramiden
Mag einſt die Schrift an ſeines Hügels Stein!
Raubt doch kein Gram ihm ſeines Schlummers Frieden;
Es träumt ſich ſüß in ſeinem Kämmerlein.
Was klagt ihr, Wanderer? Ein Wölkchen kränzt
Den Strauch der Gruft, von Abendgold beglänzt.
Sein Schatten flüſtert ſegnend dort hernieder:
Wir ſehn uns wieder.

Siegmars Abſchied.

Lora.

Mich, Siegmar, mich willſt, Harter, du verlaſſen,
Hinfort das kalte Todesſchwert umfaſſen,
Nicht dieſe Bruſt, nicht deiner Mutter Arm?
Weh dir und mir! Von Rachbegier entbrennen
Die Rohen dort, die kein Erbarmen kennen;
Hier ſchlägt ein Herz, dir treu und warm.

Siegmar.

Haſt du nicht auch in goldner Kindheit Tagen
Für mich geſorgt, was Männer muthig wagen,
Für mich gewagt, für mich der Ruh' entbehrt?
Mein Engel winkt. O, könnt' ich würdig lohnen!
Ich kämpfe nicht für eitle Siegerkronen,
Ich kämpfe für der Mutter Heerd.

Lora.

Was iſt mir ſonder dich der Welten Fülle?
Mit dir wird mir die rauhe Sclavenhülle
Ein Prachtgewand, die Oed' ein Paradies.
O, ſcheide nicht! Verehr' in treuem Bunde
Das Wort des Vaters in der Todesſtunde,
Der tröſtend dich der Wittwe ließ.

Siegmar.

Er ruft hinweg mich. Oft in ſchweren Träumen,
O Mutter, ſtraft ſein edler Geiſt mein Säumen,
Mich rufen Heimath, Bürgertreue, Gott.
Du ſegne, ſegne mich zu meinen Bahnen!
Ein theures Kleinod blieb uns von den Ahnen;
Es werde nie des Feindes Spott!

Lora.

O nie! Mit Gott hinaus, mein Siegmar! Ende
Dein heil'ges Werk! Dem Vaterland' entwende
Dich nicht der Mutter thränenvoller Blick!
Ich ſelbſt will weihend mit dem Schwert dich gürten.
Verdiene kämpfend dir der Liebe Myrten,
Des Friedens Tag, der Bürger Glück!

Schwanengeſang des Jahres 1821.

Mir auch ruft der letzten Sonne Schimmer:
Sohn der Zeit, du ſtirbſt und kehrſt mir nimmer,
Biſt geweſen, eh' die Nacht entflieht.
Auf dann! Nehmt an meinem nahen Grabe
Mein Vermächtniß, meine letzte Gabe!
Menſchenkinder, hört mein Schwanenlied!
Pilgern wir nicht Alle, dienen Alle
Dem, der ewig ſein wird, war und iſt?
Selig, wer in froher Tafelhalle
Des Memento nicht vergißt!

Mir auch ziemt's, den Blick zurückzuwenden.
Viel ja ſah ich werden, blühen, enden,
Knoſpen, Früchte ſah ich, Blätterfall.
Viel umfing, Sekunden, eure Schwinge,
Wiegenfeier und den Tauſch der Ringe,
Und der Todtenglocke letzten Hall.
Eines Königs Krone ſah ich ſtrahlen,
Der erſehnt dem Guelphenvolk erſchien,
Eine Fürſtin zu der Väter Malen
Hingewelkt als Leiche ziehn.

Laibachs Sterne ſah ich leuchten, flehte:
Denkt der Völker! Wo des Einen Stäte,
Deſſen Wink einſt Thronen nahm und gab?
Seine Donner ſchwanden, ſeine Blitze.
Auf des fernen Eilands Felſenſpitze
Birgt, Entthronter, einſam dich dein Grab.
„Aar des Himmels, wie biſt du geſunken!“
Sang ich dort an deinem Leichentuch.
„Schlaf in Frieden, nicht mehr ſiegestrunken!
Folge dir kein Menſchenfluch!“

Braut des Todes, Peſt, du ſpannſt den Bogen
Schauerlich an Barcelona's Wogen;
Wo du winkſt, wird jede Wange blaß;
Doch ich ſah ein größres Ungeheuer,
Und ſein Name, nur der Hölle theuer,
Edlen furchtbar, heißt — Partheienhaß.
Stürme heulten jüngſt durch alle Meere,
Doch ſie lenkt ein Herrſcher väterlich:
Nicht entweihten ſie der Jungfrau Ehre,
Auferſtehungsfeſt, nicht dich.

An dem Himmel ſtieg in holder Milde
Mir der Halbmond oft. Doch ſeinem Bilde
Glich der Halbmond an dem Pontus nicht.
Männer am Eurotas, Kampfgenoſſen,
Wird des Friedens Thor euch aufgeſchloſſen?
Hört, was ſcheidend, ernſt der Wandrer ſpricht:
Würdiges ſucht würdig! Wollt nur Kränze,
Die das Wort von oben ſegnend weiht,
Und dann findet an des Circus Grenze,
Was euch langes Heil verleiht! —

Viel vernahm mein Ohr von Liberalen,
Ultra, Carbonari, Radicalen.
Segnen Namen? Rechtthun, eins iſt noth.
In des Tagus, Iberus Gefilden,
Wo die Anden weite Ketten bilden,
Iſt Verwandeln Looſung und Gebot.
Nur der Unſchuld Hand ſoll Feſſeln löſen;
Doch der Freiheit Kranz iſt Sclavenband,
Ihrer Wonne Kelch iſt Gift dem Böſen,
Und ihr Licht Megärens Brand.

Soll ich zürnend, harmvoll euch entwallen?
Menſchenkinder, Friede ſei euch allen!
Frohe, Dulder, dankbar hebt das Haupt!
Die ich reich begabte, lernt verdienen!
Die ihr mein an Grüften, an Ruinen
Weinend denkt, ermannt euch, hofft und glaubt!
Fromme, die ich nahm, empfangt die Krone!
Vorwärts, Wandler auf dem engen Pfad!
Kehrt, ihr Irren, eh' mein Geiſt am Throne
Droben euch als Kläger nah!

Geiſt der Liebe, binde du die Zonen,
Alle Fürſten, alle Nationen!
Walte ſelig! Banne Wahn und Lug,
Daß die weite, ſchöne Gotteserde,
Hehr und herrlich, jene Kirche werde,
Die der Herr in ſeinem Herzen trug!
Horch! Schon tönt's mit ernſten, dumpfen Schlägen:
„Mitternacht will kommen; Geiſt, entfleuch!" —
Fahrt denn wohl! Dem Bruder jauchzt entgegen!
Menſchenkinder, Segen euch!

Vorwärts.

Vorwärts muß dein Blick ſich wenden,
Fremdling, auf der kurzen Bahn!
Enden kannſt du, nicht vollenden,
Täglich nur dem Kleinod nahn.

Vorwärts! mahnt der Zeit Gefieder!
Ruft die Weisheit ernſt und hehr.
Irrſt du fern noch? Kehre wieder!
Biſt du gut? O werde mehr!

Vorwärts in dem Kampf des Lebens!
Selig, wer ihn treu vollbringt,
Auf der Erde nicht vergebens
Nach des Himmels Palmen ringt!

Vorwärts bleibt in Leid und Wonne,
Bleibt im Sterben noch ſein Wort.
Sinke hier ihm Gottes Sonne!
Was er ſuchte, wird ihm dort.

Gerhard Friederich

ward am 5. Januar 1779 in Frankfurt am Main geboren, ſtudirte Theologie, erwarb ſich die Doctorwürde ſowohl in dieſer Wiſſenſchaft, wie in der Philoſophie und lebt als ſehr geſchätzter evangeliſcher Prediger an der Weißfrauenkirche in ſeiner Vaterſtadt.

Von ihm erſchien:

Lyriſche Gedichte. Frankfurt, 1809.
Guſtav Hermann oder der pythagoräiſche Bund. 2 Thle. Frankfurt, 1812 — 13.
Libellen. Frankfurt, 1814. N. A. 1817.
Luther. Hiſtoriſches Gedicht. Frankfurt, 1815.
Serena. 2 Thle. Frankfurt, 1819.
Gemälde des menſchlichen Herzens. Frankfurt, 1820.
Heliodor. Frankfurt, 1820.
Wanderungen in die Bergſtraße u. ſ. w. 2 Thle. Wiesbaden, 1824.
Jugendbibliothek des Auslandes. 15 Bde. Hanau, 1826. fgde.
Chriſtliche Vorträge. 2 Thle. 3 A. Hanau, 1829.
Saron's Roſen. Frankfurt, 1829.
Selitha. Jahrbuch chriſtlicher Andacht. Stuttgart, 1829.
Chriſtus an die Herrſcher und das Volk. Sieben Reden. Frankfurt, 1831.
Ueber die Furcht des Menſchen vor dem Tode. Frankfurt, 1832.
Guſtav Adolf's Heldentod. Hiſtoriſches Gedicht. Caſſel, 1833.
Einzelne Predigten, Reden, Flugſchriften u. ſ. w., u. ſ. w.

Ein ſehr geſchätzter Prediger, deſſen lyriſche und epiſche Gedichte wegen des tiefen Gefühls, des Gedankenreichthums und der gebildeten Sprache hohes Lob verdienen, ſo wie ſeine aſcetiſchen und oratoriſchen Schriften wegen der in ihnen waltenden echten Frömmigkeit, Reinheit der Geſinnungen, Klarheit und Eleganz der Form.

Nur die Saat nach Gottes Willen kann zur Ernte unter Gottes Segen gedeihen *)

(Am Erntefeſte 1830).

Der Herzen Dank ſteigt an dem Erntefeſte
Zu Dir, dem Erntevater, rings empor,
Und ſtrahlt auch nicht in Aller Blicken, Freude,
So preißet doch den Herrn der Liebe Chor.

Denn, ach! nicht überall ward gleich geerntet;
Der Zwietracht Fackel hat die Frucht zerſtört
Und unter'm Jubel der belohnten Schnitter
Wird Klageton und Kriegsgeſchrei gehört.

Herr, der allein den Geiſt der Völker lenket,
Gieb Frieden, Eintracht, Ruhe — jedem Land,
Dann kann der Landmann froh und ſicher ernten,
Des Hauſes Wohl erblüht in jedem Stand.
Laß uns in Saat und Ernte Deinen Willen thun,
Dann werden ſicher wir in Deiner Liebe ruh'n!

Abermals vereinigt uns, m. a. Zuhörer! in dieſer feſtlichen Stunde der Dank, welchen wir dem Herrn der Ernte darbringen für die Gaben, in deren Beſitz wir ruhiger dem Nahen des Winters, ſeinen Forderungen und Bedürfniſſen für uns entgegen ſehen können; dafür, daß er die Saat zur Ernte gedeihen ließ.

Ach! und wie mannigfach wurde nicht auch in dieſem Jahre ausgeſäet, in der Natur, wie in der Geiſterwelt; aber nicht immer und nicht für Alle entſprach die Ernte den Wünſchen des Säemannes. Schon im wörtlichen Sinne — dem Reiche der Natur war ſie ſehr verſchieden; manche Gattungen der Früchte geriethen gar nicht, manche ſparſam, andere dagegen reichlich. Nicht minder war Ausſaat und Ernte verſchieden im Reiche der Geiſter, wie ſolches ein Blick auf die Ereigniſſe dieſes Jahres kund thut. —

Die, welche Willkühr und Volksdruck ſelbſt, oder durch hartherzige Miethlinge, ohne Gefühl für Bürgerglück und Menſchenrechte ausſäeten, ernteten den Fluch und das Blut der gedrückten und empörten Menſchheit auf den Trümmern ihrer Herrſchaft. Die Edleren des Volkes, welche, nur dem Geſetze huldigend, der Tirannei im Purpur, wie im Bettlermantel gleich feind, Gerechtigkeit und geſetzliche Freiheit für Alle erſtrebten, ernteten dagegen die Erfüllung ihrer heiligen Wünſche; der rohe Haufe und ſeine Führer, unter der Maske von Freiheit und Gleichheit, nur ihrem Eigennutze und thieriſcher Sinnlichkeit fröhnend; ſie können und werden aus der Blutſaat der Geſetzloſigkeit und Auflöſung aller bürgerlichen Ordnung nur die fluchwürdige Zerſtörung des Gemeinwohls, des Glücks und Wohlſtandes aller friedlich und rechtlich geſinnten Bürger, die ſich ſtill von der Frucht ihres Fleißes nährten, ernten. — Mit einem Worte, meine chriſtlichen Zuhörer! „nur wer nach Gottes Willen ſäet, kann unter Gottes Segen ernten; ſo in der Natur, wie in der Geiſterwelt." Dies iſt die ernſte und zeitgemäße Betrachtung, die uns in dieſer feſtlichen Stunde beſchäftigen ſoll.

Vorgeſchriebener Erntetext: 2 Kor. 9, v. 6 — 10.

Auch hier, meine Zuhörer! ſpricht der Apoſtel, indem er dieſes Gleichniß von Saat und Ernte gebraucht, bildlich; denn er fordert die Chriſten zu Korinth dadurch auf, ihre von der Theurung gedrückten Glaubensgenoſſen Judäas reichlich zu unterſtützen. Ueberaus anwendbar in mehr als einer Rückſicht iſt aber jene Aufforderung des Apoſtels — auch abgeſehen von jenem nächſten Zweck — ſelbſt für uns. Auch wir ſollen und können in beſonderer Beziehung auf die Gegenwart, der Ueberzeugung leben, daß, wer da ſäet im Segen — ſey es im buchſtäblichen oder bildlichen Sinne — auch ernten wird im Segen; denn nur die Saat nach Gottes Willen kann zur Ernte unter Gottes Segen gedeihen. So in der Natur, wie in der Geiſterwelt. Dies iſt die Betrachtung, der wir uns heute, am Dankfeſte für die Erntegaben des Erntevaters, in beſonderer Beziehung auf die Saat und Ernte die-

---

*) Aus: Dr. Friederich's „Chriſtus an die Herrſcher und das Volk. Frankfurt a. M., 1831.

ſes Jahres, weihen, und am Schluſſe derſelben den prüfenden Blick auf unſere nächſten Umgebungen und auf uns ſelbſt richten wollen. — *Nur die Saat nach Gottes Willen kann zur Ernte unter Gottes Segen gedeihen.*

A. *So in der Natur.* Jede Saat bedarf einer gewiſſen Jahrszeit, wenn ſie ausgeſäet wird. Ihr thut eine beſondere Art und Weiſe, ſo wie ein eigenthümliches Verhältniß Noth, wie und in welchem ſie ausgeſäet wird; vorzüglich bedarf ſie eines ihr angemeſſenen Erdreiches. — Dieſe Frucht verlangt eine magere, jene eine fette Erde, um zu ihrer Vollkommenheit zu reifen, jene Getraide- und Obſtart will einen feuchten, dieſe einen trocknen Boden. Nur dadurch, daß der Landmann ſeine Vernunft und ſeine Erfahrung zu Rathe zieht, oder, was hier eins iſt, nach Gottes Willen ausſäet, kann er auch einzig und allein unter Gottes Segen, d. h. reichlich und zur rechten Zeit ernten. So hat der Landmann und der Gartenbauer in unſerer Gegend ausgeſäet, und darum hat uns der große Erntevater die Saat, wenn auch nicht zur ausgezeichnet reichen und in allen Fruchtgattungen vollkommenen, doch für die nöthigen Bedürfniſſe hinreichenden Ernte gedeihen laſſen.

Nur die Saat nach Gottes Willen kann zur Ernte unter Gottes Segen gedeihen. Dieſes gilt

B. *Hauptſächlich in der Geiſterwelt.* Hier nun dringt ſich uns die gewichtige Frage auf: wie iſt in dieſem Jahre von der Chriſtenheit unſeres Erdtheils in religiöſer und ſittlicher Beziehung, wie die Ereigniſſe es kund thun, ausgeſäet worden; wie und was hat ſie dafür geerntet? —

a) Was die religiöſe Ausſaat unſerer chriſtlichen Zeitgenoſſen angeht, ſo hat ſich dieſelbe Erſcheinung früherer Jahre, ja ſelbſt Jahrhunderte, auch in dieſem wieder, nur greller und wirkſamer wiederholt. Von einem Theile derſelben wurde der Aberglaube genährt, die Verfinſterung durch Prieſterherrſchaft und Gewiſſenstyrannei nach Kräften verbreitet; allein die Saat war nicht nach Gottes und ſeines Sohnes Willen, der uns lehrt: „in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und Recht thut, iſt ihm angenehm!“ und deshalb war die Ernte auch blutige Verfolgung anders-gläubiger Chriſten, Religionshaß und Sektenwuth, wie ſolches einige betrübende Ausbrüche derſelben in einem großen Nachbarreiche kund thaten! Allein auch die Lichtſeite religiöſer Ausſaat — und dieſe iſt bei weitem die größere — dürfen wir nicht vergeſſen; und hier wurde von den Edelſten der Chriſtenheit: Erleuchtung, Veredlung durch den Geiſt des Evangeliums Jeſu Chriſti, Duldung, Liebe und Verſchonung gegen anders Gläubige ausgeſäet; die Ernte war Erleuchtung der Geiſter, Veredlung der Herzen, wahre Frömmigkeit, die ſich im Leben, in Früchten lebendig erweiſt.

b) Wir gehen zur *ſittlichen* Ausſaat dieſes Jahres, und zwar — da das Feld der Beobachtung zu groß iſt — zunächſt in Beziehung auf *Gerechtigkeit, Treue* und *geſetzlichen Gehorſam* der Chriſten gegen einander über. Hier nun reifte eine unheilſchwere Saat verletzter Gerechtigkeit und Treue in manchen Ländern zur blutigen Ernte.

Gerechtigkeit iſt das erſte Band, welches Regenten und Bürger vereint. Wo dieſes wechſelſeitig verletzt oder gar zerriſſen wird, da wuchert die verderbliche Saat der Unzufriedenheit und Volksbewegung zur furchtbaren Ernte des Aufruhrs empor. So war und iſt es zum Theil noch jetzt unter chriſtlichen Völkern Europas. — Gerechtigkeit iſt der Fürſt, die Obrigkeit dem Volke ſchuldig. Gleichheit der Rechte vor dem Richter, Freiheit des Gewiſſens, Gedankenfreiheit, Anerkennung der Menſchenwürde auch in dem Geringſten, mit einem Worte: Achtung der Volksfreiheit. —

Wo aber dieſe verletzt wird, wo Tyrannei und Willkühr wüthen, der Regent ſich mit Räthen umgiebt, die ihm die Wahrheit verſchleiern, ſein Urtheil verblenden und irre leiten, ihm wohl gar die Meinung beibringen: das Volk ſey um ſeinetwillen und er nicht um des Volkes willen vorhanden, die Menge müſſe arbeiten, damit er genießen könne, es gäbe überhaupt nur zwei Klaſſen von Menſchen, die *herrſchende* und *dienende*, und da er zur erſten, als der bevorrechteten, gehöre, ſo dürfe er das Volk als Mittel zu ſeinen Zwecken gebrauchen; wo, ſage ich, ſolche Grundſätze herrſchen, da wird Empörung ausgeſäet und reift oft ſchnell zur blutigen Ernte. — Solches ſahen wir in einem großen Nachbarreiche vor wenigen Monaten; vergebens war hier die Stimme der Beſſeren, welche Heilighaltung der beſchworenen Eide, Schutz der Verfaſſung gebot. Fühlloſe Söldlinge, verblendet vom Dünkel ihrer Geburt und der ihnen anvertrauten Gewalt, vereint mit ſchlauen Prieſtern, die unter dem allgemeinen Volksdruck die Herrſchaft der Finſterniß deſto geſicherter wähnten, leiteten das Haupt des Staates irre; die Eide wurden gebrochen, die Verfaſſung zerriſſen und der lang verhaltene Grimm des unterdrückten Volkes brach in lichten Flammen der Empörung aus.

Solches Alles aber war von Seiten des Regenten nicht die Saat nach Gottes Willen, nicht die der Volks-Veredlung und Beglückung, wie ſchon das Beiſpiel eines Rehabeam bei dem erwählten Volke des alten Bundes bewies; deßhalb konnte auch die Ernte nicht unter Gottes Segen gedeihen, ſondern mußte verderbliche Früchte für Haupt und Diener darreichen.

Aber auch die chriſtlichen Völker ſäen nicht immer nach Gottes Willen, Gerechtigkeit, Treue und geſetzlichen Gehorſam und darum kann auch ihr Heil, wenn ſie ſolches unterlaſſen, nicht zur Ernte des Friedens, Wohlſtandes und der öffentlichen Wohlfahrt, unter Gottes Segen reifen.

Gerecht iſt ein Volk dann, wenn es dem Geſetze Gehorſam leiſtet und der Obrigkeit Treue, ſo lange dieſe nur das Geſetz und nichts als dieſes, aufrecht erhält, und nur für daſſelbe, ſeine Wächter und Diener Folgſamkeit verlangt. Dieſe Gerechtigkeit aber wird verletzt und die Saat der Zügelloſigkeit und einer geträumten, ungeſetzlichen Freiheitsliebe reift zur blutigen Ernte des Aufruhrs, wenn das Volk der geſetzlichen Obrigkeit, auch wenn ſie nur in den Schranken ihrer Befugniſſe wirkt und gebietet, nicht mehr gehorcht, Abgaben, die für Gemeinwohl unumgänglich nöthig ſind und nur mit hoher Umſicht und allmählig verringert werden können, gewaltſam verweigert, den Begriff vernünftiger Volksfreiheit mit völliger Ungebundenheit und Auflöſung aller Rechte und Pflichten verwechſelt, und durch Alles dieſes den Staat in unabſehbares Verderben ſtürzt.

Dann folgen Ereigniſſe, wie ſie die Gegenwart in einem noch vor wenigen Monaten ſo geſegneten Lande darbietet; die Sicherheit des Eigenthums wird gefährdet, Handel und Gewerbe ſtocken, das öffentliche Vertrauen iſt dahin, der fleißige, ruhige Bürger, welcher durch eifrige Erwerbsthätigkeit ſich Wohlſtand mühſam erwarb, zieht ſich ſchüchtern zurück, mittelloſe Unruheſtifter dagegen, welche nichts bei dem allgemeinen Elende zu verlieren haben, ſondern bei Zerſtörung der Sicherheit und des Eigenthums nur zu gewinnen denken, herrſchen durch Rohheit und raſende Gewalt eines vom Schwindel allgemeiner Freiheit und Gleichheit ergriffenen, verſtandloſen Pöbelhaufens; die wahre, geſetzliche Freiheit iſt dagegen verſchwunden, und unter Blut und Flammen ſinkt des Staates Wohlfahrt, ſinken Volksglück und Menſchenwürde in furchtbare Trümmer. Das iſt die Saat des Böſen, gegen Gottes Willen, der den Völkern zuruft: „Seyd unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat!“

Nachdem ich ſo im Allgemeinen einige prüfende Blicke auf die Ernte dieſes Jahres in der Natur und Geiſterwelt gerichtet habe, wende ich mich zum Schluſſe ins *Beſondere* an dieſe Verſammlung und frage: *Wie aber haben wir während dieſes Jahres geerntet in der Natur und Geiſterwelt?*

a) *In der Natur?* Wir ſäeten nach Gottes Willen aus, wie ich ſchon oben berührte, den ewigen Geſetzen der Natur gemäß; der Landmann benutzte ſeine Erfahrungen, vereint mit der Prüfung und dem Urtheil der Vernunft; alles Uebrige aber überließ er dem großen Erntevater, der Regen und Sonnenſchein, und der Frucht, Wachsthum und Gedeihen verleiht, und ſiehe! die Saat nach Gottes Willen reifte zur Ernte unter Gottes Segen; und wenn auch nicht in dieſem Jahre *alle* Früchte in gleich großer Menge und Vollkommenheit gediehen, die des Weinſtocks beinahe völlig mißriethen, und manche andere nur eine mittelmäßige Ausbeute gaben, ſo erwäget, geliebte Zuhörer! daß doch *die* Feldfrüchte und Getraidearten, welche zu den unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſen gehören, beinahe allgemein und mehr als mittelmäßig geriethen, ſo daß wir beruhigt auf den nahenden Winter blicken und mit den Worten unſeres Textes ausrufen können: „Gott hat abermals ausgeſtreuet und gegeben den Armen; ſeine Gerechtigkeit bleibet in Ewigkeit!“ —

b) Und in der *Geiſterwelt?* Auch hier wollen wir nur die beiden Hauptpunkte: in *religiöſer* und *ſittlicher* Beziehung, andeuten.

1) *In religiöſer Hinſicht* wurde auch in dieſem Jahre wieder eine reiche Ausſaat in dem Heiligthume des Herrn geſpendet; unſere Kirchen ſind mit Gläubigen erfüllt, die Altäre umringt von Chriſten, welche das Brod des Lebens zu empfangen, aus dem Kelche der unermeßlichen Liebe des Erlöſers zu trinken begehren. In unſerer geläuterten evangeliſchen Kirche wurde insbeſondere durch die Feier des 300jährigen Jubelfeſtes der Uebergabe der Augsburger Confeſſion, Dank und Preis dem Vater der Liebe geſpendet, welcher das Licht der Kirchenverbeſſerung über uns aufgehen ließ und uns dadurch die reine Chriſtuslehre wiedergab; nebſt dieſer wurde auch vorzüglich eine *dankbare Erinnerung* an jene großen Männer, denen die Chriſtenheit dieſes hellere Licht dankt, in den Herzen unſerer Jugend ausgeſäet, die unter Gottes gnädigem Schirme, zur Ernte eines unerſchütterlich feſten Beſtehens in dem reinen Glauben gedeihen wird.

2) In ſittlicher Hinſicht aber, und in beſonderer Beziehung auf Gerechtigkeit, Treue und geſetzlichen Gehorſam, wurde — bei ſo manchen Verſuchungen zum Böſen, welche betrübende Beiſpiele von Auſſen gaben — von unſerer verehrten Obrigkeit: Gerechtigkeit und Milde; von den Bürgern dieſer freien Stadt aber muſterhafte Treue und geſetzlicher Gehorſam ausgeſäet, zur Beglückung unſeres Staates, als Beiſpiel für Alle, zur Segensernte der innern Ruhe, der Eintracht und des Friedens zwiſchen Obrigkeit und Bürgerſchaft reifte und noch reift.

Die Wünſche der Bürger für Gemeinwohl wurden und werden noch mit der dem Geſetze und ſeinem Schirmherrn gebührenden Achtung, Beſonnenheit und Mäßigung vorgetragen, und wenn es Vernunft und Verhältniſſe geſtatten, mit Eifer und Liebe erfüllt. — So nun reifte in dieſem, für die Umgeſtaltung eines Theiles von ganz Europa ſo verhängnißvollen Jahre, in unſrer guten Stadt die Ausſaat der Religioſität, Gerechtigkeit und Bürgertreue nach Gottes Willen, zur beglückenden Ernte unter Gottes Segen.

Heil uns, meine andächtigen, in dieſer feſtlichen Stunde zum Preiſe des liebevollen Erntevaters verſammelten Chriſten! wenn jeder Einzelne unter uns, Aehnliches auch von ſich, ſeiner eigenen Geiſtes = Ausſaat und Ernte in dieſem Jahre ſagen kann; wenn auch er in ihm nach ſeiner Kraft Liebe und Barmherzigkeit ausſäete, und dafür den Dank und die Freudenthränen der Erquickten erntete; denn:

„Nach meinen Saaten wird die Ernte reifen,
„Heil mir, wenn ich in Liebe reich geſäet,
„Daß einſt, wenn dort der Herr der Garben winket,
„Von ihm der Segensſpruch an mich ergehet:
„Wohl dir, du biſt im Kleinen treu geweſen,
„Und haſt nach Kräften Gutes ausgeſäet,
„D'rum hab' ich dich zum größern auserleſen,
„Und in des Himmels Herrlichkeit erhöhet.
„So geh' denn nach der Erde Müh' und Leiden,
„Jetzt ſelig ein zu deines Gottes Freuden!“

Amen.

Friedrich der Knecht s. Minneſinger.

Friedrich von Oeſtreich s. Minneſinger.

Theodor Heinrich Friedrich

ward am 30. December 1776 zu Königsberg in der Neumark geboren, ſtudirte die Rechte und erhielt dann eine Anſtellung als K. Pr. Regierungsaſſeſſor zu Plock, welche er bald mit dem Amte eines Oberlandesgerichtsrathes in Stettin vertauſchte. Nachdem er dem Befreiungskriege als Freiwilliger im Lützowſchen Korps beigewohnt hatte, lebte er als Privatgelehrter zuerſt in Berlin dann zu Hamburg, wo er am 12. December 1819 ſeinem Daſein in der Elbe ein Ende machte.

Er gab heraus:

Vetter Kuckuck. Luſtſpiel. Berlin, 1811.
Erſter, zweiter, dritter ſatyriſcher Feldzug. Berlin, 1814 — 1816. N. A. 1816 — 1817.
Satyriſcher Zeitſpiegel. Berlin, 1817 — 1819. 7 Hefte.
Geſchichte der Kleiderreformation in der Reſidenzſtadt Flottleben. Berlin, 1815.
Julius von Medicis. Berlin, 1815.
Gedichte. Berlin, 1816.
Der Glückspilz. Berlin, 1816.
Almanach luſtiger Schwänke für die Bühne. Berlin, 1817.
Sardellen für ſatyriſche Näſcher. Hamburg, 1818.
Feigen. Hamburg, 1818.
Dialogiſche Turnſpiele. Berlin, 1819.
Erzählungen und Schwänke. Berlin, 1819.

F. war nicht ohne Witz und Laune, aber es mangelte ihm durchaus an jener Freiheit, der Geſinnungen, ohne welche die Satyre in Derbheit, und Plumpheit verfällt, oder zum Pasquill wird, auch iſt ſeinen Leiſtungen ein forcirtes Beſtreben draſtiſch zu wirken, leider nicht abzuſprechen und er daher nur als ein Satyriker zweiten Ranges, deſſen Schriften ſehr vorübergehend wirkten, zu betrachten.

Jacob Friedrich Fries

ward am 23. Auguſt 1773 zu Barby geboren, genoß ſeine erſte Bildung in der Brüdergemeine und ſtudirte dann in Leipzig und Jena. Nach vollendetem akademiſchen Curſus ward er Privatdocent an der letztgenannten Univerſität. 1805 erhielt er einen Ruf, als Profeſſor der Philoſophie in Heidelberg und begab ſich in dieſer Eigenſchaft dorthin, nachdem er zuvor eine größere Reiſe durch die Schweiz, Italien und Frankreich gemacht hatte. Im Jahre 1816 kehrte er als Profeſſor der Philoſophie nach Jena zurück, vertauſchte jedoch dieſe Profeſſur ſpäter mit der der Phyſik. Er iſt zugleich G. S. geheimer Hofrath, Dr. der Philoſophie und der Medicin.

Seine Schriften ſind:

Philoſophiſche Rechtslehre. Jena, 1803.
Reinhold, Fichte und Schelling. Leipzig, 1803. N. A. u. d. T.: Polemiſche Schriften. 1r Bd. Halle, 1824.
Syſtem der Philoſophie. Leipzig, 1804.
Wiſſen, Glauben und Ahnen. Jena, 1805.
Neue Kritik der Vernunft. Heidelberg, 1807. 3 Thle. N. A. 1828.
Fichte's und Schelling's neueſte Lehren. Jena, 1807.
Logik. Heidelberg, 1811. Daraus beſonders abgedruckt: Grundriß der Logik. Heidelberg, 1811.
Von deutſcher Philoſophie, Art und Kunſt. Heidelberg, 1812.
Vorleſungen über die Sternkunde. Heidelberg, 1813.
Vom deutſchen Bunde. Heidelberg, 1816.
Praktiſche Philſophie. Heidelberg, 1818. I.
Pſychiſche Anthropologie. Heidelberg, 1820. 2 Thle.
Sehnſucht und eine Reiſe an das Ende der Welt. Jena, 1820.
Julius und Evagoras. Heidelberg, 1822. 2 Thle.
Die Lehren der Liebe des Glaubens und der Hoffnung. Jena, 1823.
Syſtem der Metaphyſik. Jena, 1824. Daraus be-

ſonders abgedruckt: Grundriß der Metaphyſik. Heidelberg, 1824.
Lehrbuch der Naturlehre. 1. Th. Jena, 1826.
Handbuch der Religionsphiloſophie u. philoſ. Aeſthetik. Heidelberg, 1832.
Einzelne Flugſchriften, Abhandlungen in Zeitſchriften u. ſ. w. u. ſ. w.

Ueber dieſes würdigen und tiefen Denkers Leiſtungen auf dem Gebiete der Philoſophie äußert ſich ein competenter Richter, Fr's College in derſelben Wiſſenſchaft, und an derſelben Univerſität, der klare und beſonnene Ernſt Reinhold mit folgenden Worten *): J. F. Fries ſuchte die kritiſche Methode der kantiſchen Lehre zu vervollkommnen und mit Hilfe einer neuen analytiſchen Bearbeitung der Theorie des menſchlichen Geiſtes, die er mit dem Ausdruck der „philoſophiſchen Anthropologie" bezeichnet, einigen von ihm anerkannten Mängeln jener Lehre abzuhelfen, und diejenigen Anſichten, die er als Kants „große und für die wahrhaft wiſſenſchaftliche Ausbildung der Philoſophie entſcheidende Entdeckungen" betrachtet, in dieſer Eigenſchaft zu vertheidigen und geltend zu machen. In ſolcher Abſicht hat er den drei Kantiſchen Kritiken ſeine „neue Kritik der Vernunft" entgegengeſtellt und nach den in ihr ausgeſprochenen Grundſätzen und Vorſtellungsweiſen eine bis jetzt ſchon größtentheils ausgeführte Darſtellung des geſammten Syſtems der Philoſophie übernommen. Unſtreitig geht Fries für ſeine Abſicht einer Vervollkommnung der kanntiſchen Philoſopheme von dem rechten Punkte aus, indem er den Ueberblick über das Ganze des menſchlichen Erkenntnißvermögens an ihnen vermißt und behauptet, daß die von Kant nur theilweiſe und in verſchiedenen von einander abgeſonderten Unterſuchungen bearbeitete Aufgabe der Erkenntnißtheorie „vollſtändig" aus einem zureichenden Geſichtspunkte aufgeſtellt, und in dem Zuſammenhang einer einzigen, die Sache erſchöpfenden Unterſuchung gelöſt werden müſſe. — Demnach ſchließt ſich die neue Vernunftkritik dieſes unter den eigentlichen und treugebliebenen Anhängern der kantiſchen Schule am meiſten hervorragenden Denkers nebſt der Anwendung, die er auf die Geſtaltung der anderen philoſophiſchen Disciplinen von ihr gemacht, dem kantiſchen Syſtem als eine wirkliche Verbeſſerung deſſelben in Hinſicht des Inhaltes und der Methode an. — Fügen wir noch hinzu, daß Fries's Anſicht von der Philoſophie: ſie ſolle nicht ſowohl Erweiterung des Wiſſens ſondern Aufklärung und Feſthaltung des Glaubens bezwecken, großen Anklang in den Gemüthern fand, um ſo mehr als der treffliche Gründer derſelben, dieſe in einem eben ſo klaren, als kernigen und reinem Styl vorträgt, und ſein ganzes Leben den Beweis liefert, wie es ihm vor allen darum zu thun iſt, das Höchſte was die Menſchheit beſitzt, Glaube und Vernunft auszubilden, zu veredeln und zu verbreiten. Ein dem Gemüthe wohlthuenderes Syſtem der Philoſophie als dasjenige, welches von dieſem eben ſo warmfühlenden als ſcharfſinnigen Forſcher ausgebildet ward, da es zu gleicher Zeit den Geiſt in eben dem Grade anregt und nährt, möchte ſchwer zu finden ſein.

Die Schönheit der Seele. **)

Philanthes und die Jünglinge.

Otto. Siehe, edler Greis, uns heute ſchon wieder um dich verſammelt, mit der Bitte uns neue Belehrungen zu geben.

Philanthes. Auch ich habe euch erwartet an dem ſchönen Abend, nachdem wir unſere Geſchäfte beendigt haben, denn wenn der Geiſt durch die Geſchäfte des Tages angeregt worden, iſt er um ſo empfänglicher ſtiller Betrachtung zu folgen. Laßt uns hier an dieſen Sitzen bleiben, wo wir den Blick in die heitere Ferne vor uns haben und die Blumenbeete nahe zur Seite. Wirf hier, Otto, einen Blick auf die reiche Fülle friſcher Blüthen. Wie die weiße Narciſſe zierlich den Blüthenkelch aus der Scheide emporhebt und den feinen purpurgeſäumten Honigbehälter öffnet, daneben die Hyacinthe mit der Fülle duftender Glöckchen, dort die ſtolze purpurfarbene Anemone mit dem goldenen Staub im Blüthenkelch. Welche gefällt dir unter ihnen am meiſten?

Otto. Was ſollen ſie ſtreiten? Vereinigt finde ich ſie am ſchönſten. Soll ich aber wählen, ſo ſcheint mir, ich müſſe der Narciſſe den Vorzug geben.

Philanthes. Warum eben dieſer? Uebertrift nicht die Hyacinthe ſie an Annehmlichkeit des Duftes, die Anemone ſie weit in der Pracht der Farbe?

Otto. Darum eben mag ſie mir mehr gefallen, weil ſie weder mit Duft noch mit Farbenpracht mich zu beſtechen ſucht und doch die feinſte Geſtaltung mit reiner anſpruchloſer Farbe zeigt.

Philanthes. Was iſt es denn nun, das dir an ihr gefällt? Doch nicht, daß du zum Schmucke ſie den Mädchen reichen kannſt.

Otto. Das ſcheint mir verkehrt. Eben weil mir die Blume gefällt, weil ich ſie ſchön finde, wähle ich ſie zum Schmucke. Doch ſchmückte ich ein Mädchen vielleicht noch lieber mit der prächtigen Anemone oder mit der duftenden Hyacinthe.

Philanthes. Was iſt es nun alſo, das dir an ihr gefällt?

Otto. Sie ſchmeichelt mir nicht mit Duft, nicht mit Farbe, ſie will mir nicht dienen; aber in ihr ſelbſt finde ich das friſche Leben ſchön in der zierlichen Geſtalt.

Philanthes. Iſt es nicht ähnlich in dieſem andern Falle? Ihr ſeht ja wol oft wie freundliche Greiſe, (ich thue es ſelbſt gern), ſich gemüthlich des Spiels fröhlicher Kinder erfreuen, ſich lange, es ſtill betrachtend, ergötzen können? Oder lebt in dieſen nur die Erinnerung der eignen Jugend wieder auf.

Otto. Dieſe Erinnerungen, meine ich, erfreuen wol auch oft das Alter, aber ſie machen es geſprächig, laſſen es gern erzählen von der lang vorübergegangenen Zeit; hingegen das ſtille Entzücken, mit dem ſie das Kinderleben betrachten, liegt wol in der anſpruchloſen Schönheit dieſes Lebens ſelbſt.

Philanthes. Du wirſt es eben ſo finden in Verhältniſſen, die dir näher liegen. Wenn ihr jugendlich begeiſtert von der erſten reinen Liebe bewegt werdet, der entzückte Blick an der ſchönen Freundin hängt, jeder Bewegung des Mädchens folgt, worin lebt da Euer Entzücken? Sorgt ihr für Euch, iſts Euch um Genuß oder Beſitz, oder wie iſt Euer Wohlgefallen hier?

Otto. Wir finden uns getroffen von der reinen Schönheit eines fremden Lebens, die wir freudig bewundern. Jeder Wunſch iſt erſt ſpäter und der erſte Wunſch iſt der, könnte ich um dich leiden, dir Aufopferungen zeigen.

Philanthes. Wohl! So ſcheint mir es auch. Nun noch dieſes. Als ich dich neulich in Entzückung vertieft vor dem Bilde der heiligen Cäcilie fand, wünſchteſt du da die Heilige an deine Seite herab, fürchteſt du da etwa von der Eiferſucht einer Auserwählten überraſcht zu werden, oder gleicht ſie etwa dieſer ſo nahe?

Otto. Ja die Vergleichung fehlt mir! Da müßteſt du mir erſt ein Mädchen zur Auswahl zuführen. Doch hätte ich auch eine Auserwählte, es würde keins von dem gelten. Ich bewunderte ja nur die Schönheit der Himmliſchen.

Pilanthes. Laß uns nun zurück ſehen auf das, was wir in allen dieſen Vergleichungen gefunden haben über das Weſen der Schönheit. In dem, wie dir die Blume gefällt, wie dem Greiſe das Kind, dem Jüngling die Jugend im fremden Auge, dem Dichtenden die überirdiſche Schönheit — bei alle dem nennen wir das Leben eines Weſens um ſein ſelbſt willen in ihm ſelbſt ſchön. Die Schönheit iſt nicht, daß ein Ding mir nütze, auf irgend eine Art mir oder einem Andern zu dienen komme, ſondern mit ihr beſitzt ein Weſen ſeinen Werth rein in ſich ſelbſt; hat ſeinen Werth nur, weil es da iſt und ſo da iſt, wie es iſt.

Auf ſolche Art will ich nun jetzt vor euch behaupten, daß aller Werth, den ein Menſch wahrhaft und im tiefſten Grunde ſucht, wie jeder Gebildete, der ſich ſelbſt hinlänglich verſteht, zugeben muß, nur in der Schönheit unſers eignen geiſtigen Lebens beſtehe, wie ſehr auch oft die rohe Begierde und die

---

*) Vergl. E. Reinhold's Geſchichte der Philoſophie. Gotha, 1830. II. 2. S. 246 fgde.

**) Aus: Julius und Evagoras oder die Schönheit der Seele. Ein philoſophiſcher Roman von Jacob Friedrich Fries. Th. I. Heidelberg, 1822.

Verbildung des irrenden Verſtandes dieſes richtige Gefühl der Werthſchätzung verbergen mögen.

Will ich dafür nun Eure Gedanken ſo führen, daß ihr mir mit allſeitiger Genugthuung recht gebet, ſo kann ich Euch zuerſt auf das zurück weiſen, was wir in unſrer letzten Unterhaltung als richtig befunden haben. Dem einzelnen Menſchen kommt es auf Seelenruhe an, wer dieſe erlangte, dem iſt ſein Wille geworden.

Arthur. Wenn du darauf zurück kommſt, ſo erlaube mir eine Bemerkung. Du ſagteſt: auf dieſes Streben nach Seelenruhe ſei alle Frage nach dem, was dem Menſchen zu thun iſt, zurück zu führen. Haben denn aber nicht manche der Alten hierauf ihre Lehre der Unthätigkeit und Gleichgültigkeit gegründet? Hat dann nicht der Gefühlloſe, Theilnahmloſe, Träge am leichteſten dieſes Ziel zu erreichen?

Philanthes. Du haſt recht. Wenn du jemand unthätige Gefühlloſigkeit für ſein ganzes Leben ſicherſt, ſo ſchaffſt du ihm auf die leichteſte Art die Seelenruhe. Ein ſolcher Menſch hat, was er will, aber er hat daran nicht viel, weil er nicht viel will. Der Gefühlloſe lebt im Zuſtande der Befriedigung und der Zufriedenheit. Ich ſage nur: einen andern Maaßſtab für den Menſchen in ihm ſelbſt, ob ihm ſein Wille geworden ſei, als den der Zufriedenheit findeſt du nicht. Nach ſeinem eignen Urtheil ſteht dem Gefühlloſen offenbar ſeine Sache gut. Allein ein anderes Ding iſt die Beurtheilung durch den, der ihm zuſieht. Dir gefällt dieſer Menſch nicht, obgleich er ſich ſelbſt gefällt. Dir hilft auch ſein guter Rath, zur Seelenruhe zu gelangen, nichts, weil du zur unthätigen Gefühlloſigkeit nicht gelangen willſt noch kannſt. Alſo uns andern gefällt der Gefühlloſe nicht und ſich ſelbſt gefällt er nur durch Irrthum. Dieſer Irrthum könnte ihm ſchwinden, damit wäre ſeine Seelenruhe verloren. Seelenruhe iſt ihm alſo nicht ſicher. Vielmehr, würde ihm ſein Irrthum gehoben, ſo müßte er mit Ekel auf ſein früheres Leben zurückſehen.

Arthur. Ich verſtehe dich. Wahre Seelenruhe ſoll im Leben durch erleuchtete, nicht auf Irrthümer gegründete Selbſtzufriedenheit gewonnen und geſichert werden. So käme es alſo auf eine Unterweiſung an, wie jemand die Selbſtzufriedenheit erlangen und die erlangte bewahren könne.

Da der Menſch, wie du neulich ſagteſt, die Seelenruhe nicht unmittelbar für ſich in Beſitz zu nehmen vermag, ſo muß der Gebildete einſehen lernen, wie ſie ihm nur aus Selbſtzufriedenheit ſicher entſpringen könne und daß alſo hier alles auf eine Unterweiſung ankomme, wie man dieſe Selbſtzufriedenheit erlangen und die erlangte bewahren könne.

Philanthes. Richtig! Und ich behaupte ferner: dieſe Unterweiſung habe nur von den Idealen der Erhabenheit und Schönheit im Menſchenleben zu ſprechen; denn für die gebildete Ueberzeugung des Menſchen gelte nur der innere Werth des geiſtigen Lebens ſich ſelbſt, nur in Vergleichung mit jenen Idealen könne der Menſch ſich wahrhaft gefallen oder misfallen. Nur dieſe Schönheit des zeitlichen ſich geſtaltenden Menſchenlebens iſt es, was die Pflicht gebietet, was der reinſte Trieb unſers Herzens verlangt, was im tiefſten Grunde jeder Menſch will.

Es iſt dieſe Schönheit des Lebens der einzige Zeuge unſerer himmliſchen Abkunft, aus der Idee der Welt des Lebens, der geiſtigen Selbſtſtändigkeit entſprungen. Wie der Diamant noch roh unter dem Boden verborgen oder wieder in den Staub getreten unerkannt daſſelbe innere Feuer birgt, mit dem er bearbeitet am Lichte ſtrahlt, ſo auch des Geiſtes innerer Werth. Geſund oder krank, arm oder reich, mächtig oder ſchwach, mit gebildetem oder ungebildetem Verſtande zu leben, was iſts anders als verſchiedene Form deſſen, wie der Menſch ſich zeigen kann? Des Geiſtes inneres Weſen iſt ein anderes, das nur in der Tugend erkannt wird. Und wie der Steinſchleiffer nur mit Diamant dem Diamant den Glanz abzuzwingen vermag, ſo gilt auch dem Geiſt nur der Geiſt, im geiſtigen innern freien Leben liegt ihm allein der Tugend Werth. Nur im verſtändigen Geiſt in ſich ſelbſt und ſich gegenüber wird dem Menſchen mit Ich und Du die höhere Idee des Guten klar und bedeutſam, die Idee der Tugend, deren erſter Gedanke Selbſtvertrauen, freye Selbſtſtändigkeit des Geiſtes iſt. So gelten als die erſten Forderungen der Pflicht Ehre und Gerechtigkeit; Ehre, daß der Menſch mit der Kraft des Selbſtvertrauens gegen jeden Andern die eigne Würde behaupte; Gerechtigkeit, daß er im Andern die Würde des ſelbſtſtändigen Geiſtes achte.

Den erſten hierbei feſt zu haltenden Gedanken will ich Euch durch die Vergleichung zweier Charaktere deutlich zu machen ſuchen.

Nachdem ſchon längere Zeit her der Friede bei uns geſichert war, machte ich einmal in Geſchäften meines Vaters eine Reiſe in die Hauptſtadt eines mächtigen Reiches, wo unter einem Volke von verbildeten Sitten jene häßlichen Ausartungen der Lebensweiſe in Schmuz, Feigheit und knechtiſcher Unterwürfigkeit ſich zuſamendrängen, deren Aeußerſtes unter unſern beſſern Geſetzen und Sitten und bei unſerm öffentlichen Leben nicht mehr bekannt iſt. Dort lernte ich einen reichen Wuchrer kennen, der im Hauſe ſeines reichen Vaters für die Art dieſes Volkes ſorgfältig erzogen war. Auch er fing bald an nach jener Art einen Handel zu treiben, bei dem von Ehre nicht die Rede iſt und der Kaufmann keinen Gewinn verſchmäht, der ihm durch den Richter nicht vereitelt werden kann. So erlaubte er ſich jede Art des heimlichen ſtraffrey zu haltenden Betruges, ſeine Reichthümer nahmen ſchnell zu; es gelang ihm, ſich des Lieferungsweſens für den Staat zu bemächtigen, nun betrog er mit Sicherheit im Großen und ſetzte feige und betrügeriſch dieſes Werk mit glänzendem Erfolge bis an das Ende ſeines Lebens fort. Noch jung erhielt er die Sicherheit dieſer Lage, niemand that es ihm im Glanze der Schlöſſer, der Roſſe, anfangs der Freudenmädchen, dann nachdem er geheirathet hatte, im Glanz ſeines Hauſes, in Wohlthätigkeit zuvor; auch Adel und Titel fehlten ihm nicht. Er war ein freundlicher Hausvater uud erzog ſeine Kinder zu angeſehenen Männern im Staate.

Nun dagegen der Andere. Mein Vater ließ mich in einer kleinen Landſtadt einen Mann aufſuchen, den er in ſeiner Jugend gekannt hatte. Ich fand einen alten kränklichen Mann in einer ärmlichen Umgebung, faſt ohne Hülfsmittel, ſelbſt faſt ohne ein Lager für die Nacht. Ich erinnerte ihn an meinen Vater. „Der war ein ehrliebender rechtlicher Jüngling,“ antwortete er ernſt mit einem Ton, in dem ein Vorwurf lag. Ich erwiederte: und blieb es als Mann und iſt es noch. Ich erzählte viel im Eifer, — aber er ſchüttelte den Kopf und antwortete nicht mehr. Dann ſprach ich mit ihm von ſeiner jetzigen Lage. Er erzählte, daß er keinen Freund, keinen werthen Bekannten um ſich habe, daß er einer der unglücklichſten Menſchen ſei. Als ich darauf aber mit einer Mitleidsbezeugung antwortete, ſprang er eifrig auf, bückte ſich mühſam aus ſeinem kleinen Fenſter und zeigte mir, die Reize ſeiner Wohnung ſchildernd, ſeitwärts zwiſchen den Dächern ſeiner Nachbarn einen beſchränkten Blick ins Grüne, verſicherte auch, daß die Sonne am frühen Morgen und auch am Abend einige Strahlen in ſein Zimmer werfe. Nun meinte ich, daß der Mann in einer religiöſen Erhebung lebe und in deren höhern Erwartungen. Allein als ich dahin das Geſpräch lenkte, antwortete er trocken: non liquet, ich weiß um göttliche Dinge keinen Beſcheid. Der Mann dauerte mich und es ſchien mir ſo leicht, ihm einen freundlichen Abend ſeines Lebens zu bereiten. Nichts feſſelte ihn an den Ort ſeines Aufenthaltes; ich wünſchte ihn zu meinem Vater zu führen oder ihm durch meinen Vater zu helfen. Allein ſo leiſe ich meine Einleitung darauf machte, errieth er mich doch gleich und fuhr hitzig auf: „Du nimmſt mich für einen Bettler! Noch kann ich arbeiten, um mich zu erhalten, dann werde ich ſterben können.“ Ich ergriff gerührt ſeine Hände aber er blieb kalt und unbeweglich.

Von ihm ſelbſt war wenig über ſein früheres Leben zu erfragen. Von andern Leuten erfuhr ich; er ſei der Sohn reicher Eltern; ſorgfältig erzogen zum kenntnißreichen Mann und bald in den Beſitz eines anſehnlichen Vermögens gekommen. Allein ſeit früher Jugend hatte ihn bei großer Strenge des Charakters eine übertriebene Aengſtlichkeit in allen Sachen der Ehre und des Rechtes befallen; dazu beherrſchte bald ein ſchwärmeriſches Ideal von Liebe und Freundſchaft ſeine jugendliche Phantaſie. Nirgends fand er Menſchen rein genug, um ſich recht an ſie anzuſchließen; ſein Vermögen verflog ihm unter den Händen, denn immer trieb ihn die Aengſtlichkeit da, wo er von andern zu fordern hatte, zu der Furcht, dieſen Unrecht zu thun. Kein bedeutendes Geſchäft konnte er übernehmen, da ein jedes Verhältniſſe mit ſich brachte, in denen er ſeine Thätigkeit mit ſeinen Vorurtheilen über Ehre und Rechtlichkeit nicht in Einklang zu bringen wußte. So drängte ihn das Schickſal bald in freudeloſe Einſamkeit zurück und ſelbſt Dürftigkeit drohte ihm. Dazu verführte ihn das Mitleid noch, ſich einer armen Witwe mit mehreren Kindern anzunehmen, die er heirathete. Aber mit dieſer Frau konnte er zu keiner wärmeren Freundſchaft gelangen; die Kinder zerſtreueten ſich in die Welt; die Eltern wurden immer dürftiger; die Frau trennte ſich wieder von ihm; er blieb allein.

Seine Nachbarn nannten ihn den unklugen Alten; nur ein Handwerker, ſein Hausherr, beurtheilte ihn anders. Als dieſer ſah, daß ich mich für den Alten intereſſire, ſagte er mir: „ſonſt nannte ich ihn auch den Unklugen, als ich aber auf einer Reiſe eure Lehrer vor dem Volke von der Selbſtſtändigkeit des Geiſtes reden hörte und davon, wie in Ehre und Rechtlichkeit der reine innere Werth des Menſchen beſtehe, — da wurde ich unwillkührlich an den Alten erinnert und bekam eine eigne Achtung vor ihm. Seit meiner Zurückkunft wohnt er bei mir. Er nimmt durchaus kein Geſchenk an, indem ich ihm aber niedriger anſetze, was ich für ihn kaufe und höher, was er verdient, ſo kann ich ihm dürftigen Unterhalt verſchaffen.“

Als ich nach Hauſe kam und meinem Vater den Wunſch äußerte, des Mannes Lage zu ändern, antwortete mir mein Vater: Rühre ihn nicht an! Weißt du wohl, daß dieſer Mann im Reiche Gottes leicht höher ſteht, als wir mit unſern Siegen und Geſetzen. — Damals verſtand ich ihn nicht ganz; jetzt meine ich, er hatte Recht.

Nun frage ich euch: welcher von dieſen beiden hättet ihr wohl ſein mögen?

Arthur. In der Stelle keines von beiden hätte ich ſein mögen. Ich meine dich in der Hauptſache zu verſtehen. Du ſagſt: den Werth des Menſchen müſſen wir ganz innerlich in ihm ſelbſt ſuchen und nicht in dem, was nur durch äußere Verhältniſſe beſtimmt wird. Sollteſt du aber nicht die Farben zu grell aufgetragen haben? Ich achte die unerſchütterliche Entſchloſſenheit des Alten bei Ehre und Recht zu bleiben, aber er war kein guter Gatte und Vater; ich verachtete den Wucherer in ſeiner Feigheit, Widerrechtlichkeit und Betrügerei, aber er war wohlthätig und ein guter Vater.

Woldemar. Ich ſtimme dir, Arthur, nicht bei. Der Alte hätte ich wohl ſein mögen. Doch edler Greis, ſprich du uns dieſen Gedanken ſelbſt deutlicher aus.

Philanthes. An der Stelle des Wucherers hätte ich wohl ſein mögen, nicht gern an der des Alten; aber der Alte ſelbſt möchte ich wohl ſein und nimmermehr der Andere. Verſteht mich recht! Wie Arthur ſagt, beurtheilen wollen wir, was der Menſch ſelbſt tauge, im Gegenſatz gegen das, was ihm nur die äußeren Verhältniſſe bringen oder nehmen. Die Stelle des Alten, das heißt ſein äußeres Verhältniß, war ſehr nachtheilig, aber das iſt nicht ſeine Schuld; die Stelle des Andern war ſehr vortheilhaft, aber das iſt nicht ſein Verdienſt. Doch ich habe keine Namen genannt, den innerſten Grund der Geſinnungen können wir von keinem Menſchen ganz ſicher angeben. Wir wollen daher die beiden Männer nur wie Gegenſtände der Dichtung beurtheilen. Arthur wirft meinem Alten einen Theil ſeiner Fehler vor. Ich kann ihm darin nicht beiſtimmen. Die Fehler des Alten waren durch Mängel der Klugheit herbei geführt, aber dieſe Mängel der Einſicht und Klugheit waren nicht durch Fehler der Willenskraft oder der Geſinnung verurſacht. Für die Geſinnungen allein kann aber der Menſch religiös verantwortlich gemacht werden. Die Fehler des Wucherers hingegen ſind Fehler des Charakters, Fehler der Geſinnung. Machte nicht Feigheit ihn zum Wohlthäter; Feigheit und Falſchheit zum anſcheinend guten Gatten? Wohl auch feige Schlauheit zum guten Vater? So lobenswerth alſo auch die äußern Verhältniſſe ſeines Lebens ſein mochten, in ſich ſelbſt iſt er ein verworfenes Weſen. Niemand wird aber im Ernſt wünſchen können ein Menſch zu ſein, der in ſich nichts taugt.

So elend dagegen die äußern Verhältniſſe meines Alten ſein mochten, in ihm lebte ein edler Geiſt.

Arthur. Gut! Jetzt finde ich mich zurecht. Zeige uns weiter, wie der innere Werth des Lebens ſich gelten mache und beſonders, wie jeder ihn eigentlich wolle, nach deinem erſten Ausdruck. Du wirſt mir es wohl klar machen, aber jetzt begreife ich doch nicht. Wie kannſt du ſagen, daß jener glückliche Wuchrer eigentlich den innern Werth des ſittlichen Lebens wollte? ich meine, Selbſtzufriedenheit und mit ihr ſein Wille wird ihm geworden ſein. Uns misfällt er, aber doch konnte er ſich ſelbſt gefallen. Wie behaupteſt du nun, daß er dabei doch eigentlich den ſittlichen Werth des Lebens gewollt habe?

Philanthes. Du zeigſt, guter Arthur, auf den ſchwierigſten Theil unſrer Betrachtung, über den wir uns erſt ſpäter ganz verſtändigen können. Du wirſt mir zugeben: wenn der Wucherer zur Selbſtzufriedenheit gelangte, ſo geſchah dies durch irgend einen Mangel in der Ausbildung ſeines Verſtandes, denn in ihm ſelbſt taugte er nichts. Die Fehler, die wir ihm vorwerfen, ſind nicht erſt durch dieſen Mangel ſeiner Einſicht bewirkt, ſondern Fehler ſeiner Willenskraft ſelbſt. Er konnte allerdings zur Ruhe gelangt ſein, aber die wahre Feſtigkeit der Seelenruhe hatte er nicht. Denn wenn es jemand gelungen wäre, nur die Einſicht ſeines Verſtandes aufzuklären, ſo hätte er die Verworfenheit in ſich ſelbſt erkannt und ſeine Ruhe wäre verloren geweſen.

Es hat der menſchliche Geiſt die ewigen Ideen von der Erhabenheit und Schönheit des Lebens in ſich, aber dieſe können erſt bei der Ausbildung des Geiſtes vor das klare Bewußtſein ſeines Verſtandes treten. Dabei iſt nun ſchwerer zu zeigen, wie dieſes Werk der Ausbildung des Geiſtes beurtheilt werden müſſe. Laßt uns alſo zuerſt nur den Ideen der Schönheit des Lebens ſelbſt nachgehen.

In dem einen werden wir uns jetzt ſchon beſſer verſtehen. Wie es der ewigen Weisheit gefällt unſer Schickſal zu leiten, zur glücklichen That oder zum dunkeln unerkannten, ſcheiternden Verſuch — es liegt der Werth des Menſchen nicht in dem, was Folge unſers Unternehmens iſt, ſondern nur in der tiefſten Kraft des Geiſtes ſelbſt, die uns zum innerſten Entſchluß leitete. Wir fragen nicht nach dem, was der Menſch leidet, ſondern nach dem was er thut.

Ihr wißt, daß unſere Sittenlehre vor allem und für jedes Menſchenleben gleich unbedingt die ſittliche Willenskraft und deren Tugend lobt. Dieſe ſittliche Willenskraft aber beſteht in Kraft, Lebendigkeit und Reinheit der Seele. Es beſteht nemlich die Geſundheit der Seele in jener lebendigen Seelenſtärke, welche gegen Kleinmuth und Verzagtheit im Selbſtvertrauen Ruhe und Geduld, innere Tapferkeit des Geiſtes und Mäßigung gebiert, des Menſchen Leben nicht nur an fremden Gewöhnungen fortzieht, ſondern mit eigner Lebendigkeit geſtaltet. Dann aber ſagen wir: die innere Hoheit des Charakters liege in der Reinheit der Seele, welche die lebendige Seelenſtärke der eignen Ueberzeugung von der Idee des Guten unterwirft. Jene lebendige Seelenſtärke, ſo lobenswerth ſie in ſich ſelbſt gefunden wird, kann unter den Menſchen verwildert erſcheinen, indem ſie ſich in fremden Dienſt begiebt, an niedrige Begierden wegwirft. Der heilige Ernſt des ſittlichen Lebens wird alſo erſt darin gefunden, daß reine Kraft des Geiſtes ſich unbedingt der Idee des Guten unterwirft. Wollen wir es mit einem Wort bezeichnen, welcher Menſch unbedingt zu loben ſei, ſo werden wir ſagen: der, der dieſe Reinheit der Seele beſitzt.

Wollen wir fremdes Leben beurtheilen oder ihm Gebote nennen, ſo bleibt es unmöglich in ſtreng geregelten Vorſchriften des Thuns oder Laſſens das Geſetz der Tugend auszuſprechen; die Tugend gebietet nur dem innern Leben der Geſinnungen und ſo wird ihr Weſen frei anerkannt in einer dem Gefühl eigenen Beurtheilung. Wollen wir den wahren Werth im fremden Leben ſchätzen, ſo iſt ja die Tugend nicht das Recht, nicht daß ſie äußerlich gethan, ſondern daß ſie innerlich gewollt und geübt werde, iſt die Sache. Wie es in der chriſtlichen Lehre uns überliefert worden iſt: nicht das Geſetz und das todte Werk, ſondern allein der Glaube, in dem wir leben und handeln, macht ſelig. Wo wir das Leben anderer Menſchen und nicht uns ſelbſt beurtheilen, bleiben uns gute Werke nur der erſchlagene Leib des ſterblichen Engels, den ihr ruhig mit beliebigem Gepränge zur Erde beſtatten mögt. Uns wird der Geiſt gefordert, der anerkannt ſein will mit Kraft und frommem Sinn, der ſein Geſetz nennt, Reinheit der Seele. Wer dieſer theilhaft wurde mit lebendiger Kraft, der hat die Fülle des Lebens und wird um ihrer reinen Liebe willen ſich allen Forderungen der Ehre, Gerechtigkeit und Frömmigkeit treu unterwerfen.

> Reines Herzens das ſein! Es iſt die letzte;
> Steilſte Höhe von dem, was Weiſe erſannen,
> Weiſere thaten!

Und welches iſt nun das innere Weſen dieſer Reinheit des Herzens? Es iſt wie die Schönheit des blühenden Gartens! Neben der Palme hoher Krone die kleine Blüthe im Gras, neben der Ceder, der Eiche mächtigem Stamm die ſchwache Ranke der Rebe, der Liane. Keine tadelt die andere, keine gilt wie ſie der andern dient, ſondern jede nur in der eignen innern Schönheit. So auch dieſe Reinheit der Seele! Neben der Gewalt der Heldengröße das ſanfte Leben der Liebe; neben der ſtillen Aufopferung für Einſicht und Kunſt die mächtigen Flammen der Andacht, der Vaterlandsliebe. Wie tauſendfältig ſich das Leben groß und klein geſtalten mag, dieſe Reinheit der Seele will nicht dienen, nicht herrſchen; in dem Eden des ewigen Lebens entfaltet in Reinheit des Herzens jede geiſtige Blüthe vor den Strahlen des höhern ewigen Lichtes die innere Schönheit oder Erhabenheit ihres Wuchſes.

Otto. Klar haſt du mir gemacht, daß was uns recht innerlich im Geiſt des Menſchen gefallen kann, nur die Schönheit oder Erhabenheit dieſes geiſtigen Lebens ſelbſt ſei. So gehört alſo unſer Urtheil über ſittlichen Werth des Menſchen gleichſam einem ſittlichen Geſchmack, einem reinen Schönheitsgefühl. Dabei ſcheint mir nur bedenklich, daß wir in Sachen des Geſchmackes nicht ſo beſtimmt mit einander ſtreiten können und am Ende jeden ſeinem Gefühl überlaſſen müſſen. Wie iſts nun da mit den ſtrengen Anforderungen der Pflichten, bei Ehre und Recht zu bleiben?

Philanthes. Wenn du auf die Lehre, welche ich euch hier mittheile, recht achteſt, ſo wirſt du finden, daß ſie eine Lehre der Beſcheidenheit und Anſpruchloſigkeit für den Menſchen ſei. Die reine Lehre der Weisheit will nicht dem Stolz dienen, daß ich als der Beſſere mich über andere erhebe, auch will ſie nicht den Zank ſchlichten zwiſchen denen, welche ſtreiten, wer der Beſſere ſei, ſondern ſie wendet ſich einzig an den jenigen, der mit dem Entſchluſſe lebt, reines Herzens zu ſein, und der nun für ſich ſelbſt fragt, wornach er ſtreben ſolle.

Das iſt hier das entſcheidende: fragt der Gutgeſinnte, was ihm zu thun ſei, ſo wird er klare Antwort empfangen; fragt er hingegen, wie der Werth eines andern zu beurtheilen ſei, ſo hüte er ſich aus Eitelkeit und leerer Neugier die Antwort nicht miszuverſtehen.

Unſer Urtheil über den ſittlichen Werth des fremden Lebens iſt allerdings ein ſolches ſittliches Geſchmacksurtheil, aber meine darum nicht, daß es ſich nur nach unbeſtimmbaren Gefühlen entſcheide. Gemeine freie Naturſchönheit iſt freilich unbeſtimmbaren Gefühlen überlaſſen, aber jede Schönheit, die ein Ideal anerkennt, vor allen die hohe Schönheit, die Schönheit der Seele, von der wir hier ſprechen, hat ein feſtes Geſetz zu Grunde liegen, dem ſie voraus huldigen muß, wenn ſie ſoll gelobt werden können. Denke nur an die körperliche Geſtalt des Menſchen. Muß dieſe nicht den Bedingungen einer gewiſſen Regelmäßigkeit des Baues entſprechen, ſo daß wir ihre feinere Ausbildung nur unter deren Geſetz ſchön finden können. Eben ſo ſind dem Ideal der geiſtigen Schönheit die Normen der Ehre und des Rechtes vorgeſchrieben, denen jede Geiſteskraft huldigen muß, die ſchön genannt werden darf. Aber die Art dieſer Huldigung wird im Leben auf unendlich mannigfaltige Weiſe in freier Schönheit erſcheinen.

So wird es ſich dir im Leben zeigen. Ueber Geſchicklichkeit oder Ungeſchicklichtkeit eines Menſchen magſt du leicht urtheilen, aber darüber, wer gut oder bös ſei, wirſt du dir ſelten die ſtrenge Entſcheidung anmaßen. Denn damit fragen wir nur nach dem Innerſten des Geiſtes und wie ſchwer iſt es, den Einfluß des mir fremden in äußern Umgebungen richtig abzuziehen, um das reine Innere zu errathen.

Den ordentlichen, zuverläſſigen, brauchbaren Mann, den guten Geſellſchafter, den Beſcheidenen nennen viele den Guten — aber kann nicht neben alle dieſem Feigheit und Charakterloſigkeit beſtehen? Es kann darin nicht unmittelbar der wahre Werth des Menſchen liegen. Wenn dagegen ein Anderer ſagt: „ſehe ſich ein Jeder vor wie ich; was mir widerſteht, ſchlage ich zu Boden; was ich nicht mit Gewalt erhalten kann ſuche ich durch Liſt:“ ſo können dennoch in dieſem Menſchen Mord und Falſchheit eine hohe Kraft des Geiſtes verdecken, welche ſich nur in rohen Umgebungen nicht zu geſtalten vermochte. Dann wieder im Gegenſatz gegen dieſen; leicht können Sanftmuth und Friedfertigkeit dem Menſchen fälſchlich für Feigheit gelten. So zeigte ſich mancher unter uns in kleineren Verhältniſſen des täglichen Lebens nachgebend und duldſam, dem nicht der Muth fehlte, der nur dies Leben des Streites und der Bemühungen nicht werth achtete. Als aber der Ruf des Vaterlandes erklang, da ſprang mit einem mal kühn und frei die Kraft des Geiſtes vor, das gute Korn ward von der Spreu geſichtet. Nun wird nur wenigen die große Probe zu Theil; wo dieſe fehlt, bleibt uns dann nur ein Urtheil über Geſchicklichkeit oder Ungeſchicklichkeit des Menſchen, darüber ob jemand die Mittel habe ſich in der Geſellſchaft geltend zu machen oder nicht — der innere Geiſt ſeines Thuns bleibt uns aber verborgen.

Kraft, Lebendigkeit und Reinheit der Seele iſt alſo in jedem Menſchen, der den Willen zum Guten hat und wahrhaft etwas taugt. Fragen wir aber weiter: wie wird ſich ein ſolches Leben geſtalten? — ſo können wir die Antwort im allgemeinen erwarten. Hier ſcheidet ſich unſer Urtheil über fremdes Leben von den Anforderungen an das eigne. Denn hier hängt alles von der Ueberzeugung ab, welche erſt durch Einſicht gebracht und geordnet werden kann. Bei der mangelhafteſten Einſicht wird im roheſten Leben oft die Ergebenheit in das, was ein Menſch für Pflicht hält, und die Aufopferung für dieſe unſere Bewunderung feſſeln, ſo thöricht bei dem Aberglauben mancher poſitiven Religionen und den Vorurtheilen der verbildeten Sitte das gleich ſein mag, was geſchieht. Reiner wird ſich freilich im gebildeten Geiſt Schönheit und Würde des ſittlichen Lebens entfalten können.

So wäre alſo nur unſre fernere Frage für einen Jeden in ſich, was ſich der Gebildete mit reinem Herzen als das würdige Ziel ſeines Strebens zu nennen habe. Und nochmals müſſen wir antworten: die perſönliche Würde, der reine Werth des geiſtigen Lebens iſts, was gilt und allein entſcheidet.

Woldemar. Ich verſtehe dich ſo: den Willen zum Guten zu haben iſt die reine Schönheit des menſchlichen Geiſtes. Fragen wir nun: was iſt denn das Gute? ſo kann nur der gebildete Verſtand richtig antworten. Dieſe Entſcheidung iſt nicht mehr Sache des Willens, ſondern Sache der Einſicht, ſo daß darin auch der reinſte und beſte im Erdenleben fehlen und irren kann. Weiter, die gebildete Einſicht wird aber ſagen: die reine Erſcheinung des geiſtigen Lebens iſt das Gute. An unſern Willen werden nemlich gar mannigfaltige Anforderungen gemacht; wir begehren aus ſinnlichen Annehmlichkeiten Genuß und Glück, wir müſſen auf vielerlei Weiſe im Leben für nützliches und brauchbares ſorgen, endlich ſpricht das Gewiſſen für die Idee des ſittlich guten. Nun behaupteſt du: in allen dieſen Anforderungen werde eigentlich unſerm Willen nur das reine geiſtige Leben ſelbſt und ſeine zeitliche Entfaltung zum Ziel geſetzt. Nicht wahr dies willſt du uns jetzt noch zeigen?

Philanthes. Ich behaupte: die Ideen des ſittlich guten ſprechen uns einzig den eignen Werth des geiſtigen Lebens aus; Geiſtes Selbſtvertrauen, und Bewußtſein ſeiner inneren Würde ſind die einzigen belebenden Gedanken der Tugend. Dieſes Gut aber, welches die Tugend will, enthält die einzige ſelbſtſtändige unmittelbare Anforderung an unſern Willen.

Um dies zu erläutern können wir den Unterſcheidungen folgen, welche uns Woldemar angegeben hat. Der Menſch begehrt zu genießen und glücklich zu ſein. Wer aber der Glückliche ſei oder der Unglückliche, nach welchen Graden dieſem oder jenem Menſchen das Glück oder Unglück zugetheilt ſei, das wiſſen wir nicht und können wir nicht wiſſen. Laßt uns nur näher in das Leben hineinſehen; die äußeren Umgebungen allein entſcheiden hier nicht und je genauer wir vergleichen, deſto mehr finden wir, das alles Maaß deſſelben keine feſte Bedeutung habe. Meinung und Traum, Wahn und Dichtung ſpielen mit dem Gedanken von Glück und Unglück und rauben jeder Meſſung den Maaßſtab.

Fragt herum, wer dann der Glückliche ſei, Einige werden antworten: der reiche, geſunde, mächtige, der unter deſſen Händen alles um ihn her gedeiht. Aber wie meinen dieſe es mit ihrem Spruch? Faulheit, Dummheit, Ehrgeiz und Habſucht können dem ſo begünſtigten alle dieſe Vortheile wieder rauben, ihn zu innerm Ekel und Unruhe verdammen. Dieſer Spruch gilt nicht einem Menſchen in ſich ſelbſt, ſondern nur dem Andern, der ihm zuſieht und ihm nun ſagen kann: deines Unglücks Schuld trägſt du ſelbſt. Wie oft iſt nicht der Arme, Kränkliche und Schwache heiterer und zufriedener als jener.

Andere werden ſagen: ſo gilt es nicht! Der geiſtig Starke iſt der Glückliche, der dem es gelingt ſeines Geiſtes Kräfte geſund zu entfalten. Wohl! Aber auch hier vergleicht ihr fremdes Schickſal. Jeder der ſich nur äußerlich beengt findet und noch mit Stolz in die eigene Bruſt blicken kann, findet in dieſem Selbſtgefühl volle Entſchädigung. Der Mißvergnügte, dem der Stolz bleibt, er ſey der Edle, nur in ſeinen Umgebungen liege die Verwerfung — ſchon ein Jeder, der ſein Selbſt nicht mit dem eines Andern vertauſchen will, iſt der Glückliche. Der völlig Geiſtesmatte aber wird nur ſelten, nur vorübergehend ſich ſeiner eignen Ohnmacht bewußt.

Ich frage weiter: wer iſt der Glückliche, der Freudige oder der Trauernde? Wie oft fehlt dem Freudigen die Beſinnung, die den Augenblick in Beſitz nimmt — dagegen, wie oft verliebt ſich der Traurende in ſeine Trauer, daß eben die Trauer ihm erhabene Sehnſucht und ſo das Spiel ſeines Lebens wird. Endlich darf ich euch ja die Tröſterin Gewohnheit nennen, die alles ausgleichende. Sie nimmt dem Schmerz den Stachel, der Freude den Glanz, läßt das ungewohnte tauſendfach genießen, daß gewohnte leicht ertragen.

Was kann uns alſo der wol lehren, der aus äußern Umgebungen uns das Glück will ſuchen laſſen? Nur Mittel zum Zweck, von denen noch unentſchieden iſt, wie ſie für den Zweck ausfallen werden. Suchen wir alſo eine Lehre der Weisheit, welche den unmittelbaren Zweck und Werth des Menſchenlebens klar machen ſoll, ſo werden wir ſchon um des hier Geſagten willen nicht zu fragen haben, wie dem Glück nachzujagen ſei. Und noch mehr: wird nicht in unſern heiligen Lehren angedeutet, daß weder Genuß und Glück, noch auch Vortheile und Nutzen irgend einer Art dasjenige ſeien, was der Gebildete das wahrhaft Gute nennen müſſe, daß Genuß und Vortheil das nicht ſind, was der Menſch im tiefſten Innern begehrt und will, ſondern daß im tiefſten Innern des Geiſtes nur der innere Werth des eignen Lebens genannt wird. Denn, was den erſten wahren Werth hat, wird ja nicht wieder auf ein anderes hinweiſen als ſeinen Herrn, dem es dienen ſoll, ſondern es muß frei ſich ſelbſt gelten.

So laßt uns zuerſt Genuß und Glück vergleichen. Wir ſehen das Menſchenleben dem Spiel wechſelnder Begünſtigungen und Hemmungen durch äußere Einflüſſe der Natur ausgeſetzt — und was iſt der Wechſel von Vergnügen und Schmerz anders, als Gefühl dieſer Abhängigkeit? Was iſt Glück anders, als die ſichre Lage des Bedürftigen, in welcher er der Mittel gewiß iſt, ſeine Bedürfniſſe befriedigen zu können? Genuß und Glück ſind nur äußere Begünſtigungen, die uns nicht um ihrer ſelbſt willen gelten können, ſondern nur, weil ſie dem geiſtigen Leben des Menſchen dienen. Wäre uns dies Leben ſelbſt gleichgültig, was könnten uns dann die Mittel ſeiner ſichern Anfriſchung für eine Bedeutung haben?

Tiefer alſo als der Wunſch des Genuſſes liegt in unſerm Geiſt der Gedanke des Werthes, welchen das Leben ſelbſt trägt. Daher können wir unſern Wunſch leicht über das ganze Spiel von Freud' und Leid hinaus deuten. Das eben iſt die Beengung des menſchlichen Lebens, daß es nur zwiſchen äußern Hemmungen und Begünſtigungen ſpielen kann; Schmerz und Vergnügen, Genuß und Leiden ſind aber die Kinder dieſes Spiels. Die Selbſtſtändigkeit eines ſich frei geſtaltenden, bedürfnißloſen Lebens wäre mehr, höher als alles Glück in befriedigten Bedürfniſſen. Ein ſolches ſelſtſtändiges freies Leben würde aber weder Vergnügen noch Schmerz kennen und doch wäre es wünſchenswerther als beide.

Vergleicht nur den Gewinn der einfachern Sitten unter den Gebildeten bei uns mit den krankhaften modiſchen Verbildungen der Völker um uns her.

Es giebt keine höhere Bildung des ſinnlichen Genuſſes und der paſſiven Lebensfreude als zur ſichern und behenden Befriedigung der natürlichen Bedürfniſſe. Jedes künſtliche Bedürfniß, welches nur für den Genuß erſonnen wäre, iſt Thorheit und das Verlangen nach bloßer Mannigfaltigkeit des Genuſſes krankhaftes Erzeugniß der Langenweile. Gar einfach ſind des Menſchen natürliche Bedürfniſſe für Nahrung, Wohnung und Familie, alles andere iſt künſtliche, ſelbſtgewählte Luſt mit ihrem Bedürfniß. Wo nun dies Bedürfniß nur dafür erſonnen iſt, um es nachher wieder zu befriedigen, da iſt ja aller Aufwand dafür eine thörichte Bemühung um ſelbſt geſchaffene Noth, die man viel beſſer ſich gar nicht erſt bereitete. Nur dadurch können jene künſtlichen Bedürfniſſe Bedeutung gewinnen, daß ſie in der ſtufenweiſen Ausbildung des Geiſtes dem innern Werth des Lebens ſelbſt zu dienen kommen. So gehören ſie in dem geſunden Leben der Ausbildung der Einſicht, des Gemüthes und der geiſtigen Steigerung der That.

Vergleicht die Gediegenheit unſrer Lebensweiſe, die wir der Herrlichkeit unſers öffentlichen Lebens danken, mit der modiſchen Thorheit unſrer verbildeten Nachbarn. Unſre einfache Sitte verſchmäht die Weichlichkeit ihrer häuslichen Einrichtungen; uns ekeln jene vielfach gemiſchten Speiſen, die ſie für Koſtbarkeit halten; uns ſind die bunten Kleider, die nicht nach Schönheit ſondern nur zur Abwechſelung in der Form gewählt werden, größtentheils abgeſchmackt, und ihre leere Prachtliebe verächtlich. Unſer häusliches Leben dient in geſunder Einfachheit nicht der Pracht ſondern der Schönheit. Und eben um deswillen kann ſich die Macht der Schönheit in unſerm öffentlichen Leben zeigen, die ihnen fremd bleibt. Vergleicht die Größe unſrer Tempel, die Zierde unſrer öffentlichen Plätze, die herrſchende tief eingreifende Macht unſrer einfachen Harmonien gegen die tändelnde Künſtlichkeit fremder Muſik, die nur weichlich ſüßer Unterhaltung dient und ſo das ähnliche.

Alſo nur dem minder Gebildeten, der zu ſehr in der ſinnlichen Anregung ſeines Lebens befangen bleibt, können Genuß und Vergnügen um ihrer ſelbſt willen zu gelten ſcheinen. Jeder hingegen, der ſich ſelbſt recht verſteht, wird zugeben müſſen, daß ihm nicht in Genuß und Glück die Zwecke ſeines Lebens liegen, ſondern daß ein geheimerer Werth des Lebens ſelbſt erſt dieſem ſeine Bedeutung mittheilen muß. Wie wollten Genuß und Freude des Menſchenlebens innerer Werth ſein, da jeder in der höchſten Erhebung des Gefühls, in frommer Ergebung ſich über alles Spiel von Glück und Unglück gehoben findet. Wo durch Andacht und Vaterlandsliebe in Aufopferungen der Einzelne ſeine Ehre findet, da ſpricht des Geiſtes höhere Wahrheit und alle jene kleine Sorge wird verworfen.

Hiermit iſt denn vollſtändig ausgeſprochen, daß des Menſchen Werth nicht in dem liegt, was er leidet, ſondern in dem, was er thut. Von dem, was er thut, wird aber ferner nicht das den wahren Werth beſtimmen können, worin ſein Leben irgend einer Dienſtbarkeit unterliegt, ſondern nur das, worin es ſich mit eigner Schönheit geſtaltet. Denn daß im Nutzen und Vortheil nicht der letzte Zweck des Menſchenlebens enthalten ſei, verſteht ſich von ſelbſt. Wie Geräthe und Werkzeug nur dafür gelobt werden mag, daß es einem ihm vorgeſchriebenen Zweck diene, ſo iſt es ja mit allem Vortheil und Nutzen; hier iſt nie vom erſten Zweck, ſondern nur von Mitteln die Rede.

Dies wäre leicht begriffen. Es hängt aber damit eine Lehre vom Eigennutz und der Selbſtſucht zuſammen, welche bei verbildeten Völkern, in denen eine nicht nur rohe ſondern niedrige Denkungsart zur öffentlichen Meinung geworden iſt, vielen Beifall fand. Dort ſagten die Lehrer der Weisheit, daß man mit Selbſtſucht und Eigennutz nicht nur den Menſchen am ſicherſten zu leiten vermöge, ſondern ſogar, daß Selbſtſucht und Eigennutz die einzigen unmittelbaren Antriebe aller menſchlichen Handlungen ſeien. Nun wollen wir dieſen gern zugeben, daß wie man den Stier nicht fein zu zügeln ſuchen wird, mit dem Zaum des edleren Roſſes, eben ſo rohe Menſchen und hinterliſtige anders geleitet werden müſſen als Männer von edler Denkungsart. Wenn aber jene Lehrer der Weisheit ihre thörichte Lehre ſo reichlich mit Beiſpielen aus ihren Umgebungen zu belegen wußten, ſo lag der Fehler nur daran, daß man dort nicht verſtand, den Geiſt zu bilden und vorzüglich, durch das öffentliche Leben das Leben der Einzelnen zu regeln. Eben dadurch, daß dort die öffentliche Meinung vorausſetzte, nur durch abgefeimte Pfiffigkeit ſei unter den Menſchen etwas auszurichten, verſchaffte man erſt der niedrigen Selbſtſucht den Sieg.

Otto. In dem, was du, edler Greis, hier lehrſt, iſt mir vieles ſehr klar. Ich ſehe leicht, daß im Nutzen und Vortheil der Menſch den Werth der Dinge nicht unmittelbar finden kann, da dieſe ſich ja nur als Mittel ankündigen. Ferner, wenn es gleich zur Bildung eines rohen Menſchen noch ſo nöthig iſt, ihn von Selbſtſucht und Eigennutz abzumahnen, ihm dagegen eine uneigennützige Schätzung der Dinge zu zeigen und lebendig zu machen: ſo ſehe ich doch nicht nur ein, was hiermit ſchon geſagt iſt, daß Selbſtſucht nicht der letzte Zweck im Leben des Gebildeten iſt, ſondern auch daß für eine richtigere Beurtheilung ſelbſt des roheſten Lebens ſie nicht als letzte Quelle der menſchlichen Intereſſen angegeben werden kann. Nur ein ſehr mangelhaftes Urtheil könnte ſich mit der Auskunft: Ich will eben mich ſelbſt, begnügen, da ſich offenbar immer noch weiter fragen läßt, was will ich denn von mir ſelbſt? und worin gefalle ich mir?

Allein ſo gut ich dies im allgemeinen einſehe, ſo bleibt mir darin eine Schwierigkeit, daß am Ende doch wieder Selbſtſucht und Vortheil alle Geſchäfte der Menſchen ordnen. Wo werde ich denn im regelmäßigen Verkehr anders als nach dieſem Maaßſtab Hülfe, Arbeit, das Werk eines Andern meſſen?

Philanthes. Auf deine Worte, tapfrer Jüngling, iſt mehrerlei zu erwiedern. Die zuletzt ausgeſprochene Schwierigkeit haſt du dir durch deinen Begriff vom Geſchäft des Menſchen erſt ſelbſt gemacht. Du verſteheſt ja unter dieſem Geſchäft und Verkehr nur die Arbeit der Menſchen und den Austauſch auf dem Markt. Jeder bietet da dem Andern das Werk ſeines Fleißes zum Austauſch und fordert dafür die angemeſſene Vergeltung. Auf dem Markte muß der Eigennutz herrſchen, das iſt nicht Folge einer falſchen Selbſtſucht, ſondern Forderung der Gerechtigkeit. Jeder trägt da das Seinige zur allgemeinen Arbeit der Geſellſchaft bei und nur unter dem Schutz gerechter Vergeltung kann und ſoll dieſer Verkehr beſtehen. Auf dem Markte ſoll der Eigennutz herrſchen; dieſes Kaufen und Verkaufen gehört zum geſunden Leben des Volkes. Aber dieſer Markt iſt ja nicht das ganze Menſchenleben, er gehört der Arbeit, zu der wir gezwungen ſind, die aber ſelbſt nur dem Leben dient. Was treibt den Handwerksmann zur harten Mühe und Laſt, wem wird willig der heißeſte Kampf, die bitterſte Aufopferung geweiht? Siehe doch ſelbſt nur ins rohere Leben der Menſchen! Sorge und Mühe der Mutter für ihr Kind, des Vaters für den Unterhalt der Familie ſind die Sclaven der Selbſtſucht? Und die Werke des Gemeingeiſtes, wo Vaterland und Ehre in den Kampf führen, wo der heilige Eifer für die Altäre eines Volkes herrſcht! Keiner unter Euch wird ſo ſtumpfen Gedankens ſein, dies aus Selbſtſucht und Eigennutz erklären zu wollen.

Otto. Sehr richtig, ich dachte nur an gemeine Arbeit und vergaß die Seele des Menſchenlebens, der ſelbſt alle Arbeit dient.

Philanthes. Doch können wir deine Bemerkung auch noch von einer andern Seite betrachten. Eben um der Arbeit willen ſind Eigennutz und Selbſtſucht das unentbehrliche Werkzeug aller menſchlichen Thätigkeit, den nur durch Vermittlungen kann der Menſch ſeine Zwecke erreichen. Vermögen und Kräfte muß jeder einzelne ſammeln, um ſich ſeine Stelle in der Geſellſchaft zu ſchaffen und ſie zu behaupten. Hier iſt ihm nur ſein Werk aufgegeben in der Scheidung von dem der andern, dafür muß er ſelbſtſüchtig ſein. Aber alle dieſe Selbſtſucht, dieſer Eigennutz ſollen eben Werkzeug ſein für die höhern eigentlich geltenden Zwecke, und welche dieſe ſein zu erforſchen, das iſt des höchſten Preißes werth.

Wenn einige es unwürdig finden, daß jeder nur für ſich ſelbſt, lobenswerth aber, daß jeder für alle andern ſorge und dieſes zum Grundgedanken des wahren Werthes menſchlicher Handlungen machen wollen, ſo können wir ihnen ironiſch erwiedern: was iſt denn für ein Gewinn dabei? Nach der einen Vertheilung wird jedem die Sorge für ſein Wohl durch eine theilweiſe aller andern gewährt, nach der andern einfachern Vertheilung bleibt jeder bei ſich ſelbſt, ſo daß in beiden Fällen jeden doch nur ſo viel zu Theil wird, als eines Mannes ganze Sorge beträgt. In der That nemlich iſt die Ermahnung gegen die Selbſtſucht gar keine reine Lehre der Weisheit, ſondern nur ein guter Rath der *Klugheit*, für den wir etwa an Dſchingiskahns Bündel Pfeile errinnern können; vereinigte Kraft wirkt mehr als getheilte. Damit ſoll bedeutet ſeyn: wer nur lauter und rein recht für ſich zu ſorgen weiß, nicht in dem, was ihm Natur und Menſchen zu geben haben, ſondern in dem, was ihm *zu thun* ſei, der thut daran das beſte. Ich muß ſorgen, was *ich* thun ſoll — aber wo erfahre ich, was dies ſei? Darauf kommt es an. Wir haben mit der Rede für und wider den Eigennutz auf keinen Fall den rechten und tiefſten Grund unſrer Lehre gefunden. Dieſen finden wir nur, wenn wir einem Jeden ſcharf die Frage ſtellen, *worin er ſich denn eigentlich ſelbſt gefallen könne*? Und nun wird die Antwort nur in dem, wie er ſein Leben den Idealen geiſtiger Schönheit zu nähern wiſſe.

Fragt jemand freilich nur die Lebensklugheit, wie Menſchen zu beſtimmten Thaten zu leiten ſeien: ſo iſt die Antwort, vermagſt du ſie nicht für deine Sache zu begeiſtern, ſo unterhandle mit ihrem Eigennutz. Wir aber fragen ja hier die Weisheit: welche That denn als die gute gefordert werde? da gilt die einzige Antwort: die That, die das Werk der Tugend iſt.

Nun bliebe uns alſo zuletzt noch die Frage: welches iſt denn das Werk der Tugend? Was wird die gebildete Einſicht der Tugend als Zweck und Ziel anweiſen? Und widerum iſt die Antwort: Geiſtes Selbſtvertrauen und Selbſtſtändigkeit. Das geiſtige Leben ſoll rein in die Erſcheinung treten, denn in ihm ſelbſt trägt es den innern Werth als die Schönheit der Seele. Vergleichet nur alle Ideale der Sittenlehre, ob ſie nicht auf denſelben Gedanken zuſammen ſtimmen.

Wir nennen Wahrheit, Schönheit und das Gute als die Grundgeſtalten des wahrhaft lobenswerthen Lebens, ſo aber, daß die Anforderung des Guten ihren eignen höchſten Spruch hat, dem jeder andere ſich unterordnet. Und wie entſpringen uns dieſe Ideen? Einzig aus der Aufgabe der ſchönen Geſtaltung unſers geiſtigen Lebens.

Wahrheit iſt das Geſetz der Erkenntniß. Erkenntniß aber iſt die erſte Grundlage des geiſtigen Menſchenlebens. Die Idee der Wahrheit fordert, daß der Menſch innere Klarheit des Gedankens gewinne, ſich die Einſicht ſelbſt ſchaffe und dieſer Ausbildung der Einſicht und jeder Art der Erkenntniß theilt ſie einen unmittelbaren innern Werth zu, weil in ihr das Leben unſers Geiſtes ſich ſelbſt geſtaltet.

Im Leben unſers Geiſtes iſt nun neben der Erkenntniß Gemüth das zweite und die That das dritte. Wo aber das Gemüth ſich unabhängiger von der That geſtaltet, da iſt das Reich der Ideen des Schönen. So offenkundig auch die Macht dieſer Schönheit dem Gebildeten unter uns ſein mag, ſo blieb das doch bei andern Völkern lang ganz anders. Wie reine Schönheit überall der Ankündigung der Ideen des göttlichen Lebens in uns diene, ja wie der Menſch einzig in ihr das Göttliche faſſe, das iſt wieder nur durch die Herrlichkeit unſers öffentlichen Lebens und die Einfachheit unſrer Religionslehre uns ſo viel leichter klar geworden und muß es noch mehr und allgemeiner werden, wenn ſich die Einweihung unſrer Jugend aller falſchen Bilder enthält.

Die Reinheit unſrer Dichtung in ihrer Schilderung der allgewaltigen Macht, der tiefen frommen Bedeutung aller Naturſchönheit, in ihren einfachen Idealen der ſittlichen Kraft der Liebe und Freundſchaft; die einfache Größe unſrer Baukunſt, die reine Form unſrer Bildhauerei und Mahlerei und die reine Erhabenheit unſrer Muſik ſpricht uns in unſerm öffentlichen Leben das Weſen der Begeiſterung und den Geiſt der zur Andacht führt, weit lebendiger und klarer aus, als in den Gebräuchen anderer Völker. Die rohe und freche Widerſpenſtigkeit der Gemüther gegen dieſe feinere Ausbildung des Schönheitsgefühls iſt der ſchlimmſte Widerhalt für die verbildete Sitte unſrer Nachbarn.

Die Ideen der Wahrheit und Schönheit haben alſo darin ihren Werth, daß ſie der Entfaltung des geiſtigen Lebens ſelbſt gehören. Allein die eigenſte Kraft der Seele iſt die der That. Daß dieſe durch Erkenntniß und Trieb des Gemüthes geführt werden muß, giebt der Wahrheit und Schönheit erſt in Unterordnung unter die Ideen der That den wahren innern Werth. Einſicht und Geſchmack, welche dieſen Geſetzen der Wahrheit und Schönheit gehorchen, ſind eine eigne Zierde des geiſtigen Lebens; doch ſind die Anſprüche an das Leben der Menſchen ſehr verſchieden, je nachdem dem Einzelnen ſeine Lage in der Geſellſchaft geworden, je nachdem er ſeinen Beruf ergriffen hat. Die reinen Ideale der That hingegen ſprechen jeden auf die gleiche Weiſe an, und dieſe machen in Ehre, Gerechtigkeit und Frömmigkeit in jeglichem ihrer Ideale nur den Gedanken des Selbſtvertrauens und der geiſtigen Selbſtſtändigkeit mit dem Bewußtſein der Würde des menſchlichen Geiſtes geltend.

Für die Probe des feinſten Gefühls der Ehre nichts zu vergeben, dem Rechte des andern nichts zu nehmen, in frommer Ergebung die höhere Bedeutung des Menſchenlebens anzuerkennen — dieſe Anforderungen entſpringen mit ihrer heiligen Nothwendigkeit ja einzig aus der innern Hoheit des Geiſtes, ſind mit deren Bewußtſein ganz einerlei.

Und alle jenen andern Zierden des ſittlichen Lebens, die Lauterkeit der Geſinnung, alle jene durch Mäßigung zu erhaltende Reinlichkeit, Unſchuld und Tüchtigkeit des Lebens, wir loben ſie, weil ſie der Selbſtſtändigkeit des Geiſtes dienen; die Ideale der Liebe aber und der Freundſchaft von den fernſten Berührungen der Theilnahme zur Familienliebe, zu den engſten Banden der Freundſchaft, zur heiligen Gluth des Gemeingeiſtes — wir loben ſie, weil in ihnen die Würde des Geiſtes im fremden Leben anerkannt, die Macht des Geiſtes im Menſchenleben geltend gemacht wird.

So iſt alſo der Gedanke der Würde des Geiſtes, der Gedanke des Selbſtvertrauens der *eine*, welcher alle Ideale des ſittlichen Lebens erzeugt. Und wie iſts nun mit dieſem, wie gilt er dem Menſchenleben? Wir werden jetzt einig ſein für das, was ich vor euch behauptet habe. Mit der Idee unſerer inneren geiſtigen Würde ſind uns die Anforderungen der Tugend ſo gegeben, daß jeder Gebildete ſich ſagen muß, wie oft auch Roheit, Verbildung und Mangel an Kraft ihm ſeinen reinen Willen vereiteln mögen, ſo wünſche und wolle er doch im tiefſten Grund des Herzens ſelbſt einzig, daß ſein Leben dieſen ſittlichen Idealen entſpreche, ihnen gemäß ſich zur Erhabenheit und Schönheit der Seele geſtalte.

Streng gebietend ſteht der Gedanke erhabener Anforderungen in Ehre, Gerechtigkeit und Frömmigkeit vor deiner Seele, aber es iſt dieſes Gebot ja nicht ein fremdes Gebot, unter das dich ein anderer zwingt; es iſt der reinſte Gedanke deines eignen Geiſtes, deſſen heilige Nothwendigkeit dir nur deinen eignen wahrſten Willen nennt! Lerne nur dich ſelbſt verſtehen und du findeſt, daß dein eigner Wille, Würde und Kraft deines eignen Weſens das hier allein geforderte ſind.

Arthur. Sehr klar, ſehr leicht zu faſſen iſt die ſchöne Wahrheit deiner reinen Lehre. Wenn der Menſch ſich recht beſinnt, ſo muß er finden, Glück und Geſchicklichkeit ſind nie, was er im tiefſtſten Grunde und wahrhaft will. Beide ſind nur Mittel für andere Zwecke ſind nur das dienende für unſern Willen. Fragen wir dann: wo zeigt ſich die herrſchende Gewalt des ſich ſelbſt geltenden Zweckes, des wahren innerſten Willens? — ſo iſt die einzige Antwort: in der innern Kraft des Geiſtes ſelbſt und deren ſchöner Geſtaltung.

Julius an Eugen *).

Du ſchüttelſt den Kopf, lieber Eugen, zu meiner Philoſophie, meinen Träumen, meiner Freundſchaft mit Evagoras. Mir aber träumt immer mehr, daß das zu manchem gut werden ſolle und wohl ſchon zu manchem gut ſein mag. Lies hier einmal wieder eine treue Erzählung. Du kennſt den Grafen D. der hier in Rom viel Geld verthut, mit ſeinem fröhlichen und liederlichen Leben. Die Landsmannſchaft hat mich zuweilen mit ihm zuſammengebracht und dann oft genug ſeinen Spöttereien über mein nüchternes, mönchiſches Leben ausgeſetzt. Neulich fiel ihm gar ein, mir zu Ehren ein Trinkgelage in ſeinem Geſchmack zu veranſtalten. Evagoras trieb mich hinzugehen. Als wir hinkamen, trafen wir eine Geſellſchaft meiſt aus jungen Künſtlern beſtehend ſchon in wilder fröhlicher Bewegung. Ein derber junger Mahler mit ſchwarzem krauſen Haar führte vorzüglich das Wort. Ich erzähle dir das genauer, am Ende findeſt du ſchon warum. Mein Held ſtritt ſich mit andern Mahlern. Da bewunderte einer die glänzenden Farben der Venetianer, ein anderer die Treue der Niederländer, wieder einer die ſtrenge Zeichnung der Römer, lobte einer den Paul von Verona, ein andrer den Titian, noch einer das Licht des Corregio. Mein Held fuhr wild dazwiſchen: Iſt und bleibt doch lauter Lumpenkram; ich geb euch nichts für eure Deutſchheit und Niederländerei, ja von allen Italienern nur Michel Angelos Kraft und Raphaels Andacht mag gelten. Da habt ihr die ganze Armuth eurer Kunſt; heilige Engel, heilige Kinder, fromme Weiber — aber ſelbſt der reinen Liebe hohes Ideal ſucht ihr vergebens. Was iſt dieſe ganze Kunſt gegen die Plaſtik der Griechen! Aber auch dort, ſo viel vollendet herrliches von Zeus zum Apollon, zum Adonis: von der Here zur Aphrodite — keiner fand der Jungfrau hoch erhabenes Ideal, unbefriedigend bleibt jedes Bild der Pallas. Doch immer drauf, ſtaunt ihr nur an; kommt vor Bewunderung nicht zu euch! Denn welch ein Held iſt dort der kleinſte gegen euch ihr Nachpinsler von Pinslern. Wer vermag unter euch etwas Eigenes? Kopiren und ewig kopiren, darin lebt euer heiliger Geiſt. Oder meint ihr erfinden zu können? Das kommt mir vor, wie die Erfindung unſerer Profeſſoren und Rectoren, welche den Catilinas unter ihren Schülern gegenüber ganz neue ciceronianiſche. Reden erſchafft. Aus ſechs alten Bildern ein neues zuſammenzuſtoppeln iſt eure ganze Erfindungskunſt.

---

*) Aus „Julius und Evagoras oder die Schönheit der Seele. Ein philoſophiſcher Roman von Jacob Friedrich Fries. Th. I. Heidelberg, 1822.

Die Geſellſchaft ſchien ſein Schelten wohl gewohnt zu ſein, doch dies wurde perſönlich beleidigend. Unſer Wirth fürchtete Streit entſtehen zu ſehen und trat mit dem vollen Becher dazwiſchen: „Laß ſein, Krates," ſagte er, „denen haſt du es nun ſchlimm genug gemacht! Stoß an, Freiheit und Gleichheit! gieb auch uns unſer Theil; ſchlag den Fürſten und Grafen die Kronen auf dem Kopf zuſammen, wenn nur der Wein bleibt!" Erbittert antwortete jener: Mit oder ohne Wein, kommt Zeit, kommt Rath! Weg von Pinſel und Palett ins Leben ſollten wir hineinziehen, mit drein ſchlagen, daß der Jammer ein Ende nähme in Sieg oder Tod. — Schnell wurde dies Geſpräch ſo wild, das D. bedauerte, den Ton angeſtimmt zu haben. Doch bald ließ er nach der Gelegenheit des Hauſes, in dem wir waren, die Geſellſchaft bunter werden. Krates ſprang unwillig über eine Reihe Tiſche und ſetzte ſich in eine Ecke des Saals allein zum Wein. Wir ließen die andern machen und geſellten uns zu ihm. Seltſam behalte ich hier auch einmal Geſellſchaft, grüßte er uns. „Wie kommts, daß deine Rolle geendigt hat, ſchlagen dich die Mädchen aus dem Felde?" erwiederte ich. Wie es trifft, antwortete er, es ſcheint euch wie mich! Da muſtre die einmal der Reihe nach. Sieh dort die große ſchöne Römergeſtalt; ſchlage ihr den Kopf vom Rumpf, der Wuchs iſt, daß ſie dem Bildhauer zum Muſter ſtehen könnte. Aber dann blick einer ins Geſicht, welcher du willſt. Der thieriſch verzerrte Zug dieſes Völkchens ekelt mich an. Meinen Spaß habe ich an der Luſt der elenden Geſellen. D. mochte es nicht leiden, daß wir uns abſonderten und nöthigte uns zu den übrigen zurück. Hier veranſtaltete er künſtliche, zum Theil pantominiſche Tänze. Darin zeigte ſich der Künſtler Talent beſonders in immer veränderter Gruppirung und Drapperie, worin einer den andern überbot. Es war anfangs eine gefällige Unterhaltung. Krates nahm Theil, ich lobte ihm die Kunſt. Schaffe uns nur Köpfe auf unſre Helden und Heldinnen, entgegnete er. Bald nahm der Wein überhand, wir zogen uns mit Krates zurück und man ließ uns ruhig. Wir kamen wieder auf die Kunſt zu ſprechen. Unter andern ſagte Krates; Da in aller der Gemeinheit vor euch ſeht ihr das rechte Ebenbild unſrer jetzigen Kunſt. Platon wollte im Eifer alle Dichter und Pfeiffer aus ſeiner Republik verbannen. Wenigſtens wir für unſere Dichter, Pinsler und Pfeiffer könnten ihn darum loben. — „Evagoras," fiel ich ein, „ihr ſcheint euch gut zu verſtehen. Krates ſcheint die Verachtung alles Leichtſinns und aller rohen Schilderung in der ſchönen Kunſt mit dir zu theilen."

„Ja meinſt du es nicht wie ich," ſagte Evagoras dem Krates, „daß nur im heiligen Ernſt ſchöne Kunſt gedeihen kann, in der feinſten Reinheit und Reinlichkeit des Geiſtes? Was ſoll uns denn alle die Gemeinheit des Lebens auf der Leinwand oder im Buch? Das ſieht man draußen eben ſo und lebendig dazu. Nur das Ideal lohnt der Mühe der Darſtellung.

Krates entgegnete: ihr ſeht leicht, wie wir auf dieſe Erbärmlichkeiten gekommen ſind. Die ſchielende Geilheit unſerer Dichter, die ſich hinter Sittenlehren zu verſtecken ſucht, iſt freilich das Elendeſte bei der Sache und der entgegen bekommen wir die offenherzige Liederlichkeit. Ueber alle jene Lügen lobe ich mir freilich bei weitem die kräftig geſunde Schilderung der Luſt und ihres Leichtſinns bei Heinſe oder Göthe, Ludwig Caracci's lüſterne Scenen und Rubens Ganymed. Aber was ſoll uns das Ganze in der Kunſt? Wer das braucht, der findet es ja im Leben ſelbſt. Soll der Künſtler etwa dienen, um die Phantaſie der Eingeſperrten und der Impotenten zu kitzeln? Ich möchte die Künſtlerzucht faſſen und führen, ſie ſollten mir daran gedenken! Haben denn Homer und Sophokles dieſen Genius der Geilheit mit allem Geſindel in ſeinem Gefolge um die Begeiſterung anflehen müſſen, auf daß ſie Dichter würden? Legt es Shakespeare je im Ernſt auf dieſen Spaß an? Ja ich wage es dreiſt zu behaupten, auch ächte griechiſche Plaſtik war keuſch. Nur ſpätere verdorbene Zeiten wohl gar die Römer haben die Schweine und Sperlinge in den Olymp eingeführt mit ihrem weichen, fetten Antinous. — Ja wohl entweder heiliger Ernſt für die Kunſt, mit dem ſie ehedem hocherhabenen Idealen der Religion diente — oder es bleibt ihr nur nichtsgeltende, verächtliche, gemeine Handwerkerei!

So unterhielten wir uns lange gut mit ihm. Wir kamen ſpät nach Haus. Ich ſchlief wenig und mir ward am andern Morgen ſchlecht zu Sinn. Evagoras kam früh zu mir, forderte mich auf, den Krates aufzuſuchen, ſeine Arbeiten zu ſehen, etwa einiges bei ihm zu kaufen zur Aufmunterung. Ich machte ihm Vorwürfe, daß er mir nach alle den lieblichen früheren Vorſtellungen nun dieſe widerwärtige Erinnerung des geſtrigen Abends ins Leben geworfen hätte. „Muß man da nicht hindurch? erwiederte er, „ich lobe mir den Mann rein in der That; Reinheit und Reinlichkeit der unangetaſteten Phantaſie iſt Schmuck der erſten Jugend, der männlichen Kraft ſteht ſie ſchlecht. Hier will Erfahrenheit gelten."

Wir kamen darüber ins Geſpräch. Ich lobte ihm die Unſchuld mit ihrer lieblichen Zartheit der Phantaſie, die einmal verloren nicht wiederkehret. „Das ſteht ſchön im Buch," antwortete er, „anſpruchlos entfaltet ſich die Blume dem ſchmeichelnden Licht, ſpielt in glänzenden Farben wenige Tage mit dem freundlichen Leben und welkt wieder hin. So geht die Unſchuld an uns vorüber ſich ihrer unendlichen Schönheit unbewußt. Rühre ſie nicht an, ſie iſt eine Heilige, aber ein ſterblicher Engel und eben im Menſchenleben wird dies Heilige nur allzuleicht entweiht. Einmal verloren iſt ſie dem Leben entfremdet, den die Blüthe welkt nicht neuer Blüthe Platz zu machen, ſondern der Frucht

Unſchuld nicht zu haben, ſondern zu affektiren, iſt die widerlichſte aller Arten von Affektation, eine Lüge, die ſich nie dem Auge entziehen kann, denn ſo ganz kehrt der Verſtand mit ſeiner Kunſt nie wieder in die Natur des Kinderlebens zurück. Ich meine aber der müßte wenig Kraft und Leben haben, der über dieſe jugendliche Unſchuld der Phantaſie hinaus ſich nicht mehr noch der Bildung ſeines Weſens erfreuen kann. Doch verſtehe mich ja nicht unrecht! Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen dieſer Unſchuld der Phantaſie, die in Unwiſſenheit und Unerfahrenheit ſolcher Dinge beſteht und der Unſchuld noch unentweihter, unangeregter Begierde. Dieſe Unſchuld der Begierde zu verlieren iſt hier ein Verderbniß der feinern Geiſtesbildung und innern Geſundheit des Gemüths; ihr Verluſt iſt das Unglück ſo manches, ſonſt ſchönen Geiſtes. Dieſes Verluſtes Verdammniß nemlich iſt Lüſternheit, welche das Werkzeug des Teufels wird.

Damit nun das jugendliche Gemüth Feſtigkeit des Geiſtes gewinne zum Schutze dieſer Unſchuld, werde ihm gerade Erfahrenheit, den geſunden Geiſt wird dieſe vor Lüſternheit bewahren.

Sonſt, Lieber, gar weit im Leben langt dieſer Streit ums Zart- und Reinlichthun, von dem Widerwillen, die Hand nach ſchmutzigem Küchengeſchirr auszuſtrecken, bis zu den blutigen Waffen. — Still ſitzen und ſachte thun iſt mir in den Tod verhaßt, zugreifen und eignen Willen haben, das lobe ich mir allein!

Ich fuhr fort: „So manches habe ich ſchon mit dir philoſophirt, gieb mir doch auch einmal über dieſes Thema der Liebe ſo recht in Ordnung deine Meinung!" Er antwortete: „Darüber habe ich mir neulich etwas aufgeſchrieben, ich will dir das mittheilen, laß es uns beſprechen." Wir verſchoben den Gang zu Krates auf den andern Tag, fuhren nach Tivoli hinaus, nahmen uns den Waſſerfällen gegenüber einen ruhigen Platz, und er zog ſein Papier hervor und fing an zu leſen:

In alle dieſem ſittlichen Leben, wo es nicht nur auf die ſtrengen Forderungen der Ehre und Gerechtigkeit, ſondern meiſtens auf die feinere Zierde geiſtiger Schönheit und Reinlichkeit ankommt, ſtimmt die gewöhnliche Unterweiſung ſchlecht zum nachfolgenden Leben. Die Regeln der Keuſchheit und alle verwandten Anforderungen ſittlicher Reinheit werden dem jugendlichen Gemüth unter der ſchärfſten Form der Pflichtgebote vorgeſtellt, als ob ſie gleichſam das am ſtrengſten verwahrte unter allen ſittlichen Geboten ſeien.

Kommt aber das wirkliche Leben zur Vergleichung, ſo findet ſich allzu vieles im Widerſpruch mit dieſen Vorſchriften. Ihr heiliger Ernſt muß dem jungen Gemüth verdächtig werden, indem die unbedingte Strenge ihrer Anforderung die Vergleichung mit dem Leben nicht aushält, und das wird dann nur allzu leicht Nichtachtung der jugendlich eingeprägten Vorſchriften der Sittlichkeit zur Folge haben, zu geiſtig unreinlichem, ausgelaſſenem Leben verführen. Iſt aber das Zutrauen zu der Strenge jener Vorſchriften bei den ſo feierlich behandelten Lehren der Keuſchheit einmal verſchwunden, wie leicht wird dann auch anderes verdächtig? Wie oft ſehen wir dann junge Leute von dieſen Ausſchweifungen endlich zu gänzlicher Unrechtlichkeit, zu Lüge und Betrug, zu ganz charakterloſem Leben herunterſinken. Es wird alſo höchſt wichtig den ächten Geiſt dieſer Gebote und Verbote recht fein zu faſſen. Dafür ſage ich nun zunächſt: damit daß unſre Tugend der Keuſchheit und unſre Heilighaltung der Ehe heilige unverbrüchliche Pflicht ſei, ſtimmt das Leben der Völker auf keine Weiſe. Wollen wir auch allen Widerſpruch unſers Lebens mit dieſen Vorſchriften ſchlechthin als pflichtwidrige Schandthat bezeichnen, ſo würde doch ein ähnliches Urtheil über fremdes Leben der Geſchichte gegen über zur baaren Lächerlichkeit.

Bedenke nur die Sitten der gebildeteſten Völker um uns her. Wie viele kennen unſre Idee männlicher Keuſchheit gar nicht, oder was wußten griechiſche und römiſche Männer davon. Sollten wir uns nun da mit neu entdeckter Pflicht gegen die herrlichſten Charaktere des Alterthums brüſten? Das eben wird lächerlich. Wer kann ſagen, daß der gebildete Römer pflichtwidrig handelte, wenn er hier der offenkundigen Sitte ſeines Volkes folgte. Eben ſo die Beſchränkungen unſerer Ehe, daß etwa bei uns der Mann zur Zeit nur eine Frau nehmen darf. Vergleiche damit das Leben gebildeter Mahomedaner in den mittlern Ständen, ja ſelbſt das Leben der Kaffern. Offenbar thut dort der Mann recht, der ſich nach der beſſern Sitte ſeines Volkes richtet. Geſchieht etwa dort der erſten Frau Unrecht, wenn der Mann die zweite ins Haus führt? Keineswegs! Gar oft wird ſie es ihm danken, daß er ihr eine Gehülfin und Geſellſchäfterin ins Haus brachte, die ihr das Leben erfreut und erleichtert.

Das nemlich iſt hier das entſcheidende: nicht auf Pflicht und deren ſtrenges jedem Menſchen unverbrüchliches Gebot ſollten wir den guten Rath, den wir in dieſen Dingen dem Einzelnen oder den Völkern zu geben haben, ſtellen, ſondern nur von der Schönheit des geiſtigen Lebens ſollte die Rede ſein.

So wäre denn für unſere Betrachtung die erſte Bemerkung, daß wir hier nur von der Befriedigung eines ſinnlichen Triebes ſprechen, die für ſich ſelbſt ſittlich weder Werth noch Unwerth hat. Für dieſen iſt, wie für den der Befriedigung von Hunger und Durſt, Mäßigkeit die einzige nächſte Anforderung für Klugheit und Sittlichkeit zugleich. Mäßigkeit, damit die Geſundheit geſchont, damit die Rohheit ſolcher ſinnlichen Begierden im Leben nicht übermächtig, damit edlerer Trieb nicht von ihr überwältigt werde, damit der Wunſch, Verlangen und Streben des Menſchen das höhere Ziel nicht verlieren, indem ſie nur dieſen niedrigern Anforderungen gehorchen.

Thut das Leben eines Menſchen dieſer Mäßigkeit und Mäßigung genug, ſo wird die unmittelbare Anforderung der Pflicht an dieſe Triebe befriedigt ſein. Unter mannigfaltigen Formen können ſich alſo hier Sitten und Gebräuche der Völker geſtalten: ohne daß ſie das unbedingte ſittliche Verbot trifft. Herrlicher ſteht freilich die Roſe und Lilie im Garten als die unſcheinbare Blüthe des Graſes, doch zeigt auch dieſe dem genauen Beobachter ihre eigenthümliche Schönheit. Selbſt mancher Lais und Aspaſia wirſt du Schönheit des Gemüthes nicht abſprechen können, wenn ihr gleich die Würde der Matrone fehlt.

Ich unterbrach ihn: Du gefällſt mir mit dieſer Schonung des Guten, welches auch in den rohen Formen des Menſchenlebens und ſeinem bedeutungsloſen Leichtſinn ſich noch zeigen kann, auch ſehe ich wol, daß du noch lange nicht ausgeſprochen haſt: allein ich weiß ſchon nicht, warum du nur dieſe Anſicht der Befriedigung eines ſinnlichen Triebes an die Spitze ſtellſt, ob ſie gleich unſtreitig das erſte dieſes Verhältniſſes iſt. Wollen wir Keuſchheit und Ehe ſittlich oder rechtlich beurtheilen, ſo fällt ja jedem ins Auge, daß dieſe erſte ſinnliche Befriedigung nur etwas ſehr untergeordnetes iſt. Offenbar giebt ja das der Sache die Wichtigkeit, daß hiervon mit Familie und Kindern die Erhaltung des Menſchengeſchlechtes abhängt.

Er erwiederte: Hätte ich zum Anfang der Betrachtung dieſes letztere gewählt, ſo hätteſt du mir eben ſo leicht die umgekehrte Einwendung machen können. Ich habe den unmittelbarſten *ſittlichen* Anſpruch an die Lebensverhältniſſe zuerſt genannt, du verlangſt den unmittelbaren *rechtlichen* Anſpruch zum erſten. Zwiſchen beiden liegt ein ſchlimmer Streit über Schuld und Unſchuld, eben die Ausbildung des Triebes betreffend, den wir hier nicht entſcheiden werden, deſſen genauere Erörterung wir den Aerzten und Pädagogen überlaſſen können. Ich wählte dieſen Anfang, weil da kurz zu entſcheiden iſt: jede beſtimmte Anforderung an Sitten und Lebensgewöhnung, die über Mäßigkeit und Mäßigung hinausgeht, iſt nicht unbedingt als Pflicht auszuſprechen.

Gehen wir nun zu deinen Gedanken über, zur rechtlichen Anſicht der Sache, ſo wird dieſe für ſich eben ſo wenig befriedigen, wie wohl ſie jedem Einzelnen unter uns eine ſo tüchtige Belehrung giebt, das wir nur dieſer zu folgen haben, um aller Strenge des Lebens genug zu thun.

Allerdings ſind Familien und Kindererziehung dem Geſetzgeber ein ſo wichtiges Verhältniß im Menſchenleben, daß er wohl darauf bedacht ſein muß, hier ſeinem Volke ſtrenge Geſetze vorzuſchreiben. Fragſt du nun aber: was fordert die Gerechtigkeit vor allem poſitiven Geſetz, eben erſt für die Errichtung deſſelben, daß hier verfügt werde: ſo wirſt du über das Bedürfniß geſellſchaftlicher Ordnung hinaus nur hören, auf eine feſt und taugliche Art ſoll für die Kinder geſorgt werden. Ueber Keuſchheit, Ehe und Eheloſigkeit wird aber alles Recht erſt durch das poſitive Geſetz kommen. Wie der Geſetzgeber und die Gewohnheit dieſes in einem Volke geordnet haben, ſo kann es zu Recht beſtehen, mit Monogamie oder Polygamie, ſtrengern oder minder ſtrengern Anforderungen der Keuſchheit. Du wirſt da eben ſowohl ein rechtlich geordnetes römiſches oder mahomedaniſches Familienleben denken können als unſer chriſtliches. Ja es ließe ſich vorſchlagen, dies ganze Band ehelicher Privatverhältniſſe an gar kein poſitives Geſetz zu knüpfen, und es könnte ſo gar bei höherer Bildung im Volk eine ſolche Geſetzgebung unter die beſſern gehören, indem ohne allen Zwang des Rechtes, das feinere Gefühl ſich ſelbſt überlaſſen bliebe. Willſt du die Geſchichte näher vergleichen, ſo wirſt du ungeachtet aller Verſchiedenheit roher oder feinerer Geſtalten des Familienlebens doch bei allen Völkern die Ehe finden. Ueberall läßt der herrſchende Gebrauch das Weib in ausſchließlichen Beſitz des Mannes kommen und ſuchſt du den Grund dieſes allgemeinen Rechtes, ſo wird er ſich hauptſächlich darin zeigen, daß nur nach dieſer Ordnung dem Manne eigne Kinder gehören. Der Wille der Männer eigne Kinder zu haben wird die Grundlage dieſer ganzen Geſetzgebung ſein, wenn auch durch Verbildung in ſeltenen Fällen dieſem widerſprechende Einrichtungen vorkommen ſollten.

Mögen nun hier Sitten und Gebräuche unter den Völkern gleichförmig oder ungleichförmig gefunden werden, ich behaupte, daß in allen dieſen Dingen jedes beſtimmte Recht oder Unrecht unter den Menſchen nur von poſitiver Abmachung ſei, der Wahl der Völker überlaſſen bleibe. Es giebt hier keine unbedingte ſittliche Vorſchrift der unverbrüchlichen Pflicht und ihres Rechtes, ſondern, abgeſehen von der Sorge für die Kinder und deren Recht, bleiben alle Dinge der Keuſchheit und Ehe, den Sitten der Völker überlaſſen. Es geht alſo alles Recht hier nur hervor aus dem Verſprechen, welches ſich Mann und Weib geben, indem ſie ſich zur Ehe verbinden, oder aus der unmittelbaren Verordnung des Geſetzes.

Obgleich aber dem ſo iſt, obgleich hier alles Recht poſitiven Urſprungs gefunden wird: ſo wirſt du doch jedem Menſchen nach ſeiner Lage in ſeinem Volk ſehr ſtrenge Anforderungen der Gerechtigkeit in dieſen Dingen erwachſen ſehen. Eheliche Treue entſpringt hier als eine unverbrüchliche Pflicht, welche jeden an die Sitte und öffentliche Meinung ſeines Volkes bindet, der nicht zum Betrüger werden mag.

Du wirſt das Recht dieſer ehelichen Treue mannigfaltig verſchieden finden, nach der Verſchiedenheit der Sitten unter den Völkern, es iſt den Mahomedanern, es war den Römern ein anderes als uns. Was hier oder dort die Sitte nicht fordert, das war zur Ehe nicht verſprochen, daran wird alſo kein Recht verletzt. Aber das merke dir wohl: Geſetz und Sitte unſers Volkes geben uns hier das Geſetz, uns bindet ſtrenges Recht an die edlere öffentliche Meinung in unſerm Volke. Wer deren Geſetz bricht, wird untreu, wird Betrüger an Braut oder Weib.

Ich fiel ihm ein: Du haſt mir wohl ſonſt gezeigt, wie alles beſtimmte Recht unter den Menſchen aus poſitiven Satzungen hervorgeht, das gilt denn auch für dieſe Forderungen der Gerechtigkeit. Damit haſt du mir hier klar gemacht, daß wir dem Einzelnen nach ſeiner Lage in ſeinem Volke leicht nachweiſen können, was in dieſen Dingen der Keuſchheit, die Ehre, die Pflicht von ihm fordern. Uns bleibt aber noch die allgemeine Frage: Sitte gegen Sitte, Volk gegen Volk, welche Geſtalt des Lebens iſt die beſſere, ſchönere?

Er erwiederte: Ja ſieheſt du, das iſts eben, wohin ich wollte. Fragſt du nur für den unbedingten ſittlichen Spruch der Pflicht, was hier gefordert werde, ſo heißt es Mäßigkeit und Mäßigung; fragſt du für das Volk, was das Recht fordere, ſo heißt es, was ihrzum Rechte ſelbſt erhoben habt, mag auch als Recht gelten. Aber mit alledem hat der über dieſe Dinge Philoſophirende den Spruch noch nicht gefunden, den er eigentlich ſucht. Dafür dürfen wir weder nach ſtrenger Pflicht noch nach ſtrengem Recht die Entſcheidung ſuchen, ſondern die bedeutſame Frage iſt: was wird für die Schönheit des öffentlichen Lebens der Völker hier der Sitte und dem poſitiven Geſetz von der Weisheit zum Ziel geſetzt? Auf dieſe Frage werden die Ideale der edlern Ausbildung des geiſtigen Lebens unter den Menſchen, die Ideale der Liebe und Freundſchaft antworten. Entſcheidet alſo gleich hier nicht Pflicht, deren nothwendiges unverbrüchliches Geſetz jedem Menſchen das gleiche ſein muß, ſo ſollen doch im Familienleben die zarteſten Blüthen geiſtiger Schönheit gepflegt werden.

Ohne erſt nach Brauchbarkeit zu fragen, findeſt du den Werth des Familienlebens unmittelbar in ihm ſelbſt. Welcher Reichthum ſchöner Geſtalten des Lebens liegt in der Freundſchaft zwiſchen Mann und Weib, zwiſchen Eltern und Kindern, zwiſchen Herrn und Geſinde!

Es mag den geſchloſſenen Familienkreiſen wohl mit Recht nachgeſagt werden, daß ſie in unſern Völkern der öffentlichen Tugend und dem Gemeingeiſt Abbruch thaten durch ihr getrenntes Privatintereſſe. Aber dieſer Fehler liegt nicht in der Familie, ſondern im erbärmlichen Geiſt unſers öffentlichen Lebens; nur in verbildeten Völkern wird die Familie ſolchen

Schaden ſtiften und dieſe Krankheit wird nicht zu heilen ſein, indem man das geſunde, was dies Völkerleben noch hat, das Familienleben, niederdrückt, ſondern nur dadurch, daß man den ſchwachen Theil, das öffentliche Leben, beſſer nährt und ſtärkt.

Familie pflegt und bildet uns in ihrem engern Kreiſe die zarteſten Blüthen der Privattugend. In ihrer geheiligten Freiſtatt haben Freundſchaft und alle zartern Tugenden der Liebe und Theilnahme den Schutz gefunden, den ihnen der Eigennutz auf offnem Markte verſagt. So wirſt du in unſerm Völkerleben dem Heiligthum der Familie alle tiefere und feinere Geiſtesbildung ſelbſt den Schutz des ächten Charakters anvertraut finden.

Du wirſt in der Geſchichte beſtätigt finden, daß geſunder Geſchmack und reines Gefühl für die Schönheit des Lebens, für ſittliche Geiſteskraft, für Rechtlichkeit im öffentlichen Leben nur da gedeihen, wo das Recht der Familie heilig gehalten wird. Leben hingegen die Vornehmen im Cölibat oder ſonſt auſſer der Ehe, ſo wirſt du in ſolchen Völkern gleich einen Geiſt der Menſchenverachtung, der Tücke und Gewaltthätigkeit herrſchend werden ſehen.

Dieſem gemäß nun, meine ich, ſei zu beurtheilen, welche Geſtalt von Sitte und Geſez die lobenswertheſte genannt werden müſſe, und dann wirſt du leicht bemerken, daß für Sicherheit und Feſtigkeit der Familie überall der größern Strenge der Einrichtungen der Vorzug gebührt.

Was ich dir hier über die Schönheit des Familienlebens ſage, wird dir als ein Beiſpiel dienen für die Beurtheilung aller feinern Verhältniſſe des ſittlichen Lebens. Fragſt du den Erfolg im Leben, worauf es dem Menſchen ankommen müſſe, ſo wird dir zur Antwort: daß er ſich die Macht, das Geſchick, die Klugheit ſchaffe, ſeinen Willen zu haben, ſeinen Mann zu ſtehen. Leicht aber bemerkt das ſittliche Urtheil dagegen, daß dies doch den innern Werth des Menſchen nicht entſcheide daß der Menſch vielmehr für dieſen ſich ſelbſt, dem eigenen Willen, das Geſetz geben müſſe, welches ihn der Pflicht unterwirft, ſo daß er im Gehorſam gegen die Pflicht allein den ſittlichen Charakter zeigen kann.

Worauf kommts nun an für die Feinheit dieſer ſittlichen Ausbildung? Ich ſage: vor allem auf die reine Bildung des Gefühls zu innerer Lauterkeit und Herzlichkeit, damit der Menſch nicht nur habſüchtig und herrſüchtig ſtrebe, ſich in der Geſellſchaft geltend zu machen, ſondern daß ihm der innere Wille werde, zu ächter Seelenſtärke und geiſtiger Schönheit zu gelangen, daß er ſich ſelbſt nur in Vergleichung mit den Idealen der Schönheit der Seele gefalle.

So wird den Jüngling nicht nur das unwiderſtehliche Gebot der heiligen Pflicht führen, ſondern es werden ihn auch die Göttin der Schönheit und ihre Grazien an Blüthenketten zu feſſeln vermögen.

Ich ſprach dazwiſchen: Ich meine dich zu verſtehen. Bleiben wir nun noch beim Familienleben. Iſt nicht unter den zarten Blüthen ſeiner Tugenden unſre chriſtlich romaneske Liebe die zarteſte. Iſt es nicht deren Dienſt, daß wir uns alle die ſtrengen Geſetze der Reinlichkeit des Lebens vorſchreiben? Was meinſt du, iſt dieſe Liebe, die das Leben unſerer Romane und meiſt der Roman unſers Lebens iſt — hier nicht das höchſte ſittliche Ideal?

Er antwortete: Nehmen wir es auf die Probe! Was iſt eigentlich das ſittlich bedeutſame in dieſer Liebe zwiſchen Mädchen und Jüngling?

Vieles von dem, was in unſrer Dichtung den erſten Vortheil gewährt, will ich dir gleich ſtreichen. Ich rede nicht vom Lob der Unverbrüchlichkeit und Unwiderſtehlichkeit dieſer Leidenſchaft für ein ganzes Leben, die iſt in den Roman hineingelogen; ins Leben aus dem Roman hinein phantaſirt. Für des Lebens Ernſt würde dieſe Leidenſchaft nachher ſchwacher Bürge ſein, wenn ihr nicht milde Freundſchaft zu Hülfe kommt. Jenes treu ſein der erſten Minne iſt ein verführeriſch falſcher Gedanke im Gedicht; da wird das Wort auf eine paſſive Gefühlsſtimmung des Affektes gegeben, von der der Mann wiſſen muß, daß niemand ihrer Meiſter bleibt, da wird dem Leben in ſeinen beweglichſten Elementen eine Unwandelbarkeit zugemuthet, die ihm nicht gehört. Im Leben giebt dieſer Traum nachher nur Verbindungen wie die in Göthe's Wahlverwandtſchaften, aus denen man ſich wol gar durch den Hungertod wieder heraus hilft. Nur der Freundſchaft, die aus der Liebe erwächſt, ſoll die Treue huldigen, dieſe vermag der Schwur zu heiligen. Alſo für die Heiligkeit ehelicher Freundſchaft, deren Reinheit und Treue mache der Schwur verantwortlich — denn dieſem Schwur ſteht etwa in der Unwiderſtehlichkeit einer neuen Leidenſchaft nur ein Geſpenſt im Wege. Leidenſchaftliche Liebe iſt dem Mann von Kraft nicht unwiderſtehlich; die Unwiderſtehlichkeit trift nur den Schwachen oder den Gelangweilten. Du triffſt in der Dichtung und in phantaſtiſchen Lebensverhältniſſen freilich leicht und oft eine ſolche Gewalt leidenſchaftlicher Liebe, daß ſie ein ganzes Leben unumſchränkt beherrſcht; du ſiehſt gar manche ſo mit Glück, Verhältniſſen und Pflichtgefühl vergebens kämpfen und immer in der unglücklichen Gewalt einer ſolchen Leidenſchaft bleiben. Aber glaube mir, daß dies im Leben des Menſchen nicht Schickſal ſondern Wahl iſt. Gar mancher Gedanke kann im Leben der Menſchen eine Macht bekommen, die ihn dem Menſchen lieber macht als das Leben ſelbſt, iſt ſolch eine Wahl einmal thöricht getroffen, ſo iſt dies Leben an jenen Gedanken verloren. Wie leicht kann alſo, wie oft wird die blühendſte herrlichſte Phantaſie des jugendlichen Lebens, die Phantaſie der erſten Liebe und ihrer Freundſchaftsideale, der Mittheilung und Hingebung, dieſe Gewalt über das Leben bekommen. Aber glaube mir: es fängt alle ſolche Leidenſchaft nicht mit blinder Macht des Gefühls, ſondern mit ſelbſt gewählter Stimmung der Phantaſie und Nachgeben an dieſe an. Der Mann, der für innere Bildung des Geiſtes oder für Ehre und Vaterland ein edles Werk des Lebens zu ergreifen weiß, wird nie blindlings dieſer Gewalt der Leidenſchaft erliegen. Wenn freilich dieſe Gemüthsbewegung der Verliebtheit die einzige lebendige Gewalt in der Seele iſt, wenn jemand, ohne ſie nur Langeweile kennt, ſo wird dieſer leicht an ſie verloren gehen, einem kindiſchen Leben erliegen, welches nur durch den Wahn unſrer Romane geadelt iſt. So denn vor allem entſchuldige keiner den Bruch der Treue mit dieſer Macht der Leidenſchaft. Dem Ruf der Ehre, der hier entſcheidet, vermag jeder Mann zu folgen.

Denn es iſt, was hier das Verderben und die Untreue bringt, nicht das Edle, Begeiſternde in der Liebe, ſondern eine hinzutretende niedere Begierde nach dem Beſitz, die gar keinen höhern geiſtigen Werth hat. Frage einmal genauer: Was entzündet die reine Begeiſterung der Liebe, welche erſt die Sehnſucht nach inniger geiſtiger Vereinigung, nach dem vollſten Vertrauen mit dem einer im andern, für den andern leben will — hervorbringt?

Es iſt in dieſer Liebe eine Sehnſucht nach Genuß und Beſitz. Aber die iſt es nicht, was hier gilt, die iſt es nicht, was den Zauber der Begeiſterung in ſeiner vollen Reinheit bringt. Vergleiche nur der Dichtung reinſte Ideale! Schillers unübertroffene Gemälde! Mit der erſten noch ſo delicaten Behandlung, die anfängt ſchlüpfrig zu werden, iſt der reine Zauber des Gemäldes verſchwunden, wenn ſchon die lüſterne Phantaſie an Unterhaltung gewinnt. Nur in der vollen Unſchuld entzückt das hohe Ideal. So iſt es auch im Leben! Das reine begeiſternde Gefühl erwächſt uns nur aus der reinen Auffaſſung der Schönheit im fremden Leben. Wie die Begeiſterung bei dem Anſchauen eines ſchönen Gemäldes, entſpringt auch dieſe hier. Aber hier iſt das Schöne ſelbſt lebendig und mir gleich. So muß zu reiner Liebe des Wohlgefallens am fremden Leben ſich bald die Sehnſucht nach der Vereinigung geſellen.

Das volle Ergreifen der Schönheit im fremden Leben abgeſehen von jeder andern Begierde iſt es allein, was dieſer Begeiſterung das edle, das hohe geben kann. So lebt die Liebe am reinſten, heiterſten, herrlichſten in der erſten Entfaltung des jugendlichen Lebens. In der Knoſpe lebt die Hoffnung voll für die kommende Blüthe und Frucht. So iſt das Knoſpenleben der ſich eben entfaltenden Jugend, das Leben der der Ahndung und die ungetrübte Erſcheinung der Schönheit ſelbſt. Das iſt der animaliſche Magnetismus mit ſeinem Zauber des Blicks. Was iſt uns entzückend Herrlicheres in der Natur als die Unſchuld des eben aufblühenden Mädchens! Der Geiſt des Menſchen iſt gleichſam am ſchönſten beim wohlgeführten Jüngling oder Mädchen, in der Zeit der ſich entwickelnden Mannbarkeit mit dieſer unſchuldig bewegten ahndungsvollen Phantaſie, der Empfängerin erhabener Blüthenträume, die nicht mehr kindiſch, ſondern mit dem erſten ernſten Blick ins Leben ſich unbewußt in der Tiefe des Geiſtes bewegen.

Du findeſt auch eine Liebe der Bewunderung, mit der der Mann dem ausgebildeten Weibe leidenſchaftlich huldigt. Dieſe aber iſt eine gefährliche Leidenſchaft, bei der der Mann ſich fälſchlich unterordnet; deren Zauber bald als Irrthum daſtehen wird, wenn man ſich näher kommt. Jener gleiche jugendliche Enthuſiasmus wird ſich hingegen williger nach und nach in die Freundſchaft verwandeln, die hier allein das feſtere ſittlich zu erhebende iſt.

Du ſiehſt alſo, ich finde in den Idealen der romanesken Liebe eine feine Zierde unſers geiſtigen Lebens, allein das wahrhaft anſprechende und herrliche darinn iſt eine Blüthe des jugendlichen Lebens, welche zu einer edleren Frucht reifen ſoll für die volle Wohlgeſtalt des Lebens.

Ich gebe dir daher hier zweierlei zu bedenken. Einmal nemlich die reine und hohe Bedeutung der Liebe iſt nicht vom Geſchlechtstrieb abhängig, auch ohne ihn wird die leidenſchaftliche Liebe im Leben erſcheinen. Denke an die Mutterliebe, die Liebe der Greiſe gegen Kinder und jene leidenſchaftliche Freundſchaft bei den Alten, die des Epaminondas heilige Schaar beherrſchte, welche Platon als die höchſte Schönheit der Seele preiſt.

Ferner zum zweiten bedenke, daß aller dieſer Schmuck des tiefen und gebildeten Gefühls in leidenſchaftlicher ſchöner Liebe Affekt iſt, der nicht beſteht. Daher lebt hier der Geiſt der Gerechtigkeit, die ächte ſittliche Kraft der Seele nur in den Idealen der Freundſchaft, der wechſelſeitigen Anhänglichkeit durch Achtung und volles Vertrauen, wo dein Geiſtesauge klar in das Innerſte der Seele deines Freundes blickt. Zu dieſer Freundſchaft werden wir nur durch die That, durch das Werk des Lebens verbunden; dieſe Freundſchaft fordert geſellſchaftliche Begeiſterung für gemeinſchaftliche Zwecke im Leben. Ihr Wahlſpruch iſt: Einer für den Andern, beide für die Idee!

Wer den heiligen Ernſt dieſer Freundſchaft nicht kennt, der kennt auch die geiſtige Schönheit des Gefühls nicht. Sie ſoll Mann und Weib, Familie und Kinder verbinden; ja nur in dieſem Geiſt der Freundſchaft waltet der Geiſt Gottes mächtig unter den Völkern.

So wenig, lieber Evagoras, ſprachen wir noch von der Freundſchaft! ſagte ich ihm. Laß ſie uns leben, nicht beſprechen, antwortete er, ſchön iſts als Leſer ſich einen Poſa denken; groß iſts ihn gedichtet zu haben; wäre es aber nicht auch eine Aufgabe, ihn zu leben?

Unſre Unterhaltung war am Ziel und ſomit am Ende.

Johann Chriſtoph Fröbing

ward am 3. Mai 1746 zu Ohrdruf im Herzogthume Sachſen-Gotha armen Eltern geboren, entwickelte ſchon früh glückliche Fähigkeiten, namentlich für Muſik und vermochte daher, ſich während ſeiner Bildungsjahre auf dem Gymnaſium ſowohl, wie der Univerſität zu Göttingen, ſeinen Unterhalt ſelbſt zu erwerben. Nach vollendeten Studien verlebte er einige Jahre als Hauslehrer und ward dann Hofcantor und Conrector an der neuſtädter Schule zu Hannover. 1795 erhielt er eine Pfarre zu Lehrte, welche er 1799 mit dem zweiten Predigeramte zu Markoldendorf vertauſchte. Hier ſtarb er am 25. Januar 1805.

Von ihm erſchien:

Kalender für das Volk. Hannover 1783 — 1805.
Der Jugendgeſellſchafter. Stendal 1784.
Luther. Hannover 1785.
Der Volkslehrer. Nürnberg 1787 — 88 2 Thle.
Die Bürgerſchule. Hannover 1788 — 1800. 4 Thle.
Gedichte. Leipzig 1791.
Der Menſchenbeobachter. Bremen 1796.
Georg Treumann. Hannover 1796.
Heinrich Dornfelden. Göttingen 1797.
Geſpenſter- und Hexenbüchlein. Hannover 1798.
Das angenehme Mancherlei. Celle 1799.
Nützliches Leſebuch. Celle 1803.
Adolph von Edelherz. Celle 1803.
Hanne Luiſe Oppermann. Stendal 1805.

Ein zu ſeiner Zeit mit Recht ſehr geſchätzter Volksſchriftſteller, deſſen Werke, weil er den einzig richtigen Ton genau zu treffen und zugleich zu unterhalten und zu belehren verſtand, namentlich in den unteren Ständen ſehr gern geleſen wurden und viel Gutes bewirkten.

Regina Frohberg

ward am 4. October 1783 zu Berlin jüdiſchen Eltern geboren und hieß vor ihrer Verheirathung Rebecca Salomon. Sie vermählte ſich 1801 mit einem Herrn Friedländer, ließ ſich aber, da die Ehe keine glückliche war, von demſelben ſcheiden, und trat, den Namen Regina Frohberg annehmend, zum chriſtlichen Glauben über. Seit dem Jahre 1813 wählte ſie Wien zu ihrem Wohnorte.

Sie gab heraus:

Luiſe. Berlin 1808.
Schmerz und Liebe. Wien. N. A. 1815.
Erzählungen. Wien. N. A. 1817.
Verrath und Treue. Wien. N. A. 1816.
Das Opfer. N. A. Wien 1815.
Darſtellungen aus dem menſchlichen Leben. Wien 1814.
Die Brautleute. Wien 1814.
Beſtimmung. 2 Thle. Wien 1814.
Das Gelübde. 2 Thle. Wien 1816.
Guſtav Sterning. Wien 1817.
Theater. 2 Thle. Wiesbaden 1817 — 1818.
Kleine Romane. 2 Th. Wien 1819.
Herbſtblumen. Wien 1817.
Entſagung. Wien 1824. N. A. 1830.
Der Liebe Kämpfe. 2 Thle. Leipzig 1827.
Die Rückkehr. 2 Bde. Frankfurt 1824.
Stolz und Liebe. Brünn 1820.
Einzelne Erzählungen in Taſchenbüchern, Zeitſchriften u. ſ. w.

Eine talentvolle Erzählerin, die das Leben und das menſchliche Herz genau beobachtet hat und wohl zu ſchildern verſteht, jedoch hin und wieder manierirt und geziert wird und ſich nicht immer ſtrenger Correctheit befleißigt. Die reinen und edeln Geſinnungen, welche ſie in ihren Schriften offenbart, wiegen jedoch dieſe Fehler vollkommen auf.

Friedrich Carl Fulda

ward am 13. September 1724 zu Wimpfen, wo ſein Vater Diakonus war, geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Vorbildung auf dem Gymnaſium zu Stuttgart und wurde darauf ein Zögling des theologiſchen Stiftes in Tübingen, wo er nach vollendetem Curſus ſich die Magiſterwürde erwarb. Dann lebte er von 1748 bis 1750 als Feldprediger bei einem holländiſchen Regimente, ſtudirte ſpäter noch eine Zeitlang zu Göttingen und wurde 1751 Garniſonprediger auf der Feſte Hohenasperg, ſo wie 1758 Pfarrer zu Mühlhauſen an der Enz und 1787 zu Enzingen, wo er am 11. December 1788 ſtarb.

Er ſchrieb:

Ueber die zwei Hauptdialekte der deutſchen Sprache Leipzig 1773.
Sammlung und Abſtammung germaniſcher Wurzelwörter. Halle 1776.
Verſuch einer allgemeinen Idiotikenſammlung. Berlin 1788.
Ueberblick der Weltgeſchichte. Augsburg 1783.

Natürliche Geſchichte der Deutſchen und der menſchlichen Natur. Nürnberg 1795.
Ulphilas gothiſche Bibelüberſetzung u. ſ. w. herausgegeben von J. C. Zahn. Leipzig 1805.
Einzelne Abhandlungen und Beiträge in Zeitſchriften u. ſ. w.

Ein äußerſt gründlicher und ſcharfſinniger Sprachforſcher, deſſen Bemühungen und Leiſtungen, trotz den Fortſchritten, die ſeitdem auf dieſem Gebiete gemacht wurden, bleibenden Werth behalten.

Georg Guſtav Fülleborn,

der Sohn eines Criminalrathes zu Großglogau ward daſelbſt am 2. März 1769 geboren, erhielt ſeine erſte Bildung auf der hohen Schule ſeiner Vaterſtadt und ſtudirte Theologie und Philoſophie zu Halle. 1791 ward ihm das dritte Diakonat bei der lutheriſchen Gemeine zu Großglogau ertheilt, doch gab er die geiſtliche Laufbahn auf, um ſich gänzlich dem Lehrfache zu widmen und nahm demgemäß eine Profeſſur an dem Eliſabeth-Gymnaſium zu Breslau an, wo er leider ſchon am 6. Februar 1803 ſtarb.

Seine deutſchen Schriften ſind:

Muſäus Volksmährchen. 6r Theil. Halle 1789.
Beiträge zur Geſchichte der Philoſophie. Züllichau 1791 — 95. 6 St.
Papiere aus Heno's Nachlaß. Züllichau 1792.
Bunte Blätter. Berlin 1795.
Kleine Schriften. Breslau 1797 — 98. 2 Sammlungen.
Rhetorik. Breslau 1802. 4. A. beſorgt von Menzel 1820.

F. bewährte ſich in ſeinen philoſophiſchen Leiſtungen als ein ſehr ſcharfſinniger und gründlicher Forſcher; in ſeinen übrigen Schriften zeigte er große Gewandtheit und eine ſehr glückliche und gefällige Darſtellungsgabe. Seine Lehrbücher, namentlich ſeine Rhetorik, haben ſich als höchſt zweckmäßig und brauchbar erwieſen.

Gottfried Benedict Funck

ward am 29. November 1734 zu Hartenſtein im Schönburgiſchen geboren, erhielt den erſten Unterricht von ſeinem Vater, einem Prediger, und beſuchte dann die hohe Schule in Freiberg. Auf der Univerſität Leipzig vertauſchte er 1755 das Studium der Theologie, dem er ſich anfangs gewidmet hatte, aus gewiſſenhafter Bedenklichlichkeit mit dem der Rechtsgelehrſamkeit, und ging dann 1756 als Erzieher der Kinder des berühmten J. A. Kramer (ſ. d.) nach Kopenhagen, wo er ſich ſehr wohl befand. Im Jahre 1769 kehrte er nach Deutſchland zurück und ward anfangs Lehrer, dann ſeit 1772 Rector an der Domſchule zu Magdeburg. 1785 ernannte ihn die preußiſche Regierung in Anerkennung ſeiner vielfachen Verdienſte um das Schul- und Erziehungsweſen zum Conſiſtorialrath. Er ſtarb am 18. Juni 1814 nach langem ſegensvollem Wirken, auf das höchſte verehrt von ſeinen dankbaren Schülern, deren er während einer vierzigjährigen Amtsführung eine große Zahl gebildet, die ſeinem Andenken ein bleibendes Denkmal durch eine wohlthätige, ſeinen Namen führende Stiftung für arme Studirende, ſowie durch die Aufſtellung ſeiner Büſte in der Domkirche zu Magdeburg, ſtifteten.

Seine Schriften ſind:

Kleine Beſchäftigungen für Kinder. Kopenhagen 1766. N. A. Magdeburg 1772.
Gedanken von dem Nutzen richtig getriebener Philologie in Schulen. Magdeburg 1774.
Du Bos kritiſche Betrachtung über die Muſik und Malerei. Kopenhagen 1760. N. A. Breslau 1769.
J. H. Schlegel's Abhandlung über die Vorzüge und Mängel des Däniſchen, verglichen mit dem Deutſchen. Schleswig 1764.
Geſammelte Schriften, nebſt einem Anhange über F's Leben und Wirken. 2 Thle. Berl. 1820.
Einzelne (vortreffliche) geiſtliche Lieder in Zollikofer's und J. H. Stolle's Sammlungen; Aufſätze und Abhandlungen in Cramer's nordiſchem Aufſeher, Gerſtenbergs Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur u. ſ. w.

Ein vortrefflicher Schulmann, der unendlich viel Gutes, jedoch mehr practiſch, als durch Schriften, wirkte, zumal die bedeutendſten unter dieſen nur Ueberſetzungen fremder Werke ſind.

Carl Wilhelm Ferdinand von Funck

ward am 13. December 1761 in Braunſchweig geboren und erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung zuerſt auf der Schule zu Wolfenbüttel, dann ſeit 1778 auf dem Carolinum ſeiner Vaterſtadt, wo er ſich eben ſo ſehr durch raſtloſen Fleiß wie durch glückliche Fähigkeiten auszeichnete. Im Jahre 1780 ging er als Lieutenant bei dem Garde du Corps-Regimente in ſächſiſche Dienſte, nahm jedoch, obwohl zum Adjutanten avancirt, bereits 1785 wegen Mißverhältniſſes mit ſeinen Vorgeſetzten, den Abſchied, und privatiſirte, wiſſenſchaftlichen Forſchungen lebend, bis 1791, wo er auf Veranlaſſung des Generallieutenants Grafen von Bellegarde, in ein neu errichtetes ſächſiſches Huſarenregiment eintrat. Er wohnte von nun an ſämmtlichen Feldzügen, an welchen Sachſen Theil nahm, bis zum Jahre 1813 mit wechſelndem Glücke bei, erwarb ſich jedoch fortwährend ausgezeichnete Verdienſte um den Staat, avancirte von Grad zu Grad und zog ſich zuletzt nach Wurzen zurück, wo er im Kreiſe ſeiner Familie ein ruhiges Leben genoß und ſich mit Vorliebe geſchichtlichen Forſchungen zuwandte. Hier ſtarb er am 7. Auguſt 1828 als K. Sächſiſcher Generallieutenant, Doctor der Philoſophie und Ritter mehrerer Orden.

Er ſchrieb:

Geſchichte Kaiſer Friedrichs II. Züllichau 1792.
Gemälde aus den Zeiten der Kreuzzüge. Leipzig 1821 — 24. 4 Thle.

Erinnerungen aus dem Feldzuge des ſächſiſchen Corps unter General Regnier im Jahre 1812. Dresden 1830.

Gründliche Forſchung und eine ſehr elegante und gediegene Darſtellungsweiſe, zeichnen von F's Schriften, vorzüglich die Gemälde aus den Zeiten der Kreuzzüge äußerſt vortheilhaft aus.

Zur Geſchichte des Feldzugs von 1806.*)

Das Geſchrei: die Franzoſen kommen! hatte unter den Equipagen, den Trains, und leider auch unter den Truppen die größte Unordnung zuwegegebracht. Als der Adjutant (Major von Funk), von ſeinem Chef abgeſchickt, bei den Truppen ankam, fand er das Dragonerregiment Prinz Albrecht mit der Fronte gegen Jena aufmarſchirt, und den Generallieutenant von Zezſchwitz, Bruder des Commandirenden, bemüht, Ordnung herzuſtellen. Er ließ ſogleich die Dragoner wieder vorrücken, führte ſie, um das Aufſehen zu vermeiden, hinter der Stadt weg, und begab ſich zu dem commandirenden General, der ſo eben mit dem Fürſten Hohenlohe von dem Bivouakplatze an der Weimariſchen Chauſſee zurückkam. Der Fürſt war ſehr aufgebracht; den erſten Urheber des Allarms hat man ſo wenig entdeckt, als die Seite, woher das Geſchrei eigentlich gekommen ſei. — Schon war es dunkel, als eine Meldung einging, der Feind habe Naumburg beſetzt. Der General von Zezſchwitz hielt es für Pflicht, dieſe Nachricht ſogleich weiter zu befördern; aber der Adjutant, der ſie überbrachte, wurde von dem Fürſten Hohenlohe mit ziemlich beleidigenden Ausdrücken empfangen; die Sachſen, hieß es, würden wohl wieder aus Furcht Geſpenſter geſehen haben, wie heute Nachmittag. Der Adjutant ſchwieg, äußerte aber im Vorzimmer gegen den Oberſten von Maſſenbach und Major von Röder ſein Befremden über dieſe unfreundliche Aufnahme, und da Beide billig genug waren, ſeine Gründe zu hören, nahm er Gelegenheit, ſie ſelbſt aufmerkſam auf die Folgen zu machen, welche das Betragen des Fürſten gegen den Sächſiſchen General haben müſſe. Er ſtellte ihnen vor, daß entweder ſeine Durchlaucht dieſen General mit einigem Vertrauen beehren, oder ihn ganz als nicht gegenwärtig betrachten müſſe. Wenn aber der Fürſt fortführe, ſeine Befehle, ohne Vorwiſſen deſſelben, unmittelbar an die untergeordneten Generale oder Stabsofficiere ergehen zu laſſen, ſo könne der commandirende General unmöglich für die Ausführung verantwortlich ſeyn. Man beſcheide ſich gern, daß einzelne dringende Fälle Ausnahmen machen dürften, aber auffallend bleibe immer die gänzliche Unbekanntſchaft mit dem Gange der Dinge, worin man den Sächſiſchen General abſichtlich zu erhalten ſchiene, da es ihm doch nicht gleichgültig ſeyn könne, wenigſtens diejenigen Maßregeln zu erfahren, die man zum Schutze Dresdens, Leipzigs, und aller jenſeits der Saale liegenden Provinzen genommen hätte.

Ein Officier vom zweiten Bataillon Prinz Clemens, der ſich zu Fuß aus Erfurt geſchlichen hatte, kam an, und meldete, daß dieſes Bataillon von Saalfeld aus dorthin gekommen wäre, wo der General Rüchel ſich weigere, es aus der Stadt zu laſſen, und es zum Feſtungsdienſte gezwungen habe. Bei dieſem auffallenden Ereigniſſe entſchloß ſich der commandirende General, Gebrauch von ſeinem Anſehen zu machen, indem er dem Bataillon gemeſſene Ordre ſtellte, ſofort auszumarſchiren, und zu den übrigen Sächſiſchen Truppen bei Jena zu ſtoßen. Der General Rüchel wendete nichts ein, als der Major Kändler ihm dieſen Befehl anzeigte, und ließ gleich die Thore öffnen. Es war alſo bloß ein Verſuch geweſen, die bekannte Nachgiebigkeit der Sachſen zu benutzen.

Der Durchzug der Truppen durch Jena dauerte die ganze Nacht, und erſt den 12. früh 4 Uhr marſchirten die Letzten, das Grenadierbataillon von LeCoq und zwei Bataillons Thümmel, nach mehr als 48ſtündigem, ununterbrochenem Marſche, und ſchon ſeit einigen Tagen ohne Brod, durch Jena. Sie konnten aber den angewieſenen Lagerplatz nicht erreichen, weil die ganze Straße in dem engen Mühlthale mit Wagen bedeckt war; ſie bivouakirten daher auf einem ſteinigen Boden ohne Feuer, ohne Stroh und ohne Lebensmittel, und ſuchten in der kalten, feuchten Herbſtnacht durch ausgegrabene rohe Kartoffeln und Rüben eine armſelige Nahrung.

Alle dieſe Umſtände bewogen den commandirenden General, einen Rapport an den Churfürſten zu machen, welchen er, nachdem er den erlittenen Verluſt in den Gefechten von Schleiz und Saalfeld, am 9. und 10. October, in ſoweit man davon unterrichtet war, angezeigt hatte, mit folgenden Worten ſchloß. „Nach dreitägigen beſchwerlichen Hin- und Hermärſchen, rückt eben jetzt das Corps in eine Stellung bei Jena, und allem Anſehen nach iſt eine große Entſcheidung nahe. Möge ſie, ungeachtet des traurigen Schwankens aller Maßregeln, des ewigen Wechſels der Plane, und der daraus hervorgehenden fürchterlichen Erſchöpfung der Truppen, glücklich ausfallen!“ Mit dieſem Rapporte ging ein Feldjäger in der Nacht vom 11. zum 12. ab, konnte aber, da die Franzoſen bereits in Köſtritz waren, nur mit Noth der Gefangenſchaft entgehen, und ſeine Depeſchen nicht nach Dresden bringen.

Am 12. früh um fünf Uhr wurde der Adjutant, der am Abend vorher die Meldung, daß die Franzoſen in Naumburg wären, gemacht hatte, zu dem Fürſten Hohenlohe berufen, der ihn, noch im Bette liegend, ſehr freundlich aufnahm. Der Vorwand war, ihm die Preußiſche Proclamation zu übergeben, von welcher man ſich große Wirkung auf die Truppen verſprach, und ihm zu ſagen, er möchte doch den General Zezſchwitz bewegen, dem Infanterieregimente Prinz Xavier eine kleine Erinnerung zu geben, weil ſich dieſes bei Saalfeld nicht gut gehalten hätte. Zwar ließ der Fürſt dem Infanterieregimente Churfürſt Gerechtigkeit wiederfahren, doch nicht ohne Seitenbemerkungen über die Sachſen im Allgemeinen, denen er die Niederlagen bei Schleiz und Saalfeld beimaß; doch ſetzte er entſchuldigend hinzu, ſie wären noch unerfahren und nicht aguerrirt, man könne von ihnen nicht fordern, was Truppen, wie die Preußen, leiſteten, und bei beiden Gelegenheiten bereits geleiſtet hätten; wenn ſie länger mit dieſen zuſammenſeien, dann würde ſich Alles ſchon ſelbſt finden. Der Adjutant ſtellte hierauf dem Fürſten ehrfurchtsvoll vor, daß er hoffe, Se. Durchlaucht würden eine beſſere Meinung von dem Betragen der Sachſen bei Saalfeld faſſen, wenn er beſtimmtere Nachrichten, als die, welche die jugendlichen Adjutanten des Prinzen Louis darüber gegeben hätten, eingegangen wären; und was den Vorgang bei Schleiz beträfe, ſo ſei doch wohl nicht ausgemacht, ob das kleine Tauenzienſche Corps in der genommenen Stellung ſich gegen die Uebermacht hätte halten können. Da übrigens der General Tauenzien ſelbſt zugegen wäre, ſo müſſe der Sächſiſche General wünſchen, von dieſem nur einige Nachricht über das Betragen der Truppen zu erfahren, und dieſes um ſo dringender, da er nicht ganz mit ihnen zufrieden zu ſeyn ſchiene. Der Fürſt erwiederte darauf, es ſey beſſer, dergleichen nicht zu unterſuchen, und ohne den Adjutanten zu Worte kommen zu laſſen, ergoß er ſich eine halbe Stunde lang zuerſt in Lobeserhebungen des Grafen Tauenzien, der ſein Zögling wäre, erzählte darauf von dem einjährigen Kriege, wo er „ſich in Anſehung der Bravour frei gerichtet habe,“ und daher gewiß competenter Richter ſei, und ging dann zu ſehr ſchmeichelhaften perſönlichen Aeußerungen über. Als der Adjutant dieſe ablehnte, und den Fürſten bloß erſuchte, von dem Ganzen eine beſſere Idee zu faſſen, antwortete dieſer: „Ich habe keine ſchlechte Idee von Euch, ich kenne Euch beſſer, als Ihr Euch ſelbſt kennt; Ihr habt eine Menge verborgener Schätze, aber es fehlt Euch die Wünſchelruthe, ſie zu finden.“ Er fing hierauf an, von dem commandirenden General zu reden, und forderte den Adjutanten auf, ihm zu ſagen, „was er mit dem Manne anfangen ſolle, der ihm die Truppen muthlos machte?“ Der Zeitpunct ſchien dem Adjutanten zu wichtig, um durch Rückſichten, die ihm bei jeder anderen Gelegenheit Stillſchweigen auferlegt haben würden, einer offenen Erklärung aus dem Wege zu gehen. Er räumte die zu bekannte große Aengſtlichkeit ſeines Generals ein, berief ſich aber auf die ebenſo bekannte Bereitwilligkeit und Tapferkeit deſſelben. Er verſicherte, daß in entſcheidenden Momenten der General ſich nicht beleidigt finden würde, wenn Se. Durchlaucht ihm einen mit Ihrem Zutrauen beehrten Officier zuſenden wollten, um ſeine Unternehmungen zu lenken, und ſchlug dazu den Adjutant des Preußiſchen Generalſtabes, Grafen Einſiedel, vor, deſſen Kenntniſſe und Discretion ihn dazu beſonders fähig zu machen ſchienen. Da der Fürſt dies für zu auffallend hielt, erſuchte er ihn, entweder ihn ſelbſt, oder einen anderen Sächſiſchen Officier des Generalſtabes, den Oberſten von Gutſchmidt, oder den Major von Egidy, mit ſeinen Abſichten im Allgemeinen bekannt zu machen, und dieſen bei dem General zu laſſen, damit er ihm, der ſo ſehr gern guten Rath annähme, in zweifelhaften Fällen beiſtehen könne, welches ja ganz unmöglich wäre, ſo lange man nicht eine allgemeine Ueberſicht des Planes hätte, und folglich bei jeder Gelegenheit Gefahr liefe, etwas Verkehrtes zu beginnen. Der Fürſt erwiederte darauf, den Major Egidy brauche er ſelbſt nothwendig zu anderen Geſchäften, und dem Oberſten Gutſchmidt hätte er verſprochen, ihn nie von ſeiner Perſon zu trennen, er werde daher den Adjutanten ſelbſt von Allem unterrichten, und überhaupt, da er ſich vorgenommen hätte, den Sachſen die Ehre des Hauptſchlages zu überlaſſen,

---

Aus: Minerva, ein Journal hiſtoriſchen und politiſchen Inhalts von Dr. F. Bran. — Auguſtheft 1834. S. 247 — 306.

ſie in Perſon anführen. So lange bis er ſelbſt bei ihnen erſchiene, würde auf dem Puncte nichts Wichtiges vorfallen, wegen aller kleineren Anordnungen aber verlaſſe er ſich auf den Adjutanten, den er für die pünctliche Ausführung aller ſeiner Befehle verantwortlich mache, da er, wie der Fürſt wiſſe, das Zutrauen des Generals in einem höhern Grade beſitze, als der Oberſt Gutſchmidt und der Major Egidy, und er (der Fürſt) ihn ſelbſt beſſer kenne, als die übrigen ſehr geſchickten und braven, ihm aber ſo gut als völlig fremden Perſonen des Sächſiſchen Generalſtabes. Auf die Frage: ob er nun zufrieden ſei, oder noch etwas anzubringen habe? dankte der Adjutant für das ihm bewieſene gnädige Zutrauen, und glaubte nur noch wegen des Brodmangels der Truppen ein Wort hinzufügen zu müſſen. Der Fürſt ſchien darüber ſehr verwundert, und geneigt, die Schuld auf das Sächſiſche Commiſſariat zu ſchieben, da er ja befohlen hätte, daß die Sachſen aus den Preußiſchen Magazinen verpflegt werden ſollten. Es war jetzt leicht, dieſen Vorwurf zu widerlegen, da man Sächſiſcher Seits gewiß Alles gethan hatte, was in menſchlichen Kräften war, das Magazin in Jena aber die zur Faſſung Commandirten mit der Antwort abgewieſen hatte: Es ſei kaum genug für die Preußen da, viel weniger für die Sachſen. Der Fürſt war darüber ſehr entrüſtet, und ließ ſofort den Major von Röder holen, der aber dieſe Umſtände nicht nur beſtätigte, ſondern auch gegen den Oberſten Guionneau, Chef der Preußiſchen Verpflegung, große Beſchwerden erhob. Dies führte zu weitläuftigen Erörterungen, und der Adjutant wurde entlaſſen.

Obgleich keine der ihm gegebenen Zuſicherungen erfüllt wurde, ſo hatte der Adjutant doch nachher Urſache zu glauben, daß der Fürſt völlig aufrichtig war, als er ſie gab; aber er konnte ſie nicht halten, weil er ſelbſt ohne beſtimmten Plan war, und eine ganz falſche Idee von der Lage der Sachen gefaßt hatte. Er glaubte an keinen raſchen Angriff des Feindes, und beleidigt von dem Herzoge von Braunſchweig, der ihm das gehoffte unabhängige Commando einer abgeſonderten Armee entzogen hatte, wiegte er ſich beſtändig in der Idee, eine edle Rache an *dieſem* Gegner zu nehmen. Er wollte zu dem Ende bloß manövriren, bis er die Gelegenheit abſähe, eine glänzende Unternehmung auszuführen, die ihn mit Ruhm bedecken, und dem Könige, ſowie der Armee zeigen ſollte, um wieviel mehr er fähig geweſen wäre, den Oberbefehl zu führen, als der Herzog. Indem er aber mit dieſem Vorſatze umging, wurden ſeine Entwürfe alle Augenblicke durch irgend einen Befehl des königlichen Hauptquartieres geſtört, und der Oberſt Maſſenbach mußte nun immer wieder einen neuen Plan ausarbeiten, um zu dem Zwecke zu gelangen. Darüber verloren beide am Ende den Feind völlig aus dem Geſichte, die nöthigſten Anordnungen wurden vergeſſen, und ſelbſt die unentbehrliche Kenntniß der Gegend verſäumt, indem alle Officiere des Generalſtabes, unaufhörlich an den Schreibtiſch gefeſſelt, nicht Zeit hatten, durch Patrouilliren, Recognoscirungen u. ſ. w. ſich von der Stellung des Franzöſiſchen Heeres zu unterrichten, und auch die Generale und die Adjutanten der Armee, durch vier- bis fünfſtündiges Warten auf den Befehl, die beſte Zeit im Vorzimmer verſchleudern mußten.

Der General Graf von Tauenzien war zum Befehlshaber der Vorpoſten ernannt worden. Er ritt hinaus, kam aber ſehr bald zurück, weil die Preußiſchen Regimenter nicht eingetroffen waren, und jede Abtheilung ſetzte nun ohne Zuſammenhang im Ganzen, ohne beſondere Hauptidee, ihre Vorpoſten einzeln aus. Es war durchaus nicht möglich zu erfahren, wo die Regimenter ſtanden, man mußte ſie auf einer meilenweiten Strecke aufſuchen; traf man ſie, ſo wußten ſie nicht, ob ſie ſtehen bleiben würden, weil ihnen noch kein Platz angewieſen, noch keine Order zugekommen war.

Am 12. October war Alles um 10 Uhr zum Einholen des Befehles an die Chauſſee nach Weimar oberhalb der Schnecke beſtellt, und die beiden Hauptquartiere ſollten heute, das Preußiſche nach Capellendorf, das Sächſiſche nach Hohlſtädt verlegt werden. Zwei Stunden gingen unter vergeblicher Erwartung des Fürſten Hohenlohe hin; dann erfuhr man, daß der König ſelbſt kommen würde. Se. Majeſtät erſchien gegen 1 Uhr in Begleitung des Herzogs von Braunſchweig, unterhielt ſich auf der Chauſſee wohl eine halbe Stunde mit dem Fürſten, und entfernte ſich ſodann. Zugleich war auch der Fürſt mit ſeiner Suite verſchwunden, und Niemand wußte, wohin er geritten war. Er beſchäftigte ſich perſönlich mit der Abſendung von zwei Patrouillen, und nach langem Warten erfuhr man endlich daß der Befehl in Jena abgeholt werden ſolle.

Während dieſes Zeitraumes der Ungewißheit hörte man im Saalthale in den Gegenden von Burgau und Camburg ſtark ſchießen, und bald nachher wurde auch die Brücke bei Jena angegriffen, jedoch dieſe nicht mit Nachdruck. Endlich bekam man den Befehl, nach welchem, zum allgemeinen Erſtaunen, den folgenden Tag von den Sachſen eine große Fouragirung, in denen hinter der Fronte liegenden, von der Preußiſchen Cavallerie beſetzten Dörfern vorgenommen werden ſollte. Drei Schwadronen Huſaren, 200 Pferde von allen Regimentern, ein Bataillon Prinz Friedrich Auguſt, und die halbe reitende Batterie Großmann wurden zur Deckung derſelben commandirt. Ein Adjutant des General Zezſchwitz wendete ſich an den Major Röder, ihm das Fruchtloſe dieſer, die Truppen ohne Noth ermüdenden Maßregel vorzuſtellen; aber der Fürſt antwortete mit einer ſehr ſtrengen Miene: „Ich kann Euch nicht helfen, Ihr habt Euch über Mangel beklagt, nun mögt Ihr ſelbſt ſehen, ob etwas da iſt!" — Das Auffallendſte bei dieſem Befehle war, daß der König ſelbſt am Mittag befohlen hatte, die Sachſen ſollten in Weimar Futter und Brod faſſen, und um den allerhöchſten Befehl dahin zu überbringen, einen Officier vom Generalſtabe mitſenden. Die Wagen und Commandirten waren ſofort in größter Eile abgeſchickt worden. Die Wagen kamen leer zurück, man hatte ſie in den Preußiſchen Magazinen abgewieſen; auch die von Sr. Majeſtät verſprochenen Gemüſe wurden nicht gegeben.

Als der Sächſiſche Adjutant vom Befehle nach dem Lager zurückritt, ſah er in der Gegend von Winzerle oder Burgau eine Rakete in die Höhe ſteigen, und nach fünf Minuten verſtummte das Feuern auf allen Seiten. Schon war es ſo dunkel, daß der Befehl an den Wachfeuern geſchrieben werden mußte, und noch wußte man nicht, wo die Truppen ſtanden, noch hatte Niemand an Sicherung des Lagers durch Vorpoſten gedacht: die Adjutanten ſuchten dieſem Mangel abzuhelfen, ſo gut es die Dunkelheit zuließ. — Sie fanden theils im Lager über der Schnecke, theils bivouakirend: 2 Bataillons Friedrich Auguſt, wovon eines am folgenden Tage zu der Recognoscirung abgehen mußte, 2 Nieſemeuſchel, 2 Low, 2 Thümmel, ein Bevilaqua, die Batterien Hausmann, Ernſt und Bonniot; hinter dieſen die Grenadierbataillone Thiollaz, Lecoq, Lichtenhayn, Metzſch und Hundt, und mehr ſeitwärts nach Iſſerſtädt zu 3 Escadrons Carabiniers (die 4. war bei der Equipage), 4 Escadrons Kochtitzky-Cüraſſiere, 4 Esc. Herzog Albert, 4 Polenz-Dragoner. Die Reſte von 2 Bataillons Max, einem Rechten und des Grenadierbataillons Winkel, hatten den ganzen Tag vergeblich auf die Befehle des Generals Tauenzien gewartet, an die ſie gewieſen waren, nun es finſter wurde, kamen ſie und bivouakirten bei ihren Landsleuten; das andere Bataillon Rechten war in Jena, die Batterie Tüllmann an den General Tauenzien gegeben worden. Den 2 Bataillons Churfürſt, 2 Prinz Xavier und 1 Prinz Clemens hatte der Fürſt Erholungsquartiere in Hermſtädt und Oberroßla angewieſen, ſie wurden aber von den Preußen der Hauptarmee, die dieſe Dörfer beſetzt hatten, nicht eingelaſſen, und kamen nun auch zu dem zweiten Sächſiſchen Treffen. 3 Escadrons Huſaren nahmen ihren Bivouak bei Hohlſtädt. Von dem Regimente Prinz Clemens Chevauxlegers, dem auf 2 Escadrons eingeſchmolzenen Reſte von Prinz Johann Cheveauxlegers, und 5 Escadrons Huſaren erfuhr man, daß ſie in Zwätzen, Löbſtädt und Rödigen Quartier hätten; das zweite Bataillon Clemens Infanterie war in Erfurt.

Die Wachfeuer auf den Höhen von Cospeda und hinter Iſſerſtädt konnten allein zur Richtſchnur bei Ausſetzung der Vorpoſten dienen, mit welchen man eine Kette von Iſſerſtädt an der Höhe über der ſogenannten alten Straße hin bis an die Schnecke, und ſo wieder über den Schwabhäuſer Grund hin bis an Hohlſtädt bildete. Man empfahl den Officieren die nöthigen Patrouillen vor- und ſeitwärts, erhielt aber gewöhnlich die Antwort, dazu wären die Mannſchaften und Pferde zu entkräftet, und zum Befehlen hatte Niemand ein Recht; denn kein einziger General nahm an dieſem Geſchäfte nur den entfernteſten Antheil, die Adjutanten unterzogen ſich ihm nur aus eigenem Antriebe, durchaus nicht auf Veranlaſſung der Generalität. Die Feldwachen konnten nur ſehr mangelhaft ausgeſtellt werden, zum Glück ohne Nachtheil des Ganzen.

Als die Adjutanten am 12. Abends 10 Uhr nach Hohlſtädt kamen, war der commandirende General ebenſo verwundert, als ſie über die ſeltſame Fouragirung. Die von Waimar leer zurückkommenden Wagen gaben den Aufſchluß, der aber zu ſehr ernſthaften Betrachtungen veranlaßte. Das Betragen der Preußen, die man ſo freigebig mit Sächſiſchen Vorräthen genährt hatte, ihre zunehmende, faſt an Verachtung grenzende Unfreundlichkeit gegen uns, das Doppelſinnige in den Aeußerungen des Fürſten ſelbſt, dieß Alles, verbunden mit den Bewegungen der Armee, die offenbar den Weg nach Dresden ohne alle Deckung ließen, und die ſeltſamen Maßregeln, nach welchen man noch dieſen Abend dem Feinde die Brücken von Dornburg und Camburg ohne ernſtlichen Widerſtand preisgegeben hatte, ſchien es dem commandirenden General von Zezſchwitz zur Pflicht zu machen, ſich durch eine getreue Darſtellung aller dieſer Umſtände bei ſeinem Landesherrn außer Verantwortlichkeit zu ſetzen. So wie die Armeen jetzt ſtanden, mußte ſelbſt ein Sieg den geſchlagenen Feind nach dem Innern von Sachſen treiben, und ein aus Franken vorgehendes Corps konnte auch dann noch durch eine raſche Unternehmung auf Dresden uns die gewonnene Schlacht theuer bezahlen laſſen. Aber es war kaum möglich, in einem ſchriftlichen Rapporte alle dieſe Umſtände deutlich genug aus einander zu ſetzen; das Local ſelbſt hinderte die Ausführung, denn in Hohlſtädt hatte ſich das Preußiſche Huſarenregiment Schimmelpfennig einquartiert, und kaum dem commandirenden General ein ſchlechtes Stübchen eingeräumt, die übrigen Officiere aber in einem engen Raum zuſammengedrängt. Es wurde daher beſchloſſen, einen der Adjutanten mit ſchriftlicher Beglaubigung und mündlichen Aufträgen nach Dresden zu ſenden, vorher aber dem Fürſten Hohenlohe von dieſem Schritte Nachricht zu geben.

Da der General ſich nicht entſchließen konnte, perſönlich mit dem Fürſten zu reden, ſo befahl er dem ſoeben von Apolda und Weimar eintreffenden Commiſſariatsdirector, Geheimen Kriegsrath Major von Watzdorff, der immer vorzüglich von dem Fürſten ausgezeichnet worden war, ſowie dem erſten Adjutanten, es an ſeiner Stelle zu thun. Beide ritten am 13. früh nach Capellendorf, wo ebenſo große Unordnung herrſchte, als in Hohlſtädt, weil das Cüraſſierregiment Bünting ſich daſelbſt gleichfalls eigenmächtig einquartiert, und dem Fürſten nur zwei Zimmer, dieſe jedoch im Schloſſe, für ſich und ſein zahlreiches Gefolge eingeräumt hatte.

Die beiden Sachſen wurden anfangs abgewieſen, weil der Fürſt noch im Bette und beſchäftigt wäre; da ſie aber erklärten, warten zu wollen, ließ man ſie in das Nebenzimmer treten, wo ſie ſchnell von dem ganzen Perſonal des Generalſtabes umringt und ſehr neugierig betrachtet wurden; es war in die Augen fallend, daß man ihr Anbringen ahnete. Einer der Herren fragte ſogar ziemlich zweideutig, ob ſie etwa Beſorgniſſe über die Lage der Dinge hätten! Es werde ſich bald Alles entſcheiden; aber freilich müſſe man einige kleine Beſchwerden, ein unbequemes Quartier, oder eine ſchlechte Mahlzeit nicht achten, und nicht gleich wegen eines Bivouaks Ach und Weh ſchreien. Die Sachſen ſchienen dieß noch nicht gewohnt zu ſeyn u. ſ. w. Herr von Watzdorff antwortete ihm, und da er ſich in die Enge getrieben fühlte, brach er mit dem Gemeinſpruche ab: „Das Alles iſt nichts, ein Mann von Herz iſt ſtets Herr ſeines Schickſals.“ Der Major Röder kam mit Thränen in den Augen, faßte die beiden Sachſen bei der Hand und ſagte leiſe: „Ich weiß, was ſie wollen, Sie haben nur zu ſehr Recht; aber um Gottes Willen jetzt keine Zwietracht, nur jetzt nicht, es ſteht Alles auf dem Spiele!“ Der Oberſt Maſſenbach ging unaufhörlich um ſie herum, betrachtete ſie ſehr aufmerkſam und ſchwieg; aus den Augen der Uebrigen blickte die geſpannteſte Neugierde hervor.

Endlich wurden die Abgeſchickten zu dem Fürſten berufen, der noch im Bette lag, und einen Feldjäger nebſt ſeinem Kammerdiener bei ſich hatte; er rief ihnen ſogleich entgegen, „jetzt ſei keine Zeit zu Reclamationen, er ſei mit einem wichtigen Rapporte an den Herzog von Braunſchweig beſchäftigt, und könne keine Klagen über Hunger anhören, die ohnedieß übertrieben wären, und denen er durch die heutige Fouragirung abhelfen würde. Uebrigens habe der König die Truppen mit Gemüſe begnadigt, und er wolle noch, um ſeine gute Intention zu zeigen, einige Tonnen Brantwein auf eigene Koſten hinzufügen.“ Mit dieſen Worten verabſchiedete er ſie; der Geh. Kriegsrath von Watzdorff ſagte hierauf: Sie würden die Stunde erwarten, wo es Sr. Durchlaucht gefallen würde, ſie anzuhören, indem ſie gekommen wären, ihm zu melden, daß der Sächſiſche General ſoeben einen Courier mit einer getreuen Darſtellung der Lage der Dinge nach Dresden abzuſenden im Begriff wäre.

In dieſem Augenblicke trat der Oberſt Maſſenbach herein, und der Fürſt hieß den Feldjäger und den Kammerdiener hinausgehen. „Und worüber, fuhr er nun fort, ſoll ſich dieſe Darſtellung verbreiten?“ Herr von Watzdorf machte ihm nun einen kurzen Abriß der Verpflegungsanſtalten und der Begebenheiten, wodurch nicht nur alle Magazine verloren, ſondern auch die Sachſen nun ſchon vier Tage mitten in einem fruchtbaren Lande dem Hunger preisgegeben wären; er ſchloß mit der Gefahr, welcher man Dresden ausgeſetzt hätte, und mit dem Vorſatze des Generals Zezſchwitz, wenn die Truppen nicht noch heute Brod bekämen, mit dem Corps aufzubrechen, und zum Schutze der Hauptſtadt nach Dresden zu marſchiren. — Während dieſer Rede verrieth der Oberſt Maſſenbach merkliche Zeichen des Beifalls und innerlicher Freude; der Fürſt aber gerieth in einen heftigen Zorn. Er ſagte dem G. KR. Watzdorff, das Erſte wären Commiſſariatsſachen, über welche er ſich mit der Preußiſchen Verpflegungsbehörde ſtreiten möchte. „Sie aber, fuhr er gegen den Adjutanten fort, frage ich als einen Militär, der die Geſetze der Subordination noch nicht vergeſſen hat, ob der General Zezſchwitz wohl weiß, daß ein Schritt ihm den Kopf koſten kann? — Eben deshalb, antwortete der Adjutant, wird er ihn ſeinem Herrn bringen, der allein das Recht hat, über ihn zu richten.“ Es erfolgte eine Pauſe; dann begann der Fürſt wieder in einem beſänftigten Tone: „Glaubt Ihr denn, daß ich auf Roſen gebettet bin? Wenn Ihr wüßtet, was ich für Sachſen gethan habe, Ihr würdet ganz anders über mich urtheilen. Sachſens wegen habe ich mich mit dem Herzoge entzweit und die Ungnade des Königs riskirt, indem ich mich dem Plane, das Tauenzien ſich auf Dresden zurückziehen und den Feind auf dieſe Seite locken ſollte, damit wir von hier aus ihm, vielleicht zu ſpät, in die Flanke fallen könnten, mit aller Macht widerſetzte. Ich habe von jeher auf der Operation über Zwickau beſtanden; aber man hat mich nicht gehört. Kann ich dafür, daß man Sachſen entblößt hat, und ſoll ich darunter leiden!“ Die beiden Abgeſchickten ſtellten ihm vor, daß dadurch die Gefahr für Sachſen nicht vermindert würde; daß eine verhungerte Armee ſich unmöglich mit Ehren ſchlagen könnte; daß aber jetzt noch die Hoffnung wäre, über Querfurt Leipzig zu erreichen, ehe ein beträchtliches Corps des Feindes dahin käme, und dann an der Elbe eine angemeſſene Stellung zu nehmen. — „Halt! rief der Fürſt hier, ich will Euch einen Mittelweg ſagen: ich befehle ſogleich, daß meine Preußen von den Rationen und Portionen, die ſie heute in Weimar faſſen, Euch eine abgeben; das Bataillon in Erfurt wird ſofort zurückgerufen, ich ſchicke den Oberſten Maſſenbach mit einem Rapporte nach Weimar, denn morgen iſt Bataille; und Ihr gebt mir Euer Ehrenwort, daß der General noch 24 Stunden wartet, ehe er abmarſchirt; denn Ihr werdet es doch nicht rühmlich finden, mich am Tage der Bataille zu verlaſſen.“

Gegen dieſe Gründe ſchien ihnen keine Einwendung ſchicklich, und ſie gaben gern das geforderte Verſprechen, da die Drohung des Abmarſches doch nur das einzige Mittel geweſen war, die Armee vor der Auflöſung aus Hunger, oder vor dem Schimpfe einer Niederlage ohne Kräfte zur Gegenwehr zu bewahren.

Als der G. K.R. von Watzdorff und der Adjutant nach Hohlſtädt zurückkamen, genehmigte der General Zezſchwitz ihr gegebenes Verſprechen, beſchloß aber, den Courier dennoch nach Dresden zu ſchicken; der Major von Egidy, der ihnen gefolgt war, ſtimmte ſelbſt dazu, nur glaubte er, daß der General ſeinen erſten Adjutanten bei den wahrſcheinlich bevorſtehenden ernſthaften Auftritten nicht wohl würde entbehren können, womit dieſer natürlich auch ſehr zufrieden war. Es wurde daher an ſeiner Stelle der Brigademajor Premierlieutenant von Glebig mit den nöthigen Inſtructionen abgeſchickt, und der Major Egidy begab ſich wieder zu dem Fürſten Hohenlohe.

Der commandirende General ritt nunmehr nach dem Lager; aber kaum hatte er es im Geſichte, als er einen weiten Bogen zu machen begann, um nicht von den Soldaten geſehen zu werden. Bei der bevorſtehenden Criſis war die Stimmung der gemeinen Mannſchaft zu wichtig, um nicht Alles zu thun, ſie beim Guten zu erhalten. Die Adjutanten baten daher den General, nahe am Lager hinzureiten und den heraustretenden Soldaten einige freundliche Worte zu ſagen; er ließ ſich endlich dazu bereden, und ob er gleich ſehr einſylbig war, ſo that doch ſchon ſeine Erſcheinung die beſte Wirkung. Sein Gefolge unterhielt ſich mit den Officieren laut genug, daß es die Gemeinen hören konnten, ſprach von Gemüſe, Brot und Brantwein, welches Alles unverzüglich kommen, von der nahen Schlacht, die allen Beſchwerden ein Ende machen würde, und da zufällig gerade einige Wagen in der Ferne erblickt wurden, die in der That einige Lebensmittel und Brod brachten, welches Herr von Watzdorff, der noch am vorigen Abende nach Weimar geritten war, von den Preußiſchen Magazinen erpreßt hatte, ſo kehrte der gute Muth ſchnell wieder zurück. Eine Meinung, die man nicht beſtritt, trug dazu bei, die nämlich, daß die Feinde Bedenken trügen, uns anzugreifen, da ſie uns das ſo gefährliche Defilee von Münchenbernsdorf ungeſtört hatten paſſiren laſſen. Alles war vergnügt und rückte fröhlich vor die Fronte, als man ein ziemlich heftiges Feuer von der Gegend von Kloswitz und Zwätzen her hörte. Wir ſetzten voraus, daß unſere Fouragierer dort mit dem Feinde handgemein wären.

Da es durchaus nöthig war, die Regimenter an beſtimmte Commandanten zu verweiſen, ſo wurden die Augenblicke der gegenwärtigen Muße dazu angewendet. Die Generale Nieſemeuſchel und Burgsdorf übernahmen den Befehl über die Bataillone der erſten Linie, der General Dyherrn über die Regimenter Churfürſt, Xavier und Clemens. Die Grenadiere ſtanden auf höhere Anordnung unter dem General Cerrini, der Reſt der Infanterie war an den General Tauenzien gewieſen, deſſen Befehle ſie noch immer erwartete. Die Cavallerie des Lagers ſtand unter dem Generallieutenant von Zezſchwitz, die Regimenter des Tauenzienſchen Corps unter dem Generalmajor von Senfft.

Die Adjutanten des commandirenden Generals wünſchten ſich einige nähere Kenntniß von der Gegend zu verſchaffen; aber er war nicht zu bewegen, ſich von der Chauſſee zwiſchen der Schnecke und Kötſchau zu entfernen, und erlaubte auch ihnen nicht, von ihm zu weichen. Das immer nachdrücklicher werdende Feuer des kleinen Gewehrs und der Artillerie machte jedoch die Lage bedenklich, da man hier ohne alle Inſtruction, ohne Ordres, ohne Kenntniß der Abſichten des Feldherrn, der Stellung der Armee, des Bodens und deſſen, was vorging, in leidender Erwartung ſtand. Auf beiden Seiten des Mühlthales erblickte man deutlich auf den Höhen Truppenzüge, die nach ihrer Richtung unmöglich Preußen ſeyn konnten. Dieſer Umſtand ließ vorausſetzen, daß Jena von den letztern geräumt ſeyn müſſe; denn daß dieſes bereits in der Nacht geſchehen ſei, hatte man uns nicht bekannt gemacht. Der General hoffte ängſtlich auf den Major Egidy (Quartiermeiſter der Sachſen), der ihm verſprochen hatte, in Kurzem zurückzukehren, ſich aber den ganzen Tag nicht ſehen ließ. Man ſchickte vergeblich aus, um nur zu erfahren, wo der Fürſt Hohenlohe zu finden wäre; Niemand wußte Nachricht von ihm zu geben, und mehrere Preußiſche Officiere, die von des Königs Armee, oder von unſerem rechten Flügel kamen, ſuchten ihn bei den Sachſen, hielten ſich aber nicht auf, und gaben auch keine zuſammenhängenden Nachrichten. Das Feuer wurde nun ſchon deutlich auf den gegenüber liegenden Höhen von Cospeda gehört, und Infanterieofficiere erzählten ſich unter einander, der Fürſt habe Unterſtützung holen laſſen. Es war durchaus nöthig, einige Erkundigung einzuziehen, und der General erlaubte endlich ſeinem erſten Adjutanten, ſich Kenntniß von den Vorgängen zu verſchaffen zu ſuchen. Dieſer begegnete dem Generall. Zezſchwitz, der ſelbſt gejagt kam, um zu melden, daß er den Reſt der reitenden Artillerie, ſowie die Regimenter Albert und Polenz an den General Cerrini habe abgeben müſſen; er war ſehr aufgebracht, daß man ihm die Cavallerie nähme, ohne zu ſagen, zu welchem Zwecke, und wollte Nachrichten haben, die man ſelbſt nicht wußte. Der Adjutant ſuchte nun die Grenadiere, die aber abmarſchirt waren. Da der Commandirende von alle dem nichts wußte, ſo hielt er es für nöthig, ihn vorläufig davon zu benachrichtigen. Bei ſeiner Rückkehr kam ihm der Lieutenant Lehmann*) entgegen, und zeigte ihm feindliche Colonnen, die ſich in dem Winterleite-Thale hinzogen, und uns zu umgehen drohten. Er bemerkte dabei, dieß ſei ein Beweis, daß die Gegenden von Magdala, Ammerbach und Burgau verlaſſen ſeyn müßten, was ſich auch nachher beſtätigt fand, und daß wir Gefahr liefen, in beiden Flanken zugleich attakirt zu werden. — Ein Angriff auf dieſe, dem Anſchein nach bloß aus Infanterie beſtehenden Colonnen, von einigen Escadrons ausgeführt, hätte die Abſicht des Feindes vereiteln können; aber dazu hatte der Sächſiſche General keine Vollmacht; deſto nothwendiger aber ſchien ihm eine Meldung davon an den Fürſten Hohenlohe; ſie wurde einem Ordonnanzofficier in die Schreibtafel geſchrieben, und dieſer ritt, den Fürſten aufzuſuchen, indeß der Adjutant vorging, um die feindlichen Truppen näher zu beobachten. Er begegnete einem Preußiſchen Officier, der den Generallieutenant von Grawert aufſuchte. Beide waren ſo glücklich, ihn zu finden, und der General fand dieſen Umſtand um ſo mehr bedenklich, da die Vertiefung des Bodens bereits die Franzoſen verbarg, und er ſelbſt ſich von Magdala abgezogen hatte, wo jedoch nach ihm das Corps des Generals Blücher eingerückt ſeyn ſollte. Er verſprach, das Füſilierbataillon Boguslawski und einige Schwadronen Bila-Huſaren zu ſchicken, welche ſich von dem rechten Flügel der Sachſen vorwärts gegen Schwabhauſen aufſtellen ſollten. Nach einiger Zeit kam er ſelbſt mit ihnen zurück, und verwies die Commandanten laut und ausdrücklich an die Ordre des Sächſiſchen Generals, indem er ihnen zugleich den Adjutanten deſſelben namentlich und perſönlich bekannt machte, um jedem Mißverſtändniſſe vorzubeugen. Er ſagte dieſem zugleich, daß er mit ſeinen Truppen hinter dem Sächſiſchen rechten Flügel ſtehe, und eilte dann, den Fürſten Hohenlohe aufzuſuchen. — Schon begann der Tag ſich zu neigen, als der Ordonnanzofficier mit einer ſchriftlichen Nachricht des Major Egidy zurückkam, des Inhalts: Der Sächſiſche General möchte ruhig auf dem Poſten über der Schnecke ſtehen bleiben, und ſeine Sicherheitsmaßregeln nehmen; die feindliche Bewegung gegen Schwabhauſen habe nichts zu bedeuten. Der Fürſt führe ſoeben eine Unternehmung gegen Dornburg aus, und werde die mitgenommenen Truppen, ſowie die von Fouragirung zurückkehrenden, in Kurzem wieder in das Sächſiſche Lager ſenden.

Man beſchäftigte ſich nun mit der Placirung der Feldwachen, und weil die jenſeits des Iſſerſtädter Grundes liegenden Anhöhen bereits in feindlichen Händen zu ſeyn ſchienen, ſo wurde es nöthig, unſere linke Flanke zu decken. Auf den Rath des Lieutenants Lehmann ſtellten die Adjutanten des commandirenden Generals das erſte Bataillon Nieſemeuſchel an den Rand dieſes Grundes, mit dem linken Flügel gegen das Liskauer Thal, und das erſte Bataillon Low an den ſtumpfen Winkel oberhalb und rechts der Schnecke. Sie waren da durch kleine Tannenwäldchen verſteckt und hatten ihre Poſten am Abhange tief in die Gründe hinein. Eine Escadron Polenz, unter dem Major Wangenheim, kam nach Iſſerſtädt, und 80 Pferde der Carabiniers und Kochtitzki, nebſt den Schützen der Infanterie, ſtellte der Rittmeiſter von Raisky vor dem Lager auf, wo ſie ſich rechts an die Vorpoſten des Oberſten Boguslawski anſchloſſen.

Es war Nacht geworden und der General nach Hohlſtädt zurückgekehrt, ehe dieß Alles zu Stande kam. Hier fand ſich der Major Egidy ein, der die vergangene Nacht zu Capellendorf in einem Garten hatte zubringen müſſen, und jetzt ſich bei ſeinen Landsleuten des Generalſtabes einquartierte. Er erzählte, daß der Fürſt Hohenlohe in ſeiner Unternehmung nur bis auf die Höhen von Zimmern gekommen wäre, von da aber die ſämmtlichen Sächſiſchen Truppen in das Lager zurückgeſchickt hätte, wußte aber weiter keine einzelnen Umſtände anzugeben. Niemand hatte übrigens einen Befehl erhalten, und man ſuchte in der ungewiſſen Erwartung einige Stunden Ruhe, um ſich auf die Begebenheiten des folgenden Tages vorzubereiten. Brod auf einen Tag war am 13. vertheilt worden. — In der Nacht halb 1 Uhr meldete ſich ein Preußiſcher Officier bei dem General Zezſchwitz, und bat um ein Zeugniß, daß er da geweſen ſei, weil er bei ſeiner Rückkehr von einer Verſendung in Weimar weder des Königs Majeſtät, noch deſſen Armee gefunden und auch keine Anweiſung erhalten habe, wohin ſie marſchirt ſei. Dieß war der erſte Wink, den der Sächſiſche General von den Bewegungen der Preußen erhielt.

Weder von den Truppen der Fouragirung, noch von der Infanterie, die mit dem Generalmajor Cerrini ausgerückt war, ging einige Nachricht ein; gegen 3 Uhr früh am 14. ließ aber der Generall. Zezſchwitz aus dem Lager melden, daß die Vorpoſten im Mühlthale, wo übrigens die tiefſte Stille herrſche, ſehr viel fahren hörten, und aus dem Geräuſche dabei ſchlöſſen, daß das Fuhrwerk von Jena herwärts käme. Der Adjutant des Generals ſprach darüber mit dem Major Egidy und Lieutenant Lehmann, und der Letzte antwortete gleich: „Geben Sie Acht, die Franzoſen fahren in aller Stille ihre Kanonen bis in die Bergſchluchten, um ſie mit Anbruch des Tages hinaufzubringen, und ſobald ſie gefrühſtückt haben, werden ſie uns angreifen.“ Die beiden Andern ſtimmten dieſer Meinung bei, und der Adjutant ſchlug vor, mit einer ſtarken Cavallerieabtheilung in den Grund zu gehen, und über das Geſchütz herzufallen. Der Lieutenant Lehmann theilte dieſe Anſicht, indem er bemerkte, im Dunkeln wären die Tirailleure nicht gefährlich. Man ging zu dem General; hier aber äußerte der Major Egidy, es ſei doch nicht rathſam, eine ſolche Unternehmung ohne Befehl des Fürſten zu wagen, der die Abſicht haben könne, die Feinde hervorzulocken und in eine Falle gehen zu laſſen; er erbot ſich aber, ſogleich zu dem Fürſten zu reiten und ihm die Sache vorzutragen, wobei er verſprach, unverzüglich zurückzukommen, weil er den heutigen ganzen Tag bei ſeinen Landsleuten zuzubringen hoffte. Dieß war dem Commandanten ſehr angenehm, und er erlaubte nun ſeinem erſten Adjutanten, an die Schnecke vorzureiten, und den Grund der Meldung näher zu unterſuchen; es konnte 4 Uhr ſeyn, als dieſer dort ankam, der Lieutenant Lehmann folgte ihm auf dem Fuße. Das Geräuſch der Räder war noch in einiger Ferne hörbar, und abgeſchickte kleine Patrouillen meldeten, daß bis an die Papiermühle im Mühlthale Alles ruhig ſei.

Der Lieutenant Lehmann blieb bei ſeiner Meinung, und ſchloß aus der folgenden Ruhe nur, daß die Franzoſen das Geſchütz in die Schluchten von Cospeda gebracht hätten, und daß folglich der Angriff dort nicht bei uns anfangen würde. Die Feinde, meinte er, würden oberhalb Iſſerſtädt debauchiren, das Hohenlohiſche Corps dort zurückdrängen, dann ſich gegen die Sachſen wenden, zu gleicher Zeit über Schwabhauſen hervorbrechen und uns ſodann in die Mitte nehmen. Der Erfolg beſtätigte buchſtäblich ſeine richtige Anſicht. Auf die Frage: was dabei zu thun wäre? antwortete er: „Für den Sächſiſchen General nichts, weil er Ordre hätte, ſtehen zu bleiben; aber der Fürſt Hohenlohe werde ſich wohl mit dem ganzen Corps zurückziehen, um die Arriergarde des Königs zu machen, der allem Vermuthen nach über Halle nach Deſſau zurückgehe, weil ihm nach dem Verluſte von Naumburg nichts Anderes übrig bleibe, als ſich an der Elbe zu ſetzen.“ Er machte zugleich den Adjutanten aufmerkſam, daß man auch kein einziges feindliches Wachfeuer erblicke, indeß die Preußiſchen überall hell aufloderten; aber es gelang ihm nicht, aus der Richtung derſelben einen klaren Begriff von der Stellung des Corps zuſammenzuſetzen, da ſie ohne Plan, verwirrt durch einander leuchtend, ſich darſtellten. Der anbrechende Tag, der mit einem dichten Nebel begleitet war, machte den Ueberlegungen ein Ende.

---

*) Derſelbe, der ſich durch ſeine Lehre von der Situationszeichnung einen Namen machte; er ſtarb 1811 als Major des Sächſiſchen Generalſtabes.

Der Major Egidy hatte den Abmarſch der königlichen Armee durchaus nicht glauben wollen, und einen Ordonnanzofficier mitgenommen, um, im Fall ihn der Fürſt Hohenlohe aufhielte, durch dieſen ſofort Nachricht geben zu laſſen. Um 5 Uhr erſchien der General vor dem Lager, und gegen 6 brachte der Ordonnanzofficier folgendes Billet des Major Egidy: „Der Fürſt glaubt nicht, daß heute ein ernſtlicher Angriff hier erfolgen werde. Indeſſen ſoll ſich Alles bereit halten, doch aber im Lager bleiben, und nur durch Sicherheitspatrouillen und Poſten die Puncte des Iſſerſtädter Grundes, der Schnecke und des Schwabhäuſer Grundes beobachtet und geſichert werden. Tauenzien ſteht noch bei Closwitz, Rüchel bei Umpferſtädt, Oberſt Sellin mit wenigen leichten Pferden zwiſchen Rüchel und uns. Grawert ſteht unverrückt in ſeinem Lager bei Capellendorf, Ew. Excellenz werden von dem Fürſten erſucht, ſich mit ihm in Verbindung zu ſetzen. — Der König will heute die Unſtrut bei Laucha und Freiburg paſſiren, Blücher iſt bereits bis Auerſtädt marſchirt, der Herzog von Weimar zieht ſich aber jetzt vom Gebirge auf Rüchel bei Weimar zurück. Die Puncte von Camburg und Dornburg ſollen durch Preußiſche Grenadiere geſichert ſeyn. — Unſere Grenadiere und die Regimenter Polenz und Albert ſollen noch geſtern Abends wieder ins Lager gerückt ſeyn, ſo daß Ew. Excellenz über ſie disponiren können. Der Fürſt wünſcht übrigens, daß die Leute im Lager ſo wenig als möglich fatigirt werden. — Ich ſoll beim Fürſten bleiben, um noch mehrere Renſeignements von Wichtigkeit zu erhalten, dann kehre ich ſofort zu Ew. Excellenz zurück. Egidy.“

Dieſes Billet enthielt ziemlich deutlich folgende Befehle: 1) daß das Lager nicht abgebrochen werden; 2) daß der General Zezſchwitz bis zu der erwarteten Ankunft des Majors Egidy, oder wenigſtens bis auf weiteren Befehl des Fürſten Hohenlohe nichts vornehmen; 3) aber unterdeſſen die Truppen ausrücken laſſen und ſich mit dem Generallieutenant von Grawert in Verbindung ſetzen ſollte. Auffallend war dabei die große Sicherheit des Fürſten, die auf den geringen Abſtand von dem Feinde nicht recht paſſenden anbefohlenen Sicherheitsmaßregeln, da man nothwendig hätte weiter patrouilliren ſollen, die angegebene Richtung des Marſches der königlichen Armee auf Naumburg, und der Umſtand, daß man gehört hatte, Dornburg und Camburg wären bereits verlaſſen. Dem Oberbefehlshaber konnte dieſes nicht unbekannt ſeyn, und der Major Egidy hatte ſich darüber ziemlich unbeſtimmt ausgedrückt. Auch war noch gar keine Meldung von dem Wiedereintreffen der geſtern ausgerückten fünf Grenadierbataillone eingegangen; bloß die Regimenter Albert und Polenz waren zurückgekehrt.

Der General Zezſchwitz ſchickte nun ſeine Cavallerieadjutanten ab; den erſten an den Generallieutenant Grawert, den andern, um von jenen Truppen Nachricht einzuziehen. Er hörte ſpäter, daß die Grenadiere nebſt dem 1. Bataillon Prinz Friedrich Auguſt, dem 1. Bat. von Rechten und der reitenden Batterie unter dem Commando des Generals Cerrini bei Closwitz ſtehen geblieben wären; Meldung hat er nie darüber erhalten.

Der erſte Adjutant begegnete dem Major von Glaubitz, von Krafft Dragoner, den der General Grawert mit der Nachricht abgeſchickt hatte, daß er ſoeben mit ſeinem Corps links abmarſchire. Die anbefohlene Verbindung hörte dadurch auf; da es aber wahrſcheinlich wurde, daß der Generallieutenant von Rüchel die Stelle der Grawertſchen Diviſion erſetzen würde, ſo verſprach der Major Glaubitz den Rapport, den er darüber machen würde, dem Sächſiſchen General zur Inſicht und weiteren Beförderung zuzuſenden.

Um 6 Uhr war das Feuer auf den Höhen von Closwitz angegangen, und bald ziemlich heftig geworden; aus dem Klange der Schüſſe urtheilte der Lieutenant Lehmann, daß nur die Preußen mit Kanonen feuerten, und ſchloß daraus, daß das Franzöſiſche Geſchütz noch in den Bergſchluchten ſtecke, welches auch in der Folge ſich beſtätigt hat. Gegen 9 Uhr hörte man auch in weiter Ferne ſchießen, und als der Nebel gefallen war, ſtieg in der Gegend von Jena eine ſtarke Rauchſäule in die Höhe. Da das Echo der Berge den Schall vervielfältigte, ſo war es unmöglich, daraus einen Schluß auf die uns ganz unbekannte Stellung der Armee zu ziehen. Einige wollten aus der Rauchwolke ſchließen, man ſchlage ſich im Saalthale, und ein Dorf oder die Stadt Jena ſei dabei in Brand gerathen; Andere überließen ſich der Freude, weil der Schall ſich zu entfernen ſchien; der Lieutenant Lehmann hingegen, der allein eine dunkele, aber doch im Allgemeinen richtige Idee von der Lage der Dinge hatte, meinte, als er befragt wurde, daß aus dem Saalthale nur der Widerhall herauftönen könne, obgleich in Jena Feuer zu ſeyn ſchiene, daß er aber drei Angriffe zu unterſcheiden glaubte, den einen, den wir vor uns ſähen, den anderen entfernteren auf den Höhen über Dornburg, der dritte müſſe aber viel weiter, und wahrſcheinlich bei des Königs Armee ſeyn. Das Zurückweichen des Schalles hielte er für ein zweideutiges Zeichen, weil es der Direction gemäß eher auf einen Rückzug nach Apolda, als auf ein Vordringen gegen Dornburg ſchließen laſſe. — Da man bei ſolchen Gelegenheiten nicht immer die Uhr in den Händen hat, und durch zu viele Gegenſtände zerſtreut wird, ſo iſt es möglich, daß in dieſer Darſtellung der Begebenheiten des 14. Octobers, wie ſie bei dem Sächſiſchen Corps über der Schnecke beobachtet werden konnten, hier und da die Zeitfolge verfehlt ſeyn, und die Feuersbrunſt in Jena ſpäter ausgebrochen ſeyn dürfte; doch kann der Irrthum nicht beträchtlich ſeyn.

Da der Commandirende in raſtloſer Unruhe ſich unaufhörlich auf dem Raume zwiſchen Kötſchau und der Schnecke hin- und herbewegte, wo ihm gar keine Nachrichten von dem, was vorging, zukamen, ſo hielten es einige ſeiner Adjutanten für nöthig, ſich durch ihre eigenen Augen davon zu unterrichten. Einer derſelben ritt daher hinter Iſſerſtädt hin, und fand, daß auch das Regiment Prinz Max, das 2. Bataillon Rechten und das Grenadierbataillon Winkel von ihrem Bivouak abgerufen und dem General Tauenzien zur Unterſtützung geſchickt waren. Der Commandirende glaubte ſie noch immer an ihrer Stelle, hinter dem rechten Flügel ſeiner Infanterie. Die Regimenter Churfürſt, Xavier und Clemens, deſſen zweites Bataillon nur eben von Erfurt angekommen war, hatten ſich gleichfalls ohne Vorwiſſen des Generals auf einen erhaltenen Preußiſchen Befehl aus dem zweiten Treffen weggezogen, um hinter dem rechten Flügel des Generals Grawert eine Reſerve zu bilden; ſie hatten die Batterie Kotſch bei ſich, und der Generalmajor von Dyherrn commandirte ſie. Noch mehr links ſtanden die Regimenter Kochtitzki Cüraſſiere, Polenz und Albert Chevauxlegers, nebſt 3 Schwadronen Huſaren, und weiterhin Preußiſche Cavallerie; die 3 Schwadronen Carabiniers machten allein noch die Verbindung mit dem Sächſiſchen Corps. Obgleich dieſe Stellung im Ganzen zweckmäßig war, ſo blieb es doch befremdend, daß kein Sächſiſcher Infanteriegeneral dem Commandirenden eine Meldung machte, wenn er auf die mündliche Ordre eines oft unbekannten Preußiſchen Officiers ſeinen Poſten verließ; die ſo nachtheilige Zerſplitterung der Sächſiſchen Armee bei dem nachherigen Rückzuge war die Folge davon.

Die Armee des Fürſten rückte ſoeben vor, als der Adjutant zu dem General Zezſchwitz zurückkehrte, der nun nur noch acht Bataillone Infanterie bei ſich hatte. — Da man vermuthen mußte, daß die dem Iſſerſtädter Grunde gegenüberliegenden Anhöhen verlaſſen wären, und man einen Angriff von dieſer Seite vorausſehen konnte, ſo rückte das zweite Bataillon Bevilaqua an den Rand eines etwas rückwärts liegenden Gehölzes dergeſtalt vor, daß es den Bataillonen Low und Nieſemeuſchel, die am Abhange ſtanden, rechts und links zur Unterſtützung dienen konnte; die Bataillonskanonen wurden ſo aufgeſtellt, daß ſie die aus dem Dorfe Iſſerſtädt kommenden Wege und die Oeffnung des Mühlthales beſtreichen konnten. Eine der Batterien richtete ſich ein, aus gehöriger Entfernung die flache Abdachung des Feldes zwiſchen den Gebüſchen und dem Lager, ſowie die Chauſſee zu beſchießen, die fünf übrigen Bataillone bildeten einen Haken, halb gegen Schwabhauſen und halb gegen den Flohberg; die Zelte wurden abgebrochen und zurückgeſchickt, und gegen das Dorf Iſſerſtädt, welches allerdings den Schlüſſel zu unſerer Stellung enthielt, richtete man die Batterie Ernſt und die Carabiniers. Von der Seite von Romſtädt her glaubte man nichts beſorgen zu dürfen, ſo lange die Hohenlohiſche Armee zwiſchen Iſſerſtädt und Vierzehnheiligen ſtand. Der Lieutenant Lehmann ſchlug dieſe Stellung vor, der General Zezſchwitz ließ ſie ſich gefallen und ſeine Adjutanten führten ſie aus; aber es war ihnen unmöglich, die Bataillone Nieſemeuſchel und Low dahin zu bringen, daß ſie ſich von dem Kamme der Anhöhen, wo ſie den Schüſſen der feindlichen Tirailleure bloßgeſtellt waren, etwa 30 bis 40 Schritte über die runde Abdachung an die kleinen Tannenwäldchen zurückziehen möchten. Die Officiere, mit dem Hauptmann von Tettenborn, Adjutant des Generallieutenants von Nieſemeuſchel, an der Spitze, behaupteten, dieſe Maßregel würde die Leute muthlos machen, weil ſie dann nicht ſehen könnten, was im Grunde vorginge. Die Vorſtellung, daß ſie am Rande zwar in den Grund, aber nicht in die einzelnen Schluchten deſſelben und durch die Gebüſche blicken könnten, dabei den Schüſſen aus dem gegenüberliegenden waldigen Abhange ausgeſetzt wären, und folglich an dem Tannengebüſch eigentlich weit beſſer, doch wenigſtens bis an den Rand vor ſich ſehen würden, daß der Grund mit Schützen beſetzt wäre, und ſie dieſen durch ihre gegenwärtige Stellung das Heraufklimmen erſchwerten, Alles blieb fruchtlos; ſie beſtanden auf ihrem Sinn, und verloren dadurch eine Menge Menſchen, ohne ihren Feinden ſchaden zu können. In Benutzung des Terrains war unſere Infanterie noch unendlich hinter den Franzoſen zurück.

Noch immer hatte man weder den Major Egidy geſehen, noch irgend einen Verhaltungsbefehl bekommen, und ſchon konnte 11 Uhr vorbei ſeyn; der erſte Adjutant des commandirenden Generals ritt daher noch einmal vor, um ſich umzuſehen, und wo möglich bis zu dem Fürſten Hohenlohe zu kommen. Als er ſich dem Dorfe Iſſerſtädt näherte, ſtürzten Preußiſche Jäger ihm entgegen mit dem Geſchrei, der Feind ſei da! Er hielt ſtill; da aber Alles im Dorfe ruhig war, ritt er den Jägern nach, und überredete ſie, wieder in das Dorf zu gehen; es war ein falſcher Lärm geweſen. Die Regimenter unter dem General Dyherrn und die Cavallerie fand er noch auf dem vorigen Platze, und die ganze Infanterielinie des Fürſten Hohenlohe war im Gefechte. Er ſuchte dieſen von Vierzehnheiligen bis nahe an Iſſerſtädt vergeblich, weil er an jedem Orte in dem Augenblicke ankam, wo der Fürſt ihn verlaſſen hatte, und ihm nur in entgegengeſetzter Richtung hätte begegnen können. Auf dem rechten Flügel ſtanden die Bataillone Winkel, 1. und 2. Max und 2. Rechten bereits im Feuer. Sie waren dem General Tauenzien zu Hülfe geſchickt worden; da dieſer aber ſchon von Closwitz zurückgeſchlagen war, behielt ſie der Gen. Grawert bei ſich, und der General Cerrini ſetzte ſich an ihre Spitze. Ob die fünf Grenadierbataillone und die beiden erſten Bataillone von Prinz Friedrich und Rechten, welche letzterer General vorher angeführt hatte, bei dem General Tauenzien geblieben waren, konnte der Adjutant nicht erfahren; aber er fand die Truppen ſehr vergnügt, weil der Feind zu weichen ſchien. Sie waren jedoch in einer Vertiefung, und konnten nicht wiſſen, was hinter dem vorliegenden hohen Felde vorging.

Indem der Adjutant zurückritt, ſah er die Regimenter Kochtitzky und Albert abſchwenken, und im vollen Trabe gegen Vierzehnheiligen vorreiten; zugleich begegnete er dem Lieutenant von François vom Regiment Thümmel, den der Fürſt abgeſchickt hatte, dem General Zezſchwitz zu ſagen, der Feind würde auf allen Puncten zurückgetrieben, und ihn zugleich um einige Munitionswagen zu erſuchen. — Von der Höhe, welche der Adjutant jetzt erreicht hatte, entdeckte man deutlich auf dem gegenüberliegenden runden Bergrücken, zwiſchen Vierzehnheiligen und dem Iſſerſtädter Forſte, eine Maſſe Artillerie und Tirailleure; er eilte daher, die gerade im Schuß ſtehenden 3 Schwadronen Huſaren und das Regiment Polenz davon zu benachrichtigen. Er rieth dem Oberſtlieutenant von Ende, eine kurze Strecke vorwärts die Höhe herabzureiten, wo die Kugeln über ſie weggehen würden, und als er dem Generallieutenant von Polenz dieſelbe Meinung mittheilen wollte, kam ihm deſſen Regiment ſchon in Front im Trabe entgegen. Er erfuhr, daß es auf Befehl des Fürſten Hohenlohe vorginge, und folgte ihm eine Strecke, als ſchon die Kanonenkugeln hinter demſelben aufſchlugen; bald hörte er auch die kleinen Kugeln pfeifen. Dieſe ſchienen ihm ganz nahe aus dem Iſſerſtädter Forſte herzukommen; er fürchtete, daß die Cavallerie hier in die Flanke genommen werden und der General Zezſchwitz nach dem Verluſte des nun ganz entblößten Iſſerſtädts von den übrigen Truppen abgeſchnitten werden möchte. Er entſchloß ſich daher, nach der Schnecke zurückzueilen, wo nun außer den drei Schwadronen Carabiniers und der Feldwache keine Cavallerie mehr war; denn auch die Huſaren folgten jetzt dem Regimente Polenz, und der Generallieutenant Zezſchwitz beklagte ſich mit heftigem Unwillen, daß der Fürſt Hohenlohe ihm ein Regiment nach dem andern abfordern ließe. In der Vertiefung zwiſchen der Schnecke und Kötſchau bewegten ſich grün gekleidete Truppen; es waren das Bataillon Boguslawski und die drei Escadronen von Bila, die gegen Schwabhauſen geſtanden hatten. Ungewiß, ob der General Zezſchwitz dieſen Rückzug befohlen hätte, ritt der Adjutant zu ihm, und kehrte, da der General nichts davon wußte, gleich zurück, um ſie wieder an die eigenmächtig verlaſſene Stelle zu weiſen; aber der Oberſt war nicht zu finden, und ein zweiter Stabsofficier ſchien zu zweifeln, daß ſie an die Ordre des Sächſiſchen Generals gewieſen wären. Da aber der Bataillonsadjutant, der geſtern Zeuge geweſen war, dieſes nicht läugnen konnte, und auch der Oberſt von Boguslawski erſchien, ſo marſchirten ſie an den vorigen Platz zurück.

Der Lieutenant Lehmann hatte unterdeſſen ſtarke Colonnen aller drei Waffengattungen entdeckt, die ſchnell über die buſchigen Höhen von Cospeda marſchirten, wo man ſie nur auf einem einzigen kahlen Puncte bemerken konnte, über den ſie in vollem Laufe hineilten; er fragte zugleich, ob der Fürſt Hohenlohe davon unterrichtet wäre, denn nach ſeinem Urtheile müſſe man ſie auf dem Schlachtfelde der Preußen nicht ſehen können. Es ſchien dringend nöthig, davon Meldung zu machen; der Adjutant ſchrieb dieſe gleichlautend dem Rittmeiſter von Odeleben und einem Ordonnanzofficier in die Schreibtafeln, und fragte zugleich an, ob man nicht mit Cavallerie und Infanterie einen raſchen Angriff auf die Queuen der Colonnen im Mühlthale verſuchen ſollte? Der General ſetzte ſeinen Namen darunter, und beide eilten fort. Sie fanden den Fürſten Hohenlohe ſehr vergnügt über ſeinen geglaubten Sieg; er ſchien erſt ihre Nachricht nicht glauben zu wollen, dann aber betroffen darüber zu ſeyn, ſchickte ſie jedoch mit der, ihnen vom Major Egidy ſchriftlich mitgetheilten Ordre zurück, daß der General Zezſchwitz die Schnecke behaupten, und dieſen Punct, der zur Deckung der rechten Flanke der Armee diene, unter keinem Vorwande verlaſſen ſollte. Der General änderte daher auch in ſeiner Stellung nichts, und erlaubte bloß, daß der linke Flügel des Bataillons Nieſemeuſchel etwas zurückgenommen, und mehr gegen Iſſerſtädt geſtellt wurde.

Mittag war vorbei, das Dorf Vierzehnheiligen ſtand in Flammen, und wurde noch immer heftig beſchoſſen, aber man ſah auch aus dem brennenden Dorfe dieß Feuer beantworten, wodurch es klar wurde, daß es die Franzoſen genommen hatten, und nicht daraus vertrieben werden konnten; wiederholte Angriffe darauf von Infanterie mißglückten. Dieß Alles unterſchied man deutlich von der Schnecke, ſo oft die Dampfwolken ſich verzogen; aber weiter erfuhr man auch nichts, und ſchon waren die Tirailleurs im Iſſerſtädter Grunde mit unſern Schützen im lebhaften Feuer.

Der commandirende General begab ſich bis an den Rand, und unterhielt ſich dort mit dem, von den Strapazen der letzten Tage ganz erſchöpften Generallieutenant von Nieſemeuſchel, während deſſen ritten ſeine Adjutanten an der Stellung hin und her, und auch zu den Schützen hinunter. Der Hauptmann von Tettenborn machte hier alle Anordnungen, und der Hauptmann Walter vom Regiment Low ſtand ihm treulich bei. Die Bataillone Low und Nieſemeuſchel hatten noch immer den Rand der Anhöhe beſetzt, und verloren viele Leute durch die einzelnen Schüſſe der feindlichen Tirailleure, denn an dem gegenüberliegenden buſchigen und ſteilen Abhange waren eine Menge enger Schluchten, in denen die Franzoſen verſteckt waren, und ungeſehen in die Bataillone ſchoſſen. Es wurde daher nöthig, dieſe von dem Rande zurückzuziehen; aber der General Zezſchwitz wollte dazu keinen Befehl geben, und der Hauptmann Tettenborn widerſetzte ſich aus dem ſchon früher angegebenen Grunde.

Es zeigte ſich feindliche Reiterei bei Iſſerſtädt; ſie verſuchte verſchiedene Male zu debouchiren, wurde aber durch das dahin gerichtete Kanonenfeuer ſtets mit Verluſt zurückgewieſen. Das Feuer in der Gegend von Vierzehnheiligen war ſehr heftig; Alles zeigte, daß jetzt der entſcheidende Moment der Schlacht herannahe. Der Commandirende, der an dem Rande der Anhöhe nur eine kleine Strecke überſehen konnte, ritt wieder durch die Tannenwäldchen zurück auf die höchſte Stelle des abgerundeten Bodens. Von hier aus entdeckte man mit Erſtaunen eine plötzliche Veränderung auf dem Preußiſchen Schlachtfelde. Da, wo vor einer halben Stunde die Infanterie im Feuer geſtanden hatte, bewegten ſich die Sächſiſchen Cavallerieregimenter raſch vorwärts, und über ſie hinaus erblickte man lange Infanteriecolonnen. Durch die Verſicherung des Fürſten Hohenlohe verleitet, überließ man ſich einen Augenblick der Hoffnung, der Feind ſei geſchlagen, die Cavallerie ſetze nach, und die Infanterie marſchire über Romſtädt in ſeine Flanke. Alle, außer dem Lieutenant Lehmann, hegten dieſe Hoffnung; er allein fand das Verſchwinden der Infanterie vom Kampfplatze verdächtig, und behauptete, es ſei die höchſte Zeit, ſich nun von der Schnecke abzuziehen.

Jetzt wurde die Sächſiſche Cavallerie mit der feindlichen handgemein und warf ſie zurück. Hierdurch wurde es deutlich, daß die Diviſion des Generallieutenants von Grawert den Kampfplatz verlaſſen hatte, und nun drang der erſte Adjutant in den commandirenden General, dieſen Augenblick, wo die Reiterei uns noch die Gegend zwiſchen Iſſerſtädt und Capellendorf offen erhielt, zu benutzen, um die Schnecke zu räumen, und ſich über Großromſtädt mit dem Fürſten zu vereinigen. Der General wollte davon nichts hören, und berief ſich auf den vom Rittmeiſter Odeleben überbrachten ſchriftlichen Befehl, dieſen Poſten zu behaupten. Die Vorſtellung von der geänderten Lage der Umſtände, und daß wir unfehlbar abgeſchnitten werden würden, konnte ihn nicht bewegen, und als der Adjutant vielleicht zu heftig in ihn drang, wurde er unwillig, wendete ſein Pferd, und ritt ſtillſchweigend auf die Seite.

In dieſem Momente erſchien plötzlich der Major Egidy. Er wiederholte in Gegenwart mehrerer Zeugen den Befehl des Fürſten, „die Schnecke beſetzt zu halten, weil das Corps von Rüchel jetzt anrücke, um auf unſerer linken Flanke anzugreifen." Alle Adjutanten des Commandirenden, ſowie der bis dahin noch gegenwärtige G. K. R. von Watzdorff haben es gehört. Auf die Frage, wie die Sachen ſtänden, antwortete er, gut, ſehr gut, — nur, ſetzte er nach einer kurzen Pauſe hinzu, iſt es traurig, daß die Preußen ſich verſchoſſen haben; der Fürſt kann nichts weiter vornehmen, weil es ihm an Munition fehlt. — In ſeinen Reden, ſeinem ganzen Weſen aber war etwas Sonderbares, ſeine Miene die eines ganz verſtörten Menſchen. Dieß fiel dem erſten Adjutanten auf, der ihn bei Seite zog, und ihm die Gefahr der Bataillone am Rande der Schnecke vorſtellte; denn ſchon wurde hier das Feuer heftig, man hörte das wilde Geſchrei der Schützen und Tirailleure. Der Major Egidy meinte, durch eine vortheilhafte Stellung der Batterien Ernſt und Bonniot wäre unſere linke Flanke zu decken, und die Schnecke zu behaupten, bis Rüchel käme. Beide ritten hin, dieß zu bewerkſtelligen, ſie ſetzten die drei Schwadronen Carabiniers hinter die Batterien, um ſie zu decken, und der Brigademajor der Cavallerie, Capitän von Gersdorff, wurde an den Oberſten Boguslawski geſchickt, mit dem Befehle, ſich an die rechte Flanke der Infanterie zu ziehen, die drei Schwadronen Bila aber gegen die Gegend rechts unterhalb der Schnecke zu ſenden, um zurückwerfen zu können, was von da aus dem Mühlthale vordringen würde.

Der Major Egidy ritt ſo niedergeſchlagen neben dem Adjutanten, als ſie die beiden Batterien aufgeſtellt hatten, daß dieſer noch einmal in ihn dringen zu müſſen glaubte. Auf die Frage: Wo der Fürſt Hohenlohe denn jetzt ſei? geſtand er, „daß er es nicht wiſſe, weil er von ihm abgekommen wäre.“ — Aber, fuhr jener fort, wenn Rüchel kommt, ſollen wir uns denn an ihn anſchließen, oder immer noch auf der Schnecke ſtehen bleiben? — „Das muß ſich finden, antwortete er, wenn Rüchel kommt. Wenn er nur ſchon da wäre! Wenn er überhaupt nur kommt!“ Er ſagte dies mit merklicher Beklemmung. — Was! rief der Andere, wenn er nur kommt! Iſt es denn nicht gewiß? — „Ja, ich hoffe es nur, ich weiß es nicht, erwiederte er. — Sie wiſſen es nicht! fuhr nun der Adjutant auf. So ſind wir verloren, ſo müſſen wir augenblicklich zurück! — Freilich, ſagte der Major Egidy,“ und von dieſem Augenblicke an ſchien er wieder mit ſich einig zu ſeyn. Sie eilten nun Beide zu dem commandirenden General, und ſtellten ihm die Nothwendigkeit des Rückzuges vor.

Gewohnt, dem Major Egidy, als Organ des Oberbefehlshabers, in Allem zu folgen, willigte er ein, doch nur mit halben Worten. Der Adjutant fragte daher beſtimmt, in Gegenwart aller Officiere des Generalſtabes: Ew. Excellenz befehlen alſo den Rückzug? — Ja doch. — Und wie? — Wie Sie es machen können. — Ich ſoll ihn alſo bewerkſtelligen? — Ja! — Wo finde ich Ew. Excellenz, wenn ich zurückkomme? — Hier. — Es war dies nahe an der Chauſſee, in der Gegend, wo ſie über den runden Bergrand hervorgekommen iſt, und nun auf der hohen Ebene gegen Kötſchau herabläuft.

Der Major von Süßmilch, zweiter Adjutant des Commandirenden, begab ſich nun zu den fünf Bataillonen Infanterie oben an der Chauſſee, um ſie zu dirigiren, indem der erſte Adjutant nebſt dem Rittmeiſter Odeleben vorritt, um die Bataillone von der Schnecke abzuziehen. Auf den Rath des Lieutenants Lehmann ſollte das Bataillon Nieſemeuſchel bis hinter das Wäldchen marſchiren, deſſen Rand das Bataillon Bevilaqua beſetzt hatte, und hier Front machen, bis dieſes gleichfalls zurück wäre, das Bataillon Low aber vom rechten Flügel der Chauſſee parallel ſich abziehen. Aber hier entſtanden eine Menge Schwierigkeiten, der Generallieutenant von Nieſemeuſchel gab durchaus keinen Befehl, und verwies an den Hauptmann Tettenborn; dieſer hatte eine Menge Einwürfe. Er verlangte, um den Abzug zu decken, Cavallerie, die nicht zu haben war, und hatte die Idee, lieber ſtehen zu bleiben, eine Idee, die aber in das Ganze nicht paſſen konnte, da er nicht wußte, was bei der Hohenlohiſchen Armee vorgegangen war; darüber verſtrich eine nur zu koſtbare Zeit, und als er endlich nachgab, hatten die Bataillonscommandanten ihre Pferde zurückgeſchickt, und mußten dieſe erſt erwarten. Niemand war berechtigt, Befehle zu geben, Alles mußte mit Bitten und Vorſtellungen erlangt werden, und jeder Abtheilungscommandant hatte eigene, nur auf ſeinen Trupp paſſende Einwendungen. — Endlich ſetzte ſich Alles in Bewegung, aber anſtatt den Rückzug durch ihre Schützen zu decken, zogen die Bataillone dieſe an ſich, und marſchirten in Maſſe, langſamen Schrittes, mit klingendem Spiele, unter dem heftigſten Feuer. So ſehr dieß auch ihrer Faſſung Ehre machte, ſo hinderte doch das Getöſe, daß man ſich nun noch weniger verſtändigen konnte, und die Batterien am Lager wurden durch den langſamen Marſch der Infanterie gehindert, die Abdachung der Höhe zu beſtreichen.

Schon hatten ſich zwei Colonnen feindlicher Infanterie (6 Bataillonen ſtark, wie man nachher erfuhr) in den Grund geſtürzt, wo man ſie von der Anhöhe mit dem Feuer nicht erreichen konnte, ſchon beſchoſſen Franzöſiſche Kanonen von der Seite von Iſſerſtädt her, den Raum, durch welchen die drei Bataillone gehen mußten, und die Bataillonsgeſchütze hielten den Marſch auf, weil ſie ſchon Pferde verloren hatten. — Der Adjutant entfernte ſich nun, um Reiterei zur Deckung dieſer Bataillone zu holen; aber als er auf die Höhe kam, fand er weder den commandirenden General, noch deſſen Gefolge, noch einen Menſchen, der ihm ſagen konnte, wohin ſie ſich gewendet hätten. Auch die drei Escadrons Carabiniers waren nicht mehr zu ſehen, weil der General ſie zu ſeiner Bedeckung mitgenommen hatte, und die Batterien Ernſt und Bonniot, von ihnen verlaſſen, eilten zurück und drängten ſich gegen die Chauſſee. Der Adjutant ſchickte nun ſeine Ordonnanzhuſaren an die Trupps der letzten Feldwache, ſie zu vermögen, daß ſie die Arriergarde der Infanterie machen möchten, indem er ſelbſt zu den drei Preußiſchen Schwadronen von Bila ritt, um daſſelbe von ihnen zu erhalten. Aber nur eine machte Fronte, die beiden anderen eilten im vollen Trabe zurück, und als er mit der erſten vorging, kehrte auch ſie hinter ihm um, und ritt davon, ohne noch in das Feuer zu kommen. Er kam nun wieder zu der Infanterie, die endlich im Marſche gegen Kötſchau begriffen war; die Preußiſche Armee bedeckte in wilder Flucht die Ebene zwiſchen Capellendorf und Groß- und Kleinromſtädt, und auf ihren Ferſen erſchien die zahlreiche Reiterei des Großherzogs von Berg; dahin war alſo nicht zu kommen, und es blieb nichts übrig, als der Weg über Kötſchau und Hohlſtädt. Die Gärten zwiſchen dieſen Dörfern, und ein kleiner Waſſergraben ließen hoffen, daß man ſich hier würde ſetzen können, und man rechnete noch auf das Rüchelſche Corps, das nicht weiter, als Umpferſtädt entfernt ſeyn konnte.

Um von dieſer Lage der Dinge dem commandirenden General Nachricht zu geben, ſchickte der Adjutant einen berittenen Infanterieofficier, den Lieutenant Erdtel, vom Regiment Thümmel ab, und bemühte ſich nun, durch Bildung eines Hakens gegen Iſſerſtädt und die Schnecke, den Feind aufzuhalten, bis das Geſchütz das Dorf paſſirt hätte, und das Bataillon Bevilaqua herangekommen wäre. Dieß gelang auch, weil der Major von Süßmilch den Bataillonscommandanten jederzeit ſagte, durch welche Bewegung ſie die Evolution hervorbringen ſollten, ihnen ſelbſt die Commandowörter nannte; der Rittmeiſter Odeleben ritt zu den beiden kleinen Trupps der 80 Pferde ſtarken Feldwache, und dieſe hielten durch eine raſche Attake die von Iſſerſtädt vorkommende feindliche Reiterei in Reſpect. Das Feuer der Infanterie, beſonders des erſten Bataillons Thümmel, trieb gleichfalls die Franzöſiſche Infanterie zurück; aber ſchon war Geſchütz über die Schnecke heraufgekommen, und beſtrich mit Kugelſchüſſen die Chauſſee, ſowie mit Kartätſchen das Feld zwiſchen derſelben und dem Schwabhäuſer Grunde. Zum Glück gingen die Kugeln zu hoch, und berührten bloß die Bajonette der in dichter, ſchmaler Colonne ſich langſam bewegenden Maſſe. Vergeblich ſuchte man die Bataillone zu überreden, in breiterer Front zu marſchiren, um ſchneller vorwärts zu kommen; ſie ſcheuten die Kartätſchen, und drängten ſich alle auf der im Grunde weit gefährlicheren Chauſſee zuſammen. Der Major Süßmilch ſchickte die Schützen zurück; aber nichts konnte den Oberſten Boguslawski bewegen, ſich mit ihnen zu vereinigen; ſein Bataillon lief, tief gebückt, in dem flachen Graben neben der Chauſſee hin.

Wir konnten höchſtens noch 1500 Schritte von dem Dorfe Kötſchau entfernt ſeyn, als zahlreiche Cavallerie von der Seite von Romſtädt auf uns zukam, unſere beiden kleinen Trupps zum Rückzuge nöthigte und uns von den Dörfern abzuſchneiden drohte, indem zu gleicher Zeit aus dem Schwabhäuſer Grunde eine Menge von Tirailleurs nebſt einiger Reiterei ſich verbreitete. Die Adjutanten verſuchten nun noch Quarrés zu zu bilden, und nur dem Major Süßmilch gelang es, dieſes zu Stande zu bringen, weil er, ohne ſich mit Anführung des Zweckes aufzuhalten, bloß dem Commandanten die Commandoworte zurief, welche ſie mechaniſch befolgten; die beiden andern erfuhren den Nachtheil, die kleineren tactiſchen Hülfsmittel einer fremden Truppenart nicht genug ſtudirt zu haben; hierdurch ſtießen ſie auf manche Schwierigkeit, und die ſo koſtbare Zeit verging in nutzloſen Unterhandlungen. Demungeachtet war der erſte Verſuch der Franzöſiſchen Reiterei gegen die Quarrés abgewieſen; aber nun ſtanden dieſe ſtill, und die Adjutanten waren nicht zahlreich genug, um überall ſeyn zu können. Plötzlich breitete ſich auch von vorn her vor Kötſchau eine Linie Cavallerie aus; was noch von Quarrés da war, feuerte ohne Gedanken und nach allen Seiten; die Cavallerie ging einen Augenblick zurück, kam aber gleich wieder, und breitete ſich in 5 bis 6 Reihen mit Intervallen wie Blänker vor uns aus. Wir waren nun von vier Seiten umringt, und der Rittmeiſter Odeleben rief dem erſten Adjutanten zu: „Sehen Sie da, was wird nun werden? — Daß wir nach Frankreich reiſen!“ war die Antwort; denn man konnte die Gefangenſchaft als gewiß betrachten. Der genannte Rittmeiſter zeigte dem Adjutanten einen Punct, wo noch eine weite Lücke war, und Beide verſuchten nun, da durchzukommen, während von der rechten Seite die Cavallerie ſchon in die Bataillone eingebrochen war. Beide Officiere ſetzten eine ſchroffe Anhöhe hinab; aber bald ſahen dieß eine Anzahl Chaſſeure und Huſaren, beugten vor und umringten jeden einzeln; der Ordonnanzhuſar kam allein durch.

Ludwig Philipp Funke,

nach Anderen Carl Ph. F. iſt nach Einigen 1753 zu Raguhn im Deſſauiſchen, nach Anderen 1753 zu Görtzſalke bei Brandenburg geboren worden. Nach vollendeten Studien ward er Lehrer des Philanthropin zu Deſſau und ſpäter Inſpector des Schullehrerſeminars daſelbſt, ſowie F. Schwarzburg-Rudolſtädtiſcher Erziehungsrath. Er ſtarb auf einer Reiſe zu Altona am 9. Juni 1807.

Seine Schriften ſind:

A. B. C. Bogen. Berlin 1799.
Anweiſung für Töchter. S. Lehrbuch für Töchter.
Ausführlicher Text zu Bertuchs Bilderbuch. Weimar 1798 — 1809. 12 Bde.
Moraliſches Bilderbuch. Nürnberg 1804.
Bildungsbibliothek für Nichtſtudirende. 1r Bd., 3 — 6. Bd. Hamburg 1804 — 7.
Elementarbuch. Berlin 1799 — 1805. 3 Bde.
Familien-Bilderbuch. Nürnberg o. J.
Lehrreiches Familienbuch. Nürnberg 1804.
Practiſche Geſchichte des Menſchen. Braunſchweig 1806.
Karl und Wihelmine. Pegau 1801.
Neue Kinderklapper. Leipzig 1800.
Auszug aus den preußiſchen Landesgeſetzen. Berlin 1799.
Lehrbuch für Bürgerſchulen. 2 Thle. Berlin 1804—5.
Lehrbuch zum Unterricht der Töchter. 2 Thle. Berlin 1800 — 1801.
Leitfaden bei dem Unterricht der Töchter. Berlin 1802.
Leſebuch für Bürgerſchulen. 2 Thle. Berlin 1799—1807.
Leſebuch für Töchterſchulen. Berlin 1801.
Natur- und Kunſt-Lexicon. Weimar 1801 — 4. 4 Thle.
Neues Real-Schullexicon. Braunſchweig 1800 — 1805. 5 Bde.
Kleines Real-Schullexicon. 2 Thle. Hamburg 1804 — 1806.
Unterricht vom Menſchen. Berlin 1796.
Muſter für Anfängerinnen im Sticken. Berlin 1801.
Mythologie für Schulen. Hannover 1808.
Entwickelung der Naturgeſchichte. Berlin 1804.
Naturgeſchichte für Kinder. Leipzig 1809.
Naturgeſchichte, Technologie und Geſch. des Menſchen. Ulm 1803.
Naturgeſchichte und Technologie für Lehrer. Braunſchweig 1805 — 6. 3 Thle.
Handwörterbuch der Naturlehre. Leipzig 1805. 2 Thle.
Stoff zu Unterhaltungen über Rochow's Kinderfreund. Berlin 1799. 1 Th.
Nützliche Unterhaltungen für die gebildete Jugend. 1r Bd. Berlin 1798.
Allgemeiner Inbegriff der nöthigen Wiſſenſchaften. Nürnberg 1805.
Wörterbuch der alten Erdbeſchreibung. Weimar 1800.

F. erwarb ſich durch ſeine Schriften bedeutende Verdienſte um das Erziehungs- und Unterrichtsweſen in Deutſchland, arbeitete jedoch zu raſch und zu viel, und zog ſich daher nicht ſelten den Vorwurf der Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit zu, der zuweilen ihn nicht ungerecht traf.

Adolph Friedrich Furchau

ward am 22. Februar 1788 in Stralſund geboren, ſtudirte Theologie und lebte als Prediger in ſeiner Vaterſtadt.

Von ihm erſchien:

Hans Sachs. Leipzig 1819 — 20. 2 Abthlgn.
Franz von Sickingen. Schauſpiel. Göttingen 1821.
Arkona. Heldengedicht in 12 Geſängen. Berlin 1828.

Ein ſehr talentvoller Dichter, der beſonders im Epos glücklich war. — Sein Heldengedicht Arkona iſt reich an Tiefe des Gefühls, warmen und belebten Schilderungen und höchſt pittoresken Gemälden, deren Reiz durch eine anmuthige und wohllautende Sprache und eine gewählte ſich ſtets dem Inhalte harmoniſch anſchmiegende Form nicht wenig erhöht wird.

Erſter Geſang aus: Arkona:

Erſcheine mir, mit goldnem Strahl beglänzt,
Im regen Schooß der ewig jungen Wogen,
Du hehres Rügen, hoch vom Wald bekränzt,
Von Fels und Fluth in buntem Reiz umzogen;
Wie drohend ward vom lauten Kampfgetöne
In grauer Zeit dein weißer Strand umrauſcht,
Wie ſcholl die Schlacht, als deine rauhen Söhne
Des Kreuzes Heil für Götzendienſt getauſcht.
Was heilig einſt am Meere dort geſchehen
Laß, Geiſt des Herrn, erhellt von Dir, mich ſehen.

Und ſieh, ich ſeh' der Brüder Zorn erwacht,
Die ſchnell den Kampf am öden Meer bereiten;
Gerüſtet hebt das Reich der alten Nacht
Sich wild empor, mit neuer Wuth zu ſtreiten.
Von Waffen blinkt der Schaum der grauen Wellen,
Es ſteigt die Schaar der Chriſten kühn an's Land;
Ich ſehe hell des Kreuzes Banner ſchwellen
Im Sturm der Schlacht, geführt von ſtarker Hand;
Doch nicht vermag der Chriſten tapfres Kämpfen
Der Heiden Zorn und rohe Kraft zu dämpfen.

Und eine Jungfrau träget Gluth empor,
Und lodernd ſteht die Götzenburg in Flammen;
Noch tobt der Kampf, noch brennet Wall und Thor,
Und Thor und Wall ſtürzt drohend ſchon zuſammen:
Da regt ſich wild im ungeheuren Brande
Der Lügengeiſt, der falſche Eide ſchwört;
Die Chriſten zieh'n zurück zum Heimathsſtrande,
Von argem Wort wird treuer Muth bethört.
Ich ſeh die Liſt der Heiden trotzig ſiegen
Und tief in Schmach das Kreuz des Herren liegen.

Doch was dem Streit der Waffen nicht gelingt,
Was nicht die Schlacht erkämpft mit kühnem Wagen,
Erringt das Herz, das heil'ge Opfer bringt,
Erkämpft der Geiſt durch Büßen und Entſagen.
Da faßt im Sturm das rächende Verderben
Die ſünd'ge Saat, der Lüge Macht zerbricht,
Ich ſeh' in wilder Schlacht die Schuld'gen ſterben,
Und ſiegend ſtrahlt des Glaubens göttlich Licht.
Der Du am Kreuz für mich Dich hingegeben,
Mein Heiland, Dich ſoll mein Geſang erheben.

Schon lange war durch treuer Zeugen Mund
Das Wort des Herrn, wie Er gebot, verkündet,
Und ſegnend ſtand der Kirche heil'ger Bund
Schon weit umher in Süd und Oſt gegründet:
Achthundertmal war ſchon das Jahr entſchwunden
Seit Conſtantin zum Glauben ſich bekehrt,
Vierhundertmal, ſeit Deutſchland überwunden
Durch Winfrieds Wort und Karls des Großen Schwert;

Und in des Nordens altberühmten Reichen
Erglänzte längſt das Kreuz als Siegeszeichen.

Als einſt der Rugen deutſcher Stamm vom Meer
Gen Rom zum Siege eilte, war gezogen
Von fern zum raſch verlaſſ'nen Lande her
Der Wenden Volk bis an der Oſtſee Wogen.
Nicht blau von Aug', in blonder Locken Fülle,
Erſchien dieß Volk nach edler deutſcher Art:
Das Auge ſchwarz, in düſt'rer Braunen Hülle,
Gebräunt die Haut und dunkel Haar und Bart,
So drang es vor in vieler Stämme Zügen
Bis hin zum Meer, bis hin zum ſchönen Rügen.

Wol war der Wenden Volk an Pommerns Strand
Durch Otto's Wort zum Glauben ſchon belehret,
Wol war noch jüngſt das Mecklenburger Land
Durch Heinrich's Schwert verwüſtet und bekehret;
Doch immer noch blieb Rügen unbezwungen.
Nicht Otto's Wort, nicht Heinrichs Banner war
Bis hin zu ſeiner Meeresburg gedrungen:
Dort ehret noch das Volk der Götzen Schaar,
Und hochberühmt auf Rügens letzter Spitze
Steht Svantevit in ſeinem Götterſitze.

Weit übers Meer im Strom der Lüfte weht
Sein breit Panier vom rothen Tempeldache,
Mit widem Ruf in heißem Eifer fleht
Der Prieſter gier'ge Rotte laut um Rache;
Tief iſt das Land in's öde Meer gezogen,
Hoch ragt die Burg, die Klippe hebt ſich ſteil,
Die Brandung brauſ't, es droht der Drang der Wogen
Dem Chriſten Tod und bringt dem Heiden Heil:
Nicht wird das Kreuz des Sieges Palme tragen,
So lange feſt Arkona's Wälle ragen.

Denn dorthin hebt den Blick der Zuverſicht
Mit dunk'lem Zorn, aus jedem Wenden-Lande
Noch vieles Volk, das zu des Glaubens Licht
Sich nur bekehrt mit inn'rem Widerſtande.
Zum alten Dienſt blieb noch das Herz gewendet,
Wenn auch der Mund des Heilands Namen nennt.
Gen Rügens Strand ward manche Schaar geſendet,
Die dort geheim den heißen Wunſch bekennt:
In wilder Schlacht das läſt'ge Joch zu brechen
Und blutig dann der Götzen Schmach zu rächen.

Fürſt Raze iſt's, der dort in ſtrenger Macht
Seit manchem Jahr auf hohem Herrſcherſitze
Arkona's Burg, Karenza's Wall bewacht:
Sein Auge gleicht dem raſch entflammten Blitze,
Die Bruſt dem Fels, der ſich am Meere thürmet,
Der Arm dem Baum, den nicht der Sturm zerbricht,
Das Herz der See, die ewig wogt und ſtürmet,
Ob längſt das Haupt die Locke weiß umflicht.
Er hat im Geiſt des Kreuzes Schmach beſchloſſen
Und wartet nur der nahenden Genoſſen.

Der Söhne drei, die oft ein ſinſtrer Neid
Als Knaben ſchon zum wilden Haß getrieben,
Die oft der Trotz der Herzen heiß entzweit,
Sind, jugendfriſch, im Alter ihm geblieben.
Er hat ſie jüngſt zum Dänenreich geſendet,
Wo Waldemar in heil'ger Kraft gebot,
Daß nicht zu früh, noch eh' die Rüſtung endet,
Ihr reger Zorn entbrenne ohne Noth.
Er will geheim den nahen Kampf beeilen,
Indeß ſie fern' am Dänenhofe weilen.

Seit lange hatte ſchon das Chriſtenthum
Ansgarius, von frommer Gluth entzündet,
Mit treuem Dienſt zu ſeines Gottes Ruhm
Und eignem Preis im Dänenreich gegründet;
Und fromm und feſt und milde war geſinnet
Der König dort. Drum ſendet ihm aus Liſt
Die Söhne Raze jetzt, daß, eh' beginnet
Der droh'nde Kampf, noch in der letzten Friſt
Der Söhne Nah'n verberge ſein Gelüſte,
Und nicht zum Krieg das Dänenreich ſich rüſte.

Dort ſind ſie nun im Wald bei Roſchild's Strand,
Dort ſieht man froh den Dänenkönig reiten;
Er übt im Schwung des Speers mit güt'ger Hand
Die Brüder ſelbſt, die ihn zum Forſt geleiten.
An Locken ſchwarz, von dunk'lem Helm umhangen,
Spornt Tezlaf wild mit düſtrem Blick ſein Roß;
Mit lichtem Aug', umweht des Helmes Spangen
Von braunem Haar, wirft Jaromar Geſchoſſ',
Und Stoislaf, dem hell die Locke wallet,
Ruft laut dem Echo, daß der Wald erſchallet.

Und rückwärts ſprengt im ungeſtümen Flug,
Da Waldemar zur Heimkehr ſpät ſie mahnet,
Mit lautem Schall der Jäger langer Zug,
Dem Tezlaf wild den Weg durchs Dickicht bahnet.
Zu Roſchild winkt im hohen Königsſaale
Der müden Schaar des Bechers kühler Wein,
Und lieblich glänzt am vollbeſetzten Mahle
In edler Huld der Schönheit milder Schein;
Im heitren Kreis ſind dort die hohen Frauen,
Des Hofes Schmuck, in reicher Zier zu ſchauen.

Sophia naht, der Dänen Königinn,
Und ſchnell durchfliegt den Saal ein tiefes Schweigen;
Ihr Antlitz zeigt des Herzens milden Sinn,
Ihr Gang und Gruß der Würde edles Neigen,
Und ſchweigend folgt der Königinn Geleite.
Es ſteht und ſchaut der Ritter kühne Schaar:
Doch ſittſam geht, der hohen Frau zur Seite,
In reichem Schmuck ein fürſtlich Jungfrau'n-Paar;
Hier Hildegard, die nicht der Roſe weichet,
Dort Hedewig, die ſanften Lilien gleichet.

Und eh' der Zug zum reichen Mahl ſich ſetzt,
Und eh' die Hand ſich naht der ſüßen Speiſe,
Und eh den Gaum des Weines Labſal netzt,
Spricht Eskil laut, nach frommer Chriſten Weiſe,
Den ernſten Blick zum Himmel hingewendet,
Der Erzbiſchof, das Dankgebet und preiſ't
Den ew'gen Gott, der Thau vom Himmel ſendet
Und alle Welt mit ſeinem Segen ſpeiſ't:
Da hallt es draußen laut von rauhen Worten,
Da öffnen ſich des Saales Doppel-Pforten.

So wie ſich ſchnell im ſonnenhellen Raum,
Wo lichter Glanz um reiche Blüthen fließet,
Wenn eine Wolke naht, von Baum zu Baum
Ein düſtrer Schein auf alle Blätter gießet:
So ſchattet hoch im glänzenden Gemache
Beim heitren Mahl, wo fromme Rede ſchallt,
Mit düſtrem Aug', ein Bild der blut'gen Rache,
Des Rugenfeldherrn rieſige Geſtalt,
Der jüngſt zu Schiff die Jünglinge geleitet,
Nun wiederkehrt und raſch den Saal durchſchreitet.

Nicht ſchmückt ein Helm der Locken wilde Nacht,
Nicht klirrt ein Schwert von Granza's Hüfte nieder,
Nicht hüllt die Bruſt des Mantels reiche Pracht,
Kein Harniſchring umſchließt die mächt'gen Glieder:
Ihm droht vom Haupt, als ob es Flammen ſpie,
Des Wolfes Maul, er hält die Art gefaßt,
Ein kurzer Rock umſchließt die nackten Kniee,
Vom Rücken hängt des Bärenfelles Laſt.
Er neigt ſich nicht; mit kaum verborg'nem Grimme
Schaut er umher und hebt die eh'rne Stimme.

„Weich' Zernebog, Du ſchwarzer Gott, von mir;
„Laß, Hela, Todesbothin, noch dein Eilen:
„Auf, Raze's ſtarke Söhne, fort von hier,
„Nicht iſt es Zeit in weicher Ruh' zu weilen,
„Denn euer Vater liegt daheim im Sterben.“
Mit Todesbleich' wird Jaromar bedeckt,
Indeß mit Gluth ſich Tezlafs Wangen färben;
Er ſpringt hervor, von wildem Schmerz erweckt,
Es rollt das Aug', als wie von Zorn ergriffen,
Er ſchwingt den Keil, der ſcharf aus Stein geſchliffen.

Er ſieht mit Grimm des Bruders Angeſicht
Von mehr als Schmerz, in tiefem Schreck erblaſſen,
Und drohend dumpf, wie fernes Stürmen, bricht
Sein flüſternd Wort hervor mit heißem Haſſen:
„Was hält Dich ſo in trägem Schreck gefangen,
„Daß kaum den Blick des ſtarren Aug's Du regſt?
„Doch wehe Dir, wenn ſträfliches Verlangen,
Geheim ernährt, Du falſch im Herzen hegſt.“
So ſpricht er leiſ'; doch ſeiner Worte Drohen
Iſt, ungehört, des Bruders Ohr entflohen.

Der König füllt des Bechers gold'nen Rand
Dem Gaſt zum Gruß, doch Granza will nicht trinken;
Der König beut ihm Speiſ' mit güt'ger Hand,
Doch Granza wehrt der Speiſ' mit ſtummen Winken;
Der König ruft, und auf ſein Wort erſcheinet
Der Ritter Schaar, die Roſchild's Schloß bewacht;
Sie ſtehen ernſt, um ihren Herrn vereinet
In reicher Zahl und rüſt'ger Waffenpracht.

Der König ſpricht: „Wir wollen Euch geleiten,
„Und, ſelbſt bemüht, die ſchnelle Fahrt bereiten."

Dem Kön'ge folgt der Ritter lauter Schritt,
Und Chriſtoph eilt, des Königs Sohn, mit ihnen;
Doch raſch bewegt, noch eh' ſie ſcheiden, tritt
Die Königinn mit trauervollen Mienen
Den Brüdern nah, und zeigt in edler Klage
Wie unverſtellt ihr ſanftes Herz gerührt,
Daß Trauerkunde ſchon nach kurzem Tage
Vom Dänenreich ſo ſchnell die Gäſte führt.
Doch Tezlaf drängt, ob auch die Brüder weilen,
Zum dunklem Schiff, zur blauen See zu eilen.

Dort wo der Wald der Schiffe nah' am Land
Sich leiſe regt, gewiegt vom Spiel der Wogen,
In Roſchild's Bucht, hat Granza's ſtarke Hand
Den dunk'len Kiel auf weißen Sand gezogen:
Mit mächt'gem Ruf erweckt er die Genoſſen,
Die tiefer Schlaf im hohlen Raum umfängt;
Ihr Sprung iſt raſch, und ſchnell ſteht ſchaumumfloſſen
Das trockne Schiff in's feuchte Meer geſenkt;
Sie eilen ſchon die Seile los zu binden,
Die ſchnellen Zugs empor die Segel winden.

Aus dichtem Tuch, vom Tannenſaft getränkt,
Entfaltet ſich, zu unten wie zu oben
Gleich breit, daß ganz das Schiff den Wind empfängt,
Der Segel Paar, zum Doppelmaſt gehoben;
Und vorn' hinaus, die flücht'ge Luft zu ſpalten,
Wenn tief der Kiel ſich ſtürzt im jähen Flug,
Zieht, ſtraff geſpannt, am langen Stab gehalten
Sich ſchräg' vom Maſt ein ſchmales Segeltuch:
So war das Schiff des Rugen klug bereitet,
Mit dem er kühn auf ſchwanker Woge reitet.

Der König hebt ſein doppeltſchneidig Schwert
Mit ernſtem Blick hinweg von ſeiner Seite;
Ihm hat es oft die heil'ge Kraft bewährt,
Den Sieg erkämpft in manchem heißen Streite;
Von Gold erglänzt der Scheide reiche Schwere,
Des Griffes Kreuz von edler Steine Licht.
Er legt es mild, ein Zeichen hoher Ehre,
In Tezlaf's Hand, zu dem er gütig ſpricht:
„Es führe dich zu edlen, frommen Kämpfen,
„Es helfe Dir dein eignes Zürnen dämpfen."

Der König führt ſein falbes Dänenroß
Am Zügel vor; es ſtreckt die ſchlanken Glieder,
Das Auge blitzt gleich blinkendem Geſchoß,
Es beugt den Hals zur Erde wiehernd nieder;
Der Zügel zwingt nur kaum das wilde Feuer,
Doch bringt es ſchnell des Königs Wort zur Ruh;
Ihm iſt das Roß vor allen Roſſen theuer;
Er lenkt auf Jaromar es huldreich zu:
„Es trage Dich zu deinem beſten Heile,
„Es rette Dich aus Noth mit Sturmeseile."

Der König nimmt ſein breit gewölbtes Schild
Dem Knappen ab, der ihm es nachgetragen;
Es zeigt als Schmuck ein kriegeriſches Bild
Auf blauen Grund aus Gold und Erz geſchlagen:
Ein Adler hebt die ſchwarzen Doppelſchwingen,
Er ragt hervor von goldner Mauer Rand,
Und ſcheint mit Luſt und Kraft empor zu dringen.
Der König ſpricht, zu Stoislaf gewandt:
„Ich weihe Dir dieß Bild zum freud'gen Zeichen,
„Es ſchütze Dich das Bild vor Todesſtreichen."

Doch ſchon erſchallt vom hohen Schiffesraum
Der Rugen Lied in rauhen Kriegestönen,
Und Granza zwingt den wilden Unmuth kaum;
Er ſteht am Maſt und ruft nach Raze's Söhnen.
Da wendet ſchnell zum angebundnen Schiffe
Sich Tezlafs Fuß, er läuft am Bord entlang
Und ſpringt zum Raum und faßt mit raſchem Griffe
Das Ruder an, indeß mit ſtillem Dank
Sich Stoislaf zum König freudig dränget
Und Jaromar an ſeinen Lippen hänget.

Von heißem Drang der Liebe froh gerührt,
Die Beide ihm aus frommen Herzen zeigen,
Hält Waldemar ſie traut umfaßt und führt
Sie ſchnell zum Schiff und heißt hinein ſie ſteigen.
Von Granza's Hieb wird ſchnell das Seil zerſchnitten,
Es löſ't das Schiff ſich leicht vom Ufer los,
Und in die Spur des Schaums hinabgeglitten
Durchfurcht es tief der Wellen grünen Schooß.
Ein friſcher Oſt auf raſchbewegten Wogen
Hat ſchnell dem Blick des Königs ſie entzogen.

Bald flieht die Bucht, es toſ't das enge Meer,
Wo ſcharf gen Oſt ſich Seelands Küſten wenden;
Von Schweden wälzt die Fluth ſich hoch und ſchwer,
Doch Tezlaf hält das Steuer feſt in Händen;
Ob auch der Schaum zum Borde häufig fließet,
Ob auch der Maſt ſich auf die Wellen neigt,
Denn Stoislaf mit breitem Schilde gießet
Die Fluth zurück, die in die Seiten ſteigt;
Doch Jaromar, als wie im tiefen Traume,
Steht unbewegt und hält ſein Roß am Zaume.

So fliegt das Schiff, wie ſeufzendes Geſchoß
Zum Ziele hin die leichten Lüfte theilet. —
Indeß betrat der König ernſt ſein Schloß;
Wohin Kanut ihm jetzt entgegen eilet.
Ein Reiſekleid, wie fromme Pilger tragen,
Von allem Schmuck der Fürſtenhoheit fern,
Iſt um den Glanz der Rüſtung eng geſchlagen.
Nicht zeigt Kanut die ſtolzen Waffen gern,
Er liebt es mehr auf ſanften Rath zu denken,
Als raſch erzürnt das Schwert zum Kampf zu lenken.

Er ſpricht: „Mich führt mein Weg in raſcher Eil'
„Zu Abſalon, mit ihm des Raths zu pflegen;
„Mir ſagt der Geiſt, es naht dem Volke Heil,
„Das ſich entzog des Glaubens hohem Segen:
„Wenn Raze todt bei ſeinen Götzen lieget,
„Entweicht der Wahn; nicht fern iſt dann die Zeit,
„Wo Chriſti Wort im Wenden-Reiche ſieget
„Durch eigne Kraft und ohne blut'gen Streit;
„Drum will ich jetzt, wie eilig wir beginnen
„Das wicht'ge Werk, mit Abſalon erſinnen.

Der König reicht dem Bruder raſch die Hand,
Und ſpricht zu ihm: „Indeß auch ich mich rüſte,
„Beeile Dich; mach' Abſalon bekannt
„Was ſich begab auf Rügens weißer Küſte.
„Daß enger jetzt die Heiden ſich verbündet
„Als je zuvor der ſträfliche Verein,
„Hat Abſalon mir warnend jüngſt verkündet;
„Wir dürfen nicht des Kampfes müßig ſeyn."
Der König ſprichts, und treibt den Bruder leiſe
Mit ſanftem Arm zur fromm beſchloſſ'nen Reiſe.

Und drauſſen harrt der ſchnellen Wiederkehr
Kanuts im Hof mit aufgezäumten Roſſen
Schon Prisklav längſt. Ihn beugt das Alter ſchwer,
Von Silberhaar iſt Haupt und Kinn umfloſſen.
Er war als Fürſt in Mecklenburg geboren,
Doch Pribislaf, ſein Bruder, nahm das Land,
Als, ohne Kampf, er Reich und Gut verloren,
Weil er allein zum Glauben ſich gewandt,
Als noch das Volk, von Heinrich unbekehret,
Im finſtern Dienſt den Radegaſt verehret.

Seit er geſchützt am Dänenhofe weilt
Mit Weib und Sohn, iſt manches Jahr entſchwunden,
Und ſeinen Gram und ſeine Freude theilt
Kanut getreu, der feſt mit ihm verbunden.
Sie eilen nun in ungehemmter Schnelle
Gen Oſt dahin in Wald und reiches Feld,
Bis rauſchend ſie die abendliche Welle
Am weißen Strand auf ihrem Wege hält.
Dort iſt am Meer ein hoher Thurm erbauet,
Der, weit geſeh'n, tief in die Oſtſee ſchauet.

Und um den Thurm in rüſt'gem Eifer regt
Ein Menſchenſchwarm die arbeitsfrohen Glieder.
Ein Haufe geht zum nahen Wald und ſchlägt
Mit ſcharfer Axt die hohen Eichen nieder,
Und andre ſtehn nicht fern gereiht und ſpalten
Die Stämme raſch, zu gleich und gleich getheilt,
Die, kaum gefäll't, mit ordnungsreichem Walten
Des Meiſters Hand ſofort zu ſondern eilt,
Daß ohne Fehl', was kluge Vorſicht ſcheidet,
Der Säge Zahn in ſchlanke Bretter ſchneidet.

Dort ſucht ein Theil mit wohlgeübter Hand
Die feuchten Bretter an der Gluth zu biegen,
Daß ſie geſchickt, dicht an der Schiffe Wand
Sich, leicht gekrümmt, mit richt'gem Schwunge ſchmiegen;
Denn weit umher ſteht hoch empor gerichtet
In ſchrägen Reih'n der Schiffe neuer Bau;
Noch ſind mit Werg die Seiten nicht gedichtet,
Doch fügt ein Glied dem andern ſich genau;

Geſchäftig tön't der Schlag an allen Enden,
Es wird ſich bald die Flotte dort vollenden.

Nicht fern dem Platz, wo im umhegten Raum,
Den Wellen nah', die neuen Schiffe ſtehen,
Iſt, hart am Strand, umwogt vom flücht'gem Schaum,
Ein andres Werk geſchäft'ger Kunſt zu ſehen:
Mit vielem Holz und angeſengten Pfählen
Wird müheſam der Drang der Fluth gehemmt;
Es iſt die Zahl der Balken nicht zu zählen,
Die hier der Fleiß tief in die Wellen dämmt,
Und wohl verſeh'n iſt jeder Pfahl mit Ringen,
Um mit dem Seil die Schiffe feſt zu ſchlingen.

Im Meere liegt ein grünes Inſelland,
Mit breiter Bucht zur Küſte hingezogen:
Es ſchützt im Sturm den unbewehrten Strand,
Es bricht die Wuth der unbeſiegten Wogen;
Und hier vertraut der Schiffer wohlgemuthet
Der Welle gern ſein heimgeführtes Gut,
Wo in dem Meer ein Meer von Schiffen fluthet,
Wo in dem Sturm die Macht des Sturmes ruht;
Rings ſieht man hier bei friſcher Winde Wehen
In reicher Zahl die bunten Segel gehen.

Dem Thurme nah', der ſtreng' das Meer bewacht,
Steht manches Haus, von Balken feſt geſchlagen,
Wohin mit Müh' der Schiffe volle Fracht
Aus tiefem Raum die ſtarken Knechte tragen;
Und manche Achſ' wird dort mit Fleiß beladen,
Die ſchwer gelenkt von vieler Roſſe Kraft,
Das theure Gut auf neugebahnten Pfaden
Durch's ferne Land zu reichen Städten ſchafft.
Doch Alle ſind mit Schwert und Speer verſehen,
Die emſig hier bei ſaurer Arbeit ſtehen.

Auf Abſalons, des Biſchofs, mächt'gem Ruf
Erhob ſich hier der Kräfte reges Walten;
Er war's, der ſchnell ein wogend Leben ſchuf,
Wo einſam ſonſt die öden Wellen ſchallten.
Wo weit hinauf die Küſten Seelands ſchauen,
Die eng' der Sund von Schwedens Ufern trennt,
Beſchloß ſein Geiſt die neue Stadt zu bauen,
Die weiſe er den Kaufmannshafen nennt;
Sie ſollte reich an edlen Schätzen werden,
Und weit genannt und hochberühmt auf Erden.

Doch nicht allein ein irdiſch reiches Gut
Will Abſalon mit ſtrengem Fleiß gewinnen;
Ein höh'rer Wunſch bewegt den frommen Muth,
Der Glaube lenkt ſein eifriges Beginnen.
Was tief und ſtark in ſeinem Herzen lebet,
Das will er hier mit ſeinem Auge ſeh'n;
Wenn oft das Haupt der Götzendienſt erhebet,
Soll hier am Meer die Burg des Glaubens ſtehn:
Drum ſucht er klug mit nützlich edlen Werken
Des Volkes Kraft zu zügeln und zu ſtärken.

Und feſt vertraut dem Schwert ſein ſtarker Arm,
Den Waffen ſoll die Macht des Irrthums weichen.
Bezwungen floh ſchon mancher Heidenſchwarm
Nach heißem Kampf vor ſeines Stahles Streichen.
Er ſchweift und kreuzt im Sturm auf rauhem Meere,
Der Heiden Schreck, — iſt drohend hie und dort;
Er ſchwingt ſein Schwert als Zeugniß ſeiner Lehre,
Und Thaten ſind ſein prieſterliches Wort;
Des Kampfes Noth, der Schlachten heiße Plagen
Iſt er erfreut im Dienſt des Herrn zu tragen.

Und wenn im Meer des Winters ſtrenger Froſt
Mit ſtarrem Eis die flücht'gen Fluthen dichtet,
Wacht er am Strand bei Durſt und ſchlechter Koſt,
Daß nicht ſein Werk der Heiden Liſt vernichtet;
Doch freudig wird bei'm erſten Frühlingsſturme
Der neue Muth zu frommen Kämpfen wach.
Noch weilt er dort am Meer im feſten Thurme,
Auf hoher Wacht, im niedrigen Gemach,
Und ſchaut hinaus in's graue Feld der Wellen,
Ob fern' im Meer der Rugen Segel ſchwellen.

Es ſteigen nun, durch eng gewundne Wand,
Die Freunde raſch zu ihm hoch in die Runde,
Und machen ſchnell die Bothſchaft ihm bekannt.
Der Biſchof hört das Wort der neuen Kunde;
Er ſtaunt, er ruft: „So ward ſchon jetzt erfüllet
„Was geſtern ich erblickt im Traumgeſicht?
„Ich wachte lang', von dichter Nacht umhüllet,
„Bis dämmernd ſchon ſich hob des Morgens Licht;
„Da ſanken ſchwer die müden Augenlieder,
„Und deutlich ſtieg's zu mir im Traum hernieder.

„Ich ſah' wie ſich an Rügens Strand entlang
„Ein Leichenzug in trägem Schritt bewegte;
„Doch plötzlich war's, als wenn mit Waffenklang,
„Im Kampf, mich ſelbſt der Rugen Heer umhegte.
„Ich ſank im Streit, ich wollt' empor mich raffen,
„Denn mächt'ger ſcholl der Heiden Feldgeſchrei;
„Da tönt' es laut: Laß ruhn die blut'gen Waffen,
„Und bete nur, daß ſtark die Liebe ſei. —
„Und Alles ſchwieg, als mild dieß Wort erklungen;
„Von höh'rer Macht lag Rügens Volk bezwungen.

„So friedlich war mein Traum. Doch niemals hat
„Zu ſolchem Bild mein Geiſt ſich ſcharf erreget,
„Wenn nicht alsbald mit raſchgeborner That
„Ein ſaurer Kampf mein Leben heiß beweget.
„Und drohend ſchleicht ſich jetzt von Mund zu Munde
„Im Wendenland ein heimlich ſchrecklich Wort,
„Vom nahen Krieg, vom mächt'gen Heidenbunde,
„Vom Länderraub und wilden Chriſtenmord;
„Drum ſorgt' ich ſchnell, daß klug zu ſolchem Streite
„Nicht nur das Heer der Dänen ſich bereite.

„Gen Lübecks Schloß — wo Herzog Heinrich weilt,
„Der jüngſt den Kampf in Mecklenburg beendet —
„Mit frommen Rath und ſtrenger Mahnung eilt
„Mein Schreiber fort, den geſtern ich geſendet.
„Er meldet ihm: wie an der Oſtſee Küſte
„Das Wendenvolk ſich heimlich drohend regt,
„Damit auch er, im Sachſenland, ſich rüſte,
„Wenn ſchnell empor des Krieges Flamme ſchlägt.
„Soll jetzt das Kreuz die Götzen überwinden,
„Muß jeder treu dem andern ſich verbinden.

„Doch will ich nun, um prüfend ſelbſt zu ſehn
„Was dort geſchah, an Rügens Küſten landen,
„Und raſch bereit, kann's ohne Kampf geſchehn,
„Das Volk befrey'n aus ſeines Irrthums Banden."
Der Biſchof ſpricht's, und laut, mit mächt'gen Tönen,
Wie wenn im Wald mit hohlem Wiederhall
Bei wildem Sturm die Eichenſtämme dröhnen,
Durchruft er ſchnell der Wellen dumpfen Schall:
„Wohlauf, wohlauf des Winkes ſeyd gewärtig,
„Und macht in Eil die Schiffe ſegelfertig."

Er faßt das Beil, von Silber iſt der Griff,
Er liebt es mehr als and're ſcharfe Waffen,
Und ſteigt vom Thurm. Schon reiht ſich Schiff an Schiff;
Der Schilde Laſt, der Helme Zierrath raffen
Die Krieger ſchnell von naher Wand, und laufen
Dem Strande zu. Des Biſchofs Auge zählt
Die wackre Schaar; er nimmt vom ganzen Haufen
Zweihundert nur; drei runde Schiffe wählt
Er ſich zur Fahrt und läßt das Zeichen geben,
Daß einen Schwung's die Segel ſich erheben.

Auf ſchwanker Fluth blinkt ſchon das Abendlicht,
Es weicht der Tag vom dunkelnden Geſtade,
Als Abſalon die ſtille Fluth durchbricht
Und raſch enteilt auf ſchnellgeſchloßnem Pfade.
Da löſen auch den Zaum der müden Roſſe
Die Freunde ſich, und reiten durch die Nacht
Auf ſtillem Weg zurück zu Roſchilds Schloſſe,
Wo einſam nur der Wächter wandelnd wacht.
Doch ſchlummerlos erſehnt Kanut den Morgen;
Ihn flieht der Schlaf, ihm ſchwebt das Herz in Sorgen.

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

BIBLIOTEKA

57771

ROTANOX
oczyszczanie
maj 2008

KD.605.2
nr inw. 847